J. F. Schink. Schulz

Almanach
der
Belletriſten
und
Belletriſtinnen

für's Jahr 1782.

Ulietea,
bey Peter Jobſt Edlen von Omai,
Königl. Hofbuchhändler und Buchdrucker.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Geneigter, lieber Leſer,

Es iſt Dir wol gleich eingefallen, daß der Kezeralmanach nicht unnachgeahmt davon kommen würde, und jezt, ſiehſt Du, iſt's eingetroffen. Troz der ungeheuren Menge von Almanachen aus allen Gewerben, Zünften und Handthierungen trit hier noch einer hervor, der auch geleſen ſein wil. Daß er ſeinem Bruder Kezeralmanach ſo ähnlich ſieht wie ein Ei dem andern, ſticht in die Augen; das muſt Du mir nun aber nicht verdenken; denn es iſt doch beſſer, wenn ſich eine ſchwangre Frau an einem hübſchen, runden, rotbälkichten, muntern Jungen verſieht, als an einem krummen, lahmen, hinten und vorn ausgewachſenen! Ich hatte ſchon länge dies und das von meinen lieben Handwerksgenoſſen auf dem Herzen, wuste aber nicht, wo, wie, und wann ich mich deſſelben entledigen ſolte; nun kam der Rezeralmanach heraus, und auf einmal ſtand ein Bellettriſtenalmanach in meinem Kopfe fix und fertig. Ich machte mich friſch daran, und jezt haſt Du ihn in Händen. Der alte Horaz ſagt wol, daß er die Nachahmer für Hornvieh hält, aber darunter mus er wol nur die ſchlechten verſtanden haben, denn er ſelbſt wäre wol in ſeinem Leben das nicht geworden, was er jezt iſt, wenn es nicht vor ihm Griechen in der Welt gegeben hätte. Du wirſt's nicht übel deuten, daß ich mich für keinen ſchlechten Nachahmer halte; denn ich denke, daß ich mein Handwerk eben ſo gut verſtehe, als der Verfaſſer des Rezeralmanach's das ſeinige. Doch darüber muſt Du ſelbſt urteilen. Genug, lis Du mein Büchlein, mach' mir eine finſtre oder freundliche Mine, wie Dir's gefällig iſt, lobe mich oder ſprich mir das Todesurtel, wie Du es für gut hältſt; denn ich weis doch, daß mir nicht ein Finger weh thut, wenn Du mich auch lebendig viertheilen wolteſt. — Bis jezt bin ich immer noch recht freundlich mit Dir umgegangen, lieber Leſer, aber haſt Du ein Paar Bogen weiter geleſen: ſo neme ich meinen gravitätiſchen Ton an, und dann ſprechen **Wir** mit Dir! Das las Dir nun aber nicht befremden; denn wenn mir die Herren, von denen ich nicht geſprochen habe, wie ſie wol ſelbſt von ſich geſprochen hätten, einen

Prozes an den Hals werfen; ſo kan der Plural eher die Koſten bezalen, als der Singular; nur bitte ich die Herren da und wehmütig: daß ſie den Prozes wider mich nicht in Sachſen anhängig machen, dafür, Dir in's Ohr geſagt, gutherziger Leſer, bewahre mich der liebe Gott! Da komm' ich nicht eher davon, bis ich den lezten Heller bezalt habe, und das wäre doch ein Bischen zu hart! Lieber wil ich mir noch meinen groſſen Bas, der nichts als **Wahrheit! Wahrheit!** brumte, um die Ohren ſchlagen laſſen; da hab' ich doch wenigſtens den Troſt, daß es andern wakkern Männern auch ſo ging, und daß ich höchſtens einen Chirurgus brauche, der doch mehr als drei Zeilen auf die Seite ſchreibt!

Uebrigens las alles Kalkuliren und Spekuliren, wer wol der Verfaſſer dieſes Büchleins ſein könte, unterwegs; eher wirſt Du Gras wachſen hören, als meinen Namen, Aufenthalt und Vaterland erfahren. Ganz wirſt Du es freilich nicht laſſen können, aber denn kan's auch nicht fehlen, daß ich nicht heimlich über Dich lächeln und Deinen armen Kopf bedauren ſolte!

Es wird Dir wol auffallen, daß Du noch manche Männer vermiſſeſt, die auch ein Pläzchen hier haben ſolten, Groſſe und Kleine, Mittelmäſſige und Schlechte, Rieſen und Zwerge; aber denn bedenke auch, daß ich ein einzelner Menſch bin, eben ſo gut was vergeſſen und überhüpfen kan, als Du — denkſt Du das, ſo bleiben wir von Anfang bis zu Ende die allerbeſten Freunde! Wilſt Du Dir aber die Mühe geben und mich in öffentlichen Blättern, in welchen Dir's beliebt, freundlich zurechtweiſen, ſo verdienſt Du von mir ein Patſchhändchen, und einen vollen, herzlichen Händedruk, nach alter Teutſcher Art darneben. Stelſt Du Dich aber ungebärdig, und ſchnauzeſt mich an; ſo wil ich mich wol hüten Dir zu nahe zu kommen — aber das wirſt Du denn doch nicht hindern können, wenn ich Dich auf meine eigne Hand recht herzlich auslache?

Nun habe ich Dir noch einen kleinen Vorſchlag zu thun? Siehſt Du es gern, wenn mein Büchlein fortgeſezt wird? Aber was ſol ich Dir denn über's Jahr Neues erzälen? Neues wilſt Du doch nur gern hören. Ich habe beſchloſſen, Dich wieder mit bellettriſtiſchen Neuigkeiten zu unterhalten. Ich wil Dir erzälen, wenn hier oder dort ein neuer

Geſelle

Geſelle einwandert, der in unſerm Handwerk arbeiten wil; ich werde Dir ſeine Arbeit zeigen und ſagen, was ich davon halte, und ſchildern, was er ſonſt für ein Mann iſt, ob er gros oder klein, vierſchrötig oder ſchwächlich, dikke- oder dünnethuend iſt! Biſt Du damit zufrieden? Das würde nun aber noch keinen Band ausmachen, da wil ich Dir alſo noch, wenn Du es für gut hältſt, Geſchichten zum Beſten geben, die ich aus Groſſen, klein gemacht habe, d. h., ich wil Dir Romane und allerlei andre Sachen, die Dir meine Handwerksgenoſſen in die Hände ſtekken, ausziehn und beurteilen. Du und Deine Börſe werden wiſſen, daß ſolche Sachen Geld koſten — und Geld iſt ein edles Ding, das ſich nicht gern wegſchmeiſſen läst — alſo wil ich Dir treulich allen Schofel und alle gute Waaren, die von Meſſe zu Meſſe, beſonders im Romanenfach herauskommen, bekant machen, und Dir ſagen, was Du kaufen kanſt oder nicht. Auf das, was ich davon urteile, wirſt Du Dich verlaſſen können, und dadurch um manchen Gulden und Thaler ſchwerer bleiben. Du ſiehſt, daß ich's recht herzlich gut mit Dir meine, und Deine Gewogenheit gern haben möchte. Was ich thun kan, ſie zu krigen, wil ich thun — und hiermit gehab Dich wol und ſei mir gut!

Wintermond.

1. Dienſtag.		trüber, ſchwarzer Tag, gut zu Thaten — der Finſterniß — Lügen und Trügen —
2. Mittwoch.	Braun.	
3. Donnerſtag.		
4. Freitag.		
5. Sonnabend.	Chriſtian Wilhelm Kindleben.	Schwatz in kalten Tagen nicht übel! — gut Betteln — Hungern — Büchermachen — Huren — Korrektiren.
6. Sonntag.		
7. Montag.		
8. Dienſtag.	Kloz.	Sauwetter —
9. Mittwoch.		
10. Donnerſt.		
11. Freitag.	Robert.	gut aus dem Fenſter ſehn —
12. Sonabend.	Brumbey.	dikker Nebel — und zähnklappender Froſt!
13. Sonntag.		
14. Montag.	Friedrich Matthiſſon.	wäſſ'rig Wetter mit Schnee — und Regen —
15. Dienſtag.		
16. Mittwoch.		
17. Dennerſt.	Auguſt Goedike.	gut raufen und — den — Durſt — ſtillen.
18. Freitag.		
19. Sonabend.		
20. Sonntag.	Friedrich Goedike.	— gut Tabakrauchen und — Federn zerkäuen —
21. Montag.		
22. Dienſtag.		— Wolken kämpfen — wider die Sonne —
23. Mittwoch.	Stelzer.	
24. Donnerſt.	Stephanie ſ.	viel Schnee —
25. Freitag.	Stephanie j.	
26. Sonabend.	Schletter.	-- veränderlich und Wind —
27. Sonntag.		
28. Montag.	Weidmann.	— Regen — Kot — daß man ſtekken bleibt!
29. Dienſtag.		
30. Mittwoch.		
31. Donnerſt.		

Wintermond.

Das erſte Viertel (1—10) tritt an mit Sturm und Regen und verpeſteter Luft. Leute, die viel ausgehn, bekommen's auf die Bruſt. Auch iſt's Abends ein wenig unſicher, denn bei der dikken Finſternis, kan Mancher um ſeine Uhr, Doſe, Schnupftuch ꝛc. kommen; weil's Leute gibt, die in der grimmigſten Kälte, ſo viel Hize im Magen haben, daß ſie dieſelbe mit dem Erſten dem Beſten zu ſtillen ſuchen.

Das zweite Viertel (11—16) hebt an mit trüben, faulen Tagen, wo man am Beſten thut, daß man ſie verſchläft, oder mit Dichten zubringt.

Das dritte Viertel (17—22) dürfte ſich auf moraſtiges böſes Wetter neigen, wo Schnupfen ſtark graſſiren werden. Fieberhize und Froſt wird ſolche Waghälſe pakken, die ſich unterſtehn, dieſem Viertel in die Augen zu gukken. Im ganzen Viertel ſind ſich die Tage ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern; eh' es nicht ganz vorbei iſt, kan Niemand frei Luft athmen.

Das vierte Viertel (23—31) iſt von gemiſchter Witterung. Mitunter Sonnenblikke, worauf augenbliklich dikker, dikker Nebel folgt; dann wieder Hagel, Sturm, Schnee ꝛc. Die beſten Dienſte in ſolchem Wetter, thut ein groſſes Wildſchauer, worin man ſich bis an die Naſe hüllt, die Augen feſt zudrükt, um ſo wenig als möglich von dem Wetter zu ſehn und zu fühlen.

Kinder in dieſem Mond geboren, ſind meiſtens hiziger Natur, lieben mithin Alles, was die Hize ſtilt; trinken und — gern; ſind mehrentheils faule Knaben, und lieben die Methode von allem **Was** und im Ganzen **Nichts** zu lernen; daher es denn komt, daß Einer auf dies, der Andre auf jenes verfällt; auf's Lügen und Trügen, auf's Peregriniren, Betteln, Pasquilliren und Huren, auf's Dichten, Empfindeln und Komödienſchreiben — ſind im Ganzen wenig zu gebrauchen und hätten wir Gewalt über ſie; ſo wolten wir ihnen ein Pläzchen anweiſen, das ihnen wol anfangs nicht behagen aber in der Folge ſie gewis zu rechten Kerls machen würde.

Hartmond.

1. Freitag.		
2. Sonnabend.		
3. Sonntag.	Laur.	— heitres Wetter — —
4. Montag.	Dieterich.	— Regen — Wind — Schneegeſtöber —
5. Dienſtag.		
6. Mittwoch.	Ludwig Theobald Roſegarten.	— Morgenröte verkündet einen — guten Tag —
7. Donnerſtag.		
8. Freitag.		
9. Sonnabend.	Wenzeslaus Sigismund Heinze.	
10. Sonntag.		Waſſer — und — Wind —
11. Montag.		
12. Dienſtag.	Miller.	— gut pinſeln und weinen —
13. Mittwoch.	Ludwig Heinrich Nikolai.	— Nebel und trübe! — kan — ſich aber — mit der Zeit aufhellen —
14. Donnerſt.		
15. Freitag.		
16. Sonabend.		
17. Sonntag.		
18. Montag.	Joachim Chriſtian Friedrich Schulz.	— Sonne geht früh auf, — — wird um — den Mittag untergehn —
19. Dienſtag.		
20. Mittwoch.		
21. Donnerſt.		
22. Freitag.	Stemler.	— fade, ſchläfrig —
23. Sonabend.	Volbeding.	— — Wind — —
24. Sonntag.		
25. Montag.	Löper.	— Sonne bricht durch —
26. Dienſtag.	Sintenis.	— Regen — Schneegeſtöber —
27. Mittwoch.		
28. Donnerſt.		

Hartmond.

Das erſte Viertel (1—12) trit ein mit gemäſſigter, kühler Luft, bei welcher man ſich hinter den Ofen ſezt, Gedichte u. ſ. w. lieſet. Schläft man auch dann und wann drüber ein: ſo dauert's nicht lange! Wenn man aufwacht iſt man wieder munter und frölich.

Das zweite Viertel (13—21) iſt ein ſchnakſches Viertel. Es verſpricht viel, hat den allerbeſten Anſchein, und doch verſpricht's wiederum nicht viel, hat auch keinen guten Anſchein. Wenn's abgewartet iſt, wird man am beſten drüber urteilen können!

Das dritte Viertel (22—24) dürfte mit faden, windigen Wetter eintreffen, wobei man ſich auf's Ohr legt, einſchläft und ſich um die ganze Welt nicht kümmert.

Das vierte Viertel (25—28) bringt geſundes Wetter, hat wol Nebel, zieht ſich aber bald wieder in die Höhe! Wenn ſich's nur nicht zu ſehr auf einmal anſtrengt, gut zu werden, ſondern ſich Zeit nimt!

Die Kinder dieſes Mondes haben alle die beſte Anlage, ſind aber durch dazwiſchen kommende Umſtände nicht immer ſo glüklich, das zu werden, was ſie werden könten. Dieſer verdirbt ſich die Augen durch alzuviel ſchreiben; jenem wird der Kopf ſchief von all' den hohen Gedanken, die ihn durchfahren; ein andrer hat Luſt überal hinzureiſen, mus ſich aber jedesmal den **Reiſebündel** ſelbſt ſchnüren; ein andrer denkt er iſt ſchon ſo! ſo gros! und iſt noch ganz klein: ein dritter winſelt, wimmert, weint beſtändig den lieben Mond an; ein vierter kan vor allem Wind nicht zum Fuſſen kommen — kurz, Jeder hat was, das ihn hindert, gros zu werden. Vielleicht, daß ſie in der Folge noch ſo glüklich ſind, ſich von all' dieſen Hinderniſſen loszureiſſen, dann können's brave Jungen werden.

Lenzmond.

1. Freitag..		
2. Sonnabend.	Johann Gottlieb	— Sonne, mat im Auf- gang — ſchön im Mittag,
3. Sonntag.	Schummel.	— immer ſchöner, je ſpäter
4. Montag.		am Tage—
5. Dienſtag.	Campe.	— fruchtbar — ſtärkend —
6. Mittwoch.	Abraham	— ſcharfe, beiſſende Luft—
7. Donnerſtag.	Gotthelf	— — und — —
8. Freitag.	Käſtner.	— gut Leute kuranzen —
9. Sonnabend.		
10. Sonntag.	Thümmel.	— heitrer, froher Sonnenblik
11. Montag.	Joachim	— gut ſpaziren gehn —
12. Dienſtag.	Chriſtian	— — kein Nebel — —
13. Mittwoch.	Blum.	kein Wölkchen iſt neidiſch!
14. Donnerſt.	Göckingk.	— ſanftes Frühlingsweben,
15. Freitag.	Friedrich	gemacht — für Liebesträume
16. Sonabend.	Gedike	— Sonne bricht durch —
17. Sonntag.	Wezel.	— Wind aus allen Winkeln, — aber nicht zum Umwer-
18. Montag.	Chriſtian Graf	fen! —
19. Dienſtag.	zu Stolberg.	— lichte Wolken — Sonne
20. Mittwoch.	Friedrich Graf	
21. Donnerſt.	zu Stolberg.	— Luft aus Griechenland —
22. Freitag.	Joh. Heinrich	— Tag iſt gut, aber — er
23. Sonabend.	Voß.	— weis es —
24. Sonntag.	Karl	— Mond lächelt — dankt
25. Montag.	Maſtalier.	— es der Sonue!
26. Dienſtag.	Meißner.	— reines, heitres Lüftchen —
27. Mittwoch.	Hölty.	— melancholiſch und trübe
28. Donnerſt.		
29. Freitag.		
30. Sonabend.		— ſüſſes — einwiegendes
31. Sonntag.	Kaſpar Lavater.	— Lüftchen — für roſen- farbne Träume gemacht —

Lenzmond.

Erſtes Viertel (1—10) hebt an mit geſundem heitern Wetter, das Herz und Verſtand erhöht, Dünſte, die hier und dort aufſteigen, vertreibt, und ſich erhält Auch dürfte zu Ende deſſelben ſcharfe, beiſſende Luft eintreffen, die den Staub aufwühlt, und wenn man die Augen nicht feſt zudrukt, einen auf drei Tage blinzeln machen kan.

Das zweite Viertel (11—23) iſt den Dichtern recht ſehr günſtig. Einige hebt es ſo hoch! ſo hoch! daß dem Zuſchauer ſchwindelt; Andre lokt es auf blumichte, duftende Auen, wo ſie begeiſtert werden, und die Lyra rühren, dazu ſingen, wobei es denn kommen kan, daß einige heiſer werden. Ein kaltes Lüftchen zu Ende des Viertels macht, daß einige die Naſe etwas hoch tragen, da ſie ſie doch, nach den Regeln der Klugheit, in den Buſen ſtekken ſolten.

Das dritte und vierte Viertel deutet auf heitres, muntres Wetter, das alle Schönen der triſten Wintermonde vergeſſen macht, ſie an's Fenſter lokt — Regungen in ihnen erzeugt, die — die — der Frühling bei allen Kreaturen mit ſich bringt. Stunden, Tage, werden froh und frölich zugebracht und die Nacht verfliegt unter zukkerſüſſen Träumen!

Jungen in dieſem Mond geboren, haben alle den Kopf, wo er ſizen mus. Sind mehrentheils luſtig und guter Dinge; lieben ſich, lieben Andre (wären ſie auch weiblichen Geſchlechts) wie ſich's ziemt, und wenn wir unſre Meinung recht ſagen ſollen, behagt ihnen Honig beſſer als Wermut; ſchwärmen gern von einem Blümchen auf's andre; wollen gern Alles einſchlukken und das Eingeſchlukte gern Jederman mittheilen; theilen's auch mit und mehrentheils recht glüklich; darauf thun ſich nun einige von ihnen mächtig viel zu gute; andre greifen dafür hübſch in ihren Buſen und halten dann und wann Generalviſitazion mit ihrem Kopfe, und, unſres Dünkens, ſind dies die wakkerſten Leute, werden aber gemeiniglich im erſten Viertel geboren; die im zweiten blaſen andre ehrliche Leute weit weg; werden auch mitunter dafür ausgelacht; die im dritten und vierten, ſind gemiſchter Natur; einige ſind ganz irdiſch, andre ganz himliſch — doch haben wir, im Ganzen genommen, nichts wider ſie.

Oſtermond.

1. Montag.		— Wetter meint's für den — Oſtermond gut; wil gern Allen — von Allem, — was geben — —
2. Dienſtag.	Auguſt Herrmann Niemeyer.	
3. Mittwoch.		
4. Donnerſtag.		
5. Freitag.		
6. Sonnabend.	Chriſtian Heinrich Schmid.	— gut kriti — ka — keln — — kakeln — — — kakeln — kakeln — kakeln!
7. Sonntag.		
8. Montag.		
9 Dienſtag.	Friedrich Schmit.	— Sonne könte durchbrechen —
10. Mittwoch.		
11. Donnerſt.		
12. Freitag		
13. Sonabend	Ehrenfried Engelbert Buſchmann.	— friſches Lüftchen, mit — — — Regen — — — Wind und Schneegeſtöber.
14. Sonntag.		
15. Montag.		
16. Dienſtag.	Kretſchman.	— — Sonnenblikke —
17. Mittwoch.		
18. Donnerſt.	Trautzſchen.	— veränderlich — Wind —
19. Freitag.		
20. Sonabend.	Berger.	— Regenwolken —
21 Sonntag.		
22. Montag.		— Wind, riecht nach was — iſt geſtreift über Genie —
23. Dienſtag.	Müller.	
24. Mittwoch.		
25. Donnerſt.	Plümike.	— — veränderlich — Wind
26. Freitag.		
27. Sonabend.		
28. Sonntag.	Karl Philipp Moriz.	— die dikken Wolken verziehn ſich und machen dem Wonnemond Plaz —
29. Montag.		
30. Dienſtag.		

Oſtermond.

Das erſte Viertel (1—8) neigt ſich auf Wind und Regen und Schloſſen — wiſſen nicht von wannen ſie kommen und wohin ſie fahren!

Das zweite Viertel (9—17) hebt an mit Regen und Sonnenblikken, doch könt' es des erſtern mehr geben, als des leztern.

Das dritte Viertel (18—25) gibt Aprilwetter — bald dies — bald das — ſind wenig dadurch erbaut!

Das lezte Viertel (26—30) neigt ſich auf heitres Wetter; es dürften auch mit unter Regenwolken drohn, aber es iſt immer ein raſches Lüftchen parat, das ſie verſcheucht, die Sonne durchläſt und uns der vorigen unfreundlichen Tage vergeſſen macht.

Kinder in dieſem Mond geboren, lernen alle gut mit der Feder umſpringen, und ſind mehrentheils fleiſſig; nur mus man ihnen nicht mit gründlichen Sachen kommen, da ſchlafen ſie ein, oder ſehn ſie nur obenhin an, und mögen ihren Kopf nicht brauchen. Werden ſonſt gutherzige Knaben; tragen wol die Naſe etwas hoch: aber doch nur bis in ihr dreiſſigſtes Jahr, dann laſſen ſie dieſelbe ſinken, und da könte es denn kommen, daß ihnen die Feder aus der Hand fiele — bleiben deshalb aber gute Knaben — feurig und ſchläfrig, wie ſie aufſtehn, und wie man ſie haben wil!

Wonnemond.

1. Mittwoch.		
2. Donnerſtag.		
3. Freitag.		
4. Sonnabend.		
5. Sonntag.	Klopſtok.	— reine, kräftige, himliſche Luſt —
6. Montag.		
7. Dienſtag.	Karl Wilhelm Ramler.	— kräftiger Sonnenſtich — — — der — ſchwache Köpfe drehend macht —
8. Mittwoch.		
9. Donnerſtag.		
10. Freitag.		
11. Sonabend.	Gottfried Auguſt Bürger.	— erſchütternder Sturm — — — dann — ſanftes, liebliches Lüſtchen. —
12. Sonntag.		
13. Montag.	Gleim.	— ſchöner Abend —
14. Dienſtag.	Albert v. Haller.	— Sonne geht früh auf, erhält ſich in vollem Glanz, bis am Abend.
15. Mittwoch.		
16. Donnerſt.	Denis.	— Frühlingsweben —
17. Freitag.		
18. Sonabend.	v. Kleiſt.	— heitres Wetter —
19. Sonntag.	Mathias Claudius.	— Waſſerfeten, Luſtfeuerwerke — mit Petermänchen.
20. Montag.		
21. Dienſtag.		
22. Mittwoch.		
23. Donnerſt.		
24. Freitag.		
25. Sonabend.	Chriſtian Martin Wieland.	— ſanfte Stille, einwiegen des — Fruhlingsweben — — auf Zaubergefilden —
26. Sonntag		
27. Montag.		
28. Dienſtag.	Salomo Geßner.	— Sonne neigt ſich zum Untergang — immer noch ſchön!
29. Mittwoch.		
30. Donnerſt.		
31. Freitag.		

Wonnemond.

Das erſte **Viertel** (1—9) trit ein mit Maienlüftchen, die über himliſche Auen ſtreichen, Wonne in jede unſrer Adern ſtrömen, ſich mit Macht in unſre Seele gieſſen und uns mitnemen, wohin ſie wollen! Dann wiegen ſie uns in ſüſſe Träume der Phantaſie und wehn uns auf ätheriſche Fluren und Felder hinüber!

Zweites **Viertel** (10—13) begint mit erſchütterndem Sturm, der das Herz aus ſeinen Wurzeln reiſt und Euch hinſchleudert, wohin er wil — hilft Euch aber wieder auf und führt Euch über düftende Auen, zu Bäumen, die in voller Blüte prangen und Euren Geiſt über die Erde heben.

Das dritte **Viertel** (14—23) hat lauter fruchtbare kräftige Tage, die Euch in die Vorzeit zurükzaubern, und des Gegenwärtigen vergeſſen machen.

Das lezte **Viertel** (24—31) trit ein mit ſanftem, lächelndem Sonnenblik, der Euch aus der Welt hinauslokt —— im roſenfarbnen Taumel ſeht Ihr Menſchen, wie ſie Gott haben wil, ſchön wie die Sonne, ſanft wie der Mond, herzliche, edle Menſchen —— Ihr erwacht und härmt Euch, daß es Traum war!

Kindern, in dieſem Mond geboren, lächelt der Himmel bei ihrer Geburt; ſie bekommen Gaben, die Ihr andern Erdenſöhne demütig anſtaunt, auch gern haben möchtet — aber ſie ſind die Erwählten! Zieht die Hüte, werft Euch auf's Knie und dankt, daß Ihr ſolche Männer zu Brüdern habt.

Brachmond.

1. Sonnabend.		
2. Sonntag.	v. Hagedorn.	— — fruchtbar — —
3. Montag.		
4. Dienſtag.	Bodmer.	— Sonne geht unter —
5. Mittwoch.	Uz.	— — heiter — —
6. Donnerſtag.		
7. Freitag.	Schlegel.	— kräftiges fruchtbringendes Wetter —
8. Sonnabend.		
9. Sonntag.	Zachariä.	— lichte Wolken — Sonnenregen —
10. Montag.	v. Cronegk.	— — trübe — — und —
11. Dienſtag.	Samuel	waſſerreiche Wolken — geben — ſa — des — ſchläfriges — Wetter — —
12. Mittwoch.	Gottlieb	
13. Donnerſt.	Lange.	
14. Freitag.	Gerſtenberg.	— Nebel zieht auf — —
15. Sonabend.		
16. Sonntag.	Gottſched.	— Waſſerſtröme zum Umreiſſen —
17. Montag.	Lichtwehr.	— Regen — und —
18. Dienſtag.	Löwe.	— Schloſſen — mit Wind.
19. Mittwoch.	Johann	— dikke Wolken — —
20. Donnerſt.	Samuel	— — ziehn ſich — —
21. Freitag.	Pazke.	— vor die Sonne — —
22. Sonabend.	Withof.	— — Nebel — —
23. Sonntag.	Friedrich	— fruchtbarer Regen, aber auch Wind, Wind, — möchte ſich beides bald legen —
24. Montag.	Nikolai.	
25. Dienſtag.		
26. Mittwoch.	Günther.	— gut Waſſerſuppen eſſen
27. Donnerſt.	Stoppe.	— Wind durch Strohdächer
28. Freitag.	Joh. Heinr.	
29. Sonabend.	Weißmann.	— es regnet Blaſen!!! —
30. Sonntag.		

Brachmond.

Das erſte **Viertel** (1—9) hebt an, mit ſanftem fruchtbaren Sonnenblik, der Alles nährt und wärmt, Keime hervorlokt, ſie aufſchieſſen, aber nicht reifen ſieht.

Das zweite **Viertel** (10—15) deutet auf Nebel und wäſſ'rige Tage, nur dann und wann Sonne, komt ſie aber hervor, ſo bringt ſie Frucht und Seegen mit.

Das dritte **Viertel** (16—24) dürfte mit ſchweren Donnerwettern eintreten; ſie haben aber meiſtens kalte Schläge und dieſe treffen immer auf Gewitterableiter, die ſie entweder in's Meer der Vergeſſenheit, oder tief in das Eingeweide der Erde ſchikken, wo ſie austoben können — Darauf komt gemäſſ'gte Luft mit Regen und Wolken; Sonnenblikke und kleines Regengeſtöber enden das Viertel. Aber

Das lezte, iſt ein böſes Viertel! (25—30). Weſſen Dach nicht wol verwahrt iſt, laſſe es über Hals über Kopf neu dekken; weſſen Haus im Grunde liegt, rükke es auf die Anhöhe; wer Kinder hat, laſſe ſie nicht vor die Thür; wer Schweine, Kühe, Ochſen, Hüner hat, ſchlieſſe ſie auf den oberſten Boden — es kommen Wolkenbrüche! Wolkenbrüche!

Kinder in dieſem Mond geboren, ſind meiſtens kalter Natur, lieben das Waſſer und werden früh alt. — Wären ſie ein Paar Monde weiterhinaus geboren, ſo würden's andre Kerls! Sie haben mehrentheils die Gabe, durch irgend etwas die Augen der Welt eine Zeitlang auf ſich zu ziehn, aber lange dauert's nicht; man ſchlägt die Augen bald wieder weg, und ſchielt am Ende nicht mal mehr nach ihnen hin — denn ſie ſind zu früh auf die Welt gekommen.

Heumond.

1. Montag.		
2. Dienſtag.	Johann Georg Jakobi.	
3. Mittwoch.		— — Sonne — nimt — — von uns Abſchied —
4. Donnerſtag.		
5. Freitag.		
6. Sonnabend.	Mad. Reklam	— froh — munter —
Sonntag.	Nantchen.	— Liebeszauber —
8. Montag.		
9. Dienſtag.		
10. Mittwoch.	Mad. Bürger	— ſanftes Weben —
11. Donnerſt.	Philipine Gatterer.	
12. Freitag.		— wonniglich —
13. Sonabend.		
14. Sonntag.	Mad. Runkel.	— fruchtender Regen —
15. Montag.		
16. Dienſtag.		— Waſſerſtröme und Fluten — wo — geſunde Empfindung verſinkt —
17. Mittwoch.	M. Gottſched	
18. Donnerſt.		
19. Freitag.	Md. Hänel.	— — wäſſ'rig — —
20. Sonabend.		
21. Sonntag	M. Karſchin.	— — fruchtbar — —
22. Montag.		
23. Dienſtag.	K. C. Louiſe Rudolphi.	
24. Mittwoch.		— Sonnenaufgang —
25. Donnerſt.		
26. Freitag.		
27. Sonabend.		
28. Sonntag.	Md. Albrecht.	— — Morgenröte —
29. Montag.		
30. Dienſtag.	Charlotte v. Schenk.	
31. Mittwoch.		— Regen und Wind —

Heumond.

Das erſte Viertel (1—5) trit ein mit ſanftem, klaren Wetter — iſt überhaupt ein ſüſſes Viertelchen, in welchem die andern ihren Urſprung haben.

Das zweite Viertel (6—13) hebt an mit ſüſſem, wonnigen Wetter, lenkt ſich darauf auf ſanften, ſchmachtenden Sonnenblik mit Staubregen — das gibt denn ſogenanten Sonnenregen, der alle Welt wachſen und gedeihn macht.

Drittes Viertel (14—20) lenkt ſich auf trübe wäſſ'rige Tage; den Himmel bedekken Wolken und die Sonne, ſo gern ſie auch wil, kan ſie nicht durchbrechen.

Das lezte Viertel (21—31) deutet auf geſundes heitres Wetter — mit unter heftigen Sonnenſtich, der Einen ein wenig ſchläfrig macht — ganz zu Ende könte auch Regen eintreffen.

Kinder in dieſem Monat geboren, ſind (einen ausgenommen) weiblichen Geſchlechts; haben einen guten Vater, der ihnen die beſten Lehren gibt und viele von ihnen anfeuert, das zu werden, was er iſt. Sie werden alle, fromme. wolgezogne, muntre Kinder, die mit dem vorlieb nemen, was ſie haben — und ſie haben nicht wenig! Einige werden ſteinalt, Andre ſterben jung weg — ein Umſtand, der im Weltlauf nicht unerhört iſt — Doch können ſie ſich ſelbſt den Tod etwas vom Leibe halten, wenn ſie nur wollen!

Erntemond.

1. Donnerſtag.		
2. Freitag.		
3. Sonnabend.	Gotthold Ephraim Leſſing.	— Sonne, in vollem blendenden Glanz, vom Morgen — bis in den ſpäten Abend
4. Sonntag.		
5. Montag.		
6. Dienſtag.	Juſtus Möſer.	— kräftiger — — herz—erhebender Sonnenblik —
7. Mittwoch.		
8. Donnerſtag.		
9. Freitag.		
10. Sonabend.	Thomas Abt.	— Sonne dringt durch — ſinkt früh hinter dikke Wolken zurük — —
11. Sonntag.		
12. Montag.		
13. Dienſtag.		
14. Mittwoch.	Johann Joachim Engel.	— ſtarker Sonnenſtral hinter — Wolken — zeigt — ſich nur ſelten.
15. Donnerſt.		
16. Freitag.		
17. Sonabend.	K. G. Leſſing.	— heiter und angenem.
18. Sonntag.	Rabener.	— friſches, beiſſendes Lüftchen —
19. Montag.	Weiſſe.	— ſanfter, durchdringender Spatregen —
20. Dienſtag.		
21. Mittwoch.	Hermes.	— Sonnenregen —
22. Donnerſt.		
23. Freitag.		
24. Sonabend.	Chriſtian Fürchtegott Gellert.	— melankoliſches, trübes Wetter — mit untermiſchten — Regen und Sonnenblikken —
25. Sonntag.		
26. Montag.		
27. Dienſtag.		
28. Mittwoch.	Duſch.	— ſanfter, fruchtbarer Regen —
29. Donnerſt.		
30. Freitag.		
31. Sonabend.		

Erntemond.

Das erſte Viertel (1—11) trit an mit vollem, ungetrübten Sonnenblik, der über bunte Felder mit Schnittern, Garben ꝛc. bedekt herlächelt und ſich zu freun ſcheint, daß durch ſeine Kraft das alles ward!

Das zweite Viertel (12—17) deutet immer noch auf heitres, Erntewetter, abwechſelnd, mit einem friſchen, frohen Lüftchen.

Das dritte Viertel (18—22) gibt ſtilles, fruchtbares Wetter — dann und wann einen trüben Himmel — läst's aber nicht zum Regnen kommen.

Das lezte Viertel (23—31) beginnt mit; trüben, melankoliſchen Wetter, Regengeſtöber und fallendem Nebel; iſt aber für die noch ſtehenden Früchte heilſam und wolthätig.

Kinder in dieſem Mond geboren, ſchreiten an Gottes Hand auf die Welt, und wo ſie hinkommen, ſtrömt Frucht und Gedeihn in vollem Maaſſe von ihnen. Sie ſtreben nach Warheit und finden ſie; werden faſt alle ſteinalt d.i. wenn ſie lange tod ſind, leben ſie immer noch. Kazengeheul und Hundegebell, eben ſo wenig als Schmeichelei und Heben bis an den Himmel, können ſie von ihrer Bahn ablenken; ſie ſind faſt alle von unerſchrokner, männlicher Seele, und die Wenigen unter ihnen, die es nicht ſind, werden deshalb doch ehrenwerte Leute — ob uns gleich jene mit dem entſchloſſenen Blik, zehnmal lieber ſind.

Herbſtmond.

1. Sonntag.		
2. Montag.		
3. Dienſtag.	Bode.	— heiter —
4. Mittwoch.		
5. Donnerſtag.	Mylius.	— luſtig und lieblich —
6. Freitag.		
7. Sonnabend.		
8. Sonntag.	Johann Joachim	— — Luſt — aus —
9. Montag.	Eſchenburg.	— — England —
10. Dienſtag.		
11. Mittwoch.	Jakob Friedrich	— Wind und Regen —
12. Donnerſt.	Schmidt.	— mit Sonnenblikken.
13. Freitag.	W. Gottlieb	— — Lüſtchen — —
14. Sonabend.	Bekker.	— aus Frankreich —
15. Sonntag.		
16. Montag.		
17. Dienſtag.	Gotter.	— lokkender Sonnenſtral
18. Mittwoch.		
19. Donnerſt.	Reichard.	— Fruchtbringendes Wetter
20. Freitag.		
21. Sonabend.	Bertuch.	— kühlende Luſt —
22. Sonntag.		
23. Montag.		
24. Dienſtag.		
25. Mittwoch.		
26. Donnerſt.		
27. Freitag.		
28. Sonabend.		
29. Sonntag.		
30. Montag.		

Herbſtmond.

Das erſte Viertel (1—6) deutet auf geſundes, friſches Herbſtwetter, kühl und angenem! Alles iſt fröhlich — denn es ſieht die Bäume mit Früchten belaſtet, den Weinſtok mit vollen, hellen Trauben prangend — wer ſolte ſich da nicht freun!

Das andre Viertel (7—14) dürfte mit etwas neblichten Tagen eintreten — aber der Nebel fält, und jeden Nachmittag trit die Sonne hervor, zwar nicht mit blendendem Stral, denn ein gemäſſigtes Herbſtlüftchen kühlt ihn ab, aber doch mit ſanftem, wärmenden Herüberblikken.

Das dritte und vierte Viertel, deuten auf hellen, muntern Sonnenſchein, der das Herz hebt und alles, was Sorge und Kummer iſt, weit, weit wegſcheucht.

Kinder in dieſem Mond geboren haben alle die beſte Anlage; lieben das Fremde mehr, als das Einheimiſche; geben ſich auch mehr mit fremden, als mit ihren eignen Köpfen ab. Gründliche, ſchwerfällige Dinge, ſind eben ihre Sache nicht; ſie ſchwärmen lieber über düftende Blümchen, als über alte verfalne Gemäuer, und haben den Grundſaz, daß man des Alten nicht bedarf, wenn man des Neuen zur Gnüge hat. Sie lernen alle gut mit der Feder umgehn; bei einigen hat ſie im ganzen Jahre nicht einen einzigen Feiertag — daß ſie da unzäligemal getipt werden mus, ſieht, glaub' ich, Jederman ein.

Weinmond.

1. Dienſtag.		
2. Mittwoch.		
3. Donnerſtag.		
4. Freitag.		
5. Sonnabend.	Schlenkert.	— Trauerlüſtchen von Gelis —
6. Sonntag.		
7. Montag.	Fiſcher.	— Tag wil gern gut werden —
8. Dienſtag.		
9. Mittwoch.		
10. Donnerſt.	Michaelis.	—Seegelwind auf dem Meere — der Vergeſſenheit —
11. Freitag.	E.K.Schmidt	— — wäſſ'rig —
12. Sonabend.	C.A.Schmidt	— wäſſ'rig — und fad.
13. Sonntag.		
14. Montag.	Schiebeler.	— Mondenſchein —
15. Dienſtag.		
16. Mittwoch.		
17. Donnerſt.	Grader.	— Sternſchnupfen
18. Freitag.		
19. Sonabend.	Krauſenek.	— Wind — —
20. Sonntag.		
21. Montag.	Roſt.	— — Vogelneſter — —
22. Dienſtag.		
23. Mittwoch.	Wernike.	— — Schloſſen — —
24. Donnerſt.		
25. Freitag.		
26. Sonabend.	Göz.	— — Waſſersnot — —
27. Sonntag.		
28. Montag.		
29. Dienſtag.		
30. Mittwoch.		
31. Donnerſt.		

Weinmond.

Das erſte Viertel (1—8) trit an mit rauem, melankoliſchen Wetter, dikker Nebel hängt herab und ſchwarze Wolken thürmen ſich; Regen und reiſſender Wind iſt wenig zu ſcheuen, auch dürften die Nächte länger ſein, als die Tage.

Das zweite Viertel (9—13) ver[illegible] [illegible], ſchaafmäſſiges Wetter, wo Hirn und Verſtand verſauern am beſten, man trinkt brav friſchen Moſt — iſt auch wol ein Uebel, aber doch kleiner, als das erſte — übrigens können wir verſichern, daß ſchlechter Moſt, niemals guter Wein wird.

Das dritte Viertel (14—20) trit ein, mit etwas hellern Tagen, doch hat's von der Ungezogenheit des zweiten noch viel an ſich.

Das lezte Viertel (21—31) hebt an mit kotigen Tagen — Wer viel von den grunzenden, borſtigen Kreaturen hat, treibe ſie fleiſſig in die Schwemme — denn ſie ſind Schweine — zu Ende des Viertels erhellen ſich die Tage ein wenig, laſſen dann und wann die Sonne hervor; aber nur ein Paar Augenblikke — Im Windmond komt ſie erſt wieder zum Vorſchein!

Kinder in dieſem Mond geboren, ſind alle dichtriſcher Art und Natur — welches man ihnen deutlich aus den Augen lieſ't. Einige von ihnen erleben das dreiſſigſte Jahr; Andre bekommen die Nottaufe und ſterben gleich nach ihrer Geburt. Daraus iſt klar, daß die Meiſten der Welt wenig nüzen. Sie kommen heraus, um zu quiken, zu ſchrein, zu kreiſchen — bis ihnen das Maul zuſchnapt — und dann ſind ſie doch auch hier geweſen!

Windmond.

1. Freitag.		
2. Sonnabend.	Johann Wolfgang Göthe.	— — — Na — — — — ſen — — — blu — — ten —
3. Sonntag.		
4. Montag.		
5. Dienſtag.		
6. Mittwoch.		
7. Donnerſtag.	Johann Georg Herder.	— Hals= — — und — — — Bein — — — — — brüche — —
8. Freitag.		
9. Sonnabend.		
10. Sonntag.		
11. Montag.		
12. Dienſtag.	Johann Michael Reinhold Lenz.	— Wind — Hagel — Regen Schloſſen — Sturm — Schnee Sonne — Mond — Sterne — — Alles, von Allem Alles —
13. Mittwoch.		
14. Donnerſt.		
15. Freitag.		
16. Sonabend.		
17. Sonntag.		
18. Montag.		
19. Dienſtag.		
20. Mittwoch.	Klinger.	— Sturm und Drang —
21. Donnerſt.		
22. Freitag.		
23. Sonabend.		
24. Sonntag.		
25. Montag.	Cramer.	— der Froſch koart, koart — — ſchreit Tag und Nacht —
26. Dienſtag.		
27. Mittwoch.		
28. Donnerſt.		
29. Freitag.		
30. Sonabend.		

Windmond.

Erſtes Viertel (1—5) trit an mit Wirbelſturm und Erdbeben und Sauſen von oben und unten; die packen Euch, werfen Euch, daß Ihr die Beine himmelan kehrt. Wer an einem Baum ſteht, klamre ſich feſt an; wer im Bette liegt ſtehe nicht auf, und wer in einem hölzernen Hauſe unterm Dache wohnt — der zittre! zittre! gehe aber nicht herunter, wenn ihm ſein Kopf und Verſtand lieb iſt!

Das zweite Viertel (6—16) iſt nicht eigentlich das, was es ſcheint; findet aber ſein Behagen dran, das zu ſcheinen, was es nicht iſt — ein kurioſes Viertel!

Das dritte und vierte (17—30) deutet auf naſenweiſe Luſt, die, ſo wie jener Froſch ein Ochſe werden wolte, gern Sturmwind werden wil. — Sauſen und Brauſen vor den Ohren wird in dieſem Viertel nicht ſelten ſein — Doch findet man in jeder Marktſchreierbude Pulver, Latwergen, Salben ꝛc. dawider. Die privilegirten Zahnärzte zu Leipzig und Hamburg, verſprechen ſich um die Zeit viel Abgang!

Kinder in dieſem Mond geboren, ſind — in dem Windmond geboren!

Chriſtmond.

1. Sonntag.		
2. Montag.	Conzins.	—Amazonenhabit— Schimmel —
3. Dienſtag.		
4. Mittwoch.	Moſes Dobruska.	— — Wind — riecht — — nach — Knoblauch
5. Donnerſtag.		
6. Freitag.		
7. Sonnabend.		
8. Sonntag.	Bock.	—Wetter, meint's zu gut—
9. Montag.		
10. Dienſtag.	Grosmann.	— heller Himmel —
11. Mittwoch.	Ritter von Steineberg.	
12. Donnerſt.		— viel Wind —
13. Freitag.		
14. Sonabend.	Brezner.	— Thara — netto — Pfund — Konto ꝛc. —
15. Sonntag.	Schink.	— Sonnenblikke verſprechen ſchöne Tage — —
16. Montag.		
17. Dienſtag.		
18. Mittwoch.		
19. Donnerſt.		
20. Freitag.	Unzer.	— — Geniedrang — —
21. Sonabend.		
22. Sonntag.		
23. Montag.	Rudolph Ernſt Schilling.	— Sonnenblikke — Regen — Glateis — verſchanzt — euch! —
24. Dienſtag.		
25. Mittwoch.	Blankenburg.	— heitrer Himmel — —
26. Donnerſt.		
27. Freitag.	Boie.	— milder Sonnenblik —
28. Sonabend.	Haſe.	— Sonne wil ſich nicht ganz zeigen —
29. Sonntag.	Perſchke.	— — trübe — — —
30. Montag.		
31. Dienſtag.		

Chriſtmond.

Erſtes Viertel (1—7) zielt auf Schneegeſtöber und ſcharfen Wind; Tage ſind trübe Wintertage, Nebel und Schnee hören nicht auf.

Das zweite Viertel (8—15) bringet heitern Himmel und Sonnenblikke; Nebel droht's auch mitunter, aber er dürfte nur bis zum Mittag aushalten, da fält er, und läſt die Sonne wieder hervor.

Das dritte Viertel (16—24) drohet mit Regen und Schnee und kalten Nächten; doch dürfte der Mond dann und wann die ſtokfinſtre Nacht erhellen. —

Das vierte Viertel (25—31) zielt auf heitres Wetter, mit ſtarkem Froſt und ſchneidendem Wind; die Sonne meint's gut und macht uns der vorigen böſen Tage vergeſſen. —

Kinder in den erſten Vierteln geboren, ſind gute Knaben, die die beſte Anlage zeigen, nur nicht immer ſo Gebrauch davon machen, wie ſie können; andre wollen auf einmal gros werden, und werden augenſcheinlich kleiner; andre ſind und bleiben klein — mus wol eine Zwergart ſein! — Aber die Kinder des lezten Viertels, ſind — Weihnachtsgeſchenke!

Alphabetiſches Verzeichnis der Tagesnamen im Kalender.

Thomas Abt.

Schade, daß uns der Mann ſo früh entriſſen ward! Nach dem zu urtheilen, was er ſchon geleiſtet hat, was kont' er nicht noch leiſten? Er war Profeſſor in Rinteln, aber das Profeſſorleben mochte wenig Reize für ihn haben, ſein Misbehagen daran, dünkt uns, ſchimmert hier und dort deutlich hervor. Er iſt einer der Erſten, der ſein Vaterland belehrte, nicht in der Sprache und den barbariſchen Ausdrükken der Schule, ſondern in ſeiner Mutterſprache, die er ganz ſo in ſeiner Gewalt hatte, wie ſie ieder Teutſche, dem ſeine Sprache lieb iſt, haben ſolte. — **Wolf**, **Leibniz**, waren groſſe Männer, aber für wen brauchbar? Blos für die Gelehrten! Und ihre Schüler machten's wie die Meiſter. Sprache, Ton, der trokne Gang wurden beibehalten und das Volk hatte nichts! Zwar ſchrieben auch einige von ihnen Teutſch; aber was für ein Teutſch! Lateiniſche Wendungen mit Teutſchen Worten, der trokne, mathematiſche Paragraphenton ꝛc. wer konte das aushalten, wenn er ſich nicht ſchon recht tief hineinſtudirt hatte, oder ſelbſt ſolch ein Philoſoph werden wollte! Und doch fehlte es damals ſolchen Schriften nicht an Beifal; (man hatte keine beſſern!) Beweis davon, ſind, **Meier's** Schriften! Was wurden die nicht gedrukt, verkauft, geleſen! Wenn **Meier's** Verleger für ſeine bloſſe Logik und Metaphiſik, eins der ſchönſten Häuſer, auf dem beſten Plaz, den Halle hat, geben konte; ſo kan man leicht auf den Debit ſchlieſſen, den er damit zu machen hofte und auch wirklich machte. Jezt iſt nun die Zeit aus. **Meier** und ſeine Schüler ſind izt gefallen; wie konten ſie auch oben bleiben, da man jenen philoſophiſchen Scharfſin, der einen **Mendelsſohn**, **Leſſing**, **Eberhard**, **Reſewiz**, **Baſedow**, **Abt** ꝛc. ſo ſehr aus-

auszeichnet, ganz bei ihnen vermist. Des Nuzens, den dieſe Männer geſtiftet haben, können ſich jene nicht rühmen, obgleich ihre Schriften überal geleſen und ſo warm, wie ſie aus der Feder kamen, verſchlungen wurden! Aber dieſe ſchrieben auch Teutſch, daß ihr Volk ſie verſtehn konte, und verachteten jenen barbariſchen Zwitterton, wo Lateiniſche Wendungen, mit Griechiſchen und Teutſchen Wörtern, mit Abtheilungen und Unterabtheilungen, mit ellenlangen Perioden, mit Schlüſſen aus Barbara ꝛc. und was weis ich alles! allerliebſt durch und über und neben einander ſchattirten. Daß Abt dieſem Tone auswich, iſt ſein gröstes Verdienſt. Sonſt konten nur Gelehrte, über dies und jenes unter einander diſputiren, nur andern Gelehrten, ihre Gedanken mittheilen, nicht dem Volke, daß von ihrem Schnikſchnak nichts verſtand. Abt nam das Lekkerſte von den Speiſen, das ſeine gelehrtern Brüder, in dem ungeheuren Vorratsgewölbe ihrer Abſtrakzionen und Subtilitäten und Ergo's und Maiors und Minors verbargen, theilte es ſeinen ungelehrtern Brüdern mit

und

und die empfingen's mit Freuden aus ſeinen Händen, labten ſich herzlich dran, und danken's dem guten Abt immer noch. Zwar ſchüttelte hier und dort ein alter Pfahlbürger mächtig ſein Haupt, als er ſah, wie der junge Mann, der Philoſophie ihr altes Gewand, das aus Lappen von tauſenderlei altfränkiſchen Farben zuſammengeſezt war und einen äuſſerſt ſchwerfälligen Schnit hatte, ſo mutig auszog und ihr dagegen das neue, modiſche, niedliche, jederman anlachende, belletriſtiſche Kleidchen anlegte; aber Abt achtete nicht darauf, ſondern ging ſeinen Gang fort! Tauſendmal lieber iſt er uns, als Andre jenen Gelichters, die von ihren Thronen mit ſtarker Stimme herabpredigten und alle Menſchen (weil ſie Niemand verſtand) Maul und Naſe aufſperren machten! — Noch einmal, ewig Schade, daß er ſo früh ſtarb! Wir haben viel an ihm verloren! Sein Werkchen **vom Verdienſt**; ſeine freundſchaftliche Korreſpondenz, bezeugen's! Daß wir ihn in unſerm Almanach aufſtellen, wer wird's uns verübeln! Zwar verbindet man hier und dort einen ſchlechten Be-

griſ

griſ mit einem Bellettriſten; denkt ſich dabei ein **Kunſtjüngerlein**, das nichts als Verslein ſchmieden, eine Komödie oder ein Romänchen machen kan, von allen ſolidern Kentniſſen nichts weis, ſie auch nicht verdauen kan; weil er ſich einmal an die dünnen ſanfthinunterflieſſenden Kraftſüpchen gewöhnt hat — wir werden auch wirklich in der Folge, dergleichen kennen lernen — Aber wer ſich bei Abt's Namen, ſo was denkt, verdient nicht, ſein Landsmann zu ſein!

Madam Albrecht.

Teutſchland hat auch Bellettriſtinnen, wie Frankreich, England ꝛc. von ieher gehabt haben und noch haben. Zwar ſind ihre Namen nicht ſo geläufig, als **Babet, Ninon Lenklos, Miſtres Brook** ꝛc aber ſie können's ja noch werden! Wer weis, ob jene bei ihrem Leben ſoviel gegolten haben, als nach ihrem Tode! Lobenswürdig iſt's, wenn Frauenzimmer etwas mehr können, als einen unorthographiſchen Liebesbrief ſchreiben, Viſiten geben und nemen, ein Liedchen trillern ꝛc. wenn ſie ſich dafür auf Wiſſenſchaften legen, die Herz und Kopf ausbilden, ſich Mühe geben, über das Mittelmäſſige hinauszukommen und dem Vaterlande Ehre zu machen! Wenn ihnen auch, nach Rouſſeau, all' die Stükke fehlen, die uns Männer in dem Punkt auszeichnen, "jenes himliſche Feuer, welches die Seele erhizt und entflamt, jenes umſichgreifende verzehrende Genie, jene brennende Beredſamkeit, jene erhabnen Schwünge, die ihr Entzükken des dem Innerſten unſers Herzens mittheilen" — ſo mus uns doch jedes Frauenzimmer ſchäzbar ſein, das ſich beſtrebt, mehr zu werden, als ſeine Schweſtern. So iſt's mit **Madam Albrecht**! Ihre Gedichte, die ſie hin und wieder in den Blumenleſen hat einrükken laſſen, wenn man ſie mit kritiſchen Augen beſieht, ſind mittelmäſſig; Ausdruk, Ton, ſind altäglich — aber mag es doch ſein! Das edle empfindungsvolle Herz der Frau ſticht überal ſichtbar hervor. ihr Wille ſol uns einmal That ſein und wir wollen wünſchen, daß Teutſchland recht viel ſolche gute, fleiſſige Weiber bekomt! Ihr Aufenthalt iſt **Erfurt.** Ihre Gedichte mit einem Paar Schauſpielen, hat ſie wollen auf Pränumerazion herausgeben; iezt wiſſen wir noch nicht ob dies Unternemen zu Stande gekommen iſt.

Braun.

Sich Tag und Nacht auf den Bierbänken umherzuſühlen, ſich aus einem Lande in das andre zu betteln, überal, wo man hinkomt, Leute belügen und betrügen — mag doch ein ſchönes Leben ſein, und Herr **Braun** mögen ſich recht wol dabei befinden! Faſt ſchämen wir uns ihn hier aufzuſtellen, da ſo viel wakre, trefliche Leute, um und neben ihn zu ſtehn kommen! Aber unſre delikatere Leſer mögen die Augen mal zudrükken und dieſem gelehrten Schweine, pour la rareté du fait, hier ſein Pläzchen gönnen! **Braun** hat keine bleibende Stelle, iſt überal zu Hauſe, überal geweſen! Wir hatten das Glük, ihn in Halle zu ſehn, wo er derzeit Student war. Nach ſeiner damaligen Auſſage, hatte er auf allen Univerſitäten ſtudirt, konte Engliſch, Italieniſch, Franzöſiſch ꝛc. als wenn er in einem dieſer Länder geboren wäre. — Ueber die Warheit dieſer Auſſage, wollen wir uns nun nicht ſtreiten; aber ſoviel iſt gewis, daß kein Tag hinging, wo er nicht knutteldik beſoffen war; er trank mit den Handwerksburſchen auf Du und Du, tanzte mit ihnen, herzte und küſte ſie; bekam aber doch manchmal, wenn er ihnen ihre Mädchen abſpänſtig machen wolte, einen derben Bukkel voll Prügel. Doch das ſchüttelt' er ab wie der Hund den Regen, und für ein Glas Bier vergas er Alles wieder. Mitten unter dieſem Leben ſchrieb er Bücher über Bücher, überſezte aus dem Engliſchen und Italieniſchen, und fand immer Verleger, die begierig zulangten. Er gab ein Buch heraus: **Ruheſtätte der Zärtlichkeit einiger Liebenden**; welches Herr **Mag. Kindleben**, in ſeinem Wochenblatte: **Vermiſchte Aufſäze zur Beförderung der Litteratur und Sitten**, recht ſehr lobt. Wir können's nicht loben und ſoviel Gutes auch der Magiſter davon ſagt, beharren wir hartnäkkig bei unſerm Tadel. Zwar kan es ſein, daß wir ungerecht richteten, kan ſein, daß ſich **Kindleben** beſſer in eines **Braun's** Lage und Herz hineindenken, mithin all die Schönheiten, denen er das Daſein gab, beſſer empfinden konte, als wir, nach dem Sprüchwort, **Gleich ſucht ſich, Gleich find't ſich!** Oder gab ihm ſein Verleger vielleicht Auftrag den Wiſch zu loben, daß er nicht unmittelbar aus der Drukkerei zu den Käſeweibern wanderte? Eins von Beiden wird es wol ſein! Zwei Geſchichten in der Ruheſtätte, ſind von ihm, das dritte, ein verſifizirtes, hat er einem gewiſſen **Friedrich Goedike**, (unſre Leſer lernen ihn unten auch kennen) gemauſt, das Honorar dafür gezogen und ſich's recht wol ſchmekken laſſen. — Ferner hat er auch ein verſifizirtes Duodram geſchrieben, deſſen Titel wir nicht mehr wiſſen, auch vielleicht, auſſer dem Verleger, Niemand mehr weis. Doch erinnern wir uns einer ſehr kraftvollen Stelle aus demſelben, die wir doch wundershalber hier zum Beſten geben wollen:

"Gedonnert, gewettert, geraſſelt!
Geblizet, gehagelt, gepraſſelt!
Geſchloſſ't —

Hier verläſt uns unſer Gedächtnis! Aber dies Wenige wird ſchon genug ſein, das Dichtergenie des Verfaſſers und ſeine Kraftſprache in ein gehöriges Licht zu ſezen. Sechs Wochen war er ungefähr in Halle, als er plözlich unſichtbar ward und Schulden über Schulden zurüklies. Seit der Zeit haben wir keine Nachrichten von ihm. Solt' es ihm gefällig ſein, der gelehrten Welt noch bekanter zu werden, ſo darf er nur die merkwürdigſten Umſtände ſeines Lebens und ein volſtändiges Verzeichnis ſeiner Werke aufſezen und ſie unſerm Verleger zuſchikken — wir werden gern und willig Gebrauch davon machen. Wir wollen ihm auch einen Vorſchlag thun, wie er ſein Brodt verdienen kan, wenn das Skriblerhandwerk und Lügen und Trügen nicht mehr fort wollen: er gehe nach Aken oder ſonſtwohin, unter ein Garniſonbataillon und werde Pfeifer oder Trommelſchläger, daß ihm mit der Zeit nicht noch was Aergres wiederfahre!

Brumbey.

Brumbey.

Wird auch wol wenigen unſrer Leſer bekant ſein. Ein Nachbeter **Miller's**, des Verfaſſers des Siegwart ꝛc. aber ein elender! Er hat Verſchiednes für Empfindſame geſchrieben. Iſt auch vielleicht Verfaſſer des **Waldro**, oder **des lezten Vaters in der Reihe der Edlen**, doch wollen wir's nicht für gewis ſagen. Hat eine Sammlung von Epigrammen herausgegeben, worin er ſeine elenden, ſchaalen, ſtachelloſen Dinger unter die Epigrammen unſrer erſten Dichter in dem Fache zu miſchen, und durch welche er die vortrefliche Ramlerſche Epigrammenſammlung ausſtechen zu wollen die Frechheit gehabt hat. — Gott gebe ihm ſeine Gnade zur Beſſerung!

Wilhelm Gottlieb Bekker.

Ein hofnungsvoller, junger Mann, der ſich beſonders mit der Franzöſiſchen Litteratur beſchäftigt.

Er

Er gibt das **Magazin der Franzöſiſchen Litteratur** heraus, hat auch hier und da in unſern beſten periodiſchen Blättern manches Gute zum Beſten gegeben, z. B. In den **Ephemeriden der Menſchheit**, das Schreiben über das **entwante Band**; im D. Muſeum, Schreiben über den Abbee Raynal u. a. m. Noch ganz neuerlich haben wir von ihm eine Ueberſezung von **Erasmus Lob der Narrheit**, bekommen, die unſern ganzen Beifal hat.

Berger.

Den Mann kennen wir noch nicht näher; aber ſeine **Liederchen und Gedichte** (Leipzig 77) verſprechen nichts Groſſes! Sein **Landtag** und Achills Schatten, haben auch nichts hervorſtehendes!

Bertuch.

Ein Mann, der unſre Hochachtung verdient. Er iſt einer mit von unſern wakkern Ueberſezern, die nicht, wie unſre andern Schmierer, Haut und Knochen ihres Originals, ſondern Geiſt und Stärke und Leben deſſelben, liefern, auch dann und wann ein kleines Auge einimpfen, das auf eignem Grund und Boden gewachſen iſt. Wer kent ſeine Ueberſezung des **Bruders Gerundio** nicht: und ſeinen **Don Quixote**, gegen welchen all die vorigen Ueberſezungen Stroh und Stoppeln waren! Eignes hat er auch geſchrieben, z. B. **Elfride ein Trauerſpiel**, das von allen Bühnen mit Beifal angenommen iſt. Auſſerdem iſt uns nichts Eignes von ihm bekant. Die beſten Stükke von Hans Sachs, dem Grosvater unſrer Teutſchen Dichter, wolte er herausgeben, aber er kam damit nicht zu Stande, theils weil das Werk zu ſtark werden ſolte, theils, weil wir ſo undankbar ſind, und lieber

das

das Feld in vollem Flor, mit Aehren prangend, als ein neulich umgepflügtes Land, wo der Saame erſt zu keimen anfängt, ſehn wollen. Und doch hat das leztre ſeine Reize, weil aus ihm die vollen, fruchtbaren Aehren hervorſteigen, die uns ſoviel Vergnügen machen. **Bertuch's** Abſicht war gut; daß ſie ihm nicht gelang, darüber wird er ſich recht gut zu tröſten wiſſen!

---

v. Blankenburg.

Privatiſirt in Leipzig. War erſt Soldat, legte aber den Degen nieder und warf ſich den Wiſſenſchaften in die Arme, die ihn willig aufnamen und einen wakkern Mann aus ihm zogen. Sein Verſuch über **den Roman**, iſt ein Meiſterſtük. Studiren ihn unſre **Romanſchreiber** brav, bildeten ſie ſich nach ihm; ſo würden wir nicht mit ſolchem abſcheulichen Schofelzeuge von Meſſe zu Meſſe überſchwemmt werden. Doch **Blankenburg** ſelbſt gibt

ein

ein Beiſpiel, wie ſehr Praxis von Theorie unterſchieden iſt! Der Roman, den er nach ſeinen Grundſätzen geformt zu haben wähnte, (**Beiträge zur Geſchichte des deutſchen Reichs und deutſcher Sitten** Liegnitz 1775.) iſt bei weitem nicht das, was man von einem Meiſter wie er iſt, erwartete! Oder erinnerte man ſich bei demſelben zu ſehr an **Triſtram Shandy** und ſchadete ihm **das**? Sei es wie es wolle; **Blankenburg** iſt ein verdienſtvoller, treflicher Mann! Wir wünſchten, in der Folge noch recht viel ſeiner Art aufſtellen zu können!

Joachim Chriſtian Blum.

Privatiſirt in **Ratenau**, einem Städtchen in der **Mittelmark**. Ihn trift das Schikſal der meiſten Dichter und Bellettriſten nicht — er iſt reich! Deshalb kan er brav ſpaziren gehn, ſtat, daß Andre in einem engen Loche eingeſperrt ſizen, ſich die

Hände

Hände lahm ſchmieren und die Zähne ſtumpf käuen müſſen! Seine Spaziergänge haben ihren anerkanten Wert und wol uns, wol der Welt! wenn wir alle ſolche Spaziergänge thun könten! Menſchenkentnis, und gute Teutſche Sprache, kan man dem Mann nicht abſprechen. Seine **Lyriſchen Gedichte**, ſind bei weiten die beſten und korrekteſten von allen, die **Klopſtok**, Ramler ꝛc. nachgeſungen worden. Sein **befreites Ratenau** iſt ſchön, voll herzrührender Stellen, verbunden mit einem kräftigen, mänlichen Dialog. Auſſer dieſen hat er noch herausgegeben: **Reden, zwei Theile**, und ein **Sprüchwörterbuch**, die ſeinen Schriftſtellerruf um ein Anſehnliches vermehrt haben. Der Mann mag mehr ſchreiben, wir werden's iederzeit mit Vergnügen annehmen!

J. C. Bock.

Privatiſirt in **Dresden**. Er hat das Theater mit ſehr viel eignen Stükken bereichert, die mehrentheils alle mit Beifal aufgenommen ſind. Auch die Stükke, die nicht eigen ſind, wie die von Gozzi, von Shakeſpear ꝛc. die er für unſer Theater umgearbeitet hat, ſind gut geraten. Die Szenen, wo Gozzi ſeinen geübtern Italieniſchen Schauſpielern nur Winke gibt, hat er hie und da glüklich ausgefült! Nur mus der Mann nicht ſo viel ſchreiben; dadurch gelangt er nie zur Volkommenheit! Und doch wird er wol viel ſchreiben müſſen! Es trift ihn das Schikſal ſo vieler Bellettriſten — hätten ſie alle gewiſſes **Brodt**, ſo würde es um unſre Litteratur in einigen Jahren weit beſſer ſtehn. Aber ſo, wenn das Papier noch kaum trokken iſt, in die Drukkerei, von da in's Publikum; und daher kommen denn die vielen rohen, nachläſſigen Produkte, die uns jede Meſſe unausbleiblich liefert. Doch **Bock** ſticht ſehr zu ſeinem Vortheil unter den übrigen hervor. Wir haben von ihm: **Komiſche Opern zum Gebrauch der Teutſchen Bühne; Vermiſchtes Theater der Ausländer; Hanno, Fürſt in Norden; Kaiſer Adrian in Syrien; Der Verſchlag** ꝛc. u. a. m.

Bode.

Der Ueberſezer von **Yorik's empfindſamen Reiſen**; vom **Triſtram Shandy**; vom **Landprediger zu Wakefield** ꝛc. — wer kent die Güte dieſer Ueberſezungen nicht! Wären ſie doch alle ſo! Aber der Wunſch wird nicht eher erfült werden, bis jene Ueberſezerfabriken aufhören, worüber ſich ſchon der ehrliche alte Magiſter im **Sebaldus Nothanker** erklärt! Es gibt deren immer noch und ſie werden nicht eher ausgehn, bis die Grille unter uns verſchwindet, daß alles Fremde beſſer ſei, als das Einheimiſche, bis unſre armen Ueberſezer kein Geld mehr brauchen und bis ihre Verleger aufhören auf den Gewinſt zu ſpekuliren, den dies oder jenes mittelmäſſige Engliſche oder Franzöſiſche Werk, das ein ſchlechter Ueberſezer noch elender macht, unmittelbar abtriefen läst! Solte ſolch ein Schmierer ſich nicht ſchämen, wenn er einen **Bode** neben ſich ſieht! Aber die Leute ſind ſchon abgehärtet, ſolch

ei-

eines rüſtigen Mannes Anblik, kan ſie weder zum Erröten noch zum Nacheifern anfeuern; es iſt ein faules, nichtswertes Menſchengeſchlecht! Wenn **Boden's**, **Bertuch's**, **Myliuſſe** aufſtehn, ſo last uns mit beiden Händen nach ihnen langen, bis jezt ſind ſie noch ſelten genug!

Johann Jakob Bodmer.

Jn Zürich. Jezt ein Greis, der mit Vergnügen in die Jahre zurükſehn mus, wo er noch rüſtig und jugendlich war. Er iſt einer von denen, die unſerer Sprache und Dichtkunſt mit aufgeholfen und manchen Straus mit **Gottſched** und ſeinen anklebenden Waſſermännern, beſtanden haben. Zu ſeiner Zeit galt er viel; aber jezt — Doch alter, frommer Greis! freue Dich, daß Du einer der Säemänner war'ſt, die ihren Saamen ausſtreuten, ihn aufſchieſſen ſahn, aber nicht einernten konten! Was Du vorgearbeitet haſt, haben Andre treulich genuzt, und ſo wie ein Baum erſt Wurzel haben mus, eh' er ausſchlägt, blüht und Früchte bringt; ſo musteſt Du und Dein **Breitinger** und **Haller** und **Hagedorn** ꝛc. erſt da ſein, wenn wir auf den Gipfel ſteigen wolten, wo wir jezt ſind! Vergis die undankbare Jugend, die Dich nicht ſo achtet, wie ſie ſolte, wol gar hohnneckt! Es iſt keine Kunſt, gröſſer zu ſein als Du, wenn man an Dir hinanklettert und ſich auf Deine Schultern ſtelt! Tröſte Dich mit Deinen andern verälterten Freunden; wer vernünftig iſt, verkent Dich nicht, ſondern ſegnet Dich in ſeinem Herzen! Leg Deine Hände in den Schoos und ſieh Alles was um Dich wimmelt, mit dem Auge und der Gemüthsfaſſung an, die einem alten Invaliden eigen ſind, der ſeinen jungen rüſtigern Brüdern nicht mehr in die Schlacht folgen kan! Freu Dich über Dich ſelbſt! Du haſt das Herz aller, die Dich kennen, kümre Dich nicht um das, was hier und dort ein Luftſpringer oder Klopffechter ſagt, es kan Dir nicht mehr ſchaden! Leb wol, wol, braver Greis! Du

wirſt

wirſt nun bald entſchlummern und dann werden wir mit Thränen in den Augen ſagen:

> "Ach! ſie haben einen guten Mann begraben!
> Und uns war er mehr!"

Boje.

Oberſtatsſekretär in Hannover. Ein verdienſtvoller Mann; treflicher Geſelſchafter und Herausgeber des Teutſchen Muſeums. Ob er auſſer einigen Gedichten, die hie und da zerſtreut ſtehn, noch ſonſt etwas geſchrieben hat, iſt uns nicht bekant! Alle, die ihn beſucht und geſprochen haben, ſtimmen einmütig dahin überein, daß er wol einer unſrer erſten Deklamatoren in Teutſchland ſein mag!

C. F. Brezner.

Iſt Buchhalter in Leipzig. Er hat für's Theater geſchrieben und das mit Beifal. Gute Anlage vermißt man bei ihm nicht, nur hin und wieder iſt ſein Dialog platt, ſteif ꝛc. welches wir auf nichts anders ſchieben können, als daß er nicht genug polirt, ſondern, ſobald ſeine Stükke fertig ſind, damit in die Drukkerei eilt. Zum Komiſchen hat er viel Anlage, und wir wünſchen recht ſehr, daß er ſie immer mehr und mehr ausbilden mag. Nur merk' er ſich das goldne Sprüchlein: **Zu viel ſchreiben, iſt ſo gut, als nichts ſchreiben!** Wenn er auch wirklich unwiderſtehlichen Trieb zum Schreiben fühlt, und die Kraft ihn zu befriedigen, zu haben glaubt, ſo laſſ' er's doch ſacht' angehn, polire und überdenke ſeine Sachen brav; das wird ihm gegründeten und dauerhaften Beifal verſchaffen. Er hat uns in kurzer Zeit mit einer beträchtlichen Anzal von Stükken beſchenkt, z. B. **Karl, oder die Phiſiognomie; Operetten;] Liebe nach der Mode, oder der Eheprokurator; Belmont und Konſtanze, oder die Entführung aus dem Serail** u. a.

Gottfried

Gottfried Auguſt Bürger.

Unſer Volksdichter! Wol keiner unſrer Dichter kan ſich rühmen, ſo von Klein und Gros, von Hohen und Niedern, von Jung und Alt, geleſen zu werden! Und er verdient auch den Beifal, den er überal hat. Er iſt, dünkt uns, aus dem Halberſtädtiſchen gebürtig; ſtudirte erſt in Halle — und wie komt es doch, daß die groſſen Geiſter mehrentheils einen kleinen Hang zum Lokkern haben? Zwar Kloz hatte um die Zeit noch ſein Weſen dort — doch last uns darüber hinwegeilen! — Von Halle ging er nach Göttingen, wo er anfing, mit dem gröſten Eifer, die Rechte zu ſtudiren. Dabei trieb er die Dichtkunſt, hielt es aber ganz geheim. Nur dann und wann zeigte er ſeinen vertrauteſten Freunden etwas von ſeinen Arbeiten, und ſie ſahn gleich, was in ihm ſtekke! Deutliche Spuren von ſeiner kräftigen Einbildungskraft, von ſeiner mänlichen Sprache ꝛc. kurz Alles,

les, was ihn in der Folge ſo berühmt machte, lagen ſchon klar vor Augen. Er kam in Bekantſchaft mit **Hölty, Voß, Miller,** den beiden **Stolbergs** rc. und fing an, zu glänzen. Seine Stükke, die er hier und dort in die Blumenleſen und Almanache einrükken lies, machten Aufſehn, theils durch den Schwung ſeines Dichtergenies, theils durch die ſichtbare Politur, deren Stempel all' ſeine Werke an ſich trugen! **Lenore** entſchied ſeinen Ruf ganz. Wer las, wer deklamirte, lernte ſie nicht beinah auswendig! Und wenn man ſie hundertmal geleſen hat, iſt ſie immer noch anziehend, hat immer wieder neuen Reiz! Unſer Lob, wird keinen Deut zu ſeinem einmal erſchwungnen Ruhm zuſezen; er ſizt auf dem Gipfel des ſchroffen Felſen und lächelt der Unſterblichkeit entgegen! Er, der Einzige unſrer neuſten Dichter! Und ſeine Beſcheidenheit, wie löblich und rühmlich iſt die! Von dem unumſchränkten Beifal, den er unter unſerm Volke hat, zeigt das Pränumerantenverzeichnis vor ſeinen Gedichten! — Eine ſeiner älteſten Arbeiten iſt **Anthia und Abrokamas,** ein Roman

aus

aus dem Griechiſchen des **Xenophon von Efeſus**, der ſich ſehr gut leſen läst. Wer lieſ't **Bürger's** Proſe nicht gern; ſie iſt ja eine der beſten unſrer jeztlebenden Bellettriſten! Auch den **Homer** wolt' er überſezen; aber **Leop. Fr. Graf zu Stolberg** kam dazwiſchen. Hätt' er ihn doch nicht liegen laſſen! Der Weteifer wäre **Stolberg's** Ueberſezung zu manchen Dingen nüz geweſen!

Madam Bürger.

Gattin des vorigen. Eine Anverwante, von dem berühmten Egiptiſchen Uſurpator **Ali-Bey**, der vor einigen Jahren ſo viel Aufſehn machte. Sie ſol ein gutes wakres Weib ſein, die vom Geiſte ihres Gatten etwas in ſich gezogen hat. Das Liedchen im Almanach von 1780, **Muttertändelei** betitelt, macht uns nach mehr aus ihrer Hand und ihrem Herzen begierig.

Ehrenfried Engelhart Buſchmann.

Privatiſirt — wo? — iſt uns entfallen. Hat Eins und das Andre für's Theater geſchrieben, das nicht uneben iſt. Neuerlich hat er herausgegeben: Ferien, eine Samlung von ſatiriſchen und unterhaltenden Aufſäzen. Der Mann mag mehr drukken laſſen!

J. A. Campe.

War erſt Feldprediger unter des Prinz von Preuſſen Regiment; kam darauf nach Deſſau in's Philantropin; ging von da nach **Hamburg**, wo er iezt noch iſt, und ein Erziehungsinſtitut errichtet hat. Er iſt in aller Abſicht ein verdienſtvoller treflicher Mann, der ſeinem Vaterlande Ehre macht. Sein

Herz iſt edel und menſchenfreundlich, und ſein Kopf vol philoſophiſchen Scharfſin's, der bei uns iezt anfängt ſelten zu werden. Seine Verdienſte um das Erziehungsweſen ſind bekant; beſonders hat er meiſterhafte Verſuche geliefert, Kindern, auch die wichtigſten Dinge, leicht und faslich beizubringen. Sein Abebuch ꝛc. beweiſt es. Er iſt einer unſrer Lieblingsſchriftſteller, der ſeine Sprache in ſeiner Gewalt hat und unſer Herz lenken kan, wohin er wil. Sein Abebuch; Robinſon der jüngere, für Kinder; Kinderbibliothek; Sittenbüchlein u. a. m. ſind bekant und beliebt.

Matthias Claudius.

Unſer Volksſchriftſteller. Wer lieſt ihn nicht, wer bewundert ihn nicht! Sein trefliches Herz, ſeine reine, herzliche Jovialität und ſein geläuterter Geſchmak, ſtechen ſichtbar aus allen ſeinen Werkchen hervor. Gäbe uns doch Gott mehr ſolche Vel-

lev

lettriſten! und dieſen wieder, recht gut, bequemes Auskommen, ſo wolten wir in kurzer Zeit all' unſre Nachbarn nieder haben! Aber, das wird nicht eher geſchehn, bis wir auch eine Bellettriſtenfakultät haben, deren Mitglieder Poſten im Staate bekleiden könten. Aber, im Ernſt, daraus wird nichts! Wir wüsten nicht, wozu wir ſie brauchen ſolten! Verſe, Romane ꝛc. ſind zu ſehr Nebendinge, haben gar zu wenig Einflus auf das Ganze, als daß man ihre Verfertiger und Verehrer hervorziehn und vor Andern verſorgen ſolte. Alſo iſt für ſie kein ander Mittel, als Geduld und Ergebung! Wer hies Euch, einen Zweig der Gelehrſamkeit ergreifen, der ſo unfruchtbar und dürr iſt! Es iſt freilich ärgerlich wenn Ihr da, dikke zentnerſchwere Herrn, über und über mit Gold bebrämt, die nichts Hervorſtechendes als den dikken Kopf haben, vor Euch herkeuchen ſeht; aber Ihr müst Euch faſſen, **Fortunen** an den Pranger ſtellen und ſingen:

Wir neiden nicht das Bonzenheer
Um ſeine dikken Köpfe;
Denn drin ſind viele doch ſo leer,
Wie hole Kirchturmknöpfe!

Doch

Doch wir kommen ganz von unſerm guten **Claudius** ab! Er iſt einer von den wenigen Teutſchen, die einen originalen Ton haben und nicht den liebenswürdigen Ausländern nachbeten. Dafür hatt' er aber auch vor einiger Zeit das Vergnügen, ſich von einem Heere Kunſtjüngerlein verfolgt zu ſehn, die vom Scheitel bis zur Fusſole mit Apoſtrophen beklebt, ihm nachtanzten und Huzza! ſchrieen; aber ihr Sommer war bald abgewartet; ſie haben ihr Fliegenleben durchſumt, und **Claudius** iſt immer noch, wird lange noch leben, wenn er tod iſt — ein Troſt, den die meiſten unſrer jungen Schriftſteller nicht haben, ob ſie gleich alle glauben, ſie laufen der Unſterblichkeit in die Arme! Wenn uns doch **Claudius** bald wieder mit einem Bändchen ſeiner Aufſäze und Gedichte beſchenken wolte! Wir ſind vol Erwartung und freun uns ſchon recht ſehr darauf! Möchten ſich doch unſre Schmierer nach ihm bilden; ſo wenig, aber ſo gut ſchreiben als er! Wir kennen noch nichts von ihm als ſeinen **Asmus**, drei Theile, **Cyrus Reiſen** und **Sethos**, aus dem Franzöſiſchen.

Conzius.

Informator in Dresden. Hat eigentlich Theologie ſtudirt, aber der Honigſeim der ſchönen Litteratur behagte ihm beſſer, als Dogmatik, Hermenevtik, Polemik ꝛc. Das iſt ihm nun nicht zu verdenken; jeder greift nach dem, was ihm ſchmekt. Doch halten wir's für pfiffiger, ein Ding recht, als zehn Dinge nur obenhin zu wiſſen. Entweder ganz Theolog oder ganz Bellettriſt! Denn nach dermaligem Weltlauf, können beide nicht gut neben einander ſtehn. Wenn ſolche Leute als Theologen einen Dienſt bekommen, ſo mus entweder die Bellettriſterei ganz aufhören, oder ſie müſſen den Dienſt nicht annemen. Wir haben noch kein Beiſpiel, daß ein guter Bellettriſt, der Paſtor ward, ſeine Lämmer ſo weiden konte, als es ihn ſein Stand gebot — und das aus hunderterlei Urſachen, die Jedem leicht in die Augen fallen. Conzius wollen wir wol raten, die Bellettriſterei liegen zu laſſen;

denn

denn auſſerdem, daß er eben kein groſſes Licht zu werden verſpricht, komt noch der Umſtand hinzu, daß Belletriſten, die kein eignes Vermögen haben, dann und wann verzweifelt hungern müſſen. Er neme ja die erſte, beſte Pfarre, die ihm ſein Oberkonſiſtorialpräſident anbietet, mit beiden Händen an und beherzige das Sprüchlein: Ein Sperling in der Hand iſt beſſer, als zehn auf dem Dache! Aber dann mus auch die Belletriſterei fliegen, oder er iſt ſich und der ganzen Welt unbrauchbar — nichts iſt in jeder Sache unausſtehlicher, als das Mittelding! Er hat den Blendheim und ein ganz unbedeutendes Wochenblat geſchrieben, die uns ſeinen Verluſt, wenn er in die Zunft, zu der er eigentlich gehört, wieder zurüktrit, eben nicht empfindlich werden fühlen laſſen.

Carl Friedrich Cramer.

Profeſſor in Kiel. Sohn des alten verdienſtvollen Cramer's, der ſich durch ſeine Predigten, Pſalmenüberſezung ꝛc. rühmlichſt bekant gemacht hat. Daß der Sohn den Fustapfen ſeines Vaters nachtreten werde, wollen wir nicht behaupten — wenigſtens, ſo lang er den Genieſtempel beibehält, hat er dazu keine Hofnung. Was mag doch all' das Affektiren helfen, das manchen Leuten, ſo poſſierlich ſteht! Beſonders laufen unſre jüngere Bellettriſten beinah alle mit dieſem Narrenjäkchen. Man ſagt wol: Jugend hat nicht Tugend! aber wenn ſie ſich nun an all' das Zureden, in den ſchönen Wiſſenſchaften grau gewordner Männer nicht kehrt, ſie wol gar anſchnauzt, mehr zu ſehn und zu wiſſen glaubt, als ſie, das wird man doch nicht mit jenen Sprüchwort bemänteln wollen? Göthe hat viel jungen Leuten den Kopf um einige Strohhalmen verrükt, vielleicht daß Cramern auch dergleichen wiederfuhr! Wir müſſen ſo urteilen, wenn wir uns an ſeine Fragmente ꝛc. an ſein Buch mit dem ſchnakſchen Titel: Er und über ihn ꝛc. erinnern. Warum mögen doch die Leute nicht reden, wie ihnen das Maul gewachſen iſt! Oder glauben ſie, es lieſſe ſchön, wenn ſie es in

ab-

abgeſchmakte, unnatürliche, iedem geſezten Manne lächerliche Falten ziehn? Oder gelten ihnen die Luftſprünge und das ſtaunende Ach! Ach! milchbärtiger, unverſuchter Knaben mehr, als das heimliche Lächeln oder vernünftige Zureden erwachſner Männer? Nun dann Bravo! Sie mögen fortfahren, ein **Er und über ihn** zu ſchreiben und ſich dem Gelächter, oder dem mitleidigen Achſelzukken unſrer Matadors ausſtellen! Schon neuerlich hörten wir irgendwo einen von ihnen ſagen, daß Herr Cramer zum Froſchgeſchlecht gehöre! Darüber mag nun Cramer nicht böſe werden, ſondern die Kinderſchuh hübſch ausziehn, ſich mänlicher gebärden und dann — wird's ihm an Beifall nicht fehlen.

J. F. v. Cronegk.

Starb für uns zu früh. Sein Herz war ganz vom Gefühl der Frömmigkeit und Tugend durchdrungen, ſeine Gedichte athmen nichts als dieſe beiden Stükke. Einige unſrer Neuern ſolten erröten, wenn ſie den Kontraſt zwiſchen ſich und **Cronegk** bemerken. Er beſtrebte ſich, Tugend und Gefül für die Religion auszubreiten, aber ſie, blos um was Wiziges zu ſagen, treten das Alles unter die Füſſe. — Jezt wird der gute **Cronegk** nicht viel mehr geleſen und das bedauern wir herzlich. Zwar empfielt ihn nicht jener hohe Flug, jene kraftvolle, mänliche Sprache, jener feine Wiz — aber doch hat er viel feine Empfindung und vor allen Dingen, macht ihn die lauterſte Moral ſchäzbar. Freilich finden ſich auch hin und wieder Stellen in ſeinen Gedichten, die wäſſ'rig und fade ſind, aber das mus man dem Mann nicht ſo hoch anrechnen. **Gottſched** führte damals noch das Zepter über das Reich der Teutſchen Sprache und Dichtkunſt; kein Wunder, wenn hier und dort einer von ihm und ſeinen Geſellen angeſtekt ward. **Cronegk's** theatraliſche Stükke, ſind von keinem Belang, und nach unſerm Gefühl hatt' er ganz und gar keine Anlage zum Theaterdichter. **Olint und**

Sophronia; Codrus u. a. ſtehn in ſeinen geſamleten Werken und erſt neuerlich haben wir noch ein Büchlein bekommen, wo zwei bis dahin ungedrukte Stükke von ihm nachgeholt werden, es heiſt: **Blüten des Geiſtes, des Freiherrn von Cronegk.** Er ſtarb im ſechsundzwanzigſten Jahre.

Denis.

Profeſſor am Thereſianum zu Wien und Aufſeher der kaiſerlichen Bibliothek, ein Exjeſuit. Ein Mann, der ſeinem verrufnen Orden Ehre macht. Doch man hat es ja den Jeſuiten nie vorgeworfen, einige alte Dumköpfe ausgenommen, daß ſie, wie die andern Mönche faſt alle roh und in den Wiſſenſchaften fremd wären. Hälte nur jeder andre Orden ſoviel zur Aufname der Wiſſenſchaften beigetragen, ſo wären wir im Ganzen genommen vielleicht noch um einige Grade weiter. — **Denis** iſt in aller Abſicht ein verdienſtvoller Mann, und behauptet ſeinen Rang neben unſern gröſſern Dichtern ganz gut. Der Nuzen, den er in ſeiner angewieſnen Sphäre ſtiftet, iſt längſt bekant, und deshalb ehrte ihn **Thereſia** mit ihrem beſondern Wolwollen und Gnade. Er hat viel hofnungsvolle, junge Leute gebildet, die vielleicht erſt nach ſeinem Tode ganz ihren Nuzen ſtiften werden, und das mus dem edlen Mann Troſt und Freude ſein. Er iſt einer der erſten, die uns mit den alten Barden bekant und die Werke ihres Geiſtes auch für uns brauchbar machten. Seine Ueberſezung **Oſſian's** iſt kraftvol, mänlich — doch hat er an manchen Stellen ſein Original ein wenig zu ſehr verſchönert und **überladen**. — Seine Seele ward am Ende auch ganz bardiſch; er dichtete treflich in ihrem Geſchmak. Alles iſt vol Feuer und Leben — Dinge, wovon unſre neuſten Dichter nicht mal einen Begrif haben! Nach **Klopſtok** iſt er im Bardengeſang der Erſte. Alle andre, die ihm nachſangen, waren elende Dichterlinge, ſchwellend von unglaublich hoher Empfindung — und da kamen dann Krüpelbarden aus allen Ekken und Enden, braus-

brausten uns da was vor, und wir wusten nicht, ob 's geſtochen oder gehauen war. Doch, ſo wie jedes Ding ſeine Epochen hat, ſo auch der Bardengeſang, und Dank jenen wilſährigen Leuten, daß ſie jezt ſo ſtum ſind, wie die Fiſche. Aber **Denis** wird unſer Barde bleiben, immer und ewig, wird feſt ſtehn und über die Knaben, die an ihm hinanklimmen wollen, lächeln, ſie nicht zurükſtoſſen, er weis, daß ſie von ſelbſt ſtraucheln und über Hals über Kopf in das Meer der Vergeſſenheit hineinſtürzen werden! Wenn ſich doch ſeine Landsleute und Glaubensgenoſſen ganz nach ihm bildeten, ſo würde bald mehr Tag unter ihnen werden! Ein Schimmerlichtchen glüht ſchon, wird bald in Flammen aufſchlagen und alles um ſich her erhellen, wenn nur die **Deniſſe**, **Maſtalier's**, **Sonnenfelſe** ꝛc. nicht ausſterben, und hämiſcher Neid, verbunden mit hartnäkkiger Anhänglichkeit an Gebräuchen, die Menſchen dichteten und autoriſirten, die Dekke nicht wieder vorziehn, die ſonſt Alles in dikke Nacht hülte. Doch, das wollen wir nicht hoffen. **Joſeph** wird ſich ſchon entgegenſtemmen, ſeine Völker ihren gebildetern Nachbarn immer ähnlicher machen, und es wird ihm gelingen!

J. F. Dietrich.

Kandidat der Rechte in Dresden. Er unterſcheidet ſich etwas von dem andern Tros von Dichterlingen, die hier und dort ſchreien, heulen, krächzen; Bänkelſänger, Balladiſten, Barden u. ſ. w. heiſſen. Ein groſſer Dichter wird er wol nie werden; ein kleiner iſt er nicht, mithin ein mittelmäſſiger — und wir haben uns ſchon dahin erklärt, daß die eben ſo wenig zu brauchen ſind, als die mittelmäſſigen Schauſpieler. — Möcht' er doch lieber bei den Rechten bleiben, und die Menge derer, die ſchwarmweis den Parnas hinanwollen, aber immer zurükpurzeln, nicht noch vermehren!

Moſes Dobruska.

Jude in Prag. Es ſpricht doch immer ſehr für unſer Handwerk, wenn auch ſogar Juden, dieſe ſonſt an den alten Schlendrian ihres Geſchlechts ſo feſtklebenden Kreaturen, ſich einſchreiben laſſen, Lehrgeld geben und wol gar Geſelle werden! Dieſer Moſes Dobruska hat ſich, es iſt noch nicht lange, zu uns geſchlagen, Gedichte und Schäferſpiele herausgegeben, und wenn man ſich auch herzlich wenig daraus erbaut; ſo ſind doch Wille und Mut ſich aus der jüdiſchen Seelenträgheit herauszureiſſen, recht ſehr zu loben. Ständen doch bald mehr ſolche Juden auf, wir wolten ihnen allen hier ein Pläzchen vergönnen, und die Leute, zwiſchen welchen ſie zu ſtehn kommen, würden ſich auch nicht ſchämen, einen Hebräiſchen Nebenmann zu haben, wenn ihnen die Kultur der Menſchheit nicht gleichgültig iſt. Darauf wollen wir wetten, daß die Familie, woraus Dobruska iſt, blos durch ihn, ſo weit kommen kan, daß ſie in Zukunft keinen Knoblauch mehr eſſen, keinen Tobak mehr käuen und ſich ſo viel als möglich aus der gewönlichen Schweinerei herausarbeiten wird. Wenn Dobruska in ſeiner Art nur halb das wird, was Mendelsſohn iſt, ſo ſol es uns eine herzliche Freude ſein!

Johann Jakob Duſch.

Profeſſor in Altona. Ein Mann, der die ganze Hochachtung ſeiner Landsleute verdient. Sein Herz iſt bieder und gut, vol Wärme für Religion und Tugend, welches aus allen ſeinen Schriften klar iſt. Seine Ergebung und Gelaſſenheit, mit welchen er Ungemach, das ſich auf ihn häufte, ertrug, machen ihn ehrwürdig. Er war ein frommer, duldender Märtirer, deſſen hartes Schikſal jedes menſchliche Herz rühren muſte, weil es ihn unverdient, und bei der redlichſten Geſinnung traf.

Daß

Daß ſeine Schriften viel heilſamern Nuzen geſtiftet haben, wird Niemand leugnen. Freilich waren ſeine erſtern das, was ſie bei jedem ſind, unvolkommen; aber deshalb ſolte man ihm nicht ſo mitfahren, als man damals that. Seine Ueberſezung von Virgil's Georgika, wie hat man die heruntergemacht! Sie war freilich ſchlecht; aber ſie erſchien auch in einem Zeitpunkt, wo unſre Litteratur noch nicht halb war, was ſie iſt. Freilich, die Verfaſſer der Litteraturbriefe, waren damals ſchon Kernmänner, aber wie konten ſie verlangen, daß es gleich jeder ſo hoch bringen ſolte, als ſie? Doch, wir haben gehört, daß der Rezenſent, der ihm dort ſo übel mitfuhr, es nachher bereut hat. Er beſuchte Duſchen, lernte ſein edles, menſchenfreundliches Herz kennen, ſah' ein, daß Duſch wol beſſer überſezen konte, wenn ihm ſeine Umſtände nur mehr Zeit dazu gelaſſen hätten — und die Thränen ſollen ihm im Auge geſtanden haben. Welch ein Triumph für den edlen Mann! Nach der Zeit gab er auch ſein Magazin für den Verſtand und das Herz heraus, welches viel leſenswerte Stükke enthält, und ſeine **moraliſche Briefe**, wie ſie ſo vol ſind von edlen, menſchlichen Geſinnungen, von geläuterter, geſunder Moral! dann und wann ſind ſie freilich ein wenig zu blumicht, zu überirdiſch; aber das mus man ſeinem lebhaften Gefül und Feuer für Alles was gut iſt, zuſchreiben. Ihm danken wir auch die **Ueberſezung von Popen's ſämtlichen Werken**, die noch neuerlich in Manheim nachgedrukt ward, und die **Geſchichte Karl Ferdiners**, die ſich unter der Flut von Romanen, die uns iezt von Meſſe zu Meſſe überſchwemt, ſehr zu ihrem Vortheil auszeichnet.

J. J. Engel.

Profeſſor in **Berlin**. Ein Mann, worauf wir ſtolz ſein können! Seine Verdienſte in ſeinem eigentlichen Fach ſind gros, und die, welche in unſer Fach einſchlagen, nicht minder. Sein **Philoſoph für die Welt** iſt in Jedermans Händen,

ein

ein klaſſiſches Buch, deren wir, troz all' unſern Vielſchreibern ſo wenig haben! Sein **dankbarer Sohn**, ſein **Edelknabe**, wie ſchön, wie vol Kentnis des **menſchlichen Herzens** und **Feinheit**! Aber der Mann ſchikt auch ſeine Sachen nicht gleich als erſten Wurf in die Welt hinein, ſondern feilt und polirt ſie, trägt Farben nach, und verwiſcht andre; da mus jedesmal ein Meiſterſtük herauskommen! Wenn er doch nur nicht ſo gar ſelten mit ſeinen Kindern hervorträte! Wenn er wüste, wie begierig wir darauf warten, und darnach langen! Noch neuerlich haben wir eine **Lobrede auf den König** von ihm erhalten, die **Friedrich's** und **Engel's** würdig iſt!

Johann Joachim Eſchenburg.

Profeſſor am Karolinum zu Braunſchweig. Einer unſrer beſten Ueberſezer, dem wir beſonders für ſeine Nachrichten von der Engliſchen Litteratur viel

Dank

Dank ſchuldig ſind. Er iſt bekantlich der Ueberſezer **Shakeſpear's**, nach **Wieland**. Daß er Manches beſſer gemacht hat, als jener, iſt klar, aber Leſſing ſagte ſchon in der Dramaturgie, daß das, was **Wieland** gut gemacht hätte, wol ſchwerlich Jemand beſſer machen würde! und das iſt auch eingetroffen. Hätte **Wieland** **Eſchenburg's** Engliſche Sprachkentnis mit der Kentnis ſeiner Mutterſprache verbunden, ſo lieferte er ein Meiſterſtük; und wiederum, hätte **Eſchenburg** **Wieland's** teutſche Sprachkentnis gehabt, hätt' er auch ein Meiſterſtük geliefert. Aber, es iſt einmal ſo! Wir müſſen nicht alles bei Einem ſuchen! Eins wünſchten wir bei **Eſchenburg's** Ueberſezung: daß ſie kein Stük ungebundner Rede enthielte, dafür lieber, kernhafte mänliche Proſa. — **Wieland** konte ſowas wol unternemen! — Aber, wir haben ja eine neue Ausgabe, die **Eſchenburg's** Fehler verbeſſert! O die Sünder, die eine verbeſſerte Ausgabe verſprochen, kein Engliſch verſtanden, und eben ſo wenig Teutſch konten, ſich bei den unbedeutendſten Kleinigkeiten aufhielten! Wer ſieht nicht,

daß

daß es blos auf Gaunerei angeſehn war! Den ehrlichen Schweizern, die ihr Shakeſpear ſo vieles Geld koſtet, ſolchen Schaden zu zufügen, und das ganze Publikum zu hohnekken! Pfui die elenden, geldſüchtigen Leute! die nicht eine Ader Schaam an ſich haben! Naſenſtüber, unter den Augen der ganzen Welt verdienten ſie! — Auſſer Shakespear hat uns **Eſchenburg** noch mit den Werken andrer Engländer bekant gemacht, mit **Hurd's**, Burney's u. a. m. die dem Freunde der Litteratur angeneme Geſchenke waren. **Eignes** hat **Eſchenburg** auch geſchrieben, und das für's Theater.

Fiſcher.

Lehrer an der Stadtſchule zu Halberſtadt. Eben der, welcher den **Moliere** mit Auslaſſung aller verliebter Szenen herausgegeben hat. Daß dieſer Einfal ein wenig ſonderbar war, ſticht in die Augen.

Augen. Wir haben ſo viel Franzöſiſche Leſebücher für die Jugend, die gut, und zum Theil ganz frei von verliebten Szenen ſind, warum wil der Mann den ehrlichen **Moliere**, der ganz, oder gar nicht geleſen werden mus, verſtümmeln, und das Beſte an ihm herunterſchneiden? Wenn Fiſcher's Abſicht war, ſeinen Schülern Franzöſiſche Wörter einzuprägen, ſo waren die Geſpräche in **Peplier's** Grammatik, z. B. die **Unterhaltung des Edelmannes mit ſeinem Schneider**, des **Wirt's** mit ſeinen Gäſten und dergl. hinlänglich dazu; denn die haben einmal weder Saft noch Kraft, ſo wie **Moliere** nicht ein Fünkchen ſeines Geiſtes behält, wenn man's ſo unbarmherzig mit ihm machen wil als Fiſcher. Doch genug davon, wir haben von Fiſchern noch 'was beizubringen: Er iſt ein Dichter in **Klopſtok's** Manier, und nach **Niemeyern** der erträglichſte unter ſeinen Nachamern. Unſers Wiſſens hat er von ſeinen Werken noch nichts herausgegeben, doch würden wir ihre Bekantmachung lieber ſehn, als tauſend andrer, die uns über den Hals kommen, ohne zu fragen:

Wolt

Wolt ihr uns? oder: Gefallen wir euch? Fiſcher's Zurükhalten und Beſcheidenheit iſt ſehr zu rühmen; oder behält er ſie zurük, um ſie noch recht durchzufeilen, und ihnen all' den Geiſt zu geben, den er ihnen geben kan? Dann Brave! Wolte Gott, daß alle unſre Dichter ſo dächten!

Philippine Gatterer.

Tochter des berühmten Profeſſor Gatterer's in Göttingen. Hat uns neuerlich mit ihren Gedichten beſchenkt, worunter uns viele gefallen haben. Die Idillen hätten wir weggewünſcht, wer ſie nicht ſo gut machen kan als Geßner, mach' lieber gar keine. Viel feine Empfindung, dann und wann auch Schwung, vermiſt man nicht, doch ſind ſie bei weitem nicht das, was Nantchen's ſind. Unter den Romanzen empfelen ſich einige durch ihr naives, ſimples Kolorit, und die manchmal wirklich hübſchen Wendungen, die wir hier und dort mit Vergnügen bemerkten. Es iſt aber doch ein ganz andrer Geiſt in unſern neuen Belletriſtinnen, als in den ältern! Hier iſt mehr als **Madam Gottſched** und **Langens Doris**!

Friedrich Gedike.

Direktor des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums zu Berlin. Ein talentvoller Mann, der ſich vor andern Schulleuten recht ſehr zu ſeinem Vortheil auszeichnet. Sein **Ariſtoteles** und **Baſedow** enthalten ſehr viel Gutes, ſein **Beitrag zur Methode des öffentlichen Schulunterrichts**, nicht minder. Eins iſt noch an ihm zu rühmen: daß er ſeine Sprache ſo ſehr in ſeiner Gewalt hat; eine Tugend, die man bei den meiſten Schulleuten beſonders denen, die ſich mit Philologie abgeben, ſo ſelten antrift! Seine Kentniſſe in der Philologie ſind nicht geringe, das zeigt ſein **Pindar**, ſeine **Dialogen des Plato**, und die **Leſebücher** ꝛc. Auſſerdem hat er viel Anlage zum Dichter, und hebt ſich von dem übrigen Gras unſrer Versmacher hervor. Seine Ode beim lezten Ausbruch des Krieges, iſt vol ſchöner Stellen, die Ode an Baſedow vor ſeinem Ariſtoteles und Baſedow, desgleichen, und die wir ganz neuerlich von ihm bekamen, dem glüklichen Alter Friedrich's des Groſſen geſungen, empfielt ſich durch ihr lebhaftes Kolorit, und die mänliche, ſtarke Sprache. Könten wir doch recht viel ſolche rüſtige junge Männer aufſtellen!

Chriſtian Fürchtegott Gellert.

Seine Fabeln und Lehrgedichte; Schwediſche Gräfin; Luſtſpiele ꝛc. bringen ihn in unſern Almanach. Wer kent den liebenswürdigen Mann nicht, wer ſchäzt ihn nicht; ſein Andenken blüht immer noch friſch unter uns, ob er gleich tod iſt! Er, der ſo ganz vom Wolwollen durchdrungen war; gern iederman helfen und durch ſein moraliſches Beiſpiel bilden wolte; der ganz Gefül für die leidende Menſchheit war, ſein Beſtes, ſein Leztes hergab, wenn es nur ſeinem Nebenbruder nüzen konte — ſolte der Mann nicht unſre ganze Achtung haben! Last uns hinwegſehn über jenes Gewimre eines ſchwächlichen, hipochondriſchen Mann's; hinwegſehn über die Fünkchen von Eigenliebe, die der kalte und ſcharfe Beobachter hier und dort in ſeinen Schriften glimmen ſieht; jedem andern hätte das Heer von Schmeicheleien, womit man ihn mündlich und ſchriftlich beſtürmte, den Kopf ſchwindeln gemacht, er wäre vor Eigendünkel und Algenügſamkeit aufgeſchwollen und hätte ſich diktatoriſche Gewalt angemast! Nicht ſo, der trefliche, weiche Mann! — Den ſchweren Zepter der Kritik halten ſeine Werke nicht aus, er lebte überhaupt dem Zeitalter Gottſched's zu nahe! Doch last uns den Saamen einernten, den er ausſtreute, er war ein verdienſtvoller Mann und hat den ausgebreitetſten Nuzen geſtiftet, deſſen ſich nicht leicht ein Gröſſerer, Tiefdenkender wird rühmen

men können. Tauſendfach verdient er die Thränen, die ihm floſſen, als er heimging; jezt wird er die Früchte, die ſein warmer Eifer für's Wol ſeiner Brüder ihm trug, froh genieſſen! Ruhe ſanft, edler, frommer Mann! — Sein Leben hat der trefliche **Johann Andreas Cramer**, der ſein innigſter Freund war, beſchrieben. Es iſt ſchön und in ſeiner Art klaſſiſch, und mus von jedem geleſen werden, der dieſen Liebling der Nazion ganz wil kennen lernen. **Wendler**, der ehmalige Verleger ſeiner Werke, der vorher arm war, aber durch ſie ſein beſtes, bequemſtes Auskommen hat, lies ihm in ſeinem Garten ein Monument ſezen. Es iſt von Sächſiſchem Marmor, und hat auf der einen Seite Gellert's Bruſtbild, auf der andern: memoriae Gellerti ſacrum. Schöner Zug der Dankbarkeit gegen den Verſtorbnen!

von Gerſtenberg.

War zu ſeiner Zeit ein beliebter Dichter; jezt iſt er, o Schande! beinahe vergeſſen. Sonſt waren unſre Damen Gerſtenbergianerinnen, wie ſie jezt Bürgerianerinnen, Voſſianerinnen, Stolbergianerinnen ꝛc. kurz Almanachianerinnen ſind. Manchen unſrer neuſten Dichter könte hierbei das Herz ſchlagen, es könte ihnen einfallen, daß ihnen das Ehrenſiegel der Unſterblichkeit doch wol nicht ſo feſt aufgedrükt ſein könte, als ſie ſich's einbilden. Was ſie jezt ſind, war Gerſtenberg auch, er iſt leider! beinahe vergeſſen, und ihnen wird's um kein Haar beſſer gehn. Legt den Stolz ab und ſprecht nicht ſoviel vom ewigen Leben, von ſtaunender Nachwelt, vom Felſen, worauf ihr ſizt und der dran ſchlagenden Fluten und Wogen ſpottet — Dem Meer' iſt nicht zu trauen, es könte anſchwellen und Euch mit Haut und Haar verſchlingen. Es iſt ein mislich Ding um die Unſterblichkeit!

Salomo Gesner.

In Zürich. Einer der erſten, von denen, die die Schäfergedichte bei uns in Schwung brachten. Jezt ſind ſie aus der Mode gekommen; daran iſt nun aber **Gesner** nicht ſchuld, ſondern ſeine elenden Nachahmer, die uns ſoviel von **Phillis** und **Damöt**, von **Kränzchen**, **Fluren**, **Wäldchen**, **Hütten**, **Flöten** ꝛc. vorleierten, daß wir's recht herzlich müde wurden, und am Ende gar nichts mehr davon wiſſen wolten. Aber **Gesner** wird bleiben, man wird ſeine Gedichte bis auf die ſpäteſten Zeiten mit Vergnügen leſen. Sein **Tod Abels**, ſein erſter Schiffer ꝛc. ſind, nach unſerm Geſchmak, die beſten ſeiner Stükke. Und wenn wir ſie hundertmal geleſen haben, werden wir immer noch mit Vergnügen nach ihnen langen. Auſſer der Dichtkunſt hat ſich **Gesner** auch auf die Kupferſtecherei gelegt und ſich weit über das Mittelmäſſige hervorgehoben. Uebrigens ſol er ein

Mann von dem beſten redlichſten Herzen ſein, ganz ohne Stolz und Grosthun, das hat man uns überal einmütig verſichert. Herr **Schmidt** und Geſellen, machten neulich noch, nach ihrer Art gewaltige Bokſprünge über ihn in den Frankfurter Zeitungen, aber wir glauben, daß ein Mann, wie Groner über das Froſch- und Mäuſegeſchlecht hinwegſehn und es verachten kan, wie's ihm gebührt!

Gleim.

Kanonikus zu Walbek und Domſekretär. Blühte ſchon in den frühern Zeiten unſrer Dichtkunſt und Sprache auf, und that ſich ſehr vor andern hervor. Seine Gedichte werden immer noch mit Beifal geleſen, und verdienen es auch, obgleich manche hierunter iezt aus der Mode gekommen ſind, z. B. die Schäferſpiele, Anakreontiſche Liederchen ꝛc. Was volksmäſſig an ihm iſt, wird ſich noch

lange

lange erhalten, eine Anzeige, daß dieſe Dichtungsart die erſte und beſte iſt, des Dichters Ruhm auch über ſein Leben hinaus zu feſten. Seine **Kriegslieder** ſind treflich, vol ſtarker, kräftiger Stellen, und ſeine **kleinern Gedichte**, **Fabeln**, **Erzälungen** vol Naivetät und gefälliger Laune. Neuerlich beſchenkt' er uns noch mit ſeinem **Halladat**, oder **das rothe Buch**. Es war für uns anfangs unerklärbar, wie **Gleim** auf einmal in den Geiſt des Morgenlandes verfiel; aber wir hörten in der Folge eine Anekdote, die, wenn ſie wahr iſt, Licht darüber verbreitet. Aus **Böyſens Briefe an Gleim** iſt bekant, daß ſie beide vertraute Freunde ſind; iederman weis, daß **Boyſen** den **Koran** überſezte; weil er aber in fremden Sprachen mehr gethan hatte, als in ſeiner eignen, ſo gab er ſeine Ueberſezung ſeinem Freund **Gleim**, ſtükweiſe zur Durchſicht, daß er das, was nicht Teutſch war, zu Teutſch machte, und überhaupt mehr Flus hineinbrächte. Das that denn auch **Gleim** und weil er dadurch beſtändig vom Morgenlande hörte und las, ſo verlor ſich ſein Geiſt auch almälig dahin, und da entſtand Halladat. Zu Anfang des lezten Feldzugs, lies er ſich noch einmal hören und ſang uns als ein wakrer Grenadier noch einmal Kriegslieder, wofür wir ihn recht herzlich danken. Vielleicht ſind ſie die Lezten, die wir von ihm zu hoffen haben, er ſchreitet dem Grabe immer näher, und wenn er ſtirbt, iſt wieder eine Blume unſers Vaterlandes abgefallen, und noch ſehn wir keine an ſeiner Stelle wieder aufblühn!

Göckingk.

Kanzleidirektor in Ellerich. Einer der beliebteſten unſrer Teutſchen Dichter, vol ſeiner, herzlicher Empfindung und gefälliger, beiſſender Laune. Seine Singedichte waren das Erſte, was uns aufmerkſam auf ihn machte; ſie ſind vol treffender, verwundender Spizen; in der Folge ſtieg er immer ſchneller und ſchneller den Berg hinan, und kan nun ruhig da ſizen, über die Menge die ihm nach will lächeln, und ſie fallen und zurükpurzeln ſehen. Auſſer ſeinen Beiträgen in den Blumenleſen und Almanachen, haben wir noch eine Samlung Gedichte von ihm: **Gedichte zweier Liebenden**, wo er der Liebende iſt, ſeine Gattin die Liebende; er **Amarant**, ſie **Nantchen**. Feine Züge, tiefes Eindringen in die Natur jener sauerſüſſen Leidenſchaft, ſüſſe, gefällige Sprache, machen ſie anziehend und ſchäzbar. Sonſt war er Herausgeber der Göttingſchen Blumenleſe, trat ſie aber nachher an **Bürger'n** ab, und giebt iezt in Geſelſchaft mit **Voß** die Hamburgſche heraus.

Auguſt Goedike.

Ein aufblühendes Dichtergenie! iezt noch Student in Halle, der ſich eigentlich der Theologie widmen ſol. Weil es ſein eifrigſtes Beſtreben iſt, ſich in der gelehrten Welt bekant zu machen, ſo müſſen wir ihm wol ein wenig unter die Arme greifen und ſeinen Namen ausbreiten helfen. Er iſt zu nichts weniger als zum Dichter geboren. Wenn das Dichten heist, vier, ſechs, acht Zeilen auf 's Papier zu ſchreiben, iede davon in einem artigen Reimlein, aber keinen Gedanken aufſtuzen, ſie dann eine Strophe nennen, dieſer Strophen etliche zuſammenreihn, und dann das Ganze für ein Gedicht auspoſaunen — Je, nun, wir haben nichts darwider, es iſt einmal Mode! Jedem Narren behagt ſein Jäkchen! Aber ſich darauf im vollen Ernſte was einzubilden, zu glauben, daß man was leiſtet, was nur Menſchen, denen der Himmel bei ihrer Geburt lächelte und hohen Geiſt eingoß, leiſten können, das iſt doch klare Narrheit, und da können wir uns nicht enthalten mit Fingern auf das ſchwindelnde Köpſchen zu zeigen und zu rufen: Da rappelt's, da rappelt's! Wir ſind volkommen überzeugt, daß die Welt dem Dichter **Auguſt Goedike** Gerechtigkeit widerfahren läst — denn ſie kent ihn ganz und gar nicht, und möchte ihn durch ſeine Werke wol am ſpäteſten kennen lernen. Deshalb ſol er's uns danken, daß wir ein Werk der Barmherzigkeit an ihm thun, um ihn der Welt bekanter zu machen. — Wodurch er auf einmal der groſſe Dichter geworden? In Berlin kam vor einiger Zeit ein Wochenblat heraus, deſſen Titel uns entfallen iſt, (vieleicht: **Unterhaltungen für Damen**) dahinein lies er ein Gedicht unter ſeinen vollen, ausgeſchriebnen Namen ſezen; die Rubrik deſſelben iſt uns entfallen, doch erinnern wir uns, daß von **lendenlahmen Leichen** was darin vorkam. Unter dem Text ſtand eine lange Note, worin **Goedike** als Mitarbeiter des Wochenblats feierlich erklärt und mit ſeiner ganzen Sipſchaft, mit Klingern, Klappern und Schellen aufgeſtelt ward. — Nach der Zeit kam **Magiſter Kindleben** nach Halle und hatte ſein Weſen alda; geriet mit Goediken in Bekantſchaft und verrükte ihm den Kopf noch um einige Grade weiter — dadurch, daß er ſeine Gedichte bis in den Himmel erhob — nicht darum, weil was dran war, ſondern weil er Mittag und Abend bei ihm as und trank! Da hanbelte **Kindleben** als Menſchenkenner! Kurz darauf gab Lezterer ein Wochenblatt heraus: **Vermiſchte Aufſäze zur Beförderung der Litteratur und Sitten**, und erklärte ſeinen Freund Goedike, ſamt ſeinem Bruder (von dem hernach) zu ſeinen Mitarbeitern. Sie griffen das Werk rüſtig an und brachten alle Woche glüklich einen Bogen zur Welt. Aber leider! fanden ſie wenig Abnemer! In dem Wochenblatte nun iſt ein Stük an Laura, von unſerm Goedike zu finden, das einzige, was er als Mitarbeiter geliefert hat. Sein Pegaſus mus überhaupt eine häslichfaule Mähre ſein, bei der weder Hezpeitſche noch Sporen helfen — ſie iſt und bleibt träge, ſpizt nicht ein einziges Mal die Ohren, und doch wird's ihr Herr wol nicht an Peitſchenhieben und barbariſchen Rippenſtößen fehlen laſſen! Der arme Pegaſus, daß ſich ſoviel auf ihn ſezen, die kaum den Zügel halten, viel weniger reiten konnen!

Friedrich Goedike.

Bruder des vorigen. Will auch mit aller Gewalt den Parnas hinan, ſtolpert und fällt immer wieder zurük. Wunder, Wunder! daß er den Hals nicht bricht! Doch, wenn einer dieſer Brüder den Berg hinankönte, ſo wär's doch dieſer. Er hat wirklich mehr Kopf als jener, aber er ſchwindelt auch, und iſt ihm in allen andern Stükken ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. Kindleben hat auch viel zur Gröſſe dieſes Goedike beigetragen, dadurch, daß er ihn zum Mitarbeiter an ſeinem Wochenblatte annam und zum Theil den Miſt fortſchafte, der in ſeinen Beiträgen häufig zu finden war. Freilich machte er ſich im Grunde über ihn und ſeinen Bruder recht herzlich luſtig (wie es ſo ſeine Art iſt: videatur Hartenſtein) aber gewis nicht unter ihren Augen und ſo lang' er von ihrem Brode, Bier und Tobak was vor ſich hatte. — Von dieſem Goedike ſtehn auch einige Gedichte in des Magiſters

Wo-

Wochenblat und eine **Erzälung in Briefen**, die jeder, der ſich den Wiſch anſchaffen wil, leſen und beurteilen kan; uns iſt die Zeit zu edel. Auſſerdem hat er auch **Gemälde und Karaktere in den Geſchichten einiger Liebenden**, geſchrieben, die ſein Verleger, (der ein höchſt gutwilliger Mann ſein mus) mit vier Kupfern geziert hat, um ſie der Welt anlachend zu machen; aber leider! ſind ſie mit Stumpf und Stiel in's Makulaturgewölbe gewandert, und erwarten dort ihre Auflöſung. Binnen hier und vier Jahren können ſie verbraucht ſein, wenn es den Leuten gefält, brav Butter und Käſe zu eſſen und fleiſſig beim Würzkrämer einzuſprechen. Wir glauben, daß alle Waaren, in dies dichtriſche Makulatur eingeſchlagen, weit kräftiger ſein müſſen als andre; denn der Dichtergeiſt kan unmöglich verriechen oder ſtumpf werden! Dies dem Publikum zur Nachricht, damit es ſich hübſch nach dem Kaufman oder den Hökerweibern erkundigt, die von **Goedikens** Verleger, ihr Makulatur nemen. — Wir haben uns lange bei dieſen Genies aufgehalten — aber wir finden einmal

Be-

Behagen dran, ſtolzen, aufgeblaſnen Leuten das Waſſer zu beſehn, und wir danken hier öffentlich unſerm Korreſpondenten, daß er uns mit ihnen bekant machte, ſo wie uns das Publikum danken wird, daß wir ſie hier aufſtelten. Vielleicht gehn ſie in ſich und laſſen das, was wir ihnen geſagt haben, nicht auf den heiſſen Stein fallen — doch verzweifeln wir beinahe! Stolz iſt der Dichterlinge Erbſünde! Sie werden die Naſe rümpfen und höniſch fragen: "Herr, kent er uns? Bekümr' er ſich um ſeine Naſe! Wer hat ihn zum Richter über Iſrael geſezt?" Mögen ſie! Wir werden uns dafür auf ihre Koſten recht ſat lachen! — Nun nicht ein Wort mehr! —

Johann Wolfgang Göthe.

Der Deutſche Shakeſpear? Das wird er ſelbſt nicht ſein wollen; aber etwas mehr, als andre Männer in ſeinem Fach iſt er. Feurige, kräftige Ein-

Einbildungskraft, tiefe Kentnis des menſchlichen Herzens, durch welche er uns in ſeine Gewalt bekomt und hinlenken kan, wohin er will, fruchtbare Gewalt über ſeine Sprache, und — Hang zum Sonderbaren haben ihn zu dem Mann gemacht, der er jezt iſt. Er iſt der Lieblingsſchriftſteller unſrer Nazion! Was von ihm kam, ward nicht geleſen, ſondern haſtig und begierig verſchlungen. Jezt hat es ſich ein wenig gelegt. • Man ſpricht ſchon von ihm wie von andern wakkern Männern, meint Göthe könne ein noch dreimal gröſ'rer Mann ſein, wenn er ſeinem Genie, verbunden mit dem ordentlichen Hergang der Natur, und Regeln (die nicht da ſein könten wenn's keine Genies gab) freien Lauf lieſſe? — Jezt begint er ſchon, von Eins auf das Andre überzuſpringen, und man merkt's ihm deutlich an, daß er nach jeder Gelegenheit haſcht, ſich den Ruf des Sonderbaren noch feſter zu ſtellen. Anders können wir uns den Umſtand nicht erklären, daß er anfängt, ſich in die Theologie zu miſchen, und auch darin ſeine Genieſprünge zu machen. — Bei allem dem aber iſt er ein Mann, auf

den

den ſein Vaterland ſtolz ſein kan. Es werden viel Jahre vergehn, eh wir wieder einen Göthe bekommen, der uns mit **Berlichingens, Clavigos, Werthers** ꝛc. Ehre machen wird. Vielleicht kan er das ſelbſt nicht mehr; vielleicht hat "jene lebendige Quelle, die durch eigne Kraft ſich emporarbeitet, durch eigne Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Stralen aufſchieſt" aufgehört zu ſprudeln! Iſt das, ſo lege er um ſein Selbſt willen, die Hände in den Schoos und freue ſich des Wegs, den er zurükgelegt hat, gehe aber nicht weiter, er könte ſtraucheln, fallen — er wäre freilich nicht der erſte groſſe Mann, der am Ende ſeiner Laufbahn noch fiel und männiglich zu lachen machte — aber es wäre doch beſſer, wenn er ohne Anſtos dahin gelangte — die Welt iſt böſe!

Johann Nikolaus Götz.

Solte wol eigentlich ganz Theolog ſein, wenn er ein rechter Superintendent, nach dem Geſchmak ſeines mächtigen Namensvetters ſein wolte; aber er findet Behagen dran, ſich auch in unſerm Handwerke zu zeigen. Ein groſſes Licht iſt er nun eben unter uns nicht, aber doch auch kein ganz kleines! Seine Gedichte, hier und dort zum Beſten gegeben, haben manches Gute, verraten aber nichts Groſſes, Neues und Originelles! Seines Gleichen haben wir jezt unzälige und es ſind ihrer zuviel, als daß man einen von dem Andern unterſcheiden könte.

Gotter.

Ein überal bekanter und beliebter Dichter! Das Theater hat ihm viel treſliche Stükke zu danken theils eigne, theils nach andern Muſtern bearbeitet, aber meiſterhaſt bearbeitet. Was er gibt, werden wir immer mit Vergnügen annemen und ihm herzlich dafür danken. Gott gebe uns mehr ſolche Männer!

Gottſched.

Ehedem Profeſſor in Leipzig, jezt tod. Was man auch hin und wieder von ihm ſagt, ſo ſehr man auch mit unter ſeiner ſpottet, ſo iſt's doch klar, daß er ſehr viel Verdienſt um unſre Sprache und Litteratur hat. Es lebten zu ſeiner Zeit freilich ſchon gröſre Männer als er z. B. Haller, Bodmer, Leſſing ꝛc, die ſich eifrig beſtrebten ihr Volk herauszureiſſen, aber ein Gottſched muſte da ſein, ſonſt ging' es nicht ſo gut. Er hatte einmal nach der Monarchie über die gelehrte Welt geſtrebt, ſeine Schüler ſchmeichelten ihm, huldigten ihn als Selbſtherſcher, er glaubte ihnen auf's Wort, ward hart-

hartnäkkig, that barſch mit allen, die nicht ſo wolten wie er, und daher kamen denn die Kriege, die er mit den Schweizern, mit Leſſing ꝛc. führte, und die im Grunde unſrer Litteratur den heilſamſten Nuzen geſtiftet haben. "Schreibt Teutſch, macht Verſe, wie ich und meine Schüler! — war ſein ewiges Rufen — Wolt Ihr nicht, ſo habt Ihr meine Ungnade!" und bei dieſer Drohung blieb es gewis nicht. Anfangs war er nicht ſo grimmig, aber, in der Folge, als er ſich auf ſeinen Thron ganz feſt glaubte, und doch noch hier und da Einen auftreten ſehn muste, der ſich von ſeiner Herſchaft losris, ward er durch und durch polemiſch, ſchikte Pönen und Banſtralen aus über alle, die nicht wolten wie er! Beſonders machten ſich ſeine Jünger verzweifelt mauſig. Ihm nachzuſchreiten hielten ſie für den allernächſten Weg zur Unſterblichkeit, aber die Knaben fielen jämmerlich auf die Naſe und krigten Püffe links und rechts und ihr Herr und Meiſter mit ihnen! Was einige unter ihnen für poſſierliche ſchnurrige Menſchengeſichter waren, wollen wir doch unſern Leſern durch ein kleines

Pröbchen bekanter machen: Wir fanden neulich noch ein Paket Sinngedichte (von 1753) die von einem ganz horndummen Verehrer und Nachbeter Gottſched's ſind, nicht ein Fünkchen Wiz, nicht mal geſunden Menſchenverſtand verraten; da ſolt Ihr nun ſehn, wie er von Gottſched's Kurage angeſtekt wider einige unſrer, nachher ſo berühmten Männer aufmarſchirt. Voran ein Sinngedicht

auf Gottſched.

Nein! Gottſched iſt kein Fontenelle!
Ja! Er verdient nicht dieſe Stelle!
Doch räumt ihm jene nur von Deutſchland's Lehrer ein:
Und ſaget, ſolt' ihm die wol einſtens ſchimpflich ſein!

Dieſes iſt, da der Herr Epigrammatiſt, ſo ſehr für ſeinen Lehrer eingenommen war, noch nicht übertrieben, aber nun höre man ein andres

auf Leſſing.

Ihr Deutſche, laſt euch doch bedeuten!
Zum Tempel des Geſchmak's kan euch nur Leſſing leiten!
Und ſolt' es auch ein Bierhaus ſein;
So bildet euch den Tempel ein!

Dies Kompliment iſt noch nichts gegen das folgende:

Ach! theurer : : laß dir's klagen!
Wir beide müſſen noch verzagen;
Dein Lorbeerbaum geht ein.
Der Gärtner ſagt: es müſſe Dünger ſein!
Gut! dieſer ſol uns niemals fehlen;
Weil wir noch Leſſing's Schriften zählen!

Der Bube, was er für eine feine Satire in ſeiner Gewalt hat! Noch eins auf denſelben:

Dein Lied iſt Lieb' und Wein! Kan man es dir verdenken!
Daß du der Nachwelt wilſt, beſoffen, Lieder ſchenken?

Dies krigte **Leſſing**, nun wollen wir doch wundershalber noch ein Paar auf **Wieland**, **Haller** und **Klopſtok** herſezen.

Auf Wieland.

Der eine (Klopſtok) ſchreibt ein finſtres Heldenlied,
Wovor ein Redner ſtaunt und jeder Kenner flieht!
Der andre fängt ein Mährchen an zu ſchreiben:
Für'n Pöbel iſt's gemacht, für'n Pöbel ſol's auch bleiben!

Auf denſelben.

Du ſchreibſt ſo mat, als Klopſtok raſend ſchreibt:
Wie liſtig! ach! ihr wolt uns nur berükken;
Wer nicht in Dunſt und Schnee und Wolken bleibt;
Der ſol durchaus im Koth erſtikken!

Auf Hallern.

Dir Lorbeern? Nieſewurz! die ſol dein Lacher ſein:
So würden Hirn und Vers, wie dein Cadaver rein!

Auf ein Clyſtier.

Ich bin das Röhrchen! ich! das Haller's Windſucht trieb,
Als er die ſchweren Verſ' auf ſeinem Bette ſchrieb.
Ihr Dichter! laſt euch doch clyſtiren,
Sol Haller's Kranz die kranken Scheiteln zieren.

Auf Klopſtok.

Aus einem Juden ward St. Paul der Chriſten Freude,
Aus einem Chriſten wird St. Klopſtok ſelbſt ein Heide!

Auf denſelben.

St. Peter läugnete den Herrn und weinte drob;
St. Klopſtok läugnet ihn; doch hat er Haller's Lob!

Nun nicht ein Wort mehr von dem dummen Kerl! Aus dem Angeführten iſt klar, gegen wen vor-

vorzüglich **Gottſched** ſeine Pfeile richtete und was für einen Ton er zu ſprechen pflegte. Aber jene hatten auch reden gelernt und trieben den Ehrenmann oft ſo in die Enge, daß er vor Angſt weder aus noch ein wuſte. Ein Wunſch! Wenn uns doch ein rüſtiger Mann die Geſchichte all' dieſer Kriege beſchriebe; ſie würde wirklich Nuzen ſtiften und das Andenken an unſern vorigen Zuſtand uns wieder in's Gedächtnis zurükbringen, würde uns lehren, was viele unſrer nachher ſo berühmten Männer damals waren, und wie weit ſie jezt ſind. Wenn alle Federkriege den Nuzen hätten, den jene hatten, ſo wär's nicht übel, wenn dann und wann ſolch ein gelehrter Feldzug geſchähe; ſind ſie aber alle ſo wie jener mit **Bunkeln**, mit der **Rechtſchreibung**, und noch neuerlich der Angrif von **Voß** auf die algemeine deutſche **Bibliothek**; ſo mögen ſie füglich ganz wegbleiben, dadurch werden wir weder viel klüger, noch lernen wir unſerm Gegner beſcheidner und für unſre Nachkommen weniger anſtöſſig begegnen. **Gottſched** iſt nun bei all' ſeinem Lermen und Toben und bei den wirklich guten Seiten, die er hatte, beinahe vergeſſen; das hätte der groſſe Dichter wol nie gedacht! Seine Poetik, Luſtſpiele und übrigen Werke lieſ't kein Menſch mehr, daß er den Harlekin feierlich von unſrer Bühne verjagte, weis man nur noch hier und dort — woraus ſich denn wiederum Einige unſrer Neuern die Nativität ſtellen, und wenn's möglich iſt, den Ton etwas tiefer ſtimmen könten — ſie werden auch den Weg alles Fleiſches gehn. In der Samlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe (Halle 1769—70) die Samuel Gottlieb Lange herausgegeben hat, finden ſich Data von Gottſched und ſeinen Jüngern, die viel Licht über die damaligen Fehden verbreiten. Wer Luſt hat, kan ſie bei Gelegenheit mal wieder hervorſuchen und es wird ihn nicht gereuen, ſie durchblättert zu haben.

Madam Gottſched.

Gattin des Vorigen. Ein gelehrtes Weib, die uns beinah aus allen Wiſſenſchaften mit Schriften beſchenkt hat — meiſtens in Ueberſezungen. Sie konte Franzöſiſch, Engliſch, Italieniſch und noch weit mehr, welches wir aus der Acht gelaſſen haben, dichtete auch ad modum ihres Mannes, eben ſo rein und wäſſ'rig als er. Sie überſezt' uns auch aus der Pariſer Akademie der Alterthümer ꝛc. viel Abhandlungen, die in's philologiſche Fach einſchlugen, auch Luſt- und Trauerſpiele verteutſchte ſie, fertigte auch eigne — kurz, es war ein Weib zum küſſen! Sonderbar iſt's, daß faſt alle Männer, die damals Aufſehn machten, immer ihre Weibchen am Arme hatten, die auch in's gelehrte Handwerk pfuſchten. Da war **Gottſched** mit ſeiner Frau; **Lange** mit ſeiner Frau; er **Damon**, ſie **Doris**; **Meier** mit ſeiner Frau u. a. m. Madam Gottſched aber iſt die berühmteſte von allen,

und

und wir werden lange warten müſſen, ehe wir Ihresgleichen wiederbekommen. Daß aber all' ihr Geſchriebnes jezt vergeſſen iſt, darf uns nicht wundern; denn auſſerdem, daß nicht das Mindſte dran war, ſind wir auch jezt in unſrer Art und Sprache ſo delikat geworden, daß uns alles, was aus jenem Zeitalter herſtamt, anriecht; wir haben's jezt näher und beſſer! Madam Gottſched mag nun ausruhn, denn der Lärm, den ihr Mann beſtändig hatte, wird ihr doch auch, wenn ſie eine zärtliche Gattin war, manche ſchlafloſe Nacht zugezogen haben. Jezt kan ſie alles, was ſie in dem Punkt verſäumte, nachholen; wir ziehn die Gardinen vor und wünſchen ihr eine angeneme Ruh!

Hey, ey, o! Popeyo!

Grader.

Auch ein Dichter, der ſo ſehr viel nicht ſagen wil. Pegaſus mus von Männern geritten werden, bei denen das in Erfüllung geht, was **Bürger** ſagt:

Das

Das Ros fühlt ſeines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht!

Wer die Steigbügel verliert, wird ohne Gnade und Barmherzigkeit abgeworfen!

F. G. W. Großmann.

Anfangs Privatſekretär bei dem Königl. Preuſſiſchen Reſidenten zu Danzig Herrn v. Jung. Nach Niederlegung ſeines Poſtens hielt er ſich eine Zeitlang in Berlin, in Leipzig, Gotha und zulezt in Weimar auf, woſelbſt er aus überwiegendem Hang zum Theater ſich bei **Seilern** engagirte. Als die Seilerſche Geſellſchaft aus einander ging, wante er ſich nach **Bonn**, wo er Engagement bekam und Mitdirektor des Kurfürſtlichen Theaters ward. Seine Verdienſte als Schauſpieler gehören hieher nicht, aber als Theaterdichter hat er unſern ganzen Beifal. Seine Stükke ſind alle beliebt und man kan ſich immer noch nicht ſat dran ſehn. Sie verdie-

nen's

nen's auch wirklich. Es iſt alles Feuer und Leben, und ſeine Karaktere ſind immer glüklich nach der Natur kopirt. Freilich vermiſt man hier und dort, das Korrekte in der Anlage, den feinen Fortlauf des Ganzen, die allein den ausgelernten Meiſter verraten, aber doch ſind ſeine Stükke die beſten von den vielen, die man uns von Meſſe zu Meſſe auftiſcht, und machen im Ganzen genommen immer den kräftigſten Eindruk. Einen kleinen Rat, den wir ſchon Andern gegeben haben, müſſen wir auch bei ihm wiederholen: er ſchreibe ſo wenig als möglich, feile und polire brav, ſo wird er immer unſer Liebling bleiben. Es ſind überdies ſo wenige in dem Fach über das Mittelmäſſige hinausgeſtiegen, daß wir recht ſehr wünſchen, dieſen Mann von ſeinem Rükfal abhalten zu können, und der iſt unvermeidlich, ſo bald er anfängt Vielſchreiber zu werden; der fruchtbarſte Kopf erſchöpft ſich. Unter ſeinen Stükken ſind **Wilhelmine von Blondheim; Henriette, oder ſie iſt ſchon verheirathet;** und **Nicht mehr als ſechs Schüſſeln!** die beliebteſten. Seine **Adelheid von Veltheim**

Luſtſpiel mit Geſang, haben wir noch nicht geſehn, auch nicht geleſen.

Günther.

Iſt der Ehrenmann, der zu ſeiner Zeit im gröſten Rufe ſtand, und Verſe und Gedichte zuſammenſtoppelte, die überal für was Groſſes ausposaunt wurden. Jezt ſind wir drüber weg, und das Andenken an ihn zwingt uns immer ein kleines Lächeln ab. Wol wenige unſrer Leſer, werden ſeine Gedichte kennen, ſie möchten jezt auch wol ſchwer zu finden ſeyn. Wer ſie mal von ungefähr in die Hände bekomt, leſe ſie wundershalber und wenn er auch dabei nichts Erbauliches hat, als den Gedanken: wie weit ſind wir ſeit **Günther's** Zeiten vorgerükt: ſo iſt das immer genug. Wir erinnern uns vor einiger Zeit ein altes Franzöſiſches Buch geleſen zu haben, worin man ſich überhaupt über uns arme Teutſche luſtig machte, und unter andern

Günthern als unſern damaligen gröſten Dichter das Waſſer beſieht — das konte und muste nun jenem ſtolzen Völkchen viel Stof zum Lachen geben, und daher kam's denn, daß wir immer noch, da wir lange über Günthern weg waren, ein kleines Licht in ſeinen Augen blieben. Jezt werden ſie ſchon gerechter gegen uns, und einer ihrer groſſen Männer, deren ſie jezt ſo herzlich wenig haben, Abbe Raynal, ſagte erſt neuerlich zu einem Teutſchen Gelehrten: "Ihre Litteratur ſteigt; unſre ſinkt. Sie bekamen den Geſchmak von uns, nun werden wir ihn von ihnen wiederholen müſſen!" Da hat er Recht — aber wir haben auch keine Günther's mehr.

Madam Hänel.

In Dresden. Eine ſehr mittelmäſſige Dichterin, deren Gedichte ganz gewis kein Aufſehn machen oder gemacht haben. Sie ſind in einem ziemlich

ſtarken

ſtarken Band zu Friedrichsſtadt bei Dresden gedrukt, und enthalten lauter altägliche Gedanken, empfelen ſich durchaus mit nichts Neuem; ſind mat und kriechend und meiſt alle — gelegentlich gemacht. Was man in der gelehrten Welt von Gelegenheitsgedichten urteilt, hätte der Profeſſorin wol bekant ſein können! Herz und Gefühl der Verfaſſerin ſind untadelhaft.

von Hagedorn.

Ein Mann, der ſehr viel Verdienſt um uns hat. Er iſt auch einer von denen, die Saamen ausſtreuten, den ihre Nachkommen ärnteten. Seine Gedichte werden nicht viel mehr geleſen, wie es einmal der undankbaren Welt Lauf iſt, ſie haben nicht das Gepuzte, Gelekte und Gewirte unſerer neuern; aber vol ſind ſie von Moral, von Leitungen zur Tugend — doch des Weges wollen wir jezt gar nicht mehr kommen! Wir laſſen lieber erfahrne

Männer, die uns bei der Hand faſſen und im ernſten Ton ſagen: "Komt mit uns, es ſol euch nicht gereun!" allein gehn, und laufen den Halloſchreienden, ſpringenden und windigen Luſtigmachern nach, langen begierig nach ihrer Hand und ſie geben uns die Pritſche! Mus doch eine ſchöne Sache ſein!

Albrecht von Haller.

Dieſen Mann ſtellen wir hier auf, weil wir nichts ſehnlicher wünſchen, als auch recht groſſe Männer in unſerer Geſellſchaft zu ſehn. Zwar haben wir nicht ſoviel an ihm, als die Aerzte, aber doch iſt das, was wir an ihm zu fodern haben, nicht klein. Als er jung war, zälte er ſich zu unſerer Zunſt, ſchrieb ſeine Gedichte, die freilich vol ſchöner, treflicher Stellen ſind, aber im Ganzen genommen, keinen groſſen Dichter machen. Seine Sprache iſt nicht korrekt, iſt wäſſ'rig; ſeine Wendungen ſind veraltert — aber wenn man wiederum auf die Zeiten zurükſieht, in welche die Geburt dieſer Gedichte fält, ſo kan man ihnen das, ohne ungerecht zu ſein, nicht hoch anrechnen. Haller wird von ſeinem Ruhm nicht einen Deut verlieren, wenn wir hier ſagen, daß er kein eigentlicher groſſer Dichter war; Jederman weis, daß man nicht in Allem gleich gros ſein kan; obgleich Haller einen Vorrat von Kentniſſen beſas, dem man nie den Grund abgewinnen konte. Auſſer ſeinen Gedichten ſind uns noch drei andre Schriften von ihm bekant, die auch ſo halb und halb in unſer Fach einſchlagen, nemlich **Uſong; Alfred, König der Angelſachſen und Fabius und Cato, ein Stük der Römiſchen Geſchichte.** Obgleich alle drei den Körper aus der Staatskunſt haben, ſo borgten ſie doch von uns das Gewand, um ſich dadurch bei Leuten, die nicht immer ganz ernſthaft auf einen Flek ſehn mögen, eher Eingang zu verſchaffen. Jezt iſt er tod, der Stolz ſeines Vaterlandes — wo ſind der Männer mehr wie er? Er arbeitete bis in den lezten Stunden ſeines Lebens! Aber

— Die Unſterblichkeit iſt ein hoher Gedanke,
Iſt des Fleiſſes der Edlen wert!

Haſe

Haſe.

Privatiſirt in Dresden. Ein junger, muntrer, rüſtiger Mann, der ganz den ſchönen Wiſſenſchaften lebt. Aber warum wil uns der Mann mit ſeinen Werken nicht bekanter machen? Sonſt hielten wir ihn für den Verfaſſer der Phiſiognomiſchen Reiſen, und des Guſtav Aldermann, aber neulich widerrief er's! Nun wiſſen wir alſo gar nichts! Und doch ſchreibt er und hat geſchrieben und allem Anſchein nach nichts Schlechtes geſchrieben. Oder wil er damit manche unſrer Schmierer beſchämen, die vor jeden Wiſch ihren vollen Namen, und Vaterland, mit all' ihren Franzen, Klingern und Kluppern ſezen? oder wil er ſolange ſchreiben, bis die Schriften ſeinen Namen empfelen, damit alsdan ſein Name die Schriften empfielt? Dann bravo!

Wenzeslaus Sigismund Heinze.

Hat ſich vor Kurzem nicht unrühmlich bekant gemacht. Wenn er fleiſſig iſt, brav polirt und nicht gleich mit ſeinen Sächelchen vor's Publikum eilt, wenn ſie noch warm ſind, ſo kan er noch werden! Anlage vermiſſen wir nicht und wir wünſchen recht herzlich, daß er ſie zu ſeiner und ſeines Vaterlandes Ehre glüklich ausbilden mag. Wir haben eine **Samlung lyriſcher Gedichte** von ihm; eine **Ode zum Lobe der Bücherzenſur** und eine **Volksode an den Freiherrn von Pokſtainer.**

Johann Georg Herder.

Generalſuperintendent in **Weimar**. Auch einer von den Männern, die ſich gern anders gebärden als Ihresgleichen, den Hut auf ein Ohr ſezen und

von

von Sachen, die man ſich ſonſt nur in's Ohr ſagt, gern laut ſprechen — und das Alles aus bloſſem Hang zum Sonderbaren. Gründlichkeit und andre mänliche Eigenſchaften mus man da nun nicht ſuchen; aber dafür werden ſie auch ohne Gnade und Barmherzigkeit vergeſſen werden, ob es ihnen gleich jezt noch nicht ſo dünken mag. **Herder** iſt ein eigentlicher Theolog, aber er hängt auch zu uns herüber, und deshalb muß er ſich's mal gefallen laſſen, wenn wir ihn hier als Bellettriſt aufführen! — Wir hoffen dadurch nun eben nicht in ſeine Ungnade gefallen zu ſein!

Johann Timotheus Hermes.

Probſt in Breslau. **Miß Fanny Wilkes** und **Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen,** bringen ihn in unſern Almanach. **Hermes** iſt ein Mann von ausgebreiteter Gelehrſamkeit, ein wakrer Theolog und Menſchenkenner. **Miß Fanny**

Wilkes, war das erſte Werk, wodurch er ſich auch in unſerm Fach rühmlich bekant machte; die Geſchichte iſt angenem und abwechſelnd, der Natur meiſtens getreu und das Muſter eines guten Romans. Seine Sprache hat **Hermes** in ſeiner Gewalt, doch wirft man ihm wol nicht ganz mit Unrecht vor, daß er dann und wann in's Schwülſtige, Affektirte und Wizelnde fält. Bei **Sophiens Reiſe** trift ihn dieſer Vorwurf vorzüglich, iſt aber bei den vielen Schönheiten, die das Werk hat, und bei ſeiner Nuzbarkeit, leicht zu überſehn. Für das Vergnügen, das uns der Mann macht und das Beſtreben, welches man ihm deutlich anſieht, daſſelbe bei uns immer zu unterhalten, müſſen wir nicht ſo eigenſinnig ſein. Weil uns einige Brühen ſeiner Gerichte nicht ſchmekken, wollen wir deshalb die ganze Tafel verachten, die doch meiſtens mit geſunden, kräftigen und gutzuverdauenden Speiſen beſezt iſt? Gebe mal einer unſrer jezigen Romanſchreiber ein Werk heraus, das ſo ſtark iſt, als **Sophiens Reiſe**, ob's ſo gekauft, ſo geleſen werden wird! **Miller** iſt (oder ſollen wir nicht ſagen,

war)

war) recht ſehr beliebt; aber wir mögen's ihm nicht raten, noch ſo einen wolbeleibten Roman zu ſchreiben, als Burgheim; unſres Dünkens, wird er ungekauft und ungeleſen bleiben! Aber Hermes kan immer noch einmal auftreten, er verſteht die Kunſt, ſeine Leſer in Gegenden zu führen, wo Alles mit Allem abwechſelt, wo man nicht immer den Geſang eines Vogels, ſondern das Zuſammenſtimmen einer Menge hört. Uebrigens ſol er ein Mann von dem redlichſten, biederſten Herzen ſein.

Hölty.

Auch ein Mann der für uns zu früh ſtarb. Die wenigen Gedichte die wir von ihm haben, ſind ſchön und werden ſein Andenken noch lange unter uns blühend erhalten. Er ſeufzte unter dem gewönlichen Looſe der Dichter — jezt hat er überſtanden; Freude wird er auf Erden wenig gehabt haben!

Johann Georg Jakobi.

Hat ſich durch vieles, was in unſer Fach einſchlägt, bekant gemacht. Viele ſeiner Gedichte ſind vol Geiſt und Leben. Schön iſt's von dem Mann, der wirklich viel ſchreiben konte, ohne ſeinen Verehrern und Freunden läſtig zu werden, daß er's doch nicht that! Jezt wird er wol in Ruhe ſizen und ſich ſeines gemachten Weges freun. Seine Iris war ſo lang ſie dauerte, das Lieblingsbuch unſrer Damen. Obgleich dann und wann was drin vorkam, was ſie nicht zunächſt anging, ſo fanden ſie doch dafür hundert andre Dinge, die ſie mit Leib und Seel' intereſſirten. Sie werden nicht ſobald einen Mann wiederkrigen, der ſo eifrig für ſie ſorgte, als Jakobi und ein Schriftchen, das ſo ſamtweich, ſo flieſſend, ſo geziert mit unter, ſich ihres Herzens bemächtigte und wo möglich, ſie alle zu allerliebſten Pinſelinnen umſchaffen konte! Wollen's ihnen auch nicht wünſchen! Ein rüſtiges, wirt-

wirtſchaftliches Mädchen, wenn's auch wenig Bücher auſſer der Bibel geleſen hat, iſt uns zehnmal lieber, als die empfindelnden Püpchen, deren Miller ſo vielen in Teutſchland das Daſein gegeben hat! Wenn doch unſre alten Teutſchen Mütter, die zwei Stunden nach den Geburtswehen ihre Wirtſchaft ſchon wieder beſtellen konten, wieder aufſtehn und ihre Enkelinnen ſehn ſolten! Sie würden ſtaunen und ſich eben ſo wenig, wie Cicero's Geiſt ſeinen Enkel Hechelträger für den ſeinigen erkennen wolte, für Stammütter dieſer pinſelnden Mitteldinge halten!

Abraham Gotthelf Käſtner.

Hofrat und Profeſſor in Göttingen. Wird ſich das wundern, daß er auch im Bellettriſtenalmanach ein Pläzchen bekomt; aber wir können ihm nicht helfen, warum miſcht er ſich in unſer Handwerk. Sein Plaz wird hier eben nicht gros ſein; einen gröſſern kan er ſich verſprechen, wenn einmal Jemand einen Almanach der Mathematiker herausgibt. Singedichte verfertigt er, die aber unmöglich aus einer poetiſchen Ader gefloſſen ſind, ſondern ihren Urſprung in des Verfaſſers Hang zum Sticheln und Hecheln haben müſſen. Es ſol dies auf Univerſitäten recht ſehr Mode ſein, und theils aus Antrieb der affaires de finance; theils aus Sucht wizig zu ſcheinen und jungen Fentchen Maul, Naſe und Ohren aufſperren zu machen, fleiſſig geübt werden. Käſtner haut jeden, der ihm begegnet in die Pfanne und hat er einmal Gelegenheit, ſich luſtig zu machen, ſo ſchont er ſeines Freundes nicht! Er iſt einer von denen, die lieber den beſten, wakerſten Freund verlieren, als einen einzigen Einfal unterdrükken wollen. Auch ſol er ſich recht ſehr über einen groſſen, weiſen Mann und Held, nicht luſtig machen, ſondern mokiren, ihn verkleinern und verachten. O ein Blik von dem Groſſen, würde ihn zu Aſche verbrennen, wenn er die Stirn hätte, ihm in's Geſicht

ſicht zu ſehn! Käſtner mag ſich hüten, daß es ihm nicht geht, wie dem Erlangſchen Zeitungsſchreiber im ſiebenjährigen Kriege! Doch er iſt jenem Mann zu klein, als daß er auf ſein Summen hören ſolte. Käſtner's Abſicht bei ſolchen Ausfällen mag nun ſein, welche ſie wil, ſo iſt ſie nicht die beſte. Entweder ſezt er den Hut auf ein Ohr und ruft: "Seht Leute, ſolch ein Mann bin ich! Ich kümre mich um die ganze Welt nicht! Der oder jene groſſe Mann iſt ein — gegen mich!" oder, er wil Heroſtrates Beiſpiel folgen, der den Dianentempel anſtekte, um ſich unſterblich zu machen.

Madam Karſchin.

Eine der vornemſten unſrer Bellettriſtinnen. Sie iſt aus niederm Stande zu dem emporgeſtiegen, was ſie jezt iſt. Wer ihre Geſchichte kurz leſen wil, findet ſie vor ihren Gedichten, die vor geraumer Zeit auf

auf Prånumerazion herauskamen. Warmes Gefül für Religion und Tugend, reine herzliche Empfindung, gefälliger Wiz mit unter, und Kentnis ihrer Sprache, eine ſeltne Tugend unter ihren Mitſchweſtern! zeichnen ſie ſehr zu ihrem Vortheil aus. Sie iſt überal bekant und beliebt, wir dürfen ihr nicht erſt eine Lobrede halten. Ihr Geſchlecht kan ſtolz auf ſie ſein und ſich beſtreben, das zu werden, was ſie iſt.

M. Chriſtian Wilhelm Kindleben.

Dies iſt der berühmte peregrinirende Weltbürger und Büchermacher, der überal zu Hauſe iſt, überal auf ſeinem Rükken mitnimt, was er hat; an einem Ort grade der bleibt, der er an einem andern war; ein Magiſter von einer Unverſchämtheit, die unter den Sterblichen wenig erhört iſt; ein ſtolzes aufgeblaſnes Ding, das ſich über die ganze Welt aufhält, weil ſie ihn nicht gebrauchen kan — als ſolchen hat er ſich hinlänglich bekant gemacht. Wir kennen ihn von Perſon und aus ſeinen Schriften, die er von ſeinem werten Ich herausgegeben hat. Anfangs iſt er nicht das geweſen, was er jezt iſt. Als er noch in Halle ſtudirte, war er der fleiſſigſte, ordentlichſte Menſch, der von Semlern ſehr gelitten war, in ſeinem Hauſe wohnte und im Seminarium informirte. Und der mus er auch geweſen ſein, ſonſt hätte er zu den Kentniſſen nicht gelangen können, die man ihm wirklich, ohne ungerecht zu ſein, nicht abſprechen kan. Er bekam darauf eine Pfarre bei Berlin und wir wiſſen nicht durch welchen Zufal er gar nicht der alte **Kindleben** blieb. Wenn er uns von dieſer Umſchaffung wolte Rechenſchaft geben, das könte noch intereſſant und ein fruchtbarer Beitrag zur Geſchichte des menſchlichen Herzens ſein, eher als ſeine Reiſen, wo er uns von ſeinem Mittag- Abend- und Morgenbrod, pfiffigen Bübereien ꝛc. mit der höchſten Algenugſamkeit unterhält. Er be-

be-

behielt ſeine Pfarre nicht lange. Die eigentliche Urſach warum? wiſſen wir nicht, denn jene, die er uns mit eignem Munde angab, können wir, ob wir ihm gleich ſehr viel zutrauen, nicht glauben. Sollen wir das Geſchichtchen erzälen? Faſt ſchämen wir uns, da er's aber ſelbſt konte, ſo mögen unſre delikaten, geſittetern Leſer mal ein Auge zudrüken und die Damen, die von ungefähr über unſern Almanach kommen, das Blat überſchlagen.

"Ich bin ſehr verliebter Komplexion — ſagt' er — und ob ich gleich damals ſchön eine Frau hatte, war mir's doch nicht zu verdenken, wenn ich dann und wann nach einem kleinen, runden, kerngeſunden Bauermädchen ſchielte. Der Schulze in meinem Dorfe hatte eine Tochter — o, ein Mädchen! genug, ich verliebte mich ſterblich in ſie! Von Platoniſcher Liebe habe ich immer nicht viel gehalten; ich beſuchte einmal den Schulzen, oder beſſer, ſeine Tochter, und traf ſie ganz allein zu Haus. Gegen ihren Beichtvater durfte ſie nicht ſcheu thun, ob ihr gleich der Vater

Vater verboten hatte, mit einer Mansperſon allein zu bleiben. Mir lief das Blut um funfzehn Grade ſtärker und meine Phantaſie arbeitete, wo, wie und wann ich den Angrif thun ſolte? Endlich fiel ich auf eine trefliche Schnurre. Die Fenſter auf dem Lande, ſind meiſtens ſo eingerichtet, daß man ſie über ſich ſchieben mus, wenn man hinaus ſehn wil. Dieſer Umſtand ſchien mir zu meinem Vorhaben ſehr bequem! Ich lief hurtig an's Fenſter, ſah hindurch und rief erſtaunt: tauſend! was iſt denn das? Das Mädchen war neugierig, kam herzugelaufen, ſchob das Fenſter über ſich, ſtekte den Kopf hinaus, und ich, wie ein Bliz, ſchiebe das Fenſter zu und da ſas ſie mit dem Hals in der Klemme! Das Mädchen hielt's für einen höflichen Spas von ihrem Beichtvater, (wie ſie mich denn ſchon als ein drollichtes Kerlchen kante) und lachte; aber bei mir war's kein Spas! Ich machte Bewegungen — wolte . . . . — bauz, flog die Thür auf, ihr Vater kam, nahm mich beim Fittig, ſeegelte mich über Hals über Kopf

zur

zur Stube hinaus und kurz drauf war ich meiner Pfarre quitt und ledig!"

Was dünkt Euch zu dem Schwank, lieben Leſer? Verdiente das **drollichte Kerlchen** dafür nicht dreihundert Kantſchuhhiebe aus dem ff? Und die ſelbſtzufriedne Miene, womit er das erzälte, hättet Ihr ſehn ſollen! — Als er alſo ſeinen Abſchied erhalten hatte, fast' er den Entſchlus **in die groſſe Welt zu gehn und mit ſeinen Kentniſſen und Erfahrungen zu wuchern.** Er ergrif den Wanderſtab, ſchnurrte ſich von einem Dorfe und einer Stadt zur andern und macht ſich dabei über viele ſeiner Woltháter recht herzlich luſtig; hatte auch verliebte Avantüren, wie das aus **Hartenſtein** deutlich zu erſehn iſt; kam endlich nach **Leipzig** und faste den Entſchlus, Magiſter zu werden, ward es wirklich, weil's aber ſolcher armen Leute in **Leipzig** weit mehr gibt, als in den Preuſſiſchen Staaten zuſammengenommen, ſo war er da überflüſſig. Er wante ſich alſo nach **Halle**, vermutlich, weil es da luſtiger und wolfeiler zu leben iſt und daſelbſt hat er ſein Weſen noch bis jezt; verdient nicht mehr als er verzehrt, geht aller Welt zum Skandal zerriſſen und zerfezt einher; beſucht einen Schnapsladen, eine Apotheke, einen Schweizer, ein H** haus nach dem andern, unterhält dabei die gelehrte Welt mit ſeinen Produkten, korrektirt ꝛc. Er hat uns mit viel ſchönen Sächelchen beſchenkt, wird es auch in Zukunft nicht daran fehlen laſſen — Hunger thut weh! Seine Teufeleien ſind bekant; einen Band **Gedichte** haben wir auch von ihm; **Willbald Schluterius, ein Pendant zum Sebaldus Nothanker,** erſter Theil, iſt auch von ihm, hat aber ohne Gnade und Barmherzigkeit zu Makulatur werden müſſen, mithin muste er den zweiten in Petto behalten; **Vermiſchte Aufſäze zur Beförderung der Litteratur und Sitten, ein Wochenblat,** iſt auch von ihm; Sein **Emanuel Hartenſtein; Mathias Lukrezius,** ſonſt **Votius** ꝛc. ſind bekant. — Wir haben uns lange bei dem Mann aufgehalten! Das Publikum mag ſich nun beratſchlagen, was es mit ihm anfangen wil. Wil es ihm eine Penſion ausſezen, daß er ruhig leben kan und uns nicht länger mit ſeinem Wiz und ſeinen Unflätereien zur Laſt fällt — wir dächten! Oder wil ſich ein oder das andre Regiment erbarmen, ihn zum Trommelſchläger oder, wenn's Krieg gibt, zum Pakknecht machen? Sein Rükken iſt feſt und ſeine Schultern ſind vierſchrötig und ſtark — Eine Anzeige, daß er ſich nie überſtudirt hat! Oder wil er ſich beſſern? Alt genug iſt er, es wäre nach grade wol Zeit, daß ſich ein Bischen Verſtand bei ihm einfände! Doch dazu haben wir keine Hofnung!

Major von Kleiſt.

Krieger und Dichter! Sind wol zwei Dinge, die nach gewönlichem Weltlauf nicht oft beieinander ſtehn! aber bei ihm ſtanden ſie dicht neben einander, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, welches das überwiegendſte war. Proben ſeines kriegriſchen

Geiſtes hat er deutlich genug gezeigt; er erlag auch den Gefahren, die damit verbunden ſind! und die Proben ſeines Dichtergeiſtes liegen uns vor Augen. Er wird immer noch mit dem grösten Vergnügen geleſen. Feuer, Geiſt und Kraft, die faſt jedes ſeiner Werke beleben, werden ſie noch lange den Verehrern der Dichtkunſt ſchäzbar bleiben laſſen. Er ſtarb wider die Ruſſen und erſt neuerlich, hat ihm die Freimäurerloge zu Frankfurt an der Oder ein Monument ſezen laſſen. Tauſend Dank dafür den wolthätigen menſchenfreundlichen Männern! Seine Werke ſind erſt 1778 neu aufgelegt und ſein Verleger hat nichts geſpart, was ſie den Liebhabern auch von auſſen anlachend machen kan; und dafür hat er unſern beſten Dank! Manche andre Dichter, die zu ſeiner Zeit mit ihm wetteiferten, werden wol ſchwerlich ſo von Neuem auferſtehn! Nachrichten von ſeinem Leben finden ſich in Mayer's Beſchreibung des Kleiſtiſchen Monuments bei Frankfurt 1780.

Klinger.

Einer unſrer Kraftmänner, die die Natur darſtellen wie ſie iſt; keine Regeln kennen, als die eine unbändige Phantaſie ihnen eingibt; Leute in aller Welt Augen auf's grauſamſte morden, kaſtriren, Naſen und Ohren abſchneiden laſſen; von A** lekken und Kindermachen laut ſprechen; züchtigen, ehrſamen Frauen und Mädchen im Antliz, Szenen der Notzucht ꝛc. aufſtellen — alles, pure, klare Natur! Das muste Beifal finden, muste gerühmt und beklatſcht werden! Aber Dank unſerm guten Genius, daß es ein Ende hat. Die Herren ſamt ihren Genieſtreichen, und ungeheuren, rieſenmäſſigen Sprüngen und Würfen, ſind beinahe vergeſſen, und nicht lange wird es dauern, ſo weis man man von ihnen gar nichts mehr. Sie müſſen auch fühlen, daß der Sturm des Beifals ſich gelegt hat; ſie fangen an, ein Seegel nach dem andern einzuziehn, und müſſen am Ende ſich noch ganz ſo gebärden, ben, wie andre ehrliche Leute. Daß ihnen das wurmen mag, iſt leicht zu vermuten! Sie, die ſie ſchon den Gipfel des ſchroffen Felſens, von dem man in die Unſterblichkeit ſteigt, erreicht zu haben ſich einbildeten, auf einmal herabgeſtürzt, wieder ganz gemeine Menſchen geworden! Wenn ſie aber kalt und vernünftig drüber nachdenken, ob denn eigentlich ihr Verdienſt ſo gros war, daß ſie auf unſterblichen Namen ſich brüſten konten? ob denn Arbeiten, die ſie im Taumel ihrer Phantaſie, ohne Plan, Ordnung, Nachdenken, Zwek, Nuzen, mit leichter Mühe hinwarfen, ihnen den Stempel ewigen Lebens aufdrükken konten? Aber freilich, wenn man den übertriebnen Ehrgeiz mancher Leute kent, ſo wird man nicht leicht glauben, daß ſie des ſüſſen Traums, der ihrer Phantaſie vorüberflog, ſo leicht vergeſſen werden; ſchreit doch ein Kind um ein Aepfelchen, das ihm im Traume gezeigt ward, wenn's begierig zulangt, drüber erwacht und nichts hat! Warum ſolte man nicht der verlornen Unſterblichkeit ein Thränchen oder beſſer, ein Zahnknirſchen, ein Fusſtampfen, oder auch Schreien und Klagen über Undank und Dumheit nachſchikken? — Klinger ſcheint doch nun einzuſehn, daß er zu ſchwach war, ſelbſt ſein groſſer Vortreter zu ſchwach war, hergebrachte Art und Sitte, bei denen wir uns recht wol befinden, umzuſtoſſen? Wird nun doch überzeugt ſein, daß das nicht Natur ſchildern heist, wenn man einen Miſthaufen mit allem Zubehör ſo natürlich und zum Greifen darſtellend ſchildert, daß Magen und Naſe genug hat? Wird uns doch nun nicht mehr für ſo dumm halten, daß wir jugendliche, erhizte, unbezäumte Phantaſie, Ungezogenheit, tolles Springen und Gebärden, für Genie halten ſollen? — Daß es kinderleicht iſt, ſolch ein Genie zu ſein, zeigt er ſelbſt und die vielen Nachbeter **Göthens**. Als **Berlichingen** und **Werther** ꝛc. noch neu waren, nam jeder junge Menſch, der **Geniedrang** fühlte, oder vielmehr, zu fühlen glaubte, ſich vor Andern was heraus, ſezte den Hut auf ein Ohr, zog den Rok aus, ſchmis alle die ihm zu nahe kamen mit Kot, geſelte ſich zu den Gaſſenlümmeln, ſchupte jeden, der ihm nicht auswich, machte krumme Sprünge und rief Eines

Rufens

Rufens: "Seht! Leute, das kan ich! Wer's nicht nachmacht, oder ſich drüber mokirt iſt ein Heuochſe!" — Schade war's da um manchen guten Kopf, daß er ſeine Gaben nicht beſſer anwante! **Klingern** kan man guten ofnen Kopf, blühende Phantaſie, Sprachgewalt und Kentnis des menſchlichen Herzens nicht abſprechen, hätt' er das alles nur beſſer bezähmt, mehr auf einen gewiſſen Punkt gelenkt, ſich nicht ſoviel drauf eingebildet; ſo hätte er in ſeinem Fach was Rechts leiſten können; aber das leidige Geniefieber, es iſt ſchlimmer als das dreitägige! Wenn's einen ergrif, ſo bekam er Hize und Froſt und dann gab's: **Otto's**; **leidende Weiber**; **Sturm und Drang**; und Gott weis! was all' noch mehr. Wir wünſchen **Klingern** recht baldige gänzliche Geneſung, ſeine **Brüder**, ſein **Derwiſch** zeigen ſolchen Grad von konvulſiviſcher Ekſtaſe ſchon nicht mehr, als die obengenanten. Als er den **Otto** und das **leidende Weib** ſchrieb, war er noch Student in Gieſſen. Im lezten Feldzuge war er in Kaiſerlichen Dienſten, als der ſobald ſein Ende erreichte, ging er nach Baſel, wo er Orpheus,

pheus, eine tragikomiſche Geſchichte, **Prinz Formoſo's Fiedelbogen** und **Plimplamplasko** ſchrieb. Das Lezte zeigt, daß er ſich bekehrt hat. Jezt iſt er Lieutenant bei der Ruſſiſchen Marine.

Klopſtok.

Der Mann Gottes! Der Verkünder, hoher himliſcher — Nein, Freunde, ſo last uns ihn nicht nennen! Wist Ihr nicht, wieviel ein groſſer Mann durch übertriebne Lobſprüche verliert, wie er errötet, wenn er dergleichen ſtaunende Ausrufungen, dergleichen übermenſchliche Benennungen öffentlich von ſich hören mus? Unmöglich können wir glauben, daß der ſchmetternde Trompeten- und Paukenſchal der Cramers, Millers, Niemeyers, ihm angenem ſei. Was hilft es dem Mann, der einmal den ſchroffen, ſteilen Felſen erſtieg, über Schlünde, Abhänge und reiſſende Ströme hinwegkam,

kam, nun ruhig den zurükgelegten Pfad überſchaut — was hilft es ihm, wenn Ihr unten ſteht, ſtaunend nachgaft, immer ruft: "Der Mann iſt ein auſſerordentlicher Mann! Dem kan Niemand nach! Unmöglich, unmöglich!" Wenn Ihr ſo da ſtehn bleibt, Euch das Herz aus dem Leibe ſchreit, nicht ſelbſt anfangt ihm nachzuklettern, nicht ſeine Fustapfen aufſucht, durch Euer Geſchrei noch Andre abhaltet –– kan das einem Mann wie **Klopſtok** Freude ſein? Deſſen eifrigſter Wunſch es iſt, ſeine Mitbrüder ſo volkommen, wie ſich ſelbſt zu ſehn! Wird ihm nicht der Mann lieber ſein, der ohne Prunk und Geſchrei, mit feſtem entſchloſſenen Schritt ihm nachwandelt, ſich mit gefaster, mänlicher Seele durch Alles hindurchſchlägt, was ſich ihm entgegenſezt, immer mit ſtarrem Blik auf die Fustapfen ſieht, die er vor ihm that — ſich dann vom Ungemach ermattet hinſezt, auf den volendeten Weg hinabſieht, dann über ſich blikt und mit vollem Herzen, mit feſter Ueberzeugung ausruft: "Ich bin noch weit von **Klopſtok**!" Solch ein Geſtändnis mus ihm ſchmeicheln, wenn dem

Mann irgend etwas ſchmeicheln kan. — Und, Ihr Poſaunner, wenn nun dem Mann auch etwas wiederfährt, das er nicht vermeiden kan, ſo lang' er Menſch iſt, wie dann? Könt Ihr Euren Ton tiefer ſtimmen, als vorher? Beileibe, er bleibt immer derſelbe und dann — macht ihr euch lächerlich! und der Mann weis nicht, wo er hinſehn ſol, wenn er bei voller Ueberzeugung, daß er gefehlt habe, all' Eure poſſierlichen Sprünge und Winkelzüge ſo mit anſehn mus. Lieber last ihn einen Menſchen bleiben und enthaltet Euch alles Vergötterns und Anſtaunens, das Euch und ihm am Ende höchſt läſtig werden mus. Last ihn einen Mann bleiben, der der Mitſchöpfer unſeer Litteratur war, der ſich mit andern groſſen Männern beſtrebte, ſeine Mitbrüder volkomner und beſſer zu machen, der hohen Geiſt empfing, daß er das angefangne ſchwere Werk rüſtig durchſezen und ſeines Vaterlandes Ruhm gründen und feſtſtellen konte; einen Mann von edlem, reinem Herzen, der das Bedürfnis ſeiner Brüder innig fühlt, ſie liebt, wie ſich ſelbſt; der vol Wärme für die Lehren iſt, die der frömſte,

weiſeſte

weiſeſte Mann uns gab, um uns glüklich zu machen; ſie ausbreiten hilft und ſelbſt ſeinen Wandel darnach einrichtet; der in vielen Fehlern ſeiner Brüder fremd iſt, von Stolz, Herzenshärte, Neid ꝛc. nichts weis — ſolch einen Mann last ihn bleiben; dann verdient er unſre Ehrfurcht und Liebe, wir fühlen den Zug zu ihm, der die Menſchen aneinander feſſelt, das Beſtreben, ihm gleich zu werden regt ſich in uns, er bleibt unſer Bruder, ein Menſch wie wir, und wenn er dann ſtrauchelt, ſo faſſen wir ihn unter die Arme, und ſinkt er, ſo wird es keinem einfallen, ſeiner zu ſpotten — Aber nicht alſo, wenn Ihr ihn über die Erde hinausſezt, zum Engel und wer weis wozu noch mehr! machen wolt. — Wenn irgend Jemand **Klopſtok's** Verdienſte in ihrem ganzen Umfange kent und ſchäzt, ſo ſind wir's, und unmöglich können wir glauben, daß es Einem einfallen kan, aus dem Geſagten uns zu beſchuldigen, als wolten wir ihn verkleinern! Was wir geſagt haben iſt in Natur, Erfahrung und Weltlauf und in **Klopſtok's** eignem Herzen und Betragen gegründet. Warum wollen wir unſre Augen mit Mikroſkopen bewafnen, wenn wir mit eigner Kraft klar und deutlich ſehn? So affektirt es ausſieht, wenn ein Stuzer, der das beſte Geſicht hat, blinzelt und ſich der Lorgnette bedient; ſo affektirt ſcheint es dem kalten, vernünftigen Beobachter, wenn Leute, das tauſendfach ſehn, was ſich ihnen nur einfach vorſtelt, es mit Staunen und leeren Deklamazionen auspoſaunen, die nur in dem erſten feurigen Hinſchauen ihren Urſprung haben, und andre, die nicht in den Ton mit einſtimmen, für Dumköpfe und Neider halten. Wir wünſchen, daß dies alles zu **Klopſtock's** eignem Ruhm, nicht in den Wind geſagt ſein mag!

Chriſtian Adolph Klotz.

Ehedem Geheimerrat und Profeſſor in Halle, iezt tod. Machte zu ſeiner Zeit viel Aufſehn, theils durch ſeinen exemplariſchen Wandel, in welchem er

Sir

Sir Hartenſteinen nichts nachgab. Schade um den Mann, daß er ſeinen wirklichguten Kopf nicht beſſer brauchte. Die ganze Zeit, wo er blühte, verſtrich unter einer Kette von Flegeleien gegen algemein anerkante groſſe Männer; ſeine gelehrten Zeitungen ſind vol von Pasquillen und ärgerlichen Anekdoten, die er blos Schlag auf Schlag zum Beſten gab, um ſonderbar zu ſcheinen, und den Ruf eines Mannes zu haben, der ſich aus der ganzen Welt nichts macht. Daß ihm dafür hin und wieder der Kopf recht derb gewaſchen ward, iſt bekant; aber er achtete es nicht und fing immer wieder von neuen an. Sein Streit mit Leſſing iſt bekant; die Antiquariſchen Briefe werden ſein Andenken unter uns erhalten. Er war ein Mann von der gröſten Unverſchämtheit, der alles andre auſſer ſich für dumm anſahe, oder ſich wenigſtens den Anſtrich gab, als ſäh' er's dafür an; denn wir trauen ihm zu viel Einſicht und Geſchmak zu, als daß wir glauben können, es ſei ſein Ernſt geweſen. Sein und ſeiner Schule Wort galt damals viel; jezt iſt's vorbei, und man erinnert ſich nur noch dann und wann an ihn;

manche kennen ihn wol gar nicht, und die verlieren auch nicht viel. Man ſagt wol, de mortuis nil niſi bene! Aber wie kan man dem nachleben, wenn man einen Mann vor ſich hat, der ſo ganz durch und durch ſchlecht iſt, wie Kloz? Er gab den jungen Leuten, die damals auf der Akademie um und neben ihm waren, viel Aergernis. Zu allen liederlichen Streichen war er bereit; ſof mit ihnen, ging in die H**häuſer mit ihnen, machte ſich über ſolche, die ihre Pflicht erfülten, luſtig, hezte andre ſeines Gelichters auf ſie — Das war doch ſchändlich von einem Mann, der ihr Führer und Lehrer ſein ſolte! Die Trinkgelage, die noch hier und dort auf den Univerſitäten gäng und gäbe ſind, macht' er noch feierlicher, dadurch, daß er die abſcheulichſten Zotenlieder fertigte, komponirte, und in ſeinem Zirkel, die Brieftaſche vor ſich und den Degen in der Hand anſtimte. Mehr als einmal haben ihn die Häſcher, als Student verkleidet, in Händen gehabt, wenn ſie ihn aber erkanten, lieſſen ſie ihn los und ſo kam er immer davon ohne daß ſeine Obern etwas davon erfahren und das Un-

kraut

kraut ausjäten konten. Es iſt uns traurig, mehr von ſolch einem Mann zu ſagen. Sein Ende trat früh ein; er zog ſich Krankheiten zu, wovor jeder ehrliebende Mann zurükſchaudert, und die warfen ihn in ſeinen beſten Jahren in's Grab. Noch einmal, es iſt ſchade um ihn! Seine Kentniſſe in der Philologie waren gros; nach unſerer Meinung, war ſie ſein Hauptfach. Auch Satiren haben wir von ihm, die uns aber nicht zu Geſicht gekommen ſind; ſeine Bibliothek, ſein Buch von den geſchnittenen Steinen, ſeine gelehrten Anzeigen, ſind bekant. Er ſchrieb das beſte, flieſſendſte Latein — Ein Verdienſt, welches ſonſt bei den gröſten Philologen ſelten iſt, die mehrentheils ihre Lateiniſchen Autoren durch und durch kennen, all' ihre Schönheiten an den Fingern herzuzälen wiſſen und doch ſchlecht Latein ſchreiben. Er mag ruhn!

Ludwig Theobul Koſegarten.

Ein aufblühender Dichter, der ſich nicht unrühmlich bekant gemacht hat. Möcht' er doch nicht in jenen wimmernden, pinſelnden Ton fallen, den Miller zuerſt aufbrachte. Es iſt ein wahres Elend, daß wir uns ſchämen, Männer zu ſein. Sein Stük: **Wunna, oder die Thränen des Wiederſehns, ein Schauſpiel mit Geſang** fält ſehr in jenen Ton, und deshalb prophezeihn wir ihm kein langes Leben. In zwei oder drei Meſſen, dünkt uns, wird jene Winſelei und Weinelei ganz ausgepeitſcht ſein; ein guter Anfang iſt ſchon gemacht, wenn wir nur bald das Ende ſehn! Nur mehr ſolche Männer wie der Verfaſſer des **Spizbart** und **Blumenthal** und ſein Schüler, der Verfaſſer des **Löwenhain**, ſo werden unſre Romane bald wieder mänlichere Form und Gehalt kriegen! — **Koſegartens** Gedicht im Muſeum, Fräulein **Garmin** hat uns gefallen, es iſt ſchon mehr mänliches und kräftiges in demſelben. Wenn der junge Mann mit ſeinen Talenten, Fleis und Aufmerkſamkeit und Weile verbindet, ſo kan er mal was leiſten.

Krauſeneck.

Auch ein Dichter aus der Menge! Leichte, kleine Arbeiten, fodern leichtes, kleines Urteil und das ſtehn wir ihm hiermit herzlich gern zu. Ob er beim Publikum noch lebt, oder längſt vergeſſen iſt, wiſſen wir nicht; doch ſolt' es uns dauern, wenn das Leztre wäre!

Karl Friedrich Kretſchmann.

Advokat in Zittau. Ein Mann der unſerm Handwerk Ehre macht. Seine Gedichte ſind beliebt und bekant, vol Feinheit und Reize; ſeine Phantaſie iſt blühend und ſtark, und ſein Schwung hoch und mänlich! Wir wünſchten uns mehr Seinesgleichen! Auch als Ueberſezer der Alten hat er ſich rühmlichſt bekant gemacht.

M. Samuel Gottlieb Lange.

Paſtor in Laublingen. Mus jezt ein alter Mann ſein, vielleicht gar ſchon tod! wenigſtens iſt er's für die gelehrte Welt ſchon lange. Als er noch jünger war, macht' er Aufſehn. Er war ein Widerſacher Gottſched's und ſtand mit den beſten

Kö-

Köpfen damaliger Zeit in Briefwechſel, das bezeugt die Samlung freundſchaftlicher und gelehrter Briefe, die er herausgegeben hat. Er iſt eben der, welchen Leſſing ſeines überſezten Horaz wegen ſo anpakte, daß ihm das Blut aus den Armen lief. Zwar Lange hatte auch das Maul am rechten Flek und es war wunderſchön mit anzuſehn, wie ſie ſich herumzauſten: Gottſched und ſeine Schüler freuten ſich recht herzlich darob, daß das Reich unter ſich ſelbſt uneins ward, und jener dienſtfertige, elende Epigrammatiſt ſezte ſich flugs hin und ſchrieb:

Zwei loſe Huren ſchimpften ſich,
Sie hielten ſich recht ritterlich;
Mein Satyr ſtand und rief von weiten,
Das klingt, als wenn ſich Lang' und du, mein Leſſing ſtreiten!

Die feinſte Satire hat der Bube in ſeiner Gewalt, das iſt wahr und hätten wir ihn hier, ſolt' er ſich ohne Gnade und Barmherzigkeit über einen Stuhl legen — und wir würden das Weitere verfügen — Solche Köpfe müſſen belohnt werden! — Das Langens Horaz ſchlecht iſt, weis jeder, daß ihn aber hundert Andre eben ſo ſchlecht und noch ſchlechter gemacht haben würden, iſt klar; und wir haben's Leſſingen immer ein wenig verdacht, daß er den armen Mann, der es wirklich recht herzlich gut meinte, in ſeinen Rettungen des Horaz ſo grimmig anfiel. Jezt haben wir den Horaz freilich beſſer; Jakob Friedrich Schmidt verdient unſern ganzen Beifal; aber jezt ſchreiben wir auch ſchon 1782 und ſind um viel Stufen höher geſtiegen. Doch iſt deshalb der Teutſche Horaz noch lange nicht der Römiſche, wird es auch wol nie werden können! Lange war auch Dichter damals, jezt möchte man ihn wol ſchwerlich dafür halten wollen. Seine Horaziſche Oden (d. i. Horazens Oden parodirt, auf Umſtände angewant, die Teutſch ſind, wie z. B. die Ode auf Auguſt, angewant auf Friedrich) haben nichts Anziehendes und Hervorſtechendes, nichts Feuriges, nichts Erhabenes! Wenn wir ſtreng ſein wolten, müſten wir uns noch ſtärker drüber erklären; aber der Mann verdient unſern ganzen Dank, weil er auch einer von denen iſt, die uns ihren Arm borgten, daß wir auf die Stufe kamen, worauf wir jezt ſind. Ganz neuerlich iſt

der

der gute Mann noch einmal hervorgetreten, mit einer Lebensbeſchreibung ſeines Freundes, des ſel. Profeſſor Meiers in Halle, der 1777 ſtarb. Sie hatten unter ſich das Paktum gemacht, welcher von beiden den andern überlebte, ſolte des Verſtorbnen Lebensbeſchreibung herausgeben. Die Reihe kam an Meiern, und alſo ſchrieb Lange ſein Leben. Man ſieht durch das ganze Buch die deutlichſten Spuren von der warmen Freundſchaft, die beide Männer für ſich fühlten, und daraus mus man ſich's erklären, daß Lange an dem Verſtorbnen mehr ſahe, als wir Andern. Nun wird er wol ruhn der gute Lange! Er hat ohnehin Siz und Stimme in der gelehrten Welt verloren. Wenn ſein Herz ihm ſagt, daß er Alles gethan hat, ſeine Brüder volkomner zu machen, ſo mus ihm das Troſt und Freude ſein, und er wird es leicht vergeſſen, daß man ſeiner nicht mehr ſo gedenkt, als er's wol verdiente. Sic tranſit gloria mundi!

Laur.

Marggräflicher Kabinetsſekretär in Schwedt. Ein junger, muntrer Mann, der ſich durch ſeine Gedichte, die er uns hier und dort zum Beſten gegeben hat, ſehr zu ſeinem Vortheil zeigt. Sie ſtechen vor den andern Arbeiten unſrer jüngern Dichter ſehr hervor, und hoffentlich wird er fortfahren, uns ſeine Arbeiten leſen zu laſſen, und ſich beſtreben, immer volkomner zu werden.

Johann Kaſper Lavater.

Seine Oden und Poeſien bringen ihn vorzüglich in unſern Almanach, obgleich alles, was er ſchreibt, den Anſtrich des poetiſchen Feuers, der Dichterphantaſie hat. Der Wert ſeiner Werke iſt längſt entſchieden, und ſeinen Wert als **Menſch** weis und ſchäzt ein Jeder. Gäbe es doch lauter ſolche wolwollende, gutmeinende, für die Tugend ſo warme, ſo gute Menſchen, — O, da wolten wir mit Freudigkeit unſern Pfad fortwandeln, keine Falſchheit, kein Betrug elender, nichtswürdiger Menſchen würde uns betrüben, wir würden für einander arbeiten, uns lieben, wie der **groſſe Mann**, es befal — aber las uns den Vorhang verziehn; vergebens ſind unſre Wünſche! Gegen einen ſo guten Menſchen, wie **Lavater**, haben wir **tauſend** Schurken; drum last uns den Mann lieben und ehren, als den Volkomnen unter den Unvolkomnen; last uns kleine Schwächen an ihm überſehn und immer auf das fuſſen, was er vor uns voraus hat; uns beſtreben, ihm gleich zu werden, das wird ihm Freude, uns Nuzen ſein. Nichts mehr von dem wakkern Mann, der das Herz hat aller, die ihn kennen! Unſer Lob wird ihn nicht gröſſer machen, ſo wie hämiſcher Menſchen Tadel, ihn um nichts in unſern Herzen herabſezen wird.

Jakob Michael Reinhold Lenz.

War erſt Theolog, dann Bellettriſt. Solte ſchon vor einiger Zeit ganz gewis geſtorben ſein, lebt aber bis dieſe Stunde in Petersburg. Er iſt auch einer unſrer Schwung- und Kraftmänner, aber unſres Dünkens, der volkommenſte unter den Nachbetern Göthens. Menſchenkentnis, fruchtbare, blühende Einbildungskraft, Kentnis ſeiner Sprache, wer kan die Stükke ihm abſprechen? Aber eben die ungeheuern Sprünge ꝛc. kurz alles, was die Genies in den Augen der Kunſtjüngerlein zu den groſſen Menſchen macht, müſſen wir an ihm tadeln. Lenz ſchien ſchon zur Erkentnis zu kommen, ob er ſich anfangs gleich verzweifelt wehrte und uns zwingen wolte, ihn auch für das zu halten, wofür er ſich ſelbſt hielt. Doch jedes Ding hat ſeine Zeit, ſo auch die Genies und das Geniegeſchrei. Aber wir ſtehn nicht dafür, daß nicht mal mit der Zeit wieder dergleichen aufleben ſolte; eben ſo wenig, wie es uns unwarſcheinlich iſt, daß wir dereinſt wieder Günthers bekommen werden; wenn uns recht iſt, haben wir deren ſchon mit unter — So wie wir geſtiegen ſind, werden wir wieder fallen! Es iſt unſers Erdbals Natur, ein ewiges Steigen und Fallen! Doch wollen wir recht herzlich wünſchen; daß unſer Fal noch recht weit! weit! entfernt ſein mag; ob es gleich nicht gar zu feſt um uns ausſieht. Die alten Grundſteine ſinken immer einer nach dem andern hin, und wir haben keine ihres Gehalts wieder unterzuſchieben; oben überladen wir das Gebäude, nemen unbrauchbare Balken und Sparren hinein, die ein Lüftchen bewegen, umwehen kan; der Grund ſinkt, das ganze ungeheure Gebäude ſtürzt und dann ſind wir wieder, wo wir vorher waren, müſſen ganz von vorn anfangen, was brauchbar iſt unter dem Schut hervorſuchen, erſt ein Hütchen, dann ein Haus, dann einen Pallaſt erbauen — und unterdes werden andre Nazionen, die jezt noch ungeſchliſne, ſelbſtgewachſne Naturmenſchen ſind, ihr Haupt empor heben, ſtolz auf uns hinabſehen, wie wir jezt auf ſie — O, Teutſche Männer, laſt uns arbeiten, daß die Zeit nicht komt! — Aber ſie wird kommen, da hilft kein Sträuben, kein Arbeiten! — **Lenzens** Schriften, die wir kennen, ſind: Der Hofmeiſter, oder, Nuzen der Privaterziehung (Leipzig 1774.) Der neue Menoza, oder Geſchichte des kumbaniſchen Prinzen Tandi; und ein Paar kleine Romane im Teutſchen Muſeum. Auſſer dieſen hat er auch Luſtſpiele des **Plautus** für's Teutſche Theater, in Verbindung mit Göthe, herausgegeben.

Gotthold Ephraim Leſſing.

Univ. B.bl. München

Hofrat und Bibliothekar in **Wolfenbüttel**, jezt tod! Die Krone **unſers Hauptes iſt gefallen!** Wenn werden wir einen Mann **wiederbekommen**, wie er? Er war der Schöpfer unſrer Litteratur, fegte den alten Sauerteig, der bei ſeinem Aufblühn noch ſo häufig war, mit entſchloſſenem Mute aus, ver-

verband ſich mit Andern und ſtürzte den Thron, den ſich Gottſched und ſeine Schüler ganz auf ihre eigne Hand erbaut hatten. Das Wol und Weh unſrer Litteratur lag ihm ſehr am Herzen, das zeigen die Kriege, in die ihn ſein Enthuſiasmus dafür, und ſein eifriger Wunſch ſich ſelbſt und ſeine Brüder volkommen zu ſehn, verwikkelten. Sonderbar, daß der Mann, bis an ſein Ende in ſolchen Streiten verwikkelt war! Viele wollen es auf einen Hang zu ſolchen Fehden ſchieben, meinen ſogar, er habe nicht ruhig ſein können, wenn's ihm an Gelegenheit fehlte, an dieſem oder jenem ſein Mütchen zu kühlen, und ihn wie kalt Eiſen zuſammenzuarbeiten; aber die beſchuldigen ihn eines Fehlers, deſſen ſein Herz nicht fähig war. Wenn man weis, wie ſehr er Warheit ſuchte, wie ſehr ihm Alles zuwider war, was ihn den Weg dahin verſperrte, wie er Leute, die die Vernunft gefangen nemen wollten, verabſcheute: iſt's da befremdend, wenn er dann in ernſthafte Streitigkeiten verwikkelt ward? Und hat nicht jeder derſelben den heilſamſten Nutzen für uns gehabt? Von ſeinem Streit mit Gottſched und Langen an, bis auf den lezten mit Gözen, wieviel Intereſſantes, Nüzliches, Fruchtbares haben wir durch ſie erhalten! Wie manches Goldkörnlein der Warheit, das unter Schut und Steinen vergraben lag, hat er hervorgeſucht, geläutert und uns anlachend gemacht! Sein durchdringender Blik ging auf die erſten Beſtandtheile der Warheit zurük, zergliederte ſie, zog uns ihr Nüzliches heraus, betrachtete ſie von allen Seiten, und dies Verfahren, beſonders der lezte Umſtand, zog ihm den Has ſolcher Köpfe zu, die nur immer auf der Oberfläche bleiben, zu faul oder zu furchtſam oder zu ſchwach ſind, bis auf den Grund vorzubringen und jedes Ding zu nemen, wie es iſt, nicht, wie es uns von Alters her vorgeplaudert, durch Ueberlieferungen, die mit der Zeit den Stempel des Heiligen bekommen haben, in den Kopf geprägt worden. Er ris ſich von allem los, was ihn im Forſchen nach Warheit hindern konte: Voruteile, Eifer, Menſchen, die wie Kettenhunde über hergebrachten Schlendrian wachten und ſich nicht ein Pünktchen wolten nemen laſſen — nichts von

allem

allem dem konte ihm abhalten, ſeinen Weg rüſtig fortzugehn. Da kam es denn, daß wir Dinge erfuren, über Dinge zweifelhaft wurden, die wir immer blindlings einer von dem andern annamen, feſt und für ſo ausgemacht hielten, daß uns alle Glieder zitterten, wenn wir Einen ſahen, der nur von weitem Mine machte daran zu zweifeln! Jezt ſchreiten wir nicht mehr ſo furchtſam zu Werke, das haben wir ihm zu danken; und auſſer Wenigen, die die Dekke der Unvernunft durchaus nicht ablegen wollen, wird es wol jedem in die Augen fallen, was für ein groſſer Nuzen uns und der Warheit daraus erwachſen iſt. Warheit bleibt überal Warheit, iſt ihrer Natur nach unſchädlich — Wie kan der Mann ſchädlich ſein, der ein warmer Verehrer derſelben iſt, ſie in ihrem ganzen himliſchen Glanz ſehn wil; der ſeinen ſchwächern Brüdern, die allein den Pfad zu ihr nicht gehn können, den Arm reicht, ihnen zuruft: Fast Mut, dringt ein, es fromt! Der Mann ſchädlich? der uns geſchenkt ward, um

— in

— in Gottes weiter Geiſterwelt,
wie in der Körperwelt die Sonn',
ein Licht zu ſein, das Milionen leuchtet,
die durch das Labirint der Zweifel,
den ſchmalen, blinden, kaum betretnen Pfad
zur Warheit ſuchen! —

Nein, Freunde, wolthätiger Sonnenſtral war er für uns, der die dikke Nebelwolke hinwegſcheuchte, die vor unſern Augen hing. Was kümmert uns das Geſchrei Blödſinniger, die die heiligen Achſeln zukken und rufen: Er war dies, er war das! ihm nach hergebrachten Menſchenſazungen das Urteil der Verdammung ſprechen, Jeden, mit väterlicher, ſtrafender Mine vor ihm warnen — Sie meiden ihn, weil ſie ſeine Höhe nicht erreichen können. **Leſſing** ging ein und ebendenſelben Gang in ſolchen Dingen, die das Wol und Weh der ganzen Menſchheit betrafen, als in andern, die nur einen Theil derſelben, die Gelehrten, angingen. Was wir ihm in vielen Fächern der Gelehrſamkeit zu danken haben, weis ein jeder, der ſeine ausgebreiteten Fähigkeiten kent. Bei ihm traf es ein: **Man kan, was man wil, und wil, was man kan!**

Sezte

Sezte er ſich vor, dieſe oder jene Lükke in ſeinen Kentniſſen auszufüllen, ſo lies ſein mänlicher Geiſt nicht eher nach, bis ſein Vorſaz erreicht war, und dann kont' er in dem Punkt wieder Andre belehren. Man hat Leute, die auch vielerlei wiſſen, aber was iſt's? Tappen auf der Oberfläche, Stükwerk! Leſſing vereinigte in ſich Kentniſſe, die deren eine einzige, andre Männer ganz beſchäftigte, und doch zeige man uns eine, wo er ſad, wo ſein Aufwand nur Flittergold iſt. Alles lag tief und gründlich in ſeiner Seele, ſie verabſcheute das Einſeitige, und ergrif ſie einmal was, ſo ruhte ſie nicht eher, bis es ganz ihr Eigen war. Aus dem Umſtand mus man ſich ſeinen Hang zur Kritik erklären. Da es der erſte Schrit zur Volkommenheit iſt, das Gute und Schlechte an einer Sache aufzuſuchen, es aneinander zu ſtellen, Gründe dafür auf dieſe und dawider auf jene Schaale zu legen und dann richtig zu entſcheiden, was wahr, was unwahr iſt; ſo muste dies notwendig Leſſing's Fach ſein. Und er geſteht auch mit der liebenswürdigſten Offenherzigkeit, daß er alles, was ihn vor ſeinen Brüdern auszeichnet,

net, durch die Kritik bekommen habe. Er ſagt*): „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft ſich emporarbeitet, durch eigne Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Stralen aufſchieſt: ich mus alles durch Drukwerk und Röhren aus mir herauspreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſein, wenn ich nicht einigermaaſſen gelernt hätte, fremde Schäze beſcheiden zu borgen, an fremden Feuer mich zu wärmen und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt und verdrieslich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſol das Genie erſtikken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr erhalten zu haben, was dem Genie nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krükke unmöglich erbauen kan." — Dies Geſtändnis bringt ihm Ehre, und ſolte Jederman willig machen, die Kritik zu halten für das, was ſie iſt, für die Leiter auf welcher man nach und nach zur Volkommenheit hinanſteigt. — **Leſſing** ſol uns immer unvergeslich blei-

---

*) Dramaturgie zu Ende des zweiten Bandes.

bleiben, und der Nuzen, den er ſtiftete, wird in Zukunft immer noch ſichtbarer werden, wenn's in unſern Köpfen erſt noch mehr aufgeräumt, und jene Menſchenart, die ſich über eine Klauſel des Hergebrachten todſchlagen läst, ganz ausgeſtorben ſein wird! — Das Verdienſt ſeiner Werke iſt überal anerkant; ſelbſt ſeine erſtern, jugendlichen, von denen er ſagt, daß ſie in einem Alter hingeſchrieben ſind, wo man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält, verrathen deutlich den Mann, der er nachher ward, und werden noch lange unter uns bekant bleiben. Seine Werke, die in unſer Fach einſchlagen, wollen wir hier nicht herſezen — wer kent ſie nicht, welcher Bellettriſt, der in ihm ſeinen Stamvater ehrt, hat ſie nicht mehrmals geleſen, ſtudirt! und an denen, die es nicht gethan haben, iſt uns nicht ein Strohalm gelegen, ihretwillen wollen wir weder Zeit noch Papier verquiſten. Wir ſchließen mit **Klopſtok**: (S. deutſches Muſeum Lenzmond.)

Karl Gotthold Leſſing.

Münzdirektor in Breslau, Bruder des Vorigen. Er hat ſich nur als dramatiſcher Dichter gezeigt, und als ſolcher von einer ſehr vortheilhaften Seite. Selbſt die Feinde und Neider ſeines Bruders, ein Kloz ꝛc. musten bei ſeinen erſten dramatiſchen Verſuchen eingeſtehn, daß er ſehr viel Anlage zum komiſchen Dichter beſäſſe. Und wie ſehr hat ſich ſelbige ſeit der Zeit nicht ausgebildet! Wie ſehr läst er nicht durch die Schauſpiele, die er neulich in zwei Bänden herausgegeben hat, die Schaar unſrer Luſtſpieldichter hinter ſich! Blos die Paralel, die man zwiſchen ihm und ſeinem Bruder zieht, iſt Schuld, daß man ſeinen Verdienſten — und die hat er um unſer Theater unſtreitig — nicht genugſame Gerechtigkeit wiederfahren läst!

Licht=

Lichtwehr.

Regierungsrat in Halberſtadt. Er machte unter denen, die zu ſeiner Zeit den Parnas hinanſtiegen oder krochen, kein geringes Aufſehn. Sein Dichterruhm ward ihm ſchon in den frühſten Jahren prophezeiht. Er hatte einen Lehrer, der ſelbſt ſo eine Art von Dichterſein mochte; dieſer beſtrebte ſich aus ſeinen Schülern lauter Dichter zu ziehn. Wenn er mit ihnen ein Kapitel oder eine Geſchichte in der Bibel geleſen hatte, ſo musten ſie ihm ein Paar Verſe darüber bringen, und wer ſeine Sache recht gut gemacht hatte, krigte einen Apfel oder eine Tüte voll Roſinen. Einmal hatte er die Geſchichte Kains und Abels mit ihnen geleſen und ihnen nach ſeiner Art aufgegeben, die Summa derſelben in ein Paar Verſe zu bringen. Da ging's denn an ein Verſemachen; viele kamen, zeigten ihr Werk; aber keiner hatte ſeinen Beifal; traurig gingen ſie weg und lieſſen alle Hofnung auf den Apfel fahren;

am Ende, ſiehe, da komt der kleine **Lichtwehr** und ſagt: "Habe den Vers gemacht, Herr Schulmeiſter!" Las hören, mein Söhnchen! ſagt' er. **Lichtwehr** ſtelte ſich hin und fing an:

Der böſe Kain der, erſchlug den frommen Abel!
Da kam der liebe Gott und ſchlug ihn auf den Schnabel!

Bravo! bravo! — ſchrie der alte Mann — Da haſt Du den Apfel; aus Dir wird mal ein rechter Kerl werden! Lichtwehr nam den Apfel und vielleicht war dieſer kleine Auftrit der Grund, daß er das zu werden ſuchte, was er nachher ward. — Ein groſſer Dichter war er nicht, doch würden wir ungerecht ſein, wenn wir das Naive, und den ungezwungnen Wiz die in manchen Stellen ſeiner kleinern Gedichte ſichtbar ſind, nicht anerkennen wollen. Wir haben auch ein **Lehrgedicht** von ihm, das Recht der **Vernunft**, welches uns eben nicht hat behagen wollen, weil wir weder Dichtergenie noch philoſophiſchen Scharfſin darin gefunden haben. Wir müſſen mit dem guten Mann vorlieb nemen; wer kan mehr geben, als er hat?

C. Löper.

C. Löper.

In Wien. Hat ſich rühmlichſt unter uns bekant gemacht. Es freut uns immer recht herzlich, wenn wir Männer aufſtellen können, denen das Wol und Weh der Menſchheit am Herzen liegt. Daß dies bei Löpern der Fal iſt, zeigt ſein Buch: **Der Chriſt und Bürger in jedem Alter und in allen Ständen, ein Wochenblat** (Wien 1774) das unſern ganzen Beifal hat. Erziehung, dieſe groſſe Angelegenheit unſres Jahrhunderts, iſt auch die ſeinige, und ſeine Kentniſſe und Erfahrungen in dem Punkt ſind nicht gemein. Nicht idealiſch, wie unſre meiſten Erzieher, behandelt er dies Geſchäft, ſondern den Kräften der Menſchen, dem einmal autoriſirten Hergang unſrer politiſchen Verfaſſung, den Sitten und Gebräuchen gemäs — und das iſt ein groſſes Verdienſt bei ihm. Noch neuerlich hat er uns mit **Kinderkomödien** beſchenkt, die viel Beifal haben. Sein neuſtes Schauſpiel: So geht's, wenn man dem Geſinde die Aufſicht über die Kinder überläst, haben wir nicht geleſen, doch trauen wir's ihm zu, daß er ſeinen Ruf damit nicht wird geſchmälert haben.

Löwe.

Iſt jezt tod. Seine Romanzen, davon wir manche mit Vergnügen leſen, ſind nicht übel und verdienen gar nicht, daß ſie vergeſſen werden. Wenn wir auch jene Feinheit, jenes Herzliche, Rührende, Stükke, die unſer **Claudius** ſo ſehr in ſeiner Gewalt hat, vermiſſen, ſo zeichnen ſich doch viele durch ungekünſtelten Wiz zu ihrem Vortheil aus. Wenn wir nicht irren, ſo hat er auch für's Theater geſchrieben und das nicht ohne Beifal. Der gute Mann wird auch nicht gedacht haben, daß er in kurzer Zeit faſt ganz vergeſſen werden ſolte, wie es doch wol wirklich im Ganzen genommen, der Fal iſt.

Karl

Karl Maſtalier.

In Wien. Hat ſich als Dichter unter uns bekant gemacht. In einem Lande, wo es der groſſen Männer in ſeinem Fach ſo wenig gibt, iſt er gros, und ihm gebührt ein anſehnlicher Theil Ruhms mehr, als andern ſeines Gleichen in höhergeſtiegnen Ländern. Seine Gedichte, die überal die reinſte Vaterlandsliebe athmen, enthalten viel ſchöne Stellen, deren ſich ein Gröſſerer nicht ſchämen dürfte; nur die Oden des Horaz haben unſern Beifal nicht ganz. Er thut ſich freilich ſehr zu ſeinem Vortheil vor den übrigen gewönlichen Ueberſezern dieſes Dichters hervor, aber wenn man Ramlers Ueberſezungen geleſen hat, ſo wollen ſie doch nicht ſo recht behagen. Doch, es macht ihm keine Schande, daß er noch kein Ramler iſt. Er beſtrebe ſich, dem groſſen Mann nachzueilen, und erreicht er ihn auch nicht ganz, ſo wird es ihm doch den heilſamſten Nuzen ſtiften, ihm nachgewolt zu haben. Seine Gedichte ſind vor Kurzem neu aufgelegt.

Friedrich Matthiſſon.

Scheint noch ein junger Mann zu ſein. Er hat ſich neuerlich durch **Gedichte und Reliquien eines Freidenkers** unter uns bekant gemacht. Wir wünſchen, bald mehr von ihm ſagen zu können. Für jezt iſt es wenig.

A. G. Meißner.

Ein Lieblingsſchriftſteller unſrer Nazion. Er hat eine Stelle im Archiv zu **Dresden** und iſt daſelbſt von Jederman geſchäzt und geliebt. Ein ganz eigentlicher Belletriſt, der in allem, was nicht in ſein Fach einſchlägt, wenig oder gar nicht zu Hauſe iſt. Dafür iſt er aber ein beliebter Lieder- und Theaterdichter. Blühende Einbildungskraft, geſunde

Einſichten in ſeine Kunſt, månliche angeneme, feine Sprache, zeichnen ihn recht ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Er iſt das, was er jezt iſt, noch nicht lange. Seinen Ruf hat er beinah auf einmal feſtgeſtelt. Was von ihm komt, wird überal mit Beiſal und Vergnügen geleſen. Unſre Blumenleſen, Almanache ꝛc. hat er mit viel recht ſchönen Gedichten, und unſer Theater mit einer Menge, theils eignen, theils verteutſchten Stükken beſchenkt, die überal Beiſal gefunden haben. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß er eben nicht der gröste Franzoſe iſt, und doch unſre Bühne mit Verteutſchungen bereichert hat — aber es wurde neulich ſchon irgendwo geſagt, daß einem Manne, der ſeine Sprache in ſeiner Gewalt und ſelbſt ſchon mit Glük für's Theater gearbeitet hat, nichts leichter ſei, als Verteutſchungen zu machen. Da darf er nur die erſte die beſte Ueberſezung ſeines Originals, ſei ſie auch aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts, und ſo erbärmlich wie ſie wolle, vor ſich nemen, nur den Hauptfaden überſehn, dann ſich getroſt hinſezen und zu verteutſchen anfangen, ohne deshalb wieder einen Blik auf ſein Original zu thun und es wird doch eine gute Verteutſchung werden; denn das Original gibt nur die Hauptdata her, Dialog und Sitten bleiben weg. **Meißner's** beliebteſte Werke ſind **Operetten**; **Skizzen**; **Destouches** und **Moliere für Deutſche**, die er in Geſellſchaft mit **Mylius** herausgegeben hat, und ſein **Alzibiades**.

Michaelis.

Ein angehender Dichter, der nicht viel verſpricht. **Wieland** erklärte ſich neulich über ihn und Seinesgleichen ziemlich freimütig und grade — und daran that er recht! Wir haben der Mükken, die uns die Ohren vol ſummen, doch genug — ob wir gleich glauben, daß ſich die meiſten von ihnen für Elephanten halten. Man verwechsle dieſen **Michaelis** nicht mit **Johann Benjamin Michae-**

lie, in dem wir einen ſehr guten ſatiriſchen Dichter verloren haben. Einer ſeiner Freunde hat ſich durch Herausgabe ſeiner poetiſchen Nachlaſſenſchaft ſehr um unſer Publikum verdient gemacht.

Johann Martin Miller.

Paſtor bei **Ulm.** Ein Lieblingsſchriftſteller unſrer Frauen und Mädchen und ſolcher Herren, die bei ihnen recht viel zu thun haben. Gott gebe, zu Nuz und Frommen unſres Vaterlandes, daß er's bald nicht mehr iſt! Denn, wenn wir der Sache recht in die Augen gukken, ſo mag es wol mit dem groſſen Nuzen, den er geſtiftet haben ſol, nicht ſo weit her ſein. Wir leben und ſterben des Glaubens, daß Menſchen, ſo wie wir ſie alle Tage vor Augen ſehn, mehr auf unſre Sympathie wirken, als ſolche, die auf Gottes weitem Erdenrund nicht gefunden werden, ſondern Halbgötter ſind und mit Leib und Seel blos in der Phantaſie des Dichters ihren Urſprung und Weſen haben. Die Grundregel beim Roman iſt, er ſol der Natur treu bleiben und dadurch nüzzen — und die Regel iſt nicht willkürlich, ſondern in Erfahrung und Natur der Sache gegründet. Wer ſich von der Natur entfernt, kan nicht nüzen — ſo ſehr auch Müller vom Gegentheil überzeugt zu ſein ſcheint, ſo ſehr es auch die Briefe, die er da und dorther von Edlen bekomt, oder zu bekommen vergibt, anſchaulich machen. Die es mit ihm halten, haben weder ſich noch die Menſchen ſtudirt. Man ſtelle ein Kind vor einen Baum, der mit den roſigſten, lachendſten Aepfeln über und über beladen iſt, gebe ihm aber keine Leiter, daß es hinanſteigen kan, ſondern zeige nur immer nach ihnen und ſage: "Sieh, Kind, das ſind herliche Aepfel, die müſſen ſchön ſchmekken, wenn du ſie hätteſt!" ſo wird das arme Ding an zu weinen fangen, die Aepfel wehmütig anblikken, aber ſich ganz und gar keine Mühe geben, nach ihnen zu klettern, weil der Baum zu hoch iſt und es nicht die mindeſte Warſcheinlichkeit ſieht, durch eigne Kräfte hinaufzugelangen. So

iſt e

iſt's mit **Miller's** Helden und Heldinnen. Lauter Engel, oder das andre Extrem, das eben ſo ſehr zu vermeiden iſt, lauter Teufel! Wir möchten doch den Jungen kennen, dem's nur von weitem eingefallen wäre, ein **Siegwart** zu werden, oder ein Mädchen, das in vollem Ernſt drauf los arbeitete, drauf los arbeiten könte, eine **Mariane**, **Sophie**, **Emilie** ꝛc. zu werden; oder wir möchten den Böſewicht ſehn, ſei er auch in der Natur noch ſo ein arger, der ſich in manchen Schilderungen **Miller's** wiederfände, dem das Herz ſchlüge, wenn er die Strafe ſieht, die ihm **Miller** zutheilt — und iſt das nicht, ſo kan er ſich auch nicht beſſern. — Doch das Alles iſt ſchon vor uns hundertmal geſagt, ausführlicher, als wir's hier ſagen können. Lieber last uns davon ſchweigen, es iſt ohnehin ſo ausgemacht, daß wir unmöglich glauben, Jemand könne in vollem Ernſt das Gegentheil behaupten. Doch bei allem dem iſt **Miller's** Verdienſt, als öffentlicher Schriftſteller entſchieden. Schon der Umſtand, daß er ſeinen eigenen Weg einſchlug, macht ihm viel Ehre, um ſo mehr, da unſre Neuern faſt alle entweder ein ausländiſches Steckenpferd haben, worauf ſie reiten, oder dem Einen hier, dem andern dort ein Stük abſchneiden, ſie zuſammen ſezen und ein Ganzes draus machen, das ſie, unverſchämt genug, für ihr eignes ausgeben. Doch iſt klar, daß **Miller** auch irgend ein Vorbild gehabt hat, nach welchem ſich die Stellung ſeines Geiſtes modelte, und, nach unſerm Gefül, iſt das **Göthe**. Wenn wir keinen **Werther** hätten, wüsten wir zuverläſſig nichts von **Siegwart** und **Burgheim**. **Göthen's** Feuer wirkte auf **Millern**, beſonders da, wo Liebe im Spiele war; aber **Miller's** Karakter, wie es aus allem ſcheint, hatte eine ſtarke Miſchung von Weichem, Melankoliſchen, mit einem anſehnlichen Zuſaz von Liebe, aber von der ſanftern Art, deshalb war er nicht des Kräftigen, des Brauſenden und Gewaltſamen empfänglich — wol empfänglich, aber die alten Empfindungen kämpften mit den neuen, läuterten ſich, und ſo muste ein ganz eigner Karakter entſtehn, der zwar das, was lebhaft auf ihn wirkt, feſt hält, aber nicht mit dem Feuer, dem gewaltſamen Anſtrengen, ſondern mit weichem,

wim-

wimmernden Anhangen — auf die Art iſt die Liebe in allen Millerſchen Werken behandelt; ſie iſt das, was ſie ſeyn könte, aber nicht ſeyn ſol, nach den ewigen Geſezen nicht ſein darf. Liebe, ſei ſie auch unbeſcholten, die unſer ganzes Herz ausfült, iſt eben ſo ſtrafbar, als körperliche, rohe, thieriſche; dieſe hat unglükliche Folgen, jene nicht minder. Gott behüte, daß nicht unſre Welt lauter ſolche Liebhaber bekomt, als Miller's Welt! Wenn wir alles was Mann, was Weib iſt, herzausfüllend liebten, wie Siegwart und Mariane ꝛc. ganz aneinander hingen, nichts thäten, als höchſtens den lieben Mond anweinen, zur Abwechslung mal eiferſüchtig würden, dabei an nichts dächten, was auſſer unſern geliebten Gegenſtand iſt — da würden wir das Herz zwar vol, aber den Magen ſo herzlich leer haben, daß wir das Verhungern nicht weit hätten. Stat, daß jezt der Landmann früh aufſteht, rüſtig auf's Feld zieht, würde er bei ſeinem Mädchen ſizen, an ihren Blikken hangen, ſie ſeraphiſch küſſen, mit ihr fleiſſig ſpazieren gehn, und jeden Gegenſtand, der ihm aufſtöst, auf ſeine Liebe anwenden, und wenn Vater Görge ſeine Einwilligung zur Heurat nicht geben wil, aus einer Ohnmacht in die andre fallen; der Soldat würde Säbel und Gewehr weit von ſich werfen und beim Pulverdampf ſein Herz zwei Spannen tiefer fallen laſſen; der Kaufmann würde ſich um die andern Welttheile wenig kümmern, weil er in ſeinem Mädchen Welt und alles findet; der Juriſt würde ſein Korpus Juris verroſten und verſchimmeln laſſen — zwar in ſolch einer Welt, bedürfte man ihrer gar nicht — der Theolog brauchte nicht halb ſo viel Maulwerk, Fehler zu rügen, mithin fiel all' das Ausarbeiten und Memoriren weg, ſeine liebenden Lämmerchen, würden ſo from ſein, wie es Schafe ſein müſſen; der Philoſoph — aber wir müſſen aufhören. Es klingt freilich recht hübſch, recht herzig; aber gebt nur Rat, daß das Ding, was wir Magen nennen, auch ſo hübſch und ruhig bleibt. Unſre ſchönen Felder und Fluren würden Einöden werden; unſre Häuſer über den Kopf uns einſtürzen; unſre Flüſſe austreten und nicht verdämt werden; algemeine Theurung und Hungersnot müſte eintreffen; ohne Gnade und Barmherzigkeit müsten wir dran! Doch das iſt alles Kleinigkeit! Wenn man ſein Liebchen im Arm hat, iſt man ganz Geiſt, weis nichts von körperlichen Bedürfniſſen, ſpottet des Todes, wenn er noch ſo fürchterlich die Zähne fletſcht; Feuer, Waſſer, kan Liebende nicht trennen, wo Eins bleibt, bleibt das andre — aber wir ſind des Spottens ſatt. Männer, die die Pflicht erfüllen, weshalb ſie auf Erden ſind; brave Jungen und Mädchen zeugen; im Schweis ihres Angeſichts ihr Brod verdienen; eſſen, wenn ſie hungert; trinken, wenn ſie dürſtet, werden uns doch lieber ſein, als jene pinſelnde Kreaturen, denen beſtändig eine Thräne im Auge glänzt (ſo maleriſch das auch übrigens ausſehn mag) denen jedes Andre, was nicht Liebe iſt, anekelt, kurz, die nichts als faule nichtswerte Knaben ſind! — Und wiedrum ein muntres, rüſtiges Weib, das ihrem Mann gut iſt, Glük und Unglük mit ihm theilt, ſo wenig weint als möglich, für Eſſen und Trinken ſorgt, ſelbſt in die Küche geht, Hünern und Gänſen und Enten, mir nichts dir nichts, den Hals abſchneider, ohne dabei eine Elegie auf ihren Tod herzuwimmern — ſolch ein Weib iſt zu was zu gebrauchen, iſt eine ächte Enkelin ihrer Urgrosmutter, ein Teutſches Weib — aber nicht ſo jene blaſſen, abgehärmten Dinger, die vor lauter Empfindung oft Fieberanfälle kriegen, ſich über den Büchern krumm und lahm ſizen, mitunter wol den Eheſtand ſcheuen, weil dabei nach dem Lauf der Welt, Kinder und mit ihnen Schmerzen und Misbehagen nicht ausbleiben! — Vielleicht denkt Miller nach, hört auf Romane zu ſchreiben, und lernt am Ende einſehn, daß der Beifal, der ihm überal zugeklatſcht ward, nicht aus der rechten Quelle flos; daß nur unerfahrne Jünglinge und Mädchen, die die Welt und ſich ſelbſt noch nicht kanten, ihm zujauchzten, nicht, weil ſie unausbleiblichen Nuzen in ſeinen Schriften ſahen, ſondern weil er den Zug ihres Herzens traf, der in frühern Jahren der herſchendſte iſt, und ſich durch ſein gefälliges, eindringendes Plaudern ſo leicht emporheben lies. Erfahrne, einſichtsvolle Männer haben gleich anfangs drüber gelächelt, oder mit väterlichem Ernſt ihre Meinung

ge-

geſagt: aber der Duft des Weirauchs, der von allen Ekken und Enden aufſtieg, machte Millern taumeln, und bewog ihn ſolange zu ſchreiben, zu dehnen und zu rekken, bis es nicht mehr ging — denn hoffentlich, wird er doch nun erſchöpft ſein. Er mache um Gotteswillen dieſen unſern Wunſch nicht zu Schanden; ſondern lege die Hände in den Schoos, oder ſchreibe brav **Predigten für's Landvolk**, die können mehr Nuzen haben als ſeine Romane!

Juſtus Möſer.

In **Osnabrük**. Einige Stükke in ſeinen **patriotiſchen Phantaſien**, ſein **vertheidigter Harlekin** ꝛc. bringen ihn in unſern Almanach und es freut uns, daß wir Gelegenheit haben, ihm all' die Hochachtung zu zeigen, die wir für ſein Herz und ſeinen Kopf haben. Er iſt einer unſrer erſten Männer, vol philoſophiſchen Scharfſins, der in jede Sache tief eindringt, ſie von allen Seiten durchſchaut, jedes Ding ſo nimt wie es iſt, und ſich weder durch Vorurteile, noch ſonſt was, abhalten läſt, es darzuſtellen, wie er's ſieht. Damit verbindet er die mutwilligſte, herzlichſte Laune, die uns Alles intereſſant machen und unſern Blik lehren kan, wohin ſie wil; ſeine Sprache iſt ſchön und kräftig, macht manchen Belletriſten von Profeſſion ſchaamrot; und ſein menſchenfreundliches Herz, ſein feuriger Trieb ſeinem Bruder nüzlich zu werden, ſein Eifer für Tugend, machen ihn in den Augen jedes biedern Mannes ehrenwert! O, ihn zum Vater, zum Führer, zum Freund zu haben, mus ein Himmel auf Erden ſein!

Karl Philip Moriz.

In Berlin, Konrektor am Grauenkloſter. Ein junger Dichter, der die beſte Anlage verrät. Durch ſeine Gedichte dem König von Preuſſen gewidmet, hat er ſich rühmlich bekant gemacht, und ſeine kleinen Schriften über die Teutſche Sprache zeigen, daß er ſeine Sprache liebt und ſie ſo volkommen, als möglich, zu ſehn wünſcht. Wir wünſchen dem Mann Glük zu der angetretnen Laufbahn, und hoffen, daß er ſich beſtreben wird, die Talente die ſichtbar in ihm liegen, immer mehr auszubilden, und dadurch ſich und ſeinem Vaterlande Ehre zu machen.

Müller.

Ehedem Maler in Manheim; ſol jezt in **Rom** zur katholiſchen Kirche übergetreten ſein. Er hat ſich unter uns als Dichter bekant gemacht. Wenn er auch kein groſſer Dichter iſt, ſo kan man doch ſeinen Werken Feuer und Leben, innige Empfindung und Kentnis des menſchlichen Herzens nicht abſprechen — freilich guckt auch hier und dort ein wenig Genieſchwindel vor — doch iſt er noch keiner von den Wurf- und Schwungmännern. Um ſo gröſſer iſt ſein Verdienſt, da wir viel ſeiner Mitkünſtler kennen, die in ihrem Fach weit über das Mittelmaſſige hinaus ſind, und doch nicht einmal orthographiſch ſchreiben können. Man hat's den Künſtlern, beſonders den bildenden, immer vorgeworfen, daß ſie in allem, was nicht ihr Fach iſt, wildfremd ſind, und nach unſrer Erfahrung, nicht mit Unrecht. Es iſt doch immer nicht übel, wenn ein Künſtler mehr kan, als den Pinſel, Grabſtichel.

chel, oder Meiſſel ꝛc. führen, um ſo eher, da ſie überal Zutrit haben. Möcht' es doch recht viel ſolche **Müllers** geben, die, ihrem eigentlichen Fach unbeſchadet, ſich Kentniſſe erwerben, die von Jederman geſchäzt werden. Von ſeinen Werken ſind uns bekant: **Balladen; Adam's erſtes Erwachen und erſte ſelige Nächte und Doktor Fauſt's Leben, dramatiſirt.**

W. C. S. Mylius.

Privatiſirt in **Berlin**. Ein junger rüſtiger Mann, der ſich durch ſeine Ueberſezungen rühmlichſt bekant gemacht hat und auf **Boden's** Pfad einhertrit. Ob er was Eignes geſchrieben hat, iſt uns nicht bekant. Verteutſcht hat er **Hamilton's Märlein; Kandide, oder es iſt doch die beſte Welt; Le Sage's Gil Blas v. Santillana; Moliere für Teutſche** u. a. m. Möchten wir doch mehr ſolche wakre Ueberſezer haben; aber die meiſten ſind eine dumme Menſchenart, die nichts als Wörter kennen, Franzöſiſche, oder Engliſche, oder Italieniſche mit Teutſchen verwechſeln, und uns Gerichte auftiſchen ohne Saft und Kraft, verſauerte und vertrochene, die uns allen Geſchmak rauben. Dabei kommen ſie doch immer wieder, ohne ſich an unſer Kopfſchütteln, oder Spot oder Schelten zu kümmern!

Nantchen.

Gattin Göckingk's, des Dichters. Schon lange haben ihre Gedichte den Beifal, welchen ſie verdienen. Nach unſerm Gefühl, iſt ſie die gröste unſrer Dichterinnen, vol feiner herzlicher Empfindung, und einer Eindringlichkeit, der man ſein Herz nicht verſchlieſſen kan. Vor allen Dingen glükken ihr die Lieder, die in das Fach der Liebe einſchlagen, und wir können kühnlich alle Dichterinnen

rinnen von Sappho an auffodern: ob ſie die Liebe ſo kanten, wie ſie; ob ſie dieſelbe uns ſo mit allen ihren Merkmalen und Stempeln, mit all' ihrem Süſſen und Bittern darſtellen konten! Unmöglich! Und dafür ſol Nantchen unſre Minneſingerin bleiben, und, wenn's nach unſerm Wunſch geht, ewig auf aller liebenden Jünglinge und Mädchen Zungen ſein!

Friedrich Nicolai.

Buchhändler in Berlin. Ein Mann, der ſich das ausgebreitetſte Verdienſt um unſre Litteratur erworben hat, aber, eben deswegen, gern von allem mitſpricht, gern in Alles die Naſe ſtekt, wo er ſie, nach den Regeln der Politik, nicht hineinſtekken ſolte. Daher kan's denn aber auch nicht fehlen, daß dann und wann Leute aufſtehn, die auch reden gelernt haben, und das Beiſſen ſo gut verſtehn, als er. Seine Fehden mit Kloz, Wieland und Voß bezeugen's. Es iſt gut, wenn man ſtolz auf ſich iſt, dadurch wird man immer volkommner; aber über Alles die Naſe werfen und die Achſeln zukken; überal mehr ſeyn und wiſſen wollen, als andre ehrliche Leute, die auch nicht auf den Kopf gefallen ſind, das iſt nicht recht und rekommandirt nicht. — Der Weg, den Nicolai eingeſchlagen hat, iſt freilich der nächſte, ſich Has und Feindſchaft zuzuziehn, weil er grade auf das groſſe Stekkenpferd der Menſchheit, Eigenliebe genannt, losgeht. Jeder hat doch in ſeinem Kopfe ein Bild von ſeinem werthen Ich geformt, es mit Farben aufgeſtuzt, die, nach ſeiner Meinung, Jedermans Auge reizen, alle Welt anlachen müſſen — kömt nun aber ein Meiſter und ſieht dem Dinge in die Augen, meint, hier könne es beſſer, dort könne es beſſer ſein, entdekt auch Hauptflekken, die fein ſäuberlich überklext ſind, und ſagt: "Wie kanſt Du Dir denn auf das elende Ding ſoviel zu Gute thun? Hier iſt ein Fehler, dort ein Fehler, überal Stümperei!" ſo iſt das freilich eine Sache, die nicht anders als wurmen kan, aber doch

nur

nur ſolchen Leuten, die nicht begreifen können, wie man durch Tadel volkommen wird. Und wenn Nicolai ſolche Leute ſich zu Feinden macht, ſo kan er drüber lachen und ſpotten und wir ſtimmen ihm bei; denn nichts in der Welt iſt unausſtehlicher, als ein Mann, der keinen Tadel vertragen kan. Er wird immer und ewig eine unbrauchbare, grobe Kreatur bleiben, die Jederman, der ihr beſcheiden in's Geſicht ſehn wil, unfreundlich zurükſtöst, mit der grösten Algenugſamkeit ſich ſelbſt lobt, überal das groſſe Maul braucht, überal ſein ſelbſtzufriednes Ich vor ſich herſchnaubt — Leuten von der Art, kan Nicolai wol dann und wann den Hut ein wenig grade ſezen, nur nicht Andern, die theils Verdienſte um die Aufname unſrer Litteratur haben, theils biegſam ſind und ſich gern belehren laſſen. Wenn er gegen ſolche zu Felde zieht, ärgert's uns allemal, und wir haſſen den Mann, der, troz ſeiner übrigen Verdienſte, den Fehler verrät, daß er nichts Groſſes neben ſich leiden kan — und das, dünkt uns, ſticht aus allen ſeinen Händeln deutlich hervor; ob er gleich die Kunſt beſizt, die Sache in ein Licht

zu

zu ſtellen, daß es nicht ſo ſcheint. — — Seine A. D. Bibliothek hat den ausgebreitetſten Nuzen geſtiftet, und ſtiftet ihn noch, weil er das Glük hat, immer Männer für ſie zu finden, die ein Wort mitſprechen dürfen. Doch gilt dies nur blos von den ernſtwiſſenſchaftlichen Fächern; im Bellettriſtiſchen Fache hat ſie ſehr ſelten Urteile aufzuzeigen, die ſich durch Gründlichkeit und Warheit auszeichneten. Daß er ſelbſt Rezenſionen einrükt iſt nicht ungegründet, obwol er ſagt, daß er die Rezenſionen nicht eher zu ſehn kriegt, bis ſie abgedrukt ſind. Aus einer Stelle in einer ſeiner erſten Vertheidigungen gegen Voß wird er ſichtlich, daß er die Rezenſionen nach ſeiner Denkart oder nach dem Grol u. ſ. w. den er auf das rezenſirte Buch ſeines Autors wegen hat, umformt. Wir wenigſtens möchten unſre Arbeit von keinem andern umſtuzen laſſen, er könte ſein, wer er wolte. — Uebrigens ſol er unter den übrigen Teutſchen Buchhändlern kaum zwei Freunde haben; daher es denn auch wol kommen mag, daß die Nachdrukker gleich bei der Hand ſind, wenn ein gutes Buch in ſeinem Verlage herauskömt. Er ſucht ſich freylich

durch

durch Pränumeration vor ihnen zu ſichern, aber das Mittel dürfte nun auch wol nicht viel mehr anſchlagen, da er ſich durch **Johann Bunkel**, traurigen Andenkens, ſeinen Kredit jämmerlich verſcherzt hat — — — Gott gebe ihm ſeine Gnade zur Beſſerung! Amen. —

Ludwig Heinrich Nikolai.

In Petersburg. Ein Dichter, der ſich nicht unrühmlich unter uns bekant gemacht hat. Fruchtbar iſt ſein Kopf, das kan ihm Niemand abſprechen. Wir haben ſchon ſechs Bände **Gedichte**, einen **Roman (Reinhold und Angelika)** und eine **Erzälung (die Schönheit)** von ihm, und es iſt noch nicht lange, daß er blüht! **Bürger** blüht länger und hat erſt ein ganz mäſſiges Bändchen geſchrieben — daraus mag nun **Nikolai** den Schlus ziehn, ob er auch ein **Bürger** werden kan. Dichter

ter werden, iſt eine Arbeit, die ſich nicht über's Knie brechen läst, und rohe, erſte Idee, hingeworfen ohne ſorgfältige Feile, ohne genaues Nachdenken und tiefes Hineindringen, iſt noch lange kein Gedicht, das unſer Herz mit ſich nimt, wohin es wil; uns hebt, oder fallen läst; uns Thränen erprest und Lächeln abzwingt; uns Liebe oder Unwillen in's Herz gieſt, kurz, uns ganz mit Leib und Seel in ſeinem Willkür hat! Dies iſt das Weſen der Dichtkunſt; wo man das vermist, da iſt kein Dichter, wird auch keiner werden! Alles was er thut, mus ſich um dieſe Achſe drehn, jeden Weg, der ihn davon abführt, mus er ſorgfältig vermeiden, und ſich weder durch unzeitiges Lob, noch Eigenliebe davon ablenken laſſen. Vor allen Dingen, wir können's nicht genug wiederholen, mus er nicht viel ſchreiben, und ſich darin unſre groſſen Meiſter zum Muſter nemen. Leſſing ſagt: "Wenn ich auch viel ſchreiben könte, würd' ich es doch nicht thun. Ich bin mistrauiſcher gegen alle erſten Gedanken, als **de la Caſa** und der alte **Shandy** nur immer geweſen ſind. Erſte Gedanken ſind erſte Gedanken, und nicht einmal in al-

len

len Suppen ſchwimt das Fett oben. Meine erſten Gedanken ſind gewis um kein Haar beſſer, als Jedermans erſte Gedanken, und mit Jedermans Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe." Möchte dies **Nikolai'n** bewegen, in Zukunft weniger aber beſſer zu ſchreiben, dann kan er was leiſten, und ſein Ruhm wird deſto feſter ſtehn!

Auguſt Herman Niemeyer.

Profeſſor der Gottesgelartheit zu Halle, der aber mehr zu uns als zu den Theologen herüberhängt, und daher in Gefar iſt, ganz aus ihrer Zunft geſtoſſen zu werden. Daß wir armen Belletriſten doch ſo verachtet ſind, weil wir nicht nach Paragraphen und Kompendien lernen, reden und ſchreiben, ſondern, immer der Natur getreu, uns gebärden, wie wir gewachſen ſind. Die alten Herren ſolten doch an **Niemeyer's** Beiſpiel einſehn, wie ſehr das Belletriſtiſche Gewand ihren Sachen Eingang verſchaffen kan.

kan. Viele Folianten und Quartanten, ſchwellend von Paragraphen, Diſtinkzionen und Ergo's ꝛc. alle gedrükt vol von tiefer Schulgelahrſamkeit, liegen da, kein Menſch ſieht ſie an; und ſiehe, da komt ein junger Mann, luſtig und lieblich anzuſchaun, mit einer heitern, ofnen Stirn, ſagt eben das, was in jenen gemäſteten Büchermaſchinen ſteht, vielleicht mit unter noch ein Bischen windiger, und da ſeht, wie ſich Alles nach ihm drängt, wie Alt und Jung auf den Zehen ſteht, Wort für Wort begierig verſchlukt, und ſat, luſtig und guter Dinge davon geht —

Drob ärgern ſich denn freilich das
Die Herren Fakultiſten,
Und ſticheln Euch, ohn Unterlas
Wol auf die Belletriſten!

Aber was hilft's ihnen! Sie müſſen dulden — und jezt iſt die Barbarei ſchon ſoweit eingeriſſen, daß man ihrer noch dazu ſpottet! Die Herren möchten **Niemeyer'n** immer bei ſich behalten und ſich hübſch nach ihm bilden, ihr Feld würde dadurch um ein Groſſes erweitert werden. **Niemeyer's** Verdienſte

dienſte

dienſte als Theolog, hier zu ſchäzen, iſt unſre Sache nicht; wir halten uns an dem Theil von ihm, der zu uns herüberhängt. Ein groſſer Dichter iſt er nicht, aber auch keiner von den kleinen. Seine Sprache iſt edel; Schwung, lange nicht **Klopſtok's**; Gedanken nicht neu, nicht originel; Einkleidung, Wendungen desgleichen. Was iſt nun ſein Verdienſt? Unter **Klopſtok's** Nachahmern iſt er der erſte, aber **Leſſing** ſagt irgendwo: Wenn Hinkende um die Wette laufen; ſo bleibt der, welcher von ihnen zuerſt an's Ziel komt, doch immer ein Hinkender." Alſo iſt's mit **Niemeyer'n**! Ueberdem iſt er auch zu ſehr Poligraph, als daß er in einem Fach was Rechts leiſten könte! Ein groſſer Dichter, kan kein groſſer Theolog ſein und umgekehrt! Wir haben in kurzer Zeit einen ziemlich ſtarken Band Gedichte von ihm bekommen, die — doch, es würde unhöflich ſein, wenn wir dem guten Publikum, das ihn einmal in Schuz genommen hat, ſagen wolten: Sie ſind das nicht, was Ihr denkt! Lieber gehn wir unſers Wegs und lächeln!

Johann Samuel Patzke.

Prediger an der Heiligengeiſtkirche zu Magdeburg. Iſt für unſer Fach jezt tod; war auch im Grunde nicht gros in demſelben; aber dafür iſt er ein deſto wahrer Theolog und ein Redner, deren wir Teutſchland recht viel wünſchen. Auch bei ihm hat die Bellettriſterei groſſen Einflus gehabt, daß er der Redner geworden iſt. Ton, Sprache, Akzion, hat er von uns, und nach ihm ſolten ſich all' die hölzernen, dikken oder magern Maſchinen bilden, die uns alle Sontage ihr Bischen Predigt, ſo kalt, ſo trokken, ſo ſchaal und ganz ohne Empfindung, wie dem Hund ein Stük Brod, zuwerfen. Wir erinnern uns noch lebhaft an das Vergnügen, das uns Patzke mit ſeiner feurigen Deklamazion machte; kein Wort fiel ungeſagt, ungefühlt aus ſeinem Munde auf die Erde; ſo wie es vom Herzen kam, ging es zu Herzen! In dem Punkt könten alle Prediger Bellettriſten ſein, ohne es ganz zu werden. Doch Patzke war nie ganz Bellettriſt.

Seine Werke haben alle den theologiſchen Anſtrich, ſind vol trefflicher Lehren der Klugheit, der Moral ꝛc. und doch konte er nicht — Prediger in Hamburg werden, obgleich die Hamburger ſein ganzes Verdienſt kanten und ihn zu haben wünſchten; aber Götze ſorgte dafür: "Was Leute? — mag er geſagt haben — Ihr wolt einen Mann zum Hirten haben, der **Schauſpiele**, noch dazu **heidniſche**, der ganzen Welt, zur Aergernis herausgegeben; der ein groſſes, groſſes Buch geſchrieben hat, den **Greis**, worin von **Liebe** ſogar was vorkomt! Erinnert Ihr Euch nicht an den heilloſen Mann unter uns, der eine Komödie ſchrieb; aber zur gerechten Strafe, von Gott, durch meinen mächtigen Arm, aus Hamburg gejagt ward! Kaum iſt der Böſewicht fort, ſo wolt Ihr ſchon wieder einen andern? (ſchlägt grimmig auf den Tiſch) Nein ich wil nicht, abſolut nicht!" Und da blieb denn der gute **Patzke**, wo er war. Warnung für Alle und Jede, die den Bellettriſtenmantel über's ſchwarze Kleid nemen! — **Patzken's Greis** hatte viel Beifal und iſt erſt neuerlich wieder aufgelegt; der **Jüngling** (wir erinnern uns nicht, ob er ihn ganz herausgab, oder nur Mitarbeiter war) iſt jezt vergeſſen, und ſeine **Ueberſezung des Terenz** wird auch wol Wenigen mehr bekant ſein; beide ſind jugendliche Verſuche, denen es um kein Haar beſſer geht, als den erſten Verſuchen andrer Männer. Sein **Tazitus**, den er in Geſelſchaft mit dem ſeligen Rektor **Goldhagen**, überſezte, iſt immer noch der beſte teutſche; ob der vom D. **Bahrdt** ihn ausſtechen wird, ſteht zu erwarten.

Perſchke.

Ehedem Lehrer am Kloſter-**Bergen** bei **Magdeburg**. Ein junger Mann, dem man Anlage zum Jugendlehrer nicht abſprechen kan. Auch an ihm zeigte unſer groſſe **Reſewiz**, daß er beſſer über Bildung, Erziehung und was damit zuſammenhängt, ſchrieb, als handelte. **Perſchken's** Verdienſt war entſchieden und ſelbſt **Reſewiz** wird es eingeſehn haben;

haben; aber jener unfreundliche Zug (könte auch wol Stolz ſein, wenn man ihm recht in's Geſicht gukte) machte ihm die Augen dagegen zu. Er geriet mit ihm zuſammen, und das auf eine Art, die dem groſſen Mann nicht die meiſte Ehre macht; bis zum Schimpfen kam's, wie das aus Akten, die in der Magdeburgſchen Regierung liegen, klar und deutlich erhellen könte. Es iſt uns widrig, ſolche Flekken in dem Herzen eines groſſen Mannes laut zu erwähnen, aber er iſt auch ein Menſch, kan ſich in den Buſen greifen, kan ſich noch beſſern — und deshalb iſt's gut, wenn er ſieht, daß man ſo was von ihm weis. **Perſchken** geſchah offenbar zuviel. Sein **Jugendbeobachter**, zeigt doch einen Mann von Kopf, der warlich mehr gethan hat, als Andre von ſeinen Jahren; da konte man ſchon ein Bischen ſäuberlicher mit ihm verfahren und nicht Gute mit Böſen verurteilen. Wo ſich **Perſchke** jezt aufhält, iſt uns nicht bekant; ob er auſſer dem **Jugendbeobachter** noch was geſchrieben hat, auch nicht. Wenn er ſich immer mehr und mehr von dem affektirten, ſchwülſtigen Ton entfernt, welchen man ſeinem **Jugendbeobachter** ſo deutlich anſieht, die Menſchen noch beſſer kennen lernt und mehr Praxis haben wird, kan er immer mit mehr auftreten, er iſt nicht ungern geſehn!

C. M. Plümike.

Theaterdichter und Schauſpieler bei der Döbbelinſchen Truppe. Leichten Versbau, hin und wieder artige Wendungen und Gedanken kan man, nach ſeinen gelieferten Pröbchen, ihm nicht abſprechen. Noch neuerlich haben wir von ihm bekommen: Henriette oder der Huſarenraub, nach dem bekanten Roman bearbeitet. Das Stük hat unſern Beifal, woran aber **Plümike** wol den wenigſten Antheil haben möchte. Das Epitomiren und die dramatiſche Form muste ihm nach dem ganzen Zuſchnit des Romans ſehr leicht werden.

Rabener.

Jezt tod und — vergeſſen? Nein, noch nicht ganz, aber nicht halb mehr ſo bekant und bewundert, als ſonſt. Wer zu ſeiner Zeit ihn nicht geleſen hatte, der konte ganz ſtil ſchweigen, den hielt man für einen Haſſer der ſchönen Wiſſenſchaften. Und wahr iſt's, der Mann hat viel Nuzen geſtiftet; wo **Gellert** war, war er gewis auch! Jezt hat er nun viel von ſeinem Anziehenden verloren und das Schikſal erfahren, das alle ſeine Brüder hatten, die mit Salz und Laune ihren Nebenmenſchen belehrten. Wenn ſie nuzen wolten, ſo muſten ſie ſich an die Sitten und Gebräuche ihres Zeitalters halten; und deswegen werden ſie für die folgenden unbrauchbar. Unſre Sitten und Geſchmak ſind das nicht mehr, was ſie zu **Rabener's** Zeiten waren, und deshalb verliert er. Doch wird er immer noch als ein feiner employed wiziger Mann, vol der mutwilligſten, eindringendſten Laune, verbunden mit tiefer Welt- und Menſchenkentnis, von uns geſchäzt werden! Wir haben erſt neuerlich eine neue Auflage ſeiner ſämtlichen Schriften erhalten, wofür wir den Verleger recht ſehr danken. Es iſt ſonſt nicht immer ihre Art, Bücher, von denen ſie keinen ſchnellen ganzgewiſſen Abgang vermuten, wieder zu erneuern!

Karl Wilhelm Ramler.

So wie ſich **Horaz** nach den Griechen bildete, bildete ſich **Ramler** nach ihm. Es iſt durchaus keine Schande Nachahmer zu ſein; nur mus man's von der rechten Seite angreifen. Wenn ein groſſer Mann vor mir einen Weg eingeſchlagen hat, der mir behagt, meinem Begehren, meinen Kräften, meiner ganzen Stellung des Geiſtes ſo angemeſſen iſt, daß ich eben dieſen und keinen andern gehn kan, warum ſolte ich ihn nicht auch einſchlagen? Wenn mein Gefühl mir ſagt: "Du haſt Kräfte, dem Mann nachzueilen, wirſt nicht ſchaamrot im Anfang des Weges ſtehn bleiben, ſondern ihn erreichen und mit ihm zugleich am Ziele ſein, um ſo eher, da Du an ſeinem Beiſpiel, all' die Abgründe und Untiefen und Unebnen kennen gelernt haſt!" ſo werde ich getroſt meinen Fus fortſezen, mit feſtem, mänlichen nicht zu raſchen Schritt ihm folgen und ihn glüklich erreichen. Dies iſt der Fal bei Ramler'n. Daß er unſer Horaz iſt, wird ihm Niemand ableugnen, es müsten denn ſolche ſein, die für das Alterthum ſo enthuſiaſtiſch eingenommen ſind, daß ſie über alles Neue hinwegſehn, immer und ewig den Alten ankleben und ſich für ihren Ruhm tod ſchlagen laſſen. Wer vermist wol an Ramlern das Korrekte, Gefeilte des Horaz; den hohen Lyriſchen Schwung; die Kentnis ſeiner Sprache; die hohen ſtürmenden Gedanken und die kühnen Wendungen, die jenen Dichter ſo ſehr von den übrigen ſeines Zeitalters auszeichneten? Gewis, Horaz kan kaum mit der Bedachtſamkeit, mit der Feſtigkeit, mit dem lebhaften Widerwillen und Mistrauen gegen das, was unſre Luftſpringer erſten Wurf nennen, mit dem feſten Beſtreben, was Volkommes zu liefern und mit jedem Schrit einen Schrit weiter zu rükken, zu Werke gegangen ſein, als Ramler. An ſeinem Beiſpiel ſolten unſre jüngern Dichter, denen es nicht an Dichtergeiſt fehlt, lernen, was es für ein himmelweiter Unterſchied iſt, **Dichtergeiſt zu haben, und groſſer Dichter zu ſein.** Wie viel Fleis und Ausharren dazu gehört, wie viel Selbſtverleugnung, wieviel Muth und Entſchloſſenheit, das Alte, was Auswuchs und Fehler hat, einzureiſſen und von neuem aufzubauen! Ramler iſt jezt tief in die Jahre, über die Reiſe nach der Unſterblichkeit, alt und grau worden und Ihr, milchbärtige Knaben mitunter, könt ſchon ausrufen: "Wir erſtiegen früh den Fels der Unſterblichkeit, können der Wellen ſpotten, die ihn umbrauſen und umzureiſſen drohn!" und ſeid noch nicht am Fuſſe deſſelben, könt Euch noch nicht mal einen Begrif machen, was da für Schlünde, für verſunkne und verrammelte Wege, für reiſſende Ströme und ſchroffe Anhöhn, auf Euch warten! Wenn doch Stolz und Eigendünkel unter Euch nicht ſo gemein wäre; wenn Ihr doch alten, erfahrnen Männern folgen woltet, die ihre Kräfte und die

Schwie-

Schwierigkelten kennen, die ſie überſteigen wollen, ſich deshalb eh ſie an's Werk gehn mit Mut waffnen, um jedem Ungemach mit feſtem, entſchloſſenen Schrit unter die Augen gehn zu können! So lange Ihr das nicht könt oder wolt, wird aus Euch nichts, und der Ruhm, wovon Euer Köpfchen ſchwindelt, iſt Hirngeſpinſt. Vernünftige, kalte Zuſchauer ſpotten Eurer und können Euren Sommer ruhig abwarten! — — Jezt arbeitet **Ramler** mit Benzlern an dem bekanten und beliebten Zuſchauer. Er überſezt die poetiſchen Stellen, die in demſelben vorkommen, und wer **Ramler'n** kent, wird es ihm zutrauen, daß er Meiſterſtükke liefern wird. Himburgen müſſen wir's danken, daß er, um dies in ſeiner Art klaſſiſche Werk für uns Teutſche brauchbarer zu machen, keinen Fleis und Koſten ſpart.

Reichard.

Reichard.

Bibliothekar in **Gotha**. Einer unſrer rüſtigſten Schriftſteller. Es fehlt ihm nicht an Einſicht in die Belletriſterei, beſonders in's Theaterfach, das er recht ſehr bereichert hat; ein gutes flieſſendes Teutſch kan man ihm auch nicht abſprechen: fleiſſig iſt er, wie geſagt, ſo ſehr man's nur ſein kan. Auch hat er Beifal, und er verdient ihn auch vor allen andern unſrer Vielſchreiber. Er hat uns mit hervorſtechenden, ausländiſchen Werken, in einer guten Teutſchen Sprache bekant gemacht, und dafür hat er um ſo mehr unſern Dank, da er gegen unſre gewönlichen Ueberſezer wie Tag gegen Nacht iſt. Auch Altteutſche Werke, die für uns verloren waren, hat er wieder hervorgezogen, und das aus keiner andern Abſicht, als unſre Sprache zu bereichern und feſter zu ſtellen; das iſt rühmlich und löblich! Eben ſo gros iſt ſein Verdienſt, daß er uns von Zeit zu Zeit Nachrichten vom Fortſchrit des

Thea

Theaters mittheilt, uns die Männer kennen lehrt, die in ihrem Fach was geleiſtet haben ꝛc. — lauter Dinge, die ihn zu einem nüzlichen Schriftſteller machen. Wir ſind nicht im Stande, all' die Werke, denen er ſelbſt das Daſein gab, oder die er nur zur Welt beförderte, hieher zu ſezen. Seine theatraliſchen Stükke, gedrukte und ungedrukte, kan man in ſeinem **Theaterkalender** finden; von ſeinen übrigen nennen wir nur die uns gleich einfallen: **Theaterjournal; Bibliothek der Romane; Blauauge, ein Märchen aus Morgenland; Buch der Liebe, inhaltend ꝛc. Olla Potrida; Stephanie. Erſter Theil** und andre, die in's hiſtoriſche und geographiſche Fach einſchlagen, z. B. **Sitliche und natürliche Geſchichte von Tunkin; Petit über den geſezlichen Zuſtand der Negerſklaven in Weſtindien** ꝛc. u. a. m. Nüzlich wird der Auszug ſein aus den lettres edifiantes et curieuſes, den er uns neuerlich verſprochen hat.

Reinewald.

Reinewald.

Ein Dichter, von dem wir ein ganz kleines Werkchen, **der Knabe und das Mädchen** betitelt, kennen; was er auſſer dieſem geſchrieben hat, wiſſen wir nicht, vielleicht wiſſen's die Herausgeber der **Taſchenbücher, Almanache, Blumenleſen** ꝛc. beſſer. **Uebrigens iſt er — nicht reich!**

Madam Reklam.

Gattin Herrn **Reklam's**, Franzöſiſchen Predigers in **Berlin**. Ihr **Vater** iſt Herr **Stoſch**, Prediger zu **Lüderswalda**, der ſich mit ſeinen **Anmerkungen über die Teutſche Sprache** und: **Kleine Beiträge zur nähern Kentnis der Teutſchen Sprache**, bekant gemacht hat. Wir haben von ihr ein Büchlein unter dem Titel: **Briefe der**

Demoiſelle S** nebſt einigen Gedichten, 1775. aus welchem zu ſchlieſſen, daß ſie eine wakre, edle Frau iſt; vol feiner Empfindung, verbunden mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit und Sanftmut — das Alles leuchtet auf jeder Seite des Büchleins hervor!

Mag. Robert.

Ein guter Kopf, der aber unſers Wiſſens noch nichts geſchrieben hat, aber gewis was leiſten könte, wenn's nur nicht ſo ein faules Knäblein wäre. Vol Laune und gefälligen Wizes und nicht gemeinen Kentniſſen in unſerm Fach — aber für ſich und die ganze Welt unbrauchbar. Er iſt aus dem Würtembergſchen, war ehemals Lehrer am Kloſter **Bergen**, und als darauf am **Kl. U. L. Frauen** in **Magdeburg** eine Militarſchule angelegt ward, kam er als Lehrer dahin. Das Inſtitut ging bald darauf ein, wozu er nicht wenig beitrug. Er veraukzionirte ſeine Bücher und ergrif den Wanderſtab! Wohin er gekommen iſt, wiſſen wir nicht. Er ſuchte ſein Glük durch eine recht reiche Witwe zu machen, ob's ihm gelungen iſt, können wir für jezt noch nicht ſagen. Um ſeinen Kopf iſt's ewig Schade! Wir haben ſchon einige ſolcher wandernden Belletriſten aufgeſtelt, die nach unſerm Gefühl, ärger dran ſind, als die reiſenden Handwerksburſchen. Dieſe können doch das Gewerk anſprechen, finden überal Herberge, aber jene armen Schelme gehören zu keiner Innung und ſind auf der ganzen weiten Welt mutterſeelen allein! — Aber, wer kan ihnen helfen? Hätten ſie dafür bei **Dogmatik** oder **Pandekten**, die Augen feſt zugedrükt, das Maul weit aufgeſpert, und nur immer hineingeſchlukt, was man ihnen vorſezte, ohne ſich weiter drum zu bekümmern, wie es ſchmekte, ſo wär's weit beſſer geweſen. Was ihnen anfangs bitter war, wäre ihnen ſüs geworden, aber nun geht's ihnen wie dem **Johannes** in der Apokalüpſe; er as das Büchlein, und es ſchmekte ihm ſüs, aber nach der Zeit macht' es ihm Bauchgrimmen!

Roſt.

Roſt.

War ein ſchnakſches, drollichtes Mänlein (wol gar ein Genie!) der immer, der lieben Jugend zu Nuz und Frommen, gern in's Handgreifliche hineinſchilderte, ſich darauf mächtig was zu Gute that — aber dafür ohne Gnade und Barmherzigkeit vergeſſen wurde.

Kar. Chr. Louiſe Rudolphi.

Eine angehende gute Dichterin vol Gefühl und Empfindung, welches Ihre kürzlich erſchienenen Gedichte, mit Melodien begleitet und herausgegeben von Herrn Reichardt in Berlin, beweiſen.

Frau von Runkel.

In Dresden. Eine verehrungswürdige Dame, der man das eifrige Beſtreben, ihre Schweſtern zu bilden, deutlich anſieht. Wenn ſie auch kein groſſes Licht unter unſern Bellettriſtinnen iſt, ſo hat ſie doch viel Verdienſte in den Augen derer, die reine herzliche Empfindung und lautre Moral lieben. Sie iſt eine warme Verehrerin **Gellert's**, und hat **moraliſche Briefe**, nach Anleitung ſeiner moraliſchen **Vorleſungen** herausgegeben. Wenn ſie auch im Grunde aus den Leztern ausgeſchrieben ſind, und nichts Eignes als die Briefform haben, ſo war der Einfal doch immer gut, denn unter dem Namen Briefe fand **Gellert's** Moral doch immer mehr Eingang, als unter dem Titel **Vorleſungen**. Die meiſten Frauenzimmer, die nicht nah' an einer Univerſität wohnen, werden ſich kaum einen Begrif machen können, was das für Dinger ſind. Wir haben auch **Samlung freundſchaftlicher Original**

briefe

briefe zur Bildung des Geſchmaks, von ihr, die zwar für uns nichts Neues enthalten, aber von Mädchen und Frauen recht fleiſſig geleſen zu werden verdienen!

Charlotte von Schenk.

Kein groſſes Licht unter unſern Dichterinnen. Ihre Verſuche in Gedichten heben ſich nicht über das Alltägliche, und wenn nicht das gute, edle Herz der Verfaſſerin, ſo deutlich aus ihnen hervorleuchtete, müsten wir noch ſtrenger von ihnen ſprechen. Solche Arbeiten, wie dieſe, ſolten billig ungedrukt bleiben, wir haben deren mehr als uns gut iſt.

Schiebeler.

Einer aus der Menge, die nicht unebne Verſe machen und ſie drukken laſſen. Leichte Verſifikazion; Schnurren; artige Einfälle, munter und gefällig vorgetragen — ſind Schiebeler's Verdienſt. Mehr können wir von ihm und Seinesgleichen nicht ſagen.

Rudolph Ernſt Schilling.

Architekt und Ingeniörhauptman in Bremen. Hat ſich vor Kurzem durch ſeine Samlung verſchiedener Gedichte bekannt gemacht. Was er ſelbſt davon zu halten ſcheint, ſind ſie nicht, doch kan man ihnen manche ſchöne, feine natürliche Stelle nicht abſprechen. Seine Verſifikazion iſt recht leicht — nur mus er nicht ſcherzend und ſatiriſch werden wollen, dazu ſcheint er uns ganz und gar keine Anlage zu haben.

Johann Friedrich Schink.

Gebürtig **aus Magdeburg, privatiſirt jezt in Wien.** Fing früh an in unſerm Handwerke zu arbeiten. Er iſt ein ganz eigentlicher Belletriſt, in allem, was nicht in die Belletriſterei einſchlägt, wild fremd. — Seine erſten Werke verkündeten ſo etwas von **Wurf und Drang**, doch bekehrt' er ſich nachher, welches ſein **Marionettentheater** bezeugt, das, ſo verſchrieen es auch iſt, einem unſrer erſten Dichter den Wunſch ablokte: **Ich möcht' es wol** gemacht haben, wenn's nur Niemand erführe! Dieſe Bekehrung und die Talente, die zum theatraliſchen ſo wol als zum **lyriſchen** Dichter unverkenbar in ihm liegen (von jenem Talente giebt **Gianetta Montaldi**, troz ihrer Zuſammenge-

[illegible], und von dieſem nicht nur verſchiedne in den Almanachen zerſtreute Gedichte, ſondern auch ſeine neulich herausgegebnen Dichtermanuſcripte, deren gröſter Theil ungeachtet der geänderten Buchſtaben von ihm iſt, klare Beweiſe) laſſen uns noch viel von ihm hoffen. Er giebt jezt dramaturgiſche Fragmente heraus, worin er die vielen Gebrechen des Nationaltheaters unter Kaiſerlicher Erlaubnis auf's bitterſte rügt, und viele nüzliche Bemerkungen über Dichter und Schauſpieler liefert, aus denen erſichtlich wird, daß Schink über Theater und Theaterweſen nicht erſt ſeit geſtern nachgedacht hat. Auch iſt es von der frühſten Jugend ſein eifrigſtes und einzigſtes Studium geweſen, wofür er ſein eigentliches, die Theologie, an den Nagel hing, Theaterdichter und Schauſpieler ward, bis die Truppe, wobei er ſtand, ſcheiterte.

Schle-

Schlegel.

Jezt tod und beinah vergeſſen. Er hat viel Verdienſt um unſer Theater, welches er mit vielen, zu ſeiner Zeit ſehr hervorſtechenden Stükken bereicherte. Seine Verſifikazion war leicht und gefällig, aber die wenigſten ſeiner Produkte, ſind noch bekant. Wir kennen von ihm folgende: **Den geſchäftigen Müſſiggänger**, ein **Luſtſpiel**; den **Geheimnisvollen**, auch ein Luſtſpiel, die beide nicht ſonderlich ſind; beſſer gefallen uns, die **ſtumme Schönheit**, in flieſſenden artigen Verſen und der **Triumph der guten Frauen**. Die Geburt dieſer Stükke fält in eine Zeit, wo wir das lange noch nicht waren, was wir jezt ſind, und deshalb können ſie billig Nachſicht verlangen.

Schlenkert.

Informator in Dresden. Hat ſich vor Kurzem durch ſeine Elegieen bekant gemacht, die viel Gutes enthalten. Ein groſſer Dichter iſt er nicht, wird auch nie einer werden.

C. F. Schletter.

Gebürtig aus Leisnig, einem Städtchen in Kuhrſachſen; war erſt Theolog, und ſchon Hofmeiſter; aber ſein Hang zum Theater lies ihn nicht ruhn. Wo Komödie geſpielt ward, muste er ſein und ſolte er Alles drüber verſäumen und ſich Unwillen zuziehn. Alles, was nach Theologen roch, war ihm widrig, und daher kam's denn, daß er bald die Kanzel mit der Bühne verwechſelte. Jezt würde er uns ſagen können, ob jenes Leben der Himmel iſt, den er in ihm zu finden glaubte, oder ob es nicht die müh-

ſamſte,

ſamſte, lebenfreſſendſte Kunſt iſt, eben ſo undankbar und noch undankbarer, als die Belletriſterei. Solche jugendliche Unbeſonnenheiten müſſen hin und wieder ſchwer gebüſt werden, und könten manchen jungen Menſchen abhalten, ſich in einem Stande Wonne und Wolluſt zu träumen, der bei all' ſeinem Glänzenden, Kummer und Plage mit ſich führt. **Schletter** iſt auch Schriftſteller geworden. Die Stükke, die wir von ihm kennen, ſind nicht uneben, ſie heiſſen: **Der Wiederkauf**, ein ländliches Luſtſpiel mit Geſang; **Getroffen**, ein Luſtſpiel und **die Vormünder**, nach Goldoni's Vormund.

Chriſtian Heinrich Schmid.

Profeſſor in Gieſſen. Wol und Weh der Belletriſterei liegt ihm ſehr am Herzen, auch beſchenkt er uns Jahr aus Jahr ein mit Rezenſionen, Gedichten ꝛc. und ſein Wille iſt recht gut. Doch hat er ſo Manches an ſich, das uns nicht gefält. Gründlichkeit und Scharfſin, Eindringen in unſre Kunſt mus man bei ihm nicht ſuchen; und ſo hoch auch das Aer iſt, das er ſich dann und wann giebt, wird er doch in unſern Augen ein Mann bleiben, der nichts recht verdaut hat, von allem was und im Ganzen nichts weis. Wir ſagten gern unſre Meinung von ihm ganz ausführlich, aber wir fürchten ſein loſes Maul. Bis jezt hat er uns noch nicht in die Preſſe genommen, und wir werden uns auch hüten, ihm zu nahe zu treten. Dies Paar Worte, die wir hier von ihm verloren haben, verlohnen nicht die Mühe, daß er uns darüber anpakte. — Uebrigens hat man uns verſichert, daß ſeine Litteratur der Poeſie, die troz alles Ausrufens und Poſaunens Makulatur ward, umgearbeitet, unter dem Titel: Anweiſung zur Kentnis der vornemſten Bücher in allen Theilen der Dichtkunſt, das Licht der Welt wieder erblikken ſol. Wir haben nichts darwider!

K. E.

K. E. K. C. A. Schmidt.

A[illegible] beide Dichter von keinen Belange. Ihrer haben wir jezt eine unzälige Menge; einer dergleichen iſt ſchon zuviel!

Jakob Friedrich Schmidt.

Hat ſich vorzüglich durch ſeinen überſezten Horaz bekant gemacht. Unter den eigentlichen Ueberſezern dieſes Dichters, iſt er der beſte. Der Plan, den er ſich vorſchrieb, hatte tauſend Schwierigkeiten, aber eine Menge von ihnen hat er glüklich überwunden und ſich dadurch den Beifal aller Kenner erworben. Daß aber deshalb der **Teutſche** Horaz bei weitem noch nicht der **Römiſche** iſt, gereicht Schmidt zu keiner Schande; der Mann, der uns den Horaz in einem fremden Kleide eben ſo anlachend machen kan, als in ſeinem eignen, ſol noch geboren werden!

Friedrich Schmit.

Profeſſor an der Ritterakademie in Liegniz. Auch ein Dichter, der nicht hundert Jahr alt werden wird. Leichte Verſifikazion, hin und wieder ein guter Einfal, artig und lachend aufgeſtuzt — machen doch warlich noch keinen Dichter! In ſeinen **Fabeln, Erzälungen und Romanzen** iſt manches Hübſche; aber Originelles, Neues, Groſſes mus man bei ihm nicht ſuchen. Auch Seinesgleichen haben wir unzälige.

Joachim Chriſtian Friedrich Schulz.

Aus **Magdeburg** gebürtig, privatiſirt jezt in Dresden. Hat eigentlich Theologie ſtudirt, wolte aber nie von etwas reden, wovon er nicht ſelbſt überzeugt war, legte alſo die Theologie bei Seite und ſprang zu uns herüber. Er hat ſehr früh angefangen zu ſchriftſtellern. In ſeinem ſechzehnten Jahre ſchrieb er einen Roman im **Millerſchen** Tone, der um die Zeit anfing aufzuleben, gab ihn aber nicht eher heraus, als Oſtermeſſe 1781. Das Büchlein heist: **Karl Treumann und Wilhelmine Roſenfeld**, und iſt, was es iſt, erſter jugendlicher Verſuch, an dem man nur den guten Willen loben kan. Als er noch Schüler war, verfertigt' er eine Ueberſezung aus dem Franzöſiſchen von einem geographiſchen Buch, deſſen Titel uns entfallen iſt. Ganz neuerlich hat er wieder einen Roman herausgegeben: **Ferdinand von Loewenhain**, ein

Büchlein, welches wünſcht geleſen zu werden, woraus zu erhellen ſcheint, daß er jezt den Müllerſchen Ton ſo gram iſt, als er ihm ſonſt gut war; das Buch läſt ſich ganz gut leſen. Auſſerdem hat er noch eins und das andre geſchrieben, das wir nicht namkündig machen wollen, vielleicht könte es ihm nicht lieb ſein. Es iſt gut, wenn die Leute ſchon ſo früh anfangen, dies oder jenes, was ſie in feurigen Stunden ein wenig erhizt niederſchrieben, nicht gut zu heiſſen. Da er's alſo ſelbſt nicht wil, wollen wir ihn auch nicht verraten und das wird er uns hoffentlich danken!

Johann Gottlieb Schummel.

Ehedem Lehrer und erſter Konventual am Kloſter U. L. Frauen in Magdeburg, jezt Profeſſor der Geſchichte und Erdbeſchreibung in Liegniz. Ein in aller Hinſicht verdienſtvoller Mann, ganz zum Schul-

Schulmann gemacht. Seine Stirn iſt immer heiter, ſeine Laune immer dieſelbe, (wenigſtens im Angeſicht ſeiner Schüler) und ſeine Kentniſſe ſind nicht von geringem Umfang. Beſonders aber iſt Geſchichte und Erdbeſchreibung ſein Fach, und das verſchafte ihm auch die Stelle in **Liegniz**, wohin er durch ein eignes höchſtfreundſchaftliches Schreiben des Miniſter Zedliz, der bei einer algemeinen Schulviſitazion ſeine Verdienſte hatte kennen gelernt, gerufen ward. Das erſte Werk, womit er ſich bekant machte, war: **Empfindſame Reiſe durch Teutſchland**, die nicht mehr und nicht weniger iſt, als erſter Ausbruch des jugendlichen Feuers — mithin nur leicht beurteilt werden mus. Es konte nicht fehlen, daß ein Mann wie **Schummel**, ſich ihrer in der Folge ſchämen würde, und wir haben's aus ſeinem eignen Munde gehört, daß er ſie einen **Wiſch** nante; wenn das iſt, warum denn nun immer noch hier und dort Anſpielungen auf das Werk, da es längſt vergeſſen iſt, und der Verfaſſer ſelbſt es verurteilt? **Schmid** rührte neulich in ſeinem Muſenalmanach noch mal den alten

Brei auf, und ſchien ſich recht dabei zu kizeln; aber nach unſerem Gefühl, iſt das unedel und ſchlecht, da Schummel den Flek durch andre Werke genugſam ausgelöſcht hat! Auf die **empfindſamen Reiſen**, folgte ein **Leſebuch für den Bürger und Landmann**, welches eine gute Auswahl der beſten **Erzälungen, Fabeln, Romanzen und Anekdoten** aus bekannten Schriftſtellern enthält; nach dieſem bekamen wir von ihm eine **Bibliothek der Ueberſezer**, ein höchſt mühſames Werk, das des Verfaſſers Liebe zur Philologie anzeigt — unſer Urteil darüber gehört nicht hieher. **Luſtſpiele ohne Heuraten** haben wir auch von ihm, die nicht übel ſind. Darauf folgten ſeine **Kinderſpiele**, drei Bände; ein Buch, das ſehr viel Neues, und Gedachtes und Nüzliches für Kinder enthält. **Frizens Reiſe nach Deſſau**, bei Gelegenheit der allgemeinen Koſmopolitenwalfahrt in's Philantropin, iſt recht artig, und zeigt, wie ſehr der Verfaſſer das Talent hat, den Kindern leicht und faslich zu ſchreiben und ſich ganz in ihre Seele hineinzudenken. **Spizbart, eine tragikomiſche Geſchichte für unſer**

unſer pädagogiſches Jahrhundert, iſt auch von ihm und enthält eine Satire auf den grösten Haufen unſrer Erzieher, die mit ihren Projekten weit über die Erde hinausfliegen. Auf **Spizbart** folgte **Wilhelm von Blumenthal, oder das Kind der Natur**; ein Buch vol Menſchenkentnis und Muſter eines mänlichen, fruchtbaren Romans. Daß er ein Antipode **Miller's** iſt, ſticht aus den beiden lezten Werken deutlich hervor, und er hat gezeigt, daß man unterhalten und nuzen kan, ohne von **herlichem Mondſchein; von verliebter Verzweiflung; von feurigen Umarmungen** ꝛc. zu reden. Dafür hat er unſern warmen Dank und ganzen Beifal. Seine Schreibart iſt munter und gefällig, mitunter wol ein wenig plat, aber das iſt bei dem Vergnügen, das er uns macht, leicht zu überſehn. — Wir wünſchten recht viel ſolche wakre, rüſtige Männer in unſrer Mitte zu haben!

C. F.

C. F. Sintenis.

Prediger in Zerbſt. Hat ſich durch viel Schriften bekant gemacht. Affektiren und Haſchen nach Wiz, iſt bei ihm nicht ſelten, und ſein ganzer Ton, ſein ganzes Gebärden, tragen viel geniemäſſiges an ſich, und den Leuten ſind wir nicht gar zu gut. Uebrigens iſt er ein Schriftſteller, der nicht zu den ſchlechten gehört, von manchem ſehr, von manchem gar nicht goutirt wird, immer noch beſſer werden kan, wenn er nur wil und ſich Zeit nimt. Seine Chriſtenfreuden; Menſchenfreuden; Reden im Menſchenton ꝛc. ſind bekant und beſtätigen, was wir geſagt haben.

Ritter von Steinsberg.

Hat ſich vor Kurzen durch eine anſehnliche Ladung von Trauer- und Luſtſpielen bekant gemacht. Unſer Gutachten über ſolche fruchtbare Köpfe, haben wir ſchon hinlänglich geſagt. Wir kennen von ihm folgende Stükke: **Der Patriotismus, Trauerſpiel; die Auferſtehung, oder, der hat einen rechten Zwikkel! — Albrecht Waldſtein, Herzog in Friedland; Miß Nelly Randolph, Trauerſpiel; Libuſſe, Schauſpiel.**

Steltzer.

Kandidat der Rechte in Magdeburg. Hat viel Kopf und die beſte Anlage, die ſich faſt ganz zu uns herüberneigen. **Kunimund's Schädel**, im Teutſchen Muſeum (Lenzmond 1781) iſt von ihm und wir möchten wol mehr dergleichen von ihm leſen; aber, wenn unſer Rat nicht zu ſpät komt, ſo bleibe er bei ſeiner Jurisprudenz, ſie iſt warlich einträglicher als Versmacherei. Freilich,

Wächst nun im zehnten ſauren Jahr,
  Zehn Bogen ſtark ſein Bäadchen;
So hat er ja am Trinkgeld baar,
  Zehn Blinde ohne Rändchen!

aber die zehn Blinde wollen doch nicht viel ſagen; Wenn er eine Stelle auf ſeine Rechtsgelahrtheit bekomt, ſo bringen ihm ſeine Klienten lauter lebende — Hüner, Enten, Gänſe ꝛc. und geränderte Louisd'or obendrein! — Doch wir wiſſen längſt, daß ihm die Rechtsgelahrtheit von jeher nicht recht anſtand; er verfiel immer auf Abwege, die warlich zu keinem ruhigen und frohen Leben führten; aber er wird nun immer älter, und kan den Unterſchied wol einſehn, der zwiſchen einer einträglichen, gemächlichen Stelle im Staat, und zwiſchen einem unſtäten flüchtigen Leben, das viel Reize von Auſſen hat, aber von Innen bitter wie Wermut iſt, ſtat findet.

M. Stemler.

M. Stemler.

In Dresden. Auch ein Theolog und Belletriſt. Er iſt der Verfaſſer des **praktiſchen Eheſtandskatechismus**, der ſich durch und durch mit gar nichts auszeichnet. Wiz ſol drin ſein — aber, lieber Gott! was für welcher. Neues finden wir auch nicht; jeder ganz gewönliche Menſch wird das alles ſchon hundertmal ſelbſt gedacht und empfunden haben! Wozu denn alſo das Alles? — Schuſter, bleib beim Leiſten! — **Stemler** ſol auch Rezenſent ſein, und ſeine kritiſche Produkte hier und dort aufſtellen — tadeln und loben, ohne tief eingedrungen zu ſein. — Iſt jezt ſtark Mode!

Stephanie, der Aeltre
und
Stephanie, der Jüngre.

Haben eine ungeheure Laſt Schauſpiele geſchrieben, die uns unmöglich erbauen können. **Vielſchreiben** iſt die Erbſünde unſrer neuern Schriftſteller, und die meiſten gefallen ſich ſehr ſichtlich dabei, obgleich das Publikum die Achſeln zukt. Jezt ſcheinen die beiden Brüder ſich erſchöpft zu haben, und warhaftig, es war Zeit. — Sehr fleiſſig müſſen ſie aber doch geweſen ſein, denn ſie konten nicht immer die **Feder** anſtrengen, ſondern muſten, als Schauſpieler, auch ihren **Kopf** brauchen. Sie hatten ihn nötiger zu ihren auswendig zu lernenden Rollen, als zu ihren Schau- Luſt- und Trauerſpielen!

Friedrich Leopold } Grafen zu
Christian } Stolberg.

Zwei unſerer beliebteſten, neuern Dichter, denen man blühende Phäntaſie, mänliche Sprache und feine Empfindung nicht abſprechen kan; aber was ſie ſich dünken, ſind ſie noch nicht — könten's vielleicht noch leiſten, wenn ſie den Wahn ablegen, daß nichts leichter ſei, als ein groſſer Dichter und unſterblich zu werden. Von **Friedrich Leopold** haben wir die Ueberſezung der **Iliade**, die beſte Teutſche, von denen die wir kennen, ob man gleich hier und dort Spuren ſieht, wo Fleis, Hand und Kopf des Schreibens müde wurden. Doch haben wir im Ganzen genommen nichts dawider, als daß ſie ſo theuer iſt. Die **Gedichte** beider Brüder ſind geſamlet und mit Kupfern geziert herausgekommen; der Verleger ſol ſich aber beklagen, daß ſie nicht ſo geſucht werden, als **Bürger's Ge-**

dichte. Das mus nun wol ſeinen phiſikaliſchen Grund haben!

Stoppe.

Jezt tod. Er war, wenn uns recht iſt, Rektor in Hirſchberg, und ein mächtiger Poet. Wir kennen von ihm **Fabeln** und **Erzälungen**, die mit Haut und Haar vergeſſen ſind und in alle Ewigkeit nicht wieder aufleben werden. Viel, das können wir auf unſer Gewiſſen verſichern, haben wir an ihnen nicht verloren! Es war lauter ſchofle wäſſ'rige Waare.

v. Thümmel.

Wer kent den wakkern Mann nicht! Wer hat nicht ſeine **Wilhelmine** geleſen! Und ſeine **Inoculation der Liebe**! Gefälliger Wiz, frohe mun-

tre

tre Laune, feine Empfindung, ſtechender Faunenblik und trefliche Teutſche Sprache, zeichnen ihn zu ſeinem Vorteil aus. Seine Zemire und Azor, iſt überal bekant und mit dem grösten Beifal aufgenommen.

v. Trautzſchen.

Eigentlich Soldat. Hat aber unſerm Handwerk mehr Geſchmak abgewonnen, als ſeinem eigentlichen. Wir hätten wol lieber geſehn, wenn er in ſeiner Zunft geblieben wäre; denn unter uns iſt er kein groſſes Licht geworden, und kleine haben wir ſchon mehr, als wir brauchen können. Er iſt **Lieder-, Oden-** und **Theaterdichter** — von allem was ꝛc. Wir haben von ihm geleſen: **Militaririſche** und **Litterariſche Briefe**; **Vermiſchte Schriften** und ſeine **Samlung neuer theatraliſcher Originalſchauſpiele**, die höchſt altäglich ſind und ſehr füglich ganz hätten wegleigen können. Doch iſt's an dem Mann zu rühmen, daß er ſich Kentniſſe zu erwerben ſucht, und wirklich beſizt, wovon der gröste Haufen ſeiner Kriegskumpanen kaum einen Begrif hat. Wir kennen hundert von ihnen, die nicht mal orthographiſch ſchreiben können, und gegen ſolche Schaafe iſt Trautzſchen ein verdienſtvoller, treflicher Mann!

Unzer.

Jezt tod. Ein Dichter — aber ein ganz gewöhnlicher. Seine Produkte findet man hier und dort in Muſenalmanachen ꝛc. Er war's, der ſamt Mauvillon ſich erfrechte, ſo wakre Männer wie Gellert, Rabener u. ſ. w. anzubelfern, allein dies Gebelfer iſt längſt verhallet. — Man verwechsle ihn nicht mit dem Doktor Unzer in Altona, ein Neffe des berühmten Arztes Unzer, der nach dem Zeugnis aller, die ihn oder etwas von ſeinen

ſeinen handſchriftlichen Theaterarbeiten kennen, einer unſrer wizigſten Köpfe iſt. Dem Publikum hat Lezter ſich durch ein überal wol aufgenommes Trauerſpiel, Diego und Leonore bekant gemacht, das auch uns recht ſehr gefallen hat.

Uz.

Ein Dichter aus der Vorzeit, der auch mit raſchem Schrit der Vergeſſenheit in die Arme eilt, ob er's gleich nicht verdient. Doch wir haben in unſerm Almanach ſchon groſſe Männer zu ihrer Zeit, aufgeſtelt, die jezt ganz klein ſind — mit denen mag er ſich tröſten. Wir ſind zu ſchwach, ihn in ſeinen Stand und Würden wieder einzuſezen, ſo gros auch die Hochachtung iſt, die wir für ſeine dichtriſche Talente haben.

Volbeding.

Ehemals Hofmeiſter in Kleve, darauf Lehrer am Kloſter U. L. Frauen in Magdeburg, privatiſirt jezt in Berlin. Ein jungen, muntrer Mann, der in unſerm Fach viel Kentniſſe hat — doch dabei ein ganz unmerkliches Bischen windig iſt. Seine gelehrten Produkte kennen wir nicht, ob wir gleich ganz gewis wiſſen, daß er was geſchrieben hat. Eine Franzöſiſche Pieſſe von einem Bogen haben wir von ihm geleſen; aber ihr Titel, Inhalt und Wert iſt bei uns ganz in's Vergeſſen gekommen.

Johann Heinrich Voß.

Rektor in Otterndorf. Ein bekannter und beliebter Dichter; Herausgeber der Hamburgſchen Blumenleſe. Hat auch Homer's Odüſſee in teutſche Hexame-

Hexameter gebracht — aber das Publikum langte nicht ſo hizig zu, als er glaubte, da ward er trozig und verſchlos ſie in ſein Pult. Hier zeigte unſer Publikum abermals, daß es gegen ſeine verdienſtvollen Männer undankbar iſt. Aber **Voß** mag ſich tröſten; wolt' es doch **Baſedow'n** nicht mal 30,000 Thaler geben, und gegen den Mann iſt er noch um viel Zentner ſpezifize leichter. Wir könten noch mehr von ihm ſagen, wenn's uns gefällig wäre, mit ihm anzubinden. Leute, die keinen Tadel vertragen können, ſind uns unausſtehlich; und deshalb behalten wir das Gute und Mindergute, was wir noch von ihm beibringen könten bei uns, und machen, daß wir fort kommen!

Weidman.

Ein Allerweltsſchmierer! War vor einiger Zeit noch Schauſpieler in **Wien**, ob er dort noch iſt, wiſſen wir nicht. Wir haben unter andern eine

Originalſchaubühne (drei Bände, enthaltend 20 Stük) von ihm, die leicht das fadeſte, elendeſte, unverdauteſte Zeug enthalten mag, das je auf die Bühne gebracht worden!

Weiſſe.

Kreisſteuereinnehmer in Leipzig. Ein in aller Hinſicht treflicher, würdiger Mann, ein an Herz und Kopf geſunder Gelehrter. Bühne und Erziehung haben ihm viel Neues und Schönes zu danken; unſre Nazion ehrt ihn als ihren Volksſchriftſteller, und nimt alles, was von ihm kemt, freudig und dankbar auf. Unter den Bellettriſten wird wol nicht leicht einer ſein, der nicht ſeine Sachen alle geleſen und ſtudirt hätte. Sein reines Herz, ſeine edle, menſchenfreundliche Geſinnung ſticht aus allen ſo ſichtbar hervor, daß man dem Mann ſeine Hochachtung und Liebe nicht verſagen kan. Seine hofnungsvollen Kinder bezeugen, daß er nicht blos auf ſeiner Studirſtube über Erziehung ſpekulirte und ſchrieb, ſondern daß Alles, was er ſagt, aus tiefem Nachdenken und vielfach angeſtelten Proben fliest.

Johann Heinrich Weißmann.

Aufrichtig bekant, es geht uns immer nahe, wenn wir einen Mann, der in unſer Handwerk pfuſcht, aus der Zunft ſtoſſen müſſen; und doch können wir nicht anders, wenn wir Zucht und gute Ordnung beibehalten wollen. **Weißmann** iſt eigentlich Doktor der Weltweisheit, hat aber **Idyllen** geſchrieben, und ſich damit in unſre Mitte gedrängt. Er ward zwar gleich Anfangs höflich beim Arm genommen und abgewieſen; aber man hat uns verſichert, daß er deshalb doch nicht auf uns böſe geworden iſt! — Seine **Idyllen** ſind unter

aller

aller Kritik — ſo fad, ſo wäſſ'rig, kurz ſo ganz erbärmlich, daß uns Hören und Sehn drüber vergangen iſt. Wenn's mit ſeiner Philoſophie auch ſo ſteht, dann Wehe! Wehe! —

Wernike.

Auch ein Dichter, der nicht viel ſagen wil. Seinesgleichen gibt's eine ungeheure Menge in unſerm Teutſchland — kein Mittelmäſſiger iſt im Stande ſich unter andern Mittelmäſſigen bemerkbar zu machen.

J. K. Wezel.

Privatiſirt hie und da. Iſt auch einer von unſern Vielſchreibern, die uns von Meſſe zu Meſſe mit Romanen, Komödien u. ſ. w. beſchenken. Aber

e

er ſticht unter den übrigen ſehr zu ſeinem Vorteil hervor. Sein Ton iſt angenem und gefällig; ſeine Phantaſie fruchtbar und blühend — kurz, er beſizt alle Eigenſchaften, die ein Bellettriſt haben kan und mus. Faſt alle ſeine Werke ſind mit groſſem Beifal aufgenommen. Als da ſind: **Meiſter Klaas und ſein Sohn**; **Luſtſpiele**; **Peter Marks**, **Eheſtandsgeſchichte**; **die wilde Betty**; **Robinſon Kruſoe**, umgearbeitet und abgekürzt; **Herman und Ulrike**; **Wilhelmine Arend** und: **Ueber Sprache, Wiſſenſchaft und Geſchmak der Teutſchen.** Unſres Dünkens, war **Wezel** zu dem leztern Werke, bei all' ſeinen Einſichten, noch nicht reif genug. Hätte er die Herausgabe deſſelben noch um fünf bis acht Jahr verſchoben, Manches würde und müste anders da ſtehn, als es jezt da ſteht. Wär' er der Mann, der Tadel und vernünftige Zurechtweiſung ertragen könte; ſo wolten wir ihm hier wol einen etwas andern Geſichtspunkt angeben, woraus und wonach er das Ganze hätte behandeln können, aber nur das Mayl gegen Leute ſeiner Art aufzuthun, iſt ſchon zuviel. Wenn er und Seinesgleichen doch wüsten, wie ſehr dieſer Zug einem übrigens verdienſtvollen Schriftſteller ſchadet, und wie tief er ſich dadurch in den Augen ſolcher Männer, die wiſſen, was Tadel iſt, herabſezt. Bis jezt hat **Wezel** faſt auf alle Rezenſionen, die von ſeinen Schriften zum Vorſchein gekommen ſind, geantwortet, und nicht immer ſo geantwortet, wie es ein kluger Mann thun ſolte, der in ſeinem Herzen feſt überzeugt iſt, daß, mit Bürger'n zu reden, **tauſend und abermals tauſend Schemel- und Thronrichter, ihm nicht nemen können, was er hat, und nicht geben können, was ihm fehlt!** Eben dieſe Geſinnung hat ihn auch noch ganz neulich in eine Fehde mit D. **Platner'n** verwikkelt. Das ganze Späschen wird vielleicht bekant ſein; aber den eigentlichen Hergang werden auswärtige Gelehrte, die ſolch Hahnengefecht intereſſirt, gern wiſſen wollen. Für ſie können wir die ganze Geſchichte herſezen, ſo wie ſie uns ein unparteiiſcher Mann aus **Leipzig** ſelbſt, berichtet hat. **Platner** und **Wezel** waren ſchon ſeit einiger Zeit nicht die beſten Freunde.

Freunde. **Wezel** macht drei Epigrammen auf einen gewiſſen Doktor **Pumpelmus**. **Platner** behauptet, die Epigrammen ſtächen ihn, (da er's ſelbſt geſteht, mus es wol ſo ſein, ob's gleich möglich iſt, daß **Wezel** nicht an ihn gedacht hat) und ſchwingt die Lanze; ſpricht und wizelt in ſeinen Vorleſungen über **Aeſthetik**, ſo oft ſich's thun läst, auf **die ſchönen Geiſter**; (nach unſrer Meinung ſehr niedrig und unphiloſophiſch gehandelt!) ſucht ſie lächerlich zu machen, ohne Gründe anzugeben, und haſcht dabei nach jeder Gelegenheit, **Wezel'n** für ſeine Epigrammen die Sporen zu geben. Wenn man Händel ſucht, kan man ſie leicht finden. **Wezel's** Buch: **Ueber Sprache u. ſ. w.** mus herhalten, beſonders aber die Stelle, wo **Wezel** ſagt: **Leibnizen's Theodizee ſei für unſre Zeiten kein lesbares Buch mehr.** **Wezel** mag dieſe Worte nun verſtanden haben, wie er wil, ſo war's auf alle Fälle ſehr unphiloſophiſch, wenn **Platner** öffentlich ſagt: "Mir ſtokt das Blut, wenn ich an dieſe Worte denke, die von einem Schriftſteller ſind, der erſt jung wird, nichts Reelles weis, kurz ein ſchöner Geiſt iſt!" Stat zu ſagen: "Meine Herren, unſern groſſen guten Leibniz hat man noch ganz neuerlich in dem und dem Buche Unrecht gethan, hier ſind meine Gründe!" So hätt' er ſich als Philoſoph ausdrükken, ſtat **Worten**, Gründe anführen ſollen. Aber wie geſagt, die Sinngedichte, die er ein für allemal auf ſich zog, machten ihm den Kopf warm, und er ergrif dieſe Gelegenheit, **Wezel'n**, im Angeſicht eines zalreichen und erleuchteten Auditoriums, das ganz natürlich ſtokſteif auf dem behart, was der Lehrer ſagt, und nicht ſelbſt unterſuchen mag oder kan, in optima forma einen Schilling zu reichen. **Wezel** erfährt dies und ſchreibt einen Brief an ihn, nicht in der Abſicht, daß dieſe unbedeutende Streitigkeit ruchtbar werden ſol; ſondern blos um **Platner'n** zu zeigen, daß er auch reden gelernt hat. Er ging alſo auch hier den Weg, den er bis jezt noch immer gegangen iſt, auf nichts ſtilzuſchweigen, ſondern immer das lezte Wort zu haben. Hätte er dafür in ſeinem Herzen über **Platner'n** gelächelt und ſich mit den Gründen beruhigt, die andre

Männer

Männer bei ſolchen Vorfällen zu hunderten in Vorrat haben, ſo wär's für ihn weit rühmlicher geweſen. Ob er den Beifal ſolcher Jüngerlein, die des Lehrers Worte einſaugen, wie neugeborne Kinder die Muttermilch, hatte oder nicht, darüber fiel der Ruhm, den er ſich als Schriftſteller errungen hat, nicht um ein Haar breit. — Kurz, **Platner** läst dieſen Brief drukken — ein Verfahren, das ſeiner unwürdig iſt! Wuste denn der Mann nicht ein anders Winkelchen, wo er den Brief zu ſeinen Vätern und Brüdern hätte verſammeln können? Mus er ihn denn in die Drukkerei ſchikken? — Kaum war der Brief gedrukt, ſo rükte **Wezel** mit einer andern Broſchüre: **Nachricht von einer Aufforderung Wezel's an Platner'n** hervor — kräftig und bitter, wie dergleichen Gerichte zu ſein pflegen! In dieſer Schrift behält **Wezel** Recht, und wenn **Platner** noch drauf antwortet, ſo iſt leicht zu vermuten, daß **Er** wieder Recht behält — wie's bei allen Läppereien der Art iſt. **Platner** antwortete nicht drauf, aber an ſeiner Stat und im Namen ſeines ganzen Auditoriums ein Schriftſteller

ſteller (wir wiſſen nicht wie wir das Ding nennen ſollen, auch nicht, ob er generis foeminini, oder maſculini, oder neutrius, oder gar communis iſt) mit einem elenden Wiſch, ſchön ſtiliſirt und gedrängt unter dem ſehr teutſchen Titel: **Unpartheiſche Beurteilung der von Herrn J. R. Wezel gegebnen Nachricht, von der von ihm an Herrn D. Platner ergangnen Aufforderung.** Man lieſ't das Geſchmiere, und hat man's geleſen, ſo weis man noch nicht, was man geleſen hat. Soviel aber erhellet draus, daß er ein eifriger Schüler Platner's iſt. Am Ende des Wiſches ſteht noch ein Gedicht, von welchem zwar der Sudler nicht Verfaſſer ſein wil, aber es doch ohne Gnade und Barmherzigkeit ſein mus, weil's dem vorhergehenden nonſenſikaliſchen Gewäſch ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern. Darin benachrichtigt er der ganzen gelehrten Welt, daß er wie ein Nachen auf bodenloſem Meere, in der tiefen Unterſuchung, was ein ſchöner Geiſt ſei, herumgeſchwommen iſt, und erſt nach langen Hinundhergrübeln die wahre Definizion gefunden hätte, daß es ein

barhartes ſtolzes Ding ſei; das nur zweimal verzeihen kan: ſich gern mit Jederman herumbalgt; die Menſchen haßt; den Ruhm verdienſtvoller Männer zu beſchmizen ſucht u. ſ. w. — Und was bekömt das unmündige Kind, das noch ganz jämmerlich nach den Windeln riecht, und doch ſoviel verdienſtvolle Männer mit ſeiner Definizion ſchmäht, für eine Belohnung? — Man wikle es von Neuem in ſeine Windeln, und drohe dem mit dem Banfluch, der's abwiſcht, wenn's ſich unrein gemacht hat, und wenn's troz dem immer noch fortſchreit, gebe man ihm die Rute. — Daß ein ſolcher elender Säugling weder Wezel'n tadeln, noch Platner'n loben kan, ſieht jeder vernünftige Mann ein — und was bei ſolchen Nekkereien unter Leuten, die beide in ihrem Fach Verdienſte haben, herauskömt, ſolten ſie doch auch einſehn; alt genug ſind ſie beide dazu!

Chriſtian Martin Wieland.

Hofrat in **Weimar**. Gebürtig aus **Bieberach** einem Reichsſtädtchen in Schwaben, dem er durch ſeine Abderiten ein ewiges Denkmal geſtiftet hat. Als er ſich in der Schweiz aufhielt, macht' er zuerſt Aufſehn. Er war dort in **Bodmer's**, **Breitinger's** rc. Zirkel, und der Ton, der in demſelben herſchte, bemächtigte ſich ſeiner Seele ganz. Religion und Andacht athmen alle Schriften, die in der Schweiz von ihm herausgekommen ſind. Damals waren ihm die Menſchen noch, Engel; jezt hat er ſie beſſer kennen gelernt. Seit er jene Männer verlies, hat ſich ſeine Seele ganz umgeſtimt; alle Schriften, die in **Leipzig** von ihm herausgekommen, ſind Antipoden von jenen. Dieſe Umwerfung ſeines Karakters hat uns den heilſamſten Nuzen geſtiftet; denn der frömmelnden, religiöſen Schriften haben wir doch genug, mehr als uns dienlich ſind. Jezt iſt er unſer **Voltaire**, Stam-

vater

Stamvater und Meiſter unſrer wizigen und launichten Schriftſteller. Für ein Genie (im vollen Verſtande des Worts) gibt er ſich ſelbſt nicht aus. Er geſteht irgendwo offenherzig, daß er, wenn alle Männer des Alterthums und der neuern Zeit, aufſtänden, und ihm nämen, was ihnen gehört, kahler daſtehn würde, als jener Rabe, der ſich mit Pfauenfedern ſchmükte. Das Geſtändnis macht ihm Ehre, und zeigt, daß er über den dummen Stolz vieler unſrer neuern Dichterlinge weit weg iſt — dafür wird ihm aber die Unſterblichkeit nicht entgehn! Für eifrige Theologen iſt er ein heilloſer Mann, ein Stein des Anſtoſſes, ein Fels der Aergernis! ein Verführer der Jugend! Etwas mag wol an dem ſein — aber jeder folge ſeinem Hang — dies iſt der erſte Weg zur Volkommenheit. Wil man ſich erſt Feſſeln anlegen laſſen, dieſe Klippe, jene Klippe vermeiden, ſo wird's lauter Stümperei und Stükwerk; lieber friſch drauf los gegangen und ſich weder an das Achſelzukken alter Reliquien noch an die Unerfahrenheit der lieben Jugend gekehrt! Was ſie aus Wieland Böſes ſchöpfen ſol, lernt ſie in der Folge doch. Die meiſten unſrer groſſen Männer, hätten ſie ſich nach jedem Seufzer zärtlicher Beſorgnis, oder nach jedem wütenden Aufbellen, geniren wollen, wären klein geblieben, und unſrer Litteratur wäre dadurch wenig gedient geweſen. Wer den Wein, den uns **Wieland** vorſezt nicht vertragen kan, bleibe davon; wer heist's einem ſchwachen Kopfe ſich von ſeiner reizenden Farbe und ſeinen anlokkenden Geruch hinreiſſen zu laſſen? So wenig, wie man es einem geſchikten Koch zur Laſt legen kan, wenn ſich ſchwache Magen durch ſeine Gerichte, Erbrechen und Unverdaulichkeit zuziehn, eben ſo wenig kan man es **Wielanden** zur Laſt legen, wenn hier und dort in ſeinen Schriften was vorkömt, woran man Anſtos nemen kan — denn ſein ärgſter Feind wird ihm doch wol nicht nachſagen können, daß er ſchreibe um Anſtos zu geben. Und wenn man die ganze Sache bei Lichte beſieht, ſo können wol junge Leute, die einmal im Stande ſind **Wielanden** zu leſen und zu verſtehn, in jenen Punkten, die man gern geheim hält, eben ſoviel wiſſen, als er ſelbſt; und

dann

darum leſen und lernen ſie Dinge, die ſie ſchon wiſſen, freilich lachend und eindringend vorgetragen; aber das thut hier nichts zur Sache. Wir wolten um alles in der Welt nicht, daß wir keinen Wieland hätten; lieber den kleinen Schaden, den er ſtiften könte, überſehn, als ihn vermiſſen. Daß er ein Mitſchöpfer unſrer Litteratur, und einer unſrer gröſten Dichter iſt, weis jeder; daß er den gefälligſten Wiz, mit der lachendſten, blühendſten Phantaſie und einer mänlichſchönen klaſſiſchen Schreibart verbindet, davon liegen uns klare Beiſpiele vor Augen. Freilich hat er ſich hier und dort auch ausgeſchrieben, welches Leſſing ſchon in ſeinem Meiſter Schere rügt, aber das wil nicht viel ſagen, zumal, da es doch immer neue Wendungen ſind, womit er das Geſagte noch einmal ſagt. Viele ſeiner Schriften ſind ins Franzöſiſche überſezt, die bei jener Nazion gewis das Vorurteil ausgelöſcht haben, als wären wir Teutſche mehr für ſchwere Foliantengelehrſamkeit, als für leichte gefällige Werke des Wizes gemacht. Jezt iſt Wieland auch ſchon eine Roſe, die ein Blat nach dem andern fallen

läſt,

läßt, endlich auch welken und das Haupt neigen wird — und dann wäre wieder ein Mann gefallen, der der Stolz unſres Vaterlandes iſt, und noch kein Andrer an ſeiner Stelle!

Johann Philip Lorenz Withof.

Ehedem ein bekanter und beliebter Dichter; jezt im eigentlichen und uneigentlichen Verſtande tod! — Seine Gedichte haben eine neue Auflage erlebt, der wir recht viel Leſer wünſchen. Sie haben ziemlich alten Schnitt und aus der Mode gekomne Tracht — zwei Hauptfehler in den Augen unſrer leſenden Welt!

Zachariä.

Ehedem Profeſſor in Braunſchweig, jezt tod. Ein bekanter und beliebter Dichter, den wir immer noch mit viel Vergnügen leſen. Sein gefälliger Wiz, ſeine muntre Laune und leichte Verſifikazion, machen ihn angenem. Die meiſten ſeiner Stükke ſind in Jedermans Händen, werden geleſen und geſungen; eine Anzeige, daß er auch den Ton traf, der unſerm Volke behagt. Seine Heldengedichte enthalten viel ſchöne Stellen; nur mus man an ſeinem Metrum keinen Anſtos nemen; zu damaliger Zeit war's das üblichſte und beliebteſte, und Zachariä ſticht vor allen, die in der Versart dichteten, zu ſeinem Vorteil hervor. Seine Fabeln ſind naiv und treffend, und unter ſeinen andern kleinern vermiſchten Gedichten ſind mittelmäſſige, gute und rechtgute — wer kan ſich immer und in allem gleich bleiben! Wir wiſſen noch dies und das von ihm, z. B. wer die Belinde war, die er ſo oft beſingt; aber wir legen die Hand auf den Mund und ſprechen Amen!

Der Herausgeber dieſes Almanach's hält's für ſeine Schuldigkeit dem Publikum ſchlüslich noch einige aus guten Quellen erhaltne Nachrichten zum Behuf der Artikel der Herren **Brumbey**, des **Schaalkopfs**, und **Rindleben**, des ſchweiniſchen Genies, mitzutheilen.

Brumbey, deſſen Köpſchen von hohen Dingen ſchwindelt, ſol vor einiger Zeit ſeinen Kommilitonen ein Kollegium über Teutſche Litterärgeſchichte haben leſen wollen; aber der Applauſus ſeiner Brüder ging ſoweit, daß ſie ihn laut auspfiffen und ausziſchten. Seine ehemaligen Schulkameraden ſagten ihm in die Augen, alles, was er vortrage, ſei aus den Heften genommen, die er ehedem ihrem gemeinſchaftlichen Lehrer nachgeſchrieben habe; und ſo mus es wol ſein, denn die Kinder, die er zur Welt gebracht hat, ſind bejammernswürdig ſchwächlich, als da iſt: **Minerva, erſtes und zweites Opfer**: (Dies parodirte Schink Kleine oder poetiſche Scheiſſereien, ſit venia verbo! — **erſtes Häufchen und zweites Häufchen**). Ferner: **Wilhelm und Wilhelmine, oder, Schikſale zweier Liebenden und Philepiſtämie**, (kaum können wir das Wort ſchreiben) oder **Anweiſung für einen jungen Studirenden, ſeine Schuljahre auf's Beſte anzuwenden**. Lieber Gott! der Mann gibt Regeln, die er ſelbſt nicht befolgte. Uebrigens müſſen wir ihm das, was ihm ein Rezenſent der A. T.: Bibl. bei Gelegenheit ſeiner Minerva riet, noch einmal in's Ohr ſagen: "Laſſen Sie all' das poetiſche und belletriſtiſche Machwerk und repetiren Sie dafür fleiſſig Ihre Kollegia!"

Rindleben, der über anderthalb Jahr ſein Weſen in Halle hatte, woſelbſt er ſich an den gutwilligen Hendel anſchlos, und ſich von ihm das Hemdchen halten lies, wenn er ſeine ſchriftſtelleriſche Notdurft verrichten wolte, hatte auſſer den unter ſeiner Rubrik angeführten Werklein noch folgende verfertigt: Ortographie des achtzehenten Jahrhunderts, erfunden von Klopſtok, angenommen u. ſ. w. ein elender Wiſch, iſt auch von ihm. Ferner ſchrieb er in Halle ein Wochenblat: Vermiſchte Beiträge zur Beförderung der Litteratur und Sitten, welches er im zweiten Jahrgang unter dem Titel: Zeitvertreiber, fortſezte. (Durch dies Wochenblat hat er ſich in einem öffentlichen Hauſe einen derben Puckel vol Prügel zugezogen.) Sein leztes Werk iſt Florido, oder die Geſchichte eines unglüklichen Philoſophen, welches auch ſeine eignen Begebenheiten enthält. Zu Ende dieſes Buches gibt er Nachricht, daß er ein Studentenlexikon und einen Band Studentenlieder herausgeben werde. An ihm liegt's nicht, daß ſie nicht längſt ſchon in den Händen des Publikums ſind. Beide Werke ſind ſchon gedrukt, weil ſie aber der ſtudirenden Jugend zum Anſtos und zur Aergernis gereichen konten, hat ſie D. Nöſſelt als zeitiger Prorektor, konfiſzirt. Trapp und Sprengel hatten beide die Cenſur paſſiren laſſen und Hendel drukte friſch drauf los. Sie lagen ſchon acht Tage fix und fertig da, als der Konfiskazionsbefel kam. Hendel durfte kein Exemplar davon verkaufen, aber es ſollen doch ſchon hie und da, beſonders von den Studentenliedern Exemplare graſſiren. Ein groſſes Verdienſt hat ſich der Magiſter auf alle Fälle damit geſtiftet. Soviel wir uns erinnern herſcht in den Liedern nicht die beſte Poeſie, löblich iſt's alſo, wenn ein Dichter, wie Er, ſich drüber macht, ſie verbeſſert, vermehrt, verlängert und zur Erbauung des ganzen Publikums drukken läst. Wir bedauern herzlich, daß die theologiſche Fakultät in Halle, dies Unternemen nicht ſo anſtändig und lobenswürdig fand, wie er — er erhielt dafür ein förmliches Konſilium abeundi, mit der ernſtlichen Verwarnung, ſich nie wieder in den Ringmauern von Halle blikken zu laſſen. Das mus ihm wol recht herzlich nahe gehn! Er wird nicht leicht einen Ort wiederfinden, wo er in ſo ausgeſuchter Geſellſchaft, alle Schnapsläden, Hurenhäuſer u. ſ. w. beſuchen kan. — Jezt iſt er in Leipzig, wo er ſein Sauleben immer noch ſo fortſezen ſol, als er's angefangen hat. Er ſchreibt Bücher und korrektirt, gibt auch im Franzöſiſchen Informazion, und hat den Grundſaz, alle wakre Männer, die nicht Seinesgleichen ſind, anzutaſten und lacherlich zu machen. So ſchrieb er vor einiger Zeit Briefe eines Laien u. ſ. w. eine elende, fade Satire auf Zollikofern; als er aber ſah, daß ihn Jederman als den Verfaſſer kante, ſo gab er, um dem Publikum Sand in die Augen zu ſtreun, eine Widerlegung jener Briefe heraus, deren Ton, Druk und Format erſt recht deutlich bewies, daß beide Wiſche, Kinder eines Vaters waren. — Doch hat er ſich dadurch vor einem zweiten Konſilium abeundi geſichert.

Schulz, J. C. F.)

Kleine Wanderungen durch Teutſchland.

Berlin 1786.

Briefe an den Doctor K * *.

Erſter Brief.

Magdeburg.

Für die ſtrenge Befolgung Ihres Rathes, l. K. werden Sie ſichs auch nun gefallen laſſen müſſen, von mir zuweilen einen langweiligen Brief zu leſen. Sie treiben mich mit Todesdrohungen durch unſer werthes teutſches Vaterland umher, dafür will ich Sie mit Briefträgern ängſtigen. Wollte Gott! daß Ihnen meine Briefe das ſeyn möchten, was den erlauchten Pfuſchern aus ihrem Metier, das Waſſer des kranken Bauers iſt — möchten ſie doch daraus ſehn, wie die ſchwarze Klaue der böſen Göttin Hypochondrie, mit jedem immer mehr und mehr ſich zurückzöge, um mich endlich ganz fahren zu laſſen. Ach! liebſter K. tauſend Meilen Wanderung könnten Sie mir noch verſchreiben, mit Vergnügen ſollten meine Füße ſich dem Recipe unterwerfen; nur Heilung meines Uebels, nur Geneſung verſprechen Sie mir!

Ich bitte Sie, beſter K. — wenn Sie ſehen, daß bey der Schilderung von Städten und Menſchen, auf die ich während meiner Pilgerſchaft ſtoßen werde, mein ſchwarzer Plaggeiſt um meine Feder geflattert hat — geben Sie mir ſogleich Nachricht und Lehre, wie ich mich vor ihm verwahre. Muß ich nicht, wenn ich ſo etwas ſelbſt fühle, die Stadt, das Dorf, die Gegend verlaſſen, wo ich mich in ſolchen Stunden befinde? Denn es iſt wol eine Anzeige von dicker, feuchter, ungeſunder Luft, von unverdaulichen Nahrungsmitteln, oder vom Stilleſitzen; wenn ſich meinen Augen alles das, was meinen andern glücklichern Nebenbrüdern behaglich iſt, trüb und ſchwarz zeigt? Gienge mirs alſo zuweilen, wie dem armen hypochondriſchen Smollet, daß ich Sie von dem entzückenden H—n der mediceiſchen Venus unterhielte, und nichts an ihr ſchön fände, als dieſes — ſo verzeihen Sie mir: denn es iſt eine Anzeige, daß die Hand meines Peinigers ſchwer auf mir lag.

Eine Station wäre alſo zurück gelegt. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſauer mir die erſte Meile wurde. Immer wollt' ich wieder umkehren, um Sie zu bitten, daß Sie mich auf eine andere Art heilten — ja, ich wollte Ihnen verſprechen, täglich ein halbes Schock Holz zu ſägen, nur zwo Stunden täglich ſtill zu ſitzen, nichts als dünne Suppen zu eſſen — aber das Andenken an Ihre Hartherzigkeit trieb mich, wie mit Spornen weiter, und die kleine Weile, die ich an den Ufern der Elbe ſitzend zugebracht hatte, ſchien mir ſchon ein großer Verſtoß. Ich wanderte alſo traurig fort, und ſuchte mich ſoviel als möglich mit Gegenſtänden auſſer mir zu beſchäftigen, und es gelang mir. Wie ſollt' es auch nicht, da mein Weg durch wallende Saaten führte, die der Senſe entgegen reiften, und deren äuſſerſte Spitze der Strahl der neuerwachten Sonne vergoldete, während das rege Chor der Lerchen, Wachteln und Sperlinge, die Geburt des jungen Tages feyerte. Das hatte ich auf meinem einſamen Zimmer nie ſo gefühlt, als heute, und der Eindruck, den es auf mich machte, iſt iezt noch meiner Seele ſo gegenwärtig, ſo lebendig, daß ſie nur ungern in die Arme des Schlafes ſinken wird, der meinen ermüdeten Körper ſchon auf ſeine Seite gezogen, und mit ihm Parthie wider ſie gemacht hat. Aber ſie ſoll kämpfen, und der verdroßnen Hand noch einige Federſtriche abzwingen, um die Thaten dieſes Tages zu meiner ewigen Erinnerung zu verzeichnen.

Sobald ich Sie dieſen Morgen aus dem Geſichte verloren hatte, ſezte ich mich nieder; denn es war mir als wenn ich Schmerzen in der Bruſt fühlte. Der Schritt, unbarmherziger K. welchen ich mit Ihnen gehalten hatte, war mir zu raſch und angreifend, und doch wagt' ichs nicht, einen langſamern anzunehmen, eh ich Sie und mit Ihnen alle Furcht vor Ihren Vorwürfen aus den

Augen verloren hatte. Ich blieb aber nicht lange ſitzen, weil ich fürchtete, es könnte Ihnen doch wohl eingefallen ſeyn mir nachzulauern. So wie mich dieſer Gedanke ergriff, ſprang ich auf, und lief würklich einige Schritte heftiger als ich vorhin mit Ihnen hatte gehen müſſen. Nachdem ich mich aber ein paarmal umgeſehen hatte, verlor ſich dieſe Furcht.

Der Weg von S. nach Magdeburg iſt überaus angenehm, man mag ihn an der Elbe hin, oder mitten durch die Saaten nehmen. Der Boden iſt ſchwarz, fett, und einige Stücke habe ich leimenartig gefunden. Die Bauern, die mir begegneten, hatten alle ſo ein volles, friſches, genährtes Anſehen, und manchem, l. K. — ich geſteh' ihnen meine Schwachheit — habe ich mit wahrem Neide nachgeſehen. Ich verwieß mir dieſe unartige Empfindung, und ſahe ein wie ungerecht es ſeyn würde, wenn der geſunde Bauerjunge ſeinen feſten Gliederbau gegen meinen Leichnam vertauſchen ſollte: aber kaum hatte ich dies ausgedacht, ſo ſah ich mich ſtraks noch einmal um, und beneidete ihm ſeine breite Schultern. Warum können wir doch nicht zugleich ſtudieren und pflügen? und warum kann ſich doch die Seele nur auf den Trümmern des Körpers erheben?

Die Fruchtbarkeit des Bodens ſcheint immer größer zu werden, je näher man nach Magdeburg kömmt. Die Landleute werden immer friſcher, ihre Pferde immer ſtärker, und die Häuſer der Dörfer immer anſehnlicher. Alles verkündigt Wohlſtand, welcher ſich ſchon, wie mir däucht, in den Namen der Dörfer ſpiegelt: denn die meiſten endigen ſich mit Leben — als Felgeleben, Barleben, Warſleben — kurz, lauter Leben! Kommen Sie einmal in das A**** Gebieth, und ſuchen Sie da Leben, in beyderley Verſtande!

Nach und nach erhob ſich Magdeburg vor mir. Die Dohm-Thürme fielen mir, als ich aus einem Gebüſche hervortrat, zuerſt in die Augen. Bald folgten andre und das Gebäude des Dohmes ſelbſt.

Ueberhaupt giebt Magdeburg eine Anſicht, die man nicht leicht bey einer andern Stadt wiederfindet: das Mehreſte tragen wohl die ſchönen Doppel-Thürme, die faſt jede Kirche hat, dazu bey.

Ich war ganz unmerklich in einen ſtärkern Schritt gekommen als ich ſonſt zu gehen gewohnt bin. Aber es war wohl nicht anders möglich, da ich mir Magdeburg als den Ruheplatz für meine heutigen Strapazen dachte, und feſt überzeugt war, daß ich in ſeine Thore um zwey Meilen geſünder eintreten würde als ich aus S. gegangen war. Sie ſehen, l. K., ich meſſe das Wachsthum meiner Geſundheit nach Meilen, aber ich finde auch auf ihrem ganzen Recept nichts als Meilen verordnet.

Ehe ich ans Thor kam, zog Kloſter-Bergen meine Aufmerkſamkeit an, theils als Schule, theils als die Verpflegerin des Mannes, der aus Dänemark herberufen ward, um mit Wort und That ſeine hellen Einſichten in unſerm Vaterlande zu verbreiten. Ich gieng vorbey; aber damit ſoll es noch nicht genug ſeyn. Kloſter-Bergen und ſein Reſewiz verdienen wohl einen ausdrücklichen Beſuch; mit dem Vorbeygehen iſt ihnen beyden nicht gedient.

Als ich ans Thor kam, ſahe mich die Schildwacht von oben bis unten mit großen Augen an, und ſchien mich nach Zollen zu meſſen. Aber der Kerl ließ bald ab, und machte dabey eine Bewegung, als wenn er ſeine Flinte wöge. — Freylich hätte die eiſerne Laſt mich Armen in Grund und Boden gedrückt!

Durch eine lange Vorſtadt, die mit ſchlechten Häuſern beſetzt iſt, und, wenn ich nicht irre, die Sudenburg oder Judenburg heißt, gelangte ich endlich über ein Paar Zugbrücken unter ein finſteres Thor, welches in großen Kreuzgewölben unter dem Hauptwall hindurchgeführt iſt. Es kam mir gerade ein ſchwerbeladner Wagen entgegen, der durch ſein Gewicht den Boden unter mir erſchütterte. —— Sie können denken wie ich lief, als mich der fürchterliche Gedanke packte.

das Gewölbe könnte mir über den Kopf zuſammenſchießen.

Deſto froher war ich, als ich aus dem Gewölbe in eine ſchöne breite Straße trat, welche auf beyden Seiten mit ganz ſtattlichen Häuſern beſetzt war. Ich erkundigte mich nach dem König von Preußen *) und ward hingewieſen. Aber, K., ich bitte Sie, wie konnten Sie mir dieſe Auberge empfehlen? Sie liegt in einer engen düſtern Gaſſe, und ihre Zimmer gehn auf den Hof, wo man nichts ſieht als den Hausknecht, ein Paar Mägde und ein Paar Pfauen, die einen mit ihrem Geſchrey ermorden. Wenn ich auf der Stelle einen andern Gaſthof gewußt hätte, ſo wär' ich hier nicht eingekehrt; aber morgen ſuche ich mir einen andern, daß Sie's wiſſen.

Doch ſcheint mir das Bette, welches man mir angewieſen hat, weich und gut, und ich will ſeiner Lockung nicht länger wiederſtehen. Schlafen Sie wohl, guter Doctor, für heute ſind Sie mich los.

---

*) Ein Gaſthof.

Zweyter Brief.

Lieber K*.

Magdeburg.

Schreiben Sie mir doch hurtig Antwort auf dieſe Frage: Darf ich mich wohl, vier oder fünf Tage hier aufhalten, ohne meine Kur zu unterbrechen? O ſagen Sie Ja! lieber Freund, denn es gefällt mir auſſerordentlich in Magdeburg, beſonders ſeit heute früh um acht Uhr, wo ich meine Equipage in die Taſche ſteckte und mich nach einem andern Gaſthofe bringen ließ.

Dieſer heißt der Schwan, und liegt auf dem ſogenannten breiten Wege, einer Straße, die wenigſtens eine halbe Stunde lang und gewiß vierzig geſtreckte Schritte breit iſt. Wer auf dieſer Straße wohnt, lieber K., kann unmöglich hypochondriſch werden: ſolch ein Gewimmel von Menſchen aus allen Ständen drängt ſich hier, beſonders in den Morgenſtunden: und ich kann mich herzlich freuen, wenn ich dem Geräuſche ſo aus meinem Fenſter zuſehe. Doch iſt nicht die ganze Straße ſo lebhaft. Das eine Drittel, von dem Sudenburger Thore an, wo ich geſtern hereinkam, bis zur Teutſch-Reformirten Kirche iſt ſtill: weil da auf beyden Seiten faſt lauter Kapitaliſten oder Leute die von ihren Pfründen leben, dicht verſchloſſen in ihren Häuſern, Gottes reinen Himmel nur aus dem Fenſter, und ſeine Geſchöpfe nur durch die Lorgnette anſehen. Das zweyte Drittel iſt das lebhafteſte. Hier wohnen Kaufleute, Kornhändler, Brauer, Brandteweinbrenner, Becker, dicht auf einander, und die Gaſthöfe, die dazwiſchen liegen, tragen auch zur Lebhaftigkeit das ihrige in vollem Maaße bey. Weiter herunter, von der Raths-Waage, ſinkt die Lebhaftigkeit, und die Menſchen werden wieder ziemlich einzeln.

Iſt es nicht ein gutes Zeichen, l. K., daß ich anfange gerne Menſchen zu ſehen? Oder iſt es einem Menſchen ſo natürlich, wenn man an einen fremden Ort kömmt? Wie verhaßt war mir jedes menſchliche Geſicht in S. und hier würde ich ganze Tage am Fenſter ſtehen um ſie zu beobachten, wenn ich nicht bedächte, daß Sie die ganze Laſt meiner Heilung auf meine Fußſohlen gelegt hätten. Ich bitte Sie, l. K., überzeugen Sie mich, ob dieſes ganz fremde Vergnügen, das mir der Anblick geſchäftiger Menſchen gewährt, wirklich ein Zeichen der wiederkehrenden Geſundheit iſt?

Ich erkundigte mich beym Hausknecht, ob es nicht öffentliche Spaziergänge hier gäbe. Er drehete ſeine Mütze in der Hand herum und ſah mich groß an. Daraus ſchloß ich, daß er nicht wüßte, was ich mit öffentlichen Spaziergängen ſagen wollte. In dem Augenblick trat mein freundlicher Wirth herzu, und beantwortete meine Frage. „Es wären hier wohl Spaziergänge, ſagte er, aber ſie wären mit der Allee um Leipzig nicht zu vergleichen!“ Daraus ſchloß ich erſtlich, daß er entweder aus Leipzig gebürtig, oder dort geweſen ſeyn müſſe; und zweytens, daß er auch an der gewöhnlichen Krankheit der Menſchenkinder laborire, die kein Vergnügen ohne Vergleichung genießen können, wiewohl ſie ihm dadurch die Hälfte ſeines Reitzes rauben.

Er wies mich nach dem neuen Markt oder Domplatz, und nach dem Fürſtenwall. Weil ich mir keine Allee um Leipzig zu finden eingebildet hatte, ſo gefiel mir der Domplatz recht ſehr. Es iſt ein reguläres Viereck, welches mit ſtattlichen Gebäuden beſetzt iſt. Der Dom, das Zeughaus, die Kammer, und das Haus des Domherrn v. Buſch ſind die anſehnlichſten darunter. Der Dom iſt vielleicht eines der ſchönſten Gebäude, die aus den Zeiten der Gothiſchen Bauart übriggeblieben ſind. Die feinen glatten Quadern, aus welchen die Thürme und die Kirche ſelbſt aufgeführt ſind, ſcheinen dem Zahne der Zeit auch die kleinſte Lücke, wo er ſein langſames Nagen anheben könnte, zu verſagen. Ich weiß nicht ob ich auf meinen Wanderungen viel ſolcher ungeheuern Steinmaſſen antreffen werde. Aber es war die Art unſrer Vorältern, daß ſie ſich gern himmelan ſchwungen; das zeigen ihre Thürme und ſpitzhinanlaufende Dächer: wir hingegen —— wir kriechen gern in die Erde; das beweiſen die Souterains, die unter den modernen Häuſern angebracht ſind. Unſre Alten brauchten ihre Keller zu Wein- und Todten-Niederlagen; aber wir vergraben uns lebendig mit Weib und Kind darin, um uns von den unterirrdiſchen feuchten Dünſten bleich und lungenſüchtig machen zu laſſen. Mit dem hohen unerſchütterlichen Geiſt unſrer Vorfahren ſind auch unſre Thürme und Dächer geſunken.

Das Zeughaus iſt das treue Bild des Krieges. Rund herum ſind Kanonen- und Bomben-Kugeln aufgethürmt; über dem Eingange ſind Helme, Trommeln, Fahnen, Kanonen, kurz, alle Aushänge, daß in dieſem ſchrecklichen Gebäude das Verderben der Menſchheit Hof hält — in Stein gehauen; und oben drüber ſteht die Inſchrift:

ſchrift: Rege proſpiciente tutelæ civium, Principe efficiente terrori hoſtium — von Friedrichs Hand. Sie iſt wahrlich nicht ſchlecht, und bis auf die Sylbe wahr.

Die Kammer iſt ein großes ſchloßähnliches Gebäude, fällt aber nicht gut in die Augen. Es ſchien mir ſo abgeſtumpft, ſo auf einen Haufen zuſammengedrängt, und das Dach für das Ganze viel zu kurz. Deſto geſchmackvoller iſt das kleine Palais des Domherrn von Buſch.

Der eigentliche Spaziergang iſt eine Allee, die um ein Viereck, das nicht gepflaſtert iſt, herumläuft. Sie iſt mit einem Geländer und einer lebendigen Hecke eingeſchloſſen. Die Bäume ſind noch nicht hoch und geben wenig Schatten; und das iſt kein Wunder, da man die liebe Natur treufleißiglich unter der Scheere hält, und die jungen Aeſtchen, die ſie als ſorgſame Mutter, um ihre Kinder vor dem ſtechenden Strahl der Sonne zu ſchützen, alljährlich hervortreibt, dem elendeſten Geſchmacke zu Gefallen verſtümmelt.

Nicht ſo der Fürſtenwall, zu welchem man durch eine abhängige, ſehr ſtille und menſchenleere Gaſſe gelangt. Hier ſtehen alte bejahrte Kaſtanienbäume und Linden, deren Blüthen Balſamdüfte auf meine reizbaren Nerven weheten, aber mir eben dadurch eine Beängſtigung verurſachten; die mir nicht fremd iſt, und mich auch bey Vocal- und Inſtrumental-Muſik befällt; es iſt mir ſo enge in der Bruſt, ſie ſcheint mir wie in Ketten geklemmt, und Puls und Herzſchlag hämmern um drey Grade ſtärker. Dieſe Empfindung iſt mir nicht ganz unangenehm; aber ich kann ſie nicht lange aushalten. Sonſt kann ſie noch beweiſen, wie genau Geruch- und Gehör-Nerven zuſammenhangen, da Duft und Muſik eine ganz gleiche Würkung auf mich thun. Vielleicht, daß der tief erleuchtete Herr Heinike zu Leipzig dieſe Bemerkung brauchen kann, um ſeinen taubſtummen Schülern die Vocale und Conſonanten zu riechen zu geben, ſtatt daß er ſie jetzt, wie es heißt, damit füttert.

Uebrigens iſt die Ausſicht vom Fürſtenwall herunter vorzüglich ſchön. An ſeinem Fuße ſtrömt die Elbe hin; rechts hinunter breitet ſich vor dem Auge eine angenehme Fläche aus, deren Grün immer grauer und grauer wird, und ſich endlich in einen Nebel verliert. Gerade aus liegt die Zitadelle, hinter ihr in der Entfernung verſchiedene Dörfer, Ackerland, Wieſen, und das alles iſt mit einem ſchwarzen Walde umſchloſſen; links die Brücke über die Elbe, und hinter derſelben eine Menge von Waſſermühlen, die in einer ſchrägen Linie queer über den Strom hinlaufen. Ich wäre unter einer Stunde nicht hinweggekommen, wenn mich nicht die Lindenblüthe fortgetrieben hätte.

Da ich heute noch keine ganze Meile gegangen zu ſeyn glaubte, ſo ſah ich mich noch ein wenig in der Stadt um. Die Straßen, welche ich paßirt bin, waren alle unregelmäßig und krumm, und einige, beſonders die welche nach der Elbe führen, ſehr kothig, ungeacht es in acht Tagen nicht geregnet hat. Aber es iſt wohl kein Wunder, da ſie alle abſchüßig laufen, und alle Rinnen aus der ganzen Stadt hindurch müſſen, wenn ſie zur Elbe wollen.

Sonſt iſt die Stadt für eine Landſtadt nicht ſchlecht gebaut. Die meiſten Häuſer haben zwey Stock, und ſchienen gut bewohnt. Die Kirchen ſind, bis auf ein Paar uralte Gothen, die aber auch nicht mehr zum Gottesdienſt gebraucht werden, groß, feſt und geräumig, und haben vorzüglich ſchöne Thürme.

Die Häuſer der kleinern und engern Gaſſen, welche ich durchwanderte, beſonders in dem Viertel wo die Jacobs-Kirche liegt, ſind faſt alle mit der Art ſchnarrender Profeßioniſten beſetzt, die man hier Strumpfwürker nennt. In manchen Stuben ſah ich ſechs bis acht ſolche Stühle, woraus ich ſchloß, daß in Magdeburg große Quantitäten Wolle zu dieſem Behuf verarbeitet werden müſſen. In eben dieſem Viertel bemerkte ich auch viel Tuch- und Leinweberſtühle, die viele fleißige Arbeiter beſchäftigten.

Müde und hungrig kam ich gegen Mittag von meinen Spatziergängen zurück. Es iſt doch ein ganz andres Ding, Müdigkeit, welche Arbeit und Bewegung verurſacht, und Müdigkeit, die aus körperlicher Schwäche entſteht. Letztre ſchlägt den Geiſt nieder, aber erſtre, l. K., kann ihm nichts anhaben. Sie ſollten ſehen, theuerſter Freund, wie vergnügt ich mich in dieſem Augenblicke in meinen Großvater lehnen will, um mit gerührter Seele an Sie zu denken. Guter, guter K., ein guter Genius ſchwebte über das ⁒ das Sie mir verſchrieben; und dieſen Genius will ich in Sold nehmen, daß er Ihnen die Thränen vorzähle, die Ihr armer Freund beym Andenken an Sie im Auge zerdrückt. Aber ich muß abbrechen und ein wenig aus dem Fenſter ſehen. Nur bitte ich Sie, finden Sie kein Recidiv in meinen letzen Worten: es iſt nur eine kleine vorübergehende traurige Geiſtesſtimmung, die wohl nur ein entferntes Symptom meines Uebels iſt, welches durch die Ermüdung ein wenig aufgeregt worden. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Magdeburg.

Sie haben mir freylich verbothen meine hieſigen Freunde zu beſuchen, und ihre Gründe waren gerecht. Sie wollen, daß ich überall ganz frey ſeyn und mich nicht in Geſellſchaften wagen ſoll; aber, lieber K, eine kleine Milderung Ihres ſtrengen Verbotes fände doch wohl ſtatt, wenn ich Ihnen verſpräch jede Einladung zu einem Mittag- oder Abendeſſen abzuſchlagen, höchſtens nur eine Caffee-Viſite zu geben, nur Eine Schaale dünnen Caffee zu trinken, oder einen Morgenbeſuch zu machen, und dabey allen Wein und alles Confect zu verbitten?

Es iſt doch wirklich zu hart, ſeinen Freunden ſo nahe zu ſeyn, und ſie nicht beſuchen zu dürfen; und mir doppelt hart, da ich glaube, mich einigen unter ihnen zehnfach geſunder zeigen zu können als ſie mich vor einigen Wochen geſehen haben. Dieſem leztern Umſtand ſchreiben ſie es beſonders zu, daß ich Ihr Geſetz ein wenig auf die Seite geſchoben habe, um zu einem kleinen Beſuch bey meinem Z** Platz zu bekommen.

Er verſicherte mich, daß ich jezt, gegen ſonſt, rund und voll geworden, und Sie können glauben, daß Ihrer dabey in allen Ehren Erwähnung gethan wurde. Z. hatte groſe Luſt mich für den ganzen Nachmittag in Beſchlag zu nehmen; aber ich drohete ihm mit Ihrem ſchweren Zorne, wenn er ſichs unterfinge; er gab nach, und nahm mich mit auf die Reſſource.

Dies iſt ein Inſtitut, das meinen ganzen Beyfall hat. Einige der Vornehmern ſind zuſammen getreten, und haben einen Fond von einigen tauſend Thalern etablirt, wofür ſie ein ſchönes Haus am breiten Wege erkauft und zu zahlreichen Zuſammenkünften eingerichtet haben. Es ſind da Spiel- Tanz- Eß- und Billardſäle, alle hell und geräumig, die von den Gliedern der Reſource ſelten leer werden. Jedes Glied zahlt, wenn ich recht gehört habe, monatlich etwas Gewiſſes, hat aber dafür weiter nichts frey als die Entree. Eſſen, Trinken, und was man ſonſt haben will, wird bezahlt. Wer eingeſchrieben iſt, kann auch einen Fremden mitbringen; jedem andern iſt der Zutritt verſagt, weil die Geſellſchaft eine geſchloßne iſt. Man unterhält ſich mit Geſprächen, hauptſächlich aber mit dem Spiel, und das gefällt mir an dieſem übrigens nützlichen Inſtitute nicht. Es ſind hier ſchon große Summen verlohren worden! Auch die Damen haben freyen Zutritt.

Wenn Diners und Supers gegeben werden, trägt ſie nicht etwa ein Glied allein, ſondern jeder bezahlt ſein Couvert, und dadurch ſind die Haustractemente unter den Vornehmern ſeltener geworden, und gewiß nicht zu ihrem Schaden. Sie können da ihre Freunde an der Tafel gegen ſich über ſehen, ohne die Ungemächlichkeiten eines förmlichen Gaſtmahls zu Hauſe zu haben, welches vor Errichtung der Reſſource faſt nicht zu vermeiden war, da es an Gaſthäuſern fehlte, die geräumig und wohl eingerichtet genug geweſen wären um große Geſellſchaften zu faſſen.

Uebrigens würde der Ton, der hier herrſcht, einer Haupt- und Reſidenz-Stadt Ehre machen. Man genirt und complimentirt ſich nicht; geht und kommt wenn man will; und bey der Erſcheinung eines Fremden fahren nicht gleich zehn oder zwölf Gänſeköpfe zuſammen, um über ihn zu ſchnattern. Wenn ein Fremder unbefriedigt von hier weggeht, ſo ſag' ichs ihm auf den Kopf zu, daß die Schuld an ihm liegt, nicht an der Reſſource.

Ich brachte die zwey Stunden, die ich da war, mit Converſation und an einem hellen Fenſer zu, das auf den breiten Weg gieng. Es war dieſen Abend Tafel von 25 Couverts, und Z. wollte mich mit an ſelbige ſchmieden. Aber ich nahm alle meine Kräfte zuſammen, um es ihm abzuſchlagen, und ich drang durch. Ich gieng nach Hauſe, aß meine Milchſuppe und ſahe nachher in der Billardſtube einigen Kaufmannsdienern zu, die mit dem Gelde ihrer Herren Bank machten und pointirten.

Vierter Brief.

Magdeburg.

Die Magdeburger lieben die bonne chere. Daß ſie einen Fremden auf einen ſimpeln Kaffee laden ſollten: Z. hatte geplaudert, und den andern Tag drängten ſich Billets auf meinem Tiſche! Beym erſten war ich engagirt, und beym zweyten hatte ich mir ein dickes Tuch um den Kopf gebunden und ächzte, und ſo bey allen übrigen. Wie würde man gelacht haben, wenn ich zur Entſchuldigung hätte zurückſagen laſſen: Eſſen ſey mir ungeſund! Man iſt es ſchon gewohnt, die Hypochondriſten durchgängig für eingebildete Kranke zu halten, und man beeifert ſich um die Wette, ſie zu bereden, daß ſie nicht krank ſind. Iſt man nun ſo gutherzig und glaubt es, ſo ißt und trinkt man neuen Stoff zur Krankheit hinter, und ſchadet ſich; und wenn man dann klagt, ſo trommelt man ſich auf ſein kleines Embonpoint, oder pflanzt es, als ſtrenge Widerlegung, einem vors Auge. Und will man noch nicht glauben, ſo drehen ſie ſich um und lachen!

Wohl mir! meine Schlafmütze und mein Tuch um die Stirn, haben mich vor dem allen bewahrt; Sie werden ſich doch über dieſe ſtrenge Selbſtverläugnung ein wenig freuen, lieber K.?

Indeſſen hat doch die Gaſtfreyheit meiner Bekannten die ſchlimme Folge, daß ich heute nicht eher ausgehen kann, bis es finſter iſt. Man würde ſich über meine plötzliche Geneſung ſehr wundern, wenn man mich mit ſchnellen Schritten über den Weg ſtreichen ſähe.

Z. iſt erſt vor einer halben Stunde fort: wir haben uns vergnügt unterhalten, und das Reſultat davon will ich Ihnen hieher ſetzen.

Gelehrſamkeit und Gelehrte werden in Magdeburg geehrt und geſchätzt: aber nicht mehr und nicht weniger als in jeder andern Stadt, wo die Kaufleute die Hauptklaſſe der Mitteleinwohner ausmachen. Sie mögen z. B. gern einen guten Prediger hören, und ſehen dabey nicht ſo ſehr auf das was er ſagt, als auf die Aktion womit ers ſagt, auf die Figur die es ſagt, und auf den Ton worin ſie es ſagt. Kommen Sie her und ſehen Sie ſelbſt: Sie werden unter der Menge der hieſigen Prediger nicht Einen finden, der klein von Statur oder gar verwachſen wäre. Sie können ein Wunder der Gelehrſamkeit, ein Cicero auf der Canzel ſeyn; jede Ihrer Hände, jede Ihrer Bewegungen mag ſo beredt ſeyn, wie ihre Zunge — aber Sie können eine etwas feinere Stimme haben, können etwas kleiner ſeyn als andre — „Der iſt nicht für uns! — „Den mögen wir

„ nicht! — Wie kann aber ſolch Ding auf die „Canzel treten?„ — Solche Floſkelchen werden Ihnen aus den Betſtühlen der Vornehmern und von den harten Sitzen der Tagelöhner und Karrenſchieber um die Ohren ſummen. Kanzelgaben mißt man nach Ellen, Gelehrſamkeit ſchätzt man nach Pfunden. Aber es iſt gewiß, daß die Einwohner von Magdeburg nicht allein ſo denken.

Weil ich einmal auf das Predigerweſen gekommen bin, ſo hören Sie noch ein Paar Worte davon:

Unter den hieſigen Predigern ſind einige vorzüglich gute Kanzelredner. Vor allen andern zeichnet ſich der Verf. des Greiſes aus. Feuer und Leben ſeiner Declamation, das ausdruckvolle Spiel ſeiner Arme ſind bewundrungswürdig. Zehnfach verſtärkt ſich dies alles, wenn er auf feyerliche Veranlaſſungen und über ſelbſt gewählte Texte predigt. Die Reden, die er in ſolchen Fällen hält, ſind ſchöner und unendlich nachdrücklicher, als jene, die er über die von der chriſtlichen Kirche unveränderlich vorgeſchriebenen Texte halten muß. Man ſieht, wie der Mann an der Kette arbeitet die ſie ihm anlegen, und wie es ihm dann doch zuweilen gelingt, einen Arm oder einen Fuß loszuwinden, um ſelbſt mit drey oder vier freyen Athemzügen in den Herzen der Zuhörer Wunder zu thun.

Dafür hat er aber auch bey dem größten Theil der Bürger unumſchränkten Beyfall, und die kleine Heiligen-Geiſt-Kirche iſt bey ſeinen Predigten ſo gedrängt voll, daß es Mühe koſtet einen Platz zu finden. Aber ſehr ſelten verirren ſich Kinder vom Häuflein Zion hieher, weil Patzke — ſeidne Weſte und Beinkleider und eine etwas neumodiſche Perücke zu tragen pflegt.

Nach ihm hat der Ober-Prediger an der **-Kirche den meiſten Beyfall, aber bey einer ganz andern Klaſſe von Zuhörern. Sie werden ſich erinnern, daß ich Ihnen in meinem vorletzten Briefe den größten Theil der Einwohner des Jacobs-Vierſtels als Woll-Arbeiter und andre dergleichen Profeſſioniſten bezeichnete. Dieſe Leute pflegen bey ihrer ſitzenden Handthierung viel zu beten und zu ſingen, und ſich dadurch wunderbare Ideen vom Chriſtenthume in den Kopf zu ſetzen. Dieſe und dergleichen Leute ſind die Zuhörer des Herrn K**. Aber er beſitzt auch alles was dieſe Klaſſe feſſeln kann: eine offene, freundliche Geſichtsbildung, ſanfte Augen, eine hübſche Figur, und nicht die unheilige blutrothe Geſichtsfarbe, die einem wahren Diener Chriſti nicht anſteht. Seine Stimme iſt rein, geſchmeidig, ſanft, und beſonders geſchickt die unnennbaren Leiden Chriſti am Oelberge und am Kreutze angemeſſen auszudrücken; und ſo vertrocknet der Thränenquell ſeiner Zuhörer während der ganzen Predigt gewiß nicht. Deshalb iſt er auch beym Häuflein Zion ſehr wohl gelitten. Er hat ſich auch in der theologiſchen Litteratur durch ein Buch bekannt gemacht, deſſen Titel ſchon zum Theil zeigen kann, was man in ſeinen Predigten hauptſächlich zu ſuchen habe.

Es heißt: Das Verhalten eines Chriſten, wenn ſich die Engel im Himmel darüber freuen ſollen, 1783.

Aber im Ganzen genommen iſt K. bey erwähnten Häuflein noch nicht ganz ein Mann nach dem Herzen Gottes, weil er nicht das fromme Spiel der Augen verſteht. Er kehrt ſie nicht oft genug gen Himmel, dreht ſie nicht oft genug um ihre Angel, er läßt ſeinen frömmern Zuhörern noch den Augapfel ſehn, und ſie mögen lieber das Weiße, und den Apfel in die Stirn tief hineingeſchoben, erblicken. Ganz andre Männer ſind in dieſem Puncte die beyden Nachmittags-Prediger an der * * *. und an der * * *. Kirche: In den Wochen-Predigten dieſer Männer, beſonders in denen, welche an der * *. Kirche hält, ſtarrt die Kirche von Handwerksburſchen, die in zerrißnen Haaren, in Nachtjacken und Schurzfell hieher kommen, um ſich für die Debauſchen Sonntags das Gewiſſen zuſammenſchütteln zu laſſen. Die alten Mütterchen, die einzeln in den Stühſen herumſitzen, haben denn bey der Frömmigkeit dieſer rohen Jugend die erbaulichſten Gedanken, und preiſen die Sunder-Bekehrer hoch und ſeelig.

Das Häuflein Zion, ſo nennt man die hieſige Gemeinde der Pietiſten, hält ſeine Konventikel in dem Hauſe einer alten Wittwe, welche man die Zions-Mutter nennt. Der Patriarch der Gemeinde iſt ein Dorfprediger, welcher alle Montage zu Pferde nach der Stadt kömmt, um die Brüder und Schweſtern zu ſtärken. Die Gemeinde hält ihm das Pferd, und zahlt ihm für jeden Beſuch etwas Gewiſſes. Bey ſeinen Reden iſt die Gemeinde ſo zahlreich, daß die Glieder, welche etwas zu ſpät kommen, auf dem Saale und auf der Treppe umher knieen. Den weiblichen Mitgliedern, beſonders den jüngern unter ihnen, ſagt man nach, daß ſie gern auf den Treppen knieten, weil ſie dadurch Gelegenheit fänden, die Andacht der jüngern Brüder mit dem unverhoften Anblick einer vollen Wade zuweilen zu beflügeln. Aber ich halte dieß für Verläumdung.

Und nun genug für heute, lieber K.! Der Abend naht herzu; und ich bin heute noch nicht zwey Meilen gelaufen.

Fünfter Brief.

Magdeburg.

Meine Aengſtlichkeit macht mich lächerlich, lieber K. und ſelbſt meine beſten Freunde wollen keine Geduld mit mir haben. Man ſchilt uns beide Sonderlinge —— Sie, daß Sie mich, um mich zu heilen, in der Welt umherjagen, und mich, daß ich mich von Ihnen umherjagen laſſe. Es iſt alles eingetroffen was Sie mir droheten, wenn ich nicht das ſtrengſte Inkognito beobachten würde. Aber ich werde aus Magdeburg fort ſeyn, ehe ſichs meine Peiniger verſehen.

Was hab' ich nicht alles ſagen müſſen, um mich aus ihren freundſchaftlichen Klauen zu winden! Und man hat mir doch nicht geglaubt; man hat mich als einen Eigenſinn von der erſten Klaſſe verſchrieen. Aber, das iſt mir lieb; nun werde ich wohl Ruhe haben.

Ich komme ſo eben von Kloſter-Bergen zurück, und bringe, ſtatt des gehofften Vergnügens, Mißmuth zu Hauſe. Aber ich will auch morgendes Tages fort, — und könnt' ich nur zugleich aus der ganzen Welt fort.

Als ich das Thor paßirte, und an die äuſſerſte Barriere kam, hielt mich die Schildwacht an: „Wo will Er hin?“ — Nach Kloſter-Bergen? — „Hat Ers Wort?“ — Was für ein Wort? — „Marſch! und melde Er ſich beym wachthabenden Officier!“ —

Ich fand dies ſehr grob, gab mich aber in Geduld und ging nach dem Wachthauſe zurück. Der Officier ſtand vor der Thür. Als ich noch einige Schritt von ihm entfernt war, rief er mir zu: Nehmen Sie den Huth ab! Ich ſah ihn mit groſſen Augen an, nahm aber den Huth ab. Er trat näher zu mir und wühlte mit ſeinen Fingern in meiner Vergette. „Gehn Sie in Gottesnamen — ſagte er darauf — das Wort iſt Minden!

Ich wußte nicht ob ich verrathen oder verkauft war, und zitterte vor Angſt. Beinah wäre ich nach der Stadt umgekehrt, um mich in mein Zimmer zu verſchließen, ſo lebhaft ſchwebten mir Musketen und Korporalsprügel vor Augen.

Als ich wieder zur Barriere kam, fragte mich die Schildwach: Nu, wie heißt das Wort? — Minden! ſagte ich, und nun ließ ſie mich paſſiren. Sie ſehn hieraus, daß man mich blos aus Furcht der Deſertion ſo ängſtigte. Jede Mannsperſon, die etwas groß iſt, muß ſich beym Offizier melden: von dieſem bekömmt man ein ſogenanntes Wort, welches man der Schildwacht ſagen muß, zum Zeichen, daß man ſich gemeldet hat. Jedem Soldaten wird vorn auf der Scheitel eine Platte geſchoren: um nun zu ſehn, ob nicht unter meiner Vergette ſolch eine Platte wäre, kommandirte der Offizier: Huth ab! So hängt das alles, was mich in unſägliche Unruhe ſetzte, ganz natürlich zuſammen.

Kloſter-Bergen beſteht aus einigen anſehnlichen Gebäuden, die recht gut in die Augen fallen. Rundum ſind Bäume gepflanzt, die zwar die Anſicht zum Theil verdecken, aber doch dieſe Schule zu einem angenehmen Aufenthalt machen. Man hat einen Kupferſtich von Kloſter-Bergen, aber er iſt nicht ſonderlich: und noch dazu hat man, wie mirs ſcheint, nicht einmal die Seite des Kloſters genommen, welche ſich am beſten ausnimmt. Ueberhaupt ſcheinen ſich Zeichner und Kupferſtecher um die Wette beſtrebt zu haben, ihr Produkt ſo ſteif und holzſchnittmäßig als möglich zu machen.

Die Schule hat einen ſehr tiefdenkenden Director und einige ſehr geſchickte Lehrer —— wenn ſie aber auch Schüler hätte! Seit Reſewitzens

Direction hat ſich ihre Anzahl unbegreiflich vermindert, aber gewiß nicht blos durch ſeine Schuld. Als er hieher kam, war der Studententon unter den Schülern ſehr ſtark eingeriſſen. Reſewitz ſahe ein, wie unendlich ſchädlich er der Gelehrſamkeit iſt, und ſuchte ihn zu vertilgen. Aber er gieng dabey vielleicht ein wenig hitzig zu Werke; begegnete einigen Schülern von Stande nicht ſo höflich, als ſie es von dem vorigen Director gewohnt waren: und es entſtand eine Art von Rebellion unter den unbeſonnenen jungen Leuten, die zulezt dahin ausſchlug, daß in wenig Tagen an 30 der größten Schüler das Kloſter verließen und andre Schulen bezogen. Seit der Zeit hat ſich die Zahl immerfort vermindert, ſo daß iezt faſt ſo viel Lehrer als Schüler da ſind.

Reſewitzens Feinde triumphiren und werfen mit bittern Seitenhieben über Unterſchied der Theorie und Praxis um ſich. Und kränkend iſt es vollends, wenn man ſieht, daß die Lehrer unter der Hand mit den Schülern Partheo wider den Director machen. Reſewitz war glücklicher in Kopenhagen, ohne Titel, als in Kloſter-Berge, wo hinter ſeinem Namen, Abt, Konſiſtorialrath und Generalſuperintendent des Herzogthums Magdeburg, paradirt.

Ich habe ihn geſehen, und ſein Anblick hat mich unbeſchreiblich gerührt. Es war die Miene des groſsen Mannes, der ſich fühlt, aber verkannt wird, und ſich beſtrebt ſeine befleckte Würde gegen ſich ſelbſt zu vertheidigen. Der beſte Charakter wird durch wiederholte Anfälle erſchüttert, verzweifelt am Ende an ſich und ſeinen Talenten, wird mistrauiſch auf ſeine Kräfte, und dieſe Gemüthsſtimmung iſt für einen groſsen Geiſt unbeſchreiblich gefährlich, und um ſo quälender, da des Kampfes in ſeiner Seele kein Ende iſt.

Dieſe Betrachtungen machen mich miſsmuthig, lieber K. Ich beſtrebe mich ſie aus meiner Seele zu verjagen; aber durch dies Beſtreben wachſen ſie immer größer und ſtärker auf. Eine ganz eigne Unart der menſchlichen Natur, beſonders wenn ſie an meiner Krankheit laborirt.

Sechſter Brief.

Magdeburg.

— Es ſind noch drey Schulen in Magdeburg, die mehr oder minder bekannt ſind. Die erſte iſt das Kloſter unſrer lieben Frauen. Ihr Direktor, der Probſt Rötger, ſcheint das Schulweſen mit Glück, und faſt bis zur Mikrologie ſtudirt zu haben, welches ſeine gedruckte Nachricht von dieſer Schule beweißt. Unter vielen ſehr nützlichen Anſtalten und Einrichtungen, welche er in dieſem Buche beſchreibt, findet ſich eine Menge von andern, die zu ſehr ins Kleine gehen, und durchaus nicht zum Weſentlichen der öffentlichen Erziehung gehören. Dies Detail läßt ſich allenfalls entſchuldigen; da das

Buch hauptſächlich für die Schüler des Kloſters, welche ſich daſſelbe durchaus kaufen müſſen, geſchrieben zu ſeyn ſcheint: aber nicht zu entſchuldigen iſt der pſeudo-erhabene Ton, der vom Anfange herein im Buche herrſcht, und gegen die Kleinigkeiten, die hinten vorkommen, einen höchſtwidrigen Abſatz macht. Reſewitzens Nachricht von ſeiner Schule iſt von auſſen und innen edler und durchdachter.

Uebrigens iſt dieſe Schule jetzt blühender als ſonſt, und ſie kann als eine der beſten in den Preußiſchen Landen ihren Platz recht gut behaupten. Noch vor zwölf oder vierzehn Jahren war ſie im elendeſten Zuſtande; aber einige geſchickte Lehrer brachten ſie nach der Zeit immer mehr in Aufnahme. Unter dieſen hat ſich der jetzige Profeſſor Schummel in Liegnitz große Verdienſte um ſie erworben. Er führte nach und nach, freylich nicht ohne heftigen Widerſpruch von Seiten des damaligen Directors, in Verbindung des jetzigen

Probſtes, eine beſſere Lehrart und einen beſſern Ton ein, etablirte nach und nach ganz andere Lektionen, und ſah ſoviel als möglich darauf, daß die Schüler nicht unter den alten Autoren und was dahin einſchlägt verſauerten. Er gab ihnen auch von dem Honigſeim der ſchönen Litteratur zu koſten, ſuchte ihren Geſchmack zu bilden, lehrte ſie teutſch ſchreiben und ihre Gedanken in dieſer Sprache nach den beſten Muſtern vortragen. Indeſſen hatte dies den Schaden, daß einige Schüler die eigentliche Gelehrſamkeit verſäumten, und leidige Bellettriſten wurden. Ein Paar davon ſind auch als Schriftſteller zur Genüge bekannt geworden. Es iſt lobenswürdig, daß der jetzige Director einen großen Theil dieſes bellettriſtiſchen Unweſens abgeſtellt hat.

Die Domſchule wird von dem Rektor G. B. Funk dirigirt. Dieſer Mann iſt als reeller Gelehrter und geſchickter Pädagog in der gelehrten Welt hinlänglich bekannt, und man kann ſchon vermuthen, daß ſeine Schule ſo vollkommen iſt, als ſie nach ihrer innern Oekonomie werden konnte. Sie wird ſtark frequentirt: aber eben deswegen iſt ſie mancher Verbeſſerungen nicht fähig, die ohne Mühe auf einer minderbeſuchten Schule ausgeführt werden können. Uebrigens iſt es ein großer Fehler an dieſer Schule, daß ihr Fond nicht hinreicht die Lehrer auch nur nothdürftig zu ſalariren. Die unterſten ſogenannten Collaboranten müſſen einige Jahre warten, ehe ſie Gehalt bekommen, und haben bis dahin nichts als freyes Logis, und das, was aus den Neujahrsgeſchenken der Schüler zuſammenkömmt. Wer nicht eignes Vermögen, oder Eltern die ihn nothdürftig unterſtützen können, in der Nähe hat, kann gar nicht zum Lehrer angenommen werden: und daher kömmt es, daß die Directoren dieſer Schule nehmen müſſen was ſich anbietet, wenn ſich der Candidat nur eine Zeitlang ſelbſt erhalten kann, geſetzt auch daß er an Wiſſenſchaften und Talenten höchſt mittelmäßig wäre. Hat ſich aber der Lehrer durch dieſe Zeiten der Noth hindurchgearbeitet, ſo kann ihm eine gute Pfarre nicht entgehen.

Und dieſe Einrichtung giebt dem Kloſterbergen, dem Kl. U. L. Frauen und der Domſchule immer noch einen großen Vorzug vor andern öffentlichen Schulanſtalten. Zu jeder dieſer Schulen iſt eine Anzahl Pfarrſtellen geſchlagen, welche mit den Lehrern derſelben beſetzt werden; und dadurch erhalten letztere eine gewiſſe Ausſicht auf eine ruhigere Verſorgung, die ſie einmal über die Ungemächlichkeiten des Schulſtandes tröſten kann.

Die ſogenannte Stadtſchule iſt nicht viel beſſer als eine Trivialſchule. Wenn ſie einmal das Glück hätte thätige und denkende Direktoren zu bekommen, ſo würde ſie auch in Aufnahme kommen, und das um ſo eher, da ſie einen recht guten Fond zur Beſoldung ihrer Lehrer hat. Doch wäre eine ganz neue Einrichtung ihrer innern Oekonomie unumgänglich nöthig. Aber welch ein ſchweres Unternehmen, da der Reformator mit dem Ungeheuer, Autorität des Alterthums, einen harten Strauß zu beſtehen haben würde. „Wir ſind doch auch auf dieſer Schule geweſen, und keine Dummköpfe geblieben!„ — Dieſe Antwort würde ſich jedem Verbeſſerer in Rieſengröße entgegenſtellen, und um ſo gewaltiger widerſetzen, da er nicht ſagen darf: „Es könnte doch wohl ſeyn, Wohlweiſe Herren, daß Sie ein wenig klüger geworden wären, wenn Sie auf einer beſſern Schule ſtudiert hätten.„

Siebenter Brief.

Magdeburg.

Um das litterariſche Commerz zu befördern, haben ſich die beſten Köpfe von Magdeburg in zwey gelehrten Geſellſchaften zuſammengethan. Die erſte beſteht aus Diis majorum gentium, die andere aus denen minorum gentium. Beyde hangen nicht unter einander zuſammen, ſondern jede hat für ſich wöchentlich einen Verſammlungstag.

Man lieſet in denſelben gelehrte Zeitungen, Journale oder andere neue litterariſche Produkte, urtheilt und ſpricht darüber, kömmt aber auch oft auf andre Gegenſtände, die himmelweit von der Litteratur entfernt ſind. Zuweilen werden auch Damen zugelaſſen; die haben ſchon in den erſten Tagen nach der Schöpfung alles verdorben: was ſollten ſie jetzt nicht, da ſie beynahe ſechstauſend Jahre Zeit gehabt haben, ihre Herrſchaft über die Herren der Erde feſtzuſtellen? Auch hier haben ſie alles verdorben.

Ein zweyter Weg, auf welchen hier die Litteratur befördert wird, ſind die Leihbibliotheken. Aber dieſer Weg iſt zweydeutig, und dem guten Geſchmacke oft mehr ſchädlich als nützlich. Ich habe in einem neuen Buche einige Gedanken über dieſe Inſtitute gefunden, die ſo treffend ſind, daß ich ſie Ihnen herſetzen muß:

„Ich kenne keine nützlichere Erfindung neuerer Zeiten, ſagt der Autor, als eine Leihbibliothek. Wie viel Bücher lägen unbekannt und ungenutzt in finſtern Gewölben und vermoderten! Wie viel köſtliche Romane (vorzüglich dieſe) werden dadurch dem Tode entriſſen und in Umlauf gebracht! denn die Leute, die man Gelehrte nennt, ſind in ihrer Lektüre erſchrecklich ekel, und geben nicht leicht Geld für ein Buch aus, das (nach ihrer Meynung) nichts taugt. Dagegen giebt es andre Leute, die alles was unter der Preſſe geſchwitzt hat, mit beyden Händen ergreifen, und alles vor der Hand wegkauften, wenn ſie —— Geld hätten. Für dieſe beſonders ſind die Leihbibliotheken eine herrliche Sache; noch herrlicher aber für die Leute, welche Bücher, denen man ſchon im Manuſcript die Makulatur anſieht, noch verhundertfältigen laſſen. „

„Solche Bibliotheken ſind denn gerüttelt und geſchüttelt voll von elenden Romanen, jämmerlichen Schauſpielen und herzbrechenden Gedichten. Krethi und Plethi ſtrömt dahin, und lieſt für ein geringes Geld die literariſchen Meiſterſtücke unſer Nation —— denn die Bibliothekare büten ſich wohl, Schriften zu kaufen, die den Teutſchen Schande machen. „

„ Man hat immer geſagt, daß ſich der Geſchmack einer Stadt aus den Catalogen ihrer Buchhändler beſtimmen ließe; — aber wenn dieſe Bemerkung Grund haben kann —— gewiß noch leichter aus den Verzeichniſſen der Leihbibliotheken. Aber wehe der Stadt, deren Geſchmack man auf das Zeugnis derſelben den Stab bricht. Wie in denſelben alles durch- und wider einander liegt! bey Klopſtock ſteht Günther; bey Wieland, Roſt; bey Mendelsſohn, Begebenheiten zu Waſſer und zu Lande; bey Agathon, alles was von Robinſons und Avanturiers je geſchrieben; bey Sterne's Werken, alles was je empfindelt und getändelt worden —— und ſo geht dies vom Anfange bis zum Ende. Wenn ein gutes Buch verwaiſ't daſteht, graſſiren die ſchlechten durch die ganze Stadt und umliegende Gegend, und amúſiren (ſo nennt

mann's

mann's ja wohl?) von dem Dreyfuße des Schuſters, der Wachſtube der Soldaten und der Spinn-Aſſemblee der Mägde an, bis hinauf zum — „

Der hieſige Buchhandel iſt äußerſt unbedeutend. Es ſind zwey Buchhändler hier; aber unter fünf Büchern, die man bey ihnen ſucht, findet man oft kaum eins, es müßten denn Gebet- oder Predigt-Bücher ſeyn. Bis jezt haben beyde Buchhandlungen dieſe Artikel noch am einträglichſten gefunden, und auch von ihrer Seite nicht ermangelt den theologiſchen Ballaſt dieſer Art nach Kräften zu vermehren. Freylich hat die eine zwey oder dreymal das Unglück gehabt große Ballen von theologiſcher Makulatur drucken zu laſſen, die ihr jezt ſchwer auf den Nacken liegen; aber die Gewölber, wo ſie ihre Artikel verwahrt, ſind ſtark und feuerfeſt, und ihre Grundfeſte trozet der Laſt.

Achter Brief.

Magdeburg.

Wie erklären Sie ſichs, lieber K. daß ich in drey Briefen nicht ein Wort von dem Zuſtande meines Körpers und meiner Seele habe fallen laſſen? Iſt mir an beiden ſo wol? Oder vergeſſe ich beide in der Fremde? —— Ich laſſe Ihnen die Wahl, — nehmen Sie eins von beiden an, oder beide zugleich — auf jedem Fall werden Sie nicht weit von der Wahrheit entfernt ſeyn.

Z. hatte mich beredet meinen hieſigen Aufenthalt noch ein Paar Tage zu verlängern, und ich that es, nachdem er mir feyerlich hatte verſprechen müſſen, alle Einladungen, die zum Eſſen oder Trinken an mich ergehn würden, nach allen Kräften von mir abzuwenden. Und er hielt Wort. Ich bin ſeit zwey Tagen beſtändig im Freien geweſen, und habe bey der Gelegenheit noch ein Paar Spaziergänge kennen gelernt, die für einen Kranken von meiner Art, nicht beſſer ſeyn könnten.

Der erſte iſt der ſogenannte **Werder** vor dem Brückthore. Das Ganze macht eine lange Inſel aus, die von zwey Armen der Elbe gewäſſert wird, und zum Theil ganz artige öffentlche Gärten enthält. Wer von einem Ende bis zum andern geht, darf über Mangel der Motion nicht klagen, denn er iſt gewiß eine gute halbe Meile gegangen.

Der zweyte iſt der **Rothenſeer Buſch** eine Stunde von der Stadt. Man geht durch die Vorſtadt, **Neuſtadt** genannt, und gelangt über einen großen Anger, auf welchen ſtarke Heerden von Schaafen, Kühen und Gänſen weiden, in den Wald, der voran mit großen ſchattigten Eichen und tiefer hinein mit Gebüſch beſezt iſt, zwiſchen welchen ſich hie und da grünende, ſehr angenehme Raſenplätze finden. Auf einem der leztern, in deſſen Mitte drey bejahrte Eichen ſtanden, habe ich manche Stunde bey einem Glaſe Milch gelegen, und mich in die patriarchaliſche

Vorzeit zurückgeträumt, auch nicht ſelten, den etwas lächerlichen Wunſch im Herzen genährt, hier ein Hüttchen, ein Duzend Schaafe und ein Paar Kühe zu beſitzen, um in ihrer Geſellſchaft ein ruhiges und harmloſes Leben zu führen. Aber ein einziger Blick, den ich in die wirkliche Welt zurück that, verſcheuchte dieſe ſchönen Luſtgebilde, und zog meinen Mund unwillkührlich zu einem kleinen Hohnlächeln über dergleichen Anfälle von Empfindſamkeit, und dieſes Lächeln brach einmal in ein helles Lachen aus, als ich nahe bey einer Schäferey meine Schuhe beſudelte und mich von ganzem Herzen drüber ärgerte. Gute Nacht Arkadia! rief ich dabey, halbböſe und halbfreundlich, und konnte mich ein Paar Augenblicke nachher des lauten Auflachens nicht erwehren.

Wenn meine Nerven Muſik ertragen könnten, ſo würde mir das Koncert, welches hier im Degmaierſchen Garten gegeben wird, keine unangenehme Abwechſelung verſchafft haben. Es verſammlet ſich daſelbſt alles, was Magdeburg von beyden Geſchlechtern Schönes und Süßes hat, in großem Lüſtre, und ſpaziert im Garten auf und ab. Unter den Damen waren einige recht hübſche Geſichter und unter den jungen Leuten viel ſchön gewachſne, friſche Figuren. Beide Geſchlechter haben im Durchſchnitt ein ſehr geſundes Anſehn, und ſcheinen ſich weder durch Thee, noch Punſch, noch andre modiſche Debauchen ruinirt zu haben. Die Damen hatten ſich nicht geſchminkt und die Herren gingen nicht Chapeaubas. Denn ſo weit iſt es doch nun ſchon mit uns Teutſchen gediehen, daß man es als Tugenden rühmt, wenn eine Dame ihre natürliche Geſichtsfarbe leiden kann, und ein Herr nicht zittert, wenn er an die Verwüſtung denkt, die der Huth in ſeinem künſtlich appretirten Haar, anrichten könnte. Petitmaitres und Petitmaitreſſen, wie ich ſie wohl in andern Städten geſehn habe, ſind hier äuſſerſt ſelten, und gäbe es auch unter beyden Geſchlechtern einige, die dieſe Rollen ſpielen wollten, ſo würden ſie immer und ewig gegen die zu Leipzig und Dresden, gebohrne Stümper bleiben. Dieſe Bemerkung iſt wahr, und in dem esprit public Magdeburgs gegründet; und vielleicht erhält ſie noch einen großen Zuſchuß von Wahrheit, durch den kleinen Zug, daß ein Knabe von ungefähr 10 Jahren dieſen Morgen hinter mir drein lief und eines Rufens rief: Ah, der hat'n Haarbeutel! Ah, der hat'n Haarbeutel! wobey er die Umſtehenden mit dem Finger, auf meinen Nacken aufmerkſam machte.

Morgen früh, lieber K. ſetze ich meinen Stab weiter, und zwar gerade nach Berlin. Meinen Koffer addreßiren Sie an H. und laſſen ihn mit nächſter Poſt abgehn. Man hat mir einen ſehr ſchlechten und verdrießlichen Weg nach Berlin prophezeiht; aber das macht mir nicht bange. Wenn meine Füße nur täglich ihre zugemeßnen Schritte machen, bin ich zufrieden, und alle übrige Unbequemlichkeiten ſollen mich nicht abſchrecken, ſo wenig als das kleine boshafte Lächeln unſers Z. deſſen er ſich nicht erwehren konnte, als ich ihm meine projecktirte Wanderungen auf der Landkarte zeigte.

Adieu, lieber K.!

Neunter Brief.

Nedlitz.

Dieſen Morgen um neun Uhr gieng ich aus Magdeburg. Z. begleitete mich bis vor das Thor der Thurmſchanze (ſo heißt eine Vorſtadt) und wünſchte mir darauf ſtatt alles Abſchiedes ein paar gute Sohlen. Ich wußte nicht, ob ich das für Schimpf oder Ernſt halten ſollte, und ich hätte mich gewiß über ihn erboßt, wenn er ſich nicht hurtig aus meinen Armen gewunden hätte. Denn er hat mich doch lange genug in Magdeburg um ſich gehabt, um zu ſehen daß meine Krankheit nicht eingebildet war; wozu alſo der höhniſche Abſchied: „ich wünſche Ihnen ein Paar gute Sohlen! „

Ich ſehe ſehr wohl, daß ich in Magdeburg meinen Geiſt ruhiger erhalten hätte, wenn ich zu keinem meiner Freunde gegangen wäre. Statt Theilnehmung habe ich Schrauberey gefunden, und leztre mußte mich noch bis vors Thor begleiten, um mir eine Ladung Misvergnügen mit auf den Weg zu geben. Aber damit war es noch nicht genug:

Eine halbe Stunde von Magdeburg überfiel mich ein ſtarker Regen, der mich in wenig Minuten ſo durchdrang, daß mir alle Glieder vor Froſt zitterten. Als er ſich gelegt hatte, gieng ich über eine Wieſe und ſank bis über die Knöchel in ſchwarzen Moraſt: als ich mich herausgearbeitet hatte, kam mir ein Bauer entgegen, und verſicherte zu meinem Troſte, er hätte ſchon einmal da bis an den Bauch im Sumpfe geſteckt: dabey erfuhr ich, daß ich bey der halben Meile die ich zurückgelegt hatte, wenigſtens eine Viertelmeile umgegangen ſey; daß ich in Redlitz (ſo weit wollte ich heute) ein ſehr ſchlechtes Nachtlager fände, und daß ich, ehe ich dahin käme, noch drey bis viermal vom Regen bis auf die Haut durchweicht zu werden hoffen dürfte.

Soviel Worte, ſoviel Donnerſchläge! Ich wäre gern nach Magdeburg zurück gegangen, wenn mir nicht Z. beym Abſchiede gute Sohlen gewünſcht hätte.

Ich nahm alſo meinen ganzen Muth zuſammen, und gieng weiter. Der Bauer beſchrieb mir den Weg ſo genau, daß ich ihn nicht verfehlen konnte, aber er war nicht halb ſo angenehm als jener von S. nach Magdeburg. Ueberhaupt ſcheint es, als wenn auf dieſer Seite der Elbe, der Boden um vier Körner auf jeder Aehre ſchlechter wäre. Das Getreide ſtand einzeln und niedrig in einem gelblichſandigen Boden, der den Regen in wenig Zeit ſo verſchluckte, daß kaum noch Spuren davon zu ſehen waren. Die Bauern ſchienen mir nicht ſo vierſchrötig als jenſeit der Elbe, und ihre Pferde waren klein und unanſehnlich.

Um fünf Uhr kam ich nach Nedlitz. Ich trat in die Schenke, und fand es daſelbſt noch um einen guten Theil ſchlechter als es mir der Bauer beſchrieben hatte. In der Stube war es dumpfig, auf dem Hofe wurde Dünger geladen, und im Garten troff zwiefacher Regen. Jetzt, l. K., fühlte ich das erſtemal, wie ſchwer die Kur iſt, die Sie mit mir eingeſchlagen haben. Ich wußte weder aus noch ein, bis mich endlich ein glücklicher Einfall aus allen Drangſalen erlöſte.

Ich beſchloß zum Paſtor des Dorfes zu gehen und ihn um ein Nachtlager zu bitten. Ich fand an ihm einen ausgemergelten, dem Anſcheine nach im höchſten Grade ſchwindſüchtigen Mann. Er ſchien herzlich zu erſchrecken, als ich ihm mein Anliegen vortrug. Je näher ich zu ihm trat, deſto angelegentlicher entfernte er ſich von mir und nur zuweilen ſah er mich mit einem Paar Augen an, in welchen ein [abſolutes] ängſtliches Mistrauen ſo unverkennbar geſchrieben ſtand, daß ich in die äußerſte Verlegenheit gerieth, und gern wieder in der Schenke geweſen wäre.

Er zuckte die Achſeln, ohne ein Wort zu ſagen, als ich meinen Geſuch noch einmal wiederholte, und blickte dabey einigemal mit furchtbarer Aengſtlichkeit nach der Thür, gleichſam als wenn er wünſchte, daß jemand kommen und ihn vor mir ſchützen möchte.

Zu gutem Glücke trat nach einigen Minuten ein junger Mann in die Stube, der, wie ich nachher erfuhr; der Subſtitut des kranken Paſtors war. Letztrer zeigte ſtillſchweigend mit dem Finger auf mich, und der junge Mann fragte nach meinem Anliegen. Ich entdeckte ihm meine Verlegenheit wegen eines Nachtlaagers; er ſchien ſie ſo ſehr zu fühlen als ich ſelbſt, und führte mich auf ſeine Stube. Kaum war ich dort, ſo erſchien ein Bote vom Paſtor, der den Subſtituten rief. Der Bote ſah mich faſt eben, ſo wie der Paſtor, von oben bis unten an, und entfernte ſich nicht eher von der Stube, bis der junge Mann zurückkam.

„Man hält Sie hier für einen Mörder und Dieb, (ſagte er lächelnd zu mir) aber Sie werden es meinem alten Freund verzeihen — er iſt im äuſerſten Grade hypochondriſch. Ich habe ihm verſprechen müſſen, Sie dieſe Nacht nicht zu beherbergen; er will in Ihren Augen etwas Verdächtiges bemerkt haben; aber Sie ſind mir von ganzem Herzen willkommen! — Um doch aber den alten Mann zu beruhigen, haben Sie die Güte und gehen, bis es finſter wird, nach der Schenke zurück: da werde ich Sie abholen und durch den Garten wieder hieher führen.„

Ich wußte nicht, ob ich über den wunderlichen alten Mann lachen oder mich ärgern ſollte. Aber ich griff zur rechten Zeit in meinen Buſen, und überlegte, ob ichs vor vier Wochen wohl um ein Haar beſſer gemacht haben würde, wenn ein wildfremder Menſch zu mir gekommen wäre, und ſo gerade zu um ein Nachtlager gebeten hätte.

Alſo ließ ich mir den Vorſchlag des jungen Mannes gefallen, und brachte noch anderthalb Stunden in der Schenke zu. Endlich kam er und holte mich ab. Er führte mich durch den Garten über den Hof, leiſe die Treppe hinan auf ſeine Stube, wo ich alle erwünſchte Bequemlichkeit fand.

Zehnter Brief.

Brandenburg.

Sie können glauben, lieber K., daß ich herzlich froh bin, ſo gutes Kaufs aus dem Hauſe der Trübſale in Nedlitz fortgekommen zu ſeyn. Ich ſchlief die Nacht wider meine Erwartungen ſehr gut, und ſobald der Tag anbrach, führte mich der Subſtitut eben da hinaus, wo ich hereingekommen war — durch die Hinterthür. Der junge Mann hat ſich meine Dankbarkeit und Freundſchaft im höchſten Grade erworben. Gott gebe nur, daß er ſich von dem Alten mit ſeinen wunderlichen Grillen nicht erſticken läßt! Denn er ſelbſt war kein Geſundheitsrieſe.

Ich ſetzte meinen Stab getroſt weiter, in der beſten Hoffnung, daß die heutige Tagreiſe nicht ſo unangenehm ablaufen würde als die geſtrige. Aber außerdem, daß die Felder und Fluren weder durch Fruchtbarkeit noch durch ſtarke wohlgenährte Heerden meinen Trübſinn verſcheuchten, hatte ich noch das Unglück, mich nach zwo Stunden in einem Tannenwalde zu ſehn, wo ich weder Weg noch Steg wußte. Ich weiß nicht wie man ſich in gewiſſen Augenblicken ſo ganz ſelbſt vergeſſen kann. Ich war wie im Traume von der großen, breiten Landſtraße weggetaumelt, und konnte mich doch nachher noch ſehr wundern, wie ich ſo plötzlich in einen Wald gerathen ſey. In größter Herzensangſt, als wenn ich in einer afrikaniſchen Wüſte unter Löwen und Tieger wandelte, rief ich zwey bis dreymal, was ich rufen konnte, und endlich kam ein Bauermädchen, welches Tannennadeln in einem Korbe trug, zu meiner innigem Freude daher, und brachte mich glücklich aus dem Gehölze. Ich konnte nicht umhin mein ängſtliches Betragen ein wenig lächerlich zu finden, denn ich hätte nur zwanzig Schritte vorwärts thun dürfen, ſo wäre ich aus dem fürchterlichen Walde geweſen. Indeſſen ſoll mir doch dieſer Vorfall eine kleine Erinnerung ſeyn, künftig hübſch bey mir ſelber zu bleiben.

Kaum war ich wieder auf der Landſtraße, ſo brach ein ſtarker Regen auf mich herab, der mich in eine ſehr heilſame Bewegung ſetzte. Ungefähr tauſend Schritte vor mir ſtand ein dichter Eichbaum: ich erblickte ihn nicht ſobald, als ich mich in eine Carriere legte, die über alle menſchliche Kräfte gieng. lieber R. — Ich verſichere Sie, daß ich nicht wenig ſtolz auf meine Füße ward, als ich mich in wenig Augenblicken glücklich im Troknen ſahe.

Aber es ſtand mir noch eine beſſere Motion bevor. Ich hatte mich kaum ein wenig erholt, als ein bedeckter Poſtwagen des Weges kam. Der

Himmel hatte ſich rundum bezogen: es regnete noch ſtark; und kein weißes Streifchen zwiſchen den Wolken zeigte daß ſie ſich bald brechen, und der Sonne weichen würden. Ich entſchloß mich alſo kurz, lief auf den Poſtwagen zu, und fragte den Poſtillon, ob er mich mitnehmen wollte; ich wäre erböthig auf der nächſten Station das volle Poſtgeld zu bezahlen. „Ji, hi!„ ſagte er zu ſeinen Pferden, und ermunterte ſie mit der Peitſche zum ſtrengſten Trott. Ich glaubte er hätte mein Anliegen nicht gehört, und trottirte außer Athem, vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, neben dem Wagen her, und rief immer: „auf der nächſten Station wollte ich ja gern das Poſtgeld bezahlen.„

Endlich erbarmte ſich einer der Paſſagiers über mich, und warf dem Poſtillon ein Paar Donnerwetter zwiſchen die Ohren; aber die thaten nicht halb den Effekt als die Drohung: wenn er mich nicht mitnähme, ſo wollt' ers im Poſtamte melden. Es ſey ſeine Schuldigkeit, einen Rei-

ſenden

ſenden aufzunehmen, wenn er ſich erböthe das Poſtgeld auf der nächſten Station zu bezahlen. Nun hielt er ſtill, und ich ſtieg auf.

Ein andermal, (ſagte der Paſſagier zu mir) ſagen Sie lieber, Sie wollen blind fahren. Sie verſahens damit, daß Sie des Stations-Geldes erwähnten. Der Poſtillion ſteckt es lieber in ſeine Taſche.

Ich war in dem bedeckten Wagen wie im Himmel, und vergaß aller ausgeſtandenen Mühſeligkeiten. Meinem gütigen Protektor dankte ich von ganzem Herzen.

„Den Herrn wird frieren!„ ſagte eine Stimme hinter mir im Wagen, und zugleich fühlte ich, daß man mir von hinten einen Mantel zuwarf. Ich ſahe mich um, und ſiehe! Stimme und Mantel gehörten einem Juden. Ich muß geſtehn, lieber K., daß mich dieſer Vorfall überraſchte. Man iſt ſonſt an einem Juden Gefälligkeit nicht gewohnt; aber er war aus Paris, wie ich nachher hörte. Er gieng nach Frankfurt an der Oder, wo er Geſchäfte hatte. Er war ein heller vernünftiger Mann, der die ganze Reiſegeſellſchaft recht artig zu unterhalten wußte.

Um ſo mehr kränkte es mich, als ihm der Poſthalter auf der nächſten Station ſo grob begegnete. Es herrſcht im Preußiſchen noch die Gewohnheit, daß ſich die armen Juden, wie Vieh, verzollen müſſen. Wo ein Adler ſteht, müſſen ſie ſich einen Zollzettel löſen, und denſelben, damit ſie keine Zollbude überſchlagen, auf dem nächſten Zollamte zeigen. Wenn Juden auf der Poſt kommen, müſſen die Poſtmeiſter zuſehn, ob ſie auch von den Zollämtern die ſie paßirt ſind, ihre Scheine haben.

Unſer armer Jude machte dieſe Tour in ſeinem Leben zum erſtenmal, und ſaß noch dazu in einem bedeckten Wagen, ſo daß es faſt nicht möglich war alle die Zolladler zu bemerken die wir paßirten. Indeſſen waren die übrigen Paſſagiers, die ihn alle liebgewonnen hatten, ſo gefällig, und erinnerten ihn jedesmal wenn ein Zollamt am

Wege lag, damit er ſich einen Zettel löſen konnte.

Sobald wir im Poſthauſe ankamen, lief der Poſthalter auf den Juden zu, und ſagte: Wo haſt du deine Zettel, Jude!

Uns verdroß dieſe grobe Anrede, aber der Jude lächelte, und wieß ihm die Zollſcheine.

Schurke! (brüllte auf einmal der Poſtmeiſter, ein breitſchultriger, aus vollem Holze gehauener Menſch) du haſt den Zoll verfahren! Die übrigen Paſſagiers murrten laut, und ſtellten ſich um den Juden her. „Ich habs nicht gewußt!„ ſagte der Jude mit einem Lächeln, das ſeinen innerlichen Aerger verbergen ſollte; aber der Grobian dachte, er lache ihn aus, und ſchon ballte er die Fauſt um ihm vor die Bruſt zu rennen, als ſich der Paſſagier, der ſich auch meiner unterwegs ſo thätig angenommen hatte, mit zwey geballten Fäuſten vor den Juden ſtellte und dem Poſtmeiſter eine Gegenpantomime machte. Wir Uebrigen gaben auch unſer Wort dazu, und jener ſpannte plötzlich gelindere Saiten auf. Endlich fand es ſich, daß das Zollamt, welches der Jude überſchlagen hatte, in eben dem Dorfe war, wo wir uns jezt befanden, und daß wir auf dem Wege, den der Poſtillon genommen hatte, gar nicht vorbey gekommen waren. Was konnte nun der arme Jude dafür?

Sie werden wiſſen, daß von Berlin aus die Rechte der Juden als Menſchen zuerſt wieder in Anregung gebracht worden; daß man gar herrliche Bücher ſchrieb, die das Herz jedes Menſchenfreundes mit frohen Erwartungen hoben, daß auch dieſe unglückliche Nation endlich in die Rechte der Menſchheit eingeſezt werden würden! Nun vergleichen Sie: So *ſchreibt* man in Berlin; ſo *handelt* man in H***, welches nur einige Meilen davon liegt. — In *Frankreich* hat man, meines Wiſſens, neuerlich nichts zur Vertheidigung der Juden *geſchrieben*, aber deſto mehr *gethan*: denn unſer Jude zeigte ein franzöſiſches Edikt vor, worin allen Zöllnern bey ſtrenger Strafe verbothen wurde, von einem durchreiſenden Juden, ſey er aus welchem Lande er wolle, Abgaben zu fordern. „Car le temps eſt paſſé — hieß es am Ende — ou l'on traitoit ces gens en beſtiaux.„

Louis.

Und wenn der ſtille Ludewig Zeit ſeiner Regierung nur dieſes Edikt gegeben hätte, ſo wäre es ſchon gültig genug ihm unter derjenigen Anzahl guter Regenten einen Plaz zu verſchaffen, welche die Rechte der Menſchheit kannten, ſchäzten, und ſie in ihre ehemalige Gültigkeit wieder einzuſetzen ſuchten.

Unſer Jude kam damit los, daß er den Zoll, welchen er verfahren hatte, dreyfach geben mußte. Dreyfache, dreyfache Schande! Er hatte den Adler nicht geſehen, und der heimtückiſche Poſtillon, der es hätte wiſſen können, hatte ihm nichts davon geſagt!

Meine Seele iſt durch dieſen Vorfall ſo trübe und finſter geworden als dieſe Stadt, wo ich die

Nacht bleiben werde, weil Sie mir verbothen haben eine Nacht ſchlaflos zuzubringen. Ich wäre ſonſt gerade nach Pozdam gefahren.

Eilfter Brief.

Pozdam.

Die ehemalige Reſidenz der Churfürſten von Brandenburg iſt jetzt eine unanſehnliche Stadt, und iſt es vielleicht von jeher geweſen. Die Straſſen ſind eng, krumm und unreinlich, und die Häuſer nicht über ein Stock hoch. Der Dom und viele alte Bürgerhäuſer geben der Stadt das Anſehen eines ehrwürdigen Alterthums. Aber, wie ich höre, hat der König dieſes Jahr 50,000 Rthlr. zum Anbau neuer Häuſer hergegeben.

Bey allem dem ſcheint die Stadt gut bewohnt, und nicht nahrlos zu ſeyn, denn es giebt hier mancherley Manufakturen in Wolle, die, nebſt einem lebhaften Bierbrau, viele Hände beſchäftigen. Die hieſige Barchentfabrik beſchäftigt auf 48 Stühle.

Ich weiß nicht, l. K., ob Sie mich loben oder ſchelten werden, wenn ich Ihnen ſage, daß ich heute vier kleine Meilen gegangen bin. Troz meiner Müdigkeit, muß ich Ihnen dieſe frohe Nachricht heute noch verkündigen, denn ich weis, wie gern Sie an allem, was meine Geſundheit betrift, theilnehmen. Ich verſichre Sie, daß ich auf meine heutige Tagereiſe nicht wenig ſtolz bin.

Der Weg von Brandenburg bis Pozdam hat mir wenig Vergnügen gemacht. Ueberall ein dürrer Sandboden, auf welchem Getreide und Gras nur einzeln und niedrig wächſt. Hie und da ein großer See, worauf einzelne Kähne herumſchwammen. Dann wieder ein Tannengehölz, deſſen Bäume größtentheils zwergartig in ſich ſelbſt hineingekrochen waren. Nur wenige von ſchlankem geradem Wuchſe habe ich darunter angetroffen.

Ohngefähr eine Stunde von Pozdam wird der Weg intereſſanter. Es erheben ſich zur rechten Seite Anhöhen mit Holzung beſezt, und hinter demſelben ſchimmern die Werke Friedrichs hervor, die er in dieſem dürren Lande gründete. Je näher man an Potzdam kömmt, deſto angenehmer wird das Auge beſchäftigt, und es war mir, als wenn ich nun freyer athmete, da ich wieder Menſchen und ihrer Hände Werke ſahe.

Im Thore wurde ich weitläuftig examinirt, und ich mußte Namen, Geſchäfte, Zeit und Ort meines hieſigen Aufenthalts genau beſtimmen. Der König will das Alles wiſſen.

Die erſte Straße, die ich paßirte, nahm mich nicht ſehr zum Vortheil der Stadt ein, die mir von jeher als die glänzendſte in ihrer Art war gerühmt worden. Sie war ſchnurgerade, hatte auf beyden Seiten gleichhohe, und, wenn ich nicht irre, auch gleichbreite Häuſer. Jede Seite ſchien mir wie ein einziges Haus, ſo ſchnurgerade, weder höher noch niedriger liefen die Fenſter und Dächer von einem Ende zum andern. Dieſe übertriebene Regelmäßigkeit ermüdete mich; aber ſobald ich aus dieſer Straße (ihre Anlage rührt noch vom vorigen Könige her) in die nächſte trat, ward ich auf das angenehmſte überraſcht, als ſich eine Doppelreihe von Paläſten (ſie ſind zu ſchön um Häuſer genennt zu werden) vor mir aufthat, die nach modernen und antiken Geſchmack mehr oder weniger verziert waren. Jedes erregte in ſeiner Art meine Bewunderung, und vielleicht wäre ich noch eine gute Weile mit dieſer Empfindung fortgewandert, wenn ſie nicht plötzlich von einem, zwar ſeltſamen, aber doch höchſt natürlichen Zufall wäre unterbrochen worden —— Dicht hinter mir p — ßte ein Soldat zum dritten Stocke eines der ſchönſten Palläſte in einem Bogen herunter, daß es rauſchte. Daß es ein Soldat war, ſchloß ich daraus, daß an eben dem Fenſter, wo der Stral herausſchoß, gewaſchene und angeſtrichene Montirungs-Stücke hiengen; und, daß es kein Regenwaſſer war, fiel in die Augen.

Ich will gerne glauben, daß ſo etwas bey Tage nicht geſchehen darf, aber auch in der Dämmerung iſt es ein groſer Mißſtand. Ich ſtellte bey dieſem Vorfall verſchiedene Betrachtungen an, womit ich Sie aber nicht behelligen will, weil ich gewiß weiß, daß Sie in den Augenblicken da Sie dieſes leſen, ähnliche anſtellen werden. Schlafen Sie wohl!

Zwölfter Brief.

Potzdam.

Bey allem äußern Glanze iſt Potzdam von innen wüſte und leer. Das Innere der ſchönen Häuſer iſt kaſernenmäßig und leicht hingemacht. Thüren, Fenſter, Fußböden ſind alle auf möglichſt wohlfeilen Fuß eingerichtet, und will ſie der Beſitzer des Hauſes beſſer haben, ſo muß er ſie für ſein eignes Geld machen laſſen.

Wenn ich mir einen Ort ſuchte, wo ich mein Leben unter erlaubten Vergnügungen, unter einer Schaar geſelliger Freunde, bey vertraulichem Mahl und ſorgenbrechendem Glaſe zubringen wollte, ſo wählte ich Potzdam gewiß nicht. Es iſt hier alles ſo ſtill, ſo ängſtlich: kaum wagt man es mit den Füßen den Boden zu berühren. Die Fenſter der Vornehmern ſind beſtändig mit breiten Vorhängen verſperrt: und ſchielt dann und wann einer zwiſchen denſelben hervor, ſo thut ers gleichſam wie verſtohlen.

Alexanders Hofleute ſuchten eine Ehre darin, ſteife Hälſe zu affektiren: hier ſpielt man den Menſchenfeind, um dem Manne nachzuahmen, dem es noch vor Millionen erlaubt wäre, ein ſolcher zu ſeyn, weil es eine Zeit gab wo ſich nicht weniger als ſiebenmal hunderttauſend Menſchen aus allen Kräften beſtrebten ihm zu ſchaden.

Ich weiß nicht ob es wahr iſt, oder ob man ſichs nur einbildet, daß dem Könige alles hinterbracht würde was in Potsdam vorgeht, und daß er ſich auch um alles bekümmere. Dieſe Furcht geht ſo weit, daß Gaſtereyen gleichſam verſtohlen angeſtellt werden; daß mans dem Nachbar ſorgfältig verheelt, wie viel Couverts, wie viel Schüſſein gegeben, und wie viel Flaſchen Wein getrunken werden!

Sie ſehen, l. K., daß ich hier nur ein halbes Jahr wohnen dürfte um hypochondriſch-miſantropiſch im allerhöchſten Grade zu werden.

Ich wollte Sanſouci ſehen, gieng in aller Unſchuld darauf zu, und that einem Manne in Hoflivree mein Anliegen kund. Er ſchien über meine Waagehälſigkeit zu zittern, und gab mir mit Kopf, Hand und Fuß zu verſtehen, der König ſey da. Ich mußte mich, durch die Aengſtlichkeit des Menſchen angeſteckt, wie ein Dieb in der Nacht davonſtehlen, bin auch nicht wieder hingekommen.

Hier hält unter einer glänzenden Hülle die drückendſte Armuth ihren Hof. Der producirende fabricirende Theil der menſchlichen Geſellſchaft iſt überall der ärmſte, alſo auch hier. Der gröſte Theil der Einwohner beſteht aus Fabrikanten, die ſich für ein geringes Tage- oder Wochen-Lohn hager und ſchwindſüchtig arbeiten, und einer zahlreichen Familie früh wegſterben; aus Soldaten, Hofbedienten, Waiſen-Knaben und Waiſen-Mädchen. Kapitaliſten, die das Vergnügen lieben, hüten ſich wohl nach Potzdam zu kommen, und daſelbſt ein höchſtgenirtes Leben zu führen; und die Entrepreneurs der hieſigen Manufakturen und Fabriken verzehren den Schweiß ihrer Arbeiter in Berlin, oder auf Reiſen.

Nehmen Sie alle dieſe Umſtände zuſammen, l. K., und entſchuldigen Sie mich, daß ich nur einen Tag in Potzdam blieb. Morgen mit dem früheſten gehe ich nach Berlin.

Dreyzehnter Brief.

Berlin.

Der Weg von Potzdam bis Berlin iſt mir nicht ſauer geworden, lieber K. das macht, ich bin gröſtentheils hergefahren. Von Berlin nach Potzdam und von Potzdam nach Berlin geht alle Tage ein bedeckter Wagen die Journaliere genannt, welche Briefe, Pakete und Perſonen mitnimmt. Dieſe Anſtalt iſt nothwendig und nützlich, denn der Weg zwiſchen dieſen beyden Städten wird von Reiſenden nicht leer.

Mein Wirth in Potzdam rieth mir, mich dieſer Gelegenheit zu bedienen; aber der Wagen gieng erſt um 12 Uhr ab, und ſo lange wollte ich nicht in Potzdam bleiben. Ich machte mich alſo zu Fuße auf den Weg, und beſchloß, die Journaliere auf der halben Station zu erwarten.

Gegen Mittag traf ich in Zehlendorf, zwo kleine Meilen von Potzdam ein, und erwartete daſelbſt den Wagen. In dem Wirthshauſe fand ich verſchiedene Neujahrswünſche, und andere kleine Späße aus Peplier's Grammatik in franzöſiſcher Sprache angeſchlagen; es befremdete mich, in einer Dorfſchenke franzöſiſche Caraktere zu ſehen, und befragte die Wirthin darüber. Sie verſicherte mich, unter herzlicher Freude, das habe ihr kleiner Sohn geſchrieben — o, er könne gut franzöſiſch! — Dies kann Ihnen beweiſen, lieder K. wie gäng und gäbe die franzöſiſche Sprache in dieſen Gegenden iſt, und nun fand ich die Behauptung eines neuern Reiſenden: daß in Berlin vom Schuhputzer bis zum Miniſter alles Franzöſiſch verſtehe —— ſehr wahrſcheinlich.

Der Poſtillion nahm mich für ein Trinkgeld in den Wagen, und ſetzte mich vor dem Thore von Berlin wohlbehalten ab.

Im Thore ward ich eben ſo umſtändlich examinirt als in Potsdam, aber nicht unhöflich, wie man ſichs wohl auswärts einzubilden pflegt.

Ueber einen freyen, rundum mit ſchönen Häuſern beſetzten Platz, gelangte ich in eine Straße, deren Ende ich kaum abſehen konnte. Es war die Leipziger Straße, eine der ſchönſten in Berlin. Sie iſt breit und regelmäßig, und auf beyden Seiten mit guten, und zum Theil prächtigen Häuſern beſetzt. Aber ſie wird bey geringem Regen voller Koth, und hat für den Fußgänger noch die Unbequemlichkeit, daß er nicht an den Häuſern fortgehen kann, ſondern im Fahrwege bleihen muß. Denn zu den Häuſern laufen auf beyden Seiten Appareillen hinan, die bald höher bald niedriger ſind, und ein ewiges Auf- und Abklettern verlangen.

Weil ich nicht Beſcheid wußte, ſo ſahe ich mich nach einem Wegweiſer um. Ich erkundigte mich bey drey oder vier Vorübergehenden nach der W** Straße. Zwey davon kannten ſie nur dem Namen nach, und zwey andere beſchrieben ſie mir. Aber ſie überluden mich mit ſo viel rechts, links, gradeaus u. ſ. w. daß ich am Ende gerade ſoviel wußte als vorher, und nur bitten mußte: mir die nächſte Straße von denen zu zeigen, die ich zu paßiren hätte. Dies geſchah denn; aber es hatte die Unbequemlichkeit, daß ich immer von neuem fragen mußte.

Endlich riß mich ein Soldat aus aller Verlegenheit. Er kam höflichſt zu mir, als ich eine alte Frau nach der W** Straße fragte, und erbot ſich mich hinzubringen. In dem Augenblick

trat

trat noch ein zweyter herzu. „Der Herr kann den Weg nicht finden? O, ich will ihn hinbringen, ich weiß gut beſcheid.„ — Du, ſiehſt ja, ſagte der andere, daß ich ihn ſchon hinbringe: — J nu, ſagte jener, es wird dem Herrn auf ein kleines Trinkgeld nicht ankommen. Er ſieht doch meinen guten Willen! Und dabey ging er immer neben mir her. Um ſeiner loszuwerden, gab ich ihm einen Groſchen, und er ſprang davon. Der erſte brachte mich zur W** Straße, fragte die Wohnung meines ** aus, bat ich möchte ihm ſonſt noch etwas befehlen, er ſtehe gegen ein kleines Biergeld immer zu Dienſte. Ob er meinen Rock auspochen, meine Stiefeln putzen, mich friſiren ſollte? „Befehlen Sie nur, gnädiger Herr, befehlen Sie nur! ich bin flink und verſtehe mich auf alles!„ — Kaum, daß ich den Kerl mit einem Stück Geld los werden konnte; ſeine Dienſtfertigkeit wurde mir am Ende zur Laſt.

Sonſt iſt die Bereitwilligkeit dieſer Leute für Fremde ſehr bequem, und ſie ſind auch mit einer mäßigen Erkenntlichkeit zufrieden. Nur iſt ihnen nicht immer zu trauen, und auf die Stube darf man ſie gar nicht kommen laſſen, weil ihnen gewöhnlich dies und das anzuſtehen pflegt.

Unſer * * hatte mich ſchon ſeit 2 Tagen erwartet, und alles zu meinem Empfang und hieſigen Aufenthalt eingerichtet. Er grüßt ſie freundlich.

Vierzehnter Brief.

Berlin.

Mit den erſten Sonnenſtrahlen war ich aus dem Bette. * * folgte mir bald nach. Wir warfen unſre Ueberröcke um, und gingen nach dem Thiergarten, um daſelbſt beym Hofjäger den Kaffee zu trinken. Ich wüßte Ihnen den Thiergarten nicht würdiger zu beſchreiben als es N. im Sebaldus Nothanker gethan hat. Ein treflicher Spatziergang, lieber K., beſonders des Morgens, wo einem die Mücken noch nicht beſchwerlich fallen, welches bey Tage der Fall ſeyn ſoll.

Ich hätte nicht geglaubt, daß die Berliner ſo früh aufſtehen könnten — wir fanden beym Hofjäger faſt alle Lauben und Tiſche ſchon beſetzt. Eine Koppel Muſikanten war auch ſchon in voller Arbeit begriffen; ich hätte aber lieber die Nachtigallen gehört.

Wir befanden uns jetzt in einem kleinen artigen Garten, an welchen grüne Felder ſtießen. An dem einen Ende iſt eine kleine Einſiedeley, von außen mit Baumrinden bedeckt und inwendig mit Muſchelſchalen ausgeſchlagen. In demſelben ſahe ich zahlloſe Spuren von der menſchlichen Sucht ſich zu verewigen. In jeder Muſchel ein Reim, und darunter der Name des Schreibers. Viele dieſer Denkſprüche waren nicht ſehr züchtig und daher eine Warnungstafel vor der Einſiedeley, welche alles Anſchreiben der Namen und Sentenzen verbat. Um das Häuschen finden ſich Scherben von Urnen und Ueberbleibſel von Raſenbänken, die der erſte Beſitzer des Hauſes angebracht hatte, um das Koſtüme des einſidelns zu beobachten. — Ein angenehmes Oertchen, das ich Zeit meines Hierſeyns recht oft wiederſuchen werde.

Am Eingange der großen Allee, die nach Charlottenburg führt, ſtehen zwey rieſenmäßige männliche Statuen, nackend und baar und von kräftigem ſtarkem Gliederbau. Ihre übrigen Attribute ſind nach Verhältniß ihrer Größe gebildet, und haben in den Augen der Künſtler nichts unheiliges. Aber ein Mitglied der hieſigen Pietiſten-Gemeinde fand ſie ſo anſtößig, daß er in Feuereifer gerieth, und die beyden Statuen zu Hämmlingen verſtümmelte. Dies blieben ſie bis zur Ankunft des Großfürſten, wo man ſie ſehr künſtlich von neuem zu Männern machte, und der Schildwache bey 36mal Spitzruthen anbefahl ſie vor neuen Stümmelungen zu ſchützen.

Wenn man den heiligen Thäter eher herausgebracht hätte, ſo dürfte die irrdiſche Belohnung vielleicht nicht ſo gut ausgefallen ſeyn, als die, welche er im Himmel für ſeinen Eifer zu erhalten hoffte. Denn man erfuhr es erſt nach ſeinem

Tode, und zwar bey der Leichenrede, die ihm ein Bruder hielt, und worin dieſer jene That als Beweis ſeiner unbegränzten Frömmigkeit anführte. Ein Profan, der dabey zugegen war, zeigte es an; aber es war zu ſpät; doch ſoll man dem Bruder Leichenredner die Reſtitutionskoſten für beyde Statuen angefodert haben, weil er Hehler geweſen war.

Wenn man in das Brandenburger Thor hereinkömmt, gelangt man über ein freyes Viereck, das zwar mit ſchönen Häuſern beſetzt, aber menſchenleer und ſtill iſt, unter die Linden. So heißt eine Straße, vielleicht die ſchönſte in Berlin. Auf beyden Seiten derſelben ſtehen doppelte Reihen von Linden, und das Mittel der Straße iſt mit einem Geländer eingeſchloſſen. Die Häuſer auf beyden Seiten ſind prächtig, und faſt alle vom König neu erbaut. Sie haben faſt alle platte Dächer, ſind aber nicht gleich groß, ſondern ſteigen von Ein bis zu vier Stockwerken, und an jedem ſind andre Verzierungen, die ſo ſchön ſind, daß man ſie für Bildhauer-Arbeit hält, wenn man nicht weiß, daß alle Häuſer von Backſteinen erbaut und mit Gips aufgeputzt werden.

Gegen Abend verſammelt ſich ein großer Theil der Einwohner unter den Linden, um zu promeniren. Bey Tage kommen wenig Leute hieher, weil die Linden nicht vor der Sonne ſchützen. Ueberhaupt gedeyhet dieſer Baum hier nur zu einer gewiſſen Gröſſe, und ſtirbt nach und nach ab, wenn er dieſe erreicht hat. Man iſt daher gezwungen von Zeit zu Zeit die ſtärkſten Aeſte auszuhauen, damit die kleinern Saft gewinnen und fortwachſen können. Deſto ſchöner ſind die Weiden, die ich auf dem ſogenannten Weidendamm angetroffen habe. Ich zweifle ob man ſie in ganz Europa gröſſer und ſchattiger findet.

Wenn man von den Linden nach der Neuſtädter Brücke zugeht, hat man zur rechten und linken trefliche Gebäude. Zur linken den Pallaſt des Prinzen Heinrich, zur rechten die Bibliothek, das Opernhaus, und hinter demſelben die Rotonde oder die Katholiſche Kirche —— vier Gebäude, die alle nach verſchiedenem Geſchmack erbauet ſind. Die Bibliothek fällt von auſſen gut ins Auge; aber dem Geſchmack nach, in welchem ſie erbauet iſt, wird ſie von Bauverſtändigen für das ſchlechteſte Gebäude in Berlin gehalten: das Opernhaus aber für das ſchönſte.

Wenn man über die Neuſtädter Brücke herüberkömmt, hat man zur rechten das Palais des Markgrafen von Schwedt, und zur Linken das Zeughaus. Leztres iſt ein herrliches Gebäude, und ſicher eins der ſchönſten, wo nicht das ſchönſte unter den öffentlichen Gebäuden in Berlin, und dabey das feſteſte, weil es große Laſten zu tragen hat. Es beſteht aus zwo Etagen, wovon die untere ruſtick, und die obere doriſch verziert iſt. Es hat vier gleich große Flügel, und in jedem derſelben drey Eingänge. Auſſen an den Schlußſteinen der untern Etage ſind Helme angebracht, die alle, einer von dem andern verſchieden ſind, und die Erfindungsgabe des Künſtlers bewunderns-würdig machen. Alle übrigen Verzierungen ſind eben ſo mannigfaltig als paſſend.

Von hier gelangt man über eine hölzerne Brücke zum ſogenannten Luſtgarten, der auf der einen Seite vom Königlichen Schloſſe und dem Dohm, und auf der andern Seite von der Spree umſchloſſen wird. In der Mitte iſt ein Raſenplaz, der zu Sommerszeiten von Kindern, Kindermädchen und Ammen wimmelt. Auf der einen Seite an der Spree hin läuft eine einfache Allee, die einen ganz angenehmen Spaziergang abgiebt.

Das Königliche Schloß iſt ein großes längliches Viereck, mit plattem Dache. Vom Luſtgarten her fällt es nicht ſo ſchön in die Augen als von der andern Seite, die auf den Schloßplatz ſieht; das macht, weil an jener verſchiedene Baumeiſter nach ihrer eigenen Laune gebauet, und ſie dadurch, ganz natürlich, verdorben haben. Das Hauptportal iſt rieſenmäßig, und kommt mir für das obwohl große Gebäude zu groß, im eigentlichen Verſtande ungeheuer, vor. Aber der Architekt, der es angab, wollte einen Thurm darauf ſetzen, und dieſer Umſtand entſchuldigt die Disproportion. Von auſſen ſieht dies ſchöne Gebäude ſchon etwas ſchwarz und räuchrig aus; aber man klagt, daß ſich die Häuſer in Berlin überhaupt bald ſchwärzen.

Die Domkirche iſt ein Muſter von ſimpler und doch erhabener Architektur. Vorzüglich ſchön nimmt ſich das vorſpringende Portal aus. Es iſt mit Joniſchen Säulen geziert, und hat drey Eingänge. Ueber demſelben ſtehen auf einer Attike verſchiedene paſſende Gruppen, und an dem Dache hin Vaſen.

Ueberhaupt werde ich mit einer großen Ehrfurcht gegen die Berliniſchen Architekten, ältrer und neuerer Zeit, Berlin verlaſſen. Sie bauen ſchön und — Amts halben — auch ſehr wohlfeil; nur ſchade daß ſie, wie es die Natur der Sache giebt, beyde Vorzüge auf Koſten der Dauerhaftigkeit erkaufen müſſen.

Ueber den Schloßplatz gelangte ich zur langen Brücke, wo das bewunderte Werk Jakobis und Schlüters, Churfürſt Friedrich Wilhelms des Großen Bildſäule zu Pferde, mir zur linken ſtand. Zeichner und Gießer haben ſich um die Wette beſtrebt, den Mann recht furchtbar groß darzuſtellen, und haben dieſen Endzweck durch zuſammengefeſſelte Menſchen und durch den lebhafteſten Ausdruck der niedergetretenen Menſchheit, die ſich zu den Füßen des ſtolzen Roſſes windet, zu erreichen geſucht. Ich möchte um alles in der Welt nicht der Große Wilhelm ſeyn, wenn ich zu dieſem ſo äußerſt mißlichen und vergeudeten hiſtoriſchen Attribut nur auf den zertretenen Nacken meiner Mitbrüder gelangen könnte. Man ſagte mir: der Anblick dieſes Werkes müſſe einen jeden mit Gefühl der Gröſſe und Majeſtät erfüllen — aber ich fühlte gerade das Gegentheil. O, ſagen Sie mir, lieber K. finden Sie in dieſer meiner Empfindung Spuren von Hypochondrie oder Nervenſchwäche? Oder entſtand ſie aus dem Gefühl der gekränkten Würde der Menſchheit? Ich vergaß über dem herzerſchütternden Ausdruck des Gnadenflehens im Antlitz der Sklaven, den Groſen, deſſen Majeſtät ſie dadurch erheben ſollte, und bey mir verfehlten Zeichner und Gießer ihres Zwecks. Aber was vermag meine ſchwache Stimme gegen Millionen, die Größe und Majeſtät nach eben dem Maaßſtabe beſtimmen, wornach Schlüter ſie zeichnete?

In Berlin kann man bald eine Meile gehen, ohne daß man es merkt; ſo abwechſelnd ſind die Gegenſtände, die ſich einem darbieten. Wenn ich dieſen Nachmittag noch ſo eine Tour mache, wird mein Recept für den heutigen Tag verbraucht ſeyn. Leben Sie wohl, lieber K.

Funfzehnter Brief.

Berlin.

Wenn ein Fremder nichts weiter in Berlin ſähe als die Leipziger Straße, den Schauplatz, die Linden und den Gensdarmen-Markt, ſo würde er mit einer Ehrfurcht aus Berlin gehn, die dem Glanze der berühmteſten Städte in Europa in ſeinen Augen großen Schaden thun würde. Es ſcheint wirklich, als wenn man es drauf angelegt hätte, nur diejenigen Straßen und Plätze, wo ein Fremder zuerſt hinkömmt, in einem recht glänzenden Lichte zu zeigen: denn in den übrigen findet man nur ſparſam ein Haus, das in Abſicht der Bauart und Verzierung den Palläſten auf den erwähnten Straſſen und Plätzen entſpräche. Und wird man vollends durch ein Ohngefähr in eine der Vorſtädte verſchlagen, ſo glaubt man in einer ganz mittelmäßigen Landſtadt zu ſeyn.

Vielleicht war es ein wenig boshaft und unpatriotiſch von unſerm * * als er zu mir ſagte: er wollte meiner Bewunderung ein niederſchlagendes Pulver geben, und mich ein wenig mit dem abgelegenern Theile der Stadt bekannt machen. Wir giengen über die Königsſtraße, welche die lebhafteſte in Berlin ſeyn ſoll, nach der Stralauer Vorſtadt. Freylich, lieber K. ein himmelweiter Unterſchied. Hier ſahe ich Hütten von Holz, einen Stock hoch, von halb nackten Menſchen bewohnt; ganze lange Straßen, die zum Theil ungepflaſtert waren, und auf beiden Seiten, nur zuweilen vier bis fünf ſchlechte Häuſer hatten, und lange Gärten, deren hölzerne Planken die Straßen bildeten. Wenn man das Elend großer Städte, wo die Lebensmittel theuer ſind, ſehen will, ſo gehe man hieher. Hier wohnen die arbeitſamen Unglücklichen, die dem Bewohner der Palläſte in der Stadt das Brod verdienen, und ihn durch ihren Fleiß und auf Koſten ihrer Geſundheit in den Stand ſetzen ſeinen Aufwand zu beſtreiten.

Man hat mir niederſchlagende Beiſpiele erzählt, wie die armen Fabrikanten, die auf ihre eigne Hand arbeiten, gedrückt werden, und auf was für Wegen ſich die Entrepreneurs der gröſſern Fabriken in den ausſchlieſſenden Beſitz dieſer

Arbeiten zu ſetzen ſuchen. Wenn ein armer Fabrikant ſein bischen Vermögen in Wolle, Seide u. ſ. w. geſteckt, und dieſe Artikel mit unermüdeten Fleiß verarbeitet, vielleicht ſchon Schulden auf den Gewinnſt gemacht hat, den er aus ſeiner Arbeit zu ziehen hoffte, ſo iſt niemand da, der ihm ſeine Waaren abnimmt. Bringt er ſie zu Kaufleuten, ſo drücken ſie ihn bis aufs Blut, oder kaufen ſie gar nicht, weil ſie vielleicht ſchon mit einem gröſſern Fabrikanten debitoriſch verwandt ſind, und befürchten müſſen ſich deſſen Ungnade zuzuziehn. Bringt er ſie zu einem Fabrikanten ſelbſt, ſo müßte dieſer ſeinen Vortheil zu wenig verſtehen, wenn er die angebotene Waare nicht um 10 Procent wohlfeiler zu bekommen ſuchte, als er ſie ſelbſt aus ſeiner Fabrik liefern kann. Was ſoll nun der arme Fabrikant thun? Zu Hauſe wartet die hungrige Gattin, mit 3 bis 6 hungrigen Kindern auf ihn, die auf ſeine Ankunft vertröſtet ſind, und nur deshalb ihr lautes Wimmern nach Brod zurückhalten, weil der Vater bald kommen und Brod bringen ſoll. So iſt er alſo genöthigt, ſeine Arbeiten zu verſchleudern, ſo wenig man ihm auch dafür bieten möchte, um nur mit ſeiner Familie nicht Hunger zu ſterben. Eben der Fall iſt es, wenn er bey einem großen Fabrikanten arbeitet. Hat dieſer die Fabrikmaterialien theuer eingekauft, ſo hält er ſich an ſeine Arbeiter, um die Verkaufspreiſe nicht erhöhn zu dürfen: hat er wohlfeil eingekauft, ſo giebt er ihnen darum nicht mehr, erniedrigt auch den Verkaufspreiß nicht, weil er ſich ſelbſt der nächſte iſt. So iſt alſo, und bleibt der fabrizirende Theil der ärmſte und geplagteſte, er mag es anlegen wie er will.

Der größte Theil der Einwohner in den Berliner Vorſtädten beſteht aus ſolchen Laſtthieren der Menſchheit; die übrigen nähren ſich vom Gartenbau, halten ſich auch wohl ein Paar Kühe, und ſchleppen auf dieſe Weiſe ein dürftiges Leben hin, ſind aber doch glücklicher als jene, weil ſie ihre Waaren auf öffentlichen Markte losſchlagen können.

Um die Mühſeligkeiten des irrdiſchen Lebens zu vergeſſen, beſchäftigen ſich die Bewohner der Vorſtädte, beſonders die erſter Art, mit Ausſichten auf himmliſche Freuden. Sie ſingen und beten ſehr viel, und werden am Ende Schwärmer. Wenn man ſagt, daß es in Berlin von Pietiſten, Separatiſten und andern frommen Sekten wimmelt, ſo iſt dies zunächſt von den Vorſtädten zu verſtehen, wo jede Wollen- oder Seiden-Weberey eine Pflanzſchule für den Pietiſmus iſt.

Wer als Fremder hieherkömmt und ſich nur auf den Promenaden, auf den ſchönen Plätzen und auf Pickenicks herumwirbelt, erfährt von allem dem nichts: aber er iſt auch zu einem aufmerkſamen Reiſenden nicht gemacht, der um Wahrheit und Belehrung reiſt, und ſich feſt überzeugt hat, daß da wo viel Licht iſt auch viel Schatten ſeyn muß.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß dieſe Bilder des Elends nur in Berlin zu Hauſe wären;

ren; man gehe in jede andre große Stadt, und man wird es da um kein Haar ſchlechter noch beſſer finden. Aber deshalb iſts auch Pflicht, mit unbefangenen Blicke, Glanz und Elend gleich feſt ins Geſicht zu ſehen, und nicht das leztre mit dem erſtern zu bemänteln.

Sechzehnter Brief.

Berlin.

Die neuen Häuſer in Berlin ſtänden hundert Jahre länger, wenn die Bauenden nicht zu ſehr dabey übereilet würden. Heute reitet der König durch eine Gaſſe; er ſieht ſchlechte Häuſer; giebt Befehl zum Anbau neuer —— morgen muß der Eigenthümer ſchon räumen, das Haus wird hinter ihm abgeriſſen, nach wenig Tagen der Grund gelegt, und in wenig Wochen ſteht das neue Haus ſchon bis unterm Dache fertig.

Der Architekt, der den Anſchlag macht, muß alles aufs genaueſte und ſparſamſte berechnen. Um keinen Schaden zu haben, werden nun auch die Materialien ſo genau und ſparſam geliefert als möglich. Thüren, Fenſter, Fußboden, alles wird nur leicht hingemacht, und paßt gar nicht zu der ſchönen Auſſenſeite des Hauſes. Die Steine, aus welchen die Mauern aufgeführt werden, ſind wie an der Sonne gebacken und zerfallen dem Maurer unter den Händen. So bekömmt der Eigenthümer zwar ein neues Haus mit einer prächtigen Faſade, aber es ſteht ſchwerlich ſo lange als das alte würde geſtanden haben.

Ein auffallendes Beyſpiel von dieſer nachtheiligen Bauart giebt einer der Thürme auf dem Gensdarmen Markte, der mitten unter dem Bau einſtürzte und wieder abgetragen werden mußte.

Viele der Bürger ſind mit dem Bauen unzufrieden; andre aber kaufen alte Häuſer an ſich, in der Hoffnung, der König werde ſie ihnen neu aufbauen laſſen, und ſie haben dieſen Punkt zuweilen richtig kalkulirt. Die erſtern gaben ihr Mißvergnügen öffentlich zu erkennen, und beleidigten den König ſo damit, daß er kein neues Haus mehr bauen wollte; aber letztre gaben ein Memorial ein, worin ſie ihn baten, ihnen den Unſinn ihrer Mitbürger nicht zuzurechnen, und nicht der ganzen Bürgerſchaft einiger mißvergnügten Glieder wegen ſeine Gnade zu entziehen. Der Bau ging alſo wieder fort.

Weil der König nichts ſo ſehr wünſchet als ſeine Reſidenz zu verſchönern, und gern Geld dazu hergiebt, ſo ſollten wohl auch Anſtalten getroffen werden, daß die Straßen, die mit ſchönen Häuſern beſetzt ſind, reinlicher gehalten würden. Wie ich höre, ſo giebt jeder Bürger jetzt ſchon etwas gewiſſes zu dieſem Behuf: aber ich weiß nicht wie es kömmt, die Straßen ſind unreinlicher als ich ſie noch irgendwo gefunden habe. Bey dem geringſten Regen ſchwimmt alles. Um dieſer Unbequemlichkeit auf immer abzuhelfen, ſollten unterirrdiſche Kanäle gezogen, und die Spree, die ohnehin ſchon einen großen Theil der Stadt berühret, durch alle Gaſſen geführet werden, wie es in Leipzig mit der Pleiſſe, und in Dresden mit der Kaizbach geſchehen iſt Freylich ſind drey Städte wie Leipzig und Dresden zuſammen genommen, noch nicht ſo groß als das einzige Berlin, und die Koſten, die zur Anlegung und Unterhaltung der Kanäle erfordert würden, könnten leicht zu einer Million heranwachſen: aber ſie würde doch nur gleichſam ein Vorſchuß ſeyn, der nach und nach aus den Beyträgen der Bürger, die jetzt ſchon dazu kontribuiren müſſen, wieder herauskommen würde.

Eine ähnliche Verbeſſerung könnte mit dem Dünger vorgenommen werden, der jetzt für den Landbau gänzlich verloren geht, und noch dazu mit ſoviel Unbequemlichkeit für die Fremden verknüpft iſt. Ich rathe niemand ſich Abends nach 10 Uhr an der Spree aufzuhalten. Dieſe iſt die große Grube, in welche der Dünger von ganz Berlin um dieſe Zeit geſchaft wird. Alte Weiber verrichten dies Geſchäft, und ſtürzen ihren Vorrath von der nächſten Brücke herunter, mit einem Geräuſche, worüber einem Hören und Sehen vergeht.

Seitdem ich Augenzeuge von dieſer ekelhaften Operation geweſen bin, will mir das Eſſen in Berlin nicht mehr ſchmecken. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß unſre Köchin aus der Spree gekocht haben möchte.

Auf jeden Fall iſt dieſes noch ſchlimmer als wenn bey jedem Hauſe eine Grube erlaubt würde: es wäre bey weiten nicht ſo ekelhaft, und die Luft in Berlin bliebe gewiß geſünder, als bey der jetzigen Einrichtung, die noch auſſerdem die Unbequemlichkeit hat, daß ſie den Bürgern das Jahr hindurch immer anſehnliche Koſten verurſacht, beſonders wenn ſie eine ſtarke Familie haben: denn die alten Weiber verrichten ihr Amt nicht umſonſt.

In Dresden ſind, meines Wiſſens, zwey Monate im Jahre, der Merz im Frühling und im Herbſt der October, feſtgeſetzt, wo die Bauern kommen und den Dünger abholen. In drey oder vier Tagen iſt ganz Dresden auf ein halbes Jahr gereinigt, und weiß man dies einmal, ſo trägt man ja wohl einmal 3 oder 4 Tage dieſe Unbequemlichkeit. Aber in Berlin iſt ſie jeden Tag und zu jeder Jahreszeit unvermeidlich.

Siebenzehenter Brief.

Berlin.

Sehr lobenswerth ſind die Einrichtungen, die man hier wegen des Bettelns getroffen hat. Jedem iſt es bey 10 Thlr. Strafe unterſagt, einem Bettler etwas zu geben, und letztere werden, wo man ſie findet, aufgegriffen, und in ein Haus gebracht, wo ſie arbeiten müſſen. Zu dieſem Behuf wird eine Anzahl von Bettelvögten gehalten, die, zwey und zwey, den ganzen Tag durch die Straſſen von Berlin patrouilliren und alle Bettler anhalten. Auch auf den Promenaden, verrichten ſie ihr Amt. Sehr ſelten, und immer nur des Abends wird man angebettelt, wobey ich den eigenen Zug bemerkt habe, daß man hier nicht wie anderwärts um 1 Pfennig, ſondern um 1 Dreyer bettelt. Die Bedürfniſſe der hieſigen Bettler ſind alſo um 200 Procent gröſſer als in andern Städten.

Noch ein beſonderer Vorwand zum Betteln, den ich hier oft gehört habe, iſt dieſer: Sie haben mich mit Kontrebande gekriegt, und habe ſchwere Strafe geben müſſen! Sehn Sie, lieber K. ſo wie ein alter Kriegsmann auf ſein hölzernes Bein bettelt, bettelt man hier auf Verbrechen oder Strafe. Indeſſen kann man daraus abnehmen, wie man hier in Abſicht des Kontrebanden-Waaren-Verboths denkt. Dieſer Vorwand muß doch oft das Mitleid des Gebers erweckt haben, ſonſt würde man ihn wohl nicht wiederholen.

Die hieſigen Armenanſtalten gehn ins Große, und ſind ſehr gut eingerichtet. Jeder Bürger giebt vierteljährig einen freywilligen Beitrag; der von Predigern und Viertelsmeiſtern eingeſammelt wird. Die Oberaufſicht des Ganzen führen die oberſten Geiſtlichen von Berlin, die auch die Vertheilung unter die Armen zu beſorgen haben. Wer von ſeiner Armuth ein ſchriftliches Zeugniß einreicht, wird nach ſeiner gröſſern oder geringern Dürftigkeit unterſtützt, mit Geld, Brod, und des Winters mit Holz. Freylich könnte man ſich mit betteln und müßiggehen mehr verdienen: aber es iſt doch beſſer, wenn Hände, die noch arbeiten können, arbeiten, und ſie nicht beſtändig zum Verdruß des Vorübergehenden nach einer Gabe ausſtrecken. In Berlin iſt es wirklich verdienſtlich, wenn man ein wenig hartherzig iſt, und nicht durch übelangelegte Großmuth dieſe ſchöne Anſtalten vereitelt: um ſo mehr, da ein guter Bettler ſehr oft ein guter Dieb wird, wenn er ſich einmal an Nichtsthun gewöhnt hat.

Eine honettere Art von Betteley geht unter den hieſigen Soldaten im Schwange. Wenn man durch ein Thor geht, ſo laſſen ſie den Schlagbaum in die Höhe, und ziehen das Gewehr an. Wer dieſe Salutation empfindet wie er ſoll, giebt für den Gruß einen kleinen thätigen Dank. Andere gehen in der Stadt umher und handeln. Wenn man nichts von ihren Waaren kaufen will, ſo bitten ſie geradezu um eine kleine Gabe. Noch andre richten Hunde ab, laſſen ſie auf den Straſſen tanzen, und fordern von den Zuſchauern ein kleines Geſchenk.

Ueberhaupt iſt die Induſtrie dieſer Leute ſehr mannigfaltig. Weil ihr Sold in dieſer theuren Garniſon nicht zureicht, ſo ſpeculiren ſie auf Mittel und Wege ſich Geld zu verſchaffen. Die liſtige und oft ſehr feine Art, durch welche ſie ihren Zweck zu erreichen ſuchen, verdiente eine eigene Beſchreibung, und würde eine Menge luſtiger Beyträge zum Vademecum liefern. Aber das Honorarium dafür zahlt mehrentheils der Korporal aus: denn es iſt doch immer geſtohlen, wenn man auch noch ſo fein eines andern Eigenthum zu dem ſeinigen macht, und wer den Verluſt auf ſolche Art erlitten hat, lacht nicht ſo gern als der Zuſchauer, der nichts dabey verliert.

Achtzehenter Brief.

Berlin.

Ich hatte mir heute vorgenommen ganz Berlin zu umgehen, aber ich kam kaum über die Hälfte. Berlin müßte beynahe noch einmal ſo volkreich ſeyn als es wirklich iſt, wenn ſein ganzer Umfang ausgebauet wäre. Aber man findet in den Ringmauern noch eine Menge unangebauter Pläze, Wieſen, Gärten und Kornfelder, die noch zu mancher prächtigen Straſſe Plaz hergäben.

Es iſt intereſſant in dieſer Stadt alles beyſammen zu finden, vom königlichen Pallaſt an bis zur Scheune des Ackermanns. Berlin iſt Hauptſtadt, Reſidenz, Manufactur-Handels-und Landſtadt, Dorf und Meyerey — alles in Einer Ringmauer zuſammen. Wer das Donnern der Karoſſen nicht mehr hören will, gehe in eine Vorſtadt und höre das Raſſeln der Wollen- Seiden- und Linnen-Weberſtühle; iſt er dieſes Geräuſches ſatt, ſo gehe er nach dem Weidendamm und labe ſein Auge an dem friſchen Grün einer Wieſe; und will er Saaten und Pflug ſehen, ſo gehe er auſſerhalb der Köpeniker Vorſtadt und promenire zwiſchen den Kornfeldern.

Ich geſtehe, daß mich dieſe Abwechslung ungemein vergnügt. Jedem der Zerſtreuung ſucht, wollte ich wohl rathen hieher zu kommen, er wird gewiß nicht unbefriediget von dannen gehen. Nur muß er ſichs nicht beykommen laſſen, dieſes Vergnügen auſſerhalb der Stadt zu ſuchen. So wie er zum Thore heraustritt, drängt ſich Sand in ſeine Schuhe, der doppelt beſchwerlich iſt, wenn ihn die Sonne erhitzt hat. Es giebt einige recht angenehme Luſtörter um Berlin: aber ehe man hinkömmt, iſt ſchon ein guter Theil der guten Laune verflogen, weil der ewige Sand herzlich ermüdet. Wenn man fährt, ſo iſt man freylich dieſer Beſchwerlichkeit zum Theil überhoben, aber kömmt zum Unglück ein raſcher Wind und vereiniget ſich mit den Pferden, um den Staub aufzuwühlen, ſo müßte man ſeinen Augen feind ſeyn, wenn man nicht augenblicklich nach der Stadt zurückkehrte.

Die Wege nach Charlottenburg, Schönhauſen, Treptow und Strahlau ſind noch die beſten, weil ſie durch Alleen vor der Sonne gedeckt, und durch die ſtarke Paſſage feſtgetreten ſind. Ich bin nach der Reihe an allen dieſen Oertern geweſen, und habe ſie ſehr angenehm gefunden.

Neunzehnter Brief.

Berlin.

Ich habe Sie ſehr lange mit dem Aeuſſern dieſer Stadt unterhalten, lieber K., nun hören Sie auch etwas von ihrem Innern, und zunächſt von ihren Bewohnern.

Dieſe ſind gröſtentheils in vielen Stücken ihren Häuſern ſehr ähnlich. Glanz von auſſen und Mangel von innen: viel Gold auf dem Rocke, und wenig in der Börſe. Manche Familie figurirt eine Zeitlang mit — Wind; manche mit fremdem Gelde — aber beyde Arten treiben es nicht lange. Die erſtere glänzt ſo lange, bis ein ſchadenfroher Wind den Vorhang einmal aufhebt, und den Theaterflitter in ſeiner ganzen Armſeligkeit zeigt: und die andre iſt nur ſo lange groß als es ihre Gläubiger wollen, und die geben meiſtens nur ſehr kurze Friſten.

Man hätte Urſache, in einer Stadt, wo ſchon an ſich alles in hohem Preiſe ſteht, recht wirthſchaftlich zu ſeyn; aber in den wenigſten Häuſern iſt dies der Fall. Man iſt und trinkt gern gut, und kleidet ſich gern gut.

Kommen Sie einmal des Sonntags auf eine der hieſigen Promenaden — ich will alles verloren haben, wenn Sie den Kaufmannsdiener vom Kammerherrn, den Schneider vom Hofrath, und den Friſeur von ſeinen Kunden unterſcheiden können. Dies gilt auch in einem noch höhern Grade von dem weiblichen Geſchlechte. Wenn es einem nicht zuweilen gelingt die rauhe Hand der Köchin durch den ſeidnen Handſchuh zu belauſchen, und ſie darnach zu rangiren, ſo wird es einem ſchwer, ſie von einer wohlhabenden Bürgerstochter zu unterſcheiden; und höret man dieſe nicht ſprechen, oder ſieht ſie handeln, ſo gebe ich nicht viel darum, daß man ſie nicht, dem Anzuge nach, wenigſtens für eine reiche Kaufmannsfrau hält. Aber mit der letztern hören alle Unterſcheidungszeichen, ſowohl innere als äuſſere, auf, und man tappt im Finſtern. Sie haben eben die Erziehung und Lektüre, ſprechen eben ſo gut Franzöſiſch, ſingen eben ſo gut, und kleiden ſich eben ſo gut und geſchmackvoll als noble Damen von der Baroneſſe bis zur Fürſtin herauf. Oefters tragen ſie die neueſten Moden noch eher als dieſe, weil ihre Männer Geld und prompte Correſpondenten in Paris haben. Der einzige Unterſchied wäre noch, daß die Damen von höhern Ständen die Schminke dicker und breiter auftragen. Kaufmanns-Frauen ſchminken ſich nur natürlich.

Mit dieſer Staatsſucht ſind unzertrennlich miteinander verbunden die Trödelbuden. Einem Fremden muß die Menge derſelben gleich beym

Eintritte in die Stadt ſehr auffallen: bey mir war es wenigſtens der Fall. Um ihnen den widrigen Begriff zu nehmen, oder um Käufer anzulocken, ſind ſie faſt alle in ſehr neu-antiken, oder ſehr modernen Geſchmack erbauet, und die meiſten werden von Säulen-Ordnungen getragen. Sie ſind die Leitern, auf welchen die neuen Moden, von der Gräfin, immer nach und nach aus einer Hand in die andre, zu dem Dienſtmädchen hinabſteigen; und es muß oft der Fall ſeyn, daß ein Trödler ein und eben das Kleidungsſtück dreymal verkauft und dreymal wieder erkauft, bis es endlich dem Käufer von der niedrigſten Klaſſe zerriſſen vom Leibe fällt.

Alle dieſe Trödelbuden ſind mit männlichen und weiblichen Anzügen, mit vornehmem und geringem Hausgeräthe bis zum Eindrücken vollgepfropft, und wenn man ſonſt will, kann man ſich in denſelben vom Kopfe bis zu den Füßen ſo vornehm und ſo gering kleiden als man Luſt hat. Es iſt alles im Ueberfluß bey der Hand.

Aber wenn es damit genug wäre —— man will auch gern ſo leben, als es der Stand deſſen erfordert, deſſen Kleider man trägt. Daher Bankerutte über Bankerutte, und Concurſe über Concurſe. Der Kriegsrath, der 1000 Thlr. Einkünfte hat, geht mit dem Schreiber der 100 Thlr. hat, zu Einem Thore hinaus, und in den Gefängniſſen ſitzen alle Stände in gleicher Verdammung unter einander.

Fühlt man daß man ſich ruinirt hat, ſo ſucht man alles hervor, um ſich zu erhalten. Der Kaufmann giebt ſchlechte Waare ſtatt guter: der Schneider fodert auf jedes Kleid eine Elle Tuch mehr; der Schuſter verarbeitet verdorbnes Leder; der Weinſchenke macht ungariſche Weine, Bourgogner und Champagner; der Staatsbeamte greift die ihm anvertrauten Kaſſen an. —— Kurz alle ſind auf dem nächſten Wege nach dem Thore begriffen. Und will das alles nicht anſchlagen, ſo ſetzt man in die Lotterie, und baut ſeine arme letzte Hoffnung auf ein Rad, das ſeiner Natur nach nicht auf ſich fußen läßt; und ſchlägt auch dieſes fehl, ſo hat man die Wahl zwiſchen Gefängniß, Steckbrief, Strick und Piſtol.

Die Lottoſucht muß hier ſehr ſtark eingeriſſen ſeyn, denn faſt an jedem Krämerladen in der Stadt und in den Vorſtädten findet man Einnahme-Zettel angeſchlagen. Bis in die Kaſernen kommen die Unterhändler der Lottocaßirer, und muntern durch lachende Ausſichten auf Gewinnſt ſelbſt die armen Soldaten auf, die Hälfte ihres Soldes anzulegen. Dieſe tröſten ſich dann mit der Hofnung auf Tauſende, und hungern drey Tage.

Eben ſo häufig als die Lottocomtoirs ſind die Tabagien. In manchen Straſſen iſt das dritte Haus, namentlich der Erdſtock, eine Tabagie, wo ſich die Bürger verſammeln um zu kannegieſſern. Dieſe Verſammlungen haben ſehr viel Aehnliches mit denen zu London. Sie ſollten hören, wie man hier vom König und ſeinen Miniſtern ſpricht. Es kann in den Londoner Taverns kaum eine ſo zügelloſe Sprache geführt werden, als hier, wo die Bewunderung der Thaten des großen Königs, als Krieger und als Vater des Vaterlandes, aus der erſten Quelle geſchöpft werden ſollte.

Es ſcheint mir faſt, als wenn ein unterſcheidender National-Charakter-Zug der Brandenburger wäre, nichts gut zu finden was ihr König thut, und ihn nicht zu lieben. Bey ſeinen vortreflichſten Einrichtungen zucken ſie die Achſeln, und verwerfen ſie, wenn der Nutzen davon nicht ſogleich in die Augen fällt. Alles iſt unzufrieden, jeder will durch ihn ruinirt ſeyn. Wenn er ſich öffentlich gezeigt hat, ſo iſt die erſte Frage: wie ſah er aus? kränklich oder munter?

Das Militäre hat bey den Brandenburgern eben ſo wenig Liebe als der König ſelbſt, und es wird öfters zum Vorwand der Unzufriedenheit mit leztern angegeben. Man trägt es weil man muß, ſieht es aber in der Stille für ein Heuſchreckenheer an, welches das Land verwüſtet.

Zwanzigſter Brief.

Berlin.

Der Flor der Wiſſenſchaften und Künſte geht hier mit dem Umtriebe der Manufakturen und Fabriken Hand in Hand, weil beyde vom Könige unmittelbar unterſtützt werden. Freylich macht ſeine Prädilektion für franzöſiſche Art und Kunſt das Misvergnügen der vaterländiſchen Muſen rege; aber es fällt in die Augen, daß mancher Strahl ſeiner Gunſt auch ſie berührt, ſie müßten denn die ausgebreitete Denkens- Gewiſſens- und Preß-Freyheit für nichts rechnen. Ich meyne, daß dieſe allein ſchon den übrigen thätigen Belohnungen und Unterſtützungen der Gelehrſamkeit die Wage hält, und im Grunde noch günſtiger iſt als jene. Es iſt freylich nicht ſehr ermunternd für einen Gelehrten der teutſch ſchreibt, daß ſein teutſcher Landesherr nur ſehr ſelten oder gar kein teutſches Buch in die Hand nimmt, und es ihm dadurch unmöglich macht, zu ſeiner Notiz zu gelangen;

aber man ſollte gerecht ſeyn, und nicht unmögliche Dinge fodern. Von ſeiner Jugend an iſt er an Galliſche Feinheit gewöhnt, und nimmt noch jetzt, in Stunden die ihm zur Erholung übrig bleiben, dieſe am liebſten zur Geſellſchafterin. Dadurch iſt ſein Geſchmack ſo abgeſchliffen, oder, wenn man will, ſo überdelikat geworden, daß ihm ſelbſt unſre Sprache rauh und harttönig vorkömmt. Und ferner: können wir mit gutem Gewiſſen, den gedruckten Beweis in der Hand, vor ihm treten, und ihm ſagen: Du wirſt hier Dinge leſen, die Du in deinen Lieblingen nicht gefunden haſt? Ich glaube, daß der wüthendſte Gegner der Gallomanie nicht Herz genug hätte, dieſen Beweis zu führen. Es iſt gewiß, daß unſre Nation in den ſogenannten reellen Studien, in unermüdeter Arbeitſamkeit, in eiſernem Fleis als die erſte in Europa verantritt; und dieſe Gerechtigkeit laſſen uns unſre Nachbarn endlich wiederfahren: aber wie geſchmacklos trägt ſie ſehr oft die Früchte ihrer durchwachten Nächte und ihrer Anſtrengungen vor! Je mehr Fleis auf die Materien gewendet wird, deſto mehr wird der Vortrag derſelben vernachläßigt; und viele ſind ſogar der Meynung: wenn nur die Sachen gut ſind, ihr Kleid mag ſeyn wie es will. Aber es fällt in die Augen, daß dieſe Ausrede ſo unüberlegt, ſo leer von aller Erfahrung und Weltkenntnis iſt, daß man ſich mehr als verwundern ſollte, wie ein Mann ſo etwas behaupten kann, wenn man nicht wüßte, wer dieſe Männer ſind, und wie ihre Bildung von Jugend an, und ihre jezige Lage, Stand und Beſchäftigungen ſind.

Bey den Franzoſen haben die kleinen und die großen Männer, die Theologen und Romanſchreiber, die Juriſten und Schöngeiſter, die Mathematiker und Dichter einerley Maasſtab, nach welchem ſie ihre Sachen vortragen: alle rennen nach dem Ringe des bon ton; und daher kommt es, daß ſich ſelbſt eine franzöſiſche Sudelei immer noch weit erträglicher lieſet als eine teutſche: bey der erſtern beſchmuzt man ſich nur die Finger, aber bey der leztern ſinkt man bis über die Knöchel in Moraſt. Wenn hunderttauſende irgend etwas ſchön finden, ſo müßte man ſehr unverſchämt ſeyn, wenn man behaupten wollte, alle hunderttauſende hätten nicht recht geſehen. Wenn das kleine Publikum der Kenner einem Buche den Stab bricht, und das große Publikum der Leſer eben dies Buch begierig lieſet, ſo traue ich dem leztern mehr als dem erſtern, und lobe den Schriftſteller; denn er hat ſeinen Zweck erreicht, er hat irgend etwas im Ganzen ſeiner Manier das gefällt, wenn auch einzelne Theile fehlerhaft ſind; und gefällt er, ſo hat er ſeine Abſicht als Schriftſteller erreicht.

Dies iſt der Fall mit den Franzoſen. Wir werden unſre Sprache, und durch ſie unſre Gelehrſamkeit und durch dieſe unſern Einfluß auf die Bildung ganzer Nationen nie in dem Grade verbreiten als es bey ihnen der Fall geweſen iſt; ſo lange wir noch in dem Wahn ſtehn, ihre Manier ſey windig, es ſey eine Unziemlichkeit, von dem teutſchen Ernſte lachenden Witz, leichte Sprache, Sentiments und kleine angenehme Verſe voll glühender Phantaſie und einſchmeichlender Lebensphiloſophie zu verlangen; ſo lange unſre ſchwerfälligen Gelehrten mit feiſtem Witze (man kann es wohl nicht einmal Witz nennen, aber ich weiß kein andres Wort) über unſre feinern Nachbarn lachen; ſo lange man es für verdienſtlich hält ihre Schwächen herauszuklauben, fein dicht an einander zu reihen, und dann über die poßirliche Geſellſchaft zu lachen: —— ſo lange lieſt ſie kein Friedrich, und ſo lange verdenke ichs ihm nicht, wenn er ſie nicht leſen mag. Wenn man aufhört über gewiſſe Männer unter uns zu ſpotten und ſie mit dem Spitznamen der Gallo-Germanen und Semi-Gallier auszuzeichnen, weil ſie mit Wort und That auf die Seite der Franzoſen treten, und ihre Schriften als Fundgruben des guten Geſchmacks, des Welttons und der gemeinnützigen Lebensphiloſophie anpreiſen: ſo triumphire der gute Genius unſrer Litteratur, denn die Stunde ſeiner Entfeſſelung iſt da; aber bis dahin muß er unter dem unauflöslichen Siegel des Vorurtheils und des mißverſtandenen National-Dünkels ſchmachten, der uns doch an den Franzoſen ſo belachenswerth vorkömmt.

Eigentlich ſollte uns des Königs Beyſpiel lehrreich ſeyn. Wenn wir ihm, ohne ungerecht zu ſeyn, ſeinen Geſchmack nicht abſprechen könnten, ſo ſollten wir uns beeifern ſo weit zu kommen, daß er auch in unſern Schriften Befriedigung fände. Aber wir nehmen den entgegen geſetzten Weg, und ſprechen ihm, wo nicht den guten Geſchmack, doch den guten Willen ab, unſre Verdienſte anzuerkennen, und ſelbſt einige unſrer beſten Köpfe haben ſich beeifert ſein neuerliches Urtheil über unſere Litteratur von dieſer gehäßigen Seite zu zeigen. Wir lächeln über die Allgenugſamkeit der Franzoſen, und machen es um kein Haar beſſer als ſie, wenn wir uns ſtellen als läge uns nichts daran, ob der König uns leſen kann und mag, oder nicht.

Eben ſo ungerecht iſt es, wenn wir über den Einfall ſpotten, in einer teutſchen Stadt eine franzöſiſche Akademie zu ſtiften. Ich glaube, gerade bey dieſer Gelegenheit hat der König gezeigt, daß ihm ein verdienſtvoller Teutſcher eben ſo lieb iſt als ein verdienſtvoller Franzoſe: nur hat man die teutſchen Namen vergeſſen die eine vorzügliche Zierde dieſer Akademie waren und noch ſind. Daß er ſelbſt die Glieder dieſes Inſtituts nicht für fehlerfrey hält, iſt doch daraus erſichtlich genug, daß er den Mann *) der ihnen Sprachfehler, gewiß nicht auf eine ſehr ſanfte Art, vorgeworfen und bewieſen hat, mündlich ſeiner Gnade verſicherte und mit dem Profeſſor-Titel beehrte.

Berlin hat in allen Fächern der Gelehrſamkeit Männer von entſchiednen Verdienſten aufzuweiſen, und darunter ſind manche, die in ih-

---

*) de la Veaux.

rer Art einzig ſind. Ich mag nicht gern Männer nennen und rühmen, die durch ihre Werke berühmt genug ſind; wiederholen Sie ſich ſelbſt ihre Namen, und denken Sie ſich das, was ich Ihnen von denſelben hätte ſagen können. Manche Leute mögen gern wiſſen, wie der oder jener Schriftſteller wohl ausſehn möchte, ob er groß oder klein, wohlgenährt oder dürre, freundlich oder mürriſch iſt. Dieſe Foderungen kann und will ich nicht erfüllen; denn es iſt ausgemacht, daß man ſich überall an den Schriftſteller, nicht an den Menſchen halten muß, wenn nicht beyde in unſern Augen verlieren ſollen; und es liegt dem vernünftigen Manne wenig daran, ob der große Geiſt, der die Bewunderung der Nation auf ſich zieht, an einen häßlichen oder an einen ſchönen Körper gefeſſelt iſt.

Berlin hat Schriftſteller und Schriftſtellerchen, wie jede andere große Stadt, und leztre machen hier, wie überall, mehr Geräuſch als erſtere, obgleich ihre Anzahl geringer iſt. Der hieſige Buchhandel iſt im Flor und bringt gute und ſchlechte Waare zu Markte. Unter den Buchhändlern ſind einige einſichtsvolle Männer, und die übrigen ſind nicht ſchlechter und nicht beſſer als ihresgleichen in jeder andern Stadt.

Ein und zwanzigſter Brief.

Berlin.

Es war einmal eine Zeit, wo man die anderthalbhunderttauſend Einwohner von Berlin für eben ſoviel Freygeiſter hielt, aber nach und nach hat ſich dieſes Vorurtheil gelegt, und dem entgegengeſetzten Platz gemacht. Man hält ſie jetzt für eben ſoviel Pietiſten.

Beydes iſt übertrieben; aber gewiß iſt es, daß es der guten orthodoxen Chriſten hier mehr giebt, als der ſchlechten Heterodoxen. Leztre wohnen an den lebhaftern Plätzen und in den prächtigern Straſſen der Stadt; erſtere in der ſtillen Friedrichsſtadt und in den Vorſtädten. Beyde Theile gehen gern in die Kirche, nur nicht mit gleichen Abſichten und gleicher Andacht.

Die böſen Chriſten beſuchen S * *. Z * *. K * *. und letzteren vor allen andern. Er hat eine ſchöne männliche Figur, ein friſches rundes Geſicht, eine feurige Deklamation und einen etwas poetiſchen Styl, der, mit dem Anblick ſeiner Figur verbunden, beſonders auf die Herzen ſeiner weiblichen Zuhörer großen Eindruck macht. Vor einiger Zeit war es guter Ton dieſen Prediger zu hören, und ſeine Zuhörerſchaft ſchien ein buntes Auditorium von Herren und Damen, die hieher kamen um ſich zu divertiren; aber ſeitdem er geheurathet hat, iſt ſeine Kirche nicht mehr ſo voll, und die Damen laſſen ſich ſchon bitten, eine Predigt bey ihm zu hören.

Wenn Spalding predigt, iſt die Kirche nicht minder gedrückt voll; aber man geht nicht dahin, weil es Mode iſt, ſondern weil man eine Predigt hören will. Der väterliche, wohlmeinende und herzliche Ton, der Spaldings

Schriften auszeichnet, macht auch ſeine mündlichen Vorträge ſo anziehend, daß man immer befürchtet, er möchte zu früh aufhören.

Teller hat wenig Zuhörer, und es iſt den Berlinern nicht zu verzeihen, daß ſie ihn den leeren Bänken predigen laſſen, blos darum weil er die ſächſiſche Ausſprache und eine etwas gellende Stimme hat.

Mit Silberſchlag geht eine andre Klaſſe von Predigern und Zuhörern an. Man kömmt zu ihm, um ſich zu erbauen, und im eigentlichſten Verſtande Reue und Leid über ſeine Sünden und über die Gottloſigkeit der Leute am Schloßplatze zu tragen. Wer eigentliche, ſehr nahe an katholiſche Devotion gränzende Andacht ſehen will, der komme hieher, und muſtre dies Auditorium und dieſen Lehrer.

Seine Predigten ſind für einen aufgeklärten Kopf gänzlich unſchmackhaft, und werden es ſo lange bleiben, bis er von dem Wahne zurückkömmt, daß man mehr die Einbildungskraft ſeiner Zuhörer, als ihren Verſtand beſchäftigen müſſe. Letzterer iſt ihm entweder verdächtig, oder es muß leichter ſeyn, die ohnehin ſchon kranke Phantaſie ſeiner Zuhörer mit einigen Tiraden von Gnade, Blut und Leiden aufzuregen, als ihren Geiſt auf eine halbe Stunde zu unterhalten.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Berlin.

Der Ton der hieſigen Geſellſchaften iſt aufgeweckt und munter. Hier ſind in dem Paradezimmer die Damen nicht von den Herren getrennt, und letztere ſetzen ſich auch nicht, den Degen an der Seite und Chapeaubas unterm Arm zum Spiele nieder, wie ichs wohl in Frankfurt am Mayn, in Hamburg und in andern Reichsſtädten geſehen habe. Mit dem erſten Beſuch iſt man hier introducirt, und nun kann man kommen und gehen wenn man will.

Bey Tiſche beſtrebt ſich alles den Scherz und die Freude zu unterhalten, entweder mit Geſpräch, oder mit geſellſchaftlichen Spielen. Aber das hat auch die Unbequemlichkeit, daß Alles ſprechen und Niemand hören will. Man thut freylich als wenn man zuhörte, denkt aber an etwas anders, und thut zuweilen Fragen, die es deutlich beweiſen, daß man weder Anfang noch Ende der erzählten Geſchichte gehört hat. Dadurch ſtockt zuweilen die Konverſation, aber ſie wird immer ſehr bald wieder angeknüpft. Jeder Cirkel hat gewöhnlich einen kleinen Luſtigmacher in ſeinem Mittel, über deſſen Einfälle man zuweilen aus bloſſer Convention lacht. Mehrentheils hat ſich dieſer den Beyfall durch eine geläufige Zunge und durch die Gabe, gehörigen Orts ſeine Zweydeutigkeiten an den Mann zu bringen, in der Geſellſchaft erworben. Das letztre Talent ſcheint hier vorzüglich dem witzigen Kopfe den Stempel aufzudrücken, die Exekution mag zuweilen auch noch ſo grob angelegt ſeyn. — Die Damen haben ja ihre Servietten, die, bey ſolchen Fällen vor die Augen genommen, ihr Lächeln ſehr gut verbergen.

Eiferſucht ſcheint hier nicht ſehr Mode zu ſeyn. Die Frau ſucht ſich was ihr gefällt, und der Mann folgt ihrem Beyſpiele. So begegnen ſich oft Mann und Frau bey Luſtparthien, jedes mit ſeiner Geſellſchaft am Arm, in den dunklern Gängen des Thiergartens, nicken ſich freundlich an, und halten ſich nicht mit hin- und herfragen auf, ſondern ſchlagen eine andere Allee ein. Der Mann führt ſeine Frau auf Picknicks, wo ihr Liebhaber nicht fehlt, und ſie geht gern mit, wenn ſie auch weiß, daß ſie ihren Mann einer Nebenbulerin in die Arme führt. So waſcht eine Hand fein die andre, und kein Theil iſt geniert.

Die Pickenicks machen hier einen eignen Zweig des Zeitvertreibs aus. Einer macht den Entrepreneur und wirbt zum Pickenick. Hat er eine beſtimmte Anzahl von Theilnehmern beyſammen, ſo wird in einem öffentlichen Hauſe alles zu ihrem Empfange veranſtaltet. Man ißt, tanzt und ſpielt, und bezahlt am Ende die Couverts für ſich und ſeine Dame. Solche Pickenicks werden vom Profeßioniſten bis zum Miniſter angeſtellt, und haben mehrentheils ihre beſtimmten Preiſe, von 6 Gr. an bis zum Louisd'or hinauf. Nun wählt ein jeder was ſeine Börſe vermag. Daß dabey aber der Schneider nicht Schneider, und der Sekretair nicht Sekretair bleibt, können Sie leicht denken. Jeder ſteigt auf Koſten ſeiner Börſe ein Paar Stufen höher, und der Ladendiener, der den ganzen Tag mit Waaren-Paketen umhergelaufen iſt, würde ſich in der Seele ſchämen, wenn er des Abends, ſelbſt bey dem beſten Wetter, zu Fuße auf ein Pickenick gehen ſollte. Er nimmt eine Kutſche und fährt.

Eine zweyte Art des Zeitvertreibs ſind die Promenaden, namentlich der Gräfl. Reußiſche Garten, unter den Linden, und der Thiergarten. Alle dieſe findet man zu gewiſſen Zeiten mit Spaziergängern von allerley Art beſetzt, die ſich ſoviel möglich in ihrem größten Glanze zeigen.

Das Schauſpiel iſt ein drittes Divertiſſement, aber es wird nicht ſo häufig beſucht als man es auswärts denkt. Das Schauſpielhaus iſt nur eine kleine Bude für eine ſolche Stadt, und wird doch, bey ſeinem geringen Umfange, ſehr ſelten voll. Dies ſcheint nicht ſowohl in einer Gleichgültigkeit gegen das Theater zu liegen: ſondern weil auch in dieſem Punkte jeder über ſich ſelbſt hinaus will. Ich wollte geſtern meinem Friſeur für ſeine Pünktlichkeit eine kleine Freude machen und gab ihm 4 Gr. mit dem Beyſatz: es würde heute ein recht luſtiges Stück aufgeführt, das ſollt' er ſehen! Er zuckte die Achſeln, ſah meine 4 Gr. an und ſagte endlich: ja, da muß ich doch noch 4 Gr. zulegen, wenn ich hineingehn will, es ſchickt ſich doch für Unſereinen (mit einem bedeutenden Accent) nicht, daß man auf den Viergroſchenplatz geht. Ich mußte alſo noch 4 Gr. zulegen.

So ſteigt und überſteigt ſich alles hier, und viele der Einwohner müſſen manche Freude entbehren, weil ſie nicht Geld genug haben, ſtandesmäßig daran theil zu nehmen.

Aus dieſem Grunde haben in Berlin die Juden ihr Himmelreich. Sie ſind die großen Negotianten, die das Geld zu den Pickenicks, Spazierfahrten und Schauſpielen herbeyſchaffen. Je drückender das Bedürfniß des jungen oder alten Wollüſtlings iſt, deſto ſchwerer wirds dem armen geplagten Iſraeliten, Geld zu ſchaffen, und deſto höher ſteigt das Intereſſe. Aber ihr Gewinn hält auch nicht Stich, weil ſie ſich von der Verſchwendungsſucht ihrer Schuldner anſtecken laſſen, und weil es ihren Weibern und Töchtern zuweilen einfällt, einen gedrechſelten friſchen Fähndrich hübſcher zu finden, als ihre Glaubensgenoſſen. Daher ſind bey ihnen die Concurſe ſo häufig als bey den Chriſten, und das Geld bleibt hübſch im Umlaufe.

Drey und zwanzigſter Brief.

Berlin.

Der Anblick der jungen Einwohner beyderley Geſchlechtes iſt nicht erheiternd. Die Mannsleute ſind im Durchſchnitte lang, dürr, blaß und wie abgezehrt; die Frauenzimmer ſind ſchwächlich, und haben größtentheils einen gelblichblaſſen Teint. Ein voller Buſen iſt in den höhern Ständen ein ſehr ſeltnes Phänomen, ſo wie bey den Mannsperſonen eine volle Wade. Ein geläufiger Mund und ein feuriges Auge erſetzen dieſe Mängel zum Theil, überwiegen ſie aber bey weitem nicht.

Die Mannsperſonen haben hier von ſehr frühen Jahren an ein freyes Feld zu allen Debauſchen, und die Frauenzimmer kokettiren mit ihren Gaben, ehe noch die Natur ihre milde Hand gegen ſie aufgethan hat. Kunſt und Zwang drängen und verdrängen endlich die Natur, und ſie zieht ſonach ihre Hand von dem gezeitigten Werke ab, und es bleibt auf immer flattrig, ohne Kraft, Kern und Fülle, und ſtützt ſich nur auf die ſtrenge

Kunſt, da es ihm an innerer Kraft fehlt ſich ſelbſt zu erhalten.

Gewöhnlich verſchwinden hier mit dem erſten Wochenbette alle Reize, und ſelbſt die Kunſt vermag nicht mehr ihre Trümmer zuſammen zu halten. Die Wöchnerin iſt zwar Mutter, aber ohne ihre Pflichten erfüllen zu können. Das Kind bekömmt eine Amme, und trinkt nur zu oft mit der erſten Milch ſchon den Gift des Verderbens hinter, der hier ſchrecklicher wüthet, als vielleicht in irgend einer andern Stadt in der Welt. So hat man mir zuweilen in Geſellſchaften Damen und Männer vom Stande gezeigt, die in der zarteſten Kindheit ſchon in den Händen der Chirurgen geweſen waren, und jezt noch die Merkmale von den Ausſchweifungen ihrer Ammen an ſich trugen.

Es iſt grauſend, lieber K! — Aber Sie ſind ja ſelbſt hier geweſen. Sie haben ja die hieſige Charité geſehen. Man ſteht auswärts in dem

Wahn, als wenn hier von Seiten der Polizey kräftige Verfügungen wider die Ausbreitung dieſer Epidemie (hier ſcheint das Uebel wirklich epidemiſch zu ſeyn) getroffen wären, aber man irrt: ſie ſind fruchtlos, und werden es wahrſcheinlich auf immer bleiben, weil es eine Peſt iſt die im Finſtern ſchleichet, und nur immer erſt, wenn ſie den höchſten Grad der Bösartigkeit erreicht hat, ſichtbar wird.

Voltaire ſagt irgendwo: ein Regent könnte die Armee ſeines Feindes nicht beſſer und gewiſſer aufreiben, als wenn er ein Corps Mädchen aus den lüderlichen Häuſern der Hauptſtadt errichtete, und in das feindliche Lager detaſchirte, um durch ſie die Präliminar-Friedens-Artikel ſtipuliren zu laſſen. Wahrſcheinlich hat er dieſes während ſeines Aufenthalts in Berlin geſchrieben.

Vier und zwanzigſter Brief.

Berlin.

Mir ſind die vierzehn Tage meines hieſigen Aufenthalts ich weiß nicht wie ſchnell verlaufen. Aber ich halte es meiner Geſundheit nachtheilig, länger hier zu bleiben. Unſer Freund, Doctor S* ſagte mir, daß hier ſehr viel Leute an der Lungenſucht ſtürben, und gab den Staub außerhalb und innerhalb der Stadt zum Grunde an, und es kömmt mir ſelbſt vor, als wenn ichs ſeit ein Paar Tagen auf der Bruſt hätte, und nicht recht frey athmen könnte. Ich weiß nicht wie man zuweilen in Abſicht ſeiner Geſundheit ſo fahrläſſig ſeyn kann; ich wäre ſchwerlich auf den Staub gefallen, wenn mir nicht S. dieſen Wink gegeben hätte. Und wahr iſts: wer ſeine Lunge lieb hat, gehe nicht des Abends unter den Linden ſpatzieren, wenn ein trockner Tag geweſen iſt. In weniger als einer halben Stunde ſchwebt eine Staubwolke, die von den Auf- und Abgehenden aufgeregt wird, über die ganze Promenade hin, und das muß ungeſund ſeyn. Ich begreife nur nicht, wie ich zuweilen ganze zwey Stunden in dem Staube habe zubringen können; aber * * hätte mich auch davor warnen ſollen.

Ich bin nach Berlin gekommen, um Einem Uebel zu entlaufen, und athme da Stoff zu einem andern ein, während das erſte noch tiefe Wurzeln hat. Und wußten Sie denn nichts davon, l. K.? konnten Sie mich nicht vor dieſer ſtaubigten Stadt warnen? Da Sie doch ſelbſt hier geweſen ſind, konnte Ihnen ja dieſes Uebel nicht fremde ſeyn. Sie haben ſich von jeher für meine Geſundheit ſo lebhaft intereſſirt, daß ich unmöglich glauben kann, daß Sie flatterhaft mit meiner Heilung zu Werke giengen. Aber mir auch nicht den kleinſten Fingerzeig zu geben — wahrhaftig K. ich weiß nicht, was ich zu dieſer Fahrläſſigkeit denken ſoll.

Aber es iſt beſchloſſen. Ich gehe Morgen mit Tagesanbruch fort, und ich wollte, daß ich die

Sandwüſten der Mark ſchon 10 Meilen hinter mir hätte. Ich ſehe gar nicht ein, wie ich von hier wegkommen ſoll, ohne meine Schwerbrüſtigkeit zu vermehren. Ich ſtecke mitten im Sande, und habe drey Tagereiſen ehe ich auf feſten Boden komme. Aber ich werde mir eine Kutſche miethen, die ich dicht und feſt zuziehen und nicht eher öffnen will, bis ich an Ort und Stelle bin. In derſelben will ich eſſen, trinken und ſchlafen.

Freylich werde ich da nicht die heilſame Motion haben, als wenn ich ginge; aber ich will ſchon dahin ſehen, daß die Kutſche ſchlecht hängt, und da will ich mich eine Stunde um die andre herzhaft ſchaukeln und ſtoßen laſſen. Sie ſehen ſelbſt, lieber K. daß ich keinen andern Weg wählen kann; denn wenn ich gehen wollte, ſo würde mich die Sonne erhitzen, meine Lunge erweiterte ſich, es käme ein Wind oder ein Wagen und wühlte den Sand auf, er zöge durch die Luftröhren in die Lunge und bis in die innerſten Falten ihrer Flügel hinein, und ich wäre verloren.

Geſetzt auch, die Reiſe von hier bis nach Dresden käme mir 5 Louisd'or — lieber das leidige Geld, als meine Geſundheit eingebüßt. Und an der Lungenſucht kann man noch eher ſterben, als an der Hypochondrie, das iſt in der Erfahrung gegründet. Nicht wahr lieber K.?

Fünf und zwanzigſter Brief.

Dresden.

Nun habe ich's überſtanden, mein Lieber! Nach einer viertägigen Reiſe, die ſo manche Unbequemlichkeit für mich hatte, bin ich wieder auf feſtem Boden, und denke ihn nicht ſobald zu verlaſſen. Ich habe die Sandwüſten der Mark und der Nieder-Lauſitz zurückgelegt, wie ich Ihnen ſagte, in einer Kutſche die rundum zugemacht war. Das hat mich zwar manchen Schweißtropfen gekoſtet, denn die Sonne ſetzte meiner ſchwebenden Hütte hart zu; aber ich hatte doch die Beruhigung, die Staubwolken vorbey fliegen zu ſehen, ohne von ihnen berührt zu werden.

Der Weg von Berlin bis Dreſden hat nichts Reizendes, und wäre für mich höchſt beſchwerlich geweſen, wenn ich ihn zu Fuße hätte machen ſollen. Ewiger Sand, und ewiges Tannengehölz! Das Ackerland dürre, das Getraide klein und dünn, und auf dem ganzen Wege trift man kaum vier oder fünf grüne Wieſen an, woran ſich das erhitzte Auge laben könnte. Die Dörfer ſchlecht, und die Städte unbedeutend. Sand und Heide verfolgten mich bis vor die Thore von Dreſden.

Die Gegenden werden erſt etwa eine Stunde vor Dreſden intereſſant. Mein leztes Nachtlager war Großenhayn, eine artige kleine Stadt, die für ihre Größe lebhaft genug iſt, und beſonders am Markte einige Häuſer hat, deren ſich eine größere Stadt nicht ſchämen dürfte. Seit dem groſſen Brande, der im Jahr 1744. dies Städtchen traf, hat es ungemein gewonnen, an Häuſern ſowohl als an Einwohnern. Man wird nicht leicht in einem ſo kleinem Umfange, eine ſolche

Mannigfaltigkeit von Manufacturen und Handwerken beyſammen finden, als hier. Die hieſige Zitz- und Cattun-Fabrik gehört mit zu den wichtigſten in Sachſen, und die Wollfärbereyen ſind berühmt.

An der hieſigen Lateiniſchen Schule war der berühmte Mikrolog und Lexicograph, M. Benjamin Hederich, Rektor, der ſeit 1749 tod iſt, aber auf allen Gymnaſien, wo Elaborationen gemacht und Antiquitäten ſtudirt werden, in ſeinen Büchern noch lebt, und ſo lange leben wird, als es Kloſter- und Fürſtenſchulen nach altem Schnitte in Teutſchland geben wird.

Nicht weit hinter Hayn (wie es auf ſchlechtweg genannt wird) geht eine lange Tannen-Heide an, die bis eine halbe Stunde vor Dresden dauert. Zur Nachtzeit hätte ich ſie nicht ohne Todesfurcht paßiren können, denn es fallen faſt alle Jahre Plünderungen und auch wohl Todſchläge vor, und vor 14 Tagen noch iſt ein Friſeur, der durch ſeine Schnallen und Uhr die Habnicht eines Räubers erregte, eine Viertelſtunde von Dresden erſchlagen worden; auch iſt es noch nicht lange, daß der Küchenwagen des Churfürſten ſelbſt beſtohlen wurde. Dieſes erzählte man mir in Großenhayn, und ich hatt' es immer auf der Zunge: ob es nicht einen andern Weg nach Dresden gäbe, als durch dieſe Heide? Aber ich nahm meinen ganzen Muth zuſammen, ſchwieg und fuhr.

Ohngefähr eine Stunde vor Dresden befand ich mich auf einmal in einer lichten Gegend auf einer Anhöhe, von welcher ich die Stadt überſehen konnte. Rechts zog ſich ein grüner Bergrücken hin, der nahe bey der Stadt nach Mittag zu ſich einbog, und im Morgen um ſie ſtrich, bis er ſich in Nordoſten in einen dunkeln Nebel verlor. Links zog ſich ein ähnlicher Bergrücken hin, der ſtrichweiſe mit Bäumen und grünenden Weingärten bedeckt war, in welchen auf den höchſten Gipfeln kleine hellangeſtrichene Luſthäuschen ſtanden, die gegen das ſchwarze Grün ſehr angenehm kontraſtirten.

Ich genoß dieſer ſchönen Ausſicht nicht lange, denn der Weg gieng wieder bergab, und vergrub mich in einem dichten Tannenwalde, bis ich nach einer halbſtündigen Fahrt in eine Ebene gelangte, wo ich die Stadt ſo ziemlich in ihrer ganzen Gröſſe überſehen konnte.

Sie giebt eben keinen glänzenden Anblick in der Ferne, weil es ihr an Thürmen fehlt. Bis jetzt ſind ihrer nur drey, unter welchen ſich der gewölbte aber für ſeinen Umfang zu niedrige Frauenthurm wie die Henne unter den Hühnchen ausnahm.

Nicht weit von dem weißen Thore, wo ich einpaßirte, eröfnete ſich hinter mir ein Thal, das auf beyden Seiten von Bergrücken eingeſchloſſen iſt. Mitten durch daſſelbe ſtrömt die Elbe in einigen Krümmungen hin, bis man ſie endlich, da wo ſie ſich links zieht, aus den Augen verliert. Zu meiner rechten lag am jenſeitigen Ufer des Fluſſes eine angenehme Wieſe, die mit reſpectabeln alten Bäumen alleenweiſe beſetzt war.

Reiſende beſchweren ſich gewöhnlich über das genaue Examen in den Thoren der preußiſchen Städte; aber hier iſt es um kein Haar beſſer. Ich mußte Namen, Ort wo ich her kam, und die Dauer meines Aufenthalts ſagen, und noch dazu einen Zettel (was im Preußiſchen nicht der Fall iſt) nehmen, auf welchem der Gaſthof benannt war, wo ich zu logiren gedachte.

Die Feſtungswerke auf dieſer Seite der Stadt ſind ziemlich in Verfall. Der Hauptwall war ſtückweiſe herabgeſchoſſen, und die kleinern Wälle, wie es ſchien, von Sturm und Waſſer zerriſſen. Vielleicht wäre es beſſer, wenn man die Befeſtigungen ganz eingehen ließe, weil ſie doch bey einer Reſidenz faſt unnütz ſind, und der Stadt nur Schaden bringen, wie das Bombardement vom Jahr 1761 beweißt. Für das Archiv, und andere wichtige Effekten, die man verwahren will, hat man ja den unerſteiglichen Königsſtein. Ueberhaupt; glaube ich, iſt die ganze Lage von Dresden für eine Feſtung nicht gemacht. Lieder den Feind hereingelaſſen und Brandſchatzung bezahlt! Berlin hat durch die wiederholten feindlichen Beſuche im ſiebenjährigen Kriege nicht ſo viel gelitten, als Dresden durch das Bombardement, welches ſeine Vorſtädte und einen Theil der Stadt ſelbſt einäſcherte, ſo daß der Verluſt an ſchönen Häuſern bis dieſe Stunde noch nicht erſetzt iſt, und auch in den nächſten zehn Jahren noch nicht ganz erſetzt werden dürfte.

Wenn man zum weißen Thore hereinkömmt, hat man rechter Hand das Japaniſche Palais, welches jetzt zur Aufbewahrung der unſchätzbaren Churfürſtlichen Bibliothek eingerichtet wird. Es fällt nicht gut ins Auge; vielleicht weil es gegen ſeine Länge und Breite nicht hoch genug iſt; denn es hat nur zwey Etagen und ein Halbgeſchoß und ein niedriges mit Kupfer gedecktes Dach. Im Kellergeſchoß werden allerley chineſiſche, japaniſche und auch meißniſche Porcellain-Geſchirre und Figuren aufbewahrt. Der daranſtoßende Garten ſoll artig ſeyn; ich werde ihn nächſtens beſuchen.

Von der ſchönen Brücke kann ich Ihnen noch weiter nichts ſagen, als daß ich drüber gefahren bin. Aber die Ausſicht derſelben auf beyden Seiten iſt entzückend.

Dresden hat eine eigene Bequemlichkeit für Fremde, die ſich länger als einige Tage daſelbſt aufhalten wollen. Sie beſteht darin, daß man nicht nöthig hat in einem Gaſthofe zu logieren. Man findet zu jeder Stunde Logis bey Bürgern offen, wo man die ganze Zeit ſeines Hierſeyns für ein billiges wohnen kann. Mein Kutſcher, der hier Beſcheid wußte, hat mir ſolch ein Logis bey einem ehrlichen Goldſchmidte verſchaft. Ich gebe ihm für Stube, Bett und Aufwartung wöchentlich einen Gulden, habe mich auch bey ihm zu Koffee und Tiſch verdungen, und habe alles für einem Preis, der zu Hauſe bey einer eingerichteten eigenen Oekonomie nicht billiger ſeyn könnte. Und wenn funfzig Fremde kämen, würden ſie in wenig Stunden auf dieſe Art untergebracht werden können.

Dieſe bequeme Einrichtung ſchreibt ſich urſprünglich von den Landtagen her, die hier alle ſechs Jahre gehalten werden. Die Landſtände quartieren ſich auf dieſe Art ſämtlich bey den Bürgern ein, und leben ſehr ökonomiſch.

Ich will jedem Fremden rathen, meinem Beyſpiele zu folgen, und auch Ihnen, lieber K. wenn ſie einmal in den Fall kommen ſollten, daß Sie von der ſchwarzen Furie von Dan bis Berſeba auf und ab gejagt würden.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Dresden.

Die Dresdener Bauart macht mit der Berliner einen auffallenden Kontraſt. Dieſe ſcheint auf Jahrhunderte und jene auf Jahrtauſende kalkulirt zu ſeyn. Im Durchſchnitt genommen ſind die hieſigen Häuſer ſämtlich nur ein Geſchoß höher als die Berliner. Sie fallen von Auſſen nicht ſo glänzend ins Auge, ſind aber von Innen deſto ſolider.

Ihre Verzierungen ſind größtentheils nur mit Mahlerey angegeben, aber ihre Mauern ſind von unverwüſtlichem Pirniſchem Sandſteine von Grund aus aufgeführt, und die Treppen ſind in den meiſten Häuſern von demſelben Steine feſt und mächtig gewölbt.

Die breiten langen und regelmäßigen Berliniſchen Straſſen muß man hier nicht ſuchen. Alle, die ich noch geſehn habe, ſind kurz und gebogen, und die kleinen Queergaſſen ſo enge, daß nur zwey Menſchen neben einander gehen können. Die Schloßgaſſe könnte allenfalls mit der Königsſtraſſe in Berlin verglichen werden; ſie iſt eben ſo lebhaft, und mit dauerhaftern Gebäuden beſetzt als jene, aber bey weitem nicht ſo lang, ob ſie gleich von dem einen Ende der Stadt Altdresden bis zum andern läuft. Ein großer Vorzug der Dresdener Straßen vor den Berliniſchen iſt ihre Reinlichkeit, die durch Kanäle, welche die Kaizbach durch die ganze Stadt führen, bewirkt wird. Ein achttägiger Regen kann hier nicht ſo viel Koth verurſachen, als dort ein achtſtündiger, und das bleibt für eine Stadt doch immer eine große Vollkommenheit, weil die wenigſten Leute Geld genug haben, ſich fahren oder tragen zu laſſen. Will man nun vollends der Hypochondrie entlaufen, ſo lernt man dieſe Bequemlichkeit in ihrer ganzen Gröſſe erſt recht ſchätzen.

Das Reſidenzſchloß iſt ein altes winkliches Gebäude, das nicht die geringſte architektoniſche Merkwürdigkeit hat, und ſich auf der Straſſe und auf ſeinen Höfen gleichſchlecht ausnimmt. Aber die Zimmer und Meublen ſind königlich, und überall wird es ſichtbar, daß ſie einsmals einen prachtliebenden **August** zum Bewohner hatten. Die katholiſche Kirche iſt das erſte Gebäude, was ich in ſeiner Art geſehn habe, und vielleicht je ſehen werde. Ihr Grundriß iſt ein längliches Viereck, an deſſen einem ſchmalen Ende das Hauptportal nebſt dem Thurme ſich befindet. Rundherum auf der hohen Ringmauer ſtehen rieſenmäßige Statuen von Heiligen, die das flache kupferne Dach der Kirche verſtecken, in der Ferne aber einen zu ſchnörkelhaften Anblick geben. Das Innere dieſes Tempels iſt ſo prächtig als das Aeuſſere: aber ich werde mich wol hüten Ihnen alle die Schönheiten herzuzählen, die ich, ohne Kenner zu ſeyn, bemerkt habe. Es geht der Architektur, wie der Mahlerey — man muß mit eignen Augen ſehen, jede Beſchreibung wird ekelhaft.

Gleich auf die katholiſche Kirche ſtößt die Brücke. Ich trat hinauf und labte mich an der reizenden Ausſicht von da herunter. Alle Leute, die mir begegneten, ſahen mich an, und ſahen mir nach. Anfangs bemerkte ich dies gar nicht, bis mir endlich eine Stimme, die einem langen Kerl mit einer Bärenmütze und einem ſchwarzen Barte angehörte, donnernd zurief: will er herunter da! Ich ſtutzte und ſah ihn an. Unterdeſſen kam ein altes Mütterchen herzu und ſagte: Sie müſſen auf jener Seite gehn, ſonſt haben Sie Ungelegenheit! Ich gieng alſo auf die andre Seite, und nahm einen jungen Menſchen, der hinter mir gieng, her, und fragte nach der Urſach meiner Verweiſung. Von dieſem erfuhr ich, daß die Fußgänger, die von dem Schloße oder aus der Stadt (ſo nennt man das eigentliche Dresden ſchlechtweg) nach Neuſtadt wollten, auf der rechten Seite der Brücke, und die aus Neuſtadt kämen, auf der linken gehn müßten, um zu vermeiden, daß man ſich nicht auf dem ſchmalen Fußſteige vor den Kopf rennte.

Um dieſe gute Einrichtung gehörig zu beurtheilen, müßen ſie wiſſen, l. K. daß der eigentliche Weg über die Brücke, auf welchem die Wagen fahren, von zwey ſchmälern Fußſteigen die höher ſind als der Fuhrweg, eingeſchloßen iſt. Die Fußſteige ſind etwa anderthalb Ellen hoch, zwey Ellen breit und mit Quadern ausgelegt. Wollte nun alles auf ein und eben denſelben Fußſteige hin und her gehn, ſo würde es Stöße und Gegenſtöße ſetzen, ſtatt daß man jetzt mit den Kommenden kömmt, und mit den Gehenden geht. Aber das hätte man mir doch ſagen können, ſo bald ich den falſchen Weg betrat, denn hätt' es des barbariſchen Schnurbartes nicht bedurft, und ich wäre nicht ſo herzlich erſchrocken.

Auf jeder Seite der Brücke zieht ſich ein ſtarkes eiſernes Geländer hin, und an jedem Pfeiler iſt ein Austritt in Geſtalt eines halben Cirkels angebracht, in welchen Bänke herum laufen, auf die man ſich ſetzen kann, um der angenehmen Ausſicht mit Muße zu genießen.

Wenn man über die Brücke kömmt, hat man links die Neuſtädter-Hauptwacht und den Markt, auf welchen Auguſts II. Statue zu Pferde ſteht. Sie iſt von Kupfer und verguldet. Das Roß iſt unbeſchreiblich gut bey Leibe, der König gepanzert und hat eine Stutzperücke, aber keinen Hut.

An einem der Vorderfüße des Pferdes iſt ein Hufeiſen los. Einem preußiſchen Soldaten, der hier auf der Poſt ſtand, ſtachen die ſchönen goldnen Nägel, und vielleicht das Hufeiſen ſelbſt, welches er für gediegnes Gold hielt, in die Augen, und bekam Luſt es loszuſchlagen und zu verkaufen.

Aber er ward über der Arbeit ertappt, und man jagte ihn ſechsmal durch die Spitzruthen. Dieſe Strafe war den patriotiſchen Sachſen für das heilloſe Attentat auf das Hufeiſen des Königlichen Roſſes nicht ſchwer genug; ſie ließen alſo das Hufeiſen ohne Nägel bis auf den heutigen Tag, und jedes alte Mütterchen beweiſet damit und jedes Kind weiß es, daß die Preußen ungezogene Leute ſind, die weder Gott noch Könige reſpectiren.

Dieſe kleine Anekdote ſetzt einen Charakterzug der Churſachſen, den ſie mit den Franzoſen gemein haben, ins hellſte Licht: ich meyne die Liebe zu ihrem Landesherren, er mag groß oder klein ſeyn, mag als Vater des Vaterlandes Verdienſte um ſeine Unterthanen haben, oder nicht!

Aber hier iſt ein Paroli zur Anekdote mit dem Hufeiſen. Ich habe oben geſagt, daß einmal von einem Küchenwagen eines Königs oder Churfürſten die Silberkiſte geſtohlen worden. Man brachte den Dieb heraus, und es war ein Bauer, ein urſprünglich ſächſiſcher Unterthan, der ſeinen eignen Landesvater beſtohlen hatte. Der Hufeiſendieb war Grenadier unter einem weſtphäliſchen Regimente zu Weſel: man weiß, daß der Abſchaum aller Lüderlichſten aus der ganzen Preußiſchen Armee, unter dieſe Regimenter geſteckt wird; die lüderlichſten ſind Ausländer; kein ehrlicher Pommer oder Märker ſtiehlt; das Hufeiſen gehörte nicht dem Pferde ſeines Landesherrn, ſondern einem fremden, der lange tod war —— die Silberkiſte gehörte dem lebendigen eigentlichen Landesfürſten, der Dieb war ein Innländer — und nun ziehe man die Bilanz!

Es wäre ungerecht, nun zu ſagen, die Sachſen achten Gott und ihren König nicht! es ſind gewiſſenloſe Leute, Verächter der Majeſtät! Wollte man aber ſo ſchließen, ſo hätte man eben ſo viel Gründe und noch triftigere, wenn man ſich auf die Silberkiſte beriefe, als wenn ſie ſich auf das Hufeiſen berufen.

Darum, liebe Halbbrüder, nagelt ihr das Hufeiſen wieder an, und ich erzähle die Anekdote von der Silberkiſte nicht weiter!

Sieben und zwanzigſter Brief.

Dresden.

Schon ſeit drey Tagen wandre ich in den ſchönen Gegenden um Dresden, und noch immer habe ich nicht die Hälfte der hieſigen Naturſchönheiten geſehen. Bey jedem neuen Spaziergange entdecke ich neue, und geht das ſo fort, ſo dürften Sie mich wohl einen Monat ſpäter in S** ſehen als ihr Recept beſagt. Aber wären es auch zwey Monate, wenn Sie mich nur geſund wiederſehen.

Ich muß Ihnen doch einige meiner liebſten Spaziergänge ein wenig adumbriren. Zugleich können Sie daraus ſehen, wie ich meine Zeit eintheile.

Morgens um ſechs Uhr bin ich aus den Federn, und dann gehts unfriſirt und ungepudert nach dem Plauenſchen Grunde. Der Weg dahin läuft durch die Wiltsdrufer Vorſtadt, zum Falkenſchlage hinaus, zwiſchen grünenden Saaten hin, bis an die Ufer der Weiſſeritz, eines kleinen raſchen Baches, über welchen bey einem großen Garten (mit einem Provinzial-Ausdruck Seiſewitzens genannt, weil einer der frühern Beſitzer deſſelben ein gewiſſer Baron von Seiſewitz war) eine Brücke führt. Man kann auch dieſen Garten und die Weiſſeritz rechts liegen laſſen, und gerade auf das Dorf Plauen zugehen, welches dem Grunde den Namen gegeben hat.

Wenn man das Dorf hinter ſich hat, geht der eigentliche Grund an. Auf beyden Seiten ſtreben Felſen empor, und im Thale ſtürzt ſich die Weiſſeritz über groſſe und kleine Steine dahin. Rechter Hand an dem Bergrücken hinauf wachſen mancherley Stauden und Bäume; aber linker Hand ſteht, ſobald man über eine artige noch ganz neue ſteinerne Brücke kömmt, ein kahler ſchwarzer Fels, der ſich bis an eine Mühle, die an ſeinem Fuße liegt, hinzieht, wo ſeine Oberfläche wieder grün wird, und allerley Bäume trägt. Hinter der Mühle lenkt ſich der Grund nach Südweſten; hier wird er immer ſchöner, je weiter man ihn verfolgt, und hier contraſtirt die ſanfte grüngekleidete Natur zur Linken ſehr angenehm mit der wildern und rauhern zur Rechten.

Und wenn man den einen der Felſen erſteigt, ſo öfnet ſich ein Geſichtskreis von unendlich mannigfachen Figuren und Gruppen, die im Vorder- und Hintergrunde dem angenehm-beſchäftigten Auge immer neue Abwechſelung geben, bis ſie ſich allmählig dem Horizonte immer mehr nähern, und in einen blauen Nebel verſchwimmen, der dem forſchenden Blicke in dunkler Ferne einen undurchdringlichen Vorhang entgegen hält.

Berlin und Potzdam mit allen ihren Wundern der Kunſt — wo bleiben ſie gegen den einzigen Blick, der hier in das innerſte Heiligthum der Natur drang, und mein erheitertes Herz mit Schönheiten ergötzte, die unverdorben und unbeſchnitzelt aus der liebevollen Mutterhand hervorgiengen! O, K.! hier, hier ſollten Sie ſeyn, hier ſollten Sie ſelbſt ſehen, ſelbſt fühlen, was ich zu mahlen nicht Kräfte genug habe!

Wenn ich vom Auf- und Abklettern ermüdet bin, gehe ich zurück, und trinke nahe am Eingange des Grundes meinen Kaffee, der mir nirgends ſo herrlich ſchmeckt als hier. Der Wirth iſt Hegereiter, und hat zur Bequemlichkeit ſeiner Gäſte verſchiedene kleine hölzerne Logen erbauet, an deren Fuße ein kleiner Arm der Weiſſeritz hinſtrömt.

Die Einwohner von Dresden fühlen die Schönheiten dieſer Gegend nicht mehr, und nur ſehr ſelten (gewöhnlich des Sonntags) habe ich hier einzelne Spaziergänger angetroffen.

Unterdeſſen iſt 9 Uhr herbeygekommen, und ich gehe nach der Stadt zurück.

In der Stadt ſelbſt giebt es auch angenehme Promenaden, als den Zwinger, den Brühlſchen Garten, die Allee in der Neuſtadt, der Garten der Gräfin Murſinska, Rieſchens Garten: aber ſie ſind ſein regulär beſchnitten, und mit

Kieß beſtreuet, und dieſe Schönheiten lieb' ich nicht. Jedoch die Ausſichten vom Brühlſchen Garten und dem Zwingerwall ſind Goldes werth.

Die Oſtra-Wieſe hat auch ſehr viel Anziehendes für mich und wird nach Tiſche beſucht. Drey oder vier Alleen von ehrwürdigen ſchattigten Bäumen laufen die Wieſe lang, an deren rechter Seite die Elbe hinſtrömt. Die mittelſte Allee führt auf ein kleines Luſtſchloß, Namens Urbigau, das dicht an dem Ufer der Elbe erbaut iſt, und einen kleinen Garten hat, in welchem mir die Stärke und Größe der daſelbſt unterhaltenen Lorbeerbäume beſonders auffielen. Der Garten ſelbſt iſt franzöſiſches Schnitzwerk, und das Schlößchen iſt ziemlich im Verfall, weil es vom Hofe nicht mehr beſucht wird.

Hier nehme ich mir einen Kahn und fahre die Elbe hinab bis nach Prießnitz, einem angenehm gelegenen Dorfe, mit einem artigen Landhäuschen, das dicht auf dem hohen Ufer der Elbe erbauet iſt, und einen wohlunterhaltenen Garten hat. Die Ausſicht von da herunter iſt entzückend.

Wenn man unten an der Elbe fortgeht, ſo gelangt man hinter dem Dorfe an den Ausgang eines Thales oder Grundes, den ich auf meine eigene Hand das Dresdner Paradies getauft habe. Es kann ſeyn, daß man wider dieſen Nahmen manches einwenden möchte: aber es iſt ein Nahme für mich; den ich Niemanden aufdringe, dem der Grund nicht ſo gefallen hat als mir.

Ein kleiner Bach, der aus dem Thale herrieſelt und ſich in die Elbe ergießt, war mein Wegweiſer. Zuerſt führte er mich durch ein Dorf; hinter demſelben ſtieg ich eine kleine Anhöhe hinauf, dann wieder bergab in eine grünende Ebene, wo ich meinen kleinen Bach zwiſchen Birken und Rüſtern wieder fand. Allmählich erhöheten ſich die Berge auf beyden Seiten, und das Thal ward immer tiefer und tiefer. Ein wenig betretener Fußſteig führte bald durch einzelnes Gebüſche, bald über angenehme Wieſenplänen, bald an Kornfeldern hin. Dicke Bäume ſchützten mich vor der Sonne, bis ſich nach einem halbſtündigen Wege das Thal plötzlich vor mir erweiterte und mich ein Amphitheater ſehen ließ, das die Natur mit eignen Händen, durch die gewöhnlichſten ihrer Gaben, durch Bäume, gebildet hatte. Hier warf ſich das Thal nach Mittag zu, dann wieder nach Abend, und ſomit war ich am Ende meiner Wanderung, die mich volle drey Stunden koſtete, da ſie ein Botenläufer in einer halben Stunde gegangen wäre.

Ich kehrte in einer Mühle ein und ſetzte mich in einem Baumgarten unter einem Apfelbaum nieder. Müller und Müllerin, ein junges friſches Paar, beſtrebten ſich um die Wette, mir gefällig zu ſeyn und trugen mir von ihrer beſten Milch auf. Ihre Freundlichkeit und ſtille Zufriedenheit würzten mein kleines Mahl, das mir mehr als königlich gut ſchmeckte, weil ich einen mehr als königlichen Appetit hatte.

Dieſes Thal, welches man den Schoner-Grund nennt, hat in manchen Stücken viel Vorzüge vor dem Plauenſchen Grunde, und wer blos ſanfte Naturſchönheiten ſucht, der komme hierher, ſo wird er volle Nahrung finden.

Erſt um neun Uhr des Abends verließ ich mein Paradies, das ich von nun an einen Tag um den andern beſuchen werde, denn es hat Heilkraft für Körper und Seele. Für erſtern weil man zwey Stunden von Dresden aus bis hierher zu gehen hat, und für letztere weil man hier die Schönheiten der Natur aus der erſten Hand empfängt.

Diejenigen Gegenden der Stadt, die über Neuſtadt hinaus vor dem ſchwarzen und weißen Thore liegen, habe ich nur einmal beſucht, weil ich mich vor dem Sande fürchte. Um ihm zu entgehen, ſetze ich mich bey der Brücke auf einen Fiſcherkahn, und laſſe mich die Elbe hinauf bis zu den Weinbergen fahren, die einem entgegen ſtehen, wenn man ſich von der Brücke umſieht.

Von dem Naumanniſchen Weinberg (den man aber nur betreten darf, wenn die Herrſchaft nicht da iſt) hat man eine Ausſicht, die, dem Umfange und der Mannigfaltigkeit der Gegenſtände nach, mir eine der vorzüglichſten von denen dünkte, die ich um Dresden geſehen habe. Unter dem Hauptgebäude des Weinbergs ſteht ein Häuschen ganz allein auf einer hohen Mauer, das für mich, auſſer ſeiner Nettigkeit, noch den Vorzug hatte, daß es nur meine Perſon, ein kleines Tiſchchen und einen Schemel faßte, und nichts mehr. Von da herunter trozte ich dem kleinen Gewimmel auf der Elbe, die am Fuße meines Weinberges hinfloß, und dem großen Gewimmel in der Stadt, die in ihrer ganzen Größe vor mir lag, während ſich mein Auge mit den ſchwarzen himmelanſtrebenden böhmiſchen Bergen beſchäftigte.

Auch in Pillnitz bin ich ſchon geweſen. Dieſes artige Luſtſchloß des Churfürſten liegt drey kleine Stunden von Dresden, und der Weg dahin war für mich eine angenehme Tagereiſe. Ich ließ mich von der Brücke aus bis an den Fuß des Naumannſchen Weinbergs fahren, und von da gieng ich zu Fuſſe an der Wurzel angenehmer Weinberge eine Zeitlang hin, bis ſie endlich aufhörten, und einem Felſen, der nur Stauden und Bäume hervorbrachte, Platz machten.

Bald darauf ſahe ich Pillnitz vor mir. Es liegt in einer angenehmen fruchtbaren Fläche hart am Ufer der Elbe. Zur Rechten erhebt ſich ein hoher Berg, und zur Linken breitet ſich eine Ebene aus, die in der Ferne von ſchwarzen Anhöhen umſchloſſen wird. Es ſind hier drey Schlöſſer, ein altes, das von auſſen und innen ſehr verfallen iſt, und zwey neue kleinere, die von auſſen nicht ſehr ins Auge fallen, weil ſie im kleinen ſchnörkelhaften chineſiſchen Geſchmack erbauet ſind. Der

Garten iſt franzöſiſch. Ein kleiner Theil deſſelben wird verſchloſſen gehalten, weil er dem Churfürſten eigenthümlich gehört, und zuweilen mit eignen Händen von ihm bearbeitet wird. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man hier den Fremden den ſogenannten Venus-Tempel, ein Zimmer, wo König Auguſtus II. ſämtliche Maitreſſen, von der Neitſchitz bis zur Oſterhauſen herab, nach dem Leben (wie man mich verſicherte) gemahlt, zu ſehen ſind. Es ſind ein paar ziemlich fade Geſichter darunter, die es beweiſen, daß Auguſt nichts weniger als Koſtverächter geweſen ſeyn mag.

Intereſſanter als dieſer Tempel war mir der Borsberg *) der ſich hinter Pillnitz erhebt, und deſſen Gipfel man in Zeit von einer Stunde, wenn man langſam geht, kaum erreicht. Die

---

*) Ich weiß nicht, ob ich das Wort recht ſchreibe. In Dresden ſagt man Porsberg. Nun habe ich die Gewohnheit, da jedesmal ein B. zu ſetzen, wo ein Dresdner ein P. ſetzt.

Ausſicht wird mit jedem Schritte angenehmer, und hat man vollends den Gipfel erſtiegen, ſo öfnet ſich dem Auge ein Geſichtkreis, der wenigſtens 6 bis 8 Meilen im Umfange haben muß, und eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden einſchließt. Wenn ich es nicht ſo oft, und immer vergebens verſucht hätte, Ausſichten wie dieſe, dem Auge anſchaulich zu machen, das ſie nicht geſehen hat, ſo wäre hier eine, woran ſich meine Feder meſſen könnte, aber ſie fällt mir aus der Hand, wenn mein geiſtiges Auge alle die Bilder noch einmal umfaßt, die ich vor wenig Stunden durch mein körperliches Auge meiner Phantaſie zuführte.

Auf dem Gipfel des Berges hat der Churfürſt (der ehedem ſehr oft den Berg beſtieg) einen künſtlichen Felſen aufſchichten, und in demſelben eine artige Grotte (die aber verſchloſſen war) wölben laſſen. Auf dem Gipfel des künſtlichen Felſens iſt eine hölzerne Platteforme, und von derſelben genießt man der himmliſchen Ausſicht, deren ich vorhin nur erwähnte.

Hat man den Borsberg geſehn und beſtiegen, ſo hat man alles geſehen, was Pillnitz reitzendes hat. Wer nicht bey Hofe iſt, oder ſeyn muß, hat an dieſem einſamen Orte die tödtlichſte Langeweile, und kaum kann man Hunger und Durſt ſtillen, wenn man nicht ſo vorſorglich geweſen iſt, ſich gegen beyde durch eignen Proviant zu verwahren. Ich war hungrig wie ein Löwe, als ich von dem Berge herunterkam. Man wies mich in ein Haus, und verſicherte, da könne ich alles bekommen, was ich wünſchte. Ich trat voller Freuden hinein, und that einer Mamſel oder Frau mein dringendes Anliegen kund; aber ſie ſagte: Mein Vater iſt Churfürſtlicher Bauſchreiber, und macht nicht ſait vom Gaſtgeben. Wenn aber große Geſellſchaften aus Dresden kämen, wär' es was anders. Ich bat nur um ein Butterbrod, aber abgeſchlagen! Als Uebermaaß von Gefälligkeit mußte ichs betrachten, daß mich die Dame nach einem Hauſe wies, welches ſie das Wirthshaus nannte. Hier fand ich ſauer Bier, ſchimmligtes Brod und alte Butter. Halbhungrig gieng ich fort.

Ich ließ mich über die Elbe ſetzen, und nahm an dem andern Ufer dieſes Fluſſes meinen Weg nach der Stadt zurück. Er führte mich in den ſogenannten großen Garten, der für Dresden ſo ziemlich eben das ſeyn könnte, was der Thiergarten für Berlin iſt. Aber der Churfürſt hat die angenehmern Parthien deſſelben für ſich in Beſchlag genommen, und hegt Faſanen darinn. Die Spaziergänger ſind alſo auf den einzigen Weg eingeſchränkt, der mitten durch den Garten läuft, wo ſie weder vor Sonne noch vor Staub geſchützt ſind.

Acht und zwanzigſter Brief.

Dresden.

Damit Sie ſehen, lieber K., daß ich in Dresden nicht blos ſpazieren gegangen bin, ſo will ich Ihnen einige Bemerkungen herſetzen, die ich über das Innere dieſer Stadt gemacht habe.

Dresden kann nur von wenig Seiten, dem Innern und Aeuſſern nach, mit Berlin verglichen werden, und in manchen Stücken ſind es ausgemachte Antipoden.

Von dem kriegeriſchen Geiſte, der in Berlin auch in den kleinſten Umſtänden ſo ſichtbar iſt, findet man hier nicht die mindeſte Spur*). Man ſtelle einen ſächſiſchen gemeinen Soldaten und einen Preußiſchen zuſammen; man vergleiche einen ſächſiſchen und preußiſchen Officier; eine ſächſiſche und preußiſche Wachtparade, und man wird erſtaunen. Das Donnern der preußiſchen Trommeln, und der heiſere Klang der kleinen ſächſiſchen, die den Takt mit der Muſik halten; der hüpfende Marſch eines ſächſiſchen Regiments, und der feſte erſchütternde eines preußiſchen; der ſogenannte Regimentstambour, der mit ſeinem ſilbernen betrottelten Stab vor der ſächſiſchen Parade hertanzt, und der alte Major, der vor der preußiſchen, den Mars im Geſicht und im Herzen, ehrwürdig voranreitet — ſind eben ſo viel Beweiſe, daß Preuſſen ein kriegeriſcher Staat, und daß Sachſen keiner iſt.

---

*) Hoffentlich bedarf die Freymüthigkeit eines Reiſenden keine Entſchuldigung. Es wäre unbillig, zu vergeſſen, daß er nicht tadeln, ſondern nur ſagen will, wie er die Sache geſehen; daß er überdies ein Preuſſe; und (was das ſchlimmſte) ein Hypochondriſte iſt.

d. H.

Die ſächſiſche Uniform an ſich, däuchte mir, ſchon der Farbe nach, nicht männlich genug. Ein ſächſiſches Regiment verliert ſich in der Ferne wie ein Nebel, aber ein Preußiſches ſteht da wie ein ſchwarzer dicker Wald. Die ſächſiſchen Evolutionen und Exercitien haben nicht das Feſte, Ganze und Raſche der preußiſchen. Selbſt wenn ein ſächſiſches Regiment en fronte ſteht, ſo bemerkt man die ganze Reihe hinunter ein Wimmeln: die Köpfe ſtehen nicht wie eingerammelt, die Füße nicht wie eingewurzelt, und die Kunſt des Richtens, in welcher der preußiſchen Armee keine in der Welt beykommt, iſt hier nur ein Schatten.

Und will man nun vollends das Innere der ſächſiſchen Armee vernehmen.

Die ſächſiſchen Soldaten ſind im Durchſchnitt um einen Kopf kleiner als die preußiſchen; ſie haben ein gewiſſes kleinliches Anſehen, wozu ihre Röcke, die zu lang ſind, und nicht knapp anſchließen, nebſt den unleidlichen kleinen Hüthen, die nur die halbe Scheitel bedecken, und auf ein Ohr geſetzt werden. das ihrige in vollem Maaße beytragen; aber ſie ſind auch wirklich im Ganzen genommen, um fünfzehn Jahr jünger als die preußiſchen. Einen alten Graubart (deren es unter der preußiſchen Armee ſo unzähliche giebt) der von zwey ſchleſiſchen Kriegen den Schlachten beygewohnt, und mit ſeinem Friedrich Hunger und Durſt, Froſt und Hitze Trotz geboten hat, würde man hier vergebens ſuchen. Wie ſelten hier ſolche alte unverwüſtliche Krieger ſind, können Sie ſchon zum Theil daraus abnehmen, daß hier vor ein paar Jahren einem alten Unterofficier von der Leib-Garde, der vierzig Jahr gedient hatte, ein Feſtin gegeben wurde, an welchem Generale zugegen waren, und Carmina abgeleſen wurden. Was für eine Menge Feſtins müßte Friedrich geben, wenn er alle ſeine Graubärte unter den Feld-Regimentern (denen unter der Leibgarde gäbe er nicht ein Kommißbrod mehr) ſo auszeichnen wollte!

Und die Subordination nun vollends! Junge Officiers werden, wenn ſie mit gezogenem Degen vor der Fronte ſtehn, verſpottet und ausgelacht, wenn ihre Stimme zum Commando noch nicht vollbärtig ſind. Alte Hauptleute werden (beſonders iſt dies bey der Leibgarde der Fall) öffentlich verlacht, wenn Janhagel unter der Muſkete etwas lächerliches an ihnen findet. Kein Gemeiner von der Leibgarde zieht den Hut vor einem Officier von einem Feldregimente und der Artillerie; kein gemeiner Artilleriſt vor einem Officier von der Leibgarde. Ein reitender Trabant geht vor allen Officiers, die nicht von ſeinem Regimente ſind, vorbey, ſieht ſie an, und zieht den Huth nicht. Dies geht ſo weit, daß alte Officiers, die auf die ihnen zukommenden Honneurs halten, von den jüngern ausgelacht werden, wenn ſie bey Gelegenheit einen Gemeinen an ſeine Schuldigkeit erinnern. Junge Officiers bekommen von der Compagnie, bey welcher ſie ſtehen, gewiſſe Spitznamen, bey welchen ſie genannt werden, wenn die Purſche unter ſich von ihnen reden.

Man komme nach Preuſſen und ſehe!

In Preuſſen iſt jeder Bauernſohn, und in kleinen Städten ſelbſt der Bürgersſohn, gebohrner Rekrut. Gleich nach ſeiner Geburt ſteht ſein Name in der Militair-Rolle, und mit dem ſechszehenten Jahre muß er ſich ſtellen. Hat er Geld genug ſich loszukaufen, ſo ſteht ihm der Abſchied zu

Dienſte. Kann oder will er das nicht, ſo muß er ſchultern. Jedes Regiment hat ſeinen eigenen Kanton, und die junge Mannſchaft, die in ſelbigem geboren wird (ausgenommen was zu klein oder verwachſen iſt, gehört dem Regimente dem Leibe nach erb- und eigenthümlich an, kann auch von demſelben für Geld an andre Regimenter veräuſſert, oder gegen andre vertauſcht werden. Andre Regimenter haben keine Kantons, bekommen aber Werbegelder: und dieſes ſind die ſchlechteſten unter der preußiſchen Armee, weil ſie für ein Billiges Franzoſen, Spanier, Zigeuner, Türken und Tartarn auf ihren Werbeplätzen einkaufen, und nach Preuſſen treiben.

Die enrollirten Landeskinder müſſen ſich, auf Ordre ihres Chefs, alljährlich ſtellen; die brauchbarſten werden ausgehoben und exercirt, die andern gehn zurück, bis ſie zur Muſkete reifer werden. Rekruten, die ein Handwerk gelernt haben, dürfen entweder gar nicht wandern, oder bekommen von ihrem Chef einen Paß. Bleiben ſie in der Fremde, ſo fällt ein Theil ihres gegenwärtigen und künftigen Vermögens dem Regimente, das übrige der Invalidenkaſſe zu, und ihnen wird auch nicht der Heller verabfolgt. Bey der Stellung jedes Kantons muß alles erſcheinen, und es hilft kein Sträuben, Bitten und Verſprechen; ſtellt ſich ein Obligat nicht, und läßt er ſich, ſo lange die Stellung dauert, im Preußiſchen nicht ſehen, ſo wird er als Deſerteur betrachtet, und wenn er ſich betreten läßt, weidlich abgegeiſſelt. Die Zeit der Dienſtjahre dauert unbedingt bis an ſein Ende.

In Sachſen iſt es anders:

Hier wird faſt alles mit Gewalt geworben. Will ein Bauerpurſch nicht Soldat werden, ſo nimmt er die erſte beſte Holzaxt, und erwartet in der Poſitur den Korporal und ſein Gefolge, die ihn abholen wollen. Greift man ihn an, ſo wehrt er ſich ſeiner Haut, und ſelten geht eine Werbung ohne Blut ab. Dient ein Bauerpurſch bey einem Landſtande, ſo iſt er vor allen militairiſchen Anfällen völlig ſicher, und ſein Herr vertheidigt ihn mit

Wort und That wider den Landesfürſten, und letzterer darf es nicht als Schuldigkeit anſehn, wenn ihm einer dieſer Landesverſorger ſeinen liederlichen Knecht unter die Muskete liefert. Mithin wird nur das in Sachſen Soldat, was freywillig ſich darzu entſchließt, was unter Blut und Todtſchlag dazu gezwungen wird, und was zu jung iſt, oder nicht Muth genug hat, ſich gegen die Werber zu wehren.

Der ſächſiſche Dienſt giebt Capitulation, deren Dauer ſich nach dem Alter des Rekruten richtet und von ſechs bis auf vierzehn Jahre ſteigt. Iſt dieſe Zeit um, ſo kann der Soldat entweder von neuem capituliren, oder er erhält ſeinen Abſchied, und hat nun noch Zeit genug, das Land zu bauen, und Kinder zu zeugen.

Ich verkenne das Menſchenfreundliche und den Nutzen dieſer Einrichtung nicht, und ziehe blos die Parallele zwiſchen Preuſſen und Sachſen als militairiſcher Staat. Land und Unterthanen befinden ſich beſſer dabey als im Preußiſchen;

aber die preußiſche Monarchie iſt ein Koloß, der auf viermalhunderttauſend Füſſen aufrecht erhalten werden muß, mithin iſt es ein nothwendiges Uebel; und wirklich finde ich auch nicht, daß die preußiſchen Unterthanen ſo unglücklich ſind, als man es ſich auswärts einzubilden pflegt. Will ein Soldat durch die Schranken brechen, und einem Bürger oder Bauer Schaden thun, ſo brennt die Spitzruthe augenblicklich auf ſeinem Rücken; fällt es aber in andern Ländern einer wilden Sau, einem Hirſche und einem Haſen ein, den Schweiß des unglücklichen Bauers zu zerwühlen, zu zertreten und aufzufreſſen, ſo muß ja ſäuberlich verfahren werden, damit das Wild nicht erſchrickt: und fiel es ihm ja ein, ſchützende Hände über ſein Ackerland zu breiten, ſo wäre ſeine kleinſte Strafe der Bann. Darum iſt es doch beſſer, daß ſich ein Landesfürſt (wenn er ja nichts beſſers zu thun weiß) mit dreſſirtem Wilde als mit undreſſirtem divertirt, dem bey aller Gelegenheit durch die Finger geſehen

wird.

wird. Aber bey dem allem ſind mir die 25000 Sachſen lieber als 60000 Preuſſen, die auf den Werbplätzen zuſammengerafft werden. Jene fechten für ihr Vaterland, und dieſe für acht Groſchen, weil ſie kein Vaterland mehr haben. Man hat nicht nöthig, einen Sachſen in ſeiner Garniſon einzuſchlieſſen und dreyfach zu verwahren, wie es in den preußiſchen Garniſonen der Fall iſt. Er geht wo er will, aber nie über die Gränzen ſeines Vaterlandes: die Preuſſen weht der erſte günſtige Wind hinüber.

Es vergehen hier Jahre, ehe einmal eine Spitzruthen-Execution iſt: in preußiſchen Garniſonen, die nur zwey Regimenter ſtark ſind, kein Tag. Fünfundzwanzig Stockprügel ſind hier eine ſchwere Strafe und fallen ſelten vor: fünfzig ſind dort die geringſten. Im letzten bayeriſchen Kriege ſind kaum zwanzig Mann von der ganzen ſächſiſchen Armee deſertirt; bey der preußiſchen von manchen Compagnien dreyßig.

Leztres iſt freylich zunächſt von den Regimentern zu verſtehen, die eigne Kantons haben: aber ſelbſt unter den übrigen iſt jedesmal der zweyte Mann und drüber, ein Ausländer. Die preußiſche Kavallerie nimmt nicht ſogleich allen Schofel, der ſechs Herren ſchon deſertirt iſt, und will man rechte eigentliche handveſte Preuſſen ſehen, die durch Kugeln wie durch Regen laufen, ſo müßte man die märkiſchen, pommerſchen und weſtpreußiſchen Regimenter; bey dieſen iſt Deſertion und Exekution faſt eben ſo ſelten, als bey den ſächſiſchen. Ueberhaupt iſt der gebohrne Brandenburger gebohrner Soldat; und wenn er auch unter Seinesgleichen auf ſeinen König ſchmält, ſo wollte ich doch keinem Sachſen oder Oeſterreicher rathen, unter ſeinen Augen ein Gleiches zu thun, wenn er ſich nicht bis aufs Blut mit ihm ſchlagen wollte.

Im ſiebenjährigen Kriege gab es Zeiten, wo Offiziers und Gemeine auf ihren König ſo erbittert waren, daß ſie auch keinen Fuß für ihn von der Stelle ſetzen wollten; aber kaum erſchien er vor der

Fronte und ſagte: „Nun, Brüder, ihr werdet heute einen ſauren Tag haben; aber gedenkt an euer Vaterland!“ ſo war alles wieder voller Muth und Willigkeit, und gnade Gott dem Feinde, der ihnen begegnete!

Aber dieſer mächtige Antrieb der Gegenwart fehlt der ſächſiſchen Armee gänzlich; und wird ſie nicht von andern in die Mitte genommen, ſo vermag ſie nichts, ſo brav auch die Sachſen ſind. Ihr Landesherr bekümmert ſich wenig um ſie, und ihr Kommando ſteht bey Generalen, die nicht ſo tief in den Fährlichkeiten des Kriegs gewadet ſind, als der König und einige ſeiner ältern Generäle. Ueberdies iſt der Dienſt auch nicht ſo ihr tägliches Brod, als bey den preußiſchen Chefs, die von einer Revüe zur andern nicht ablaſſen dürfen, den Dienſt zu ſtudiren, wenn ſie nicht ohne Anſehn der Perſon von dem Meiſter weidlich geſchüttelt werden wollen. Wer macht ihnen in Sachſen Vorwürfe, wenn ſie Fehler machen? Wer weiß es, daß ſie Fehler gemacht haben? Die ſächſiſchen Revüen, oder wie man ſie nennt, die Luſtlager, haben nur das mit den preußiſchen gemein, daß die Armee, ſo lange ſie dauern, unter Zelten campirt. Aber die preußiſchen ſind rigoroſe Examina, bey deren Annäherung mancher Chef ärger zittert, als mancher Kandidat vor dem Konſiſtorium.

Dagegen hat die ſächſiſche Armee einige andere Vollkommenheiten, welche die preußiſche nie erreichen wird. Hierher gehört eine vortrefliche Artillerie: ein geſchicktes Ingenieur-Korps und ein beſſer bedientes Feld-Gezeug.

Die Artillerie iſt ohngefähr 1500 Mann ſtark. Alle vier Jahre werden aus den verſchiedenen Kompagnien junge Leute ausgeſucht, die Luſt und Fähigkeit zu den Artillerie-Wiſſenſchaften haben Dieſe kommen in die Artillerie Schule zu Dresden, wo Profeſſoren, die ſelbſt praktiſche Artilleriſten ſind, über alle Fächer der Geſchützkunſt Collegia leſen. Alle Vierteljahre iſt Examen, und wer ſich nicht gehörig applicirt hat, leidet entweder Leibesſtrafe, oder wird an ſeine Kompagnie zurückgeſandt. Bey der Theorie wird auch die Praxis nicht verſäumt. Die Scholaren müſſen wöchentlich einmal ſchieſſen, und einmal im Laboratorium arbeiten. So wachſen die theoretiſchen Kenntniſſe mit den praktiſchen, und dies Inſtitut wird dadurch eine nützliche Pflanzſchule für die ſächſiſche Artillerie. Die jungen Leute, die darinn gebildet werden, avanciren im Korps. Die mindeſte Stufe, die ſie erreichen, iſt die Stelle der Feuerwerker, oder die nächſte zum Officier; die höchſte, die Stelle eines Chefs vom Korps. Aber auf dieſe Art weiß der Feuerwerker, wenn er fleiſſig geweſen iſt, ſoviel als der älteſte Hauptmann, weil er dieſelben Collegia gehört hat; und fallen einige Officiers im Kriege, ſo ſind ihre Stellen flugs mit nicht minder geſchickten Leuten beſetzt. Auch auf die Verfertigung des Geſchützes und der Schießmaterialien wird mehr Fleiß gewendet, als auf die preußiſchen.

Das Ingenieur-Korps ſteht auf eben ſo vortreflichen Füſſen, und hat ſehr geſchickte Männer, die ſich durch theoretiſche Arbeiten in der Ingenieur-Akademie, und durch praktiſche beym Feldmeſſen und bey Bauten und Schanzarbeiten, gebildet haben.

Die ſächſiſchen Stück- und Packpferde, das Kommiſſariat, und alles was zur Fortſchaffung des Feldgezeuges gehört, iſt in dem vortheilhafteſten Zuſtande. Die Stück- und Pack-Knechte werden beſſer gekleidet und verſorgt, und die Pferde ſind im Durchſchnitt um vier Louisdor beſſer. Eine Kanone, die von vier ſächſiſchen Stückpferden gezogen wird, kann von ſechs preußiſchen kaum gezogen werden.

Das einzige, was in dieſem Punkte die Unvollkommenheit der preußiſchen Armee entſchuldigt, iſt ihre Stärke. Welch eine weitläuftige Anſtalt müßte es werden, wenn die preußiſchen Artilleriſten und Ingenieurs ſo gebildet werden ſollten, als die ſächſiſchen! Wo ſollten alle brauchbare

Stück- und Packpferde herkommen, welche die für das kleine Land ſo ungeheure Armee braucht? woher alle Knechte, die mit Pferden umzugehn wiſſen? Der König muß Schuſterjungen und Schneidergeſellen zu Pferdeknechten machen, wenn nicht während des Feldzugs das Ackerland unangebauet liegen bleiben ſoll. Fünfundzwanzigtauſend Mann können aus einem Lande ſehr bequem mit allem verſorgt werden, das wenigſtens 60000 Mann halten müßte, wenn es dem Könige gehörte, und wenn er es mit Soldaten ſo voll pfropfen wollte, als es in den preußiſchen Staaten, nach ihrem Verhältniſſe gegen die kurſächſiſchen Länder, der Fall iſt.

Neun und zwanzigſter Brief.

Dresden.

Dresden, liebſter K*, iſt das Vaterland der **Chapeaubas**. Vom geringſten Kanzeliſten bis zum Miniſter, vom Kadet bis zum General, geht alles Chapeaubas. Wer in Geſellſchaft gehen wollte, und producirte ſeine Friſur vom Hute zerdrückt, und ſeine linke Seite ohne Degen, würde eine gar kahle Figur machen. Ein preußiſcher Officier, der ſich hier eine Zeitlang aufhielt, wurde in Geſellſchaft gebeten, und erſchien in Stifeln. Als ihn der Wirth auf der Treppe poltern hört, lauft er ihm in Todesängſten entgegen, und beſchwört ihn bey ſeiner Freundſchaft, Schuhe anzuziehen: er müßte ſonſt befürchten, alle anweſende Damen tödlich zu disguſtiren. Der Officier kehrt um, drückt ſeinen Hut veſt aufs linke Auge und ſagt: wer mich in Stiefeln nicht ſehen will, ſoll mich auch in Schuhen nicht ſehen!

In dem ganzen groſſen Berlin ſieht man das ganze Jahr über nicht ſoviel Chapeaubas, als man in einer halben Stunde in Dresden ſieht. Es kann keinen gröſſern Kontraſt geben, als einen preußiſchen Kavallerie-Officier, und einen ſächſiſchen Lieutenant von der Leibgarde, der in ſeidnen

Strümpfen, den Hut in der Hand, und ſtutzerhaft friſirt über die Gaſſen hüpft.

Der geſellſchaftliche Ton in Dresden iſt gegen den Berliner gehalten, unendlich ſteif. Weil er auf höchſte Feinheit kalkulirt iſt, ſo wird jedes Kompliment gehörig abgemeſſen, und jedes Wort fein auf die Goldwage genommen: daher ein gedrechſeltes, eckelhaftes Ceremoniel; daher die tödlichſte Langeweile, ſelbſt in Geſellſchaften der Mittelklaſſen, die doch ſonſt überall den Vorzug haben, nicht ſo langweilig und ſchenirt zu ſeyn, als die höhern. In Berlin ſieht man es ungern, wenn die Converſation durch das Spiel zerriſſen wird; aber in Dresden wartet man mit Ungedult auf den Spieltiſch, um Langeweile mit — Langeweile zu tödten.

Der Geiſt der Galanterie, der Sachſen vorzeiten ſo berühmt machte, iſt gänzlich verſchwunden, und mit ihm der ganze Einfluß, den er auf den geſellſchaftlichen Ton hatte. So wie der Geiſt der Liebe die Seele der Natur iſt, ſo iſt er auch die

Seele der geſellſchaftlichen Munterkeit. Aber hier darf er nicht aufblicken, wenn er nicht auf ganz kleinſtädtiſchen Fuß bekrittelt ſeyn will.

Wenn man einen Pommer und einen Sachſen zuſammenſtellt, ſo wird man zweifelhaft, ob beyde Teutſche ſind. Ueberhaupt ſcheint es, als wenn die Kurſachſen in Teutſchland das ſind, was die Franzoſen im übrigen Europa. Sie haben eben die unerſchütterliche Ehrfurcht vor ihrem Landesherren, vor dem Adel, der Jägerey, und dem geringern Miniſterium; ihr Vaterland iſt das einzige beſte; ihr Militaire iſt das tapferſte; ihr Verſtand der hellſte; ihre Sprache die reinſte; ihre Gelehrten die berühmteſten: ihr Kunſtfleiß der erfinderiſchſte, und ihr Boden der fruchtbarſte. Allen Vorzügen ihrer Nachbarn wiſſen ſie eine ſchwache Seite anzugewinnen, an welcher ſie ſich halten, und die andern darüber vergeſſen.

Ihre Gefälligkeit gegen Fremde iſt rühmlich; aber ſie beweiſen ſie auf eine Art, daß man wohl ſieht, wem man ſie zu danken hat. Daher jene zuvorkommende Höflichkeit, die man höfliche Falſchheit nennt, die aber dieſes harte Beywort nicht verdient, weil ſie faſt immer nur aus Neubegierde, oder aus dem eigenliebigen Hange ſich in den Ehren, die man andern erweiſt, ſelbſt zu Ehren, entſteht. Dieſes Attribut der feinern Welt findet man in allen Landen, nur in Sachſen unendlich häufiger, als Pommern, und das aus phyſikaliſchen und moraliſchen Urſachen, die in die Augen fallen.

Die Putz- und Modeſucht iſt hier bey weitem nicht ſo ſtark eingeriſſen, als in Berlin, und die Stände ſind nicht ſo durcheinandergemiſcht, als dort. Die Damen und Herrn ſind in den neueſten Moden immer um ein halbes Jahr hinter Berlin und Leipzig zurück, und die verſchiedenen Klaſſen der Einwohner ſind bey weitem noch nicht daran gewöhnt, eine neue Mode, ohne ſie zu begucken und zu beurtheilen, paßiren zu laſſen. Ein junger Mahler aus Leipzig, der ſich hier eine zeitlang aufhielt, und in ſeinem Anzuge gern die neueſten

Moden aus Leipzig mitmachte, war in wenig Wochen auf allen Zungen, und ward von Höhern und Geringern auf öffentlicher Straſſe mit Fingern ausgezeichnet. Dies iſt Thatſache, und wer nach Dresden kömmt, erkundige ſich einmal, bey wem er will, nach dem Leipziger Cupido, er wird ſehn! Und ſein ganzes Verbrechen beſtand darinn, daß er den erſten runden Hut trug, daß er ſein Halstuch nur locker umſchlang, und daß ſeine Röcke etwas weiter weggeſchnitten waren, als ſie in Dresden getragen wurden.

In Berlin kann einer mit einer Schellenkappe auf den Straſſen umherreiten, und man wird keine Notiz von ihm nehmen.

Dreyßigſter Brief.

Dresden.

Dresden iſt im Ganzen genommen lebhafter und beſſer bewohnt, als Berlin, wo ſich nur einige Straſſen durch beſondere Lebhaftigkeit auszeichnen. Hier wimmelt es auf allen Gaſſen von Ab- und Zugehenden, und die Häuſer ſind bis auf die kleinſte Dachſtube bewohnt. Hauptſächlich iſt dies in Alt-Dresden der Fall. Die Neuſtadt iſt bey weitem nicht ſo lebhaft und volkreich. Die Friedrichsſtadt, zu welcher man auf einer Alee von Dresden aus gelangt, ſchließt den fabricirenden Theil der Bewohner von Dresden größtentheils ein, und iſt der Sammelplatz der höchſten Armuth und höchſten Liederlichkeit. Wer in Dresden und Neuſtadt keinen Logiszettel bekommen kann, holt ſich einen von dem Amtmann in der Friedrichsſtadt, und findet daſelbſt Wohnung und Unterkunft. Die mancherley Fabriken in der Friedrichsſtadt ernähren eine Menge Menſchen, aber nur dürftig, ſo, daß ſie bey allem Fleiſſe die armſeligſte Lebensart führen müſſen. Die Handwerker, die ſich hier niedergelaſſen haben, weil die Miethen wohlfeiler ſind, als in der Stadt und Neuſtadt, geben ihre Arbeiten wohlfeiler, und entziehn dadurch den Profeſſioniſten in der Stadt manchen Kunden. Die meiſten Häuſer der Friedrichsſtadt ſind von Holz und nur leicht hingebaut.

Weil der Hof den Sommer über in Pillnitz lebt, ſo verliert die Stadt dadurch einen groſſen Theil ihrer Lebhaftigkeit. Die adelichen Familien folgen ſeinem Beyſpiele, ziehen aufs Land, und kommen erſt zum Winter zurück. Die Familien aus der Mittelklaſſe, welche Weinberge um Dresden beſitzen, beziehn dieſe gleichfalls, ſo lange die ſchöne Jahrszeit dauert, und auf dieſe Art verliert Dresden auf allen Seiten an Lebhaftigkeit. Darum ſind des Sommers die Promenaden und öffentliche Oerter ſo leer, daß man in Verſuchung geräth, die Dresdner für ſehr wirthſchaftliche Leute zu halten, die fein zu Hauſe bleiben, und ſich unter ihrer Familie divertiren.

Wirthſchaftlich ſind ſie, das iſt gewiß, aber nicht aus Trieb, ſondern weil ſie müſſen. Sie ſind, eins in das andre gerechnet, um einen guten Theil ärmer, als die Berliner, ob ſie gleich nicht ſo depenſiren, als dieſe. Hier ſetzen ſich drey bis vier junge Leute um eine kleine Flaſche, und trinken aus ganz kleinen Gläſerchen; in Berlin nimmt gewöhnlich der Mann eine Flaſche, und man trinkt aus groſſen, hohen Gläſern, wo die ganze Flaſche auf einmal hineingegoſſen wird.

Hier habe ich Weiber geſehn (und das war mir ſehr lächerlich) die ein Kopfzeug trugen, und Waſſer vom Brunnen holten; in Berlin halten ſich die Köchinnen, die nur ein wenig aus ſich machen, Weiber und Mädchen, die ihnen das Waſſer holen, und andere Arbeiten verrichten müſſen, die ihnen zu niedrig dünken.

Die Dresdner Profeſſioniſten ſind ſämtlich arme Leute, aber kein Wunder. Mit dem Schlage ſechs im Sommer, und im Winter mit dem Schlage vier, wird Nadel, Hammer und Pfriem beyſeite gelegt, und zu Biere gegangen. Das Bier iſt theuer, weil es aus den umliegenden Dörfern herbeygeſchaft wird. Man brauet zwar in Dresden ein leichtes Bier, aber jeder honette Schuſter würde ſich ſchämen, in eine Tabagie zu gehn, wo man Stadtbier ſchenkt. Es wäre freylich um ſechs Pfennige auf jeden Krug wohlfeiler, und auch wohl für ſeine ſitzende Handthierung geſünder, aber es iſt kein Dorfbier. Er nimmt alſo alles, was er den Tag über verdient hat, zuſammen, und trinkt ſo lange, als er kann, während ſeine Familie zu Hauſe Waſſer oder Coffend trinkt, und trocken Brod ißt.

Der Ton in den Dresdner Tabagien iſt von dem in den Berliniſchen himmelweit unterſchieden. Man ſpricht hier mit der größten Achtung vom Landesherrn und ſeinen Verfügungen und ſucht hier lieber das Gute derſelben auf, ſtatt daß ſich die Brandenburger beſtreben, das Böſe aufzuſuchen. Man ſagt hier nicht anders, als: *Der gnädige Kurfürſt; unſere gnädige Herrſchaft;* und ihren König glauben die

Brandenburger recht höflich zu behandeln, wenn ſie ihn ſchlechtweg den Alten nennen.

Wenn der Kurfürſt nach Annaburg zur Jagd geht, ſo ſind die erſtaunend ängſtlichen Fragen: Iſt er glücklich angelangt? Wird ſich der gute Herr auch gut divertiren? Wird er bald wiederkommen? Und wenn er zurückkömmt, ſo weiß es in kurzer Zeit ganz Dresden, wie viel Hirſche er geſchoſſen, und wie viel Enden ſie hatten. Es iſt ein allgemeiner Jubel, wenn man ihn glücklich wiederſieht, und ſchon zwey Stunden vor ſeiner Ankunft ſtehen Schaaren von Männern und Weibern, von Jungen und Alten, vor dem Schloſſe, und alles drängt ſich, den Hut vor ihm zu ziehn. König Friedrich fährt durch Berlin, und kaum ſieht man ſich nach ihm um, vielweniger daß man ſtille ſtehn, und ihn mit einem devoten Bückling ſalutiren ſollte.

Ein und dreyßigſter Brief.

Dresden.

Ich nehme zurück, lieber K., was ich Ihnen in meinen letzten Briefen von der Allzufriedenheit der Kurſachſen in ihrem Lande, ihrer Regierung, Landesverfaſſung und ſich ſelbſt ſchrieb; denn ich habe einen Malcontenten, der für ſich wenigſtens eine Ausnahme davon macht.

Ich war geſtern in einer Geſellſchaft, wo ſich glücklicherweiſe etliche gute Köpfe zuſammenfanden. Ein Mann in einem ſimpeln grauen Rocke, und der nicht Chapeaubas gieng, machte mich vor andern aufmerkſam, weil er wenig aber ſehr gut ſprach, und keine geſchraubten Komplimente machte. Gegen Abend, als ſich die Spieltiſche formirten, ſahe ich ihn in den Garten gehen, und folgte ihm nach, da ich ſelbſt nicht ſpiele. Wir beredeten uns zu einem etwas weitern Spatziergange. Das Geſpräch fiel unter uns auf preußiſche und ſächſiſche Landesverfaſſung, und ich fühlte gar bald, daß mein Begleiter mit letzterer nicht ſehr zufrieden ſey. Dies Phänomen war mir in Sachſen neu; und um es beſſer zu beobachten, nahm ich eine Zeitlang die Parthie von Kurſachſen gegen Preuſſen. Mein Mann wurde warm. „Vertheidigen ſie nicht, was jeder Hellſehende anders ſieht! fieng er endlich an. Sachſen bedürfte eines Friedrichs, der ſelbſt ſieht und ſelbſt hört, wenn es in wenig Zeit die Stufe ſeines Flors, von welcher es unter unſern beyden Königen von Pohlen und durch den ſiebenjährigen Krieg herabſank, wieder erreichen ſollte. Die Verdienſte unſers Kurfürſten um das Land ſind unleugbar. Seine Wirthſchaftlichkeit gehörte darzu, um den zerrütteten Finanzen des Landes wieder ſo gut aufzuhelfen. Sein milder, menſchenfreundlicher Karakter, und das unverkennbare Beſtreben, die Liebe ſeiner Unterthanen zu gewinnen, ſind edel und rühmlich; aber es wären noch andre Fächer da, in welchen er ſich den erworbenen Ruhm eines Vaters ſeiner Unterthanen für die Ewigkeit veſt begründen könnte. Die Juſtiz bedürfte einer totalen Reform; die Jägerey ſollte weniger Anſehn und Gewalt über den Landmann; die Gelehrſamkeit Preßfreyheit; die Religion Aufklärung; und Manufakturen, Fabriken und Handel mehr Aufmunterung haben.“

„Hier iſt noch ein groſſes Feld zum Handeln, aber er erfährt es nicht, was noch alles zu thun wäre!“

„Die preußiſchen Unterthanen haben wahrlich nicht Urſache, ſich über Abgaben zu beſchweren. Der preußiſche Bauer weiß, was er giebt. Vater und Großvater haben ſchon contribuirt, was er contribuirt, und er weiß, daß dem Landsherren alles, bis auf den Groſchen, genau berechnet werden muß. Hirſche, Sauen und Haſen zertreten und zerfreſſen ihm ſein Korn nicht, und Förſter dürfen ihn nicht tyranniſiren. Er hat nicht nöhig, mit einem Ochſen und einem Pferde zu pflügen, nicht nöthig, im linnenen Kittel und baarfuß zu gehen. Die dürrſten Gegenden der Mark haben kaum ſo armſelige Bauren, als die fettſten Gegenden in Sachſen.“ —

Hier wurden wir unterbrochen. — Hätten Sie ſolch eine Declamation von einem Kurſachſen, und mitten in Dresden vermuthet, lieber K*? Auch mir fiel ſie auf, und noch weiß ich die Quelle nicht, aus der ſie eigentlich floß; denn ich kenne meinen Mann, der ein hieſiger Kaufmann iſt, noch nicht genau. Allein ich will ihn näher kennen lernen, und um mich her beobachten.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Dresden.

Dresden leidet in Rückſicht der Gelehrſamkeit und Freyheit, zu denken und zu ſchreiben, gar keine Vergleichung mit Berlin.

Es giebt hier nicht eine ſolche Menge von groſſen Männern aus allen Fächern der Gelehrſamkeit, als dort. Die Freymüthigkeit, womit man dort raiſonnirt und ſchreibt, würde einem hier übel bekommen. Es liegt ſchon in dem Karakter der Sachſen, daß ſie weniger freymüthig ſind, und ihr Misfallen an etwas, lieber durch Achſelzucken als durch Worte auslaſſen. Ueberdies drückt ihnen auch ihre gewöhnliche Vaterlandsliebe die Augen gegen manches zu, was einer ſcharfen und freymüthigen Unterſuchung und Rüge bedürfte; und eine gewiſſe Schüchternheit, die mit dem kleinſten Worte zu beleidigen fürchtet, iſt ihnen gleichſam angebohren.

Doch iſt dies nur der Fall, wenn der, den ſie durch Freymüthigkeit zu beleidigen fürchten, in der Nähe iſt. Iſt er aber entfernt, und kann ihnen nicht ſchaden, ſo werden ſie auf einmal muthig, und ſtürzen alles warm über ihn her, was bis daher tief in ihrem Innern unter dem Mantel der Freundlichkeit verborgen blieb.

Wahrheiten alſo, die ihrem Vaterlande und ſeinen Bewohnern durch unverhohlene Bekanntmachung nützen könnten, werden in Sachſen weder geſagt, noch geſchrieben; und thut es ein Ausländer, ſo hat er mit allen möglichen Chikanen der gekränkten Eigenliebe zu kämpfen. Man glaubt ihm nicht, (und er kann froh ſeyn, wenn es dabey bleibt) denn, wie kann ein Ausländer Dinge beſſer wiſſen, als ein Innländer? Leztrer würde doch auch den Mund aufthun, wenn er Misbräuche ſähe, und würde nicht ſo lange warten, bis ein Fremder käme, und ſie rügte? In dieſem Wahne ſchläft man einen verderblichen Seelenſchlaf fort, und kömmt nicht weiter.

Und wollte nun auch einer friſch herausſagen, was ihm auf dem Herzen liegt, ſo wird es ihm unmöglich gemacht. Die Cenſur in Dresden iſt ſo ängſtlich, als ſie in Thereſiens Zeiten in Wien kaum geweſen ſeyn kann. Ein Schriftſteller, mit dem ich hier von ohngefähr in Bekanntſchaft kam, wollte ein Manuſcript, die Geſchichte der Galanterien Karls II. von England, drucken laſſen. Man gab es ihm zurück, und unterſagte den Druck, weil man fürchtete, den Engliſchen Geſandten dadurch zu beleidigen.

Um alles in der Welt, den engliſchen Geſandten! von dem man vorausſetzen konnte, daß er ſeine Nation, engliſch politiſche Blätter, und den Ton kannte, in welchem man darinn ſpricht?

Darum iſt auch der Buchhandel in Dresden höchſt unbedeutend, und ſeine ganzen Geſchäfte treibt er mit Verlagsartikeln andrer, oder mit neuen Auflagen alter Schriftſteller, mit kriegswiſſenſchaftlichen Büchern, ſchlechten Romanen, elenden Theaterſtücken, und mit Noten. Freymüthige Unterſuchungen über Religion, Politik, Staatswirthſchaft, finden keine Setzer.

Die Cenſur ſteht bey dem Konſiſtorium. Da dieſes aber nicht Zeit und Luſt hat, Manuſcripte zu leſen und zu prüfen, ſo giebt es dem Rektor von der Kreutzſchule ein Gewiſſes, nach Verhältniß der Schwäche und Stärke des Manuſcripts, und dieſer bricht über das Buch den Stab, aus welchem Fache und welcher Fakultät es auch ſeyn mag.

Ein Wochenſchriftſteller hatte in ſeiner Schrift bey Gelegenheit einer Geſchichte, die ſich in Pillnitz zutrug, die Hofleute Schranzen genannt, 3 und es fehlte wenig, daß er nicht ſeine Stelle bey der Regierung darüber verlohren hätte; ein andrer hatte geſchrieben: die Kreuzkirche könnte fertig ſeyn, wenn ſich nicht ſo viele Hände in den Bau-Kollekten gewaſchen hätten; dafür verfolgte man ihn mit groſſem Grimme, und das Konſiſtorium (es war ein Kandidat der Theologie) ſprach ihm alle Fähigkeit ab, dereinſt mit Glück in dem Weinberge des Herrn zu arbeiten. Er iſt ſeit acht Jahren Kandidat, und dürft' es auch wohl noch andre acht Jahre bleiben. Wer ſollte da Muth genug haben, zu ſagen, was er denkt?

Deshalb legen ſich die meiſten hieſigen Schriftſteller auf Fächer, wo ſie nicht mit der Freyheit, zu denken, in Kolliſion kommen. Man macht deſto mehr Verſe, Romane, Komödien und Gebetbücher, und flieht vor freyen Unterſuchungen in der Statiſtik und Religion. Aber wer kann es ihnen unter den angegebenen Umſtänden verdenken?

Jedes Theaterſtück, das aufgeführt werden ſoll, wird vorher ſcharf geprüft, und jede Stelle, wovon der ** und der ** und die ** Anſtoß nehmen könnten, wird ohne Gnade durchſtrichen. Jn dem dunkelſten Städtchen unſers Vaterlands müſſen **Großmanns** Sechs Schüſſeln nicht ſo grauſam mitgenommen ſeyn, als hier in der Reſidenz von Kurſachſen; und der Direkteur, der den heilloſen Einfall, den Nathan (wie Döbbelin that) aufs Theater zu bringen, hier in Dresden haben wollte, würde verdammt werden in ſæcula ſæculorum.

Drey und dreyßigſter Brief.

Dresden.

Die hieſigen Schulen ſind noch ganz nach dem Zuſchnitte des vorigen Jahrhunderts eingerichtet. Man treibt hauptſächlich alte Autoren, und was dahin einſchlägt. Praktiſche Geographie, pragmatiſche Geſchichte, neuere Sprachen, Uebungen im teutſchen Styl, werden völlig vernachläßigt. Ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, lieber K*, daß ich durchaus nicht für die Schulen bin, wo man aus den Schülern Belletriſten zieht; aber ſie völlig unter den Alten verſauern zu laſſen, iſt eben ſo ſchädlich.

Und nun vollends die ſo geſchmackloſe als lächerliche Tracht der Schüler. Ein Junge von zehn Jahren erſcheint vom Kopfe bis zu den Füſſen ſchwarz, und hat eine Perücke auf, die man jetzt einem alten Pfarrer von ſechzig Jahren kaum verzeihen würde. Solche eckelhafte Pedanterey in der Hauptſtadt eines Landes, das ſich für das helleſte, feinſte und geſchmackvollſte in Teutſchland hält!

Weil die hieſigen öffentlichen Schulen ſchlecht ſind, ſo behilſt man ſich gröſtentheils mit Hofmeiſtern und andern Privatlehrern. Dieſe ſind Kandidaten der Theologie, die man hier durchgängig mit dem Namen Magiſter belegt. Wenn man hier über eine Straſſe gehet, ſo iſt jedesmal der fünfte Mann, der einem begegnet, gewiß ein ſolcher Magiſter, und ich bin ſicher, daß ihre Anzahl hier über dreyhundert ſteigen muß. Sie laufen den ganzen Tag von einem Hauſe in das andre, und verdienen mit ihren Lektionen kaum ſoviel, als hinreicht, ein dürftiges Leben durchzuſchleppen. Sie ſind alle (man komme und ſehe ſelbſt) dürr, blaß und kränklich, und werden bis vierzig Jahre alt, ehe ſich das Konſiſtorium ihrer erbarmt, und ihnen eine Pfarre giebt.

Die Einwohner von Dresden ſind gute Chriſten, aber man hört nicht, daß neue Meßias unter ihnen aufſtäuben. Sie ſcheinen von Pietiſterey und Heterodoxie gleichweit entfernt zu ſeyn; ſingen aus ihren alten Geſangbüchern alte Lieder, und erbauen ſich von Herzen an den Predigten alten Styls ihrer Lehrer. Aber gewiß iſt es, daß Kinder in Berlin über gewiſſe abergläubiſche Meynungen lachen würden, die ich hier von alten ausgewachſenen Männern habe vertheidigen hören.

Unter dem gemeinen Manne iſt der Aberglaube noch ganz zu Hauſe. Alles, was man von Hexen, ſchwarzen Böcken, Währwölfen, Geſpinſtern und ähnlichen Hirngeſpinſten ſagt, glaubt er in ſeiner ganzen Stärke, und lieſſe ſich eher todſchlagen, als eines beſſern überzeugen. Ich rede hier nicht von den Bewohnern der ſächſiſchen Dörfer, ſondern von den Bewohnern der Hauptſtadt. So leicht ein Theil des Berliniſchen gemeinen Volks durch Religionsſchwärmerey zu erhitzen iſt, ſo leicht wird es hier, Geſpenſtergeſchichten und Zaubereyen in Umlauf zu bringen; und es iſt noch nicht ſehr lange, daß bey einem der hieſigen Gerichte im völligſten Ernſt über eine Behexung lange Unterſuchungen angeſtellt wurden. In Berlin zeigen die Führer des Volks ihren Unglauben durch Staupenſchlag und Zuchthaus, die dem Meßias auf dem Fuß folgen: aber hier ſind ſie noch nicht ganz überzeugt, daß es wirklich keine Hexen mehr giebt.

Vier und dreyßigſter Brief.

Dresden.

Die ſchönen Künſte blühen in Dresden friſcher, als die Gelehrſamkeit. Die hieſige Mahler-Akademie hat einige vorzügliche Lehrer und Schüler, und wird vom Hofe mehr unterſtützt, als die Berliner. Die Fundgrube alles Schönen, die hieſige Gemählde-Gallerie ſteht den Schülern offen, doch mit der ſeltſamen Reſtriction, daß ſie die aufgeſtellten Gemählde nicht ganz, ſondern nur theilweiſe kopiren dürfen. Ob man beſorgt, daß durch Kopiren der Werth der Originale vermindert werde? Eine wunderbare Grille, die aber den Schülern höchſt läſtig und ſchädlich ſeyn muß!

Aus Chodowiecki, und den übrigen Berliner Künſtlern, die alltägliche Natur darſtellen, macht man hier nichts, man idealiſirt lieber, und kopirt ſogenannte ſchöne Natur. Noch keinem Mahler oder Zeichner von der hieſigen Akademie iſt es gelungen, eine lebendige Scene aus der Geſellſchaft darzuſtellen: ſie begnügen ſich mit idealiſchen, griechiſchen Profilen, und nach Lebendigkeit und Ausdruck wird nicht gefragt. Will man ſich davon überzeugen, ſo ſehe man einmal die jährliche Ausſtellung der Akademie, oder, wenn man will, auch die Zeichnungen von Schenau zu Meißners Alcibiades, oder zu Wezels Herrman und Ulrike. So zeichnet der Meiſter, ſo zeichnen die Jünger.

Der Schauſpiel-Liebhaber findet hier nur im Winter Nahrung. Im Sommer kommen nur kleine herumziehende Truppen hieher, die vor dem ſchwarzen Thore auf dem ſogenannten Bade, einem Kaffeegarten, ſpielen. Dieſen Sommer iſt ein gewiſſer Simoni mit einer Geſellſchaft von Kindern hier, und giebt Pantominen und Ballets. Die Kinder hat er aus Dresden zuſammengeſucht und eingeſpielt. Er ſorgt für ihren Unterhalt und Kleidung, giebt ihnen aber keine Gage, ſondern verſpricht ihnen nach drey Jahren (wenn ſie ſo lange bey ihm aushalten) neben einer vollſtändigen Ausſtattung, auch eine Summe Geldes. Ich zweifle nicht, daß den armen Eltern dieſer Kinder dadurch ein groſſer Gefallen geſchieht!

Uebrigens leiſten die Kinder alles, was man nur verlangen kann, und was ſie nach der kurzen Zeit, die ſie auf dem Theater ſind, und nach den Fähigkeiten ihres Directeurs leiſten können. Seine Pantominen ſind Farcen, ohne Witz und Geſchmack; ſeine Ballets beſſer (er iſt auch eigentlich nur

Tänzer)

Tänzer) und ihrentwegen geht man wohl zunächſt in ſeine Vorſtellungen.

Wie ich höre, ſo hat man neuerlichſt Kurſachſen, namentlich Leipzig und Dresden, als die hohe Schule der teutſchen Sprache einweihen wollen. Guter Genius unſerer Sprache, was meynſt du dazu? Es iſt gewiß, daß nicht leicht ein verhunzteres Teutſch geſprochen werden kann, als in Dresden. Von dem Vornehmſten bis zum Geringſten ſagt hier alles: keen (kein) Beene (Beine) Ogen (Augen) kehabt (gehabt) drachen (tragen) vehütten (behüten). Kott vehüte, taß tieſer Tialekt nich allgemeen ahnkenommen werde!

Fünf und dreyßigſter Brief.

Dresden.

Die hieſige katholiſche Gemeine iſt ziemlich ſtark, aber allen rechtglaubigen Sachſen ein Dorn im Auge. Denn ihre Kirche iſt die prächtigſte; ihre Geiſtlichen haben ſehr reiche Meßgewänder; und viele Stellen in der niedern Klaſſe der Dienerſchaft, als Kammerdiener, Hayducken und dergleichen, werden aus ihrem Mittel beſezt. Ich habe von angeſehenen Leuten ſehr ernſthaft behaupten hören: Sachſen könne nimmer zu ſeinem vorigen Flor gelangen, ſo lange der Landesherr katholiſch bleibe. Von einigen Seiten betrachtet, iſt dies allerdings wahr! ſoll aber der bloſſe römiſche Glaube dies bewirken, ſo iſt es falſch; denn er wird dergeſtalt im Zaum gehalten, daß der Kreis, auf welchen er, oder vielmehr ſeine Lehrer, Einfluß haben, ſehr eng iſt, und ſich nicht über die Ringmauren des Schloſſes verbreitet.

Mag doch der Pabſt die Gebeine eines Heiligen ſchicken, und dafür ein reiches Präſent nehmen; mögen doch der Beichtvater des Landesherrn und ſein Kammerdiener immerhin katholiſch ſeyn; ſo lange die Landſtände in Sachſen ihr jeziges Gewicht behalten; ſo lange ſie dem Landesherrn geradezu verbieten können, auf den Thurm ſeiner Kirche eine Glocke zu bringen, ob ſie gleich ſchon ſeit Jahren gegoſſen iſt; ſo lange den Katholiken der Zutritt zu den höhern Staatsbedienungen verſchloſſen iſt, hat Sachſen den propagirenden Geiſt des Katholiciſmus nicht zu fürchten. Selbſt der Eifer der Sachſen für das Lutherthum bürgt vor allen gefährlichen Folgen von dieſer Seite; denn bis jetzt ſind die Proſelyten, welche die katholiſchen Geiſtlichen gemacht haben, nur immer Leute von ſehr zweydeutiger Art, Baugefangene, Reitknechte und dergleichen geweſen, die vielleicht morgen Juden und Türken würden, wenn ſie dadurch einer Strafe entgehn, oder ſie wenigſtens mildern können, wenn es unmöglich iſt, ihr zu entgehen. Kein redlicher Sachſe iſt noch katholiſch geworden, ſo lange er ſein Durchkommen als Proteſtant finden konnte; that ers aber aus Noth, oder um ſich zu pouſiren, nun, ſo hatte er Beiſpiele vor ſich.

Die hieſige ſogenannte Böhmiſche Gemeine beſteht aus Hußiten, die der Verfolgungsgeiſt aus Böhmen verjagt hat. Sie ſind ihrem Huß ſo veſt ergeben, als die Lutheraner ihrem Luther, und die Katholiken ihrem Pabſte. Auf jedem Fall hat **Dresden** ſehr thätige Einwohner an dieſen wackern Leuten. Sie nähren ſich hauptſächlich vom Gartenbau, und haben ihn zu groſſen Vollkommenheiten gebracht, welches um ſo rühmlicher für ſie iſt, da man ihnen den klaren Sand dazu angewieſen hatte. Die ganze bebauete Strecke vor dem ſchwarzen Thore, **der Sand** genannt, iſt zuerſt von dieſen böhmiſchen Refugies angebauet worden, und durch unermüdeten Fleiß haben ſie die Unfruchtbarkeit des Bodens ſo weit bezwungen, daß ſie ihren Unterhalt daraus ziehen können. Ihre Kirche ſteht zwiſchen dem Pirnſchen- und See-Thore, und iſt ein altes, finſteres Gebäude. Ihr Kirchhof iſt deſto brillanter. Er iſt mit Grabſteinen, worunter einige ſehr geſchmackvoll und prächtig ſind, ſo eng beſetzt, daß ich mich wundere, wo man noch Platz zu neuen Gräbern hernimmt. Die vornehmſten Leichen werden hier beygeſetzt, und unſer Rabener liegt hier auch begraben.

Die Reformirte Gemeine iſt hier klein, und nicht ſo wohlhabend, als ich ſie meiſt in andern Städten gefunden habe. In wiefern ihre Glieder hier, als Bürger eingeſchränkt ſind, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ſie als Reformirte weder Thurm noch Geläute haben.

Die Judenſchaft iſt ſtark, und ſcheint nicht arm zu ſeyn. Ihr Oberhaupt iſt ein baroniſirter Jude, Eibenſchütz mit Namen, der ſehr reich iſt, aber auch für den Umtrieb ſeines Geldes auf mancherley Art ſorgt. Er lebt zum Beiſpiel mit Mätreſſen, die er ſehr glänzend unterhält, und dieſe halten ſich von ihrem Ueberfluſſe wiederum einen oder ein paar glatte Fähnriche, die das hebräiſche Geld ſehr gut anzulegen wiſſen, und die

Koffeewirthe, Kartenfabrikanten, Weinſchenken, Pferdeverleiher und Lohnkutſcher damit in Nahrung ſetzen. Sonſt iſt hier die Judenſchaft im eigentlichen Verſtande ecclesia pressa, ob man gleich ihre hübſche Weiber und Mädchen recht wohl leiden mag.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Dresden.

Wenn ich Ihnen Langeweile machen wollte, lieber K**, ſo beſchriebe ich Ihnen, was ich in dem hieſigen Kunſt- und Naturalien-Kabinette, auf der Bibliothek, Gemählde-Gallerie, in der Rüſtkammer, im Zeughauſe und in dem grünen Gewölbe, Schönes und Herrliches geſehen habe; aber ich weiß zu ſehr, wie mangelhaft jede Beſchreibung der Art ihrer Natur nach werden muß, ſo genau, lebhaft und feurig ſie auch behandelt werden möchte. Solche Sachen muß man ſehen. Aber gewiß iſt es, daß Dresden hierinn einen

Schatz beſitzt, der ſchier unſchätzbar und unermeßlich iſt, und in keiner andern Stadt, vielleicht Paris und London ausgenommen, in der Vollſtändigkeit neben einander gefunden werden kann.

Alſo lieber noch ein paar Anmerkungen über die lebendige Natur in Dresden.

Die Sittenloſigkeit, die in Berlin faſt in allen Ständen, beſonders unter jungen Leuten eingeriſſen iſt, findet man hier nicht in dem Grade. Gewiſſe Liederlichkeiten ſind hier nicht privilegirt, und die Polizey macht es den jungen und alten Wüſtlingen ſchon ſchwerer, in dieſem Punkte auszuſchweifen. Alle Geſellſchaften, ehrbare und liederliche, gehen hier um zwey Stunden früher auseinander, als in Berlin, und nach eilf Uhr begegnet einem noch ſelten jemand, da es dort um ein Uhr noch nicht leer auf den Gaſſen iſt. Verdächtige Häuſer werden hier von Zeit zu Zeit durchſucht, und die weiblichen Nachtvögel, deren

Element Finſterniß iſt, werden fleißig eingefangen, und eine Zeitlang in den Kaſten geſperrt. Daher iſt das Uebel, das jetzt die halbe Welt ſo allgemein verheert, hier noch nicht ſo ſtark eingeriſſen, als in Berlin, und dürfte auch in Zukunft hier nicht ſo verheerend werden, als dort, und dies aus verſchiedenen Urſachen.

Jeder junge Menſch, vom Tambour an bis zum unverheyratheten Kammerherrn hinauf, ſucht ein Mädchen auf ſeine eigene Hand zu bekommen, weil es hier keine öffentliche Abtr** giebt. Der Tambour ſucht ſich eine Köchin, und der Kammerherr findet wohl eine Stickerin oder Putzmacherin die ihm entweder Weſten ſtickt oder Manſchetten näht, und die Arbeit auf die Stube bringt, oder er hält ſich, wenn er Geld genug hat, eine eigene Mätreſſe. Die ſächſiſchen Mädchen haben ein gar ſanftes, menſchenfreundliches, zärtliches Herz, und laſſen ihre Liebhaber nicht lange girren. Auf dieſe Art finden beyde Geſchlechter was ſie ſuchen unter vier Augen, und es bedarf hier keiner öffentlichen Tafeln, wo Kuppler und Kupplerinnen vorſchneiden, und mit einem: Iſts gefällig? Krethi und Plethi herzunöthigen. Die Anzahl der liederlichen Häuſer iſt aus dem Grunde nach Verhältniß der Gröſſe der Stadt ſehr klein, und ſie werden nur von den allergeringſten Ständen, gemeinen Soldaten, Schiffern, Handwerksburſchen u. ſ. w. beſucht. In Berlin iſt die Geſellſchaft glänzender.

Alles, was um und an dem Hofe iſt, muß ſich einer ſtrengen Ehrbarkeit befleiſſen, weil der Landesherr Ausſchweifungen der Art nicht duldet, und dies erſtreckt ſich bis auf die Schauſpielerinnen und Opernſängerinnen. Laſſen ſie ſich über Galanterien betreten, ſo ſind ſie ihres Abſchiedes gewiß, und es hilft weder Fürſprache noch angelobte Beſſerung. Dadurch werden die Anlagen zur Intrigue, die dieſem Theile des weiblichen Geſchlechts eben das ſind, was andern die Luſt iſt, zwar nicht getilgt: aber man nimmt ſich doch mehr in Acht, und giebt kein öffentliches Aergerniß. Auch auf die männlichen Mitglieder der Oper und des Schauſpiels hat man ein wachſames Auge, weshalb auch die hieſigen Truppen die Vorwürfe nicht treffen, die man in andern Ländern und Städten ihren Zunftgenoſſen zu machen pflegt.

Ueber eheliche Treue wird hier auch noch mehr gehalten, als in Berlin, und Gatten und Gattinnen können auch im vollen Ernſte eiferſüchtig werden.

Die hieſigen Mädchen ſind auch um vieles friſcher, als in Berlin, und man findet noch alle Gaben der freundlichen Mutter Natur in Fülle nebeneinander. Sie ſind auch weit genügſamer, und koſten ihren Liebhabern nicht die Helfte, was die berliniſchen koſten. Sie gehen gern meilenweit zu Fuſſe, was ich einer Berlinerin, die nur ein wenig auf ſich hält, nicht zumuthen möchte.

Die gemeinen Mädchen halten ſich hier weit netter und reinlicher als in Berlin, und keine gienge über die Gaſſe, wenn ſie nicht vorher ihre Haube in Ordnung gebracht, und eine weiſſe Schürze vorgebunden hätte. Das einzige, worüber ihre Herrſchaften klagen, iſt ihr mitleidiges Herz: ſie können es nicht anſehn, daß ihr ſchnurbärtiger Liebhaber hungert; deshalb werden oft kleine Defekte in der Räucherkammer und dem Keller bemerkt.

Uebrigens iſt hier alles, was zum Lebens-Unterhalt und zur Kleidung gehört, wenigſtens um zwanzig aufs hundert wohlfeiler, und mein hieſiger zweymonatlicher Aufenthalt koſtet mich kaum ſoviel, als der dreywöchentliche zu Berlin.

Und nun, lieber K., was meynen Sie? ſoll ich zurückkommen, oder wollen Sie mich noch ein achtzig Meilen weiter jagen? Wenn mir nicht recht wohl wäre, würden Sie es längſt wiſſen; aber Sie ſehn, daß mir in zehn Briefen keine einzige

Jeremiade mehr entfahren iſt. Eſſen und Trinken ſchmeckt mir, und mein Geiſt iſt ſo heiter, als er ſeit Jahren nicht geweſen iſt. Meynen Sie aber, daß es hiermit noch nicht gethan ſey, ſo geben Sie mir einen Wink, und ich ſetze meinen Stab nach Wien. Ihr nächſter Brief muß mir Ordre mitbringen. Bis dahin —

Ihr ***

An die Leſer.

Man hat unrecht, die Laune dieſes Wanderers anzufeinden. Er ſagt, warum er reiſe: und ſich über den Mann beſchweren wollen, hieſſe ihm verbieten, krank zu ſeyn. Als Hypochondriſte läuft er, um ſeinem Blute eine freyere Cirkulation zu verſchaffen; mühſam ſind ſeine Schritte, ſeine Nerven geſpannt, und der Unterleib in gefährlicher Kriſe. Habe Mitleiden, freundſchaftlicher Leſer, und ſchenke ihm deinen Antheil, wenn er Mißmuth in ſeine Urtheile miſcht, und dir die Gegenſtände anders ſcheinen, als er ſie ſchildert. Du weißt, ein Hypochondriſte iſt ſein eigner größter Peiniger; wie könnte er dir lächeln, und Roſenfarben den Bildern leihen, während ihm ſein Dämon hart zuſetzt? —

Die Launen eines ſo ſonderbaren Mannes, der in Smollets Geiſte umherblickt, können nicht anders, als den eignen Phantaſien des Leſers Nahrung geben, und jenem bleibt immer noch die Freude, ſeine Leiden in den Buſen eines vertrauten Freundes ausgeſchüttet zu haben. Was kann er für die Verrätherey des Herausgebers, der ſie dem Publikum voll Zutrauen anbietet?

Verf.: Joach. Christoph Friedr. Schulz

ſ. l.

C. G.

zu Weihnachten 1930

Litterariſche
Reiſe durch Deutſchland.

Erſtes Heft.

> — — — Mediocribus eſſe poetis
> Non homines non *Di* non conceſſere columnae.
> *Hor.*

Leipzig, 1786,
bei G. Ph. Wucherer, und G. E. Beer.

6913455×3

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorbericht.

Etwas Ganzes in Briefen an ein Frauenzimmer zu erwarten, wäre unbillig; aber von einer zuſammenhangenden Geſchichte der Litteratur, Plan, Ordnung, kalten Ton zu verlangen, wäre billig; nur würde ein Frauenzimmer, und jeder männliche Leſer, der in dieſem Punkt Frauenzimmer iſt, dabey einſchlafen. Man giebt ja dem Publikum jetzt alles in flimmernden Pillen und ſüſſen Säftchen ein, warum ſollte es mir nicht erlaubt ſeyn, mit einer kritiſchen Ueberſicht der deutſchen ſchönen Litteratur, ein Gleiches zu thun? Ich bin nur dann zu tadeln, wann meine Pillen ekelhaft ausſehen, und meine Säftchen bitter ſind. Man breche, falls dies wäre, getroſt den Stab über mich; ich werde nicht zucken.

Erſter Brief.

Univ.-Bibl.
München

Berlin.

Wenn Du geglaubt haſt, liebe Schweſter, daß ich es mit meinem Verſprechen, Dich alle acht Tage mit einem Briefe ganz litterariſchen Inhalts heimzuſuchen, nicht ſo genau nehmen würde, ſo haſt Du Dich geirrt. Alle acht Tage kömmt richtig einer!

Von den Merkwürdigkeiten, die ich auf meiner Reiſe ſehe, ſchreibe ich Dir alſo nur die litterariſchen. Mithin nichts davon: wie ich nach Berlin gekommen bin? Wie ichs hier finde? Wie ich mich hier divertire? Wie ich ſchlafe, eſſe und verdaue? Wie grob oder höflich, fett oder dürre mein Wirth iſt? u. ſ. w. Nichts von allen dem erfährſt Du, ſo leicht es mir auch wäre, Dir Wunderdinge davon zu erzählen. Denn glaube mir, Profeſſor Wille zu Altorf, der ſel. Heinrich Sander, und die Reiſebeſchreiber in der Bernoulliſchen Sammlung, nebſt allen denen, die gelegentlich im deutſchen Muſeum und in andern berühmten Journalen ihre Reiſebündel auspacken, ſind groſſe Stümper gegen mich, wenn ich es darauf anlege, Plattitüden zu ſagen. Sie würden mich freylich übertreffen, wenn ſie es auch auf Plattheiten anlegten, da ſie ſchon in aller Unſchuld, und ohne auch nur die geringſte Ahndung davon zu haben, deren ſo unbeſchreiblich viel geſagt haben. Aber zur Sache.

So wie Preuſſen während der Regierung des jetzigen Königs an Kriegsmacht und Einfluß auf das ganze politiſche Syſtem nicht nur von Deutſchland, ſondern auch von ganz Europa, oder auch, wenn man will, von der ganzen übrigen Welt, die ſo genau mit Europa zuſammenhängt, ſchnell emporgeſtiegen iſt, eben ſo ſchnelle und groſſe Schritte hat es auch in den Künſten und Wiſſenſchaften gethan. Alle Zweige der Gelehrſamkeit ſind auf dem an ſich dürren preußiſchen Boden bewundernswürdig fortgekommen, und tragen die herrlichſten Früchte. Aber kein Wunder nach allem dem, was der König für ihr Emporkommen gethan hat. Zwar hat er keine thätige Belohnungen unter gute deutſche Köpfe (unter

ter franzöſiſche wohl, doch mit groſſer Sparſamkeit) ausgetheilt, keinen zum Ritter gemacht, und höchſtens Titel ohne Gehalt gegeben; aber Freyheit des Denkens und Schreibens hat er im allervollkommenſten Grade erlaubt und befördert, und dieſe hat mehr Wunder gewirkt, als die reichſten thätigen Belohnungen je wirken konnten. Auſſer London giebt es keine Stadt in der Welt, wo man öffentlich ſo frey ſpricht und ſchreibt, als in Berlin, und ſprechen und ſchreiben darf. In Frankreich ſchreibt man ſehr frey, aber auf Gefahr, verbannt, und in die Baſtille vergraben zu werden, mithin nicht auf Autorität und mit Erlaubniß einer vom Landesherrn niedergeſetzten Cenſur. Dieſe wohlthätige Freyheit hat ihren Nutzen in reichen Strömen über das ganze Land, und auch über die angränzenden Länder ergoſſen. Jede Wiſſenſchaft, die durch Freymüthigkeit gewinnen kann, hat dadurch gewonnen, von der Theologie an bis zur Staatswiſſenſchaft hinauf.

In den preußiſchen Ländern überhaupt, und in Berlin insbeſondere, giebt es in allen Fächern der Gelehrſamkeit Männer von Gewichte, wovon einige in der deutſchen Litteratur ſogar Epoche gemacht haben. Die Namen eines Spalding, Teller, Lüdke, Dietrich, Sack, Wilmſen, ꝛc. ꝛc. in der Theologie; eines Mendelsſohn, Engel, in der Philoſophie; eines Büſching, von Herzberg, Dohm, Möhſen, in der Geographie, Statiſtik und Geſchichte; eines Gleditſch, Bloch, Achart, Gerhard, in der Naturgeſchichte; eines Theden, Selle, Schmucker, in der Heilkunde; eines Bode, Michelſen, Schulz, in den mathematiſchen Wiſſenſchaften; eines Nicolai, in der Kritik, Geographie, Geſchichte, den ſchönen Wiſſenſchaften, der Philoſophie des Lebens ꝛc. ꝛc. eines Gedike, Bieſter, Meierotto, Moritz, Hymmen, de la Veaux, in der Philologie, Aeſthetik, Sprachkunde und Philoſophie des Lebens; eines Ramler, in der Dichtkunſt; eines Brömel, Mylius, von Bonin, ꝛc. ꝛc. im theatraliſchen Fache; eines Schulze, Benda, Reichardt, in der Muſik, ꝛc. ꝛc. alle dieſe Namen, und noch weit mehrere, ſind in der deutſchen Litteratur rühmlichſt bekannt, und machen das hieſige litterariſche Commerz auſſerordentlich lebhaft. Viele darunter, beſonders die anfangs genannten, haben ganze Felder der deutſchen Litteratur angebaut; die übrigen ſind ſämmtlich gute Schriftſteller, und einige davon können noch vortreflich werden, weil ſie Kräfte und Liebe genug zu ihren Fächern beſitzen.

Auch

Auch vortrefliche Künſtler Kupferſtecher, Bildhauer, Maler Formſchneider ꝛc. ꝛc. hat Berlin, und von geſchickten wimmelt es.

An den kleinen Männern, die man Dichterlinge, Wochen- und Flugblätter, Ueberſetzer, junge Statiſtiker, Pädagogen, Kraftjungen, Encyklopediſten und Univerſalköpfe nennt, iſt hier auch kein Mangel, und ich gedenke Dir in der Folge einige davon vorzuführen. Im Ganzen ſchreiben hier nur wenige Schriftſteller (Cranz, Wegener, und einige andere) ums Brod, die übrigen haben meiſt öffentliche Aemter, in denen ſie, freylich für wenig Geld viel thun müſſen; aber dadurch in der goldnen Thätigkeit erhalten werden.

Du mußt Dir nicht vorſtellen, meine Liebe, daß alle dieſe Männer, die theils durch Zufall theils durch förmlichen Ruf von Seiten des Landesherrn hier auf einen Punkt verſammelt ſind, ſich verabredet hätten, gemeinſchaftlich zu bewirken, was durch ſie bewirkt worden iſt. Viele kennen ſich nur den Namen nach, und wohl kaum von Perſon. Jeder brachte für ſich mehrentheils unaufgefodert, ſeinen Beytrag zur allgemeinen Aufklärung aus ſeinem Vorrath, und aus allen dieſen einzelnen Beyträgen entſtand das groſſe Magazin, theils von neuen, theils neugeſagten, oder genauer beſtimmten, und fruchtbarer angewandten Nationen, die durch litterariſche Spenden von allerley Art, unter das Publikum verbreitet und vertrieben wurden.

Es giebt hier (wie Du wohl immer gedacht haſt) keine allgemeine Verſammlungen von Gelehrten, die über den Zuſtand der deutſchen Litteratur ſich berathſchlagten, und flugs die Lücken auszufüllen ſuchten, die ſie in irgend einem Fache bemerkten; noch weniger verſammelt man ſich hier, um über neue Produkte Stimmen zu ſammlen, und dann öffentlich darüber abzuurtheln.

Dieſe Einbildung, die zunächſt aus den Zeiten der Litteraturbriefe, deren Verfaſſer damals faſt alle in Berlin zu Hauſe waren, herſtammt, und durch das Wir, deſſen ſich die Rezenſenten in der allgemeinen deutſchen Bibliothek bedienen, unterhalten wird, hat gänzlich keinen Grund, graßirt aber auch nur noch in den kleinern Städten von Deutſchland, unter Schullehrern und andern Leuten, die mit unſerer Litteratur nicht fortgewachſen ſind, und keine Gelegenheit gehabt haben, die Naturgeſchichte manches Zweiges derſelben zu ſtudiren. Dieſe nennen alles, was in der allgemeinen deutſchen Bibliothek geſagt wird, Urtheile der Berliner, und pflegen dieſem Berliniſchen Dixi groſſe Autorität beyzulegen; aber ſie würden erſtaunen, wenn ſie oft die Kinder kennten, auf deren Worte ſie wie auf ein Evangelium ſchwören, und denen ſie eine völlige Infallibilität zutrauen.

Dergleichen Irrthümer möchte ich gern in unſerer Litteratur aufräumen um des gemeinen Beſtens willen. Denn da man jetzt den Journalen, die Ruf haben, alles aufs Wort glaubt, und nicht bequemer zu Kenntniſſen in der Litterargeſchichte gelangen kann, als wenn man ihnen nachſpricht, ſo iſt es Pflicht, die Liederlichkeit, womit einige derſelben gemacht werden. aufzudecken, und zu verſuchen, ob man dem Publikum nicht endlich einmal die Augen darüber öffnen könne. Die allgemeine deutſche Bibliothek iſt ein ſolches Journal, und ich werde, da ich hier an dem Orte ihres Debits bin, Dir in meinem nächſten Briefe ein paar Winke davon geben. Bis dahin — —

Zweyter Brief.

Berlin.

Ich habe mich anders beſonnen, liebe Schweſter. Statt einer Charakteriſtik der allgemeinen deutſchen Bibliothek, empfängſt Du die Charakteriſtik ihres Herausgebers. Du wirſt dabey nicht zu kurz kommen, weil du zugleich auch das Nöthige über die Bibliothek darinn finden wirſt. Denn Nicolai und ſie, ſind Zwillingskinder. Man kann keines ohne das andere erwähnen. Auch iſt es der Mühe werth endlich einmal ein genaues Portrait von dieſem merkwürdigen Manne zu liefern. Sein Name iſt ſeit einiger Zeit durch ſo viel gute und böſe Gerichte gegangen, daß Du, wie der größte Theil des Publikums, über ihn irre geworden ſeyn mußt.

Daß Nicolai ſehr mannichfaltige und ausgebreitete Verdienſte um deutſche Litteratur und deutſchen Geſchmack habe, iſt unleugbar. Die kritiſchen Schriften, die durch ihn ſind veranlaßt worden, von der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften an, bis zur allgemeinen deutſchen, haben Freyheit des Denkens, Aufklärung in Theologie und Philoſophie, und beſſern Geſchmak ſchmack in den ſchönen Wiſſenſchaften, unſtreitig befördert. Hauptſächlich gilt dies von den Litteraturbriefen, und von den erſtern Bänden der allgemeinen deutſchen Bibliothek, weil Nicolai zu dieſer Arbeit Männer zu vereinigen das Glück hatte, welche die Sachen, die ſie zu beurtheilen hatten, verſtanden. Aber nach und nach traten viele von ihnen zurück, und ihre Stellen wurden mit andern beſetzt, welche die Sachen, die ſie zu beurtheilen hatten, **nicht** verſtanden. Dazu kam, daß Nicolai mit der Zeit in eine Menge litterariſcher Fehden verwickelt wurde, die ihm wieder ſeine Gegner aufbrachten. Nun ließ man dieſen keine Gerechtigkeit mehr wiederfahren, man fuhr ſie an, verdrehete ihre Worte und Abſichten, fand ihre ſpätern Arbeiten tief unter ihren frühern, oder ſprach wenigſtens kalt, und auf Schrauben geſtellt, von ihnen, wenn es unmöglich war, ihre Vorzüge zu mißkennen. Auf dieſe Art mengten ſich die Privatleidenſchaften des Herausgebers und der Recenſenten, in die Kritik, und das Journal ward der Schauplatz von offenbaren Ungerechtigkeiten, Schikanen, wiſſentlichen Verdrehungen, und ſelbſt von Perſonalitäten. Die Fächer der ernſthaften Wiſſenſchaften, erhielten ſich zwar noch ſo ziemlich frey von dieſen Mißbräuchen, aber es iſt doch auch bey ihnen oft ſichtbar genug, daß man nur Männern wohl will, die dem Herausgeber wohl wollen. Aber das Fach der ſchönen Wiſſenſchaften, ſo vortreflich es in den Litteraturbriefen beſetzt war, iſt iezt ein wahrer Sammelplatz von Cruditäten unbärtiger junger Leute, die auch über den verdienſtvolleſten Mann mit einer Petulanz aburtheln, die in keiner Litteratur erhört iſt. Der eine findet in **Wielands** Gedichten nichts erträgliches, der andere hofmeiſtert Leßingen, und ſagt ihm auf den Kopf zu, er habe den **Diderot erbärmlich überſetzt**, (man ſehe als Belege hiezu die Recenſionen von **Wielands neueſten Gedichten** (1777) und von **Diderot's Theater**) ein anderer tadelt **Klopſtocks** Sylbenmaaße, und **Voß** überführt ihn, daß er keinen Begriff von Sylbenmaaßen habe. Und doch empfindet es der Herausgeber übel, wenn man ſolchen Kindern die Ruthe giebt, und vertheidiget dann ſich, und ſie, mit einem Tone, der durchaus aus dem Bewußtſeyn höchſter Unfehlbarkeit in Sachen des Geſchmacks entſpringt, und mit neuen Impertinenzen, welche die gute Sache des Gegners nicht berühren, ſondern über ſeinen perſönlichen Charakter Spott, Bitterkeit und Lächerlichkeit zu verbreiten ſuchen. (Man ſehe die Vertheidigung wider Voſſens ſehr gründliche Ver-

Verhöre im deutſchen Muſeum). Statt daß er ſolche unglückliche Kunſtrichter von ſeiner Bibliothek entfernen ſollte, vertheidiget er ſie, und macht ſich dadurch, daß er ſie gern vertheidigen möchte, vor aller Welt lächerlich, um ſo mehr, da er ſelbſt geſteht, er könne die Rezenſionen nicht eher leſen, als bis ſie gedruckt ſind. Wie platt dieſe Entſchuldigung iſt, fällt in die Augen, denn dadurch zeigt er, wie ſehr er das Publikum als Kind behandelt, und wie gering er es ſchätzt, da er ſich als Herausgeber nennt, und nicht einmal weiß, was in der Bibliothek gedruckt werden wird, ob es gründliche Urtheile ſind, oder fade beleidigende Sudeleyen, welche die übrigen wenigen reellen Männer entehren, die noch in der Bibliothek arbeiten.

Und wenn man nun vollends Gelegenheit gehabt hat, die Manipulation, der Kritiken zu ſehen, die für die Bibliothek beſtimmt ſind, ſo ſtehen einem die Haare zu Berge. Zuförderſt iſt das Honorarium ſo ſchlecht, daß ich es jedem urtheilsfähigen Manne verdenken wollte, ſeinen Fleiß und ſeine Zeit um ſolch ein Spottgeld hinzugeben. Dann iſt die Art, wie die zu recenſirenden Bücher vertheilt werden, nicht minder exemplariſch. Es trifft ſich zuweilen, daß ein Doktor der Arzneygelahrheit — —

Gebetbücher recenſirt (das habe ich mit dieſen meinen leiblichen Augen geſehen) ein Doktor der Theologie Schauſpiele und Romane, ein Candidat der Theologie Bahrdts Werke, und ein Schüler vom Joachimsthal, Klopſtocks Meſſias. Wenn die eigentlichen Mitarbeiter nicht Zeit, oder Luſt zum recenſiren haben, ſo nehmen ſie Helfer, und das ſind dann Helfer!

Es iſt unglaublich, aber es iſt wahr! Und ein Buch, das auf dieſe Art fabricirt wird, hält der große Haufe für unfehlbar, und ſchämt ſich nicht, nachzuſprechen, was es vorgeſagt hat. Und ein Mann, wie Nicolai, dem man einen Schatz ſehr nützlicher Kenntniſſe, und einen hellen aufgeklärten Geiſt nicht ableugnen kann, wenn man nicht höchſt ungerecht ſeyn will; dieſer Mann kann ſich als Herausgeber öffentlich dazu bekennen, kann Arbeiten vertheidigen, von denen er ſelbſt nicht weiß, wie liederlich ihre Entſtehung iſt, die er ſelbſt nicht im Manuſkript ſieht, ſondern aufs Gerathewohl drucken läßt, und dann die Achſeln zuckt, und ſagt, ſie ſind einmal gedruckt, ich kann nicht dafür!

Und nun bin ich auf dem Punkt, der alle dieſe Widerſprüche erklärt — Nicolai iſt Buchhändler,

händler, er verkauft die Bibliothek. Unſer Publikum iſt das gutherzige Ding, das je geweſen iſt, und ſeyn kann. Jeder berühmte Name iſt ihm heilig, und was unter ſeiner Firma heraus kömmt, iſt ohne Wandel und Tadel, ſo ſchlecht und elend es auch ſeyn möchte. Iſt einmal über den Werth eines Buchs entſchieden, ſo giebt es ſich nicht die Mühe von neuem zu unterſuchen, und zu urtheilen. Dieſe ſchwache Seite der Leſewelt, und viele andere, kennt und nüzt Nicolai!

Was er auch zuweilen von Uneigennützigkeit bey ſeinen litterariſchen Entrepriſen ſagen mag, ſo fällt es dem Mann, der die Welt und ihren Lauf kennt, nur zu ſehr in die Augen, daß ein Unterſchied von drey oder viertauſend Thalern in der Caſſe eines Privatmannes ſchon beträchtlich iſt, und daß es ſeine Pflicht iſt, dieſes Defekt nach allen Kräften zu vermeiden. Nicolai kann und darf ſeine Bibliothek nicht ſinken laſſen, wenn er nicht dieſes Defekt ſpüren will; er kann und darf nicht ſchweigen, wenn er auch ſehr rüſtige Männer auftreten, und ſeine Kritiker peitſchen ſieht; er muß lieber dieſe Männer verhaßt machen, als die Tagelöhner, die ihm ſein Brod verdienen, in ihrer Schande ſitzen laſſen; er muß Bunkels liefern, ſo feſt er auch überzeugt iſt, daß ſie ſchlecht ſind (dies hat er ja ſelbſt geſtanden) er muß zehn Bände aus ſeiner Reiſebeſchreibung machen, da er die wichtigſten ſeiner Nachrichten in zwey Bände recht gut hätte zuſammenpreſſen können, denn in zehn Bänden ſtecken mehr Alphabete, als in zween!

Und will er beweiſen, daß er in der That ſo uneigennützig iſt, als er ſich die Miene giebt, ſo hätte er jetzt eine unendlich günſtige Gelegenheit dazu. Er könnte mich bis über die Fingerſpitzen roth machen, wenn er wollte. Er ſchlieſſe ſeine Bibliothek, und laſſe es, da er unſer Publikum über alles liebt, und deſſen Nutzen ſo gern befördert, bey der allgemeinen Litteraturzeitung bewenden. Dieſes Journal hat tauſend Vorzüge vor ſeiner Bibliothek; gröſſern Umfang, gründlichere Kritiken, die der Redacteur alle ſieht, ehe ſie gedruckt werden, und ſich nicht, wie Nicolai, mit dem unermeßlichen Umfang des Unternehmens entſchuldiget; guten, freymüthigen, keinen impertinenten Ton; beſſern Druck, beſſeres Papier; wohlfeilern Preis mit der Bibliothek verglichen; und vor allem andern verdienſtvolle Mitarbeiter, die großmüthig belohnt werden! — Jetzt könnt er ſeine Uneigennützigkeit geltend machen, jetzt

oder

oder nie, könnt' er mich beſchämen, daß ich ſo keck geweſen bin, an derſelben zu zweifeln. Er thue es, ſein Entſchluß ſoll mir ſehr willkommen ſeyn, und ich will recht gern Märtyrer für das Intereſſe des Publikums werden. Die Arbeit iſt ja ſo undankbar; er kömmt dadurch ſo oft in höchſt delikate, und höchſt verdrießliche Colliſionen; mißvergnügte Schriftſteller verbeiſſen ſich von allen Seiten in ihn; die Arbeit iſt ja unermeßlich, und für zwey Hände zu ſchwer, zu ausgebreitet, zu mühſam!

Als Schriftſteller iſt Nicolai ſehr ehrenwerth; er beſitzt einen Schatz von gemeinnützigen Kenntniſſen; einen aufgeklärten hellen Kopf; lobenswürdige Freymüthigkeit; feinen Geſchmack; guten Ton; großen Sammlungsgeiſt; Gefühl für Ordnung, und eine Menge anderer vortreflicher Eigenſchaften, die ihm einen Rang unter unſern beßten Schriftſtellern geben, und ihm denſelben erhalten, und allgemein verſchaffen würden, wenn er ſich einen gewiſſen Ton abgewöhnen könnte, der ihm noch aus der Kindheit unſerer Litteratur anhängt, wo es ihm und ſeinen Freunden allerdings erlaubt war, mit den Schwachköpfen, die ſie damals umgaben, derb und barrſch zu reden, da ſie ihnen an Kenntniſſen und Geſchmack ſo ſehr überle-

überlegen waren. Aber eben dieſen großen, herrſchſüchtigen, geringſchätzigen und infalliblen Ton gegen Männer anzunehmen, die ihren eigenen Weg gehen, und ſich nicht um ihn bekümmern, weil ſie viele und große Schritte vor ihn voraus gethan haben, das iſt unrecht, und bezeichnet einen Mann, der ſich von der Eigenliebe unumſchränkt beherrſchen läßt, und nur allein den Ton angeben, Recht haben, urtheilen, entſcheiden und verdammen will!

Von dieſen Seiten zeigt ſich Nicolai den verdienſtvollern Männern in unſerer Litteratur, und ich habe es auf mich genommen, ihm dieſes, von ihrer Seite wieder zu ſagen. Du kennſt Nicolai als einen ſehr freymüthigen Mann, liebe Schweſter, der auch dieſe Tugend an andern nothwendig ſchätzen muß. Glaubſt Du wohl, daß er in dieſer Charakteriſtik, wenn er ſie (wofür Gott ſey!) zu leſen bekommen ſollte, Freymüthigkeit vermiſſen, und meinſt Du nicht, daß er mich dieſer Tugend wegen, recht lieb gewinnen würde?

Dritter Brief.

Berlin.

Du biſt falſch berichtet, liebe Schweſter. Der Dichter Nicolai in St. Petersburg, deſſen Werke Dir Vergnügen gemacht haben, iſt weder Sohn noch Bruder des berliniſchen Nicolai. Zwar hat letzterer einen Sohn, der ihn, wie er uns ſelbſt erzählt, auf ſeinem Zuge durch Deutſchland und die Schweiz begleitet hat, auch für die allgemeine deutſche Bibliothek arbeitet, aber ſich weiter keinen Namen in der gelehrten Welt gemacht hat. Als **Bunkel** erſchien, hieß es, dieſer Sohn ſey der Ueberſetzer deſſelben; aber er iſt es nicht, ſondern ein gewiſſer **Reinhard von Spieren**, Landprediger in Schwediſch-Pommern, der durch dieſe Ueberſetzung nicht ſo berühmt geworden iſt, als **Bunkel** ſelbſt und ſein Verleger. Hätte er aber auf Celebrität ſeines Namens denken wollen, ſo hätte er ihn auf den Titel der Ueberſetzung geſetzt. Wielanden wäre es nicht darauf angekommen, auch noch einen Dritten zu canoniſiren.

Der Nicolai zu Petersburg heißt Ludwig Heinrich von Nicolai, und iſt Cabinetsſecretair und Bibliothekar des Großfürſten. Er iſt zu Straßburg gebohren, war anfänglich franzöſiſcher Geſandtſchaftsſekretair, und darauf Profeſſor der Logik auf der Univerſität zu Straßburg. Von da kam er nach Rußland, und ward geadelt. Er hat ſich unter uns als kein gemeiner Dichter bekannt gemacht, und zu ſeinem Felde Ritterzeiten und Ritterſinn gewählt, die er auf eine ganz eigene ſimple und ſchlichte Manier, die mehr geſchwätzig als gedrängt iſt, hin und wieder aber von gutem hellem Verſtande, und nicht ſelten von gefälligem Witze unverkennbare Spuren zeigt. Nur hat er ſeine Sprache, und das Mechaniſche des Versbaues noch nicht zu der Vollkommenheit gebracht, die unumgänglich erfordert wird, wenn Phantaſiegeburten dieſer Art unumſchränkt gefallen ſollen. Er erkennt **Wieland** hierin für ſeinen Meiſter, und ſeinem litterariſchen Rufe wird es ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn er dieſem Dichter wenigſtens im Aeuſſerlichen ſo nahe zu kommen ſucht, als er kann; im Innern wird er ihn nimmer erreichen, denn Wielands Geiſt hat ſo viel Selbſtſtändiges, Eigenthümliches und Unnachahmliches, daß er auf keinem Wege zu erreichen iſt. Uebrigens bitten wir unſern Ludwig Heinrich von Nicolai das Kompliment, welches ihm der Verfaſſer des **Oberon** neuerlich machte, nicht in ſeinem ganzen Umfange für baares

Geld zu nehmen, denn **Wieland** hat noch keinem Schriftſteller, der ihn höflich anredete, unhöflich geantwortet.

Ich ſage Dir heute noch etwas von den kleinen Männern in Berlin, die bald Verſelein ſchmieden, bald überſetzen, bald Romane und Komödien, bald Wochenblätter ſchreiben. Ich nehme ſie zuſammen, und tiſche ſie Dir auf, wie man in Wien die kleinen Vögel in Bündeln ſervirt. Es ſind auch wirklich viel kleine Vögel darunter, wie Du ſelbſt finden wirſt.

Gottlieb Wilhelm Burmann iſt einer von dieſen. Er iſt Candidat der Theologie; Verfaſſer der Haude- und Speneriſchen Zeitung, macht artige Verſe, und hat auſſer verſchiedenen kleinen poetiſchen Tändeleyen, Oden und Fabeln, auch zwey Fuhren poetiſchen Mißwachs zu dem groſſen Strohmagazin, das unſere arbeitſame lyriſche Ameiſen, ſeit der Exiſtenz der Blumenleſen und Muſenalmanache hämchenweiſe zuſammentrugen, herzu gefahren.

Ein anderer Verſificateur iſt **August Friedrich Urſinus**, Secretair des Generals von **Möllendorf**. Er iſt Herausgeber der Balladen und Lieder altſchottiſcher und altengliſcher Dichtart, die in der Epoche der Volkslieder ſtark geleſen worden ſind. Seine übrigen kleinen Werke findeſt Du in allen Blumenleſen und Muſenalmanachen.

Ich muß Dir auch etwas von dem ſchlechten Romanendichter Adam Beuvius ſagen, welcher Schreibmeiſter am Cadettenhauſe iſt. Nimmermehr kann der Mann auch nur eine einzige nette und richtige Idee von den Eigenſchaften und Erforderniſſen eines guten Romans gehabt haben, als er die Feder in die Hand nahm, um: **Den Eigenſinn des Glücks, den Triumph der Unſchuld, und die Macht der Verführung** zu ſchreiben, ſo ganz baar und blos ſind ſie von aller Welt=Menſchen und Naturkenntniß. Einen Haufen Begebenheiten (die Schlag auf Schlag die armen Sünder treffen, die der Romanenſchreiber in ſeiner Welt herumkarbatſcht) zuſammen zu finden, iſt keine große Kunſt; aber ſie ſo zu ſtellen, daß ſie unmittelbar aus dem Charakter, und der Handlungsart des Helden herflieſſen, daß ſie die einzigen ſind, die ihn treffen mußten — das iſt Kunſt, und nicht das Werk kleiner Köpfe, die nicht einmal wiſſen, daß der Menſch die Begebenheiten macht, und daß er nur, und nicht dieſe, intereßiren. Beuvius ſchreibt noch obendrein einen höchſt geſchmackloſen undeutſchen Styl.

Ein

Ein anderes kleines Licht an dem litterariſchen Firmament von Berlin iſt Herr Johann Joſt Freyherr von Hagen, ehedem Leutenant unter dem Regimente zu Halle, ietzt Aſſeſſor bey der Churmärkiſchen Cammer allhier. Er iſt Verfaſſer von einigen dramatiſchen und dramaturgiſchen Kleinigkeiten (Magazin zur Geſchichten des deutſchen Theater; dramaturgiſche Nachrichten ꝛc. ꝛc.) und von einigen Gedichten, die auf dem Rande zwiſchen mittelmäßig und ſchlecht hinkriechen. Seine Herausgabe des Klotziſchen Briefwechſels war ein unbefugtes, unbeſonnenes und vielen Gelehrten ſchädliches Unternehmen, das die ſchärfſte Ahndung verdiente, beſonders da es jetzt ſtark Mode wird, Briefe drucken zu laſſen, die nicht für das Publikum beſtimmt waren. Man hält dieſen Hagen auch für den Verfaſſer der Gallerie deutſcher Schauſpieler und Schauſpielerinnen, und der Schnacken, Schnurren und Charakterzüge, die nach dem Urtheil der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung (deren Mitarbeiter eben dieſer Hagen iſt) den gebohrnen Erzähler verrathen. Ich ſelbſt habe ſie nicht geleſen.

Johann Georg Müchler und Karl Friedrich Müchler, Vater und Sohn, gebo-

ren

ren auch zu den mittelmäßigen Schriftſtellern in Berlin. Johann Georg war anfangs Profeſſor an dem Gymnaſium zu Stargard, legte aber dieſe Stelle nieder, und lebt ſeitdem zu Berlin als Direktor einer Penſionsanſtalt, die ſich vor vielen andern, ſehr vortheilhaft auszeichnet. Im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften hat er ſich durch einige Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen und Italiäniſchen bekannt gemacht, die aber, wie ihre Originale, ſchlafen gegangen ſind. Oder kennt noch Jemand unter uns die moraliſchen Erzählungen der Frau von Uncy? Die empfindſame Reiſe Coriats durch die Niederlande? Harris Abhandlungen von der Kunſt, Malerey, Muſik und Glückſeligkeit? ꝛc. ꝛc.

Univ.-Bibl.
München

Carl Friedrich, ſein Sohn, iſt dermalen Candidat der Rechte allhier, und hat ein paar ſehr mittelmäßige Werkchen in öffentlichen Druck ausgehen laſſen, namentlich: Die holländiſche Soſe, ein Geſchichtchen voll platten Witzes, und voller Gedankenſtriche, und Meine Feyerſtunden.

Ich ſchlieſe dieſen Brief mit Friedrich, Grillo, Profeſſor am Cadettenhauſe. Er hat ſich in frühern Zeiten hauptſächlich mit Ueberſetzungen grichiſcher Schriftſteller, Poeten und Proſaiſten, beſchäftigt, aber nicht mit dem Glück, daß er ſich den Namen eines guten Ueberſetzers erworben hätte. Sein Deutſch iſt unbiegſam und hart, ſeine Conſtruktionen ängſtlich und undeutſch, und überhaupt wird ſeine ganze Manier weder durch Geſchmack, noch durch Eindringlichkeit in die feinſten Schönheiten ſeiner Originale unterſtützt. Er ſoll auch eine Zeitlang Mitarbeiter an den **Litteraturbriefen** geweſen ſeyn; und das iſt nicht unmöglich: denn da ſie viel Abnehmer fanden, ſo war es natürlich, daß ſie nach dem Zurücktritt einiger der beſten Mitarbeiter fortgeſetzt werden mußten, und da hat man dann nicht immer auſſerordentliche Köpfe bey der Hand.

Vierter Brief.

Berlin.

Sey froh, liebe Schweſter, daß Dein Bruder nicht ganz ſo gefällig gegen Dich iſt, als die modernen Reiſeſchreiber gegen das Publikum. Dieſe Herren ſagen gewöhnlich alles, was ſie gehört, geſehen, geſchwatzt, geſchmeckt und gerochen haben, und leeren ſich unter den Augen des Publikums ſo rein aus, daß ſie keinen Brief, oder wenn ſie ſich der Briefform nicht bedienen, keinen Abſchnitt, und kein Capitel ſchreiben, worinn ſie nicht mit allem dem, was ſie wiſſen und nicht wiſſen, aufträten, und ihre eigene kleine Figur ſchautrügen. Ich habe eine Menge Sachen hier geſehen, die mir den fruchtbarſten Stoff zum ſchwatzen geben könnten, aber ich mag nicht ſchwatzen. Ich könnte Dir, zum Beyſpiel, eine genaue Beſchreibung von dem Innern und Aeuſſern aller der gelehrten Rüſt- und Polterkammern, die man Bibliotheken nennt; von allen Naturalien Kunſt- und Gemäldeſammlungen, die ich geſehen habe! von Predigern und ihren Predigten; von Schulen und ihren Lehrern und Schülern; von Buchhändlern und ihren Marktſchreiereyen von Malern, Kupferſtechern, Bildhauern, Formſchneidern

ſchneidern und Medailleurs; ſelbſt von Papiermüllern und ihren Mühlen — von allem dieſen könnte ich Dir ſo genaue Nachrichten geben, daß Du darüber in einen ſüſſen Schlummer verfallen würdeſt. Auch könnte ich Dir das Aeuſſere der Männer, die ich beſucht habe, die Art, wie ſie mich empfingen, wie viel oder wie wenig Urbanität ſie dabey zeigten, was ich mit ihnen ſprach, was ſie von andern Gelehrten urtheilten ꝛc. ꝛc. Alles das könnte ich Dir haarklein erzählen, und Du würdeſt nicht weniger dadurch amüſirt werden, als das Publikum, welches die Ketzer= und Belletriſtenalmanache, und alle andere Broſchüren, worinn Perſonalien enthalten ſind, ſo begierig kauft und verſchlingt. Aber ich habe mich zu lieb, als daß ich mit ſolchen Dingen nach Deinem Beyfall ſtreben ſollte. Ich zeichne Dir nur den Geiſt derjenigen Männer, die in Dein Fach einſchlagen, ihren Körper zeichne ich Dir nicht.

Heute ſage ich Dir etwas von zwey berliniſchen Dichtern, einem männlichen und einem weiblichen.

Karl Wilhelm Ramler iſt Profeſſor am Cadettenhauſe, wo er für ſehr wenig Geld, ſehr viel thun muß. Seine Verdienſte als Profeſſer gehören nicht hieher; aber als Dichter und überhaupt als Schriftſteller muß ich Dir ein paar Anmerkungen über ihn mittheilen.

Wenn man ſeinen dichteriſchen Charakter beſtimmen will, ſo glaubt man flugs fertig zu ſeyn, wenn man ſagt: Ramler iſt der deutſche Horaz! Ich weiß nicht, wie man über das Unpaſſende dieſer Vergleichung ſo allgemein hat die Augen zudrücken können? War denn Horaz blos Odendichter? War er nicht ein Mann von der feinſten Welt- und Menſchenkenntniß, der ſein Leben in der großen Welt zubrachte und dadurch eine Geſchmeidigkeit des Geiſtes erhielt, welche die höhern Stände von den niedrigen ſo lebhaft unterſcheidet? Kaum glaube ich, daß Horaz die große Ehrfurcht verdiente, die man ihm ſo allgemein erweißt wenn er blos Oden gedichtet, wenn er nicht Briefe und Satyren geſchrieben hätte, die einen unerſchöpflichen Schatz von praktiſcher Lebensphiloſophie, ſeinem Witz und gefälliger Laune enthielten.

Aber es geht immer ſo, wenn man vorzügliche Geiſter vergleicht: Beyde verlieren dabey. Stellt man unſern Ramler dem Horaz zur Seite, ſo vergißt man gerade den anziehendſten

Theil

Theil von Horazens dichteriſchem Charakter, der ſich in ſeinen Satyren und Epiſteln ergießt, und wiederum ſtellt man Horazen Ramlern an die Seite, ſo verliert letzterer ſeinerſeits ſo viel als erſterer vorher verlohr. Große Geiſter können ſich nach großen Geiſtern bilden, das iſt gewiß: aber nur im Aeuſſerlichen. Ihr Inneres iſt ſelbſtſtändig; und wollte man nur auf den Rock ſehen, ſo wäre es eben ſo, als wenn man dem großen Schwerin einen Fähndrich zur Seite ſtellen wollte, weil letzterer auch eine blaue Uniform trägt. Aber leider wird dieſes nicht beherzigt. Man vergleicht **Wieland** mit **Arioſt**, und glaubt ihn damit zu ehren; man nennt **Klopſtock** den deutſchen **Milton** und glaubt ihn damit einen Bückling zu machen.

Ich bin nicht willens in dieſen Fehler zu fallen Ramler beſitzt wahres dichteriſches Genie, und ſtellt die Bilder ſeiner Begeiſterung in Horazens Manier dar. Er hat ſich die Versarten, den Bau der Perioden, kurz das Aeuſſere des alten Dichters eigen zu machen gewußt; aber der Genius iſt Ramlers, und nicht Horazens, und ſelbſt da, wo es ſcheint, als wenn er die eigenſten Worte und Wendungen des Lateiners brauchte, ſehe man nur recht zu ſo wird man finden, daß Ramler ſingt, und nicht Horaz.

Wahr iſt es in deſſen, daß Ramler mit gewiſſen gleichartigen Talenten des Lateiners gebohren zu ſeyn ſcheint, die durch ein fleißiges Studium deſſelben entwickelt und ausgebildet, und bey dem Durchgange durch Ramlers Kopf wahrlich nichts verlohren haben. Aber dennoch bleibt es feſt: daß Ramler nicht Horaz und Horaz nicht Ramler iſt.

Als Kunſtrichter und Mann von Geſchmack iſt Ramler gleich ehrwürdig. Schade, daß er als erſterer ſo früh ſich zurückzog; aber als letzterer wirkt er deſto kräftiger öffentlich und im Stillen. Alle ſeine Werke tragen das Gepräge der ſtrengſten Politur, für die nur der Mann von wahren Geſchmack, Gefühl hat, und er hat mehr als ein Beyſpiel gegeben, daß er da noch Flecken ſah, wo dem hellſten Auge des Kunſtrichters alles glatt und untadelhaft ſchien. Es will freylich ſcheinen, als ob hie und da ſeine Feile ein wenig zu tief gegriffen hätte; aber vielleicht ſcheint es auch nur ſo, und in ſolchen Fällen ſetze ich lieber Mißtrauen in meine eigene Augen, als in den Scharfblick des Mannes, der durch anhaltende Uebung eine Durch-

Durchdringlichkeit bekam, welcher man keine ähnliche an die Seite ſetzen kann.

Eine merkwürdige Perſon iſt die Karſchin. Wie ſie aus einer armen Gänſehirtin, eine berühmte Dichterin geworden iſt, weißt Du, oder wenn Du es noch nicht weißt, ſo ſuche ihre Auserleſenen Gedichte (Berlin 1764) zu bekommen, wo Du einen kurzen Abriß ihrer Geſchichte finden wirſt. Jetzt iſt ſie für unſere Dichtkunſt ſo gut als tod, nicht als ob ſie zu reimen aufgehört hätte, ſondern weil ſie *jetzt noch zu viel* reimt, mithin *ſchlecht* reimt. Man muß alſo ihren Dichtercharakter blos nach ihren frühern Arbeiten beſtimmen, ſonſt geräth man in Gefahr, ungerecht gegen ſie zu ſeyn.

Allerdings zeigt ſich ihr Geiſt in ihren frühern Gedichten feurig, erhaben, eindringend; ihre Phantaſie glühend, erfinderiſch; ihre Sprache iſt edel, ungezwungen, und die Reime fließen ihr mit einer wunderbaren Leichtigkeit. Aber eben dieſer letzte Umſtand hat den ſchädlichſten Einfluß auf ihre ſpätern Arbeiten gehabt. Weil ſie dieſe Fähigkeit fühlte, weil ihre Freunde und Freundinnen im Ernſt oder Scherz, dieſelbe beſtändig im Athem erhielten; ſo ward ſie Mechanismus, der beym kleinſten

Anlaß zu ſpielen anfängt, und mit Reimen klingelt, die der Refrain von Worten, aber nicht von Gedanken ſind, und ſich zu einer Weitſchweifigkeit ausdehnen, die anfangs höchſt langweilig, und bald darauf höchſt ekelhaft wird. Zum Unglück fühlt ſie dieſes ſelbſt nicht mehr, und ihre Freunde ſind zu gefällig, als daß ſie ihr einen Wink davon geben ſollten, mithin iſt ihr Uebel unheilbar geworden. Funfzig ihrer beßten Gedichte von einem Freunde ächter Dichtkunſt, mit Geſchmack und ſtrenger Feile in einen Strauß gebunden, würden unverwelklich blühen, und ihres Namens Gedächtniß, welches unter uns ziemlich zu erlöſchen ſcheint, auf immer lebendig erhalten.

Es giebt hier noch einige weibliche Schriftſteller, die ich Dir aber jetzt noch nicht namhaft mache. Ich habe einen meiner folgenden Briefe dazu beſtimmt, Dir von allen jetzt lebenden deutſchen Schriftſtellerinnen Nachricht zu geben. Bis dahin mußt Du Dich gedulden.

Fünfter Brief.

Berlin.

Man pflegt ſich auswärts einzubilden, als ob das berliniſche Theater auf guten Füſſen ſtehe, aber nirgend muß eins auf ſchlechtern geſtanden haben. Seit einiger Zeit hat das hieſige Publikum einige ſehr brave Schauſpieler eingebüßt, die noch nicht erſetzt ſind, und wohl ſchwerlich je erſetzt werden dürften, weil ſich kein guter Schauſpieler unter die Direction des Herrn **Döbbelin** wagt, die ſo baufällig iſt, als die Bude, worinn er ſpielt. Er könnte beſſer ſtehen, wenn er nicht unter andern unöconomiſchen Marotten auch die hätte, daß er mehr Schauſpieler beſoldet, als er braucht. Wenn er die Hälfte von der Gage der Ueberzähligen beſſern Acteurs und Actricen zulegte, ſo würden nicht nur dieſe ihre Schuldigkeit beſſer thun, ſondern es würden ſich auch beſſere Schauſpieler mit ihm vereinigen, und das Publikum würde von der Gleichgültigkeit gegen das Schauſpiel, die es ſeit zwey oder drey Jahren angenommen hat, nach und nach zurücke kommen.

Es fehlt in Berlin nicht an guten dramatiſchen Köpfen, die unter andern Umſtänden viel

für

für das Theater thun könnten. Ein ſolcher iſt der Profeſſor Engel, einer unſerer hellſten und ſcharfſinnigſten Gelehrten, der noch in allen Fächern, worinn er gearbeitet hat, rühmlichſt beſtanden iſt. Hier rede ich blos als Theaterdichter von ihm, und behalte es mir vor, Dir in der Folge auch etwas von Engel, dem Philoſophen, zu ſagen. Als Dramatiker iſt er einer unſerer beßten. Seine Fabeln ſind mit Glück gewählt, und mit Geſchmack gearbeitet; ſeine Charaktere ſo gezeichnet, daß ſie den ſtrengſten Kenner befriedigen; ſein Dialog iſt kurz, gedrängt, aber nicht preciös, und übrigens dem Leßingſchen ſo ähnlich, daß es auch dem aufmerkſamſten Leſer ſchwer werden ſollte, einen von dem andern zu unterſcheiden, wenn er nicht den Namen des Verfaſſers auf dem Titel geſehen hätte. Belege hierzu ſind: **der dankbare Sohn** und **der Edelknabe**. Bey Gelegenheit der ſanften Frau, die er nach Goldoni bearbeitet hat, habe ich an die Wahrheit ſehr lebhaft gedacht, daß es Menſchenhänden unmöglich ſey, aus Nichts, Etwas zu machen! Es iſt und bleibt, troz der Bearbeitung Engels, ein kaltes, leeres Stück, worinn die Hauptperſon, jeden Mann von Geſchmack revoltirt, weil ſie ſich ſo ganz unter die Füſſe treten läßt, ohne nur einen Fun-

ken

ſen erlaubten Selbſtgefühls zu zeigen. Es iſt keine ſanfte Frau, ſondern eine weggeworfene niederträchtige Türkenſclavin.

Der Holzinſpecturſecretair **Brömel** hat ſich ganz nach Engeln gebildet, und ſcheint auch auſſer dieſes Mannes gedruckten Muſtern, deſſen mündliche Belehrung und Rath genoſſen zu haben. In dem **Adjudanten** hat der Jünger ſeinen Meiſter ſchier übertroffen. Ich habe einmal dieſes Stück zugleich mit dem dankbaren Sohn aufführen ſehen, wobey letzterer ſehr viel verlohr. Ich kenne auſſer **Minna von Barnhelm** kein deutſches Luſtſpiel, das ſo viel Effekt auf dem Theater machte, als eben dieſer **Adjudant**, im Plane ſowohl, als in der Anlage, Contraſtirung und Natürlichkeit der Charaktere, in der genaueſten Beobachtung des militariſchen Coſtume, und in der Geſchmeidigkeit, Naivetät, Rundung, Simplicität und Nettigkeit des Dialogs. Brömels übrige dramatiſche Arbeiten, habe ich zwar geleſen, aber nicht aufführen ſehen, deshalb urtheile ich nicht darüber, weil man immer in Gefahr iſt, dem Theaterdichter unrecht zu thun, wenn man ein Stück lieſt das zum ſehen beſtimmt war.

Ein anderer guter dramatiſcher Kopf iſt **Wilhelm Chriſtoph Siegmund Mylius.** Er arbeitet zwar wenig im dramatiſchen Fache, aber was er noch darinn geliefert hat, zeigt viel Einſicht, Geſchmack, Theaterroutine, Kenntniß deſſen, was auf der Bühne Effekt thut, und die Kunſt der natürlichen Dialogirung. Sein Puf von Vielten iſt ein brauchbares Stück, und das Theater der Deutſchen, welches er heraus giebt, und ſelbſt bearbeitet, iſt ein verdienſtliches Unternehmen.

Noch bekannter iſt Mylius als Ueberſetzer. Er unterſcheidet ſich von dem großen Haufen unſerer Ueberſetzungsfabrikanten ſehr vortheilhaft. Daß er aber noch einen guten Weg zu thun hat, ehe er Leßingen und Boden erreicht, iſt gewiß, denn es fehlt ihm noch oft an dem feinen Gefühl, die Eigenthümlichkeiten ſeiner Originale, ihrer Manier, und ihrem Tone nach, zu unterſcheiden, und ihnen auch im Deutſchen das Gewand anzulegen, das ſie in ihrer eigenthümlichen Sprache tragen. Wie ſehr er in dieſem Punkt gefehlt habe, zeigt auſſer ſeinem verunglückten Hamilton, ſein überſetzter Kandida, beſonders aber ſein Gil Blas, deſſen Ton er durchweg verfehlt hat. Altdeutſche, mit Unrecht vergeſſene Wörter wieder hervorzuſuchen, iſt ein Lobenswerther Einfall, welchen das Beyſpiel unſerer beßten Ueberſetzer gleichſam autoriſirt hat; aber ſie ohne Noth aufeinander zu häufen, und gleichſam Jagd darauf zu machen; den Gil Blas damit auszuſtopfen, der in einer Manier geſchrieben iſt, welche die glatteſte Verfeinerung ſo ſichtbar an ſich trägt, das iſt nicht lobenswerth, um ſo weniger, da das Buch durch die neue Orthographie vollends das Air einer ekelhaften antiken Modernität bekam. Ob dieſer Fehler in der neueſten Ausgabe des Gil Blas weggeräumt iſt, weiß ich nicht, weil ſie mir noch nicht zu Geſicht gekommen iſt. Seine neueſten Ueberſetzungen aus dem Engliſchen (der Mann von Gefühl und Peregrine Pikle) ſind unübertreflich.

Chriſtian Friedrich von Bonin, Lieutenant bey dem Corps des Gens d'Armes, iſt ein brauchbarer Theaterdichter und Dramaturg. Als erſterer hat er ſich durch ſeine Drillinge, und verſchiedene artige kleine Poſſen vortheilhaft gezeigt, und als letzterer iſt er mit einigen kleinen Aufſätzen, hauptſächlich in der Litteratur- und Theaterzeitung, aufgetreten. In beyden Fällen hat er Talente und Einſichten gezeigt. Sein Dialog iſt natürlich und geſchmeidig, und nähert ſich der feinern Converſationsſprache, die ich bey den meiſten unſerer Theaterdichter ſo ſchmerzlich verwiſſe. Bonin liebt das Theater wie ich aus der erſten Hand weiß, leidenſchaftlich.

Der geheime Secretair **Chriſtian Auguſt Bertram**, lebte und webte von Anfang ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn an, bis auf den heutigen Tag, im Theaterweſen, und bot hilfreiche Hände zum Wachsthum dieſer Kunſt, theils mit Wort, theils mit That. Jetzt, da man ſo ziemlich aufgehört hat, von allen Seiten, und aus allen Ecken Deutſchlandes in die dramatiſche Poſaune zu ſtoſſen, ſcheint auch er ſich zurückgezogen zu haben. Auch hat es unſer Publikum ſatt, über das Theater ſo viel raiſonniren und deraiſonniren zu hören, und es iſt ihm nicht zu verdenken, da man aus dem ganzen unermeßlichen dramaturgiſchen Braß, der ſeit 1770 in fliegenden Blättern, in Zeitungen, Journalen, Calendern und Romanen, aufgeſchichtet ward, nicht einen Bogen herausbringen würde, der eine Seite in Leßings Dramaturgie, ergänzte, aufhöbe, oder wohl gar unnütz machte. — Bertram iſt Verfaſſer einer allgemeinen Bibliothek für Schauſpieler und Schauſpielliebhaber, eines Beytrags zur Geſchichte

des

des deutſchen Theaters, und Herausgeber der Litteratur- und Theaterzeitung, die jetzt unter dem Titel, Ephemeriden des Theaters, herauskömmt.

Auch ein gewiſſer **Sander**, deſſen Vornamen ich nicht weiß, hat im theatraliſchen Fach gearbeitet, und einige Schauſpiele geliefert, die auf dem hieſigen Theater gegeben, aber noch nicht gedruckt ſind, obgleich ſie des Drucks würdiger wären, als viele andere. Er iſt Lehrer an der Realſchule, und ein aufgeklärter Kopf von vielen ſoliden Kenntniſſen in den ernſtern Studien.

Mittelmäßige Theaterdichter ſind **Nenke** und **Plümike**.

Nenke iſt Auditeur und Verfaſſer eines Schauſpiels (Carvallo oder der Fluch der Eltern) das den Zuſchauer durch Vernunft, nicht durch Aufſtellung, Motivierung und Zergliederung der Leidenſchaften unterhalten ſollte, aber unendlich kalt gerathen iſt, und weder richtig gezeichnete Charaktere, noch gute Sprache, noch geſchmeidigen Dialog hat. Beſſer iſt ſein Schauſpiel, Julchen Grünthal, nach dem Romane gleiches Namens bearbeit.

Carl Martin Plümike, iſt Theaterdichter *) bey der Döbbeliniſchen Truppe. Jedes Unglück hat Glück im Gefolge; wider jedes Gift hat man Gegengift; Waſſer löſcht Feuer; was einer zu viel hat, hat der andere zu wenig; wider die Raupen giebt es Sperlinge; wider wilde Zweige giebt es Meſſer; unſere Genies treiben wilde Zweige, und **Plümike** hat das Meſſer! — Da unſer Publikum einmal jene ungeheuern dramatiſchen Felſenmaſſen ſehen will, ſo iſt es gut, daß ſich einer findet, der ihre wildeſten Auswüchſe abſprengt, und Plümike hat dies bey einigen mit Erfolg gethan. Er hat die Räuber, den **Fiesko**, **Prinz Tanti**, **Johann von Schwaben**, und andere glücklich operirt; und die Liebhaber der Unnatur und des falſchen Geſchmacks mögen es ihm Dank wiſſen. Ich halte ſeine Mühe für verlohren, weil ich feſt überzeugt bin, daß ein Eskimah ein Eskimah bleibt, wenn man ihm auch ſeine Keule nimmt. Sonſt hat auch Plümike Verſuche gemacht, Romanen und Erzählungen die dramatiſche Form zu geben. **Henriette**, oder der **Huſarenraub**, war ſein glücklich-

---

*) Jetzt nicht mehr. Er iſt vor kurzem Secretair des Herzogs von Curland geworden.

glücklichſter, und der Beſuch nach dem Tode, der unglücklichſte, der je einer Feder verunglückt iſt. Es fehlt Plümiken nicht an theoretiſchen Kenntniſſen; aber wie er den unſeligen Einfall hat haben können, dieſe moraliſche Erzählung, die ſich als ſolche recht gut lieſt, zu dramatiſiren — dabey ſteht mir der Verſtand ſtille! Alle die Blumen und pathetiſch-ſchimmernde Sentenzen des Erzählers dem Schauſpieler in den Mund zu legen; in einem Luſtſpiele einen Geiſt erſcheinen zu laſſen, der eine moraliſche Vorleſung hält, und dieſen läſtigen Geſellen zum zweytenmal wieder zu bringen, um die arme unſchuldige Braut ſo tödlich zu erſchrecken — mir ſteht der Verſtand ſtille, liebe Schweſter!

Sechſter Brief.

Berlin.

Es giebt untre den deutſchen Schriftſtellern eine Menge guter Köpfe, die mit der Zeit vortreflich hätten werden können, wenn ſie ihre Talente zum Guten hätten anwenden wollen. Aber es iſt ein ſeltſames Spiel der Natur, daß ſie ausgezeichnete Köpfe gewöhnlich mit einer groſſen Doſis Lockerheit begabt, aus welcher, wie aus der Büchſe der Pandora, eine Menge Uebel über ſie ſelbſt, und über das Publikum ſich verbreiten. Es iſt unglaublich, wie viel dergleichen Subjecte in Deutſchland gefunden werden, die entweder aus Abſcheu vor der Gene bürgerlicher Geſchäfte, (wie ſie es nennen) oder aus Flatterhaftigkeit, Leichtſinn, übelangebrachtem Stolz ꝛc. ꝛc. ſich den Pflichten der Societät entziehen, oder auch wohl aus derſelben verſtoſſen werden. Graben können ſie nicht, auch ſchämen ſie ſich zu betteln, mithin bleibt für ſie nichts übrig, als ums Brod Bücher zu ſchreiben, was oft noch ärger iſt, als Graben und Betteln. Aber der Stolz hat ein hartes Fell, und es müſſen ſchon Kanonenkugeln ſeyn, die durch daſſelbe dringen ſollen. Deshalb behalten ſie bey allem Hunger eine unverwüſtliche gute Laune, die ſie nicht ſelten durch ſpirituenſe Getränke zu nähren und zu unterhalten ſuchen. Dadurch werden ſie unmoraliſche Menſchen, und haben dann nur noch einen kleinen Schritt zu unmoraliſchen Schriftſtellern.

Einige derſelben haben in irgend einer Stadt feſte Sitze; (kleine Translocationen aus dem Wohnzimmer in das Schuldengefängniß abgerechnet) andere wandern in Deutſchland unter dem Titel, Weltbürger umher, und ſterben endlich mit ausgemergelten Geiſte und Körper im Narrenhauſe, im Lazareth, oder im Hoſpital. Für dieſe litterariſche Wanderer habe ich einen eigenen Brief beſtimmt. Jetzt nenne ich Dir nur zwey, die hier in Berlin, mit obiger Reſtriction, feſte Sitze haben. Der erſte iſt

August Friedrich Cranz, auf welchen faſt alles paßt, was ich Dir vorhin von Schriftſtellern ſeiner Art ſagte. Er iſt der Lieblingsautor des Mittelſtandes zu Berlin; von den übrigen wird er nicht geleſen. Was ehedem der aberwitzige Erlanger Zeitungsſchreiber für die Coffee- und Bierhäuſer in ganz Deutſchland war, iſt Cranz für eben dieſe Häuſer in Berlin. Er kramt ſeinen Witz und ſeine Unverdaulichkeiten, mehrentheils in Wochenblättern aus, ſchreibt auch zuweilen ſtärkere Broſchüren, die reiſſend abgehen. Der Kunſtgriff, womit er ſo viel Beyfall bey halbdenkenden, halbträumenden, bey vernagelten und ſchwachen Köpfen, bey Officiers, Ladendienern, politiſchen Kannengieſſern, und überhaupt bey der Bürgerſchaft erhält, iſt ganz ſimpel: Er erzählt Stadtgeſchichten, mit ſatyriſchen Anmerkungen und Erweiterungen, raiſonnirt mit großer Keckheit über die neueſten Verordnungen des Staats, ſpielt den Freygeiſt, macht ſchmutz'ge Späße und Pasquille. Seine Schriften werden einem aufgeklärten Manne ſchon auf den erſten Seiten höchſt eckelhaft, weil er alles, was er iſt, mittelmäßig iſt: ein mittelmäßiger Philoſoph, ein mittelmäßiger Religionsſpötter, ein mittelmäßiger Satyriker, u. ſ. w. Und doch iſt er noch golden gegen den folgenden.

Herrn Carl Friedrich Wegener, (nimm das Schnupftuch vor den Mund, liebe Schweſter!) den würdigen Verfaſſer der **Raritäten.** Schon ſein Name, fürchte ich, hat meine Feder verunreinigt, darum erwarte von mir kein Portrait ſeines Geiſtes, der ſich zuvor in Unflath wälzt, ehe er ſich dem Publikum producirt. Der ſel. Kindleben und dieſer Wegener

waren

waren ein herrliches Brüderpaar, und doch konnten ſie ſich nicht leiden.

Siebenter Brief.

Berlin.

Diesmal, meine liebe Schweſter, ſkizzire ich Dir vier trefliche Köpfe, die in vieler Hinſicht Deine und des Publikums ganze Achtung verdienen. Zwar gehören ſie nicht zu derjenigen Klaſſe der deutſchen Gelehrten, die man **berühmte nennt**, aber ein Paar darunter haben große Anlage, es zu werden.

Der Conſiſtorialrath und Director des Friedrichswerderiſchen Gymnaſiums, **Friedrich Gedike**, iſt ein Mann von vielen gemeinnützigen Kenntniſſen, von gebildetem Geſchmack, warmen Herzen, hellen aufgeklärten Verſtande, der gegen die übrigen Schaalköpfe, die in unſerer ſchönen Litteratur entweder gelegentlich, oder aus Profeßion arbeiten, einen ſehr vortheilhaften Abſatz macht. Sein Geiſt hat ſich mit den Schriften der Alten genährt, und hat dadurch zu

einer

einer Feſtigkeit und Gründlichkeit erlangt, wovon unſere litterariſche Ephemern, kaum einen Begriff haben, ſo gern ſich auch einige unter ihnen die Miene gäben, als hätten ſie aus den lebendigen, nie verſiegenden Quellen des Alterthums, unmittelbar geſchöpft. — Als Odendichter nimmt **Gedike** eine der erſten Stellen unter unſern beſſern Dichtern ein. Seine Gedanken und Bilder ſind kühn, ſeine Sprache iſt kräftig, bündig und männlich, ohne affectirte Unbehülflichkeit und Dunkelheit, die uns einige unſerer Odendichter, ſo gern für Erhabenheit verkaufen möchten. Als Pädagogen, und als überſetzenden und erklärenden Philologen hat man Gediken auch ſchon ſeinen Rang einmüthig angewieſen.

Der Doctor und königliche Bibliothekar **Bieſter**, Gedikens Freund, und Mitherausgeber der berliniſchen Monatsſchrift, hat ſich zwar bis jetzt noch mit keinem Werke von Umfang gezeigt; aber ſchon ſeine einzelne kleine Abhandlungen, die hie und da, beſonders in der gedachten Monatsſchrift zerſtreut ſtehen, zeigen einen Mann von lebhaftem Geiſte, der mit einer lobenswürdigen Freymüthigkeit, Wahrheitsliebe, Eifer für Aufklärung, eine große Beleſenheit, und glückliche Gabe des Vortrags verbindet.

Unſere Litteratur kann ſich noch viel von ihm verſprechen. Auch als Kenner der Alten hat er ſich durch ſeine Ausgabe der platoniſchen Dialogen (Berlin 1780) von einer vortheilhaften Seite gezeigt.

Carl Philipp Moritz, Profeſſor am Cöllniſchen Gymnaſium, iſt ein junger Mann von vielen Talenten, beſonders für die ſpeculative Philoſophie und Sprachforſchung, der in unſerer Litteratur noch brauchbarer werden wird, wenn er ſeine Gedanken erſt mehr geordnet, und ſich eine ausgebreitetere Weltkenntniß verſchaft haben wird. In dem Fache der ſchönen Wiſſenſchaften hat er ſich durch ſeine kleine Schriften über die deutſche Sprache, durch ſeine Sprachlehre für die Damen, und durch ſeinen pſychologiſchen Roman, Anton Reiſer (der den Gang und die Bildung ſeines eigenen Geiſtes, deductis deducendis, zum Stoff zu haben ſcheint) rühmlichſt bekannt gemacht. Die Beſchreibung ſeiner Reiſe nach England, lieſet ſich einiger Mikrologien ungeachtet, ſehr gut. Auch ſein Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde iſt ein glückliches Inſtitut, das noch nützlicher ſeyn würde, wenn er ſich darinn nicht zu ſehr auf die Verirrungen und Schwächen der Seele einſchränken wollte. Weſſen

Seele, nicht recht feſt verwahrt iſt, der leſe es nicht, denn er könnte ſich dadurch über ein Kleines zum Irrenhauſe qualificiren.

Die poetiſchen Arbeiten des Cammergerichtsraths, Johann Wilhelm Bernhard Hymmen ſind von entſchiedenem Werthe, und haben einen eigenen correcten Ton, der den Mann von Geſchmack verräth, und ihn vor allen übrigen deutſchen Leyermännern, ſehr vortheilhaft auszeichnet; aber kein Wunder, da er ſeinen Geiſt mit wahrer Philoſophie nährt, und die beßten Köpfe der Alten und Neuern nicht blos aus Ueberſetzungen kennt, ſondern in ihrer eigenen Sprache eine enge Bekanntſchaft mit ihnen gemacht hat. Nur mehr ſolche Männer ſollten unter uns aufleben; unter den ſchlechten Autoren ſollte ein allgemeiner Hungerstod einreiſſen, und ihre Verleger ſollten weder Druck noch Papier mehr geborgt bekommen — dann! dann!

Achter Brief.

Berlin.

Ich kann es mir kaum verzeihen, daß ich mich erſt durch Dich an meinen Moſes Mendelſohn habe müſſen erinnern laſſen. Aber mir geht es, wie dem wahren Verliebten, der von allen andern Dingen ſpricht, nur nicht von ſeinem Mädchen. Wenn ich je für einen Mann der als Menſch, und als Gelehrter gleichehrwürdig iſt, Achtung, was ſage ich Achtung? Ehrfurcht, kindliche Ehrfurcht im eigentlichſten Verſtande, gefühlt habe, ſo iſt es für dieſen Mann, der, ohne daß es bekannt, vielleicht auch erkannt worden iſt, in der Stille für das Emporkommen unſerer Litteratur, ſo viel gewirkt hat, als ſein großer Namensvetter aus dem alten Teſtament, für die Bildung der Iſraeliten nie und nimmer. Dieſe beyden Moſes ſind die berühmteſten Juden, die ich kenne, und Moſes der Jüngere iſt mir ehrwürdiger, als Moſes der Aeltere, weil er das, was er bewirkte, nicht durch Wunder, ſondern durch eigene Kraft bewirkte.

Nicht immer geht der Mund von dem, deſſen das Herz voll iſt, über! das fühle ich jezt ſehr lebhaft, da ich einige Züge von dem ſchriftſtelleriſchen Charakter Mendelsſohns entwerfen will; ich fühle, daß ich Dir entweder recht viel oder recht wenig von ihm ſagen werde.

Die Geſchichte von Mendelsſohns erſter Bildung weißt Du; daß Leſſing, Nikolai, und andere in der erſten Epoche ſeiner Autorſchaft vertraute Freunde von ihm waren, mit denen vereinigt er der ſteigenden deutſchen Gelehrſamkeit und Aufklärung durch Wort und That unter die Armen griff, weißt Du auch; der Nutzen der aus den kritiſchen Bemühungen und dem Eifer dieſer Männer entſtand, trägt noch iezt die herrlichſten Früchte, und die guten Köpfe, die durch ſie erweckt, auf den rechten Weg geführet, und ausgebildet wurden, arbeiten zum Theil noch jezt zum Ruhm der deutſchen gelehrten Welt. Als Kritiker und Mann von Geſchmack iſt Moſes Mendelsſohn eine Hauptperſon in der Geſchichte der deutſchen Litteratur.

Als Philoſoph iſt er einer unſerer beſten und gemeinnützigſten. Seine Gedankenfolge iſt geordnet, hell, deutlich; ſein Scharfſinn lebt in den ſchwerſten, dunkelſten Aufgaben; verbreitet Licht über die verworrenſten Irrgänge

der

der menſchlichen Seele, lehrt über ſie ſelbſt, über ihr Daſeyn, über ihre Dauer und Beſtimmung; ſein Vortrag iſt männlich ſchön, ohne Prunk, Ziererey falſche Ausſchmückung; ohne Deklamationen, und ohne Reſignationen auf Gefühl und Phantaſie, die ein Paar unſerer nicht minder berühmten Philoſophen gerne unterſchieben, wenn ihr Auge ſie verläßt; die Mäßigung und wahre philoſophiſche Ruhe, womit er ſpricht, lehrt, zurechtweiſet, widerlegt — alle dieſe Vorzüge ſind eben ſo viel Beweiſe, daß er einen der erſten Philoſophen der ältern und neuern Zeiten ſey, und daß er die Achtung vollkommen verdiene, die ihm unſere Nation einmüthiger als jedem andern aus ſeinem Fache, zu erweiſen gewohnt iſt.

Es ſollte mir leid thun, wenn die Reihe von Gelehrten, die ich Dir nun in acht Briefen aufgeſtellt habe, alle die vorzüglichen Männer einſchlöſſe, die ich in Berlin geſehen und kennen gelernt habe. Viele andere, die Du wohl kaum dem Namen nach kennſt, und als Frauenzimmer nicht zu kennen brauchſt, ſind noch hier, denen ich gerne noch acht Briefe widmete, wenn ich nicht mehr auf Deine Unterhaltung, als auf die Befriedigung meiner kritiſchen Laune zu ſehen hätte. Die Werke der hieſigen Schriftſteller aus dem ſchönen Fach haſt Du faſt alle geleſen, mithin intereſſiren Dich ihre Verfaſſer; aber vor den ſchwerfälligen Büchern (wie ihr ſie nennt) hütet ihr euch wohl, ſo viel Befriedigung die Wißbegierde, und der Durſt nach Wahrheit in der moraliſchen und phyſiſchen Welt, auch darinn finden möchten. Ihr ſeyd einmal ſo, und es iſt gut, daß ihr ſo ſeyd. Ihr würdet euch eben ſo gewiß die höchſte Gewalt im Reiche der Wiſſenſchaften anmaßen, als ihr euch ſolche über die ganze männliche Welt angemaßt habt.

Morgen reiſe ich von hier, durch einige kleine Umwege nach Leipzig ab.

Neunter Brief.

Wittenberg.

Ich ſchreibe dir von einer Stadt aus, die ihrer Unanſehnlichkeit ungeachtet, dennoch das Glück hatte, von der Vorſehung zum Stammorte der Aufklärung und der freyern Cultur der Wiſſenſchaften beſtimmt zu werden. Luther machte hier zuerſt ſeine Verſuche, ſich der weltlichen und geiſtlichen Herrſchaft des Papſtes zu entreiſſen, und als er einmal die Bahn gebrochen hatte, floß der Strom der Wahrheit

über,

über, und nahm ſeinen Lauf von Deutſchland aus, durch die ganze bekannte Welt, ſo ſehe ſich auch Päpſte, und Inquiſitoren mit Bannſtralen und flammenden Scheiterhaufen beſtrebten, ihn auszutrocknen und einzudämmen. Nach jedem ihrer Verſuche ſchwoll er mächtiger an, riß ſich durch Wälle und Deiche, theilte ſich in hunderttauſend Armen den entfernteſten Winkeln der Welt mit, und fand endlich nur noch Widerſtand bey den Spaniern, Portugieſen, Türken, Tunguſen, Kamſchadalen, bey den Neuſeeländern, Patagonen, und bey den europäiſchen Büchercenſoren.

Die hunderttauſend Zweige, welche der Baum der Wahrheit und Aufklärung trieb, ſcheinen den Mutterſtamm erſchöpft zu haben. **Wittenberg** macht jetzt in der gelehrten Welt eine ärmliche Figur, und ſein Name würde ganz ſchlafen gehen, wenn man ihn nicht zuweilen hinter den Namen einiger vorzüglichen Männer nennen hörte, die hier wohnen und lehren. Dieſe ſind **Titius**, **Schröckh**, **Ebert**, **Zeune**, und einige andere. Die übrigen können ſich mit der Zeit noch (die ältern unter ihnen ausgeſchloſſen, den jeder funfzigjährige Profeſſor würde ſich ſchämen, jetzt noch etwas zu lernen) aus dem Nebel der Mittelmäßigkeit emporarbeiten.

Wittenberg iſt das Vaterland der Diſſertationen und Programmen. Auf keiner Univerſität müſſen ſo viel geſchrieben ſeyn, und noch geſchrieben werden. Wundershalber will ich dir doch eine Liſte herſetzen, wie viel die obſcuren Männer allhier über meiſtens ſehr wichtige ſehr nützliche, und ſehr gelehrte Themata diſſerirt haben. Ich füge zugleich das Alter der Verfaſſer bey, damit du ungefähr ſehen kannſt, wieviel die geſammte deutſche Litteratur von ihren curis noch zu erwarten habe.

K. G. Anton, 39. Jahr alt	4
G. R. Böhmer, 65. J. a.	39
J. G. Drasdo, iſt noch ſehr jung	2
F. W. Dresde, 45 J. a.	18
F. A. Fiſcher, 59 J. a.	7
J. C. Franke, 45 J. a.	4
K. D. Freyberg, 57 J. a.	11
K. H. Geisler, 43 J. a.	15
J. F. Hiller, 67 J. a.	34
C. G. Hommel, 48. J. a.	18
E. G. C. Klügel, 48 J. a.	20
G. C. Klügel, 73 J. a.	5
G. F. Krauſe. 66 J. a. *)	34
J. G. Leonhard, 39 J. a.	6
	Latus 211

---

*) Starb kurz nach meiner Abreiſe von Wittenberg.

Transport	211
G. A. Meerheim, iſt noch jung	3
J. C. Meſſerſchmied, 63 J. a.	17
C. F. Nürnberger, 40 J. a.	3
H. G. Oertel, 30 J. a.	4
M. G. Pauli, 64 J. a.	34
J. W. Reinhard, 30 J. a.	10
J. K. G. Reinhard, 49 J. a.	11
J. K. G. Wernsdorf, 38 J. a.	6
G. St. Wieſand, 49 J. a.	50
Summa	349

Nun nimm an, daß jede dieſer Diſſertationen nur zwey Bogen ſtark geweſen ſey, ſo haſt du 698 Quartbogen voll Worte, die dieſe gelehrte Männer zwiſchen den Mauern von Wittenberg verlohren haben, und wovon auch nicht ein einziges die dreyfache Krone des Beherrſchers der katholiſchen Chriſtenheit hätte erſchüttern können.

Du ſchläfſt, wie ich ſehe, liebe Schweſter? Und ich ſpreche doch nur von Diſſertationen! wie würde dir werden, wenn du ſie leſen ſollteſt?

Der Profeſſor Joh. Matth. Schröckh iſt unſtreitig der berühmteſte und nützlichſte unter den Wittenbergiſchen Gelehrten, und einer der erſten und beſten unter den drey oder vier guten deutſchen Hiſtorikern. Er ſieht überall ſelbſt, und ſieht ſcharf, er ſpricht überall ſelbſt, und ſpricht vortreflich. Wenn du mehr von ihm wiſſen willſt, ſo nimm das erſte das beſte ſeiner hiſtoriſchen Werke, von ſeinen Biographien an, bis auf ſeine Weltgeſchichte für Kinder, und urtheile ſelbſt.

Johann Jakob Ebert, Profeſſor der Mathematik, arbeitete in jüngern Jahren fleißig im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften, brachte es auch in der Art von Laune und Witz, die damals Mode war, ſehr weit; aber jetzt ſind ſeine Arbeiten völlig unſchmackhaft geworden. Er wird es auch wohl ſelbſt vergeſſen haben, daß er Tapeten und Fidibus ſchrieb.

Ich erinnere mich, daß du einmal über eine poetiſche Phantaſey, Bernhard und Hildebrand betitelt, mitleidig lächelteſt. Ihren Verfaſſer Hn. Karl Ferdinand Schmid, Profeſſor der Moral, habe ich hier kennen gelernt. Jene Phantaſey iſt aber nicht das erſte und letzte ſeiner Werke, worüber man mitleidig lächeln könnte!

Lebe wohl.

Zehnter Brief.

Leipzig.

Ich befinde mich jetzt mitten unter der unüberſehlichen Heerde von großen und kleinen Geiſtern, die von den Buchhändlern aus allen Winkeln Deutſchlandes in Effigie hieher getrieben, vertauſcht, und verkauft werden, d. h. die hieſige Jubilate-Meſſe hat ihren Anfang genommen. Große Ballen von guten Büchern auf Löſchpapier, und von ſchlechten Büchern auf Schreibpapier gedruckt, kommen noch täglich auf Poſt- und Frachtwagen hier an, und ihre Beſitzer laufen, mit dicken Büchern unter dem Arm, aus einer litterariſchen Trödelbude in die andere, feilſchen, und laſſen feilſchen, kaufen, und verkaufen Waaren, die ſie nicht kennen; ringen nach Abnehmern; ſchlagen ſich um die Einrückung ihrer Avertiſſements in die Zeitungen; drücken den Herausgebern und Mitarbeitern der kritiſchen Blätter ganze Gulden in die Hände, und glauben dann alles gethan zu haben, um die Güte ihrer Verlagsartikel ins Licht zu ſetzen; bitten berühmte Autoren demüthigſt um ihre Arbeiten, und ſchlagen den unberühmten die Thür vor der Naſe zu; mögen gründliche Manuſcripte nicht, ſondern dürſten nach Almanachen, Etwaſſen, Ueber's, Fragmenten, Briefchen, und Pasquillchen, kurz nach auffallenden Sachen, wie ſie es nennen — was thun dieſe litterariſchen Krämer nicht alles, und was werden ſie nicht in Zukunft noch alles thun müſſen, wenn ſie nicht verhungern wollen!

Glaube nicht, daß ich ſo ungerecht bin, den Verlegern alles das beyzumeſſen, was den deutſchen Buchhandel, welcher der erſte in der Welt ſeyn könnte, zu einem Trödelkram gemacht hat. Das Publikum ſelbſt iſt Schuld daran.

O! das deutſche Publikum, liebe Schweſter, iſt ein köſtliches Publikum! Aber ich könnte dir um alle Reiche der Welt keine Definition davon geben. Solch ein unbeſtändiges, unerſättliches, flatterhaftes, undankbares Ding mußt du dir nicht vorſtellen können. Es widerſpricht ſich in ſeinen Theilen, und ſtimmt überein im Ganzen. Es iſt unausſtehlich begierig nach dem Neuen, und wacht mit einer Art von Wuth über das Alte. Es dünkt ſich unfehlbar, und läßt ſich in ſeinen Meynungen, und Ueberzeugungen vom Winde hin und her bewegen, Es ſchreyet über die zunehmende unendliche Zahl neuer Bücher, und kauft, und lieſt ſie Gründlichkeit und Ordnung iſt aus der heutigen Litteratur verbannt: klagt es und emſängt luſtige Seiltänzer mit lautem Hallo? Man muß nicht viel ſchreiben, ſagt es, wenn man vortreflich werden will, aber genade Gott einem Liebling, wenn er zwey Meſſen vorbeygehen läßt, und nicht ſein Kompliment macht. Der Mann hat ſich erſchöpft; er iſt Invalide; er iſt nachläſſig; er ſchläft auf ſeinen Lorbeern ein; hat er denn ſchon den Gipfel erſtiegen? Iſt er denn ſchon ein Newton, ein Locke, ein Milton, ein Robertſon, ein Schakeſpear, ein Corneille, ein Voltaire? Er konnte immer noch fortarbeiten, ſein Ruhm ſteht gewiß noch nicht ſo feſt, als er glaubt — ſo ſpricht es von einem Manne, den es ein halbes Jahr vorher über die Sterne erhob! Es iſt das ewig freſſende, und ewig wiederkäuende Ungeheuer Werther's. — Solch ein Publikum zu äffen, iſt Verdienſt. Der Himmel weiß es, wie gern ich's äffen wollte, wenn ich's nur recht könnte!

Ich gerathe in Hitze, wie ich ſehe, und darum lenke ich ein. Es lohnt die Mühe nicht, ſich über Dinge zu erboſen, die ſchon längſt durch Schimpf oder Ernſt ausgerottet ſeyn müßten, wenn ſie ausgerottet werden könnten. Aber das weiß ich, daß der Pöbel der Schriftſteller, und der Pöbel des Publikums einander vollkommen werth ſind.

Leipzig iſt der Mittelpunkt des deutſchen Buchhandels, und iſt ſehr bequem dazu. Auſſerdem, daß es ſo ziemlich in der Mitte von Deutſchland liegt, kömmt für die Buchhändler noch die Bequemlichkeit hinzu, daß die Stadt weitläuftige Handelsverbindungen hat, vermöge welcher die Waaren und Geldtransporte, mit leichter Mühe beſorgt werden können. Auch das Publikum gewinnt dabey. Nimm zum Beyſpiel, ein Leſer in Wien wollte **Kants Kritik der reinen Vernunft**, die in Riga verlegt iſt, kommen laſſen, würde das Porto nicht höher ſteigen, als der Ladenpreiß des Buches ſelbſt? Verſchreibt er ſichs aber aus Leipzig, oder läßt er ſichs von einem Buchhändler ſeines Orts verſchreiben, ſo koſtet es ihn nicht mehr, als es in Leipzig, und in allen übrigen Städten Deutſchlandes koſtet, welches der Fall nicht ſeyn würde, wenn der Rigaer Buchhändler nicht einen Commiſſionair daſelbſt hätte, bey welchem beſtändig eine Quantität Exemplare parat liegen, die immer an dem erſten Poſttage verſendet werden können.

Es iſt ſchon oft im Werke geweſen, den geſammten Buchhandel von Leipzig wegzuziehen. Aber nie iſt dies Projekt zu Stande gekommen, und wird auch nie zu Stande kommen, weil es durch einen Zuſammenfluß von

politi

politiſchen und phyſiſchen Umſtänden, deren nähere Zergliederung dir lange Weile machen würde, völlig unmöglich gemacht wird.

Aber ich ſage dir da Sachen, die dich unmöglich intereſſiren können. Und doch bin ich in Verlegenheit, dir von hier aus etwas Unterhaltenderes zu ſchreiben. Leipzig iſt jetzt an vorzüglichen Männern, die im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften arbeiten, ſehr arm, und wenn ich dir drey oder viere genannt habe, wird mir der fünfte und ſechſte ſchwer zu finden ſeyn. Aber von Belletriſten habe ich hier ein ganzes Neſt beyſammen gefunden. Ich werde ſie nach einander herausnehmen, und ſie dir zeigen. Aber das geſchieht erſt in meinem nächſten Briefe.

Bis dahin —

Eilfter Brief.

Leipzig.

Ich will ſie dir nach dem Alphabet aufſtellen, damit es keinen Rangſtreit unter ihnen giebt.

Herr und Madame Albrecht, beyde belletriſtiſcher Art und Natur. Sie: Lyriſche und Schauſpiel-Dichterin; Er: Schauſpiel- und Romanen-Dichter; ſie: verwechſelte die Küche mit der Bühne; er: den Aeſculap mit dem Apoll. Beyde thaten Unrecht. Thalia iſt in ihrer Art nicht minder undankbar, als Apoll. Sie gewährt nur ſo lange Beyfall, als ſie mit Venus Hand in Hand geht; zieht ſich dieſe zurück, ſo folgt ſie bald nach, und geſezt, ſie hielte ſich auch noch eine Zeitlang an Areten, und borgte von dieſer den feinſten Puder, den hellſten, friſcheſten Karmin, ſo iſt es nur, um ihre Anbeterinnen auf einmal ſo abominabel zu machen, daß man ſich der heimtückiſchen Göttin ſchämt. Eben ſo macht es Apoll: ſtatt Brod, giebt er ſeinen Verehrern Ambroſia, ſtatt Wein, Nektar — Aber beydes iſt nur genießbar, wenn man des irrdiſchen Futters ſatt hat, und letzteres zu verdienen, läßt er ihnen nicht Zeit. Ueberdies hat er den Kindern, die aus den Ueberſchattungen entſtehen, womit er ſeine beſondern Freunde und Freundinnen zuweilen beglückt, gewiſſe Leute zu Vormündern geſetzt, die man Verleger nennt. Dieſe nehmen für ihre Hebammendienſte das Kind ſammt ſeinem Vermögen in Beſchlag, und laſſen dem Vater nur ſoviel, als er zu Salz und Brod hoch nöthig braucht, während ſeine ſchön geputzten Kinder durch alle Lande kutſchirt werden, und ſo viel zurückbrin-

gen,

gen, daß auch ihre Vormünder in Kutſchen fahren können. Aber Aeſkulap macht fett; wie das in der kleinen Welt, die Chodowicke nach der groſſen verjüngt hat, des Mehrerern zu erſehen iſt.

Als Dichterin iſt Madam **Albrecht** ſo rühmlich bekannt als es eine Dame verlangen kann, von der man, ohne unrecht zu ſeyn, keine Manns-Arbeit fodern wird. Als Schauſpielerin gehört ſie nicht vor mein Tribunal. Ihr Gatte hat ein paar Trauerſpiele (den unnatürlichen Vater und Siegesmunde und Guiſchard) geſchrieben, die aber unbekannt geblieben ſind; und es auch wirklich verdienen. Beſſer und bekannter ſind ſeine Romane: Waller und Natalie ꝛc. Liebe iſt ein wunderlich Ding; Laura di Soli; Sophie Berg; Junger Hans von Hansburg; Fürſten ſind nicht immer die glücklichſten ꝛc. Sie ſind in einer faſt durchaus reinen und guten Schreibart abgefaßt, und enthalten einige Scenen und Züge, die er der Natur ſchwerlich ſo ganz abgeſtohlen haben würde, wenn er nicht ſchon als Arzt eine groſſe Anlage zur Beobachtung derſelben gehabt hätte. Beweis davon iſt ſein Buch: **Zootomiſche und phyſikaliſche Entdeckungen von der innern Einrichtung der Bienen, beſonders der Art ihrer Begattung** haltung. Wer den kleinern Productionen der Alma Mater ſo viel Aufmerkſamkeit gönnt, wird ſie auch ihren gröſſern und edleren Geſchöpfen nicht entziehen — das hoffe und erwart ich von ihm, um ſo ernſtlicher, da es in unſerer Litteratur von Romanenſudlern wimmelt, die es nicht der Mühe werth achten, der Natur auf ihren verſchlungenen Wegen nachzuſpüren.

Chriſtian Friedrich Bretzner; ein Schauſpieldichter, iſt Kaufmann allhier. Vor drey oder vier Jahren gab er die beſte Hoffnung durch ſeine Perſon die Zahl unſerer beſſern Dramatiker zu vermehren, aber ſeit der Zeit iſt er unglaublich gesunken. Karl und Sophie, oder die Phyſiognomie, iſt ſein erſtes und letztes gutes Stück geblieben, wahrſcheinlich aus dem ſehr natürlichen Grunde, daß er ſich durch den Beyfall, den es erhielt, verleiten ließ, hitzig fortzuſchreiben, ohne zu bedenken, daß dies, der Fels ſey, woran ſchon vor ihm ſo viel junge dramatiſche Dichter ſcheiterten. Sein Eheprokurator, der kurz darauf erſchien, iſt ein kaltes langweiliges Stück, ohne Leben und Handlung, daß ſich ganz auf die Talente des Acteurs verlaſſen muß, der den Eheprokurater ſpielt. Die übrigen Perſonen haben weder Zeichnung, noch Charakter, und ſind vom alleral-

täglich-

täglichſten Zuſchnitt, aber immer noch golden gegen die Helden und Heldinnen ſeines neueſten Stücks (Die verſtorbene Ehefrau, oder vier Liebhaber auf einem Tag) das unter aller Kritik iſt.

J. D. und A. F. Geyßler ſind ein paar würdige Brüder. Erſterer hat ein unbedeutendes Büchelchen: Züge aus der Natur und Geſellſchaft für Kinder — geſchrieben. Die Züge ſind von einer ſchlechten Natur und Geſellſchaft abſtrahirt. Der andere iſt ein litterariſcher Nachtvogel, und der Cameralwiſſenſchaften Ergebener (ſo nennt er ſich ſelbſt) allhier. Mit Schriftſtellern, wie er, beſchmutzt ſich die Kritik nicht gern die Finger. Er iſt Herausgeber der geſchmackloſen Sammlung von Hölty's Gedichten (auf die du auch pränumerirt haſt) und der Verfaſſer einer Vorrede zu derſelben, die an Abgeſchmackheit, Affectation, und in der Menge verſtandloſer Gedankenſtriche unter den ſchlechten Geſchreibſeln aller Jahrhunderte kaum ihres gleichen finden möchte.

Chriſtian Gottlob, und Gottlob Ludwig Hempel. Erſterer iſt Magiſter der Philoſophie zu Leipzig, und hat ein muſikaliſches Drama, Peter der Groſſe betitelt, herausgegeben, das ſehr unmuſikaliſch und undramatiſch behandelt iſt. Letzterer iſt Schauſpieler bey der

Londiniſchen Geſellſchaft, und Verfaſſer einiger Romane, die hie und da ſtark geleſen worden ſind, und wirkliche Anlage zum Romanendichter verrathen, ſo ungleich ſich auch übrigens die Sprache, ſo unnatürlich einige Charaktere und Situationen, ſo geſchroben und zerhauen auch oft Knoten und Entwickelung ſind. Aber er verſteht die Kunſt, den groſſen Haufen der Leſer durch Abwechſelung zu amüſiren, ihre Aufmerkſamkeit zu ſpannen, und ihr Gedächtniß nicht durch Nebenperſonen zu überladen. Auch iſt er frey von aller Empfindeley, und dies allein rechne ich ihm ſchon zu keinem geringen Verdienſte an. Seine beſten Arbeiten ſind, wenn man unter mittelmäßigen eine Rangordnung machen kann: Hans kömmt durch ſeine Dummheit fort, und die Geſchichte der Familie Winzer. Sein neueſtes Product, Joſeph Houdry iſt tief unter dieſen beyden.

Anton Wall, deſſen Sachen du ſo gerne lieſeſt, heißt eigentlich Heyne, und hält ſich hier auf. In der Geſellſchaft unſerer jüngern Autoren, die für das dramatiſche und erzählende Fach arbeiten, iſt er einer der beſten, und läßt durch ſeine Arbeiten die beſte Hoffnung für die Zukunft, von ſich faſſen. Unter ſeinen dramatiſchen Verſuchen ſcheint mir die Expedition, oder die Hochzeit nach dem Tode, die

er

er dem Tolle nachgebildet hat, ſein glücklichſter zu ſeyn, und daß er viel Anlage zu einem guten Erzähler habe, iſt aus einigen Stücken in ſeinen **Bagatellen** erſichtlich. Aber der Dialog iſt ſeine Hauptſtärke. Er giebt ihn der Natur getreu, raſch, feurig, korrekt, leicht, nicht verdrechſelt, und ein feines Gefühl, ihn nach ſeinen Perſonen gehörig zu moduliren, und ihnen ſelbigen anzupaſſen, vermißt man nur ſelten.

Ihm würde ich, **J. F. Jünger** an die Seite ſetzen. Dieſer privatiſiert und ſchreibt auch zu Leipzig. Er iſt Verfaſſer einiger Romane und Schauſpiele, ſcheint aber mehr für erſtere als für letztere Anlage zu haben. Seine beyden Luſtſpiele: die **Badekur**, und **Freundſchaft und Argwohn**, die ich hier habe aufführen ſehen, ſind dem Plane und der Ausführung nach, gemein und alltäglich; aber ſein **kleiner Cäſar**, ein Roman nach **Coventry** empfiehlt ſich durch guten Ton, leichte Erzählungsart, und gute Laune, ſo wie der komiſche Roman **Wurmſaamen von Wurmfeld**, welchen er auch geſchrieben haben ſoll. Sein **Karl Hellberg**, ein ziemlich ſtarker Roman, ſteht tief unter beyden, iſt aber auch anderthalb Jahre früher geſchrieben.

Ein elender Romandichter iſt Magiſter Johann Adam Gotthard Kirſten. Er hat Lottchens Reiſe ins Zuchthaus geſchrieben; und wenn es ein Zuchthaus für ſchlechte Autoren gäbe, ſo ſollte er hineinreiſen, ohne Barmherzigkeit. Und doch hat ſein Lottchen eine doppelte Auflage erlebt. Doppelte doppelte Schande! Aber nimm dies als einen Beleg zu dem an was ich oben von den herrlichen Tugenden unſers Publikums geſagt habe.

Ein zehnfach beſſerer Kopf iſt J. C. C. Klingaut, der ſich auch hier aufhalten ſoll. Sein Name iſt ominös, und ich weiß nicht, ob er wirklich ſo heißt, oder ob er ſich bey ſeiner litterariſchen Geburt ſo getauft hat. Auf allem Fall verrathen ſeine Epiſteln einen jungen Mann von guter Anlage, der in dem Fache, worin er zuerſt aufgetreten iſt, mit Glück arbeiten wird, wenn ſein Gefühl, Geſchmack, und Vortrag zur Feſtigkeit gelangt ſeyn werden, und er ſich feſt überzeugt haben wird, daß ſelbſt die beſten Gedanken der beſten Dichter, ohne die Feile der ſtrengen Göttin Politura mehr als die Hälfte von ihrem Reitze verlieren.

Auch die Gräfin von Meden, die jetzt einen litterariſchen Zug durch Deutſchland macht, habe ich hier geſehen. Sie hat ein Bändchen Gedichte herausgegeben, unter dem Titel:

Eliſens geiſtliche Lieder. Ich habe einige davon geleſen, urtheile aber nicht darüber. Ein gewiſſer Neander, ihr Schildknapp, hat ſie herausgegeben, und ein Oratorium von eigener Hand hinzugefügt, das dort in guter Geſellſchaft ſteht. Du mußt dieſen Neander mit einem älteren (Chriſtoph Friederich) nicht verwechſeln. Dieſer iſt Präpoſitus zu Grenzhoff in Curland, und ein Dichter geiſtlicher Lieder, voll wahrer Andacht, Erhabenheit, Frömmigkeit, und Rührung, die ihren Platz zwiſchen den Cramerſchen, und Gellertſchen Liedern dieſer Art mit Ehren behaupten.

Den Poeten Chriſt. Auguſt Peſcheck, der ſich durch die Ankündigung ſeiner dichteriſchen Kriegsgemälde vor ganz Deutſchland proſtituirte, habe ich auch hier angetroffen. Ich kann der Verſuchung nicht wiederſtehen, dir das, was ich von ihm zu ſagen habe, in dem Tone und mit den eigenen Worten ſeiner damaligen Ankündigung vorzutragen:

„Erlaubet mir, gnädige Herren Litteratoren, Liebhaber der Lektüre, und Schriftſtellerfreunde, daß ich unter die zahlloſe Menge deutſcher Dichterlinge, die unſer Vaterland von allen Seiten ſchier überſchwemmen, noch einen aufnehme, der ſich mit nie geſungenen Gegenſtänden beſchäftigt. Weit entfernt, ihn für einen Dichter auszugeben, der auch nur auf ein Blättchen aus dem Lorbeerkranze eines unausgeſetzt verehrungswürdigen Wieland und Weiſſe, oder eines Klopſtok, Ramler, Bürger, und anderer vortreflicher Dichter, Anſpruch machen könne, wage ichs jedennoch, ihn hier in meiner lit. Reiſe ans Licht zu ſtellen, bedaure aber zugleich, daß ich ſeinen Artikel nicht mit einem Kupfer, ſeines kleinen Ichs, im gewöhnlichen Geſchmack, verzieren laſſen kann. Das ganze Männchen mag ungefähr an litterariſcher Schwere, zwölf bis vierzehn Pfund wiegen; jedoch wird es um ſeiner Unterſtützung und beſſern Durchkommens willen, ein geneigtes Publikum nicht unbillig finden, ſeine Schwere auf ein paar Pfund höher zu ſchätzen, damit er, wenn er dereinſt von Deßau aus ein Werk auf Pränumeration ankündigt, deſto mehr Abnehmer finde. Obſchon die Welt einige Verſuche im Reiche der teutſchen Lektüre (Dichteriſche Kriegsgemählde, Karl Pappelwald, ein ſchlechter Roman) bereits von ihm hat, ſo iſt doch ſein Name noch in der allgemeinen Dämmerung, und es iſt noch nicht entſchieden, ob er in Zukunft bekannter werden ſoll.“ Hoffen kann er dies mit aller Zuverſicht, das ſteht ihm frey. Indeſſen mag er ſich den Kennern und Freunden der Dichtkunſt

durch

durch beſſere Werke empfehlen, ſo wird ihm ihre Unterſtützung nicht entgehen.

Der Schauſpieler Reinicke iſt, wie ich vermuthe, auch Theaterdichter, wenigſtens hat man eine Silhouettentrauung ein dem Plane und der Ausführung nach höchſt mittelmäſſiges Luſtſpiel, von einem gewiſſen Heinrich Reinicke. Wäre er dies, ſo wollte ich ihn wohl bitten, ſich mit ſeinem Ruhm als Schauſpieler zu begnügen, und ſich nicht ferner auf die ſchlüpfrige Bahn der Schauſpieldichtung zu wagen, denn dieſer erſte Verſuch iſt ſehr unglücklich abgelaufen.

Zum Beſchluß nenne ich dir noch zwey Männer, die du aber nicht mit den Vorhergehenden in eine Reihe ſetzen mußt:

Johann Gottfried Dyk, M. der Philoſophie, und Buchhändler zu Leipzig, hat ſich mancherley Verdienſte um unſer Theater erworben, und daſſelbe mit einigen ſehr brauchbaren Stücken bereichert. Sein Eſſex zum Beyſpiel, wird noch lange mit Vergnügen geſehen werden, weil Süjet und Ausführung vielerley Schönheiten haben, die der Laune des momentanen Geſchmacks nicht unterworfen ſind. Von den übrigen Stücken, die er hauptſächlich nach franzöſiſchen Muſtern bearbeitet hat, gilt dieß nicht ganz, es iſt aber nicht zu verwundern, weil es wie ich ſchon vorhin einmal ſagte, menſchlichen Händen unmöglich iſt, aus Nichts, Etwas zu machen. Denn es fällt in die Augen, daß die meiſten der franzöſiſchen Stücke, die er ſelbſt und ſeine Mitarbeiter, im **Theater der Franzoſen für die Deutſchen**, geliefert haben, für den deutſchen Leſer, troz den geänderten Sitten, etwas Leeres und Fremdes behalten haben, das ihren Urſprung verräth, daher es auch wohl kommen mag, daß die wenigſten Stücke dieſer Sammlung von dem Theater herab mit Beifall aufgenommen ſind, und ich ſelbſt habe ſie immer lieber geleſen, als aufführen ſehen.

Auch der Verfaſſer der **Räuber**, **Friedrich Schiller**, den der Herzog von Weimar vor kurzem zum Rath ernannt hat, hält ſich jetzt hier auf. Hier iſt mehr als **Lenz** und **Klinger**! Der Geiſt beyder ruhet zwiefach auf dieſem einzigen, und ihre drangvollſten Arbeiten, ſind Wind gegen die Kraft, die von dieſem Manne geht. Seine Charakter ſind ungeheurer; ſeine Sprache iſt allmächtiger, um die Exploſionen der Leidenſchaften, die er ſeinen Thieren beylegt, auszudrücken; ſein Athemzug iſt Sturmwind, ſein Wort Donner; ſein Zürnen Fluch; ſein Wüthen iſt das Wüthen des **Behemoth**, denn mit dem Wüthen eines wirklich exiſtirenden Weſens kann es nicht verglichen werden; ſeine Liebe iſt

Raſerey;

Raſerey; ſein Haß, Blutdurſt: und ſein Blutdurſt heult wie der Wolf, der in acht Tagen nicht gefreſſen hat. Einen Mittelweg kennt er nicht. Seine Perſonen ſind entweder Teufel, oder Engel, und ihre Handlungen (wohl uns; finden keinen Tummelplatz in der wirklichen Welt. An Welt und Menſchenkenntniß fehlt es ihm gänzlich. Seine Sprache iſt höchſt inkorrekt. Seine dramatiſirten Mordgeſchichten, ſind keine Schauſpiele.

Das alles fällt in die Augen, und kein Mann von geſundem Gefühl und Geſchmack, wird einen Deut von dieſem Urtheile herunter laſſen. Und doch, wo iſt eine Bühne, die nicht bey den Räubern, bey dem Fiesko und bey Cabale und Liebe, vollgeſtopft geweſen wäre?

Schiller muß alſo doch irgend eine Seite haben, die dem groſſen Haufen gefällt? Aber welche iſt die? Gefällt er darum, weil er ſo ganz unerhört abentheuerlich iſt? Weil aus dieſem Grunde ſeine Stücke voller Abwechſelung, Leben und Handlung ſind? Weil ſeine Perſonen intereſſiren? Weil ſeine Sprache bilderreich, und nicht ſelten voll glücklicher Gleichniſſe iſt? Weil der Geſchmack der Deutſchen vorzüglich dieſe Gattung von Ungeheuern liebt? Weil jedes feinere Gefühl für guten Geſchmack erſtorben iſt? Weil man lieber bis aufs Mark erſchüttert, als ſanft gerührt werden will?

Nimm von jeder dieſer Fragen etwas, und lege es auf Schillers Seite, ſo iſt dies Phänomen erklärt.

Es iſt gewiß, daß mancher gute Keim zum Tragödiendichter in Schillern ſchlummert; daß ſein Geiſt einen Schwung genommen hat, der ſich über das Gewöhnliche erhebt; daß ihm die Darſtellung von Leidenſchaften, beſonders von heftigen, oft gelingt; daß er Abwechſelung in ſeine Stücke zu bringen weiß, und daß ſeine Phantaſie ſehr reich an Bildern iſt, die ſich ſeiner Sprache mittheilen, und ſie der Sakeſpeariſchen ſehr ähnlich machen.

Aber wer ſind denn eigentlich die Zuſchauer, denen Schiller ſo unumſchränkt gefällt? Studenten, Officiers, Kaufmannsdiener, und die Acteurs ſelbſt, ſo ſchlecht er auch für ihre Lunge ſorgt. Das Brüllen auf der Bühne hat unſerm Publikum von jeher gefallen, und die meiſten unſerer berühmten Schauſpieler hätten nicht den großen Namen bekommen, wenn ſie nicht eine gute Lunge gehabt hätten.

Kein Mann von Geſchmack, kann die Schilleriſchen Stücke bey Lektüre und Vorſtellung aushalten. Wenn er ſich nicht ärgert, ſo lacht er; und kann, oder will er keins von beyden, ſo ſieht oder lieſt er ſie gar nicht. Er bedauert den guten Kopf des jungen Mannes, daß er er ſich ſo ſehr auf die falſche Seite legt, und hoft, daß er mit der Zeit von ſeiner Raſerey zurückkommen, und Werke liefern werde, die dem Geſchmack der Deutſchen ſo viel Ehre machen werden, als ſie ihm jetzt Schande bringen.

Und nun komme ich auf Schillers beſſere Seite. Er ſieht ein, und hat es in der Ankündigung ſeiner Thalia ſelbſt geſtanden, daß ſeine Schauſpiele Ungeheuer ſind. Wie wenn er ſich nun im Ernſte beſtrebte, den Beyfall der Wenigen zu gewinnen, und das Huzza der Menge zu verſchmähen? Wie wenn er nun eine Pauſe machte, Welt und Menſchen kennen lernte, gute Muſter fleiſſig ſtudirte, die Regeln der Kunſt (die nicht da wären, wenn es nicht groſſe Geiſter gegeben hätte, von denen man ſie abſtrahirte) ſich bekannt machte, und dann von neuem aufträte? Bey den Talenten, die unverkennbar in ihm liegen, würde er für unſere dramatiſche Litteratur viel leiſten können, und dann würde ihm der Beyfall des feinern und weiſern Theils der Nation nicht entſtehen, ſtatt daß er ſich jetzt bey demſelben über alles lächerlich macht. Er hat ſich von Seiten ſeines guten Willens zu vortheilhaft gezeigt, als daß ich ihm zutrauen ſollte, er würde dieſe meine Erinnerungen, (wenn er ſie hören wollte) nicht für das anſehn, was ſie ſind: für freund-

freundſchaftliche Zurechtweiſung, für Achtung gegen ſeine Talente, und für aufrichtige Wünſche, ihn ſo vollkommen zu ſehen, als er es, nach ſeinen Fähigkeiten gewiß werden kann und muß, wenn er nicht die Erwartung aller, die ſich in der Stille für das Wohl, und Weh ſeines Autorruhmes intereſſiren, hintergehen und Lügen ſtrafen will.

Zwölfter Brief.

Leipzig.

Wie konnte es dir einfallen, daß ich deinen Liebling, den Kreisſteuereinnehmer Chriſtian Felix Weiſſe, wohl nicht geſehen und geſprochen haben möchte. O Schweſter! wenn ich es mir nicht zur Pflicht machte, im Lobe ſo diskret, als im Tadel zu ſeyn, was könnte ich dir nicht alles von Weiſſen, dem Menſchen, und von Weiſſen, dem Schriftſteller ſagen? Aber auch bey ihm handle ich, (ſo ſchwer es mir auch wird) nach meinem Grundſatz und ſage dir nichts von ihm, als dem Vater ſeiner Familie, dem Freunde ſeiner Freunde, und dem Bruder ſeiner Brüder. Als Schriftſteller iſt er einer der verdienſtvollſten und ehrenwertheſten in unſerer Litteratur. Er hat in allen Fächern, denen er ſeinen Fleiß ſchenkte, mit Glück und Beyfall gearbeitet. Siehe ihn als lyriſchen Dichter, als Dramatiker, als Kunſtrichter, oder als den Lehrer der Jugend, ſo findeſt du, wie glücklich ſich ſein Geiſt allen dieſen Zweigen der Litteratur anſchmiegte, und mit welchem allgemeinen Beyfall ſeine dahin gehörigen Arbeiten aufgenommen wurden, Er iſt mit unſerer Litterotur aufgewachſen, er kannte ſie in ihrer Minderjährigkeit, verließ ſie nicht in reifern Jahren, und wenn ſie bald großjährig wird, ſo hat ſie es ſeiner thätigen Beyhülfe vor vielen andern zu danken.

Auch den Rittmeiſter **Friedrich von Blankenburg**, der hier privatiſirt, und ganz den Muſen lebt, habe ich kennen gelernt. Er iſt ein Mann von ausgebreiteter Beleſenheit, von ſcharfen, kritiſchen Sinne, mit einer geſunden Philoſophie verbunden, die manchen Fächern unſerer Litteratur, hauptſächlich der Kritik und Romanendichtung, öffentlich und im Stillen, viel heilſamen Nutzen geſtiftet hat. Sein **Verſuch über den Roman** bleibt immer noch das einzige, und das beſte Werk in ſeiner Art, und wird es ſo lange bleiben, bis wir von dem Wahn, (der freilich immer noch durch die geſchmackloſen Sudeleyen aus dieſem Fach verſtärkt

ſtärkt wird) zurückkommen, daß dieſer Zweig unſrer Dichtkunſt die genaue Aufmerkſamkeit ſcharfſinniger Männer nicht verdiene, oder daß es ſchimpflich für ſie ſey, in einer Gattung zu arbeiten, die mehr als jede andere, blos für das Amüſement müßiger, alter und junger Leute, beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Aber eben darum, weil ſie ſo viel Leſer an ſich zieht, ſollte man darauf halten, daß ſie nicht vernachläſſiget würde, weil durch ſie manche heilſame Wahrheit aus der Philoſophie des Lebens unter einem lachenden Gewande in Umlauf gebracht, und unter eine Klaſſe von Menſchen vertrieben werden kann, die gerade zuletzt, oder gar nicht über die verſchränktern trocknern Gebäude der Philoſophie gerathen. Jezt haben ſich Studenten und Hofmeiſter dieſes Faches bemächtigt, und es iſt ihnen gelungen, dem Mann von Geſchmack einen unauslöſchlichen Ekel gegen daſſelbe beyzubringen.

Der Profeſſor **Chriſtian Auguſt Clodius** *) iſt ein reeller Kopf, der ſich mit dem Geiſte der Alten genährt, und denſelben unvermerkt eingeſogen hat. Seine proſaiſche Schriften tragen das Gepräge eines feinen Geſchmacks an ſich; der unter dem jungen Anflug der

---

*) Starb kurz nach meiner Abreiſe von Leipzig.

der modernen Belletriſten, die weder griechiſch noch lateiniſch können, ſo ſelten iſt. Als lyriſcher Dichter gehört Clodius unter die mittelmäſſigen. Seine Gedichte ſind Verſe aber keine Poeſie. Nur dann erhebt er ſich etwas, wenn ihm während der Arbeit die Meiſterſtücke des Alterthums, und die ſchönſten ihrer Stellen zu lebhaft vorſchweben, als daß er ſie unerwähnt, und ungenuzt ſchwinden laſſen könnte. Auch in der erzählenden, wie in der aeſopiſchen Poeſie iſt Clodius nicht glücklich, weil es ſeiner Sprache an Ductilität, und ſeinen Sentiments an Bündigkeit und Kürze zu fehlen ſcheint. Als Theaterdichter hat er ſich durch ſeinen regelmäßigen, aber kalten Medon gezeigt.

Johann Karl Wezel, deſſen Werke dir ſo viel Vergnügen gemacht haben, lebt nach mancherley Veränderungen ſeines Aufenthalts, auch wieder hier. Als Romanen- und Schauſpiel-Dichter gehört er zu den beſten Bearbeitern dieſer Fächer in unſerer Litteratur. Er verbindet mit einem hellen Geiſt, viel Kenntniß der Welt und des Menſchen, eine reichhaltige Phantaſie, heitere Laune, und nicht ſelten viel gefälligen Witz. Seine Sprache iſt rein, ſein Styl ausgebildet, lebhaft und geſchmeidig, und ſeine Charaktere ſind der Nanur meiſtens getreu. Seine theatraliſche Werke ſcheinen bey der Lektür mehr Effekt zu thun, als bey der Vorſtellung. Aber dies liegt nicht ſowohl an ihm, als an den Schauſpielern, die ſeinen Dialogen, der ſehr feurig, raſch, kurz und oft zu gedrängt iſt, nicht natürlich genug geben können. — Ich wünſchte ihm eine Lage, worin er nicht nöthig hätte, ſeine Arbeiten zu ſehr auf der Haſt zu betreiben; es wäre für ſeinen litterariſchen Ruf, und für die Vervollkommung der Fächer, in denen er arbeitet, weit beſſer.

Dieſes ſind die vorzüglichen Männer aus deinem Fache, in Leipzig. Wenn du eine Philoſophin wäreſt, ſo ſchilderte ich dir den Doktor und Profeſſor **Platner**; eine Orientaliſtin, den Prof. **Dathe**; eine Kennerin der Alten, den Rektor **Fiſcher**; eine Naturforſcherin, den Prof. **Leske**, und den Doktor **Hedwig**; intreßirte dich die Litteratur der Gottesgelahrtheit, den Paſt. **Zollikofer**, und den Prof. **Morus**; und wäreſt du eine gute Chriſtin, den Doktor und erſten Prof. der Theologie, den Domherrn zu Meiſſen, den Decemvir der Leipziger Univerſität, den **Senior der polniſchen Nation**, und den Ephorum der Churfürſtl. Stipendiaten, Herrn Herrn, **Johann Friderich Burſcher**, der alle dieſe groſſe Aemter in einer einzigen kleinen runden Perſon vereiniget.

Lebe wohl.

Dreizehnter Brief

Leipzig.

Ich hole in dieſem Briefe noch einige litterariſche Merkwürdigkeiten von Leipzig nach. Die vielen Buchhändler, die ſich hier niedergelaſſen haben, ſind Urſache, daß es hier mehr Büchermacher aller Art giebt, als in irgend einer Stadt in Deutſchland. Es iſt auch nirgends leichter als hier, durch litterariſche Induſtrie, die ſich freilich auch das Korrigiren muß gefallen laſſen, ſein Brod kümmerlich zu verdienen. Die Menge von Buchhändler-Köpfen, die beſtändig mit neuen Enteprisen ſchwanger geht, bedarf auch einer Menge litterariſcher Vulkane, welche die ſchwangern Schädel mit ihren Aexten öfnen, und die kreiſſenden Ehrenmänner von ihrer Bürde befreyen. Aber gegen eine Minerva ſpringen hundert Jahrbücher des Geſchmacks, und der Aufklärung, Fauſtine zweyter Theil,

Theil, erbärmliche Reiſebücher, elende Ausgaben alter Autoren, u. ſ. w. aus den dicken Hirnſchädeln hervor, bekommen gewöhnlich die Nothtaufe, und ſterben gleich nach der Geburt in aller Stille.

Faſt alle hieſige Profeſſoren laſſen ſich zu ſolchen Accoucheurs brauchen. Weil ihre Anzahl zu groß und der Univerſitätsfond zu klein iſt, um ihnen Unterhalt zu geben, ſo kömmt ihnen das Honorarium der Verleger ſehr zu ſtatten, ſo gering es auch iſt, weil dieſe wiſſen, daß die gelehrten Herren das Geld zum Brode brauchen.

Einige treiben dieſes Geſchäft wirklich ins Groſſe. Sie überſetzen, ediren, beſorgen (curare) verbeſſern, compiliren, verſehen alte Schriftſteller mit Noten, ziehen neue aus, ſchreiben Wörterbücher, erwecken alte Laden-Hüther, wärmen auf, kochen, hacken, füllen — kurz fabriziren Waare für den Markt, ziehen ihr Arbeitslohn, und laſſen dann den Buchhändler, der ihnen Aufträge gab, ſorgen. Es iſt erſtaunlich, wenn man das Schriftenverzeichniß dieſer gelehrten Manufakturiſten durchläuft, und bemerkt, in wie mannigfaltigen Fächern ſie ſo rüſtig gearbeitet haben. Man ſollte meynen, ſie müßten die gelehrteſten Männer von der Welt ſeyn. Aber ſie ſind es nicht,

nicht, blos ihrer Hand gebührt das Lob. Dafür werden ſie aber auch nur wie andere Handarbeiter bezahlt.

Dieſe Betrachtungen hatten ſich mir bey der Beerdigung des Prof. Johann Joachim Schwabe, der vor acht Tagen hier ſtarb, aufs Herz geworfen, und ich konnte nicht umhin, ſie in dieſem Briefe auszuſchütten. Prof. Schwabe war der Liebling der hieſigen Buchhändler. Er arbeitete geſchwind, wohlfeil, und viel ums Geld. Was er unter dieſen Umſtänden, und binnen den funfzig Jahren, die er ſchriftſtellerte, producirt haben kann, wirſt du ungefähr berechnen können. Die Bände, die er ſchrieb, gehen in die Hunderte, und die meiſten darunter ſind in groß Octav, und in Quart. Er muß, wie der ältere Moſer, ein Meer von Tinte, ganze Niederlagen von Federkielen, und Magazine von Papier, ausgeſchrieben haben, und deßhalb ſollten die Hände beyder Männer billigerweiſe unter die Geſtirne verſetzt werden; die Köpfe könnte man begraben. Doch will ich hiermit nicht ſagen, daß ich Schwaben dem Herrn von Moſer an die Seite ſtelle. Letzterer iſt unbezweifelt mehr, als Ueberſetzer und Compilator, aber derſelbe Schwabe, war um keinen Strich mehr. Er hat

eine

eine ſehr anſehnliche Bibliothek, und ein beträchtliches Vermögen hinterlaſſen.

In ſeine Fußtapfen tritt Johann Jakob Volkmann, der auch alle die Ueberſetzungen und Compilationen, die aus ſeiner Feder gelaufen ſind, nicht mehr kennen mag — Aber was nützt es, darüber zu ſprechen, oder zu ſpotten. Wir leben in einem Decennium, für welches eine eckelhafte Sudelkocherey, die von eilf Büchern das zwölfte abſchäumt, ein eigenes charakteriſtiſches Attribut geworden zu ſeyn ſcheinet.

Meine Nachrichten von Leipzig ſind hiermit beſchloſſen. Jezt bin ich im Begriff von hier aus einige kleine Abſtecher nach Halle Deſſau, Weimar, Jena, Gotha, Erfurt ꝛc. zu machen, und dir gelegentlich zu melden, was ich dort Intereſſantes für dich werde gefunden haben. Bleibe bis dahin meine liebe Schweſter.

Litterariſche
Reiſe durch Deutſchland.

Zweytes Heft.

— — — Mediocribus eſſe poetis

Non homines non Di non conceſſere columnae

Hor.

Leipzig, 1786,
bei G. Ph. Wucherer, und G. E. Beer.

ERSITAET
ENCHEN

Vierzehnter Brief.

Halle.

Ich bin durch einen ziemlichen Umweg über **Merſeburg** und **Eisleben** glücklich hier angekommen.

Es that mir leid, den gelehrten Stiftskanzler **Rudolph Chriſtian von Benningſen** zu Merſeburg nicht mehr am Leben zu finden, deſſen Bekanntſchaft ich vor einigen Jahren in Dresden machte. Er war ein Mann von einer auſſerordentlichen Beleſenheit, ein groſſer Kenner des ſächſiſchen Rechts, und der alten Geſchichte. In beyden gab es kein Winkelchen, das er nicht durchforſcht und glücklich durchforſcht hätte, welches ſeine Schriften über das ſächſiſche Recht, und ſeine **bibliſche Zeitrechnung** beweiſen. Jetzt, da er todt iſt, hört auch Merſeburg in der Litteratur zu leben auf. denn es giebt nun keinen Gelehrten mehr hier, deſſen Name dieſes Städtchen aus der Dunkelheit ziehen könnte. Die Domherren (es giebt ihrer hier ſehr reich bepfründete, und ſehr ſolide — dem Körper nach) machen gerade zuletzt eine Stadt berühmt.

Aber ſiehe, wie ungerecht ich beynahe geweſen wäre! Merſeburg hat einen Superintendenten, der eine flammende Fackel der orthodoxen Kirche iſt. Er heißt **C. E. Schmidt**, und hat auſſer vielen Predigten auch folgende Disputationen geſchrieben: De jucundo gratiae inhabitantis ſenſu; de votorum efficacia; de corpore Chriſti omnis in ſepulcro corruptionis experte. — Du könnteſt mir für die Ueberſetzung dieſer Titel viel Geld biethen, ich könnte es nicht verdienen. Uebertrage dies Geſchäft dem Paſtor ∘∘∘ der in den Geheimniſſen der Salbung initiirt iſt. Doch zweifle ich, daß du ſie ſelbſt in einer Ueberſetzung verſtehen würdeſt. Die Gelehrſamkeit der Herren ſeiner Art hat das Verdienſt, daß ſie unverſtändlich iſt.

In **Eisleben** fand ich einen einzigen merkwürdigen Mann, den Magiſter **Jani**, der hier als Rektor verſauert, und auf einen höhern Standpunkt verſetzt zu werden verdiente.

Als

Als Commentator und Herausgeber des Horaz wird er dir nicht bekannt ſeyn, aber als Ueberſetzer von **Virgils Aeneis** kennſt du ihn gewiß. Ich habe einen groſſen Theil davon bis zum Abdruck fertig geſehen, weiß aber nicht, ob das Ganze bald erſcheinen wird. Es fehlt ihm an Unterſtützung von Seite des Publikums.

Bey Gelegenheit dieſes verdienſtvollen Rektors, muß ich noch ein Paar andere bey dir aufführen, die in unſerer ſchönen Litteratur gearbeitet haben, aber ohne guten Erfolg. Ueberhaupt ſcheint es, als ob die Schulleute unter den alten Muſen beſſer aufgehoben wären, als unter den modernen. Ich kenne auſſer **Jani**, **Voß**, **Funk**, keinen Rektor von Belang im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften.

So iſt z. B. der Rektor zu Wegeleben, **Ludwig Chriſtian Wigand** ein höchſt unbedeutender Dichter, der durch ſeine **Fabeln** und **Sinngedichte** klar gezeigt hat, daß es ihm ſogar an den Rudimenten dieſer Dichtungsarten und der deutſchen Sprache fehle. Sie ſind unſäglich ſchlecht.

Chriſtoph Friedrich Sangerhauſen, Rektor zu Aſchersleben, hat auch ein Bändchen

Gedichte geſchrieben, die füglich ungedruckt hätten bleiben können. Aber was läßt man jetzt nicht alles drucken! Einige ſeiner Epiſteln ſind gut, die gröſſern Gedichte, nicht ganz ſchlecht, aber ſeine kleinern, namentlich, die Sinngedichte, ſind völlig erbärmlich. Ich wollte ihm wohl rathen, Leſſings Abhandlung über das Sinngedicht, vorher zu leſen, und fleißig zu ſtudiren, ehe er ſich wieder an dieſe Gattung wagt, die mehr als jede andere einen raſchen Witz, Feuer, Wort = und Gedankenkürze, verlangt.

Auch der Rektor Joh. Gottfr. Chriſt. Nonne zu Lippſtadt, gehört unter dieſe Klaſſe. Er gab im Jahr 1770 vermiſchte Gedichte heraus, die ſehr mittelmäſſig ſind, und ſich, weder durch korrekte Sprache, und richtigen Versbau, noch durch neue Gedanken und poetiſchen Geiſt, noch durch Geſchmeidigkeit und Wohlklang empfehlen. Er hat auch einen Amor zu Fokzana geſchrieben, aus dem ich nicht klug geworden bin, und einen gelehrten Merkur angekündigt, der nie die Flügel geſchwungen hat.

Ich bin zu müde, als daß ich dir heute noch etwas von dem Zuſtande der Gelehrſamkeit in

Halle

Halle ſagen konnte. Ueberhaupt geht es mir mit dieſem Briefe, wie den Herausgebern der Journale, die alle Monat ihr Stück liefern müſſen: ſie geben, was ſie haben. Ich gebe auch, was ich habe, weil ich dir alle acht Tage einen Brief liefern muß. Nimm alſo vorlieb, gutes Jettchen, das Publikum nimmt ja auch vorlieb.

Funfzehnter Brief.

Halle.

Die Halliſche gelehrte Republik beſteht jetzt aus ſehr disperaten Köpfen, die nimmer unter Einen Hut gebracht werden können. Doktor **Semler** vertreibt den Teufel von der Erde; Doktor **Bahrdt** Chriſtum; und Doktor **Röſſelt** wird dadurch berühmt, daß er Chriſtum und ſeine Religion vertheidigt; **Auguſt Eberhard** verſichert den Heiden, daß ſie ſelig werden ſollen; und **Freylingshauſen** *) ſpedirt Miſſionaren nach Oſtindien, um die verlohrnen Heiden zu retten; **Forſter der ältere** kündigt Großbritannien den Krieg an, und ſchändet die

königliche

---

*) Starb bald nach meiner Abreiſe von Halle.

königliche Familie in einem ſchlechtgeſchriebenen Tableau d' Angleterre: und Profeſſor **Sprengel** möchte eben dieſes Land gern in den Himmel erheben; Profeſſor **Schulze** kann kein Deutſch, und Prof. **Niemeyer** iſt ein Schönſprecher.

Du kannſt glauben, daß es unter ſolchen Umſtänden in der Halliſchen Republik ſchier ſo bunt zugehe, als in der Holländiſchen. D. Bahrdt, der mit Chriſto einmal geſchäkert hat, ſchäkert nun mit der ganzen Welt, mit ſeinem guten Namen, und mit ſich ſelbſt, und wird ſich um ſein Brod ſchäkern. Seine Mitlehrer an der Halliſchen Univerſität, behandelt er auf ſeinem Catheder, wie die orthodoxen Theologen in ſeinem Kirchen- und Ketzeralmanach.

Semler und **Schulze** ſind hauptſächlich die Scheiben ſeines Spottes. **Semler** darum, daß er ſein bekanntes Glaubensbekenntniß widerlegte, und mancherley Schwierigkeiten machte, als er zum Privatdocenten auf der Univerſität angenommen werden ſollte; und **Schulze** darum, daß er ein Buch nicht durch die Cenſur laſſen wollte, das ſeinen Verfaſſer ſo gut genährt haben würde, als manches andere Kompendium einen Profeſſor

der

der mit Beyfall lieſet. Dieſes Buch ſollte den abgehenden Candidaten das ſeyn, was ein Virgil oder Cicero mit deutſchen Noten, den faulen Schülern iſt, die ſich auf ihr Penſum nicht präparirt haben. Es iſt nämlich vom Könige der Befehl ergangen, daß alle Studenten der Theologie, ehe ſie die Univerſität verlaſſen, examinirt werden ſollen, um zu ſehen, wie ſie ihre Zeit angewandt haben. Beſtehen ſie nicht in dieſem Examen, ſo wird ihnen das Teſtimonium verſagt, und ſie müſſen ſo lange von neuem ſtudiren, bis ſie im Examen beſtehen. Dieſer armen Faulen erbarmte ſich der D. Bahrdt, und ſchrieb ein Kompendium der orthodoxen Theologie (denn über dieſe wird der Student examinirt, der vorher den heterodoxen Profeſſoren Collegia gehört hat) worinn alle Fragen, welche die Examinatoren thun könnten, beantwortet, und ſtreng orthodox auseinander geſetzt wurden. Da es nun in die Augen fiel, daß ein Student, der während ſeines ganzen Curſus nichts gethan hatte, nur vier Wochen dieſes Buch ſtudiren durfte, um ſeinen Examinatoren Schnippchen zu ſchlagen, und weil dadurch der heilſamen Verordnung des Königs gerade zu entgegen gearbeitet ward, ſo ſahe ſich Profeſſor Schulze, als dermaliger Cenſor, gedrungen, den Druck deſſelben zu unterſagen. D.

Bahrdt

Bahrdt, darüber erbittert, ſchrieb eine Broſchüre über dieſe Cenſurbedrückung, worinn er den Prof. Schulze wechſelsweiſe ſchimpfte und auslachte. Gegen dieſes Libell erklärte ſich die theologiſche Fakultät durch D. Röſſelts Feder auf eine Art, die in ſolchen Fällen Muſter ſeyn kann. Zugleich werden dem D. Bahrdt ſo viele heilſame Erinnerungen und Wahrheiten ans Herz gelegt, daß er, wenn ſein Leichtſinn nicht incurabel wäre, dadurch gebeſſert werden müßte.

Ich ſehe, daß ich dir viel über dieſen Handel geſchrieben habe, aber es war hier die Nouvelle du jour, und ich habe mich durch das Geräuſch, das ſie machte, anſtecken laſſen. Sie wird dir freylich nicht ſo intereſſant ſeyn, als dem Pariſer Völkchen die: que S. M. a fixe' le Duc oder le Comte —

Dergleichen kleine Hetzereyen abgerechnet, mußt du keinen Ort in Deutſchland finden, der ſo viel berühmte Männer, die faſt alle in ihrer Art Epoche gemacht haben, in ſolch einem kleinen Umfange einſchlöſſe, das einzige Göttingen ausgenommen. Semler z. B. hat ganze Felder in der Theologie angebauet, und war gleichſam an der Spitze der Giganten, die den unförmlichen Steinhaufen des Scholaſticismus ſtürmten,

ſtürmten, einriſſen, und auf ſeinem Grunde ein leichteres, vernünftigeres, und regelmäßigeres Gebäude aufführten. Weil aber einige ſeiner Nachfolger ſein Werk zu unbeſonnen, und ganz ohne Plan fortſetzten, und das Gebäude der chriſtlichen Religion, wie D. Bahrdt, zu einem geſchmackvollen Luſthäuschen, das weder vor Regen noch vor Wind ſchützt, umſchaffen wollten; ſo zog er ſich zurück, und da er dies nicht langſam genug that, gerieth er in Gefahr, für einen Heuchler, der ſich ſelbſt widerſpräche, und weder kalt noch warm wäre, öffentlich ausgeſchrien zu werden. Als ſolchen haben ihn hauptſächlich **Baſedow, Bahrdt und Trapp** ankündigen wollen, und ſie haben bey Leuten, die **Semlern** nicht näher kannten, ihres Zweckes nicht verfehlt. **Betrübt**, über dieſes Mißverſtändniß, (denn **erboſſen** kann ſich der gute Semler nicht) ſcheint er ſeine freye Unterſuchungen in der Theologie ganz aufgegeben zu haben. Er beſchäftigt ſich jetzt mit der Naturforſchung. Da es ihm aber an feſten Grundſätzen in dieſer Wiſſenſchaft fehlt, ſo geräth er leider auf Abwege. Ich weiß für gewiß, daß er ohne Chemie zu verſtehen, einen Commentar über ein Alchemiſtiſches Buch an einen der größten jetzt lebenden Chemiſten geſandt, und ſeine Meinung darüber verlangt hat. Dieſer

ſchrieb

ſchrieb ihm zurück: er bedaure, daß ein Mann, der ſo viel Verdienſte um die Erleuchtung der deutſchen Köpfe hätte, ſeine Talente jetzt verſchwendete, um ſie auf einer andern Seite zu verdunkeln.

Die übrige Halliſche Gelehrten, ſind faſt alle als gute Schriftſteller bekannt, und ein Paar darunter haben ſich in ihren Disciplinen neue Bahnen gebrochen. Die übrigen — —

Du lächelſt, liebe Schweſter? Ich erinnere mich, daß ich an dich ſchreibe.

Für dein Fach iſt hier Theurung. Ich kann dir nur den einzigen August Herrmann Niemeyer, Prof. der Theologie aufſtellen. Das Publikum hat zu Gunſten dieſes Schriftſtellers ſehr raſch entſchieden, und dadurch von neuem gezeigt, wie gern es ſich an einer flimmernden Schaale hält, und wie wenig es nach dem Kerne fragt. Es iſt wahr, daß ſich Niemeyers Proſa, von den Proſen ſeiner theologiſchen Mitſchriftſteller ſehr vortheilhaft, und daß die Mühe, die er ſich giebt, edel, zierlich, emphatiſch rein zu ſprechen, unverkennbar in die Augen fällt; aber eben ſo wahr iſt es auch, daß ſeine glänzende Sentiments oft nichts als Flitter ſind, und daß er ſie ſehr geſchickt

dahin

dahin zu ſtellen weiß, wo ſie Mangel am feſten Blick, erſchöpfenden Scharfſinn, und geordnete Gedankenfolge erſetzen müſſen. Als Dichter in Klopſtocks Manier iſt er keiner der ſchlechten, obgleich es wahr iſt, daß ſein Genius mehr in prächtigen Worten, als in neuen und erhabenen Gedanken zu glänzen ſucht. Als Dichter für das religiöſe, muſikaliſche Drama iſt er einer unſerer beſten.

Gern ſchlöſſe ich dieſen Brief, meine gute Schweſter, wenn ichs über das Herz bringen könnte! aber ich muß es dir ſagen, ſo wehe es mir auch thut, du biſt ſchändlich betrogen. Arme Schweſtern des Roſenordens, wie hat man euch geäfft! Ich erinnere mich noch wohl, mit welcher Wärme du von einer gewiſſen Frau von Roſenwald und von ihren wohlthätigen Abſichten und Anſtalten für eine beſſere Erziehung der weiblichen Jugend ſprecheſt; wie gern du deine vier Thaler hergabſt, um damit das Damenjournal, und durch dieſes die menſchenfreundlichen Plans der Frau von Roſenwald zu unterſtützen. Gutes Jettchen, dieſe Frau von Roſenwald trägt Hoſen, und heißt, Franz Rudolph (von) Groſſing, Fleiſchhauersſohn von Oedenburg oder Peſt, folglich ein ſonderbarer Herr Von!!!

Ich habe dieſen litterariſchen Avanturier, der eure weiche Herzen ſo gut kannte und nuzte, hier geſehen. Er war vorher k. k. Titular-Secretair, ohne Geſchäfte mit einer kleinen Penſion, ward aber, er ſagt nicht, warum, verabſchiedet. Da es ihm an eigenem Vermögen fehlte, ſo legte er ſich aufs Bücherſchreiben. Er wußte, daß das Publikum auffallende Sachen gern kauft, ermangelte alſo nicht in allen ſeinen Schriften mit einer auffallenden Impertinenz zu ſprechen. Weil aber ſeine erſte litterariſche Spekulationen nicht genug eintrugen, ſo dachte er auf eine, die ins Groſſe ging. *) Er ließ unter dem Namen der Frau von Roſenwald Avertiſſements durch ganz Deutſchland laufen, und foderte darin alle menſchenfreundliche Damen auf, ſich mit dreyhundert andern, die unter ſich einen Roſenorden errichtet hätten, zu verbinden, und ihre thätige Beyhülfe einem Inſtitute zu ſchenken, das die wohlthätige Abſicht hätte, die weibliche Erziehung, die ſo ſehr vernachläßigt würde, zu verbeſſern. Der Fond dazu ſollte ein Journal ſeyn, welches die Damen des Roſenordens herausgeben würden. Der Gewinn, den dieſes Werk trüge, ſollte zu jenem wohlthätigen Behuf verwendet werden.

Dieſe

---

*) Contract: Großing. Man würde dieſen Calambour ſehr witzig finden, wenn ihn der Ritter Boutler geſagt hätte.

Dieſe Ankündigungen machten Aufſehn, um ſo mehr, da Groſſing die verkappte Dame recht gut ſpielte, und mit edlen Sentiments in einer deklamatoriſchen Sprache um ſich warf. Man pränumerirte von allen Seiten auf das Journal, theils aus wirklich wohlthätigen Abſichten, theils aus Neubegierde, theils aus Eitelkeit, und in wenig Zeit waren zwölfhundert Pränumeranten beyſammen, eine Summe, deren ſich die beſten unſerer Journale nicht rühmen können. Nun nahm der Druck des Damenjournals ſeinen Anfang. Es enthielt Dinge, die für Damen gar nicht paßten; Groſſing machte es zur Bühne, auf die er ſein werthes Ich ſtellte, und predigte von da herunter ſeine Leiden und Verfolgungen. Der unbefangene Theil des Publikums hielt ihn entweder für einen Träumer, oder für einen Narren; immer noch nicht für einen Betrüger, bis er endlich in der Hitze ſeiner Deklamationen ſeine Maſke verlor, und es an den Tag kam, daß weder eine Frau von Roſenwald, noch ein Roſenorden exiſtire; daß G. den Ueberſchuß zwar eingenommen, aber nie willens geweſen ſey, ihn zu einem Inſtitute für die verbeſſerte weibliche Erziehung zu verwenden, und endlich, daß das Publikum durch dieſen litterariſchen Marktſchreyer ſichtlich betrogen worden ſey.

Was Groſing anfangen wird, wenn ſeine Künſte allgemein bekannt werden, weiß ich wohl. Er hüllt ſich in ſeine Unverſchämtheit, und ſchüttelt die Streiche ab, die es auf ihn regnen wird. Ein Menſch, der ſolche Schleichwege betreten kann, muß von ſehr unmoraliſchem Charakter ſeyn. Das luſtigſte bey der ganzen Sache iſt, daß er glaubt, der Kaiſer nehme Notiz von ihm, und ſuche ihn zu ermorden und zu vergiften!

Und nun genug von ihm. Du weiſt nun, liebe Schweſter, wie es um deine Aufnahme in den Roſenorden ſteht.

Sechzehnter Brief.

Halle.

Groſing hat mich an das Verſprechen erinnert, welches ich dir in einem meiner erſteren Briefe that: ich wollte dir die ganze Geſellſchaft von wandernden Belletriſten aufſtellen, die noch übler daran ſind, als die reiſenden Handwerksburſchen, deren Handwerk ein geſchenktes iſt. Hier haſt du ſie nach dem Alphabeth.

Adam Braun, Verfaſſer einer **Ruheſtätte der Zärtlichkeit**, und eines **Briefwechſels zweyer Philoſophen**, die beyde in der A. D. Bibliothek gelobt wurden, nicht, weil ſie gut waren, ſondern weil ſich ihr Verf. in der Vorrede zur Ruheſtätte, in Sack und Aſche vor ihren Altar niedergeworfen, und einige Weihrauchkörner geopfert hatte. Es iſt eine ſchwache Göttin, die **Bibliothek mit langen Krallen** *) wie alle Göttinen im Himmel und auf Erden. Braun durchzog Deutſchland vom Aufgang bis zum Niedergang, und hinterließ überall ſeines Namens Gedächtniß, aber nicht ſo, wie es **ehrliche** Leute hinterlaſſen.

Heinrich Wolfgang Behriſch. Ein belletriſtiſches Irrlicht, das ſich für einen Edelmann ausgiebt, und bald hier bald dort ſoll ſeyn geſehn worden, zuletzt aber in **Wien**. Vor dem Jahre 1775 bis 1778 hat er nicht mehr als 20 Bücher geſchrieben, worunter **das blaue Buch, Farao** für Könige, und ſein allgemeines **Autor- und Litteratur- Lexikon**, noch hier und da bekannt ſeyn mögen. Ich kenne des Menſchen nicht weiter.

Amand Berghofer. Wieland verſichert von ihm, daß er ihn perſönlich als ei-

---

*) ad modum die farrenäugige Athene.

nen edlen und guten Menſchen kennen gelernt habe, der in ſeiner natürlichen Anlage, in ſeiner Sinnesart, und auch in ſeinen Schickſaalen viel Aehnliches mit **J. J. Rouſſeau** habe, auch eben das hätte werden können, wenn ihm die Umſtände günſtiger geweſen wären. Aber Weltklugheit, Weltklugheit, fehlte ihm! Und das iſt ein Unglück, das iſt von Anbeginn das Unglück guter aber raſcher Köpfe geweſen, die ſich einen eigenen Werth ihrer Verdienſte ſpennen, und nun auf alles loszogen, was dieſen Werth nicht in ſeiner ganzen Gröſſe anerkennen wollte. Wenn werden ſie doch anfangen, einzuſehen, daß nicht der Mann das Kleid, ſondern das Kleid den Mann macht, und daß die alte Lebensregel: **befreundet euch mit dem ungerechten Mammon!** ſo ganz aus den nöthigſten und heilſamſten Lehren durchdachter Lebensphiloſophie ausgehoben iſt, daß jeder Verſtoß wider dieſelbe, entweder Hohnlachen, oder Sauerſehn, Hartherzigkeit, Verfolgung und Hungerstod nach ſich zieht. B. hätte lieber die Ketten der Lebensverhältniſſe ſollen tragen lernen, und ſich ſatt eſſen, als ſich davon losreiſſen, und Noth leiden. Wer kennt ihn nun? Wer fragt nach ihm? Um ſo mehr, da er ſo unbeſchreiblich gedankenlos handelte, und unter dem bloſſen Titel: **Berghofer** — ſeine Lebensgeſchichte herausgab. Um alles in der Welt, was ſollte das? Was wollte er damit? Eben die Senſation machen, die Rouſſeaus Geſtändniſſe machten? O, er iſt noch kein Rouſſeau, er iſt auch noch nicht todt. Nur in dieſen beyden Fällen, wäre dieſer Schritt verzeihlich geweſen, wenn er überhaupt gut geheiſſen werden könnte.

B. war ehedem Direktor der k. k. Normalſchule zu Steyer, legte aber dieſe Stelle nieder, weil er groſſe Beleidigungen erlitten haben wollte, hielt ſich darauf eine Zeitlang bey dem Grafen von Calenberg in der Oberlausnitz auf, ſetzte von da ſeinen Stab quer durch Deutſchland nach der Schweitz, von da zurück nach Augsburg, von da nach Wien, von da nach Ungarn, und wieder zurück, und wieder zurück.

Johann Friedel. War ehedem Schauſpieler, privatiſirte darauf eine Zeitlang in Troppau, Berlin, Leipzig, Gotha, Regensburg, Preßburg, machte auch zuweilen den Schauſpieler von neuem, kam endlich nach Wien, und lebt daſelbſt jezt noch von ſeiner litterariſchen Induſtrie. Er iſt der Verfaſſer von einigen litterariſchen Kriegs- und Mordſchriften (in Berlin geſchrieben) von einigen ziemlich mittelmäßigen Romanen (Eleonora, Klärchen, Herr von Hofnungsreich, Heinrich von Wahlheim rc. rc.) von den Briefen über die Galanterien von Berlin, und von den Briefen aus Wien.. Letzteres wird am meiſten geleſen, weil es ſich durch Freymüthigkeit, und mancherley Notizen empfiehlt, die auſſerhalb Wien nicht ſehr bekannt waren.

Ein gewiſſer Gesellius durchſchwärmt auch Deutſchland, und dringt gutherzigen Menſchen Pränumerationen auf die Beſchreibung ſeiner Reiſe ab. Er treibt ſo viel Umfug, daß ſchon die politiſchen Zeitungen ſeiner erwähnten.

In eben dieſe Klaſſe gehört Häfeli, der Verfaſſer des Allerley aus den Reden und Handſchriften der groſſen und kleinen Männer rc. rc. ein Buch, das mich zweifelhaft gemacht hat, was ich ſeinem Verf. für einen Namen geben ſoll: eines unbedachtſamen, zudringlichen Knaben? oder eines überlegt boshaften Menſchen? Der chriſtlichen Liebe nach, wünſche ich, daß er erſteres ſeyn mag, aber ich zweifle, ob die Männer, die er proſtituirt hat, ſo gelinde von ihm denken werden. Er, der ſel. Sander, und noch ein Paar ihrer Art, haben unſre beſten Gelehrten ſcheu gemacht, einen Beſuch von irgend einem Fremden anzunehmen.

men, und kein vernünftiger Mann wird es ihnen verdenken.

Heinrich Keller, iſt bald Schauſpieler, bald Brodſchriftſteller, bald Silhouetteur, und hält ſich dermalen in Leipzig auf. Man weiß ſchon, daß die Schriftſteller, die von ihren Geiſtesrenten leben, nicht das leiſten können, was andre leiſten, die von Leibrenten leben, darum will ich mit dieſem ganz ſäuberlich verfahren, und nur dies ſagen, was er als treugemeinten Rath annehmen wolle: er ſchreibe nicht mehr, ſondern ſuche je eher je lieber eine Verſorgung, denn über kurz oder lang wird eine Zeit kommen, wo man ſolche Sachen, wie er ſchreibt, nicht mehr verlegen wird, und das wird für ihn und viele andre eine traurige Zeit ſeyn. — Er iſt Verf. der Broſchüre: Ueber **Pfafferey und Religion**, und einiger Theaterſtücke (**die Nationaltracht; Algar und Sylly**) über welche ich hiermit den Mantel der Liebe geworfen haben will.

Magiſter Chriſtian Wilhelm Kindleben, dieſer peregrinirende Büchermacher, ſoll todt ſeyn. In welchem Winkel von Deutſchland er aber geſtorben iſt, habe ich noch nicht erfahren können. Es war ein würdiger Mann! Ruhe ſey mit ſeiner Aſche!

Johann Wilhelm Quandt. Ein abgeſetzter Dorfprediger aus Schwaben, der nun ſchon ſeit Jahren in Deutſchland herumzieht und auf Koſten der armen Dorfprediger lebt, die er auf ſeinen Zügen antrifft. Er wandert im eigentlichſten Verſtande apoſtoliſch, denn er hat nur Einen Rock und führt weder Silber noch Gold, aber ein Magazin von unverſchämter Zudringlichkeit, womit er eben das ausrichtet, was andere Leute mit Geld ausrichten. Er iſt Verf. eines Trauerſpiels: **Bullero v. Wolfsthalen** betitelt.

Univ.-Bibl. München

Hieher gehören auch **Raufseiſen** und **Riehe.** Erſterer ſtieg von einem Magiſter der freyen Künſte, und letzterer von einem Candidaten der Theologie, zum gemeinen preußiſchen Soldaten herab.

Raufseiſen iſt todt. Seine Gedichte hat **G. Danovius**, Preußiſcher Artillerie-Offizier, geſammelt und herausgegeben. Vorher ſtanden ſie in dem Taſchenbuche für Dichter, in den Muſenalmanachen und Blumenleſen zerſtreut. Der Herausgeber hat Raufeiſens dichteriſche Verdienſte mit der langen Elle gemeſſen, und nennt ihn einen großen und berühmten Dichter, ich aber meſſe ihn mit der kurzen, und nenne ihn einen kleinen, nur den Leſern ebengenannter poetiſchen Magazine bekannten Dichter, und meſſe gewiß richtiger.

Ob die Theologen durch **Riebens** Apoſtaſie etwas verloren haben, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß die ſchöne Litteratur durch ſeine kleinen Verſuche (**Geſpräche über Werthers Leiden; Gräfin von Wollberg** u. a.) nichts gewonnen hat.

Wo **Joh. Chriſt. Schmohl**, der Verfaſſer von vielen Gedichten in den Blumenleſen ꝛc. und von mancherley freymüthigen Aufſätzen über Staatswiſſenſchaft, und Cameralweſen, jetzt lebt, weiß ich nicht. Man ſagt in der Schweitz. Anfangs war er am Philantropin zu Deſſau, privatiſirte darauf eine Zeitlang in Leipzig und Halle, ward eines Aufſatzes wegen, auf Anſuchen des Fürſten von Zerbſt, am letztern Orte arretirt, entkam und floh.

Salomo Friedrich Schletter, war anfangs Candidat der Theologie zu Leiſnig in Churſachſen, und ſoll darauf nach oftmaligen Veränderungen ſeines Aufenthalts Soufleur beym Nationaltheater zu Wien geweſen, von dort aber wieder in alle Welt gegangen ſeyn. Er hat ſeit fünf oder ſechs Jahren eine beträchtliche Anzahl von Schauſpielen geſchrieben, die zum Theil mit Beyfall von der Bühne herab ſind aufgenommen worden. Korrekten Plan und fehlerfreye Sprache, meiſterhaft gezeichnete Charaktere, ſeinen geſchmeidigen Dialog findet man bey ihm nicht, aber eine groſſe Abwechſelung von Theaterſpielen, welche ſeinen Stücken wohl zunächſt Beyfall verſchaft hat. Es wird nicht zu wenig ſeyn, wenn ich dieſen Dramatiker **Stephanie** dem jüngern an die Seite ſetze. Sie haben beyde ſehr viel Aehnliches, doch iſt Schletter von Seiten der Sprache noch beſſer.

Heinrich Seifried, hat ſich nach zurückgelegter Wanderung, in Hamburg geſetzt, und privatiſirt daſelbſt. Er liefert Produkte, die das Gepräge der äuſſerſten Flüchtigkeit und Seichtigkeit an der Stirne tragen, eben — weil er privatiſirt. Siehe ſeine **Frankfurter Dramaturgie**, ſeinen **Spiegel ohne Queckſilber** u. ſ. w.

Ich ſchlieſſe die Reihe mit **Peter Adolph Winkopp**, ehemaligem Benedictiner, der aus dem St. Peters Kloſter zu Erfurt entſprang, und ſich eine Zeit lang zu Gotha, Gera ꝛc aufhielt, und Bücher ſchrieb. Jetzt ſetzt er dies in Leipzig fort, und man ſagt, die Weygandſche Buchhandlung habe ihn zu ihrem Koch creirt. Er iſt durch einige Kloſtergeſchichten dem Publikum bekannt, und Herausgeber der **Biblio-**

thek für Denker und Männer von Geſchmack, die einen recht guten Anfang machte, aber ſchon mit dem vierten Stück ſehr ſeicht wurde. Jetzt hat ſie aufgehört. Man hält ihn auch für den Verf. des zweyten Theils vom Fauſtin, der dem erſten das Waſſer nicht reicht.

Morgen reiſe ich von hier nach Deſſau.

Siebenzehenter Brief.

Deſſau.

Dieſes Städtchen zog vor einigen Jahren die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland auf ſich. Die Canonaden des Profeſſor **Baſedow** auf die Wohlthätigkeit deutſcher Menſchenfreunde, dröhnten von Deſſau bis Hamburg, von Straßburg bis Wien. Die Fackeln, die er herzuſchaffte, um das altmodiſche Gebäude der Erziehung in Brand zu ſtecken, flammten von Süden bis Norden! Schaaren von Vorurtheilen fielen in den Staub, und neue Wahrheiten, bis jetzt unter Schutt und Schlacken verſteckt, ſtralten hervor, und erleuchteten mit ihrem Silberglanze die finſtern Stirnen der Schulmänner! Eltern, Pflegeväter, Vormünder eilten, ihre Kinder unter die Aufſicht der Menſchenfreunde zu ſenden, die ihr Inſtitut mit einem Fond von Menſchenfreundlichkeit begabten, es ſelbſt das Menſchenfreundliche nannten, und alles, was dahin kam, menſchenfreundlich machten. In kurzer Zeit riß die Peſt der Menſchenfreundlichkeit ein, graſſirte auf den Kanzeln, auf den Cathedern, im Rathe, in den Buchläden; Kinder ſchwollen und wuchſen plötzlich und unnatürlich zu Männern an, behielten aber ſchwache kindiſche Beine; Alte ſchrumpften eben ſo zu Kindern ein, behielten aber graue Köpfe; die Cicerone, Horaze, Livius, Tacitus ꝛc. wurden geſtäupt, und aus den Schulen verwieſen, und **Philoſophie des Lebens**, dieſe moderne Dame, hüpfte herzu, und zeigte den Männern, wie ſie tändeln lehren, und den Knaben, wie ſie tändeln lernen ſollten. Die Magazine der Theologie, und der ſchwerfälligen Philoſophie wurden geräumt, und nur das blieb darinn, was lachend aufgetiſcht, und leicht verdauet werden konnte.

Bernhard aus Nordalbingen ſtand an der Spitze und regierte und leitete alle dieſe Veränderungen. Sein ſtürmiſcher Geiſt, der durch

durch andere **Geiſter**, wie im Alterthum die Elephanten durch rothen Wein, noch wilder und ſtürmiſcher gemacht ward, arbeitete und trieb unaufhörlich zu einer allgemeinen Revolution der deutſchen Köpfe und Herzen, riß ein, und bauete, verwarf und autoriſirte, muſterte das ganze Heer menſchlicher Begriffe, zeigte ihren Nutzen und Schaden, erfand neue, oder ſagte ſie vielmehr auf eine neue Art, kämpfte, ſtritt, drohete und ſtrafte — kurz, er that alles, was jeder Beherrſcher, dem der Herr das Scepter nicht im Schlafe gegeben hat, unabläſſig zu thun ſich gezwungen ſieht.

Dieſes ward ſeinem **phyſiſchen** Menſchen am Ende beſchwerlich, und ſein **moraliſcher** Menſch ſahe ſich gezwungen, jenem zu gehorchen. Mancherley Verdrüßlichkeiten machten ihm den Kopf warm. Das groſſe deutſche Publikum konnte nicht einmal elende **dreyſſig tauſend Thaler** herzuſchaffen; man ſchwang ihn und ſeine Methode in **kritiſchen Futterſchwingen**; die Lehrer ſeines Inſtituts, die er aus bloſſer Menſchenfreundlichkeit **deſpotiſirte**, nahmen **ſchaarenweiſe** Abſchied, und zogen mit abgeſchnittenen Haaren und runden Hüten durch alle Lande; die Eltern drängten ſich auch nicht mehr ſo ſehr, ihre junge Papageyen ins

Philantropin zu ſenden, damit ſie plaudern lernen und ſchnurrig würden; von allen Seiten ſtanden Widerſacher auf, und fiengen an, ſein Gebäude der Pädagogik näher zu beleuchten; fanden und ſagten es laut, daß er ohne Fundament gebauet habe; machten ihn lächerlich damit ꝛc und zu dem allen kam endlich der freundliche Mann Götze aus Hamburg; verdammte erſt ſeine Schriften, dann ihn, dann die Eltern, die ihm Kinder anvertraueten, und dann die Großväter und Großmütter, die ihre Enkel hatten hinziehen laſſen. Alles dieſes ſtürmte auf den Reformator der Menſchheit, und weder die Gnade ſeines Fürſten, noch die Liebe zu ſeinem Kinde, das er unter ſo groſſen Schmerzen gebohren, und dem er unter ſo abſchreckenden Mühſeligkeiten die erſte Erziehung gegeben hatte, konnten ihn zurückhalten — er gab ſeine Rolle ab, und trat von der Bühne.

Glaubſt du, daß nun nach dem Zurücktritte des Meiſters das Werk unvollendet geblieben, oder in den Winkel geworfen ſey? Du irreſt, l. S.! Nun war es erſt nützlich, vorher glänzte es nur. An Baſedow's Stelle trat Campe, ein Mann, der mit einem eben ſo philoſophiſchen Geiſte, mehr Beſonnenheit, Ruhe und Kälte verband, und dadurch diejenigen

Theile

Theile des pädagogiſchen Gebäudes, die der Erbauer durch die entgegengeſetzte Gemüthsart dem Einſturz nahe gebracht hatte, ſtützte, erneuerte und feſter gründete. Durch ihn gewann das Philantropin in zwey Jahren mehr Feſtigkeit, als es binnen der ganzen Lebenszeit ſeines Stifters bekommen konnte. Auf **Campen** folgte **Salzmann**, ein nicht minder glücklicher Pädagog in Theorie und Praxis. Auch er fundirte einige Einrichtungen im Philantropin, die Früchte tragen werden, ſo lange es exiſtirt. Als auch dieſer ſeine Stelle niederlegte, ward **Chriſtian Heinrich Wolke**, der die Leiden und Freuden des Philantropinismus von ſeiner Entſtehung an in vollem Maße geſchmeckt hatte, zum Direktor des **Deſſauiſchen Erziehungsinſtitut**, (wie man es jetzt lieber und gewiß bey ſeinem rechten Namen nennt) erhoben und durch ſeine Thätigkeit und Wachſamkeit, Güte, ruhige Gemüthsart ſowohl, als durch ſeine groſſen Talente für die Erziehung, wird dieſe **Privatanſtalt** unter den Augen ihres menſchenfreundlichen Beſchützers alle die guten Abſichten erreichen, die ſie als eine **allgemeine pädagogiſche Univerſität** verfehlte.

Eben ſehe ich, daß der Ton meiner Erzählung mit dem Philantropin, ohne mein Zuthum Hand in Hand gegangen iſt. Er fieng prächtig an, und ſchloß ſich ganz ſimpel und ſchlicht. Aber zu meinem Vortheile folgt dies daraus, daß ich auch zum Dichter nicht verdorben bin.

Kaum hatte das Publikum die Augen von Deſſau weggewandt, als ein neuer Schreyer aufſtand, und ſie von neuem dahin zog. Dieſes war Magiſter Karl Chriſtoph Reiche, der eine nicht minder ſtarke Stimme, aber bey weitem nicht den philoſophiſchen Geiſt und Scharfſinn Baſedow's hatte. Letzterer drohete der alten Form der Erziehung den Untergang, dieſer der alten Form des Buchhandels. Er trat im Namen der von den Verlegern gedruckten Autoren auf, und zeigte ihnen Ausſichten auf Tauſende. Sein Calculus hatte, in ſeinen eigenen und in den Augen aller derer, die nur immer auf das Reſultat, und nicht auf die Sätze ſahen, woraus es gezogen war, ſehr viel Anlockendes und Glänzendes. Bald drängten ſich Schaaren von Schriftſtellern herzu, und hofften ihren Kopf vortheilhafter zu nutzen, als es bisher geſchehen war, wo ſie ihn in Bauſch und Bogen an Verleger verkauften. Aber leider waren die meiſten unter dieſem Schwarme ſchwache Geiſter, die ihre Produkte, welche ſie allen teutſchen Buchhändlern oft vergebens ſchon angebothen

gebothen hatten, nun drucken lieſſen, und ſich mit den ſüſſen Hoffnungen des gewiſſen Gewinnſtes einwiegten. Gute Schriftſteller, die noch immer mit ihren Verlegern zufrieden geweſen, und überhaupt die Schriftſtellerei mercantiliſch zu behandeln nicht gewohnt waren, auch vielleicht beſſer rechnen konnten, als Mag. **Reiche**, blieben zurück, und miſchten ſich nicht unter den Schwarm. **Reiche**, der darauf gerechnet hatte, daß das Publikum alles, was gedruckt ſey, kaufen würde, nahm Maculatur über Maculatur in Commiſſion, und machte einen groſſen Aufwand zur Unterhaltung von Waarenlagern, Markthelfern, Ladendienern und Buchhaltern — alles auf den Abſatz von Waaren gebauet, die Niemand kaufen wollte.

Jndeſſen hatte er einige Artikel, die Abnehmer fanden, aber wie ſtand es mit der Berechnung? Der Gewinn, den dieſe brachten, ward von den Unkoſten der Anſtalt aufgezehrt, und immer mangelte es an Gelde. Dazu kam, daß R. zu dem ganzen Jnſtitut keinen hinrei[illegible]en Fond, ſondern alles auf den ſeichten [illegible]d einer ſchlecht überdachten Speculation [illegible]net hatte. Die Autoren, deren Werke ab[illegible]agen waren, brachten ihn nur mit Mühe zur Berechnung, und auf die Bezahlung mußten ſie noch länger warten. Die ſchlechten Autoren, die ſich nicht einbilden konnten, daß das Publikum ihre Werke nicht kaufen wollte, wurden mißtrauiſch, auch wohl grob, und ſagten dem Entrepreneur Sottiſen, der alle Urſach gehabt hätte, ſie ihnen zu ſagen. Reiche iſt auch ein handfeſter Mann, (das weißt du aus ſeinem Kampfe mit dem groſſen Bernhard) und gab daher alle Grobheiten, die von allen Seiten auf ihn regneten, verzinſet zurück. Jene rächten ſich dadurch, daß ſie den Zuſtand der Buchhandlung der Gelehrten noch ſchlechter vorſtellten, als er war, und dadurch die übrigen Autoren, die noch Geſchäfte mit ihr hatten, mißtrauiſch machten. Alles zog ſich zurück, und jetzt geht dieſe Buchhandlung ſchlafen. Ihren Tod hat ſie ſich hauptſächlich dadurch zugezogen: daß ſie die ſchlechten Schriftſteller für klüger, und die deutſchen Käufer und Leſer für einfältiger hielt, als ſie waren.

Aber die hieſige Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler ſteht noch auf feſten Füſſen. Sie war anfangs dazu beſtimmt, mit der Buchhandlung der Gelehrten vereinigt zum Nutzen der Schriftſteller zu wirken. Wenn letztere die Druckkoſten ihrer Werke nicht aus eigenen Mitteln beſtreiten konnten, ſo ſchoß ſie Geld vor, gab auch ſchon Honorarium auf Werke, die noch nicht gedruckt und verkauft waren, und beſorgte endlich den Vertrieb derſelben gegen ziemlich billige Bedingungen. Sie war behutſam, und geſtand nicht allen Schriftſtellern ihre Hülfe zu. Nach der Zeit kam ſie mit vielen deutſchen Buchhandlungen in Verbindung, und ihre Artikel roulirten im Buchhandel ſelbſt, da ſich Reiche nur mit Pränumeranten und Commiſſionären behelfen mußte. Wenn ſich auch die Verlags-Caſſe nach und nach von ihrem urſprünglichen Zwecke entfernt, ſo wird ſie doch immer eine der ſolideſten deutſchen Buchhandlungen bleiben.

Die bekannte Balgerey zwiſchen Baſedow und Reiche iſt hier noch im friſchen Andenken, und ihre Geſchichte gehörte eigentlich hieher. Da ſich aber dieſe Herren (beſonders Reiche, der ſich noch breit mit ſeiner Fauſt machte) nicht geſchämt haben, ſie dem ganzen Publikum gedruckt zu erzählen, ſo ſchäme ich mich in ihrem Namen, und erzähle dir nichts davon.

Zum Beſchluß zeichne ich dir noch ein paar deſſauiſche Schriftſteller aus deinem Fache.

Friedrich Matthiſſon, Lehrer am hieſigen Erziehungsinſtitut, iſt ein junger Dichter, der mit einigen artigen lyriſchen Poeſien einen glücklichen Debüt gemacht hat. Auſſer einigen im deutſchen Muſeum und Merkur befindlichen Stücken, hat er auch eine eigene Ausgabe ſeiner Werke beſorgt, die von ſeinem glücklichen Gefühl für Korrektheit und Politur eine ſehr günſtige Meynung erregt. Ich hoffe, er ſoll uns im lyriſchen Fache noch viel Ehre machen. Das Dramatiſche ſcheint nicht ſein Feld zu ſeyn, wie ich aus ſeiner **glücklichen Familie**, einem Luſtſpiel, geſchloſſen habe.

Auguſt Rode, auch Lehrer am Erziehungsinſtitut, iſt ein junger Mann, der viel angenehme und nützliche Kenntniſſe beſitzt, und ſie auch zum Theil öffentlich gezeigt hat. Sein **Briefwechſel einiger Kinder**, und ſeine **Kinderſchauſpiele**, gehören mit zu den beſſern Kinderſchriften, die ſeit der Errichtung des Philantropins erſchienen ſind; aber durch ſeine Ueberſetzung des **goldenen Eſels** (ſo gern ich übrigens ihren guten Seiten Gerechtigkeit wiederfahren laſſe) hat er ſich an Moralität und gutem Geſchmack hart verſündigt.

Lebe wohl!

Achtzehnter Brief.

Leipzig.

Heute bin ich von der erſten litterariſchen Streiferey, die ich von hier aus unternahm, zurückgekommen. Die letzte Hälfte war die trockenſte. Von Deſſau aus beſuchte ich noch die übrigen Duodezreſidenzen des Fürſtlich-Anhaltiſchen Hauſes, die in unſerer Litteratur wenig merkwürdiges haben. Die Herren dieſer Länder cultiviren den Verſtand ihrer Jagdhunde angelegentlicher, als den Verſtand ihrer Unterthanen, und nie müſſen deutſche Fürſten gegen Gelehrſamkeit und Gelehrte gleichgültiger geweſen ſeyn, als die von Zerbſt, Cöthen und Berenburg. Zwar weiß ich, daß noch die meiſten Genien ohne Zuthun der Fürſten gediehen ſind, und daß kein Fürſt mittelbar einen erwecken kann; aber kennen, ſchätzen und ehren ſollten ſie doch die vorzüglichen Köpfe, damit endlich der Vorwurf von der deutſchen Litteratur gewälzt würde, daß ſie Sachen lieferte, welche die großen und kleinen Häupter der zehn Kreiſe nicht leſen konnten. O, wenn ſie nur leſen **wollten**, ſie würden uns lieber leſen, als die neueſten franzöſiſchen Broſchürenſchreiber, vorausgeſetzt, daß ſie **deutſch könnten**.

In Zerbſt giebt es zwey oder drey Männer, die Einſichten und Thätigkeit genug hätten, an Erleuchtung zu arbeiten, aber gegen dieſe zwey giebt es hundert andere, die darauf ſterben, daß es in Zerbſt gut ſey, weil es nun ſchon ſeit Jahren ſo geweſen ſey. Leute von dieſer Art ſind in allen Ländern und in allen Himmelsſtrichen unheilbar, weil ſie nicht wiſſen, daß ſie krank ſind.

Chriſtian Friedrich Sintenis, Kirchenrath und Prediger an der Dreyfaltigkeitskirche, iſt ein aufgeklärter Mann, der zwar als Schriftſteller ſeines ſonderlingiſchen Tones wegen für mich ungenießbar, aber darum doch ein vortreflicher Mann von warmem menſchenfreundlichem Herzen iſt. Seine einzige Predigt: **Für die wahren Armen in der Stadt Zerbſt**, iſt mehr werth, als ſeine **Menſchenfreuden**, **Reden im Menſchenton**, und alle ſeine übrige Schriften, die ſchon durch ihre Titel den Mann von Geſchmack abſchrecken. Die Revolution, welche dieſe Predigt in Zerbſt machte, und die heilſamen Folgen, die für die Armen daraus herfloſſen, werden **Sintenis** Namen jedem Menſchenfreunde heilig erhalten. Der Verlauf dieſer Geſchichte wird dir aus öffentlichen Blättern noch im friſchen Andenken ſeyn. Die voll-

vollſtändigſten Nachrichten davon findeſt du in der **Litteratur- und Theaterzeitung** vom Jahre 1783.

Auſſer **Sintenis**, **Gladbach** (einem gelehrten Arzte) und **Lobethan**, (einem guten Juriſten) wüßte ich dir keinen bekannten Zerbſtiſchen Schriftſteller zu nennen; es müßte denn der Kirchen- und Conſiſtorialrath, **Johann Auguſt Köſelitz**, ſeyn, der ſo viel theologiſche Albernheiten geſchrieben, und (bey Gelegenheit der Armenpredigt von **Sintenis**) geprediget hat. .

Berenburg, der Sitz der weil. **Anhaltiſchen gelehrten Geſellſchaft**, die ſchon durch **Rabener** dem deutſchen Publikum als ein animal riſibile vorgeführt ward, iſt höchſt arm an hervorſtechenden Köpfen. Ich lernte nur drey Gelehrte daſelbſt kennen, (**Eulemann**, Hofrath, **Reupſch**, Regierungsſekretair, und **Ruſt**, Archivar,) die etwas geſchrieben haben. An den Titeln ihrer Schriften wird dir nichts gelegen ſeyn. Zwey davon haben gar nicht in deinem Fache gearbeitet, und der dritte ſo ſchlecht, daß du die Werke **Lohenſteins**, **Beuſt's**, und **Breitenbauchs**, lieber leſen würdeſt, als die ſeinigen.

Cöthen iſt eine getreue Ueberſetzung des Tohu = ſa = Bohu im erſten Kapitel des erſten Buchs Moſes. Die Straſſen ſind ſo öde und leer, als die Köpfe ihrer Bewohner. Es ſcheint, als ob nur der Rauch von der Fackel der Aufklärung bis zum Horizont von Cöthen gedrungen ſey, nicht ihr Licht. Weiter kann ich dir von Cöthen nichts ſagen, weil nichts da iſt, wovon ich dir etwas ſagen könnte. Biſt du mit dieſem Grunde zufrieden? Natürlich genug iſt er.

Ich fühle die Trockenheit dieſes Briefes wohl eben ſo lebhaft als du. Aber warum foderſt du auch meinen Arm zu einem Spaziergange auf den litterariſchen Auen? Sie ſind zwar hie und da voll lieblicher Blumen, aber auch voller Sümpfe. Durch einen ſolchen führte ich dich jetzt. Sein Umfang begreift drey Theile eines beträchtlichen deutſchen Fürſtenthums.

Neunzehnter Brief.

Leipzig

Ich bin es deiner ſchweſterlichen Güte und Nachſicht ſchuldig, dir für die Geduld, mit welcher

welcher du mir in meinem vorigen Briefe über litterariſche Steppen gefolgt biſt, einen Erſatz zu geben. Komm dann und tritt in die Luſtgefilde unſerer ſchönen Litteratur, und labe dich an den ſüſſen Wohlgerüchen, die ein leiſer Zephyr, wohin du immer dich wenden magſt, dir entgegenwehen wird; pflücke die Blumen, die hier in tauſendfacher Pracht dir ſanft zuwinken, und danke den kleinen geputzten Gärtnerbuben, die dir ihre Sträuſchen, mit behenden Fingern geordnet und gebunden, entgegen tragen werden!

Dichtergeiſt ſteckt an wie Weiberthränen, und ich muß mir alle erſinnliche Gewalt anthun, um dich nicht mit Phöbus (du weißt doch, was dieſes Wort heißt, wenn man es von Werken der Dichtkunſt gebraucht) zu unterhalten. Damit auch bey dir die Gluth, worinn dich der Anfang dieſes Briefes geſetzt hat, ſich ein wenig abkühle, ſo vernimm, und präge es dir wohl ein, daß unter den vorhingedachten Blumen, auch Kuhblumen, und unter den feinen Gärtnerbuben, ungeſchlachte Gartenknechte ſind. In dieſer Welt, und vielleicht auch in der künftigen, hat jedes Ding zwey Extreme, alſo auch hier.

Deutlich geſprochen, meine Liebe, ich ſchildere dir heute die Männerchen, deren Lenz die Michaelismeſſe, und deren Tod der folgende Tag iſt: die Dichterchen der Muſenalmanache, Blumenleſen, Schreibtafeln, Taſchenbücher, Journale ꝛc. ꝛc. die in Deutſchland jetzt ſo häufig ſind als der Sand am Meere. Ich hätte ihrer gar nicht erwähnt, wenn mich nicht Weg und Wetter acht Tage über meinen Zuſchnitt hier aufgehalten hätte.

Hier ſind ſie nach dem Alphabeth!

Balthaſar Caſpar Ahorn, ein Muſenalmanachs-Meteor, das alle Jahr um die Zeit der Michaelismeſſe erſcheint, höchſtens bis Weihnachten ſichtbar iſt, und dann verſchwindet, ohne daß man weiß, woher es kömmt, und wohin es fähret.

Johann Jakob Altdorfer. Ein ſchweizeriſcher Pfarrer, und Verfaſſer einiger patrioſchen Gedichte, die ich nur deßhalb unangetaſtet in die Vergeſſenheit übergehen laſſe, weil ſie patriotiſch ſind. Dichtergeiſt, edle Sprache, Schwung und Kraft, würde man bey ihnen vergeblich ſuchen.

Ambühel. Stand und Aufenthalt dieſes Dichters ſind mir unbekannt, daß er aber ein Schweitzer iſt, habe ich aus ſeiner Brieftaſche aus den Alpen erſehen. Warum müſſen dieſe unſere bidre Nachbarn, im guten Styl und Schreibart, ſo weit hinter uns ſeyn, als ſie in Muth, Patriotismus und Unverdorbenheit vor uns ſind?

Guſtav Adolph von Ammian. Kein Zweig unſerer Dichtung ſcheint jetzt ſo allgemein vernachläßigt zu werden, als die Lehrgedichte. Seit den Verſuchen Withof's, Geller'ts, Duſchens, Lichtwehr's und anderer unſerer ältern Dichter, iſt in dieſem Fache nichts erträgliches zum Vorſchein gekommen, und alle Welt weiß doch, wie gern Moral, und geſunde Lebensphiloſophie, mit der Dichtkunſt Hand in Hand gehen, und was für Wirkungen beyde genau vereinigt, hervorzubringen im Stande ſind. Dieſer Ammian hat das noch ſo öde und ungebaute Feld betreten; aber leider iſt er verunglückt, denn er iſt weder Philoſoph noch Dichter genug, um eine Bahn zu brechen. Wenn du dich davon überzeugen willſt, ſo ließ ſein Lehrgedicht: die Vorſehung 1771.

Johann Andre. Marggräfl. Schwedtſcher Kapellmeiſter zu Offenbach am Mayn, bekannter durch ſeine Compoſitionen, als durch ſeine Arbeiten (Luſtſpiele, Operetten, Epigramme) aus unſerm Fache. Dieſe ſind größtentheils vergeſſen, aber unvergeßlich ſind ſeinen Freunden, ſeine Beſcheidenheit, ſein Biderſinn und ſeine freundſchaftlichen Tugenden.

Ludwig Franz Joſeph von Baczko. Ein ziemlich unbedeutender Belletriſt in Oſtpreuſſen, den Leſern des preuſſiſchen Tempe (einer Monatsſchrift) als der Herausgeber deſſelben bekannt. In der preuſſiſchen Blumenleſe ſtehen einige Gedichte von ihm, und in Königsberg iſt ein Trauerſpiel in fünf Akten: Die Reue betitelt, von ihm herausgekommen. Ungleich größere Verdienſte hat er ſich durch ſein Handbuch der Geſchichte und Erdbeſchreibung Preuſſens erworben. Wenn er in unſerm Fache etwas geſchrieben hätte, das dieſem gleich käme, ſo würde ich ihn mit einer beſſern Empfehlung dir aufgeſtellt haben, als ich jetzt, um den Vorwurf der Partheylichkeit zu vermeiden, zu thun im Stande bin.

Johann Chriſtian Barth, ſteckte um das Jahr 1770 oder 1772. ſeinen Kopf aus den Sümpfen unſerer Litteratur hervor, und queckerte Satyren auf die Frauenzimmer, (in einem Buche: **die Schönheit des Frauenzimmers** betitelt) und als er ausgequeckert hatte, tauchte er unter, und ward forthin nicht mehr geſehen,

Chriſtoph Joſeph Berger, Hofmeiſter irgendwo im Erzgebürge, wahrſcheinlich zu **Kemniz**, iſt der Verfaſſer von **Achills zürnendem Schatten**, (tragiſches Singſpiel) von **gewiſſen Liederchen und Gedichten**, und von dem berühmten Trauerſpiel: **Galora von Venedig**, durch welches die Deutſchen, ſo unverhofft und plötzlich eine Höhe im Trauerſpiel erſtiegen haben, daß es den Franzoſen und Engländern ſchwindelt, wenn ſie zu ihnen hinanblicken. *) Der gute Mann muß, (das iſt unwiderſprechlich!) die erſten acht Nächte nicht haben ſchlafen können, wenn er ſichs ſo recht lebhaft gedacht hat, was Apoll zu Gunſten der deutſchen Dramatik, durch **ihn** vollführte. Jetzt kan̄ er ſich ruhig aufs Ohr legen, denn weder an **ihn** noch an ſeine **Galora** wird forthin gedacht werden. Er nehme ſein Bette, und gehe heim,

Johann Brahl. Ein Student zu Königsberg, und Dichterling, deſſen Name und Werke

---

*) S. Das Gothaiſche Theater-Journal XIII Stück.

Werke im Taſchenbuch für Dichter und Dichterfreunde, und in andern öffentlichen litterariſchen Bierſchenken paradiren.

Georg Auguſt von Breitenbauch. Ein thüringiſcher Landedelmann. Er hat von 1759 bis 1782 gedichtet, und ward dadurch um 1782 weder mehr noch minder bekannt, als ers ſchon 1759 war, weil ſeine Produkte (Schäfergedichte, überſezte Horaziſche Oden ꝛc. ꝛc.) in der allgemeinen Dämmerung der Mittelmäſſigkeit, empfangen, gebohren und begraben wurden.

Ernſt Theodor Johann Brückner. Prediger irgendwo im Mecklenburgiſchen, ein nicht ganz ſchlechter Dichter, und Vater von verſchiedenen lyriſchen kleinen Kinderchen, die alljährlich mit winziger Perlſchrift gedruckt, nett und zierlich erſcheinen, dem Publikum ihr kleines Kompliment machen, und dann recht artig in den groſſen Strudel der Vergeſſenheit hineinſpringen.

Brumbey. Candidat der Theologie, zog von Halle nach Leipzig, von da nach Quedlinburg, von da nach Berlin u. ſ. w. Er ſcheint jezt aus ſeinen ſentimentaliſch-lyriſch-muſikaliſch-epigrammatiko-dramatiſchen Extaſen zu erwachen, und ſeinen erſchlafften Geiſt mit reellern Speiſen nähren zu wollen — das zeigen die moraliſchen Dialogen, die er neuerlichſt herausgegeben hat und womit er allerdings nicht ſo ganz verunglückt zu ſeyn ſcheint, als mit ſeinen Romanen und Komödien. Du mußt ihn nicht, des ähnlichen Namenklanges wegen, mit einem gewiſſen Brumleu verwechſeln, welcher Pagen-Inſtruktor zu Braunſchweig, aber ein gründlicherer Kopf iſt, als jener, obgleich er in den Taſchenbüchern, Blumenleſen, und Muſenalmanachen alljährlich Wochen gelegen hat.

Samuel Gottlieb Bürde. Auch ein Poetunkulus, und dermalen Kammerſecretair zu **Breslau.** Auſſer einigen verunglückten dramatiſchen Verſuchen, hat er ſich auch in das Feld der kleinern lyriſchen Gattungen gewagt, und iſt damit nicht ganz ſchlecht beſtanden. Seine Werke der letztern Art, ſind gewöhnlich mit dem Namen Londy bezeichnet. Der freundſchaftlichſte Rath, den ich ihm geben kann, iſt der: er laſſe, um ſeines eignen Wohls willen, das Verſeln unterwegs, denn es iſt gewiß, daß er unter ſeinen mittelmäſſigen Geſpielen, einer der mittelmäſſigſten iſt und bleiben wird.

Bürkli zu Zürich, iſt durch die Herausgabe der Schweitzeriſchen Blumenleſe bekannt; aber mit ſeinen launigten Erzählungen iſt er völlig verunglückt, weil er weder die Geſchmeidigkeit des Versbaues noch die leichte Sprache, die zu dieſer Erzählungsart erfodert wird, in ſeiner Gewalt hat. Ueberhaupt ſcheint es, als wenn dieſer Zweig der Dichtkunſt auf deutſchen Boden nicht recht gedeihen wollte, und als wenn Wieland der erſte und letzte in demſelben bleiben würde.

Chriſtian Auguſt Burchardi, war vor einiger Zeit noch Hofmeiſter eines jungen Grafen v. Moltke zu Göttingen. Er hat ein paar Bogen Fabeln, und andere kleine Gedichte geſchrieben, die keine mittelmäſſige Anlage verrathen, und mich mit der beſten Hoffnung auf die Zukunft für ihn erfüllt haben. Aber ſeine Gedichte für die Muſik ſcheinen mir im ganzen ſehr hart und unmuſikaliſch.

Ehrenfried Engelbert Buſchmann, Gerichtsſecretair zu Stralſund, hat ſich durch ein Bändchen vermiſchter Werke, und durch ein anderes, Ferien betitelt, auf zwey Meſſen bekannt gemacht, und dadurch wenigſtens den Entzweck erreicht, daß man bey Gelegenheit ſeinen Namen nennen kann, wenn man in Verlegenheit iſt, zu einem mittelmäſſigen Werkchen den Vater zu finden; denn dieſe Gattung unſerer kleinen Schriftſteller, lebt ſo brüderlich, und iſt ſich in allen Stücken ſo unglaublich ähnlich, daß ich die Sünde gern auf mein Gewiſſen nehmen will, einen mit dem andern unſchuldigerweiſe verwechſelt zu haben.

Gotthold Contius, Paſtor zu Dolhänchen ohnweit Dreden: Poet, Dramaturg, Wochenblättler, Kriegsdichter, Romancier, Romanendichter und Kupferſtecher; iſt in allen dieſen Fächern gleich ſtark, oder, wenn man will, gleich ſchwach. Er iſt auch Verf. der elenden Broſchüre: Wieland und ſeine Abonnenten 1775.

Conz. Ein lyriſch-dramatiſcher Dichter zu Tübingen. Im erſtern Fache hat er ſich durch verſchiedene kleine Trompeterſtückchen in Stäudlins Blumenleſe gezeigt, und in letzterem durch ein Drama von fünf Akten, Conradin von Schwaben, deſſen Süjet ich von beſſern Händen bearbeitet zu ſehen wünſchte. Schwerlich dürfte dieſen ſchwäbiſchen Dichter die Ehre treffen, nach Jahrhunderten dereinſt, wie ſeine alten

alten Landsleute, aus dem Staube hervorgezogen, und in alte Ehr' und Würde wieder eingeſetzt zu werden, denn man weiß jetzt ſchon nicht mehr, daß er lebt, mithin kann er nicht einmal vergeſſen werden.

Otto Friedrich von Dierike. Hauptmann bey einem Infanterie-Regiment zu Königsberg, lyriſcher und dramatiſcher Dichter. Als erſterer hat er ſich im Voſſiſchen Muſenalmanach, und als letzterer durch das Trauerſpiel Eduard Montroſe gezeigt, das neuerlich ins Franzöſiſche überſetzt iſt, um den unglaubigen Franzmännern zu zeigen, daß wir in der Theaterdichtkunſt weiter ſind, als ſie denken. Aber ich fürchte, daß ſie durch dieſes Produkt von ihrem Unglauben nicht zurückkommen werden, denn genau betrachtet, iſt es eins von denen, über deren Blöße man rücklings den Mantel der Liebe werfen ſollte.

Hans Adolph Freyherr von Eſchſtrut Juſtitzrath zu Marburg, hat eine hiſtoriſch-poetiſche Blumenleſe mit Muſik herausgegeben, wodurch er ſich wenig von den übrigen kleinen deutſchen Dichtern und Muſikern, die mit oder ohne Subſkribenten laut werden, unterſchieden hat.

Chri-

Chriſtian Gottlieb Förl, Advokat zu Bautzen, hat an einigen Wochenſchriften gearbeitet, die dort herauskamen, und eine Beyſteuer zur Poeſie, Litteratur und Moral herausgegeben, die dadurch bekannt geworden iſt, daß ſie im deutſchen Merkur mit dem Zeichen der Makulatur plombirt und verſiegelt wurde.

H. H. Füßi hat ſich ſeit einigen Jahren nicht unrühmlich in unſerm Fache bekannt gemacht, und verräth auſſer einem guten Geſchmack und Kenntniß unſerer ſchönen Litteratur, auch zum lyriſchen Dichter, und zum wackern Bürger eine gute Anlage, deren fernere Ausbildung ſeinem Vaterlande mit der Zeit von heilſamem Nutzen ſeyn kann. Die Schriften, womit ich jeden Zug dieſes Portraits nach der Reihe belegen kann, ſind: Allgemeine Blumenleſe der Deutſchen; ſeine Gedichte im Schweitzeriſchen Muſenalmanach, und das kleine Buch: Ein Schärfchen auf dem Altar meines Vaterlandes niedergelegt.

Auguſt Friederich von Goue, ehedem Herzogl. Braunſchw. Hofgerichtsaſſeſſor, privatiſirt jetzt zu Salzliebenhall im Hildesheimiſchen. Er hat einige dramatiſche Verſuche geſchrieben, hauptſächlich Trauerſpiele, die unter dem Mittelgute aus dieſer Gattung mit durchlaufen, und weder durch neue Sûjets, noch durch meiſterhafte Bearbeitung die Aufmerkſamkeit des Publikums erregt haben. Ich erinnere mich nicht, daß eins davon aufs Theater gekommen wäre; oder haſt du einmal **Donna Diana**, **Iwanette und Stormond**, **Amaliſunde** und **Gulliver** aufführen ſehen? Auch Elegien hat man von dieſem Dichter, die eben ſo wenig Senſation gemacht haben.

Friedrich Traugott Haaſe. Privatiſirt in **Dresden.** Man hat von ihm ein paar Theaterſtücke nach engliſchen Muſtern bearbeitet, die nicht mittelmäſſig ſind, und Anlage verrathen. Er gab die lezten Jahre den **Schwickertſchen Muſenalmanach** heraus; auch macht er einen ganz artigen Vers.

Paul Georg Hagenbruch, Kaufmann zu Langenſalza, iſt durch einige Gedichte im Leipziger Muſenalmanach bekannt. Er hat auch ein kleines Werk: **Ueber die Schönheiten des poetiſchen Enthuſiasmus** geſchrieben — Undankbarer Enthuſiasmus, du haſt deine Söhne bis jezt noch alle unglücklich gemacht, und wirſt auch in Zukunft dieſe grobe Untugend

nicht

nicht ablegen. Du führſt ſie freilich den ſüßen neun Mädchen in die Arme; aber — omne animal poſt concubitum triſte! — Von den Dichtern, die ganz eigentlich, und nichts als Dichter ſind, mag dieſes Sprüchlein billigerweiſe geſagt werden, denn ſo bald ſie von ihrem Pulte aufſtehen, ſind ſie zu jedem andern Geſchäfte träge und unbrauchbar.

Ludwig Philipp Hahn, Cammerſecretair zu **Zweibrücken**, einer von denen, die ſich durch **Lenz** und **Klinger** erhitzen lieſſen, auf der pſeudo-dramatiſchen Laufbahn anzuſetzen. Um **Hahn** war es Schade, daß er ſich zu dieſer verſtandloſen Nachbeterey hinreiſſen ließ; denn einige Stellen in ſeinen Trauerſpielen (im **Robert von Hohenecken**, im **Karl von Adelsberg** ꝛc.) qualificirten ihn zu einem beſſern Schickſaale, als, wie es nun der Fall iſt, mit dem übrigen Braß der ſchlechtern Dranglinge in eine Polterkammer geworfen und vergeſſen zu werden. — Er hat auch hie und da nicht ganz ſchlechte Verſe zum beſten gegeben.

G. Hacker hat ein Gedicht (**der Tempel des Ruhms**) herausgegeben, das weder ausgezeichnete Anlage zum guten Dichter, noch zum guten Verſificateur verräth. Ich trenne hier beydes mit Fleiß, weil man oft einen guten Verſificateur ganz gern lieſet, wenn er auch kein groſſer Dichter iſt. Aber beydes nicht zu ſeyn, und doch ſeine Sächelchen drucken laſſen, dazu gehört die ganze Selbſtgenügſamkeit, oder wenn man will, jugendliche Unbeſonnenheit unſerer Poetunkeln. — — Hacker's Aufenthalt iſt wahrſcheinlich Wittenberg.

F. L. **Hanker**, hat unter dem angenommenen Namen Epheu mancherley kleine Arbeiten aus der dramatiſchen und lyriſchen Poeſie drucken laſſen, die mich viel von ihm hoffen laſſen, um ſo mehr, da er auch, aus kleinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Verſuchen zu ſchlieſſen, in genannten Fächern der Litteratur nicht fremde zu ſeyn ſcheint; nur ſchreibt er zu viel. Sein Stand und Aufenthalt ſind mir noch nicht bekannt geworden.

Ernſt Heydevogel. Ein ſehr kleiner Dichter, der eher fliegen wollte, als er Flügel bekam, und darum gar wunderſame kleine Sätze that, und immer wieder zurückfiel. Wenn du gern ſehen willſt, wie er ſich dabey genommen hat, ſo erkundige dich nach einem kleinen Nachſpiel Trentleva betitelt, oder nimm ſtatt deſſen, wenn es etwa ſchon den Weg aller

Ma-

Maculatur gegangen ſeyn ſollte (denn es iſt ſchon vor fünf Jahren geſchrieben, und länger läßt kein einſichtsvoller Buchhändler einen Ladenhüter liegen) **Reichards Theater Kalender** vom Jahr 1777, und urtheile ſelbſt.

Höffer, Kaufmann zu Plauen im Vogtlande, und Verfaſſer gewiſſer **Idyllen und Erzählungen, verehrungswürdigen Freunden gewidmet.** Daß er ſich in müſſigen Stunden mit dergleichen Arbeiten beſchäftigt, iſt gut, daß er ſie aber drucken läßt, iſt nicht gut. Mehr darf ich, wenn ich chriſtlich denken will, nicht davon ſagen, damit es dir nicht etwa einfallen möchte, das Werkchen ſelbſt zu leſen. Auf jedem Fall würde er dadurch übler berathen ſeyn, als durch mein Urtheil, das äuſerſt gelinde iſt, wie er ſelbſt ſehen wird, wenn ſich ſein Geſchmack ſeit 1777 ein wenig ausgebildet hat.

Franz Xaver Jann. Prieſter und Lehrer am katholiſchen Gymnaſium zu **Augsburg**, und Verf. eines Bandes von **Gedichten und Schauſpielen ohne Careſſen und Heyrathen** — O Apoll und Thalia!

Georg Friedrich John, Cammerſecretair zu Königsberg: Dramaturg, Theaterdilettant und lyriſcher Dichter. Die beyden erſtern Prädikate hat er ſich durch zwey dramatiſche Geſpräche, und durch einige Aufſätze in der Litteratur- und Theaterzeitung, und das letztere durch Gedichte im Preuſſiſchen Tempe, und in der Preuſſiſchen Blumenleſe, deren Herausgeber er war, erwerben — aber alle drey machen ihn in unſerer Litteratur nicht merkwürdig.

Albrecht Chriſtoph Kayſer zu Regensburg, Verf. der geſammleten Briefe Adolphs, der Skizzen und kleinen Geſchichten, und einiger Aufſätze im deutſchen Merkur, iſt ein junger Mann von guter Anlage, der mit einem raſchen Geiſt, Kenntniß des menſchlichen Herzens, und Sorgfalt auf ſeinen Vortrag verbindet. Dieſes iſt in manchen Stellen der Briefe Adolphs ſehr ſichtbar, obwol das Ganze in einer Manier angelegt iſt, die alle Untugenden des Genieenweſens, und falſcher Empfindſamkeit an ſich hat. In den kleinen Geſchichten habe ich einige trefliche Naturzüge bemerkt, die mir die beſte Hoffnung zu dieſem Schriftſteller faſſen laſſen, weil ſie ein feines Gefühl, und eine lobenswürdige

Stä-

Stätigkeit verrathen, der Natur auf ihren verſchlungenſten Wegen nachzugehen. Ich kenne auch eine Ueberſetzung der **Briefe des Seneka** von ihm, die bekannter zu werden verdiente. Noch ein Kayſer lebt zu **Zürich**, und iſt Herausgeber von **Lenzens flüchtigen Aufſätzen**, und Verfaſſer einiger Gedichte in den Muſenalmanachen und Blumenleſen. Er componirt auch.

Friedrich Auguſt Kober, Gerichtsactuar zu **Görlitz**, ein Verſifikateur, deſſen Reime man in den Blumenleſen und Muſenalmanachen finden kann. Sie ſind den Gedanken und der Ausführung nach, ſehr unerheblich, und haben nichts von der Naivität und Leichtigkeit, die bey kleinen Gedichten unumgänglich nöthig ſind, wenn ſie nicht fades Reimgellingel ſeyn ſollen.

Koppe privatiſirt zu **Stralſund**, und bereichert unſere Litteratur zuweilen mit dramaturgiſchen Fragmenten, und Perſonal-Theater-Kritiken, die du in der Litteratur- und Theaterzeitung beliebigſt nachſchlagen kannſt. Auf jedem Fall iſt das Wiſſen dieſes Kunſtrichters (der auch vielleicht Theaterdichter iſt) Stückwerk.

Lud-

Ludwig Theobul Koſegarten, zu Greifswalde, hat ſich durch einige Gedichte im deutſchen Merkur und Muſeum als ein junger Dichter von guter Anlage gezeigt, der durch Kritik, Fleiß, Muße und Feile ausgebildet, mit der Zeit etwas leiſten kann und muß, wenn er nicht die gute Hoffnung, die man, ſo weit ich Gelegenheit gehabt habe, zu bemerken, zu ihm gefaßt hat, Lügen ſtrafen will.

August Friedrich Ferdinand Kotzebue, ehedem Secretair des Ruſſiſchen Generallieutenants von Baur zu Petersburg, jetzt Gubernialrath zu Reval, hat ein Bändchen Erzählungen herausgegeben, worunter einige gute Anlage verrathen. Aber es fällt in die Augen, daß es ihm an feſtem, gebildetem Geſchmack, und an Gefühl für Witz und Aberwitz, für natürliche und für erkünſtelte Laune fehlt.

Carl Gottfried Küttner, Superintendent zu Pirna, hat in deinem Fache gearbeitet, dürfte dir aber wohl ſchwerlich bekannt ſeyn. Er war ein fleiſſiger Mitarbeiter an den Ebertſchen Fidibus und Tapeten, die jetzt vergeſſen ſind. Einige ſeiner darinn aufgeſtellten verſificirten Arbeiten, hat er nach der Zeit geſammelt, und unter dem Titel: Sinnge-

dichte

dichte und Lieder, geſungen an der Böhmiſchen Gränze, mit einigen neuen vermehret und verbeſſert herausgegeben.

Johann Georg Gottlieb Lucius, holländiſcher Geſandſchaftsſecretair zu Maynz, iſt Verf. einer **Hanſeade**, einer **unvermutheten Errettung**, und eines Bändchens **Satyren**, die nicht Kraft genug hatten, aus der Menge der ſchlechten Schriften, womit wir von Meſſe zu Meſſe überſchwemmt werden, ſich hervorzuheben. Seine **Satyren** haben weder Pointen noch Witz, und ſind ſehr grob.

Friedrich Carl Baron von der Lühe, Däniſcher Cammerherr zu Copenhagen, hat eine **deutſche Dunciade** geſchrieben, die mit dem erſten Theile geſtorben iſt, wahrſcheinlich, weil ſich das Publikum zu lebhaft an Popens **Dunciade** erinnerte, und weil es überzeugt war, daß nur ſolch ein Dichter dieſe Gattung der Poeſie bearbeiten muß, wenn ſie nicht eckelhaft werden ſoll. Hie und da ſtehen auch einzelne kleine Gedichte dieſes Schriftſtellers in den Muſenalmanachen und Blumenleſen zerſtreuet.

Iſaak Mauß, ein Landmann zu Badenheim in der Pfalz, der einige Gedichte in der Schwaniſchen Schreibtafel und im deutſchen Muſeum geliefert hat. Ich laſſe mir ſeine poetiſche Liebhaberey ganz wohl gefallen, wenn er ſeine Feldarbeiten nicht darüber vergißt. Wäre dies, ſo ſollt er mich dauern, denn der kleine Ruf, den er als Dichter hat, kann den Schaden nicht aufwiegen, den er ſich zuzöge, wenn er ſeine Wirtſchaft darüber verſäumte. Neuerlich hat er eine Sammlung ſeiner Gedichte auf Pränumeration angekündigt.

August Niemann, ein Candidat der Rechte zu **Kiel**, hat ſich um die ſangluſtige akademiſche Jugend durch ein **akademiſches Liederbuch** ſehr verdient gemacht. Er hat darinn einige Gedichte von **Stollberg**, **Voß**, **Miller** ꝛc. geſammlet, ſie darauf eben dieſen **Dichtern** zugeeignet, und in einer zierlichen Vorrede das Publikum von der Nutzbarkeit dieſer höchſtunnützen Unternehmung zu überzeugen geſucht.

Felix Nüſcheler, Profeſſor zu **Zürich**, iſt ein Mann von feinen artiſtiſchen, philoſophiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſen, aber ein mittelmäßiger Dichter. Verſchiedene ſeiner kleinen Arbeiten, die in unſer Fach gehören, findet man in **Schmid's Anthologie**, im

Schweitzeriſchen, und in den Leipziger Muſenalmanachen.

Carl Chriſtian Reckert, Stadtſecretair zu Spandau, und Verf. von gewiſſen Wintergemälden, die niemand mehr kennt, weil ſie über zwey Meſſen alt ſind.

Jakob Chriſtian Reimherr, nomen et omen! Aber ſeine Verſe, die hie und da in den Muſenalmachen zerſtreut ſtehen, zeigen doch zuweilen, daß er nicht immer Herr, ſondern Sklav des Reimes iſt. Er iſt Candidat der Theologie zu Frankfurt am Mayn.

Chriſtian Tobias Ephraim Reinhard, Stadtphyſikus zu Sagan in Schleſien. Als unſere Anakreontiker noch lebten, war er mit einer Sammlung anakreontiſcher Lieder, Wein und Liebe betitelt, mitten unter ihnen; als jene ſtarben, ſtarb er mit, und ſeitdem ſchreibt er Bücher in ſeinem Fache, die ich nicht beurtheilen kann. Ein anderer Adolph Friederich von Reinhard, iſt Doktor der Rechte, und Reichs-Cammer-Gerichts-Aſſeſſor zu Wetzlar. In jüngern Jahren gab er eine Sammlung von Gedichten, wie ſie damals Mode waren, heraus, die jetzt vergeſſen ſind. Auch

Auch war er Herausgeber der Bützowiſchen Sammlungen zur neueſten Geſchichte der Gelehrſamkeit, und Mitarbeiter an der Zigraiſchen Zeitung. Jezt iſt er für die ſchöne Litteratur todt.

Willhelm Friederich Herrmann Reinwald, Bibliothekar zu Meinungen, hat einige ganz artige Verſuche im Reiche der deutſchen Dichtkunſt geliefert, die eine gute Anlage verrathen. Seine poetiſche Launen, Briefe und Miscellanien haben mich auf eine Stunde ganz angenehm unterhalten.

Sardenheim, iſt der unausſprechlich ſüſſe Name, eines unausſprechlich ſüſſen kleinen Mannes, der ein unausſprechlich ſüſſes Phantaſie-Büchlein für Mißvergnügte und Traurige in Proſa und Verſen herausgegeben hat.

Johann Paul Sattler, Conrektor am Sadtgymnaſium zu Nürnberg, hat Beyträge zum Taſchenbuche für Dichter und Dichterfreunde geliefert, und den Roman: Friederike oder die Huſarenbeute geſchrieben, der unter den mittelmäßigen Produkten dieſer Art, keiner der mittelmäßigſten iſt, weil er wenigſtens

nigſtens Verwickelung hat, und deutſch geſchrieben iſt. Nutzbarer, und Ehre bringender ſind dieſes Schriftſtellers Briefe eines Lehrers an ſeine junge Freunde, welchen ich recht viel fleißige und folgſame junge Leſer wünſche.

Chriſtian Heinrich Schmid, Profeſſor zu Gieſſen, und Vater des Leipziger Muſenalmanachs iſt beynahe zwanzig Jahre Schriftſteller, und noch immer wird es ſchwer ſeyn, ſeinen ſchriftſtelleriſchen Charakter zu beſtimmen, weil er ſich zu abwechſelnd in zu viele und verſchiedene Fächer eingelaſſen und ſie ſämmtlich mit einer ſichtbaren Flüchtigkeit bearbeitet hat. Indeſſen ſcheint es doch, als wenn die ſchönen Wiſſenſchaften, hauptſächlich aber Dramatik, in Praxis und Theorie, und auch Dichtkunſt, (in ſo fern er Handlanger war, und die Arbeiten anderer ſammlete und heraus gab) ſeine Hauptfächer wären. Einige ſeiner Unternehmungen für das Theater ſind verdienſtlich und zum Theil glücklich: z. B. ſein engliſches Theater; ſeine Ueberſetzungen theoretiſcher Schriften für das Theater: als Richardſon über Schakeſpear's Charaktere; Aikin über Anwendung der Naturhiſtorie auf die Dichtkunſt; Boiſſy über die Sittlichkeit des Theaters, u. a. ſeine eigene dramaturgiſche Schriften: ſein Parterr, ſeine

Ab-

Abhandlung über Göz von Berlichingen rc. rc. ſind von keinem Belang, und mit einer Eile gearbeitet, bey welcher es unmöglich iſt, tief einzudringen. Eben dies gilt von ſeinen kritiſchen Schriften, die unbeſchreiblich ſeicht ſind, und deutlich verrathen, daß er ſeinen Geſchmack noch nicht ausgebildet hat, ſondern wie ein Rohr hin und her ſchwebt, ſo gern er auch dieſe Schwäche unter dem ihm eigenen diktatoriſchen, kecken Tone verbergen möchte. Als Sammler hat er ſich durch eine Menge von Schriften gezeigt, die aber alle nicht von Dauer geweſen ſind. Beweiſe davon ſind der Leipziger Muſenalmanach, (bey Weygand verlegt) das Taſchenbuch für Dichter und Dichterfreunde, und die Oden der Deutſchen. Als Litterator arbeitet er nicht minder flüchtig, und eben darum mit einer Nachläßigkeit und Sorgloſigkeit, die man dem Litterator gerade zuletzt verzeihet. Beleg hierzu iſt ſeine Anweiſung zur Kenntniß der beſten Bücher in allen Theilen der Dichtkunſt. Sein neueſtes Werk iſt ein Abriß der Gelehrſamkeit, und auch in dieſem iſt er ſeinem alten Charakter getreu geblieben. — Aus dem allen ergiebt es ſich, daß Schmid ein mittelmäßiger Schriftſteller iſt, der ſelbſt zum Sammler verdorben zu ſeyn ſcheint, da es ihm durchaus an Stetigkeit, Sorgfalt und Genauigkeit fehlt.

Salomo Schorcht, ein mattſchimmernder Stern, welcher unter und zwiſchen eben ſo mattſchimmernden Sternen in der Olla Potrida, in den Blumenleſen u. ſ. w. zuweilen ſichtbar geweſen iſt. Er iſt Candidat der Theologie zu Buttelſtädt im Weimariſchen.

Gotthold Friedrich Stäudlin, Doktor der Rechte zu Tübingen. Die Arbeiten, welche unſer Fach von dieſem Schriftſteller aufzuweiſen hat, ſind lauter modiſche Arbeiten, die in einer Meſſe hervorſchieſſen, und in der andern verdorrt ſind: Sammlungen von Gedichten (Schwäbiſcher Muſenalmanach:) Romane (Wallberg's Briefe an ſeinen Freund Ferdinand) und ähnliche Produkte. Sonſt macht er einen ganz artigen Vers, iſt aber darum doch kein Dichter. Seine Proben einer deutſchen Aeneis hat er nicht fortgeſetzt, wahrſcheinlich, weil er, wie alle andere vor und nach ihm, verzweifelte, den alten Römer zu bändigen.

Johann Chriſtian Steiger, Advokat zu Heringen. Geiſtliche und Elegiſche Poeſie ſcheint, ſo weit er ſich gezeigt hat, ſein Fach zu ſeyn. Er hat eine weinende Muſe, und zärtliche Klagen eines Jünglings bey Gellerts Tod,

Tod, Geiſtliche Lieder, und eine Ueberſetzung des Hohenliedes herausgegeben, aus welchen allen der beſte Wille, aber die eingeſchränkteſte Dichteranlage hervorleuchtet.

Johann Carl Kutenberg, Privatlehrer zu Hamburg, und Verf. einer Sammlung vermiſchter Gedichte, die alle gelegentlich gemacht ſind. Ich kann mir ſein Vergnügen ſehr lebhaft denken, als er ſeine Werke und ſeinen Namen mit allen ſeinen Buchſtaben davor gedruckt erblickte! Süſſe Eigenliebe! Seelige Erdentäuſchung!

Heinrich Wagner, zuvor Advokat zu Marburg, jetzt Hofmeiſter zu Amſterdam, hat verſchiedene Verſuche im Felde der Dichtkunſt geliefert, (Poetiſche Kleinigkeiten; Lieder für die Söhne der Dummheit; Frankfurter Muſenalmanach u. a.) die ſelbſt als Verſuche unter der Kritik ſind, weil es ihm bey dem gänzlichen Mangel an dichteriſchen Talenten, auch ſo gar an den erſten und leichteſten Grundſätzen des Mechaniſchen in der Poeſie fehlt.

Du meynſt, ich habe dich mit meinen Luſtgefilden, Blumen und reizenden Gärtnerbuben

nerbuben zum Beſten gehabt, L. S.? So kömmt es mir ſelbſt vor. Aber du hätteſt dieſen Brief nicht geleſen, wenn ich dir reinen Wein eingeſchenkt hätte. Das iſt boshaft von mir, ich geſteh es, aber ich habe erlauchte Beyſpiele groſſer Autoren für mich, die durch den glänzenden Titel ihrer Bücher das Publikum eben ſo anlockten, als ich dich durch den Anfang meines Briefes. — „Aber dein Brief iſt ſo lang!“ — Gutes Kind, Joh. Bunkel hatte vier ſtarke Bände!

Zwanzigſter Brief.

Weimar.

Ich würde bey dir in den Verdacht der Empfindſamkeit gerathen, wenn ich mein Herz von Weimar ſo reden laſſen wollte, als es meinen Mund zu reden dringt. Nie bin ich ſo ſehr in Verſuchung geweſen, mein Verſprechen, dich nur von Schriftſtellern, nicht von Menſchen zu unterhalten, auf die Seite zu ſchieben, als jetzt. Aber nein, ich will es halten, ſo ſchwer es auch meinem Herzen wird, alle die Regungen der Freundſchaft, und Dankbarkeit zu verſchlieſſen, die ſtrömend auf deiſes Blatt ſchieſſen würden, wenn ich ihnen freyen Lauf laſſen wollte.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem Fürſtenthum, und Fürſten, und zwiſchen den drey Anhaltiſchen Fürſtenthümern, und Fürſten, die ich dir in einem meiner vorigen Briefe bezeichnet habe. Hier blühen Wiſſenſchaften und Künſte, und tragen die herrlichſten Früchte, und dort iſt noch nicht einmal der Saame dazu ausgeſtreuet. Hier ſind Männer beyſammen, welche die ganze deutſche Nation in Sachen des Geſchmacks, in ihrer Hand haben, und ſelbſt Muſter des feinſten Geſchmackes ſind; und dort kennt man dieſer Männer kaum dem Namen nach. Hier iſt Frankreich, und dort Neuſeeland. Hier wohnen Wieland, Herder, Göthe, und in ganz Deutſchland wohnt kein Göthe, Herder, Wieland, mehr.

Den ganzen Anfang der dichteriſchen Talente, und ſchriftſtelleriſchen Verdienſte Wieland's, zu beſtimmen, bedürfte es einer eigenen Abhandlung, die für einen Brief zu lang würde. Alſo nur einzelne Züge, aus welchen ſich der Litterator unter gehörigen Erweiterungen, Entwickelungen und Verbindungen, ein

Ganzes zuſammenſetzen, nur einzelne Steine zu dem Denkmale, welches ihm eine dankbarere Nachwelt errichten mag!

Noch nie muß ein Mann mit den reizendſten Gaben des dichteriſchen Genius, ſo viel philoſophiſchen Scharfſinn, ſo viel Kenntniß alter und neuer philoſophiſcher Syſteme, ſolch eine Fertigkeit, ſich jedem derſelben anzuſchlieſſen, und für und wider ſelbige zu reden, verbunden haben. Wenn er ſeine Leſer in die Vorwelt, oder in das Reich der Ideen hinüberzaubert, ſo wird man ungewiß, ob der Mann, deſſen Phantaſie ſo unendlich reich iſt, auch Stetigkeit genug haben könne, um Philoſoph zu ſeyn, und wenn er philoſophirt, ſo ſtaunt man, wie es möglich iſt, daß dieſer Mann, Dichter ſeyn könne. Aber noch nie war Dichtkunſt und Philoſophie ſo eng verſchwiſtert.

Den Bildern der Phantaſie, giebt philoſophiſcher Scharfſinn, Leben und Athem, und der dichteriſche Genius ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen. Wenn er belehren oder überzeugen will, ſo wohnt die hinreiſſendſte Beredſamkeit auf ſeinen Lippen, und ſie wird um ſo unwiderſtehlicher, je ſchwerer und je ungewöhlicher die Wahrheiten ſind, denen er Beyfall verſchaffen

will.

will. Durch dieſes Talent hebt er Sätze hervor, an deren Aufrechthaltung jedermann verzweifelte, oder deren Vertheidigung niemand zu unternehmen wagte; und ſtürzt andere, welche das Herkommen, oder eine allgemeine Uebereinſtimmung Aller, autoriſirt hat, und die man für unbezweifelt gewiß hält.

Dieſe Kunſt iſt das Attribut eines wahren philoſophiſchen Kopfes, der jede Sache nimmt, wie ſie iſt, nicht, wie ſie ſcheint; der überall auf ihren erſten Grund zurückgeht, und ſie dann vorträgt, wie er ſie findet, nicht, wie ſie verjährte Vorurtheile, oder Nachbeterey gemodelt, und noch dem Schlendrian zugeſtutzt haben. Durch ſolche Köpfe gewinnt die Wahrheit, und ſelbſt da, wo ihr Vortrag in Paradoxie oder Sophiſterey ausartet, muß ſie gewinnen.

Eine Haupttugend der Wielandiſchen Philoſophie iſt dieſe: daß ſie Lebensphiloſophie und anwendbar auf die Bedürfniſſe jedes Verſtandes und Herzens iſt. Sie beſchäftigt ſich nicht mit trocknen Spekulationen, welche höchſtens den Ruhm eines ſubtilen, ſyſtematiſchen Kopfes erwerben können, aber für das gemeine Leben unbrauchbar ſind; ſondern ſie zieht ihre Lehren unmittelbar aus dem Weltlaufe, erweitert, erklärt und wendet ſie an auf Fälle, die dem Menſchen als Menſchen, als Fürſten, als Bürger, als Vater, kurz in allen den mannigfachen Verkettungen und Auftritten des Lebens zu hunderten begegnen, und eben dadurch wird ſie gemeinnützig, und Lebensphiloſophie. Das Gewand, welches er ihr umlegt, iſt reizend und lachend; und ſo erreicht er in ſeinen Werken den ſchweren Zweck: zu vergnügen, und zu belehren.

Seine poetiſchen Werke ſind eine lebendige Gemäldegallerie. Alles athmet, alles ſpricht, alles treibt zu dem Zweck: Wirkung zu thun. Seine Hauptperſonen feſſeln die Aufmerkſamkeit, und ſeine Nebenperſonen, ſo anziehend ſie auch einzeln und für ſich ſind, ſtehen nur da, um mit vereinter Bemühung endlich in ein Ganzes zuſammen zu flieſſen, das in einzelnen Theilen, und als Ganzes ſelbſt, unausbleibliche Wirkung thut.

Jedes Coſtüme, jedes Zeitalter, jede Menſchenart ſchwebt mit ſeinen eigenſten Kennzeichen ſeinem geiſtigen Auge vorüber, und dieſes weiß ihre kenntlichſten Seiten zu faſſen, prägt ſie ſeiner Seele ein, und verlebendigt ſie durch ſeinen Griffel. Jede Leidenſchaft, jeder Humor, jede Lächerlichkeit, jeder, auch der verſteckteſte Zug, im menſchlichen Herzen, thut ſich vor ihm auf, und er weiß ihn mit Weißheit und Häuslichkeit, und mit dem ſchärfſten Gefühl und Sinn, für's Zuviel und Zuwenig darzuſtellen, und ſo zu ordnen, daß man wechſelsweiſe aus Bewunderung in Staunen, und aus Staunen in Bewunderung fällt.

Dieſes iſt die groſſe Kunſt des groſſen Dichters. Jedermann kann ſich ein Sortiment Farben kaufen, jedermann kann damit malen, jedermann kann wiſſen, daß ſchwarz, ſchwarz, und weiß, weiß iſt; aber ſie ſo zu miſchen, daß aus ihrer mannigfachen Abwechſelung, ein Ganzes entſtehe, welches auf Auge und Herz gleich ſtark wirkt, das kann nicht jedermann, das iſt dem Genius aufbewahrt, der mit drey Pinſelſtrichen gröſſere Wunder verrichtet, als der Stümper mit tauſend Pinſeln, und tauſend Farbenmuſcheln.

An Wieland's Beyſpiel kann man ſehen, daß das Studium fremder Geiſter, das Genie nicht unterdrückt, ſondern hebt. Man wird bey keinem Dichter ſolche ausgebreitete, immer gegenwärtige, und ſo wohl verdauete Beleſenheit wieder finden. Er hat ſich Schätze aus den alten und neuen Schriftſtellern geſammlet, die, nach den Spuren zu urtheilen, welche alle ſeine Werke in dieſem Punkte in ſo reicher Fülle zeigen, unermeßlich ſeyn müſſen, und doch iſt ſein Genius, **Wieland's** Genius, nicht **Horazens**, nicht **Homer's**, nicht **Virgil's**, nicht **Arioſt's**, nicht **Taſſo's** Genius. Aber er hat den Saft aus allen dieſen Männern, und vielen andern gezogen, und ihn der Summe ſeines eigenen mit Weißheit und kluger Wahl zugeſchlagen.

Als Kenner der Alten, als Beurtheiler der Neuern, als Mann von feinſtem Geſchmack, als Dichter, Philoſoph, Kenner des menſchlichen Herzens, als Sprachforſcher, als Mitſchöpfer unſerer Litteratur, als Kunſtkenner, als Original und als Ueberſetzer, iſt er gleichgroß, gleich unerreichbar; und wer ſoll dereinſt die Lücke ausfüllen, wenn er von dem allgemeinen Looſe der Menſchheit übereilt wird, welches er durch ſeine uneigennützige Arbeitſamkeit, durch heldenmüthige Aufopferung ſeiner beſten körperlichen, und geiſtigen Kräfte, ſich früher herbeyziehen wird, als jeder andere thun würde, der an ſeiner Stelle wäre?

Der Generalſuperintendent, **Johann Georg Herder**, arbeitete in frühern Jahren fleiſſiger in unſerm Fache, als jetzt, aber die deutſche Litteratur verliert nichts dadurch, daß er nun ganz in einem andern Fache lebt und webt, und ſich unvergängliche Lorbern darinn einſammlet. Ich wünſchte mehrere Gemählde ſolcher Männer aufſtellen zu können, die mit Arbeiten aus unſerm Fache debütirten, und darauf mit allen den Vollkommenheiten, die ein weiſes Studium deſſelben, und eine kluge Anwendung unſerer Eigenſchaften auf die übrigen, gewähren kann, in ein anderes übertraten, das ſo fern von dem unſrigen nicht iſt, als es einige ſchwerfälligere Köpfe unter uns finden wollen.

Seine kritiſchen Schriften über die ſchöne Litteratur, ſo wie überhaupt ſeine Urtheile, die man in eigenen oder in periodiſchen Schriften von ihm zerſtreuet findet, fielen größtentheils in einen Zeitraum, wo es mehr elende Praktiker, als gute Theoretiker gab, und haben das Verdienſt, mit zu denjenigen zu gehören, die mit andern vereint, den heilſamſten Einfluß auf die Bildung unſeres Geſchmacks gehabt haben. Von ſeinen hellen Einſichten in unſer Fach mögen ſeine Schriften: Ueber die Wirkung der Dichtkunſt auf die Sitten der Völker ꝛc. Ueber den Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften in die höhern ꝛc. Vom Geiſt der hebräiſchen Poeſie

Poeſie — der Beweis ſeyn. Seine **Volkslieder**, die er zu einer Zeit herausgab, wo Alles **Volkslieder** machte, ohne einen Begriff von der Beſchaffenheit und Wirkung dieſer Dichtungsart zu haben, gehören zu den beſten, die in unſerer Sprache zum Vorſchein gekommen ſind.

Nicht leicht muß ein Schriftſteller, unter welcher Nation und in welcher Zunge er auch geſchrieben haben mag, durch ein oder zwey Werke, in einem ganzen Fache der Litteratur eines Volks, und in dem ganzen litterariſchen Sinn dieſes Volkes ſelbſt, ſolch eine totale Revolution hervorgebracht haben, als der geheime Rath **Wolfgang von Göthe**. Man kann ſagen, daß Göthe mittelbar oder unmittelbar, unſre ganze ſchöne Litteratur umgeſchaffen, und ſchier keinen Stein auf dem andern gelaſſen habe.

Wir hatten, ehe er auftrat, kein eigentliches **deutſches** Theater. Unſre beſten dramatiſchen Schriftſteller tummelten ſich mehrentheils auf ausländiſchen Schauplätzen herum, und einige ſchrieben ihre beſten Stücke im ausländiſchen Coſtüme. Deutſche Sitten, deutſche Menſchen führten ſie nur ſelten auf, und geſchah es, ſo hatten ſie, trotz dem deutſchen Namen, ich weiß nicht was für ein fremdes Air, dem es nie gelang, unſre ganze herzliche Theilnehmung zu gewinnen.

Nun kam Göthe, und zeigte uns eine ganze Gallerie von Gemählden, die deutſche Menſchen, deutſche Sitten, vom Fürſten bis zum Bettler herab, darſtellten, und mit Wärme, Wahrheit, Leben, Verſtand, und Naturgefühl gezeichnet waren. Alles ſtaunte über die Neuheit dieſer Erſcheinung. Anfangs ſtand man von ferne, und wußte nicht, was man dazu ſagen ſollte. Der deutſche Geſchmack war an eine gewiſſe ſteife Aengſtlichkeit gewöhnt, und wußte nicht, wie er ſich bey den unwiederſtehligen Wirkungen nehmen ſollte, die ein Stück auf ihn machte, das in keines der kritiſchen Schnürleiber paßte, worin die Meiſter des Geſchmacks den Genius gezwängt wiſſen wollten; er wußte nicht, ob er klatſchen oder pochen ſollte.

Endlich traten einige jüngere Leute von wärmerm Blute der Wundererſcheinung zuerſt näher, ſahen ſie an, und wurden im Nu von ihrer Gewalt ergriffen. Sie jauchzten, und nun ſtimmte das ganze Publikum mit ein, und klatſchte ſich auſſer Athem. Ueber einige jüngere Schriftſteller kam Göthens Geiſt, das

Groß

Groß ſeiner Manier war leicht nachzuahmen, und ward häufig nachgeahmt, aber die feinern Züge des forſchenden Verſtandes, der Scharfblick ins menſchliche Herz, der männliche raſche, unaufhaltſame Geiſt, der den Bettler wie den Fürſten bey der kenntlichſten Seite ergriff, um ſie mit drey oder vier Pinſelſtrichen, wie ſie lebten und lebten, darzuſtellen, blieb unnachgeahmt ſeinem Meiſter eigenthümlich, und iſt es bis jetzt geblieben.

Nun ſahen Schriftſteller und Publikum, daß die Stücke, die man immer mit dem Vorwurfe des unregelmäſſigen niedergedrückt hatte, die angenehmſte Unterhaltung gaben; und man kam faſt allgemein von dem Wahn zurück, als ob nur die genaue Beobachtung der ſogenannten drey Einheiten, Vergnügen gewähren, und Täuſchung und Eindruck bey den Zuſchauern bewirken könnte; aber nun fiel man auch auf das entgegengeſetzte Extrem. Man lachte über die kalten Connoiſſeurs und nannte ſie Regelſchmiede, die das Genie unterdrücken wollten, weil ſie ſelbſt keines hätten. Man ſetzte ſich über alle Regeln hinweg; ein mißverſtandner Nationalſtolz kam dazu, und alles rief laut und einmüthig: Bearbeitet deutſche Gegenſtände, ſie ſind Deutſchen angemeſſen. Nun plünderte man

die

die Geſchichte der rohen Mittelzeit, klaubte grauſende Süjets aus derſelben hervor, und machte ſie durch Beyſtand einer ungebändigten Phantaſie noch grauſender. Weil Göthe gerade Ritterzeit, Ritterſinn, und Rittercoſtüm gewählt und mit Glück dargeſtellt hatte, ſo war dies ein Wink für alle Uebrigen, ähnliche Themata zu bearbeiten; und von der Zeit an wimmelte es auf unſern Schaubühnen von Rittern, und ſie halten immer noch vor, ſo grauſam auch einige dramatiſche Schriftſteller mit Meuchelmord, Folter und Selbſtentleibung unter ihnen gewüthet haben.

Nun hatten wir ein deutſches Theater; nun hatten wir deutſche Schauſpieler; nun war unſere Dramatik die vollkommenſte in der Welt, und alles, was unſere feinere Nachbarn vor uns gethan hatten, war Waſſer und Wind! Wir waren unſerer Sache um ſo gewiſſer, da wir den tiefdenkenden, ernſthaften Engländer auf unſerer Seite hatten. Viele unſerer beſten Köpfe wurden in dieſen allgemeinen Strom mit hingeriſſen, und fühlten ſich verſucht, mit den erhitzten Köpfen unſerer jüngern Schauſpieldichter in die Wette zu rennen, und ihnen einen der Preiſe abzulaufen, die das Publikum mit verſchwenderiſchen Händen unter ſie austheilte.

Die drey oder vier Senioren unſrer Litteratur ſtanden auf einer ſchmalen Erdzunge. Zur Rechten brauſte der große Strom, mit Felſenſtücken, Schlamm, und allem Unrath angeſchwellt; zur Linken rieſelte der kleine klare Bach über Silberkieſel dahin, aus dem ſie ſelbſt alles geſchöpft hatten, was ihnen bis daher den Beyfall der Nation erworben hatte. Alles ſtand am Ufer des großen Stroms und ſchöpfte, zog Kanäle oder befuhr ihn ſelbſt, und die Menge ſtand am gegenſeitigen Ufer, und ſchrie: Bravo! Je ſtärker die Wellen waren, durch welche ſich die kühnen Schiffer hindurch arbeiteten, deſto lauter der Beyfall, deſto erdrückender das Gedränge der Zuſchauer; die warmköpfigen Waghälſe, die die kleine Erdzunge vorbeyfuhren, warfen, durch den allgemeinen Beyfall ſchwindelnd gemacht, mit aller jugendlichen Petulanz, ganze Hände voll Steine, Koth, und Schlamm auf die iſolirten Wenigen, und gaben dadurch der klezenden Menge neuen Stoff zum Lachen. Dieſe vergaß, was jene Männer, die man jetzt ſo mißhandelte, für ſie gethan hatten, und hatte nur Sinn und Gefühl für die jungen Sprudelköpfe, die ſie in einer warmen Minute überraſcht und auf ihre Seite gezogen hatten.

So gedrängt und eingeſchränkt, was war für die kleine Anzahl übrig, als ſich leidend zu verhalten, und das Ende abzuwarten? Einige von ihnen, lieſſen ſich zwar anfangs verleiten, im Aeuſſerlichen in den allgemeinen Ton mit einzuſtimmen. Ihr Witz wurde derber, oder deutſcher, wie man es nannte; ihre Sprache näherte ſich der Lieblingsſprache des Publikums, und ihre ganze äuſſere Manier bildete ſich nach dem Schiboleth des allgemeinen Beyfalls; aber ihre Pfoſten beſtrichen ſie, damit der Würgeengel des guten Geſchmacks vor ihre Hütten vorbeyginge, und ihr innerer feinerer Sinn blieb unverſehrt, wenn auch ihr Aeuſſeres der Gewalt nachgegeben hatte.

Unterdeſſen giengen einige Jahre vorbey, und allmählig verlief der große Strom. Die erſten und kühnſten Schiffer traten ab, und bekamen mit der Zeit kälteres Blut. Ihre Nachfolger wurden immer ſchwächer und ſchwächer; einer ſcheiterte hie, der andere da; die Zuſchauer hatten nicht mehr das Vergnügen der Neuheit; Hören und Sehen war ihnen zum Theil bey dem erſchrecklichen Geräuſch vergangen, und die ewige Anſtrengung hatte ihre Nerven erſchlafft, ſo daß endlich einer nach dem andern zu Hauſe gieng, ein wenig ausſchlief, und nun mit kälterem Blute erwachte.

Auch waren mittlerweile einige der Wenigen im Stillen bemüht geweſen, dem Geſchmack des Publikums eine andere Richtung zu geben, nicht auf einmal, nicht geradezu durch Gegenmittel wider den Rauſch, worinn es ſich ſeit einiger Zeit befand, ſondern durch ein gelindes Nachgeben, wodurch ſie daſſelbe nicht geradeswegs, ſondern durch einen kleinen Umſchweif zur wahren Quelle des Guten und Edlen zurückzuführen ſuchten: Es ſollte und mußte alles deutſch ſeyn — und man that dem Publikum den Willen. Man zog griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italiäniſchen Stücken ein deutſches Kleid an, änderte ihre Namen und Sitten, legte ihnen auch anfangs die Sprache in den Mund, die man bis daher ſo gern gehört hatte, gab auch wohl den leichten Franzoſen und Italiänern mehr deutſche Conſiſtenz, doch ohne ihren Grundbau zu verändern, und auf dieſem Wege glückt' es ihnen, die Menge nach und nach, von Ton zu Ton unvermerkt zu einem Ruhepunkt herabzuſtimmen, der zwar bey weitem noch nicht der einzige und letzte ſeyn darf, der aber doch die vortheilhafte Seite hat, daß wir von demſelben aus näher zur Bildung, als zu einer neuen Verdorbenheit haben. Uebrigens hat der Irrweg, den wir bis jetzt giengen, eben den Nutzen, den jeder andre Irrweg hat:

wir

wir verlaſſen ihn nicht, ohne manche Erfahrung, ohne manche fruchtbare Regel eingeſammlet zu haben, die uns jetzt ſchon, aber noch mehr für die Zukunft nützen werden.

Jetzt hat ſich die groſſe Fluth aus Norddeutſchland nach dem ſüdlichen gewandt, aber auch da iſt man dem Wege zu einer völligen Ebbe näher, als es manchem Litterator ſcheinen mag; denn eben die Menge von Schriftſtellern, die dort ſeit einiger Zeit aufgelebt iſt, wird Urſach, daß man bald vor lauter Schreiber und Gaukler, keine Leſer und Zuſchauer mehr haben wird.

Wenn wir erſt allgemein von dieſer Staupe werden geheilt ſeyn, wenn wir erſt recht werden einſehen lernen, daß die groſſen Originale, auf deren diſkrete Nachahmung die Kenner dringen, mögen es Griechen, Engländer, oder Franzoſen ſeyn, recht viel Nachahmungswürdiges, des fremden Vaterlandes ungeachtet, für uns haben; wenn wir den Begriff von Nachahmung erſt noch mehr entwickeln, und uns nicht des Rockes, ſondern des Geiſtes dieſer Originale, der für jede Nation ſeiner innern Natur nach paßt, und paſſen muß, zu bemächtigen, und unſern Litteraturkörper damit zu beſeelen lernen werden —

dann

dann brechen die goldenen Zeiten unſrer Literatur ein, und ſie werden um ſo länger dauern, da wir uns durch die eiſernen mit zu viel Gefahr hindurchgearbeitet haben, als daß uns die Rückkehr zu ihnen angenehm und wünſchenswerth deuchten ſollte.

Das Fach der Romane hat durch G. eine nicht minder groſſe Revolution erlitten, als das dramatiſche. Vor ſeinem Werther hatten wir nur einen oder zwey deutſche Romane, und ſelbſt dieſe waren entweder nach franzöſiſchem oder nach engliſchen Zuſchnitt geformt. Wielands Agathon war damals, möchte ich ſagen, eine Perle für die Säue, und es ſollte mich herzlich freuen, wenn ich ſagen könnte, er wäre es nicht mehr. Aber es herrſcht immer noch eine ziemlich allgemeine Gleichgültigkeit gegen dieſes Werk, und nur wenige gebildete und aufgeklärte Köpfe kommen in frohen Stunden gern zu demſelben zurück, und ziehen aus ihm eine angenehme Nahrung für Verſtand, Herz und Phantaſie. Das Publikum (wenigſtens das langöhrige) nahm bey Agathons Erſcheinung Anſtoß an ſeinem Gewande, und ward nicht wenig ſkandaliſirt, als es, wider alle Regeln eines guten Romans, volle Nahrung für den Geiſt darinn fand; als es ſeinem Verf. den boshaften Kunſtgriff abmerkte, daß er heilſame Lehren aus der Philoſophie des Lebens unter dieſem Vehikel in Umlauf bringen wollte; und als man ſahe, wie er es recht eigentlich darauf angelegt hatte, daß ſeine Leſer ein wenig nachdenken lernen, und ſein Buch nicht bloß als eine Doſis Opium, um ſich Schlaf zu erwecken, in die Hände nehmen ſollten. Dies bemerkte man auf den erſten Blättern, und man that dem Verf. den Willen nicht: man ließ ſeinen Agathon liegen und langte nach dem erſten dem beſten Produkte des berühmten Dresdener Thürmers, oder verſchrieb ſich ins Deutſche überſetzte franzöſiſche Romane.

Sophiens Reiſe, der erſte deutſche Originalroman erſchien, und lief in wenig Zeit vertauſendfältigt durch alle Hände. Sein Verf. hatte ſich nach den Engländern ziemlich ſo gebildet, als es jeder Nachahmer thun ſollte. Er verband mit ziemlich ausgebreiteter Kenntniß des Weltlaufs viel Einſichten in das menſchliche Herz, eine geſunde Philoſophie, und einen Styl, der den Leſer, der nicht Kenner war, einnehmen mußte. Man las ihn, lobte ihn — und weswegen? Er hatte Verwicklung, ſtark contraſtirende Charaktere, viel komiſche Züge, viel tragiſche, erſchütternde Scenen, im höchſten Grade mannigfache Theſen, aus

aus allen Fächern der Philoſophie, Moral, Theologie ꝛc. ꝛc. Jede dieſer Eigenſchaften fand ihren Liebhaber, der das las, was ihm gefiel, und das andere überſchlug, mithin war der Beyfall nie allgemein, und konnte es auch der innern Beſchaffenheit des Buches nach, nie werden.

Auf einmal erſchien **Werther** — dieſem lief allgemeiner Beyfall entgegen, beſonders machte er eine unbeſchreibliche Senſation bey dem jüngern, mithin bey dem größten Theile des leſenden Publikums. Aber auch alle übrige Jahre, Stände und Geſchlechter vom Kammermädchen bis zur Fürſtin, vom Philoſophen bis zum Kutſcher, fanden hier Nahrung. Kenner und Nichtkenner ward befriedigt. Der Philoſoph erhielt ein Feld zu Unterſuchungen über einen Gegenſtand, den noch Niemand ſo kühn behandelt hatte, als der junge ſcharfſichtige Schriftſteller; der Dichter bewunderte das vollendete Gemählde des Helden, ſeines Herzens, ſeiner Empfindungen, ſeiner Leidenſchaften; der Menſchenkenner eben dies; der Theolog ward nicht minder zum Böſen oder zum Guten durch ihn beſchäftigt, und endlich der Jüngling und das Mädchen — was ſehen die lieber, als die Leidenſchaft, die der Hebel der ganzen Geſchichte war? So fand alles ſeine Rechnung, und Niemand legte das Buch ungeleſen aus den Händen.

Abermals ein Heer von Nachahmern! Sie hielten ſich wiederum an dem Rock, nicht an dem Mann. Sie hatten geſehen, daß ſeine Manier durch das genaue Detail der Empfindungen und Leidenſchaften des Helden, ihren meiſten Beyfall erhalten hatte; ſie hatten bemerkt, daß das traurige Ende deſſelben eine auſſerordentliche Wirkung gethan hatte — und nun, was für eine allgemeine Niederlage traf nun die Liebhaber und Liebhaberinnen! Wer von der Liebe nicht aufgezehrt wurde, ſchoß ſich eine Ladung Bley ins Gehirn; wer ſich vor Pulver fürchtete, erſäufte ſich; ein anderer ſtarb am Blutſturz; ein dritter im Tollhauſe, und ein vierter lief einem begünſtigten Nebenbuhler in den Degen — kurz unſere Romanſchreiber lieſſen kein Mittel unverſucht, ihre Leute vom Leben zum Tode zu helfen.

Noch ein andrer Umſtand kam hinzu, um jedem Manne von Geſchmack das Romanengeſchreibſel zu verleiden. Einige Jahre vorher war ſchon durch Sterne's empfindſame Reiſe eine allgemeine Schwindſucht unter den Empfindungen eingeriſſen. Man empfindelte in Büchern und im gemeinen Leben. Durch Werthers

Erſcheinung bekam dieſe Epidemie neue Nahrung. Nun geſellte man den wimmernden Ton zu den Geſchichten wimmernder Helden und Heldinnen; man weinte nur immer, war gern trübſinnig, wollte gern ädel und gut, und dadurch ach! ſo wohl ſeyn! man gewann den Wahnſinn als eine ſanfte und rührende Leidenſchaft ſo lieb, und ſchrieb keinen Roman, wo man nicht wenigſtens drey ſolche unglückliche Geſchöpfe aufſtellte, weil **Sterne** eine Marie ſchilderte, und **Göthe** auch einen ſolchen Unglücklichen brauchte, um ſeinen Werther durch ihn der Zerrüttung näher zu bringen, in welcher er ſich das Piſtol vor die Stirn ſetzte — und wie wohl war es dann den Schriftſtellerchen, wenn ſie einem ihrer Helden glücklich von Sinnen geholfen hatten!

Miller war der erſte, der in ſeinen Romanen die unleidlichſten Jammerbegebenheiten in dem unleidlichſten Jammertone ſchrieb; und doch wie golden iſt dieſer Schriftſteller gegen die, die ihm nachahmten! Weil er Candidat der Gottesgelahrtheit war, ſo glaubten alle, die es auch waren, es ſey ein leichtes, ſolche Romane zu ſchreiben. So ſchrieben alle Candidaten, alle Hofmeiſter, alle Studenten, Romanen, Romanen! ſo entſtand das zahlloſe Heer von Sudeleyen, die ohne Welt- und Menſchen- und Sprachkenntniß, ohne Plan, ohne Verwickelung und Entwickelung, ohne Anfang und Ende hinfabricirt wurden, ohne daß es ihren Verfaſſern einmal einfiel, was für Kräfte zu einem Fache, wie dieſes, erfodert würden.

Nach einigen Jahren bekam das Publikum des Empfindelns ſatt; plötzlich ſprang man auf das andere Extrem über, und nun liefert man ſittenloſe nackte Unfläthereyen, Grenadierſpäſſe, und Handwerksburſchenſchwänke, und das Publikum kauft und ließt ſie.

Indeſſen nimmt der Mann von Geſchmack das Schnupftuch vor den Mund, und ſieht nicht nach dem Dünger hin, der vor ſeinem Hauſe vorbeygefahren wird. Ein Glück für ihn, wenn man nicht um und neben ihm denſelben abladet. In den Meßverzeichnißen ſoll dies aber oft der Fall ſeyn.

Du ſiehſt nun wohl, wie ungerecht es ſeyn würde, wenn man G. alle die Mißbräuche zur Laſt legen wollte, die unter ſeinem Vortritt, und gleichſam auf ſeine Autorität, eingeriſſen ſind. Nicht er, ſondern ſeine dummen Nachahmer ſind ſchuld an alle dem Unweſen, das ſeit einiger Zeit in unſerer Litteratur im Schwange geht, und ſo bald noch nicht abgeſtellt werden dürfte, weil es ſich ſo tief und weit umher eingefreſſen hat.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich dir auch zwey Schleppenträger vom Verfaſſer des **Götz von Berlichingen** aufführen, die zu ihrer Zeit ſeltſame Sprünge in unſerer Litteratur machten. Dieſe ſind **Lenz** und **Klinger**.

Jakob Michael Reinhold Lenz. Dieſer litterariſche Kreuzfahrer, der nach mancherley verwirrten und bedenklichen Schickſaalen, endlich in **Riga** ſich zur Ruhe geſetzt haben ſoll, ward vor einiger Zeit allgemein tod geſagt, aber er lebt noch, und iſt nur moraliſch tod. Du weißt ſchon, in welcher Geſellſchaft, unter welchen Umſtänden, und in welchem Tone er debutirte, und das Publikum ſcheint durch eine allgemeine Vergeſſenheit, über den Werth oder Unwerth ſeiner Produktionen ſich einverſtanden zu haben. Es liegt aber auch zu ſehr in der Natur, daß überſpannte Saiten reiſſen, als daß man ſich über ſein Schickſal wundern ſollte. Seine Arbeiten vom **Hofmeiſter** an bis zu ſeinem **Soldaten**, ſind aus der tiefſten Pfütze häßlicher Natur geſchöpft, in dem hohen Ofen einer ſprühenden Phantaſie aufgekocht, und in einen unflätigen Brey koagulirt, der nur einem kraftliebenden Publikum, wie das unſrige dasmals wär, und leider! theilweiſe noch iſt, vorgeſetzt und genießbar gemacht werden konnte. Männer von feinerem Geſchmacke ſchauderten vor der Hexenlatwerge zurück, und ſagten ihr unverholenes Urtheil darüber; das Genie von Koch empfand es übel, und nahm beyde Hände voll Unrath, und bewarf ſie damit. Aber dieſe Flecken ſind von dem Ueberrocke dieſer Männer rein abgewaſchen, und haften auf ſeiner Haut immer und ewig.

Friedrich Maximilian Klinger, iſt jetzt nach mancherley Zügen durch Deutſchland und die Schweiz, Ruſſiſch-Kaiſerl. Officier zu St. Petersburg. Der Geiſt dieſes Schriftſtellers, der von Natur raſch, feurig und unruhig war, bekam durch **Götz von Berlichingen**, und durch **Werther** einen neuen Stoß, der ihn mit eins in eine Sphäre verſetzte, die zwiſchen Himmel und Hölle gelegen war, und eigentlich zu keinem von beyden gehörte, ſondern ihren Urſprung lediglich einer bis zum Zerſprengen angeſpannten Phantaſie zu danken hatte. Die Werke, welche er während der Zeit dieſer gelinden Verrückung lieferte, tragen von Anfang bis zu Ende unverkennbare Spuren vulkaniſcher Ausbrüche an ſich, und ſind wahre Laven, die durch innere Gluth emporgehoben, aus dem Crater ſeines durchglüheten Gehirns hervorbrachen, und alles, was ihnen auf ihrem Laufe begegnete, mit fortriſſen, und unter einen Feuerſtrom begruben. **Das leidende Weib** brach unter gewaltigen Erdbeben hervor, und ihm folgten in rohen Maſſen, mit Steinen, Schlacken, Aſche und Sand vermiſcht: **Otto**, die **Zwillinge**, die **Neue Arria**, und **Sturm und Drang**. Darauf legte ſich die innere gewaltige Gährung allmählig, und nun kamen **Orpheus**, **Prinz Seidenwurm**, **Prinz Formoſo**, und **Plimplamplasko** langſamer herauf, immer noch glühend genug; aber ein ſtarker Platzregen, den ſich der Genius des guten Geſchmacks von dem Herrn der Götter erbeten hatte, empfieng und löſchte ſie ziſchend, daß ſie in ſich ſelbſt erſtarben und erkalteten. Einige Jahre darauf ſtürzte der Vulkan in ſich ſelbſt zuſammen, und auf ſeinen Laven wächſt jetzt das dicke und hohe Gras der Vergeſſenheit.

Ich ſage dir noch etwas von drey Weimariſchen Gelehrten, die dir, wie dem Publikum rühmlichſt bekannt ſeyn werden: von dem Ueberſetzer des **Sterne**; dem Verf. der Phyſiognomiſchen Reiſen, und dem Ueberſetzer des **Don Quixote**.

Der Hof- und Legationsrath, Johann Joachim Chriſtoph Bode, iſt einer der erſten, der in unſerer Litteratur als guter Ueberſetzer auftrat, und zwar in Werken, bey denen man anfangs zweifelte, ob ſie dem Idiom unſerer Sprache, ſelbſt bey den ernſtlichſten Bemühungen eines ſprachkundigen Mannes anzupaſſen ſeyn möchten. Auf einmal kam Bode, und zeigte, daß dem deutſchen Fleiſſe, verbunden mit der genaueſten Kenntniß des ausländiſchen Couſtüme mit Sinn und feinem Gefühl für die Schönheiten des Originals, mit Kraft, den Geiſt des wilden Britten zu bändigen, zu faſſen, und ſich ſo feſt an ihn zu ſchlieſſen, daß er in den deutſchen Geiſt förmlich überfloß, und ſolchergeſtalt überwältigt, in deutſcher Form ſich verjüngt und gleichſam neu geſchaffen ſah — mit dieſen Eigenſchaften, zeigte Bode, daß dem deutſchen Fleiſſe nichts unmöglich ſey. Du ſiehſt ohne mein Erinnern, daß von der Ueberſetzung von Sterne's Werken hier die Rede iſt, Werke, denen ich nicht Bewunderung genug geben zu können glaube. So genau ſich Bode Sterne's Manier zu bemächtigen wußte, eben ſo glücklich ſchloß er ſich auch an den ſanftern Goldſmith und den jovialiſchen Smollet an, als er uns den Landprieſter von Wakefield, und Klinker's Reiſen deutſch lieferte, und unſere Theaterfreunde

freunde haben ein Stück von ihm (den Weſtindier) das ſie für hundert andere ſchaale vaterländiſche Sudeleyen ſchadlos hält. Uebrigens mußt du nicht, wie es zeither öfters geſchehen iſt, dieſen Bode, mit dem verſtorbenen Profeſſor Boden zu Wittenberg verwechſeln, der ein leerer Kopf war.

Johann Karl Auguſt Muſäus, iſt Prof. an dem hieſigen Gymnaſium, und Scharfrichten in dem Romanenfache der allgemeinen deutſchen Bibliothek. Die litterariſche Celebrität dieſes Mannes, hat ſich ſo auf einmal und ſo allgemein verbreitet, daß ich kein ähnliches Beyſpiel in unſerer Litteratur wüßte. Aber ſeine Manier hat auch allerdings ſehr viel Eigenes und Originelles. Die gute Art und freundliche Miene, womit er, ohne Anſehn der Perſon, links und rechts Maulſchellen austheilt; ſeine ausgebreitete, wohlverdauete Beleſenheit; ſein feines Gefühl für das Wahre und Schöne in der würklichen und litterariſchen Welt; ſeine reine herzliche Jovialität, die nur kitzelt, wenn ſie ſatyriſch wird, nicht die Haut herunterzieht, und überall Spuren einer harmloſen, unſchuldigen Bonhommie durchſcheinen läßt; ſein eigener paſſender Styl, der ſo reich an Bildern und ſprechenden Vergleichungen iſt — ſind eben ſo viel

viel Attribute eines amüſanten, und zugleich für einen groſſen Theil des Publikums ſehr lehrreichen Schriftſtellers. Seine Volksmärchen der Deutſchen haben ſich unter der unermeßlichen Laſt von Sudeleyen, mit denen ſie zugleich herauskamen, noch nicht recht hervordrängen können; aber es iſt gewiß, daß ſie eine der angenehmſten Lektüren ſind. Wenn es dir noch nicht bekannt ſeyn ſollte, daß ſich Muſäus auch als Dichter ſehen laſſen kann, ſo nimm den Todtenkranz von Schellenberg zur Hand, und urtheile; denn die proſaiſchen und metriſchen Erklärungen der Kupfer ſind von ihm.

Der Legationsrath, Friedrich Juſtin Bertuch, iſt einer unſerer arbeitſamſten Gelehrten, der ſich einen Schatz von Kenntniſſen, und einen gebildeten Geſchmack zu erwerben gewußt hat. Seine meiſten Arbeiten ſind Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Spaniſchen, Portugiſiſchen, und Engliſchen, die ſich dem Geiſte der Originale feſt anſchlieſſen, und dem ſtörriſchen Spanier oder Franzoſen, ein deutſches Kleid umwerfen, deſſen er ſich wahrlich nicht ſchämen darf. Fänden unſere beſſern deutſchen Schriftſteller ſolche Ueberſetzer in Spanien, England und Frankreich, ſo würden wir daſelbſt gewiß nicht lange mehr ſo

unbe-

unbekannt bleiben, als wir es doch, troz unſerem gutherzigen Wahn, immer noch ſind. Aber es iſt rühmlich für uns, daß wir nicht Böſes mit Böſen vergelten. **Bertuch** mag immer fortfahren, ausländiſche Perlen aufzuſuchen, und ſie für uns abzuſchleifen, und zu faſſen, wir werden dadurch den Ruhm auf immer an uns bringen, daß wir an litterariſcher Induſtrie, an Begierde, unſere Kenntniſſe zu erweitern, an unermüdeten Fleiß, ſie zu ſammlen, und in ein Ganzes zu ſpinnen, alle andere bekannte Nationen weit übertreffen; den Ruhm, daß wir in ausländiſchen Schachten, die dort ſelbſt unbekannt geworden ſind, noch mächtige Gänge aufſinden, deren Reichthümer unmittelbar in alle Adern des deutſchen Litteraturkörpers überflieſſen, und ihm Gedeihen, Feſtigkeit und Mark mittheilen.

Als dramatiſcher und lyriſcher Dichter iſt **Bertuch** nicht minder vortheilhaft bekannt. Beweiſe davon ſind, **Elfriede**, (an der man ſich auf allen Theatern nicht ſatt ſehen konnte) und ſeine kleinen verſifizirten Arbeiten, die in den erſten Stücken des **deutſchen Merkurs** zerſtreuet ſtehen.

Endlich giebt es hier noch einige Dilettanten vom feinſten Geſchmack, von denen ich dir nur den Freyherrn Siegmund von Seckendorf *) (der dir auch als Schriftſteller, und als angenehmer Compoſiteur bekannt iſt) und den Kammerherrn F. H. von Einſiedel, (der verſchiedene ſeiner beſten Blumen, unter dem Titel: Neue vermiſchte Schriften geſammlet, und herausgegeben hat) nennen will.

Einundzwanzigſter Brief.

Gotha.

Ich war, ehe ich hieher kam, noch in Jena und Erfurt.

Jena iſt ein vortreflicher Pendant zu Weimar. Durch beyde Städte werden alle neun Muſen beſchäftigt. Jena hat in den ernſthaften Wiſſenſchaften Männer, die ſich mit den übrigen deutſchen Gelehrten aus ihren Fächern kühnlich meſſen können. Solche ſind Bütt-

---

*) Starb bald nach meiner Abreiſe.

Büttner, Döderlein, Eichhorn, Grieſsbach, Gruner, Loder, Schütz, Starke, u. a. m. die ſämmtlich als vorzügliche Schriftſteller bekannt ſind. Von der allgemeinen Litteraturzeitung, die jetzt ſo groſſes Aufſehen macht, und deren Herausgeber der Prof. Schütz iſt, habe ich dir wie ich glaube, ſchon oben etwas geſagt. Es iſt das beſte kritiſche Journal, das unſere Litteratur jetzt aufzuweiſen hat.

Von Jena reiſte ich nach Weimar zurück, und von da über Erfurt nach Gotha.

Erfurt iſt arm an vorzüglichen Gelehrten, in den ernſtern Studien ſo wohl, als in den ſchönen Wiſſenſchaften. Der Stadthalter, Freyherr von Dalberg, ein Mann von warmem Eifer, für die Verbreitung der Gelehrſamkeit und Kunſt, der ſelbſt ein vortreflicher Schriftſteller iſt, kann dieſe Stadt, die vorzeiten eine der anſehnlichſten deutſchen Univerſitäten war, bey ſeinem beſten Willen nicht aus dem feſten Schlafe, worinn ſie gefallen iſt, erwecken. Die Univerſität iſt nicht frequent, und wird kaum zwey hundert Studenten zählen können. Unter den Profeſſoren wüßte ich dir auch nicht einen einzigen vortreflichen zu nennen.

Für dein Fach arbeitet ein gewiſſer Chriſtian Friedrich Timme hier, den du als Romanſchreiber vielleicht kennen wirſt. Er iſt hauptſächlich durch ſeinen Maurus Pankratius Cyprianus Kurt bekannt geworden. Seine Schauſpiele, ſo wie ſeinen erſten Roman (Faramond's Familiengeſchichte) kennt nur das Groß der Leſewelt, aber den Kurt haben auch geſetztere Männer mit vielem Vergnügen geleſen, weil er darinn die Empfindſamen mit einer unerſchöpflichen guten Laune geiſelte und ſtäupte. — Es fehlt dieſem Schriftſteller auch nicht an guten artiſtiſchen Kenntniſſen, welches ſeine Aufſätze in Meuſel's Miscellanien artiſtiſchen Inhalts beweiſen. Durch einen derſelben gerieth er mit Chodowiecky in Streit, und vielleicht iſt die Lächerlichkeit, die bey dieſer Gelegenheit vorfiel, nur mir aufgefallen, wenigſtens ſcheint ſie von niemanden, daß ich wüßte, bemerkt zu ſeyn, nämlich dieſe: daß ihm Chodowiecky in dem einen Stücke alle artiſtiſche Kenntniſſe abſpricht, und ihn in einem andern, als einen ſehr einſichtsvollen Kunſtrichter preiſet. Der ganze Unterſchied zwiſchen Timmen, dem unwiſſenden, und Timmen, dem einſichtsvollen Kunſtrichter, lag darinn: daß er ſich zu dem erſten Aufſatze, worinn er dem Künſtler einige Wahrheiten ſagt, öffentlich bekannte, unter den andern aber, worinn er ihn lobt, ſeinen Namen nicht ſetzte — Aber das ſind Menſchlichkeiten, die in unſerer Litteratur ſo unzähligemal verfallen, daß ſie kaum noch Erwähnung verdienen.

Gotha iſt mit Schriftſtellern, beſonders aus deinem Fache, reichlich verſehen. Sie werden dir faſt alle bekannt ſeyn, einige wenige ausgenommen, die du nicht zu kennen brauchſt, weil du nichts dabey verlierſt.

Der Archivar **Friedrich Wilhelm Gotter**, iſt einer unſerer beſten Theaterdichter, deſſen Muſe nicht ſo wohl ſelbſt erfindet, als die Erfindungen anderer mit feinem Geſchmack, Kenntniß der innern und äuſſern Oekonomie des Theaters, Unterſcheidungskunſt deſſen, was national, lokal und allgemein iſt, mit feurigem, leichtem, geſchmeidigem Dialog und feinen Einſichten, in Theorie und Praxis der dramatiſchen Kunſt, verarbeitet. Seine Verdeutſchungen und Ueberſetzungen ſind Belege hierzu. Seine Singſpiele gehören mit zu den beſten Produkten aus dieſer Gattung, und empfehlen ſich durch leichte muſikaliſche Poeſie, die uns, von einem geſchickten Compoſiteur unterſtützt, des Widernatürlichen, das dieſem Zweige der Dramatik anhängt, zum Theil vergeſſen machen. Auch als epiſtoliſcher Dichter hat ſich **Gotter** mit Beyfall und Glück gezeigt. Seine Verſification iſt leicht, ſein Witz angenehm, und ſeine Sprache ſo geſchmeidig, als ſie zu dieſer Dichtungsart unumgänglich erfodert wird. Kurz, wir haben an ihm einen Mann, deren wir in unſerer Litteratur nicht genug haben können, wenn ſie auch in ihren Nebenzweigen diejenige Geſchmeidigkeit und angenehme Leichtigkeit erhalten ſoll, die der franzöſiſchen ſo eigenthümlich, und nur das Werk ſolcher Männer iſt, die wie **Gotter** nicht gerade groſſe Genies ſind.

Heinrich Auguſt Ottokar Reichard.

Seine Verdienſte um die Theaterkunde ſind allgemein anerkannt, und was er von eigenen und überſetzten Beyträgen für die Bühne ſelbſt geliefert hat, zeichnet ſich unter dem groſſen Gewimmel theatraliſcher Mißgeburten, ſehr vortheilhaft aus. Seine Ueberſetzungen aus dem franzöſiſchen, die zur ſchönen Litteratur, zur Erdbeſchreibung, Geſchichte, Naturgeſchichte ꝛc. ꝛc. gehören, ſind auch beſſer als die gewöhnlichen, und den kleinen verſificirten Arbeiten, womit er debutirte, mangelt es nicht an artigen Wendungen, Naivität, leichtem Witze, und angenehmen Scherze.

Der Amtsadvokat **Hermann Ewald**, ſcheint hauptſächlich die Theorie des dramatiſchen Faches zum Gegenſtande ſeiner litterariſchen Bemühungen gewählt zu haben. Man hat verſchiedene ganz gründliche Bemerkungen über dieſen Vorwurf von ihm, die erſt recht nützlich werden können, wenn es unſere Schauſpieler der Mühe werth halten, zuweilen die Theorie ihrer Kunſt zu ſtudiren. Freilich hat man ſie die Zeit her ein wenig [illegible] viel gehofmeiſtert, und es nimmt mich eben nicht ſehr wunder, wenn ſie des leeren Gewäſches überdrüſſig ſind, und gar nichts mehr leſen wollen; aber die Arbeiten dieſes Theoriſten verdienen vor allen andern, daß ſie ihnen einige Aufmerkſamkeit gönnen. Sie finden dieſelben in dem Gothaiſchen Magazin der Künſte und Wiſſenſchaften, im Theaterjournal und hie und da in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung.

Johann Karl Heß, hat ſich durch einige Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Spaniſchen bekannt gemacht, die mir viel Vergnügen gemacht haben; denn er erzählt mit einer beneidenswürdigen Leichtigkeit und Wärme, und giebt ſeinen Originalen dadurch einen Ton von Feinheit und Anmuth, deſſen ſie ſich wahrlich nicht zu ſchämen haben. Belege hierzu zu ſind ſeine Arbeiten in der Bibliothek der Romane (hauptſächlich im erſten Theile, wo er dem Dorat eine Geſchichte ſo glühend nacherzählt) ſeine Ueberſetzung der Memoiren des Hamilton, ſeine Novellen aus dem Spaniſchen, ſein Tag und Nacht in Madrid, und ſeine Beyträge zu den kleinen Romanen und Schwänken, die Mylius in Berlin herausgiebt.

Auſſer dieſen ſind noch Koppe, Lichtenberg, Stroth, Grimm, Galletti, Zacharias, Becker, u. a. verdienſtvolle Gelehrte, die, mit jenen vereinigt, dieſer Stadt in der Geſchichte der deutſchen Litteratur, eine anſehnliche Stelle anweiſen.

Morgen reiſe ich von hier nach Leipzig, und von da nach Dresden, von wo aus du meinen nächſten Brief zu erwarten haſt.

Litterariſche
Reiſe durch Deutſchland.

Drittes Heft.

— — — Mediocribus eſſe poetis
Non homines non Di non conceſſere columnae.
Hor.

Leipzig 1786
bei G. Ph. Wucherer und G. E. Beer.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Dresden.

Hier geht man im gemeinen Leben und in Schriften auf den Zehen. Freye Unterſuchungen in der Religion, Politik, Staatskunde ꝛc. ꝛc. wird hier kein Schriftſteller wagen; erſtlich, weil in Sachſen alle Sachen, die in dieſe Fächer einſchlagen, ohne Tadel ſind; zweytens, weil es ein Verbrechen iſt, an dem Willen Gottes und an den Handlungen der Fürſten zu drehen und zu deuteln; und drittens, weil das, was auſſerhalb Sachſen vorgeht, keinen patriotiſchen Sachſen intereſſirt. Es iſt keine Provinz in Deutſchland, die ſich mit ſolcher Allgenügſamkeit in das Bewußtſeyn ihrer eigenen Vollkommenheiten einhüllte, als Sachſen; aber eben darum wird auch keine Provinz ſo lange an dem alten Schlendrian in der Theologie, Jurisprudenz, Arzneygelahrheit ꝛc. ꝛc. kleben bleiben, als dieſe. Du irreſt ſehr, wenn du glaubſt, daß das Innere der Bewohner von Dresden ſo fein und geglättet wäre, als ihr Aeuſſeres. Nein, Dresden und Hamburg gehen im Bigottismus Hand in Hand, und ich unterſtehe mich, hier ſtatt eines Götze, ihrer drey zu finden, wenn es darauf ankäme; nur daß vielleicht die hieſigen nicht ſolch ein ſcharfes Gebiß hätten, als jener grimmige Wächter der Burg Zion. Nirgend kann Themis eine intriguantere und niedrigere Metze ſeyn, als hier, und überall weiß man es beſſer, daß ſie es iſt, als hier; nirgend ſind die Gründe, wornach ſie handelt, ſeichter, verlogener, als hier; überall weiß man dies, nur nicht hier, und wenn man es auch wüßte, würde man doch weder mündlich noch ſchriftlich davon ſprechen wollen und dürfen. Die Cenſur herrſcht hier deſpotiſch über alle Manuſkripte, welche die Religion, Politik, und freyere Philoſophie betreffen, und vereinigt ſich mit dem von Natur furchtſamen, unterwürfigen Charakter der Sachſen, um alles, was auch nur den Anſchein von Freymüthigkeit hat, auf immer und ewig von hier zu verbannen.

Unter den hundert und zwanzig Schriftſtellern, die es in Dresden giebt, iſt nicht ein einziger, dem es auch nur von weitem eingefallen wäre, ſein Vaterland, ſeinen Fürſten und deſſen Miniſter und Generals, ſeine Prieſter und

Schulleh=

Schullehrer zu ſichten und zu wurfeln. Alle wählen ſich Themata, bey deren Diſcuſſion ſie mit der verhaßten Freymüthigkeit nicht in Colliſion kommen, als welche ihnen ſchaden könnte. Politiſch iſt dies gehandelt, das iſt unleugbar, aber man kömmt auch dafür um nichts weiter. Publicität, dieſe plauderhafte, jetzt in ganz Deutſchland allgemein angebetete Göttin, bringt mehr Nutzen als Schaden, weil ſelbſt ihre unwahrſten Nachrichten der Wahrheit opfern; aber nirgend kennt man ſie weniger und verachtet ſie mehr, als hier, und von keinem Lande in Deutſchland lieſet man weniger in unſern publiciſtiſchen Journalen, als von Churſachſen.

Es dünkt den Sachſen ſo ſüß, ſich in das Bewuſtſeyn ihrer Vorzüge und Vollkommenheiten einzuhüllen, ſo ſüß, auf den errungenen Lorbeern zu ſchlafen, daß ihnen jeder, der dieſe Vorzüge und Vollkommenheiten bezweifelt, der dieſe Lorbeern für gemeines Weidenlaub erklärt, zu einer höchſt ungelegenen Zeit kommen muß. Kinder weinen, wenn ſie in ſüſſen Träumen geſtört werden. Die Sachſen weinen nicht gerade in ſolchen Fällen, benehmen ſich aber noch weit kindiſcher.

Dies ſey der Eingang zur Beſchreibung eines hier etablirten litterariſchen Inſtituts, das die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland verdient. Es iſt eine Nachahmung der ſpaniſchen Inquiſition — neun Meilen von Wittenberg. **Inquiſition und Wittenberg!** Wendet eure Blicke Kenner und Forſcher der Geſchichte!

In der Vorausſetzung, daß alles, was in Dresden und in Sachſen überhaupt, gethan, geredet und geſchrieben wird, ohne Wandel und Tadel ſey; daß der Landesherr der weiſeſte und thätigſte; ſeine Armee die tapferſte und geübteſte; ſeine Generalität die einſichtsvollſte, ſchlaueſte und erfahrenſte; die Litteratur die ausgebreitetſte und vollkommenſte; der Charakter der Nation der männlichſte, offenſte und großmüthigſte; ihr Geiſt der feinſte, ungezwungenſte und umfaſſendſte; ihre Sprache die reinſte, gebildeteſte, allgemeinſte, und endlich ihre Religion die aufgeklärteſte, gottgefälligſte, ſeeligſte, in der ganzen Welt ſey — in dieſer Vorausſetzung, die eine ſehr beſcheidene Vorausſetzung iſt, kann man auf den erſten Blick ſehen, daß jede Rede, und jede Schrift, welche das Gegentheil behauptet, bittere, unverſchämte Verleumdungen, und beleidigende, ſtrafbare Läſterungen nothwendig enthalten müſſe.

Kein Sachſe verkennt denjenigen Inbegriff aller phyſiſchen und moraliſchen Vollkommenheiten, welchen er ſein Vaterland zu nennen das Glück hat; aber Fremde, die mehr Länder und Völker geſehen haben, und ſich anmaaßen, Vergleichungen anſtellen zu können — dieſe ſind die Verleumder, Mißgünſtige und Schwachköpfe, die das Land der Länder, vor dem alle übrige ſich beugen müſſen, wie im alten Teſtamente groſſe Strohbündel vor einem kleinen Strohbündel, herabzuſetzen, zu verſpotten, und zu mäckeln ſich unterfangen.

Nichts empört die Menſchheit ſo ſehr, als ungerechtes Urtheil; nichts den Patrioten ſo ſehr, als Erniedrigung des Landes, in welchem er ſich ſelbſt liebt; nichts verdient alſo härter beſtraft zu werden, als ſolche Urtheile und ſolche Erniedrigungen. Da es aber keine litterariſche Tribunale giebt, die über dergleichen Verbrecher anders und kräftiger, als mit der Feder entſcheiden könnten, ſo war es Zeit, daß man eine litterariſche Juſtitzpflege entwarf und zu Stande brachte, die durch ihre unerbittliche Strenge dem Unweſen der Publicität zu ſteuern im Stande ſeyn ſollte. Um ſie deſto fürchterlicher zu machen, ſollten die Richter und ihre Strafen aus dem Wehrſtande genommen ſeyn.

Demnach verſammlet ſich hier alle Sonnabende eine Geſellſchaft gelehrter Krieger, an deren Spitze ein verunglückter Theaterdichter ſteht, der nebenbey auch Soldat iſt, und berathſchlagt ſich über das Wohl und Weh des Vaterlandes. Alle Fremde, beſonders Schriftſteller, die dermalen in Dresden ſind, werden beobachtet, durch litterariſche Alguazils ausgeforſcht, und im Falle ſie nicht alles loben, was ſie ſehen, ins ſchwarze Buch (ſo heißt die Aktenſammlung der Societät) eingetragen, um ſich ihrer bey Gelegenheit zu erinnern. Kömmt ein Schriftſteller, der wirklich ſchon Verleumdungen in Druck hat ausgehen laſſen nach Dresden, ſo wird er ohne alle Umſtände vor das Tribunal der Societät gebracht, verhört und verurtheilt.

Der Präſident ſitzt unter einem Thronhimmel, über welchem die Vaterlandsliebe in Geſtalt einer Aeffin, die ein Aeffchen im Arme hält, und es zärtlich leckt, ſich gemalt befindet. Man ſieht eine Menge Klauen und Krallen, die ſich nach dem Aeffchen ausſtrecken, um es zu zerreiſſen, aber ein Lind-Wurm ſpeyet in Geſtalt eines Orang-Outang, mit einem Drachenkopfe, ganze Feuerſtröme auf die Klauen und Krallen, und bringt ſie zum Weichen.

Der Delinquent muß am Fuße des Thronhimmels knieen, und nachdem ihm der Secretair der Societät (der ein Regimentsquartiermeiſter ſeyn muß, weil man keinen Kopf ſondern nur eine Feder zu dieſer Stelle braucht) die allegoriſchen Figuren und Gruppen erklärt hat, erhebt ſich der Präſident und commandirt mit heiſſerer Stimme: macht euch fertig! Alsbald treten zwey Corporals hervor; nehmen den unglücklichen Schriftſteller in die Mitte, und führen ihn zu einer Bank, auf welche er der Länge nach feſt angebunden wird. Der Präſident tritt näher, und giebt ihm mit einem geweiheten Stabe drey kräftige Hiebe auf das Ding, das ich ohne zu lachen nicht nennen kann, mit eigener Hand und in eben der Abſicht, wie der Magiſtrat bey der Errichtung einer peinlichen Sieben, die erſte Hand anzulegen pflegt. Ihm folgen ſämmtliche hohe Mitglieder des Clubbs, und beginnen zwey und zwey das Geſäß des Verbrechers zu erſchüttern, der oft beym erſten Duzend ſchon angelobt, das Vaterland dieſer handfeſten Patrioten eben ſo ſehr zu rühmen, als er es vorher verachtet hat. Aber der erbitterte Clubb iſt taub gegen ſein Flehen, und ſtimmt Blut- und Mordlieder an, um ihn zu überſchreyen, und um das Ganze deſto feyerlicher zu machen. Der Präſident giebt genau

Acht, ob auch die Membra ihren thätigen Beſchwerden das gehörige Gewicht geben, widrigenfalls wird das barmherzigere oder ſchwächere Glied augenblicklich von dem patriotiſchen Corpore abgeſchnitten. Ueberhaupt ſieht die Societät bey der Aufnahme eines Gliedes vorzüglich auf ſtarke Knochen, und nicht zunächſt auf Geiſt und Verſtand, weil jene hauptſächlich bey ihren patriotiſchen Bemühungen gebraucht werden.

Hat endlich der Verbrecher ſeine Streiche von den verſammleten Mitgliedern erhalten, ſo ſchließt der Präſident dieſe feyerliche Handlung mit abermaligen drey Schlägen, und beſichtigt dann mit Kenneraugen den Tummelplatz der geheiligten Stäbe. Hat er ſich gebläbet und arrondirt, oder iſt er gar blutrünſtig, ſo jauchzt er mit lauter Stimme, daß der Patriotismus in Sachſen geſtiegen ſey; findet er aber wenig Kennzeichen, daß die Hand der Vaterlandsliebe ſchwer auf ihm lag, ſo krächzt er Jeremiaden über den Verfall des Patriotismus, läßt auch wohl die Arbeit noch einmal anfangen.

Wenn die Execution vorbey iſt, wird der Verbrecher unter einer wohlbeſetzten Janitſcharenmuſik zur Stadt hinausgeführt. Der Präſi-

dent

dent iſt an der Spitze des Zuges, und läßt ſich die geweiheten Stäbe von den beyden Corporals vortragen, wie ſich die römiſchen Conſuln die Faſces von den Lictoren vortragen lieſſen. Die Glieder des Clubbs folgen paar und paar. Der Secretair ſchließt den Zug, und hat ein ausgeſtopftes Aeffchen im Arm, das er ſo zärtlich, als ob er ſeine Mutter wäre, zu liebkoſen verbunden iſt. Jedem patriotiſchen Gaſſenbuben iſt es erlaubt, den Delinquenten mit Koth zu werfen.

Die erſte Sitzung eröffnete dieſe militariſch-litterariſch-patriotiſche Societät, mit einer Execution in Effigie, die den **hypochondriſchen Wanderer** betraf, der im deutſchen Merkur mit ſeinen kleinen Briefen aufgetreten iſt. Er hatte nicht alles gelobt, was er in Dresden ſah, und hatte ſich ſogar unterfangen, die ſächſiſche Armee und ihre Generals zu mäckeln. Dieſes Verbrechen zog ihm den Zorn der Societät zu, und ſie beſchloß, ihn, wenn er ſich in Dresden betreten lieſſe, auf obige Art zu empfangen, vorher aber ſeine Briefe unter den Augen der Aeffin und ihrer Verehrer zu verbrennen. Letzteres geſchah wirklich, da man ſeiner in Perſon nicht habhaft werden konnte, und die Aſche davon ward in einem Abſud den

ſämmt-

ſämmtlichen Gliedern des Clubbs zu trinken gegeben. Alsbald entbrannten alle vor Rachgier wider den armen unſchuldigen Hypochondriſten, der ſich nie wieder in Dresden ſehen laſſen darf, wenn er nicht will, daß man ihn von ſeinem Uebel durch eine gewaltſame und lebensgefährliche Cur auf ewig befreye.

Ich beſorge, liebe Schweſter, daß dir die umſtändliche Beſchreibung dieſes litterariſchen Tribunals lange Weile gemacht habe. Auch glaubte ich wirklich, als ich ſie anfing, mit mehr guter Laune davon ſprechen zu können. Aber die ernſthaften Betrachtungen, die ſich mir mitten unter der Erzählung aufdrangen, wirkten zu mächtig auf meinen Humor, als daß mein Ton nicht auch alle die Ernſthaftigkeit hätte annehmen ſollen, welche Verfall der Aufklärung, und Wachsthum der Intoleranz, bey jedem Freunde der Wahrheit nothwendig erwecken müſſen.

Sobald ich höre, daß eine recht feyerliche Inquiſition und Execution in dieſem Clubb vorgenommen worden, werde ich dir den Präſidenten und die vornehmſten Mitglieder deſſelben namentlich einſenden, und du nimmſt dir dann die Mühe, eine Abſchrift davon an Schlözer nach

nach Göttingen für ſein Archiv der Dummheiten und Narrheiten zu übermachen.

Lebe wohl.

Drey und zwanzigſter Brief.

Dresden.

Man ſollte glauben, daß unter der Menge von Federn, die hier ſchreiben, doch ein vortreflicher Kopf aufgeſtanden ſeyn müſſe, welchen auch das übrige Deutſchland (denn die Dresdener kennen mehrere vortrefliche Schriftſteller zwiſchen ihren Wällen) als ſolchen zu erkennen ſich nicht ſchämen dürfte; aber auch nicht einen einzigen kenne ich, weder in der ſchweren noch in der leichten Gelehrſamkeit. Alle ſchwimmen in einer gewiſſen Mattigkeit dahin, weil ihnen das Salz alles menſchlichen Wiſſens, Unpartheilichkeit, Wahrheitsliebe, und Freymüthigkeit gänzlich fehlet. Man muſtere die hieſigen Theologen, Juriſten, Geſchichtsfor=

ſcher, Politiker, militariſche Schriftſteller ꝛc. ꝛc. und man wird meine Behauptung bis auf die Sylbe wahr finden.

Die meiſten Thaten der Dresdener Schriftſteller geſchehen im Felde der ſchönen Wiſſenſchaften; und doch giebt es nur einen einzigen unter ihnen, der allgemein geleſen wird, der aber dennoch kein vortreflicher Schriftſteller iſt, und nie werden wird, weil er die Manier, in welcher er jetzt arbeitet, für die einzige, angenehmſte, und reizendſte zu halten ſcheinet: ich meyne den geheimen Archivs-Regiſtrator, **Auguſt Gottlieb Meißner.**

Dieſer junge Mann hat durch ſeine Arbeiten ein groſſes Glück bey unſerm Publikum, beſonders bey der ſchönen Hälfte deſſelben gemacht, das er auch von einigen Seiten betrachtet, recht wohl verdient. Seine glänzende bunt in die Augen fallende Manier, ſeine warme Phantaſie, ſein gebildeter Ausdruck, und ein feiner Anſtrich von Galanterie, der durchweg in ſeinen Arbeiten herrſcht, nimmt für ihn ein, und feſſelt das Auge. Beurtheilt man ihn aber kälter, ſo findet man, daß viele ſeiner glänzendſten Tiraden, nur Flitter ſind, und daß ſein Gefühl für Korrektheit, Politur und Würde,

oft

oft in ſteiſe Schnirgeley ausartet. Hauptſächlich ſcheint er für den guten natürlichen Dialog keinen Sinn zu haben; denn man ſehe nur, mit welcher Steifheit, unnatürlichen Ziererey, und affektirten Gedrängtheit ſeine Leute ſprechen, vom Banditen an, bis zum König hinauf. Die Erzählung duldet allenfals nach der Beſchaffenheit ihres Stoffs, dergleichen Drechſeleyen, aber das Drama durchaus nicht, weil es um deſto vollkommener wird, je mehr es ſich der natürlichen Converſation nähert. Die Charaktere dieſes Schriftſtellers halten auch die ſtrenge Kritik nicht aus; ſie entfernen ſich gröſtentheils von dem ſchlichten Mittelwege der Natur, entweder zu den Engeln oder zu den Teufeln, bleiben ſich aber in der Sprache durchaus gleich, und unterſcheiden ſich nur dem Namen und den poetiſchen Attributen nach von einander. Wie geſagt, **Meiſner** iſt ein Schriftſteller für die Damen, ernſthafte Männer ſind ſchon längſt dahin übereingekommen, daß er ihnen zu ſüß ſey, und über ſeine Schriften einen zu merklichen Duft von Eau de mille Fleurs auszugieſſen pflege. Aber das gereicht ihm als Schriftſteller nicht zum Nachtheil, wenn man billig ſeyn will. Jeder hat ſein Publikum, deſſen Beyfall ihm theuer ſeyn muß, und es liegt in der Natur, daß nicht alles Allen gefallen kann, nicht gefallen darf.

Achtungswerthe, aber nichts weniger als vortrefliche Schriftſteller ſind folgende:

Ludwig Ferdinand von Hopfgarten, iſt Verfaſſer einiger Romane, die bekannter zu werden verdienten, und es auch ſeyn würden, wenn es nicht die Art unſeres Publikums wäre, an glänzenden Schalen zu hangen, und den Kern zu vernachläßigen. **Der Sieg der Einfalt; der Miniſter; Trim, oder der Sieg der Liebe über die Philoſophie; Heim, oder die Geſchichte des beſtraften Eigenſinns** — ſind Arbeiten dieſes Mannes, die einen Schatz von Menſchen- und Weltkenntniß, von praktiſcher Philoſophie des Lebens, und geſunder Moral enthalten — aber wer kennt, wer ließt ſie? Wenn es ſchlüpfrige Schwänke wären, oder dramatiſirte Blut- und Mordgeſchichten!

Der geheime Kriegsrath, **Carl Franz Romanus**, war einer der erſten, die in den frühern Zeiten unſerer dramatiſchen Dichtkunſt auftraten, und ſie mit Originalarbeiten bereicherten. **Leßing** klagt ſchon, daß dieſes Fach nur immer von jungen Leuten bearbeitet werde, und daß es nie zu einer dauerhaften Conſiſtenz gelangen würde, ſo lange ſichs der ernſthafte

Mann

Mann gleichſam für Schande rechnete, in reifern Jahren darin zu arbeiten. Romanus iſt ein redender Beweis davon. Seine Comödien, die er in jüngern Jahren ſchrieb, zeichnen ſich von vielen Seiten ſehr vortheilhaft aus, und verrathen eine Anlage, die durch Reiſe, Nachdenken und Fleiß ausgebildet, Werke hätte hervorbringen können, die in ihrer Art klaſſiſch hätten ſeyn können. Aber ſchon ſeit zwanzig Jahren hat er ſeine Hand von der Bühne abgezogen, und ſelbſt ſeinen damaligen Arbeiten noch nicht die letzte Feile geſchenkt.

Der Bibliothekar, Carl Wilhelm Daßdorf, iſt ein ſehr brauchbarer Mann für unſere Litteratur in vieler Hinſicht. Wenn ihm auch ſeine Gedichte, die er hie und da bey gewiſſen Gelegenheiten zum Beſten gegeben hat, dieſes Prädicat nicht erwerben, ſo hat er ſichs doch durch die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher er andere Gelehrte, die nicht ſo nahe an der Quelle ſitzen, bey ihren litterariſchen Bemühungen unterſtützt, durch ſeine feine Kenntniſſe in Sachen der Kunſt und des Alterthums, namentlich durch die Herausgabe der Winkelmanniſchen Briefe, und auch zum Theil durch ſeine Arbeiten an der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, zu verſchaffen

ſchaffen gewußt. Sein muſikaliſches Drama, **Andromache**, hat meines Wiſſens keine Senſation gemacht.

Der Rittmeiſter **von Brenkenhof**, Sohn des ehemaligen Preußiſchen Miniſters **von Brenkenhof**, deſſen Leben **Meißner** neuerlich beſchrieben hat, iſt Verfaſſer der **Paradoxen**, die einen hellen aufgeklärten Kopf verrathen, der die Gegenſtände nicht immer für das hält, was ſie ſcheinen, ſondern ſie von allen Seiten zu faſſen und zu beleuchten weiß. Auſſer den **Paradoxen** hat er noch eine oder zwey Ueberſetzungen von militairiſchen Büchern herausgegeben.

Wilhelm Gottlieb Becker, Profeſſor der Moral und Geſchichte am hieſigen Cadettenhauſe, hat ſich auf ſeinen Reiſen viele angenehme und nützliche Kenntniſſe erworben, die ihm den Namen eines ſoliden und aufgeklärten Gelehrten erhalten würden, geſetzt auch, daß er von nun an aufhörte, Verſe zu machen. Denn dieſe, ſo wie ſeine Operetten, unterſcheiden ihn gar nicht von den ganz gewöhnlichen Verslern, von welchen ſeit der Exiſtenz der Muſenalmanache und Blumenleſen das heilige Römiſche Reich wimmelt.

Ein anderer **Becker** (Rupert) iſt, wenn ich nicht irre, bey dem hieſigen Archiv angeſtellt, und ſeit der Erſcheinung der **Meißneriſchen Quartalſchrift** zuerſt und ſehr zu ſeinem Vortheile bekannt geworden, denn er hat durch ſeinen **Fritz**, und durch einige andere verſificirte Arbeiten, gezeigt, daß er Sinn für Harmonie, Politur und Korrektheit habe, eine Tugend, die man bey den meiſten unſerer Reimer ſo ſelten antrifft. Wenn er ſeinem Freunde **Meißner** in dieſer Tugend nachahmt, ſo verſpreche ich ihm einen dauerhaften litterariſchen Ruhm, nur muß er ſich nicht verleiten laſſen, den ängſtlichen, und oft in ſteife Kunſt ausarten Periodenbau, und die flimmernden Bilder, Metaphern und Inverſionen dieſes Schriftſtellers nachzuahmen, wenn er nicht geradezu verunglücken will. Ich warne ihn um ſo dringender davor, da ich in einigen ſeiner kleinen Aufſätze, und in ſeinen **Spaniſch-Deutſchen Luſtſpielen**, Stellen bemerkt habe, die auf dem Meißneriſchen Cothurn einherſchreiten, und eine üble Wirkung thun. An ſeinem Freunde iſt man dieſe Manier ſchon gewohnt, weil ſie von ſeinen andern Schriftſtellertalenten überwogen wird; aber bey ihm kann ich ſie nicht heißen, weil er ihr bis jetzt noch keine Schönheiten entgegen ſetzen kann, über die man ſie vergeſſen könnte.

Friedrich Chriſtian Schlenkert, Acceſſiſt bey der General-Haupt-Caſſen-Deputation allhier, debütirte mit Elegien, die manches Gute haben, aber in einer ſchweren, ſchwülſtigen, unverſtändlichen Sprache vorgetragen ſind. Sein Versbau iſt äuſſerſt gezwungen und unharmoniſch; ſeine Empfindungen ſind überſpannt, und ſeine ganze Manier verbindet mit einer ſtudirten Unbehilflichkeit des Aeuſſern, eine gewiſſe pretieuſe Steifheit des Innern, die aus den erſten Blättern ſchon unleidlich wird. — Er hat auch einen Roman geſchrieben (Joſeph, ein Gemälde aus der groſſen Welt,) der beſſer iſt, als hundert andere, die mit und nach ihm erſchienen ſind, ſo ſichtbar es auch iſt, daß Schlenkert die eigentliche groſſe Welt nur vom Hörenſagen, und aus Büchern kennt. Auch gab er eine Monatsſchrift (Weisheit und Thorheit heraus) die aber mit dem erſten Jahrgange aufhörte, ſo wie überhaupt alles, was von der Art in Dresden unternommen wird, weder Dauer noch Beſtand hat. Ich weiß nicht genau, ob es an den Schriftſtellern, oder an dem Himmelsſtri-

che

che liegt, der bey weitem noch nicht ſo hell und aufgeklärt iſt, als die Churſachſen meynen.

M. G. Schilling, Hofmeiſter allhier, iſt Verfaſſer einiger Romane (**Wahlberg, oder der Sieg über die Leiden, Carl Ellrich** u. a.) die ſich von den ganz gewöhnlichen, durch nichts unterſcheiden. Seine **Lieder für's Erzgebürge** ſind beſſer, und haben einige artige Stellen, die eine gute Anlage für dieſe Dichtungsart verrathen.

Ein zweyter **Schilling** iſt **Corporal** unter dem **Artillerie-Corps**, und Verfaſſer eines Trauerſpiels, (**Eliſe Colmar**) und eines Romans (**Ewald und Julie**) welche klar beweiſen, daß ſein Schaden in cerebello unheilbar ſey.

Der Name des Candidaten **Nitſche** dürfte Dir wohl eben ſo unbekannt ſeyn, als die Wochenſchrift **Für deutſche Mädchen**, deren Mitarbeiter er war.

Noch ein Kandidat der Theologie, und ein merkwürdiger Pendant zu dem vorigen, Namens **Rauſch**, paradirt in dem Wochenblatte **Für deutſche Mädchen**, mit einigen Gedichten und Abhandlungen, die daſelbſt recht wohl placirt ſind, weil ſie niemand lieſet.

Schließlich will ich dich noch mit drey Genies bekannt machen. Dieſe ſind: **Wildenhayn, Töpfer** und **Schellig.**

Univ. Bibl. München

Johann Wilhelm Wildenhayn. — **Klopſtock** hat im lyriſchen Fache der deutſchen Dichtkunſt, eben ſo viel Unheil angerichtet, als **Shakeſpear** im dramatiſchen, oder richtiger: beyde haben die unſchuldige Veranlaſſung gegeben, daß einige menſchliche Köpfe drehend wurden. Dieſer Wildenhayn hat ſich aus **Klopſtocks Oden** ein malum in cranio geholt. Hier iſt der Beweis aus einer Elegie von ſeiner Hand:

*) Troſt verſtummt noch! In uns bebt tränenfeinde Betäubung.
Lindrung träuft noch nicht, ſtarret im Auge noch izt.

---

*) Die Stellen, in welchen kein Verſtand iſt, habe ich mehrerer Deutlichkeit wegen mit einem Sternlein bezeichnet.

Zittern wird der Greis, die ſilberlokkige Mutter
ſtammen, ſeufzen. Gott, du, der unhörbares hört,
Du vernimmſt nun in irem Herzen erhabene Wünſche
richtiger, * als ſie ſelbſt: Enkel, erhöret in Ihr *
und im ſtummen Flen * des Gatten, in eigenem Aechzen
Enkel ſproſſen, * blün, fruchtbare Bäume nach Im! * u. ſ. w.

Die Herren **Töpfer** und **Schellig**, die gemeinſchaftlich Unſinn ſchreiben, haben ſich auch aus **Klopſtocks Meſſias**, und Herders **Urkunde des Menſchengeſchlechts**, verwirrte Köpfe geholt. Die Schriften beyder ſind geradehin unausſtehlich.

Und nun genug, und ſatt und genug von ſolchen Auswürfen unſerer Litteratur.

Morgen reiſe ich von hier über **Prag** nach **Wien**.

Vier und zwanzigſter Brief.

Bautzen.

Du weißt ſchon, meine liebe Schweſter, daß es mir auf zwanzig oder dreyßig Meilen Umweg nicht ankömmt, deßhalb wirſt Du Dich auch nicht wundern, daß mein Brief von obiger Stadt aus datirt iſt, die weit von dem Orte entfernt liegt, von welchem mein nächſter Brief an Dich laufen ſollte. Ich habe erſt noch die Sechsſtädte der Oberlauſitz beſucht, denke von hier nach Liegnitz, von da nach Breslau, und von da erſt nach Böhmen, und namentlich nach Prag zu gehen.

Wenn ich nicht durch mein eigenes Verſprechen allein auf litterariſche Gegenſtände eingeſchränkt wäre, ſo könnte ich Dir eine Menge Bemerkungen über das Elend auf dem platten Lande, und über den Gewerbgeiſt in den Städten der Oberlauſitz mittheilen. Jetzt darf ich freylich nur kritiſiren; aber ich verſpreche Dir im voraus keine groſſe Unterhaltung.

Bautzen und ſeine Gelehrten ſind finſter und alt, und die jung unter ihnen ſind, erinnern dern mich an die neueſten Berliniſchen Häuſer, die der König hintleben läßt.

In keinem Orte von Deutſchland, ſtecke er auch noch ſo tief in der Leibeigenſchaft des Geiſtes, muß es ſolche Menge Micrologienſchreiber geben, als hier. Die hieſigen Juriſten, auch nicht einer ausgenommen, ſchreiben, und haben die lahmſten Diſſertationen, Erörterungen, Bedenken ꝛc. geſchrieben. Die Aerzte haben diſſerirt und überſetzt. Die Theologen geben Geſangbücher, Predigten, Morgen- und Abendandachten heraus, und ſchreiben die erbaulichen Lebensläufe ihrer wohlſeligen Vorfahren im Amte (damit die ihrigen nach ihrem Tode um deſto gewiſſer beſchrieben werden) und einer unter ihnen (der Archidiakonus **Böhmer**) iſt ein eifriger Verehrer des ſchwärmenden **Bengels**, deſſen Unſinn er nicht nur nachgebetet, ſondern ſogar erklärt und erweitert hat; die hieſigen ſchönen Geiſter ſind ſehr häßliche Geiſter, die elende Verſe, und noch elendere Proſa ſchreiben, und deren Produkte (wie z. B. des Advokat **Förls Beyſteuer zur Litteratur** ꝛc.) im Nu, wo ſie erſcheinen, des litterariſchen Todes zu verfahren pflegen; die hieſigen Schulleute ſind auch höchſt langweilige Schriftſteller: der eine, Namens **Rauſſendorf**, Collega quintus an dem Stadtgymnaſium, hat eine Lateiniſche Grammatik für Frauenzimmer, und Chriſtlicher Eheleute Tugend A B C geſchrieben. Erſtere mußt Du, wenn Du Langeweile haben willſt, ledig, das letztere verheurathet, leſen und ſtudiren. Ein anderer, Herr Chriſtoph Jeremias Roſt, Rector obgedachter Schule, ein groſſer Mann in unbedeutenden, und ein kleiner Mann in wichtigen Sachen, hat ſo viel Diſſertationen und Programmen geſchrieben, als alle Wittenberger zuſammengenommen nicht produciren würden, ſelbſt wenn ſie mit der rechten und linken Hand zugleich arbeiteten.

Eben ſo arm an bedeutenden Gelehrten iſt die kleinere Sechsſtadt Camens. Ein Schulmann und zwey Aerzte theilen den litterariſchen Ruf dieſer Stadt unter ſich.

Wichtiger iſt Görlitz, welches einen ſehr gelehrten, und in der deutſchen Litteratur rühmlichſt bekannten Schriftſteller aufzuweiſen hat, der freylich nicht in Deinem Fache arbeitet, den Du aber dennoch kennen wirſt. Ich meyne den gründlichen und ſcharfſinnigen Geſchichtsforſcher, Carl Gottlob Anton, Rechtsconſulenten daſelbſt.

Mit Camenz gehen **Lauban** und **Löbau** Hand in Hand, aber **Zittau** unterſcheidet ſich vortheilhaft von ihnen. Hier wohnt,

Carl Friedrich Kretſchmann, einer deiner Lieblingsdichter. Sein Eintritt in die gelehrte Welt geſchah zu einer Zeit, wo unſere Litteratur noch zurück war, wo kleine Liederchen und Reime voll Tändeleyen auf unſerm Parnaſſe noch die Hauptprodukte ausmachten, und ſelten Werke erſchienen, wozu mehr Athem erfodert wurde. Viele unſerer Dichter, die damals auftauchten, blieben dabey ſtehen, und kamen nicht weiter, theils aus Vorliebe zum Alten, theils weil ſie zum Fortrücken nicht Kräfte genug hatten. Aber **Kretſchmann** that mit jedem Schritt der Litteratur einen Schritt weiter, und lieferte zu jeder Dichtungsart, die nach der Zeit Mode wurde, ſeinen Beytrag. Sein Geſchmack und dichteriſcher Geiſt entwickelten ſich immer mehr und mehr, bis er die Stufe, worauf er jetzt ſteht, erreichte. Als Barde behauptet er neben **Klopſtock** und **Denis** ſeinen Platz, und als Dichter kleiner ſcherzhafter Lieder hat er ſeinen eigenen für ſich, ohne Vergleichung mit einem andern unſerer Dichter. Seine Bardengeſänge athmen Feuer und Leben, ſeine Bilder ſind kühn, paſſend und voller Ausdruck,

druck, ſeine Sprache iſt kraftvoll, edel und männlich, ohne dunkel und ſchwülſtig zu ſeyn, und ſeine Phantaſie iſt eine der reichſten unter unſern beſſern Dichtern. Seine kleinern lyriſchen Stücke ſind reizend, voll ſchalkhafter Naivetät, und kleiner artiger Gemälde in einer launenhaften Manier angegeben, die unverkennbare Spuren geſchmackvoller Sorgfalt und ſtrenger Politur an ſich trägt. Zu Sinngedichten ſcheint der Geiſt Ringulphs des Barden nicht Leichtigkeit und Gefälligkeit genug zu haben. Sie behaupten in der Reihe ſeiner Arbeiten die unterſte Stelle.

Ich wäre wohl ſehr ungerecht, wenn ich meine Nachrichten von dem litterariſchen Zuſtande der Oberlauſitz ſchlieſſen wollte, ohne dir zu ſagen, daß Gotthold Ephraim Leßing ein Lauſitzer war, und daß dieſer Mann allein ſchon ſtark genug ſey, den Namen ſeines Vaterlandes, wie Atlas ehedem das Weltall, von Ewigkeit zu Ewigkeit empor zu halten.

Ich kann an dieſen einzigen Mann nicht denken, ohne von ihm zu ſprechen, und ſelbſt, wenn ich in meinem Zimmer allein bin, ſo folgen dem leiſeſten Gedanken an ihn, hundert laute Exklamationen.

Auſſerordentliche Köpfe, wie Leßing einer war, werden nur ſelten gebohren; aber dafür iſt auch ein einziger ſchon genung, den litterariſchen Ruhm einer Nation durch ſeine Geiſteswerke für die Ewigkeit zu begründen. Je mehr man den Geiſt dieſes auſſerordentlichen Schriftſtellers ſtudirt, deſto unermeßlicher erhebt er ſich vor dem Auge des Forſches, und wenn dieſer alles gethan hat, um den Talenten dieſes litterariſchen Rieſen den Boden abzugewinnen, deſto unabſehlicher breitet ſich das Feld aus, welches er mit ſeinem Geiſte umfieng.

Keiner unſerer übrigen groſſen Männer hat ſolch einer ausgebreiteten und allgemeinen Ehrfurcht genoſſen; keiner hat unter den mannigfaltigen Anfällen kleiner litterariſcher Weidenbohrer ſo feſt geſtanden, als Leßing; aber ſeine Stärke und Ueberlegenheit gehörten dazu, um ſich die Achtung einer Nation zu erhalten, die in der Litteratur eine der wankelmüthigſten, unbeſtändigſten und ſchwächſten iſt, ſo viel ſie ſich auch auf deutſchen Sinn und deutſche Geſetztheit zu gute thut.

Man kann eigentlich nicht ſagen, in welchem Fache Leßing am ſtärkſten war. Man ſehe ihn als Commentator der Alten, oder als

Theo=

Theoriſten der ſchönen Künſte; als ſcharfſinnigen Kunſtrichter oder als Theaterdichter; als ſpekulativen Philoſophen, oder als Fabel- und Epigrammendichter — in jedem dieſer zum Theil ſo disparaten Fächer hat er Wunder gethan, in jedem derſelben iſt er Muſter geworden.

Ich erwarte immer noch ein vollſtändiges Gemälde ſeines Geiſtes, ſeiner mannigfachen Talente, ſeines ſchriftſtelleriſchen Charakters, ſeines Einfluſſes auf die Bildung unſeres Geſchmacks, und unſerer Sprache, auf die Erleuchtung der verſchiedenen Felder der Philoſophie, die er bearbeitete, auf das Studium unſerer eigenen alten Litteratur, auf Alterthumskunde, und auf die Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte; eine genaue Zergliederung ſeines Styls und aller Vollkommenheiten deſſelben, womit er Wunder that, und endlich pſychologiſche Fingerzeige, wie und unter was für Umſtänden ſich ſein Geiſt ſo ausbildete, daß er die Bewunderung der Welt und Nachwelt geworden iſt.

Aber faſt verzweifle ich, daß irgend einem Manne ſolch ein vollendetes Gemälde gelingen ſollte, denn es iſt nöthig, daß der Biograph alle die Fächer, die Leßing bearbeitet hat, kenne, ne, und ihrem ganzen Umfange nach ſtudiert habe, und dazu würde kein Geringerer, als ein zweyter **Leßing** erfodert. Bis dahin alſo mögen ſeine Werke für ihren Verfaſſer ſprechen, und fort mit allen Deklamationen, ſie ſind ekelhaft, und müſſen es um ſo mehr bey einem Manne ſeyn, der ſo ganz Realität war.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Liegnitz.

So klein dieſes Städtchen iſt, hat es doch einige vorzügliche Köpfe in ſeinen Mauern. Die hieſige Ritterakademie, über welche der Miniſter von **Zedlitz** unmittelbar ſeine Flügel breitet, hat einige vortrefliche Lehrer, die hier durch eben dieſen Mann, der mir als Gelehrter und Miniſter ſehr ehrwürdig iſt, auf einen Punkt zuſammengezogen ſind. Diejenigen unter ihnen, welche für dein Fach gearbeitet haben, ſind **Schummel**, **Schmitt** und **Flögel**.

Der Conrektor **Volkelt** gehört zum Theil auch hieher. Er hat als Schriftſteller bald Programmen, bald hiſtoriſche, bald mineralogiſche, bald dramaturgiſche Abhandlungen, bald Ueberſetzungen ſchaaler franzöſiſcher Romane ohne Geſchmack durcheinander geknetet.

Der Profeſſor der Geſchichte, **Johann Gottlieb Schummel** (mir ſchlägt das Herz, da ich dieſen Namen ſchreibe, noch eben ſo ſehr, als in den Augenblicken, wo ich dieſen meinen mir ewig unvergeßlichen Lehrer nach langer Zeit wieder umarmte) iſt ein verdienſtvoller Schriftſteller in vieler Abſicht. Er verbindet mit einer gefälligen Laune einen Schatz von nützlichen Kenntniſſen, die er auf eine angenehme Art mitzutheilen verſteht. Beweiſe davon ſind unter andern ſeine **Kinderſpiele** und **Geſpräche**, und ein paar kleine hiſtoriſche Abhandlungen (**über die Todesart Carls XII; über ein ſchlimme Seite Heinrichs des Vierten** ꝛc. ꝛc.) Letztere ſind dem Tone und der Behandlung nach wirklich ſeltene Phänomene in dieſem Fache der deutſchen Litteratur. Denn die meiſten unſerer ſehr gründlichen Hiſtoriker wenden zwar auf ihre Sammlungen und hiſtoriſche Unterſuchungen viel Sorgfalt und Fleiß, aber ſie tragen das Reſultat derſelben ſo ſchleppend, geſchmacklos, und zum Theil barbariſch vor, daß ſie trotz ihrer Gründlichkeit, höchſt eckelhaft werden.

Schum=

Schummel hat dieſen Fehler in oben genannten kleinen hiſtoriſchen Unterſuchungen nicht nur glücklich vermieden, ſondern auch die entgegengeſetzte Tugend in einem Grade gezeigt, der das Publikum nach mehreren dergleichen Arbeiten von ſeiner Hand begierig gemacht hat. Wenn du ſie noch nicht geleſen haſt, ſo ſuche ſie in der Berliniſchen Monatſchrift, April 1783, und in dem vierten Stücke des Berliniſchen Magazins, Jahrgang 1782 — Als Romanendichter iſt Schummel nicht minder von einer vortheilhaften Seite bekannt, doch bleibt ſein Spitzbart immer noch das beſte, was er für dieſes Fach geliefert hat. Wilhelm von Blumenthal, und der Kleine Voltaire ſind leer, und nicht ſo ganz und ſo durchaus mit Menſchen- und Weltkenntniß und guter Laune vollgepfropft, als jener.

Friedrich Schmitt, Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften, iſt als ein angenehmer Dichter und als guter Ueberſetzer bekannt. Als erſteren hat er ſich durch ſeine geſammleten Gedichte (Nürnberg 1779) und als letzteren durch ſeine neue Ueberſetzung des Tom Jones, Robinſon Cruſoe und Ricciardetto gezeigt.

Der Profeſſor der Philoſophie, **Carl Friedrich Flögel**, iſt ein heller philoſophiſcher Kopf, welchen Ruhm er ſich hauptſächlich durch ſeine Geſchichte des menſchlichen Verſtandes erworben hat. Er denkt ſo aufgeklärt, als männlich präcis und angenehm er ſchreibt. Neuerlich hat er auch eine Geſchichte der komiſchen Litteratur geliefert, in welcher einige Abſchnitte unübertreflich ausgearbeitet ſind.

Hier könnte und ſollte ich meinen Brief ſchlieſſen, wenn ich den Ruhm eines galanten und beſcheidenen Briefſtellers bis zum Schluß meiner Correſpondenz vor dir und deinem ganzen Geſchlechte bewahren wollte. Aber du ſelbſt, meine liebſte Schweſter, zwingſt mich zu einem Schritte, der unangenehme Folgen für mich haben wird. Ich zähle nun ſchon ſechs Briefe, worinn du mich um die Portraits deiner ſchriftſtellenden Schweſtern bitteſt, und ich kann nicht länger ausweichen. Eine hieſige Dichterin, Fräulein von Wunſch, hat mich von neuem ſo lebhaft, als deine Briefe, daran erinnert. So ſey es denn — und da ich einmal gezwungen bin, es mit euch zu verderben, ſo frage ich auch wenig darnach, wie klein oder groß der Grad meines Verbrechens ſey — ich ſage dir (und ſage du es meinetwegen

deiner

deiner ganzen Schweſterſchaft in allen vier Welttheilen wieder) — ihr könnt als Schriftſtellerinnen nie etwas Vortrefliches leiſten. Aber meine Schweſter, blos darum habt ihr dieſe Tugend nicht, weil ihr der übrigen Tugenden zu viele habt! Ich meyne du haſt mich verſtanden.

Das Fräulein von **Wunſch** allhier, hat auſſer einigen kleinen lyriſchen Gedichten, auch zwey oder drey Theaterſtücke geſchrieben, die nie bekannt und gegeben worden ſind.

Die Gräfin von **Baudiſſin** zu Copenhagen, iſt die Verfaſſerin der angenehmen Briefe der Agnes und Ida im deutſchen Muſeum, Jahrgang 1782.

Charlotte Heinriette Hetzel. Gattin des Hofraths Hetzel zu Ilmenau, der den Theologen durch ſeine Bibel alten und neuen Teſtaments mit Anmerkungen, und durch einige andere theologiſche Bücher bekannt iſt. Sie ſchrieb vor einigen Jahren ein Wochenblatt fürs ſchöne Geſchlecht, woran der gute Wille der Verfaſſerin recht ſehr zu loben iſt.

Chriſtiane Stroth. Gattin des Kirchenraths **Stroth** zu **Gotha.** Sie hat den Roman **Julie von Rheinſtein,** und einzelne Gedichte geſchrieben, die in Blumenleſen und Journalen zerſtreuet ſtehen.

Chriſtiane Dorothea Lilien. Eine gekrönte Dichterin zu **Dresden.** Damit du ſieheſt, daß ich ſelbſt in der Kritik galant ſeyn kann, ſo unterdrücke ich mein Urtheil über die Arbeiten dieſer Dame, und überlaſſe es dir, nach folgender Probe aus ihren neueſten Gedichten, ihren Werth als Dichterin zu beſtimmen.

Phyllis.

Denk, **Daphne,** wie Amynt den Staar ſchon abgericht!
Hör nur, wie deutlicher, es lebe **Daphne,** ſpricht.

Daphne.

Was hilfts? Ich hör es wohl! Mich wird er nicht gewinnen,
Vielleicht gelingt es ihm bey andern Schäferinnen.
Vor mich braucht ſich Amynt nicht weiter zu bemühn

Da braucht er weder Staar noch Amſel zu
erziehn

Phyllis.

So höniſch? Sind das nicht verächtliche Ge-
bährden? u. ſ. w. *)

Carolina Louiſe Rudolphi zu Berlin, iſt eine angenehme Dichterin, die mit viel feiner Empfindung auch Einſichten in die Kunſt des leichten Versbaues verbindet. Einige ihrer Arbeiten hat Reichardt zu Berlin mit Melodien begleitet, und herausgegeben; andere findeſt du in Campens Kinderbibliothek, und in den Blumenleſen und Muſenalmanachen.

Die Frau von Runkel zu Dresden, deren moraliſche Briefe du unſerer Großmutter immer haſt vorleſen müſſen, ſteht bey dir nicht in großen Gnaden; aber es iſt eine Dame von warmen Herzen, voll Religioſität und

---

*) Idyllen und Lieder von J. C. D. Lilien, gebohrne Löberin, gekrönte kaiſerl. Poetin, und derer königl. und herzogl. deutſchen Geſellſchaften zu Göttingen, Helmſtädt und Jena Mitglied. Leipzig 1784.

und gutem Willen, die du ſehr ſchätzen würdeſt, wenn ſie dir nicht auf eben erwähnte Art Langeweile gemacht hätte.

Die Frau von la Roche zu Speyer macht unter allen übrigen deutſchen Schriftſtellerinnen das meiſte Aufſehen Wenn feuriges Gefühl für Tugend, brennender Eifer ſie auszubreiten, und ihr ein Gewand zu geben, das anlachend iſt, und nicht abſchreckt, wie die Strenge der kalten Moraliſten; wenn uneigennützige Menſchenliebe, offenes, theilnehmendes Herz für Freundſchaft und jede andere Tugend, welche das Band der Liebe enger und enger zwiſchen Menſchen und Menſchen zuſammenzieht; wenn ein feiner Geſchmack, wohlverdaute Beleſenheit, und die Gabe, ſich angenehm mitzutheilen — wenn alle dieſe Vollkommenheiten Ehrfurcht, Liebe, Bewunderung und Lob verdienen: ſo treffen ſie bey dieſer geiſtvollen Schriftſtellerin zuſammen, welche die erſte und einzige ihrer Art in Deutſchland iſt, und über alle ihre Schweſtern, die vor oder mit ihr durch Schriften bekannt geworden ſind, hervorragt. Sie iſt gemeinnütziger, als die Unzerin, geiſtvoller und beſcheidener, als Madam Gottſched, und kann überhaupt der Frau von Beaumont in vielen Stücken an die Seite geſetzt werden.

Ihre

Ihre Werke von dem Fräulein Sternheim an, bis zur Pomona, ſollten die liebſten Gefährten ihrer Schweſtern ſeyn, und von ihnen nicht blos geleſen, ſondern ſtudirt werden, wenn ſie gute Gattinnen, gewiſſenhafte Mütter, und ſchätzenswerthe Großmütter werden wollten.

Dies war von ihr geſprochen, wie ihre Freunde von ihr ſprechen, wie es eine gelehrte Zeitung der andern nachſchreibt, und wie ich, um dich nicht zu erzürnen, von ihr ſprechen mußte. Aber ich verſichere dich, es iſt mir ſehr ſauer geworden.

Hedwig Louiſe von Pernet zu Grätz in Steyermark. Sie iſt Verfaſſerin eines Verſuches in Fabeln und Erzählungen, nebſt einem (komiſchen) Trauerſpiel in Verſen, und einigen Oden.

Magdalena Sybilla Riegerin. Eine Dichterin zu Stuttgard, die aber neuerlichſt nichts geliefert hat. Ihre erſten Arbeiten ſtammen aus den Vierziger Jahren, darum verdienen ſie Schonung und Nachſicht, die ich ihnen jedoch angedeihen laſſen wollte, wenn ſie auch aus den Achtziger Jahren ſtammten, ſo groß auch die Schritte ſind, die unſere Dichtkunſt von 1745 bis 1785 gemacht hat.

Friderike Charlotte von Schenk. Ich habe mich gegen alle Schriftſtellerinnen in deinem Fache von Anfang her ſo freundlich und ſchonend erwieſen, daß ich bey dieſer gewiß nicht den Anfang machen werde, ſtreng und hart zu ſeyn. Ich übergehe alle das Fehlerhafte in ihren **Verſuchen in Gedichten**, und halte mich an ihr gutes und treffliches Herz, das in der kleinſten Strophe ſo ſichtbar ſich ſpiegelt, und mehr werth iſt, als drey Bände voll mittelmäſſiger Gedichte, ſo zierlich ſie auch gedruckt ſeyn möchten.

Madam Schlegel zu **Dresden** iſt dir aus **Gellerts Briefen** vielleicht bekannter, als durch ihr bürgerliches Trauerſpiel **Duval und Charmille**, deſſen Fabel ſich auf eine wirkliche Begebenheit gründet, die ſich in Dresden zugetragen hat.

Friderike Sophie Seyler iſt als Schauſpielerin bekannter, als durch ihr Luſtſpiel: **die zärtliche Mutter.** Wien 1776.

Nante

Nante iſt, wie du weißt, ſchon ſeit einigen Jahren todt.

Ich ſchlieſſe mit der geiſtvollſten der jetztlebenden deutſchen Schriftſtellerinnen, mit **Philippine Engelhardt**, gebohrne **Gatterer**, zu **Caſſel**, die viel artige kleine Geſchenke der Muſen mit Beyfall unter unſer Publikum verbreitet hat. Ihre leichte angenehme Manier, ihr naiver Witz, munterer Erzählungston, und eine gewiſſe kleine Geſchwätzigkeit, die man den bebendern Lippen der ſchönern Hälfte des menſchlichen Geſchlechts ſo gern verzeiht — alles das nimmt ſehr zu ihrem Vortheil ein, und dringt mir den ernſtlichen Wunſch ab, daß die neun Schweſtern ſie als die zehnte, da ſie ſich doch einmal freundlich zu ihr geneigt haben, unter ſich aufzunehmen, und ſie hauptſächlich zur Beſchützerinn der deutſchen Dichtkunſt einzuſetzen, geruhen möchten!

Du biſt nicht zufrieden mit der letzten Hälfte dieſes Briefes? Ich auch nicht, liebe Schweſter. Glaube du, es lag an mir; und ich glaube, es lag am Stoffe. So ſind wir beyde befriedigt.

Lebe wohl.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Breslau.

Die Hauptſtadt Schleſiens ſchließt zugleich die Hauptköpfe Schleſiens ein. Ich wüßte dir in den kleinen Städten dieſes Herzogthums, preußiſchen ſowohl als öſterreichiſchen Antheils, keinen berühmten Schriftſteller aus irgend einem Fache zu nennen. Aber in **Breslau** giebt es, neben einer Menge unbedeutender Schreiber, einige verdienſtvolle Gelehrte. Solche ſind: **Chriſtian Garve**, (der eigentlich Profeſſor an der Univerſität zu Leipzig iſt, aber ſeit einiger Zeit hier in ſeiner Vaterſtadt lebt) **Timotheus Hermes**, **Carl Gotthelf Leßing**, **Tralles** (ein berühmter Arzt), **Lieberkühn** (ein verdienſtvoller Schulmann), **van der Gröben** und **van Warnery** (gute militariſche Schriftſteller), **Börner** (ein einſichtsvoller Oeconom und Cameraliſt), und endlich **Kloſe**, der für die Geſchichte und Beſchreibung von **Breslau** faſt eben das geleiſtet hat, was **Nicolai** für **Berlin** und **Potzdam**, durch ſeine Beſchreibung dieſer beyden Städte.

Die hieſigen Theologen, Timotheus Hermes ausgenommen, ſind unbedeutende und zum Theil jämmerliche Schriftſteller. Selbſt der Bruder des gedachten Timotheus (Daniel Hermes) iſt in Breslau zwar als ein guter Prediger, aber in der Litteratur als ein mittelmäßiger Schriftſteller bekannt. Der katholiſche Rector Franz (der auſſer andern andächtigen Werken, auch ein artiges Tractätlein: Der ſtarke und ſüſſe Löwe in der Einöde zu Claravall, oder der durch den Samſoniſchen Löwen vorgebildete heilige Bernardus zu Claravall — geſchrieben hat) geht mit dem proteſtantiſchen Conſiſtorialrath Gerhard, deſſen Produkte auch ſehr erbaulich ſind, brüderlich Hand in Hand; und die Herren: Geisler, Haberkorn, Hering, Jonathas, Krumbhorn, konnten nur von dem Poenitentiarius Lindner übertroffen werden, der zum Vortheil ſeines Verlegers den Papſt gebeten haben ſoll, daß die Beichtväter der ganzen katholiſchen Chriſtenheit ihren Beichtkindern, welche Capitalſünden begangen haben, ſtatt aller andern Büſſungen, nur dieſe auflegen möchten: daß ſie beym Aufſtehen und Schlafengehen einen Abſchnitt aus ſeinen Inſtitutionibus ad ſuſceptionem ordinum &c. acht Tage hindurch zu leſen gehalten ſeyn ſollen.

Die

Die hieſigen ſchönen Geiſter (unter denen ſich auch ein **Riemer**, Namens **Schlenker**, befindet) ſchreiben — was ſie überall ſchreiben: Verſe, Romane, Comödien, dramaturgiſche Abhandlungen, Perſonaltheaterkritiken, Eulenſpiegels u, ſ. w. Einige davon glaube ich dir ſchon in einem meiner vorhergehenden Briefe genannt zu haben, mithin kann ich es hier überhoben ſeyn. Jetzt will ich dich die drey berühmteſten Gelehrten dieſer Stadt näher kennen lehren.

Chriſtian Garve, iſt einer der ſcharfſinnigſten und eleganteſten Philoſophen, die unſere Litteratur aufzuweiſen hat. Seine kleinen Abhandlungen, die anfangs Perlen für die **Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften** waren, hat er neuerlich in ein einziges Bouquet zuſammengefaßt, das an innerem Werth und äuſſeren Glanz ſeines gleichen ſucht. Einige ſeiner kleinern Arbeiten verbreiten ſich über die Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und ſind mit Homiſchem Scharfſinn durchgeführt; andere über mannigfache Data aus der Philoſophie des Lebens; andere über den Menſchen, ſeine Leidenſchaften, Neigungen ꝛc. ꝛc. und alle ſind mit einer Deutlichkeit, Präciſion, Faßlichkeit und Energie, und in einem Ton

vor-

vorgetragen, der in männlicher Schönheit und Simplicität, wie ein ſtarker Strom in die Seele des forſchenden Leſers ſich ergieſt. Auſſer dieſen Werken von eigener Hand danken wir ihm auch einige vortrefliche Ueberſetzungen vortreflicher Ausländer (wohin Home, Ferguſon, Gerard, Burke und andere gehören) und eine Verdeutſchung und Erweiterung der Ciceronianiſchen Abhandlung von den Pflichten, die ein Meiſterſtück iſt, und als Ueberſetzung die vollkommenſten Arbeiten dieſer Art unter allen Nationen zu einem Wettſtreit herauszufodern nicht anſtehen darf.

Johann Timotheus Hermes. Probſt zum heil. Geiſt, und Paſtor der Hauptkirche zu St. Bernhardin allhier. Der erſte und immer noch der einzige deutſche Romanendichter, in einzelnen Stücken von manchen Arbeitern in dieſem Fache übertroffen, aber im Ganzen immer noch nicht erreicht. Seine Hauptvollkommenheiten als Schöpfer einer Welt im Kleinen, ſind dieſe: Kenntniß des Weltlaufs, tiefes Studium des menſchlichen Herzens, das ſich auch auf die äuſſern Merkmale erſtreckt, die die innern Bewegungen des geiſtigen Menſchen auf dem Geſichte und in den übrigen Theilen des körperlichen Menſchen kundbar machen;

Man-

Mannigfaltigkeit der Charaktere und Begebenheiten; überraſchende Situationen; geſunder Verſtand; warmes Herz für Religion und Tugend; Beleſenheit endlich, und kluge Verarbeitung fremder Beobachtungen. Nur das Aeuſſere ſeiner Manier iſt nicht feſt und ausgebildet genug. Seine Sprache iſt ſich ungleich, und zuweilen auf Einer Seite platt, pretiös, erhaben, verkünſtelt und wiederum natürlich. In der Anlage ſeiner Charaktere fällt er zuweilen, um nicht alltäglich zu ſeyn, ins ſonderbare; in der Wahl ſeiner Begebenheiten hält er mehr auf Ueberraſchung, als auf langſame Vorbereitung und überdachte Entwicklung aus den Charakteren ſelbſt. Deßhalb bleibt er der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit, die der Romanendichter hauptſächlich beobachten muß, wenn er ſeine Leſer feſt anziehen will, nicht immer getreu. Ferner überladet er ſeine Gemälde zu ſehr mit Nebenperſonen, die zu ſchwach gezeichnet ſind, um für ſich ſelbſt die Theilnehmung der Leſer zu gewinnen, und doch durch den Platz, den ſie einnehmen, den Hauptfiguren die Aufmerkſamkeit entziehen. — Aber es iſt gewiß, daß alle dieſe Züge, die ich hier tadle, wenn er uns mit einem neuen Romane beſchenken wollte, wegfallen würden, denn ich weiß von guter Hand, daß Hermes binnen den funfzehn Jahren, die ſeit der erſten Erſcheinung von **Sophiens Reiſe** verſtrichen ſind, die Hände nicht im Schooſe gehabt hat, und daß er ſelbſt die kleinen Flecken, die hie und da ſeine Arbeiten verunſtalteten, heller und in gröſſerer Menge ſieht, als ſeine aufmerkſamſten Leſer und ſtrengſten Richter.

Karl Gotthelf Leſſing iſt als einer unſerer beſſern Dramatiker bekannt. Seine Luſtſpiele haben einen eigenen komiſchen Ton, und thun gute Wirkung, ſo ſehr auch alle ſeine Charaktere im ganzen genommen en carricature gehalten ſind.

Sein Dialog iſt kurz, gedrängt, nur zuweilen zu künſtlich, und die Anlage, Anordnung und Verarbeitung ſeines Stoffes bezeichnen einen Mann, der das Fach, worinn er arbeitet, auch theoretiſch ſtudirt hat, und mit einem lebhaften Geiſt, auch Gefühl für Politur und Korrektheit verbindet.

Ich ſchlieſſe endlich dieſen Brief mit drey Breslauiſchen Schriftſtellern, die ohngefehr von gleichem Werthe ſind: mit dem Lieutenant **Rahmel**, dem Referendar **Streit**, und dem Secretair **Schubert**:

A.

A. W. L. von Rahmel iſt Verfaſſer des Abendzeitvertreibs eines königl. preuß. Offiziers, welcher in kurzer Zeit zwey Auflagen erlebt hat. Es iſt eine Sammlung von proſaiſchen Aufſätzen, gereimten Erzählungen, Liedern und Sinngedichten. Seine Abhandlungen enthalten zwar nichts, was nicht ſchon von andern geſagt und weit beſſer geſagt wäre; und die Gedichte ſind mittelmäſſig, und haben weder korrekten Versbau, noch reine Sprache; aber etwas vollkommenes von einem ſoldatiſchen Belletriſten zu verlangen, wäre zu viel verlangt, darum mag er unter dem litterariſchen Mittelgut, ſo gut er kann, mit hinſchleichen.

Carl Conrad Streit iſt Herausgeber eines **theatraliſchen Wochenblatts**, das nicht gründlicher iſt als die Arbeiten unſerer andern jüngern Dramaturgen; eines **Alphabetiſchen Verzeichniſſes aller jetztlebenden Schleſiſchen Schriftſteller**, welches ein nützliches Unternehmen für Litteratoren iſt; einer allgemeinen **Schleſiſchen Bibliothek**, die mit dem zweyten Stücke verſchied; und endlich, einer **Auswahl kleiner Romane und Erzählungen**, wofür er das Honorarium mit Sünden genommen hat, denn ſie waren ſämtlich dem Publi-

kum

kum ſchon zu ſehr bekannt, als daß ſie eines neuen Ab- oder vielmehr Nach-druckes nöthig gehabt hätten.

Carl Emil Schubert. Dramaturg, Theaterdichter, Lyriker und Kunſtrichter. Alle ſeine Arbeiten ſchwimmen in dem Nebel der Mittelmäſſigkeit dahin, und tauchen nach und nach unter, um nie wieder zum Vorſchein zu kommen. Beweiſe davon ſind: ſeine **Breslauiſche Dramaturgie** (voll ſeichter Urtheile, kecker Entſcheidungen, unverdaueter Theorie) ſeine **Blumenſträuschen für Freundinnen**, und eine Menge Gedichte in den Leipziger, Hamburger und Göttinger Muſenalmanachen; ſeine **Schauſpiele mit Geſang** und endlich ſeine Recenſionen in den Breslauiſchen Nachrichten von Schriften und Schriftſtellern.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Prag.

So groß dieſe Stadt iſt, ſo klein iſt ihr Ruf in der gelehrten Republik. Beſonders herrſcht in deinem Fache ſolch eine Armuth hier, als nicht leicht in irgend einer andern Stadt von dieſer Größe in der Welt. Die hieſigen ſchönen Geiſter können noch kein Deutſch, machen ſchlechte Verſe, und noch ſchlechtere Theaterſtücke. Ich werde dir nachher einige von ihnen vorführen. Auch nicht ein einziger iſt darunter, der auſſerhalb den Wällen von Prag anders, als zu ſeiner Schande, bekannt geworden wäre.

Die hieſigen theologiſchen Schriftſteller ſind faſt ſämmtlich Exjeſuiten mit eiſernen oder, was einerley iſt, mit orthodoxen Hörnern, die für das Wort — der Kirche wie Stiere aus Andaluſien mündlich und ſchriftlich kämpfen, und den Untergang der Welt mit der ſteigenden Aufklärung in Parallel zu ſetzen gewohnt ſind. Ihrer giebt es noch ſehr viele hier, und die meiſten theologiſchen Lehrſtühle der hieſigen Univerſität ſind durch

ſie

ſie beſetzt. Doch iſt es auch gewiß, daß man nicht mehr ſo viel auf ſie hält, als wohl vor zehn Jahren der Fall geweſen ſeyn mag, wo den Schriftſtellern, guten ſowohl als ſchlechten, von der Cenſur noch Schlöſſer vor den Mund gelegt waren.

Einige hiſtoriſche Schriftſteller hat Prag, die durch ihren unermüdlichen Fleiß, und durch die Mannigfaltigkeit der hiſtoriſchen Daten, die ſie zuſammengefahren und verarbeitet haben, in unſerer Litteratur vortheilhaft bekannt geworden ſind. Faſt alle haben die Geſchichte ihres Vaterlandes bearbeitet, und dem Geſchichtsforſcher weſentliche Dienſte dadurch geleiſtet. Hieher gehören Dobner, Peltzel, Dobrewsky, Voigt, Ungar und hauptſächlich der Profeſſor Ronko, der Verfaſſer einer mit lobenswürdiger Freymüthigkeit geſchriebenen Geſchichte Johann Huſſens.

Auch drey oder vier einſichtsvolle und fleißige Naturforſcher giebt es untrr den hieſigen Gelehrten.

Von dieſen reellen Gelehrten, ſpringe ich auf ſieben leidige Belletriſten über, die keine reelle Gelehrte ſind.

Ignaz Cornova, Lehrer der Beredſamkeit. Thäte ich es nicht der Vollſtändigkeit wegen, oder Dir zu gefallen, damit Du weißt aus was für Winkeln, und aus was für Federn in jetzigen Zeitläuften Gedichte ſich ins Publikum drängen, ſo erwähnte ich der Männer von dem Gehalte dieſes, auch nicht einmal den Namen nach.

Felmer, dramatiſcher Dichter und Verfaſſer verſchiedener in das Theaterfach einſchlagender unreifer Aufſätze, die im Gothaiſchen Theaterjournal zu finden ſind. Sein **Chargenverkauf**, ein Luſtſpiel, hat weder überlegten Plan, noch natürlichen Dialog, noch korrekte Sprache.

Hebenſtreit, hat auch einige unverdauete dramaturgiſche Aufſätze und ein ſchlechtes Schauſpiel geliefert.

Johann Joſeph Nunn, Conſiſtorialſecretair allhier, hat einige Schauſpiele aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen ſchlecht überſetzt, denn er kann kein Deutſch; und ein eigenes Luſtſpiel, das **Fräulein Helmont**, betitelt, herausgegeben, das ſich erbärmlich lieſet, eben weil er kein Deutſch kann.

Pollinger, iſt Verfaſſer eines Trauerſpiels, Antonie del Paſſiano, das der Kritik Thränen erpreßt. Es hat weder Plan noch Verwicklung, und die Alltäglichkeit der darinn aufgeſtellten Charaktere, macht gegen den bombaſtiſchen Ton des Dialogs einen höchſt ekelhaften Contraſt.

Johann Sagar, Schloßhauptmann allhier. So fruchtbar auch die öſterreichiſchen Länder zuſammen genommen, an dramatiſchen Schriftſtellern ſind, ſo ausgebreitet und allgemein auch der Geſchmack am Theater daſelbſt herrſcht; iſt doch noch kein klaſſiſcher Dramatiker daſelbſt aufgeſtanden, der auch in den übrigen Provinzen von Deutſchland als ſolcher anerkannt, geleſen und geſehen würde. Dagegen wimmelt es von mittelmäßigen Schauſpieldichtern zu Prag, Brünn, Linz und Wien, von denen dieſer Sagar auch einer iſt, denn keines ſeiner Schauſpiele iſt auswärts bekannt geworden.

Die Gemahlin dieſes Dramatikers hat im Fache der Romanendichtung gerade ſo viel geleiſtet, als er in der Theaterdichtung.

Schönfeld, vormals Jude, als welcher er Hirtengedichte, und nachher Proſelyt, als welcher er chriſtliche Oden ſchrieb. Ich wünſchte, er träte von der Dichtkunſt zu irgend einem Gewerbe über, die Kritiker würden über dieſe Apoſtaſie nicht ſo böſe auf ihn werden, als es ſeine Brüder in Moſe, über jene geweſen ſeyn ſollen.

So weit und nichts weiter von Prag. Lebe wohl.

Acht und zwanzigſter Brief.

Prag.

Das ſchöne Wetter, und die herrliche Lage dieſer Stadt haben mich acht Tage länger aufgehalten, als ich mir vorgeſetzt hatte. Ich bin in Verlegenheit, was ich Dir von hier aus noch ſchreiben ſoll. Mein voriger Brief hat alles erſchöpft, was Dich von Prag intereßiren konnte.

Ich erinnere mich, daß ich auf meinen Streifereyen durch Deutſchland, ſo ungezwungen ich mich auch dabey benehme, dennoch nicht alle die Städte, Flecken und Dörfer, worin ſich vorzügliche Köpfe aus Deinem Fache aufhalten, werde beſuchen können; und doch wünſchte ich, daß Dir meine Briefe einen vollſtändigen Abriß der neueſten deutſchen Litteratur geben möchten — Dieſer Brief ſoll Dir alſo das ſeyn, was man bey groſſen Werken der ſchwerfälligen Gelehrſamkeit **Supplementenbände** nennt, nur mit dem Unterſchiede, daß er durch Zuſätze wirklich Vollſtändigkeit befördern ſoll, ſtatt daß in jenen der Autor nicht ſelten ſich ſelbſt widerlegt, Sottiſen mit Sottiſen entſchuldigt, und Zuſätze zu ſeinen Zuſätzen, unter Rubriken, Annotationen, Paragraphen und Abſätzen liefert, deren Ober- und Unterabtheilungen alle europäiſche, aſiatiſche und afrikaniſche Zahlenzeichen, und alle Alphabete, heidniſche ſowohl als jüdiſche und chriſtliche, ſchier zu erſchöpfen pflegen.

Auch einige verſtorbene Schriftſteller muß ich Dir, um keine Lücke zu laſſen, bey dieſer Gelegenheit aufſtellen.

Der däniſche geheime Rath und Kammerherr, Freyherr Bachoff von Echt, privatiſirt jetzt auf ſeinen Gütern im Altenburgiſchen. Es iſt doch wahrlich keine kleine Tugend der Dichtkunſt, daß ſie ſo allgemein, und von allen Ständen geſchätzt und geübt wird, und daß man ſie ſo gerne wählt, um die Stunden, die man ſchwerern Geſchäften abſtiehlt, in ihrer Geſellſchaft hinzubringen. Dieſer Mann, der den größten Theil ſeines Lebens unter politiſchen Geſchäften, als Geſandter zu Madrid, Regensburg und Dresden zubrachte, kam am liebſten zu ihr zurück, wenn er ſeiner geiſtbedrückenden Charge auf eine Weile vergeſſen, und ſein Herz mit höhern Freuden erheitern wollte, als Bälle, Spiel und Aſſembleen gewähren können. In ſolchen Minuten ſchrieb er ſeine Gedichte,

dichte, (geiſtliche und weltliche Oden und Lieder) die eine Menge rührender und herzerhebender Stellen enthalten, und vor vielen andern den Vorzug haben, daß ſie im erſten innigen Herzenserguß, ohne kalte Künſteley und ängſtliche Silbenſtecherey, hingeſchrieben ſind.

Iſaſchar Behr, ein jüdiſcher Doktor der Arzneygelahrtheit zu **Haſenpoth** in **Kurland**, hat **Gedichte eines polniſchen Juden** herausgegeben, von welchen **Ramler** einige in ſeiner **lyriſchen Blumenleſe** aufgenommen hat. Auſſer, daß ſie von dem wahren poetiſchen Geiſte ihres Verfaſſers zeugen, empfehlen ſie ſich auch durch den Umſtand, daß ſie von einem gebohrnen europäiſchen Wilden, unter europäiſchen Wilden ſind geſungen worden.

Joachim Chriſtian Blum, privatiſirender Gelehrter zu **Rathenau** in der Mittelmark, blühete ſchon in den frühern Zeiten unſerer Litteratur auf, folgte ihr aber nicht auf den Fuß, ſondern blieb um das Jahr 1774 auf einem gewiſſen Punkt ſtehen, von wo aus er nicht weiter fortgerückt iſt. Seine neuern Schriften übertreffen jene, die vor dieſem Zeitpunkt erſchienen, nicht, ſind ſelbſt in manchen Stücken tief unter denſelben. Ich bin weit entfernt, ihm dies zur Laſt zu legen, da ich ſehr wohl weiß, daß dem Geiſte, wie dem Körper ein Ziel geſetzt iſt, das er nicht überſchreiten kann; aber das ſteht doch in der Gewalt des Menſchen, aufzuhören, wenn ihm die Kräfte zum fortfahren fehlen? Mit ſeinen Spaziergängen hätte Blum aufhören ſollen; denn es bedurfte ſeines Sprüchwörterbuchs, ſeiner Reden, und ſeiner Neuen Spaziergänge nicht, um ſein Andenken bey dem aufmerkſamen Litterator in Blüthe zu erhalten.

Der Profeſſor Wilhelm Chriſtian Guſtav Caſparſon zu Caſſel, trat in den frühern Zeiten unſerer Litteratur mit Gedichten auf, die für den damaligen Geſchmack nicht ſo ſchlecht waren, als ſie es für den heutigen ſind. Es waren Lobgedichte, Lehrgedichte und Oden auf beſondere Vorfälle geſungen. Nach der Zeit wagte er ſich auch in das Theaterfach, aber mit eben ſo wenig Erfolg, denn ich zweifle, ob ſeine beyden Trauerſpiele, Tasnhilde und Theutomal, noch einem Theaterfreunde bekannt ſeyn möchten. Und wirklich verliert das Theater nichts, daß ſie vergeſſen ſind, denn Stoff, Plan, Anlage und Ausführung ſind ſehr mittelmäßig, und haben ſämmtlich einen Ton von Ungelenkigkeit, den man bey Theaterſtücken durch-

durchaus nicht gelten laſſen darf, wenn man nicht die ſtärkſten Grundſäulen, worauf ihr Succeß beruhet, untergraben will. Deſto rühmlicher iſt für **Caſparſon** ſein glückliches Studium mit Unrecht vergeſſener altdeutſcher Schriftſteller, und um ſo ehrenvoller, da man ſich nicht ohne einen groſſen Schatz hiſtoriſch-litterariſcher Kenntniſſe an daſſelbe wagen darf, wenn man ſich nicht in Gefahr ſetzen will, von männiglich als ein ſeichter Kopf ausgezeichnet zu werden.

Florenz Arnold Consbruch, Richter, Gohgraf und Landſyndikus zu **Herford** in **Weſtphalen**, iſt jetzt Invalide in Deinem Fache, denn er arbeitet ſeit zwanzig Jahren nicht mehr in demſelben, und ſcheint ſo ziemlich vergeſſen zu ſeyn. In den frühern Zeiten unſerer Poeſie, lieferte er einige kleine Beyträge zu derſelben, die, wie damals faſt alles, in kleinen Liedern, verſifizirten Erzählungen, Fabeln und Schäfergedichten beſtanden, in welchen er ſich der Manier **Hagedorn's** und **Gleim's** ziemlich nähert, und ſie in einigen Stellen wirklich erreicht.

Es giebt drey **Cramers**, die für Dein Fach geſchrieben haben, aber ſehr diſparate Köpfe ſind.

Johann Andreas Cramer, Doktor und Profeſſor der Theologie, auch Prokanzler der Univerſität zu Kiel, iſt einer der verehrungswürdigſten, gründlichſten und geſetzteſten deutſchen Gelehrten, der ſchon früh dem Wachsthum unſerer Litteratur in Geſellſchaft ſeiner Freunde (Klopſtock, Rabener, Weiſſe, Gärtner u. a. m.) unter die Arme griff, und bis jetzt noch nicht, (wenigſtens in ſeinem jetzigen Fach) die Hände von ihr abzieht. Seine Arbeiten in der ſchönen Litteratur, namentlich ſeine Pſalmenüberſetzung, und ſeine Lieder und Oden haben ſich bis jetzt im blühendſten Andenken erhalten, und werden auch nicht untergehen, ſo lange man groſſe und edle Gedanken, in einer kernigten, kraftvollen und reinen Sprache vorgetragen, ſchätzen wird.

Carl Friedrich Cramer, ſein Sohn, Profeſſor der Philoſophie zu Kiel, iſt ein Mann von vielen feinen Kenntniſſen, von gebildetem Geſchmack, und manchen andern guten Schriftſtellergaben; aber er hat noch nicht gehörig verdauet, und ſein Blut iſt noch zu warm; auch verwechſelt er immer noch erlaubtes Selbſtgefühl mit unerlaubtem kleinen Dünkel, und giebt ſich zuweilen gegen Männer, deren litterariſchen Verdienſten die ſeinigen noch nicht werth ſind

die

die Schuhriemen zu löſen, ein zu groſſes Air. Er macht einen wahren Gegenſatz gegen den männlichen Ernſt ſeines Vaters. Aber mit den Jahren, und wenn er erſt mehr handeln als deklamiren wird, dürfte ſich dieſe Petulanz legen, und dann wird er erſt fühlen, wie klein die Rolle war, die er die Zeit her öfters in unſerer Litteratur geſpielt hat. Ich hoffe, um ſeines eigenen Beßten willen, daß dieſe Epoche bald eintreten werde, und dazu habe ich um ſo mehr Urſach, da ſein ſchwammiges Milchfleiſch ſeit einiger Zeit ſich wirklich etwas kondenſirt zu haben ſcheinen will.

Der dritte **Cramer** iſt ein gar mittelmäſſiger Kopf, und Verfaſſer von drey oder vier ſchaalen Romanen, (Menſchenſchickſale; Geſchichte eines relegirten Studenten ꝛc. ꝛc.) die Dir vielleicht aus dem traurigen Ende bekannt ſind, das ſie in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek genommen haben.

Auch giebt es zwey Funk in unſerer Litteratur, die aber nur den Namen miteinander gemein haben. Die Köpfe ſind erſtaunlich verſchieden.

Cott-

Gottfried Benedikt Funk, iſt Rector der Domſchule zu Magdeburg und ein heller denkender Mann, der einen Schatz von praktiſcher und angenehmer Gelehrſamkeit ſich zu ſammlen gewußt hat. In unſerem Fache iſt er durch ſeine **kleinen Beſchäftigungen für Kinder**, durch einige geſchmackvolle Umarbeitungen und Abkürzungen einiger Arbeiten älterer Dichter, und durch einige geiſtliche Lieder in **Zollikofer's Geſangbuche** bekannt.

Johann Daniel Funk, iſt ein mittelmäßiger Kopf, der einige unbedeutende Gedichte hie und da in fliegenden Blättern und in Wochen- und Monatsſchriften hat ausgehen laſſen. Er iſt Candidat der Rechte zu Königsberg.

Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg, königl. däniſcher Conſul und Reſident zu Lübek. Der Kritik hat er in den **Briefen über die Merkwürdigkeiten der neueſten Litteratur**, manches Opfer gebracht; der Poeſie, durch mancherley kleine lyriſche Stücke; und dem Theater hauptſächlich durch ſein Trauerſpiel, **Ugolino**, das jetzt ganz vergeſſen iſt. Wollte man es wieder hervorziehen, ſo würde man finden, daß er den **Shakeſpear** glücklicher ſtutik hat, als die meiſten ſeiner Nacharbeiter. Freylich iſt das Stück in einigen Stellen wild und unbändig, und der Effekt ſcheint auf tiefe Erſchütterung und Grauſen kalkulirt zu ſeyn; aber dafür findet man auch eine Menge kleiner und feiner Naturzüge, welche die Seele des Leſers in jene angenehme Bewegung ſetzen, die aus dem unmittelbaren Anſchauen der Natur ſelbſt entſteht, und eben dadurch zeigte **Gerſtenberg**, daß er mit Sinn und Gefühl nachahmte, und daß er Beruf hatte, der Schöpfer einer Welt im Kleinen zu werden. Er hat für Dein Fach lange nichts geliefert.

Johann Nikolaus Götz, weiland Superintendent zu **Winterburg**, in der hintern Grafſchaft **Sponheim**. Einer unſerer angenehmſten, gefälligſten Dichter, der mit einer lebhaften Phantaſie viel guten Geſchmack, eine hinreiſſende angenehme Sprache, und die Kunſt eines leichten Versbaues verband. Seine Gedichte ſind von **Ramler** geſammlet, verbeſſert und herausgegeben worden, aber mir dünkt, als ob ich einige Stellen derſelben in den erſten Abdrücken leichter und gelenkiger geleſen hätte.

Johann Georg Hamann, Packhofverwalter zu **Königsberg**, ein ſehr ſonderbarer

Kopf, aus dem man zur Zeit noch nicht klug geworden iſt, wahrſcheinlich blos aus der Urſach, weil er nicht will, daß man aus ihm klug werden ſoll. Er hat hie und da ganz ſeine Sächelchen über Dein Fach geſagt, aber größtentheils auf eine Art, die dem barocken Charakter, den er als Schriftſteller wirklich hat, oder nur affektirt, völlig entſpricht. Darum weiß ich nicht, wohin ich ihn rangiren ſoll: unter die Societät ſehr heller Köpfe, oder in ein litterariſches Irrenhaus? Aber es kömmt blos auf ihn an, mir einen Wink zu geben, den ich verſtehe.

Wilhelm Heinſe, der zu Düſſeldorf privatiſirt, iſt ein junger dichteriſcher Kopf, der viel Geiſt, Geſchmack, Beleſenheit und Kenntniſſe des Alterthums gezeigt hat. Seine Laidion mag Beleg zu dieſen Zügen ſeyn. Aber durch einen misverſtandenen Nachahmungsgeiſt hat ſich ſeine Phantaſie ein wenig auf eine falſche Seite gelegt; ſie mag ſich gern mit ſchlüpfrigen Gemälden, die zuweilen in Sittenloſigkeit ausarten, beſchäftigen, und man ſieht wohl, wer das Muſter war, nach dem er ſich bildete; man ſieht aber auch, wie falſch der Weg iſt, der er zur Erreichung dieſes Zweckes einſchlug, und wie unglücklich einige ſeiner Verſuche abgelaufen

gelaufen ſind, weil er, die Feinheit und Delikateſſe ſeines Muſters zu erreichen, weder Behutſamkeit, noch Geſchmack, noch Kräfte, noch ſeine Verſchleierungskunſt genug zu beſitzen ſcheint. Beweiſe hiervon geben die Gedichte, die er unter dem angenommenen Namen Roſt herausgab, ferner diejenigen, welche in der Sammlung **der Gedichte im Geſchmack des Grecourt** von ihm zu finden ſind, und endlich ſeine Ueberſetzung von **Petron's Satyrikon.**

Peter Wilhelm Hensler, weiland Landſyndikus zu Stade. Die kleinern Gattungen unſerer Dichtkunſt haben an ihm einen wackern Bearbeiter verloren. Seine Werke, die ſein Bruder (P. G. Hensler) und der Rektor Voß herausgegeben haben, verdienten recht ſehr, geſammlet und aufbehalten zu werden. Sie empfehlen ſich hauptſächlich durch Geſchmeidigkeit, gute Diction, artige Einfälle, ſtechende Laune und Korrektheit, und waren von jeher Perlen unter dem Dünger, den die Almanache und Blumenleſen herzuführen.

Theodor Gottlieb Hippel, Bürgermeiſter zu Königsberg. Seine ältern Arbeiten aus Deinem Fache fallen in eine Zeit, die ſie berech-

berechtigt, Nachſicht zu fodern, und dieſe geſtehe ich ſeinen Gedichten; (Königsberg 1756) ſeinen Rhapſodien; (ebendaſ. 1757) ſeinem Mann nach der Uhr (1760) und ſeinen ungewöhnlichen Nebenbuhlern (Luſtſp. 1763) gern und willig zu. Seine neuern Arbeiten, die nur zum Theil hieher gehören, ſind einzelne Abhandlungen in periodiſchen Blättern, und reichen nicht zu, um ein vollſtändiges Portrait von ihm zu geben. Wär er aber der Verfaſſer der Lebensläufe in aufſteigender Linie, ſo wollte ich ihn wohl zeichnen, wenn ich es gewiß wüßte, da dies aber nicht der Fall iſt, ſo will ich ihm weder durch Lob noch durch Tadel zu nahe treten. Beydes würde geſchehen, wenn er nicht der wahre Verfaſſer wäre.

Ludewig Chriſtian Heinrich Hölty, weiland Candidat der Theologie zu Hannover, todt ſeit 1776. Die Arbeiten dieſes gutherzigen Dichters haben bey unſerer Nation viel Beyfall gehabt; und wahr iſts, daß ſeine Muſe eine eigene ſanfte und gefällige Manier hatte, die beſonders dem jüngern Theil des Publikums von Herzen gefiel. Ihre liebſte Bilderey war frohe, ländliche Unſchuld; ſie zeigte ein gewiſſes ſchwermüthiges, dem Grabe entgegen ſchmachtendes Gefühl; ein warmes Herz

für

für Religion und Tugend; eine ausgezeichnete Prädilection für Einſamkeit, Nacht, Grabesſtille, ſchauervolle Erſcheinungen, Enthuſiaſmus für zukünftige ewige Freuden, und alle die übrigen Bilder, die dem guten Menſchen, der auf Erden keine Freude hat, und ſie in einer andern Welt zu finden hofft, ſo natürlich ſind. Darum gelang ihm auch nie die feurigere Ode, und wo er kraftvoll ſeyn wollte, wurde er ſchwülſtig. Sein Schwung iſt erkünſtelt, und es wird ſehr ſichtbar, wie ſich ſein ſanfterer Geiſt zur lyriſchen Begeiſterung zwingen will. Seine Balladen ſind gröſſtentheils artig, und ſcheinen Früchte ſeiner heitern Momente geweſen zu ſeyn, ob es gleich bey einigen ſehr ſichtbar wird, daß Laune und Jovialität nur ſehr zufällige und ſeltene Gaben ſeines Geiſtes waren. Voß und der jüngere Graf zu Stolberg verdienen Dank für die von ihnen beſorgte Ausgabe ſeiner Gedichte, und die Auswahl, die ſie dabey getroffen haben, macht ihrer Freundſchaft zum Verſtorbenen, und ihrem Geſchmacke eben ſo viel Ehre, als die hirnloſe Compilation des Pſeudoeditors Geyßler, ihrem jämmerlichen Redacteur, Schande macht.

Johann Ludwig Huber, Regierungsrath zu Tübingen, iſt auch einer von unſern ältern Schriftſtellern, die nicht ſo viel Wind machen, als unſere jüngern, aber dafür deſto ſtärker am Geiſte ſind. Ich wette eins gegen tauſend, daß hundert deutſche Leſer, welche die Mitarbeiter an den Blumenleſen und Muſenalmanachen, und die modernſten Romanen- und Komödienſchreiber an den Fingern herzuſagen wiſſen, dieſen Mann nicht kennen, kaum von ihm gehört haben, der mit wahrem und gebildetem Geſchmack, mit wahrem dichteriſchen Feuer, und lyriſcher Erhabenheit, mit wahrer Laune, treffender Satyre, wahrem anakreontiſchen Scherze und beneidenswürdiger Leichtigkeit, Arbeiten geliefert hat, die unſerer Litteratur noch Ehre machen werden, wenn der modiſche Spreu längſt vom Winde verwehet ſeyn wird. Die verbeſſerte Ausgabe ſeiner Werke, die er neuerlich beſorgt hat, iſt eine Stärkung für jeden Mann von Geſchmack, dem in jetzigen Zeitläuften ſo ſelten etwas für ſeinen feinern Gaumen geboten wird.

Uebrigens muſt Du dieſen Huber nicht mit Michael Huber zu Leipzig verwechſeln, der einige Werke unſerer beßten Schriftſteller mit Fleiß und Geſchmack ins Franzöſiſche überſetzt hat.

Johann Georg Jacobi, Profeſſor zu Freyburg, und der einzige Dichter, den Deutſchland in ſeiner Art aufzuweiſen hat. Seine Manier hat er nach den Griechen und Franzoſen gebildet; aber er iſt zarter als jene, und geſchwätziger als dieſe. Seine Sprache iſt ſo ſanft als ſein Herz, und ſeine Scherze ſo fein als ſeine Empfindungen. Seine Philoſophie beſchäftigt ſich hauptſächlich mit Liebe, Freundſchaft, Gutherzigkeit, harmloſer Unſchuld, und mit jeder Tugend, die aus warmer Menſchenliebe entſpringt; ſein Herz ſpricht faſt immer, ſein Kopf ſelten, und es ſcheint, als wenn wir durch dieſen Umſtand nichts verlören, denn ſein Geiſt ſcheint ſich nur mit Mühe von lachenden Bildern der Phantaſie loszureiſſen, um die dürreren Felder der Speculation zu beſuchen. In ſeiner Manier nähert er ſich unter unſern jüngern und ältern Dichtern, ſeinem Freunde **Gleim** am meiſten, doch haben ſeine Werke noch einen viel ſtärkern Anſtrich von Galanterie, Tändelphiloſophie und Empfindſamkeit. Seine Sprache iſt korrekt, geſchmeidig, und ſchließt ſich ſeinen Empfindungen dergeſtalt an, daß man zweifeln könnte, ob die Empfindungen der Sprache zugehören, oder die Sprache den Empfindungen.

Sein Bruder (**Friedrich Heinrich Jacobi**) iſt geheimer Rath zu **Düſſeldorf**, und durch mancherley Aufſätze im deutſchen Merkur und Muſeum, und durch ſeinen **Woldemar** als ein Mann bekannt, der mit ächtem philoſophiſchen Scharfſinn der Wahrheit Schritt vor Schritt folgt, und mit einem hellen Beobachtungsgeiſt, ſo viel Sorgfalt, auch auf das Aeuſſere ſeines Vortrags verbindet, daß er in ſeinem Fache als klaßiſcher Schriftſteller gelten kann. Sein männlicher Ton macht einen wunderſamen Contraſt, mit dem ſanften Geliſpel ſeines Bruders. Er ſoll auch Verfaſſer der kleinen Schrift ſeyn: **Etwas, das Leßing geſagt hat.** –

Der Profeſſor an der hohen Cameralſchule zu **Lautern, Johann Heinrich Jung**, iſt in Deinem Fache durch eine Reihe von Romanen bekannt, wovon der folgende immer ſchlechter iſt als der vorhergehende. Sein beßter iſt die Geſchichte **Stillings**, der von einem Theile des Publikums gerühmt und auspoſaunt, und von dem andern tief herabgeſetzt wurde. Beyde Theile hatten Recht. Simple, unverkünſtelte Natur, wahre Herzensfrömmigkeit, ein deutlicher, natürlicher Vortrag, lebendige Darſtellung ſchöner Scenen aus der lebloſen Natur, gefielen dem einen, und pietiſtiſche Geiſtesſtimmung, Glauben an inneres Licht, Predigerton, und Herrenhuthermoral, gemein und ſchleppend vorgetragen, mißfielen dem andern. Der eine überſah die Schwächen des Buchs, der andere ſeine Schönheiten, und beyde thaten Unrecht. Ich gehe die Mittelſtraſſe, und lobe den Verfaſſer als genauen Beobachter und Maler der Natur, und als harmloſen gutherzigen Mann; und lächle über ihn als frommen Enthuſiaſten, der ohne Kenntniß der Welt, gern alle ſeine Leſer zu Schwärmern machen will. — Alles dies gilt nur von ſeinem Stilling. Die Geſchichte des Herrn von Morgenthau, und die Begebenheiten Florentins von Fahlendorn haben alle Fehler deſſelben, aber keine ſeiner Schönheiten, und werden dem Leſer von Geſchmack, bey ſeinem beßten Willen, höchſt ekelhaft.

Chriſtian Ewald von Kleiſt. Der frühe Tod dieſes Helden und Dichters, iſt für unſere Litteratur ein faſt unerſetzlicher Verluſt. Seine Muſe beſchäftigte ſich, wie es ſcheint, am liebſten, mit den ſanftern Scenen der Natur, und ſtellte ſie in einer Manier dar, die von falſcher Empfindſamkeit und Süßlichkeit, und von rohem Bardenſinn, der in Cataracten und himmelanſtrebenden Felſen einzig ſich gefällt, gleich weit entfernt iſt. Daher ſind ſeine Oden und Hymnen frohe Ausbrüche eines vollen überflieſſenden Herzens, und nicht gekünſtelte, gewaltſame Anſtrengungen einer feſſelloſen Phantaſie, die dunkel wird, wenn ſie kraftvoll und erhaben ſeyn will. Eben dieſen Ton von Mäſſigung haben auch ſeine epiſchen Gedichte, die jedoch, bey allen ihren einzelnen Schönheiten, unter ſeinen Arbeiten, offenbar den niedrigſten Rang behaupten. Sein **Frühling** verſchafte ihm zuerſt litterariſchen Ruf, und würde ihm auch denſelben erhalten, geſetzt auch, daß manche ſeiner kleinern Arbeiten phyſiſch und moraliſch verloren giengen. Daß ſein Andenken bey dem beſſern Theile des leſenden Publikums noch blühe und grüne, zeigen die wiederholten Auflagen ſeiner Gedichte, und daß er lange noch leben werde, wenn die heurigen Dichterlinge, die nur auf äuſſern Schimmer halten, längſt vergeſſen ſind, dafür bürgt ihr innerer Werth, welchen weder der Wechſel des Geſchmacks noch der Zeit wird verringern können.

Magnus Gottfried Lichtwehr, weiland Hof- und Regierungsrath zu Halberſtadt. Als Fabeldichter iſt Lichtwehr einer unſerer beßten. Er erzählt leicht und natürlich, ſeine Moral iſt paſſend, und wird nicht durch Strenge abſchreckend; ſeine Verſe ſind faſt durchaus flieſſend, und ſeine Sprache iſt korrekt. Sein Witz iſt ungezwungen, und ohne Prätenſion, und ſeine Laune unaffektirt, und beſtändig Jovialität des Augenblicks. Aber ſein Lehrgedicht (das Recht der Vernunft) iſt kalt der Anlage, dem Plane und der Ausführung nach.

Johann Friedrich Löwen ſtarb 1773 als Regiſtrator zu Roſtock. Viel hat unſere Litteratur an dieſem Schriftſteller nicht verloren, denn er zeigte ſich weder im dramatiſchen, noch im lyriſchen Fache, als ein groſſer Kopf. Alle ſeine Arbeiten, ſein Drama, wie ſeine Ode und ſein Lehrgedicht, haben etwas leeres, wodurch ſie weder kalt noch warm werden, und Sprache und Versbau ſind nicht korrekt. Seine Romanzen ſind noch das beßte, was er geliefert hat, obgleich ſie eben ſo wenig ſtrenge Kritik aushalten. Vielleicht entſchuldigt den Dichter das Zeitalter, worin er ſchrieb. Wahrſcheinlich hätte er ſich in der Folge von dieſen Fehlern losgemacht.

Johann Mauvillon, Hauptmann zu Caſſel, iſt durch ſeinen Antheil an dem Buche: **Ueber den Werth einiger deutſchen Dichter**, bey einem groſſen Theil unſeres Publikums in übeln Ruf gekommen; bey mir aber nicht, weil ich überzeugt bin, daß in dem Buche viele Wahrheiten geſagt ſind, die weiter keinen Fehler haben, als daß ſie früh geſagt wurden. Das jetzige Betragen unſeres Publikums gegen die Männer, die man damals gemißhandelt glaubte, beweißt ja, daß **Mauvillon** und **A. L. Unzer** ſo ganz unrecht nicht gehabt haben müſſen. Ich glaube aber, daß man den größten Anſtoß an dem impoſanten Tone genommen hat, worin jene Wahrheiten geſagt wurden, nicht an den Wahrheiten ſelbſt. — Mauvillons Ueberſetzung des Orlando furioſo iſt ſchlecht, und kaum vom Anfange herein lesbar.

Johann Martin Miller, Profeſſor am Gymnaſium, und Prediger am Münſter zu **Ulm**. Die Epoche dieſes Schriftſtellers ſcheint jetzt vorbey zu ſeyn; aber ſeine Romane ſind darum doch, und bleiben die beßten von allen, die nach ihr bis auf 1785 erſchienen ſind. Immer noch bleibt dieſes Fach in den Händen der Schüler, Studenten und Candidaten, und

iſt

iſt jedem Manne von Geſchmack verächtlich geworden. Millers gute Seiten, wohin ein guter Vortrag, ſtrenge Moralität, Simplicität, ein gewiſſer menſchenfreundlicher Trübſinn, und keuſche Liebe gehören, können ſie nicht erreichen; aber ſeine Weitſchweifigkeit, ſeine weinerlichen Empfindeleyen, ſeinen Mangel an Weltkenntniß, und ſeine flache einſeitige Charakterſchilderungen, haben ſie im hohen Grade ſich eigen zu machen gewußt, und ſo ſind denn die abominabeln Sudeleyen entſtanden, die noch mit jeder Meſſe immer häufiger werden.

Johann Samuel Patzke, Paſtor an der Heiligengeiſtkirche zu Magdeburg. Die Arbeiten dieſes Mannes, die in Dein Fach gehören, fallen in eine Zeit, wo unſere Litteratur ſo eben auf eigenen Füſſen ſtehen lernte, und wo deutſche Sprache und Geſchmack bey weitem noch nicht zu der Reinigkeit gediehen waren, als jetzt, deshalb verdienen ſie billig Nachſicht. Seine neuern Arbeiten ſind muſikaliſche Gedichte, als: (der Tod Abels, Idamant, oder das Gelübde, Hermanns Tod, Saul oder die Gewalt der Muſik ꝛc. ꝛc.) welche, durch die Compoſition eines Rolle unterſtützt, groſſen Effekt thun, auſſerdem aber nicht lesbar ſind. Die nützlichſten Arbeiten dieſes Schrift-

Schriftſtellers (ſein überſetzter **Tacitus**, ſein **Greis**, und ſeine **Predigten**) gehören nicht vor mein Tribunal.

Conrad Gottlieb Pfeffel, Hofrath zu **Colmar**. Als Fabuliſt iſt dieſer Mann unſtreitig einer der vorzüglichſten in unſerer Litteratur. Er erzählt ſimpel und ohne Prunk, mit einer gefälligen, aber ſcharfen Laune, paſſend, treffend, und mit einer Leichtigkeit, die nur allein das Attribut eines gebildeten Geſchmacks iſt. Seine Moral fließt ſo unerwartet und rein, und trifft ihr Ziel ſo gewiß, daß ich dem hellen Kopfe dieſes Mannes meine Bewunderung nicht verſagen kann. Seine übrigen kleinen Gedichte, Epiſteln und Epigrammen, haben ſämmtlich einen angenehmen Anſtrich von Politur, feinen Scherz, natürlicher Laune, und einen Reichthum an artigen, naiven Wendungen. Um unſer Theater hat er ſich durch ſeine **Theatraliſchen Beluſtigungen nach franzöſiſchen Muſtern** viel Verdienſte erworben, die man aber nicht ſo zu erkennen ſcheint, als es ſich gebührte. Seine eigene dramatiſchen Arbeiten ſind voll ſchöner Stellen, haben gute Anlage und wohlüberdachten Plan; aber ich weiß nicht, woran es liegt, ſie thun keinen Effekt, weder bey der Lectür noch bey der Vorſtellung. Man ſpielt ſie auch nicht mehr.

Jo-

Johann Gottlob Benjamin Pfeil, Doktor der Rechte und Amtmann zu Rammelsburg im Mannsfeldiſchen, iſt ein reſpektabeler Kopf, der ſich mit geſunder Philoſophie genährt hat, und überhaupt einen Schatz von gemeinnützigen Kenntniſſen beſitzt, die ihn zu einem gröſſern Wirkungskreis qualificiren. Beweis hiervon iſt ſein Werk: die glückliche Inſel, oder Beytrag zu Cooks neueſten Entdeckungen in der Südſee, 1781. In Deinem Fache hat er ſich durch den bekannten Roman: Geſchichte des Grafen von P. der fünf Auflagen erlebt hat, und durch einen Verſuch in moraliſchen Erzählungen bekannt gemacht.

Johann Georg Pfranger, Hofprediger zu Meinungen, und Verfaſſer des Mönchs von Libanon. Einzeln und für ſich betrachtet, iſt dies Werk ein Meiſterſtück: reich an herzlichen, rührenden Scenen und einzelnen Stellen, und in einer edlen, korrekten Sprache abgefaßt, die ſehr fruchtbar an paſſenden Bildern und treffenden Gleichniſſen iſt — aber als Widerlegung von Nathan den Weiſen betrachtet — ein Zwerg gegen den Rieſen!

Gottlieb Wilhelm Rabener, weiland Oberſteuerrath zu **Dresden**, todt ſeit 1770. Mehrentheils vergißt man die Satyriker zugleich mit den Lächerlichkeiten, die ſie züchtigten, und dies iſt auch bey **Rabenern** im Ganzen der Fall geweſen. Dem Menſchenkenner bleibt er immer wichtig, um aus ſeinen Schriften die Sitten ſeines Zeitalters zu ſtudiren, aber dem flatterhaften Leſervolk, das nur immer nach dem neueſten haſcht, wird er bald ganz unbekannt werden, ſo wenig er es auch verdient; denn ich kenne keinen jetztlebenden Deutſchen, der für unſer Zeitalter das iſt, was er für das ſeinige war; der mit einer ſo reichen Ader von Witz und guter Laune, mit ſo viel Welt- und Menſchenkenntniß, und mit der glücklichen Gabe, die lächerlichſten Seiten ſeiner Gegenſtände hervorzuheben, ſo viel Rechtſchaffenheit, Biederſinn, und Abſcheu vor allen Perſonalitäten, die ſich manche Satyriker aus Haß oder Rachſucht erlauben, zu verbinden wußte. Allen Männern von Kopf wird **Rabener** immer verehrungswerth bleiben, und er ſelbſt verliert nicht einen Deut von dem Ruhme, in welchem er bey dem einſichtsvollern Theile des Publikums ſteht, wenn auch der groſſe Haufen lieber nach einem ſchaalen Roman greift, als nach ſeinen Briefen.

Daniel Schiebler, weiland Doktor der Rechte und Canonicus zu **Hamburg**, durch ſeine verſificirten Arbeiten, hauptſächlich aber durch ſeine Romanzen rühmlichſt bekannt. Sein früher Tod iſt allerdings ein Verluſt für unſere Litteratur, denn ſeine Gedichte (die **Eſchenburg** geſammlet und herausgegeben hat) zeigen ſehr viel Anlage, die unſerer Litteratur mit der Zeit hätte Ehre machen können.

David Chriſtoph Seybold, Profeſſor an dem Gymnaſium zu **Buchsweiler**, iſt hauptſächlich durch ſeine gründlichen und ausgebreiteten philologiſchen Kenntniſſe bekannt. In Deinem Fache hat er ſich durch einige Arbeiten gezeigt, die ohne ſeinen Namen herausgekommen ſind; dahin gehört z. B. **Reitzenſtein, oder die Geſchichte eines deutſchen Officiers**, ein angenehmer Roman, der zu ſeiner Zeit ſtark geleſen worden iſt.

Friedrich Julius Heinrich, Freyherr von Soden, geheimer Regierungsrath zu **Anſpach**, hat ſich im Fache der Dramatik, und auch als Ueberſetzer vortheilhaft gezeigt. Für erſteres hat er einen **Heinrich den Vierten** (Trauerſpiel) und eine Operette: **das Grab in Arkadien**, geliefert; und als letzterer eine Ueber-

Ueberſetzung von **Cervantes Perſiles und Sigismunde**, und den **ſchmerzlichen Zwang** in **Bertuchs Spaniſchem Magazin**. Daß er auch in ſeinem eigentlichen Fache nicht gemeine Kenntniſſe beſitze, zeigen unter andern, ſein Geiſt der **Criminal-Geſetze**, und ſeine **Cameraliſtik**.

Franz Carl von Stamford, Ingenieur-Hauptmann zu **Potsdam**. Seine Gedichte, die in den Muſenalmanachen zerſtreuet ſtehn, verdienen vor allen andern, die darinn aufgeſtellt ſind, bemerkt zu werden. Sie empfehlen ſich durch gedrungene Sprache, korrekten Versbau, Simplicität, Natürlichkeit der Empfindungen, und durch lebhafte Phantaſie.

Chriſtoph Joſeph Sucro, war Profeſſor am Gymnaſium zu **Coburg**, und iſt todt ſeit 1756. Sein Hauptfach war das Lehrgedicht, in welchem er **Hallern** faſt erreicht. Seinen übrigen Poeſien, und ſeinen didaktiſchen ſelbſt, fehlt es an Korrektheit der Sprache. Sein Bruder,

Johann Georg Sucro, arbeitete mit ihm gemeinſchaftlich an einer Wochenſchrift, der **Druide** betitelt, die ſich durch Gründlichkeit

und

und geſunde Philoſophie empfahl. Er iſt Conſiſtorialrath und Domprediger zu Magdeburg. Sein Sohn, (deſſen Vornamen ich nicht weiß) iſt Verfaſſer eines Singſpiels, **Melida** betitelt, wodurch er gute Anlage zu dieſem Zweige der Dramatik gezeigt hat. Von **Rollens** Compoſition unterſtützt hat ſie einen vortheilhaften Effekt gethan.

Friedrich Theophilus Thilo, Advokat und Aktuar auf dem Amte **Wendelſtein** in **Thüringen**. Er iſt Verfaſſer verſchiedener Schauſpiele, die in einem ſehr kurzen Zeitraum erſchienen, und es ſchon dadurch erklärbar machen, warum keines derſelben bis zu dem beſſern Theile des Publikums vorgedrungen iſt. Eben ſo geht es ſeinen Romanen (z. B. **Emilie Sommer**; **Lorenz Arndt**) deren er auch ſeit 1780 fünfe geliefert hat, ſämmtlich wohlbeleibt, und mit einem Gedränge von Begebenheiten ausgeſtopft, worin man jede Schilderung eines intereſſanten Charakters durchaus vermißt. Der groſſe Haufen hat ſie in Schutz genommen, weil er in ihnen eben das fand, was vordem der **Inſel Felſenburg** ſo viel Leſer verſchaffte: wunderbare Begebenheiten, und für die Helden, Freuden, Leiden und Trübſale genug! Indeſſen iſt an **Thilo** doch dies zu rüh-

rühmen, daß er weit beſſer ſchreibt, als unſere gewöhnliche Romanenfabrikanten.

Moritz Auguſt von Thümmel, geheimer Rath zu Coburg. Die Muſe dieſes Dichters hat ſo viel Gefälliges, Angenehmes und Anziehendes, daß ich ihm in ſeiner Art keinen ähnlichen unter unſern Dichtern an die Seite zu ſetzen wüßte. Er verbindet mit einer ſchalkhaften Naivetät ſo viel treffende Satyre, ſo viel gute Laune, Geſchmack, Welt- und Menſchenkenntniß, daß man nicht ſatt wird, ihn zu leſen, und abermals zu leſen. Schade, daß er uns nur ſo ſelten und ſparſam mit ſeinen kleinen gefälligen Arbeiten beſchenkt!

Johann Peter Uz, Fürſtl. Brandenb. Rath zu Anſpach, iſt einer unſerer klaſſiſchen, und beſonders im lyriſchen Fache, vorzüglichen Dichter. Seine Gedanken ſind kühn, ſeine Sprache erhaben, ſeine Bilder groß und paſſend, und ſeine Empfindungen ſtrömen aus einem vollen begeiſterten Herzen. Seine kleinern ſcherzhaften Gedichte ſind voll artiger Stellen, und zuweilen mit einem lebhaften Witz erfüllt, der, in einer angenehmen leichten Manier vorgetragen iſt, und gute Wirkung thut. Der ausgebildete philoſophiſche Geiſt, von welchem ſich in allen ſeinen

ſeinen Gedichten mehr oder weniger Spuren zeigen, giebt ſeinen Werken eine gewiſſe Würde und Gemeinnützigkeit, und verſchaft dem Manne Ehrfurcht, der das lachende Gewand der Dichtkunſt ſo glücklich zu gebrauchen wußte, um ehrwürdige und nützliche Wahrheiten dadurch in Umlauf zu bringen.

Johann Auguſt Weppen, Gerichtsamtmann zu Oldershauſen im Hannöveriſchen, iſt hauptſächlich durch ſein angenehmes Gedicht, **Die Kirchenviſitation**, als ein Mann von heiterer Laune und gefälligem Witze rühmlichſt bekannt geworden. Seine Muſe hat viel Aehnliches mit der Thümmelſchen.

Ich ſchlieſſe endlich dieſen Brief mit drey Theaterdichtern (Großmann, Möller, Sprickmann) und mit einem erbärmlichen Romanenſchreiber (Hauſſe.)

Guſtav Friedrich Wilhelm Großmann, Director einer Schauſpielergeſellſchaft, die keinen feſten Standort hat. Es iſt eine eigene Untugend unſerer beſſern Köpfe (deren Grund freylich hauptſächlich in einer Menge von äuſſern Umſtänden zu ſuchen iſt) daß ſie ſich ſo leicht von dem Beyfall der Menge verleiten laſſen, eilig fortzuſchreiben, ohne es ſich einfallen zu laſſen, daß die erſten Gedanken nicht immer die beſten ſind, und daß ſelbſt die beſten unbeſchreiblich verlieren, wenn ſie nicht gehörig beſchnitten, geſäubert und geläutert werden.

Großmann ſchrieb ſein Stück: Nicht mehr als ſechs Schüſſeln, und fand unumſchränkten Beyfall. Das Süjet war neu; die Behandlung kühn; der Ton kecker, als man gewohnt war; gewiſſe Lächerlichkeiten der groſſen Welt, die bis dahin nicht ſo ins Licht geſtellt waren, erſchienen hier zum erſtenmal mit allen Farben eines ſatyriſchen Pinſels, ziemlich karrikaturenhaft ausgemalt; das Ganze hatte Leben und Gang, obſchon die Charaktere ungleich, fehlerhaft, und zum Theil höchſt alltäglich, und Knoten und Entwickelung nichts weniger als fein und künſtlich angelegt und ausgeführt waren. Der niedere Stand fand hier volle Nahrung (und dies war eine der Haupturſachen, weßhalb das Stück ſo großen Beyfall erhielt) über die Höhern zu lachen, und es iſt gewiß, daß die gute Laune, worin er dadurch geſetzt wurde, auf einigen Theatern in Ungezogenheit ausartete, und daß die feinere Welt die wiederholten Vorſtellungen nicht beſuchte, weil ſie ſich vor den triumphirenden Blicken des Parterrs nicht retten konnte. Genug, das Gros des Publikums war entzückt und konnte ſich nicht ſatt daran ſehen —

Aber dadurch hätte ſich Groſsmann nicht ſollen verleiten laſſen, zu glauben, daß er nun den Berg ſchon erſtiegen, und daß ſeine theatraliſche Anlage nun ſchon den hohen Grad der Ausbildung erlangt habe, daß er nichts Schlechtes, trotz der Leichtigkeit, womit er es hinſchriebe, mehr liefern könne — aus keinem andern Grunde kann ich mir die Geſchmackloſigkeit und Nachläßigkeit, womit ſeine gleich darauf folgenden Produkte bezeichnet ſind, erklären. Seine Adelheid von Veltheim iſt, aufrichtig geſagt, eins der ſchlechteſten Stücke aus ſeiner Gattung, und es dauert mich, daß ein Mann, der keine gemeine Talente zum Theaterdichter hat, das nicht merkte und fühlte, ehe ers drucken ließ, ehe er ſeinen Namen darauf ſetzen ließ. Eben das gilt von ſeinen andern Singſpielen nach ausländiſchen Muſtern.

Heinrich Ferdinand Möller, Director der Hofſchauſpielergeſellſchaft zu Schwedt. Dieſer Schriftſteller bekam durch die glückliche Wahl der Fabel, die bey ſeinem Waltron zum Grunde liegt, binnen kurzer Zeit eine erſtaunliche

ſtaunliche Celebrität, ſo flach und inkorrekt ſeine Manier, ſo ſchief, mangelhaft und unnatürlich auch ſeine Charaktere waren. Aber, wie es immer iſt, ſchnell aufgeſchoſſene Bäume verdorren bald, und überkluge Kinder ſterben früh. Sein Stück hat keine der unvergänglichen Schönheiten, die mit jeder neuen Generation friſcher aufblühen; es hat nicht innere Selbſtſtändigkeit, die nur allein gebildeter, feſter Geſchmack, leiſes Gefühl für Korrektheit, und für Entfernung jedes üppigen Zweiges, der an den Wurzeln des Baumes hervorſchießt, und der Krone den Saft raubt, hervorbringen können. Daß Möller nur durch ein bloſſes Ohngefähr etwas Gutes lieferte, zeigen ſeine ſpätern Arbeiten (**Die Zigeuner, Emanuel und Elmire, Winkinſon und Wandrop** ꝛc. ꝛc.) die unter aller Kritik ſind.

Anton Matthias Sprickmann, Regierungsrath und Profeſſor zu **Münſter**. Die dramaturgiſchen Arbeiten dieſes Schriftſtellers ſind nicht vom gemeinen Schlage. Wenn ſie gleich hie und da ein wenig Geniengeruch in Sprache, Anlage und Darſtellung der Charaktere an ſich tragen, ſo wird doch dieſer Fehler durch Lebhaftigkeit, Energie, Handlung und Intereſſe vielfältig erſetzt, und es kann nicht

fehlen,

fehlen, daß wir an Sprickmann mit der Zeit noch einen klaßiſchen Schauſpieldichter bekommen. Seine verſificirten Arbeiten in den Muſenalmanachen und Blumenleſen ſind von keinem Belang.

Chriſtian Gottlieb Hauſſe, Buchhändler zu Nürnberg. Es iſt mir lieb, dieſen Schriftſteller aufgeſpürt zu haben; er ſoll fürs Volk büſſen. Ich habe bis jetzt immer nicht gewußt, wo ſo manche abgeſchmackte Produkte, als die Begebenheiten einer adelichen Pachterstochter, eines Hirtenbuben, einiger Kaufmannsdiener, und ähnliche im Robinſoniſchen Geſchmack geſudelte Romane herkamen; jetzt habe ich einen Wink — dieſer Hauſſe hat letzteres Buch geſchrieben, und er wird ſo lange für den Verfaſſer der beyden erſtern angeſehen werden, bis er entdeckt, wer ſie geſchrieben hat; denn ſie ſind ſich alle drey ſo ähnlich, daß ſie entweder ſämmtlich aus Einer Feder gefloſſen, oder wenigſtens von Vettern und Schwägern verfertigt ſeyn müſſen. So lange ſoll er der Einzige unter den allerſchlechteſten Romanenſudlern bleiben (das erkläre ich hiermit feyerlichſt!) bis er ſich ſelbſt zwey oder drey Spießbrüder zur Geſellſchaft hervorführen wird; dann will ich unGeſäumt die Schande, die ich hiermit ein für

allemal

allemal auf ihn lade, in gleichen Portionen auf ihn und Conſorten treulich vertheilen.

So unähnlich das Innere dieſes Briefes oftgedachten Supplementenbänden iſt, ſo ähnlich iſt ihnen ſein Aeuſſeres. Ich werde ihn auf der Poſt wenigſtens ſechsfach bezahlen müſſen. Wollte der Himmel, daß er dir dafür ſechsmal weniger Langeweile machte, als mein neunzehnter!

Neun und zwanzigſter Brief.

Wien.

Ich glaube es gern, meine gute Schweſter, daß du durch den Schwall von wahren und unwahren Nachrichten, die von dem Zuſtande der Gelehrſamkeit in Wien ſeit einiger Zeit in Strömen über das Publikum hingegoſſen ſind, irre geworden ſeyn mußt. Was ich thun kann, werde ich thun, um dir das Ganze aus einem richtigen und feſten Geſichtspunkte darzuſtellen.

Bis jetzt hat das Publikum mit den Berichten von Schriftſtellern ſich begnügen müſſen, die ihre eigenen Brillen hatten, und nur immer das ſahen, was ſie ſehen wollten, und vermöge ihrer künſtlichen Augen ſehen konnten. Eine Parthey ſah zu wenig, und eine andere ſah zu viel, weil jene zu wenig ſah. Reiſebeſchreiber, die hier vierzehn Tage hindurch ſpazieren gegangen waren, maaßten ſich an, einen Abriß der Wieneriſchen Gelehrten-Republik zu geben, und hatten doch weder ſcharfe noch unbefangene Blicke in ihre innere Verfaſſung gethan: ſie wollten das Publikum bereden, die Wiener Schriftſteller wären, nur wenige ausgenommen, ſchlechte Broſchürenſchreiber; die Sonne der Cenſurfreyheit habe nur Unkraut hervorgelockt; die theologiſchen Schriftſteller ſeyen noch arge Orthodoxen; die Juriſten hiengen noch zu ſehr am alten Schlendrian; die Aerzte — dieſe überhüpfte man, weil es unmöglich war, ſie herabzuſetzen — man packte dagegen die Krankenhäuſer an; die Dichter wären von keinem Belang, und ſelbſt die beſten Köpfe unter ihnen wären mit den guten Köpfen gebildeter Provinzen nicht zu vergleichen; es wären zwar einige ſehr vortrefliche Hiſtoriker, Naturforſcher, Alterthumskenner, und Sprachkundige da, aber ihr Vortrag ſey mit Provinzialismen eckelhaft durchſpickt, und ſelbſt in den ſämmtlichen Werken eines Schriftſtellers, der ſich ſelbſt, und den ganz Oeſterreich für klaſſiſch achte, habe man — ſieben Provinzialiſmen gefunden; man ſpräche ein rohes, kehlenzerſprengendes, raſſelndes Deutſch, welches den Schriftſtellern, da ſie von Jugend auf kein beſſeres gehört hätten, unvermerkt in die Feder liefe, und ſie, wenn es nun gedruckt würde, vor ganz Deutſchland proſtituirte; das Theater ſey ein Sammelplatz von Platitüden, woran ſich dennoch der vornehme, wie der gemeine Mann herzlich ergötze; es gebe ſogar einen Caſperl, deſſen Theater immer gedruckt voll ſey, ohngeachtet er Späſſe machte, worüber zu Berlin, Leipzig, Dresden und Breslau ſelbſt Gaſſenbuben nicht lachen würden. u. ſ. w. u. ſ. w.

Es wäre ſchlimm für Wien, wenn alle dieſe Vorwürfe gegründet wären, und ſchlimm für meine Unpartheylichkeit, wenn ich behaupten wollte, ſie wären ſämtlich ungegründet. Keine Beſchuldigung iſt ſo unwahr, die nicht irgend einen Grund hätte, ſollte es auch nur der feinſte Strahl ſeyn, den das Auge des Forſchers fand, oder der ſich dem Blicke des Gaffers aufdrang, und durch tauſend andere ſchief hinüber und herüberlaufende Strahlen des Objekts, und durch Fehlerhaftigkeit oder Schwäche des Auges, zerriſſen, zerſpalten und faſt ununterſcheidbar gemacht worden iſt.

Nicht leicht ſagt ein Menſch, in deſſen Herzen nur noch einige Faden moraliſchen Gefühls durch die Wahrheit berührt und angezogen werden können, geradezu Unwahrheit, um Unwahrheit zu ſagen, und oft dann, wann es unbezweifelt alſo ſcheint, betrachte man den Menſchen nur nach dem Gewebe von Umſtänden, Leidenſchaften, Launen, Verhältniſſen. und tauſend andern kleinen Ereigniſſen, die eben ſo natürlich als unvermeidlich ſind, kurz man trete ganz in ſeine Schuhe, ſo wird man finden, daß er ſo ſehen, hören und ſprechen mußte, daß man ſelbſt unter den gegebenen Umſtänden ſo würde haben ſehen, hören und ſprechen müſſen. Ganz unpartheyiſch ſeyn, hieſſe ein wenig allmächtig ſeyn. Am wenigſten partheyiſch iſt der, der durch die wenigſten Fäden mit der Sache, oder mit dem Menſchen, wovon er ſpricht, zuſammenhängt. Wir müſſen uns damit begnügen, daß wir durch Aufmerkſamkeit und ſtrenge Verleugnung dahin gelangen können, ſo wenig partheyiſch zu ſeyn, als es ſeyn kann, ohne unſere Verhälniſſe zu ſprengen.

Aber weiter:

Vor der erweiterten Preßfreyheit hatte der litterariſche Horizont von Wien das Anſehen eines mit Wolken bedeckten Firmaments. Sonne, Mond und Sterne von allen Ordnungen, waren zwar da, aber der Dampf des Bigottismus, den fette Prieſterwänſte ausblieſen, und der durch die ſchweren Seufzer andächtiger Matronen, bigotter Cammerdiener und Cammerherren und Cammerfrauen, verſtärkt, himmelan ſtieg, condenſirte ſich zu dicken und ſchwarzen Wolken, und verbreitete um und um undurchdringliche ſchwarze Nacht. Zuweilen brach ein Strahl der Sonne durch dies Chaos, und ſtach die geſchorenen Schädel. Darüber wurden ſie raſend, und da ſie ſich dafür nicht nach ihrer Art rächen konnten, ſo machten ſie der Sonne einen böſen Namen, und ſagten, es ſey ein Comet mit langem bluthrothen Schweiſe, der die Welt anzünden würde, wenn man nicht fleiſſig beten und Ablaß kauſen würde. Durch dieſes Geſchrey gelang es ihnen, die Sonne, die ſie ſelbſt bitterlich haßten, auch dem groſſen Haufen verhaßt zu machen. Dies thaten aber die theologiſchen Mönche nicht allein.

Es gab auch Mönche in der Politik, Jurisprudenz und Heilkunde.

Endlich kam Joſeph der Zweyte zur Regierung. Nun ward es lichter. Die Göttinnen Toleranz und Preſſfreyheit, deren Arm ſo ſchrecklich als ihr Auge ſanft iſt, wurden herbeygerufen. Letztere lieſ Sturm gegen die Millionen von Vorurtheilen, die bisher den Horizont von Wien verfinſterten. Ziſchend und praſſelnd ſchwang ſie ihre mächtige Fackel durch die ſchwere, dicke Luft, und ihre Kinderchen, (von den Menſchen Zehnkreuzerbüchel, von den Unſterblichen aber Kinder der Sonne genannt) folgten ihr lärmend und triumphirend! Einige hatten Wachskerzen, andere Pechfackeln, andere Kreuzerlichter, und noch andere nur Lämpchen in ihren kleinen Händen, aber jeder dieſer kleinen Genien erleuchtete das Fleckchen, wo er ſtand, und zündete den Bart des grauen Vorurtheils an, das ſich ihm in den Weg warf. So ward es auf allen Wegen helle, und die vereinigte Lichtmaſſe ſtrömte nun durch tauſend Oeffnungen in das groſſe öſtreichiſche Staatsgebäude, das zwar auf einem dauerhaften Grunde ſtattlich erbauet, aber ohne Fenſter war. Joſeph der zweyte ſetzte Fen-

ſter

ſter hinein, und dies bringt ihm eben ſo viel Ruhm, als ob er zu dem Ganzen den Grundſtein gelegt hätte.

Erlaube mir, liebe Schweſter, daß ich von meinem allegoriſchen Roſſe abſteige, und ein wenig zu Fuſſe gehe.

Oeſtreich hat binnen der kurzen Zeit, da ſeine Schriftſteller freyer ſchreiben durften, erſtaunliche Schritte in der Aufklärung gethan. So verächtlich man auch oft auswärts und an Ort und Stelle über die Wieneriſchen Broſchürenſchreiber ſpottet, ſo waren ſie es doch zunächſt, die den groſſen Haufen an ſich zogen, und ihn auf tauſend Albernheiten in dem Syſtem von geiſtlichen Geprängen, welche die Ceremonienmeiſter Chriſti für Religion ausgaben, aufmerkſam machten. Nicht genug: auch auf die Sitten haben ſie immer nach und nach gewirkt. Jede Lächerlichkeit, jede auffallende Narrheit, jede ungewöhnliche oder anſtöſſige bürgerliche Sitte, jede Stadtgeſchichte ward von ihnen hergenommen, für den groſſen Haufen zugeſtutzt, und dann öffentlich erzählt. Daß mußte wirken, und hat gewirkt, im erſteren Falle vielleicht mehr als es ſollte. Denn vermöge der Untugend des menſchlichen

Geiſtes, nach welcher er ſo gern von einem Extrem auf das andere überſpringt, hat es jetzt in Wien das Anſehen, als ob man unter lauter Freygeiſtern ſich befände. Männer von Kopf ſind überall keine gute Chriſten, und auch hier ſind ſie es mitten unter der Religionsbarbarey, die unter der vorigen Regierung hier herrſchte, nie geweſen; aber auch das minder aufgeklärte Volk vorzüglich die jüngere Generation, giebt ſich jetzt ſchon die Miene, als ob es ganz von der Leibeigenſchaft des Gewiſſens losgeſprochen ſey, und ſpottet über die kahlen Köpfe der Pfaffen, über Fegfeuer, Wirkſamkeit des Ablaſſes, über Gelübde, Wallfahrten und Faſtenſpeiſen. Alles dieſes iſt die Wirkung der allverachteten Büchel, und ich kenne groſſe Bücher, die ſo lebhaft nicht gewirkt haben, und nie wirken werden.

* Wenn auch die Verfaſſer dieſer Flugblätter das Honorarium der Verleger zuerſt, und darauf den Nutzen ihrer Arbeiten bedacht haben, ſo thut dies nichts zur Sache. Man ſtelle mir den Gelehrten, oder er ſtelle ſich ſelbſt, der nur zum Nutzen anderer, und nicht auch zugleich zu ſeinem eigenen ſichs ſauer werden ließ! Es iſt eine kindiſche Ziererey, wenn man blos ſchreiben will, um berühmt, um unſterblich zu

werden! Capitaliſten mögen es thun! Aber ich weiß auch, daß ein großer Capitaliſt ſelten ein großer Schriftſteller wird.

Der Miniſter nimmt ſeine Dienſte ſo gut bezahlt, als der Schuhmacher die ſeinigen; der Seelſorger läßt ſich die Seelen bezahlen, die er dem lieben Gott rettet; der Souverain brandſchatzt uns dafür, daß er uns in unſerm erblichen Eigenthum ſchützt, und ſelbſt der ewige und unſterbliche Regent verlangt, wenn anders die Verkündiger ſeines Willens von Moſes bis auf Muhamed, ihn recht verſtanden haben, (was mir aber nicht ſehr wahrſcheinlich iſt) Gaben, Gebet, Opfer und Geſchenke! Der Schriftſteller allein ſoll für Mühe und guten Willen keine Compenſation fodern? Er allein ſoll Nutzen ſtiften, und hungern? Und andere, die keinen Nutzen ſtiften, ſollen fett werden? Werfe den erſten Stein auf ihn, wer da will; – ich nicht! Ich ſchriebe dieſen Brief auch nicht, wenn ich nicht wüßte, daß ich dafür bekommen würde — drey herzliche Küſſe, und eine ſo herzliche Umarmung, als du, meine liebe Schweſter, einer Mannsperſon geben kannſt, die nur dein Bruder, und nicht dein Liebhaber iſt!

Für den Mann von Geiſt und Geſchmack waren dieſe Broſchüren freylich ungenießbar, aber ſie waren auch nicht für Leute geſchrieben, die durch Nachdenken, durch Studium der beſten alten und neuern einheimiſchen und ausländiſchen Schriftſteller aus allen Fächern, ihren Verſtand gebildet und ihre Kenntniſſe erweitert hatten. Die Wieneriſchen Gelehrten aus dieſer Claſſe ſchrieben nie Broſchüren, oder wenn ſie ſich unter den Schwarm miſchten, ſo erkannte man ſie auf der Stelle, und ihre Blätter verbreiteten ſich auch ſehr geſchwind bis in andere Provinzen, und wurden mit Vergnügen auch dort geleſen, wo ſie den Reiz und den Nutzen der Localität verloren. Sie lachten oder ſpotteten eben ſowohl, alß die auswärtigen Gelehrten über den kindiſchen oder aberwitzigen, oder barbariſchen, oder pſeudoerhabenen Styl und Vortrag der kleinen Schriftſteller, nahmen aber die Sachen, die ſie vortrugen; und die geſchmackloſe Art, womit ſie ſolche vortrugen, nie zum Maaßſtabe des Fortſchrittes der Gelehrten, ſondern nur des großen Haufens an.

Hier iſt der Grund zu ſo manchen ſchiefen Urtheilen über den Zuſtand der öſterreichiſchen Litteratur. Auswärts verwechſelte man die Gelehrten mit dieſen Flugblättlern, und glaubte, leztere würden in Wien ſelbſt für etwas Groſſes gehalten; man reihete ihre Producte auf; ſtellte ihre Abgeſchmacktheiten zur Schau; rügte ſie ſo ſtreng, als ob ſie für Gelehrte geſchrieben wären, und zog dann aus dem allen den Schluß: daß es um Aufklärung und Gelehrſamkeit in Wien erbärmlich ſtehe! Man muß an Ort und Stelle geweſen ſeyn, und die vorzüglichern Köpfe ſelbſt kennen gelernt haben, um tief zu fühlen, wie falſch man in ſolchen Fällen geſchloſſen hat, und wie höchſt ungerecht es war, das Kind gleichſam mit dem Bade auszuſchütten.

Aber, höre ich dich fragen, wenn die Wieneriſche Gelehrten wirklich etwas beſſeres ſchreiben können, als Broſchüren, warum ſchreiben ſie denn nicht? — Allerdings ſchreiben ſie, und ſie haben wohl mehr als Broſchüren geſchrieben, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht ſo oft und ſo viel ſchreiben, als die Gelehrten in den andern deutſchen Provinzen, wo die Honoraria der Buchhändler, bey geiſtlichen wie bey weltlichen Aemtern, mehrentheils als Accidentien angeſehen werden, die das erſetzen müſſen, was die Kirche, die Schule, die Univerſität und der Landesherr zu wenig geben. Hier ſtehen alle Beamte, ſie mögen

gen angeſtellt ſeyn, in welchem Fache ſie wollen, um fünf und zwanzig bis funfzig Procent beſſer, als in Preuſſen, Sachſen und überall im Reiche. Sie haben bequemes Auskommen, und dieſes macht ſie zu gemächlichen Schriftſtellern, die ſelten erſcheinen, aber dann auch deſto ſtärker am Geiſte einhergehen, da hingegen die rüſtigſten Scribenten auswärts (die nicht ſelten durch einen ſonderbaren Mißverſtand auch für die berühmteſten gehalten werden) von dem Sporn der Nothwendigkeit getrieben, ſo mager am Geiſte wie am Körper, in geſtreckter Carriere nach dem Ziele rennen, wo ihnen ein karger Verleger beſchnittene Dukaten, ungeränderte Louisd'ors und verrufene Carolinen ungern entgegenhält.

Wenn Oeſterreich will, ſo kann es nach und nach alle hervorſtechende Köpfe der übrigen deutſchen Provinzen, innerhalb ſeinen Gränzen verſammlen. Denn ſeit der Zeit, wo mit der Tapferkeit der Fauſt, auch der Patriotismus verſchwunden iſt, müßte ein Gelehrter wohl ſehr thörigt ſeyn, wenn er ſeiner väterlichen Provinz für fünf hundert Gulden mehr Dienſte leiſten wollte, als einer fremden für tauſend. Es kann Fälle geben, und zwey oder dreymal ſind ſie auch wirklich eingetreten, wo Gelehrte ſolch eine Verbeſſerung ihres Zuſtandes in einer fremden Provinz ausſchlugen, aber doch nur immer erſt dann, wenn eine nothgedrungene väterländiſche Verbeſſerung vorhergegangen war. In Wien und in einigen andern öſterreichiſchen Provinzialſtädten ſtehen jetzt ſchon Gelehrte, die zum Theil den ganzen litterariſchen Ruhm ihrer väterlichen Provinz oder ihres Geburtsortes nach Oeſterreich übergepflanzt haben, und von nun an, durch mildere Hände unterſtützt, zum Ruhm dieſer Staaten zu arbeiten nicht unterlaſſen werden.

Es iſt ſeltſam, wie man über die lockern Broſchürenſchreiber die reellen Gelehrten Wiens, davon einige in ihren Fächern für ganz Deutſchland klaßiſch geworden ſind, ſo ganz aus den Augen hat verlieren können. Man nenne mir irgend ein Fach (die Theologie ausgenommen, die jedoch auch nach und nach eine beſſere Geſtalt angenommen haben würde, wenn der Prälat von Braunau, Stephan von Rautenſtrauch, länger gelebt hätte) für welches ich nicht einen oder mehrere Wieneriſche Gelehrte aufſtellen wollte, die ihrem Mann, komme er von Süden oder Norden, unverrückten Fuſſes ſtehen würden! Die Naturkunde, Geſchichte, Staatswiſſenſchaft und Politik, die Heilkunde, Recht-

gelehr-

gelehrſamkeit, Mathematik, Aſtronomie, Sprachkunde, Philoſophie und Dichtkunſt, alle haben hier Bearbeiter gefunden, die man freylich nicht kennen kann, wenn man die Namen eines Swieten, Born, Ingenhouß, Jacquin, Michael Ignatz Schmidt, Käſar, Mayer, Sonnenfels, Martini, Stoll, Störk, Quarin, Plenk, Hunzowsky, Brambilla, Gebler, Denis, Ekhel, Neumann, Blumauer, Alxinger, Maſtalier, u. v. a. m. wenn man, ſage ich, alle dieſe Namen nicht kennen — will. Wirklich hat man ſie vergeſſen, und dafür die Rautenſtrauche, Bourſcheid, Geiſſau, Hanner, Wende, Spenger, Bauer, Hald, Uhlich, Keppler, Faſt, Parhammer, Pochlin, Gabriel Weider, Siegel, Weidmann, und andere dieſes Schlages im Gefolge des ganzen Schwarms der Broſchürenſchreiber, deſto öfterer, und immer wie im Triumphe zu nennen ſich nicht geſchämet.

Die Wieneriſche Litteratur iſt jezt auf dem geradeſten Wege zu einer gänzlichen und vollkommenen Ausbildung begriffen. Die Broſchürenſchreiber ſterben allmählig ab, und es iſt kein Schade, da ſie nun den Nutzen geſtiftet haben, den ſie ſtiften konnten. Sie haben zuerſt die

Liebe zur Lektüre erweckt, den großen Haufen nach und nach zum Geſchmack geleitet, und ihn ſo weit auf den rechten Weg gebracht, daß er ihrer als Führer gar nicht mehr bedarf, ja ſogar Eckel und Verachtung gegen ſie gefaßt hat. Man kann keinen ſtärkern Beweis für den Fortſchritt der Aufklärung ſtellen, als eben dieſen Umſtand. Schmetterlinge ſterben auch, wenn ſie den Saamen zu einer neuen Brut gelegt haben.

Freyheit des Denkens und Sprechens herrſcht jetzt hier im allervollkommenſten Grade; aber ſchreiben wie man denkt, darf man hier eben ſo wenig, als in Frankreich, das ſich für das aufgeklärteſte Land in der Welt ſo gern zu halten pflegt. Die Cenſur iſt und bleibt eine Cenſur, und die allergelindeſte iſt doch immer eine Kette, oder auch nur ein Zwirnfaden, wenn man will, der zwar nicht ganze Glieder, aber doch kleine Gelenke, Muskeln und Fibern zuſammenſchnüren kann. Doch darf kein rechtlicher Mann, der etwas Rechtliches mit Beſcheidenheit ſagen will, befürchten, daß ihm der Mund verbothen werden möchte. Die Religion, der Landesfürſt, und die Moralität haben ſich von jeher und überall der Zunge der Verläumdung eben ſo ſehr, als der Stimme der

Wahrheit, mit Nachdruck entgegengeſtellt, und wer mag mit ihnen kämpfen? Wer den Weltlauf kennt, und ſeine Ruhe lieb hat, wird ihnen auch nie einen Kampf anbieten, der ſo augenſcheinlich ungleich iſt, und der immer mit dem gänzlichen Untergange des ſchwächern Theils ſich zu endigen pflegt. Mit dem Prieſterthume, abgeſondert von der Religion, kann man hier umſpringen, wie man will; auch iſt es nicht ſelten tolerirt worden, daß man mitten unter den Streichen, die man den Dienern ſo hageldicht auflud, auch dem Herrn eins verſetzte, weil es in der Hitze des Gefechts geſchehen war. Ueber Fragmente eines Ungenannten und Briefe über die Bibel darf man hier nicht drucken laſſen.

Ich ſende dir, ſtatt aller weitern Ausführung dieſer Materie, ein Büchelchen mit *) das eine richtige Ueberſicht aller der Stufen und Grade enthält, welche die Schriftſtellerey in Wien bis 1782 durchſtiegen hat. Du wirſt finden, daß ich mit dem Verfaſſer auf verſchiedenen Wegen ſo nahe zuſammen getroffen bin, als Leute zuſammen treffen müſſen, die Freymüthigkeit

---

*) Blumauers Beobachtungen über Oeſterreichs Aufklärung und Litteratur. Wien 1782.

müthigkeit und Unpartheylichkeit bey ihren Beobachtungen zu üben gewohnt ſind.

Soviel für dieſesmal, meine Beſte! In meinem nächſten Briefe werde ich dir einige der vorzüglichſten Köpfe aus deinem Fache zu ſchildern verſuchen.

Lebe wohl.

Litterariſche
Reiſe durch Deutſchland.

Viertes Heft.

> — — — Mediocribus eſſe poetis
> Non homines non Di non conceſſere columnae.
>
> Hor.

Leipzig 1786
bei G. Ph. Wucherer und G. E. Beer.

Dreyſſigſter Brief.

Wien.

Es hat von jeher **Versmacher** in Wien gegeben, die lange vor der Erweiterung der Preßfreyheit ſchon ſangen und leyerten; aber der älter Wieneriſchen **Dichter**, die ihren Rang unter den beſten deutſchen Dichtern behaupten konnten, gab es nur zwey: dieſe waren **Denis** und **Maſtalier**. Sie theilten den dichteriſchen Ruhm der Stadt Wien unter ſich (doch ſo; daß auf den Barden **Sined** die gröſſere Hälfte fiel) und blieben einen langen Zeitraum hindurch im alleinigen Beſitze deſſelben. Aber nach der Zeit ſtanden zwey jüngere dichteriſche Köpfe auf, die mit ihnen wetteiferten, einem wie

dem andern einige Lorberzweige entwanden, un
in kurzem ſo bekannt, und ſo häufig geleſ
wurden, als jene ältern nie und nimme
Dieſe waren **Blumauer** und **Alringe**
die, ſo verſchieden auch ihr Geiſt und ih
Manier war, dennoch beyde auf dem We
der **Volksdichtkunſt** ſo nahe zuſammentrafe
daß man keinen ohne den andern las, un
daß man ihrer nur immer als dichteriſch
Zwillingsbrüder zu erwähnen gewohnt wa
Ihre Werke, beſonders Blumauers, lieſen
wenig Zeit vertauſendfältigt durch die öſtreich
ſchen Staaten, weil ſie größtentheils für die
zunächſt geſchrieben, mithin lokal waren, do
ließ man ihren poetiſchen Talenten, auch
den auswärtigen deutſchen Provinzen, Gerec
tigkeit wiederfahren, obgleich ſie dort, au
obiger Urſache, nicht ſolch eine lebhafte und t
tale Senſation machen konnten. Genug, ma
hört jetzt in Wien die Namen Blumauer un
Alringer öfter, als die Namen Maſtalier un
Denis, aber letztere **auswärts** öfter, als d
erſtern, theils, und blos darum, weil ihr Nam
älter, theils weil ihre Werke Producte der gleic
ſam **allgemeinen Dichtkunſt** zu ſeyn ſchiene

Kurz vor B. und A., oder mit ihn
zugleich, auch bald nach ihnen, kamen noch e
nige andere poetiſche Köpfe zum Vorſchein, d

zwar den allgemeinen Beyfall der beyden erſtern, aus mancherley Urſachen, die theils am Geiſte ſelbſt, theils an der Gattung, theils an der Manier lagen, ſich nicht erwarben, aber dennoch ihnen ziemlich nahe auf den Ferſen waren, und es ſo lange blieben, bis jene durch ein paar gewaltige Schritte eine groſſe Strecke vorauskamen, und die allgemeine Aufmerkſamkeit faſt ausſchlieſſend an ſich feſſelten.

Dieſe waren **Ratſchky**, **Haſchka**, **Friedrich**, und auſſer ihnen noch einige andere, die ſo oft nicht hervortraten, weil ſie die Dichtkunſt amtshalber zu ihrer ausſchlieſſenden Beſchäftigung weder machen konnten noch wollten, und deren Arbeiten nur immer in dem Wieneriſchen Muſenalmanach erſchienen, mithin nicht von dem Umfange waren, daß man ihren Beruf zu Dichtern Zug für Zug daraus hätte beweiſen können, was ſie auch wohl nie wollten. Zu dieſen gehören **Prandſtetter**, **Leon**, und auch **Retzer**, der vergeſſen zu haben ſcheint, daß er je Verſe gemacht habe.

Auſſer dieſen giebt es noch eine Menge Verſificateurs hier, die zum Theil gute Anlage verrathen, deren Geſchmack und Sprache aber bey weitem noch nicht ſo ausgebildet ſind, daß

daß man ſie gute Verſificateurs, vielweniger **Dichter** nennen könnte. Zu dieſen gehören **Hofſtetter**, **Werner**, **Grolzhamer** und andere, deren Namen und Werke du in beygeſchloſſenem Wieneriſchen Muſenalmanache finden kannſt. **Hegrad**, der auch einige Beyträge dazu geliefert hat, bearbeitet jetzt das Fach der Romanendichtung mit Erfolg. Auch mußt Du die Dichterin, **Gabriela von Baumberg**, nicht überſehen, von der einige kleine reizende Strophen, voll Gefühl und Geiſt in demſelben aufgeſtellt ſind.

Heute füge ich Dir nur noch etwas von **Denis** und **Maſtalier**. Die übrigen Dichter verſpare ich mir für meinen nächſten Brief.

Michael Denis, K. K. Rath und Bibliothekar, hat in einer Dichtungsart mit Glück gearbeitet, die ſoviel unglückliche Nachahmer fand, und dadurch ein groſſes von ihrer eigenthümlichen Würde verlor. Die unverdorbenen, männlichen Sitten der Vorzeit; warmes Gefühl für Freyheit; unerſchütterlicher Heldenſinn, mit eben ſo unerſchütterlicher Redlichkeit vergeſellſchaftet; Liebe, die fern von überfeinerter Galanterie, der Natur treu bleibt, und alle übrige frohe Bilder des unverdorbenen Zeitalters, ſind die Gegenſtände, womit ſich Denis Muſe beſchäfſchäftigte, und die ſie uns aufſtellte, nicht zur Nachahmung, denn die Zeiten ſind vorbey, ſondern hauptſächlich zu einer angenehmen Zurückerinnerung an den Biderſinn und die ehrwürdige Einfalt und Unverdorbenheit unſerer Vorältern. Die Gedichte, welche D. in dieſem Geſchmacke unter dem Namen Sineds lieferte, ſind ohne Widerrede die beſten, welche unſere Litteratur aufzuweiſen hat. Aber einige junge Leute, die durch ſie begeiſtert wurden, fiengen an, auf ihre akademiſche Matrikel geſtützt, ihre Bilder der Freyheit durch That und hauptſächlich durch Wort zu realiſiren, und den Fürſten Hohn zu ſprechen, deren Brod jetzt einige von ihnen doch eſſen. Sie vergaßen, daß es lächerlich ſey, unſere Conſtitution, nach welcher unſer Blut, eine Landes- und Domainen-Waare iſt, umſtoſſen, und uns in jene Zeiten zurückſetzen zu wollen, wo die Fauſt und das Recht des Stärkern im Beſitz der Herrſchaft und Majeſtät war, und der Schwächere doch immer mehr litt, als in unſern Zeiten, welche die eifernden Jünglinge, Sklavenzeiten nannten. Jetzt hat ſich ihre bardiſche Raſerey gelegt, und viele von ihnen haben vielleicht demüthigſt bitten müſſen, daß man ſie in Verhältniſſe aufnahm, die ſie ehedem als ehrloſe Ketten verſchrieen. –

Aber man würde ungerecht ſeyn, wenn man den Stamm, der wilde Zweige trieb, eben darum ausrotten wollte. Denn noch nie iſt ein groſſer Mann über unſern litterariſchen Markt gegangen, ohne daß ſich nicht Schaaren von Gaſſenläufern zu ihm geſellt, und ſeinen Gang nachgeäfft hätten. Aber es gelingt ihnen nur bis auf einen gewiſſen Punkt. Dann zieht der Mann von Geſchmack den Schlagbaum vor den Tempel des Nachruhms, und die Kunſtjünger bleiben drauſſen. Und eben ſo wird Denis dem Freunde der Dichtkunſt immer ehrenwerth bleiben, wenn ſeine Nachahmer längſt vergeſſen ſind.

Denis hat noch eine Seite, die einer Nachahmung werth wäre, warum hängen ſie ſich nicht auch an dieſe? Oder iſt es leichter, ſeine Phantaſie bis zum Zerſprengen anzuſpannen, und einige kleine Strophen, ohne Weltkenntniß und Nachdenken, gegen alle vier Winde zu brüllen, als mit feſtem, unverrücktem Blick, mit Stetigkeit und rühmlichem Fleiſſe, die Felder der Geſchichte zu beſuchen, und da Früchte einzuſammlen, die der Welt und Nachwelt nutzen können? Warum ſchreiben ſie keine Buchdruckergeſchichte von Wien?

Carl Maſtalier, Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften auf der hieſigen Univerſität, iſt ein Mann von ausgebreiteten philologiſchen Kenntniſſen, der die Alten mit Glück ſtudirt, und dadurch einen feſten gebildeten Geſchmack ſich zu erwerben gewußt hat, welcher verbunden mit dem eigenen dichteriſchen Genius, ſolche Werke hervorbringen mußte, als die Oden ſind, mit welchen Maſtalier ſich und ſeinem Vaterlande in frühern Zeiten Ehre gemacht hat. Seine Ueberſetzungen Horaziſcher Oden kommen den Ramleriſchen ziemlich nahe, und erreichen ſie ſtellenweiſe ganz, obgleich ſie im Durchſchnitte das Anſehen eines gewiſſen ängſtlichen Zwanges haben, welchen ſelbſt das geübteſte Auge bey den Ramleriſchen nicht entdecken wird.

Ein und dreyßigſter Brief.

Wien.

Ich freue mich, daß du meinem Urtheile über den Verfaſſer der traveſtirten Aeneis auf halben Wege entgegen kömmſt. Freylich iſt hier mehr als Michaelis! Blumauers Laune iſt unverſiegbar, ſeine Seitenfälle ſind ſo treffend, ſein Ton iſt ſo originel, und ſein Witz ſo leicht und andringend, daß ſelbſt der Leſer von minder ſcharfen Sinnen ſeine Pointen auf den erſten Stich fühlt.

Die traveſtirte Aeneis iſt eins der allgemein geleſenſten Volksbücher geworden, und hat in ihrem litterariſchen Schickſaale ſehr viel Aehnliches mit Bürgers Lenoren. Dieſe drang, wie jene, ſo plötzlich und mit ſolcher Gewalt, in die Köpfe der deutſchen Leſer, daß ſie von Jung und Alt nicht geleſen, ſondern verſchlungen, auswendig gelernt, und überall, wo es nur ſeyn konnte, recitirt, deklamirt und geſungen ward.

In Wien, und ſelbſt in den öſtreichiſchen Provinzialſtädten iſt faſt kein Haus, das nicht ſeinen

ſeinen Aeneas beſäſſe, und das ſich nicht ſo andächtig daraus erbauete, als ehedem aus Brevieren und Legenden. Selbſt Seibts katholiſches Gebetbuch (man bedenke was das ſagen will) hat in ſo kurzer Zeit, nicht ſo viel Abnehmer gefunden, als die Aeneis, die doch wirklich kein katholiſches Gebetbuch iſt. Auch haben die Leſer die ſchönſten Stellen aus dieſem, eher und williger auswendig gelernt, als aus jenem — **Und das iſt wohl traurig,** ſoll der Hochw. P. P. Faſt geſagt haben: **Der Held der Aeneis iſt doch nur ein Heide, und der Held des gedachten Gebetbuches, iſt Chriſtus ſelbſt!**

Die Aeneis hat zwey Seiten, weßhalb ſie ſo allgemein gefällt; Lenore hatte nur eine, und dieſes war die Popularität und Schönheit ihrer Behandlung. Die Aeneis verbindet mit dieſen Tugenden auch die, daß ſie einen Plan hat, der für die Zeitumſtände, und für den individuellen Geiſteszuſtand desjenigen Theils der Deutſchen, für den ſie zunächſt geſchrieben war, unendlich anziehend ſeyn mußte. Man erwartete den Papſt in Wien, als das zweyte Buch der Traveſtirung erſchien, man hatte ihn geſehen, als die Fortſetzung kam, die Eybelſchen Abhandlungen hatten ihn ſeines ganzen Nimbus beraubt,

raubt, als der lächerliche Aeneas als Ahnherr der jetzt ſo lächerlichen Päpſte, und als Stifter des geſunkenen päpſtlichen Reichs plötzlich auftrat, und ſich in einer ſo kenntbaren Geſtalt präſentirte, daß man an ihn nicht denken konnte, ohne ſich zugleich ſeiner Enkel zu erinnern. Dazu kömmt, daß faſt in jeder Strophe auf irgend einen lächerlichen ceremonieuſen Gebrauch, auf irgend ein albernes Vorurtheil, oder auf berühmte Helden des Aberglaubens angeſpielt wird, die bisdaher für hochheilig gehalten wurden, und die man auch nur von weitem zu beſpotten ſich nicht unterſtehen durfte. Alle dieſe Umſtände, verbunden mit der leichten Verſifikation, mit der populären und unerſchöpflichen Laune, mußten gerade dieſe allgemeine Senſation bewirken, und der Aeneis einen Beyfall verſchaffen, deſſen ſich wenige Schriften in unſerer Litteratur werden rühmen können. Daß ſie übrigens auch einen groſſen Theil zur Erleuchtung des Horizonts von Wien beygetragen habe, kann nur der leugnen, der von der Wahrheit des Horaziſchen Spruches: ridiculum acri etc. nicht ſo feſt überzeugt iſt, als ich.

Aber Blumauer hatte ſchon, noch ehe ſein Aeneas erſchien, die Aufmerkſamkeit aller Kenner und Freunde der Dichtkunſt durch ſeine geſammleten Gedichte auf ſich gezogen. Einige darunter athmen Feuer und Leben, und ſind in einer korrekten, ſchönen und männlichen Sprache vorgetragen; andere flieſſen von einer drolligten Laune über, die auf den erſten Schlag trifft, die ſich aber auch zuweilen, nach der natürlichen Art der Laune, ein wenig bequem macht.

Als Theaterdichter hat ſich Blumauer durch ſein Trauerſpiel, **Erwine von Steinheim**, vortheilhaft gezeigt, und wenn er dieſer Dichtungsart ſeinen ganzen Fleiß ſchenken wollte, ſo würde er in kurzer Zeit auch in dieſem Fache der deutſchen Litteratur neben den beſten Bearbeitern deſſelben ſeine Stelle rühmlichſt behaupten.

Ein anderer Schriftſteller, deſſen Werke vorzüglich einem gewiſſen Stande gewaltiges Bauchgrimmen verurſacht haben, iſt **Alxinger**. Dieſer Mann, der mit allen Vorzügen des wahren dichteriſchen Genius, eine unbeſchränkte Freymüthigkeit, ein ungebändigtes Feuer, und nicht ſelten eine kleine unſchädliche Frivolität verbindet, ſchien es ſich eine Zeitlang zu einem ganz eigenen Geſchäft gemacht zu haben, die Hydra, mit zweyen Köpfen und zweyen Namen, Pfaf-

ferey

ſerey und Aberglauben, unabläßig zu bekämpfen. Keiner der übrigen Wieneriſchen Dichter und Proſaiſten hat ſo glänzende Thaten wider ſie vollführet; keiner hat mit ſolch einem glühenden Grimme ſein gutes Schwert wider ſie gezogen, und ſie ſo gewaltig und kräftig vom Kopfe bis zu den Füßen zerhackt, zerſtochen und zertreten, als dieſer, der bey ſeinen Ausfällen und Angriffen auf ſie, die Stimme Stentors von dem Vater der Götter ſich erbeten zu haben ſchien. Seine Prieſter Gottes können aus keinem andern Organe, als aus einem Stentoriſchen gedrungen ſeyn!

Als er nach der Zeit ſahe, daß das Ungeheuer zwar entkräftet, aber nicht vertilgt ward; daß es zwar nicht mehr laufen, aber doch ſchlangenartig ſich winden konnte; daß es ſeine langen Hälſe zwar nicht mehr aufrecht tragen, aber doch unterwärts den Boden mit ſeinem Hauche vergiften, und den Ferſen und Sohlen des Fußgängers gefährlich werden konnte — als Alringer dieſes bemerkte, zog er ſich zurück, und veränderte den förmlichen Kampf in ein unabläßiges Scharmützel, welches nur mit ſeiner Liebe zur Wahrheit und Toleranz, d. i. mit ſeinem Leben ein Ende nehmen kann.

Er gieng, nach dieſer Epoche, zu den unverſieglichen Quellen des Alterthums, und ſchöpfte aus ihnen die herzerhebende Wolluſt, welche das Anſchauen der allervollkommenſten Bildnerey gewährt. In dieſem Zeitraume erſchienen von ihm einige Ueberſetzungen der Alten, die nur einem Manne, der ſelbſt eben ſo ſehr Kenner als Dichter iſt, in dem Grade gelingen konnten.

Alxinger's poetiſcher Charakter iſt: eine feurige Phantaſie, praktiſche Welt- und Menſchenkenntniß verbunden mit einem groſſen Vorrathe brauchbarer Hausphiloſophie; Freymüthigkeit, die Menſchenfurcht nicht kennt; Haß aller religiöſen Dummheit, und daraus entſpringender unbegränzter Eifer für Aufklärung; kräftige, männliche Sprache, viel gute Laune, und nicht ſelten ein lebhafter Witz, der juvenaliſch wird, wenn er ſeine Geiſel wider Dummheit, Narrheit und Aberglauben ſchwingt.

Joſeph Franz Ratſchky, iſt ein anangenehmer Dichter, deſſen Manier und Art einen eigenen Stempel von natürlicher Laune, von Freymüthigkeit, und von Korrektheit im Versbau, wie in der Sprache, ſichtbar an ſich trägt. Unter ſeinen Romanzen ſind einige mit einer beneidenswürdigen Leichtigkeit erzählt; ſeine Epiſteln an ſeine Freunde ſcheinen in den erſten Augenblicken der überflieſſen[illegible] Empfindung ohne Künſteley auf das Papier ſich ergoſſen zu haben, und haben einen eigenen Anſtrich von harmloſer Jo[illegible]tät, für die ſich das Herz des Leſers unwillkührlich aufſchließt; unter ſeinen Liedern ſind einige ſo ſüß und harmoniſch, daß ſie dem Compoſiteur gleichſam in die Hand arbeiten; und unter ſeinen Oden iſt die auf die Entzündung des Pulverthurms in Wien wahrhaft ramleriſch. Seine Verſifikation iſt eine der reinſten und vollendetſten, die je einem Dichter Ehre gemacht haben. Auch als Theater-Dichter hat ſich Ratſchky gezeigt.

Lorenz Leopold Haſchka. Die Muſe dieſes Dichters iſt eine Schweſter der Klopſtockiſchen, und ſingt mit ihr in einerley Saitenſpiel; aber ſie iſt wärmer und noch um einen groſſen Theil populairer als jene. Ihre Loſung iſt Wahrheit! Um ſie drehen ſich noch faſt alle ihre Lieder, die mit einer Glut, mit einem Wahrheitseifer, und mit einer Freymüthigkeit durchgeführt ſind, daß man dem Herzen des Dichters ſeine unbeſchränkte Achtung und Liebe nicht verſagen kann. Seine Ode: Das Mönchsthum, iſt in ihrer Art eines der ſchönſten

ſchönſten dichteriſchen Gemälde, das unſere Litteratur aufzuweiſen hat, und ich kenne einige Schweſtern von ihr, die ſie noch übertreffen, die aber wohl nicht öffentlich erſcheinen werden, ſo lange es der allgemeine Lauf der Welt iſt, **Wahrheit** und **Verleumdung** für Töchter Eines Vaters zu halten. Wer kann dieſem Strom entgegen ſchwimmen?

Carl Julius Fridrich. Ein philoſophiſcher Dichter, deſſen Muſe viel Eigenthümliches hat. Sie verbindet mit einem philoſophiſchen Ernſt, mit Scharfſinn, Freymüthigkeit und Wahrheitseifer, einen hellen Blick ins menſchliche Herz, unverkennbaren Geradſinn, eine reiche, feurige und erfinderiſche Phantaſie, und eine gebildete Sprache, die jedoch nicht ſelten dem Zwange der Verſification zu erliegen ſcheint.

Zwey und dreyſſigſter Brief.

Wien.

In dieſem Briefe, l. S. gebe ich dir die Umriſſe einiger Wieneriſchen Proſaiſten, die deiner ganzen Achtung und Aufmerkſamkeit werth ſind, und nenne Dir dann die Namen einiger andern, von denen Du nicht nöthig haſt Notitz zu nehmen.

Der Hofrath **Joſeph von Sonnenfels**, hat groſſe und unbezweifelte Verdienſte um ſein Vaterland, dem er in vielen Fächern die Fackel der Aufklärung vorgetragen hat. Ich kann hier nicht von ſeinen Schriften reden, die zunächſt die Polizey, die Juſtitz, das Commerz, und die Finanzen von Oeſtreich, angehen, und aus einem freymüthigen, aufgeklärten, menſchenfreundlichen und patriotiſchen Herzen entſprungen ſind; ich berühre nur das, was er in Abſicht der ſchönen Litteratur, und des beſſern Geſchmacks in **Wien** that. Er war einer der erſten, der die Lächerlichkeiten und Mißbräuche der

der Wieneriſchen Bühne und Wieneriſchen Sitten züchtigte; der eine gelehrte Geſellſchafft in Wien zuſammen zu ziehen ſuchte, um jede angenehme Wiſſenſchaft, die in andern Ländern ſchon blühete, auch hier in Umlauf zu bringen, der das Studium der deutſchen Sprache, und mit demſelben einen beſſern Geſchmack daſelbſt zu befördern; den Nationalcharakter zu verfeinern; gebildete Lebensphiloſophie und Aufklärung auszubreiten, und endlich die Kunſt und ihre Bearbeiter aufzumuntern, und der Vollkommenheit näher zu bringen ſuchte. — Die Schriften dieſes Mannes haben ein eigenes Gepräge von Freymüthigkeit, die erſtaunen macht, wenn man ſich in jene Zeiten zurück verſetzt, von gutem Ton, Energie, und wo es ſeyn muß, ſtrenger Satyre, die in einer launigten, angenehmen und lachenden Manier vorgetragen iſt.

Der Freyherr von Gebler iſt auch einer der Patriarchen der Wieneriſchen Litteratur, der jetzt ſeine Hand von ihr abgezogen hat. Die meiſten ſeiner neuern Nacharbeiter, im dramatiſchen Fache, haben den Weg verlaſſen, den er ihnen ſchon in frühern Zeiten bahnte; ſie bringen Stroh und Kieſelſteine zu Markte, weil ſie weder Gefühl noch Geſchmack haben.

Als

Als dramatiſcher Schriftſteller war Gebler nicht blos für ganz Deutſchland merkwürdig. Denn ſeine erſtere theatraliſche Arbeiten fielen in einer Zeit, wo unſere Schaubühne noch ſehr wenig Stücke aufzuweiſen hatte, die auf deutſchen Grund und Boden gewachſen waren. Steife, ſchülerhafte verſifizirte Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen waren damals alles, was man dem Deutſchen Parterr zur Unterhaltung biethen konnte, und nur hier und da trat ein Deutſcher auf, der einheimiſche Süjets bearbeitete, und die Zuſchauer aus China, aus der Tartarey, aus Venedig, und aus Paris nach Deutſchland, unter deutſche Menſchen zurückzuführen ſuchte. Von dieſen war Gebler einer, und in dieſem Betracht ſind ſeine Stücke ſehr merkwürdig, und ihr Verfaſſer verdient unſern Dank und unſere ganze Hochachtung um ſo gewiſſer, da es auſſer Streit iſt, daß man geebnete Wege mit weniger Mühe gehen kann, als ungebahnte, wo noch kein Merkzeichen dem Wanderer zum Pharus dient, und daß man jetzt kaum die Hälfte der Kräfte braucht, die damals erfordert wurden, um mit Glück ans Ziel zu gelangen.

Der Obriſt von Ayrenhoff, iſt Verfaſſer einiger Schauſpiele, die man hier mit Beyfall

gege-

gegeben hat. Neuerlich wagte er durch einige Aeuſſerungen Wieland's angefeuert, ein Unternehmen, das ihn bei einem Theile des Publikums lächerlich, und bey dem andern ſehr ehrenwerth machte. Die Germanomaniſten und Anglomaniſten, die ſchon ſeit 1772 die Satisfaktion hatten, über den deutſchen Theatergeſchmack zu gebiethen, lachten, und die Gallomaniſten empfiengen den Mann mit beyden Händen, doch ſo, daß ſie ihn **am Fleiſche zwar züchtigten, aber ſeinen Geiſt ermunterten.**

Ich habe hier nicht Platz genug, mich über dieſe angeregte Streitfrage des weitern vernehmen zu laſſen; aber ſoviel kann ich ſagen: daß mich **Ayrenhoffs** Unternehmen, und ſein verſificirtes Trauerſpiel: **Antonius und Kleopatra**, weder ganz kalt gelaſſen, noch ganz warm gemacht hat. Ich gehe gern überall die Mittelſtraſſe. Apoll behüte uns vor Trauer- und Schauſpielen, die genau nach dem ſogenannten griechiſchen (beſſer **franzöſiſchen**) Schnitt gemodelt ſind, vor Helden, die wenig handeln und viel plaudern, und jede ihrer Empfindungen ſo zierlich, ſo puppenhaft, und bis zum wegblaſen überfeinert, ſagen, malen und predigen; die eben ſo unnatürlich zürnen, haſſen

und

und lieben, als unnatürlich ſie, mit den Ketten des des Sylbenmaaßes gefeſſelt, ſprechen und deklamiren — aber eben ſo bewahre und erlöſe uns der gute Genius unſeres Theaters, von den Helden, die ſich die Augen austreten, und ſich die Zungen aus dem Halſe reiſſen, und einander damit um die Ohren ſchlagen; die ſo wild unbändig und raſend ſprechen, daß ihre Repreſentanten Schwind = und Lungenſucht ſchon bey der dritten Vorſtellung davon tragen; die, wie das liebe Rindvieh lieben, und ihre Nebenbuhler ſtraks mit den Hörnern in die Luft ſchleudern, die mit Wort und That, jedermann, der auch nur eine Idee von Geſchmack hat, revoltiren, und das Gefühl des Mannes von feinerer Organiſation mit Bärentatzen links und rechts maulſchelliren — vor beyde Arten behüte und bewahre uns Apoll!

Univ.-Bibl. München

Aber muß man denn einem Gaſte, dem das franzöſiſche Milchbrod nicht ſchmeckt, darum gleich weſtphäliſchen Pumpernickel vorſetzen? Giebts keinen Mittelweg? Haben wir nicht Platz, zwiſchen Engländer und Franzoſen in der Mitte zu gehn, und müſſen wir immer und ewig hinter einer von dieſen Nationen ſklaviſch nachtreten?

Nachahmen iſt nicht unrühmlich, es kömmt nur darauf an, wie man ſich dabey nimmt. Immerhin möchten wir Früchte einſammlen, die auf fremden Grund und Boden gewachſen ſind, nur in der Art und Weiſe, wie wir unſern Vorrath vertheilen und vertreiben, ſollten wir behutſamer ſeyn. Bouillons machen unſere Magen ſchlaff, Roſtbeuf überladet ſie. Condenſirt erſtere mit deutſchen Fleiſch und Gemüſe, und letztern dünſtet beſſer aus, ſo iſt es für uns genießbarer, und wir ſind der Gefahr einer übeln Verdauung aus dem Wege.

Aber man mag ſich auſſer Athem reden! Wir ſuchen einmal einen Ruhm darinn, keinen eigenen litterariſchen und moraliſchen Charakter zu haben. Es iſt freylich ein rühmlicher Beweis von unſerer Gelehrigkeit, wenn wir uns ſo gern und willig von andern vorſchreiben laſſen; aber unrühmlich iſt es, daß dieſe Gelehrigkeit in kindiſche Schwäche, in Verzweiflung an uns ſelbſt und unſern Talenten ausartet. Nach gerade würde es doch wohl Zeit, unſere eigenen Schwingen zu verſuchen, und uns eigene Wege durch die Lüfte zu bahnen, da wir eine ſo lange Zeit darauf verwandt haben, den Griechen, Römern, Franzoſen und Engländern

die

die beſten Schwungfedern auszurupfen, und ſie in unſere, anfangs ſo ſchwache, Flügel zu heften.

Aber der Fehler liegt wohl mit daran, daß wir zu früh fliegen wollten. Hatte ſich einer von uns ein paar ſolcher Federn bemächtigt, ſo nahm er in jede Hand eine, verſammlete Krethi und Plethi um ſich her, that dann, mit beyden Händen um ſich arbeitend, einen herzhaften Anlauf, und fiel — auf die Naſe. Männiglich lachte, und zog daraus die Regel: ſich lieber an jemand zu halten, als ſeine eigene Kräfte zu verſuchen, um nicht über's Fliegen ein Bein zu brechen. Nach der Zeit fuhr man zwar fort, wo man konnte, Federn zu ſammlen, und ſie in Flügel zu heften, aber dieſe wurden dadurch ſo ungeheuer, daß keiner unter uns ſtark genug war, ſie zu ſchwingen. So erlagen wir unter unſerem eigenen Fleiſſe; ſo vergaſſen wir über das Sammlen, das Ausſpenden; ſo entſtanden die dicken Folianten voll deutſchen Fleiſſes, vor denen der Mann von warmerem Blute zurückprallt; ſo lebten die Fünftauſend Deutſche Schriftſteller und Schriftſtellerchen auf, die ſich die Miene geben, als wollten ſie den Flötz dieſer litterariſchen Gruben zu Tage fördern, und keiner von ihnen hat Kenntniß und Gefühl genug. In Lavagebürgen ſuchen ſie Erzgänge, und rothe Färbererde iſt ihnen rothgüldiges Erz!

Verzeihe mir dieſe patriotiſche Extaſe, ich kann mich des leidigen Patriotismus, der in ſolchen Fällen ſo übel angebracht iſt, immer noch nicht ganz entwöhnen.

Johann Friedrich Schink behauptet unſtreitig unter den beſſern deutſchen Theaterdichtern ſeinen Platz. Wenn auch ſeine Muſe arm an Erfindung iſt, ſo iſt ihr das mechaniſche der Schauſpieldichtung deſto geläufiger, und ſie beſitzt die Kunſt, die Erfindungen anderer ſich eigen zu machen, ſo zu motiviren und zu ſtellen, daß das Ganze den Anſtrich der Neuheit hat, und vom Theater herab unausbleibliche Wirkung thut. Schink's Tragödien ſind, und werden immer noch häufig aufgeführt, und würden noch allgemeinern Beyfall haben, wenn ihre Geburt nicht in jene Zeiten fiel, wo das Genieweſen, ſelbſt in einigen unſerer beſten Köpfe, Wurzel gefaßt hatte. Seine neueſten Luſtſpiele ſind voll drolliger, artiger Scenen und Stellen, und haben überhaupt mehr eigenes als ſeine Trauerſpiele. Daß Schink durch ſein

Ma-

Marionetten-Theater zuerſt anfing, die Genien dem Publikum verdächtig und lächerlich zu machen, war eine verdienſtliche Unternehmung, ſo wenig ich auch geneigt bin, dem Cynicismus und den übrigen Unverdaulichkeiten dieſes Buches, das Wort zu reden. Als Dramaturg beſitzt Schink ſehr viele gründliche Kenntniſſe, und iſt einer der beſten, die nach **Leſſing** dieſes Fach bearbeitet haben. Seine dramaturgiſche Fragmente ſind voll heilſamer Wahrheiten für die deutſche Bühne überhaupt, und für die Wieneriſche insbeſondere; und als lyriſcher Dichter hat er ſich durch ſeine in den Muſenalmanachen, Blumenleſen und andern periodiſchen Blättern aufgeſtellten Gedichte, und durch ſeine **Dichter-Manuſcripte** vortheilhaft gezeigt. Er bedürfte nur einer ruhigern und minder ungewiſſen Lage, um in Zukunft Werke zu liefern, die ihm und unſerer Litteratur bleibenden Ruhm erwerben würden.

Der Freyherr **Otto Heinrich von Gemmingen** hat ſich als dramatiſcher Dichter durch ſeinen **Deutſchen Hausvater** eine der rühmlichſten Stellen erworben, und viele darunter (ſelbſt einige unſerer beſſern) hat er darin übertroffen, daß er die Sprache und Sitten der feinern Welt, ſo wahr und angemeſſen darzu-

darzuſtellen gewußt hat; eine Tugend, die ich bey den meiſten deutſchen Schauſpiel- und Romanendichtern vergebens ſuche, ſo unumgänglich nöthig ſie auch iſt, wenn wir nicht Leute von feinerem Geſchmack am Ende gänzlich aus unſern Schauſpielhäuſern verjagen wollen. Er iſt auch Verfaſſer des **Weltmanns**, einer Wochenſchrift, worin er mancherley Gegenſtände aus der Lebensmoral und Lebensphiloſophie mit Glück bearbeitet hat.

Franz Heufeld, iſt hauptſächlich in und um Wien als Theaterdichter bekannt, und minder geſchätzt in den übrigen deutſchen Provinzen, weil ſeine Arbeiten zuviel Localität haben, deren Reiz für Zuſchauer, die nicht an Ort und Stelle ſind, völlig verlohren gehet. Aber ſie ſind auch weder in der Anlage, noch in den Charakteren, noch in der Sprache korrekt. Leſſing ſagt in ſeiner Dramaturgie von ihm, daß er Anlage zum Theaterdichter habe, aber leider! iſt es bey der bloſſen Anlage geblieben, ſo ſehr ſie auch ſeine theoretiſche Einſichten in dieſem Fache ſeit der Zeit ausgebildet haben mögen. Seine neuern Stücke: **Der Bauer aus dem Gebürge, Doktor Gul-**

den-

denſchnitt ꝛc. ꝛc. ſind bey weitem nicht das, was ſeine frühern verſprachen.

Joſeph Bernhard Pelzel, hat einige Arbeiten fürs Theater geliefert, die ſich zwar unter den übrigen dramatiſchen Productionen, woran die öſtreichiſche Litteratur ſo reich iſt, der Anlage, der Ausführung und der Sprache nach auszeichnen, die aber doch nicht zu der Reiſe und Politur gelangt ſind, daß durch ſie der feinere Geſchmack bey Lectüre und Vorſtellung befriedigt würde.

Die Arbeiten der **Gebrüder Stephanie** (hauptſächlich aber die Produkte des Jüngern) ſind in Wien viel geſpielt worden, und haben auch auſſerhalb Wien nicht ſelten ihr Glück gemacht, ſo unkorrekt ſie auch in Plan, Ausführung, Dialogirung, Charakteren und Sprache ſind. Aber ihre Verfaſſer ſind auf dem Theater zu Hauſe, und haben eine glückliche Kenntniß von dem, was vom Theater herab, und hauptſächlich auf das Publikum Wirkung thut, für welches ſie arbeiten; und dieſer Umſtand verſchafft ihren Stücken Beyfall. Es wäre fruchtlos, wenn wir uns noch ferner ſtreiten wollten: ob das Publikum an ſolchen geſchmackloſen Stücken Vergnügen finden dürfe,

oder

oder ſolle — genug, es iſt einmal ſo, und wenn man **Stentor's** Stimme hätte, ſo würde man es nicht anders machen. Man muß es alſo der Zeit überlaſſen, deren Art es iſt, ihre Revolutionen nach und nach zu bewirken. Hier iſt aller menſchlicher Rath und Verſtand vergebens und faſt lächerlich.

Weit unter ihnen ſtehen noch **Fuß**, **Steinsberg**, **Traun**, **Keppler**; und unter dieſen noch **Kepner**, **Schickaneder** und **Weidmann**.

Ein guter Schriftſteller, über den man dieſe und alle übrige ihres Schlages leicht vergeſſen kann, iſt **Johann Pezzl**, der Verfaſſer des **Fauſtin**. Dieſer Roman, der einer der nützlichſten und unterhaltendſten iſt, welche unſere Litteratur aufzuweiſen hat, giebt von dem hellen aufgeklärten Geiſte, von der Welt- und Menſchenkenntniß, von der weitläuftigen und wohlverdaueten Beleſenheit ſeines Verfaſſers einen redenden Beweis. Man hält dieſen Pezzl auch für den Verfaſſer der **Marokaniſchen Briefe**, welches mir auch ſehr wahrſcheinlich iſt, wenn ich den Ton, Styl, und Ideengang dieſer Briefe, mit der Behandlungsart des **Fauſtin** aufmerkſam vergleiche; gewiſſer iſt es,

daß

daß wir dieſem Schriftſteller, die Reiſe durch den Bayeriſchen Kreis, und die neue Ueberſetzung der Voltaireſchen Prinzeſſin von Babylon zu danken haben.

Nun ſollte ich dich noch mit dem zahlloſen Heere der kleinen Wieneriſchen Schriftſteller und ihren Werken bekannt machen, aber ich habe keinen Gefallen an dem Tode dieſer Sünder, deren Sünden doch immer, wie alle andere Sünden, etwas Gutes im Gefolge gehabt haben. Auch müßte ich ſie, wenn ich einmal das Todesurtheil über ſie ſprechen wollte, Zug- und Gliederweiſe zum Block marſchieren laſſen, wie Peter der Groſſe einſt ſeine aufrühreriſchen Strelitzen, und das würde deinem ſanften Herzen ſehr wehe thun.

Lebe wohl.

Drey und dreyßigſter Brief.

Salzburg.

Von Wien aus nahm ich meinen Weg über Linz hieher.

Zu Linz arbeiten nur zwey Schriftſteller für dein Fach, der eine ziemlich mittelmäßig, und der andere nicht gut. Dieſe ſind **Cremeri** und **Heinze**.

Benedict Anton Dominikus **Cremeri**, K. K. Cenſuractuar, Schauſpiel-Dichter und Dramaturg, Wochenſchriftſteller, Polemiker, Philoſoph und Verfaſſer von zwey katholiſchen Gebetbüchern. Wie ſich das alles in Einem Kopfe vertragen kann, iſt ſchier unbegreiflich. Als Schauſpieldichter hat er ſich durch zwey Luſtſpiele (**die Wahl**, und: **Man prüfe ehe man urtheilt**) und durch ein Trauerſpiel (**Amaliens Verlöbniß**) gezeigt; als Theoretiker des Theaters durch eine **Skizze gebildete Schauſpieler zu bekommen**; als Wochenſchriftſteller, durch ein Wochenblatt, der Aus-

Ausſchreiber betitelt; als litterariſcher Polemiker durch eine Broſchüre dieſes Titels: Summariſche Antwort auf die Anfrage des Friedrich Nicolai, das Verbot der Allgem. d. Bibliothek betreffend; als Philoſoph, durch ein Philoſophiſches Schreiben an einen, der nichts weniger als Philoſoph iſt; durch eine Bill aus der Herzkammer eines ehrlichen Mannes, und durch ein Paquet für Fürſten, das ſonſt nichts taugt ꝛc. ꝛc; als Erbauungsſchriftſteller endlich, durch ein allgemeines Gebetbuch und Unterhaltungen für Chriſten in der Faſten.

Wenceslaus Siegmund Heinze, hat für das Fach der lyriſchen Dichtkunſt mancherley kleine Arbeiten geliefert, bey denen man zwar nicht dichteriſche Anlage, aber doch Politur und Sinn und Gefühl für Korrektheit vermißt.

Unſere Erndtezeit iſt nun größtentheils vorüber, meine liebe Schweſter. Ich werde denjenigen Theil von Süddeutſchland, den ich zu berühren gedenke, gleichſam durchfliegen, denn ich muß zum Theil durch Länder, die in Abſicht der litterariſchen Fruchtbarkeit, beſonders in deinem Fache, das wüſte Arabien beſchämen.

Eben jetzt befinde ich mich in der Hauptſtadt eines ſolchen Landes. Es iſt Thatſache, daß die Länder, deren Regent um Gotteswillen verbunden iſt, den Caſtraten zu ſpielen, in der phyſiſchen und moraliſchen Cultur hinter allen übrigen weit zurückbleiben. Hier geht der Landesherr auf die Jagd und in die Kirche; die nächſten um ihn, gehn in die Kirche und auf die Jagd; die auf dieſe dem Range nach folgen, eſſen, trinken und beten; und die ganz untere Claſſe, betet, trinkt und ißt. Die beyden letzteren Claſſen lieben öffentlich, und die beyden erſteren verſtohlen. Alle leben der Sinnlichkeit, weil alles, was ſie von phyſiſchen und moraliſchen Gegenſtänden umgiebt, auf Sinnlichkeit calculirt iſt. Wie es unter dieſen Umſtänden, um den Anbau des Verſtandes und um die freyere Bearbeitung der Wiſſenſchaften in Salzburg ſtehen müße, kannſt Du dir leicht ſelbſt ſagen.

Die ſchönen Wiſſenſchaften ſind hier in ſchlechten Händen. Auſſer einigen Gelegenheitspoeten, deren es überall eine Menge giebt, fand ich hier drey Theaterdichter, die deine ganze — Erbarmung verdienen.

Der erſte iſt Joh. Andr. Schachtner, Hofmuſikus, der in frühern Jahren einen Band Gedichte mit Gottſched's Vorrede herausgegeben, und in ſpätern Jahren durch ein geiſtliches Singſpiel (die menſchliche Wanderſchaft) von neuem gezeigt hat, daß er weder damals noch jetzt hätte dichten ſollen.

Der zweyte iſt Mich. Vierthaler, Verfaſſer eines Engliſchen Spions, eines Trauerſpiels, bey deſſen erſter Vorſtellung das Parterr zu Linz vor Lachen ſterben wollte.

Der dritte iſt Ferdinand Prinner. Er hat ſich in das dramatiſche Fach gewagt, ohne das A B C deſſelben zu wiſſen: er hat ein Trauerſpiel geſchrieben, ohne zu wiſſen, was das Trauerſpiel bey dem Zuſchauer bewirken ſoll; ein Schauſpiel ohne Anfang und Ende, und eine dramatiſche Scene, die ein leeres Gewäſch und keine Handlung enthält. Wenn du dich überzeugen willſt, daß mein Urtheil bis auf die Sylbe wahr ſey, ſo lies das Ideal unglücklicher Liebe, oder Klerdon, ein Trauerſpiel, welches das Ideal eines unglücklichen Trauerſpiels iſt; den verlornen Sohn, ein Schauſpiel; und Emma und Adelwerth, eine dramatiſche Scene.

Unter den Profeſſoren der hieſigen Univerſität ſind zwey oder drey, die auſſerhalb Salzburg rühmlich bekannt geworden ſind, zu welchen ich den geſchickten Mathematiker **Dominicus Beck**, und den Prof. **Schelle** rechne, der einige brauchbare Sachen über die Geſchichte und über den Cölibat der katholiſchen Geiſtlichkeit geſagt hat.

Die hieſigen Theologen haben die katholiſche Chriſtenheit mit einer Menge religiöſen Unſinnes in Duodez und Quart beſchenkt, beſonders der Prediger **Koller**, deſſen rüſtige Feder kollernd alle Felder der Betkunſt, Lobrednerey, und Canzelberedſamkeit durchlaufen iſt, und der an dem Univerſitätsprediger **Mösl** einen eifrigen und würdigen Nachahmer gefunden hat, jedoch immer noch von dem Auguſtiner **Simplicianus Umhaus**, der mit dem ſchwachen Geiſte des **heil. Auguſtin** die ſtarken Geiſter *) hat bändigen wollen, bey weitem übertroffen wird. Aber alle dieſe ſind nicht werth, dem Doktor der Theologie und geiſtlichen Rath, Hrn. **Michael Lory**, der nach Quadratzollen berechnet hat, wieviel Seelen im Fegefeuer Platz haben, die Schuhriemen aufzulöſen.

Lebe wohl!

---

*) Er hat geſchrieben: *Spiritus Auguſtini contra ſpiritus fortes. Salisb. 1770.*

Vier und dreyßigſter Brief.

München.

Dieſen Brief erhältſt du, wie du ſiehſt, aus der Hauptſtadt der Europäiſchen Barbarey.

Man vertilgt hier die Freymäurer, und läßt Räuberbanden einwurzeln; man predigt und ſchimpft die Aufklärung zum Lande hinaus, und läßt den Exjeſuiten freyes Feld zu ihren Maſchinerien; man liebt und verehrt den Heiland der Welt über alles, will ſich aber auch den Feind der Welt, den Satan, durchaus nicht nehmen laſſen; man protegirt die **Joſte**, macht die **Franke** zu Premierminiſtern, und unterdrückt die **Zaupſer**, und ſetzt die **Weishaupt** auſſer Brod und Dienſten — kurz, man bringt das Land von der phyſiſchen und moraliſchen Seite in ſolch einen Zuſtand, daß deſſen Vertauſchung, wenn ſie noch zu Stande kommen ſollte, den Landesherrn durchaus nicht gereuen kann.

Die ſchönen Hoffnungen, die der Freund der Aufklärung, vor einigen Jahren, zur Erleuchtung

leuchtung Bayerns faßte, waren nur ſchöne Träume! Die wackern Männer, die ſich zu Ende der vorigen Regierung dem Aberglauben und der Intoleranz mit Wort und That entgegenſtellten, ſchweigen und ſeufzen, von der Uebermacht niedergedrückt, in der Stille. Der Landesherr, der übrigens ein guter Mann ſeyn mag, ſieht nicht ſelbſt, ſondern läßt ſehen; ſpricht und lieſ't, und ſchreibt nicht ſelbſt, ſondern läßt leſen, ſprechen und ſchreiben; fährt und ſchießt aber ſelbſt! Die nächſten um ihn kennen kein anderes Intereſſe, als ihr eigenes; ſchätzen keine Verdienſte, als die, welche man ſich um ſie geſtiftet hat; verachten alle Vorzüge, die ſie ſelbſt nicht beſitzen, und werden für die Heerden, die ſie ſchützen ſollen, nicht ſelten ſelbſt die blutgierigſten Wölfe. Weil ſie das Vertrauen des betrogenen Landesherrn beſitzen, ſo wird ihnen die Ausführung ihrer mannigfaltigen Kabalen leicht.

Mehrentheils ſind dieſe unreinen Organe, durch welche der Landesherr ſpricht, und handelt, ſelbſt nur der Wiederhall von andern, die noch niedriger und verächtlicher ſind. Oft iſt ein Cammerdiener der Hebel des ganzen Druckwerks, und noch öfter zieht ein rundbäckigter Mönch unter dem Gürtel einer Lieblingsſultanin

tanin die groſſe politiſche Uhr auf, nach welcher männiglich ſich richten muß. Sie iſt das Horn Oberons, das den Regenten wie den Bettler tanzen macht; aber dem Regenten fehlt der Becher Oberons.

In einem Lande, wo der Anbau der Wiſſenſchaften ſo mannigfache und unüberſteigliche Hinderniſſe findet; wo die bigotte Dummheit auf ſich ſelbſt und ihre Vorzüge ſo eiferſüchtig iſt; wo auf jedem Buche das ſo empfehlende Motto: Mit Erlaubniß der Obern, ſtehen muß; wo jede Neuerung in Sachen der Religion, der Vernunft und des Staates gefährliche Irrlehre iſt; wo durch freye Bemerkungen über Geiſtlichkeit und Kirche, nicht Geiſtlichkeit und Kirche, ſondern Chriſtus ſelbſt und ſeine Braut, gemißhandelt werden; wo man Oden auf die Inquiſition verbrennt, und Bruderſchaftsbüchel und neue Ausgaben von Heiligenlegenden mit Jahrgeldern belohnt; wo, endlich, der perſonificirte Fanatismus in Geſtalt des Pater Frank zähnefletſchend umherſchleicht — in ſolch einem Lande, liebe Schweſter, können die meiſten Zweige der Gelehrſamkeit gar nicht, und andere nur mit der gebundenſten Behutſamkeit gelehrt, ſtudirt und bearbeitet werden.

Die

Die Geſchichte und Naturforſchung unter den ernſtern, und die Theaterdichtkunſt unter den angenehmen Studien, ſind die einzigen Fächer, worin die bayeriſchen Schriftſteller mit Glück gearbeitet haben. Die beyden erſtern liegen auſſerhalb meinem Plan; für die letztere arbeiten unter andern der Profeſſor Babo und der Graf von Törring allhier.

Babo gehört zu derjenigen Claſſe unſerer neuern Theaterdichter, die im ſchakeſpeariſch-gothiſchen Geſchmack arbeiten. Schranken, Turniere und Ritterſchläge; konvulſiwiſche Eruptionen roher ritterlicher Leidenſchaften; Gift, Schwerdt und Blut; gutherzige Unſchuld, di der giftigſten Bosheit erliegt ꝛc. ꝛc. dies iſt das Feld, auf welchem ſie ſich herumtummeln. Auge und Herz wiſſen ſie zu erſchüttern, aber den edlern Geſchmack morden ſie, und einige ſchöne, herzliche Naturzüge vergraben ſie unter einen Wraß von Theaterſpielen, die freylich den groſſen Haufen unendlich divertiren, aber den Mann von feinerem Geſchmack mörderiſch anpacken und fieberiſch zuſammenſchütteln. Wären wir doch nur erſt auf dem Wege, das „zu viel“ und „zu wenig“, und die feinere Nüancierung der Farben bey unſern deutſchen darſtellenden Werken zu ahnden, eine geſun-

dere

dere Wahl der Süjets zu treffen, und an dieſen wiederum nur die Seiten zu wählen, die einer gefälligen Ausbildung fähig ſind! Aber wir nehmen ungeheure, rauhe Maſſen aus dem ungeſchlachten Mittelalter unſerer Geſchichte, und ſuchen ſie, ſtatt daß wir ſie ſorgfältig behauen und bemeiſeln ſollten, durch eigene Zuſätze, die eine bis zum Raſen angeſpannte Phantaſie ausbrütet, noch ungeheurer und abſchreckender zu machen.

Babo's Luſtſpiele ſind um einen guten Theil beſſer und dem feinern Geſchmack wenigſtens erträglicher, als ſeine Schau- und Trauerſpiele. Unter den letztern iſt Otto von Wittelsbach das beſte.

Der Verfaſſer der Agnes Bernauerin, Graf Törring, hat ſich durch eben dieſes Trauerſpiel einen Namen in der deutſchen Litteratur gemacht. Allerdings iſt der Stoff deſſelben und die Ausführung überaus intereſſant und einige Scenen darinn ſind mit einem Feuer, einer Natur und Treue gearbeitet, die dem Zuſchauer nichts zu wünſchen übrig laſſen. Der allgemeine Beyfall, mit welchem es überall gegeben und wieder gegeben ward, führt von der Güte deſſelben den beſten Beweis.

Noch

Noch drey merkwürdige und verdienſtvolle Gelehrte ſind **Eckartshauſen**, **Weſtenrieder** und **Zaupſer**, die bald die Sonne über Bayern aufgehen laſſen würden, wenn ihnen nicht die Hände gewaltſam gebunden wären.

Eckartshauſen hat ſeit einiger Zeit durch Wochenſchriften und Erzählungen eine Menge moraliſcher und politiſcher Wahrheiten unter ſeine Landsleute zu verbreiten geſucht, die noch mehr Wirkung thun würden, wenn man nicht Freymüthigkeit hier eben ſo ſehr haßte, als Freymaurerey.

Weſtenrieder, iſt ein junger Mann, der ſich durch die Freymüthigkeit und den Eifer, womit er manche Themata aus der Litteratur, Pädagogik und Moral behandelt hat, um ſein Vaterland viel Verdienſte, und groſſe Achtung unter den Gelehrten in aufgeklärtern Provinzen erworben hat. Seine Werke ſind keineswegs klaſſiſch, aber doch für die Bedürfniſſe ſeines Vaterlandes paſſend, mithin lobenswerth. Sein **guter Jüngling Engelhof**, den man vielleicht aus Nachſicht weil er in Bayern geſchrieben war, mit Beyfall aufgenommen hat, iſt das ſchlechteſte unter ſeinen Werken, und wiegt auch die kleinſte ſeiner Reden und Abhandlungen nicht auf, weil durchweg eine geſchrobene Sprache und eine falſche, eckelhafte Empfindſamkeit darinn herrſcht.

Zaupſer, verdient die Dankbarkeit ſeines Vaterlandes und die Achtung fremder Provinzen, und wenn er auch nichts, als ſeine Ode auf die Inquiſition geſchrieben hätte, ſo wäre ſie allein ſchon genug, ihm eine Stelle unter den ehrwürdigſten Dichtern unſerer Nation zu verſchaffen.

Morgen reiſe ich von hier, ohne mich irgendwo aufzuhalten, in einem Zuge nach der Schweiz, namentlich nach Zürich, von wo aus ich meinen nächſten Brief an dich werde laufen laſſen,

Fünf und dreyſſigſter Brief.

Zürich.

Ich geſtehe dir, daß ich dieſen Abſprung aus Deutſchland in die Schweiz, bloß in der Abſicht machte, um mich der traurigen Vorſtellung zu entladen, die ſich mir bey der Unterſuchung des litterariſchen Zuſtandes von Bayern unwillkührlich aufdrangen. Wie wohl iſt es dem Freunde der Wiſſenſchaften in dieſem Lande der Felſen, und wie gern vertauſcht er es gegen jenes, das in Ertrag und Fruchtbarkeit ein Canaan ſeyn könnte, wenn es nicht durch moraliſche, phyſiſche und politiſche Indolenz verödet würde.

Die Schweiz hat von jeher eine der anſehnlichſten Stellen in der Geſchichte der Wiſſenſchaften behauptet. Alle Fächer der Gelehrſamkeit und Kunſt ſind hier mit Glück getrieben und bearbeitet worden, und nicht ſelten hat Ein ſchweizeriſcher Gelehrter ein ganzes Feld der Kunſt und Gelehrſamkeit vom Grunde aus umgearbeitet und in einer ganz neuen Geſtalt erſcheinen laſſen. Erinnere dich an **Calvin**, **Haller** und **Bodmer**. Die beyden erſtern haben allgemein, und der letztere für den Geſchmack in Deutſchland unendlich viel Gutes gewirkt.

Die berühmten ſchweizeriſchen Namen aus den ernſthaften Fächern, die hier geblühet haben und noch blühen, würden allein ein paar Seiten in meinem Briefe einnehmen. Auch darf ich mich auf ſie nicht einlaſſen, weil du kein **gelehrtes** Frauenzimmer biſt. Romane, Gedichte und Comödien leſen, und darüber urtheilen, macht euch eben ſo wenig Schande, als nähen und Beutel ſtricken; aber hebräiſch, griechiſch und lateiniſch verſtehen, oder wohl gar aus dem Arabiſchen überſetzen, wie Erneſtine **Reiske** — mir ſchaudert die Haut, liebe Schweſter!

Ich ſchildere dir alſo drey berühmte und einen bekannten Schweizer aus deinem Fache: **Bodmer, Geßner, Lavater und Meiſter.**

Johann Jacob Bodmer, weiland Mitglied des groſſen Raths, und Profeſſor der Schweizergeſchichte zu Zürich, jetzt todt. Er hatte unſtreitig groſſe Verdienſte um unſere Litteratur. Binnen den 60 Jahren, die er in derſelben arbeitete, erfuhr ſie groſſe und zum Theil ſehr heilſame Revolutionen, und einige derſel-

derſelben, die in frühern Zeiten eintraten, ſind ſelbſt durch ſeine Bewirkung veranlaßt worden. Seine und ſeiner Freunde Kritik fieng zuerſt an, den deutſchen Geſchmack in Künſten und Wiſſenſchaften zu bilden, und die Abhandlungen, die er über einige Themata aus dem litterariſchen und artiſtiſchen Fache ſchrieb, gaben Anlaß, daß man nach und nach anfieng, über ähnliche Gegenſtände nachzuforſchen, und über einige Regionen der Litteratur und Kunſt, die damals noch in dicker Finſterniß lagen, ein Schimmerlicht zu verbreiten. Um aber nicht bloß theoretiſche, ſondern auch praktiſche Fingerzeige zur Verbeſſerung unſerer Litteratur zu geben, machte er ausländiſche Muſter in unſerer Sprache bekannt, und zog die Männer, die ehedem mit Glück in unſerer Litteratur gearbeitet hatten, wieder hervor, erläuterte und erklärte ſie. Er überſetzte den **Milton**, und gab **Opitzens** Gedichte von neuem heraus. Nachdem er über zwanzig Jahre nur immer Kritik getrieben hatte, kam er endlich mit eigenen darſtellenden Werken zum Vorſchein, die ſich von den damaligen wäſſerigen oder bombaſtiſchen Produkten, womit man das Publikum unterhielt, ſehr zu ihrem Vortheile auszeichneten. Er ſchrieb das erſte Heldengedicht in unſerer Sprache, eine Gattung, die ſeit den Zeiten der Minneſänger unter den

Deutſchen ganz erſtorben zu ſeyn ſchien — ſeine **Noachide**, die ſich bis auf die neueſten Zeiten erhalten hat. Auf dieſe folgten einige andere Gedichte, deren Stoff aus der Bibel genommen war, und zunächſt (wie der Noah ſelbſt) von **Klopſtocks** Werken, die um dieſe Zeit anfiengen Aufſehen zu machen, veranlaßt wurden. Dadurch ſtudirte er ſich in jene patriarchaliſche Zeiten ſo tief hinein, daß er ſelbſt noch in den reifern Jahren unſerer Litteratur am liebſten zu ihnen zurückkehrte. Als er nach der Zeit Mitglied der Regierung ſeiner Vaterſtadt wurde, ſahe er ſich auch im politiſchen Fache um; und nun geſellte ſich zu ſeinem patriarchaliſchen Geiſte der politiſche, ſo daß ſeine Werke bis auf die neueſten Zeiten den politiſchen Aufzug und patriarchaliſchen Einſchlag behielten. Darneben waren die Griechen und Römer von den erſten Zeiten ſeiner Schriftſtellerſchaft an, ſeine liebſten Gefährten geweſen, und er nahm gern Züge aus ihren Werken und bearbeitete ſie nach ſeiner Manier, dramatiſch, oder in hiſtoriſcher Dichtungsart.

Aber die Kritik blieb bis an ſein Ende ſein Lieblingsfach, und kein Wunder, da er ſie gleich beym Antritt ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn zu ſeiner Gefährtin wählte, und da ſie ihm der wiederholten harten Kämpfe und Anfälle wegen, die er ſich ihrenthalben zuzog, ſo theuer und lieb werden mußte. Aber eben die Streitigkeiten, worin er ſich, beſonders in frühern Zeiten, verwickelt ſah, machten ihn durch und durch polemiſch, und gaben ſeinem Tone eine gewiſſe Härte und Bißigkeit, die ſehr oft in bitteres Perſiflage übergieng, das auch den verdienteſten Männern in unſerer Litteratur nicht immer, oder vielmehr nie, und bis an ſein Ende nicht, Gerechtigkeit wiederfahren ließ. In einige derſelben ſchien er ſich gleichſam verbiſſen zu haben, und da er nicht Kraft genug hatte, ſie mit eins niederzureiſſen, ſo ſuchte er doch wenigſtens einen Zipfel von ihrem Kleide loszuzerren, und ihn als Trophäe unter den Augen ſeiner Anhänger flattern zu laſſen. Dieſe Leidenſchaft zeigte er ſchon im Jahre 1725 (durch ſeinen geſtäupten Leiziger Diogenes) und zeigte ſie noch im Jahre 1781 (durch ſeinen gerechten Momus und die litterariſchen Pamphlete) ſo daß ſie ihm zu einer zweyten Natur geworden zu ſeyn ſchien.

Aber man muß ihm dieſen Fehler weder ſo hoch anrechnen, als ſeine Widerſacher, noch ſo gern und leicht vergeben, als ſeine Freunde und Schüler. Letztere ſcheinen ſich zu beſtreben, geringſchätzige Ideen von gewiſſen verdienſtvollen Männern, todten und lebendigen, noch nach ſeinem Tode fortzupflanzen; aber ſie machen ſich lächerlich und verächtlich, und eben ſo, wie es einen Fähndrich nicht kleidet, wenn er über die Operationen ſeines Generals in dem Tone eines alten gedienten Feldherrn ſpricht oder ſchäkert, ſo kleidet es auch ſolche junge Leute nicht, die durch ihre litterariſchen Productionen nicht den tauſendſten Theil des Nutzens geſtiftet haben, den jene Männer ſtifteten, die ſie auf das bloſſe Wort ihres Meiſters tadeln und höhnen.

Doch bey dem allem ſind wir Bodmern immer noch groſſen Dank ſchuldig, und ſeine gerügten Schwächen verlieren einen groſſen Theil von ihrer abſchreckenden Geſtalt, wenn man alle die Umſtände, Lagen und Verhältniſſe, die Leidenſchaften des Menſchen und des Schriftſtellers kalt aneinander reihet, und beobachtet, wie immer ein Rad in das andere faßte, um endlich den Mechanismus zu bilden, nach welchem Bodmer dachte, handelte und ſchrieb. Denn man muß wirklich eine Art von kritiſch-litterariſchem Mechanismus in ſeinem Geſchmacke annehmen, wenn man ſich die ſeltſame Störrigkeit deſſelben, die am Ende nichts mehr gut fand, was nicht über ſeinen Leiſten paßte, erklären will. Es ſchien gleichſam, als ob er auf das Kind, das in frühern Jahren ſeiner zärtlichſten und eifrigſten Pflege genoß, ſich aber nach der Zeit durch eigene Kraft aufrecht erhielt, und keines Gängelbandes mehr bedurfte, böſe geworden ſey, und es recht ernſtlich darauf anlegte, daſſelbe zu dem ehemaligen kindlichen Gehorſam zurückzubringen. Um dieſen Zweck zu erreichen, ſuchte er ihm die Führer, an die es ſich anſchloß, verdächtig zu machen. Aber dieſe Eiferſucht iſt ſo natürlich, und ein ſo eigenes Attribut des Vaterherzens, daß man ohnmöglich auf den Mann zürnen kann, der ſie an den Tag legte, ſo hart und ungeſtüm es auch zuweilen geſchehen ſeyn möchte.

Der Rathsherr **Salomo Geßner**, iſt der erſte und bis jezt noch der einzige deutſche vortrefliche Idyllendichter. Sanfte, unverdorbene Natur; liebenswürdige, unſchuldige Menſchen; angenehme Gemälde aus dem goldenen Zeitalter der Welt ſind die Hauptgegenſtände, womit ſich ſeine Muſe beſchäftigt hat. Wer ſich mit ſüſſen Träumen der harmloſen Vorwelt, mit Gruppen aus der ſchönen Natur, und mit herzlicher Simplicität, in ſüſſe Phantaſieen einwiegen will, greift zu Geßners Werlen, und ſindet darin die geſuchte Befriedigung. Es ſcheint, als wenn unſere neuern Dichter dieſes Fach, das ſo ganz für Phantaſie und Dichtkunſt gemacht iſt, jetzt vernachläßigten, wahrſcheinlich, weil ſich niemand, ohne ſich lächerlich zu machen, in dieſes Feld wagen darf, wenn er nicht ein Liebling der Natur iſt, den ſie an eigener Hand in ihr innerſtes Heiligthum führt, und ſein geiſtiges Auge in dem Grade läutert und verklärt, daß er unter den Schlacken der Verfeinerung den reinen Silberblick der wahren Natur erkennt, und ihn, mit allen Gaben der Darſtellung ausgerüſtet, anſchmeicheln und geltend zu machen weiß.

Johann Caſpar Lavater. Dieſer ſonderbare Mann hat in unſerem Fache nicht ſo viel Redens von ſich gemacht, als im myſtico-theologiſch-theoſophico-philoſophiſch-phyſiognomiſchen Fache, deßhalb gehört eine genaue Schilderung ſeines Schriftſteller-Charakters nicht hieher. Seine **Schweizerlieder** ſind noch das beſte, was er in der ſchönen Litteratur geleiſtet hat; unter ſeinen **Poeſien** ſind viele ſehr mittelmäßig, und einige ſogar unter aller Kritik. Seine Phantaſie iſt unendlich reich, das iſt bekannt, mithin dichteriſch, aber es fehlt ihm an gebildetem Geſchmacke und an

Stä-

Stätigkeit, ſeine Gedanken auszufeilen. Alles iſt bey ihm erſter Wurf, und die erſten Würfe können, ihrer Natur nach, nicht ewig leben. Nicht einmal ſeine Sprache iſt rein, ſein Versbau fehlerhaft und vernachläßigt, und ſeine Reime ſind oft ſichtbar bey den Haaren herbeygezogen. Ein vollſtändiges Portrait von ſeinem Charakter als Menſch und als Schriftſteller findeſt du in Meiners Briefen über die Schweiz.

Der Profeſſor Leonhard Meiſter, kann, wenn ſich ſein wildes Feuer erſt ganz gelegt haben wird, unſerer Litteratur noch Ehre machen. Noch hat ſein Blut den gehörigen Grad der Stätigkeit nicht erreicht, um Werke zu liefern, die ſich durch Realität und Correktheit empfehlen. Sein Geiſt ſchwebt noch über dem unermeßlichen Chaos von Declamationen und Inverſionen, und iſt ſich ſo ungleich als ſein Styl.

Dieſes ſind die vorzüglichſten Zürcheriſchen Gelehrten aus deinem Fache.

Da es heuer ſchon zu tief im Jahre iſt, ſo werde ich von hier aus keine Züge in das Innere der Schweiz vornehmen. Wie leicht könnte ein reiſſender Waſſerſtrom deinen armen

Bruder, der ſchon ſoviele Fährlichkeiten mit gedruckten, beſonders dichteriſchen Waſſerſtrömen glücklich überſtanden hat, ertränken! Wie leicht könnte eine Lauwine, die das Seufzen oder Heulen oder Schimpfen der von mir unter vier Augen getadelten Schriftſteller entwickelt hat, über mich herabrollen, um meiner ſpitzigen Zunge auf ewig das Ziſchen zu verbiethen. Ich ſage mit Fleiß ſpitzige Zunge und Ziſchen, denn ich weiß vorher, daß ſie mich entweder für eine Gans, oder für eine Schlange halten werden. Die Herren haben die Wahl. Ich weiß doch, daß ich nicht krieche, und daß ich zwey Füſſe ohne Schwimmhäute habe.

Lebe wohl.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Oſnabrück.

Du wirſt mich für einen Sohn des Micromegas halten, wenn Du die ungeheuern Schritte meſſen wollteſt, die ich ſeit einiger Zeit gemacht habe. Von München nach Zürich, und von Zürich nach Oſnabrück! Keiner der ältern und neuern Philoſophen hat ſo mächtige Schritte gethan, wenn ſich ſeinen Reiſen durch das Gebieth menſchlicher Begriffe ein Graben entgegen warf, den er weder umgehen, noch ausfüllen konnte.

Von Zürich reiſte ich über Baſel, Straßburg, Raſtatt, Heidelberg, nach Manheim, und von da über Frankfurt am Mayn, Düſſeldorf und Münſter hieher.

In dem einzigen Manheim fand ich einige Schriftſteller, die Dich intereſſiren konnten, aber es waren ihrer für einen eigenen Brief zu wenig, deßhalb will ich ſie in dem gegenwärtigen nachholen. Ihre Namen ſind Iffland, Maier, Schwan.

Iffland, kann mit der Zeit ein brauchbarer Theaterdichter werden, wenn er erſt noch mehr von dem unglücklichen Löwen- und Bären-Geſchmack, der ſeit Jahren auf unſern Bühnen brüllt und mordet, zurückgekommen ſeyn wird. Sein beſtes Stück iſt Verbrechen aus Ehrſucht.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Hofgerichtsrath Maier. *) Es iſt Schade um dieſen Mann, daß ſich ſein Geiſt auf die falſche Seite legt. Es iſt nicht zu mißkennen, daß er für das dramatiſche Fach die beſte Anlage habe, aber wie wendet er ſie an? Wer wird ſich durch den bombaſtiſchen Wuſt von Kraftſentenzen, rohen Sentiments und eckelhaften Cruditäten einer häßlichen Natur durcharbeiten wollen, um die zerſtreuten Goldkörner aufzuſuchen? Seine Arbeiten ſind Sturm von Borberg und Fuſt von Stromberg, an deren die Göttinger Zeitungen die männliche, kräftige Sprache rühmten. Ja wohl männlich und kräftig, denn es kommen drey oder vier A ° ° darinn vor. Die Erläuterungen altdeutſcher Sitten und Gebräuche, welche er zu mehrerer Verſtändlichkeit dem Fuſt von Stromberg angehängt hat, zeigen einen aufgeklärten, jovialen Mann, der ſich

---

*) iſt todt.

ſich eben hierin vor hunderten ſeiner Landsleute ſehr vortheilhaft auszeichnet.

Der Hofkammerrath und Buchhändler, **Chriſtian Friedrich Schwan**, iſt ein verdienſtvoller Schriftſteller, der ſelbſt ein aufgeklärter Kopf iſt, und Aufklärung unter ſeinen Landsleuten eifrigſt zu verbreiten ſucht. Zu unſerem Fache hat er einige Arbeiten (hauptſächlich dramatiſche) geliefert, die ſich vor allen, die im ſüdlichen Deutſchlande von der Art erſchienen ſind, ſehr vortheilhaft auszeichnen. Er war Herausgeber der **Manheimer Schreibtafel**, und iſt Verfaſſer des bekannten neuen Dictionaire de la langue Allemande et Françoiſe, welches mit vieler Sorgfalt und ausgebreiteter Sprachkenntniß gearbeitet, und noch das beſte iſt, was wir in dieſer Art beſitzen.

Hier in **Oſnabrück** habe ich vorzüglich **Möſers** wegen Relais gehalten. Dieſer Mann, der ein eben ſo vortreflicher Schriftſteller als Menſch iſt, behauptet als einer der beſten unter den drey oder vier **vortreflichen** Proſaiſten, die unſere Litteratur aufzuweiſen hat, mit Ehren ſeinen Platz. Ich weiß ihm keinen deutſchen jetzlebenden Schriftſteller an die Seite zu ſetzen, der mit ſo unerſchöpflichen, ſoliden Kenntniſſen in der Geſchichte und Staatskunde, ſoviel feinen Geſchmack, ſoviel Laune, feinen Witz und guten Ton, und mit dem allen einen Vortrag verbände, der ſo frey von allen eitlen Zierrathen iſt, und der ohne geſucht und pretiös zu werden, ſo nervigt, kurz, gedankenvoll und correkt, wie ein voller Strom dahinfließt.

Auſſer **Möſer** befinden ſich noch einige jüngere Schriftſteller mit guten Anlagen für unſer Fach allhier. Dieſe ſind **Reinhold**, **Vezin**, **Lodtmann** und der weſtphäliſche **Zoroaſter, Johann Friedrich Kleyker.**

So eben ſchicke ich mich zu einem neuen Rieſenſchritt von hier, über die Weſer und Elbe nach Hamburg an.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Hamburg.

Dieſe alte Reichsſtadt hat von jeher eine anſehnliche Stelle in der deutſchen Litteratur behauptet, und iſt von Zeit zu Zeit durch die Namen berühmter Männer, die ſie in ihrem Schooſſe nährte, als der Sitz des Geſchmacks und der Aufklärung anerkannt worden. Zwar hat man an der leztern hie und da nicht mit Unrecht gezweifelt, ſo lange der Hauptpaſtor Götze mit ſeiner Orthodoxie ſich vor ganz Deutſchland proſtituirte, aber es iſt gewiß, daß man in Hamburg gar keine Notiz mehr von ihm nimmt, und daß er hier ſelbſt in den Augen aller nur etwas aufgeklärten Einwohner über alles lächerlich geworden iſt. Man thut alſo ſehr unrecht, wenn man ihn für den autoriſirten Sprecher der hieſigen chriſtlichen Gemeinde hält.

In den ernſthaften Wiſſenſchaften ſind jezt einige Männer von Gewicht allhier, unter denen ich Dir nur den Profeſſor **Büſch**, den **Dokt. Reimarus**, und den Prediger **Rambach** nennen will; in den ſchönen Wiſſenſchaften arbeitet hier einer unſerer erſten und berühmteſten Dichter Klopſtock.

Es war eine Epoche, wo alle junge Leute, die entweder Anlage zur Dichtkunſt hatten, oder nur Dilettanten waren, nach Hamburg wallfahrteten, um **Klopſtock** und ſein Weſen zu ſehen. Beſonders ward er die Looſung der bekannten **Göttingiſchen Freunde**, deren Enkel nach der Zeit ſehr brauchbare Männer für unſere Litteratur geliefert hat. Ihnen war **Klopſtock** alles in allem! Sie anatomirten die phyſiſch- und moraliſchen Eigenheiten dieſes Mannes bis auf die feinſte Fiber, und ſuchten ihren Enthuſiasmus für ihn, allgemein zu verbreiten. Die Mittel, wodurch ſie dieſen Zweck zu erreichen ſuchten, giengen nicht ſelten ſehr ins Lächerliche. Man beſang ihn; ſchilderte ihn vom Kopfe bis zu den Füſſen; haſchte alle Anekdoten von ihm auf, und erzählte ſie dem Publikum wieder. Dieſe Abgötterey, die man ohne ſein Verſchulden, und nur von ſeiner Gutherzigkeit tolerirt, mit ihm trieb, ward anfangs belächelt, und bald nachher beſpottet. Leute von beſſerem Herzen, die dieſe Sache ihrem natürlichen Laufe nach anſahen, waren weit entfernt, den Geprieſenen ſelbſt mit denen zu verwechſeln, die ihn prieſen; aber andere, die ſich durch ihren Witz

zur

zur Bosheit berechtigt hielten, wandten die Sache ins Lächerliche, und thaten wiederholte Ausfälle auf Klopſtock ſelbſt. Weil ihre Parthey die ſtärkere war, weil Klopſtock nach der Zeit durch einige neue litterariſche Reformationsplane, die ihm nicht gelangen, ihrem Witze neue Blöſſen gab, weil er ſelbſt kein ſo geübtes Organ zum Schreyen von der Natur empfangen hatte, als ſie, oder weil er ſie verachtete, und nicht für nöthig hielt, ſeine gerechte Sache zu vertheidigen — ſo behielten ſie die Oberhand, und es gelang ihnen nach und nach das deutſche Publikum, das ihn vorher anbetete, von ihm abwendig zu machen.

Und doch iſt Klopſtock in ſeiner Art der erſte, einzige und größte Dichter in Deutſchland, deſſen Manier man einzig und für ſich, ohne Vergleichung mit andern groſſen Dichtern, deutſchen und undeutſchen, würdigen muß, wenn ſie nicht verlieren ſoll. Seine Welt iſt das unermeßliche Reich der Phantaſie, ſein Geiſt lebt in derſelben, und ſein Mund beſtrebt ſich, uns wiederzuerzählen, was ſein geiſtiges Auge dort geſehen hat. Dazu bedarf er einer eigenen Sprache, die ſtärker, umfaſſender, mannigfaltiger, und bilderreicher ſeyn muß, als gewöhnliche Menſchenſprache, welche Gegenſtände aus der wirklichen Welt verträgt. Gleiche Bewandniß hat es mit den Charakteren, die Klopſtock ſchildert. Sein Auge ſieht in den Regionen der Phantaſie gröſſere Tugenden, aber auch ſchwärzere Laſter. Zu ſeinen guten Perſonen finden ſich keine Gegenſtücke in der wirklichen Welt, zu ſeinen böſen eben ſo wenig. Der Tugendhafte in der wirklichen Welt verzweifelt, den Grad der Herzensgüte zu erreichen, welchen er den Guten aus der Ideenwelt beylegt; und der Böſe ſieht, daß er gegen jene groſſe Böſen ein Schüler in der Bosheit iſt, und erkennt ſich nicht in ihnen.

Dieſe beyden Umſtände haben zu den unzähligen Mißverſtändniſſen der Klopſtockiſchen Werke, das meiſte beygetragen. Man fand ihn dunkel, und er hatte ſo deutlich geſprochen, daß mehr als menſchliche Kräfte dazu gehörten, noch deutlicher zu ſprechen; er hatte ſeine Perſonen ſo natürlich gemalt, daß jeder ihrer Züge zur lebendigſten Darſtellung wirkte, und daß ihr Ganzes ſolch eine treue Kopie der Natur ward, daß ſein Pinſel unter Millionen nur das leiſten konnte, was er wirklich geleiſtet hat.

Du ſiehſt, wo ich hinaus will. Alſo der Maaßſtab war es, der zu allen Mißverſtändniſſen Anlaß gab. Wir maßen Klopſtocks Geiſt nach unſerm eigenen, wir ſchrieben ſeiner Phantaſie Gränzen vor, weil wir ſelbſt nicht über ſie hinauskonnten; wir fanden ſeine Perſonen und Empfindungen überirdiſch oder unnatürlich, weil wir uns nicht in ſeine Welt verſetzen konnten, weil wir die Originale nicht kannten, womit er ſie belebt hatte, weil wir ſie mit den Weſen aus der wirklichen Welt verglichen. Eben ſo verhält es ſich mit ſeiner Sprache.

Nun wäre alſo der Geſichtspunkt beſtimmt, aus welchem man die poetiſchen Werke dieſes Mannes betrachten muß, wenn man nicht ungerecht ſeyn will. Sein Geiſt hat einen Flug genommen, den nur ſeine Flügel halten konnten, ſeine Augen haben Bûen umfaßt, die nur ſie umfaſſen konnten, ſein Herz ergoß ſich in Empfindungen, die ſich nur in ihm entſpinnen, ausbilden und erhalten konnten; was iſt natürlicher, als daß er ſich zur Schilderung und Zergliederung derſelben eine eigene, neue mächtigere Sprache ſchaffen mußte, die uns, die wir ihm nicht folgen und nachempfinden können, räthſelhaft und dunkel, und ſeine Bilder

der, die er da ſubſtituirte wo die Zunge verſtummt, gigantiſch und ungeheuer ſcheinen mußten?

Der Genius iſt ſelbſtſtändig, geht überall ſeinen eigenen Weg, iſt ſich ſelbſt genug und bedarf keines Führers, um den Gipfel des ſteilen Felſens zu erreichen, den er erſteigen wollte; auch bekümmert er ſich nicht darum, ob andere Kraft genug haben, ihm nachzuſteigen, wenn er nur oben iſt; oder ſoll er ſich ſelbſt die ſtärkſten Schwungfedern ausraufen, ſoll er ſichs ſelbſt unmöglich machen, eine Kopfslänge über gewöhnliche Köpfe ſich zu erheben? Ihm iſt es gleich, ob ihn drey ſcharfe Augen auf dem Gipfel ſehen, oder ob ihn Tauſende aus den Augen verlieren; ob ihm drey Herzen, die aus gleichem Urſtoffe mit dem ſeinigen gewebt ſind, nachempfinden können, oder ob Tauſende zu engherzig ſind, ſeine Empfindungen zu faſſen; ob er drey Seelen durch ſeinen Vortrag in die Sphären der Phantaſie hinüberzaubert, oder ob Tauſende ihn nicht verſtehen, weil ihnen die Gegenſtände fremd ſind, von denen er ſie unterhalten will. Ein jeder ſtrenge ſich an und folge ihm!

Wenn alſo **Klopſtock** nicht für Tauſende gearbeitet hat, ſo hat er für drey gearbeitet. Wenn ich ihn nicht verſtehe, ſo ſage ich, ich habe ihn nicht verſtanden, er iſt **mir** zu dunkel, ſeine Weſen ſcheinen **mir** unnatürlich; ich mache keine Proſelyten meiner Meynung, ich will meine Meynung nicht zur Meynung der Nation machen; **Klopſtock** iſt und bleibt ein groſſer Dichter, wenn er auch nicht **mein** Dichter iſt.

Wenn man allgemein ſo dächte, ſo hätte **Klopſtock** nicht die Kränkung, ſich bey ſeinen Lebzeiten gleichſam ſchon vergeſſen zu ſehen. Aber man iſt himmelſchreyend ungerecht geweſen, und ſelbſt einige unſerer aufgeklärtern Männer haben den größten Anlaß dazu gegeben. Wenn man nun ſagen wollte: **Engel** iſt ein dunkeler, ſpitzfindiger Philoſoph, denn ich kann ſeinem Scharfſinne nicht folgen; **Wielands** romantiſche Arbeiten gefallen mir nicht, weil ich in den Ritterbüchern nicht ſo beleſen bin als er!

Und doch hat man bey **Klopſtock** ſo geſchloſſen, und um dieſem Schluſſe das gehörige Gewicht zu geben, hat man ſeine **gelehrte Republik**, ſeine dramatiſchen Arbeiten, und ſeine Sinngedichte allegirt, und nun ſpielt man immer und ewig darauf an, daß der Mann, der nur in der Ideenwelt zu Hauſe war, in einer Anwandlung von Gutherzigkeit, die den Idealiſten ſo natürlich iſt, Mißbräuche in der wirklichen Welt reformiren wolle!

Klopſtock hat auch unter uns das Schickſaal, dem viele andere groſſe Geiſter, älterer und neuerer Zeiten, unter allen Nationen nicht entgangen ſind: von ihren Zeitgenoſſen verkannt zu werden. Die Bilder von Unſterblichkeit, die ſich der Dichter phantaſirt, um ſich über den Undank ſeiner Contemporanen zu tröſten, ſind wohl ſüß, und können auch eine Zeitlang Beruhigung und Troſt gewähren; aber wie, wenn die Sprache, in welcher ſie ihre unſterblichen Werke vortrugen, noch einmal ſolche totale Revolution erlitte, als ſie ſchon erlitten hat? Wir haben einige trefliche Werke von unſern altdeutſchen Vorfahren, aber wer verſteht ſie, wer mag ſie leſen? Ein Glück für die Dichter und für uns, daß ſie ſich mit weſenloſen Dingen beſchäftigen können! Wie würde ihr roſenfarbener Taumel ſchwinden, wenn ſie in der wirklichen Welt ſo zu Hauſe wären, als in der Ideenwelt? Die Feder würde ihnen aus der Hand fallen, womit ſie unſterbliche Worte verzeichnen, ſie würden ihres Geiſtes und ihrer Geſundheit ſchonen, und wir würden keine Werke erhalten, die unſern litterariſchen Ruhm für Welt und Nachwelt feſt begründen könnten.

Da es alſo mit dem *ewigen* Leben dieſer Männer ſo mißlich ſteht, ſo ſollten wir uns wenigſtens beſtreben, ihnen das *zeitliche* ſo ſüß als möglich zu machen. Aber wir verbittern es ihnen durch hämiſche Urtheile, durch Kälte, durch Aufſuchung ihrer ſchwächern und Vergeſſenheit ihrer beſſern Seiten; wir verwechſeln den Menſchen ſo gern mit dem Schriftſteller, und daraus entſpringen alle die traurigen Mißverſtändniſſe, welche vielen unſerer gröſſern Männer um ſo kränkender ſeyn müſſen, je feſter ſie überzeugt ſind, daß ſie der Nation, die ſie jetzt ſo mißkennt, zu ihrer Zeit die herrlichſten Dienſte gethan haben.

Oder war Klopſtock nicht einer der erſten, der zur Verbeſſerung unſerer Sprache und Litteratur mit Wort und That ſo kräftig wirkte? der dem guten Geſchmack bey ſeinem Aufblühen in Deutſchland, mit andern guten Köpfen vereint, ſo thätig unter die Arme griff? der ein Fach der Poeſie ſo glücklich bearbeitete, daß vor ſeiner Zeit noch keinen erträglichen Arbeiter hatte?

Aber das vergißt man, weil er Oden ſchrieb, die man nicht, wie einen Roman, wegleſen kann; weil er dramatiſche Arbeiten lieferte, die nicht aufgeführt werden können; weil er eine Gelehrten-Republik ſchrieb, um Zucht und Ordnung in unſerer Litteratur einzuführen, und nichts damit bewirkte; weil er gern eine reinere Rechtſchreibung eingeführt hätte, die den alten Schlendrian nicht verdringen konnte; und endlich, weil gewiſſe junge Leute unter uns auftraten, die von ihm mit vollen Backen ſprachen!

An dem allen iſt Klopſtock nicht ſchuld; aber wir laden alles auf ſeine Achſeln, und ſuchen ihn bey den Füſſen niederzureiſſen, da er uns zu hoch iſt, als daß wir nach ſeinem Haupte langen könnten. Schon die Art, wie er ſich bey allen Anfällen benimmt, ſollte uns beſchämen; aber wir dürfen gar nicht anfangen uns zu ſchämen, weil ſonſt des Schämens kein Ende ſeyn würde, wenn wir in alle die Mißbräuche zurückſehen wollten, die durch unſere Kälte, Nachbeterey und kindiſche Gutherzigkeit in unſerer Litteratur eingeriſſen ſind.

Acht und dreyßigſter Brief.

Hamburg.

Ich bin zu einer ſehr gelegenen Zeit nach Hamburg gekommen, denn ich traf hier mehrere gute Schriftſteller aus deinem Fache an, die ich einzeln nicht hätte aufſuchen können. Dieſe waren: **Claudius**, die **Grafen zu Stolberg**, **Voß**, **Duſch**, und der jüngere **Unzer**. **Campe** und **Trapp**, die ich auch hier ſahe, haben nicht für dein Fach zunächſt gearbeitet, darum gehören ihre Portraits nicht hieher. Alſo nur die erſtern:

Der ſchriftſtelleriſche Charakter des **Wandsbecker Bothen** hat ſo viel Eigenthümliches, daß er ſich mit keinem ältern und neuern Schriftſteller, in welchen alten und neuen Zungen und unter welchen Völkern es auch ſeyn mag, vergleichen läßt. Wer kann ungerührt bleiben, wenn er gerührt iſt; wer lächelt nicht, wenn er ſeinen Mund zum Lächeln verzieht? und wenn er lacht, muß man die Hände in die Seiten ſtemmen. Keines ſeiner Worte geht ohne Wirkung verloren, und oftgeſagte Sentiments werden in ſeinem Munde ſo neu, daß man ſie das erſtemal zu hören glaubt. Sein Witz iſt von derjenigen leichten und natürlichen Gattung, die ſich dem Leſer ungeſucht und ohne Affektation andringt, und eben darum nie ihres Entzwecks verfehlt, ſie iſt ganz frey von Flitter, und wird nicht durch lange Eingänge und Ausbildungen verwäſſert und gezerrt. Drey oder vier Worte oder ein paſſendes Gleichniß iſt ihr genug, um ihren Zweck zu erreichen. Dieſen Charakter behauptet ſie in Proſa und in Verſen.

Eine Strophe erſchöpft bey ihm oft ganze Titel aus der ſchulgerechten Moral, und eine Periode in Proſa enthält nicht ſelten die Quinteſſenz bogenlanger Unterſuchungen in Religion und Litteratur. Und ſein gutes Herz, das ſich ſo gefühlvoll in der Freundſchaft, und ſo ungeheuchelt warm in der Religion zeigt, vollendet den vortheilhaften Eindruck, den er auf den gröſten wie auf den kleinſten, auf den geringſten, wie auf den vornehmſten ſeiner Leſer macht.

Natur! Natur! iſt die groſſe Zauberin, die durch ihn dieſe Wunder in den Herzen ſeiner Leſer verrichtet. Feſt an ſie geſchloſſen, tritt er genau in die Fußtapfen, die ſie vor ihm machte; mit ihr lächelt und weint, forſcht und belehrt er; und die Blumen, die er auf der Reiſe durchs Leben, von ihrer Hand geleitet, einzuſammmeln

ge-

gewußt hat, pflanzt er, unverſehrt von dem Mehlthau der Afterklugheit, und des Afterwitzes, in ihrer natürlichen Anmuth uns und unſern Nachkommen auf.

Die Dichtertalente der Gebrüder **Grafen zu Stolberg** ſind allgemein anerkannt und entſchieden. **Chriſtian** ſteht in einigen Stücken über **Leopold**, aber in den meiſten unter ihm. In der Manier aber, und in den Gattungen, die ſie beyde bearbeitet haben, herrſcht eine auffallende Aehnlichkeit, nur die Art, wie Leopold ſeinen Stoff behandelt, den Reichthum an Bildern, die Erhabenheit der Gedanken, die Reinigkeit der Empfindungen, die Geſchmeidigkeit der Sprache, das warme, überflieſſende Herz, bleibt ihm in hohem Grade eigen, und wird von ſeinem Bruder nicht ganz erreicht. Sie haben in allen Gattungen der lyriſchen Poeſie gearbeitet, und **Leopold** hat durch ſeine Jamben einen eigenen neuen Zweig der Dichtkunſt, welche man die Moral= oder Straf=Poeſie nennen könnte, in Schwung gebracht. Als Ueberſetzer der Griechen haben ſich beyde Brüder nicht minder von einer vortheilhaften Seite gezeigt, nur daß ſie ihren Originalen zuviel von ihrem Eigenen mitgetheilt, und ihnen dadurch ein Gewand gegeben haben, auf welchem die ſimpeln, ſchlichten Farben des Alterthums mit den lebhaftern feurigern der neuern Zeiten unangenehm kontraſtiren.

Johann Heinrich Voß. Ein Schriftſteller von mannigfachen nützlichen und angenehmen Talenten, der unſerer Nation in Zukunft noch viel Ehre machen wird. Er beſitzt ſehr gründliche Kenntniſſe in der Philologie und Alterthumskunde, und iſt auch als Dichter einer der beſten, die ſeit einer gewiſſen Epoche unter uns aufgeſtanden ſind. Seine beſten Arbeiten in dieſem Fache ſind ſeine **Idyllen**, in welchen er einen ganz eigenen, der Wahrheit und Natur in den kleinſten Zügen getreu bleibenden Gang nimmt, und durch eine ſimple, altväteriſche Umſtändlichkeit in dem Grade zu täuſchen weiß, daß ſich ſeine Perſonen und ihre Handlungen dem Leſer aufs lebhafteſte andringen, und man mitten unter ihnen zu ſeyn glaubt. Die Leichtigkeit mit welcher er die ſonſt unbehülflichen Hexameter, ſeiner Erzählung anpaßt, zeigt von der Gewalt, die er über unſere Sprache hat, und gereicht ihm zu groſſem Ruhme. Er iſt der wahre deutſche **Theokrit**. — Unter allen Ueberſetzungen, die zeither von **Homers** Werken erſchienen ſind, iſt die ſeinige der grauen erhabenen Einfalt des

Alt=

Altvaters der Dichtkunſt am nächſten gekommen; und ſie ſteht weit über die **Stollbergiſche** von der **Iliade**, die im ganzen genommen ein unangenehmes neologiſch-antikes Colorit hat, und über die ältere **Bürgerſche**, die in einer veralteten Sprache vorgetragen, und in ein eintönendes Sylbenmaaß übermäßig zuſammen gedrängt iſt, und dadurch den eigenthümlichen Charakter des alten Dichters gänzlich verfehlt. — Voſſens Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen zeichnen ſich nicht minder zu ihrem Vortheile aus. Uebrigens iſt die Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe dieſes Schriftſtellers, bey verſchiedenen Gelegenheiten ſichtbar geweſen, und wenn man ſie nicht allgemein als löblich anerkannt hat, ſo iſt dies dem impoſanten, wichtigen, rechthaberiſchen, und über alles bitterem Tone zuzuſchreiben, worinn er ſie vortrug. Aber auch dieſen wird er ſich abgewöhnen, wenn ihm das Wohl und Weh ſeines litterariſchen Ruhmes am Herzen liegt.

Johann Jakob Duſch, königl. Däniſcher Juſtitzrath und Profeſſor zu **Altona**, iſt einer unſerer ältern Belletriſten, die mit unſerer ſchönen Litteratur zugleich aufblüheten, und zu ihrem Nutz und Frommen manche kritiſchlitterariſche Lanze brachen. Seine ältern Werke ſind ſo unreif, als das Zeitalter, worin ſie geſchrieben wurden, und ſelbſt ſeine neuern tragen noch ſo manches von der damaligen Art und Kunſt an ſich, daß ſie für den jetzigen Geſchmack ein wenig hart und unverdaulich zu ſeyn ſcheinen. Aber **Duſch** hat ja ſelbſt nie auf die Ehre eines groſſen Dichters Anſpruch gemacht, deſto mehr aber auf den Ruhm eines verdienſtvollen Gelehrten, der mehr kann als Verſe und Reime ſchmieden. Er iſt als einer der erſten unter uns bekannt, die praktiſche Sätze aus der trockenen Schulmoral zogen, und ſie im angenehmen Gewande gemeinnütziger zu machen ſuchten. Und dieſen Zweck hat er zu ſeiner Befriedigung, durch ſeine **moraliſchen Briefe**, recht gut erreicht. Daß ſie jetzt nicht mehr ſo ſtark geleſen werden, als ehedem, dankt er unſern Romanenſudlern; aber es iſt gewiß, daß man ſie gern wieder in die Hand nehmen wird, wenn die Epoche dieſer litterariſchen Ephemern vorbey iſt. Als Schauſpieldichter hat er auch kein Aufſehen erregt, denn nur wenige Litteratoren werden ſein Trauerſpiel (**der Bankerot**) dem Namen nach noch kennen; aber deſto vortheilhafter hat er ſich als Romanendichter durch ſeinen **Carl Ferdiner** gezeigt, der ſich von ſeinen übrigen gleich-

gleichzeitigen Mitbrüdern, dadurch ſo vortheilhaft auszeichnet, daß er Plan, guten Styl, Charaktere und Verwickelung hat, und durch dieſe hinlängliches Intereſſe, und Ausdauern bis zur Entwickelung bey dem Leſer erhält.

Johann Chriſtoph Unzer, Doktor der Arzneygelahrtheit und Profeſſor zu Altona, iſt ein junger, rüſtiger Mann, der für die Zukunft ſehr viel verſpricht. Seine dramatiſche Arbeiten ſind zwar nicht ohne Tadel, aber doch dem Plane, der Charakterzeichnung, und der Sprache nach, goldeswerth, gegen alle diejenigen, mit welchen ſie zugleich erſchienen. Auch das Romanenfach hat durch ſeine Geſchichte der Brüder des grünen Bundes, einen angenehmen Beytrag erhalten; ich wünſchte, daß er dies Werkchen bald fortſetzte.

Ich ſchlieſſe meine Nachrichten von Hamburg mit vier Theaterdichtern, mit Schröder, Brandes, d'Arien und Wittenberg.

Schröder, der jetzt Regiſſeur des hieſigen Theaters iſt, hat eine Menge ſehr brauchbarer Stücke für das Theater geliefert. Er erfindet nicht ſelbſt, weiß aber die Arbeiten anderer mit

Wahl, Einſicht und Geſchmack für unſere Bühne zu bearbeiten. Noch alle ſeine Umarbeitungen und Transplantationen hat man mit Vergnügen geſehen.

Johann Chriſtian Brandes. Man hat vor einiger Zeit geſtritten, ob ein guter Schauſpieler auch ein guter Schauſpieldichter werden könne; ein Theil ſagte ja, ein anderer nein, und letzterer berief ſich auf verſchiedene mißlungene dramatiſche Verſuche unſerer beßten Schauſpieler. Auch wüßte ich auſſer **Schrödern, Brandes** und **Großmann** keinen, der ſich mit Glück als Theaterdichter von beſſerem Geſchmacke gezeigt hätte, man müßte dann die Stephanie's, die eine ungeheure Menge Schauſpiele ausgeheckt, und durch ſelbige Beyfall erhalten haben, dazu rechnen; aber man würde dem gebildeterem **Brandes** wenig Ehre erweiſen, wenn man ihm **dieſe** ſeine Zunftgenoſſen beygeſellen wollte. Die meiſten ſeiner Luſtſpiele ſind ſehr oft gegeben worden, ſeine Trauerſpiele weniger, und er hat auch, meiner Meynung nach, mehr Anlage zum komiſchen, als zum tragiſchen Dramatiker. Daß durch ihn die vor wenig Zeit noch ganz unbekannte Gattung der **Duodramen**, zuerſt in Schwung gebracht wurde, iſt bekannt, ſo wie das hinreiſſende Spiel ſeiner Gattin, welches wohl zunächſt machte, daß man dieſem einfachen Zweige der dramatiſch-lyriſch-muſikaliſchen Dichtung, Geſchmack abgewann. Brandes Muſe hat uns ſeit einigen Jahren kein Geſchenk gemacht, wahrſcheinlich, um den übrigen rüſtigen Schreibern zu zeigen, daß ſie ſich nicht durch Eile und Haſt in Gefahr ſetzen will, bis zu ihnen hinab zu ſinken, denn ſie hatte von jeher für die Kritik ein leiſes Ohr.

Bernhard Chriſtoph d'Arien, iſt Doktor der Rechte allhier, und einer unſerer beſſern Theaterdichter, deſſen Stücke man faſt alle und faſt überall gern geſehen hat. Den meiſten Beyfall hatten: **Natur und Liebe im Streit**, und **Gerechtigkeit und Rache**, und beyde empfehlen ſich durch Wärme, gute Charakterzeichnungen, geſchmeidigen Dialog und glücklich gewählte Süjets. Seine Operetten und Singſpiele ſind keine der gewöhnlichen, und eins davon (**Heinrich und Lyda**) hat wohl auch ſein Scherfchen, durch den Componiſteur unterſtützt, dazu beygetragen, daß die unnatürliche Zwittergattung der Operetten und Singſpiele ſich ſo ſehr, und zum Schaden des beſſern Schauſpiels ausgebreitet hat.

Albrecht Wittenberg, Licentiat der Rechte, Hofrath, und Hauptmann einer Compagnie kritiſcher Litzenbrüder hieſelbſt. Er iſt für das deutſche dramatiſche Fach nicht ohne alle Verdienſte, aber ein äuſſerſt zank- und partheyſüchtiger, ſüffiſanter, biſſiger und arger Schriftſteller, der ſich gegen einige unſerer größten Männer unſäglich ungezogen aufgeführt hat.

Meinen nächſten Brief, liebe Schweſter, erhältſt Du aus Göttingen.

Neun und dreyßigſter Brief.

Gottingen.

Unter den guten und berühmteſten Schriftſtellern, die hier alle Felder des menſchlichen Wiſſens beſtellen, ſind auch zwey, die Dein Lieblingsfach mit Glück bearbeitet haben: Käſtner und Bürger.

Abraham Gotthelf Käſtner, Hofrath und Profeſſor der Mathematik allhier, arbeitet in unſerm Fache nur gelegentlich, hat ſich aber dazu einen Zweig gewählt, dem es in Deutſchland bis jetzt immer noch an guten Bearbeitern gefehlt hat — ich meyne das Fach der Sinngedichte. Sein Witz und ſeine Laune, die beyde ſehr oft mit Galle tingirt ſind, ſchonen keiner Lächerlichkeit, fallen aber auch nicht ſelten ins Barbariſche, und ziehen die Haut des Armen herunter, der ihnen in die Hände fällt, da es nur eines raſchen Stiches bedurft hätte, um ihn auf ſein Leibes- oder Seelenübel aufmerkſam zu machen. Seine Sinngedichte ſind neuerlich

lich (wie es ſcheint, ohne ſein Vorwiſſen) geſammlet und herausgegeben worden.

Gottfried Auguſt Bürger, ſeit kurzem Magiſter der freyen Künſte auf der hieſigen Univerſität. Man weiß ſchon in was für einem Fache der Dichtkunſt dieſer Mann Beyfall geſucht, und in vollem Maaße gefunden hat. Das höchſte Ideal der Poeſie iſt ihm Volkspoeſie, und ich geſtehe, daß ſie unter ſeinen Händen einen groſſen Grad von Schönheit und Vollkommenheit erreicht hat; aber deſto ekelhafter und geſchmackloſer iſt ſie unter den ungeübtern Händen ſeiner Nachahmer geworden. Alles ſchrie, hu, hu, huſch, huſch, hurrah und hurrah; man käuete Kutſcherflüche, Hexenformeln, und ſentimentaliſche Tyraden unappetitlich durch einander; gab dem Dinge ein Bürgerſches Sylbenmaaß, und fertig war das Volkslied. Man ſchien kein Gefühl für die eigentlichen Naturſchönheiten der Bürgerſchen Gedichte zu haben. Die raſche und feſte Manier, mit welcher er ſeine Charaktere malt; die kurzen, ausdruckvollen Züge, mit welchen er groſſe Leidenſchaften darſtellt; die eigene groſſe Kunſt dem Leſer mit zwey oder drey Blicken die ganze Seele ſeiner Helden zu öffnen,

öffnen, und dadurch Theilnehmung und Bedauren, Haß oder Abſcheu im Nu zu bewirken; ſein Sinn für Politur; ſeine reine, männliche, allgemein verſtändliche Sprache; ſeine genaue Beobachtung des Coſtüme, durch welche er uns unwillkührlich in die Zeiten zurückziehet, wo ſeine Geſchichten ſpielen — ſind eben ſo viel Attribute, die ſeiner erzählenden Poeſie ganz eigenthümlich zu ſeyn ſcheinen.

Aber auch ſeine kleinen Werke der lyriſchen Gattung im engern Verſtande, haben eben ſo viel Eigenes und Empfehlendes. Einige ſeiner Lieder ſind ſo ſüß, ſo einſchmeichelnd, flieſſen ſo gefällig, harmoniſch und ſanft durch die Seele des Leſers, daß er von den himmliſchen Tönen der Sänger aus dem paradieſiſchen Italien eingewiegt zu ſeyn glaubt. Erinnere Dich an ſeinen Schwanengeſang, an die Gedanken eines Liebenden u. v. a.

Nur diejenigen ſeiner Gedichte, worin er launigt ſpricht, nicht minder ſeine proſaiſchen Aufſätze, beleidigen hie und da das feinere Ohr. Sein Witz iſt derb, rauh und voll Stoß- und

Hornkraft. Seine Satyre hauet mit Schlachtmeſſern auf ihre Gegenſtände, und züchtigt mit Skorpionen, wo ein feiner Nadelriß eben die, und noch gröſſere Wirkung thun würde. Hier verwechſelt er oft Kraft mit Ungezogenheit, erlaubtes Selbſtgefühl mit Störrigkeit, und Einwendungen, und beſcheidene Gegengründe, mit rechthaberiſcher Unfehlbarkeit. Hier wird es ſichtbar, nach welchen Muſtern er ſich gebildet hat.

Der verdeutſchte Macbeth, womit uns Bürger neuerlich beſchenkt hat, giebt durch ſeine Vortreflichkeit den Beweis, daß er hier an ſeiner rechten Stelle ſtand, und wenn ſeine neue Ueberſetzung der Iliade noch zu Stande kömmt, ſo erhält unſere Sprache noch einen Triumph über ihre ältern und neuern Schweſtern mehr, und der Ruhm deutſcher unverrückter Beharrlichkeit wird ſich dadurch immer feſter und feſter begründen.

Es thut mir leid, daß dieſes Briefchen meine Nachrichten von Göttingen anfangen und beſchlieſſen ſoll. Ich bin nie mehr in Verſuchung

chung geweſen, mir Vergnügen und Dir Langeweile zu machen, als jetzt; aber es wäre undankbar, da Du mir nun ſchon ſeit drey Vierteljahren und drüber ſo treulich und geduldig auf meinen Zügen gefolgt biſt. — Dichter alſo giebt es nur obengenannte zwey, aber vortrefliche Gelehrte in allen übrigen Fächern der Litteratur, die Du zu kennen verdienteſt, giebt es gegen zwanzig allhier.

Vierzigſter Brief.

Halberſtadt.

Hier wimmelt es von Versmachern. Jeder Schüler macht, und jeder Präceptor corrigirt Verſe. Seit der Epoche der Schul- und Erziehungsverbeſſerung, ſind auch auf den hieſigen Schulen die ſchönen Wiſſenſchaften, auf Koſten der reellern Studien, empor gekommen, und jetzt dichtet hier alles, vom Domherrn bis zum Muſketier, und vom Conſiſtorialrath bis zum Küſter. Halberſtadt war ſchon immer der Bienenkorb, wo die lyriſchen, ſüſſen Bienchen einflogen, und wird es ſo lange bleiben, als ihr zärtlichgeliebter Weiſel lebt, zu deſſen Ehren ſie ſo einmüthig ſummten.

Der gröſte unter den Halberſtädtiſchen, und einer der berühmteſten unter den deutſchen Dichtern, iſt **Carl Wilhelm Gleim**. Er blühete mit unſerer Litteratur faſt zugleich auf, und durch ſeine Mitwirkung erhielt ſie Leben und Athem. Er iſt auch einer der beſten unter denen, die unſere Dichtkunſt mit kleinen lyriſchen Stücken bereicherten, und unſere Sprache zu leichten und feinern Werken des Witzes und Geſchmacks geſchmeidigten. Mancherley Conjuncturen, die unſerer Litteratur theils Schaden, theils Nutzen gebracht haben, ſind Urſach, daß man dieſen Dichter und ſeine Manier, ohne ſein Verſchulden, ein wenig zurückgeſetzt hat; aber die Zeit iſt nahe, wo er mit neuem Glanz hervortreten, und für die heutige Gleichgültigkeit, doppelt ſchadlos gehalten werden dürfte. Denn einige ſeiner Arbeiten ſind der Natur ſo fleißig nachkopirt, ſeine Laune iſt ſo frey von falſcher Künſteley, ſeine Sentiments ſind ſo edel, und viele ſeiner Bilder athmen ſo viel Wahrheit, Leben und Feuer, daß die Fahrläſſigkeit unſeres ſonderbaren Publikums auf immer (was ich jedoch nicht hoffe und wünſche) anhalten müßte, wenn nicht alle dieſe Schönheiten mit der Zeit in urſprüngliche Ehr' und Würde wieder eingeſetzt werden ſollten.

Angenehme Verſifikateurs ſind unter andern, **Klamer**, **Eberhard Schmidt** und **Hartmann**.

So viel von Halberſtadt und von meinen litterariſchen Streifereyen überhaupt. Muß es Dir Dein Bruder erſt ſagen, liebe Schweſter, daß er morgen in Deine Arme fliegt?

Regiſter.

Erſtes Heft.

A.

Seite

Achart 4
Albrecht 59, 61
Anton, K. G. 52
Arioſt 27

B.

Benda 9
Bertram, Chriſtian Auguſt 36
Beuvius, Adam 20
Bieſter 4, 44
Blankenburg, Friedrich von 75
Bloch 4
Bode 4, 34
Böhmer, G. R. 52

Seite
Bonin, Chriſtian Friedrich von 4. 35
Bretzner, Chriſtian Friedrich 60
Brömel 4. 33
Büſching 4
Bunkel 17
Burmann, Gottl. Wilh. 19
Burſcher, Joh. Friedrich 78

C.
Clodius, Chriſtian Auguſt 76. 77
Corneille 57
Coventry 65
Cranz, Friedrich Auguſt 5. 41

D.
Dathe 78
Diderot 10
Dietrich 4
Döbbelin 31
Dohm 4
Drasdo, J. G. 52
Dresde, F. W. 52
Dyck, Joh. Gottfried 69

E.
Ebert, Joh. Jakob 51. 54
Engel 4. 32

F.
Fiſcher, F. A. 52
Fröber 78
Franke, J. C. 52
Freyberg, K. D. 52

G.
Gedicke, Friedrich 11. 43. 44
Geisler,

Seite
Geißler, K. H. 32
Gerhard 4
Geyßler, J. D. und A. F. 63
Gleditſch 4
Grille, Friedrich 21

H.

Hagen, Joh. Joſt. Freyherr von 21
Hedwig 78
Hempel, Chriſtian Gottlob, und Gottlob Ludwig 63
Herzberg 11
Heyne, Anton 64
Hiller, J. F. 52
Hiob 63
Hemmel, C. G. 52
Horaz 28
Hymmen, Johann Wilhelm Bened. 4, 46

J.

Jünger, J. F. 65

K.

Kant 58
Karſchin 29
Kunzen, Joh. Adam Gotthard 66
Klingant, J. C. E. 66
Klopſtock 10, 12, 27
Klügel, C. G. E. 52
Klügel, G. C. 52
Krauſe, G. F. 52

L.

Leonhard, J. G. 52
Leſſing 10, 34, 36, 48
Leske 78

Seite
Locke 57
Lüdke 4
Luther 50

M.

Meden, von 66
Meerſcheim, G. A. 52
Mehſen 4
Meierotto, von 4
Mendelsſohn, Moſes 4, 47
Meſſerſchmied, J. C. 52
Milton 27, 57
Michelſen 5
Möllendorf, General 19
Moſer, von 81
Moritz, Carl Philipp 4, 45
Morus 78
Müchler, Joh. Georg. und Carl Friedr. 21
Mylius, Wilh. Chriſtoph Siegmund 4, 34

N.

Neander 67
Neander, Chriſtoph Friedrich 67
Nenke 37
Newton 57
Nicolai 4, 8, 48
Nicolai, von 17
Nürnberger, C. F. 52

O.

Oertel, H. G. 52

P.

Pauli, M. G. 52
Peſchel, Chriſtian Auguſt 67

Platner

Seite

Platner 78
Plümicke, Carl Martin 38

R.

Ramler 4, 25, 28
Reinhardt 4
Reinhard, F. V. 52
Reinhard, J. K. G. 52
Reinike, Heinrich 69
Robertſon 57

S.

Sack 4
Sander, Heinrich 1
Sander 37
Schakeſpear 57
Schiller, Friedrich 70—73
Schmid, Carl Ferdinand 54
Schmucker 4
Schröckh, Joh. Matth. 51, 53
Schulz 4
Schulze 4
Schwerin 27
Schwabe, Joſ. Joachim 81
Selle 4
Spalding 4
Spieren, Reinhard von 17

T.

Teller 4
Theden 4
Titius 51

U.

Urſinus, Auguſt Friedrich 19

	Seite
V.	
Veaux, de la	4
Volkmann, Joh. Jakob	82
Voltaire	57
Voß	10
W.	
Wall, Anton	64
Wegener, Carl Friedrich	5, 42
Weiſſe, Chriſtian Felix	74
Wernsdorf, J. K. G.	52
Wezel, Johann Carl	77
Wieland	10, 17, 18, 27
Wieſand, G. St.	52
Wille	1
Z.	
Zeune	51
Zollikofer	78

Zweytes Heft.

A.	
Ahorn, Balthaſar Caſpar	40
Altdorfer, Johann Jakob	40
Ambühel	41
Ammian, Guſtav Adolph von	41
Andre, Johann	41
Arioſt	71
B.	
Baczko, Ludwig Franz Joſeph von	42
Bahrdt	7, 11
Barth, Johann Chriſtian	42

Baſedow

	Seite
Baſedow	11, 25, 28. 33
Becker	100
Behriſch, Heinrich Wolfgang	17
Benningſen, Rudolph Chriſtian von	3
Berger, Chriſtoph Joſeph	43
Berghofer, Amand	17
Bernhard aus Nordalbingen	26
Bertuch, Friedrich Juſtin	92, 93
Beuſt	37
Bode, Joh. Joachim Chriſtoph	90
Boden	91
Brahl, Johann	43
Braun, Adam	17
Breitenbauch, Georg Auguſt von	37, 44
Brückner, Ernſt Theodor Johann	44
Brumbey	44
Brumley	45
Bürde, Samuel Gottlieb	45
Bürkli	46
Burchardi, Chriſtian Auguſt	46
Buſchmann, Ehrenfried Engelbert	46
Büttner	95

C.

Campe	28, 29
Chodowiecky	96
Contius, Gotthold	47
Cranz	47
Culemann	37

D.

Dalberg, Freyherr von	95
Danovius, G.	22
Dierike, Otto Friedrich von	48

Seite
Döderlein 95
Dorat 100
Dresdener Thürmer 82
Duſch 41

E.
Eberhard, Auguſt 7
Ebert 56
Eichhorn 95
Einſiedel, F. H. von 94
Eſchſtrut, Hans Adolph Freyherr von 48
Ewald, Herrmann 99

F.
Födel, Chriſtian Gottlieb 49
Forſter, der ältere 7
Freylingshauſen 7
Friedel, Johann 19
Füßli, H. H. 49
Funk 5

G.
Galletti 100
Gellert 41, 63
Geſellius 20
Gladbach 37
Göthe, Wolfgang von 66, 73, 74, 76
Götze 28
Goldſmith 90
Gotter, Friedrich Wilhelm 97, 98
Geue, Auguſt Friedrich von 49
Grießbach 95
Grimm 100
Gröning, Franz Rudolph von 13
Gruner 95

H. Haaſe,

Seite

H.

Haaſe, Friedrich Traugott 50
Häfeli 20
Hagenbruch, Paul Georg 50
Hahn, Ludwig Philipp 51
Hacker, G. 51
Hamilton 103
Hanker, F. L. 52
Herder, Joh. Georg 66, 71
Heß, Johann Karl 90
Heydevogel, Ernſt 52
Höffer 53
Homer 71
Horaz 71

J.

Jani 4. 5
Jann, Franz Xaver 53
Jehn, Georg Fried. 54

K.

Kayſer, Albrecht Chriſtoph 54
Kayſer 55
Keller, Heinrich 21
Kindleben, Chriſtian Wilhelm 21
Klinger, Friedrich Maximilian 87, 88
Koper, Friedrich Auguſt 55
Köſelitz, Johann Auguſt 37
Koppe 55. 100
Koſegarten, Ludwig Theobul 56
Kotzebue, Auguſt Friedrich Ferdinand 56
Küttner, Carl Gottfried 56

L.

Lenz, Jakob Michael Reinhold 55, 87

Seite
Lichtenberg 100
Lichtwehr 41
Lobethan 37
Loder 95
Lohenſtein 37
Lucius, Johann Georg Gottlieb 57
Lühe, Friedrich Karl, Baron von der 57

M.
Matthiſſon, Friedrich 34
Mauß, Iſaak 57
Meuſel 96
Miller 58, 83
Muſäus, Johann Carl Auguſt 91
Mylius 100

N.
Niemann, Auguſt 58
Niemayer, Auguſt Hermann 8, 12
Nöſſelt 7
Nonne, Joh. Gottfr. Chriſt. 6
Nuſcheler, Felix 58

P.
Pope 57

Q.
Quandt, Johann Wilhelm 22

R.
Rabner 37
Raufeiſen 22
Reckert, Carl Chriſtian 59
Reiche, Carl Chriſtoph 30, 31, 32, 33
Reimherr, Jakob Chriſtian 59
Reinhard, Chriſtian Tobias Ephraim 59
Reinhard, Adolph Friedrich von 59

Seite
Reinwald, Wilhelm Friedrich Herrmann 60
Reichard, Heinrich Auguſt Ottokar 98
Reupſch 37
Riebe 22, 23
Rode, Auguſt 34
Roſenwald, Frau von 13
Rouſſeau, J. J. 18
Ruſt 37

S.

Salzmann 29
Sander 20
Sangerhauſen, Chriſtoph Friedrich 5
Sardenheim 60
Sattler, Johann Paul 60
Schletter, Salomo Friedrich 23
Schmid, Chriſtian Heinrich 61, 62
Schmidt, C. E. 4
Schmohl, Joh. Chriſt. 23
Schorcht, Salomo 63
Schütz 95
Schulze 8
Schwan 58
Seckendorf, Siegmund Freiherr von 94
Seifried, Heinrich 24
Semler 7, 8, 10, 11
Sintenis, Chriſtian Friedrich 36, 37
Smollet 90
Sprengel 8
Stäudlin, Gotthold Friedrich 47, 63
Starke 95
Stephanie, der jüngere 24
Steiger, Johann Chriſtian 63
Stolberg 58
Streth 100

Seite

T.

Taſſo 71
Trapp 11
Timme, Chriſtian Friederich 96
Tutenberg, Johann Carl 64

V.

Virgil 71
Voß 5, 58

W.

Wagner, Heinrich 64
Wieland 17, 66, 70, 71, 81
Wigand, Ludwig Chriſtian 5
Winkopp, Peter Rudolph 24
Withof 41
Wolke, Chriſtian Heinrich 24

Z.

Zacharias 100

Drittes Heft.

A.

Alringer 101
Anton, Carl Gottlob 26

B.

Bachoff von Echt, Freiherr 56
Baudiſſin, Gräfin von 35
Bauer 101
Beaumont, Frau von 38
Becker, Wilhelm Gottlieb 18
Becker, Rubert 19

Behr,

	Seite
Behr, Iſaſchar	57
Bengel	25
Bertuch	80
Börner	42
Born	101
Bourſcheid	101
Blum, Joachim Chriſtian	57. 58
Blumauer	101, 103
Böhmer	25
Brambilla	101
Brenkenhof, von	18
Burke	45

C.

Carl der Zwölfte	32
Caſparſon, Wilh. Chriſtian Guſtav	58, 59
Consbruch, Florenz Arnold	59
Cornova, Ignatz	52
Cramer, Carl Friedrich	60
Cramer, Johann Andreas	60
Cramer	61

D.

Daßdorf, Carl Wilhelm	17
Denis,	101
Dobner	51
Dobrowsky	51

E.

Ekhel	101
Engelhardt, Philippine geb. Gatterer	41

F.

Faſt	101
Felmer	52
Ferguſon	45

Flögel,

Seite
Flögel, Carl Friedrich 31, 34
Förl 25
Franz 43
Funk, Gottfried Benedikt 62
Funk, Johann Daniel 62

G

Gärtner 60
Garve, Chriſtian 42, 44
Gebler 101
Geißau 101
Geisler 43, 67
Gerard 45
Gerhard 43
Gerſtenberg, Heinrich Wilhelm von 62
Gleim 59
Göz, Johann Nikolaus 63
Göze 4
Gottſched, Madame 38
Grecourt 65
Gröden, van der 42
Großmann, Guſtav Friedrich Wilhelm 83—85

H

Haberkorn 43
Hagedorn 59
Hald 101
Haller 80
Hamann, Joh. Georg 63
Hanner 101
Hauße, Chriſtian Gottlieb 83, 87
Hebenſtreit 52
Heinrich der Vierte von Frankreich 32
Heinſe, Wilhelm 64
Hensler, Peter Wilhelm 65
Hensler, D. G. 65

	Seite
Herder	23
Hering	43
Hermes, Daniel	43
Hermes, Joh. Timotheus	42, 43, 45, 46
Hetzel, Charlotte Heinriette	35
Hippel, Theod. Gottlieb	65
Hölty, Ludwig Chriſtian Heinrich	66
Home	45
Hopfgarten, Ludwig Ferdinand von	16
Huber, Joh. Ludwig	67
Huber, Michael	68
Hunzowsky	101
J	
Jacobi, Friedrich Heinrich	70
Jacobi, Johann Georg	69
Jacquin	101
Jugenhouß	101
Jonathas	43
Jung, Johann Heinrich	70
K.	
Käſar	101
Keppler	101
Kleiſt, Chriſtian Ewald von	71
Kloſe	42
Klopſtock	22, 23, 60
Kretſchmann, Carl Friedrich	27
Krumbhorn	43
L.	
Leßing, Carl Gotthelf	42. 47
Leßing, Gotthold Ephraim	28. 53
Lichtwehr, Magnus Gottfried	73
Lieberkühn	42
Lilien, geb. Löberin, Chriſtiane Dorothea	36, 37

Seite
Lindner 43
Löwen, Johann Friedrich 73

M.
Martini 101
Maſtalier 101
Mauvillon, Johann 74
Mayer 101
Meißner, Auguſt Gottlieb 14. 18
Miller, Johann Martin 74. 75
Möller, Heinrich Ferdinand 83. 85

N.
Nante 41
Neumann 101
Nikolai 42
Nitſche 21
Nunn, Johann Joſeph 52

P.
Parhammer 101
Patzke, Johann Samuel 75
Peltzel 51
Pernet, Hedwig Louiſe von 39
Pfeffel, Conrad Gottlieb 76
Pfeil, Joh. Gottlob Benjamin, 77
Pfranger, Johann Georg 77
Plenk 101
Pollinger 53
Pochlin 101

Q
Quarin 101

R. Ra=

	Seite
R.	
Rabener, Gottlieb Wilhelm	60, 78
Rahmel, A. W. L. von	47, 48
Rauſch	22
Rauſſendorf	25
Rautenſtrauch, Stephan von	100
Rautenſtrauch, Lic.	101
Reichardt	37
Riegerin, Magdalena Sybilla	49
la Roche, Frau von	38
Romanus, Carl Franz	16
Roſt, Chriſtoph Jeremias	26
Royko	51
Rudolphi, Carolina Louiſe	37
Runkel, Frau von	37
S.	
Sagar, Johann, und Gemahlin	53
Sweling	22, 23
Schenk, Friederike Charlotte von	49
Schiebler, Daniel	79
Schilling, M. G.	21
Schilling	21
Schlegel, Madame	40
Schlenker	44
Schlenkert, Friedrich Chriſtian	20
Schlözer	12
Schmidt, Michael Ignatz	101
Schmitt, Friedrich	31, 33
Schönfeld	54
Schubert, Carl Emil	47, 49
Schummel, Joh. Gottlieb	31, 32, 33
Seybold, David Chriſtoph	79
Seyler, Friederike Sophie	40
Siegel	101

Seite

Soden, Friedrich Julius Heinrich Freyherr von 79
Sonnenfels 101
Spenger 101
Sprickmann, Anton Matthias 83, 86
Stolberg, Graf zu, der jüngere 67
Stamford, Franz Carl von 80
Störk 101
Stoll 101
Streit, Carl Conrad 47, 48
Stroth, Christiane 36
Sucro, Christoph Joseph 80
Sucro, Johann Georg 80
Swieten, van 101

T.

Thilo, Friedrich Theophilus 81
Thümmel, Moritz August von 82
Töpfer 23
Tralles 42

U.

Uhlich 101
Unzer 51, 74
Unzerin 38
Uz, Joh. Peter 82

V.

Voigt 51
Volkelt 31
Voß 65, 67

W.

Warneren, van 42
Weider, Gabriel 101
Weidmann 101

	Seite
Weiſſe	60
Weppen, Johann Auguſt	83
Wildenhayn, Joh. Wilh.	22
Winkelmann	17
Wunſch, Fräulein von	34, 35

Viertes Heft.

A.

Alxinger	4, 13—15
D'Arien, Bernhard Chriſtoph	73, 75
Ayrenhoff, von	20, 21

B.

Bako	39, 40
Baumberg, Gabriela von	6
Beck, Dominikus	35
Blumauer	4, 10—13
Bodmer, Johann Jacob	43, 44—49
Brandes, Johann Chriſtian	73, 74
Bürger, Gottfried Auguſt	10, 77, 78—80
Büſch	57

C.

Calvin	43
Campe	67
Claudius (Wandsbecker Bothe)	67—69
Cremeri, Benedikt Anton Dominikus	31

D.

Denis, Michael	3, 6, 8
Duſch, Johann Jakob	67, 71, 72

Seite

E.

Eckartshauſen 41
Engel 63

F.

Faſt, P. P. 11
Frank 36, 38
Fridrich, Carl Julius 5, 17
Fuß 29

G.

Gebler, Freiherr von 19, 20
Gemmingen, Otto Heinrich Freiherr von 26
Geßner, Salomo 44, 49
Gleim, Carl Wilhelm 82
Goeze 57
Gottſched 34
Grolzhamer 6
Großmann 74

H.

Haller 43
Hartmann 83
Haſchka, Lorenz Leopold 5, 16
Hegrad 6
Heinze, Wenzeslaus Siegmund 31, 32
Heufeld, Franz 27
Hofſtetter 6

J.

Iffland 53, 54
Joſt 36

K.

Käſtner, Adam Gotthelf 77
Keppler 29
Klamer 83
Kleuker, Johann Friedrich 56
Klopſtock 46, 58—66
Koller 35

L. La=

Seite

L.

Lavater, Johann Caſpar 44, 50
Leon 5
Leſſing 26
Lockmann 66
Levy, Michael 35

M.

Meier 53, 54
Maſtalier, Carl 3, 6, 9
Meiſter, Leonhard 44, 51
Michaelis 10
Milton 45
Möſer 55, 56
Mösl 35

O.

Opitz 45

P.

Pelzel, Joſeph Bernhard 28
Peter der Groſſe 30
Pezzl, Johann 29
Prandſtetter 5
Primner, Ferdinand 34

R.

Rambach 57
Ratſchky, Joſeph Franz 5, 15
Reimarus 57
Reinhold 56
Reiske, Erneſtine 44
Retzer, von 5

S.

Schachtner, Johann Andr. 34
Schelle 35
Schickaneder 29

Seite
Schink, Johann Friedrich 25
Schmidt, Eberhard 83
Schröder 73, 74
Schwan, Chriſtian Friedrich 53, 55
Seibt 11
Sined 3, 7
Sonnenfels, Joſeph von 18
Steinsberg 28
Stephanie, Gebrüder 28
Stollberg, die Grafen zu 67, 69, 71

T.
Trapp 67
Traun 29
Törring, Graf 39, 42

U.
Umhaus, Simplicianus 35
Unzer, der jüngere, Johann Chriſtoph 67, 73

V.
Vezin 56
Vierthaler, Michael 34
Voß, Joh. Heinrich 67, 70, 71

W.
Weidmann 29
Weishaupt 36
Werner 6
Weſtenrieder 41
Wieland 21, 63
Wittenberg, Albrecht 73, 76

Z.
Zaupſer 36, 41, 42

Moriz,

ein kleiner Roman;

von

Friederich Schulz.

Neue, verbeſſerte, und mit drey Büchern
vermehrte Ausgabe.

Weimar,
in der Hoffmanniſchen Buchhandlung.

1787

6213 [illegible]

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

An
den Herrn Hauptmann
von Blankenburg
in Leipzig

[illegible]

Moriz.

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

Bohnenst.

Univ.-Bibl.
München

Erſtes Kapitel.

Myſterien.

„Er darf es noch nicht wiſſen, Martha — ſagte mein Papa zu ſeiner Haushälterin — Du weißt, daß der Junge, ſo klein er iſt, ſchon einen gewaltigen Nagel im Kopfe hat. Er gehorcht mir jetzt ſchon nicht mehr wie er ſollte, was würde daraus werden, wenn er erführe, daß ich nicht ſein Vater bin? Laß Du nur noch einige Jahre hingehen. Es wird ſich ſchon eine Gelegenheit finden, wo wir's ihm mit Manier beybringen können. Und vielleicht ſtirbt der Alte bald, dann erfährt er's auf einmal. Er hörts doch wohl nicht? ſetzte er leiſe hinzu — Geh hin, und ſieh einmal zu, ob er noch ſchläft!

Martha kam und ſahe zu, ob ich noch ſchliefe. Ich hatte mich auf Papa's Bette hingeſtreckt. Mein rechter Arm trug den Kopf und der linke lag unbeweglich auf dem Deckbette. Meine Augen waren feſt zu, der Mund halb offen, und der Athem flog mit Geräuſch durch Mund und Naſe aus und ein. Ich machte den Schlafenden ſo natürlich, daß Martha ſogleich zum Papa zurückging und ihm verſicherte: ich ſchliefe wie eine Ratze.

„Nun, es iſt gut — ſagte Papa — wenn ich zurückkomme, wollen wir weiter davon ſprechen. Jetzt laß mir mein Pferd ſatteln, ich will fort!“

Martha ging und Papa zog ſich an.

Mir war es ſehr unangenehm, daß dieſe Unterredung, die mir ſo merkwürdig, dunkel und geheimnißvoll vorkam, ſo plötzlich abgebrochen wurde. Ich war ſo boßhaft zu wünſchen, daß Papa's Brauner auf der Stelle lahm werden möchte, damit Papa gezwungen würde, zu Hauſe zu bleiben, und das Geſpräch ſprach da wieder anzufangen, wo er es abgebrochen hatte. Aber mein Wünſchen half nichts! Martha kam zurück und meldete, der Braune wäre geſattelt. Papa nahm ſeine Reitgerte, umarmte Marthen und gab ihr einen Abſchiedskuß, daß die Stube wiederhallte. „Adje, Martchen!“ rief er und gieng zur Thür hinaus.

Martha trat ans Fenſter, machte es auf, ſah meinem Papa eine Weile nach, ſchlug darauf das Fenſter zu, und kam langſam und auf den Zehen zu mir vor das Bette. Ich ſchlief immer noch ſo feſt als vorher.

Zweytes Kapitel.

Martha: ein Monolog.

„Morizchen, Morizchen, rief ſie leiſe und tippte mit ihrem eißkalten Finger mir auf den linken Backen — ſchläfſt du noch?“.

Ich ſchlief dicht und feſt.

„J, du lieber Goldjunge! (Sie bückte ſich zu mir herunter und drückte ihre Lippen ſanft auf die meinigen) Ach, wie warm die Lippen des kleinen Schlingels ſind! — Noch einmal (ſie küßte mich von neuem) Noch einmal! und — noch einmal!“

Ich ſchlief dicht und feſt.

„Und, die kleinen rothen Bäckchen, rief ſie wie entzückt, die kleinen rothen Bäckchen, ſo voll, ſo feſt!“

Sie rückte leiſe einen Stuhl vors Bette, ſetzte ſich darauf, und legte ihren rechten Backen auf meinen linken. Mein Backen brannte wie Feuer, und erhitzte nach und nach den ihrigen, der anfangs ſehr kalt war. So blieb ſie eine Weile liegen, ohne einen Laut von ſich zu geben.

Mir ward dieſe Lage in die Länge beſchwerlich, und ich war einigemal im Begriff zu erwachen; aber die Beſorgniß, daß ich ein plötzliches Erwachen nicht natürlich und unverdächtig

tig würde machen können, hielt mir die Augen zu. Nach einigen Minuten richtete ſie ſich auf und krabbelte mir ſanft und leiſe um Hals und Kinn.

„Alles ſo fein, ſo fleiſchigt, ſo glatt! — ſagte ſie mit leiſer zitternder Stimme — ich möchte den Jungen aufeſſen vor Liebe! — Wenn ich meinen alten Ernſt dagegen anſehe — der hat eine Haut wie Elefantenleder — aber hier? wie fein, wie glatt die Stirn iſt? Wie prall und rund die Backen! Der alte Ernſt hat hundert Millionen Runzeln vor dem Kopfe, und ſeine Backen ſind ſo dick, ſo aufgedunſen und kirſchbraun! Und das kleine Mäulchen hier — ſo friſch, ſo roth, ſo klein! — Warum kann ichs denn ſo lange anſehen?“

Sie bückte ſich von neuem zu mir herunter, und gab mir einen Kuß. Dieſe kleinen Späſſe gefielen mir, und ich ſchlief mit jeder Minute feſter ein.

„Der alte Ernſt, fuhr ſie fort, hat ein Maul wie ein Thorweg, und riecht imme nach Taback, daß mir möchte ſchlimm werden. Laß einmal ſehen, Moriʒchen (ſie bückte ſich ſo weit herunter, daß ihre Lippen die meinigen berührten) nein, du riechſt nicht nach Taback. — Ach! (ſie ſchnupperte, als wenn man den Geruch einer Sache unterſcheiden will) Ach, Schelm, warte — ich will dich kriegen. Du biſt mir über den Malagga geweſen! (ſie ſchnupperte wieder) Ja, der pure klare Wein! Warte, Schelm, warte!“

Ich fühlte, daß mir über und über warm ward. Ich war würklich über ihrem Malagga geweſen.

„Darum war dir auch der Kopf ſo ſchwer, fuhr ſie fort, darum warſt du ſo ſchläfrig, ſo müde! — Ha, ha, Vogel, komme ich ſo dahinter? Aber warte, ich will ihn ſchon beſſer verſtecken!“

Es ward mir immer wärmer und wärmer, und plötzlich ſtieg mir die Hitze ins Geſicht. Ich ſchlug die Augen auf und drehete mich um.

Martha

Martha trat hurtig ein paar Schritte zurück und ſagte ganz gleichgültig: „Nun, Moritz, haſt du ausgeſchlafen?“

Ja, Mamſell! ſagte ich und ſprang aus dem Bette. Ich hatte nicht das Herz, ihr ins Geſicht zu ſehen, und in drey Sprüngen war ich an der Thür, riß ſie auf und fort. Sie rief hinterdrein, aber ich fürchtete eine Unterſuchung über den Wein und kam nicht.

Drittes Kapitel.

Ernſt — erſte Schilderey.

Als ich im Freyen war, kam mir das geheimnißvolle Geſpräch zwiſchen Papa und Marthen ins Gedächtniß zurück. Aber ich nahm es auf die leichte Achſel und überredete mich, daß es nicht mir gegolten habe, obgleich ich es deutlich genug gehört hatte, daß es auf keinen andern, als auf mich gehen konnte. „Wenn auch Papa nicht mein Vater iſt, dachte ich, ſchadet nichts! Ich habe Eſſen und Trinken; Papa iſt mir gut, Martha auch; und erfahren ſoll ichs ja mit der Zeit, wer mein Vater iſt — mag's ſeyn wer's will! Heiſſa!“

Und hiermit drehete ich mich dreymal auf dem Abſatz herum und ſuchte meine Spielkameraden.

Meinen Leſern iſt es gleichgültig, ob ich Ball, oder ſonſt etwas geſpielt habe; aber nicht ſo gleichgültig iſt es ihnen, wer Papa und ſeine Wirthſchafterin Martha wol geweſen ſeyn möchten.

Mein Papa hieß Ernſt. Er war der Statur nach ein kurzer dicker Mann. Sein Geſicht glühete beſtändig wie ein Kohlfeuer. Er trug gewöhnlich eine Perücke von altfränkiſchem Stutze, die von der Scheitel bis auf die Schultern herab mit breitgedrückten Pferdehaarlocken überſäet war. Wenn er Gala machte, ſo zierte er ſie mit einem Haarbeutel, der wenigſtens achtzehen Quadratzoll lang und breit war; wenn er aber ausritt oder mit Marthen

ſpa-

ſpazieren gieng, ſo wackelte ein kleines fingerslanges Zöpſchen auf dem breiten Rücken, das ſich immer einige Zoll hob, wenn er ſich bückte. Ein paar kleine graue Augen hatten ſich unter dicken, buſchigten Augenbraunen verkrochen, und warfen aus ihrem Verſtecke ziemlich muntre Blicke über die vorſtehenden Backen herüber. Wenn ihn Martha küßte, weg waren die Augen! Denn ſie hatte die Gewohnheit, ihn dabey zärtlich unter das Kinn zu faſſen, und da alles, was bey minder genährten Leuten Knochen iſt, bey ihm aufgedunſenes weiches Milchfleiſch war, ſo ſchob ſich dies hinauf und vergrub ſeine Augen. Seine Naſe war klein, in der Mitte etwas eingedrückt, und über und über mit kleinen hochrothen Hügelchen beſtreut, deren Spitzen, wenn er des Morgens aufſtand, ins Blaue ſchattirten, ſich aber, ſobald er ſeine erſte Flaſche Malagga getrunken hatte, in weiß und hellrothe Tippchen verwandelten. Ein dünner, röthlicher Bart zog ſich von den Ohren über Mund und Kinn, und einen Theil

des

des kurzen Halſes herüber. Er barbierte ſich ſelbſt, nicht aus Knauſerey, ſondern weil er in ſeiner Jugend die Ehre gehabt hatte, dem Kammerpräſidenten von Lemberg in aller Unterthänigkeit den Bart zu nehmen und ſich dieſes Geſchäftes zu höchſtderſelben Zufriedenheit zu entledigen. Darum bildete er ſich auch viel darauf ein, und wenn er jemand unumſchränkt liebgewinnen ſollte, ſo mußte er auſſer dem Talente, daß er eine gute Hand ſchrieb, auch die Fähigkeit beſitzen, ſich ſelbſt den Bart zu ſcheeren.

Sein Hals war, wie geſagt, ungemein kurz. Wenn er zu Hauſe war, ſo ſchlug er eine ſchmale, weiſſe Binde um ſelbigen; wenn er aber in die Kirche gieng, oder nach der Stadt ritt, ſo zierte er ihn mit einer langen blaugeſtärkten Halsſchärpe, welche Martha ſehr zierlich in Falten zu legen wußte. Unter dem Kinne ward ſie leicht zugeſchlungen, und die beyden Enden, die mit feinen Spitzen beſetzt waren, flatterten auf der Bruſt.

Sein Leibrock war von blauem Plüſch, unter welchem er bald hellrothe, bald ſchwarze mancheſterne Beinkleider und Weſte trug. Er war nach einer uralten Mode geſchnitten, hatte eine ſehr kurze, aber erſchreckliche breite Taille, ellenlange Aufſchläge und war über und über, hinten und vorne, von oben herab bis unten aus, mit langen blinden Knopflöchern ausſtaffirt. Die Weſte reichte ihm bis auf die Knies, und deckte mit ihren Flügeln die kurzen Beinkleider, auf welchen ſich Falte an Falte drängte. Die Beingürtel daran waren entſetzlich lang und ſteif. Er zog ſie durch eine ſchmale ſilberne Schnalle und ſteckte ſie nicht unter, ſondern ließ die Enden ſteif hinten weg ſtehen. Dazu trug er ſchwarzwollene Strümpfe, die er wie Kamaſchen aufſchlug. Seine Schuhe waren von Rauchleder und vorne aufgeſtülpt; die Riemen derſelben waren überaus ſchmal und durch ein paar Schnallen gezogen, die von eben der Form, und nur ein wenig größer waren, als die Beingürtelſchnallen.

Seine Füſſe waren hölzern und dünne und trugen mit Mühe einen Bauch, den zwey lange Männer kaum umſpannt haben würden.

Bis hieher das leibliche Konterfey meines Papa; nun das geiſtige.

Sein erſtes und vorzüglichſtes geiſtiges Talent war: daß er eine Hand ſchrieb, wie in Kupfer geſtochen. Dieſer Fähigkeit hatte er alles, was er war und beſaß, zu verdanken. Durch ſie ward er Kammerdiener des Präſidenten von Lemberg; durch ſie in der Folge Kammerkoncipiſt, und nicht lange darauf erſter Kammerſekretair, und als ſolcher kam er durch mancherley erlaubte Wege, immer die Feder in der Hand, zu einem Vermögen, wovon er ſich ein Guth von 25,000 Thalern an Werth, kaufen konnte, und noch übrig behielt. Aber er war auch nicht undankbar gegen die Feder, die ihn zum Manne gemacht hatte. Auf ſeinem Petſchaft, das recht gern anderthalb Zoll im Durchmeſſer hatte, lag eine Hand, die eine lange buſchigte Feder hielt; über dieſelbe ging die Sonne auf und warf ihre Strahlen auf ſie herunter; rund um das Petſchaft ſtanden die Worte aus der Bibel:*) Aus Machir ſind Regenten kommen und von Sebulon ſind Regierer worden durch die Schreibfeder.

Leute, die nicht ſo gut ſchrieben, aber ſtudiert hatten, machten ihn zwar dieſes Wappens wegen, bey jeder Gelegenheit lächerlich, blieben aber doch nur Koncipiſten, die ſich mit höchſtens 200 Thalern jährlich durch die Welt ſchleppen mußten.

Der Neid bekam meinem Papa. Er ward von Tage zu Tage dicker und fetter und ſeine Zufriedenheit nahm mit jeder Flaſche Wein, die mit Neid eingeſegnet war, wunderſam zu.

Ueberhaupt war der Wein das Oel, welches ſeiner Verſtandeslampe Nahrung gab. Wenn er des Morgens aufſtand, ſo klagte er gewöhnlich, daß ihm der Kopf auſſerordentlich leer ſey, und das war für Marthen der Wink

in

---

*) Buch der Könige, Kap. 5. v. 14.

in den Keller zu laufen und eine Flaſche Malagga zu holen. Wenn er das erſte Glas in die Hand nahm, zitterte er zum Erſtaunen; beym zweyten nur halb ſo; beym dritten faſt gar nicht, und das vierte zog er ſo feſt und raſch zu Munde, daß auch nicht ein Tröpfchen auf die Erde fiel. Alsdann ſetzte Martha die Flaſche weg und brachte Kaffee und Pfeife. Nun war er auf einmal wieder der muntre, beredte, tiefdenkende und witzige Papa, der geſtern Abend zu Bette gieng, und nun ließ er ſich von mir erzählen, was ich gehört, geſehen und gelernt hatte. Wenn dies geſchehen war, beſtellte er das Mittageſſen und dann mußte ich mein Schreibebuch hernehmen und ſchreiben. Vor allen meine bitterſte, mühſeeligſte Stunde! Bey dem erſten falſchen Strich, den ich machte, ſchüttelte er den Kopf; beym zweyten legte er ſeine Pfeife hin, nahm die Feder und ſagte: ſo mußt du es machen! Beym dritten ſtieß er mich ganz ſanft mit der Naſe auf die Vorſchrift und ſagte gelaſſen: Morizchen, ſieh doch nur

wie

wie es da gemacht iſt! Beym vierten rief er: Sudeley und kein Ende! und dabey vergrub er mich in Tabacksdampf. Beym fünften: Junge, ich bitte dich, ſieh auf die Vorſchrift! und beym ſechſten und letzten ſprang er hitzig auf, zeigte nach der Thür und ſagte: Moriz, aus dir wird nimmermehr 'was!

Das wären dann tröſtliche Worte für mich! Ich gieng und erholte mich bey meinen Spielkameraden.

Wenn ich fort war, hatte Mamſell Martha Audienz. Er beſprach ſich mit ihr über die vorigen Zeiten; über den Beſtand des Weinkellers, der Räucherkammer ꝛc. ꝛc. erſann und ſchuf neue leckerhafte Gerichte; erzählte wie er bey dem Präſidenten von Lemberg in Gnaden geſtanden und noch ſtände; von dieſem kam das Geſpräch auf mich; auf meinen Leichtſinn und auf meine wenige Luſt zum ſchreiben. Wenn mir dann die gute Martha in dieſem Punkte das Wort reden wollte; ſo ſprang er hurtig auf, zog ſeine goldene Uhr heraus, zeigte ihr ſein Petſchaft und ſagte: Lies, lies, lies! — Dies war die letzte Inſtanz. Wenn ſie ihn nicht böſe machen wollte, ſo durfte ſie von der Minute an kein Wort zu meiner Vertheidigung mehr ſagen.

Dann entfernte ſich Martha und beſtellte die Küche. Er nahm unterdeſſen die Zeitungen, und alle erdenkliche politiſche Blätter, die ſtoßweiſe auf ſeinem Tiſche lagen; las und überdachte; prophezeihte und warnte, und ward bedenklich und ſchrieb andre Geſetze und Hülfsmittel vor, die er dieſem oder jenem Staate als ſehr heilſam, dringendſt anempfahl. Dabey hielt er ſich ſo lange auf, bis ſeine Flaſche rein ausgeleert war, und dann gieng er zum Paſtor und unterhielt ſich mit ihm, bis ich ihn zu Tiſche rief.

Er aß wenig, aber gut. Wir beteten jedesmal alle drey zugleich und laut, ſelbſt wenn wir Fremde hatten. Ein junger Acceſſiſt hatte ſich einmal unterfangen, über den ſeltſamen Zuſammenklang unſrer Stimmen zu lächeln —

er bat ihn nie wieder zu Tiſche und konnte ihn von dem Augenblick an nicht mehr leiden.

Nach Tiſche legte er ſich auf den Kanapee und ſchlief bis um zwey Uhr. Mit dem Schlage mußte ihn Martha wecken und mit Kaffee und Pfeiſe zur Stelle ſeyn. Während er ſchmauchte und trank, ward ſein Pferd geſattelt, und ſobald er fertig war, ritt er nach der Stadt. Hier wandte er eine Stunde an, um die Arbeiten ſeines Subſtituten durchzuſehen, und ſobald dies geſchehen war, ritt er in den goldenen Hecht, wo ſie den beſten Wein hatten. Da blieb er bis gegen Abend; man half ihm aufs Pferd, und es ſchritt mit ihm langſam und wohlbedächtig zu Hauſe. Die Leute, die ihn tagtäglich vorbeyreiten ſahen, nannten ihn nur immer Silen, und ſein Pferd Silen's Eſelein. Zu Hauſe ſtieg, oder ſank, oder fiel er, je nachdem ihm der Wein geſchmekt hatte, ſeiner Martha in die Arme, die ihn auszog und zu Bette brachte.

So lebte er einen wie alle Tage, Sommer und Winter hindurch; nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß er in der ſtrengern Jahrszeit in einer Kutſche nach der Stadt fuhr.

Viertes Kapitel.

Martha — zweyte Schilderey.

Martha war eine Jungfer von wenigſtens acht und vierzig Sommern. Ihren Familiennamen habe ich nie erfahren, denn ſo lange ich ſie kannte, hatte ich ſie nie anders, als Mamſell Martha nennen hören. Es war eine lange hagre Geſtalt, von einem ſo dünnen geſchmeidigen Wuchſe, daß ſie einer Spinne um ein Haar ähnlich war, wenn ſie ihrer Gewohnheit nach, drey Röcke über einander gezogen hatte. Wenn ſie neben Papa hergieng, ſo gab es den ſeltſamſten lächerlichſten Kontraſt: Er, roth, gemäſtet, vierſchrötig und ſatt — Sie, blaß wie der Tod, dürr wie eine Schindel, dünn wie ein Windſpiel, ſchnurgrade, wie auf Drath gezo-

gezogen. Papa hieng in ſeinen Kleidern, und ſie war in die ihrigen mit Gewalt hineingepreßt.

So unähnlich ſich ihr Aeuſſeres war, ſo ähnlich ihr Inneres. Sie ſprach eben ſo gern von vergangenen Zeiten, wie er; trank eben ſo gern Wein; war eben die ſorgloſe, unſchuldige Haut; ſie aß, wenn ſie hungerte; trank, wenn ſie dürſtete; ſchlief gern und plauderte gern.

Ihr Lieblingsthema war das Kapitel vom Heyrathen. Dies hatte ſie, troz ihrer Jungfrauſchaft, ſo überdacht, geprüft und von allen Seiten ſo beleuchtet, daß ſie vier und zwanzig Stunden in einem Zuge davon ſchwatzen, und, ſoviel ich damals davon verſtand, nicht uneben ſchwatzen konnte. Den Eingang dazu machte gewöhnlich eine genaue Schilderung aller der Freyer, die ſich um ſie beworben hatten. Jeder derſelben hatte ſeinen Hauptfehler: Der eine war zu arm, der andre zu reich; der eine zu groß, der andre zu klein; dieſer zu dicke, jener

jener zu dünn; jener zu höflich, dieſer zu grob; ein andrer hatte ihr vor der Hochzeit Dinge zugemuthet, die ſie nicht nannte, ohne ſich vorher dreymal zu räuſpern; ein andrer hatte ſich nicht undeutlich vermerken laſſen, er würde ihr im Ehebette nicht ſehr beſchwerlich fallen; und mit Einem war es ſchon bis zur Verlobung gekommen, aber, o Jammer! ein altes Weib, das ihn gern für ſich weggekapert hätte, that ihm etwas an, und er ſtarb! Nie redete ſie von ihm, ohne die bitterſten Thränen zu vergießen, wobey ſie in einen Strom von Verwünſchungen auf die alte neidiſche Hexe ausbrach. Bey ſeinem Grabe hatte ſie gelobt, nie zu heyrathen, und ſie hat dies feyerliche Gelübde unverbrüchlich gehalten, denn er war der letzte, der ſich um ſie bewarb.

Uebrigens war es die gutherzigſte Seele unter der Sonne. Was ſie meinem Papa und mir an den Augen abſehen konnte, that ſie mit unermüdeter Willigkeit. Wenn er unbaß war, wurden ihre Augen nicht trocken, und wenn

ich

ich zu einer Näſcherey Appetit zeigte, ſo ruhete ſie nicht eher, bis ſie mir dieſelbe verſchaft hatte, und wenn es mir dann recht wohl ſchmekte, ſo hielt ſie ſich für ihre Mühe hundertfach belohnt.

Sie war in allen erdenklichen Wirthſchaftskünſten ausgelernt. Sie kochte gut, buck vortrefliches Brod, machte köſtlichen Kaffee und noch köſtlichere Chocolate. Wenn mein Papa ein neues leckeres Gericht ergrübelt hatte, ſo ſtand es in kurzer Zeit ſchmackhaft und appetitlich vor ihm. Niemand verſtand beſſer, glühenden Wein zu machen, niemand herrlichere Torten. Kein Koch in der ganzen Chriſtenheit ſpickte einen Haſen fertiger, künſtlicher und geſchmackvoller, und keiner wußte ihm ſeine neun Felle, ſo ſauber, ſo behutſam abzuziehen — kurz, ſie war die Krone aller Köche und Köchinnen, die auf Erden lebten und je leben werden.

Ihre hauptſächlichſten Geſchäfte waren Küche und Wäſche, und nächſt dieſen lag ihr die große Pflicht ob, meinem Papa das Bette zu machen. Wie die Küſſen unter ihren Händen aufſchwollen! Wie geſchmackvoll ſie das weiſſe, glänzende, feine Bettuch in Falten, gleich breit, gleich abgemeſſen zu legen wußte! — Bis über die Ohren plumpte dann mein guter Papa in die Pflaumfedern, und er pflegte ſein Bette immer das irrdiſche Paradies zu nennen.

Auf ihr eignes Bette wandte ſie nicht ſo viel Fleiß. Woher das kam? Ich habe es mir immer aus dem Umſtande erklärt, daß es manchmal acht Tage daſtand, ohne eine Spur, daß jemand darinn gelegen hätte.

Bey allen dieſen belobten Gaben hatte Mamſell Martha ein paar kleine unbedeutende Fehler, die ſich um ſo eher entſchuldigen laſſen, da ſie beyde Naturfehler waren: ſie puzte ſich manchmal zu lange, und konnte die Buchſtaben k, r. ſch. und g. nicht ausſprechen.

„Mohizchen, ſagte ſie immer des Abends zu mir — wilt du nicht zu Bette ehn?“

Fünftes Kapitel.

Moriz — dritte Schilderey.

Ich war um die Zeit ein Junge von dreyzehn Jahren. So lange ich denken konnte, hatte ich mich unter den Augen meines Papa und Marthens befunden, und wußte nicht anders, als daß ich Papa's Sohn ſey, meine Mutter aber in früher Kindheit verloren habe. Munter und luſtig, wie man in dieſen Jahren immer iſt, war ich im höchſten Grade, und vielleicht manchmal zu luſtig; denn alle Augenblicke lief Klage über mich ein. Bald traf ich mit der Schleuder ſo gut und geſchickt in die Fenſter unſers Nachbars, daß ihm die Scheiben auf die Naſe ſprangen; bald kletterte ich in ſeinen Garten und machte mich über ſeine Blumen, Aepfel, Birnen und Kirſchen; bald hatte ich Paſtors Wilhelmchen links und rechts mauſchellirt, und bald unſern Kantor einen Saufaus geheiſſen.

Alles das blieb freylich nicht verſchwiegen, aber doch kam es nie bis vor meinen Papa. Niemand konnte zu ihm, wenn er ſich nicht vorher bey Marthen gemeldet hatte, und dieſe war mir zu gut, als daß ſie ſolche Hiobsbothen hätte vor ihn laſſen ſollen. Sie machte den Schaden entweder mit guten Worten, oder mit einem Glaſe Wein, oder mit Geld wieder gut, und ich trug höchſtens ein: Si ſchäme dich, Mohizchen! davon.

Aber dies war der geradeſte Weg, mich zum wildeſten, unbändigſten Jungen zu machen. Alle vier Wochen brauchte ich ein Paar neue Schuh, und wenn neue Stiefeln an meine Füße kamen, ſo wadete ich in allen Pfützen umher, um herauszubringen, ob ſie Waſſer hielten. Wenn ich Beinkleider bekam: (ſie waren gewöhnlich von Plüſch und ſchrieben ſich aus Papa's Kleiderſchrank her) ſo war es mir tödlich zuwider, daß ſie ſo rauch waren, und ich rutſchte und kroch ſo lange im Graſe herum, bis ſie kahl wurden und ſich grün färb-

färbten. Ueberdies hatte ich einen unauslöſchlichen Abſcheu gegen alles was weiß war. Wenn ich des Morgens ein Paar weiſſe baumwollene Strümpfe anziehen mußte, ſo konnte ich die Zeit nicht erwarten, bis ich damit zum Hauſe hinaus kam; dann gieng es ſchnurſtracks auf einen ziemlich breiten Graben zu, an welchem ich mich im Springen übte. Ich ſprang ſo lange herüber und hinnüber, bis ich hineinplumpte, und dann war es um die weiſſen Strümpfe gethan.

Kein Gebüſch war mir zu dicke, kein Baum zu hoch. Ich kroch und kletterte ſo lange, bis man Morizen ſtückweiſe auf den Hecken und Aeſten hangen ſah.

Mit allen Jungen aus der Nachbarſchaft balgte ich mich herum, ſagte aber kein Wort, wenn ſie mich weidlich zerprügelt hatten, ſondern trug mein Kreutz geduldig; aber, wenn ich den Sieg davontrug, ſo mußte es alle Welt wiſſen. Je größer der Junge war, deſto lieber ſchlug ich mich

mit

mit ihm. Die Kleinen konnten mich necken wie ſie wollten, ich war zu ſtolz, um ſie dafür abzubläuen.

Mein beſtändiger Gefährte war ein großer engliſcher Hund. Weil ich mit ihm aufgewachſen war, ſo hatte ich ſeine Freundſchaft in dem Grade, daß ſich niemand unterſtehen durfte, mich anzugreifen, wenn er nicht mit zerriſſenem Rocke nach Hauſe gehen wollte. Balgte ich mich mit einem meiner Spielkameraden und lachte dazu, ſo blieb er ruhig, entfuhr mir aber ein Laut, der weinerlich klang; ſo nahm er meinen Gegner beym Rockzipfel, oder war er groß, bey der Wade, und zerrte ihn unter Brummen und Murren einige Schritte rückwärts. Bis in mein zwölftes Jahr ritt ich auf ihm, aber nach der Zeit wurde ich ihm zu ſchwer, und wenn ich ihm einen Ritt zumuthen wollte, legte er ſich nieder, und ſchlug mit allen Vieren um ſich, aber nicht grimmig, ſondern mit freundlichen Manieren. Von dieſer Zeit an gieng ich zu Fuße.

Um mein Wiſſen ſtand es damals noch nicht ſonderlich. Ich konnte ein bischen lateiniſch decliniren, ein bischen rechnen und ein paar Worte franzöſiſch. Mit der Feder wußte ich noch am beſten umzuſpringen, und das war, nach dem, was ich oben geſagt habe, kein Wunder. Mit dem Catechismus ſtand es ſo ſo! Das Vaterunſer und die gewöhnlichen Tiſchgebete, konnte ich, wenn ich nicht gerade recht hungrig war, ohne Anſtoß; aber die fünf Hauptſtücke und was dazu gehört, konnte ich nicht ſo gut. Mamſell Martha nahm ſich zwar dann und wann die Mühe, mich darin zu examiniren, aber was half es, da es blos auf mich ankam, ob ich mich wollte examiniren laſſen oder nicht.

Dicht an unſer Guth ſtieß ein andres, das einem Edelmann gehörte, der als Huſaren-Oberſter ſeinen Abſchied genommen hatte. Er hatte drey Kinder, zwey Töchter und einen Sohn, für die er einen Hofmeiſter hielt. Weil er mich meiner Munterkeit wegen lieb gewonnen

nen hatte, ſo erlaubte er mir, die Stunden zu beſuchen, die der Hofmeiſter ſeinen Kindern gab, räumte mir auch ſonſt noch vielerley Freyheiten ein, die mir ein andrer ſchon darum, weil ich ſchlechtweg Ernſt hieß, nicht eingeräumt haben würde.

Der junge Herr, ſein Sohn, war ein Pinſel; aber die beyden Fräulein waren deſto munterer. Er war der ewige Gegenſtand unſres Spottes und unſrer Neckereyen, lernte aber in einer Stunde mehr, als wir andre zuſammen genommen, in acht Tägen. Dafür war er der Liebling unſres Hofmeiſters: eine Ehre, um die wir nicht eine taube Nuß gaben. Sein Vater glaubte, daß meine natürliche Wildheit, ſeine Träumerſeele ein wenig aufheitern ſollte, und ſah mir deshalb bey vielen Gelegenheiten durch die Finger; aber er blieb in ſeinem Seelenſchlafe, und gieng immer und ewig langſam, wenn wir andre uns auſſer Athem liefen.

In den Stunden lernte ich, was ich wollte und konnte, und es war mir ſo wenig Ernſt

als

als den beyden wilden Mädchen. Ich konnte ſie nicht ohne Lachen anſehen, und ſie mich nicht. Der Hofmeiſter durfte auch nicht viel ſagen, denn die eine war das Schooßkind der Mama, die andre des Papa, und ich der Liebling beyder, und der Liebhaber von Malchen. So hieng eins an dem andern wie Kletten, und der künftige Stammhalter der Familie durfte nicht muckſen.

So jung ich damals auch war, ſo viel Ehrgeitz hatte ich. Aber war es anders möglich? Papa und Martha trugen mich auf den Händen; Fräulein Malchen nannte mich beſtändig: lieber Moriz! Fräulein **Louischen**: Wildfang! Ihre Mama: kleiner Flachskopf! Der Papa: ſakermentſcher Springinsfeld. Dieſes, und der Umſtand, daß die ganze junge Mannſchaft in unſrer Gegend, Reſpekt vor mir hatte, ſpornte meinen Ehrgeitz, und machte mich dreiſt und ausgelaſſen.

Zudem hatte man mich öfter, als es gut war, hören laſſen: ich ſey ein hübſcher Junge. Dies

Dies ſchmeichelte mir nicht wenig, hatte aber den Nachtheil, daß ich früher anfieng, mich bemerkbar zu machen, als andere Kinder. Sonderbar genug waren zuweilen die Mittel, wodurch ich dieſen Entzweck erreichte. Wenn Fremde bey meinem Papa oder auf dem Schloſſe waren, und ſie bemerkten mich nicht auf dem erſten Blick; ſo packte ich den erſten den beſten vorübergehenden Jungen oder Hund an und ſuchte Händel mit ihm; oder ich ſprang über breite Graben und fiel hinein; oder kletterte auf Bäume, und warf die darunter weggiengen, mit Aepfeln oder Birnen — wenn man mich nur bemerkte, das war mir genug.

Es war natürlich, daß ich über dem Ehrgeitz, bemerkt zu werden, ſelbſt bemerkte. Daher kam es, daß der allgemeine, unverdringliche Trieb der Natur ſich ſehr früh in mir regte. Aber konnte dies ausbleiben, da ich ſo oft ſehen mußte, daß Papa Marthen küßte; da mich die beyden wilden Fräulein täglich hundertmal beym Kopfe nahmen und abherzten,

ten, und da mir ihre Mama, ſtatt der Hand, jedesmal den Mund reichte, wenn ich auf das Schloß kam?

Sechſtes Kapitel.

Die Geſchichte geht zurück.

Ich war hoch erfreut, daß ich einer genauern Unterſuchung über den Wein glücklich entgangen war, denn ich kam nicht auf die erlaubteſte Art dazu. Martha hatte in ihrer Kammer ein Schränkchen, worein ſie ihren Wein verſchloß. Der Dunſtkreis um daſſelbe war unendlich ſüß, und auch einen gröſſern und ältern würde die Neubegierde geplagt haben, zu wiſſen, was darinn verborgen wäre. Ich beſah es hinten und vorne, faßte es oben und unten an, rückte und ſchob, aber es war und blieb zu. Meine Neubegierde, oder genauer geſagt, mein Appetit auf den ſüſſen Wein, ward mit jedem Hinderniſſe gröſſer. Ich wußte, daß Martha ein Schlüſſelchen dazu hatte, und daß ſie es nicht immer bey ſich trug, ſondern es zu verſtecken pflegte, wenn ſie es gebraucht hatte. Ich rückte einen Stuhl herzu, ſuchte auf allen Geſimſen und Schränken, fand aber nichts. Troſtlos, die Hände in einander geſchlagen, den Hut auf einem Ohre, ſtellte ich mich mitten in die Stube und ſah mit herzlicher Sehnſucht nach dem Schränkchen. Unter dieſen Bewegungen blickte ich von ungefähr ſeitwärts, und auf einmal fiel mir einer von Marthens Unterröcken in die Augen. Ich ſpringe hin, durchſuche die erſte Taſche, finde nichts; raſch zur andern, hineingefahren, umgewandt, und ſiehe da! aus der einen Ecke fällt mir das Schlüſſelchen entgegen. Ich ſprang ellenhoch, nahm es, probirt' es, und es ſchloß den Schrank glücklich. Ohne mich zu bedenken, griff ich nach der erſten der beſten Flaſche — gluck! gluck! ging es in Ermangelung eines Glaſes.

Der Wein ward mit jedem Schlucke ſüßer, und ich hätte mich ſicher zu Boden gekippt, wenn mir nicht noch zu rechter Zeit eingefallen wäre, daß Martha ein paar erſchreckliche Augen machen würde, wenn ſie eine von ihren Flaſchen leer fände.

Jeder Dummkopf iſt ein Genie, wenn er Wein getrunken hat, und jeder Genie kann in eben dem Fall ein Dummkopf werden. Mir wenigſtens ging es jetzt ſo. Ich war ſonſt nicht der dümmſte Junge, aber diesmal betrug ich mich unbeſchreiblich albern; denn ich fing von ganzen Herzen an zu weinen, als ich die Flaſche gegen den Tag hielt und fand, daß ſie faſt zur Hälfte leer war. Eine Thräne jagte die andre. Ich machte mir ſonſt ſehr wenig aus einem Verweiſe, und diesmal ſtand mir gewiß kein außerordentlicher bevor, aber der Umſtand, daß ich dies Verbrechen ſo heimlich und ſo diebiſch begangen hatte, ſchlug mich völlig darnieder.

In der Angſt hatte ich einen Einfall, der mir in meiner damaligen Beſtürzung ſehr glücklich ſchien, aber im Grunde nicht der glücklichſte war: ich füllte die halbleere Flaſche aus den übrigen wieder an, ſetzte ſie an Ort und Stelle, und war nun feſt überzeugt, daß Martha, um den Abgang zu bemerken, ein wenig allwiſſend ſeyn müßte; denn ich hatte längſt vergeſſen, daß ich die andern Flaſchen, um die eine anzufüllen, bis auf die Hälfte ihrer Hälſe ausgeleert hatte.

Wie ruhig ich den kleinen Schlüſſel wieder in Marthens Taſche ſteckte! Wie unbeſorgt ich die Kammer verließ, um friſche Luft zu ſchöpfen! Mit welcher Zuverſicht ich Marthen ins Geſicht ſah, als ſie aus der Stadt zurückkam! Unmöglich, unmöglich kann ſie etwas merken! rief ich laut und fiel längelang auf eine Raſenbank, die vor unſerm Hauſe angebracht war. Martha kam dazu, und wollte wiſſen, was mir fehlte? Ich bin müde! ſagte ich. Sie nahm mich bey dem Arm und führte mich zu Papa's Bette.

Ich

Ich ſchlief bald ein, und erwachte gerade, als jene dunkle Unterredung, die mich betraf, zu Ende ging. Und nun wäre der Leſer wieder an dem Orte, von wo ich ihn wegführte, um ihm drey Schildereyen zu zeigen.

Siebentes Kapitel.

Die Geſchichte rückt fort.

Mit drey Sprüngen war ich auf dem Schloſſe. Ich ſuchte Fräulein Malchen, und fand ſie im Garten, wo ſie Blumen pflückte und Kränze flochte. Ich ſtahl mich ganz leiſe hinzu. Sie hatte ſich ins Gras geſetzt, pflückte alles, ſo weit ſie mit der Hand reichen konnte, um ſich weg, und war ſo ämſig damit beſchäftigt, daß ich mich ihr bis auf ein paar Schritte unbemerkt nähern konnte. Anfangs war ich Willens, ihr von hinten die Augen zuzuhalten, und ſie rathen zu laſſen, wer es wäre, aber ich hörte, daß ſie etwas für ſich ſprach, und das wollte ich gerne wiſſen. Ich horchte und vernahm folgendes:

„Es iſt bald um drey und er kömmt nicht! Wenn es drey geſchlagen hat, muß ich in die Schule, und dann können wir nicht noch vorher ein bischen ſpielen. Wenn er nur wüßte, daß ich allein hier bin, er käme gewiß. Er ſpielt doch lieber mit mir, als mit Louiſen. Wenn er dummes Zeug macht, und ich ſage: lieber Moriz, laß doch das bleiben! ſo läßt ers; aber wenn es Louiſe haben will, thut ers nicht!“

Mir fing das Herz an zu ſchlagen, und ich weiß nicht, wie es kam, ich wünſchte weit weg zu ſeyn, um nichts zu hören, und doch blieb ich.

„Den großen Kranz ſoll er haben, fuhr ſie fort; aber wenn er ihn gleich zerreißt, werde ich böſe und flechte ihm in meinem Leben keinen wieder. Er wird ihn aber wohl nicht zerreiſſen. Wenn wir zum Magiſter müſſen, ſo kann er ihn ſo lange hinlegen, bis die Stunden

den aus ſind, dann kann er ihn auf den Kopf ſetzen, und mit zu Hauſe nehmen.“

Ich fing merklich an zu zittern, und ſetzte den Fuß zurück, um zu gehen, blieb aber doch.

„Aber — — Herr Gott! fuhr ſie fort und legte den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund — Ich muß den Kranz lieber zerreiſſen! Wenn ich ihm 'was gebe, will er mir immer ein Mäulchen dafür geben, und Mama ſagt, davon bekäme ich einen langen, ſchwarzen Bart! Aber es iſt doch ſo hübſch! Mama kriegt ja auch keinen ſchwarzen Bart, wenn ſie der Papa küßt, und Papa hat doch einen rechten ſcharfen, ſchwarzen Bart! Er reibt Louiſen immer die Backen damit, wenn ſie wild iſt. Aber Moriz hat doch keinen ſcharfen Bart. Er hat mir auch ſchon oft ein Küßchen gegeben, wenn Mama nicht da war, und ich habe doch keinen gekriegt!“

Es war mir, als wenn ich lachen ſollte, konnte aber vor Angſt und Zittern nicht dazu kommen. Mein ſehnlichſter Wunſch war, unvermerkt fortzuſchleichen, und doch machte ich keine Anſtalt dazu.

„Eins — zwey — drey — Viertel auf drey, und er kömmt nicht! — fuhr ſie fort — das iſt doch recht ſchlecht! Was wär' es denn mehr, wenn er einmal eine halbe Stunde früher vom Hauſe wegginge? Heute iſt es gerade ſo hübſch! Louiſe iſt nicht da — Fritze auch nicht — wir könnten recht hübſch mit einander ſpielen. Ach! (ſie ſtreute die Blumen umher) ich bin böſe!

Meine Angſt ſtieg auf den höchſten Grad. Alle mein Leichtſinn, meine Dreiſtigkeit war fort. Ich ſtand da, wie ein armer Sünder. Und was hatte ich zu fürchten? Jetzt weiß ich wohl, weß Geiſtes Kind dieſe Erſcheinung war, aber damals noch nicht. Wenn es Louiſe geweſen wäre, ſo wäre ich hervorgeſprungen und hätte ſie ausgelacht; aber bey Malchen fiel mir dies nicht ein. Jeden Augenblick fürchtete ich, daß ſie aufſpringen, mich ſehen und erſchrecken würde; aber es geſchah nicht, ſondern ſie

nahm

nahm ihre Blumen wieder zuſammen und flocht an ihrem Kranze fleißig fort, indem ſie zuweilen nickte, wenn ſie eine Blume nach Wunſch angelegt hatte. Ich zog mich mit möglichſter Behutſamkeit zurück, und als ich ungefähr hundert Schritte von ihr war, fing ich auf einmal an zu ſpringen und zu jauchzen, und lief auf ſie zu.

Achtes Kapitel.

Schon Heuchlerin?

Sie erſchrack, ſprang auf und kam mir entgegen. Ihre kleinen Wangen wurden über und über roth.

„Kömmſt Du ſchon Moriz? Iſt es denn ſchon um drey?"

Noch nicht, aber es wird bald ſchlagen!

„Haſt Du nach der Uhr geſehen, oder haſt Du es ſchlagen hören?"

Nein!

„Nun, woher weißt Du es denn?"

J, i, i, — es muß wohl noch nicht geſchlagen haben — Wir wollen noch ein bißchen ſpielen, eh es drey ſchlägt. Nicht wahr, Maichen?

„Wir allein?“

Warum nicht?

„Wenn Louiſe, oder mein Bruder da wäre — Aber ſo — was wollen wir denn beyde allein anfangen?“

Ein bischen abjagen!

„Nein, ich habe heute keine rechte Luſt zu laufen!“

Klettern!

„Vollends nicht! Weißt Du was, wir wollen uns hier ins Gras ſetzen und Blumen pflücken. Aber Du magſt nicht gerne ſitzen!“

Sehn Sie? (ich ſetzte mich raſch nieder)

„Au! (ich ſprang eben ſo raſch wieder auf) O, weh!“

Was denn, was denn?

„Du haſt Dich auf meinen Kranz geſetzt. Ich

Ich habe mir ſo viel Mühe damit gegeben! Nun haſt Du ihn zu Schanden gedrückt!“

Liebes, liebes Malchen, ich hab' es nicht gerne gethan!

„Ja, man müßte Dich nicht kennen!„ (ſie ſah böſe aus)

Wahrhaftig nicht, liebes Malchen! Soll ich ſchwören? (ſie wandte ſich lächelnd um; ich nahm ſie bey der Hand) Sind Sie noch böſe?

„Ja!“

Aber Sie lachen doch!

„Wer? Ich? (ſie ſtellte ſich ernſthaft) Das Lachen iſt mir nicht ſo nahe!“

Sie platzte auf einmal in ein helles Gelächter aus, und ich ſtimmte mit ein, und wälzte mich im Graſe umher. Sie ſetzte ſich.

Louiſe würde ſich recht über den Kranz gefreuet haben — ſagte ſie — wenn Du ihn nicht verdorben hätteſt. Nun darf ich ihn ihr nicht einmal anbieten. Sieh hier — hier fehlt eine Blume — da hat er eine zerknickt — die hier, hängt nur noch — Ach! ich will auch in meinem Leben nichts mehr machen, wenn ich weiß, daß Du nicht weit biſt!“

Liebes, liebes Malchen, nicht mehr thun!

„Ja, dann denkt er, damit iſts aufgemacht!“

Flechten Sie der Louiſe einen andern und geben —

Ich machte mit Augen und Händen eine Bewegung, daß ſie ihn mir geben ſollte.

„Ey, ja doch! Nein, nein!“

Bitte, bitte recht ſchön!

„Nichts!“

Ich fühlte eine kleine Regung von Unwillen in mir aufſteigen, denn ich hatte doch deutlich gehört, daß der Kranz für mich geflochten war.

Wollen Sie nicht?

„Nein!“

Nun, ſo laſſen Sie's bleiben!

„Das will ich auch!“

Ich pflücke mir ſelbſt Blumen und flechte mir einen.

„Du kannſt es doch nicht ſo hübſch, wie ich!"

Spaß!

„Aber ſolche hübſche Blumen wie dieſe, wirſt Du doch nicht finden!"

Hm! wo dieſe geſtanden haben, ſtehen mehr!

Ich entfernte mich einige Schritte von ihr, ſetzte mich nieder und pflückte, was mir unter die Hände kam. Sie ſah ein paarmal verſtohlen nach mir her und beſſerte immerfort an dem zerdrückten Kranze. Nach einer kleinen Pauſe ſagte ſie zu mir:

„Steht nicht da bey Dir ein Tauſendſchönchen?"

So erbittert ich war, ſo raſch und willig drehete ich mich um, und ſah nach einem Tauſendſchönchen. Ich fand eins, pflückt' es und bracht' es ihr, ohne eine Sylbe zu ſagen.

„Ich danke Dir, Moriz! Siehſt Du, hier fehlt es!"

So?

Ich ging ſtillſchweigend fort und ſetzte mich wieder an meinen alten Platz. Sie machte ſich ſehr viel mit dem Kranze zu ſchaffen; im Grunde beſſerte ſie aber nichts daran, konnte auch nichts daran beſſern, denn es war nicht im mindeſten beſchädigt. Nach einer kleinen Weile fieng ſie wieder an:

„Ach, Moritzchen, nur noch eins!“

Ich ſtand brummend auf, und pflückt' es. Das Moritzchen that mir unendlich ſanft, aber mein Verdruß ließ nicht zu, daß ich es mir eingeſtund.

Da iſt es, Malchen.

In dem Augenblicke ſchlug es drey. Sie ſprang auf, faßte mit ihrer Linken meine Rechte, und mit ihrer Rechten ſetzte ſie mir in vollem Laufe, den Kranz auf den Kopf. So jagten wir völlig verſöhnt auf das Schloß zu.

Neuntes Kapitel.

Das Liebespfand.

Wir rauſchten in die Stube hinein, wo wir den Magiſter Fink, den jungen Herrn, und Fräulein Louiſen ſchon antrafen.

„Man gehe hübſch ſachte auf ein andermal — ſagte der Magiſter — man könnte fallen. Ueberhaupt aber ſchickt es ſich nicht, wenn man in ein Zimmer gleichſam hereinbrauſet, um ſo weniger, da ich dieſe Stunde unſerer allerheiligſten Religion gewidmet habe. Man nehme die Catechismos!“

Wir ſetzten uns lachend zu den Andern und thaten, als wenn wir von der Strafpredigt nichts hörten.

„Monſieur Ernſt, wo hat man ſeinen Catechismum?“

Ich hab' ihn vergeſſen!

„Proh Deum, über die unerhörte negligentiam!“

Ich kann ja mit in Malchens Buch ſehen!

„Man mache ſich keine Hoffnung! — Aber — was erblicke ich! — einen Kranz? Man nehme hurtig den Kranz vom Kopfe, man würde nur die Andern in ihrem Fleiße ſtören!“

Bitte, Herr Magiſter!

„Man bitte hin und bitte her — man wird nichts damit ausrichten. Man nehme hurtig den Kranz vom Kopfe!“

Ich will recht ſtille ſeyn, liebſter Herr Magiſter!

„Nun iſt man der liebſte Herr Magiſter! Man mache ſich keine Hoffnung, ihn mit Schmeicheleyen auf ſeine Seite zu bringen.

Liebſter, beſter Herr Magiſter!

„Nun, wird es bald? Ich ſehe wohl, man muß nicht anſtehen, ihm den Kranz mit eignen Händen herunter zu reiſſen!“

Ich ſprang auf und lief zur Thür.

O, Herr Magiſter — riefen Malchen und Louiſe zugleich — laſſen Sie ihm doch den Kranz!“

Man halte das Maul! ſagte Fink zornig.

Malchen und Louiſe hielten ſich mit beyden Händen den Mund zu.

Bey dem Lärmen kann man auch gar nichts lernen! brummte der junge Herr, machte ſein Buch zu und ſchob es von ſich. Als Fink ſahe, daß ſein Liebling böſe wurde, ſtieg ſein Zorn auf den äuſſerſten Grad. Er lief auf mich zu, aber ich war in einem Sprunge zur Thür hinaus. Malchen that einen lauten Schrey, als er ſeine Hand ausſtreckte, um mich zu packen.

„Verſtockter Böſewicht!“ rief er hinter mir her und machte die Thüre zu.

Mir war nicht am beſten zu Muthe. Ganz fort zu gehen, und dem Magiſter für heute nicht wieder zu nahe zu kommen, dazu hatte ich nicht Herz genug. Meinen Kranz abzulegen, und dadurch dem ganzen Streit ein Ende zu machen, fiel mir nicht ein, denn er kam von einer Hand, für die ich durch Feuer und Waſſer gelaufen wäre.

So ſtand ich eine Weile auf dem Saale unſchlüßig, ob ich umkehren ſollte, oder nicht. Wenn die Geſchichte mit Marthens Weinſchränkchen nicht vorgefallen wäre, ſo würde ich den geradeſten Weg nach Hauſe genommen haben; aber eine Unterſuchung über die verſtohlne Näſcherey fürchtete ich eben ſo ſehr, als den Zorn des Magiſters.

Ich näherte mich der Thür einigemal und ſtreckte die Hand aus, um ſie aufzumachen; aber der fürchterliche Gedanke: Fink könne an derſelben ſtehen, und mir, ſo wie ich den Kopf herein ſteckte, den Kranz herunter reiſſen — jagte mich immer wieder zurück. Endlich wagte ich es: aber mit Vorſicht. Ich nahm den Kranz herunter, hielt ihn in der linken Hand und mit der rechten machte ich die Thür auf. Als ich den Magiſter am Ende des Zimmers auf ſeinem Stuhle ſitzen ſah, kam ich dreiſt herein und zog mich hinten herum gerade zu Malchen. Der Kranz ſaß wie vorher auf dem Kopfe.

Des Magiſters Hitze ſchien ſich abgekühlt zu haben. Er examinirte Louischen im Catechismus, und that, als ob er mich nicht ſähe. Aber einige gierige Blicke, die er von Zeit zu Zeit auf meinen Kranz ſchieſſen ließ, machten mich mißtrauiſch. Bey der kleinſten Bewegung von ſeiner Seite, fuhr ich zuſammen, und dabey legte ich meine rechte Hand jedesmal auf den Kopf, um den Kranz zu ſchützen, wenn er etwa einen Hauptſturm auf denſelben wagen ſollte. Blut und Leben hätte ich ſeiner Vertheidigung aufgeopfert, und Malchen hätte nicht einmal nöthig gehabt mir ins Ohr zu ſagen: Laß ihn dir nicht nehmen!

Es vergingen wohl zehn Minuten, ohne daß von feindlicher Seite etwas unternommen wurde. Ich hielt mich am Ende ſchon für ſicher, und gab deswegen nicht mehr ſo fleißig auf den Magiſter Achtung. Plötzlich ſprang er auf, und fuhr mit ſeinem langen Arm nach meinem Kopfe; meine Hände fanden ſich zur Vertheidigung ein; ich bog den Kopf weit zurück, aber doch nicht weit genug, als daß er den Kranz nicht hätte erreichen können. Ich ſchrie was ich konnte, aber er ließ ſich nicht irre machen. Endlich riß ich mich los und er behielt ein Stück des Kranzes in Händen. Mit raſendem Grimme ſprang ich zur Thür, machte ſie weit auf, ſah mich erſt um, ob auch jemand in der Nähe wäre, der mich halten und dem Magiſter ausliefern könnte; als ich aber niemand bemerkte, ſtellte ich mich, roth wie ein Truthahn, in die Thür, und rief mit einer fürchterlichen Anſtrengung: Alter Schlingel! und nun über Hals, über Kopf die Treppe hinunter, und zum Hauſe hinaus.

Zehntes Kapitel.

Furcht und Unruhe gebähren einen ſehr kecken Entſchluß.

Als ich im Freyen war, und ſich meine Hitze gelegt hatte, ſtieg eine peinvolle Beſorgniß in in mir auf; denn ich konnte leicht vermuthen, daß der Magiſter den alten Schlingel nicht auf ſich ſitzen laſſen, und daß er zum gnädigen Herrn und von da zu meinem Papa gehen und mich verklagen würde. Bey dem erſtern würde es die Folge haben, daß er mir von ſtundan das Haus verböthe, unter dem Vorwande, daß ich ſeine Kinder mit meiner Gottloſigkeit anſteckte; und bey dem letztern die, daß ich nach Befinden wohl gar die Ruthe davon trüge. Es wäre mir nicht halb ſo bange geweſen, wenn ich an Marthen eine gnädige Schutzheilige gehabt hätte, aber bey ihr beſorgte ich durch die Unternehmung auf das Weinſchränkchen, alles verdorben zu haben, und dieſer Gedanke ſchlug mich zu Boden. Ich warf mich, in einer Verzweiflung, die ſo ſtark war, als ſie in jenen Jahren ſeyn kann, nicht weit vom Schloſſe nieder, und wälzte mich voller Ingrimm, der am Ende in helle Thränentropfen ausbrach, Kopf oben, Kopf unten im Graſe umher.

Mein erſter Gedanke war, in alle Welt zu gehen. Vom Schloſſe gejagt zu werden und die Ruthe zu bekommen, waren ein paar Umſtände, die mich in einem Zuge bis zum Vorgebürge der guten Hoffnung würden gehetzt haben, und die um ſo heftiger auf mich wirkten, da es ganz auſſer Zweifel war, daß ſie Malchen zu Ohren kommen würden. Hätte ich in meinem Leben die Augen wieder aufſchlagen können, wenn ich mich wie ein ABC-Schütz hätte hinlegen müſſen, um mir den St * * mit der Ruthe malen zu laßen?

Wenn die Angſt erſt den kleinen Finger hat, nimmt ſie bald die ganze Hand.

Beſorgniſſe, die mich in meinem gewöhnlichen Zuſtande nicht angefochten haben würden, waren mir jetzt unſäglich quälend. Ich ſtellte mir unter allen argen Gerichten, die über mich ergehen würden, gerade das allerärgſte vor, und wenn ſich auch mein ſonſtiger Leichtſinn von Zeit zu Zeit einmal rührte, war er

doch

doch nicht fähig, die ängſtlichen Grillen zu verjagen. Ruthe und Malchen, waren zwey Begriffe, die ſich durchaus nicht vertrugen, und die allein ſchon fähig geweſen wären, meinen Entſchluß, in alle Welt zu gehen, mit jeder Minute feſter zu machen; aber es kam noch ein dritter hinzu, der mir vollends keinen andern Weg übrig ließ.

Mein Papa hatte jährlich drey- oder viermal einen Beſuch, auf welchen unſer ganzes Haus, wie auf eine frohe Erſcheinung vom Himmel wartete. Ein Neffe des Präſidenten von Lemberg, der als Legationsrath in D** ſtand, kam jährlich einigemal zu ſeinem Onkel, und da er meinen Papa als einen alten Bekannten in der Nähe hatte, ſo machte er ihm bey der Gelegenheit jedesmal ſeinen Beſuch. Wenn er in die Stube trat, war ich der erſte, der in ſeine Arme lief. Er umſchloß mich dann mit allem Feuer einer väterlichen Zärtlichkeit, nannte mich ſeinen guten Moriz, oder auch (was mir unendlich ſüſſer klang) ſeinen lieben

Sohn. Er unterhielt ſich mit meinem Papa nicht halb ſoviel als mit mir. Ich mußte ihm erzählen, was ich ſeit ſeinem letzten Beſuche gelernt, gethan und geſchwärmt hatte, und ob ich artig oder unartig, folgſam oder ungehorſam geweſen? Bey dieſem letztern Artikel wurden auch Papa und Martha vernommen, und ſie verſchwiegen ihm nichts. Manche Dinge, die für den Papa bis dahin ein Geheimniß geblieben waren, kamen dann zu Tage; denn Martha ſchien es ſich zu einer ſtrengen Regel gemacht zu haben, meinem Papa alles, aber dem Legationsrath nichts zu verbergen, was ich Böſes oder Gutes die Zeit über vorgenommen hatte. Woher es kam, daß ſie dieſem Manne keine einzige meiner groben und ſubtilen Sünden verſchwieg, kann ich mir aus keinem andern Umſtand erklären, als daß ſie, ſo lange er bey uns war, (und das dauerte zuweilen vier bis fünf Tage) täglich eine oder zwey Stunden geheime Conferenz mit ihm hielt, und wenn er abreiſete, jedesmal einen neuen

An

Anzug oder ein paar Louisd'or, auch öfters beydes zugleich bekam. Durch dieſes Mittel hatte er ſie vielleicht ſo ſehr auf ſeine Seite gezogen, daß ſie ihre ganze ſonſtige Nachſicht gegen mich vergaß, und alles haarklein beichtete, was ſie von mir wußte.

Eine Hauptregel, die er mir bey ſeiner Ankunft und Abreiſe jedesmal dringend ans Herz legte und anpries, war dieſe:

Habe Ehrſurcht und Gehorſam gegen deinen Vater und Lehrer, und mache dir niemand, auch den Geringſten nicht, zum Feinde.

Verſtoſſungen gegen dieſen Grundſatz ahndete er ſehr ſcharf, nicht mit harten Ausdrücken, ſondern mit Ton und Worten einer zärtlichen Rührung, die lieber weinen als ſchelten möchte.

Nun denke man ſich, was ein Blick auf dieſen Mann und dieſen Grundſatz für eine Zerſtöhrung in meinem Herzen anrichten mußte. Papa hatte ſchon ſeit acht Tagen geſagt, daß der Legationsrath eheſtens kommen würde.

„Vielleicht iſt er ſchon da!“ ſagte mein beklommenes Herz. „Wenn du zu Hauſe kömmſt, läuft er dir mit offnen Armen entgegen, drückt dich an ſeine Bruſt, nennt dich ſeinen lieben Sohn, und mitten unter dieſen Ergieſſungen der Zärtlichkeit, tritt der Magiſter in die Stube, und erzählt, wie gottlos du ihn behandelt haſt!“

„Nein, du kannſt nicht nach Hauſe gehen!“ war der erſte und nächſte Gedanke, der aus jenem entſprang, und ſich meiner mit ſolcher Gewalt bemächtigte, daß ich aufſprang und ein paar hundert Schritte in größter Eile fortlief. Aber, ſo rüſtig ich auch vorwärts jagte, hielten mich doch zwey Gedanken ein, die mich anfangs feſt, wie angenagelt hielten, und bald nachher mich auf das Schloß und von da auf unſer Gut zurückſchoben. Der eine war: willſt du fortlaufen, ohne Malchen etwas davon zu ſagen? und der andere: du mußt deinen guten Phylax mitnehmen, damit dir unterweges niemand etwas zu Leid thun kann.

Ich ging einigemal verſtohlen um das Schloß herum, und hoffte Malchen zu ſehen, aber vergebens. Ich ward zehnmal ungeduldig und wieder geduldig, eh es mir einfiel, daß ich ſie vor Endigung der Schule nicht würde zu ſehen bekommen. Alſo entſchloß ich mich, unterdeſſen meinen Phylax zu holen. Nicht ohne Furcht, der Martha in die Augen zu fallen, ſtahl ich mich auf unſern Hof, und fand meinen künftigen Reiſegefährten in ſeiner Hütte ſchlafend. Ich nahm ihn beym Ohr, und er riß die Augen und ſeinen großen Rachen gähnend auf. Als er ſahe, daß ich es war, machte er beydes wieder zu, und ſteckte den Kopf unter, um wieder einzuſchlafen. „Nein, nein, komm!" ſagte ich voller Ungeduld und zupfte ihn beym Ohre. Nun ſtand er auf und ging mit.

Ich kam glücklich ohne bemerkt zu werden vom Hofe herunter. Es war mir unbeſchreiblich weh um das Herz, als ich noch einmal nach dem Hauſe meines Papa zurückſah; aber

aber dieſe aufſteigende Wehmuth änderte meinen Entſchluß nicht. Ich ging gerade nach dem Schloſſe und verſteckte mich in dem Baumgarten, wohin wir gewöhnlich zu kommen pflegten, wenn wir der Zucht des Magiſters entgangen waren.

Eilftes Kapitel.

Die Gewalt des Naturtriebes.

„Der arme Moriz! ſagte Malchen, als ſie in den Garten trat — Es wird ihm übel gehn! Aber ich bin an allem Schuld!“ Sie nahm die Schürze vor die Augen.

Er wird ſich ſchon durchbeiſſen! ſagte Louischen.

„Ja, durchbeiſſen!“ brummte der Junker — „Er wird ſeinen Theil ſchon kriegen! Der Herr Magiſter will es dem Papa ſagen!“

Ach, der dumme Magiſter auch! ſagte Malchen.

„Ey

„Ey warte, das ſag' ich ihm wieder!“ unterbrach ſie ihr Bruder.

Sags, ſags, ſags! riefen die beyden Mädchen, und ſprangen auf ihn zu, eine nahm ihn bey der linken, die andre bey der rechten Hand, und ſo ſprangen ſie mit ihm zum Garten hinaus, und warfen ihm die Thür hinter dem Rücken zu.

Nun bekam ich Muth. Bis jetzt hatte ich mich nicht hervorgewagt, weil ich beſorgte, der Junker möchte ſich davon ſtehlen und den Magiſter rufen. Aber von den Fräulein hatte ich nichts zu fürchten.

Als ſie mich ſahen, kamen ſie geſprungen und nahmen mich bey der Hand.

„Du haſt wieder 'was Schönes gemacht!“ ſagte Louiſe.

„Du armer Moriz, ſagte Malchen ſchluchzend, wenn ſie dir 'was thun wollen, ſo ſchieb die Schuld auf mich!“

Auf Sie? — fiel ich hitzig ein — Warum?

„Ich habe dir doch den Kranz aufgeſetzt!“ Der Magiſter wird's dem Papa ſagen! fuhr Louiſe fort.

„Glaub es nicht, Moriz — unterbrach ſie Malchen — ſie will dir nur bange machen. Er wird wohl nicht hingehen.“

Bey dieſen Worten blinkte ſie mit den Augen auf Louiſen. Dieſe verſtand den Wink und verſchluckte die Betheurung, daß er ganz gewiß zum Papa gehen würde. Ich bemerkte dies und wurde um nichts ruhiger.

So feſt ich mir vorgenommen hatte, Malchen nur mit zwey Worten zu ſagen: ich will fort! ſo wenig fähig war ich dazu. Der Vorſatz lag mir centnerſchwer auf dem Herzen! Alle Augenblicke wollte ich ihn herabwälzen, aber, wenn es dazu kam, fehlten mir Worte und Muth.

Ich ſchlenderte ſtumm und unentſchloſſen neben den beyden Mädchen her, und je feſter ich mir vornahm, mein Herz auszuſchütten, deſto ſchwerer ward es mir. Zuletzt glaubte ich,

ich, meine Unſchlüſſigkeit rühre von Louischens Gegenwart her; aber auch daran lag es nicht, denn ſie entfernte ſich bald nachher, um zu horchen, ob es Papa ſchon wüßte, und doch blieb ich ſo unruhig und unentſchloſſen als vorher, wurde es ſogar mit jeder Sekunde immer mehr und mehr. Ich bekümmerte mich wenig darum, ob Louischen eine freudige oder fürchterliche Nachricht zurückbringen würde, und Malchen, wie es ſchien, eben ſo wenig. Wir waren beyde gleichtief mit uns beſchäftigt. Sie, mit ihrem mitleidigen Herzen und mit ihren Augen, die in Thränen ſchwammen; und ich zunächſt mit dem Entſchluſſe, ihr meine Flucht zu entdecken.

Wir kamen unvermerkt aus dem Garten und gingen Hand in Hand auf ein kleines Gebüſche zu, das an denſelben ſtieß. In der Mitte war ein Raſenplatz; hier ſetzte ſich Malchen nieder und ich mich zu ihr. Sie ſchlug ihren rechten Arm feſt um meinen Nacken, ich meinen linken eben ſo feſt um den ihrigen.

Ich

Ich weiß nicht, was für eine wunderſeltſame Empfindung ſich meiner bemächtigte. Ich dachte weder an Magiſter, noch Papa, noch Marthen. Alles, was mir heute begegnet war, kam mir wie ein Traum vor, deſſen Figuren mit jedem Blicke auf Malchens rothe Wangen, ſich weiter und weiter entfernten. Ich war meiner Zunge nicht mächtig, ſie eben ſo wenig. Ich umſchloß ſie mit jedem Athemzuge inniger, ſie mich, und ſo ſanken wir in das blumigte Gras zurück. Ich ſah nicht, und hörte nicht, und eine Thräne nach der andern lief mir über die Backen. Die Empfindungen, die mir dieſelben erpreßten, waren nicht traurig, nicht bitter: ſie waren ſo himmliſch, ſo unausſprechlich ſüß! Mein Mund begegnete dem ihrigen; Lippe heftete ſich auf Lippe feſt und innig: es war ein ewiger Kuß!

Malchens Herz pochte dem meinigen durch die Schnürbruſt fühlbar entgegen, und ihre Augen fielen langſam zu. Die meinigen blieben halb offen, und lieſſen nur einen ſchwachen

Schmi-

Schimmer herein. Vor meinen Ohren flüſterte ein leiſes Liſpeln und Schwirren, wie wenn man im Begriff iſt einzuſchlummern. Manchmal war mirs, als wenn ſich ein kältlicher Schauer auf meiner Scheitel entſpönne; er floß hinab, bis zum Herzen, von da ſchoß er brennend zurück zum Kopfe, und von da, wie ein Feuerſtrom durch die innerſten meiner Nerven und Fibern. Ich zitterte, Malchen ſtärker. Dann und wann machte ſie eine kleine Bewegung, ſich aufzuraffen: aber während des Entſchluſſes erſtarb die Hand, die mich ſanft auf die Seite ſchieben ſollte.

Ich weiß nicht, wie lange wir in dieſer Lage geblieben ſeyn würden. Ich ward ihrer nicht überdrüſſig, und Malchen, wie es ſchien, eben ſo wenig — o! ſie wurde mit jedem Augenblick entzückender! Ewig und ewig hätte ich ſo liegen bleiben mögen, aber —

Zwölftes Kapitel.

Die Reiſe geht fort.

Urplötzlich rief eine bekannte Stimme: „Wollt ihr auseinander!“ — Wir erſchracken herzlich, ſprangen aber nicht auf — „Junge, rief es von neuem — willſt du die Hand da weg thun!“ und in eben dem Augenblicke brannte eine kräftige Maulſchelle auf meinem Backen.

Und wenn ich ſterben ſoll, ſo weiß ich dieſe Stunde noch nicht, wo meine Hand gelegen hat. Ich war auſſer mir in jenen Augenblicken; ich wußte nicht, daß ich Hände hatte, ich wußte nicht einmal, daß ich lebte.

Wir ſprangen beyde mit gleichen Füßen auf, rieben uns die Augen, und vor uns ſtand — Malchens Mama. Ich wollte ausreiſſen, aber ſie erhaſchte mich beym Fittig und zog mir über den andern Backen noch ſo eine Schelle.

„Gottloſer Junge — rief ſie dabey — auf ein andermal ſteck die Hand da wieder hin!“

Ich ſtand mit offnen Munde da, und zitterte am ganzen Leibe. Malchen hatte keinen Athem und drehete an ihrer Schürze.

„Wo du dich wieder hier ſehen läſſeſt“ — rief Mama und wollte von neuem auf mich los; aber mein **Phylax** ſtand neben mir und wies ihr ſeine groſſen Zähne.

Sie zog ſich zurück, ergriff Malchen beym Arm und puffte ſie zum Garten hinaus. „Du ſollſt deinen Lohn auch bekommen!“ rief ſie drohend zurück, und verſchwand.

Ich ſtand wie verſteinert. Das war für mich ein Tag der Angſt und des Schreckens! Was für Verbrechen ich heute eins auf das andre häufte! Und da ſollte ich Muth genug gehabt haben, nach Hauſe zurückzugehen?

Komm Phylax, ſagte ich zu meinem Gefährten, und die Thränen lieſen mir über die

Backen — hieher kommen wir nicht wieder! — Du armes Malchen! Nun hab' ich dirs doch nicht ſagen können!

Ich drückte den Hut tief in die Augen und ging. Phylax watſchelte hinterdrein.

Moriz.

Zweytes Buch.

Erſtes Kapitel.

Nachwehen.

Sobald ich drey oder vierhundert Schritte vom Schloſſe entfernt war und glauben konnte, daß mich von daher niemand mehr beobachtete, ſetzte ich mich in Galopp. Dörfer und Menſchen vermied ich mit vieler Behutſamkeit, weil ich in jedem Dorfe einen Spion vermuthete, der mir auflauren, und in jedem Menſchen einen Nachſetzer ſah, der mich einholen und zu meinem Papa zurückbringen würde. Selbſt wenn ein Hund kam, um meinen Phylax anzuſchnautzen, oder um ihm, wenn er von höflichern Manieren war, nach Hundesart ſein Kompliment zu machen, hatte ich Angſt, denn ich hielt ihn für einen Spürer, und wenn er dann zu ſeinem Herrn zurücklief, ſo war dies ein Bewegungsgrund für mich, noch ärger zu lauſen als er, weil ich keinen Augenblick zweifelte, daß er nur darum zurückliefe, um ſeinem Herrn, auf ſeine Art zu verſtehen zu geben, er habe den Flüchtling aufgeſpürt.

In dieſer Angſt und Eile vergaß ich, daß es Nacht werden, und eine Zeit kommen würde, wo mir Kraft, Athem und Muth ausgehen müßten. Nicht eher dachte ich an dieſe fürchterlichen Hinderniſſe meiner Flucht, als bis ſie hereinbrachen. Plötzlich ſtutzte ich, und kaum konnte ich vor Herzensbeklemmung und Mattigkeit den Fuß vorwärts ſetzen. Es ſchien, als wenn mich alle Schreckniſſe, die mir bis jetzt immer noch im Rücken geweſen waren, nun auf einmal eingeholt hätten.

Leiden der Seele und des Körpers bemächtigten ſich meiner, und ich weiß nicht, welche von beyden mich am grauſamſten quälten. Ich ſetzte mich am Eingange eines Gebüſches nieder, und Phylax legte ſich ſtöhnend an meine Seite, indem er ſeinen Kopf auf meinem Schenkel ruhen ließ. „Was

„Was wird Malchen ſagen, wenn ſie hört, daß man nicht weiß, wo ich bin! — Dieſer traurige Gedanke ergriff mich jetzt — Und ach! ihre Mama war ſo böſe, als ſie uns überraſchte! Sie wird es ihrem Papa ſagen, und der nimmt die Hetzpeitſche und prügelt.„ —

Ein kalter Schauer lief mir bey dieſem Gedanken durch alle Glieder. Ich wollte aufſpringen und fiel wie ohnmächtig zurück.

„O, meine Füße, meine Füße!“ winſelte ich dann wieder — Ach, was ſoll ich anfangen? Ich muß liegen bleiben! Ich kann nicht gehen, nicht ſtehen! Ach, wenn Papa und Martha wüßten, wie elend und krank ich hier liege, ſie würden“ —

Wieder ein unerträglicher Gedanke! Ich wollte von neuem aufſpringen und fiel von neuem zurück.

„Wenn ſie es wüßten, ſie holten mich gewiß zurück — und ich ginge auch gern“ —

In dem Augenblick hörte ich das Geraſſel eines Wagens. Ich ſprang auf und wäre darauf geſtorben, daß es Papa's Kutſche ſey. Obwohl ich keinen Blick zu ihr hin gewagt hatte, glaubte ich doch Marthen, den Papa und den Magiſter leibhaftig in derſelben erblickt zu haben.

Jetzt fühlte ich keine Mattigkeit mehr. Ich brach über Hals über Kopf in das Gebüſche, fand einen Fußſteig, lief ihn eine gute halbe Stunde endlang und es dauerte keine kleine Zeit, ehe die Vernunft meiner Furcht beweiſen konnte, daß eine Kutſche den ſchmalen Fußſteig, der von beyden Seiten mit Gebüſch überwachſen war, unmöglich befahren könne.

Ich ging noch eine Weile auf dem Wege fort, und er ward nach und nach immer lichter und geräumiger. Auf einmal hörte ich Trompeten und Pauken. Es war ein luſtiger Klang, der meine Bekümmerniß zum Theil vertrieb. Unſchlüßig ob ich dem Schalle nachgehen, oder die Nacht im Gebüſche zubringen ſollte, ſetzte ich mich nieder. Beyde Wege ſchienen mir gefährlich. Suchte ich den Ort auf, wo die Mu-

ſik

ſik war, ſo konnte ſich zum Unglück ein Bekannter daſelbſt finden und mich anhalten; und blieb ich im Gebüſche — wer gab mir Brod, wenn mich hungerte? Waſſer, wenn mich dürſtete? Wer ein Obdach, wenn es regnete? — Mein Magen meldete ſich ungeſtüm und meine Zunge lechzte nach einem Trunke.

Zweytes Kapitel.

Eine Erſcheinung.

Ich ſaß unter einem Eichbaum, und ein Wieſenplan, hundert Schritte lang und breit, mit Bäumen und Gebüſch umkränzt, breitete ſich vor mir aus. Mein Auge ſchwamm in Thränen. Es war alles ſtill; nur ein kleiner leiſer Abendwind, bewegte die äuſſerſten Spitzen der Bäume und rauſchte in den Blättern der Gebüſche. Der Mond lächelte rein und heiter herab und ſpiegelte ſein ſanftes Antlitz in Millionen Regentropfen, die von einem Spatregen

gen an den Grashalmen zurückgeblieben waren und an den Spitzen derſelben flimmernd zitterten. Die ganze Wieſe war ein ſanftwallender, bebender Silberſtrom, auf welchem (ſo ſchien es meinem naſſen zitternden Blicke) ungeheure Geſtalten, bald Rieſen, bald Felſen, bald mächtige Thiere umherwandelten, ſo wie der Wind die umſtehenden großen Eichen bewegte und ihren Schatten hin und her trieb.

Mir ward unbeſchreiblich bange, und mein ganzes Weſen ſchmolz in eine beklemmende Wehmuth zuſammen, die ſich in großen Thränen über meine Backen ergoß. Endlich legte ich mich nieder und drückte die Augen feſt zu. Mein rechter Arm diente mir zum Kopfküſſen und der linke ruhete auf meinem Phylax, der ſich dicht neben mir niedergelegt hatte.

Ich verlor mich bald. Alles, was mir heute begegnet war, ſchwamm ununterſcheidbar und wie in Dämmerung meiner Seele vorüber. Nur dann und wann fuhr ein fürchterlicher Gedanke, ſchnell wie ein Blitzſtrahl durch mein

mein Inneres, und es war mir dann immer, als wenn ich einen lebhaften Stich durch die linke Seite fühlte. Ich fuhr mit der Hand nach dem Orte, wo ich zu leiden wähnte, und darüber wiegte mich von neuem eine Art ſüſſen betäubenden Schlummers in ruhige Vergeſſenheit ein.

Wau! Wau! ſchallte es auf einmal, und ich fuhr bebend aus meinen Träumereyen auf. Was mir zuerſt in die Augen fiel, war die Geſtalt eines Frauenzimmers, das einige Schritte von mir ſtand, und über das Bellen meines Hundes erſchrocken ſchien. Ich wußte nicht, was ich zu dieſer Erſcheinung ſagen, ob ich laufen oder bleiben ſollte — denn ſie hatte Marthens Größe.

Als ſie ſah, daß ich nicht minder erſchrocken war als ſie, und da mein Phylax näher kam, und mit dem Schwanze wedelte, (gegen Frauenzimmer, Kinder und kleine Hunde war er äuſſerſt höflich) nahm ſie ſich Herz und trat zu mir.

Ich

Ich hatte nicht den Muth, ſie anzuſehen, und doch hätt' es nur eines halben Blickes bedurft, um mich zu überzeugen, daß es nicht Martha war, die mich bey der Hand nahm.

„Wer biſt du, Kleiner," ſagte ſie, wie kömmſt Du in der ſpäten Nacht hieher?"

Wenn es Martha wäre — ſo ſchloß ich nun erſt — würde ſie wohl nicht dieſe Frage an mich thun. Und nun drehete ich mich um und ſah ihr ziemlich herzhaft ins Geſicht. Ihre ſanfte Mine ſchloß mein ganzes Herz vor ihr auf, und ſchon ſchwebte ein pünktliches Bekenntniß auf meinen Lippen, als ſie fortfuhr und mich fragte, ob ich mich verirrt hätte? Ja! ſagte ich, und nun war an kein Geſtändniß mehr zu denken, da ſie mir ſelbſt den Mittelweg zwiſchen Wahrheit und Lügen eröfnet hatte. Ich betrachtete ſie aufmerkſam von der Seite — und mit eins! glaubte ich Malchens Mama vor mir zu ſehen, denn ihr Haar war mit einem Roſenbande umwunden, gerade ſo, wie ihn jene trug als ſie uns im Gebüſche überraſchte.

Mir ward wieder bange, und meine Blicke wurden ſchüchterner, als vorher.

Sie nahm mich von neuem bey der Hand, und zog mich halb wider meinen Willen mit fort. Ich faßte Muth und ſah ſie noch einigemal herzhaft von der Seite an, bis ich mich endlich feſt überzeugte, es ſey nicht Malchens Mama, ſondern ein Frauenzimmer, daß ich nicht kannte, ſo wenig als ſie mich.

Wir kamen der Muſik, die ich vorhin gehört hatte, immer näher, und ich ward immer unſchlüßiger, ob ich mich losreiſſen, und ins Gebüſche zurückkriechen, oder mit meiner Begleiterin nach Hauſe gehen ſollte. Dieſe hatte an mir zu ziehen und zuzureden, daß ich mich nicht ſcheuen, ſondern dreiſt mitgehen ſollte: Eſſen, Trinken, Nachtlager, einen Bothen, der mich nach Hauſe brächte — alles ſollt' ich haben. Die erſtern Punkte gefielen mir auſſerordentlich, aber nicht im mindeſten der leztere.

Nach einigen Minuten ſtanden wir vor einem Hauſe, deſſen erſter Stock um und um erleuchtet war. Es gab da Muſik, Tanz und ein großes Getümmel von Zuſchauern. Schon hatten wir den Fuß auf die Treppe geſetzt, als eine ſtarke Stimme, wie im Zorn und Unmuth herunter rief: Karline! Karline! Wo hat dich denn —

Drittes Kapitel.

Wie Moriz empfangen wird.

Hier, hier bin ich ſchon! rief meine Begleiterin ängſtlich, und ſprang hurtig die Treppe hinauf. Kaum nahm ſie ſich Zeit, mir in aller Haſt zu ſagen: ich ſollte nur nachkommen, und mich ſo lange an die Thür des Saales ſtellen, bis ſie mich abholte.

Nachtgeſpenſt! — rief die rauhe Stimme droben — biſt du ſchon wieder auf dem Hof oder im Buſche umhergeſpukt?

Lieb

Liebſter Papa, ſagte Karoline, ich wollte nur ein wenig friſche Luft ſchöpfen.

So viel konnte ich nur von ihrer ſanften Stimme hören. Ich hatte das gute Mädchen jezt tauſendmal mehr liebgewonnen, da ſie ſo hart angefahren wurde.

Landjägers Sohn — fuhr ihr Vater fort — hat ſchon vor einer Stunde mit dir tanzen wollen, und du — aber, ich will dir noch das Buſchkriechen abgewöhnen, oder nicht dein Vater heiſſen.

Dieſer Ungeſtüm flößte mir wenig Vertrauen zu dem Vater, aber deſto mehr zu der Tochter ein. Ich ſtieg zitternd die übrigen Stufen hinan und ſtellte mich in die Thür des Saales.

Jezt erſt fühlte ich, was ich vorher ſo deutlich nicht bemerkt hatte: daß mich wüthend hungerte. Auf einem Seitentiſche ſtanden Braten, Butterſchnitte, Wein und Gebackenes. Gegen Einen Blick, den ich auf meine ſanfte Begleiterin warf, die am äuſſerſten Ende des Saals tanzte, warf ich Zehen auf die Lebensmittel, die mir ſo nahe ſtanden, und ich war mehr als einmal willens, den erſten den beſten um ein paar Biſſen anzuſprechen. Aber Furchtſamkeit oder Stolz, oder beydes zuſammen, drückte von Zeit zu Zeit meinen aufſteigenden Appetit nieder.

Mein Phylax war nicht ſo bettelſtolz. Kaum witterte er Braten, ſo gieng er der Spur nach. Er hatte nicht einmal nöthig, ſich auf die Hinterfüſſe zu ſtellen, um eine ganze Schöpſenkeule mit einem Ruck vom Tiſche zu holen. Der Tiſch krachte, die Gläſer klirrten und die Weinflaſchen ſtürzten eine über die andre und kollerten Schlag auf Schlag vom Tiſch herunter, während eine Fluth von Wein den ganzen Saal überſtrömte.

Ich hatte einen tödlichen Schreck, aber Phylax legte ſich gelaſſen unter dem nächſten Tiſch nieder und ſchmauſte ſtill und dummdreiſt von ſeiner Keule.

Alles, was im Saale war, ſtürzte herzu.

„Das.

„Hagel! Wer hat das gekonnt?“ rief die Stimme, die ich ſchon dreymal mit Entſetzen gehört hatte. Ein kleines Mädchen, das bey mir ſtand, zeigte mit dem Finger auf meinen Phylax. Er nahm ein Licht, beleuchtete den Hund und rief mit ſchallendem Gelächter: „Ey! proſit die Mahlzeit!“ — Nerr — r — r — machte Phylax, indem er ihn anſah und ihm die Zähne wies — „Nu, nu! fuhr der Mann fort, nur nicht ſo böſe! Ich will dir deine Keule nicht nehmen. — Karline, Gottlob, Friedrich! Andern Braten, andern Wein her!“

Mir fiel ein ſchwerer Stein vom Herzen, aber bald drückte mich die Frage: wem in aller Welt gehört denn das Vieh? zehnmal ſchwerer.

Karoline war über dem Lärm auch herzugekommen und ſtand bey mir. Ihr Vater trat näher: „Der Hund gehört mir!“ rief ich etwas zu vorlaut und zitterte am ganzen Leibe dabey. „So!“ ſagte der Vater und nahm mich dabey ſchärfer aufs Korn — „Ich kenne dich und deinen Hund nicht. Wer biſt du? Wo kommſt du her?

Karoline nahm für mich das Wort, und erzählte, wo und wie ſie mich gefunden hätte. „Ich will wiſſen, fuhr er ſie an, wie er heißt!“ und mit den Worten nahm er mich beym Fittig und zog mich ans Licht — „Ich heiße Ernſt, Ernſt!“ rief ich ängſtlich. — „Iſt das dein Vorname, oder heißt dein Vater ſo?“ — Mein Vater heißt ſo! — „Biſt du ein Sohn von dem dicken Ernſt?“ — Ja! ſagt' ich. — „Da Purſche! rief er und ſchleuderte mich unfreundlich zur Thür hinaus — Geh, wo du hergekommen biſt!“

Karoline that einen lauten Schrey; aber ihr Vater — brüllte: denn Phylax hatte ihn bey der Wade. Dieſer hatte trotz ſeinem Appetit den Braten verlaſſen, um mir zu Hülfe zu kommen. Er ſchützte mich vor einer gewaltſameren Behandlung und ließ den groben Mann nicht eher los, bis ich die Treppe hinunter war.

Als dieſer ſahe, daß mich Phylax ſo kräftig in Schutz nahm, wagt' er es nicht, mich zu verfolgen, ſondern blieb oben an der Treppe ſtehen, ſchimpfte auf meinen Papa und erzählte, was ihm dieſer Alles zu Leide gethan hätte.

„Und der Baſtart — ſo ſchloß er — es weiß ja doch kein Menſch, wo der alte dicke Eſel den Jungen her hat; er hat ſich ja immer mit M** beholfen — Das H**kind, kann hieher kommen, um mich in meiner Freude zu ſtöhren; kann ſeinen Hund über meinen Braten ſchicken, daß er alles um und um reißt, und mich ſelber am Ende bey der Wade packt — Wart, Junge, nun will ich dich hetzen!“

Auf einmal kam er die Treppe herunter geſtürmt, pfiff auf dem Finger und ſchrie: Spitz, Sultan, Diane, faß, faß! Plötzlich ſtürzten drey Hunde herzu; aber Phylax warf einen hierhin, den andern dorthin, und deckte mir den Rücken: ſo kam ich unverſehrt vom Hofe.

Viertes Kapitel.

Findet er nun ein Obdach?

Ich wußte nicht, ob ich weinen, oder mich erboßen ſollte. Bald trocknete ich mir die Thränen ab, bald bückte ich mich mit feſtaufeinandergebiſſenen Zähnen, und ſuchte Steine, um dem Barbaren die Fenſter einzuwerfen. Aber bald legten ſich Wehmuth und Ungeſtüm, und der Gedanke: was ich nun beginnen, wohin ich mich wenden, und wo ich Nachtlager und Brod hernehmen ſollte? drückte eins wie das andre, völlig nieder.

Als ich einige Schritte in tiefen Gedanken fortgegangen war, begegnete mir ein Mann. Ich faßte Muth und bat ihn, mich mit zu Hauſe zu nehmen: ich wüßte nicht, wo ich über Nacht bleiben ſollte; aber er entſchuldigte ſich damit, daß er ſelbſt nur ein Knecht ſey, nichts Eignes beſitze, und ſelbſt im Pferdeſtalle ſchlafen müſſe. „Ich will ja auch gern im Pferdeſtall ſchlafen — rief ich und hängte mich ängſtlich an ſeinen Arm, um ſeinen raſchen Schritt aufzuhalten — nehm' Er mich nur mit!" — Junge! erwiederte er halb unwillig: Ich kann Dich nicht mitnehmen! Wer weiß denn, was an Dir iſt? Da (indem er auf ein dabeyſtehendes Haus zeigte) da iſt die Schenke. Geh!

Ich ließ ihn langſam los und ging unter bittern Thränen auf das Haus zu. Ein Mann ſtand in der Thür und ſah mich freundlich an; aber ich konnte vor Schluchzen mein Anliegen nicht herausbringen.

„Was weinſt Du, Kind? ſagte der Mann, indem er ſich zu mir herunter bückte und mir die Hand von den Augen nahm: Wo kömmſt Du her? Wem gehörſt Du zu?"

Ich konnte noch nicht reden. Er nahm mich bey der Hand und führte mich in die Stube.

„Nu, was bringt er da 'mal wieder geſchleppt? fing eine Weibsperſon an, die in einer Ecke am Tiſche ſaß und bey einer düſtern

Lampe Strümpfe ausbesserte; und das große L * * von Hund? Willſt du 'naus!"

Frau, ſagte der gütige Mann, der Hund gehört dem kleinen Jungen hier!

„Ey was! ich will von dem Jungen und ſeinem Hunde nichts wiſſen! Fort aus dem Hauſe, alle beyde!"

Sag mir nur, wo das arme Kind über Nacht bleiben ſoll? Denk doch chriſtlich!

„Chriſtlich? Chriſtlich? (Sie trat, beyde Arme in die Seite geſtemmt, vor ihn, ſprang darauf fort und ſuchte nach Knittel und Peitſche.) Iſt das chriſtlich, wenn ich mir ſelbſt im Lichte ſteh, und ſolch Geſindel herberge, wie der lumpigte Bediente vorhin, und füttre ſie, und noch obendrein Hunde? Warte, großes L * *, wenn ich nur erſt die Peitſche habe, ich will dich und deinen" —

Sie fand einen Dornknittel und ging auf Phylaxen los. Als dieſer ſah, daß es ihr Ernſt war, ſprang er auf (er hatte ſichs, ſo wie herein kam, bequem gemacht, und mit-

ten

ten in der Stube alle viere von ſich geſtreckt) und wies ihr mit ſchrecklichem Knurren die Zähne. Sie prallte erſchrocken, und vor Zorn auſſer Athem zurück.

„Du E — du E — ſel, hab' ich dich darum aus dem Stall gezogen, gekleidet und geſchuhet, daß du große Hunde auf mich hetzeſt, und liederliche Bengel herbringſt, die ihren Eltern entlaufen ſind"

Frau, ſagte der Mann gelaſſen und ſetzte ſie ſanft auf einen Schemel — du biſt auſſer dir! Erhole dich! Laß uns nur erſt hören, wie das Kind hieher kömmt und wem es angehört. Er iſt nicht von ſchlechten Eltern. Sieh 'mal die weiße Haut —

„Ich mag nichts ſehen!" rief ſie und drehete das Geſicht raſch nach dem Ofen.

Während dieſes Wortwechſels ſtand ich ſtumm und zitternd da und fing endlich an zu beichten. Daß ich dem Papa entlaufen ſey, ſagte ich nicht, daß mich aber der Mann, deſſen Tochter Karoline hieße (ſo beſchrieb ich ihm jenen unfreundlichen Mann) zur Thür hinausgeworfen, und mit Hunden vom Hofe gehetzt habe, das geſtand ich, um ſie zum Mitleid zu bewegen.

Aber kaum hörte das böſe Weib dieſen letzten Umſtand, ſo ſprang ſie wüthender als vorher auf, warf alles um und um, und wollte ihrem Manne zu Leibe.

Wie ich hörte, ſo hatte ſie die Schenke von Karolinens Vater in Pacht, und fürchtete, er möchte ſie verjagen, wenn er erführe, daß ſie mich beherbergt hätte. Sie rechnete ihrem Manne alles vor, was Jener für ſie gethan hätte, und drang hiermit und mit wiederholten Drohungen ſich morgen des Tages von ihm ſcheiden zu laſſen, ſo lange und nachdrücklich in ihn, bis er mich bey der Hand nahm und zum Hauſe hinaus führte.

„Sey nur ſtill, Kleiner! ſagte er, als ich laut zu weinen anfieng — du ſollſt doch über Nacht hier ſchlafen. Halt dich nur ſo lange in der Nähe auf, bis ſie zu Bette iſt, da will ich dich holen!“

Ich ging um das Haus herum und ſetzte mich unter herzlichen Thränen hinter einem Zaune nieder. Nach einer halben Stunde ungefähr kam er zurück, nahm mich bey der Hand und führte mich durch eine Hinterthür über den Hof auf ſeinen Heuboden. Hier verließ er mich, und brachte mir nicht lange nachher ein Butterbrod und ein Kopfküſſen, doch mit dem Beſcheid, daß ich mich morgen in aller Frühe, wenn ſeine Frau noch ſchliefe, auf den Weg machen müßte.

Fünftes Kapitel.

Schrecken und Graus.

Unter Seufzen und Stöhnen fing ich an mein Butterbrod zu bearbeiten. Je mehr ich ihm Geſchmack abgewann, deſto weiter flohen von mir Beſorgniß und Furcht, und als ich es rein aufgezehrt hatte (es war nicht klein) wickelte ich mich in mein Küſſen, um einzuſchlafen.

Plötzlich hörte ich nicht weit von mir ein ſtarkes, ziſchendes Athemholen. Ich fuhr erſchrecken zuſammen, erholte mich aber bald wieder, weil ich wußte, daß die Eulen zur Nachtzeit auf Heuböden und in Scheunen auf Raub ausgehen, und öfters darüber einzuſchlafen pflegen. Eben wollte ich mich feſter in mein Küſſen vergraben, und auf nichts mehr horchen und hören, als ich eine Stimme vernahm, halb laut, halb leiſe, halb ängſtlich. Ich horchte, obgleich ich nicht horchen wollte.

Halsabſchneiden — flüſterte dieſe ſchreckliche Stimme — Halsumdrehen! — Pack ihn! Pack ihn! fügte ſie etwas ſtärker hinzu. Meſſer her! Mein Meſſer her! rufte ſie laut und vernehmlich.

Ich fuhr auf, durch und durch in Todesſchweiß gebadet. Angſtvoll und bebend ſah ich mich nach der Thür um, und als ich vor mir ein lichteres Fleckchen bemerkte, ſprang ich auf und wollte dahin.

Indem ich forttappte, raſchelte es vor mir im Heu, und Phylax ſtand neben mir und ſchnupperte. Ich wußte nicht, ob ich vorwärts gehen, oder umkehren ſollte. Endlich faßte ich Muth und wollte zur Thür. Ich ſtreckte meinen Fuß aus, trat behutſam zu und fühlte, daß ich nicht auf Heu träte. Die Angſt ließ mich nicht unterſuchen, was es war, und als ich feſter auftrat, um den linken Fuß nachzuholen — **Jeſus! was iſt das?** ſchrey eine menſchliche Stimme, und in dem Augenblick ſtolperte und fiel ich. Dabey ſtemmten ſich plözlich zwey Hände gegen meine Bruſt und ſtieſſen mich gewaltſam von ſich.

Halsabſchneiden, Pack' ihn und Meſſer her! Dieſe drey fürchterlichen Ideen raubten mir Sinne und Bewußtſeyn. Aber in eben dem Augenblicke rief die Stimme: Gnade! Gnade! und ich kam wieder ſoweit zu mir ſelbſt, daß ich bemerkte, wie ſich Phylax mit dem vermeynten Mörder herumbalgte. Nun ſtellte ſich ein nothgedrungener Muth bey

mir

mir ein; ich drückte die Augen feſt zu und rief herzhaft: Wer da? — „Gnade, Barmherzigkeit! rief die Stimme von neuem — der Hund zerreißt mich!“ Ich lockte meinen Phylax, und er kam aufs Wort zu mir. Nun beſchloß ich, den Mörder förmlich zu vernehmen, um zu ſehen, ob gütlich mit ihm auszukommen ſey — wo nicht, ſo war Phylax immer noch da!

Es kam etwas auf allen Vieren näher gekrochen und bat nur immer, den großen Hund nicht loszulaſſen. Nach und nach richtete es ſich auf. Des Mörders demüthige Stimme machte mir Muth; und auch er erholte ſich, als er hörte, daß ich Phylaxen von Zeit zu Zeit das Murren verboth.

Allmählig öfneten wir uns wechſelsweiſe das Verſtändniß. Es war ein herrenloſer Bedienter, der kurz vor mir auf den Heuboden gekrochen war, und ſich niedergelegt hatte. Was er von Halsabſchneiden und Meſſern geſprochen hatte, war nicht ſein Ernſt, ſondern ein fürchterlicher Traum geweſen. Ich faßte ein großes Vertrauen zu ihm (welches er wohl hauptſächlich meiner Freude zuzuſchreiben hatte, daß er kein Mörder war) und erzählte ihm meine Geſchichte der Länge nach. Anfangs rieth er mir, zu meinem Papa umzukehren; als er aber meinen Widerwillen ſah, ſchlug er mir vor, mit ihm zu gehen, ich ſollte Brod und Unterkommen finden. Ich verſprach es ihm, und darauf legten wir uns nieder und ſchliefen ein.

Sechstes Kapitel.

Sie wandern.

Kaum war ich recht eingeſchlafen, als ich die Stimme des gutherzigen Wirths hörte. Er rüttelte mich, und als ich die Hände auseinander ſchlug, um mich noch einmal von ganzem Herzen zu dehnen, ſteckte er mir in die rechte Hand ein dickes Butterbrod, und in die linke einen Kupferdreyer. „Nun komm, mein Sohn ſag,

— ſagte er dabey — ehe meine Frau aufſteht. Sag mir aber erſt, wo du zu Hauſe biſt, mein Junge ſoll dich hinbringen.“ — Ich gehe den Weg — unterbrach ihn der Bediente und erſparte mir dadurch ein Geſtändniß, das mir auf der Zunge ſchwebte — er hat mir geſagt, wo ſeine Eltern wohnen. Ich denke ein kleines Trinkgeld von ihnen zu erhalten.

Ich konnte es dem Wirth anſehen, daß er gerne gewußt hätte, wer meine Eltern wären; aber in dem Augenblick hörte er die Stimme ſeiner Frau, die mit Toben und Schelten die Mägde weckte. Er ſagte uns nur noch in Eil, wir ſollten durch den Garten gehn, und uns nicht ſehen laſſen, ſonſt hätte er in vierzehn Tagen keine ruhige Stunde.

Er ſtieg vom Boden hinunter; wir folgten ihm bald nachher und kamen unbemerkt ins freye Feld.

Darauf theilte ich mein Butterbrod in drey ziemlich gleiche Theile. Wir biſſen alle drey mit gleichem Appetit hinein, und dies gab meinem Reiſegefährten Anlaß, mich zu fragen: wovon ich denn ſo lange leben wollte, bis ich irgendwo Unterkommen fände? Ich ſah ihn mit großen Augen an und verrieth dadurch, daß ich daran noch nicht gedacht hatte. „Von der Luft können wir nicht leben, fuhr er fort, und wenn du kein Geld haſt, mußt du umkehren!“

Das fiel mir wie ein Stein aufs Herz. Ich ſtand ſtill und hätte lieber geweint. Aber ich erinnerte mich an meinen Kupferdreyer! Ich hatte ihn in der flachen Hand liegen und je öfter und länger ich ihn anſah, deſto lebhafter fühlte ich meinen Muth heranwachſen. Mein Gefährte beobachtete mein Mienenſpiel und fieng an herzlich zu lachen.

„Ich merke ſchon, ſagte er, du verläſſeſt dich auf deinen Kupferdreyer; aber du mußt wiſſen, daß wir nur noch eine halbe Meile haben, ſo ſind wir im Sächſiſchen, wo ihn die Leute nicht umſonſt nehmen — (er faßte mich bey der rechten Schulter und ſchüttelte mich) Was meynſt du dazu, Kundmann?“

Mir ward es trocken im Munde und beklommen ums Herz. Ich reichte ihm den Dreyer hin, und wollte ihm zu verſtehen geben, er ſollte etwas dafür einkaufen, damit wir im Sächſiſchen zu zehren hätten. Er nahm ihn, lief auf ein Haus zu, das am Eingange eines Dorfes ſtand, und ſtellte ſich, während ich herzu kam, in die Thür mit einem Gläschen in der Hand. „Willſt du?“ ſagte er. Ich ſchauderte zuſammen, als ich ſah, daß es Brantwein war. — „Kannſt du keinen trinken?“ — Ich ſchüttelte betrübt den Kopf, und in einem Stoße warf er meinen Kupferdreyer mit allen den Hoffnungen, die ich auf ihn gebauet hatte, die Kehle hinunter.

Da ſtand ich!

Er gab dem Wirthe das Glas zurück, nahm mich bey der Hand und zog mich mit fort.

Die feurige Lobrede, die er hierauf dem Brantwein hielt, gefiel mir nicht im mindeſten, denn mein Dreyer ſchwebte mir noch viel zu leb-

lebhaft im Gemüthe. Doch gab ich mich endlich zufrieden, weil ich nun Anſpruch auf ſeinen Beutel zu haben glaubte, da ich ihm mein Letztes zum Beſten gegeben hatte.

Es ward hoher Mittag und ich hatte einen gewaltigen Hunger. Es konnte nicht fehlen, daß ich jetzt lebhaft an Papa's Tafel zurück dachte, und daß mit dieſer Vorſtellung eine groſſe Reihe andrer in mir rege wurden. Aber ſo unangenehm ſie auch waren, brachten ſie mir doch den Nutzen, daß ich, ſo lange ſie lebhaft blieben, Hunger und Durſt vergaß.

„Hier mußt du betteln!" ſagte mein Gefährte am Eingange eines Dorfes zu mir, und riß mich dadurch aus meinen Betrachtungen. Ich ſah ihn mit groſſen Augen an; aber er verſicherte: es ſey ſein völliger Ernſt.

„Dich wird ſo gut hungern als mich — fuhr er fort — und dir geben die Leute eher einen Zehrpfennig als mir. Faß nur Muth, mein Söhnchen, und thu mir den Gefallen, es ſoll dein Schaden nicht ſeyn. Du darfſt nur ſagen: Dein Vater ſey ein alter lahmer Soldat. Er liege vor dem Dorfe und habe nichts zu eſſen!"

Ein gutes Wort konnte mir den Rock vom Leibe ziehen.

Ich ging in das Dorf. Die kleinern Häuſer ließ ich und ſah mich nach den größern um. Ich trat in eins der leztern und bat einen Mann, der mir entgegen kam, um einen Zehrpfennig. Dabey erzählte ich den Roman von meinem Vater, dem lahmen Soldaten. Er ſah mich an, ſchüttelte den Kopf, ging in die Stube und brachte eine Weibsperſon mit heraus.

„Freylich iſt ers, ſagte dieſe halblaut, es trift alles ein, wie ihn der Mann beſchrieb. Wir wollen ihn bey uns behalten."

Mir lief es kalt durch alle Glieder, denn ich hatte genug gehört, um mich zu überzeugen, daß ein Nachſetzer in der Nähe ſey. Ich dachte auch wohl ans Davonlaufen; aber die

Leute

Leute ſtanden zu nahe und ließen nicht ab mich auszuforſchen.

Unterdeſſen trat mein Phylax, der mit andern Hunden vor dem Hauſe geſpielt hatte, in die Thür.

„Siehſt du, ſagte die Frau und ſtieß den Mann an — da iſt der Hund auch! Er iſt es ganz gewiß. — Wilſt du nicht ein bischen in die Stube kommen, Kleiner? fuhr ſie zu mir fort — du ſollſt 'was zu Eſſen haben — Wenn der Bothe zurückkömmt, ſagte ſie leiſe zu ihrem Manne, kann er ihn mitnehmen!“

Ich war in der tödtlichſten Unruhe und zitterte am ganzen Leibe. Als mich die Frau bey der Hand nahm, um mich in die Stube zu führen, riß ich mich los, und machte linksum; aber der Mann faßte mich beym Rockzipfel und hielt mich. Ich that einen lauten Schrey und — war auf einmal erlöſt, denn Phylax hatte den Wirth bey der Wade.

Und nun, was haſt du! aus allen Kräften zum Dorfe hinaus! Phylax, in kurzem Galopp hinterdrein.

Mein Gefährte ſtand vor dem Dorfe, und lief mir, als er mich ſo plötzlich daherſprengen ſah, eilig entgegen. Kaum hatte ich Athem genug, ihm gebrochen zu ſagen, man hätte mich aufhalten und zu Hauſe bringen wollen. Er meynte, ich hätte nicht nöthig, ſo erſchrecklich zu laufen, aber ich meynte, ich hätte es höchſt nöthig. Wollt' er alſo wohl oder übel, ſo mußte er mir, trotz ſeinem Hunger, nachrennen, ſo lange es meiner Angſt beliebte.

Siebentes Kapitel.

Moriz löſet Feſſeln.

Wir liefen auf lauter Abwegen. Mein Gefährte ward es am erſten überdrüßig. Er verſicherte mich, indem er auſſer Athem neben mir

mir her trabte, ich hätte nichts mehr zu fürchten: wir wären im Sächſiſchen, wo uns niemand etwas zu befehlen hätte. Und wenn der Vater ſelbſt käme, um ſeinen Sohn zu holen, und dieſer wollte nicht, ſo könnte und würde ihn niemand zwingen. Als er mir dieſe Verſicherung noch einigemal wiederholt hatte, legte ſich meine Angſt und ich ging langſamer.

Ich kann bis dieſe Stunde keinen befriedigenden Grund angeben, warum dieſer Menſch ſoviel Geduld mit mir hatte. Er konnte mich ja nur laufen laſſen und ſich nicht weiter um mich bekümmern. Oder glaubte er, deſto leichter einen Dienſt zu bekommen, wenn er mich mitnahm, die Aufmerkſamkeit eines Herrn auf mich zog, und mich nur mit dem Beding ihm überließ, wenn er ſelbſt in Dienſte genommen würde? Wenigſtens ſagte er immer unterweges: wenn wir in eine große Stadt kämen, und es fände ſich eine Herrſchaft für mich, ſo ſollte ich nicht in ihre Dienſte gehen, wenn ſie nicht auch ihn haben wollte.

Sey

Sey es, wie es wolle, genug er ging in das erſte Dorf, worauf wir ſtießen, bettelte Brod und andere Lebensmittel und muthete mir auch in der Folge nicht wieder zu, daß ich betteln ſollte; denn wie es ſchien, ſo fürchtete er eben ſo ſehr, mich zu verlieren, als mir vor der Rückkehr zu meinem Papa bange war.

So waren wir vier Tage fortgewandert, s wir uns auf einem Berge befanden, von lchem wir eine Stadt, die ungefähr eine hal Meile von uns lag, in ihrer ganzen Gröſ ſehen konnten. Als ich meinen Begleiter agte, wie ſie hieße, war es D**. Ich er hrack, und bat ihn, nicht hineinzugehen, nd erzählte ihm, daß ſich eben der Legationsrath daſelbſt befände, der meinen Papa immer beſuchte, und daß er mich zurückſchicken würde, wenn er mich zu ſehen bekäme. Aber er benahm mir faſt alle Furcht durch die Verſicherung, D** ſey ſo groß, daß ſich die Leute, die auf Einer Straße, ja ſogar, die in Einem Hauſe wohnten, nicht kennten.

Dar

Darauf verließ er mich, um in einem Dorfe, das an der einen Seite des Berges lag, zu betteln. Meinen Phylax, der ſich während unſrer Reiſe an ihn, als den Proviantmeiſter gewöhnt hatte, nahm er mit und ſagte: wenn er ſeinen Umgang gehalten hätte, wollte er mich abholen.

Ich ſetzte mich nicht weit von dem Dorfe nieder und erwartete ſeine Zurückkunft. Er blieb länger aus als gewöhnlich, und ich gerieth in Unruhe. Schon war ich eine Strecke auf das Dorf zugelaufen, als er mir entgegen kam und alle Taſchen voll Lebensmittel hatte. Aber meinen Phylax ſah ich nicht.

Wo iſt mein Hund? rief ich ihm von weitem zu. Er ſchüttelte den Kopf. Wo iſt mein Hund? fragte ich noch einmal ängſtlicher.

Er ſtellte ſich zornig und troſtlos. Ich drang in ihn und erfuhr: mein armer Phylax ſey von einem Jäger erſchoſſen worden, weil er keinen Knittel am Halſe getragen hätte. Dieſe Hiobspoſt machte mich ſtumm und ſprachlos.

los. Anfangs brach mein Schmerz in Thränen, aber bald darauf in Wuth aus. Ich ſteckte mir alle Taſchen voll Steine, lief wie raſend in das Dorf, und es war ein Glück, daß mir kein grüngekleideter Mann in den Wurf kam, ich hätte ihm ſonſt alle meine Kieſel an den Kopf geſchleudert.

Ich durchlief das ganze Dorf und fragte jeden, der mir begegnete, ob er nicht einen Jäger geſehen hätte? aber niemand konnte mir Nachricht geben. Langſam und die hellen Thränentropfen auf den Backen, kehrte ich um. Auf einmal hörte ich ein Winſeln, das mir bekannt vorkam. Ich ging dem Schalle nach; trat in einen Bauerhof und ſiehe da! meinen Phylax an der Kette. Ich ſah und hörte nicht vor Freude, und Phylax ſprang, ſo weit es ihm die Kette erlaubte, rund umher. Ich entſchloß mich kurz, und wollte nichts Geringeres, als die Kette entzwey reiſſen. Schon dreymal hatte ich alle meine Kräfte vergebens angeſtrengt, als ich erſt zu bemerken anfing, daß es gerade-

hin

hin unmöglich ſey. Aber noch ſank mein Muth nicht. Ich nahm einen von den Kieſeln, die ich zu Mord und Todſchlag zu mir geſteckt hatte, und pochte unter Thränen der Bosheit und Ungeduld an der Kette — aber ſie war von Eiſen!

Junge, was machſt du? hörte ich auf einmal eine Stimme hinter mir — Ich habe den Hund gekauft!

Wie David ehedem vor Goliath mag geſtanden haben, ſo ſtand ich jezt vor dem Bauer, in jeder Hand einen Stein, ohne einen Laut hervorbringen zu können. — „Hitzige Blitzkröte!“ rief der Bauer und ſchleuderte mich auf einen Düngerhaufen, der hinter mir lag.

Mir ſank aller Muth. Ich hatte nicht Tollkühnheit genug, mich einem großen, breitſchultrigen Manne zu widerſetzen, der mich zu Brey gedrückt hätte; mithin war für mich kein andrer Weg als Güte. Ich weinte und bat ihn, mir meinen Hund wieder zu geben. Der Schlingel hat ihn mir geſtohlen! Der Hund gehört

mir!

mir! rief ich eines Rufens. — „Wenn du mir mein Geld wiedergiebſt, ſagte der Bauer lächelnd, ſonſt nicht!“ Lieber Gott! wo ſoll ichs denn hernehmen? erwiederte ich ſchluchzend, und bat von neuem, er möchte mir ihn ſo wiedergeben. Er ließ ſich noch ein paarmal bitten, und machte dann meinen Phylax los. Wie der ſprang! Wie ich ſprang! Ohne dem Bauer zu danken, ſprengte ich vom Hofe hinunter und zum Dorfe hinaus, im bitterſten Zorn auf meinen Gefährten. Dieſer ſaß noch auf dem Flecke, wo ich ihn gelaſſen hatte und erwartete mich ganz ruhig. Als ich nicht weit mehr von ihm war, fing ich an zu ſchimpfen und ihn mit meinen Steinen zu ängſtigen. Sie fielen ſo hageldicht, daß er ſeine ganze Gelenkigkeit zuſammen nehmen mußte, um ihnen auszuweichen. Als ich mich verſchoſſen hatte, lief er auf mich zu, und umklammerte mich ſo feſt, daß ich mich nicht regen konnte.

Närriſcher Junge! rief er und ließ mich plötzlich los, denn Phylax fuhr ihm ſchnarchend nach dem Rockſchoos — Du haſt ja den Hund wieder und wir haben obendrein noch auf drey Tage zu leben. Dabey zeigte er mir, was er für das Geld alles eingekauft hatte. Mein Hunger trug viel zu meiner gänzlichen Beſänftigung bey. Wir verſöhnten uns und gingen auf D * * zu.

Achtes Kapitel.

Moriz in Gefahr.

Wir gingen um die Stadt herum und traten eine halbe Stunde von derſelben in einen Gaſthof. Für etwas Großes ſchien uns der Wirth nicht zu halten, denn er fragte uns mit ſolcher Zudringlichkeit aus, daß er in wenig Minuten ſoviel von mir wußte, als mein Gefährte. Hierauf erkundigte er ſich nach unſern Päſſen und gab durch den Ton, womit er dies that, deutlich genug zu verſtehen, daß er uns nicht aufnehmen würde, wenn wir nicht Schwarz auf Weiß beweiſen könnten, daß wir weder Diebe noch Landſtreicher wären.

Mein Gefährte ſuchte in allen Taſchen, und als er nichts fand, fing er an auf ſeine Unachtſamkeit zu fluchen, und das Ende davon war, daß er keinen Paß hätte. „So geht, wo ihr hergekommen ſeyd — ſagte der Wirth zu ihm — ich will mir eurentwegen keine Strafe zuziehen!“ — Mein Gefährte bat ihn nur um eine einzige Nacht, erhielt aber nichts, als Nachricht, wo er einen Logiszettel bekommen könnte, wenn er ſeine Umſtände, Vorhaben und Handthierung anzeigte.

Unterdeſſen erwartete ich mit Furcht und Zittern meinen Beſcheid. „Du kannſt hier bleiben, ſagte er zu mir, du biſt weder Dieb noch Spitzbube, wenigſtens ſiehſt du nicht ſo aus.“

Mein Gefährte ging, und wenn er mir nicht den boshaften Streich mit meinem Phylax geſpielt hätte, ſo wäre ich mit ihm gegangen. Wenigſtens ließ er es an Bitten und

Vorſtellungen nicht fehlen, und trieb es ſo lange, bis ihm der Wirth (der ſich ſehr für mich zu intereſſiren ſchien) ernſtlich die Thüre wies.

Als er fort war, nahm mich der Wirth noch einmal in die Preſſe. Ich hatte mich ſchon bey dem erſten Verhöre verlauten laſſen, daß ich mit aus Furcht vor dem Legationsrath, meinem Papa entlaufen ſey; jetzt erkundigte er ſich noch einmal und genauer nach dieſem Manne. Ich gab ihm ſoviel Umſtände von ihm an, als ich konnte, und nicht lange darauf zog er ſich an und ging fort.

Weil ich von der Reiſe ermüdet war, legte ich mich auf eine Bank nieder, die am Ofen ſtand. Ich war noch im Einſchlummern, als der Wirth mit einem Menſchen in die Stube trat, der eine Livree trug, die mir mehr als zu bekannt war. Letztrer trat näher und ſagte leiſe: Iſt er das? — „Ja!" — Nun, fuhr er fort, mein Herr wird gleich nachkommen, und ihn abholen.

Die ſchreckliche Angſt, als ich damals auf dem Heuboden meinen Gefährten von Halsabſchneiden ſchwatzen hörte, kann nicht größer geweſen ſeyn, als die ich jetzt empfand. Bey jedem kleinen Geräuſche fuhr ich zuſammen und glaubte die Stimme des Legationsrathes zu hören. Ich ſah und fand keinen Ausweg, der mich diesmal aus der Klemme führen konnte. Entlaufen? war nicht möglich. Nicht mitgehen, wenn er käme, um mich abzuholen? eben ſo wenig. Ich war um ein Haar in dem Zuſtande eines zum Rade Verurtheilten, der im Troge daliegt, und dem Stoße, der ihm die Bruſt zerſchmettern ſoll, nicht ausweichen kann, weil er an Hals und Fuß gebunden iſt. Ich drückte die Augen feſt zu, und konnte nichts thun, als den Ausgang erwarten.

Der Wirth und Bediente ſprachen noch einige Worte heimlich und gingen zur Stube hinaus. Ich ſprang auf und bemerkte durch ein Fenſter, das auf den Hof ging, beyde auf demſelben. Mein Entſchluß war bald gefaßt.

Ich ſprang zur Thür hinaus, durch das Haus auf die Straße, ging erſt einige Schritte langſam und lief darauf im Sprunge davon! Vor mir ſah ich Weinberge und ein Dickigt von kurzen Sandweiden, an welchen die Elbe hinſtrömte — hier glaubte ich mich eine Zeitlang verkriechen zu können. Aber die Weinberge waren mit Mauern eingeſchloſſen, und der Boden des Sandheegers worauf die Weiden ſtanden, war ſchwammigt und naß. In einen dicken Tannenwald, der mir zur Rechten auf einer Anhöhe lag, wagte ich mich nicht, weil ich gehört hatte, daß es in Sachſen wilde Schweine gebe. Es blieb mir alſo nichts übrig als ein ſchmaler Weg zwiſchen der Elbe und den Weinbergen. Ich verfolgte ihn, kam an ein Dorf, lief hindurch, fand eine Fähre an der Elbe, die eben im Begriff war, nach dem andern Ufer abzufahren, ſprang hinein, fuhr mit über, ſprang wieder heraus, ohne mich um das Fährgeld zu bekümmern; von neuem ein Dorf, von neuem hindurch, und endlich ſank ich hinter demſelben unter einzelnen Tannen ohnmächtig nieder.

Neuntes Kapitel.

Hypochondrie.

Ich hatte kaum fünf Minuten unter den Bäumen geſeſſen, als ich ein Geräuſch neben mir hörte. Ich blickte auf, und vor mir ſtand ein Mann, der mich mit ſtieren Blicken unverwandt anſahe. Sein Kopf hing weit über den Rumpf heraus, und überhaupt beſchrieb ſeine ganze Figur ein S. Ein kleines, dreygeſpitztes Hütchen deckte die halbe Scheitel und die ganze Stirn, und ruhete auf einer Naſe, die volle drey Linien über den Mund herüberhing. Sein Kinn ſaß ſehr hoch und berührte die äuſſerſte Spitze der Naſe. Ein rundes Stutzperückchen ſtand eine gute Hand breit vom Nacken ab und rundherum ſah ein dünnes greiſes Haar hervor. Ein gelbblaſſes eingefallenes

nes Geſicht, auf welchem eine tiefe Falte über der andern lag, bewies, daß Alter und Krankheit zugleich ſeine Geſundheit untergraben hatten. Er trug einen kahlen ſchwarzen Rock, der ihm bis in die Kniekehlen reichte und von oben bis unten feſt zugeknöpft war. Seine Knieſcheiben ſchienen durch Gicht oder Abzehrung unbeweglich geworden zu ſeyn, denn Schenkel und Füße beſchrieben ſo ziemlich einen Triangel.

„Wes Landes?“ hub er an.

Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte.

„Aus Judäa, oder aus Samaria?“ fuhr er fort.

Ich ſah ihn mit großen Augen an und ſein ſtarrer Blick machte mir allmählig Angſt. Auf einmal ſchien es, als wenn er aus einem tiefen Schlaf erwachte. Seine Miene heiterte ſich etwas auf; er nahm mich bey der Hand und fragte mich mit einer unendlich ſanften Modulation der Stimme: „Kind, du fürchteſt dich vor mir?“ Ich bin ein armer elender Mann — ich thue dir nichts. Ach! ich kann dir nichts thun! Sieh hier dieſe dürre verwelkte Hand; ſie kann kaum dies leichte Stöckchen heben — befürchte nichts, Kind! Nein, du haſt nichts zu befürchten!“

Mit dieſen Worten ſetzte er ſich zu mir und nahm mich von neuem ſanft bey der Hand.

„Ich bin ſehr lange krank geweſen, liebes Kind, fuhr er fort, heute bin ich zum erſtenmal wieder ausgegangen. Ich habe an der Hypochondrie laborirt. Ein ſchreckliches Malum, mein Kind, ein ſehr ſchreckliches Malum! Kennſt du es?

Ich ſah ihn befremdet an, und ſchüttelte den Kopf.

„Du kennſt es nicht? (fuhr er wie in Hitze fort) Wenn du ſtill und trübſinnig, mit krummen Rücken und mit zur Erde geſchlagenem Blick, über Stock und Stein, durch Sümpfe, Moore und Bäche, durch Sandpfützen und Wälder hinſchleichſt; mit jedem altem Weibe, das dir begegnet, zuſammen läufſt; wenn ſie zur rechten ausweicht, rechts ſpringſt; wenn

wenn ſie zur linken ausweicht, links ſpringſt; und wieder rechts und wieder links und dich abarbeiteſt, um ihr nicht vor den Kopf zu rennen; wenn mitten unter dieſem Beſtreben, von ihr loszukommen, dem alten Weibe plötzlich ein ſpitziger Schnabel aus Maul wächſt, womit ſie dir in die Bruſt pickt, die Haut abſchält und endlich zwiſchen die obern Rippen hindurchfährt und dir am Herzen zu nagen anfängt; wenn dirs dann grün und gelb und feuerfarb und himmelblau und rabenſchwarz vor Augen wird; wenn ſich alle dieſe Farben zuſammen miſchen und in Kugeln, oder Schlangengewinden, oder Meereswogen vor deinem Auge umherrollen; wenn es dicke Nacht für allen deinen Sinnen wird; Gewitterwolken ſich über dein Haupt zuſammen ziehen und Sturm tobt, und tauſend Donner brüllen und Blitz auf Blitz dir ziſchend durch das Gehirn fährt — Wenn mitten in dieſem ſchrecklichen Gewirr eine eherne, glühende Pfanne aus dem Boden heraufſteigt, Teufelslarven, Schlangen, Löwen und

Rieſen um ſie her tanzen, Feuer anlegen und es anſchüren, daß die Lohe himmelan ſprüht; wenn dich dann eine der ſchrecklichſten Geſtalten beym linken Fuß packt, und dich in die glühende Pfanne ſchleudert, daß das ſiedende Oel rauſchend, ziſchend und raſchelnd über dich zuſammen ſchlägt und aufſchäumt; wenn du im dem Augenblicke, da du glaubſt, daß ſich Feuerſtröme in deine innerſten Fibern hineinfreſſen werden, urplötzlich auf eine blühende Wieſe entrückt wirſt, wo Nachtigallen dein Ohr letzen; wo Wohlgerüche und kühlende Balſamdüfte eine herzerhebende Linderung durch dein ganzes Weſen gießen; wo Mädchen in Engelsgeſtalt, in weißem luftigen Gewande vor deinem trunknen Blick einher ſchweben; wenn du raſch aufſpringſt, voll Sehnſucht eine dieſer Huldgöttinnen zu umarmen; wenn ſie flieht; du ſie einholſt, ſie feſt umſchloſſen hältſt, deinen Mund feſt auf den ihrigen drückſt; wenn dein Herz an ihrem Buſen pocht; wenn du mit matten, in Liebe ſchwimmendem Auge aufblickſt, um

das

das Mädchen zu ſehen, das Himmel und Erde vor deinem Blicke ſchwinden machte — und plötzlich eine ungeheure von Gift geſchwollene ſchuppigte Schlange, ſtatt ihrer, feſt in die Arme ſchlieſſeſt, die ihren ſchrecklichen Rachen aufreißt und Peſthauch auf dich her bläſt — wenn du ſolche Erſcheinungen haſt, dann biſt du hypochondriſch!"

Er ſchwieg und holte Athem.

Es war eine ſchreckliche Schilderung, welche das Feuer und der bald bebende, bald rauſchende, bald ängſtliche und weinerliche Ton und das lebhafte Gebährdenſpiel, womit er ſie herſagte, mir im äuſſerſten Grade fürchterlich machte.

Jetzt bin ich von dieſem Uebel befreyt, ſetzte er hinzu, und, wie ich hoffe, auf immer. Ich muß mir nur fleißig Bewegung machen, und oft in Geſellſchaft gehen. Das iſt das beſte Mittel darwider!

Ich erholte mich nach und nach von meiner Aengſtlichkeit und ſprach einige Worte mit ihm. Er ließ auch am Ende ſein Lieblingsthema, ſeine Krankheitsgeſchichte fahren, fragte nach meinen Eltern, wie ich hiehergekommen ꝛc. ꝛc. und da ich Zurückhaltung bey ihm nicht nöthig zu haben glaubte, oder weil einem Offenherzigkeit in der Jugend ſo natürlich iſt; ſo entdeckte ich ihm alles, und ſchloß mit dem Wunſche: wenn ich nur wüßte, wo ich dieſe Nacht bleiben ſollte!

Du gehſt mit mir! ſagte er, und wollte aufſtehen, fiel aber kraftlos zurück. Ich ſprang auf und half ihm auf die Füße. Wir ſetzten uns in Bewegung; aber mir war immer, als hätte ich etwas vergeſſen. Ich ſah mich um, und wie ward mir! mein Phylax war nicht da. Ohne meinem Begleiter ein Wort zu ſagen, ohne ſelbſt eine lebhafte Idee zu haben von dem, was ich thun oder laſſen ſollte, um meinen Hund zu finden, flog ich davon. Alle funfzig Schritte ſtand ich ſtill und rief Phylax! und wenn er dann nicht erſchien, ſo lief ich unter Geſchrey der Ungeduld weiter. Endlich fiel mir ein, daß

daß er im Gaſthofe zurückgeblieben ſeyn müſſe. Nun ſtutzte ich und ging bald vor- bald rückwärts, bis ich mich endlich, aber mit unſäglicher Mühe und Beklemmung entſchloß, Phylaxen zu laſſen, wo er wäre, und mich nicht der Gefahr einer Auslieferung auszuſetzen. Ueberdies hatte ich das feſteſte Vertrauen auf ſeine Spürkunſt, und überzeugte mich endlich, weil ich wußte und es wünſchte, daß er mich ganz gewiß wiederfinden würde.

Der Alte erwartete mich und fragte nach der Urſach meines plötzlichen Entlaufens. Der beſorgliche Mann hatte geglaubt, ſeine Geſichtsbildung ſey mir auf einmal ſo fürchterlich geworden, und obgleich ich ihm meinen Verluſt ſehr deutlich erklärte, fragte er mich in der Folge noch zehnmal: ob er denn etwas fürchterliches im Geſichte habe?

Wir kamen an das Ufer der Elbe, und als wir ein paar hundert Schritte an demſelben hingegangen waren, ward mein Begleiter auf einmal unruhig.

„Nicht wahr, Kind, hub er an, und ſah ſtarr in den Strom — man hat Beyſpiele, daß reiſſende Ströme plötzlich angeſchwollen ſind, und Land und Leute verſchlungen haben?“

Ich hatte nichts davon gehört.

Univ.-Bibl. München

„Ja, Kind, fuhr er mit zunehm[illegible]gigkeit fort, es iſt dir ſehr oft geſchehen! Es kömmt von Wolkenbrüchen, mein Sohn, von ſtarken Wolkenbrüchen! (er ſah ſtarr gen Himmel) Sieh einmal die Wolke, Kind! Eine dicke, ſchwarze Wolke, ſo ſchwer, ſo langſam zieht ſie da herauf! Wenn nur nicht — (er beſchleunigte ſeine Schritte) Kind, ſiehſt du nicht die ſchwarze, dicke Wolke da? — Sie enthält lauter Waſſer, lauter Waſſer!“

Es war ein kleines, unbedeutendes Wölkchen, weder ſchwarz, noch ſchwer, noch dicke.

Hörſt du es nicht rauſchen? fuhr er fort und ſah ſich angſtvoll nach der Elbe um — Sie tritt über — ſie bricht aus — lauf, lauf, lauf!“

Und mit den Worten fing er an zu laufen, als wenn ihm der Strom ſchon auf den Fer-

ſen

ſen brauſte. Rette dich! rette dich! rief er eines Rufens, und lief dabey nach ſeiner Art vogelſchnell feldein. Ich nahm mir mehr Zeit, denn die Elbe blieb, wo ſie war. Obgleich er ſich nicht umſah, verſicherte er mir doch zehnmal in einem Athem, der Strom wäre uns ſehr nahe. Ich appellirte aus allen Kräften darwider, aber er lief immer ſchneller, und als ich ſah, daß mit Vorſtellungen nichts auszurichten war, lief ich zur Geſellſchaft mit.

Ich weiß nicht, wo der ſchwächliche Mann die Kräfte dazu hernahm. Er ließ nicht eher nach, bis wir an die P * * Vorſtadt kamen. Hier ſetzte er ſich ohnmächtig auf einen Eckſtein nieder und ſagte: wenn wir nicht ſo außerordentlich gelaufen wären, hätte uns der reiſſende Strom verſchlungen. Ich konnte nicht umhin, über den ſonderbaren alten Mann zu lächeln.

Zehntes Kapitel.

Troſt des Evangeliums.

Er ging mit mir durch lauter entlegene Straſſen, die faſt immer an der Stadtmauer fortführten, und ſchien den Anblick der Menſchen eben ſo ſehr zu fliehen, als ich: und das war mir recht, denn ich war in äuſſerſter Beſorgniß, der Legationsrath möchte mir begegnen. Wir kamen endlich an ein gewölbtes finſtres Thor, das auf eine Brücke führte. Ueber dieſe gingen wir und geriethen in eine ſchmale, dunkle Gaſſe; am Ende derſelben ſtand ein altes, baufälliges Haus, in welches er mich führte. Es fuhr mir eine Art von Schauder durch alle Glieder, doch beruhigte mich der Gedanke etwas, daß hieher wohl ſchwerlich Nachſetzer kommen würden. Wir ſtiegen im Hofe eine verfallene Treppe hinan und krochen durch eine niedrige Thür, in eine enge räuchrige Stube, die an Möbeln nichts, als ein Pult, einen uralten Lehn-

Lehnſtuhl und zwey kleinere Rohrſtühle, die durchgeſeſſen und wackligt waren, aufzuweiſen hatte. Er ſetzte ſich nieder und fing noch einmal von dem Wolkenbruche und dem dadurch verurſachten Austreten der Elbe an. Mich ließ er wenig zu Worte kommen, als ich ihm noch einmal verſichern wollte, ſein Schrecken ſey ungegründet geweſen.

Es fing an, mich ſehr zu hungern (Schrecken und Arbeit ſollen, eins wie das andre, eine appetiterweckende Tugend haben) und doch ſah ich nicht, daß er Anſtalt machte, mir etwas anzubiethen. Endlich ſagte ich ihm dreiſt heraus, woran ich litte; ſogleich griff er in ſeine Taſche und holte unter einer Menge Brodkrümchen zwey Dreyer heraus: „An dem Thore, wo wir hereingekommen ſind, ſagte er, wohnt ein Becker, geh und hole für dies Geld!“

Ich ſprang fort, fand das Thor glücklich wieder und den Becker an demſelben. Ich nahm Semmel für mein Geld, und war ſchon auf dem Wege zu meinem alten Wirth, als mich je-

jemand von hinten bey der Schulter faßte. Ich ſah mich unter Schrecken und Zagen um, und erblickte — meinen Reiſegefährten. Er wunderte ſich nicht weniger als ich, daß wir uns in dieſem entlegenen Theile der Stadt wiederfanden. Ich erzählte ihm, daß mich der Legationsrath verfolgen ließe; daß ich aber ein ſicheres Verſteck bey einem alten wunderbaren Manne gefunden habe. Er war begierig, den Mann und ſeine Wohnung zu ſehen, und ich nahm ihn mit. Unterwegs erzählte er mir, daß er bey dem Amtmann in der F * * Stadt geweſen, und ſich einen Logiszettel geholt habe, damit wolle er zu dem Wirthshauſe zurückgehen, aus welchem ich entlaufen ſey. Er kam nicht weiter, als an das Haus, wo mein Alter wohnte, und nahm plötzlich Abſchied. „Es ſey genug, ſagte er, daß er wiſſe, wo ich mich befände, er würde eher wieder da ſeyn, als ichs vermuthete!“ — Ich band ihm noch meinen Phylax aufs Gewiſſen und bat ihn, mir denſelben den folgenden Morgen zu bringen. Er ver-

verſprach es, und ging mit einer bedenklichen Mine fort, die mir mehr hätte auffallen ſollen.

Als ich zu meinem Alten in die Stube trat, reichte er mir die Bibel. „Lies mir dies Evangelium, ſagte er, zu meiner Beruhigung und Troſt!“ Ich ſah ihn befremdet an und biß in meine Semmel, um anzudeuten, daß mich hungere. Aber er verſtand mich nicht; er nahm mir aus der einen Hand die Semmel und legte ſie bey mir hin, und in die andre ſteckte er mir die Bibel. Ich las, indem ich von Zeit zu Zeit, wenn er weg ſah, in die Semmel biß und ſie behutſam wieder hinlegte: Laſſet die Kindlein zu mir kommen ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Alle Züge des alten Mannes wurden lebendig und heiter. Siehſt du, Kind, rief er ſchluchzend, in dem Evangelio ſteckt ein Troſt, auf welchen ſichs beſſer ſchläft, als auf gewonnene Schlachten. Daß ich dich mitgenommen habe, daß ich dir Eſſen und Nachtlager gebe — dieſe uneigennützige Bereitwilligkeit, dir zu dienen, verſchafft mir den ſüſſen Troſt, der in dem Evan=

Evangelio allen denen verſprochen wird, die Kinder lieb haben. Und nun ſchlaf wohl! Ich mag nicht eſſen, nicht trinken. Ich will die himmliſchen Empfindungen, die mich jezt beſeelen, nicht unterbrechen. Schlaf wohl!

Bey dieſen Worten öffnete er eine Seitenthür, die in eine finſtre Kammer führte, warf ſich in vollem Zeuge aufs Bette und ſchnarchte bald darauf von ganzem Herzen.

Nun war ich allein und meinen Betrachtungen überlaſſen. Dieſe peinigten mich nicht ſehr, denn meine Semmel beſchäftigte mich ziemlich lange; und ſobald dieſe gegeſſen war, fand ſich die Schläfrigkeit ein, welche die Verdauung ankündigt, und hielt alle traurige oder fürchterliche Vorſtellungen ſo gut von mir ab, daß ich nach einigen Minuten auf dem Lehnſtuhle meines Wirthes ruhig einſchlief.

Eilftes Kapitel.

Wie man nach der Baſtille abgeholt wird.

Plötzlich ſchreckte mich ein ſtarkes Poltern auf, und in meiner Schlaftrunkenheit kam es mir vor, als ob das ganze Haus über mich zuſammen ſtürzte. Die Finſterniß vermehrte mein Schrecken. Eben war ich im Begriffe meinen alten Wirth zu rufen, als meine Angſt in Todesfurcht überging: denn es traten drey Männer in große blaue Mäntel verhüllt, deren einer eine Laterne trug, ſtillſchweigend in die Stube und ſchritten auf mich zu; der eine nahm mich bey den Schultern, der andre bey den Füßen, und ſo ſchleppten ſie mich die Treppe hinunter — immer noch, ohne einen Laut von ſich zu geben. Ich wollte ſchreyen und vermogt' es nicht. Erſt unten auf dem Hofe bekam ich Kräfte aus voller Kehle einen Schrey zu thun. Sogleich hörte ich des Alten Stimme. Ich bat ihn, mir zu helfen, mich zu retten, man wollte mich umbringen! Aber die drey furchtbaren Männer ließen ſich durch mein Geſchrey nicht irre machen. Sie trugen mich durch das Haus, und als Wirth und Wirthin erſchienen, um zu ſehen, was es gäbe, ſagte ihnen der Mann mit der Laterne einige Worte, worauf ſie ſich beruhigten und in ihre Stube zurückgingen.

Man legte mich in eine Kutſche, die um und um zugemacht war. Die beyden großen Männer ſetzten ſich, dicht in ihre Mäntel gehüllt, zu mir, und ſagten zu dem mit der Laterne, wenn der Alte käme, ſollt' er ihn zurückhalten. Und nun ging es fort!

Ich ſaß in ſtummer Betäubung zwiſchen ihnen, und wenn ich unter Zittern und Beben fragte: was ich begangen hätte? und, wohin ſie mich denn brächten? riefen ſie: Halt's Maul! oder: wie die Arbeit, ſo der Lohn!

Alle Schrecken, die ich von dem Augenblick an, wo mir Malchens Mama die Schelle gab, bis zu den fürchterlichen Begebenheiten auf dem Heuboden und im Wirthshauſe, empfunden hat-

hatte, waren nichts gegen dieſen. Ich erbebte durch alle Glieder und ſchnappte ſchluchſend nach Luft.

Endlich hielt der Wagen ſtill und man trug mich heraus, wie man mich hinein getragen hatte. Eine alte Frau öfnete eine Seitenthür. Man legte mich auf ein Bette und einer der Blaumäntel ſagte mit einer fürchterlichen Baßſtimme zu mir: *Morgen ſiehſt du mich wieder!* Darauf ſchloſſen ſie die Thür und ließen mich allein.

Bald wollte ich ſchreyen, daß die halbe Stadt mich hörte; bald aufſpringen und mit Händen und Füßen an die Thüre donnern. Aber zu beyden Stücken fehlte mir Kraft und Muth; Beſorgniß und Angſt nahmen ihre alte Stelle wieder ein und brachen ſich in einen Thränenguß, der rund umher, wo mein Kopf lag, das Bette benetzte. Doch erlagen ſie nachher einem Schlafe, der zwar von fürchterlichen Träumen unterbrochen ward, aber doch bis gegen Morgen dauerte.

Bald nach meinem Erwachen erſchien der Blaumantel, ſetzte Thee und Semmel hin, ging wieder, ohne ein Wort zu reden, und ſchloß die Thür hinter ſich zu. Ich hoffte jeden Augenblick, daß man die Fenſterladen öffnen ſollte; aber vergebens. Ich trank meinen Thee, und ließ große Thränen in die Schaale tröpfeln. Endlich ging meine Furcht in ſtarre Hartherzigkeit über, die alles, ſey es auch das Aergſte, was man über mich verhängen würde, ausdauren wollte.

Nach ein paar Stunden erſchien der Blaumantel wieder, und brachte noch einen Mann mit ſich. Dieſer ſollte mir das Maas zu Rock, Weſte und Beinkleider nehmen, meynte aber, bey der Finſterniß könne er nicht ſehen. „Seht, wie Ihrs macht, ſagte der Blaumantel zu ihm — ſo ein Böſewicht muß weder Tages- noch Talglicht ſehen!“ Sie lachten über dieſes witzige Wortſpiel von ganzem Herzen; aber mir war es nicht möglich. Doch weiß ich nicht, wie es kam, meine Bangigkeit nahm dadurch um einen großen Theil ab.

Der Schneider verſicherte noch einmal, daß er im Finſtern nicht ſehen könne, und nun lief der Blaumantel und holte Licht. Jetzt riß ſich wiederum ein großes Stück Furcht von meinem Herzen los, denn ich ſah mich in einem Zimmer, das mit Tapeten ausgeſchlagen, und mit großen Spiegeln und mit prächtig eingefaßten Gemälden geziert war. Nun that das gar keine Würkung, was ſie von der neueſten Mode im Zuchthauſe zu W * * ſprachen, und von dem harten Willkommen, der daſelbſt den Züchtlingen gegeben würde; denn ich konnte an den Fingern abzählen, daß man einen Züchtling nicht in ein ſo prächtiges Zimmer ſperren und mit Thee und köſtlicher Mundſemmel bewirthen würde.

Als der Schneider fertig war, ging er mit dem Kerkermeiſter fort und verſprach in wenig Tagen des Züchtlings Kleider zu liefern, die eine Seite grau, die andere gelb, wie ſie im Zuchthauſe zu W * * Mode wären. Wenn mir dieſe letzte Aeuſſerung hätte Furcht machen können, ſo wäre ſie fünf Minuten darauf völlig erſtickt worden; denn der Blaumantel brachte mir ein Mittagseſſen von ſolcher Schmackhaftigkeit, daß ich glaubte, es ſey aus Marthens Küche geſtohlen: es war eine meiner Lieblingsſpeiſen.

Am Abend geſchah ein Gleiches. Ich ſchlief viel ruhiger als die vorige Nacht, und der Thee ſchmeckte mir den folgenden Morgen auch weit beſſer als Tages vorher. Eben ſo das Mittag- und Abend-Eſſen. Ich vergaß, daß ich ein Gefangener war und in der Finſterniß leben mußte, und bemengte mich endlich auch nicht mehr mit überſchrecklichen Vermuthungen über das, was mir bevorſtand.

Am dritten Abend öfnete ſich die Thür —

Zwölftes Kapitel.

Entwickelung.

Und es trat herein der Schneider im Gefolge des Blaumantels, der ein Licht trug. Jener warf sein Bündel auf den Tiſch, nahm mich herzu, und zog mich bis aufs Hemde aus. Ich zitterte in banger Erwartung. Er probirte mir Rock, Weſte und Beinkleider an, fand ſie nach ſeinem Geſchmacke, zierlich geſchnitten und fein gearbeitet, wünſchte mir Glück dazu und ging ab.

Ihm folgte ein Bedienter, der mich wieder auszog, mir einen Pudermantel überhing, friſirte und puderte; ein weißes Hemde, ſeidene Strümpfe, neue Schuhe (die ein wenig zu weit waren) mir anzog, einen Federhut aufſetzte, und das neue Kleid wieder anziehen half.

Ich ſtaunte und ſtutzte mich an; aber er ließ mir nicht Zeit, meiner Verwunderung nachzuhängen, ſondern nahm mich bey der Hand, führte mich eine Treppe hinan, huſtete — plötzlich flog eine Doppelthür auf, und ich ſtand in einem großen, prächtig erleuchtetem Saale, in deſſen Hintergrunde ich ein Gewimmel von Herren und Damen ſahe, die alle ihre Blicke auf mich richteten.

Ich ſtand wie verſteinert. Es war mir als ſähe ich in einen Guckkaſten. Ich wußte nicht, ob ich ſtehen bleiben, oder vorrücken, ob ich lachen oder weinen ſollte.

„Tritt näher, gottloſer Schelm!“ rief eine Stimme, und wer konnt' es anders ſeyn als Papa? Ich trat näher, und er kam mir entgegen. — Beſter Papa, rief ich ſchluchſend und nahm ſeine Hand — „Ich bin dein Papa geweſen!“ unterbrach er mich und führte mich zu einem Herrn, der mit einer Dame auf der Seite ſtand und mir den Rücken zukehrte. Er drehete ſich um — und es war der Legationsrath. — „Mein Sohn! rief er — Mein beſter

ſter Sohn! komm an meine Bruſt!" — Er ſchloß mich zärtlich in ſeine Arme. Ich weinte laut. — "Mein Moriz — rief eine Stimme von der andern Seite — Mein guter Sohn!" — Die Dame umſchloß mich, hob mich auf und drückte mich an ihre Bruſt. Papa Ernſt gab ſich alle Mühe, zu lachen, aber er konnte vor Thränen nicht dazu kommen. „Ich bin dein Papa geweſen, ſagte er: hier (auf den Legationsrath zeigend) das iſt dein Papa, und hier (er winkte auf die Dame) das iſt deine Mama! — "Und ihr haſt du es zu danken, ſagte mein Vater, daß du drey Tage früher aus deinem Gefängniß biſt erlöſet worden!" — Ich wollte ihr die Hand küſſen, aber ſie zog mich ſanft zu ſich und drückte mich an ihr Herz. „Moriz, ſagte Papa Ernſt, und hob die rechte Hand auf, einem ſolchen Vater und einer ſolchen Mutter wollteſt du entlaufen!"

Ich war auſſer mir vor Angſt und Freude. Die Umſtehenden lächelten gerührt.

Er=

Erhole dich, Kind, ſagte meine Mutter, und führte mich zu einer Seitenthür — wir wollen ein wenig abtreten, du ſollſt mir erzählen, wie es dir auf deiner Reiſe ergangen iſt.

Sie öfnete die Thür.

„Da iſt er, da iſt er!“ rief ein Mädchen und hüpfte mir entgegen — Ich ſah ſie an, und ſiehe da, Fräulein Louiſe! „Du reiſender Handwerkspurſche!“ rief ſie und riß mich in die Mitte des Zimmers. Ihre Eltern kamen herzu und umarmten mich. Der Oberſte beſonders drückte mich an ſeine Bruſt mit einer Kraft, daß mir das bischen Athem hätte ausbleiben mögen, welches ich bey allen den frohen und unerwarteten Erſcheinungen noch übrig behalten hatte. Malchen ſtand von ferne am Fenſter und malte auf den Scheiben. „Nun, Malchen, rief ihr Vater, willſt du nicht näher?“ — Sie kam ganz langſam herbey, und als ich ſie bey der Hand nahm, ſah ſie nach Oſten und ich nach Weſten. „Freut ihr euch nicht?“

nicht?„ ſagte der alte Lehmniz. Ich weinte mit Malchen in die Wette.

„Ach, habt euch nicht ſo närriſch, Kinder! ſagte der Oberſte — Pfui, Springinsfeld, wer wollte weinen! Das ſchickt ſich nicht für einen Kerl wie du biſt!“ Mit den Worten ſchob er uns in den großen Saal zurück. Mein Vater kam mir entgegen und ſagte: du haſt nun alle alte Bekannte geſehen, nun muß ich dir noch zwey vorſtellen. Er führte mich in die Küche, und Martha trat mir entgegen. Sie konnte vor Schluchſen kaum reden, umarmte und küßte mich und ſtotterte die Verſicherung dabey, dies ſey der erſte und letzte Kuß, den ſie nach Abſterben ihres ewiggeliebten letzten Bräutigams einer Mannsperſon gegeben habe.

Unterdeſſen öfnete mein Vater eine Seitenthür und heraus ſprang — Phylax. Ich riß mich von Marthen los und ihm entgegen. Er that ganz ſpröde, ging um mich herum, beſchnupperte mich, und ſchien mich in meinem neuen Anzuge nicht zu kennen. Als ich ihn aber anredete, tanzte und hüpfte er, was er konnte, und trieb ſeine Höflichkeit ſo weit, daß er nach meinem Haarbeutel ſprang und ihn um eine Haar zwiſchen ſeine großen Zähne genommen hätte.

Mein Vater verließ uns, vermuthlich, damit ich mich ein wenig erholen ſollte, und weil es ſich für Marthen am beſten ſchickte, mir über das, was vorging, Auskunft zu geben. In weniger als fünf Minuten erfuhr ich nun: daß mein Vater und Mutter heute öffentlich Hochzeit machten, nachdem mein Großvater, der ſich bis daher ihrer Verbindung widerſetzt, geſtorben ſey, und meine Mutter als Meiſterin ihres Willens zurückgelaſſen habe. Papa Ernſt ſey nur mein Pflegepapa geweſen, und ſie (wie ſie mir deutlich zu verſtehen gab) meine Pflegemama. Der gnädige Herr (Malchens Papa) ſey mit der ganzen Familie (Fink und der junge Herr ausgenommen, die den Tag vor der Abreiſe plötzlich krank geworden) und mit Pa-

pa·

pa und ihr in zwey Reiſewagen abgeholt worden. Man ſey mir ſchon am zweyten Tage meiner Flucht auf der Spur geweſen; habe mich aber nicht finden können, bis endlich der Gaſtwirth vor der Stadt meinem Vater die Nachricht gebracht hätte, daß ich mich in ſeinem Hauſe befände. Weil ich ihm und dem Bedienten aber unter den Händen entwiſcht ſey, wäre man meinetwegen von neuem in Sorge geweſen, bis endlich mein Reiſegefährte ſelbſt gekommen wäre und meinen Aufenthalt angezeigt habe. Zur Strafe für meinen Leichtſinn, habe man mich ſo erſchreckt, und ſo lange eingeſperrt, u. ſ. w.. Mein alter Wirth ſey ein verrückter Candidat der Theologie, der unter dem Namen Magiſter Stapps in D** bekannt ſey. Mein Vater habe ihn neu gekleidet und ihm Geld gegeben, mit der Sicherung einer jährlichen Penſion von funfzig Thalern. Den Bedienten, meinen Reiſegefährten, habe er in ſeine Dienſte genommen, und Phylax ſey dieſem aus dem Gaſthofe hieher gefolgt.

Jetzt kam mein Vater und führte mich in den großen Saal zurück. Wie glücklich ich mich fühlte! Aber es dauerte lange, ehe ich mich völlig überzeugen konnte, daß dieſe ganze Begebenheit kein Traum ſey.

Moriz.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Moriz wird Page.

Ich hatte nicht lange das Glück unter den Augen meiner Eltern erzogen zu werden. Mein Vater ging nach vier Jahren als Geſandter nach Frankreich und nahm meine Mutter mit. Mich ließen ſie zurück.

Acht Tage vor ihrer Abreiſe kündigten ſie mir an, wozu ſie mich beſtimmt hätten. „Du ſollſt ein paar Jahre Page bleiben, ſagte mein Vater, und dann Soldat werden. Erſteres iſt deiner Gemüthsart nicht ganz angemeſſen, das weiß ich, aber ich wünſchte deinen Hitzkopf eben dadurch zu bändigen. Nur bitte ich dich, lieber Sohn (bey dieſen Worten umarmte er mich zärtlich) vertauſche dein Feuer nicht mit Sklavenſinn. Du wirſt bald ſehen, was ich damit ſagen will, und dein eignes Gefühl, hoffe ich, ſoll dich davor bewahren. Mache mir die große Freude, dich als Mann wieder zu finden, wenn ich zurück komme!“

Was hätte ich nicht alles verſprochen, an dem klopfenden Herzen eines Vaters und unter den zärtlichen Liebkoſungen einer Mutter! Sie reiſeten ab und ich ſah der Kutſche mit herzlicher Wehmuth nach. Man gab mir Pagen-Uniform, und ich zog ſie an, aber mit dem feſten Entſchluß, mein Feuer nicht mit Sklavenſinn zu vertauſchen. Ich hatte jetzt freylich noch keine deutliche Vorſtellung von dem Verſtande dieſes Wortes; aber mein Vater hatte mir ja verſichert, mein eigenes Gefühl würde es mir ſagen, und dieſen Zeitpunkt erwartete ich mit Verlangen.

Zweytes Kapitel.

Sklavenſinn.

Ich kam unter eine Geſellſchaft von jungen Leuten funfzehn an der Zahl. Wenn unſer

ſer Inſtruktor nicht zugegen war, ſprangen ſie auf Tiſche und Bänke. Jeder hatte, ſo lange die Lektion dauerte, ſeinen kleinen Plan zu irgend einem Schelmſtück ausgebrütet und ſo bald ſie den Nacken frey hatten, ging es Kopf oben Kopf unten. Aus allen ihren Mienen und Gebährden ſprach Verachtung unſerer Aufſeher, und doch zitterten ſie, wenn einer von ihnen erſchien, und die, welche vorher die meiſte Geringſchätzigkeit geäuſſert hatten, waren dann die geſchmeidigſten und höflichſten.

Dies Betragen gefiel mir nicht. Ich machte manchen kleinen Schwärmer mit, fühlte aber nicht, daß ich meine Vorgeſetzten, aus Furcht entdeckt und beſtraft zu werden, verachtete. Dies hatte aber für mich die Folge: daß ich faſt immer der letzte war, der ſich zurückzog, wenn wir einen unbeſonnenen Streich gemacht hatten, und daß man ſich in ſolchen Fällen jedesmal an mich hielt und mich für das Volk büßen ließ.

„Auf meine Ehre! ſagten dann immer die Knaben, wenn ich die Strafe hätte leiden müſſen — Auf meine Ehre, ich erſchöſſe den Kerl, wenn er es mir ſo machte!“

Für dieſen Vorſchlag hatte ich gar keinen Sinn, und ich begriff nicht, wie ich gegen einen Mann Tücke nähren könnte, der mich mit Fug und Recht beſtraft hatte.

Es war natürlich, daß ich bey dieſer Geſinnung der ganzen Geſellſchaft junger, heimlicher Teufel, furchtbar werden mußte. Wenn mich einer beleidigte, ſo brannte im Nu die Strafe auf ſeinem Backen, ſtatt daß die übrigen die Beleidigung in ſich verſchloſſen und auf heimliche Rache dachten. Denn wenn ſie ſich auf der Stelle rächten, ſo mußten ſie befürchten, daß der Geſchlagene unſern Aufſehern ſeine Klagen vorbrächte; und dann hätten ſie das große Unglück gehabt, Vorwürfe oder Strafe leiden müſſen, oder wohl gar als unruhige Köpfe öffentlich entdeckt zu werden, da ſie es doch heimlich ſeyn wollten. Lieber unterdrückten ſie ihren

ren Verdruß und bezahlten dem Beleidiger bey einer andern Gelegenheit durch die dritte Hand mit zehnfachem Wucher, und hätten Wochen und Monate darüber hingehen ſollen.

Von dem allen that ich gerade das Gegentheil; aber dies hatte für mich den Schaden, daß ich bey unſern Vorgeſetzten in den Ruf des unbändigſten, ſtarrſinnigſten und ſtreitſüchtigſten aller Pagen kam.

Dieſe Leute waren wenig beſſer als ihre Untergebenen. Sie ſchienen gar nicht zu wiſſen, daß es Charaktere giebt, oder geben müſſe, die offen und geradezu handeln; mithin hielten ſie das an mir für ſtörriſche Bosheit, was helle, unverſteckte Gutherzigkeit war.

Hatte einer von meinen Mitpagen einen boshaften Streich gemacht, der die ſchärfſte Züchtigung verdiente; ſo hingen die übrigen an einander wie Kletten, wenn es zur Unterſuchung kam. Fragte man mich aber, und ich wußte es, ſo geſtand ich die Wahrheit, wurde aber auch der Martyrer derſelben. Denn der,

wel

welchen ich angegeben hatte, war unſchuldig, wie die Sonne; aber ich war der Thäter, ich hatte ihn aus Bosheit angegeben, um die verdiente Strafe von mir auf ihn zu wälzen.

An meinen Lehrern lag es alſo nicht, wenn ich in kurzer Zeit nicht eben ſo verdorben ward, als die übrigen. Sie bothen mir, wie man ſieht, hülfreiche Hände zu dieſer Metamorphoſe.

Mein Vater hatte geſagt, ich würde fühlen, was er unter dem Worte Sklavenſinn verſtanden hätte. Jetzt glaubte ich ihm auf der Fährte zu ſeyn, und dies hielt mich ab, die Geſinnung meiner Mitpagen anzunehmen.

Die tiefen Verbeugungen, die ſie zu machen pflegten, gefielen mir eben ſo wenig. Der Tanzmeiſter hatte ſeine Noth mit mir. Er predigte und predigte, und reckte und dehnte mich, aber meine Verbeugungen hielten das Mittel, und er war in Verzweiflung, daß er keinen Anſtand hineinbringen konnte. Einmal äuſſerte er die Vermuthung, mein Rücken müſſe wohl von Eiſen ſeyn. Sogleich ſetzte ich einen Stuhl mitten in den Saal, legte mich rücklings über denſelben hin, und nahm in dieſer Stellung ein Stück Geld mit dem Munde von der Erde auf. Als dies geſchehen war, ſetzte ich den Stuhl ſtillſchweigend weg und ſah den beſtürzten Tanzmeiſter an. Er zuckte die Achſeln und ſagte zu einem unſrer Aufſeher: er hat unerhörte Geſchmeidigkeit, aber will mir nicht den Gefallen thun, und ſie zum Guten anwenden. Dies zog mir von neuem Vorwürfe und Drohungen zu; aber ich achtete ſie nicht, weil ich meinem Vater die Freude machen wollte, mich als Mann wieder zu finden. Ich glaubte ihn nun völlig verſtanden zu haben.

Drittes Kapitel.

Moriz wird über die Achſel angeſehen.

Als ich ungefähr ein halbes Jahr Page war, wurde eine neue Hofdame vorgeſtellt. Ich ſah ſie im Vorzimmer und ſie würdigte mich einiger Blicke, die eine mir ganz fremde Würkung auf mich thaten, und deren Weſen ich mit allen meinen Sinnen bey der ſtärkſten Anſtrengung nicht ergrübeln konnte. Sie ſtarrte einigemal auf mich her, daß meine Blicke unwillkührlich zu Boden ſanken. Ich fühlte eine Art von beklemmendem Zittern, und zugleich ſtieg es mir warm vom Herzen bis zur Scheitel herauf, und meine Haare kriſſelten auf derſelben gerade ſo, als wenn man zu Winterszeiten den bloßen Kopf der Luft ausſetzt.

Dieſe Empfindung war mir unerträglich. Ich wandte der Dame den Rücken zu und fühlte Verachtung gegen ſie, ohne mir einen Grund davon angeben zu können.

So oft ich mich umſah, begegneten mir ihre Blicke und ich hatte jedesmal dieſelbe Empfindung. Zwey andre Damen bemerkten die Aufmerkſamkeit, womit ſie mich anſahe, und ſagten ihr lachend etwas ins Ohr. „O — erwiederte ſie ganz laut — mir fällt nur ſeine

blu-

blutrothe, bäuriſche Farbe auf und ſeine ausgeſtopfte Figur! Wie lange iſt er Page?

Hu! wie mir das ans Herz griff! Es konnte niemand gelten als mir, denn ich war gerade der einzige Page im Vorzimmer. Aber hier konnte meine Wuth nicht ausbrechen. Nie erinnere ich mich in ſo einem fürchterlichen und ſo völlig unerträglichen Zuſtande geweſen zu ſeyn.

Verachtung war mir von jeher die tödlichſte Beleidigung geweſen, und jezt ward ich von einer Frau verachtet, die ich verachtete, die ich nie beleidigt hatte. Dabey ſah ich keinen Weg vor mir, mich an ihr zu rächen, und mußte des Troſtes entbehren, der den andern Pagen bey einer ſolchen Gelegenheit nicht entgangen wäre. Dieſe hätten ſich in Geduld gefaßt und ihren Verdruß mit ſüßen Ausſichten auf eine ſchleichende, ſtille Rache niedergedrückt. Es fehlte wenig, ſo hätte ich ihnen dieſe Gemüthsart beneidet.

Man wollte die Dame gern ehren, und gab ihr einen Pagen zum Dienſt. Wie froh war ich, daß es mich nicht traf!

Viertes Kapitel.

Das Zucken in den Muskeln des rechten Armes.

Aber man denke ſich meinen Unmuth, als mir der Hausmarſchall den folgenden Tag ankündigte: ich ſey zum Dienſte der neuen Hofdame beſtimmt, und müſſe ſogleich den Pagen Neuberg ablöſen. Ich wäre lieber durch Feuer gelaufen; aber hier galt keine Widerrede. „Seyn Sie hübſch gelehrig!“ ſagte der Marſchall zu mir, als er ſich entfernte.

Ich verſtand nicht, was er damit ſagen wollte und ging murrend auf meinen Poſten. Der Page Neuberg kam mir entgegen und ſchien etwas gegen mich auf dem Herzen zu haben.

„Sie dreymal glücklicher Menſch! hub er endlich mit ſichtbarer Bosheit an — Gräfin Waller hat Sie ausdrücklich verlangt!"

Ich ſah ihn ernſthaft an und ſogleich ſprang er auf einen andern Ton über.

„Ich habe den Korb, lieber Lemberg! fuhr er fort — Sie haben mich ausgeſtochen. Sie ſagte zum Marſchall: ſchicken Sie mir doch den Pagen mit den runden — ja, ich glaube, ſie ſagte mit den — runden Backen und dabey beſchrieb ſie ihm Ihre Perſon ſehr genau — ha, hum! — der Marſchall hatte Einwendungen und meynte — — Aber ich konnte nicht recht hören, was er ſagte. „O, erwiederte ſie, das habe ich bemerkt. Er iſt noch ſehr — hier entfiel mir wieder das Wort, daß ſie brauchte — aber eben darum will ich mir ein eigenes Verdienſt daraus machen — ihn — ab — ja, ja! ihn abzuhobeln! Seine Mutter iſt meine Freundin."

Als er das Wort abhobeln ausſprach, that er einen Satz, der ihn drey Schritte von mir

mir entfernte. Es war der boshafteſte, aber furchtſamſte Gauch unter allen Pagen. Nun verſtand ich, was der Marſchall hatte ſagen wollen, fühlte aber nicht, daß ſich Empfindungen der Dankbarkeit gegen meine großmüthige Lehrerin in meinem Herzen regten.

„Iſt der Page da?“ rief die Gräfin zur Thür heraus, und ich trat mit einem kurzen: Was befehlen Sie? ins Zimmer.

„Ach, der kleine Runde!“

Das Wort rund war mir unbeſchreiblich verhaßt geworden, von dem Augenblicke an, wo es Neuberg mit einem bedeutenden Accent von meinen Backen brauchte.

„Sind Sie nicht ein Lemberg?“

Zu Befehl, gnädige Gräfin!

„Lange keine Briefe aus Frankreich?“

Vorgeſtern!

„O, ihre Mama iſt meine Herzensfreundin! Wie gefällt es ihr, wie lebt ſie in Paris?“

Davon hat mein Vater nichts geſchrieben!

In dem Moment ſprang ſie auf mich zu, nahm mich bey der Hand, zog mich raſch und ängſtlich ans Fenſter und rief: Lemberg, Sie ſind ein Schläger, das werde ich Ihrer Mama ſchreiben!

Ich ſah ſie mit großen Augen an.

„Hier! (ſie fuhr mit zwey Fingern ſanft über meinen linken Backen) hier iſt eine große Narbe! Mit wem haben Sie ſich geſchlagen?“

Narbe? Geſchlagen?

„Ja, ja! Nur näher, junger Herr!“

Sie zog mich näher ans Fenſter, blinzelte, ſtrich mir noch einmal mit den zwey Fingern über den Backen, brach in ein erzwungenes Lachen aus und ſagte am Ende: ſie hätte einen Schatten auf meinem Backen für eine Narbe angeſehen, und mich für einen Schläger — beydes ſey nicht wahr.

Wenn man ſich erinnern will, was ihre Anmerkung im Vorzimmer von meinen blutrothen, chen, bäuriſchen Backen damals für eine Würkung auf mich that, und wie ſehr mein Verdruß durch Neubergs Aeuſſerung von runden Backen vermehrt worden war; ſo wird man ſchließen können, mit was für einer Mine, ich dieſe neue Bemerkung über meine Backen aufnahm. Ich hielt das alles für klaren, bittern Spott und mehr als einmal fühlte ich ein Zucken in den Muskeln des rechten Armes, welches meine Hand unwillkührlich zu ballen pflegte, wenn ich meinen Beleidiger anſah. Sobald meine Mitpagen dieſes Zucken bemerkten, hüteten ſie ſich wohl, mir zu nahe zu kommen, denn es folgte gewöhnlich ein kräftiger Fauſtſchlag darauf.

Die Gräfin wußte dies nicht, und ein Glück für ſie, daß in eben dem Augenblick, wo ich Faſſung und Bewußtſeyn verlor, der Hausmarſchall ins Zimmer trat.

Fünftes Kapitel.

Ich will ihr Kammermädchen rufen!

Ich entfernte mich und kaum war die Thür hinter mir zu, ſo hörte ich ein ſtarkes Gelächter. Dies konnte vielleicht gar keinen Bezug auf mich haben, aber ich glaubte mit Händen zu greifen, daß es mir gölte. Es fuhr mir kalt durch alle Adern, das Athmen ward mir unendlich ſchwer, und meine Bruſt ſchien mir mit ſtarken Ketten zuſammengeſchnürt zu ſeyn.

Nach einer halben Stunde entfernte ſich der Marſchall, und die Gräfin ließ mich rufen. Ich trat herein und fand ſie nachläßig auf eine Ottomanne hingegoſſen. Ihre damalige Figur und Stellung werde ich nie vergeſſen, und ich glaube, daß mir der Anblick des Todesengels in den letzten Sekunden meines Lebens nicht widriger ſeyn wird.

Man denke ſich eine Frau von vierzig oder fünf und vierzig Jahren, von Thee, Punſch, Wein, Chocolate, von Liebe und Neid und langer Weile zuſammen gedörrt: mit einer kurzen Taille und einem ſchmalen Körper, der in einen Reifrock eingerammelt ſchien; mit dünnen Armen und knöchernen Händen, die ſich wie ausgeſprützte Skelets ausnahmen; über Geſicht und Arme eine dünne, gelblichte Haut gezogen, unter welcher ſich hier und da, matte, ſchlaffe Adern hervor drängten: und dazu ein Geſicht, ſo ſpitzig, ſo eingefallen, daß man den leibhaften Tod vor ſich zu ſehen glaubte. Das einzige, was noch einige Funken Leben verrieth, war ihr Auge. Ein Feuer brannte darin, das ihre ganze Lebenskraft aufzuſaugen und in ein paar kleine graue Sterne zuſammen zu drängen ſchien.

Dieſe Figur lag auf der Ottomanne, als ich herein trat. Ich erſchrack und ſtand wie verſtürzt, als ſie einen von jenen Blicken, die mir damals im Vorzimmer ein Grauſen durch alle Glieder gejagt hatten, ſtarr auf mich heftete.

Befehlen die gnädige Gräfin — ſtotterte ich und ſah auf den Boden.

„Muß man denn immer befehlen? Kommen Sie näher, Lemberg, erzählen Sie mir etwas von Ihrer Mutter. . .

Ich weiß nichts!

„Nun, ſo erzählen Sie 'was anders. Setzen Sie ſich hieher: Ihr jungen Herren habt doch ſonſt immer den Kopf voller Schwänke. Wie viel Mädchen haben Sie in Ihrer Schreibtafel? (ſie nahm mich beym Rockſchooße) Ich will ſie ſehen!"

Ich führe keine Schreibtafel!

„Ihre kurzen Antworten ſind unausſtehlich, Lemberg, ich will längere!"

Befehlen Sie ſonſt etwas, gnädige —

„Nichts, nichts befehle ich! Sie ſollen mir 'was erzählen — ich habe Langeweile!"

So will ich ihr Kammermädchen rufen —

Mit dieſen Worten drehete ich mich ſchnell um und zum Zimmer hinaus. Sie rief: aber ich hörte nicht, ſondern ſandte ihr das Kam-

mer-

mermädchen. Es ward mir unendlich wohl ums Herz, als ich ſie im Rücken hatte; aber was half die unbedeutende Friſt? Wenn es ihr einfiel, mußte ich doch wiederkommen.

Sechſtes Kapitel.

Drey ſonderbare Maulſchellen.

Es war natürlich, daß mir mein Verdruß über dieſe unerträgliche Lage hundert Plane vorlegte, wie ich mich aus derſelben ziehen ſollte. Wäre ich dem erſten Ausbruche meines wilden Zorns gefolgt, ſo hätte ich die Gräfin erſchoſſen und mich mit; oder ich hätte meinem rechten Arm den Willen gelaſſen, der armen Dame den Kopf eingeſchlagen und mich auf flüchtigen Fuß geſetzt; oder ich hätte öffentlich erklärt: ich wollte nicht länger Page bleiben, wenn man mir nicht einen andern Poſten gäbe.

Aber alle dieſe Wege hatten ihre Unbequemlichkeiten, und ich ſah keinen andern vor mir, als mich eine Weile krank zu ſtellen, um dadurch zu bewirken, daß man der Gräfin einen andern Pagen gäbe. Aber das Bettеliegen war mir läſtig. Lange Weile und beſonders Schaam vor mir ſelbſt, machten mich nach drey Tagen wieder geſund. Die Gräfin hatte zwar einen andern Pagen bekommen; aber ſo bald es hieß, ich ſey wieder hergeſtellt, foderte ſie mich zurück. Ich ging im bitterſten Unmuth zu ihr und fühlte, daß mein Abſcheu die letzten drey Tage mehr zu- als abgenommen hatte.

Es war des Morgens gegen eilf Uhr, als ſie mich rufen ließ. Sie lag faſt in eben der Stellung auf der Ottomanne, als vor drey Tagen, und dies that eben die widrige Wirkung auf mich wie damals. Ihr platter Buſen zeigte ſich in ſeinem ganzen Lichte, und auf ihren Backenbeinen lag ein heller Karmin, der mit ihrer natürlichen Farbe häßlich contraſtierte.

„Sie können nicht ſehr krank geweſen ſeyn — hub ſie an — oder Sie haben einen recht guten Arzt gehabt.„

Beides!

„Was wars denn eigentlich? Hatten Sie Kopfſchmerz, Beklemmung, Unverdaulichkeit?“

Nichts von allem!

„Oder Herzbeklemmung?“

Nein!

„Hatten Sie debauſchirt? Viel Wein oder Punſch getrunken?“

Meines Wiſſens nicht!

Meine kurzen Antworten ſchienen ſie aus aller Faſſung zu bringen. Um ſich dafür zu rächen, ſchob ſie mit einer ganz gleichgültigen Bewegung und wie von ungefähr den Buſenflor noch um zwey Finger breit zurück. Das machte mir wirklich Todesangſt.

„Sie ſcheinen mir immer ſo mürriſch, Lemberg. Oder iſt es Melancholie, Unzufriedenheit mit Ihrer Lage?“

Das leztre!

„O, ſagen Sie mir — entdecken Sie ſich mir! Was ich thun kann — ich bin es Ihrer Mutter ſchuldig, daß ich mich Ihrer annehme.

Stehn Sie nicht ſo mißtrauiſch von der Seite, kommen Sie her, ſetzen Sie ſich, entdecken Sie ſich mir, ich verſpreche Ihnen meinen ganzen Einfluß.“ —

Ich nahm ihr Anerbiethen nicht an, und blieb verſtockt ſtehen. Wenn ich minder wider ſie eingenommen geweſen wäre, ſo hätte ich wohl ſehen können, daß ihr Betragen nicht Spott war; aber ſie hatte es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, daß mir ihre geringſchätzige Aeuſſerung im Vorzimmer ſo gegenwärtig blieb. Genug, ihr ganzes Benehmen däuchte mir boshaftes Perſiflage, und in meinem Herzen kochte eine Wuth, die ich nicht länger zurückhalten konnte. Ich zitterte an allen Gliedern, und in meinem Geſichte brannte ein Feuer, das mir die Adern zu ſprengen drohte.

Sie erklärte dieſes Phänomen zu ihrem Vortheil, und jetzt ſehe ich wohl, daß ſie ſich ſchwerlich ſo viel an ihrem Buſen zu ſchaffen gemacht haben würde, wenn ſie mir hätte ins Herz ſehen können.

Plötz-

Plötzlich ſprang ſie mit einem Angſtgeſchrey auf und rief: eine Spinne, eine Spinne, Lemberg, ums Himmelswillen, hier! hier! Ich beſchwöre Sie —

Ein ſchöner Anblick!

Ich will ihr Kammermädchen rufen! ſagte ich mit Verdruß und Kälte, und wollte aus dem Zimmer, aber ſie hielt mich.

„Nicht doch, Lemberg! Es war wohl nur Einbildung! Bleiben Sie! Sehn Sie nichts?"

Ein halber Blick auf die ſchreckliche Ausſicht ſetzte mich in unbeſchreibliche Verwirrung. Ich ſah nicht hin, verſicherte aber doch, es kröche keine Spinne an ihrem Halſe.

„Aber hier — hier kribbelts doch!"

Ich ſehe nichts!

„Das iſt kein Wunder, Sie ſehen auf die Dielen. Gefühlloſer Menſch, wie können Sie beym Schreck einer Dame ſo gleichgültig ſeyn? Kommen Sie her und bitten mirs ab, oder ich kneipe Sie in Ihre kleinen, runden Backen."

Kaum

Kaum hatte ſie Backen ausgeſagt, ſo ſtürzte meine ganze kochende, ſo lange zurückgehaltene Wuth, in meinen rechten Arm und der that ſeine Pflicht. Ich zog ihr eine Maulſchelle, daß ſie mit offenen Munde vor mir ſtand, und ſtumm und ſtarr wie ein Pagode nickte. Aber ſie hatte Geiſtesgegenwart — ſie gab mir zwey Schellen ſo raſch und hitzig zurück, daß ich die erſte noch nicht fühlte, als mir die zweyte ſchon auf dem Backen brannte.

Da ſtanden wir und ſtutzten uns an, wie zwey Hähne, die einander gewachſen ſind.

Siebentes Kapitel.

Weltklugheit und Menſchenkenntniß.

So ſtanden wir gegen einander über fünf Minuten. Alle ihre Glieder zitterten vor Bosheit und ihr Mund lachte.

„Wir ſind quitt — ſagte ſie endlich — und ich bin noch mit Einer Schelle in Vortheil.

Aber dafür bin ich auch nur ein armes ſchwaches Weib und Sie — ein Halbgott!"

Auf einmal war nun mein Erſtaunen ſo groß, als vorhin meine Wuth. Ich hatte vermuthet, daß ſie Himmel und Hölle bewegen, die Beleidigung anzeigen und nicht eher ruhen würde, bis ſie mir ewiges Gefängniß ausgewirkt hätte. Ueberraſchend und unerklärbar war mir alſo ihr Benehmen.

„Wenn Sie zu dem erſten Schritte Mann genug waren — fuhr ſie fort — ſo ſind Sie's auch zum zweyten — kein Menſch darf erfahren, was unter uns vorgefallen iſt! Verſprechen Sie mir das?"

Ich ſtand von der Seite und hatte kurzen Athem. Sie nahm mit Ungeduld meine Rechte und drückte ſie mit beyden Händen.

„Verſprechen Sie mir das?"

Ich machte immer noch dieſelbe Pantomime. Sie ſchüttelte mich.

„Ob Sie mir das verſprechen, Lemberg?"

Ich.

Ich ſah an die Decke. Meine Hitze war merklich verflogen.

Sie ſchlug beyde Hände vor die Bruſt, als wenn ſie auſſer Athem wäre, und ſank wie ohnmächtig auf den nächſten Stuhl. Ich machte Miene, aus dem Zimmer zu gehen — plötzlich waren alle ihre Kräfte wieder da, und ſie hielt mich mit einer Stärke, die ich einer Frau von ihrer Schwächlichkeit nicht zugetrauet hätte.

„Lemberg, rief ſie mit ſchwacher Stimme, die ihr aber groſe Anſtrengung koſtete — Lemberg, ſeyn Sie nur halb ſo großmüthig als ich!“

Dies Wort hielt mich und ſchlug mich beynahe zu Boden. Nur halb ſo großmüthig, als dies — Weib?

„Was wollen Sie von mir, gnädige Frau?“

Dieſe Frage heiterte alle ihre Mienen und Blicke auf, und ſie ſchien alles Verdruſſes, aller Unruhe zu vergeſſen.

Freylich muß mein Blick, nach den Bewegungen zu ſchließen, die ich bey den Worten, „nur halb ſo großmüthig" empfand, von jenem ganz verſchieden geweſen ſeyn, mit welchem ich die rechte Hand wider ſie aufhob. So weit ich mich kenne, mußte ſie tiefe Beſchämung und Demüthigung in demſelben bemerkt haben.

Sie konnte auch von nun an mit mir machen, was ſie wollte. Sie zog mich zu ſich auf die Ottomane und ich blieb gelaſſen ſitzen; ſie drückte mir die Hand, ich ließ es geſchehen, ohne ſie wegzuziehen; und als ſie mich ſo weit hatte, glaubte ſie mich auch nach der Urſache meines wüthenden Betragens fragen zu können. Ich geſtand, daß ſie mich zuerſt im Vorzimmer beleidigt habe; erzählte, was ich von dem Pagen Neuberg hatte hören müſſen und beſchrieb ihr Zug vor Zug alle die Grade, die mein innerer Verdruß durchſtiegen hatte, um endlich zum Ausbruche zu ſtürzen — und das alles mit einer feurigen Beredtſamkeit.

Sie ſchien wie aus einem Traume zu erwachen, und im Nu ſprang ſie auf, führte mich zur Thür, ſtieß mich ziemlich unſanft hinaus und ſagte: „Merken Sie ſichs, Lemberg, ich habe nur eine Maulſchelle — Sie — Zwey!“ — Knall flog die Thür hinter mir zu.

Ich verſtand was ſie damit ſagen wollte, und mein Blut ward von neuem rührig. Aber die Thür war hinter mir abgeſchnappt.

Achtes Kapitel.

Malchen und — Gräfin Waller.

Gewiß iſt es, daß ſie mich nun durch und durch kannte. Bey minderem Scharfſinn hätte ſie mich höflichſt zur Thür geführt, und mich vielleicht mit Thränen gebeten, niemand zu ſagen, was unter uns vorgefallen ſey; aber ſie ſtieß mich zur Thür hinaus und erreichte eben dieſen Zweck.

Man hätte mich mit Pferden zerreißen können, und das Geheimniß wäre nicht über meine Zunge gekommen.

Ich konnte in der Nacht, die auf dieſen Tag folgte, nicht ſchlafen. Zwey Bilder beſchäftigten meine Phantaſie, die man ſich nicht ungleichartiger denken kann — Malchen und Gräfin Waller!

Es war mir unerklärbar, wie mir in der jetzigen Stimmung meines Geiſtes und Herzens Malchen ſo auf einmal vor Augen treten konnte. Ich hatte ſie in drey Jahren nicht geſehen; das Andenken an ſie, machte mir, außer einigen ſchnell vorübergehenden frohen Empfindungen, nicht die mindeſte Unruhe, und ihr Bild ſchien von Zeit zu Zeit völlig aus meinem Gedächtniſſe verſchwunden zu ſeyn. Aber dieſe Nacht kam es zurück, mit hellen, kräftigen Farben ausgemalt, in einem Glanze, der mein geiſtiges Auge blendete. Ich umarmte dies ſüße Kind meiner Phantaſie, drückte es, in Entzücken verlohren, an mein klopfendes

des Herz, und wenn ich dann recht zuſahe, ſo hielt ich die Gräfin Waller in meine Arme geſchloſſen.

Meine eigne, und meiner Leſer Delikateſſe, erlaubt es mir nicht, einer Erſcheinung deutlicher zu erwähnen, die mich dieſe Nacht überraſchte. Alles, was ich davon ſagen kann, iſt, daß ſie viel Aehnliches mit der Scene im Gebüſche hatte, wo uns Malchens Mama überraſchte, und daß ſie, wie ich jetzt wohl einſehe, der Schlüſſel zu den Phantaſieen iſt, die mich dieſe Nacht beſchäftigten.

Einem Beobachter, der mit feſtem Tritt und unverrücktem Blicke der Natur folgt, der den unendlichen Verkettungen, dem faſt unſichtbaren Gewebe, den allerfeinſten Fäden, die nur eine allmächtige Hand zwiſchen Geiſt und Fleiſch ziehen konnte, nachzuſpüren Beruf und Geduld hat, dem wird dieſe Erſcheinung, und ihre Urſach kein Problem ſeyn, und der wird mich verſtanden haben.

Ich überließ mich dem Entzücken, mein Malchen in ſo verklärter Geſtalt wieder zu ſehen, ob gleich ſie mir noch lieber geweſen wäre, wenn die verhaßte Waller nicht neben ihr geſtanden hätte. Ich wußte nicht, daß der Wunſch, das Bild dieſer Frau vor meinen Blicken zu entfernen, nicht erfüllt werden konnte, ohne daß ich zugleich mein ſüßes Malchen aus dem Geſichte verlor. So feſt hatte die Zauberin Natur dieſe Antipoden zuſammengekettet!

Als ich erwachte, war mein erſter Gedanke — Malchen. Wenn ich ein Buch aufſchlug, war der Anfangsbuchſtabe jedes Wortes ein M. Jedes Mädchen, das mir begegnete, hatte Aehnlichkeit mit ihr. Einigemal glaubte ich ſie von ferne zu ſehen, flog ihr entgegen, war getäuſcht. Wenn ich hätte nachdenken wollen, ſo würde mir eingefallen ſeyn, daß ſie ſich ſchwerlich in einem Anzuge würde ſehen laſſen, den ſie vor vier Jahren trug, als ich ſie nach meiner Wanderung bey meinen Eltern wiederſah. Wirklich lief ich jeder Mädchengeſtalt

nach,

nach, die ſo gekleidet war, als Malchen damals, und konnte mich dann wundern, daß es nicht Malchen war, da ſie doch dieſelbe Farbe trug.

Neuntes Kapitel.

Liebe, und einige ihrer Wirkungen.

Mein Dienſt bey der Gräfin war mir nicht mehr ſo läſtig als vorher. Ich muß geſtehen, daß ich ſogar mit einer Art von Ungeduld den Augenblick erwartete, wo ſie mich würde rufen laſſen. Ich fühlte ein unwiderſtehliches Sehnen, und immer war es mir, als wenn ich durch ſie einige Nachrichten von Malchen erhalten würde. Sonderbar! — Sie rief mich endlich.

Verdruß und Unwillen lagen ſichtbar auf ihrer Stirne. Ich machte ihr eine Verbeugung, die ich ſchwerlich noch vor jemand ſo tief gemacht hatte. Sie gab mir mit weggewandtem

Geſicht und in einem herriſchen Ton einige Aufträge, und ſetzte kein Wort mehr hinzu, als ſie ſagen mußte, um mir ihren Willen zu erklären. Die Reihe war nun an ihr, böſe zu ſeyn: bis jetzt hatte ich dies Vorrecht gehabt.

Dieſes Betragen hatte genau die Wirkung, die ſie dadurch erreichen wollte. Ich entledigte mich ihrer Aufträge mit großem Eifer, und war dabey ſo dienſtfertig, ſo gefällig, daß ich ihr heute ein ganz andrer Menſch ſcheinen mußte. Sie ſah mich einigemal mit forſchendem Blicke an, und ſchien meine Veränderung mit innerlicher Selbſtzufriedenheit zu bemerken. Aus einigen ihrer Mienen zu ſchließen, mußte ſie es als eine unausbleibliche Folge ihrer Maasregeln anſehen.

Als ich zurückkam, um ihr zu melden, daß ich ihre Aufträge genau beſorgt habe, ſagte ſie: Ihre Dienſtfertigkeit verdient meinen Dank, und ich weiß, daß ich Ihnen keinen größern geben kann, als wenn ich Ihnen hiermit erkläre, daß ich den Marſchall um einen andern Pagen gebeten habe.

Ich ſah ſie an und ging ſtillſchweigend zur Thür hinaus. Wie lächerlich! Ich hätte es nun lieber geſehen, wenn ich ihr Page hätte bleiben können.

Der jetzige Zuſtand meines Herzens ſchien keiner feindſeligen Empfindung Raum zu laſſen. In gewiſſen Augenblicken ſchämte ich mich ſogar recht herzlich, die Gräfin ſo bäuriſch behandelt zu haben, und einigemal war ich wirklich im Begrif zu ihr zu gehen, und ſie um Verzeihung zu bitten. Je öfter ich mir Malchens Bild vor mein geiſtiges Auge zurückholte, deſto gefälliger war das Licht, in welchem ich die Gräfin erblickte. Immer noch konnte ich an keine von beyden denken, ohne zugleich die andre vor mir zu ſehen. Es ſchien, als wenn die himmliſche Glorie, in welcher ich Malchen die vorige Nacht erblickte, auch der Gräfin einen Glanz mitgetheilt hätte, der mir Auge und Herz für ſie aufſchloß.

Endlich verſchwand auch jeder Schatten von der Beleidigung, die ich ſo bitter erwidert hatte;

te; ich fing an, ihre Groſsmuth zu bewundern, und zu bedauren, daſs mir keine Gelegenheit blieb, das Geſchehene wieder gut zu machen.

Zehntes Kapitel.

Wahnſinn der Liebe.

„Wenn ich ſie nur ſehen könnte, nur ſehen, nur ſehen!“ Dies war mein erſter und eifrigſter Wunſch, wenn ich an Malchen dachte. Alles, was mir auf der Welt das liebſte war, hätte ich um die Erfüllung deſſelben gegeben!

Anfangs blieb es nur beym Wünſchen und ich behielt die Hände im Schooſse; denn ich hatte die Grille, ſie müſste nicht weit ſeyn, ſie müſste mir nächſtens einmal begegnen. Acht Tage hielt ich mich mit dieſer Einbildung hin; endlich ward ich thätig, beſchloſs an Papa Ernſt zu ſchreiben und Nachricht von ihr einzuholen. Ich that es und zwar — im Poſtſcript des Briefes, den ich ausdrücklich ihrentwegen ſchrieb.

Ich

Ich hängte dieſe Worte an: Auch möchte ich wohl wiſſen, wie ſich Herr und Frau von Lehmnitz befinden.

Das nenne ich doch eine Erkundigung! Aber es war mir nicht möglich, das Wort Malchen unter vier Augen zu nennen, vielweniger ihren Namen mit allen ſeinen Buchſtaben ſchwarz auf weiß, zu ſchreiben. Wie glücklich mußte Papa im Rathen ſeyn, wenn er mir auf meine Frage eine befriedigende Antwort hätte ertheilen ſollen! Und doch hofte ich mit ſo großer Unruhe auf ſeinen Brief, als wenn er durchaus keinen andern Inhalt, als Nachricht von Malchen haben könnte.

Was für ein Unterſchied! Meine ältern Mitpagen ſagten öffentlich: ich bin in dieſes oder jenes Mädchen zum ſterben verliebt; ſie heißt ſo und ſo; wohnt da und da; heute hab' ich eine Zuſammenkunft — ich wagte es nicht, mich nur entfernt nach einem Mädchen zu erkundigen, daß mir Ruhe und Verſtand geraubt hatte — ich frage nach ihren Eltern und er=

warte feſt, daß die Antwort auf dieſe Frage ſie betreffen ſoll und muß.

Deßhalb erſtaunte ich auch gar nicht, als Papa's Brief ankam und von Anfang bis zu Ende von — Malchen handelte. Ich erfuhr, daß ſie nach L** in Penſion gethan ſey, und zwar erſt vor einigen Tagen; dabey beſchrieb mir Papa alles, ſelbſt die Straße, wo die Franzöſin wohnte, die ſie in Koſt genommen hatte.

Ein Glück für mich, daß in dieſen Tagen keine andre merkwürdige Begebenheit in Papa's Gegend vorgefallen war; er würde mir ſonſt eben ſo gut dieſe beſchrieben haben, und ich wäre in Verzweiflung geweſen, wenn ich nichts von Malchen in ſeiner Antwort gefunden hätte.

Uebrigens war Papa immer noch der alte. Er ſchrieb mir alle Debatten, die vorher zwiſchen Herrn und Frau von Lehmnitz vorgefallen waren, ehe ſie ſich entſchloſſen hätten, Malchen nach L** zu ſchicken; gab mir einen Auszug des ganzen Briefwechſels zwiſchen ihnen und

und der Franzöſin zu L**; wußte, wieviel jährlich für Malchen bezahlt wurde; was ſie für Wäſche mitgenommen hatte; in welcher Stunde und in welcher Kutſche ſie abgefahren war; wie die Franzöſin hieß und in welcher Straße ſie wohnte. Der Geiſt der Kleinigkeit und Geſchäftsloſigkeit, lebte und webte in dieſem Briefe.

Aber wie angenehm war mir dieſe Umſtändlichkeit! Ich las den Brief zehn, zwanzigmal mit pochendem Herzen, aber nicht ohne ein Gefühl von Beſorgniß, Papa möchte aus dem Poſtſcript geſchloſſen haben, ich ſey in Malchen verliebt. Der ſcharfſinnige, feine Papa! Wie könnte er ſonſt einen ganzen Brief mit lauter Nachrichten von Malchen füllen?

Ich verſchloß den Brief ſorgfältig in meinen Koffer, und kaufte mir ausdrücklich ein Vorlegeſchloß, damit mir ihn niemand nehmen und daraus ſehen könnte, daß ein gewiſſes Malchen nach L** in Penſion gethan ſey.

Nun hatte ich alſo Nachricht von Malchen, aber gab mir das meine Ruhe wieder? „Sehen, ſehen muß ich ſie!“ rief es nun ungeſtümer in meinem Herzen, und je größer die Unmöglichkeit vor meinen Augen heranwuchs, deſto brennender ward mein Verlangen, ſie zu überſteigen. Die Vernunft erlag endlich der Schwärmerey.

L * * war freylich volle dreyzehn Meilen entfernt; es fehlte mir freylich an einem Vorwande, der mir auf einige Tage Urlaub verſchaffen konnte; auch wußte ich weder Weg noch Steg, noch fühlte ich Muth genug, mich bey der Französin aufzuführen; aber das waren kleine Berge, die meine Einbildungskraft nur den kleinſten Sprung koſteten. Genug, ich wollte ſie ſehen, das war feſt beſchloſſen, und mit eins! waren alle Hinderniſſe aus dem Wege.

Ich rannte zu einem Pferdeverleiher, borgte mir ein Pferd, ſetzte mich auf, und nun ohne Urlaub zum Thor hinaus. Es war Abends gegen fünf Uhr, als mich dieſe Raſerey ergriff, und um Mitternacht hatte ich ſchon die Hälfte des Weges zurückgelegt. In M * * miethete ich mir einen Kerl, der des Weges kundig war, und auch die Straße in L * * wußte, in welcher die Franzöſin wohnte — Dreymal ſtürzte ich, dreymal fiel mein Gaul kraftlos unter mir zu Boden. Ich hatte fünf Beulen vor der Stirn, und mein Geſicht war von Hecken und Geſträuchen zerfleiſcht. Mein Begleiter bat mich flehentlich, Tagesanbruch zu erwarten, aber ich machte ihm Muth, bald mit Geld, bald mit der Hetzpeitſche. Letztre fand ich nicht ſo wirkſam als das erſtre.

Morgens um ſechs Uhr, hatte ich nur noch eine Stunde von L * *. Jetzt kam mein Verſtand etwas zurück, denn ich hatte doch ſo viel Ueberlegung, daß Malchen noch nicht aufgeſtanden ſeyn würde, wenn ich unter ihrem Fenſter hingaloppirte. Ich ließ den Pferden Futter geben, und zählte mit heißer Ungeduld jede Minute, bis es ſieben ſchlug. Kaum ausgebrummt, auf und davon! Mein Begleiter verſicherte

ſicherte zwar, die Pferde hätten noch nicht halb abgefreſſen; aber was kümmerte mich das!

Wir kamen nach L**. „Nur den nächſten Weg nach der H** Straße!“ ſagte ich zu meinem Gefährten; aber ohne ſo lange zu warten, bis er mir denſelben zeigte. In wenig Minuten ſah ich mich an dem entgegengeſetzten Thore. Mein Begleiter verſicherte, wir müßten umkehren, ſonſt ritten wir zu dem einen Thore hinein und zu dem andern wieder heraus. Ich fuhr ihn für dieſe Nachricht an, aber er entſchuldigte ſich mit dem Kompliment: er habe geglaubt, ich könne nicht wohl hören. Er habe immer gerufen, aber ich ſey meines Weges fortgeritten.

Ich mußte alſo umkehren; aber nun achtete ich beſſer auf ſeine Anweiſung. „Hier iſt die H** Straße!“ rief er endlich, und mein Herz pochte hoch auf. Ich gab meinem Pferde die Spornen, und ließ es ſpringen, um die Leute ans Fenſter zu locken. Als ich beynah am Ende der Straße war, ſah ich ein Frauenzimmer in einem Erker. „Sie iſts! Sie iſts!“ ſagte mir mein Herz. Ich war freylich noch volle funfzig Schritte von ihr; aber ſie war es leibhaftig! Meine Blicke waren aus der Ferne ſtarr auf ſie geheftet; ſobald ich ihr aber auf zwanzig Schritte näher war, ſchlug ich die Augen nieder, gab meinem Pferde die Spornen und ſprengte davon.

Nun war alſo mein heißeſter Wunſch erfüllt! Nun hatte ich Malchen geſehen!

Ich kann mich des Lächelns nicht erwehren, wenn ich an mein damaliges Benehmen denke. Beynah den Hals gebrochen; beynah ein Pferd todt gejagt, um Malchen zu ſehen, ich glaube ſie von weitem im Erker zu erblicken, und als ich näher komme, ſehe ich nicht hin! Lächerlich, ſehr lächerlich!

Und doch, wer war glücklicher als ich? Was mein körperliches Auge nicht geſehen hatte, erſetzte mein geiſtiges. Nicht der kleinſte Zug war mir an Malchen entgangen. Ich hatte ſogar bemerkt, daß ſie mir zulächelte, daß ſie mir winkte, daß ſie über die Sprünge meines Pferdes ängſtlich ſchien — was hatte ich nicht alles — o Wunder, Wunder! — mit zur Erde geſenkten Augen geſehen!

Wenn ich hätte nachdenken können oder wollen, ſo würde dieſer optiſche Betrug bald in ſein Nichts zerfloſſen ſeyn. Denn das Bild von Malchen, welches mir meine Phantaſie vorführte, war immer noch gerade ſo gekleidet, als damals, wo ich ſie nach meiner Wanderung wiederſah.

Aber ich hatte Malchen geſehen, darauf wäre ich geſtorben, und das machte mich zum glücklichſten Sterblichen.

Eilftes Kapitel.

Zwey Verhöre.

Als ich nach D** zurückkam, fand ich alles in Aufruhr. Man hatte geglaubt, ich ſey durchgegangen; hatte ſchon Concepte zu Brie ſen an meine Eltern ausgearbeitet und dem Pferdeverleiher ſein Pferd bezahlt — plötzlich erſchien ich. Mein erſter Gang war in den Pagenhof, mein zweyter in Arreſt. Man ſagte mir, Gräfin Waller habe ſich am angelegentlichſten nach mir erkundigt.

Ich hatte das alles vorhergeſehen und war darauf gefaßt. Man hätte mir keinen gröſſern Gefallen thun können, als wenn man mich zu einem ewigen Gefängniß verurtheilt hätte; denn an Malchen hatte ich eine ſehr angenehme Geſellſchaft.

Die drey Tage, die ich im Arreſt zubrachte, verflogen wie drey Stunden, und ich wäre lieber nicht herausgegangen. Ich ward verhört, und wußte nicht, was ich ſagen ſollte. Man hielt dies für einen neuen Beweis, daß ich der allerverſtockteſte, hartſinnigſte Page ſey, ließ mich gehen und drohete.

Aber ich hatte noch ein zweytes Verhör auszuſtehen, daß mir ſchwerer ward. Gräfin Waller le ließ mich zu ſich kommen; aber ſie wußte ſchon mehr, als ich ihr ſagen konnte.

Man hatte, ſobald man mich vermißte, meinen Koffer erbrochen, um zu ſehen, ob man nicht einen Beleg zu meiner Entweichung finden könnte. Man fand aber nichts als Wäſche und den Brief von Papa Ernſten. Dieſer ward zwar geleſen, aber man blieb ſo klug, als vorher.

Die Gräfin ſprach mit dem Pagen Neuberg von mir, und dieſer erzählte, daß man meinen Koffer erbrochen, aber nichts gefunden habe, als Wäſche und einen gleichgültigen Brief. Er habe zwar bemerkt, daß ich einige Tage her öfters vor meinem Koffer geweſen wäre, auch einen Brief geleſen, und ihn jedesmal ſorgfältig verſchloſſen habe; aber das könne unmöglich der gedachte Brief geweſen ſeyn.

Die Gräfin war aber doch neugierig, dieſen Brief zu ſehen; der Marſchall gab ihr denſelben; ſie las ihn und ſchöpfte Verdacht. Aber das konnte ſie nur, die einzige unter Millionen, die mit ganz andern Augen ſah, als gewöhnliche kalte Zuſchauer. Sie erkundigte ſich näher, erfuhr, daß ich, ſo lange die Vermählung meiner Eltern geheim geblieben wäre, auf dem Guthe des alten Ernſt ſey erzogen worden, und daß ein Herr von Lehmnitz in der Gegend wohne, von deſſen Tochter eben die Rede im Briefe ſey. Auf einmal ſchien ihr ein helles Licht aufzugehen; ſie grübelte glücklich weiter, gerieth aber doch in ſo fern auf einen Abweg, daß ſie glaubte, Papa Ernſt ſey der Vertraute meiner Liebe, ſonſt würde er nicht ſoviel von Malchen geſchrieben haben. Sie ſetzte voraus, er ſey ein alter, erfahener Praktikus, und wiſſe, wie angenehm auch die unbedeutendſten Umſtände dem Liebhaber ſind, wenn ſie die Dame ſeines Herzens betreffen.

„Wie gefällts Ihnen in L**?“ war ihre erſte Frage, als ich zu ihr ins Zimmer trat.

Ich ſtutzte und ſtaunte und ſagte endlich befremdet: In L**?

„Ja, ja, in L**! Sind Sie denn anderswo geweſen?“

Ich war in der peinlichſten Verwirrung. Mein hervorſtechendſtes Gefühl war eine Art von verſchämter Beſorgniß.

Ich bin nicht in L** geweſen!

„Armer Menſch! Ihre eigne Augen ſtrafen Sie lügen! Genug, Sie ſind in L** geweſen, daß weiß ich, und wenn Sie's auch niemand geſtanden haben — und ſoll ich rathen, bey wem?“

Bey dieſen Worten war mir, als wenn man mir einen Eimer ſiedendes Waſſer über den Leib ſtürzte.

„Was macht **Malchen Lehmniz**? Freute ſie ſich nicht über ihren Ritter? Hier (ſie zeigte auf meine Stirn) die Stöße und Riſſe müſſen ihr unendlich angenehm geweſen ſeyn — nicht, Lemberg?“

Ich glaubte in den Boden zu ſinken.

„Wie ſcheu, wie ſchüchtern der Menſch iſt! Warum reden Sie nicht? Sie ſehen ja, daß ich alles weiß. Oder ſoll ich Ihnen ein förmliches Geſtändniß erſparen? Nun gut! Hören

Sie alſo, was Sie ſelbſt nicht zu wiſſen ſcheinen wollen: Sie ſind in die Lehmniz verliebt, und ſind nach L** geritten, um ſie zu ſehen. Getroffen?“

Ich machte eine Bewegung, als wenn ich den Kopf ſchütteln wollte und doch nicht konnte.

„Nun — ich ſehe wol, Lemberg, Sie ſind noch nicht völlig mit mir ausgeſöhnt, ſonſt würden Sie mir doch eine Sylbe gönnen. Ich muß alſo meinen hohen Begriff von Ihnen ein wenig herunterſtimmen. Indeſſen iſt es mir nicht leid, daß ich mich als Freundin Ihrer Mutter für Sie verwandt habe. Daß Sie der Caſſation entgangen ſind, danken Sie mir. Hier iſt Ihr Brief. Ich habe Ihnen weiter nichts zu ſagen, als daß ich es weiß, daß Sie in L** geweſen ſind, und ſonſt niemand!“

Ohne eine Sylbe, ſelbſt ohne einen Laut von mir zu geben, entfernte ich mich aus dem Zimmer.

Zwölftes Kapitel.

Ein Seelengemählde.

Ich wußte nicht eigentlich, wie ich mich bey dem Betragen der Gräfin nehmen ſollte. Weil ich es aber ſchon gewohnt war, ſie nicht mehr für ſo boshaft zu halten, als ſonſt, ſo fing ich nach und nach an, alles, was ſie ſagte und that, ſo gut ich konnte, von der beſten Seite anzuſehen. Jene Nacht, wo ſie mir mit Malchen Hand in Hand erſchien, und das Gefühl mich für ihre Verachtung hinlänglich gerächt zu haben, hatten ganz unmerklich in meinem Herzen zu ihrem Vortheile gearbeitet. Daß ich eine Maulſchelle mehr bekommen hatte, als ſie, fiel mir nicht ein; und wenn ich ja einmal daran dachte, ſo erweckten die Umſtände und die Art, womit ſie mir das Kapital verzinſet zurückgab, ich weiß ſelbſt nicht, was für eine ſonderbare Empfindung in mir, die mir mehr lächerlich als kränkend war. Aber mehr als alles andre zog mich das Geheimniß von Malchen an ſie: theils, weil ich fürchtete, ſie möchte es verrathen, theils weil ich mich der ſeltſamen Grille nicht erwehren konnte: ſie ſey eine Freundin von Malchen, und habe von ihr Nachricht erhalten, daß ſie mich in L** geſehen.

Ich weiß nicht, wo man in gewiſſen Stunden Wahrſcheinlichkeiten hernimmt, die einem unmögliche Dinge, als möglich, ſo klar und deutlich vorſtellen können, daß man auf Hirngeſpinnſte Schlöſſer bauet. Ein ſolcher unbegreiflicher Spuk war wohl die vorhin erwähnte Grille, die ich nach und nach ſo künſtlich ausſpann und erweiterte, daß ich mich endlich feſt überzeugte: Die Gräfin könne es wohl bey Malchen ſo weit bringen, daß —

Ja, nun ſtand ich wieder! Was ſollte ſie mir denn bey Malchen auswirken? Daß wußte ich nicht, hatte auch keine deutliche Idee davon. Nichts als Wünſche, ewige Wünſche, und wenn ich mich dann fragte: was wünſcheſt du dir denn? ſo ſtutzte ich wohl eine Weile, aber die wohlthätige Einbildungskraft nahm ſich meiner an, und verſetzte Berge.

Wenn ich mir einen Begriff von dem Zuſtand eines Menſchen machen will, der ſeinen ganzen Verſtand verlohren hat, ſo denke ich mir einen Liebhaber, wie ich damals war. So ganz Kind, ſo ganz aller edleren Kräfte beraubt, ſo ganz unthätig in mich ſelbſt verſchloſſen, ohne Plan, ohne Kraft und Muth, mir einen vorzuzeichnen, ſo aller Gewalt über mich ſelbſt beraubt, ſo lebendigtodt — mag ich nie wieder ſeyn! Wenn ich die Liebe auf dem Fuß betrieben hätte, wie meine größeren Mitpagen, ſo wäre ich vor dieſen Zufällen ſehr ſicher geweſen.

Uebrigens war es gar keine Frage, ob mich Malchen liebte? Wie war es möglich, daß es mir einfallen konnte, ſie hat mich vergeſſen? Freylich hatte ſie mich in vier Jahren nicht geſehen; aber was hinderte das? Sie war in andre Verbindungen und Verhältniſſe gekommen;

men; ſie hatte gewiß andre Mannsperſonen kennen gelernt, die ihr in der Nähe waren, und die ſie leicht einem Menſchen vorziehen konnte, mit dem ſie zwar als Kind geſpielt, von dem ſie aber ſeit langer Zeit keine Nachricht hatte. So natürlich mir dieſe Betrachtungen hätten ſeyn ſollen, beunruhigten ſie mich doch keinen Augenblick, oder, genauer geſagt, ich hatte nicht einmal die entfernteſte Ahndung davon. Und wie konnte ich auch, da ſie mich in L* * geſehen, und mir zugewinkt und zugelächelt hatte?

Es fehlte mir ohnehin ſehr an Kenntniß des Weltlaufes (das mußte die Gräfin auf den erſten Blick geſehn haben, ſonſt hätte ſich eine Frau von ihrer Feinheit wohl ſchwerlich ſolch eine platte Liebeserklärung zu Schulden kommen laſſen) aber jetzt war auch das wenige, was ich mir abſtrahirt hatte, völlig aus meinem Gedächtniſſe verſchwunden. Ich ſchob phantaſierte Ausſichten und Bilder den wirklichen unter, lebte und webte in einer Welt, die ich mir ſelbſt erſchaffen hatte, und verlor diejenige aus den Augen, auf welcher ich mit meinen leiblichen Füßen ging und ſtund.

Dreyzehntes Kapitel.

Moriz wird Soldat.

Alles, was ich in dieſem Zeitpunkte der Vergeſſenheit meiner ſelbſt, ſagte und that, war handgreiflicher Unſinn, womit ich mich und meine Leſer verſchonen muß. Ich war mürriſch, in mich ſelbſt verloren, that und ſagte alles verkehrt, war nachläßig und verdroſſen in meinen Geſchäften, und wünſchte ihrer ganz entledigt zu ſeyn; doch ohne zu wiſſen, was ich für einen andern Stand ergreifen ſollte. Meine Vorgeſetzten bemerkten dies, und da ſie mich ſchon lange aus einem falſchen Geſichtspunkt anſahen, ſo war es natürlich, daß ich immer tiefer und tiefer in ihrer Gunſt und Achtung fallen mußte. Es kam endlich ſo weit, daß

daß ſie höhern Orts erklärten, ich wäre zum Pagen völlig untauglich. Man würde mich auf der Stelle fortgeſchickt haben, wenn man mich nicht aus Achtung für meinen Vater geduldet hätte. Indeſſen ward in der Stille daran gearbeitet, mir eine andre Stelle anzuweiſen.

Nach einigen Tagen ließ mich die Gräfin rufen, und ich flog zu ihr, weil mir träumte, ſie würde mir eine angenehme Nachricht von Malchen mitzutheilen haben.

„Wie leben Sie, Lemberg? Immer noch ſo mißmuthig? Wenn Sie ſich nur entdeckten, vielleicht gäbe es Mittel darwider!"

Ich zuckte die Achſeln und hatte viel auf dem Herzen.

„Iſt es Mißvergnügen über Ihre Lage, oder verliebte Beſorgniß?"

Das erſtre, gnädige Gräfin!

„Iſt Ihnen das Pagenleben zuwider? Wünſchen Sie ſich einen andern Stand? Entdecken Sie ſich, ich weiß Mittel, Sie zu beruhigen!"

Dieſe letzten Worte brachten mein Blut in Bewegung. Denn ich glaubte, aus denſelben ſicher ſchließen zu dürfen, daß ſie Nachrichten von Malchen hätte, daß ſie im Begriff ſtände, mir mitzutheilen. So ſchief dieſe Vorſtellung war, ſo ſchief fiel auch meine Antwort aus.

„Ihr Betragen iſt unausſtehlich, Lemberg! Sie ſcheinen ſelbſt nicht zu wiſſen, was Sie wollen, und es iſt nöthig, daß Andre für Sie denken und handeln!“

Bey dieſen Worten fuhr ſie ganz von ungefähr in die Taſche, und ich hörte Papier rauſchen. Was konnte dies anders ſeyn, als ein Brief von Malchen? Ich erwartete unter Zittern und Ungeduld den Augenblick, wo ſie die Hand herausziehen würde. Es geſchah, aber da war kein Brief von Malchen, und wie bitter war ich getäuſcht! Meine ganze Faſſung ging mir durch.

„Wollen Sie Soldat werden?

Sehr gern!

„Cavalleriſt, oder Infanteriſt?“

Plöz

Plötzlich blieb ich ſtumm, und kann man rathen weßhalb? Wie ein Blitzſtrahl ſchoß mir der Gedanke durch die Seele, daß ein Infanterieregiment in den Vorſtädten von L** ſtünde. Was auf dieſen für ein andrer folgte, wird man auf den erſten Blick ſehen. Stumm war ich und blieb ich. Die Gräfin ſah mich mit ſpähenden Blicken an.

„Infanteriſt? Nicht, Lemberg?“

Wenn die gnädige Gräfin befehlen!

Sie lachte hell auf.

„Alſo Infanteriſt! Ich dächte aber, Sie ſchickten ſich beſſer zum Cavalleriſten. Was meynen Sie?“

Nein — ich — würde —

„Sie haben ſich aber ſchon als ein wahrer Ritter gezeigt! Wiſſen Sie wohl noch, durch Ihre Reiſe nach L**!“

Ich war wie verſtürzt und die ſcharfen Blicke der Gräfin machten mir Höllenpein.

„Doch, wie Sie wollen! Unter welches Regiment möchten Sie wohl?“

Gleichviel, unter welches! ſtotterte ich.

Ich mußte bey dieſer Antwort eine erſchreckliche Blöße geben, denn ſie ward mit großem Gelächter aufgenommen.

„Unter das zu L * * meynen Sie doch? Nicht, Lemberg?“

Nein — gnä — gnädige Gräfin —

„Alſo nicht nach L * *. Ich glaube ſelbſt, daß Ihnen der Ort zuwider ſeyn muß, weil er Sie in Arreſt gebracht hat.“

Sie ſagte dies mit einer ſtudierten Ernſthaftigkeit, die mir durch Mark und Bein ging.

„Aber Sie wären doch der erſtaunlichen Bitte überhoben, wenn Sie unter das Regiment nach L * * gingen?“

Jedes Wort war mir ein zweyſchneidiges Schwerdt. Ich ſiedete und kochte, fühlte aber nicht das mindeſte Zucken in den Muskeln des rechten Armes. Wie theuer mußte ich die Schelle bezahlen!

„Ich habe ſchon geſagt, Lemberg, daß Sie ſelbſt nicht wiſſen, was Sie wollen; ich muß mich

mich ſchon Ihrer annehmen. Kommen Sie morgen wieder, und holen Sie ſich Beſcheid!“

Ich drehete mich ſtillſchweigend um und ging. Sie rief mich zurück.

„Noch eins muß ich Ihnen ſagen: Sie gelten bey Hofe für einen Anverwandten von mir, merken Sie ſich das! Es hat gute Gründe, die Ihnen in die Augen fallen werden. Nun gehen Sie!“

Das Betragen der Gräfin blieb mir von Anfang bis zu Ende unbegreiflich; und das war natürlich, da ich ſie aus einem ganz falſchen Geſichtspunkt anſahe, den Umſtand ungerechnet, daß mein Kopf und Herz in einer Lage waren, die mir durchaus nicht erlaubte, das zu erforſchen, was um mich vorging: ich wußte ja nicht einmal, wie mir eigentlich war.

Den folgenden Tag bekam ich das Patent zu einer Fähndrichsſtelle unter dem Regimente zu L** und ich war wie vom Himmel gefallen.

Sogleich rannte ich zur Gräfin, um ihr zu danken; denn es war gewiß, daß ſie das alles bewirkt hatte. Aber weshalb intereſſierte ſie ſich ſo für mich? Um ihrer Freundin Malchen einen Gefallen damit zu erweiſen.

Dieſe ſeltſame Grille verließ mich nicht. Wie würde die Gräfin gelacht haben, wenn ſie derſelben auf die Spur gekommen wäre.

„Ich konnte es nicht anders machen, hub ſie mit verbißnem Lachen an, Sie mußten nach L * *. Es fehlte gerade ein Fähndrich. Wenn es Ihnen aber da nicht gefällt, ſo ſchreiben Sie es mir, ich will ſorgen, daß Sie mit der Zeit an ein anderes Regiment vertauſcht werden!“

Es ſchien, als ob ich dazu verurtheilt geweſen wäre, unter ihren Augen den Stummen zu ſpielen. Ich hatte mir vorgeſetzt, ihr ſoviel zu ſagen; aber konnt' ich es? Drey Worte und ein Blick von ihr machten mich zum Kinde.

Beym Abſchiede ſagte ſie zu mir: es bleibt dabey, Sie ſind mein Vetter. Oder mögen Sie nicht aus meiner Verwandtſchaft ſeyn?

„Welch ein Glück für mich, wenn ichs wäre!“ ſagte ich, und man bewundere meinen erſtaunlichen Muth.

Endlich einmal ein Wort, das ſich hören läßt! erwiederte ſie: Schade, daß es ſo ſehr ſpäte kömmt! Augenblicklich machte ſie die Thür hinter mir zu.

Den folgenden Tag ging ich zum Regiment ab. Habe ich wohl nöthig die Bewegungen zu ſchildern, die mich ergriffen, als ich die Thürme von L * * erblickte?

Vierzehntes Kapitel.

Furchtſamkeit wahrer Liebe.

Man wird es mir auf mein Wort glauben; daß ich die H * * Straße ſehr gut zu finden wußte. Drey bis viermal ſtahl ich mich täglich unter dem Erker weg, in welchem ich Malchen damals geſehen haben wollte; aber es dauerte gegen drey Wochen, eh ich das Glück hatte, ſie von neuem zu ſehen. Und als ich ſie endlich ſah — man denke ſich mein Staunen — war es in dem Fenſter eines Hauſes, das ich bis jetzt keines Blickes gewürdigt hatte; es ſtand an dem andern Ende und auf der andern Seite der Straße. Dieſe ſeltſame Erſcheinung erklärte ich mir am natürlichſten dadurch, daß die Franzöſin eine andre Wohnung bezogen habe. Denn es war unumſtößlich gewiß, daß ich Malchen damals an dem andern Ende und auf der entgegengeſetzten Seite der Straße, im Erker geſehen hatte —

So viel ich auch auf dreyßig Schritte unterſcheiden konnte, war Malchen, ſeitdem ich ſie nicht geſehen hatte, ein volles, friſches, ausgewachſenes Mädchen geworden. Das war ſonderbar! Als ich ſie damals im Erker erblickte, war ſie noch genau ſo groß, als ſie immer geweſen

weſen war, da ich noch mit ihr ſpielte. Aber in den vier Wochen war ſie erſtaunlich gewachſen.

Auch diesmal betrug ich mich ſehr albern. So lange ich weit genug von ihr entfernt war, ſah ich ſtarren Blicks nach ihr hin; als ich mich aber nahe unter ihrem Fenſter befand, ſah ich vor mich auf die Erde und beſchleunigte meine Schritte. Ein Andrer hätte ihr wenigſtens ein Kompliment gemacht.

Ich weiß nicht, wie lange ich dies Spiel würde getrieben haben, wenn nicht mein Muth durch einen Zufall gewachſen wäre. Einmal kam ich die Straße herunter und ſah Malchen wieder im Fenſter. Sie hatte ihr Geſicht nach der andern Seite gewandt und ſah mich nicht. Ich hatte alſo das ſüße Vergnügen, ihren Haarputz von hinten zu ſehen. Meine Blicke waren feſt auf ſie geheftet, und ließen nicht eher ab, bis ich dicht unter ihrem Fenſter war — plötzlich drehete ſie den Kopf, ſah mich an, fuhr zurück und machte das Fenſter zu.

Ihr Blick fuhr wie ein elektriſcher Schlag durch mein ganzes Weſen. Alles tanzte vor meinen Augen; meine Füße waren mir zu leicht, und mit jedem Schritte glaubte ich in eine Grube zu treten.

Es dauerte eine gute halbe Stunde, eh ich zu mir ſelbſt kam; und nun war mein erſter Gedanke, durch die H** Straße zurück zu gehen. Am Eingange derſelben ward ich auf einmal unſchlüßig, und ich hätte gewiß einen andern Weg genommen, wenn ſich nicht gerade einer meiner Kameraden zu mir gefunden hätte.

„Aha, Lemberg, ſagte er, haben Sie das Terrain von L** ſo ſtudirt?“

Wie ſo?

„Sie gehen doch durch die H** Straße um die Krone von L** zu ſehen?“

Mir fing unwillkührlich das Herz an zu pochen, und ich muß roth geworden ſeyn.

„Habe ichs getroffen? Armer Lemberg! Sie ſind nicht der einzige, dem's unterm Küraß ſchlägt,

ſchlägt, wenn er das Haus da (er zeigte mit dem Stocke auf das Haus, wo ich Malchen geſehen hatte) anſieht. Es war eine Zeit, wo ich ſelbſt ſolch ein Narr war. Kommen Sie; Sehen können Sie den Engel, aber das iſt auch alles!"

Ich fühlte eine höchſt unangenehme Bewegung in meinem Innern, jener ähnlich, die der große Blumiſt in Holland hatte, als ihn ein Fremder verſicherte, er habe eben die Blume, welche er nur auf dem ganzen Erdboden allein zu beſitzen glaubte, ſchon bey einem teutſchen Gärtner geſehen.

Mein Begleiter zog mich halb wider meinen Willen fort, und ein Glück für mich, daß Malchen nicht gerade aus dem Fenſter ſah, ich wäre ſonſt unter ihren Augen umgekehrt, und hätte dem Offizier die lächerlichſte Blöße gegeben. Wir kamen näher; ich wagte einen Blick; ſie ſtand am Fenſter; begegnete mir mit ihren Augen, und ſollte man es denken! ich war bäuriſch genug, einige Schritte vorbey beyzugehen, eh es mir einfiel, den Hut zu ziehen. Ich that es endlich, aber ohne hinter mich zu ſehen, und ſie war ſo nachſichtsvoll daß ſie das Fenſter aufriß und mir dankte. Mein Begleiter verſicherte mich, ſie habe gerufen: wie kommen Sie hieher, Herr von Lemberg? Ich hatte nichts gehört, glaubte es ihm auch nicht.

Mein Kamerad erkundigte ſich, woher unſere Bekanntſchaft rührte, und ich erzählte ihm in einer Art von Verzückung, daß ich ſie ſchon lange kennte und mit ihr erzogen wäre.

„Sie ſind zu beneiden, Lemberg!“ ſagte er: Aber warum beſuchen Sie das himmliſche Mädchen nicht? Oder iſt es ſchon geſchehen?“

Ich verſetzte ganz gleichgültig, daß ich ihr bey Gelegenheit meine Aufwartung machen würde.

„Bey Gelegenheit? Auf der Stelle ſollten Sie es thun! Sie hat, auf meine Ehre, gerufen!“

Mit dieſen Worten verließ er mich.

Von dieſem Tage an beſuchte ich die H** Straße mit leichterem Herzen, und hatte ſogar den Muth, Malchen von der Seite anzuſehen, wenn ich ſie grüßte. Aber hinauf zu gehen und mit ihr zu ſprechen? Es hätte eines Rieſenarmes bedurft, um mich in das Haus zu ſchieben.

Funfzehntes Kapitel.

Eine Hiobspoſt.

Dies Unweſen trieb ich gegen vier Wochen, ohne mich nur einen Schritt näher an ſie zu wagen: und doch war ich unbeſchreiblich glücklich.

„Wiſſen Sie wohl, Lemberg — ſagte der vorhin erwähnte Officier auf der Wachparade zu mir — aber, was ſollten Sie's nicht wiſſen: Fräulein von Lehmniz iſt Braut!"

Jedes Wort ein Donnerſchlag! Ich verſicherte ihn mit zitternder Stimme: Das wüßte ich nicht.

„Freylich muß ihr ein reicher Graf lieber ſeyn, als ein Fähndrich, fuhr er fort: aber laſſen Sie ſich kein graues Haar darüber wachſen. Sie ſind nicht der erſte, dem es ſo geht!“

Ich ſtieß mit meinem Rohre große Löcher in den Sand.

„Kennen Sie den Bräutigam?“

Ich ſchüttelte mit aufeinander gebiſſenen Zähnen den Kopf.

„Graf Waller!“

Wild und wüthend fuhr ich auf.

„Sehen Sie, da ſteht er, der dumme, ausgetrocknete, ſüße Narr! Nur ein paar Schritte näher, ſo können Sie ihn riechen!“

Mag ihn nicht riechen! ſchrye ich mit erſtickter Stimme, und mit einer Bewegung, die meinem Geſellſchaſter ſehr lächerlich ſeyn mußte.

„So ſehen Sie ihn doch nur wenigſtens an. Sie müſſen ſich doch an ſeinen Anblick gewöhnen: er bleibt mit ſeiner Braut in L**.“

Ich war wie auf der Folter; faßte aber doch Muth und ſah den Grafen an. Er ſtand mit einem Officier Hand in Hand.

„Wie kann man ſich aber mit ſolch einem elenden Kerl abgeben — ſagte ich mit der gan zen Wuth, die ſich mir aufs Herz geworfen hatte. — Ein Soldat, und ſolch ein Windbeutel! Dem Lieutenant Nahm kann ich nie wieder gut werden, weil er ein vertrauter Freund von dem lüſtigen Menſchen iſt!"

Bravo, bravo! rief mein Geſellſchafter lachend: Sie werden beredt! Immer geben Sie von ſich, was Sie auf dem Herzen haben, das wird ihnen gute Dienſte thun. — Wiſſen Sie, wie man hier die beyden Leute nennt? **Damon und Pythias.** Solch eine Freundſchaft iſt unerhört! Sie wohnen auf Einer Stube, ſchlafen in Einem Bette, halten ſich Ein Mädchen, kurz einer iſt des andern Schatten. Das iſt bekannt, und Sie haben ſie gewiß ſelbſt mehr als hundertmal geſehn!

„Kann ſeyn, aber es iſt mir nicht aufgefallen!"

Und nun fällts Ihnen ſo ſtark auf, daß Sie kochen? Ich ſehe, wo es Ihnen fehlt, lieber Lemberg, aber ich ſage Ihnen, die Lehmniz ſtraft ſich ſelbſt. Vielleicht iſt ſie auch von ihren Eltern dazu gezwungen. — Aber, mein Gott, das müſſen Sie ja alles wiſſen?

„Ich weiß nichts!"

Nun, ſo begreife ich Sie nicht. Sie müſſen mir ſagen, wie Sie mit ihr ſtehen. Gleich auf der Stelle, ich laſſe nicht nach.

Ich war alſo gezwungen zu beichten: ich erzählte ihm, daß ich zwar mit ihr erzogen wäre; daß ich ſie aber in vier Jahren nicht geſehen habe; kurz, geſtand ihm alles, was man weiß.

Nun dann, nahm er das Wort, dann haben Sie auch keine Anſprüche auf ſie, und es iſt Ihre eigne Schuld, wenn ſie einem Andern die Hand giebt. Sonderbarer Menſch! Wie können Sie vermuthen, daß es einem Mädchen genug ſeyn könne, wenn Sie ſich täglich zwey oder dreymal unter ihrem Fenſter wegſtehlen, und ſie höchſtens grüßen? Wie kann ſie glauben daß Sie etwas für ſie empfinden, wenn Sie nicht zu ihr kommen, da Ihnen der Zutritt unverwehrt iſt? Lieber, lieber Lemberg, ſich ſelbſt haben Sie es zuzuſchreiben, wenn Sie unglücklich ſind. Nun iſt es zu ſpät. In acht Tagen iſt Hochzeit! Muth gefaßt und vergeſſen — weiter iſt kein Weg übrig!

Sechzehntes Kapitel.

Ein Quiproquo.

Es wäre vergeblich, den damaligen Zuſtand meines Herzens zu ſchildern. Ich erinnere mich, acht Tage hindurch keinen einzigen hellen und dauernden Gedanken gehabt zu haben. Eine Menge von Bildern ſchwebte meiner Phantaſie vorüber, alle mit Blut und Mord gezeichnet; aber meine Raſerey kam nicht zum Ausbruch, ſo gewaltſam auch der Stoß war, den ſie die letzten Tage vor Malchens Hochzeit erhielt. Gräfin Waller kam aus D * * und ließ mich freundlichſt zur Hochzeit bitten. Herr und Frau von Lehmniz kamen und verkündigten mir die Vermählung ihrer Tochter, unter Jubel und Freude. Fräulein Louiſe wollte mich zu ihrem Tänzer in Beſchlag nehmen. Graf von Waller erſchien mit ſeinem Buſenfreunde **Rahm** und freuete ſich, meine Bekanntſchaft zu machen — Unerträglich, unerträglich! Ich wußte nicht, wo ich war! Ich kannte mich ſelbſt nicht!

Die ganze Stadt war voll von dieſer Vermählung. Ja, hieß es, er iſt freylich Graf, ſoll auch ſehr reich ſeyn — aber — den Nachſatz ſagte ſich der Bürger ins Ohr, und der Soldat lachte und ſagte öffentlich: Armer Graf, wie wirds in der Brautnacht ausſehen?

Indeſſen ging die Hochzeit vor ſich. Ich blieb im Bette und mußte das Fieber haben. Je dichter ich mich in meine Küſſen verhüllte, deſto lebhafter wurden mir die Bilder von Malchen und dem Grafen Waller. Ich nahm mir feſt vor, in vier Wochen nicht aus dem Bette aufzuſtehen, aber wie ſehr fiel mir ſchon ein halber Tag zur Laſt! Gegen Abend vermehrte ſich meine Unruhe. Ich wollte dies thun, wollte das thun, und that nichts. Endlich beſchloß ich, mich zu verkleiden, und mich unter die Zuſchauer zu miſchen, um — ja, wenn ich auch gewußt hätte, was ich da thun wollte. Ich nahm die Uniform meines Kerls, zog ſie an und hin. Alles war um und um erleuchtet, alles zeigte Glanz und Freude. Das Souper war in einem Gartenhauſe, auſſerhalb der Stadt, welches der Graf ſeiner neuen Gemahlin gemiethet hatte, und der Garten, der dazu gehörte, war aufs prächtigſte erleuchtet. Aber eben der Glanz und die Fröhlichkeit ſagten mir nicht zu. Ich ging zurück, wie ich gekommen war, und beſchloß, mich tief in mein Bette zu vergraben. Ich zog mich aus — plötzlich ward

ich

ich wieder anderes Sinnes. So kämpfte ich zwiſchen Wollen und Nichtwollen bis gegen zwey Uhr in der Nacht. Endlich widerſtand ich nicht länger. Ich warf einen großen Mantel, wie ſie damals allgemein getragen wurden, über den Schlafrock, und ging nach dem Gartenhauſe zurück.

Alles war ſtill; die Geſellſchaft ſchien auseinander gegangen zu ſeyn und die Lampen im Garten waren meiſt erloſchen. Die ſchauerliche Dunkelheit hielt mich. Ich ging dreymal um das Haus, die Augen in düſterer Verzweifelung auf ein Zimmer geheftet, wo ein dürftiges Licht zu brennen ſchien. Plötzlich erloſch auch dieſes, und die Ideen, die mir dieſer Umſtand erweckte, raubten mir Verſtand und Bewußtſeyn.

Und indem ich zum viertenmal ſo dicht im Mantel verhüllt, um das Haus ſchlich, öfnete ſich die Thür. Es kam eine Mannsperſon hinter mir her geſprungen und hielt mich. „Nun iſts Zeit, Nahm, flüſterte ſie, mach' alles, wie wirs verabredet haben!“

Ich ſtutzte und erſtarrte. Der Mann führte mich mit zitternder Hand zum Hauſe, und ich folgte, ohne einen Laut von mir geben zu können. „Wo — wo, will das hinaus?“

dachte ich und fühlte einen erſchütternden Froſt in allen Gliedern.

Wir ſtiegen mit äuſſerſter Behutſamkeit die Hälfte einer Treppe hinan. Hier nahm mir der Graf den Mantel ab und ſagte: die erſte Thüre rechts, du kannſt nicht fehlen! Er ſchien eben ſo ſehr aus aller Faſſung zu ſeyn als ich, und ſchob mich die Treppe hinauf. Ich verhielt mich ganz leidend; auch nicht der kleinſte Laut kam über meine Lippen.

Aber wie ward mir, als ich die Treppe vollends hinantappte, da plötzlich eine Thür aufging, ein ſanfter, warmer Hauch mich anwehete, eine weiche glühende Hand meine Rechte ergriff und mich nach ſich zog! Ich wäre mitgegangen und wenn ſich die Hölle mit allen ihren Schreckniſſen vor mir aufgethan hätte!

Behrend

Moriz;

ein kleiner Roman.

Zweyter Theil.

Behrendt

Weimar.

Moriz.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Extaſen.

Sie drückte mich an ihren wallenden Buſen und ſprach mit dem ganzen Zauber der weiblichen Lippe, wenn ſie von Mitleid überfließt, zu mir: iſt Ihnen wieder wohl, lieber Graf?

Der ſüße Ton ihrer Stimme durchdrang mein Innerſtes, und ein heftiges Zittern, welches mich wie Fieberſchauer erſchütterte, war die Folge dieſer Anrede.

Und hätte ich auch reden wollen, ich hätte es nicht gekonnt. Alle meine Empfindungen blieben nur halb empfunden, ſo Schlag auf Schlag durchkreuzte eine die andre, unterdrückte ſie, und war von einer andern unterdrückt. Es war ein Zuſtand der Betäubung, wo ich vor lauter Empfindungen nichts empfand, wo keine derſelben dauernd genug war und Gewalt genug hatte, das eiſerne Band meiner Zunge zu löſen.

„Sie antworten mir nicht?“ ſagte ſie im Tone der Aengſtlichkeit — Ich will — ach! — ich muß rufen!“

Das Wort rufen erweckte mich wie aus einem tiefen Schlafe — plötzlich flog das Bewußtſeyn meiner ganzen jetzigen Lage meiner Seele vorüber und ſchnell folgte die That dem Gedanken: ich umſchloß ſie mit dem ganzen gewaltigen Feuer der Liebe.

Und indem ich ſie an mein lautpochendes Herz drückte, fühlte ich, wie ihr rechter Arm, der um meinen Nacken lag, drey⸗viermal zuckte, als wenn man plötzlich erſchrickt, und daß dieſer Arm in der nächſten Sekunde darauf, ſanft auf meiner Schulter liegen blieb.

Sie ſagte noch ein paar Worte, die ich nicht verſtand, ließ mich raſch los und that einen kurzen Schritt zurück. Nur ihre Linke hatte ich noch, und dieſe drückte ich an mein

Herz, als wenn ich ſie in meine Bruſt hätte hineindrücken wollen.

„Ums Himmelswillen, ſind Sie's, oder" —

Die Worte erſtarben ihr auf den Lippen. Das „oder" war der Hauch eines ſanften Flüſterns, welches die Stelle des Lautes einnimt, in dem Momente, wo die Seele fühlt, daß die Zunge im Begrif iſt entweder unſchickliche oder beleidigende Dinge zu ſagen: ſie verwandelt mit der Schnelligkeit eines Blitzſtrahls den Hauch, der einen lauten Ton geben ſollte, in jenes Flüſtern, das kaum hörbar über die Lippen ſäuſelt.

In dem Augenblicke, wo ihre Seele den erſten Gedanken mit dem zweyten verdrung, trat ſie mir auch wieder näher, drückte ſie auch meine Hand wieder feuriger. Ich umſchloß ſie von neuem, ſie mich — und ſo in eins, ſo innig verſchlungen, brennende Wange an brennende Wange feſt geheftet, beyde nur einen Herzſchlag fühlend, beyde faſt eins — ſanken wir in unnennbare Wonne aufgelöſt zurück. Ohne

Bewußtſeyn, lebendigtodt, und doch voll Kraft fühllos, und doch bis aufs innerſte Mark bewegt, brannte und fror ich, ſtarb und erwacht' ich wechſelsweiſe, bis endlich meine ganze Lebenskraft in einen Hauch zuſammen ſchoß, und ſich in einen Seufzer auflöſte, der kaum ſtark genug war, den ſüſſen Namen Malchen über meine bebende Lippen zu drängen. Mein Haupt glitt langſam von ihren Buſen herab, und ihre Rechte ſchob mich mit einem ſanften Druck auf die Seite.

Zweytes Kapitel.

Muth und Stärke.

Plötzlich ſprang die Thür auf und Nahm ſtürzte mit Wallern herein. Malchen drückte das halb geſchloſſene Auge ganz zu, und blieb ohne Bewegung auf dem Bette liegen. Aber ich ſtand vor ihr, beyde Arme feſt an den Leib ge-

ge-

gedrückt, alle ihre Muskeln ſo ſtraff angeſpannt als wollte ich Eichbäume entwurzeln. Mein ſtarrer Blick ſchoß von Waller auf Rahm, von Rahm auf Waller, und nur zuweilen von der Seite auf Malchen, die ich hülflos liegen ließ, mit dem wilden Gedenken, der Kampf zwiſchen uns dreyen werde ſie zeitig genug aufſchrecken.

Rahm trat ein paar Schritte näher, hob das Licht auf, das er in der Hand hielt, und ſah mir ins Geſicht. Stumm und ſprachlos vor Staunen und Wuth ſetzte er das Licht auf den Tiſch und hielt ſich mit beyden Händen feſt an demſelben. Der Tiſch zitterte und krachte, bald ſtärker, bald ſchwächer, ſo wie ein innerer gewaltiger Sturm Rahmen ergriff und erſchütterte.

Waller ging todtenblaß und auf den Zehen um ihn herum. Bey jedem Schritte, den er that, knickten die Gelenke des Fußes, worauf er trat, hörbar. „O, mein armes Weib!“ ſagte er endlich, indem er den Kopf furchtſam nach dem Bette hinſtreckte und ſich mit beyden

Händen feſt an Rahmen hielt. Je näher ſein Kopf auf mich zu kam, deſto weiter rückte ihm meine feſtgeballte Rechte entgegen. „Eher ſoll ſie ewig ſchlafen, als durch dich erweckt werden!“ dies war der einzige helle Gedanke, deſſen ich mich während dieſer wechſelſeitigen Pantomime erinnere.

Mit dem einen Auge hüthete ich den Grafen, mit dem andern ſeinen Freund. Bey der kleinſten Bewegung, die dieſer machte, ſpannten ſich meine Muskeln unwillkührlich ſtraffer an, und auf meine Füße trat ich ſo feſt, als wollte ich mich in den Boden tief hineinpflanzen, um unerſchütterlich zu ſtehen, wenn man mich angriffe.

Ich weiß nicht, wie lange wir in dieſer ſtummen Stellung blieben. Malchen regte ſich endlich wieder, hüllte ſich aber in eben dem Augenblicke mit einem: Gütiger Gott, was iſt das? in das Kopfküſſen. Ich konnte nur einen kleinen, flüchtigen Seitenblick auf ſie, dem Rahmen abmüßigen; aber durch alle meine Glieder ſchoß eine betäubende Hitze, die aus der Beſorgniß entſtand, ſie möchte ſich noch einmal regen und rufen; ich fühlte, daß mich der klagende Ton ihrer Stimme rührete, und auf einige Momente muthlos machte: darum wünſchte ich, ſie nicht mehr zu hören.

„O, helfen ſie doch!“ rief der Graf, und ſein Zittern erſchütterte Rahmen, an den er ſich immer noch feſt hielt, und der Tiſch, auf welchen ſich dieſer mit beyden flachen Händen geſtüzt hatte, zitterte und krachte. Rahm ſah eine Zeitlang ſtumm vor ſich hin, dann ſchlug er die Augen auf und ſah ſich im Zimmer um, als wenn er etwas ſuchte. Meine Blicke folgten den ſeinigen überall hin; wo ſie ruhten, ruheten die meinigen; wandte er ſie aber auf Malchen, ſo ſtellte ich mich ihnen entgegen — auch ſehen ſollte er mein Malchen nicht, auch nicht ſehen! — Und angreifen? darauf ſtand Tod und Verderben.

Endlich verweilte ſein Blick in der einen Ecke des Zimmers ein paar Augenblicke, und

ich

ich bemerkte, daß dort ein Degen ſtand. Sollte ich ihm zuvorkommen, und den Degen für mich nehmen? — Nein, durchaus nein! Denn unterdeſſen hätte ſich der Graf dem Bette nähern können. Ich ſtand, wie in den Boden gewurzelt. Nahm riß ſich von Wallern los, ſprang nach dem Degen und faßte ihn, und plötzlich ſah ich um mich und über mich, wie wenn der Boden unter mir einſtürzte, und ich nun noch, um nicht zu verſinken, mit verzweifelnder Aengſtlichkeit nach etwas ſuchte, woran ich mich halten könnte. Die Schnelligkeit, womit ich dies that, leidet keine Vergleichung, und eben ſo wenig die gewaltſame Bewegung, die mich während dieſer unſäglich kurzen Momente ergriff. Aber indem ich ſo nach Rettung um mich blickte, bemerkte ich ein Piſtol neben mir über dem Bette. Sehen, faſſen und ſpannen war eins!

„Sie iſt geladen, um Gottes willen!" rief der Graf, indem er von weitem ſeine Hände nach mir ausſtreckte, und dann ſchnell auf Nahmen zuſprang, um ihm den Degen zu entwinden.

Er iſt geſchliffen, ich beſchwöre dich, Rahm! ſagte er zu dieſem, und ward von ihm ungeſtüm zurückgeſtoßen. Aber er ſtellte ſich von neuem zwiſchen uns, den Rücken nach mir gekehrt, und beyde Hände gegen Rahmen ausgebreitet. Dieſer ſah mit blitzendem Auge und zuckender Lippe über Wallers rechte Schulter, und über die linke ſchoß die Spitze ſeines Degens auf mich her; aber ich ſtreckte ihm mein Piſtol über die rechte Schulter des Grafen entgegen.

Da ſtanden wir! Er ſtach nicht zu, und konnte nicht zuſtechen; ich ſchoß nicht, obgleich ich ſchießen konnte. Hatten ſie doch mein Malchen noch nicht berührt! Nur darauf ſtand Tod und Verderben.

Von beyden Seiten kein Wort, kein Laut — nur das Geräuſch des Athems, der aus drey gefeſſelten Buſen gewaltſam hervorbrach; nur das Zittern der Diele auf welcher wir ſtanden!

In dem Augenblicke regte ſich Malchen von neuem, und es erfolgte der vorige Ausruf. Ihre Stimme ſchien uns alle Drey gleichſtark zu erſchüttern: mir dauchten die Sehnen des rechten Armes zu erſchlaffen: ich fühlte daß ich ſchwächer ward, und bekämpfte, um meinen Muth zu erhalten, Muth mit Muth — unausbleiblich war hier Ohnmacht oder Raſerey! Es ward leztre; und nun drang ich in wilder Wuth, mit der Linken alles vor mir her wegſtoßend, und die drohende Rechte aufgehoben, auf meine Gegner, packte den Grafen im Nacken, und hob und ſtürzte ihn über Rahmen hin. Beyde fielen. Rahm ließ den Degen fallen; ich mein Piſtol; und nun ergriff ich mit der Linken den Grafen, und mit der Rechten ſeinen Freund, und zerrte und ſchleppte ſie nach der Thür, ſtieß mit dem Fuße wider dieſelbe, ſie ſprang auf, und nun legte ich mich, mit Löwenſtärke im Arme, und mit Tigerwuth im Herzen, wider beyde, und ſchob ſie zur Thür hinaus. Der Graf kollerte ein paar

paar Stufen die Treppe hinab; und Rahm blieb wie auſſer ſich vor der Thüre liegen, die ich im Triumph zuſchlug und verriegelte.

Und nun ging ich ſo kalt, als wäre nichts geſchehen, putzte das Licht, ſetzte mich zu Malchen aufs Bette, und dabey war mir immer, als wenn ich lachen ſollte.

So wird allerhöchſte Glut zur Kälte, und allerhöchſte Kälte zur Glut!

Aber dieſer Zuſtand dauerte nicht zwey Minuten. Meine Glieder waren wie vom Rade zerſchmettert; ich fühlte ſie nicht, und konnte ſie nicht regen, und meine Augen ſanken zu, während ein kalter Schauer durch meine Adern fuhr, und meine Sinnen betäubte und gleichſam vernichtete.

Drittes Kapitel.

Geſtändniſſe ohne Worte.

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieſem Zuſtande blieb. Als ich die Augen aufſchlug, erblickte ich Malchen mit dem Lichte in der Hand vor mir.

„Gott! er lebt wieder! rief ſie mit einer Stimme, deren unendlich rührende Modulation ich noch zu hören glaube. Sie ſank halbohnmächtig in einen Lehnſtuhl, und ich ſprang auf und flog zu ihr. Ich nahm ihre Hand, und drückte meine Lippen feſt auf die ihrigen. Sie kam wieder zu ſich.

O, der erſte Blick, der aus ihrem halbgeöfneten Auge langſam auf mich fiel — nie und nimmer werde ich ihn vergeſſen! Ein Meer von Wonne ſtrömte aus ihm in mein erwärmtes Herz; unwillkührlich ſank ich vor ihr auf die Kniee; und noch jetzt ſchäme ich mich dieſer Stellung nicht. Das weibliche Auge, welchem die himmliſche Güte entſtrömen konnte, verdiente Anbetung vom Manne. Sie legte ihre rechte Hand ſanft auf meine Schulter und mit der linken hob ſie mich auf. „O, ziehn Sie mich aus dieſer Unruhe, Lemberg, ſagte ſie, indem ſie meine Hand ergriff und ſie langſam

ſam an ihr Herz drückte — oder ich ſterbe unter Ihren Händen!“

Ich fühlte mich wie verjüngt und verklärt. Der Nebel, der alle meine Geiſteskräfte bis daher verhüllt hatte, ſchwand in einem Nu, und ich ſah mit geläutertem Auge in Vergangenheit und Zukunft. Ich zitterte nicht mehr, wenn ich Malchen anſah, ſondern eine beſcheidene Vertraulichkeit trat an die Stelle der Furcht, die mich ſonſt bey ihrem Andenken oder ihrem Anblick befiel. Und ſie ſelbſt ſchien mich nicht zu fürchten; ihre Blicke verriethen nichts als diejenige Unruhe, die aus hochgeſpannter Neubegierde entſteht, und zwey oder drey derſelben ſagten mir noch einmal das Verlangen, das ſie mir vorhin ſchon mit Worten zu erkennen gegeben hatte.

Und nun ſtand ich nicht länger an, ſie zu befriedigen. Ich erzählte ihr mit einer feurigen Beredtſamkeit die Geſchichte dieſes Abends: wie ich voll Verzweiflung ums Haus gelaufen, wie mich der Graf gerufen und geheimnißvoll in ihr Zimmer geführt habe; wie ich empfindungs- und gedankenlos in ihre Arme geſunken ſey. —

„O, ich wußte, daß es der Graf nicht war!“ ſagte ſie und ſchien in eben dem Augenblick über dies Geſtändniß herzlich zu erſchrecken. Sie wandte ihren Blick von mir, legte die linke Hand vor die Augen und der helle Inkarnat der Unſchuld glühete auf ihren Wangen.

„Sie wußten — Sie wußten es?“ rief ich — O, wie konnten Sie das wiſſen?“ Ich drang in ſie, aber ſie ſchwieg. Es entſtand eine lange Pauſe, die aber nicht ängſtlich war, denn ich hielt Malchen feſt umſchloſſen. Ihr rechter Arm ruhete auf meiner linken Schulter, ſo, daß ihre Finger dicht über meiner Herzgrube lagen, und ihr linker Arm, drückte meinen rechten, den ich um ſie geſchlungen hatte, feſt an ihr Herz. Ihr Haupt ließ ſie, um ihre Lippen vor den meinigen zu ſchützen, lächelnd auf die linke Schulter zurückſinken.

Ach

Ach! in dieſer ſüßen Stellung hätte ich ſterben wollen! Ein ſanftes Feuer durchfloß meine Adern, brannte auf meinen Wangen, glühete auf meinen Lippen, und o! in meinem Herzen lebte die ſanftere Freude, die auf den erſten wilden Erguß des Entzückens zu folgen pflegt, und Bilder, unendlich ſchöner als Alles, was je eine feurige Einbildungskraft, die in Aether und Sonnenſtrahl lebt und webt, geſehn und erfunden hat, wallten im Gewande der ſanftern Morgenröthe meinem geiſtigen Auge vorüber. Himmel und Erde entſchwanden meinem verklärten Blicke, und nichts als mich und mein Malchen, ſah ich in dem gränzenloſen All, daß ſich mir zu Liebe, in ſein herrlichſtes Feuergewand gekleidet hatte.

In Malchens Auge glänzte ein ganzer Himmel voll Wonne, in einen einzigen, reinen Kriſtalltropfen aufgelöſt, der ſich bebend und flimmernd über die glühende Wange ergoß.

Viertes Kapitel

Erläuterungen.

Unter dieſen himmliſchen Träumen würden wir noch Stunden zugebracht haben, wenn uns nicht ein Geräuſch aufgeſchreckt hätte. Ich ſprang auf und lehnte mich gegen die Thür, mit einer Kraft, als wenn ich dem Stoße eines Rieſen zu widerſtehen gehabt hätte. Aber das Geräuſch ließ nach, und ich hörte, daß man in halblauten Wortwechſel die Treppe hinunter ging. Es waren die beyden Freunde, die ſich wieder aufgerafft hatten. „Morgen früh, ſoll ſich alles aufklären, ſagte der Graf — Ich beſchwöre dich warte ſo lange, ſonſt ziehen wir das ganze Haus herbey!“

„O, wir ſind ſicher bis morgen früh — rief ich und hüpfte zu Malchen — Luſtig, gutes Malchen, luſtig!“

Ich that drey hohe Sprünge und ſie lachte dazu.

„Wie wir uns ſo vergeſſen können! ſagte ſie erröthend — Ich glaube, wenn wir beyde morgen ſterben ſollten, wir dächten nicht daran! Aber, lieber Lemberg, wenn Sie ſich entfernten, es wäre wohl beſſer!“

Ich erinnere mich in meinem Leben nicht ſo erſchrocken zu ſeyn, als bey dieſen Worten: Der helle Angſtſchweiß ſtand mir vor der Stirn, und wenn zehn Degenſpitzen plötzlich auf mich eingedrungen wären, um mich aus dem Zimmer zu vertreiben, ſo hätten ſie mich nicht ſo unbeſchreiblich niederſchlagen können.

Vielleicht las ſie in meinen Blicken, wie tödtlich ſie mich erſchreckt hatte, denn ſie drang nicht weiter in mich und ſagte nicht nein, als ich ihr verſicherte: daß ich ſie ewig nicht aus meinen Augen laſſen würde. Mit Tagesanbruch ſollte ihr Vater die ganze Geſchichte erfahren, und dann über uns alle Recht ſprechen; dann ſollte er entſcheiden, ob ſeine Tochter die Gemahlin eines Menſchen bleiben könnte, der ſo wenig Gefühl für Ehre und Schande be-

ſäße;

ſäße, und dann — Aber ich hatte nicht Herz genug, ihr zu ſagen, was dann geſchehen ſollte. Aber ſie errieth es ohne meine Worte: das zeigte ihr heiteres Auge, welches ſie langſam von meiner Hand auf die Erde gleiten ließ.

Wir gingen Arm in Arm in herzlicher Vertraulichkeit im Zimmer auf und ab, und ihre Zunge ſchien ſich auf einmal zu löſen:

„O, wenn Sie wüßten, lieber Moriz — ach! ich muß Sie ſo nennen, denn dieſer Name ſetzt mich in die glücklichſten Zeiten meines Lebens zurück — wenn Sie wüßten, wie man mich überraſcht hat! — Vor drey Wochen erfuhr ich zuerſt, daß ich an den Grafen verheurathet werden ſollte, und ſeit geſtern bin ichs ſchon" —

Geweſen! Geweſen! unterbrach ich ſie hitzig — Sie ſollen ſehen, Sie ſollen ſehen!

„Die erſte Nachricht, von dem Unglücke, das mir bevorſtand, bekam ich von meiner Mutter. Es war ein Brief von der Gräfin Waller an meinen Vater eingelaufen, worin ſie anfangs die Verdienſte und das Alter ſeiner Familie gehörig anerkannte, und gleich darauf mit dem Verlangen ihres Neffen hinterdrein kam. Er ſollte mich in L * * geſehen, und vom erſten Anblick an nichts ſehnlicher gewünſcht haben, als ſich mit mir zu verbinden. Er ſey Graf, reich, und einziger Erbe einer Tante, die einen Abgott aus ihm machte.“

„Sie wiſſen, wie offen das gute Herz meines Vaters gegen Schmeicheleyen iſt, beſonders wenn ſie von dem Alter ſeiner Familie und ſeinen Kindern hergenommen ſind. Ohne ſich lange zu bedenken, ohne mich zu fragen, ſchreibt er mit der nächſten Poſt zurück, er wäre nicht abgeneigt; nur wünſchte er ſeinen Schwiegerſohn zu ſehen. Dieſer kommt in wenig Tagen an, und vollendet den Eindruck, den der Brief der Gräfin gemacht hatte.“

„Eh ichs mir verſehe, kömmt mein Vater mit dem Grafen hieher, und ſtellt mir ihn gleich bey der erſten Anrede als meinen künftigen Gemahl vor. Ich glaubte in den Boden zu ſinken! Ach! mein Herz war ſchon zu voll, um noch eine größere Laſt zu tragen! Ich hatte Sie öfters unter unſerm Fenſter hingehen ſehen; Ihr Anblick nach ſo langer Zeit weckte alle die Freuden von neuem in meinem Herzen auf,“ — —

„O, Lemberg (ſie ſenkte ihr Haupt zärtlich auf meine Schulter) und Sie ſahen nicht einmal zu mir herauf! Ach! und ich hätte Sie ſo gern geſprochen! hätte mich ſo gern unſerer frohen kleinen Spiele erinnert!“

„Anfangs glaubte ich, Sie wüßten es nicht, daß ich mich in L * * befände. Unwiderſtehlich ward am Ende mein Trieb, Ihnen dies zu erkennen zu geben. Als Sie wieder einmal vorbey gingen (es war noch ein Officier bey Ihnen) riß ich, wie auſſer mir, das Fenſter auf, und rief Ihnen nach: **Wie kommen Sie hieher, Herr von Lemberg?** Und kaum ſahen Sie ſich um, kaum grüßten Sie mich aus der Entfernung, und umſonſt hatte ich die Augen der Vorübergehenden auf mich gezogen!“

Malchen zerdrückte ihre Thränen im Auge; aber mir liefen ſie hell über die Backen. Ich ſuchte Worte, und fand keine, die mich hätten entſchuldigen können.

„Von der Zeit an fühlte ich eine Art von Erbitterung auf Sie: aber ſie machte mich unruhiger als vorher meine Neugierde. Sonſt war ich ſtündlich am Fenſter, um Ihnen zu zeigen, wie nahe ich Ihnen ſey — jetzt eben ſo oft, um Ihnen zu zeigen, daß ich — böſe auf Sie ſey. Aber Beydes machten ſie mir unmöglich, denn Sie gönnten mir nicht einen einzigen vollen Blick, und ſchielten von der Seite, als wenn Sie ſich vor mir fürchteten.“

„In dieſer Stimmung meines Herzens überraſchte mich mein Vater. Alles redete und drang in mich, und zeigte mir das Glück, das ich mit dem Grafen machen würde. Alles, von der Gouvernante an bis zur jüngſten Penſionaire, pries mich glücklich: die eine, daß ich einen Grafen heyrathen, die andre, daß ich nun bald ein recht prächtiges Brautkleid anziehen ben würde. So von allen Seiten beſtürmt und überraſcht; ſo ganz vergeſſen von dem, den ich unter allen meinen Jugendfreunden gerade zulezt vergeſſen hätte" —

O, ich hatte Sie nicht vergeſſen! rief ich, und eine Thräne nach der andern tröpfelte auf ihre Hand, die ich feſt an meine Bruſt drückte. —

„Ihm, dieſem (ſie zeigte lächelnd auf mich) zum Troz, gab ich dem Grafen das Jawort, und bin — unglücklich!"

Fünftes Kapitel.

Fortſezung.

Glücklich, glücklich! rief ich, und mein [illegible] Herz, aus welchem dieſer Ausruf hervordrang, pochte vor Freude, ihr dies verſichern zu können. Denn ſie gab mir ja deutlich zu verſtehen, daß ſie mich liebte, und daß ihr ganzes Glück davon abhienge, des Grafen ſen los zu werden, und dafür mich" — — und mich konnte ſie ja haben!

Ich muß lächeln, wenn ich mich dieſer kleinen Züge der unerkünſtelten Unſchuld erinnere. Man muß uns unſre damalige Unerfahrenheit zu Gute halten, denn, genau gerechnet, waren wir ja beyde noch Kinder. Aber gewiß iſt es, daß uns dieſe Treuherzigkeit in jenen Augenblicken unbeſchreiblich glücklich machte.

„Wenn ich nur auf der Stelle einen Boten gehabt hätte, (fuhr Malchen fort) ſo hätte ich Ihnen in Triumph verkündigen laſſen, daß ich nun einen Grafen heyrathen würde. Wären Sie gerade durch unſre Straße gegangen, ſo hätte ich alles angewandt, es Ihnen zu verſtehen zu geben: ſo eifrig war ich darauf bedacht, Ihnen zu zeigen, wie wenig ich mir nun aus Ihnen machte. Aber es gelang mir nicht. Doch gab ich noch nicht alle Hoffnung auf, weil mir der Hochzeittag noch bevorſtand, wo Sie mir gewiß nicht ausweichen konnten. Daß Sie ſo oft, und durch ſo mancherley Be-

kannte

kannte und Unbekannte zur Hochzeit gebeten wurden, haben Sie mir zu danken; denn ich wollte Sie durchaus ſehen, um Ihnen zu zeigen, daß ich nun mit einem Grafen vermählt würde, da Sie" —

Malchen ſah von der Seite, und nickte drey oder viermal mit dem Kopfe, wie Kinder nicken die ſich entzweyt haben, um einander zu ſagen: ich kann doch ſpielen ohne dich!

„Aber es hieß, Sie wären krank und würden nicht kommen. Auf einmal verſchwand alle meine Heiterkeit, und eine tödtliche Unruhe trat an ihre Stelle. Zuweilen war es mir ganz dunkel zu Muthe, als ob die ganze heutige Feyerlichkeit nur angeſtellt wäre um Sie zu kränken: und als Sie würklich nicht kamen, hatte ich ein ſehr ſonderbares Gefühl, das mich überredete, nun würde auch aus der ganzen Heyrath nichts werden. Aber welch ein unbeſchreiblicher Schreck, als der Prieſter ins Zimmer trat! Noch zwey bis dreymal ſah ich mich ängſtlich nach Ihnen um, und als ich Sie nicht bemerkte — o, Moriz, ich hätte laut aufſchreyen und aus dem Zimmer laufen mögen! Geſicht und Gehör verließen mich; vor meinen Augen ward alles ſchwarz, und, ſobald ich das unglückliche Ja ausgeſprochen hatte, ward ich ohnmächtig!"

„Man ermunterte mich zwar, aber ich kam den ganzen Tag nicht zu mir ſelbſt. Hundertmal war ich im Begriff meinen Bräutigam „lieber Moriz" zu nennen — hundertmal erſtarb das Wort auf meiner Zunge. Noch nie hatte ich ſo oft und ſo lebhaft an Sie gedacht, als heute, wo es Verbrechen war, an Sie zu denken. Aber ich konnte — ich konnte mein Herz nicht bändigen, daß Sie ungeſtüm von mir foderte. Sie ſchwebten mir vor Augen, und meine Blicke hiengen an Ihrem Bilde. Meine Mutter machte mir Vorwürfe, daß ich an dem glücklichſten Tage meines Lebens ſo ſtill und traurig wäre, und meinen Bräutigam ängſtigte. Aber — der zeigte eben ſo

we=

wenig aufrichtige Freude, als ich; und die Geſellſchaft machte ſich auf ſeine Koſten luſtig.“

„O, wie oft ſuchte Sie mein naſſes Auge unter den Zuſchauern und Gäſten! Verſchwunden war jede unfreundliche Empfindung gegen Sie. Nun wünſchte ich Sie zu ſehen, um — Ihnen mein Unglück zu klagen, nicht, um über Sie zu triumphiren. Und wenn ich mich dann ſo ganz in mich und meinen Kummer verlor, ſo war mirs immer, als ob mir jemand ins Ohr raunte: „Du ſollſt ihn ſehen! Sehnſuchtsvoll irrte dann mein Auge von neuem umher, um Sie unter der Menge zu entdecken; aber vergebens, immer vergebens!“

„Das Andenken an die kommende Nacht ſchlug mich vollends zu Boden. Mein Vater eilte faſt angelegentlicher als es der Wohlſtand erlaubte, die Geſellſchaft zum Aufbruche zu bewegen. Ich bat ihn, ſo oft es ſich unvermerkt thun ließ, nicht ſo zu eilen; aber er lachte über meine Verlegenheit. Alles verlor ſich nach und nach, und endlich ſah ich mich nur noch mit meiner Mutter und der Gräfin in dem weiten Zimmer allein. O, das Herz hätte mir ſpringen mögen, als ſie mich bey der Hand nahmen und hieher führten. Ich weinte und ſchluchzte laut; und alle ihre Tröſtungen, ſo wenig als ihre Scherze, vermochten etwas über mich. Ich bat nur um einen einzigen Tag Aufſchub, aber ſie waren unerbitlich, und ließen mich endlich allein.“

„Mein voriger Zuſtand war nichts gegen den, in welchen ich nun gerieth. Nun war alle Hoffnung verſchwunden! Mögliche Umſtände konnten mich nicht retten; mein armes Herz hing ſich alſo an unmögliche, um doch nicht ganz dem Harme zu erliegen. Ich ſchwärmte wie im hitzigen Fieber, und — o, lieber, lieber Moriz, was geſteh ich Ihnen nicht alles — Sie hatten großen Antheil an dieſen Schwärmereyen. Ich vergaß über Ihnen den Grafen!“

„Aber ich hatte dieſen letzten kleinen Troſt nicht lange. Er erſchien ſelbſt und kam auf mich zu. Er war in der ſichtbarſten Verlegenheit, und die Hand, womit er mich angriff, zitterte gewaltſamer als die meinige. Auf ſeiner Stirn lag finſtrer Mißmuth (ſo kam es mir vor) und ſeine Lippen, die er auf meine Hand drückte, waren eißkalt. Er klagte über Hitze und wüthendes Kopfweh, ſchwieg eine Zeitlang ganz, ſtammelte wieder ein paar Worte, und that endlich die Lichter bis auf ein Nachtlämpchen aus. Mit jedem erloſchenen Lichtſtrahl, erſtarb ein Strahl meiner Hoffnung, und ſie erloſch am Ende faſt ganz, und flackerte nur noch zuweilen matt und bebend auf, wie das Lämpchen, das neben mir auf dem Tiſche ſtand. Und o! als er auch dies auslöſchte, und um und um dicke Finſterniß im Zimmer lag — hin war meine Hoffnung, hin Gefühl und Bewußtſeyn!"

„Ich erinnere mich nur noch ganz dunkel, daß der Graf nun angelegentlicher über Kopfſchmerz klagte, und daß er endlich aus dem Zimmer ging, unter dem Vorwande: ein Flaſon zu holen. Da war ich allein, in dem finſtern, einſamen, todten Zimmer! Ich hörte keinen menſchlichen Laut, als das ängſtliche Pochen meines eignen Herzens. Jetzt wünſchte ich lebhaft, daß der Graf zurückkommen möchte. Ich tappte nach der Thür, fand ſie, und machte ſie leiſe auf; ich hörte jemand auf der Treppe; er kam näher; ich reichte ihm meine Hand — o, welch ein Unterſchied! Aber ich hatte nicht Muth mir denſelben zu geſtehen."

„Statt der vorigen kalten, erwärmte jetzt eine feurige Hand die meinige; ein anderer Athemzug; ein feſterer Tritt; ein Druck, der feuriger war, als des Grafen feurigſte Umarmung — alles das hörte, fühlte ich — aber meine Bruſt war wie in Ketten geklemmt — ich hatte nicht Athem genug zu rufen — nicht Muth genug, zu zweifeln — nicht Kraft genug, mich loszuwinden. Ein dunkles, ahndendes Gefühl beſchäftigte und erfüllte mein Herz, arbeitete und pochte in demſelben; meine Augen ſahen nichts, aber meine Hand leiſtete mir ihre Dienſte — es war der Graf nicht, der mich in ſeine Arme ſchloß; er konnte es nicht ſeyn — „Und wer wäre es ſonſt?“ liſpelte es leiſe in meiner Seele; aber ich bekämpfte dieſen Einwurf mit einem unüberzeugbaren, ſtörriſchen „er iſt es nicht!“ — Ach! und er war es auch nicht! Moriz — Moriz — war es! daß wußt' ich, das wußt' ich! Aber ich weiß nicht, woher ichs wußte!“

Mit dieſen Worten warf ſich Malchen in meine Arme und weg! über Erde und Himmel hinweg ſchwebten wir beyde!

Sechſtes Kapitel.

Gräfin Waller erſcheint, um — zu verſchwinden.

Unter dieſen Ergießungen wechſelſeitiger Zärtlichkeit brach der Tag an, und mit demſelben ging ein neues Licht in meiner Seele auf. Denn bis daher hatte ich nur wenig, und gleichſam wider Willen an Vergangenheit und Zukunft gedacht. Jetzt machte ich mich auf große Begebenheiten gefaßt, und beſtrebte mich, ihnen mit Unerſchrockenheit zu begegnen. Aber Malchen war auſſer ſich vor ängſtlicher Erwartung, und mein Muth ſchien ihre Angſt zu vermehren, weil ſie nicht Kräfte genug hatte, ſich an denſelben anzuſchließen.

Es pochte an der Thür und eine Stimme rief: Machen Sie auf Herr von Lemberg! Malchen fuhr zuſammen, aber ich ſprang, den Degen in der Hand, nach der Thür, machte ſie auf, und Gräfin Waller trat herein.

Sie machte die Miene eines Kaufmanns, der ſeinen Freunden lachend ankündigt, daß ihm eine lumpigte Spekulation, mit einem nicht nennenswerthen Verluſt von funfzig tauſend Thalern verunglückt ſey. — „Guten Morgen, Frau mit drey Männern rief ſie, indem ſie auf Malchen zu hüpfte und vor Lachen erſticken wollte — hierdurch werden Sie (ſie gab ihr ein zuſammengelegtes Papier) hierdurch werden Sie zwey davon los: einen Grafen und ein Premier-Lieutenant; und nun wird Ihnen von ſelbſt zufallen (indem ſie ſich nach der Thür zog, das Geſicht von mir abgewandt und die rechte Hand in der Lage, womit man Schellen auffängt) der Fähndrich!" — Huſch! war ſie zur Thür hinaus und mit ſchallendem Gelächter die Treppe hinunter. Nach einigen Minuten rollte ihr Wagen unter unſerm Fenſter weg und wir verloren ſie bald aus den Augen.

Siebentes Kapitel.

Es iſt ja richtig!

Die Schrift war an den Oberſten Lehmniz, Malchens Vater, überſchrieben. Ich erboth mich, ihm dieſelbe auf der Stelle auszuhändigen, denn ihr Inhalt ging mich (wie ich aus den Worten der Gräfin ſchloß) viel zu nahe an, als daß ich hätte ruhig dabey bleiben können. Aber Mal-

Malchen wollte lieber, daß ich ſeine Ankunft erwarten ſollte, denn ſie fürchtete immer noch, von dem Grafen überraſcht zu werden. Der Oberſt kam endlich mit ſeiner Gemahlin.

„Nein, ſagte er, als er in die Thüre trat, ſo ganz richtig iſt es dieſe Nacht nicht zugegangen. Ich bin ein paarmal über dem Gepolter aufgewacht. Nu, wir wollen jetzt ſehn!"

Er erſtarrte, als ich ihm ſo auf einmal in die Augen fiel! „Was Henker und Hagel!" rief er, indem er mich wild bey dem Arme nahm und ans Fenſter zog — Fähndrich Springsinsfeld in einer Nachtjacke bey meiner Tochter? Ich bitt' euch um Gottes willen, ſprecht, ſprecht!"

Frau von Lehmniz ſtand ohne Bewegung von der Seite, und ſah uns mit ſtarren Augen an. Malchen konnte eben ſo wenig ſprechen als ich. Stillſchweigend reichte ich dem Alten die Schrift von der Gräfin. Er riß ſie ungeſtüm auf, und einige Stücke Papier fielen ihm entgegen. Ich hob ſie auf, ſetzte ſie zuſammen,

men, und ſahe, daß es ein zerrißner Ehekontrakt war.

„Infame Pfote, (rief der Alte) infame Pfote!“ und alle ſeine Glieder zitterten.“ Lies Jettchen, lies!“ Er gab ſeiner Gemahlin die Schrift, und ſie las:

„Es ſind dieſe Nacht in der Brautkammer
„Dinge vorgefallen, die ſich mit Menſchen-
„zungen nicht ausſprechen laſſen“ —

„Ha, Fähndrich!“ rief Malchens Vater, und packte mich vor der Bruſt. Malchen that einen lauten Schrey, und Frau von Lehmniz ſuchte mich von ihm loszumachen. Ich hätte mich nicht gewehrt, und wenn er mich erdroſſelt hätte!

Mein Gott! ſagte Frau von Lehmniz — laß ihn doch nur los, bis ich alles geleſen habe!

„Nein, rief er, nein! und dabey packte er mich noch grimmiger an, und ſchüttelte mich, daß mir die Zähne klapperten. Frau von Lehmniz las weiter:

„Mein

„Mein Neffe hat zuweilen Anfälle von Unſinn und Verrückung; das hat er dieſe „Nacht gezeigt. Ihre Tochter und der Fähnbrich werden Ihnen erzählen" —

In dem Augenblicke nahm er Malchen bey der Hand und ſchüttelte ſie eben ſo wie mich: „erzählt, erzählt!" rief er dabey wie auſſer Athem. Hätte er Malchen noch einmal ſo geſchüttelt, ſo wär' ich dazwiſchen geſprungen: aber er ſchien ſich etwas zu mäßigen, und ich fieng an zu erzählen. Während meiner Erzählung ward die Hand, womit er mich feſt hielt, immer lockerer, und endlich ließ er mich ganz los und behielt nur noch Malchens Hand, die er hitzig hin und herſchleuderte. Zuweilen fragte er: iſt das alles wahr, meine Tochter? Malchen nickte dann jedesmal mit dem Kopfe, und blickte dabey ihre Mutter ängſtlich von der Seite an.

„Während meiner Erzählung trat Fräulein Louiſe ins Zimmer. „Was will ſie hier?" fuhr er ſie an, und Louiſe machte die Thür unter allen Merkmalen des höchſtens Erſtaunens langſam wieder zu.

Als ich meine Erzählung geendigt hatte, ſprang er auf, ging nachdenkend im Zimmer auf und ab — plötzlich ergriff er das Piſtol und fuhr zur Thür hinaus. Ich ſtürzte hinterdrein. Er rannte die Treppen hinunter und rief eines Rufens; Wo iſt er? Wo iſt er? der —

Aber kein Graf zu hören und zu ſehen! Fräulein Louiſe ſprang herzu, und ſagte: er iſt fort! „Warum — ſchrye der Alte und griff nach ihrem Arm — warum haſt du ihn fort gelaſſen?“ Das arme Mädchen zitterte und bebte und fiel mir halbohnmächtig entgegen. Ihr Vater ließ ſie los, und blieb einige Augenblicke unbeweglich auf einem Flecke ſtehen. Auf einmal nahm er mich bey der Hand, ſchüttelte ſie und ſagte: bey den Haaren, haſt du ſie aus der Kammer geſchleppt? — Ja, ſagte ich, und die Treppe hinunter geworfen! Es ſchien, als ob er ſich nach dieſer Frage und Antwort ein

ein wenig beruhigte. Er ſah Louiſen, die ſich mit dem Kopfe gegen einen Pfeiler gelehnt hatte, an, und nahm ſie bey der Hand. „Komm nur mit herauf Louischen, ſagte er ſanft zu ihr, daß du ſelbſt ſiehſt, daß du ſelbſt hörſt“ — Er ward von neuem hitzig, aber nicht in dem Grade als vorher.

Wir gingen hinauf und fanden Malchen und ihre Mutter in Thränen. „Lies weiter!“ ſagte der Oberſt und warf ſich in einen Lehnſtuhl, daß er laut krachte.

„alles erzählen!“

„Mein Gott, das haſt du ja ſchon geleſen! ſagte er zur Frau von Lehmnitz und ſie las weiter:

„Ihre Tochter wird mit einem Fähndrich,
„der ſeine geſunde fünf Sinne hat, beſſer
„fahren, als mit einem Grafen der nicht
„richtig im Kopfe iſt; deswegen erfolgt hier-
„bey der Ehekontrakt zerriſſen zurück und die
„Eheſcheidung ſoll binnen hier und vier Wo-
„chen auf Ihrem Guthe ſeyn. Uebrigens

„würden Sie wohl thun, wenn Sie die ganze Sache ſchlafen ließen, und nicht durch einen unüberlegten Schritt uns alle, beſonders aber Ihre arme Tochter, zum Gelächter machten. Ich habe mich deshalb entfernt, und Sie thun wohl, wenn Sie meinem Beyſpiele folgen und ſich nicht dem Fingerzeigen der Welt ausſetzen. Von meinem Neffen ſage ich mich hiermit ein für allemal los, und Sie würden ſehr ungerecht ſeyn, wenn Sie mich wollten büßen laſſen, was er verbrochen hat. Wenn er Ihnen einmal in die Hände fallen ſollte (woran ich aber zweifle, denn er iſt vor einer Stunde fort geritten und niemand weiß wohin) ſo werden Sie ſchon ſo mit ihm verfahren (das traue ich Ihrem bekannten Gefühle für Ehre zu) daß er ſich in Zukunft hüten wird, ſich eine Gemahlin für einen Andern zu nehmen. Leben Sie wohl, und halten Sie die ganze Sache ſo geheim als möglich — das verlangt Ihre eigne und Ihrer Tochter Ehre.“

„Den

„Den Kopf ſpalt' ich ihm! rief der Oberſte — darauf kann er rechnen! Und wäre das Weib nicht ein Weib — ſeht, Kinder! — Aber was meynſt du, Jettchen — fuhr er zu ſeiner Gemahlin fort — der Blitzjunge hat die beyden Kerls bey den Haaren zur Thür herausgeſchleppt? Hätteſt du ihm das wohl angeſehen?"

Ja, das hat er gethan! rief Malchen und ihre Augen funkelten vor Freude. Frau von Lehmnitz und Louischen ſahen mich verwundert an. In den Mienen und Bewegungen der letztern zeigte ſich eine aufs höchſte geſpannte Neubegierde; aber zum Unglück waren wir alle zu ſehr vertieft, als daß wir auch die kleinſte ihrer Fragen hätten beantworten können.

Aber, was ſoll nun werden? ſagte Frau von Lehmnitz!

„O, ich wollte, daß du mit deinen Fragen — ſagte der Alte — der Kopf iſt mir ja ſo verrückt, daß ich noch nicht 'mal weiß, was geſchehen iſt, viel weniger, was geſchehen

hen ſoll. — Beym T** du kannſt mir ja doch eine Viertelſtunde Bedenkzeit gönnen!“

Wir wollen den Papa allein laſſen! ſagte Fräulein Louiſe — komm Malchen, du ſollſt mir erz —

„Durchaus nicht! Ihr ſollt alle hier bleiben!“ rief der Oberſte; Louischen trat troſtlos zurück.

„Noch eins, Jettchen — ſagte er zu Frau von Lehmnitz — examinire 'mal die da (auf Malchen zeigend) ob nicht — Henker! Du verſtehſt mich ja! Geh doch! Du weißt, als es noch kleine Krabben waren —

Frau von Lehmnitz nahm Malchen bey der Hand und führte ſie zum Zimmer hinaus. Louischen wollte hinterdrein, aber die Thür ward ihr vor der Naſe zugedrückt. — Sie ging ans Fenſter und die hellen Thränen ſchoſſen ihr über die Backen.

Mich nahm der Alte beyſeite und ſagte halblaut, halbleiſe: „Springinsfeld, hat der Teufel ſein Spiel gehabt?“

Mir ſchoß mein ganzes Blut ins Geſicht und ich bebte ärger als ein Miſſethäter.

„Ja, Junge? Nicke nur, oder ſchüttle, wenn du es nicht ſagen kannſt?“ Ich konnte weder nicken noch ſchütteln. Nicken wollt' ich nicht, und ſchütteln konnt' ich nicht, mithin ſtand mein Kopf wie eingerammelt.

Du ſollſt es ja nicht ſagen! Nicke, oder ſchüttle doch nur! Du ſchüttelſt nicht? Mithin iſt es richtig! Nicht? — Du ſchüttelſt nicht? — Es iſt richtig, es iſt richtig! rief er auf einmal und ließ mich los — Jettchen, komm 'rein, es iſt richtig!

Frau von Lehmnitz erſchien mit Malchen. Er nahm die Hand der letztern und legte ſie in die meinige. „Sieh, Jettchen, ſagte er zu Frau von Lehmnitz und ein paar große Thränen ſtiegen ihm aus den Augenwinkeln — Sieh nur — dieſe Kinder ſollen ſich heyrathen!

„Heyrathen?“ ſchrye Fräulein Louiſe und ſprang mitten unter uns.

„Es

„Es iſt ja richtig! rief ihr Vater — Kinder, es iſt ja richtig! Was kann es anders werden? (er wandte ſich zu ſeiner Gemahlin) Haſt du's nicht auch richtig befunden?“

Malchen zerdrehete die Zipfel ihres Halstuches, ich ſah an die Decke, und Fräulein Louiſe guckte andächtiglich durchs Fenſter.

Achtes Kapitel.

Ausſichten zu Mord und Todſchlage.

Nach einigen Minuten trat ein Officier ins Zimmer, und foderte mich im Namen des Premier-Lieutenants Rahm auf Schuß oder Stich. Die drey Frauenzimmer erſchraken von ganzem Herzen, aber der alte Huſar hatte eine innerliche Freude. „Ich ſekundire ihm, rief er — Aber ſagen Sie dem Herrn von Rahm zurück: brave Kerls ſchlügen ſich auf den Hieb! Um Neun Uhr kann er ins *** kommen, da ſoll er uns finden; und wenn ihm der (er zeigte auf

auf mich) nicht genug giebt, ſo kriegt ers von mir — denn ſehen Sie (auf Malchen zeigend) das Mädchen iſt meine Tochter! Sagen Sie ihm das wieder!"

Bey den letztern Worten fingen die drey Weiber laut an zu ſchreyen.

„Haſt du es vergeſſen? ſagte er zur Frau von Lehmnitz — daß ich mich mit drey Oeſtreichern 'rumgehauen habe? — Und du (zu Malchen) daß der dieſe Nacht die beyden Kerls bey den Haaren zur Stube 'rausgeſchleppt hat? — Alſo! — Und nun gebt mir keinen Laut von euch, daß ichs höre?"

Darauf ſchickte er ſeinen Jäger fort, der meine Uniform und Degen holen mußte. Während der Zeit nahm er mich beym Arm, und ging mit mir im Zimmer auf und ab. Zugleich horchte er, ob eine von den Damen wimmerte, und hörte er einen Seufzer, ſo drückte er jedesmal meinen Arm feſt an ſich, um mich aufmerkſam darauf zu machen.

Als meine Uniform ankam, half er ſelbſt mich anziehen. Seine Uhr legte er auf den Tiſch, und wenn eine Viertelſtunde vorbey war, ſagte er es jedesmal. Endlich ſchlug es drey Viertel auf Neun, und es wurden zwey Pferde vorgeführt. Nun konnten die ernſtlichſten Drohungen die Weiber nicht mehr zurückhalten. Sie hingen ſich wechſelsweiſe an mich und an den Vater; aber er ſagte ihnen ſtatt alles Troſtes: Die Ehre ruft! Habt euch nicht ſo närriſch, Kinder! — Für Malchen behielt er ſeinen kräftigſten Troſtſpruch bis zuletzt auf; denn erſt unten an der Treppe ſagte er zu ihr: er ſoll dir ein paar Finger mitbringen zum Brautgeſchenk; freueſt du dich nicht darauf, Töchterchen? — Aber Töchterchen wurde ohnmächtig! Ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern, nahm er mich bey der Hand und ſagte: Närrchen, es war ja nicht mein Ernſt!

Neuntes Kapitel.

Nur zwey Finger! und die ganze Geſchichte iſt aus.

„Springinsfeld — ſagte er unterwegs zu mir — es wäre doch ſo übel nicht, wenn Du ihm ein paar Finger kürzer machteſt! Warum ſtreckt er ſie nach verbothener Frucht aus. Sieh (er zeigte mir mit ſeinem Hirſchfänger eine Bewegung) wenn du, eh er ſichs verſieht, mit dem Degen von der Seite herumfährſt, ſo ſind die Finger, die am Griffe liegen bloß, und du kannſt ſie ihm mit einem Hieb abnehmen. Dann iſt die ganze Geſchichte aus, und ihr ſeyd wieder gute Freunde!“

Ich mußte dem alten wunderlichen Manne verſprechen, mein Möglichſtes zu thun, um ihm zwey Finger abzunehmen, und wir kamen in ** an. Nahm erſchien mit ſeinem Sekundanten kurz nach uns.

Rahms Anblick brachte mich aus aller Faſſung. Alle Ideen der vorigen Nacht wurden in meinem Kopfe von neuem rege, und ich griff eben ſo raſch nach meinem Degen, als ich vor einigen Stunden nach dem Piſtol griff. Ich zog und legte mich in Poſitur.

Rahm ließ mich nicht lange warten. Sein Degen pfiff auf mich ein, und Schlag auf Schlag fiel hier und da!

„Was ich dir geſagt habe, Fähndrich! ſagte der alte Huſar, der mir zur Seite ſtand — das Brautgeſchenk!“

Aber ich hatte es mit keinem Neulinge zu thun! Rahms Streiche fielen ſo raſch, ſo hageldicht, ſo gewaltig, daß ſolch ein friſcher Arm dazu gehörte als der meinige war, wenn es nicht am Degengriff erſtarren ſollte.

Keiner von uns gab einen Laut; aber der Alte machte bey jedem Ausfall ein Feldgeſchrey mit ſeinem „Was ich dir geſagt habe, Fähndrich!“

Wir thaten drey Gänge, und von beyden Seiten kein Tropfen Blut. „Brave Jungen,

bra-

brave Jungen!" ſagte der Alte während der Pauſe — „Aber was ich dir geſagt habe!"

Zum viertenmal ſtürzten wir auf einander, und Rahm ſchien ſeine ganze Wuth und Stärke zuſammenzunehmen. Hitziger als vorher drang er auf mich ein, und mit jedem Hiebe ſtieg ſeine Erbitterung. Seine Streiche wurden immer gewaltiger; aber ſeine Paraden immer ſorgloſer und unordentlicher: und als er endlich einen wüthenden Kopfhieb auf mich führte, that ich einen Seitenſchritt, und hieb ihn über den Arm, daß ſein Degen ſank und ein Strom von Blut an demſelben herunterſchoß.

„Victoria!" ſchrie der alte Huſar, und ſprang zwiſchen uns — „Alles gut, alles vergeſſen! Nun vertragt euch!"

Rahm reichte mir mit weggewandtem Geſichte ſeine linke Hand; und als mich der Alte zum Verſöhnungskuß ſchob, drehete er den Kopf, und ließ mich ſein Ohr küſſen.

„Pfui — ſagte der Oberſte, indem er ſein Schnupftuch herauszog, und es Rahmen feſt um um ſeine Wunde wickelte — Blut macht gut! Ihr ſollt und müßt euch vertragen!“ Darauf drehete er mir Rahms Mund entgegen. Rahm lächelte, und umſchloß mich mit ſeiner linken recht herzlich. Der alte Lehmniz that einen Luftſprung. Wir halfen dem Lieutenant auf ſein Pferd, und er war im Begriff mit ſeinem Sekundanten, ohne uns, davon zu reiten; aber der Oberſte ſprengte hinterdrein, und ſagte: Rahm, Ihr hättet eure Schuldigkeit nicht halb gethan, wenn Ihr nicht mit mir rittet, und euch nicht noch mit meiner Tochter vertrüget. Denn ſeht nur, das arme Mädchen habt ihr am meiſten beleidigt!“

Mir wurde warm bey dieſen Worten.

„O, erſparen Sie mir dieſe Demüthigung, erwiederte Rahm — zu allem andern ſteh ich zu Befehl!“

„Nun gut, bey einer andern Gelegenheit! Aber ſagt mir nur, warum hat der Windbeutel nicht zu meiner Tochter ins Bette gewollt? Sie iſt doch, beym T**! nicht häßlich!“

Schön

Schön wie ein Engel! ſagte Rahm; und bey mir ſtieg eine Art von Verdruß auf, daß er ſich unterfing dies zu ſagen — Aber heute verlangen Sie keine weitläuftige Erzählung von mir: Waller heyrathete nicht Ihre Tochter, ſondern Ihr Geld. Sein Vermögen war durch die Lüfte — das hätten Sie bey der geringſten Nachforſchung erfahren können. Seine Tante ſpürte Sie auf, bey einer Geſchichte, die Lembergen betraf, und ſie konnte nicht beſſer wählen; denn Sie ſind der gutherzigſte Mann von der Welt. Aber Waller hatte auf ſeiner Reiſe nach Paris mit ſeinem Vermögen — Alles verloren. Ich ſollte das erſetzen; und er wollte das Geld nehmen! Dies ſey Ihnen für heute genug. Wenn ich geheilt bin, erlauben Sie mir wohl einen Beſuch auf Ihrem Guth?

„O, Du kömmſt mit zur Hochzeit! — erwiederte der Oberſte — Aber, das ſag' ich dir: Hand von der Braut! Nun reit' in Gottes Namen, und laß dich verbinden!“

Er gab ſeinem Ungar die Spornen, und wir ſprengten davon. Zu Hauſe empfingen ſie uns mit lautem Freudengeſchrey. Malchen muſterte mich von oben bis unten, und eine ſanfte Freude leuchtete aus ihren Augen, als ſie mich ſo ganz unverſehrt wiederſah. Unterdeſſen ließ ihr Vater anſpannen; die Kutſche fuhr vor, und die ganze Familie ſtieg ein. Ich begleitete ſie bis vor das ** Thor, wo mich der Oberſte umkehren hieß. Malchen ſtreckte mir ihr weißes Händchen aus der Kutſche her; und ihr Vater rief: „In vier Wochen, Springinsfeld! Sobald die alte Schlange in D** die Scheidung ſchickt, ſchreibe ichs dir: dann ſitz' auf und komm!“

Moriz.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Liebe und Subordination.

Während der vier Wochen hatte Malchen fleißig an mich geſchrieben, und ich eben ſo fleißig an ſie. Dieſer ganze Zeitraum war für mich eine unendliche Kette von Freuden, die nur glückliche Liebe, welche mit allem, was die Hoffnung Entzückendes hat, genährt wird, ſo rein und lauter, ſo abwechſelnd und ewig neu über ein zärtliches Herz ausſchütten kann. Ich brannte vor Ungeduld, Malchen zu ſehen; ich zählte anfangs jeden Tag, dann jede Stunde, und endlich jede Minute. Dieſe dauchten mir jetzt einzeln länger, als anfangs der ganze Zeitraum von vier Wochen.

Endlich kam der Brief, der mir Nachricht gab, daß die Eheſcheidung ausgewürkt und ſchon auf dem Gute des Oberſten ſey.

„Nun komm, Moriz, ſchrieb mir Malchen, flieg in meine Arme. Meine Augen ſollen die erſten ſeyn, die Dich ſehen, meine Arme die erſten, die Dich umſchließen, meine Lippen die erſten, die auf den deinigen haften. Dein Athem ſoll mich zuerſt anwehen, Dein Herz zuerſt an dem meinigen pochen. Darum ſteige nicht vor dem Schloſſe ab, wenn Du kömmſt, ſondern an der Gartenthür; ſie ſoll offen ſtehen, und ich bin an derſelben. Hand in Hand fliegen wir dann auf das Zimmer meines Vaters, und dann zu meiner Mutter, und dann überall hin. Ich ſchlafe nicht bis ich Dich ſehe, und werde nicht ſchlafen können, wenn ich Dich geſehen habe. Uebermorgen zwiſchen vier und ſechs Uhr mußt Du bey mir ſeyn, und biſt Du es nicht, ſo biſt Du todt, oder Du liebſt mich nicht mehr."

Dieſe Zeilen goſſen Feuer in meine Adern. Zu Fuße hätte ich fortlaufen mögen, wenn ich bedachte, daß mein Pferd erſt geſattelt werden müßte. Ohne Urlaub wäre ich davon geſprengt, wenn

wenn mich nicht meine Kameraden gehalten hätten. Ich muß halb von Sinnen geweſen ſeyn.

„Zwiſchen vier und ſechs Uhr muß ich da ſeyn!“ ſagte ich zu meinem General, als ich ihn um Urlaub bat, und glaubte ihm dadurch den allerkräftigſten Bewegungsgrund zur Erfüllung meiner Bitte angegeben zu haben.

„Es wird wohl etwas ſpäter werden, mein lieber Lemberg!“ ſagte der alte Krieger lächelnd, denn er wußte, wo es mir fehlte.

„Nicht eine Minute ſpäter, ſagte ich, ſie hält mich ſonſt entweder für untreu oder für todt!“

„Recht ſoldatiſche Bewegungsgründe, haben Sie zu Ihrer Reiſe, mein lieber Lemberg! erwiederte er: ſie leuchten mir ein, und deßhalb ſollen Sie morgen früh um neun Uhr den Urlaub haben!“

Ich erſtarrte. Morgen früh um neun Uhr! Da hätte ich in ſieben Stunden ſechszehn Meilen reiten müſſen. Unmöglich! Kaum hatte ich dies ausgerechnet, ſo drehete ich mich um, mit dem feſten Entſchluß, ohne Erlaubniß davon zu jagen.

„Sprudelkopf, rief er ernſthaft: ich weiß, was du willſt! — Ein Soldat muß lieben und gehorchen können. Hier iſt dein Urlaub auf ſechs Monat, ſchon geſchrieben, aber du bekömmſt ihn nicht eher als morgen früh um ſechs Uhr. Nun ſteht es bey dir, zu bleiben oder zu reiten.“

Ich ging ſtillſchweigend nach der Thür.

„Sag' zu meinem Johann — rief er mir nach — daß er ſogleich aufſitzt, und auf jeder Station Pferde in meinem Namen beſtellt. Ihrer kannſt du dich bedienen. Sorge nun, daß deine Liebe ſoviel von ihren Rechten nachläßt, als die Subordination von den ihrigen. Reiſe glücklich!“

Er ging. Ich ſah ihm ſtumm und verſtürzt nach, und das helle Waſſer ſtand mir in den Augen.

Zweytes Kapitel.

Er kömmt und — ſieht!

Welch eine Nacht hatte ich zuzubringen! Meine Liebe kämpfte unabläſſig mit meiner Pflicht, beſiegte ſie, und ward von ihr beſiegt. Meine Freunde thaten alles, um mich aufzuheitern, aber ich ward erſt froh als es ſechs Uhr war. Der Adjutant brachte mir den Urlaub, und ich ſprang auf mein Pferd, das ſchon ſeit zwey Stunden geſattelt vor meinem Quartiere geſtanden hatte.

Armer Rappe! riefen meine Kameraden; und ich ſprengte davon. Der Boden zitterte unter mir, und meine Haare und die Mähne meines Roſſes ſauſten. Mein Geiſt war bey Malchen, und mein Körper ſechszehen Meilen von ihr. Mein armes Pferd mußte es entgelten, wenn jener durch irgend einen Zufall auf einige Minuten zu dieſem zurückgerufen wurde.

Auf jeder Station ſchrieb man ſich meinen und des Generals Namen ſorgfältig auf, und verſprach, Nachricht zu geben, ob die Pferde, die ich geritten, mit dem Leben davon kommen würden. Auf der letzten mußte ich mir das Pferd geradezu kaufen, weil der Poſtmeiſter dasjenige, was mich zu ihm gebracht hatte, vor ſeinem Hauſe umfallen ſahe.

Es war drey Viertel auf vier, als ich den Schloßthurm von Lehmnitz erblickte. Beynah hätte ich vergeſſen, was mir Malchen ſo dringend aufgegeben hatte: durch den Garten mich dem Schloſſe zu nähern.

Ein paar tauſend Schritte von der Gartenmauer erhob ſich ein kleiner Hügel, von dem ich alles überſehen konnte. Ich glaubte auf einer Terraſſe mitten im Garten ein Frauenzimmer zu erblicken. Sie ſchien eilig die Terraſſe herabzuſteigen, als ſie mich daherſprengen ſahe. „Wer kann es anders ſeyn als Malchen, rief ich laut: ſie eilt von der Terraſſe, und mir entgegen!“

In wenig Minuten war ich an der Gartenthür; ich ſprang vom Pferde, und band es an den erſten den beſten Baum. Ich trat in den Garten; kein Malchen war da. „Und ſie wollte doch an der Gartenthür ſeyn!“ murmelte ich. — Ich ging die Allee hinan, die zur erwähnten Terraſſe führte — kein Malchen zu ſehen! — „Wenn ſie auf der Terraſſe war, konnte ſie hundertmal herab zur Gartenthür und zurückgelaufen ſeyn, ehe ich den Garten erreichte — murmelte ich wieder, und ich fühlte die Kopfſchmerzen, die mir die Luft und das Stoßen des Pferdes verurſacht hatten. Als ich Malchen noch an der Gartenthür zu finden hoffte, fühlte ich ſie nicht. Ich näherte mich der Terraſſe. An dem Fuße derſelben war ein chineſiſches Gartenhäuschen; durch ein Seitenfenſter ſah ich hinein, und o! was ſahe ich!

Malchen ſaß — mit einer Mannsperſon in blauer Uniform auf einem Canapee. Er hatte ſeinen linken Arm feſt um ſie geſchlungen, ſie ihren rechten um ihn. Sein Haupt ruhete an an ihrer Bruſt; ſie ſahe ſchmachtend zu ihm hinab, er ſchmachtend zu ihr hinauf. Zuweilen ſchielten beyde, wie es mich dünkte, lächelnd nach dem Fenſter, das vor ihnen war. Die Mannsperſon kam mir ſehr jung und ſehr bekannt vor; aber ich hatte nicht Zeit, es zu unterſuchen.

Die Bewegungen, die in dem unſäglich kurzen Momente, wo ich dies ſah, gleichſam mörderiſch mich ergriffen, mag keine Feder beſchreiben, kein Pinſel malen, keine Zunge ausſprechen. — Meinen Degen ziehen, in das Haus ſtürzen, der Mannsperſon, die mir lachend entgegen ſprang, und dadurch meine Wuth vermehrte, den Degen in die Seite ſtoſſen, Malchen, die ſich mir ſchreyend um den Hals warf, weit von mir wegſchleudern, aus dem Luſthauſe in den Garten, durch die Allee zur Gartenthür hinausrennen, auf mein Pferd ſpringen, und in geſtrecktem Laufe davon eilen — alle dieſe gewaltſame Handlungen waren das Werk von zwey Minuten, deren ſchreckliche Qualen alles, was je ein menſchliches Herz Grauſames erduldet, was je die Einbildungskraft eines Menſchenquälers Schmerzliches erdacht und erfunden hat, weit und weit übertrafen.

Vier Pferde todt geritten, ſagte ich kalt und bitter: um ſie — in den Armen eines Andern zu ſehen! —

Dieſe Worte wiederholte ich einmal über das andere, indem ich jedesmal den Kopf langſam dazu ſchüttelte. Endlich erlag meine Seele dem Schmerze; meine Zunge ward ſtumm, mein Ohr taub, und mein ſtarres Auge ſahe nichts mehr als den Kopf meines Pferdes, das mich, wohin es wollte, im Sprunge forttrug.

Drittes Kapitel.

Ein Nachtſtück.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, eh meine Seele ſich wieder ſo weit ermannte, daß ſie einzelne Lichtſtrahlen durch das Chaos von Empfindungen, die mein Herz zu ſprengen droheten, zu werfen Gewalt genug hatte. Gewiß iſt es, daß der Abend ſchon weit vorgerückt war, als mir die erſten Thränen, in die ſich mein wilder Schmerz auflöſte, über die Wangen herabrollten.

Ich wußte nicht, wohin mein Pferd mich getragen hatte, und dachte nicht eher daran, bis mich ein gewaltiger Riß queer über das Geſicht, aufmerkſam darauf machte. Ich befand mich in einem dicken Gebüſche, durch welches ſich mein Pferd einen Weg bahnte, wahrſcheinlich weil ich es von Zeit zu Zeit, ohne es zu wiſſen, geſpornt hatte. Ich ſprang ab. Jetzt fühlte ich erſt, wie die körperlichen und geiſtigen Beſchwerlichkeiten des Tages mich angegriffen hatten. Ich konnte mich nicht auf den Füßen erhalten, und meine Kniee ſanken unwillkührlich unter mir zuſammen. Mein Pferd blieb in einiger Entfernung von mir ſtehen, ßen, und ſtillte ſeinen Hunger mit den Blättern der umſtehenden jungen Stauden.

Ich legte mich nieder. Auf meine Linke ſtemmte ich mein Haupt, und mit der Rechten riß ich große Büſchel Gras aus, und ſchleuderte ſie weit von mir. Kein Seufzer, kein Laut kam über meine Lippen. Mein ſtummer Schmerz vergrub ſich tief in mein Inneres, und da keine lindernde Tropfen über meine Wangen mehr floſſen, mußte er in jenen ungeſtümen Bewegungen meiner rechten Hand ſich ankündigen.

Malchen in den Armen eines Andern! Dieſes Bild ſchwebte mir immerfort vor Augen, und peinigte mich am grauſamſten. Zuweilen wurde es zwar von dem Bilde des Geſtochenen verdrungen, aber dieſes war mir bey weitem nicht ſo peinlich als jenes.

Unterdeſſen brach die Nacht ein. Mit ihr erhob ſich ein Sturm, der in den Aeſten und Wipfeln der umſtehenden großen Eichen brauſte, und ſie bis auf die Wurzeln erſchütterte.

Um und neben mir rauſchten und pfiffen die Blätter des Gebüſches, und große Regentropfen fielen mir einzeln auf Geſicht und Hände. Mein Pferd ſcharrte mit den Füßen, und wieherte vor Hunger und Kälte, während eine dicke Finſterniß alles was mich umgab in ihren ſchwarzen Schooß vergrub, und die ganze lebendige Schöpfung meiner Seele ähnlich zu machen ſchien.

Dieſe Empörung der Natur ſagte der Empörung meines Herzens zu. Ich wickelte mich feſt in meinen Ueberrock, verbarg die Hände im Buſen, das Geſicht unter meinem Schnupftuche, und dem Winde wandte ich gleichſam wie im Trotze den Rücken zu. So ganz in mich ſelbſt verſunken und verſchloſſen, ſah ich den Bildern, die mir meine Einbildungskraft vorführte, mit Muth und Standhaftigkeit ins Geſicht, und endlich ſchien meine Seele ihrer gewohnt zu werden. Dies war Betäubung, aber eine ſehr wohlthätige Betäubung, denn ſie ließ den Betrachtungen über die Zukunft in meiner Seele Raum.

Die Treuloſe je wiederzuſehen, war ein Gedanke, vor dem ich zurückbebte, und doch ſchwebte ſie immerfort vor mir. In meine Garniſon zurückzukehren, und mich von meinen Bekannten mit großen Augen anſehen, auch wohl aufziehen zu laſſen, war ein zweyter, der mich um die Welt gejagt haben würde; und doch fühlte ich ein Verlangen, ihnen zu ſagen, wie ich meinen Nebenbuhler beſtraft hätte. Aber die Art, wie ich mich dabey benommen hatte, empörte mein Gefühl für Ehre, und machte mich ſchaamroth. Ich hatte ihn unverſehens überfallen, und konnte fürchten, als Meuchelmörder verachtet und beſtraft zu werden.

So vereinigten ſich endlich Unwillen auf die Ungetreue, gekränkter Stolz, Furcht vor Verachtung, Schaam vor mir ſelbſt, und endlich Angſt des Mörders, um den Entſchluß, nie wieder in meine Garniſon zurückzukehren, in mir zur Reife zu bringen. Ich wollte bey einer andern Macht unter einem andern Namen Dienſte nehmen, ſollte es auch nur als Gemeiner ſeyn, um mich dadurch auf immer den Nachforſchungen meiner Freunde zu entziehen.

Kaum war dieſer Entſchluß gefaßt, ſo ſprang ich auf, um ihn auszuführen. — Aber, wo war ich? Auf welchem Wege war ich in dieſes Gebüſche gekommen? Wie ſollte ich mich herausfinden? Ich nahm mein Pferd her, ſetzte den Fuß in den Steigbügel, um davon zu reiten, und ſetzte ihn wieder auf die Erde, um den Tag zu erwarten. Mitten unter dieſen Bewegungen hörte ich einen Hund bellen, der, nach dem Schalle zu urtheilen, nicht weit von mir ſeyn konnte. Ich arbeitete mich nach der Seite, wo der Schall herzukommen ſchien, durch das Gebüſch und zog mein Pferd hinter mir her. Das Gebell des Hundes kam mir immer näher, und endlich gelangte ich auf einen lichten Platz, an deſſen einem Ende ein dürftiges Licht durch Gebüſche ſchimmerte.

Wäre es mir auch nur von weitem wahrſcheinlich geweſen, ohne fremde Hülfe aus dem Walde zu kommen, ſo hätte ich mich dem Lichte gewiß nicht genähert, weil ich mir einbildete, man würde alles was mir begegnet war, auf meinem Geſichte leſen können; und wirklich ging ich auch nicht eher auf das Licht zu, bis ich nach verſchiedenen Seiten hin, einen Weg aus dem Walde geſucht, aber nicht gefunden hatte.

Viertes Kapitel.

Der alte Hans.

Ich pochte mit zitternder Hand an den Fenſterladen. „Wer iſt da?“ rief eine männliche Stimme. „Ein Reiſender, der ſich verirrt hat!“ antwortete ich. „Will gleich aufmachen!“ rief der Mann, und ich konnte es hören, wie er aus dem Bette ſprang. „Um Gottes willen — ließ ſich eine weibliche Stimme me vernehmen — mache nicht auf, lieber Mann, wer weiß, wer es iſt; es können wohl mehr ſeyn als einer. Sie ſchlagen uns todt, noch ehe wir um Hülfe ſchreyen können!“

Der Verdacht des Weibes machte, daß mir alle Glieder zitterten. Sie hielt mich für einen Mörder, das griff mir ans Herz. Wäre ich keiner geweſen, ſo hätte ich nicht gezittert. Es fehlte wenig, ſo hätte ich mich von neuem in das Dickigt zurückbegeben.

Der Mann ſchien ſich zu bedenken. Endlich ſagte er: ich will meine Büchſe nehmen, und in Gottes Namen aufmachen! „Und ich nehme die andere!“ ſagte die weibliche. — „Und ich des Vaters Hirſchfänger!“ eine dritte Stimme, die ich einem Knaben zuſchrieb.

Die Thüre ging auf, und ein langer Mann, der in der rechten Hand ein Gewehr und in der linken eine Leuchte hielt, trat heraus. Hinter ihm ſtand eine halbangezogene Frauensperſon, welcher die Haare wild um den Kopf hingen, und neben ihr ein Knabe, der in der ten Hand einen bloßen Hirſchfänger hatte, und mit der linken ſich feſt an dem Vater hielt.

Der Mann wiederholte ſeine Frage, und ich trat näher und gab ihm die vorige Antwort. Mein Pferd, deſſen Zaum ich in meiner linken Hand hielt, ſtreckte ſeinen Kopf über meine rechte Schulter, und gab den Laut von ſich, welchen die Pferde hören laſſen, wenn man ihnen zu freſſen bringt, oder wenn ſie nach einer Tagereiſe eine bekannte Herberge vor ſich ſehen.

Der Mann machte einen langen Hals, und leuchtete das Pferd an. — „Ey, alter Hans, ſagte er, und richtete, ohne ſich um mich zu bekümmern, ſeine Worte an mein Pferd — wie kömmſt du hieher?“ — Dieſes ſagte er mit einer Freude, als wenn er einen alten Freund, den er lange für todt gehalten, unverhofft wiedergefunden hätte. „Ach, unſer Hans, Mutter!“ rief der Knabe, und ſprang hervor. „Wer hätte das gedacht?“ ſagte die Mutter, und trat auch zu meinem Pferde hin. Ich mochte ſagen und fragen, was ich wollte, man

man hörte mich nicht. Ihre Furcht vor Räubern und Mördern ſchien völlig verſchwunden zu ſeyn: wie konnten ſie auch etwas Böſes von einem Menſchen erwarten, der ſich als den Beſitzer ihres alten geliebten Hanſen ankündigte?

Der alte Hans war immer das dritte Wort, während ich von einer brennenden Ungeduld gefoltert ward. Endlich ließ ich dem Knaben den Zügel, und er führte das Pferd in das Haus. Die Mutter nahm dem Vater die Laterne aus der Hand und leuchtete dem Buben. Ich folgte dem Vater in die Stube.

„Ja, ſagte er, wenn Sie meinen Hans nicht gehabt hätten, würden Sie nimmermehr nach meinem Hauſe gekommen ſeyn. Ich habe ihn erſt vor acht Tagen an den Poſtmeiſter zu G * verkauft. — Bleiben Sie nur dieſe Nacht bey mir, morgen in aller Frühe bringe ich Sie aus dem Walde!"

Ich ließ es mir nothgedrungen gefallen, und nachdem ich ihm über ſeinen Hans mit drey Worten Auskunft gegeben hatte, erfuhr ich, daß ich mich in dem A* Gebiethe ohnweit W*, mithin ſechs Meilen von Lehmnitz und ſieben Meilen von L* befände.

Der Alte ward ſehr geſprächig, aber ich hörte wenig von allem was er ſagte. Wie konnte ich es auch bey dem Sturme von Empfindungen, der in meiner Bruſt tobte? Ich ſtemmte mein Haupt auf beyde Hände, ſah ſtarr vor mich hin, und antwortete ihm endlich gar nicht mehr.

„Der junge Herr iſt verdrüßlich — ſagte er zu Frau und Sohn, als ſie zurückkamen, und mir erzählen wollten, daß ſie den alten Hans in den Stall geführt und ihm zu freſſen gegeben hätten. — Laßt ihn in Ruhe! — doch ſetz' ihm zu Eſſen her, fuhr er zur Frau fort, wenn er etwa hungrig iſt, und dann geh mit dem Jungen ſchlafen: ich lege mich nicht mehr nieder, es iſt bald zwey Uhr.“

Die Frau brachte Milch, Butter und Brod und entfernte ſich mit dem Knaben. Der Alte näher-

näherte ſich mir und ſagte: Junger Herr, hier iſt zu eſſen, wenn Sie eſſen wollen, und dort mein Bette, wenn Sie ſchlafen wollen!“ — Ich ſah ihn gerührt an und reichte ihm ſtillſchweigend meine Hand. Aber ich hatte weder Eßluſt noch Schlafluſt.

Sobald der Tag anbrach, ſetzte ich mich in Bewegung. Meinen Wirth fand ich bey meinem Pferde. Er hatte ihm zu Freſſen gegeben, und war im Begriff es zu ſtriegeln. Ohne ihm ein Wort zu ſagen, nahm ich Sattel und Zaum. Er wand mir beydes aus den Händen und ſagte: ich ſollte ihm die Freude laſſen, ſeinen alten Hans zum letztenmale zu ſatteln. Dieſe Freude ließ ich ihm gern. Voller Ungeduld ging ich auf den Hof, denn er fing von neuem an zu bitten, daß ich doch noch ein Stündchen länger warten möchte. Man weiß ſchon um weſſentwillen er bat.

Endlich nach langem Zaudern führte er ihn aus dem Stall, und ich ſprang in den Sattel, ohne zu bedenken, daß ich nicht durch die niedrige Hausthür würde reiten können. Ich mußte alſo wieder abſteigen, und das Pferd durch das Haus führen. Vor der Thür ſprang ich von neuem auf, und ritt davon. „He, rief mir der Alte nach, wiſſen Sie denn den Weg?“ — Er ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ſchien gar nicht mit ſich einig werden zu können, was er aus mir machen und wie er ſich mein Betragen erklären ſollte. Kein Wunder! ich kannte und fühlte mich ja ſelbſt nicht.

Welch eine Pein für mich, daß ich meinem Wegweiſer zu gefallen langſam reiten, länger als eine Stunde langſam reiten mußte. Die hellen Tropfen ſtanden mir vor der Stirn, und tauſendmal fragte ich: kann ich den Weg nun allein finden? Endlich ſagte er ja, und ſchon hatte ich die Füße aufgehoben, um meinem Pferde die Spornen zu geben, als es mir erſt einfiel, dem guten Alten zu danken. Ich griff in meinen Beutel und reichte ihm, was mir in die Hand fiel. Er wollte nichts nehmen; und ich brannte vor Eifer es ihm zu geben,

ben, weil ich — fort mußte. Als er mir endlich zu viel Umſtände machte, warf ich die ganze Hand voll Silbergeld hitzig über ihn her, und ſprengte davon. Er rief mir nach: da heißts wohl recht, es ſchneyet Geld! — Ich ſah mich nicht nach ihm um — — „Adje Hans!“ rief er noch ſtärker. — Mir hatte er keine glückliche Reiſe gewünſcht.

Fünftes Kapitel.

Funken unter der Aſche.

Nach einer Stunde ſah ich mich glücklich im Freyen. Ich erkundigte mich bey dem erſten Bauer, der mir begegnete, nach dem Wege, der nach W * führte. Ich erfuhr, daß ich die Landſtraße nur verfolgen dürfe, um gerade auf dieſe Stadt zu ſtoßen. Aber es war meine Abſicht, um ſelbige, und nicht in ſelbige zu reiten.

Mein

Mein Entſchluß war nun gefaßt: ich wollte gerade nach B * und mich dort zu K * Dienſten anwerben laſſen. Es war mir gleich, wozu man mich machen wollte, zum Cavalleriſten oder Infanteriſten, zum Corporal oder zum Gemeinen — wenn ich nur meinen Bekannten und Freunden verborgen blieb. — O, wenn ich mich nur vor mir ſelbſt hätte verbergen können!

Gegen Abend befand ich mich nicht weit von D *. Ich war faſt in einem Zuge fortgeritten, und hatte mir kaum Zeit genommen, des Mittags mein Pferd füttern zu laſſen und ſelbſt einige Biſſen zu mir zu nehmen. Ich war Willens, noch dieſe Nacht wenigſtens bis zur B * Gränze zu reiten, aber ein unwiderſtehlicher Schlaf überfiel mich, während ich in einer Dorfſchenke am Tiſche ſaß und meinen Gedanken nachhing. Als ich am andern Morgen erwachte, fand ich mich noch in eben der Stellung, in welcher ich den Abend vorher eingeſchlafen war. Es herrſchte eine Stille in meiner

ner Seele, die mich glauben machte, als ob ich ganz ruhig wäre, und von den gewaltſamen Empfindungen, die mich biſher Tag und Nacht umhertrieben, nun nichts mehr zu fürchten hätte.

Ich ſetzte meine Reiſe fort, und in einer halben Stunde hatte ich D* vor mir. Auf lauter Abwegen, über Sand und Wieſen und Aecker, ritt' ich um dieſe Stadt, und ließ mich an eben der Stelle, und vielleicht noch auf eben derſelben Fähre über die Elbe ſetzen, die mich als Knabe überfuhr, nachdem ich dem Bedienten meines Vaters aus dem Wirthshauſe unter den Händen entlaufen war.

Binnen drey Stunden war ich an der B* Gränze. Jetzt fiel es mir erſt ein, daß ich in meinem jetzigen Anzuge wohl nicht in B* hineingelaſſen werden dürfte. Unter meinem grünen Ueberrocke trug ich die ganze S* Uniform; an meinem Degen das S* Porte-Epee und um meinen Hut S* Cordons. Alles mußte ich ablegen,

gen, weil ich mich durch keinen Paß ausweiſen konnte.

Ich ritt in den Wald, der vor mir lag, und ſtieg in einem dicken Gebüſche vom Pferde. Zuerſt ſchnitt ich die Cordons von meinem Hute, dann zog ich meine Uniform aus, und legte endlich meinen Degen ab. Mein Herz war unbeſchreiblich beklemmt, und wenn ich die vor mir liegenden Kleidungsſtücke anſah, ſtiegen mir unwillkührlich die Thränen in die Augen. Ich trug endlich das Ganze zu einer Fuchshöhle, die in der Nähe war, ſteckt' es hinein und vergrub es unter Reiſern, Sand und Steinen. Mit gefalteten Händen, den naſſen Blick auf die Stelle geheftet, wo ich meinen vorigen Stand begraben hatte, ſtand ich da, und brach endlich ſchluchzend in die Worte aus: ſo iſt dann alle Hoffnung zur Rückkehr verſchwunden? —

Ich erſchrak vor mir ſelbſt. Ich weinte, daß ich nicht mehr zurückkehren konnte, und ſchnitt mir ſelbſt alle Hoffnung zur Rückkehr ab.

Ich war Tag und Nacht geritten, um ihrem Bilde zu entfliehen, und nie war es mir näher als jetzt. Ich verabſcheuete ſie, als ich ſie ſah, und liebte ſie, als ich dreyßig Meilen von ihr war!

O Liebe, du biſt der Phönix, der ſich ſelbſt verbrennt, um auf neuen Fittigen emporzuſchweben. Du biſt der Vogel, von dem man ſagt, daß er ſeine Jungen mit eignem Blute nähre. Du biſt das Bild der Natur, die ewig ſich ſelbſt entblättert und ewig neue Knoſpen treibt. Dein Schmerz iſt Wolluſt, deine Wolluſt iſt Schmerz. Du ſieheſt mit verſchloſſenen Augen, und mit offnen biſt du blind. Du biſt nur ſelten Du ſelbſt; unter tauſend Geſtalten quälſt oder beglückeſt du das Herz, in welchem du wohneſt; du biſt Hoffnung und Verzweiflung; du biſt Honig und Wermuth, Ruhe und Unruhe, Leben und Tod; du biſt das alles auf einmal, und vereinigeſt das alles, ſobald du willſt, in einem Blick, in einem Seufzer, oder in einer Thräne.

Sechſtes Kapitel.

Moriz wird Jäger.

Alle die gewaltſamen Empfindungen, die von dem Augenblick an, wo ich Malchen in eines Andern Armen geſehen hatte, in meiner Seele ſtürmten, bekamen jetzt neue Nahrung, und durchliefen, wie damals, alle die Grade von Eiferſucht, Wuth, Unwillen und Schmerz, bis ſie endlich, wie damals und durch eben dieſelben Gegengründe verdrängt, in den feſten Entſchluß zuſammen floſſen: die Treuloſe nie wieder zu ſehen, und deßhalb nie in jene Gegenden zurückzukehren.

Ich ſprang auf mein Pferd und ritt weiter; aber doch langſamer als ich ſeit zwey Tagen zu reiten gewohnt war.

„Reiten wir einen Weg?“ hörte ich eine Stimme hinter mir.

Ich ſah mich um, und erblickte einen Herrn auf einem ſtolzen Engländer. Ihm folgte ein

Reitknecht zu Pferde, dem zwey Büchſen über der Schulter hingen.

Vielleicht! erwiederte ich — ich reite nach B*.

„Der Herr iſt ſchon drinnen!“ ſagte er lächelnd. Ich muß über und über roth geworden ſeyn.

„Der Herr iſt ein Jäger?“

Ja, ſagte ich in aller Eil, um ſeinen Fragen auszuweichen.

„Und ſucht Dienſte?“ fuhr er fort.

Ja! ſagte ich noch einmal eben ſo eilig; und der Gedanke, mich für einen Jäger auszugeben, gefiel mir. Mein grüner Ueberrock hatte ihn wohl zunächſt auf dieſe Frage gebracht.

„Aber wie kömmt der Herr hieher?“

Ich weiß nicht genau, was ich ihm in der erſten Angſt erzählte, aber das weiß ich, daß kein Zug aus meiner wahren Geſchichte darin war. Ich machte mich zu einem Land-Jägers Sohn aus dem P*. Ich wäre ausgetreten, ſagte ich, um der Muſkete zu entgehen, womit man mir gedrohet habe. Da meine Flucht heimlich geſchehen, hätte ich mich weder mit Päſſen noch mit Atteſtaten zu meinem künftigen Fortkommen verſehen können, alſo würde mir doch wohl am Ende nichts übrig bleiben, als die Muſkete.

Die Angſt iſt eine vortrefliche Lügnerin. Zu jeder andern Zeit hätte ich ſtundenlang auf einen ſolchen Roman ſinnen können, und doch wohl nicht ſoviel Wahrſcheinlichkeit hineingebracht. Mir ward es ganz leicht ums Herz, als ich ihn glücklich verwickelt und entwickelt hatte.

Der Herr nahm mich einigemal ſcharf aufs Korn. Mein Geſicht und überhaupt mein ganzes Aeuſſere ſchien ihm zu gefallen. Er ritt eine Weile ſtillſchweigend neben mir und ſagte endlich: Mein Sohn, es wäre ſchade um dich, wenn du wider Willen Soldat werden ſollteſt. Willſt du bey mir als Jäger bleiben?

„Aber ich bin erſt zwey Jahre bey der Jägerey geweſen!“ ſagte ich mit derjenigen bewunderswürdigen Geiſtesgegenwart, die ich nun ſchon ſeit fünf Minuten an mir gewohnt war.

Daran liegt nichts — erwiederte er — mein alter Tobias wird dir alles ſagen und zeigen, was du noch nicht weißt. Verſprichſt du treu und fleißig zu ſeyn?

Ja, ſagte ich und reichte ihm meine Hand. Er lächelte, und ich fühlte mein Geſicht glühen, darüber, daß ich meine Rolle vergeſſen hatte. Ich, ein angenommener Jäger, reiche meinem Gebiether die Hand! Ich glühete noch ſtärker, als er zu mir ſagte: Nun, ſo reite hinter mir; und glühete am allerſtärkſten, als mich der Reitknecht, mit dem Titel: Herr Kamerad, beehrte, und mir die Hand reichte.

Ein Glück für mich, daß mein Herr in dieſen Augenblicken weiter keine Fragen, meine Geſchichte betreffend, an mich that, ich würde ſonſt alles ſchlecht gemacht haben, was

ich

ich vorhin gut gemacht hatte. In weniger als einer Stunde kamen wir auf dem Schloſſe des Grafen an. Daß er ein Graf ſey, ſagte mir mein — Kamerad.

Siebentes Kapitel.

Morizens Lage.

Ich war einſam, in mich ſelbſt verſchloſſen, und ſtumm. Der Graf fragte mich täglich, ob ich von Natur ſo wäre, und ich bejahete es. Die übrige männliche und weibliche Dienerſchaft ſah mich mit großen Augen an, und ſteckte den Kopf über mich zuſammen. Alle ihre Blicke waren unaufhörlich beſchäftigt, um den Wunderjäger zu ergründen, der bey höchſtens achtzehn Jahren nicht ſpielte, nicht trank, faſt gar nicht ſprach, ſich weder auf dem Schloſſe noch in dem nahgelegenen Dorfe ein Mädchen ſuchte; von dem der alte Tobias (des gnädigen Herrn rechte Hand) ſagte: er ſey ein braver Purſch;

den der Graf nur immer als Muſter der Treue und des Fleißes den Uebrigen vorſtellte; an dem die gnädige Frau eine feine Haut und edle Miene bemerkt haben wollte; von dem die Gouvernante geſagt hatte, er ſchiene ſogar monde zu beſitzen; von dem endlich die Vertraute der gnädigen Frau, ihre Kammerjungfer, die noch keine Mannsperſon hatte leiden können, ſich nicht undeutlich verlauten ließ, daß er ihr nicht übel gefiele, und daß ſie, wenn ſie ſich je entſchließen könnte zu heyrathen, allenfalls ſeine Frau zu heißen ſich nicht ſchämen würde.

Dieſes gab mir eine Ueberlegenheit im Hauſe, die mir bey meinem Hange zur Einſamkeit läſtig ward. Alles drängte ſich zu mir, um mich zu unterhalten, und mich, wie man ſagte, aufzuheitern; alles fragte mich bey ſeinen kleinen Angelegenheiten um Rath; die Gouvernante ſelbſt ließ ſich herab, mit mir Franzöſiſch zu ſprechen, als ich es bey einer gewiſſen Gelegenheit verrathen hatte, daß ich dieſe Sprache verſtände; und die Kammerjungfer ſogar, wirbelte ſich, wenn ſie ein neues Kleidungsſtück angezogen hatte, ſo lange vor meinen Augen herum, bis ſie geradezu oder durch Umſchweiſe von mir herausgebracht hatte, daß ſie gut und mit Geſchmack gewählt habe. Alle dieſe Erſcheinungen ſtiegen dem alten Jäger Tobias, der ein großer Denker war, zu Kopfe, und er pflegte immer zu mir zu ſagen: Wilhelm, wenn du nicht ein Jägersſohn biſt, ſo mußt du wenigſtens ein Fürſtenkind ſeyn.

Ich lächelte zu ſolchen Aeuſſerungen und ſchwieg.

Achtes Kapitel.

Der Graf und ſein Haus.

Der Graf war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren: ein wilder Jäger, welches er aus einem wilden Soldaten geworden war; hitzig, aber immer bereit, was er in der Hitze gethan hatte, wieder gut zu machen; ohne modiſche

Bildung und Lektüre, aber reich an praktiſchen Regeln des Lebens, wie er ſie für die individuelle Lage ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Umſtände brauchte; rechthaberiſch bis zur Unziemlichkeit in Sachen, die er zu verſtehen ſich einbildete, und faſt auf eine kindiſche Art gelehrig, wenn man ihm etwas vortrug, daß er noch nicht wußte, und was er brauchen zu können glaubte; im eigentlichſten Verſtande Herr in ſeinem Hauſe, und bis zur unleidlichſten Hartnäckigkeit eigenſinnig in dem Syſtem der häuslichen Angelegenheiten. Seine Gemahlin hatte er geheyrathet, um den Familienſtamm aufrecht zu halten, und weiter bekümmerte er ſich nicht um ihre Beſchäftigungen und Zeitvertreib.

Die Gräfin war noch ſehr jung, und, als ich in das Haus kam, erſt zwey Monate mit dem Grafen verheyrathet. Dieſes ungleiche Alter, noch mehr aber die Art des Grafen, mußten nothwendig eine ſeltſame Gattung von Ehe hervorbringen. Er ſchwärmte ganze Tage auf Feldern und in Wäldern umher; ſie ſaß ganze Tage in ihrem Zimmer, und vertrieb ſich die Zeit, ſo gut ſie konnte, mit weiblichen Arbeiten, mit Büchern, und mit zwey Fräulein aus der Verwandſchaft des Grafen. Zuweilen, aber doch nur höchſtens einmal die Woche, hatte ſie Beſuche von Frauenzimmern, die ſich aber immer entfernten, ſo bald der Graf in ſeine Mauern einzog. Selten machte ſie Gegenbeſuche, weil es der Graf nicht gerne ſah, daß ſie abweſend war. „Aber wie kann ſolch eine junge Dame das einförmige Leben aushalten?" fragte ich den alten Tobias — — „Das macht, erwiederte er, weil ſie der Herr aus einer Penſion zu L* geradezu weggeheyrathet und ſie zur Gräfin gemacht hat, weil er ihr giebt, was ſie wünſcht, weil er kein anderes Frauenzimmer anſieht, und weil er regelmäßig alle Abende mit ihr zu Bette geht."

Der alte Tobias war, wie man ſieht, ein alter Schalk.

Die beyden erwähnten Fräulein waren noch jung, und ſtanden unter dem Scepter einer

Gouvernante, die in ihren beſten Jahren war, und wiederum von einem Piariſten geleitet und geführt ward. Dieſer unterrichtete die beyden Fräulein im Chriſtenthum und die Gouvernante in der teutſchen Sprache. Der alte Tobias nahm vor dem Mönch den Hut nicht ab, und räuſperte ſich immer, wenn er die Gouvernante ſahe. Ich fragte ihn nach der Urſach dieſes Betragens, und er gab mir zu verſtehen, daß er einmal in der großen Laube dazu gekommen wäre, als der Pater der Gouvernante — keine Collegia über die teutſche Sprache geleſen hätte. Es wäre gerade in der Brunſtzeit geweſen — ſetzte er in aller Unſchuld hinzu.

Er wüßte wohl noch mehr von dieſen beyden Leuten — fuhr er fort — aber er wartete nur auf eine Gelegenheit, wo er ihnen noch näher auf die Fährte kommen könnte. Dann ſollte der Herr alles erfahren.

Uebrigens zerfiel das ganze gräfliche Haus in zwey Hauptpartheyen. An der Spitze der einen ſtand der Graf mit der ganzen männli-

chen,

chen, und an der Spitze der andern die Gräſin mit der ganzen weiblichen Dienerſchaft. Der Mönch wußte es mit beyden ſehr geſchickt zu halten.

Neuntes Kapitel.

Rückfälle.

Als ich ungefähr vierzehn Tage in dem Hauſe des Grafen geweſen war, kam der Briefbothe aus der nächſten Stadt mit einem Brief an die Gräfin. Da er meiner zuerſt anſichtig ward, ſo überreicht' er ihn mir, daß ich ihn der Gräſin aushändigen ſollte.

Ich blickte von ungefähr auf die Adreſſe — und o! wie ward mir! Ich glaubte Malchens Hand in derſelben zu erkennen. Wie ein Wirbelwind plötzlich einen ſtillen See empört, und ſeine Gewäſſer zu hohen ſchäumenden Wellen aufregt — ſo drang dieſe Vorſtelluug in mein Herz, welches ich ſeit einigen Tagen, vielleicht aus bloßer Eigenliebe, für ganz beruhigt gehalten hatte. Der Funke, der tief im Innerſten verſteckt gelegen hatte, ſchlug in helle Flammen auf.

Ich zitterte, und ließ den Brief dreymal fallen, und hob ihn eben ſo oft wieder auf. Ich las die Aufſchrift, und las ſie immer wieder, zergliederte jeden Strich, jeden Buchſtaben, jeden Federzug, und zermarterte meine Augen ſo lange, bis der ganze Brief in eine ſchwärzlichgraue Maſſe zuſammenfloß, die mich keinen Buchſtaben mehr erkennen ließ.

Der Briefbothe, der vermuthlich nicht ohne Befremdung mein ſeltſames Betragen angeſehen haben mochte, brachte mich dadurch ein wenig zu mir ſelbſt, daß er in mich drang, den Brief abzugeben, er habe nicht Zeit zu warten.

Ich erinnerte mich, daß ich die Gräfin vor einigen Minuten im Garten geſehen hatte. Wie auſſer mir lief ich hinein, fand ſie, überreichte ihr den Brief und ſagte: Hier iſt ein Brief von Ma—

Ich erſchrack tödtlich, während ich noch im Begriff war, die andere Hälfte des Wortes Malchen auszuſprechen.

Von wem? ſagte die Gräfin. Sie ſah mich zum Glück nicht an, ſondern las die Aufſchrift.

Von der nächſten Stadt! ſtammelte ich, und drehete mich eilig um — Als ich einige Schritte von ihr war, rief ſie mich zurück. Ich ſtand zitternd von der Seite.

„Wilhelm — ſagte ſie — ich muß Ihn ſchon ſonſt irgendwo geſehn haben, eh' er in unſer Haus gekommen iſt?“

Mir lief es kalt über den Rücken.

„Ich wüßte nicht wo!“ ſtotterte ich, und wollte fort.

Etwa in L *? ſagte ſie.

„Nein, nein — rief ich — nein, nein!„ und lief beynah im Sprunge davon, indem ich die Bewegung mit der linken Hand machte, die man zu machen pflegt, wenn man etwas verneint, was man bejahen ſollte. Ich glaubte ihr dadurch recht geſchickt bewieſen zu haben, daß ich nie in L * geweſen wäre.

Alles vereinigte ſich, um mich in die tödtlichſte Unruhe zu ſetzen. Zwey volle Stunden hatte ich zu kämpfen, eh ich mich bereden konnte, meine Phantaſie habe mir mit der Adreſſe einen Streich geſpielt, und die Gräfin müſſe irgend einen andern für mich angeſehn haben. Aber, daß ſie mich gerade in L * geſehn haben wollte! Dieſen Einwurf widerlegte ich damit, daß ich mich nicht erinnerte, ſie in L * geſehn zu haben. Man bewundere die unumſtößliche Beweiskraft dieſes Arguments. Daß der Brief nicht von Malchen geweſen, bewies ich mir damit, daß ich ihr Wappen ſogleich müßte gekannt haben. Ich hatte es längſt vergeſſen, daß ich während der Hitze und Anſtrengung, womit ich die Buchſtaben der Aufſchrift unterſuchte, gar nicht daran gedacht hatte, das Siegel zu unterſuchen.

Am Abende dieſes Tages ſaß ich mit dem alten Tobias auf dem Schloßhofe unter der Linde.

Linde. Er ſprach nicht viel, und ich noch weniger. Ehe ich mirs verſah, ſtand das Kammermädchen der Gräfin vor uns, und ſuchte uns Rede anzugewinnen. Der alte Tobias duldete ſie, weil ſie ein kluges Mädchen war, weil ſie ihm immer den grauen Bart krauete, und weil er ſahe, daß ich mir ihr Geſchwätz zuweilen hatte gefallen laſſen. Sie brüſtete ſich nicht wenig, wenn ſie bey mir ſaß, weil ſie die einzige vom weiblichen Geſinde war, die ich nicht zurückſchreckte. Alle ihre Geſpräche liefen am Ende auf Liebe und Heyrathen hinaus, und zwar bloß darum, weil ſie ſich, nach ihrem Geſtändniß, weder zum Lieben noch zum Heyrathen verſucht fühlte.

Dieſen Abend unterhielt ſie mich über das Kapitel der Untreue und der Unerklärbarkeit der Männer, und führte ein Beyſpiel davon an, welches das Maaß meiner Unruhe voll machte.

„Die Gräfin hätte heute einen Brief bekommen, ſagte ſie: von einer Freundin, mit welcher ſie zu L** in Penſion geweſen wäre.“ —

Bey dieſen Worten regten ſich alle mein Haare auf der Scheitel.

„Die Gräfin hätte ihr zwar den Brief von Anfang bis zu Ende leſen laſſen, fuhr ſie fort, aber er wäre ſo lang geweſen, daß ſie nicht alles hätte behalten können. Genug, ihre Freundin habe einen Herrn ſehr lange und von ganzem Herzen geliebt, und habe geglaubt, auch von ihm geliebt zu ſeyn; aber ein paar Tage vorher, da die Hochzeit hätte vor ſich gehen ſollen, wär' er gekommen, habe ſie unverſehens überfallen, und ihre Schweſter mit dem Degen geſtochen, doch ohne ihr Schaden zu thun, wäre dann davon geritten und niemand wiſſe wohin!"

Ich bekam wieder Athem bey den Worten „ihre Schweſter geſtochen" denn ich wußte ſehr genau, daß ich eine Mannsperſon geſtochen hatte; aber ruhig machte mich dieſer Gedanke nicht, weil die übrigen Umſtände gar zuviel Aehnliches mit meiner Geſchichte hatten. Die Freundin der Gräfin war zu L * in Penſion geweſen — das paßte auf Malchen — ihr Liebhaber hatte ſie kurz vor der Hochzeit über-

überfallen — das paßte auf mich — war davon geritten und niemand wüßte wohin — ich war auch davon geritten, und vermuthlich wußte niemand wohin. Ich that noch hundert ſchüchterne Fragen nach dem Namen der Freundin, nach dem Orte, wo die Begebenheit vorgefallen, und wie der Liebhaber geheißen habe; aber ſie wußte keine zu beantworten, und geſtand endlich, vermuthlich weil ſie ſich vergaß, daß ſie den Brief nicht ſelbſt geleſen, ſondern nur dazu gekommen wäre, als die Gräfin den Inhalt deſſelben der Gouvernante erzählt habe. Wenn mir aber daran gelegen wäre, ſo wollte ſie die Gräfin befragen und ich ſollte alles erfahren.

Was für Urſachen ſich heute eine auf die andre häuften, um mich in die tödtlichſte Unruhe zu verſetzen! Bald war mir der erwähnte Brief ſo gewiß von Malchen, daß ich aufſprang, und noch dieſen Abend davon wollte; bald dünkte es mich ſo unwahrſcheinlich, daß ich laut über meine Aengſtlichkeit lachte. So ward ich die ganze Nacht hindurch zwiſchen Ja und Nein hin und her geworfen, bis ich endlich, aber nicht eher als da die Sonne aufging, mit feſtem Muth auf dem Nein beharrete. So lange es Nacht blieb, und ich nur mit den Augen der Phantaſie ſehen konnte, war es mir nicht möglich geweſen, mich von dem ängſtlichen Ja loszuwinden.

Zehntes Kapitel.

Der Graf verreiſet.

Es geſchah, daß der Graf in Familienangelegenheiten nach W * ging. Die Gräfin hätte dieſe Reiſe, wie ich hörte, gerne mit ihm gethan, aber er fürchtete, daß ſie ihm in W * auf mancherley Art zur Laſt fallen möchte. Beſuche geben und nehmen, ſich anziehen, ſich zur Schau ſtellen, war ſeine Sache nicht; und das wäre unvermeidlich geweſen, wenn er ſeine junge Gemahlin der Familie hätte aufführen wollen. Er ließ ſie alſo zurück. Mich hätte er gerne mitgenommen, wenn es möglich geweſen wäre, den eisgrauen Schildknappen Tobias von ſeiner Seite zu entfernen.

Um mit Glanz in W* zu erſcheinen, nahm er alle männliche Bediente mit, und niemand blieb im Hauſe, als die Gräfin, ihre Kammerjungfer, die Gouvernante, die beyden Fräulein und ich. Der Piariſt blieb jetzt halbe Tage hindurch auf dem Schloſſe, um, wie er ſagte, den Frauenzimmern die Zeit zu vertreiben; und er war auch wirklich ſehr wohl bey ihnen gelitten, denn er konnte — krähen wie ein Hahn, bellen wie ein Hund, und kakeln wie eine Henne.

Der alte Tobias ſagte mir, als er mit dem Grafen abreiſte, ich ſollte ein wachſames Auge auf den Pfaffen und auf die Franzöſin haben: er trauete beyden nur ſo weit als er ſie ſähe.

Sie ſelbſt mochten es auch wohl wiſſen, daß ſie an dem alten Tobias einen unbeſtechlichen Argus hatten. Beyde waren um ſo höflicher und gefälliger gegen ihn, je mehr ſie ſich vor ihm fürchteten. — Sobald er alſo den Rücken gewandt hatte, glaubten ſie freyes Feld zu haben. Sie gingen ſtundenlang im Garten ſpazieren, und waren immerfort in ſehr geheimnißvollen und ernſthaften Geſprächen begriffen.

Drey Tage nach der Abreiſe des Grafen befand ich mich im Garten und verpflanzte unter der Aufſicht des Gärtners einige junge Bäume. Der Piariſt erſchien mit der Gouvernante und den beyden Fräulein; doch mußten letztere immer ein funfzig Schritte voraus gehen. Als ſie nicht weit mehr von uns entfernt waren, zog der Piariſt in der Hitze des Geſprächs das Schnupftuch heraus, und mit demſelben etwas Glänzendes, daß ich für einen Schlüſſel hielt. Ich ſprang hin und hob es auf; aber es war kein Schlüſſel, ſondern ein Dietrich. Ich lief ihm nach und reichte ihm das verdächtige Werkzeug. Die Gouvernante ward todtenblaß und ſah den Pater an. „Er gehört nicht mir!" ſagte er, und gab mir den Dietrich mit der gleichgültigſten Miene von der Welt zurück. „Ich hab' ihn aber mit dem Schnupftuche herausziehn ſehen!" ſagte ich. — „Sie ſind nicht geſcheut, Wilhelm!" ſagte die Gouvernante mit zuckenden Lippen, und zog den Piari-

ſten

ſten fort. Ich dachte ſehr lebhaft an den alten Tobias, und ſteckte den Dietrich ein.

Eilftes Kapitel.

Moriz iſt unruhig.

Während der Abweſenheit des Grafen ſuchte ich mich ſo gut zu beſchäftigen und zu zerſtreuen als ich konnte. Ich war zuweilen ganze Tage hindurch auf der Jagd; legte mich, wenn ich meine Pflicht als Jäger gethan hatte, auf die Oekonomie; fiſchte, und half unſerm Gärtner bey ſeinen Arbeiten; las auch zuweilen franzöſiſche Bücher, die mir die Gouvernante aus der kleinen Bibliothek der Gräfin verſchaffte, nicht etwa verſtohlnerweiſe, ſondern mit der völligen Bewilligung der Gräfin, die oft geſagt hatte, mein Fleiß, mein Eifer, und meine ſtille Aufführung verdienten, daß man mich von dem übrigen Geſinde unterſchiede; auch hätte ich ſo etwas in meinem Aeuſſern, wodurch es ihr

ihr unmöglich gemacht würde, mich, wie die übrigen Bedienten, mit Er oder Ihr anzureden.

Ueberhaupt ſchien die Gräfin nicht weniger als die Uebrigen neugierig zu ſeyn, was es wohl eigentlich für eine Bewandniß mit mir haben möchte. So oft ſie mich ſah, nahm ſie mich ſcharf aufs Korn, und ſagte entweder zu mir, oder zu jedem andern der gerade bey ihr war: Es iſt gewiß, daß ich den Jäger Wilhelm ſchon ſonſt irgendwo geſehen habe. Sie verließ mich dann jedesmal mit einer nachdenklichen Miene.

Man kann leicht glauben, daß ich bey ſolchen Aeuſſerungen nicht ruhig blieb. Mehr als einmal war ich feſt entſchloſſen, die Dienſte des Grafen zu verlaſſen. Aber heimlich wollt' ich es nicht thun, und öffentlich konnte ichs nicht, weil ich keinen Grund dazu anzugeben wußte.

O, ich hatte noch eine Urſache, warum ichs nicht that. Man wird ſie errathen, und über mich lachen. Eben die Urſache, die mich in der einen Minute forttrieb, hielt mich in der andern. Ich zitterte, wenn mich die Gräfin ſo aufmerkſam anſah, und glaubte doch, es müßte nicht wenig intereſſant ſeyn von ihr erkannt zu werden. Ich ſuchte mich auf die ſchicklichſte Art zu entfernen, wenn ſie in den Garten kam, und mir und dem Gärtner zuſah; und brannte vor Begierde, im Garten zu ſeyn, wenn ich wußte, daß ſie darin war. Ich erſchrack vor dem Gedanken, ſie möchte mit Malchen in Briefwechſel ſtehen, und hätte dem feind werden können, der mich völlig überzeugt hätte, ſie ſtände gewiß nicht mit ihr in Briefwechſel. Ich Thor, ich unbegreiflicher Thor! — Aber, werfe den erſten Stein auf mich, wer da will. Vor dem, der geliebt hat, und dem, der das menſchliche Herz kennt, bin ich ſehr ſicher!

Zwölftes Kapitel.

Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Am Abend des zehnten Tages nach der Abreiſe des Grafen, ließ mich meine Phantaſie, die

die durch ein neues Examen von Seiten der Gräfin aufgeregt worden war, nicht einſchlafen. Es war ein unfreundliches Wetter drauſſen. Sturm, Regen und Schloſſen brauſten und raſſelten auf Dächern und an den Fenſtern. Der Wetterhahn auf dem Schloßthurm ſchwirrte, und die Hunde heulten in ihren Zwingern. Ich verhüllte mich feſt in meine Küſſen, und wartete ängſtlich auf den Schlaf; aber meine Einbildungskraft, die ſich mit dem Brauſen des Windes vereinigte, entfernte ihn immer weiter und weiter von mir.

Voll Ungeduld richtete ich mich endlich im Bette auf. Im Nu kam es mir vor, als ob ein Lichtſtrahl plötzlich in meine Kammer fiele, und eben ſo plötzlich wieder verſchwände. Meine Kammer war unten im Hauſe, gerade der Treppe gegenüber, die in den erſten Stock zur Wohnung der Herrſchaft führte. Hinter mir war die Thüre, durch welche man auf einigen Stufen in den Garten hinab kommen konnte. Dieſe Thür dauchte mir offen zu ſeyn, denn ich glaubte deutlich zu hören, wie ſie vom Winde hin und her geworfen wurde; und doch wußte ich ſehr genau, daß ich ſie, ehe ich mich niederlegte, feſt zugemacht hatte.

Ich ſtand auf, um ſie zuzumachen. Während ich meinen Ueberrock umwarf, fiel abermals ein Lichtſtrahl durch das Fenſter, welches in meiner Kammerthür angebracht war. Ich ſah hindurch und ſah nichts. Voll Befremden darüber, doch ohne mir etwas Beſonderes dabey zu denken, ſuche ich nach dem Drücker, finde ihn, drücke und drücke — meine Thüre war und blieb feſt zu. Ich erinnerte mich zwar nicht, ſie abgeſchloſſen zu haben; nahm aber doch den Schlüſſel um aufzuſchlieſſen. — Meine Thür war nicht zugeſchloſſen geweſen, ging aber auch nicht auf.

Indem ich mich noch zermarterte, um ſie zu öffnen, hörte ich plötzlich ein durchdringendes Jeſus Maria! — Weinend vor Ungeduld lehnte ich mich mit meiner ganzen vereinigten Kraft gegen die Thür, und krach! ſprang ſie aus den Angeln und ſtürzte mit ſchrecklichem

Geräuſch auf den Boden, der mit Steinen gepflaſtert war. Ich ſtürmte die Treppe hinan, und hörte die Stimme des Kammermädchens, die Hülfe! Hülfe! Hülfe! ſchrye. Ich eilte in das Zimmer der Gräfin, welches weit offen ſtand, und ſah Lichtſtrahlen aus ihrem Schlafzimmer in dieſes größere fallen. Ein dumpfes Stöhnen ſchallte mir aus jenem entgegen.

Ich ſprang hinein, und erblickte eine Weibsperſon, die ſich über das Bette der Gräfin geworfen hatte und mit beyden Händen beſchäftigt war, ſie unter Küſſen zu begraben; eine Mannsperſon, die vor einem geöffneten Seitenſchranke ſtand und mit beyden Händen im Gelde wühlte; auf dem Seitentiſch eine kleine brennende Diebslaterne.

Ich ergriff die Weibsperſon, um ſie wegzuſchleudern; ſie ſchrye: und in dem Augenblick fühlte ich einen Stich durch die rechte Seite. Meine Arme erſchlafften, und ich ſank ohne Bewußtſeyn zu Boden.

Moriz.

Moriz.

Sechſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Neue Wunden.

Als ich zu mir ſelbſt kam, ſah ich mich noch im Schlafzimmer der Gräfin auf einem Canape, der ihrem Bette gegenüber ſtand. Mir zur Seiten erblickte ich die beyden jungen Fräulein, welche Todesangſt auf dem Geſichte trugen. Die eine hatte Ein Wachslicht in der Hand; die Andre ein Glas voll Waſſer, womit ſie mir das Geſicht beſprengte. — „Er lebt noch!" rief die letztre, als ich die Augen öffnete. Die Gräfin richtete ſich im Bette auf.

Guter Wilhelm! rief ſie mit ſchwacher Stimme, und ſtreckte die rechte Hand nach mir aus. — Ich wollte aufſpringen, um ſie zu ergreifen, und ſank kraftlos zurück.

Ihr ſchönes Auge, welches feſt an mir haftete, ſchwamm in Thränen. „O, kommen ſie noch nicht?" rief ſie voll Angſt und Ungeduld,

geduld, als ſie einen Blick auf das Blut warf, womit der Canape über und über bedeckt war. — „Geh, lauf, fuhr ſie zum älteſten Fräulein fort — ſieh, ob ſie kommen!"

Das Fräulein ſah ſie mit dem Blicke der allerhöchſten Angſt an, und wagte es nicht, den Fuß aus dem Zimmer zu ſetzen. „So geht beyde!" fuhr die Gräfin fort. Sie ſchloßen ſich feſt an einander, und gingen langſam in das Vorzimmer. Die eine zog Muth aus der Furcht der andern. Sie nahmen das Licht mit, und das Schlafzimmer wurde nur noch von dem matten Schein der Nachtlampe, die nahe bey dem Bette der Gräfin ſtand, dürftig erleuchtet.

Immer noch war ihr Auge mit dem Ausdrucke des innigſten Mitleids auf mich gerichtet. Ihr Haupt hatte ſie auf die linke Hand geſtemmt, und die rechte, in welcher ſie ein Schnupftuch hielt, ruhte auf dem Deckbette. Ihr blondes Haar floß in reizender Unordnung über Schultern und Bruſt herab, und überwebte gleichſam ſtellenweiſe den Umriß des vollen Buſens, der, durch Schrecken, Todesfurcht

furcht und Nothwehr aus ſeinen Schranken gedrängt, langſam ſtieg und ſank.

Verloren in dem Anſchauen der Schönheit, die ſich hier meinem Blicke ſo überraſchend entſchleyerte, fühlte ich keinen Schmerz, wußte ich von keiner Wunde, von keiner Entkräftung mehr. Meine ganze Seele lebte in meinem Auge; und in dem ihrigen flimmerten die hellen Perlen, in welche ſich das Mitleid auflößt, wenn die Zunge dem gerührten Herzen nicht folgen kann. Immerfort begegneten ſich unſre Blicke, und immerfort ſanken ſie zu Boden, als wenn wir wechſelsweiſe vor einander erſchräken.

„O, wenn ſie mir doch noch einmal die Hand reichte!“ Dieſer Wunſch ward nach einigen Augenblicken der herrſchende in meiner Seele. Ich hütete alle ihre Bewegungen; und als ſie einmal die rechte Hand aufhob, glaubte ich ihn erfüllt, ſprang auf und that einen raſchen Schritt nach dem Bette. Sie fuhr erſchrocken zuſammen, zog den Arm unter die

Decke, und hüllte ſich völlig ein. Ich taumelte nach dem Canape zurück, warf den Blick ſeitwärts, und — dachte an meine Wunde, und fühlte meinen Schmerz und meine Entkräftung von neuem.

Die beyden Fräulein kamen zurück, und brachten die Nachricht, daß ſie eine Laterne von weitem geſehen hätten: es würde wohl der Gärtner mit der Jungfer und dem Chirurgus ſeyn. „Dem Himmel ſey gedankt!“ rief die Gräfin freudig. — „Nun, wird ſich der arme Wilhelm nicht verbluten!“

Mein ganzes Herz bewegte ſich bey dieſen Worten. Für jedes hätte ich willig einen neuen Stich erdulden wollen. Ich beſtrebte mich, ihr zu ſagen, wie ſehr mich ihre Theilnehmung rührte, aber die Zunge verſagte mir ihren Dienſt; ich ſprach mit Blicken, und ſie ſchien mich zu verſtehen.

Bald nachher kamen der Gärtner, der Chirurgus und das Kammermädchen. Man führte mich in meine Kammer, unterſuchte meine

Wun-

Wunde und verband ſie. Der Chirurgus fand ſie nicht gefährlich und nannte ſie eine Kleinigkeit, was nicht alle Wundärzte in ähnlichen Fällen zu thun pflegen.

Zweytes Kapitel.

Moriz in letzten Zügen.

Ich wollte den Gärtner, dem es von der Gräfin ausdrücklich aufgetragen war, bey mir zu wachen, mehr als einmal fortſchicken; aber er ging nicht. Wie läſtig war mir ſeine Sorgfalt und Theilnehmung! Ich fühlte ja keinen Schmerz, ich wußte ja von keiner Wunde, mir war ſo leicht und wohl, wie mir nie geweſen war! — O, ich hatte aus den Augen der Gräfin eine Stärkung geſogen, welche die feinſten meiner Fibern innig durchdrang, und wie der Balſam der Unſterblichkeit, mein ganzes Weſen zu einem neuen Leben ſtärkte und auffriſchte.

Immer noch ſaß ich ihrem Bette gegenüber auf dem Canape; immer noch liſpelte ihre melodiſche Stimme: Armer Wilhelm! vor meinem Ohre; immer noch ſah ich die runde Hand, auf die ſich ihr Haupt, wie auf eine Säule von Elfenbein geſenkt hatte; immer noch die ſanften Wogen des blühenden Buſens, der, hie und da vom ſeidenen Haar überfloſſen, bey der ſchwachen Dämmerung des Nachtlichts, den Schneehügeln Nordens ſich verglich, um deren Häupter feine, monderhellte Silberwölkchen leiſe weben und ſchimmern.

Und wenn mir auch Malchen getreu geblieben wäre, ſo hätte ich doch in dieſen Augenblicken nicht an ſie gedacht.

Je tiefer ich mich in meine Küſſen verhüllte, deſto lebhafter wurden jene Bilder, deſto fruchtbarer ward meine Phantaſie (denn mein Verſtand feyerte) an abentheuerlichen Entwürfen, wodurch ich mir das Glück verſchaffen wollte, der Gräfin — noch einmal ſo gegenüber zu ſitzen. Es iſt ſonderbar, aber ſehr

natür-

natürlich, daß die kühnſten meiner Wünſche gerade nur auf dieſen Umſtand ſich einſchränkten, der ihnen die Entſtehung gegeben hatte.

Am andern Morgen erſchien die Kammerjungfer der Gräfin, und erkundigte ſich im Namen ihrer Gebietherin nach meinem Befinden. Ich ſtellte mich Wunder wie ſtark, und ſagte mit einer Stimme, die nichts weniger als einen kränklichen Ton hatte: mir iſt wohl, mir fehlt nichts, ich werde ſogleich aufſtehen! Ich zitterte vor dem Gedanken, daß ſie an meinem Wohlbefinden zweifeln möchte.

„Aber die Gräfin iſt herzlich krank — ſagte ſie, und wird wohl unter drey Tagen das Bette nicht verlaſſen dürfen!“

Drey Tage? Drey Tage? rief ich erſchrocken, denn ich hatte Rechnung darauf gemacht, ſie heute noch zu ſehen, und deßhalb befand ich mich vorhin ſo wohl, deßhalb fehlte mir nichts, und deßhalb wollte ich ſogleich aufſtehen! Jetzt glaubte ich mich weit übler zu befinden, als zwey volle Minuten vorher, und ich ſagte zu der Kammerjungfer, daß es auch bey mir leicht drey Tage dauern könnte, eh ich meine Kräfte wieder erlangte.

„Und die Gräfin glaubt — unterbrach ſie mich mit naſſen Augen — daß Sie in drey Tagen nicht mehr leben werden.“

Was? rief ich, indem ich mich ſchnell im Bette aufrichtete — Was? — Nicht mehr leben? Bin ich nicht friſch und geſund?

Ich wollte aus dem Bette ſpringen, aber der Gärtner hielt mich zurück.

„Ach — fuhr ſie fort — wenn die Kranken nicht wiſſen, wie krank ſie ſind, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie in den letzten Zügen liegen!“

Sie weinte und ſchluchzte ganz erbärmlich, und ich — ich hätte verzweifeln mögen über ihre Albernheit!

In dem Augenblicke trat der Wundärzt herein. Er unterſuchte meinen Puls, prophezeihete daß ein Wundfieber unterwegs ſey, und rieth mir, mich aller Gemüthsbewegungen zu enthalten. Darauf ging er mit der

Kammerjungfer zur Gräfin. Ich flüſterte ihm ins Ohr: er ſollte der Gräfin ſagen, ich wäre geſund wie ein Fiſch, und bat ihn zugleich noch heimlicher und leiſer, mir Nachricht zu bringen, was ſie dazu geſagt hätte.

Drittes Kapitel.

Er ſieht ſie.

Mit dem dritten Tage fand ich mich völlig geſund. Der Arzt mochte ſagen, was er wollte: ich blieb nicht im Bette. Das Wetter ward gegen Mittag ſo ſchön, daß er mir erlauben mußte, einen Spatziergang im Garten zu machen. Es hieß, die Gräfin werde heute auch das erſtenmal wieder ihr Zimmer verlaſſen, und in den Garten kommen. In eben dem Augenblicke, wo ich dieſe Nachricht erhielt, griff mir der Arzt von ungefähr an den Puls, und verſicherte, mein Blut wäre ſehr in Wallung!

Ich fühlte es wohl, verſicherte ihm aber das Gegentheil.

Ich ging mit ihm in den Garten, und in weniger als zehn Minuten ſahen wir die Gräfin mit der Kammerjungfer die große Allee herabkommen, uns entgegen. „Es ſchickt ſich wohl nicht — ſagte mein ängſtlicher Führer — wenn wir auf eben derſelben Allee ſpazieren gehen, wo die gnädige Herrſchaft geht, wir wollen umkehren.“

Er wälzte mir durch dieſen Vorſchlag einen Stein vom Herzen. Mir war gerade ſo zu Muthe, als damals, wo ich auf meinem groſſen Ritterzuge nach L** Malchen mit verſchloſſenen Augen am Fenſter zu ſehen glaubte. Wir kehrten um, gingen aber ſehr langſam, woran jedoch mein Begleiter nicht ſchuld war.

In wenig Augenblicken hörte ich die Stimme der Gräfin nahe hinter mir. Sie ſprach ſtärker, als gewöhnlich — „Vermuthlich dachte ich bey mir ſelbſt: damit ichs hören ſoll!“ — Aber ich hatte nicht den Muth mich umzuſehen.

„Warum

„Warum laufen Sie vor mir, mein lieber Doktor?“ rief ſie meinem Begleiter zu, und es that mir weh, daß ſie nicht mir zurief.

Wir ſtanden ſtill, und ſie trat näher.

„Was macht Ihr Patient?“

Er antwortete; ich ſchwieg unzufrieden.

„Wird ihm die Bewegung nicht ſchaden?“

Ich hoffe nicht! ſagte er.

Auch nicht eines Blickes würdigt ſie mich! ſagte ich bey mir ſelbſt, und meine Unzufriedenheit ſtieg —

„Sehn Ihr' Gnaden wohl, wie blaß der arme Wilhem ausſieht?“ — ſagte die Kammerjungfer. Ich glühete über und über bey dieſer Bemerkung; und die Gräfin, die mich nur mit einem halben Blicke von der Seite anſah, glühete wo möglich noch ſtärker.

„Ja — ſagte ſie — recht blaß, recht ſehr blaß!“ Sie drehete ſich um, und that, als ob ihr ein Staubkörnchen ins Auge gefahren wäre.

„Haſt

„Haſt du es ihm ſchon erzählt?“ fuhr ſie nach einer Pauſe zur Kammerjungfer fort.

Ich? — ſagte dieſe — Nein! Ihr Gnaden wollten es ihm ja ſelbſt erzählen.

Univ.-Bibl. München

Die Gräfin ward von neuem roth; wandte das Geſicht weg, und ſagte ſtammelnd: es kann ein andermal geſchehen! Ich habe jetzt — er wird jetzt — er darf wohl nicht lange in der freyen Luft ſeyn, Herr Doktor?

„So lange die gnädige Gräfin befehlen“ — rief ich eilig, weil ich glaubte, der Arzt würde mir mit einem bedenklichen Achſelzucken zuvorkommen. Ich war nicht wenig mit mir zufrieden, daß ich dieſe Worte glücklich herausgebracht hatte.

„Alſo kurz — nahm die Gräfin das Wort — man hat die Gouvernante und den Pater Benedikt auf der Gränze ertappt, und beyde nach P** geliefert. Ich erwarte in einigen Tagen nähere Nachricht. Gewiß iſt es, daß ſie ihrer Strafe nun nicht entgehen werden. — Aber — fuhr ſie mit weggewandtem Geſichte fort

fort — dadurch werden die Schmerzen des armen Wilhelms nicht gelindert!“

„Ich habe keine Schmerzen!“ rief ich mit aufwallender Freude.

Weinen möchte ich über ſolche Großmuth! — ſagte ſie zur Kammerjungfer, und legte die rechte Hand vor die Augen. — Gute Beſſerung! mein lieber Wilhelm, rief ſie nach einer Pauſe, indem ſie den linken Fuß fortſetzte, und mit der rechten Hand auf mich winkte.

Ich ſprang wie auſſer mir hin, und ergriff dieſe Hand, und legte ſie an mein Herz, und drückte ſie, und küßte ſie, und — o, ich weiß nicht mehr, was ich in dieſen Augenblicken alles that!

Auf ihren Wangen brannte Beſtürzung und holde Schaam. Sie riß ſich mit Mühe von mir los, und verſchwand in eine Seitenallee. Ich ſah ihr mit ſtarren Blicken nach, und als ich ſie aus den Augen verloren hatte, ſagte ich zu meinem Begleiter, der mich ſeinerſeits auch ſtarr anſah: mir iſt nicht wohl! —

Das glaub' ich gern! erwiederte er, und führte mich aus dem Garten.

Viertes Kapitel.

Misverſtändniſſe.

Die Gräfin ließ ſich faſt ſtündlich nach meinem Befinden erkundigen, und das Kammermädchen verſicherte mir, daß ſie troſtlos ſey, wenn ſie an die Schmerzen dächte, die ich ihrentwegen erdulden müßte; daß ſie ihren ganzen Verſtand beſchäftigte, um eine Belohnung zu erſinnen, die dem Dienſte entſpräche, den ich ihr erwieſen; daß ich ſelbſt verlangen möchte, was ich nur wollte, ſo ſollt' ich es haben, und wär' es ihr auch das liebſte und theuerſte auf der Welt — Dieſes ließ ſie mir durch ihre Vertraute verſichern, und wenn ich ſie dann ſelbſt ſah, und eben dies von ihr ſelbſt wiederholt zu hören vermuthete: ſo war eine kalte Frage nach meinem Befinden, die ſie noch

noch dazu nur immer mit weggewandtem Geſichte an mich that, das einzige, was ſie meinem dürſtenden Herzen darzubiethen pflegte.

„Ich wüßte wohl, was ich mir von ihr zur Belohnung ausbitten wollte“ — ſagte das Kammermädchen bey einer Gelegenheit zu mir —

Ich verlange nichts! ſagte ich.

„Einen Kuß, mein lieber Wilhelm, wenn ich an Ihrer Stelle wäre!“ — Sie ſah mich dabey mit einem bedeutenden Lächeln an, welches mir mein ganzes Blut ins Geſicht trieb. — „Errathen? fuhr ſie fort, indem ſie zur Thür hinaus ging — Sie bekommen ihn gewiß, wenn Sie ihn verlangen!“

Ich muß ein höchſt albernes Geſicht gemacht haben; denn es kam in dieſen Augenblicken auf nichts Geringeres an, als die höchſte Verlegenheit, die höchſte Freude und die ſüßeſte Hoffnung unter einer gleichgültigen Miene zu verbergen.

Was ſoll ich es läugnen! Meine Eigenliebe wollte trotz dem kalten Betragen der Gräfin ir-

gend

gend etwas in ihren Blicken geleſen haben, das nichts weniger als Kaltſinn wäre. Alle die kleinen Züge, Winke und Bewegungen; das ganze Spiel ihrer Augen, ihrer Lippen und ſelbſt ihrer Finger; den Ton ihrer Stimme, bis auf den unmerklichſten Accent, den ſie auf das kleinſte ihrer Worte legte — muſterte und erklärte mir dieſe Zauberin, die das ganze menſchliche Geſchlecht mit ſichtbaren oder unſichtbaren Fäden umſpinnt, und es tanzen läßt, wie der Puppenſpieler ſeine Puppen.

Ich glaubte alſo im Grunde meines Herzens, daß mir die Gräfin durch jene Aeuſſerung ihrer Vertrauten einen Wink hätte geben wollen, in Zukunft nicht mehr ſo übertrieben ſcheu und furchtſam zu ſeyn; aber ich hatte doch nicht Muth genug, dieſe Ueberzeugung durch mein Betragen kundbar werden zu laſſen. Indeſſen war ich feſt entſchloſſen, bey der erſten Gelegenheit, wo die Gräfin von Belohnung ſprechen würde, Herz zu faſſen, und ſtatt alles übrigen, einen Kuß von ihr zu verlangen.

Wie ſelig mich dieſer Vorſatz machte, den ich im Geiſte ſchon ausgeführet ſah, kann man ſich ohne Mühe denken.

Gegen Abend bat mich die Kammerjungfer, ein wenig mit ihr auf ihr Zimmer zu kommen. Ich that es gern und willig, obgleich ich ſonſt alle Einladungen dieſer Art mit Hartnäckigkeit von mir gewieſen hatte. Aber was für eine Ausſicht öffnete ſich mir, wenn ich es diesmal ihr nicht abſchlug! Das Zimmer der Gräfin ſtieß an das ihrige — wie leicht konnte ſie ihr nicht irgend einen Auftrag zu machen haben — ſie mußte mich ſehen, und gewiß mit mir ſprechen — ich hätte dann Gelegenheit, das von ihr zu fodern, was ſie mir durch ihre Vertraute hatte — anbieten laſſen — und vielleicht geſchah dieſe Einladung wiederum auf ihr ausdrückliches Verlangen.

Dieſe Gedanken jagten mich gleichſam zu dem Zimmer der Kammerjungfer. Es mußte der Bübin ſehr leicht werden, dieſe ungewöhnliche Bereitwilligkeit auszudeuten.

Kaum

Kaum fünf Minuten vorbey, ſo ging die Thür auf, und in derſelben ſtand die Gräfin. Ich ſprang auf.

„Laßt euch nicht ſtören, Kinder! ſagte ſie mit einer überaus gnädigen Miene — Ihr ſeyd überdies ſo ſtill, daß man euch kaum hört! — Wilhelmen iſt heute wieder wohl? fuhr ſie zu mir fort.

Recht wohl! erwiederte ich, und in dieſen Augenblicken fühlte ich mich auch wirklich recht wohl.

„O, es iſt ihm ja nie weh geweſen!“ ſchnatterte die Kammerjungfer darzwiſchen. Die Gräfin ſchien flüchtig zu errôthen, aber ich brannte über und über.

„Er verlangt auch nicht einmal ein kleines Schmerzengeld!“ fuhr ſie fort.

Ich war wie mit heiſſem Waſſer begoſſen, und zitterte an Händen und Füßen.

„Ich habe ihm eins in Vorſchlag gebracht — fuhr ſie fort, und huſtete auf eine ſchelmiſche Art, indem ſie mich ſcharf ins Auge faßte und mich bey der Hand nahm —

„Soll ichs ſagen, Wilhelm?“

Vorher dürſtete ich nach einer Gelegenheit, der Gräfin mein Anliegen vorzutragen, und jetzt, als ich ſie in Händen hatte, war ich halbtodt!

„Er will weiter nichts, als“ — ſie führte mich zur Gräfin, und deutete mit dem Zeigefinger der linken Hand auf ihre Lippen und auf die meinigen —

„O, rief die Gräfin wie aufgebracht — meine Einwilligung habt ihr! Wenn der Herr zurückkömmt, will ich es ihm vortragen. Wenn das alles iſt, was Wilhelm verlangt, das ſoll ihm gewährt werden“ —

Ich fuhr nach ihrer Hand, denn ich bildete mir ein, ſie hätte die Pantomine der Kammjungfer gerade ſo verſtanden wie ich —

„Ja, ja — rief ſie noch hitziger als vorher, und zog die Hand zurück — ja, ja! Ihr ſollt — Mann und Frau werden, auf mein

Ehrenwort." — Sie ſchlüpfte in ihr Zimmer, und ich wußte nicht, ob ich im Himmel oder auf Erden war. Die Kammerjungfer wollte ſich halbtodt lachen.

„Mann und Frau!" rief ich, wie aus einem Traum erwachend — Wir beyde Mann und Frau?"

Nicht anders, mein lieber Wilhelm! ſagte ſie lachend, und wollte mich bey der Hand nehmen. Ich ſchleuderte ſie unſanft von mir.

„Ich bin nicht in Sie verliebt — rief ich ſo laut, daß mich die Gräfin wohl hören konnte — ich bin nicht in Sie verliebt! Ich mag Sie nicht heyrathen! Ich mag keine Frau! Das iſt ein Misverſtand" —

Unter dieſen Worten lief ich lärmend aus dem Zimmer, und die Treppe hinunter. Aber kaum war ich unten, ſo fuhr mir der Irrthum der Gräfin von neuem wilder als vorher durch den Kopf; ich ſtürmte die Treppe hinan, rannte, ſchier ohne Bewußtſeyn, durch das Zimmer der Kammerjungfer, machte das Zimmer der Gräfin ſtn weit auf, und rief hinein: Nein gnädige Gräfin, ich bin nicht in Liſetten verliebt! ſchlug die Thür zu, und ſtürzte wie vorher die Treppe hinunter.

Wie bitter war ich getäuſcht! Ich glaubte eines Kuſſes von ihren Roſenlippen ſchon ſo gewiß zu ſeyn, und ſtatt deſſelben ſoll ich bekommen — eine Frau?

Fünftes Kapitel.

Welch eine Heldenthat!

Was wollte ich nicht alles thun, um der Gräfin zu beweiſen, daß es mir nie eingefallen wäre, mich in Ihr Kammermädchen zu verlieben, vielweniger ſie von ihr zur Frau zu begehren. Halbverrückt machte mich dieſes Misverſtändniß! Aber ich bekam auch dadurch Muth, alles zu wagen. Meine Liebe und meine Ehre wirkten hier vereint, und dieſe erſteigen, wenn ſie wollen, den Himmel!

Am Abende dieſes Tages, dem ſchönſten in der Natur, ſaß ich trübſinnig und in Gedanken verloren in dem kleinen Luſtgehölze, das an den Garten ſtieß, unter Bäumen, deren Zweige, vom leiſen Abendwinde bewegt, ſanft über meinem Haupte zitterten. Vor mir wallte ein großer Teich, den der aufgehende Mond in fließendes Silber verwandelte, und neben mir rauſchte ein kleiner Bach in gekräuſelten Wellen dem Waſſerbehälter zu. Bald ſah ich mit ſtarren Blicken in den ſpiegelhellen Teich, und beſchäftigte mich mit den kleinen Wölkchen, die dem Monde vorüberſchwebten; bald blickte ich in das Gewimmel der kleinen Kriſtallwellen, die ſich rauſchend in tauſend Brillanten zerſchlugen, über einander hüpften, von neuem ſich ſammleten, und von neuem auseinander rauſchten.

Ich ſah das alles, ſah es aber nur. Eine ſüße Wehmuth bemächtigte ſich meines Herzens, und meine Phantaſie hieng an dem Bilde der Gräfin, daß ſich mir immer noch in eben dem Lichte zeigte, worin es den erſten gewaltigen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Was würde ich ihr nicht alles ſagen, — wenn ich ſie jetzt ſehen ſollte! — rief ich, und in dem Augenblick hörte ich ein kleines Geräuſch hinter mir. Ich ſah mich um, und vor mir ſtand — die Gräfin. — Fort war mein Muth, meine ſchönen Phantaſien mit ihm!

Sie ſetzte den Fuß erſchrocken zurück. Mit Zittern erwartete ich ihr erſtes Wort; ihre Verwirrung ſchien der meinigen nichts nachzugeben.

Iſt Liſette hier? ſagte ſie endlich mit zitternder Stimme.

Was ſollte die hier? verſetzte ich haſtig.

Ich dachte! fuhr ſie gleichgültig fort. Jetzt Muth gefaßt, ſagte ich bey mir ſelbſt, oder nimmer.

„Die gnädige Gräfin glauben wohl immer noch, daß ich in Liſetten verliebt ſey?“

Sie lächelte bey dieſen Worten, die ich mit Mühe hervorbrachte.

„Nein, ſagte ſie, nach Ihrer heutigen lauten Erklärung glaub' ichs nicht mehr. Sie dachten gewiß, man wollte Sie zwingen. Sie waren außer ſich!“

Kein Wunder — ſagte ich — ſolch ein Misverſtand!

„Liſette hat mir aus dem Traum geholfen!“ erwiederte ſie. Sie wollte lachen, aber es ſchien ihr ſauer zu werden. Auch kam es mir vor, als wenn ſie immer noch eben ſo ſehr verlegen wäre, als ich ſelbſt.

„Liſette hat alles geſagt?“ rief ich, und trat näher, und ergriff ſie, als ſie den Fuß fortſetzen wollte, bey der Hand. Sie wandte ihr Geſicht ſorgſam auf die Seite, gleichſam als ob ich ſchon im Begriff wäre, mir das bewußte Schmerzengeld von ihren Lippen auszahlen zu laſſen. Dies ſehen, ſie umfaſſen, und ihr den feurigſten Kuß mit Ungeſtüm auf die Wange drücken, war das Werk eines Augenblicks, während deſſen ich drey Himmel vor mir aufgethan zu ſehen glaubte.

Sie entriß ſich, der ſchönſten Verwirrung voll, meinen Armen, und rief mir, indem ſie ſich eilig entfernte, die Worte zu: ein Glück für Sie, daß Sie mir das Leben gerettet haben!

Welch eine Heldenthat! Triumphirend ging ich in meine Kammer; aber ich ſchlief dieſe Nacht nicht weniger unruhig, als die vorhergehenden.

Sechſtes Kapitel.

Der Graf kömmt zurück.

Ich konnte es nicht gewiß wiſſen, ob die Gräfin bey allen dieſen Auftritten mit ihrer Vertrauten aus Einer Karte ſpielte oder nicht. Bey der vorletzten Scene, als die Gräfin mich ſo ſchmerzlich misverſtand, ſchien Liſette uns beyde zum Beſten zu haben; aber die Begebenheit des vorigen Abends konnte ich nicht für bloßen Zufall halten: denn die Gräfin ging ſonſt ſelbſt bey hellem Tage nicht allein im Garten ſpatzieren, noch weniger des Abends. Auch glaubte ich aus gewiſſen kleinen geheimnißvollen Aeuſſerungen der Kammerjungfer ſchließen zu können, daß ſie von meiner heldenmüthigen Unternehmung auf die Lippen der Gräfin etwas müſſe gewußt haben. Auf jedem Fall benahmen ſich beyde ſehr meiſterhaft: die Gräfin als eine Dame von Erziehung und feinem Gefühl für Ehre und weibliche Würde; und ihre Vertraute als ein Mädchen voll Schlauheit und Erfahrung, verbunden mit einer unumſchränkter Ergebenheit für ihre Gebietherin.

Man glaube nicht, daß ich dieſe Bemerkung auf der Stelle habe machen können! Kopf und Herz ſtanden mir ja damals in lichten Flammen.

Nach jedem Kampfe wuchs meine Liebe mächtiger heran. Ich ſuchte die Gräfin, und floh ſie, wenn ich ſie gefunden hatte; ich zitterte wenn ich mit ihr ſprechen ſollte, und zitterte wenn ich ſchweigen ſollte. O, die Erfüllung

füllung des erſten Wunſches war die Mutter von Millionen andern geworden! Seit jenem Kuß brannte ein Feuer in meinen Adern, das meine ganze Lebenskraft aufzulöſen und auszutrocknen drohete.

In dieſem Zuſtande war ich, als der Graf zurückkam. Er trug mich faſt auf den Händen, und bot mir Belohnungen an, deren Größe und Umfang mich beſchämten. Aber was konnte er mir anbieten, das nicht ſchon tauſendfach von der Belohnung überwogen ward, die ich mir ſelbſt genommen hatte? Der alte Tobias ſagte: ich könnte wenigſtens den Titel eines Leibjägers dafür verlangen.

Die Zurückkunft des Grafen machte, daß ich die Gräfin nicht mehr ſo oft ſehen und ſprechen konnte als vorher. Sie war durch ihren Gemahl gebunden, und ich durch den alten Tobias. Wenn auch beyde oft ganze Tage auf der Jagd waren, ſo blieben doch immer die übrigen Bedienten im Hauſe. Meine Wunde ward

ward auch zuſehends beſſer, und meine Jägerspflicht wartete auf mich.

Aber das war noch nicht alles. Liſette ſagte mir, daß eine Buſenfreundin der Gräfin unterwegs ſey, die den ganzen Sommer, und auch wohl — je nachdem es wäre — ſetzte ſie geheimnißvoll hinzu — den Herbſt bey ihr zubringen würde. Da ſie ſich ſehr lange und immer als die beſten Freundinnen in L * gekannt hätten, ſo würden ſie wohl unzertrennlich ſeyn. Es hätte eine beſondere Bewandniß mit dieſer Dame — fuhr ſie erröthend fort — die ſie mir aber nicht ſagen könnte. — Es würde auch zu R. (der nächſten Stadt) ein Zimmer für ſie gemiethet, weil es dort (ſie that die Hand vor die Augen) einen geſchikten — Geburthshelfer gebe.

Ich hörte wenig auf alles, was ſie mir ſagte, weil ich mehr mit dem Hinderniß meiner Liebe ſelbſt, als mit den Umſtänden beſchäftigt war, die es veranlaßten. Von allen Seiten war alſo meine Leidenſchaft eingeengt, und

ſie

ſie ward gewaltiger dadurch. Sie drohete Durchbruch wie ein verhaltner Strom.

Seit drey Tagen, ſo lange der Graf zurück war, hatte ich ſie nicht geſprochen. Was für Plane machte ich nicht während dieſer drey Tage! Ich ging täglich hundertmal in den Garten, und machte mir, das Grabſcheit oder das Gärtnermeſſer in der Hand, unter ihrem Fenſter etwas zu ſchaffen. Aber dadurch erhielt ich nichts, als daß ich ſie zuweilen am Fenſter ſah. — „Ehedem, als ich ihr noch nicht das Leben gerettet hatte — ſagte ich oft in gewiſſen Anwandlungen von Unwillen bey mir ſelbſt — ſprach ſie zuweilen aus dem Fenſter zu mir, und jetzt kehrt ſie mir den Rücken zu, wenn ſie mich erblickt!“ —

Ich glaube, daß ich damals dieſen Umſtand ganz falſch deutete.

Am Morgen des vierten Tages, als der Herr auf der Jagd war, und der alte Tobias den Vogelſteller machte, ſah ich, daß Liſette das Frühſtück der Gräfin in den Garten trug.

Ich flugs hinterdrein; band einen Strauß von Blumen, um einen Vorwand zu haben, und erwartete ſodann die Gräfin.

Sie erſchien bald, und ich näherte mich der Laube, wo das Frühſtück auf ſie wartete. Li ſette hüpfte mir entgegen, und ſagte, ſie wolle hinaus, dem alten Tobias entgegen, welcher der Gräfin eine Amſel zu bringen verſprochen hätte.

Ich zeigte ihr den Strauß, und fragte ſie, ob ſie ihn der Gräfin einhändigen wollte. „Ich ſollte es ſelbſt thun!“ ſagte ſie und flog davon. Ich wäre auch in Verzweiflung geweſen, wenn ſie ſich dazu erboten hätte.

Mit ſchwankenden Knieen trat ich in die Laube, die rund herum dicht überwachſen war. Sie ſaß im Hintergrunde derſelben. Ich trat hinzu und überreichte ihr die Blumen, ohne einen Laut hervorbringen zu können.

Für mich, mein lieber Wilhelm? ſagte ſie.

„Für ſie, gnädigſte Gräfin! Ich habe ſie ſelbſt gezogen!“

Sie müſſen das ganze Beet geplündert haben, ſo viel ſind es! —

„Auch nicht eine einzige, die ſchön war, iſt ſtehen geblieben!“

Es folgte eine Pauſe. Ich weiß nicht, wer von uns beyden in der größten Verlegenheit war. Um die ihrige zu verbergen, zog ſie den Duft meiner Blumen ohne Aufhören in ſich. Ich beſtrebte mich zu ſprechen, und über dieſem Beſtreben ward ich ſtummer und ſtummer.

„Sie pflegen immer viel, ſehr viel zu geben, Wilhelm!„ hub ſie endlich in Bezug meiner letzten Worte wieder an.

O, immer zu wenig — rief ich — immer zu wenig! —

„Auch Todesgefahr nennen Sie wenig?„ Sie lächelte mit naſſen Blicken auf mich her.

Auch Todesgefahr — rief ich — auch Todesgefahr, wenn ich ein Leben dadurch retten kann, das mehr werth iſt, als Millionen andre!

„Guter, guter Wilhelm!„ — rief ſie, und ich — ſtürzte ihr zu Füßen. Mein Auge ſuchte das ihrige und fand es; meine Seele folgte meinen Blicken, und ich ſog aus den ihrigen ihre Seele. Dies war der Augenblick, wo Herz und Herz einander entgegen flogen, wo innig und innig verſchwiſtert und verſchlungen, beyde dem Körper ſich entſchwangen; wo Auge und Lippe, wo Finger und Arm, wo jeder Nerve, jede Fiber und jeder Pulsſchlag: ich liebe dich! ich liebe dich! zu ſagen ſich beſtrebte, und nur die Zunge allein ſchwieg. — O Sprache, arme Sprache, woher nimmſt du Worte für dieſen Augenblick? — der uns in ein Elyſium hinüber zauberte, in welchem tauſend neue Elyſien mit ihren Freuden vor unſerm verklärten Auge in himmliſcher Schönheit ſich entwickelten!

Plötzlich hörte ich einen lauten Seufzer, und in eben dem Nu flatterte ein Vogel zur

Laube herein, der mit ſeinen Flügeln die Decke derſelben rauſchend ſchlug. Ich ſprang auf, und ſah den alten Tobias vor mir. Die Gräfin ſank ohnmächtig zurück.

Siebentes Kapitel.

Freundſchaft und Pflicht.

Lieber Tobias — rief ich — und die Worte erſtarben mir auf der Zunge.

Er drehete ſich um, und ſagte: „Ich bin dein lieber Tobias nicht mehr, und du biſt mein lieber Wilhelm nicht mehr.„ — Ich wollte ihn halten, aber er riß ſich von mir los.

„Sieh nur, rief ich, und zeigte auf die Gräfin — hilf doch!„ —

Hilf Du ſelbſt! ſagte er unwillig, und gieng mit ſchnellen Schritten aus der Laube.

Ich ſprang, zwiſchen Schrecken und Angſt und Liebe und Mitleid getheilt, zur Gräfin zurück,

rück, und ſchüttete ein ganzes Glas Waſſer, das beym Chokolate ſtand, ihr über das Geſicht! Sie ſchlug die Augen auf!

„Gott, was ſoll aus mir werden! — rief ſie — Er ſagt es dem Herrn!“

In dem Augenblick trat Liſette in die Laube.

„Hier! ſagte ich — hier! indem ich auf die Gräfin zeigte — Hülfe!“ — Es fehlte mir an Athem und Worten, und das gewaltſame Klopfen meines Herzens drohete mir die Bruſt zu ſprengen. Ich eilte dem alten Tobias nach. Er war todtenblaß, und die Augen ſtanden ihm voll Waſſer. Ich nahm ihn bey der Hand —

„O, wenn du doch ein Schurke wärſt, Wilhelm — ſagte er, und die Thränen rollten ihm in den grauen Bart — mit Freuden wollte ich meine Pflicht thun!„

Er ſtand ſtill, faltete beyde Hände feſt in einander, und ſah mit ſtarren Blicken zur Erde.

„Ja, rief er nach einigen Augenblicken, er muß es wiſſen — ich kann es nicht verſchweigen!„ —

Tobias — rief ich und umſchloß ihn, und drückte ihn an mein Herz — lieber Tobias! —

Er machte ſich ſanft von mir los, und ein heftiges Schluchzen ließ ihn nicht zu Worten kommen.

„Und wenn du ein Wilddieb wärſt — ſagte er endlich — ſo wollte ich dich durch die Finger ſehen.„ —

Er ſchluchzte von neuem heftiger.

„Aber ein Ehrendieb, fuhr er fort — ein Ehrendieb meines Herrn, meines Grafen — Nein, ich kann dich nicht mehr anſehen. Geh mir aus den Augen!"

„Lieber Tobias — rief ich — wenn du auch meiner nicht ſchonen willſt, ſo ſchone doch wenigſtens der armen Gräfin!"

Er ſtutzte einen Augenblick. Ich benetzte ſeine rechte Hand mit meinen Thränen, während er mit der linken die ſeinigen abwiſchte.

„Ach Gott — rief er, indem er den Kopf langſam und entkräftet auf die linke Schulter ſinken ließ — ich kann es ja nicht verſchweigen, ich darf es ja nicht verſchweigen!"

Fodere was du willſt — rief ich — von der Gräfin und von mir: du ſollſt es haben. Lege mir irgend etwas auf, das ich für dich thun ſoll, ich ruhe nicht, bis ich es gethan habe. Willſt du dich glücklich machen, deine ganze Familie glücklich machen, ſo rede, ich bringe dir die ganze Schatulle der Gräfin!

„Wie, rief er, und der Zorn gab ſeinen Augen neues Leben — du willſt mir meine Pflicht abkaufen?"

Er ſchob mich unſanft von ſich.

„Hätteſt du mir doch lieber ein Meſſer ins Herz geſtoßen, Wilhelm, als das geſagt!" — ſetzte er ſanfter hinzu. —

Wir waren während der Zeit bis vor ſeine Kammer gekommen. Er trat hinein, und ich wollte ihm folgen, aber er drückte die Thür vor mir zu, und ſchloß ſie ab.

Achtes Kapitel.

Moriz läuft Sturm.

Ich durfte nicht laut vor ſeiner Kammer ſeyn, um das übrige Geſinde nicht herbey zu ziehen. Mit ſtillem verhaltnen Schmerz lief ich in den Garten zurück. Ich traf die Gräfin und Liſetten noch in der Laube. Liſette lag vor der Gräfin auf den Knieen als ich hineintrat, und ich hörte nur noch die Worte: „O Gott, warum mußte ich den alten Spürhund ſchlgehen! Er geht oben herein, während ich unten Wache halte!“ Sie ſprang auf, als ſie mich ſah, und die Gräfin erröthete mitten unter der Angſt.

„Er wird uns verrathen! — rief ich — Es iſt keine Rettung!“

Die

Die Gräfin ward von neuem ohnmächtig. Ich ging mit großen Schritten in der Laube auf und ab. Schrecken, Angſt und Verzweiflung uns rettungslos zu ſehen, raubten mir Bewußtſeyn und Verſtand.

Mitten unter dieſer Verwirrung, trat ein Wachtelhund, des Grafen Liebling, in den Eingang der Laube, witterte, und rannte davon. Beweis genug, daß der Graf in der Nähe ſey. Die Gräfin ſprang auf und wußte nichts von Ohnmacht; Liſettens Thränenquell verſiegte; und ich — fühlte mich ganz leicht. Hier ward Schrecken von Schrecken übermeiſtert, und die Betäubung, die nun folgte, dauerte lange genug, um uns dem Grafen entkommen zu laſſen, ohne daß wir ihm aufgefallen wären. Er ſprach zwey Worte mit der Gräfin, und ließ ſie gehen; und als er mich um meine Verrichtung in der Laube befragte, ſagte ich friſch und rund: Tobias hätte eine Amſel fliegen laſſen, die hätte ich wiederfangen wollen, aber ſie wäre fort.

Er ging, und ließ mich ſtehen. Sogleich eilte ich zur Kammer des alten Tobias zurück. Weil niemand in der Nähe war, ſo ſah ich durch das Schlüſſelloch. Er ging, beyde Hände feſt in einander geſchlungen, jammernd auf und ab, und fuhr ſich zuweilen mit der verwandten Hand über die Augen. Ich pochte leiſe an die Thür.

Wer iſt da? rief er mit ſchwacher Stimme.

Ich bins, lieber Tobias! rief ich kläglich.

Er antwortete nicht, machte aber auch nicht auf. Ich pochte noch einmal und ſtärker: aber kein Gehör; ich nahm die Fauſt: die Thür blieb zu — Und nun geh' es drunter und drüber — rief ich in raſender Wuth — und fing an, die Thür mit den Fäuſten, mit den Knieen, mit den Schultern, und endlich gar mit dem Kopfe zu bearbeiten, daß ſie donnerte und krachte.

In wenig Augenblicken ſtand das ganze Hausgeſinde in einem halben Zirkel um mich herum,

Herum, und Knecht und Magd, und Jungfer und Diener bezeigten mir ihr Staunen, und ihre Neubegierde, jedes nach ſeiner Art. — Ich glaubte der Himmel fiele über mich zuſammen.

Ich durchbrach das Getümmel, und ſuchte das Freye: aber der Haufen zog hinter mir her. Ich bat die Verſtändigſten darunter, kein Aufſehen zu machen, ſie ſollten alles erfahren: der Haufen folgte. Ich drohete, den erſten, der mir zu nahe käme, mit Gewalt zurückzuführen: der Zug blieb mir auf den Ferſen. Ich ſtieß einige ziemlich unſanft zurück: dieſe blieben hinten, die hinterſten drangen vor, und die Proceſſion folgte mir in ſchönſter Ordnung auf dem Fuße. — Als ich mich ſo von allen Seiten umzingelt und umlagert ſah, blieb mir nichts übrig, als mich durchzuſchlagen, und dies gelang mir ſo gut, daß ich meine Kammer erreichte, und Zeit genug behielt, ſie hinter mir abzuſchließen. In eben dem Augenblick riefen ein paar Stimmen: der Herr kommt!

Ich warf mich ohne Athem und aller Sinne beraubt auf mein Bette, drückte die Augen feſt zu, und beſtrebte mich, auch das letzte Fünkchen von Bewußtſeyn, das noch in meinem Kopfe glimmte, in bitterer Verzweiflung zu erſticken.

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieſem Zuſtande blieb. Die Stimme des alten Tobias erweckte mich endlich. Ich öfnete ihm meine Kammer: er nahm mich ſtillſchweigend und mit abgewandtem Geſichte bey der Hand, führte mich über den Schloßhof, durch ein altes verfallenes Nebengebäude, ſchloß eine eiſerne Thür auf, ſchob mich hinein, und legte das Schloß wieder davor.

Neuntes Kapitel.

Moriz ſchüttelt den alten Tobias.

Nun hatte ich Zeit und Gelegenheit genug, über das, was geſchehen war und geſchehen wür-

würde, reiflich nachzudenken. Es war gewiß, daß Tobias dem Herrn die ganze Begebenheit entdeckt hatte. Aber mein Schickſal lag mir nicht ſo ſchwer auf dem Herzen, als das Schickſal der Gräfin. Ich zitterte für ſie, wenn ich an die hitzige Gemüthsart des Grafen dachte; doch ward ich wieder durch den Umſtand getröſtet, daß er ſich gegen mich nichts weniger als jachzornig benommen hatte. Jeder andre wäre thätlich mit mir verfahren, aber er, läßt mich blos einſperren, und noch dazu durch einen Andern. Was auf dieſen Verhaft folgen würde, wußte ich freylich noch nicht.

Ich befand mich in einem runden Thurme, der vor Alters eine Warte geweſen zu ſeyn ſchien, jetzt aber als ein Gefängniß für ungehorſame Bauern gebraucht wurde. Eine ſchmale Wendeltreppe führte hinab in ein finſteres Gewölbe, und eine andre hinauf in eine Art von Stube, die durch drey oder vier ſtark vergitterte Löcher ihr Licht erhielt. Ich ſaß eine

Zeit

Zeitlang auf der unterſten Stuffe der Treppe, die hinan führte, und war in tiefen und traurigen Betrachtungen verſunken. Die Finſterniß, die rund um mich herrſchte, machte die Bilder, die meine Phantaſie ſich ſchuf, um ſo heller und heller; auch wurden ſie um ſo mannichfaltiger und zahlreicher, je verwickelter und verwirrter mein Schickſal mich dünkte, und je weiter ſich die Hoffnung eines guten Ausgangs von meinem Herzen entfernte. Man kann leicht denken, daß auch Malchen in dieſen Augenblicken mir erſchienen ſeyn müſſe: mein Beſtreben, dies Bild, das mir doppelt peinlich war, aus meinen Augen zu entfernen, ging jedesmal in eine förmliche Herzensangſt über.

Endlich ſtieg ich die Treppe hinan. Ich fand in dem obern Behältniſſe nichts, als eine ſteinerne Bank und einen ſteinernen Tiſch. Dieſer handfeſte Hausrath erweckte in mir eine Beſorgniß, die mich mit jeder Minute heftiger peinigte. — Wer wehrt es dem Grafen, rief ich troſtlos aus, mich Zeitlebens in dieſem undurchbrechlichen Kerker eingeſperrt zu halten? Er iſt Herr über ſein Geſinde, und kan den Verbrecher nach Willkühr ſtrafen! — Wenn ich auch rufe, wer hört mich? Wer es hört, kann mich nicht retten! Die großen Schlöſſer an der eiſernen Thür widerſtehen der Axt, und die dicken Quadern und ſtarken Gitter dem Brecheiſen!“

Während ich ſo ſprach und dachte, hatte ich doch die Stärke meines Armes an den Gittern verſucht.

Es war ſchon finſter in meinem Kerker, als ich ein Geraſſel an der eiſernen Thür und die Stimme des alten Tobias hörte. Ich ſtieg hinab, und er reichte mir durch die Klappe, die in der Thür angebracht war, Brod und Waſſer herein. Ich darf dir nichts beſſeres geben, ſagte er gerührt, er hat es ſo befohlen!

„Aber was ſoll aus mir werden, Tobias?„ rief ich, als ich meine karge Aetzung neben mir nieder geſetzt hatte.

Gott weiß es! ſagte er, indem er den Kopf auf die Seite drehte.

„Und die Gräfin? Ich bitte dich — was iſt ihr geſchehen?„

Nichts! Er iſt dieſen Nachmittag lange mit ihr ſpatzieren gegangen; er war ſehr freundlich mit ihr, und ſie lachte einigemal laut auf.

„Lachte?" rief ich mit Bitterkeit.

Ja, ich begreif' es auch nicht, wie ſie lachen kann und wie er lachen kann — Er hat mich wohl zehnmal gefragt: „alſo nur auf den Knieen lag er vor ihr?" — Ja, Gnädiger Herr, ſagte ich. — „Alter Narr, ſagte er darauf, ſo lange man auf den Knieen liegt, hat es nichts zu ſagen. — Indeſſen laß ihn ſitzen bey Brod und Waſſer!„ — Aber wie lange gnädiger Herr? — „So lange ich will!„ ſagte er und kehrte mir den Rücken zu. O, lieber Wilhelm, dieſe kurze Antwort that mir ſehr weh.

„Und mir thuts weh, rief ich in raſender Wuth, daß ich — daß ich dich nicht habe — daß ich dich nicht den Berg hinabſtürzen kann — du alter verwünſchter Zeitungsträger!“

Ich fuhr bey dieſen Worten mit dem Arm plötzlich durch die Klappe, packte ihn bey der Schulter, und ſchüttelte ihn gewaltig.

„Weiß man es dir nun Dank?“ fuhr ich fort, indem ich ihn bey jeder der folgenden Fragen aus allen Kräften zuſammenrüttelte — „Haſt du mich nicht muthwillig in dies Loch gebracht? Habe ich dich nicht faſt auf den Knieen gebeten, du ſollteſt mich nicht verrathen? Und doch (hier ſchüttelte ich ihn am allergewaltigſten) und doch gehſt du hin und giebſt mich an?“

Mein Gott, rief er, ich wußte ja nicht, daß das Knieen nichts auf ſich habe!

Ich ließ ihn endlich los, und er ſchlich ſich kopfhängend davon. In dem Augenblicke dauerte er mich wieder.

Zehntes Kapitel.

Noch ein Beſuch.

Als ich mich bückte, um meine Gefangenkoſt aufzuheben, fand ich weder Waſſer noch Brod. Ich hatte in der Hitze die Waſſerflaſche zertreten, und das Brod hinter mir die Treppe, die in das unterirrdiſche Gefängniß führte, mit dem Fuß hinabgeſtoßen. Kaum war ich dieſes Unglücks gewiß, als ich die Klappe in der Thür aufriß, und ein paarmal Tobias! Tobias! mit ſolcher Anſtrengung herausbrüllte, daß das Echo ein zehnfaches Tobias, Tobias, von den umliegenden Felſen eben ſo gewaltig zurückgab.

Jeſus, ich ſterbe! ließ ſich in eben dem Augenblick eine Stimme hören — Ach, ach, ach!

Ich ſah hinaus, und erblickte eine weibliche Geſtalt, die vor Schrecken zu Boden geſunken

ſunken zu ſeyn ſchien. Mit der linken Hand hielt ſie ſich die Bruſt, wie wenn man auſſer Athem iſt, und mit der rechten bedeckte ſie beyde Augen. —

Wer iſt da? rief ich. Ein paar Dutzend O und Ach waren die Antwort.

Ums Himmels willen, wer iſt denn da? rief ich von neuem. Aber die O und Ach nahmen kein Ende. Endlich hörte ich nach einem dritten Zuruf ein klägliches: Ach lieber Wilhelm! und nun erkannte ich — Liſetten.

„Was bringt Sie mir? ſagte ich wildes Herzens — Kommt Sie auch, um zu lachen, wie Ihre Frau?“

Nur ſtille, erwiederte ſie, daß uns niemand hört! Ich habe mich unvermerkt hinter dem alten Tobias hergeſchlichen und ſo lange verſteckt gehalten bis er weg war. Als Sie ſo abſcheulich ſchryen, bin ich —

„Ich bitte Sie um alles in der Welt mach' Sie's kurz! — Iſts wahr, daß die Gräfin gelacht hat?“ —

Freylich hat ſie das, und warum ſollte ſie nicht? Sie hat für den Grafen einen ſo herrlichen Roman erſonnen, und er hat ihn ſo treuherzig für wahr gehalten, daß wohl der Ernſthafteſte hätte lachen müſſen. Sie ſind zu einem blöden Schäfer gemacht worden, der ſchon beym Gedanken an ſeine Geliebte auf die Kniee fällt. Sie hätten ſich in die Gräfin verliebt (ſo erzählte ſie die Geſchichte) ohne daß ſie etwas dafür gekonnt, und gerade damals, als Tobias in der Laube dazu gekommen ſey, hätten Sie ihr knieend einen Blumenſtrauß überreicht, und daß Uebermaaß Ihrer Liebe hätte Ihnen beynahe das Herz abgeſtoßen. Sie würde die ganze Geſchichte dem Grafen ſelbſt erzählt haben (ſetzte ſie hinzu) wenn ſie nicht auf eine Gelegenheit gewartet hätte, wo er ſich mit eignen Augen von Ihrer demuthsvollen Liebe hätte überzeugen können. Ich that während der ganzen Erzählung, als ob ich vor Lachen auſſer mir ſey, und flochte gelegentlich noch eine Menge närriſcher Anmerkungen ein,

die

die ich über ihre verliebte Raſerey gemacht haben wollte, da ſie mich zur Vertrauten ihrer Qualen gebraucht hätten. Genug, wir brachten den Grafen ſo weit, daß er lachte, und damit hatten wir gewonnen. Am Ende machte er aber doch die Anmerkung, es ſchicke ſich, ſo lächerlich auch die Geſchichte ſey, dennoch für eine Gräfin ſehr ſchlecht, einen armen Pinſel zum Narren zu machen; und wenn ſie ihm eher einen Wink davon gegeben hätte, ſo würde er's ihr unterſagt haben. Sie wären ein ehrlicher Kerl, der ihr noch dazu das Leben gerettet hätte, und hätten es nicht verdient, daß man ſich luſtig über Sie machte.

„Bey Gott! rief ich auf einmal aus der Tiefe meines Herzens: das hab' ich auch nicht verdient!„

Seltſamer Menſch, ſagte Liſette, haben Sie denn vergeſſen, daß das alles nur im Spaße geſagt war? Im Herzen dachte die Gräfin ganz anders.

Dieſe Worte brachten mich wieder zu mir ſelbſt. Ihre Erzählung, und das ewige Lachen über mich, hatten meine Empfindlichkeit rege gemacht, und allmählig hatte ſich der Gedancke in meinem Kopfe entſponnen: ob mich die Gräfin nicht wirklich zum Beſten gehabt? Daß ſie ſo ſprechen mußte, um ſich und mich zu retten, hatte ich ganz vergeſſen.

„Und was beſchloß der Graf über mich?„ fuhr ich fort.

Er verlöre an Ihnen einen treuen Kerl, ſagte er, denn er ſehe ſich genöthigt, Sie wegzuſchicken. Leuten Ihres Standes ſey es wohl erlaubt, mit eigener Lebensgefahr Gräfinnen das Leben zu retten, aber ſich in ſie zu verlieben, müßten ſie ſich nicht einfallen laſſen. Deshalb wollte er Ihnen, um Ihres eigenen Beſten willen, mit einem kleinen Denkzettel den Abſchied geben.

„Denkzettel, Denkzettel! rief ich: Mit was für einem Denkzettel? Ließ er ſich nicht drüber aus, was für ein Denkzettel das ſeyn ſollte?“

Dieſe Worte ſagte ich mit einer Heftigkeit, die meinen Thurm wiederhallen machte.

Ich weiß nicht, wie er es meynte!

„Machte er keine Bewegung mit den Augen, oder mit der Hand, woraus du hätteſt ſchließen können, wie er das meynte? Ich bitte dich, ſaheſt du gar nichts?„ —

Nun, was wird es ſeyn? Er hob die rechte Hand in die Höhe und ließ ſie wieder ſinken.

„Himmel und Hölle, ſchrye ich: ſo wie man die Hetzpeitſche oder den Prügel ſchwingt! — Es iſt ſein Tod, wenn er ſich thätlich an mir vergreift — ſein und mein Tod, das ſchwöre ich ihm!„

Dafür laſſen Sie uns ſorgen! Es wird Ihnen nichts geſchehen! Morgen kömmt eine Freundin der Gräfin an, für die er ſich ihres Schickſals wegen beſonders intereſſirt, und deren een Bekanntſchaft er ſchon lange zu machen gewünſcht hat: da bitten wir ihn während der erſten Freude, daß er Sie los läßt, und die Fremde muß mit uns bitten, ſo kann er nicht widerſtehen!

Ich hörte ihre Reden wie im Traume an; denn ich hatte während derſelben ſchon einen Plan erſonnen, wie ich den Schimpf nach den Geſetzen der Ehre abwaſchen wollte, wenn er mich prügelte, oder prügeln ließe. Ich wollte hingehen, die Fuchshöle aufſuchen, worein ich Uniform und Degen vergraben hatte, und mich ihm als Soldat und Cavalier, den bloßen Degen in der Hand, vor die Augen pflanzen! Da ſollte er erſtaunen, da ſollte er ſich wundern, was aus ſeinem Jäger geworden wäre! Dieſer Gedanke gefiel mir ſo, daß ich heimlich und ohne es ſelbſt zu billigen, endlich ſogar wünſchte, es möchte dem Grafen gefallen, mich mit einem thätlichen Denkzettel fortzuſchicken.

„Aber wenn ich nun fort muß?„ ſagte ich kläglich. —

Dieſe Worte waren die Quelle zu einem Thränenſtrom von Seiten Liſettens. Jedes Wort, das ſie ſagte, flog mir mit einem Schluchzer entgegen, und da ſie am Ende keinen artikulirten Laut mehr hervor bringen konnte, ſo floß ihre ganze Tonleiter in eine ſeltſame Geheulſprache zuſammen, die eben ſo ſchwer zu beſchreiben als unangenehm anzuhören iſt.

Mir war es ſehr leid, daß ich zu dieſer ſonderbaren aber gut gemeynten Muſik den Ton angegeben hatte. Um ſie zu beruhigen, ſtellte ich mich auch beruhigt, und ich tröſtete ſie, da ich von ihr nach jener traurigen Aeuſſerung Troſt erwartet hatte. Die Gräfin lag mir tiefer im Herzen, als ich es mir je geſtanden hatte, doch bey weitem nicht mehr ſo tief, als drey Stunden vorher, wo ich noch nicht wußte, daß ſie, während ich in einem finſtern Kerker, von aller Welt verlaſſen jammerte, ſo herzlich hätte lachen können. Man wird über mich lachen nach dieſem Geſtändniß, ich weiß es wohl, aber ich weiß auch, daß man in dieſem Falle nicht mich, ſondern die Natur ausſpottet.

Auch auf Liſetten fiel ein Theil meines Unmuths, weil ich mich, ſobald ich mich ihrer gewöhnlichen guten Laune und Verſchmitztheit erinnerte, des Gedankens nicht erwehren konnte, daß ſie und ihre Frau mich wirklich zum Beſten gehabt hätten. Ich wurde jeden Augenblick ſtiller und zurückhaltender, und als mich Liſette um die Urſache davon fragte, antwortete ich: mich plagten Hunger und Durſt zugleich, weil ich meine Gefangenkoſt die finſtere Treppe hinab geſtoßen hätte.

Sie flog davon, kam aber eben ſo hurtig zurück, und trippelte unentſchloſſen, und ohne eine Urſach ihrer plötzlichen Zurückkunft angeben zu können, vor meinen Augen herum. Endlich kam es heraus, daß ſie ſich fürchte, den dunklen Gang durchs alte Schloß zurückzugehen. Ich wußte nicht, ob ich lachen, oder

mich

mich erzürnen ſollte. Es hatte allen Anſchein, daß ich dieſe Nacht hungrig und durſtig würde zubringen müſſen. Auch ſie hätte am Fuße meines Thurms, von der friſchen Nachtluft durchdrungen, ein trauriges Lager gehabt. Ich ſtellte ihr dies vor, und vermochte ſie, ein paarmal von neuem anzuſetzen; aber ſie kam jedesmal auſſer Athem zurück. Sie weinte endlich über ihre Furchtſamkeit, ward aber um nichts beherzter dadurch. Je weniger ich Hoffnung behielt, meine Eßluſt zu befriedigen, deſto ſtärker ward dieſe; je öfter Liſette verſuchte ihre Furcht zu überwinden, deſto furchtſamer ward ſie. Wir waren beyde in der allerbedaurenswürdigſten Lage!

Da es aber keine Verlegenheit giebt, aus welcher ſich nicht ein Weiberkopf gut — oder ſchlecht zu ziehen wüßte, ſo blieb auch Liſette in der gegenwärtigen nicht ſtecken. Sie bannte den Geiſt der Furchtſamkeit mit einem — o Wunder! — mit einem Zwirnfaden.

Ich mußte meine Hand zur Klappe herausſtrecken. Nachdem ſie mir ſolche herzlich gedrückt hatte, band ſie mir einen Faden an den Daum, behielt den Knäuel in der Hand, und ſo unternahm ſie das große Wagſtück, durch den finſtern Gang des alten Schloſſes zurückzugehen. — „Ich ſollte nicht vergeſſen zuweilen zu zupfen, ſagte ſie als ſie ihre Reiſe antrat, damit ſie ſicher wäre, daß der Faden nicht zerriſſen ſey!„ — Wahrhaftig, dieſe Anſtalten mußten ihren Muth aufriſchen! Mit einem bekannten herzhaften Menſchen, der in einen Thurm zwiſchen drey Ellen dicken Quadern eingeſperrt iſt, durch einen Zwirnfaden, auf zwey bis dreyhundert Schritte zuſammenzuhangen, und durch ſein Zupfen jede Minute erfahren zu können, daß — der Faden noch an ſeinem Daum befeſtigt iſt: dies war ein Umſtand, der alle Furcht vor Geſpenſtern und Kobolden, eben ſo gewiß von ihr entfernt halten mußte als es auſſer allem Streit iſt, daß Amulette und Lukaszettel (die ſeit einiger Zeit unverdienter Weiſe einen übeln Geruch angezogen haben) mehr als Einen gefährlich Kranken vom Tode errettet haben.

Sie kam in kurzer Zeit, mit einer zweyten Aegide in Geſtalt einer Blendlaterne gegen die Furcht bewafnet zurück, und brachte mir allerley Gebacknes, welches ihr die Gräfin ſelbſt für mich gegeben hatte. Die Gräfin ließ mir ſagen, ich ſollte mich nur bis morgen ruhig verhalten, und meiner Loslaſſung wegen auſſer Sorgen ſeyn. Wirklich bemengte ich mich jetzt nicht mehr ſo ſehr mit bangen Erwartungen über den Ausgang meines Verhafts. Der Graf ſah den Vorfall in der Laube von einer lächerlichen Seite an, und ſchickte er mich mit einem Denkzettel fort, ſo wußte ich, daß nicht weit von hier in einer Fuchshöhle die Werkzeuge meiner Rache zu finden waren.

Aber die Beruhigung, die mir dieſer Gedanke verſchaffte, war von kurzer Dauer. Eiſelle, die es ſich, während ich aß, ſehr angelegen ſeyn ließ, mich zu unterhalten, erzählte mir als eine ſeltſame Mordgeſchichte, daß der Graf dieſen Nachmittag in einer — Fuchshöhle, auf die ihn ſeine Diane aufmerkſam gemacht hätte, eine vollſtändige S** Officiers-Uniform mit Degen und Cordons gefunden habe, die noch ganz neu wäre und vor kurzem erſt dort vergraben ſeyn müßte. Ihr Beſitzer wäre vermuthlich im Walde angefallen und erſchlagen worden. Um durch den Verkauf ſeiner Uniform nicht verrathen zu werden, hätten ſie die Räuber in jene Höhle vergraben.

Mir verging Hören und Sehen bey dieſer Geſchichte. Die gefundne Uniform war die meinige, welches noch dadurch auſſer allem Streit geſetzt ward, daß Liſette, die ſie ſelbſt geſehen haben wollte, mir verſicherte, ſie habe einen rothen Kragen und rothe Aufſchläge gehabt. — „Weil ſie den Erdgeruch angezogen hätte, ſetzte ſie hinzu, ſo habe ſie der alte Tobias unter der Linde aufgehangen, damit ſie austrocknen ſollte. Unter dem Stichblatte des Degens hätten Buchſtaben geſtanden, die vermuthlich den Namen des Erſchlagenen angedeutet hätten. Der alte Tobias habe ſie aufmerkſam betrachtet, und zum Herrn geſagt: er habe dieſe Buchſtaben ſchon ſonſt irgendwo geſehen, wo ſie ihm aufgefallen wären; aber da ſein alter Kopf ſchwach ſey, ſo erinnere er ſich nicht mehr, wo?

Dieſer letzte Umſtand brachte mich vollends aus aller Faſſung. Unter dem Stichblatte meines Degens waren die Anfangsbuchſtaben meines Namens eingegraben; auf dem Knopfe meines Rohrs, das ich nicht mit vergraben hatte, ſtanden ſie auch; dies hatte der alte Tobias geſehen, und daher war ihm der Chiffer bekannt. Ich war ſo gut als verrathen, wenn ihm mein Rohr unter die Augen kam, oder wenn er ſich auch nur daran erinnerte.

Um Liſetten meine Beſtürzung nicht zu verrathen, gab ich Müdigkeit vor, und bat ſie,

mich

mich zu verlaſſen. Sie wünſchte mir unter Seufzern und Thränen, die um ſo häufiger wurden, da ſie ſich an mein hartes Lager erinnerte, eine herzliche gute Nacht, und entfernte ſich.

Eilftes Kapitel.

Moriz ein Mörder.

Aber, ich hätte keine gute Nacht gehabt, und wenn ein Lager von Flaum und Eiderdunen auf mich gewartet hätte. Tauſend ängſtliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf, und hielten den Schlaf weit von mir entfernt. Was ſollte aus mir werden, wenn man mich als Beſitzer der gefundenen Uniform, und zugleich als S** Officier, der Ausreiſſer war, entdeckte, feſt hielt, und an mein Regiment zurücklieferte, oder mir wohl gar, als einen Spion, der die nah-

nahgelegene neue Feſtung hätte aufnehmen und verrathen wollen, den ſchimpflichſten Proceß machte? Daß auch der Graf nach dieſer Entdeckung, das Knieen vor ſeiner Gemahlin ernſthafter, als vorher, da er mich für einen gewöhnlichen Jäger hielt, aufnehmen würde, und daß die Folgen davon für mich und ſeine Gemahlin um ſo ſchrecklicher ſeyn würden, da er wohl wiſſen konnte, daß mein Regiment in L**, alſo an eben dem Orte ſtand wo ſie in Penſion geweſen war, und er mithin leicht glauben konnte, meine Verkleidung als Jäger ſey ausdrücklich unter uns abgekartet geweſen, um ihn zu entehren: daß alle dieſe Umſtände, ſo bald jene Entdeckung ins Klare geſetzt war, wie Blitz und Schlag über mich hereinbrechen müßten, fand ich ſo natürlich, ſo unumgänglich gewiß, daß ich in eine Raſerey darüber verfiel, die durch das Bewußſeyn meiner undurchbrechlichen Verwahrung, bis zum höchſten Grade wilder Verzweiflung getrieben wurde. Dieſe Nacht werde ich nie vergeſſen. Aber auf ſie folgten noch zwey ſchrecklichere Morgenſtunden.

Ich hatte, als es lichte ward, ganz unwillkührlich eines der Papiere in die Hand genommen, worein das Kuchenwerk, das mir Liſette brachte, gewickelt geweſen war. Lange hatte ich es in den Händen zerdrückt und wieder entfaltet, je nachdem mich der Schauer der Verzweiflung zuſammenſchüttelte, oder mich auf eine Zeitlang wieder verließ. Auf einmal fiel mir der Name Amalia von Lehmniz in die Augen. Ein gewaltſamer Schlag fuhr mir durch alle Glieder. Ich hatte nicht Muth genug zu leſen, was in dieſem Briefe ſtand, ſo wenig es auch war. Nur dieſe fünf Zeilen waren es:

„Morgen in der Frühe, meine Liebe, drücke ich Dich an mein Herz. Nicht eher werde ich dich verlaſſen, bis mein Schmerz geheilt iſt; ſey es durch Deine Freundſchaft, oder durch den Tod.“

O, das war zuviel für ein menſchliches Herz! Ich ſchlug ohne Bewußtſeyn zu Boden. Wie weſenloſe Schatten ſchwebten Malchen, und ihre Schweſter als Mannsperſon verkleidet, mit einem Stich durch die linke Seite, mir vorüber. Ich ſtrebte nach dieſen geliebten Schatten, ich rang, ich weinte nach ihnen; aber ach: mich ſchloß ein dunkler Kerker ein, und ſie ſchwanden und zerflatterten in Luft!

Dieſer Traum, den ich wachend träumte, war ein unordentliches Gemählde der Gedanken-Trümmer, die während dieſer ſchrecklichen Augenblicke durch ihr Gedränge meinen Verſtand zerrütteten, und meinen Körper zu Boden warfen.

Was für ein Licht ging mir durch dieſe fünf Zeilen auf! Malchen war alſo doch die Freundin die jenen Brief, deſſen Aufſchrift mich damals ſo erſchreckte, an die Gräfin geſchrieben hatte! Mein Nebenbuhler, deſſen Anblick mir damals den Verſtand raubte, und nach welchem

chem ich ſtach, war alſo ihre Schweſter! Ein Scherz, den ich misverſtand, hatte ihr einen Schmerz verurſacht, deſſen Linderung ſie nur vom Tode hoffte. Ich hatte, während ſie verlaſſen trauerte, einer neuen Liebe in meinem Herzen Raum gegeben, und die Arme, die durch meine Uebereilung unglücklich wurde, gänzlich vergeſſen! Jetzt kömmt ſie, vom Kummer verzehrt, als Märtyrin ihrer Liebe hieher, und findet mich in einem ſchimpflichen Gefängniß, das mir eine Untreue zuzog, die ich mit eben der Freundin, von deren Theilnehmung ſie Linderung ihrer Schmerzen erwartete, an ihr begangen hatte! Ich wußte nun, daß ſie kam, daß ſie vielleicht ſchon da war — ich wollte zu ihr fliegen und um Leben oder Tod bey ihr bitten, und konnte nicht — und konnte nicht, weil eiſerne Thüren und eiſerne Stäbe, und dicke ewige Quadern mir den Ausgang zu ihr verſperrten! — O, dies war zu viel, zuviel für ein menſchliches Herz!

Wie lange dieſer grauſame Zuſtand dauerte, weiß ich nicht. Ein gewaltſames Rütteln brachte mich zu mir ſelbſt. Ich fand meine Hände mit ſtarken Stricken gebunden, und um mich ſah ich vier Männer beſchäftigt, die mich aufzuheben und fortzuſchaffen verſuchten. Der alte Tobias war an ihrer Spitze. Die erſten Worte, die ich vernahm, waren ſeine Worte: „Er war ſonſt ein Rieſe, ſagte er, jetzt hat ihn das böſe Gewiſſen ſo ſchwach wie ein Kind gemacht! — Aber wer ſollte unter ſeinem Geſichte einen Räuber und Mörder geſucht haben?“

Wo bin ich? rief ich — Biſt du es, Tobias? Kein Laut zur Antwort! Sie hoben mich ſtillſchweigend auf, und trugen mich die Treppe herunter, und ich ließ es geſchehen, ohne eine deutliche Vorſtellung, oder vielmehr, ohne Kraft zu haben, mir eine Vorſtellung von dem was vorging zu machen. Unter der Thür richteten ſie mich auf. Nur mit Mühe trugen mich meine Füße.

Sie führten mich auf das Schloß in einen großen Saal, wo man Gericht zu halten pflegte. Ich ſah auf demſelben ein dickes Gewimmel von Leuten, deren ſtarre Blicke, ſobald ich erſchien, ſich feſt auf mich hefteten. Auf der Tafel ſah ich meine Uniform, meinen Degen, mein Rohr und eins meiner Schnupftücher liegen. Ich fuhr bey dieſem Anblick zuſammen, und das Volk brach in lautes Gemurmel aus. Man erwartete nur noch den Grafen.

Dieſer erſchien endlich und hatte zwey Frauenzimmer und eine Mannsperſon hinter ſich, die in der Thür des Seitenkabinets ſtehen blieben. Die Bedienten trennten das Gedränge, damit mich, wie ſie ſagten, die Herrſchaft ſehen könnte. In eben dem Augenblick, wo das Getümmel aus einander fuhr, hörte ich ein Geſchrey: „Gott, es iſt nicht ſein Mörder! Er iſt es ſelbſt!“ — Und zu mir her flog ein Frauenzimmer, flog mein Malchen, und umarmte mich, und drückte mich an ihr Herz, und weinte

weinte ſprachlos an meiner Bruſt; und ich Armer, ich konnte ſie nicht umſchließen, ich konnte ſie nicht an mein Herz drücken, weil meine Hände gebunden waren!

Der alte Tobias war der erſte, der herzuſprang, und unter Freudenthränen meine Bande löſte! Und nun hatte ich Malchen, nun hatte Malchen mich wieder! Wir ſagten uns Worte, die wie Feuerfunken in unſre Herzen fuhren, und unſer ganzes Weſen zur wildeſten Freude entflammten! „O Moriz! O Malchen! Ich habe dich wieder! Du biſt wieder mein!“ — Dieſe Worte waren die Loſung unſers Entzückens. Wir ſchlungen einen Knoten, den die Ewigkeit ſelbſt nicht wieder auflöſen ſollte!

Zwölftes Kapitel.

Plötzliche Abreiſe.

Während der Ergießungen unſerer Freude, hatten ſich die Zuſchauer allmählig vom Saale verlohren, und wir erblickten, als wir ein wenig zu uns ſelbſt kamen, niemand mehr, als den alten Tobias, dem das Vergnügen aus den Augen lachte. Er ſagte uns: der Graf, die Gräfin und der junge Herr (Malchens Bruder) wären in ein Seitenzimmer gegangen, um — uns nicht zu ſtören. Wir ſprangen Hand in Hand zu ihnen: ich hing dem Grafen am Halſe, Malchen der Gräfin. „Kein Wort vom Vergangenen, Herr von Lemberg! ſagte der Graf mit einer Ernſthaftigkeit, die ſichtbar auf den Vorfall in der Laube Bezug hatte — Ich bin Ihr Freund, nehmen Sie meine Hand drauf.“ — Ich drückte ſie mit naſſen Augen an mein Herz. Der Gräfin konnte ich nicht ins

Geſicht ſehn, und ſie mir eben ſo wenig. Sie verſuchte, mir ihre Freude über die glückliche Entwicklung meiner Geſchichte zu bezeigen, und ſtotterte — Komplimente. Ich verſuchte, ihr für ihre Theilnehmung zu danken, und ſtotterte auch Komplimente. Wir waren in dem gezwungenſten Verhältniſſe gegeneinander, das um ſo peinlicher war, da Malchen zwiſchen uns ſtand, und in unſern Augen Entzücken und Freundſchaft ſuchte, aber nicht fand. Malchens Bruder, der bey allen dieſen Ereigniſſen den kalten Zuſchauer ſpielte, that endlich den Vorſchlag, daß wir uns heute um niemand als um uns ſelbſt bekümmern ſollten, weil wir doch wohl für niemand, als für uns ſelbſt Auge und Ohr hätten. Sie verließen uns hierauf und wir waren wieder allein.

Wieviel wollten wir uns nicht ſagen, und wie wenig ſagten wir uns! Ich machte Malchen einen ſehr unordentlichen Bericht, von dem was mir ſeit unſerer Trennung begegnet war;

war; ich geſtand ihr ſogar, daß ich mich beynahe in die Gräfin verliebt hätte. Sie gerieth in eine ſichtbare Bewegung bey dieſem Geſtändniß, und that mir gleich darauf den Vorſchlag, daß wir heute noch nach Lehmnitz zurück wollten, um — unſerm Vater, der vor Unruhe und Gram verginge, endlich wieder eine frohe Stunde zu machen. Ich ſchlug ein, und damit ſie dieſen Entſchluß noch mehr in mir befeſtigte, ſagte ſie, daß ſie mir ihre Geſchichte nicht eher erzählen würde, als bis wir im Wagen ſäßen.

Sogleich ſuchten wir den Grafen, die Gräfin, und den jungen Lehmnitz auf, und thaten ihnen unſern Vorſatz kund. Sie fanden ihn zwar ſehr übereilt, ſetzten ihm aber keine ſtarken Gründe entgegen. Malchens Bruder erklärte, daß er nicht mitreiſen, ſondern binnen einigen Tagen, wenn er des Grafen Wildbahn erſt recht genoſſen hätte, mit Muße nachkommen würde.

Kaum

Kaum zwey Stunden nahmen wir uns zur Erholung Zeit. Es ward mir ganz leicht ums Herz, als man uns Nachricht brachte, Pferde und Wagen wären bereit. Malchen und die Gräfin zerdrückten und zerküßten ſich beym Abſchiede mit — trockenen Augen, und ich ſtand mit dem Grafen Hand in Hand; und ſprach mit ihm ſehr ernſthaft von — dem guten Wege, den wir zu unſerer Reiſe haben würden. Endlich küßte ich der Gräfin mit einer tiefen Verbeugung die Hand, welches ſie eben ſo höflich erwiederte. Liſette machte es ihrer Frau eben ſo geſchickt nach: aber der alte Tobias, ließ ſeinem Vergnügen freyen Lauf, und nannte mich im Ausbruche deſſelben **Herr von Wilhelm** und duzte mich dabey.

Vier Rappen flogen mit uns bis zur nächſten Station. In wenig Minuten war das Schloß hinter uns verſchwunden. Ich umarmte Malchen, und Malchen umarmte mich, mit einer Inbrunſt, als ob wir uns heute zum

zwey=

zweytenmal wiederfänden, und nun fing ſie an zu erzählen:

Dreyzehntes Kapitel.

Malchen erzählt.

„Ein unſchuldiger Scherz, mein Moriz, hätte dich mir alſo beynahe auf ewig entriſſen! Meine Schweſter war der junge Menſch in blauer Uniform, nach welchem du ſtacheſt, den du erſtochen hätteſt, wenn dein Ungeſtüm dich einen gewiſſen Stoß hätte thun laſſen. Du ſprengteſt davon, ohne auf unſer Geſchrey zu hören; von der Terraſſe herab, ſahen wir dich noch einige Augenblicke, und dann verſchwandeſt du hinter Gebüſchen und Bergen.“

„Ich ſank, als dich mein Auge verlor, ohnmächtig zurück, und meine Schweſter, die mehr von Unwillen, als von Schmerz durchdrungen war, rannte ins Schloß, um Hülfe zu holen, und meinem Vater die Begebenheit zu entdecken!“

„Dieſer ſetzte ſich mit drey von unſern Leuten zu Pferde und ſprengte dir nach. Gegen Abend kam er zurück, ohne eine Spur von dir gefunden zu haben. Sein Zorn auf uns beyde zerſchmolz, da er ihn auf uns herab gedonnert hatte, in Zärtlichkeit und Schmerz; denn wir waren beyde ſo ſchwach, daß man uns zu Bette bringen mußte.“

„O Moriz, die Nacht, die auf dieſen Tag folgte! Wer könnte mir für ihre Qualen ſo Erſatz geben, als du, der du ſie über mich ergehen ließeſt? O Moriz (ihr Haupt ſenkte ſich ſanft auf meine Schulter) wirſt du mir dieſen Erſatz je verweigern können?“

Ich drückte ſie mit naſſen Augen ſprachlos an meine Bruſt.

„Ein, zwey Monate vergingen, und wir hörten nichts von dir. Mein Vater war ſelbſt in in deiner Garniſon und erkundigte ſich mit vieler Behutſamkeit nach dir. Er ließ ſeine Beſtürzung nicht merken, als er fand, daß man auch hier keine Nachrichten von dir hatte. Immer beſtand er darauf, daß du zu viel auf Ehre hielteſt, als daß du über deinen Urlaub ausbleiben, und dich, wie er ſagte, austrommeln laſſen würdeſt. Auch ich baute auf dieſen Grund. Worauf hätte auch mein armes Herz ſonſt noch bauen ſollen? Nur ſo lange kann dein Schmerz noch dauern, ſagte ich mir immer, als ſein Urlaub! Kommt er zurück, ſo kann er bald aus ſeinem Irrthum geriſſen werden, und dann iſt er wieder dein!“

„Unterdeſſen —, unterdeſſen — fand — meine Mutter für gut, mich auf jedem Fall, von Hauſe zu entfernen, weil ich — weil es — und damit man nicht“ —

Sie verbarg ihre glühenden Wangen an meiner Bruſt.

„Niemand war mit meinem Herzen ſo vertraut, als die Gräfin. Ich entdeckte ihr meine Bekümmerniſſe: und ihr nächſter Brief war eine förmliche Einladung, zu ihr zu kommen und ſo lange bey ihr zu bleiben, als es mir beliebte. Es war mir, als ob dieſer Brief mir neues Leben gäbe. Mein Entſchluß war bald gefaßt und meine Eltern billigten ihn. Ich flog, von meinem Bruder begleitet, zu meiner Freundin; ich konnte die Zeit nicht erwarten, wo ich ſie wieder ſehen würde. Ich ſchrieb ihr faſt von jeder Station einen Brief, den ich als den Herold meiner Ankunft jedesmal voranſchickte." —

O, rief ich, ſolch einen Brief hab' ich dieſen Morgen geleſen! Er hat mir zwey Stunden gemacht, die deine ſchreckliche Nacht, für die du Erſatz foderſt, weit aufwiegen! Sie lächelte und fuhr fort:

„Je näher ich dem Orte meiner Beſtimmung kam, deſto leichter ward es mir ums Herz. Ich

Ich weidete mich an dem Gedanken, eine zärtlich geliebte Freundin, nach langer Trennung wieder an mein Herz zu ſchließen, und bey ihr Troſt und Linderung meines Schmerzes zu finden. Wir kamen endlich an, und fuhren in das Schloß. Was mir zuerſt in die Augen fiel, war eine weiße Uniform mit rothen Aufſchlägen, die unter einer Linde hing. Du trugſt eine ſolche Uniform, und ich konnte die Zeit nicht erwarten, ſie näher zu betrachten. Ich ſprang aus dem Wagen, lief hinzu, und war wie vom Donner gerührt, als ich in einem Schnupftuche, das darneben hing, deinen Namen erblickte. „Woher iſt dieſe Uniform und dieſes Schnupftuch?“ rief ich mit aufwallender Freude, denn ich glaubte daß du nicht weit wäreſt. — Ich habe es im Walde vergraben gefunden! ſagte der alte Jäger — und ich ſtürzte in ſeine Arme. „Er iſt ermordet! ſchrye ich: Moriz iſt ermordet! O, ich Unglückliche! Wo, wo ſind ſeine Mörder?“

„Der Graf und die Gräfin eilten herzu, und fragten erſchrocken nach der Urſach meiner Klagen. Aber ich redete irre, und mußte es meinem Bruder überlaſſen, ihnen die Geſchichte meiner Verzweiflung zu erzählen. Sie ſuchten alles hervor um mich zu tröſten, aber meine Troſtloſigkeit ſtieg dadurch. „Moriz ermordet! rief ich: Moriz ermordet!“ Und was für eine Idee, hätte ich Arme auſſer dieſer noch haben ſollen!“

„Unterdeſſen kam der alte Jäger gelaufen und rief, der Mörder iſt entdeckt! Zugleich zeigte er ein Rohr vor, daß ich auf den erſten Blick für das meinige erkannte, und daß er bey einem Jäger gefunden haben wollte, der ſich im Schloßthurm eingeſperrt befände. „Ich will zu ihm, ſchrie ich, ich will von ihm ſelbſt hören, wo Moriz geblieben iſt!“ Man brachte mich aber durch Vorſtellungen und durch das Verſprechen, daß der Mörder unter meinen

Augen

aen förmlich vernommen werden ſollte, von
ſem Gedanken ab.“

„Es geſchah. Ich brannte vor Ungeduld,
n Unmenſchen zu ſehen, der meinen Moriz
ngebracht haben könnte! Ich kam, und ſa-
, und erkannte in dem Mörder meines Mo-
, meinen Moriz ſelbſt! Ich hatte ihn wie-
r, auf ewig hatte ich ihn wieder!“

Neue Umarmungen, neues Entzücken!

So ſchwanden Meilen und Stationen, ſo
ſten wir durch Städte und Dörfer ohne Raſt
nd Schlaf. Lehmnitz war der Mittelpunkt
nſres Glückes, und dieſen ſtrebten wir ohne
erzug zu erreichen. Wir kamen endlich an,
rangen aus dem Wagen, liefen ins Schloß,
ſſen die Thüren auf und warfen ſie zu, und
ürmten das Zimmer unſres Vaters, wo wir
nſre Mutter und Schweſter auch fanden.
Schrecken und Erſtaunen erregte in ihnen
unſer

unſer unerwarteter Anblick. Stumme Umarmungen und Freudenthränen empfingen uns, und ein frohes Willkommen ſtammelte uns jede Lippe.

„Zum Paſtor, zum Paſtor! rief der alte Oberſt — daß Springinsfeld nicht noch einmal davon rennt! Junge, Junge! ſetzte er mit naſſen Augen hinzu, indem er mich an ſein Herz drückte: „Du haſt mir viel Leid gemacht, aber auch viel Freude!“

Schulz.

vgl. [illegible] 83. nach Kayser an Reiche [illegible] 1785 [illegible] [illegible] Jub. II, 242 hat die Jahresangabe [illegible] Nicht bei Goed. IV.

[illegible] 1932 [illegible] 12. 7. [illegible] [illegible] [illegible]

vgl. [illegible] II, 247.

Freyherr von Feldſchwamm.

Ein komiſcher Roman
in ſechs Büchern.

Berlin und Frankfurt a. d. O.
bei Johann Andreas Kunze.
1789.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN ·

Erſtes Buch.

Univ.-Bibl.
München

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Sein Onkel und ſeine Tante.

Mein Vater lebte in D** und war ein berühmter Mechanikus. Er hatte ſeine Vaterſtadt mit Waſſerkünſten und andern nützlichen mechaniſchen Anſtalten verſorgt; aber niemand wollte mich, ſeinen Sohn, den er unerzogen auf der Welt zurückließ, verſorgen. Man hätte mir für das Waſſer, das mein Vater ſo reichlich über ſeine Mitbürger ausſtrömte, leicht das nöthige Brod geben können; aber man entſchuldigte ſich damit, daß man den

Vater dafür bezahlt habe: und dawider konnte der Sohn freylich nichts einwenden.

Ich hätte betteln müſſen, wenn ſich nicht mein Vatersbruder meiner angenommen hätte. Aber auch dieſer ſeufzte unter dem Druck ſeiner Talente. Mein Großvater, der ein Feldmeſſer war, hatte ihn zu eben dieſer Kunſt beſtimmt, und er hatte ſchon große Fortſchritte darinn gethan, als der Vater ſtarb, ſeine Gläubiger zugriffen und alle ſein Heergeräth, von der Buſſole bis zum Bleyſtift, öffentlich verſteigerten.

Dadurch wurde meines Onkels große Seele gezwungen ſich unter die Elle eines ehrſamen Schneidermeiſters zu beugen, der ihn um Gotteswillen, wie er ſagte, aber eigentlich darum, weil er einen Lehrjungen brauchte, umſonſt in die Lehre nahm. So mußte mein Onkel vom Morgen bis zum Abend ſeiner Geometrie ein Bein unterſchlagen und auf dem Nehegerüſt ſitzen, um alte Beinkleider und zerriſſene Röcke auszubeſſern.

Mit Mühe und Noth hielt er ſeine Lehrjahre aus, und als er nach Verlauf derſelben ſo viel wußte, daß er als Schneider ſein Brod hätte machen können, ward er — — Kammerdiener. Sein Herr gewann

gewann ihn bald lieb, und war im Begriff, ihn auf einen anſtändigen Fuß zu verſorgen, als der übrigens gute Herr, an der kugelförmigen Nabel-Erhöhung ſeiner Gouvernante merkte, daß ſein Kammerdiener den geometriſchen Figuren immer noch anhienge. Um ihn für dies Talent zu belohnen, zwang er ihn die Franzöſin zu heyrathen, die ſich durch ihr Oui-ſagen ein artiges Kapital geſammlet hatte, wovon ſie ihren jungen Mann konnte Meiſter werden laſſen. So kam mein Onkel zur Nadel zurück.

Da die Mathematik niemand ſinken läßt, und Leute, die durch ſie in ihrem Kopfe aufgeräumt haben, überall am rechten Orte ſtehen, ſo ward auch mein Onkel ein tüchtiger Schneider. Er ließ in die Zeitung ſetzen, daß er mittelſt der Algebra die Zuthaten der Kleider ſo genau beſtimmen könnte, daß auch nicht das mindeſte Fleckchen Tuch überflüſſig zerſchnitten werden dürfte, und daß er den Kleiderliebhabern, die ſich ihm anvertrauen wollten, Rock und Beinkleider aus ſechstehalb Ellen Tuch machen würde, da ſeine Collegen ſiebentehalb Ellen zu fodern pflegten.

Das Publikum meiner Vaterſtadt verſtand under Algebra eine neue Art von Scheere, die er erfunden hätte; und alles ſtrömte herzu, um bey ihm arbeiten zu laſſen. Seine Zunftgenoſſen ſchickten heimliche Kundſchafter ab, um ihm die Vortheile ſeiner neu erfundenen Scheere abſehen zu laſſen; da dieſe aber eine ganz gewöhnliche Scheere bey ihm fanden, ſo kamen ſie auf die Vermuthung, in welcher ſie der Hauptpaſtor des Orts beſtärkte, daß Algebra nichts wäre, als ein griechiſches oder lateiniſches Wort für Ehrlichkeit, welches ihr ſchlauer College gewählt hätte, um das Handwerk, das zuweilen nicht ehrlich zuſchnitte, nicht zu beſchimpfen. Ein paar von ihnen ſetzten alſo in die Zeitung daß ſie mittelſt der Ehrlichkeit auch aus ſechstehalb Ellen Tuch Rock und Beinkleider machen wollten; aber das Publikum kam nicht zu ihnen, weil ſie es nicht mittelſt der Algebra thaten.

Indeſſen kamen ſchon in den erſten ſechs Wochen, da mein Onkel das Handwerk trieb, Schaaren von Trödlern in ſein Haus, die ihm die Röcke wieder verkaufen wollten, die er nach oder mit der Algebra zugeſchnitten hatte: ſie waren ſämtlich zu enge geweſen. Die Algebra litt dadurch einen großen

großen Stoß, und die Ehrlichkeit fieng an oben zu ſchwimmen. Mein Onkel wurde ſehr bald nur noch zum Ausbeſſern und Ausflicken alter Sachen gebraucht, wobey ihm ſeine Meßkunſt wieder ſehr zu ſtatten kam: er konnte nach derſelben genau beſtimmen, wie groß der Fleck ſeyn mußte, der auf ein gegebenes Loch im Rock und Beinkleidern paßte und es bedeckte. Alte Sachen brachte man ihm denn in Menge, aber neue nie, weil man ſich für ſeine Algebra fürchtete.

So hatte mein Onkel das Handwerk ſchon fünf Jahre getrieben, als er mich zu ſich nahm. Seine Frau hatte ihn jährlich richtig mit einem neuen Erben beſchenkt, ſo daß ich der ſechſte Miteſſer bey ihnen war. Man kann ſich einbilden, daß Brod dazu gehörte, ſechs ſolche Springer und Läufer, die beſtändig geſunden Appetit hatten, zu verſorgen. Aber mein Onkel war darüber nicht bekümmert, weil er immer Arbeit vollauf hatte, und weil meine Tante von Zeit zu Zeit kleine Summen von hohen Gönnern erhielt, wodurch ein großer Theil der Familienbedürfniſſe beſtritten werden konnte. Mein Onkel hätte gemächlich leben können, wenn ihn der Himmel nicht beſtändig mit einem trocknen

Gaumen und verdorbenem Magen heimgeſucht hätte. Für erſtern brauchte er unumgänglich Bier, und für letztern gebrannte Waſſer. Dadurch wurde er gezwungen alle Abende in ein Wirthshaus zu gehen, und daſelbſt ſein Silber in Fluß zu bringen: dies nöthigte uns zuweilen in Gedanken zu eſſen, während er ſichs im Wirthshauſe treflich wohl ſchmecken ließ.

Obwohl meine Tante ſehr gut ſticken und Spitzen klöpeln, und dadurch etwas verdienen konnte, ſo war ſie doch viel zu faul, um dieſe Künſte zu ihrem und unſern Vortheil in Bewegung zu ſetzen. Sie gieng lieber ſpazieren, oder klatſchte mit ihren Nachbarinnen. Mein Onkel war ärgerlich hierüber: aber er hatte nicht Muth genug ihr Vorwürfe zu machen, weil er fürchtete, daß ſie ihm ſeinen Lebenswandel eben ſo bitter verrücken möchte.

Bey der großen Freyheit, die ſonach meine Tante genoß, und bey einigen ihr noch über gebliebenen Reizen konnte es nicht fehlen, daß ſie ihren Mann in jene große Brüderſchaft einführte, die wohl Hörner tragen, aber gewöhnlich keine Hirſche ſind; und ihm das Vergnügen machte ſich rühmen zu können, daß viele recht wackere Leute mit dem Gerichte vorlieb nähmen, wovon er ſchon ſeit mehr als fünf Jahren gegeſſen hatte. Sobald er des Abends nach dem Wirthshauſe gieng, empfieng meine Tante, um ſich zu entſchädigen, Geſellſchaft zu Hauſe. Mein Onkel bekam mit der Zeit Winke hiervon; da er ihr aber nicht beweiſen konnte, daß ſie wider die eheliche Treue verſtieß, ſo wagte er es nicht ihr ſeinen Zorn kund werden zu laſſen. Er begnügte ſich damit, daß er ſie bat, während ſeiner Abweſenheit keinen Beſuch von jungen Leuten anzunehmen, weil dies ihre Tugend und ſeine Stirn in Gefahr bringen könnte. Aber ſie lachte über dieſe Vorſtellungen, und ſah ihre Galans, und ließ ſich von ihnen ſehen.

Zweytes Kapitel.

Liebſchaften der Tante.

Unter den Anbetern meiner Tante war ein junger Lieutenant, der ihr beſonders am Herzen lag. Er hatte, um ſich bey meinem Onkel einzuſchmeicheln, ein paar neue Kleider von ihm verderben, und zuweilen ein paar Flaſchen Wein kommen laſſen, die er in ſeiner Geſellſchaft ausſtach. Mein Onkel war von ſeiner Großmuth entzückt, und ſah ihn immer mit Vergnügen kommen. Der gute Mann witterte nicht, daß das Jucken vor der Stirne, welches ihn zuweilen befiel, und welches er den Weindämpfen zuſchrieb, eine ganz andere Urſache hätte.

Aber meine Tante, die durch den Lieutenant ihr Herz noch nicht ganz ausgefüllt fühlte, geſellte ihm noch einen andern zu, dies war ein Chorſchüler, ein junger wohlgebildeter Menſch, der ihr ſchon lange in die Augen geſtochen hatte, und den ſie endlich Gelegenheit fand durch mannichfaltige verliebte Angriffe zu überrumpeln. Aber der Lieutenant, der eben ſo eiferſüchtig als verliebt war, und dem meine Tante viel koſtete, ſpührte ihr auf allen Wegen nach, und entdeckte ſehr bald den Schlupfwinkel, wohin ſich die Liebe mit dieſen beyden verkroch.

Dieſer war bey einer alten Gelegenheitsmacherin, die ſich durch ihre Talente um die Jugend meiner Vaterſtadt großes Verdienſt geſtiftet hatte. Der Lieutenant brachte eine ihrer Koſtgängerinnen auf ſeine Seite, und dieſe verſprach ihm Nach-

Nachricht zu geben, wenn meine Tante mit ihrem Liebhaber eine geheime Zuſammenkunft hätte. Dazu fand ſich ſchon den folgenden Tag Gelegenheit. Sie gab dem Lieutenant einen Wink, und dieſer folgte ihr, voll Muth, und mit blutigen Unternehmungen ſchwanger. Sie verſteckte ihn in eine Zelle, die an das große Sprachzimmer ihres Jungfernzwingers ſtieß, und ließ ihn daſelbſt mit ſeiner Ungeduld allein. Es dauerte nicht lange, ſo kam meine Tante und kurz nach ihr der Baßſänger. Kaum waren die erſten Küſſe gegeben und genommen, als der junge Sohn des Marks, von raſender Eiferſucht gefoltert, mit bloßem Degen aus ſeinem Hinterhalt hervorſprang, und die beyden Verliebten ſehr zur ungelegenen Zeit überfiel. Der Schüler, der bey dieſer unerwarteten Erſcheinung von Herzen erſchrack, und nicht wußte, wie ein Menſch, den er nie geſehen, noch weniger beleidigt hatte, ſo wüthend über ihn herfallen könnte, lud eine zeitlang mit chriſtlicher Geduld alle die Streiche auf, die der junge Krieger hageldicht auf ihn regnen ließ; als es ihm aber zu lange dauerte, ſtürzte er ſich auf ſeinen Angreifer, ſtieß ihn zurück, daß er längelang zu Boden fiel, und rettete ſich, ehe ſich jener aufraffen konnte, durch die Flucht. Nun fiel des Lieutenants noch übrige Wuth auf meine Tante. Er überſchüttete ſie mit Vorwürfen und Scheltworten, und gab dieſen durch ein paar Duzend Klingenhiebe das gehörige Gewicht. Zerſchlagen und gerädert fuhr endlich meine Tante zur Thür hinaus, und bekam noch ein paar derbe Fußtritte mit auf den Weg.

Triumphirend folgte ihr der junge Officier; aber kaum hatte er den Fuß auf die Straße geſetzt, als drey Primaner mit gewaltigen Röhren über ihn herfielen, und ihn ohne Umſtände dergeſtalt zu bearbeiten anfiengen, daß er ſeinen Arm, womit er zum Degen greifen wollte, nicht rühren konnte. So lähmten ſie ihm nach Verhältniß auch ſeine übrigen Glieder, und ließen ihn dann hülflos auf der Straße liegen.

Die ganze Nachbarſchaft ward durch den Lermen herbeygezogen. Man erfuhr ſehr bald die Urſache dieſes Gefechts. Die Juſtiz kam dazu, und da ſie die drey Thäter nicht mehr fand, ſo hielt ſie ſich an meine Tante, als die Urheberin der ganzen ärgerlichen Geſchichte. Man führte ſie auf das Rathhaus, und ſperrte ſie in ein Kämmerchen,

merchen, wo ſie ihren Betrachtungen ungeſtört nachhängen konnte. Mein Onkel mußte dieſe Nacht allein ſchlafen: und er ſchlief ſehr ſchlecht.

Den folgenden Tag ward meine Tante vernommen; da aber der regierende Bürgermeiſter Pathe zu ihrem zweyten Kinde war, ſo ließ er ſie mit der öffentlichen Schande durchſchlüpfen. Die drey Schüler waren auch ſeit zwölf Stunden nicht mehr in der Stadt: der ganze Zorn der Juſtiz fiel alſo auf die menſchenfreundliche Alte, die, weil ſie bey der Einziehung gedrohet hatte gewiſſe Geheimniſſe der Frau Bürgermeiſterin zu verrathen, in höchſter Eil an den Pranger geſtellt, ausgepeitſcht, und aus der Stadt gejagt wurde.

Meine Tante trug von dieſer Begebenheit nichts davon, als einige Peitſchenhiebe, die ihr mein Onkel mit zitternden Händen aufzählte, weil er immer beſorgte ſie möchte ſich wehren. Die Striemen dieſer Streiche verloren ſich bald, aber nicht ſobald der Name Hahnrey, den mein guter Onkel bey allen Gaſſenjungen, Nachbarn und Verwandten führte. Er mußte ihn mit zu Grabe nehmen.

Drittes Kapitel.

Die Katze läßt das Mauſen nicht.

Vierzehn Tage nach dieſer Begebenheit, befand ſich mein Onkel einmal unbaß, und ſchlief deshalb, um ſeine arme Ehehälfte nicht in der Ruhe zu ſtöhren in einer andern Kammer allein. Ein natürliches Bedürfniß zwang mich, um Mitternacht aufzuſtehen, und unſern Garten aufzuſuchen. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich die Gartenthür nicht nur offen fand, ſondern auch im Garten ſelbſt bey Mondenſchein ſehr genau eine männliche und eine weibliche Figur unterſchied, die auf einer Raſenbank ſaßen, und in ſehr ernſthaften Geſprächen vertieft zu ſeyn ſchienen. Auf das Knarren der Gartenthüre ſprang die Mannsperſon fort, und rettete ſich mittelſt einer Leiter über die Mauer, während die Frauensperſon ſich hinter eine Hecke verkroch. In der Beſorgniß, daß es Diebe wären, lief ich in die Kammer meiner Tante, um ſie davon zu benachrichtigen, weil ich meinen Onkel wegen ſeines Uebelbefindens nicht in ſeiner Ruhe ſtöhren wollte. Wenn ich vorhin

erſchrack

erſchrack, um Mitternacht zwey Leute im Garten zu ſehen, ſo erſchrack ich jetzt nicht minder meine Tante um Mitternacht nicht in ihrem Bette zu finden. Noch war ich beſchäftigt mir dieſe Erſcheinung zu erklären, als meine Tante mit ihren Pantoffeln in der Hand in die Kammer trat. Kaum hatte ſie mich bemerkt, als ſie mich mit ihren Händen und mit ihrer Zunge zugleich anpackte und mich fragte, was ich ſo ſpät in ihrer Kammer zu ſuchen hätte? Ich ſagte ihr die Veranlaſſung dazu; aber ſie empfieng meine Ausſage mit ſolch einer fürchterlichen Maulſchelle, daß mir in eben dem Augenblick die warmen Blutstropfen, mit meinen Thränen vermiſcht, auf die Hand fielen. Um mehreren dergleichen Schlägen auszuweichen, that ich ſolch einen gewaltigen Schrey, daß das ganze Haus dadurch aufgeweckt und herbeygezogen wurde. Auch mein Onkel hatte den Schrey gehört, und war im Begriffe in die Kammer ſeiner Frau zu laufen, als mich dieſe ihm ſchon entgegen ſtieß und ihre Kammer verſchloß. Er nahm mich bey der Hand, und fragte nach der Urſache meines Geſchreys. So gut ich auch wußte, daß eine treue Erzählung des Vorfalls den Saamen der Zwietracht aufs neue unter ihnen ausſäen würde, ſo brannte mir doch jene fürchterliche Maulſchelle noch zu fühlbar auf dem Backen, als daß ich der Wahrheit einen Mantel hätte überwerfen ſollen. Ich erzählte ihm alſo offenherzig, was mich zum Aufſtehen gedrungen, und was ich im Garten für ein Geſicht gehabt hätte: den Mann, der auf der Leiter über die Mauer ſtieg, und die Maulſchelle, die ich bekommen hatte, vergaß ich dabey nicht. Mein Onkel, deſſen Geiſt trotz ſeinem kranken Körper doch noch ſo geſund war, daß er auf der Stelle eine heimliche Zuſammenkunft zwiſchen ſeiner Frau, und irgend einem Galan ahndete, war in dem erſten Ausbruche ſeiner Wuth feſt entſchloſſen die Kammer ſeiner Frau aufzurennen, und ſie zu erdroſſeln; aber ich warf mich ihm zu Füſſen, und beſchwor ihn die Exekution bis zu Anbruch des Tages aufzuſchieben, und die Sachen erſt genauer zu unterſuchen. Es wurde mir ſchwer, ihn dahin zu vermögen, weil er die Maulſchelle, die ſie mir gegeben, für die unſtreitige Frucht eines böſen Gewiſſens hielt; aber endlich drangen meine Bitten durch: und er gieng mit der Drohung in ſeine Kammer,

daß

daß er ſie gleich bey Tagesanbruch umbringen würde.

Sobald es Tag war, ſtand er auf, und gieng in unſer Gartenhaus, welches er, weil es entlegen war, zum Schauplatz ſeiner blutigen Rache beſtimmt hatte. Er befahl mir, meine Tante, unter dem Vorwande, daß er ihr ſehr wichtige Sachen zu ſagen hätte, dahin zu beſcheiden. Sie kam, und erkundigte ſich mit dem heiterſten und vergnügteſten Geſicht: wie er geſchlafen hätte, und wie er ſich befände? Statt aller Antwort, warf ihr mein Onkel einige ſchreckliche Blicke zu, ſtürzte einen ganzen Guß von Vetteln, Straßenh * * u. ſ. w. über ſie her, und langte dann eine große eiſerne Elle hervor, die er, um ihr den Kopf zu zerſchmettern mit nach dem Gartenhauſe genommen hatte. Beym Anblick derſelben fiel ſie ihm in die Arme, umfaßte ſeine Knie, und beſchwor ihn unter Thränen und Seufzern, ſich nur ſo lange zu mäſſigen, bis ſie die Urſach ſeines Zorns erfahren, und bis ſie ihm ihre Unſchuld in das klarſte Licht geſetzt hätte. Kannſt du es läugnen, ſchrie er, daß du die vorige Nacht einen Kerl im Garten gehabt haſt? — Bey dieſen Worten warf ſie ſich ihm

von

von neuem zu Füßen, und beſchwor ihn, ihr auf der Stelle ein Leben zu nehmen, daß ihr jetzt, da er ihr ſolch ein abſcheuliches Verbrechen ſchuld gäbe, unbeſchreiblich verhaßt wäre. So bald ſie merkte, daß mein Onkel nicht auf der Stelle zuſchlug, hatte ſie gewonnen Spiel. Sie gab ihm jetzt alle die Schimpfwörter, die er vorhin ſo reichlich über ſie ausſtrömte, mit Wucher zurück, zog ein Meſſer aus der Taſche, und drohte ſich vor ſeinen Augen zu erſtechen, und ſich dadurch auf ewig von ſeiner Despotie zu befreyen. Mein guter Onkel, der dieſes für Ernſt hielt, rieb ſich ängſtlich die Stirn, und fieng an, ſich ſein hartes Betragen gegen ſie herzlich gereuen zu laſſen. Er riß das Meſſer aus der Hand (was ihm nicht ſehr ſchwer ward) und gab ihr die ſchönſten Worte, die aber, ſtatt ſie zu tröſten, ihre wilde Wuth ſichtbar vergrößerten. Sie weinte, ſeufzte und ſchrie, und brach in laute Klagen aus, die endlich in eine ſtarke Ohnmacht übergiengen, während welcher ſie die Augen zudrückte, den Athem an ſich hielt, und alle Zeichen einer Sterbenden von ſich gab. Mein Onkel glaubte vor Angſt zu ſterben, als er ſie in dieſem traurigen Zuſtande ſah. So ſehr er auch durch Krankheit und Aerger abgemattet war, lief er doch eiligſt nach Weineſſig, rieb ihr die Schläfe, die Lippen, fuhr ihr unter die Naſe damit, und nach langer Anſtrengung, gelang es ihm, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Sie ſchlug die Augen ſchmachtend auf und ſagte in einem Tone, der ihrem unglücklichen Gatten das Herz zerriß: Warum riefſt du mich in ein Leben zurück, das mir zur Laſt iſt, da ich deine Liebe verlohren habe? Ach! ich könnte jetzt jenſeit des Grabes eine Ruhe genieſſen, die in dieſem Leben für mich verlohren iſt! — Nach dieſen Worten fieng ſie von neuem an zu ſeufzen und zu weinen, und ich kann auf mein Gewiſſen verſichern, daß meine liebe Tante bey dieſer Gelegenheit mehr Thränen vergoß, als zehn andre ihres Geſchlechts zuſammen genommen, bey zehn ſolchen Gelegenheiten nicht hätten aufbringen können.

Ich glaube, daß dieß nicht wenig geſagt iſt.

Unterdeſſen ſuchte mein Onkel durch die zärtlichſten Liebkoſungen ihre beleidigte Tugend zu beruhigen. Er bat ſie tauſendmal wegen ſeiner Hitze um Verzeihung, ſchwor ihr, keinem Ohrenbläſer mehr zu glauben, und verſicherte ihr, daß er von ihrer

Unſchuld und Treue ſo feſt überzeugt wäre, daß nichts in der Folge ſein Zutrauen zu ihr wieder wankend machen ſollte. Darauf hieß er mich hinaus gehen, und ſchloß die Thür hinter mir zu.

Viertes Kapitel.

Der gute Mann.

Da ich großes Intereſſe dabey hatte, zu wiſſen, was jetzt zwiſchen ihnen verhandelt würde, ſo legte ich mein rechtes Ohr an die Thür und fieng an zu horchen, mit Zittern vernahm ich, daß ihr mein Onkel meine Viſion der vergangenen Nacht wörtlich wieder ſo erzählte, als ich ſie vorgetragen hatte. Sie hörte ihm mit anſcheinender Ruhe zu, und ſagte endlich: ſie wäre gar nicht erſtaunt über dieſe Verläumdung, da ſie längſt wüßte, daß ich das böſeſte Herz unter der Sonne hätte. Um ihm dieſe Behauptung wahrſcheinlich zu machen, betheuerte ſie ihm, daß ich mehr als einmal mit der Nachricht zu ihr gekommen wäre, daß er alle Abende mit liederlichen Betteln zubrächte; daß ſie mir aber niemals geglaubt, ſondern mich für meine Zwiſchen-

Zwiſchenträgerey ein paarmal derb abgeprügelt, und dadurch vermuthlich den Vorſatz bey mir erweckt hätte, mich an ihr zu rächen. Ich hätte mich ſogar unterſtanden, ihr dies zu drohen, und wahrſcheinlich wäre dies der Zeitpunkt, den ich gewählt hätte, um dieſe Drohungen in Erfüllung zu bringen. Sie rief den Himmel zum Zeugen an, daß ſie ſich den vorigen Abend um 10 Uhr niedergelegt hätte; aber durch ein Geſchrey, das ich, um meinen Plan auszuführen, vor ihrer Kammer erhoben, wäre aufgeweckt worden. Sie habe mir dafür eine Maulſchelle gegeben, und ſich darauf, um in der Nacht allen Zank zu vermeiden, wieder niedergelegt. Sie ſchloß dieſe Schutzrede mit ſo kräftigen Schwüren und Betheurungen, daß mein Onkel von ihrer Unſchuld endlich völlig überzeugt wurde. So bald ſie ſich wieder zu Gnaden angenommen ſah, drang ſie in ihn, ſeine Rechte als zweyter Vater an mir geltend zu machen, und mich für meine Bosheit zu züchtigen. Auf der Stelle ſollte er dies thun, verlangte ſie, und ſomit ſtieß mein Onkel die Thür auf, um mich zu ſuchen. Er fand mich auf der Erde. Denn der gewaltige Stoß, der die Thüre aufſprengte, hatte auch meinen Kopf getroffen, und mich in einer Betäubung zur Erde geworfen, die ſo ſtark war, daß er mir ſchon ein Dutzend Schläge aufgezählt haben mochte, ehe ich fühlte, daß er mich ſchlug, und wo er mich ſchlug. Leider! gieng es über mein armes Geſäß mit ſolcher Gewalt her, daß ich von dem Augenblick an beſchloß, keine Viſionen mehr zu haben. Ich empfehle dieſes Präſervativ gegen alle Viſionen den Lavaters, Pfenningers, und der Geſellſchaft der reinen Lehre: die Execution davon könnten ſie unmaßgeblich den Herausgebern der berliniſchen Monatsſchrift, und dem Redakteur der allgemeinen Literatur-Zeitung übertragen.

Der Schmerz gab mir Kräfte, mich den Händen meines Onkels, der jetzt mein Henker war, zu entziehn. Als ich aber ſahe, daß ich an den empfangenen Streichen noch nicht genug haben ſollte, ſtürzte ich ihm zu Füſſen, und bat ihn unter Thränen der Angſt, Mitleid mit mir zu haben, und überzeugt zu ſeyn, daß ich ihm nicht ein einziges unwahres Wort geſagt hätte. Meine Tante wüthete bey dieſer Verſicherung; ergriff mich beym Fittig, warf mich auf einen Tiſch, und fegte mein Geſäß von neuem der eiſernen Elle entgegen. Als ihr

ihr mein Onkel zu langſam zuſchlug, riß ſie ihm das Inſtrument aus der Hand, und ſetzte die Züchtigung fort, wo er ſie gelaſſen hatte. Als ſie endlich den Arm nicht mehr rühren konnte, ließ ſie mich los, und zwang mich auf gut chriſtlich, die Ruthe, die mich ſchlug, zu küſſen. Darauf ſtieß ſie mich in ein Loch, wo ich einen ganzen Tag zubringen mußte, ohne daß ſich jemand um mich bekümmert, und mich gefragt hätte, ob mich hungre oder dürſte. Freylich fehlte es mir ſehr an Appetit. Was mich aber am meiſten peinigte, war der Umſtand, daß ich mich nicht niederſetzen konnte, ſondern wie ein Krannich meinen Körper, bald auf dieſen, bald auf jenen Fuß wiegen mußte. Wie theuer mußte ich meine Aufrichtigkeit bezahlen! Aber ich beſchloß, künftig reinen Mund zu halten, und wenn meine Tante auch von einem ganzen Regiment Kavallerie niedergeritten würde.

Erſt den andern Morgen kündigte man mir an, daß mein Verhaft aufgehoben ſey, und daß ich augenblicklich vor meinem Onkel erſcheinen ſollte. Zitternd trat ich in ſeine Stube, und eine Höllenangſt ergriff mich, als ich die eiſerne Elle wieder in ſeiner Hand erblickte. Er verlangte, daß ich mei-

meiner Tante Abbite thun, und geloben ſollte, mein Verbrechen durch Unterwürfigkeit und Gehorſam wieder gut zu machen. Wenn ich den guten Herzen meiner Tante dieſes pflichtmäßige Opfer nicht bringen wollte: ſo würde er mich ſo lange peitſchen, bis mir der Athem ausgienge: denn ein Menſch, der ein Verbrechen begienge, und es nicht wieder gut machen wollte, verdiente nicht zu leben. Aber er hätte mich können viertheilen laſſen, und ich hätte mich zu dieſer Niederträchtigkeit nicht entſchloſſen. Die erſte Züchtigung war ſo ſtark geweſen, daß eine zweyte ſie nicht übertreffen konnte, und deshalb erklärte ich frey und entſchloſſen: er könnte mit mir machen, was er wollte: ich würde mich lieber umbringen laſſen, als wider Wahrheit und Gewiſſen geſtehen, daß ich ein boshafter Verläumder wäre. Meine Tante raßte bey dieſen Worten, und drang in meinen Onkel, unter dieſen zwei Stücken zu wählen: Entweder ihr das Leben zu nehmen, oder mich ſo lange zu prügeln, bis ich mein Verbrechen eingeſtände. Als ich ſahe, daß mein Onkel zu einem neuen Angrif Anſtalt machte, warf ich mich ihm zu Füſſen, und bat mit aufgehabenen Händen um Schonung. Er ſchien

ge-

gerührt zu werden, und ſagte mit gemäßigter Stimme zu mir: daß ich meine Hartnäckigkeit nicht weiter treiben, ſondern ſein Verlangen erfüllen ſollte. Geſchähe dies, ſo ſollte alles vergeſſen und vergeben, und ich wie vorher ſein lieber Sohn ſeyn. Bey dieſen Worten traten ihm die Thränen in die Augen, und dieſe beyden Waſſertropfen wirkten mehr auf mich als vorhin ſein fürchterliches Eiſen: ich geſtand, daß mein Bericht falſch, und lange vorher zum Behuf meiner Rache erdichtet geweſen ſey. Mein Onkel war mit dieſem Geſtändniß zufrieden; aber meine Tante zog aufs neue mit ſo viel Schmähungen wider mich los, daß ich auf der Stelle widerruffen hätte, wenn mir meines Onkels Elle nicht zu nahe geweſen wäre. Der gute Mann vergab mir aufrichtig: aber meine Tante nie. Sie faßte einen tödtlichen Haß wider mich, und verſchafte mir von der Zeit an, in einer Woche mehr Schläge von meinem Onkel, als ich ſonſt Jahre hindurch nicht gekriegt hatte. Auch meinen Schulmeiſter gewann ſie, daß er mir für kleine leichtſinnige Streiche doppelt ſo ſtark züchtigte, als ich es verdient hatte.

Fünftes Kapitel.

Sein Onkel ſtirbt an der Geometrie.

Unter dieſen Umſtänden hatte ich, wie man denken kann, wenig Freude in dem Hauſe meines Onkels. Ich dachte oft daran, mich der Tyranney meiner Tante zu entziehen; aber die Gutmüthigkeit meines Onkels, und die aufrichtige Liebe, die ich zu ihm hatte, hielten mich immer noch zurück. Endlich ereignete ſich ein Vorfall, der zwar ſehr traurig für mich war, mir aber Gelegenheit gab, meinen längſt genährten Vorſatz auszuführen.

Eines Abends pochte jemand an unſre Hausthür, Ich machte auf, und ein langer Kerl, der einen blauen Mantel unterm Arme trug, trat herein. Er fragte nach meinem Onkel, und ſagte, er hätte ihn in einer wichtigen Sache zu ſprechen. Ich lief fort, und holte ihn aus ſeinem Wirthshauſe. Als wir zurück kamen, rückte der große Kerl mit ſeinem Anliegen hervor: er breitete ſeinen Mantel auf den Tiſch aus und ſagte: ſein Herr, ein preußiſcher Hauptmann der Cavallerie, hätte ihm dieſen Mantel

tel geſchenkt, und er wünſchte, daß ihm mein Onkel daraus einen Leibrock, einen Oberrock, eine Decke für ſein Pferd, eine Weſte und ein paar Beinkleider machen ſollte: das alles müßte aber in Zeit von vier und zwanzig Stunden fertig ſeyn; weil ſein Herr den folgenden Abend von D** abreiſen wollte. Mein Onkel lachte ihm ins Geſicht über dieſe Fodrung, und ſagte: er wäre überzeugt, daß es auf der ganzen Welt keinen Schneider gäbe, ſo geſchickt er auch in ſeiner Kunſt ſeyn möchte, der, wenn er auch dieſen Mantel nach allen gegebenen Linien und Proportionen zerſchnitte, die verlagten Kleidungsſtücke daraus verfertigen könnte. Denn, ſetzte er hinzu: wenn ich den Diameter des Ganzen nehme, von Centrum aus Linien bis zur Circumferenz beſchreibe, und ſo die Länge und Weite der gegebenen Tuchfläche berechne, ſo iſt es nicht möglich aus der vorhandnen Maſſe, mehr als einen Rock und eine Hoſe heraus zu zirkeln. — Alſo geh — er mein Freund, und ſuche er ſich einen andern Schneider, der unmögliche Dinge möglich machen kann!

Der Reitknecht, der die mathematiſchen Kunſtwörter, deren ſich mein Onkel bey Beſichtigung des

des Mantels bediente, für Schimpfwörter hielt, und ſeinen König dadurch beleidigt glaubte, gab meinem Onkel nicht undeutlich zu verſtehen, daß er ein Flegel wäre, der Maulſchellen verdiente. Auf dieſe Aeuſſerung, griff mein Onkel, der ſich in ſeinem Hauſe vor niemand als ſeiner Frau fürchtete, zu ſeiner eiſernen Elle, und hielt ſie dem rieſenhaften Pommer trotzig unter die Naſe. Dieſer griff mit ſeinem langen Arme von oben herab, packte meinen Onkel bey der Bergette, und fieng an ihn zu zauſen. Mein Onkel, der durch ſeine Gewalt in gebückter Stellung erhalten wurde, fieng an die Schienbeine des Koloſſus mit ſeiner Elle zu bearbeiten, während ſeine Frau und ich mit den übrigen fünf Kindern den Reitknecht zwickten, puffen, und mit Meſſern und Scheeren von meinem armen Onkel loszumachen ſuchten. Aber ſeine großen Finger hatten ſich in den Haaren meines Onkels verwickelt, und jemehr ſeine ſieben Feinde ihn angſten, deſto kräftiger ſtieß er meinen Onkel mit de Stirn auf ſeinen Arbeitstiſch. Die Elle ſank ihm aus der Hand, und er fiel kraftlos zu Boden. Nu raffte der Reitknecht ſeinen Mantel zuſammen un lief davon. Der jämmerliche Zuſtand meines On

lei

kels erlaubte uns nicht, ihm nachzuſetzen, und die Polizey aufmerkſam auf ihn zu machen.

Wir holten einen Chirurgus, der die Contuſionen meines Onkels beſichtigte und uns verſicherte: ſie wären zwar ſehr ſtark, aber gegen das, was ſeine Kunſt zu leiſten vermöchte, ſehr unbedeutend. Er ſtrengte ſeine ganze Kunſt bey dem erſten Verbande an, und ſonach ſtarb mein Onkel unter den Händen.

Es war ein trauriger Anblick, ſechs Kinder um den Leichnam ihres Verſorgers ſtehen, und ihn mit ihren Thränen benetzen zu ſehen. Meine Tante that ihr möglichſtes, um ſich eben ſo zu betrüben, als wir. Sie ſpielte ihre Rolle ſo gut, daß unſre Nachbarn, aus Furcht ſie möchte ſich ein Leid anthun, ſie zwey Tage hindurch nie allein ließen: aber dieſe freundſchaftliche Beſorgniß war völlig am unrechten Orte, weil es nur auf meine Tante ankam, trockne oder naſſe Augen zu haben. Drey Tage nach Beerdigung meines Onkels kamen ihre Galans ungeſcheut in unſer Hauß, unter dem Vorwande, ihr zu condoliren, und tranken manche Flaſche Wein, die ſie zu dieſem Behufe mit gebracht hatten, in ihrer Geſellſchaft aus.

Ich fühlte ſehr bald, daß der Verluſt, den ich durch den Tod meines Onkels erlitten hatte, unerſetzlich für mich wäre; es vergieng kein Tag, wo mich meine Tante nicht unbarmherzig geprügelt hätte. Auch behielt ſie mich unter dem Vorwande, ſie müſſe ihre Ausgaben jetzt einſchränken, aus der Schule zurück und ſagte: daß ein Bube, der höchſtens einmal bis zum Beutelſchneider avanciren würde, nicht nöthig hätte, leſen und ſchreiben zu lernen. Sie brauchte mich zu den gröbſten Arbeiten: ich mußte aufwaſchen, Zinn und Stuben ſcheuren, und ſonſt alles thun, was man ſonſt der plumbſten Viehmagd nicht zugemuthet hätte. Dies Leben ward mir in die Länge unerträglich, und befeſtigte in mir den Vorſatz, bey der erſten Gelegenheit zu entlaufen.

Sechstes Kapitel.

Er entläuft.

Dieſe Gelegenheit fand ſich in wenig Tagen. Meine Tante ſchickte mich aus einige auſſenſtehende Schulden einzutreiben. Dies brachte mich auf den

Gedanken, das dadurch erhaltne Geld für mich zu behalten, und damit in alle Welt zu gehen. Ich brachte gegen vier Thaler zuſammen, und gieng damit zum nächſten Thor hinaus.

Ich hatte immer gehört, daß L** eine Stadt ſey, wo man bey dem Zuſammenfluſſe von Menſchen, Handwerken und Künſten leichtlich Unterkommen fände. Ich erkundigte mich nach dem Wege dahin, und als man ihn mir nachgewieſen hatte, verfolgte ich denſelben mit ſolcher Anſtrengung, daß ich mich ſchon den andern Mittag vor den Thoren von L** befand, und die Bemerkung machte, daß die Angſt ein treflicher Läufer ſey.

Man wieß mich nach einem Gaſthofe in der Vorſtadt. Der Wirth, der ſehr neugierig zu ſeyn ſchien, um ſich meines ſchlechten Anzugs wegen, alle Fragen, die über mich Aufſchluß geben könnten, erlauben zu können glaubte, nahm mich dergeſtalt in die Preſſe, daß er in zehn Minuten alles wußte, was ich ihm von mir ſagen konnte. Auf dieſe Frage: ob ich auch Geld bey mir hätte? zeigte ich ihm drey Thaler, die mir noch von den Reiſeunkoſten übrig geblieben waren. Er nahm ſie mir aus der Hand und ſagte mit groſſer Freundlichkeit:

lichkeit: daß ſie in ſeiner Chatoulle beſſer aufgehoben wären, als in meiner Taſche; in L** wimmelte es von Beutelſchneidern, die das Geld wohl vom Altare nähmen. — Ich war hingeriſſen von der freundſchaftlichen Fürſorge dieſes Mannes, und entdeckte ihm mein ganzes Herz. Ich bat ihn, mich auf irgend eine Art unterzubringen, und er verſprach es mir mit Hand und Mund.

Ich hatte ein paar Tage bey ihm zugebracht, als er mir mit einer mitleidigen Miene ankündigte, alle ſeine Bemühungen mich unterzubringen, wären vergeblich geweſen. Zugleich ließ er mich merken, daß ich meine drey Thaler bis auf wenige Groſchen verzehrt hätte. Er ſahe meine Verlegenheit wohl ein, und da er mich vom erſten Anblick an lieb gewonnen hätte, ſo wollte er mich, wenn ich ihm verſpräche gut zu thun, als Aufwärter bey ſich behalten, mich als ſeinen Sohn behandeln, und mich, da der Winter hereinbräche, mit Kleidern und Schuhen verſorgen.

Dies Anerbieten gefiel mir ungemein, und ich griff, ohne mich zu bedenken, mit beyden Händen zu; da ich aber als Aufwärter niemanden aufzuwarten hatte, ſo waren kaum acht Tage

vervorbey, als er aus mir einen Bratenwender und Pferdeknecht machte. Daneben mußte ich in ſeinem Garten graben, den Gäſten die Stiefel putzen, den Dünger austragen, kurz die ſchmutzigſten und gröbſten Arbeiten verrichten. Ließ ich mir irgend eine vermeynte Nachläſſigkeit zu Schulden kommen, ſo fielen dafür derbe Streiche mit dem Ochſenziemer auf meinen Rücken. Die kleinen Trinkgelder, die ich zuweilen von den Fremden erhielt, nahm er mir ab, unter dem Vorwande, ſie für mich zu ſparen, und mir einen Rock dafür machen zu laſſen.

Dieſe eigennützige Gemüthsart zeigte er auch gegen die Fremden, die bey ihm einkehrten. Wenn ſie nur die mindeſte Schwierigkeit machten, ſeine Rechnungen zu bezahlen, ſo legte er Arreſt auf ihre Sachen, und gab ſie nicht eher frey, als bis ſie bis auf den Heller bezahlt hatten. Hundert Gäſte ſchwuren nie wieder bey ihm einzukehren, und ſeinen Gaſthof, wohin ſie nur kämen, zu verſchreien: er blieb ſeinen Grundſätzen treu, ohne ſich um die Folgen davon zu bekümmern. Auch verſtand er die Kunſt das Bier zu wäſſern, und den Wein zu verfälſchen, in ihrem ganzen Umfange. Wenn irgend ein Fremder bey ihm einkehrte, ſo befahl er mir in deſſen Gegenwart ſeine Pferde wohl zu verſorgen, und ſie gut auszufüttern; aber ich hatte ein für allemal [illegible] Befehl den Hafer nur durch das Zimmer zu tragen, wo der Fremde ſpeiſte, und ihn dann wieder zum übrigen Hafer zu ſchütten.

Unterdeſſen kam der Winter heran, und mein Rock, der nichts als ein Flickwerk von Lumpen war, das mir über den nackten Schultern hieng, ließ an allen Orten und Enden die bloſſe Haut durchſehen. Dies machte mir Herz meinen Herrn an ſein Verſprechen wegen eines neuen Rocks zu erinnern; aber kaum hatte ich ihm mein Anliegen hergeſtammelt, als er mich mit zornigen Blicken anſah, und mir ſchwur: ich wäre ein unverſchämter, undankbarer Schurke. Er geſtand, daß er mir damals, als er mich um Gottes willen in Dienſte genommen, einen Rock verſprochen hätte; aber damals hätte er noch nicht gewußt, daß ich ſolch ein unbeſchreiblich fauler Tagedieb wäre. Er rieth mir ihn in Zukunft mit ſolchen Zumuthungen zu verſchonen, wenn ich nicht durch den Ochſenziemer Antwort auf meine Anfragen haben wollte.

Was konnte ich unter dieſen Umſtänden anders

thun,

thun, als mich der Geduld befleißigen? Er trieb ſeinen ſchmuzigen Eigennutz ſo weit, daß er es mir geradezu abſchlug mir von [illegible]en Trinkgeldern, die er für mich aufſparte, ſo viel zu geben, daß ich mir ein paar Schuhe kaufen könnte: und doch mußte ich, ſchier mit bloßen Füſſen, durch Schnee und Koth mich herum treiben. Dies zwang mich endlich einen Theil meiner Trinkgelder unterzuſchlagen; aber der Betrag davon war ſehr geringe, weil die Fremden unſern Gaſthof immer ſehr unzufrieden verließen.

Mein Herr war nicht mein einziger Tyrann. Seine Frau war, wo möglich, noch ſchlimmer. Ich bekam ſehr ſelten Schläge, ohne daß ſie nicht die Veranlaſſung dazu gegeben hätte.

Eins meiner Hauptgeſchäfte war, hinter den Poſtwagen herzulaufen, und den Reiſenden unſern Gaſthof zu empfehlen. Hatte ich das Glück einen Fremden anzuwerben, ſo zeigte mir mein Herr zuweilen ein freundliches Geſicht; brachte ich aber niemand, ſo empfieng er mich mit Scheltworten, bearbeitete mich mit dem Ochſenziemer, oder ließ mich faſten. Das erſtre machte mich hartnäckig und verſtockt, und das letztere zu einer wahren Küchenmaus, die überall, wo ſie nur konnte, ein Stückchen Fleiſch oder Brod wegkaperte.

Siebentes Kapitel,

Eine vielverſprechende Erſcheinung.

Eines Tages hatte ich das Glück einen Fang für meinen Herrn zu thun: Ich brachte ihm einen prächtig gekleideten Fremden zu, der von zwey Bedienten begleitet als. Welche Freude hatte das ganze Haus, als man mich mit dieſem glänzenden Herrn ankommen ſah, und beſonders, als man erfuhr, daß es ein Cavalier aus Wien wäre, der ſich einige Wochen in L** zu divertiren gedächte. Man räumte ihm das beſte Zimmer im Hauſe ein, und alles beſtrebte ſich ihm mit Höflichkeit und der prompteſten Bedienung zuvor zu kommen. Mein Herr hatte eine Tochter von ungefähr achtzehn Jahren, die ganz artig, aber das eitelſte Aeffchen von der Welt war. Sie entſchloß ſich ſehr ſchwer mit einem Bürgerlichen, ſo reich er auch war, zu ſprechen, weil ihr Vater, der eben ſo ſehr in ſie verliebt war, als ſie ſelbſt, ſich mehr als einmal hatte verlauten laſſen, daß ſie eine treffliche Parthie für einen Edelmann wäre, und daß ſie niemand je ihre Hand geben ſollte, als einem von Adel. In dieſer Abſicht ſparte er nichts ſie modiſch und

prãch

prächtig zu kleiden, und ſie in allem unterrichten zu laſſen, was ſonſt nur von Damen vom Range gefodert wird. Der wieneriſche Graf, der ſie vom erſten Anblick an ſehr ſchön fand, das große Air und den edlen Anſtand ihrer kleinen Figur bewunderte, ſchien ſo großen Eindruck auf ſie zu machen, daß ſie ihm keine abſchlägliche Antwort geben konnte, als er ſie bat, in ihrer Geſellſchaft ſein Dinee einnehmen zu dürfen. Ihr Vater, der die Aufmerkſamkeit des Grafen für ſie ſehr bald bemerkte, fieng an zu glauben, daß dies der Mann ſey, den der Himmel für ſeine Tochter beſtimmt hätte. Nach Tiſche ſchlug der Graf eine Spielparthie vor, und ſie nahm ſie an, weil ſie mit Grund vermuthen zu können glaubte, daß er galant genug ſeyn würde ſie einige Piſtolen gewinnen zu laſſen. Sie hatte ſich in ihrer Rechnung auch nicht betrogen. Der Anblick einer reichen Geldbörſe vollendete den Eindruck, den ſeine Schmeicheleyen und kleine Aufmerkſamkeiten ſchon vorhin auf ſie gemacht hatten. Auch den Vater gewann er dadurch vollends.

In wenig Tagen war ihre Bekanntſchaft ſo enge und vertraut geworden, daß keins ohne das andere leben zu können ſchien. Vater und Mutter beobachteten ſie genau, theilten ſich ihre Ent-

Entdeckungen mit, und aus dieſen erhellte klar und deutlich, daß der Graf zum Sterben in ihre Tochter verliebt ſey.

Die Freude über dieſe Entdeckung war ſo groß, daß ſie nur von dem Entzücken übertroffen werden konnte, worein folgende Erklärung des Grafen das Elternpaar verſetzte: Er geſtand, daß die Schönheit, Erziehung, die Talente und geiſtigen Reize ihrer Tochter vom erſten Augenblick an ſein Herz gefeſſelt hätten, daß von eben dieſem Augenblick an ſeine Liebe dergeſtalt zugenommen, daß er nicht ohne ſie leben könnte, und daß er ſie ſeiner höhern Geburt zum Trotze in kurzem heyrathen würde; er wollte aus ſeiner Grafſchaft in Oeſterreich einen tüchtigen Wechſel kommen laſſen, damit die Hochzeit mit möglichſter Pracht vollzogen würde; auch verſprach er meinem Herrn, daß er ihm, wenn er mit nach Oeſterreich wollte, eine Stelle von drey tauſend Gulden jährlicher Einkünfte verſchaffen, und ihm dazu ein Landguth und eine Caroſſe mit Sechſen ſchenken würde, deren ſich ein Fürſt nicht würde zu ſchämen haben.

Man denke ſich den Eindruck, welchen dieſe große Anerbietungen auf einen Menſchen machen muß, mußten, der mehr auf Geld als auf Ehre hielt. Es fehlte wenig, ſo hätte er vor Freuden geweint. Er umarmte ſeinen großmüthigen Schwiegerſohn, und wollte ſich in dem erſten Erguß ſeiner Dankbarkeit auf die Knie vor ihm niederlaſſen, was aber jener großgünſtigſt nicht zugab.

Nach Verlauf von einigen Tagen trat der Graf mit einer nachdenklichen, melancholiſchen Miene ins Haus. Mein Herr nahm ſich die Freyheit ſich nach der Urſache davon zu erkundigen, und erfuhr: daß ſein geliebter Schwiegerſohn das Unglück gehabt hätte, an eine Dame vom höchſten Range, ſechs hundert Dukaten zu verlieren, die freylich nicht viel ſagen wollten, ihn aber doch in die unangenehme Verlegenheit brächten, daß er eine Zeitlang ohne Geld ſeyn müßte. Mein Herr ſuchte ihn zu beruhigen, und ſagte, daß ein Cavalier wie er nicht nöthig hätte ſich ſolche Kleinigkeit leid ſeyn zu laſſen, und daß ihm, wenn er Geld brauchte, zwey hundert Louisd'or zu Dienſten ſtänden. Der Graf erwiederte: er fiele zwar ſeinen Freunden nicht gerne zur Laſt, indeſſen wollte er doch ſein gütiges Anerbieten annehmen, aber unter keinem andern Beding, als daß er für die zwey hundert Louisd'or drey hundert annähme, ſobald ſein Wechſel angekommen wäre. Auf der Stelle lief mein Herr zu einem Wechſler, ſetzte tauſend Thaler Silbergeld und Caſſenbillets gegen Gold um, und brachte ihm dies: weil er ſolch einen vornehmen Herrn mit Silber und Papier nicht kommen zu dürfen glaubte Den andern Morgen ließ ihn der Graf einen Brief leſen, den er an ſeinen Intendanten abſchickte, und worinn er dieſem Ordre auf drey tauſend Dukaten gab. Dieſe Klauſul des Briefs machte meinem Herrn große Freude. Er hätte auf der Stelle ſeinen Gaſthof verſchloſſen, wenn ihn der Graf nicht gebeten hätte nur noch ſo lange ſeine Handthierung fortzutreiben, bis die Vermählung mit ſeiner Tochter erklärt und vollzogen ſey.

Achtes Kapitel.

Große Verwirrung.

Zwey Tage nachher erſchien in der Frühe ein Kaufmann, der mit dem Grafen zu ſprechen verlangte. Einer von den Bedienten des letztern wollte in ſein Zimmer, um ihm den Beſuch anzukündigen;

kündigen; aber er fand es verſchloſſen; und da er glaubte, daß ſein Herr noch ſchliefe, ſo bat er den Kaufmann in einer Stunde wieder zu kommen. Er kam, und der Bediente empfieng ihn noch einmal mit der Bitte, ſeinen Beſuch noch eine Stunde aufzuſchieben, weil er es nicht wagte, ſeinen Herrn zu wecken. Der Kaufmann, einer der reichſten Juwelirer in L** wurde verdrüßlich und ſagte: er ließe ſich nicht zum Narren haben. Der Herr Graf wäre gewiß ſchon aufgeſtanden, denn mitten im Winter ſchliefe man nicht bey offenen Fenſtern. Dieſe Worte fielen meinem Herrn ſchwer aufs Herz. Er lief zur Stube hinaus auf die Straße, und fand die Fenſter des Grafen nicht nur offen, ſondern bemerkte zugleich ein langes Seil, an welchem ſich ſein erlauchter Herr Schwiegerſohn herunter gelaſſen hatte, um ſeiner Tochter und ſeiner Schuldforderung von tauſend Thalern auf ewig zu entgehen.

Mein Herr war bey dieſem Anblick einer Ohnmacht ſehr nahe: alle Farben wechſelten in ſeinem Geſicht ab, und alle Scheltworte des großen Markt-Lexicons floſſen ihm mit bewundernswürdiger Leichtigkeit über die Zunge. Er lief zum Zimmer des Grafen, pochte an, pochte ſtärker, ſtieß mit dem Fuß dagegen, und ſuchte ſie endlich, da ſich niemand drinnen rührte, mit Gewalt aufzuſprengen. Aber er erinnerte ſich zur rechten Zeit, daß die Thür dadurch Schaden leiden würde. Er ſchickte alſo zum Schlöſſer.

Der Kaufmann, der nicht weniger außer Faſſung war, als er ſelbſt, erzählte, daß er vor zwey Tagen an den Landſtreicher einen Ring und ein Kreutz von Diamanten, drey tauſend Thaler am Werth, verkauft habe, und daß ihm jener dieſen Morgen als den Termin, wo er bezahlen wollte, anberaumt habe. Er ließ ſich verlauten, daß er Arreſt auf ſeine zurückgelaſſenen Sachen legen würde; aber mein Herr ſuchte ihm zu beweiſen, daß er das nahe Recht darauf hätte: Denn, ſagte er, er iſt mir nicht nur eine Zeche von drey Monaten, ſondern noch außerdem achtzehn hundert baare Thaler ſchuldig (ſo gut verſtand er ſich auf die Arithmetik) und was noch mehr iſt: er war der beſtimmte Mann meiner Tochter und ſchon deshalb habe ich näheres Recht an ſeine Effekten, als Sie. Dagegen wandte der Kaufmann ein, daß er ſchriftliche Beweiſe ſeiner Schuldforderung in Händen habe, woran es ihm wohl fehlen würde;

würde; und vermöge derſelben würde er noch heute Arreſt darauf legen laſſen. Der Wortwechſel wurde lebhaft, und beyde Herren hätten ſich wahrſcheinlich noch beym Schopf genommen, wenn nicht in dem Augenblick der Schlöſſer angekommen wäre. Er machte die Thür auf, und die Sachen, über welche ſich die Herren beynah gerauft hätten, waren nicht da. Er hatte ſie glücklich mit fortzubringen gewußt.

Der Kaufmann gieng ſtillſchweigend fort, und ſchien ſich damit zu tröſten, daß er ſchon größern Verluſt gehabt habe; aber die Verzweiflung meines Herrn gieng über alle Beſchreibung. Auch ſeine Frau ſpielte ihre Rolle ſehr gut: doch waren die Aeußerungen ihrer Verzweiflung bey weitem nicht ſo heftig, als bey ihrem Mann. Aerger trieb es die Tochter, die den Titel Gräfin, und gewiſſe andere geheime kleine Sachen, die ſie durch ſeine Flucht eingebüßt hatte, ſehr zu bedauern ſchien. Die beyden Bedienten des Grafen zogen auch nicht wenig auf ihn los, denn er war ihnen ſeit zwey Monaten ihren Gehalt ſchuldig geblieben; und endlich glaubte ich und die ganze übrige Geſellſchaft von Mägden, Aufwärtern und Hausknechten nicht we-

niger

niger zum Schimpfen Urſache zu haben, als alle die übrigen, weil er ohne Trinkgeld abgegangen war. So entſtand ein Concert, das in der Capelle gewiſſer kleiner deutſchen Reichsfürſten ſeines gleichen kaum finden dürfte.

Mitten unter dieſem Ohren betäubenden Geräuſche fuhr ein Unbekannter herein, und fragte, ob hier nicht ein gewiſſer Graf logierte? Als er erfuhr, daß er dieſe Nacht heimlich ausgezogen wäre, that er einen lauten Schrey, und erzählte, als er ſich vom erſten Schrecken ein wenig erhohlt hatte: er habe dem Betrüger vor zwey Monaten funfzehn hundert Thaler auf einen Wechſel geliehen, der mit Proteſt zurückgekommen, und als falſch befunden worden wäre. — Nun beſchloſſen ſämmtliche Gläubiger dem Grafen durch die Juſtiz nachſetzen zu laſſen; aber ſo viel Mühe ſich auch die Landreiter gaben, konnten ſie doch weder ihn, noch den Weg, den er genommen, ausfindig machen. Als mein Herr von ſeinem erſten Schrecken zurückkam, und über die erſte Veranlaſſung zu dieſer für ihn ſo traurigen Geſchichte nachzudenken anfieng, ſtieg er auf der Leiter ſeiner Gedanken ſehr bald bis zu mir herunter. Ich hatte den Grafen ins

Haus

Haus gebracht, alſo war ich ſchuld, daß er von ihm war betrogen worden. Seine ganze Wuth ſtürzte alſo auf meinen Rücken, und durch ein Wunder gieng es zu, daß ich ein ganzes Glied am Leibe behielt.

Kaum war dieſe erſte Wunde meines Herrn benarbt, als ein eben ſo trauriger Zufall ſie von neuem aufſprengte. Ungefähr vier Monate nach der Flucht des Grafen bemerkte er, daß die ſonſt ſehr geſchmeidige Taille ſeiner Tochter mit jedem Tage plumper und unbehülflicher zu werden anfieng. Vater und Mutter drangen in ſie über die Urſache davon, und wollten verzweifeln, als ſie erfuhren, daß dies ein Andenken vom Grafen wäre: Ha M**! rief ihr Vater, das iſt die Frucht deiner Eitelkeit, und deiner Abneigung gegen jeden honetten jungen bürgerlichen Mann. Du mußteſt einen Adelichen haben, ſchönes Früchtchen: Bürgerliche waren deines Anblicks nicht werth! Wie, ehrloſer Nickel, konnteſt du dich ſo weit vergeſſen? Aber Geduld! Auf Zeitlebens will ich dich ins Zuchthaus ſperren, wo du eine wackere Geſellſchaft von deines gleichen finden wirſt! Aber vorher —

Bey dieſen Worten unterbrach er ſich ſelbſt, fuhr mit beyden Händen in ihren Kopfputz, riß ihr Bänder und Spitzen herunter, und begleitete das Ganze mit Fauſtſchlägen, die ſo derb waren, daß die Tochter in Lebensgefahr gerathen ſeyn würde, wenn die Mutter nicht dazwiſchen geſprungen wäre, und ſie ſeiner Wuth entriſſen hätte.

Sein Zorn legte ſich endlich, als er zu überlegen anfieng, daß dieſe Geſchichte, wenn er ſie durch ſeine Hitze bekannt werden ließe, ſeinen Gaſthof auf immer zu Grunde richten, und ihn wohl endlich als einen Kuppler und H* * Wirth ins Gerede bringen dürfte. Er hofte immer noch, ſie bey einem reichen Kaufmann anzubringen, der durch eine reiche Mitgift geblendet, ſich vielleicht zu einer Schwägerſchaft mit einem Grafen verleiten laſſen könnte. Aber die Geſchichte war in wenig Tagen ſo bekannt, daß ſich ſeine Tochter nicht am Fenſter oder vor der Thür dürfte ſehen laſſen, wenn ſie nicht von allen Gaſſenbuben mit dem Titel gnädige Gräfin begrüßt ſeyn wollte. Als ſie ſahe, daß ſie keine Ehre mehr zu verlieren hatte, überließ

überließ ſie ſich nach überſtandenen Wochen jedem, der ihrer begehrte. Sonach ward aus unſerm Wirthshauſe wirklich ein liederliches Haus. Eine Menge von Offizieren, Studenten und Kaufmannsdienern, die durch meines Herrn galante Tochter herbey gezogen wurden, lagen vom Morgen bis zum Abend in unſerm Hauſe, und ließen ſehr viel Geld aufgehen. Dieſes Umſtandes wegen legte mein Herr ſein letztes bißchen Ehrgefühl vollends ab. Er plünderte ſeine Gäſte, und bekümmerte ſich nicht darum, was die Nachbarn und die ganze Stadt von ihm ſprachen.

Neuntes Kapitel.

Das Vogelbauer.

Ein junger unverheyratheter Landedelmann, der auf ſeinem Dorfe Mangel an weiblichem Umgang hatte, logierte oft vierzehn Tage bis drey Wochen bey uns. Mein Herr ſah ihn ſehr gerne kommen, weil er viel drauf gehen ließ. Die Tochter vom Hauſe ſahe ihn nicht minder gerne, weil er mit manchem Ringe und mit mancher neuen Haube ihre Liebe zu erwerben gewußt hatte.

Einmal kam er wieder zu uns, und kündigte uns an, daß er diesmal volle vier Wochen bey uns bleiben wollte. Es ſchien ſein Plan zu ſeyn, während dieſer Zeit auf die Tochter vom Hauſe einen Hauptſturm zu wagen, weil ſie klug genug geweſen war ihm bis jetzt gewiſſe Dinge zu verſagen, die ſie jenem Betrüger, dem Grafen nicht ſo lange verſagt hatte. Wirklich ſchienen diesmal ihre Augen zärtlicher für ihn zu ſprechen als je, und gewiſſe kleine Parthien, die ſie des Abends und früh Morgens in dem Garten zu machen pflegten, ſchienen das Glück des jungen Landedelmanns vollkommen zu machen. Indeſſen kamen meine Vermuthungen in dieſem Punkt nicht eher zur Gewißheit, als bis ich ihm nach Verlauf der vier Wochen die Rechnung von meinem Herrn überbringen mußte. Sie war ausſchweifend hoch, und man ſahe an derſelben ſehr wohl, daß ihm mein Herr ſein liebſtes und beſtes aufgetiſcht haben mochte.

Der Edelmann fuhr zuſammen, als er den Betrag der Rechnung erblickte. Er glaubte mein Herr hätte ſich geirrt, und ließ ihn rufen. Er trug

trug ihm ſeine Zweifel über den hohen Betrag der Rechnung vor. Aber mein Herr fand ſich beleidigt und ſagte: er wüßte, was er thäte, es wäre ganz recht ſo; gerade ſo viel und nicht weniger hätte er verzehrt! Der Edelmann, der von Natur hitzig war, machte ſich mit einigen derben Aeußerungen von Betrügern und Schelmen Luft, die mein Herr mit filzigen und großprahleriſchen Strohjunkern erwiederte. Schon hatte der Edelmann ſein Rohr aufgehoben, um ihn dafür zu züchtigen, als es ihm einfiel, daß es ihm viel Verdruß machen könnte, wenn er einen Bürger der Stadt L** in ſeinem eigenen Hauſe mit Stockprügeln regalirte. Er wußte, daß der Rath der Stadt L** in Sachen, wo die Juſtiz nicht umſonſt arbeiten dürfte, ſich ſehr väterlich für das Wohl und Weh ihrer Bürger intereſſirte. Er zwang ſich alſo, nahm einen gelindern Ton an, bezahlte die Rechnung, und fuhr mit freundlichem Geſicht, aber das Herz voll Rache, nach ſeinem Dorfe zurück.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen kam eine leere Kutſche mit Vieren beſpannt, die eben dieſem Landedelmann gehörte, vor unſerm Hauſe an. Der Kutſcher brachte eine freundliche Empfehlung von dem Baron ſeinem Herrn, und bat meinen Herrn in ſeinem Namen um einen Beſuch mit ſeiner ganzen Familie. Mein Herr, der gerade nicht viel Gäſte hatte, ließ ſich nicht lange bitten. Er befahl ſeiner Frau und Tochter, daß ſie ſich aufs beſte ankleideten; er ſelbſt legte ein weiſſes Hemde, ſein Galla-Kleid mit großen ſilbernen Knöpfen, weiſſe ſeidene Strümpfe, und neue Corduan-Schuhe an. Auf ſein Haupt ſetzte er eine wohlgepuderte Perüke, in die linke Hand nahm er ſein enfeinen Caſtor-Hut, und in die rechte ſein Rohr mit ſilbernem Knopfe. So aufgeputzt ſetzte er ſich mit ſeiner Familie in die Kutſche, und fuhr hinaus auf den Landſitz des Edelmanns. Ich war beordert einen Bündel Nachtzeug für die Damen nachzubringen, weil ſie es, als wider den Wohlſtand laufend anſahen, Wäſche und Nachtkleider in einen adelichen Kutſchkaſten zu packen.

Der Edelmann empfieng ſie mit der größten Freundlichkeit und Feinheit. Er führte ſie eine Zeitlang in ſeinem Garten ſpazieren, und um die Mittagsſtunde in einen Gartenſaal, wo ein prächtiges Dinee auf ſie wartete. Die Gerichte waren ausgeſucht ſchön, der Wein köſtlich und vollauf.

Mein Wirth, dem alles, was er nicht bezahlen durfte, unvergleichlich ſchmeckte, ließ kein Gericht und keine Sorte Wein ungekoſtet vorbey. Frau und Tochter folgten ſeinem Beyſpiel, und wurden durch die Artigkeit des Edelmannes, wie der Vater kräftig voll geſtopft. Nach Tiſche ließ ſich eine Kuppel Muſikanten hören, die das Entzücken vollendeten, in welches die Gäſte durch die Leckerhaftigkeit der Gerichte und des Weins waren eingewiegt worden. Endlich brach die Nacht an, und die Familie ſchickte ſich, wiewohl nur zum Schein, an, von ihrem großmüthigen Wirth Abſchied zu nehmen.

Mein Herr ſtrengte ſeine ganze Rhetorik an, um dem Herrn des Hauſes nach Verdienſt ſeinen Dank zu bezeigen. Seine Frau und Tochter erſchöpften ſich nicht minder in Lobeserhebungen und Komplimenten. Unterdeſſen trat der Haushofmeiſter in den Saal, und überreichte meinem Herrn ein Papier, mit dem Bedeuten, daß dies die Berechnung von dem wäre, was er mit ſeiner Familie heute verzehrt hätte; die Zeche für den Herrn Baron abgezogen, beliefe ſich auf ſieben und ſiebenzig Thaler, eilf Groſchen drey und drey Achtel Pfennige. Er ſchwur, daß er von dieſer Summe, wenn er nicht Schaden haben wollte, auch nicht einen Groſchen herunterlaſſen könnte. Auch würde mein Herr, da er das Anſchreiben verſtünde, leicht finden, daß ſeine Forderung nicht zu hoch wäre.

Mein Herr, welcher glaubte, daß das Ganze ein angeſtellter Spaß vom Baron ſey, erwiederte lachend, daß in Rückſicht des Ueberfluſſes und der Leckerhaftigkeit der Speiſen und Weine, die Zeche ſehr billig wäre, und daß er ſich vorbehielte dem Herrn Baron Revange dafür zu geben. Er ſcherzte noch ein wenig darüber und wollte dann fort. Aber wie erſtaunte er, als ihn der Baron beym Arme feſthielt, ihn mit ernſthaftem Geſicht anſah, und im entſchloſſenen Tone zu ihm ſagte: „Aber was machen Sie, lieber Freund? Sie wollen mit dem Ferſengelde bezahlen? So haben wir nicht gewettet: das habe ich bey Ihnen niemals thun dürfen. Ich rathe Ihnen nicht lange zu dingen und zu handeln, ſonſt erwarten Ihrer drey Bediente mit Haſelſtöcken.“ —

Dieſe letztern Worte ſteckten meinem Herrn ein Licht auf. Er ſahe nun wohl, daß man ihm eine Falle geſtellt hätte. Darum nahm er ſich zuſammen, und ſagte ſehr ernſthaft zu dem Baron: Blos auf ſeine

ſeine Einladung wäre er gekommen, und hätte geglaubt, von ihm als Freund nicht als Gaſtgeber bewirthet zu werden. Dafür könnte er ihm wohl Dank, aber kein Geld geben. — „So will ich dir denn zeigen, Schurke, ſagte der Baron, wie du es mit Leuten machen mußt, die ſichs erſt wohl bey dir ſeyn laſſen, und dann mit Worten bezahlen wollen!“ — Nach dieſen Worten ſtampfte er auf den Boden; die Thür ſprang auf, und drey Laquayen, mit derben Prügeln bewaffnet, traten herein. Dieſer Anblick erſchreckte meinen Herrn ſo ſehr, daß er zu bezahlen verſprach; da er aber ſo viel Geld nicht bey ſich hätte, ſo ſollte der Baron nur einen von ſeinen Leuten mitſchicken, dem er es zu Hauſe auszahlen wollte. Aber der Baron glaubte ſeinen Mann zu kennen, deshalb ließ er ſich mit dieſer Ausflucht nicht abfinden. Er deutete ihm an, daß er nicht eher einen Fuß aus dem Schloſſe ſetzen dürfte, bis er bey Heller und Pfennig bezahlt hätte, und daß er ſich übrigens ruhig verhalten ſollte, wenn er nicht durch die drey Haſelſtöcke dazu gezwungen werden wollte. Zugleich wurde die Saalthür abgeſchloſſen.

So ward mein Herr gezwungen ſeiner Frau die Schlüſſel zum Geldſchrank auszuhändigen. Man lud ſie damit in die Kutſche, und in wenig Stunden kam ſie mit der verlangten Summe aus L** zurück. Mein Herr zählte das Geld mit zitternden Fingern auf den Tiſch. Er konnte nicht unterlaſſen anzumerken, daß er jetzt ſeinen Gaſthof zuſchließen würde, da die Barons Gaſtwirthe würden, und das Prellen beſſer verſtünden, als ausgelernte Gaſtgeber. Der Baron fand ſich dadurch beleidigt, und wollte ſich, da er die herrlichſte Gelegenheit in Händen hatte, auf der Stelle dafür rächen. Er befahl ſonach, daß das **Vogelbauer** zurecht gemacht würde.

Dies Vogelbauer war eine Maſchine, die der Baron erfunden hatte, um ſeine Leute zu beſtrafen. Er hatte einmal das Unglück gehabt einen derſelben im erſten Ausbruch ſeiner Hitze dergeſtalt zu ſchlagen, daß er ihn unbrauchbar dadurch machte, und von der Juſtiz gezwungen wurde, ihn mit einer lebenslänglichen Penſion zu ernähren. Die Strafe in dieſem Bauer war ebenſo unangenehm, als Stockprügel, aber nicht ſo gefährlich. Es war nemlich von Mannshöhe und wurde auf zwey Angeln herumgedreht. Die Bedienten ſteckten meinen Herrn mit lächerlichen Ceremonien hinein, und fiengen an, ihn mit möglichſter Geſchwindigkeit

herum-

herum zu drehen. Schon in den erſten zehn Minuten verlohr er Bewußtſeyn und Gleichgewicht. Die ganze Welt drehte ſich mit ihm herum, und ſein Magen, der übermäßig voll geladen war, fieng an ſich oben und unten ſeiner Bürde zu entladen. Dennoch ſetzten die Bedienten mit zugehaltner Naſe die Execution noch eine Zeitlang fort, während Mutter und Tochter, den Baron der aus ſeinem Zimmer zuſah, weinend und kniend um Gnade baten. Ich ſtand von der Seite, und die Poßierlichkeit der Strafe wirkte mit ſolcher Gewalt auf mein Zwergfell, daß ich das Lachen nicht hätte laſſen können, und wenn der Tod darauf geſtanden hätte.

Endlich ließ ſich der Baron durch die Bitten und Thränen der Mutter und Tochter erweichen. Mein Herr ward herausgelaſſen, und ſein erſter Schritt aus dem Bauer war ein gewaltiger Fall auf ſeine Kupfernaſe. Ich konnte immer noch vor Lachen nicht zu Athem kommen.

Nun wurde die Familie auf einen Bauerwagen geladen, und bis vor die Thore von L** gefahren. Mein Herr war ſo entkräftet, daß er ſich nicht auf den Füſſen erhalten konnte, und von Frau und Tochter geführt werden mußte: und doch ließ er ſich, ſo bald wir nach Hauſe kamen, den Ochſenziemer reichen, um mich für die gute Laune, die ich während der traurigen Execution geäußert hatte, nach Verdienſt zu belohnen. Aber ich hatte nicht Luſt mir die Haut gerben zu laſſen. Ich lief davon und kam ihm nie wieder unter die Augen. Meine Forderung, die ich wegen der aufgeſparten Trinkgelder an ihn zu machen hatte, ſchenkte ich ihm gerne; weil ich wohl nie einen Heller von ihm herausgepreßt haben möchte. Ich war überzeugt, daß für ihn und für mich Raum genug in der Welt wäre, und nahm ſonach das Weiteſte. Doch hatte ich vorher noch Gelegenheit, die Geſchichte mit dem Bauer der Nachbarſchaft zu erzählen, und nun rieſen die Straßenbuben beſtändig hinter ihm her: Ins Vogelbauer mit ihm! Ins Vogelbauer!

Zweytes Buch.

Zweytes Buch.

Erſtes Kapitel.

Neuer Herr.

Ich trieb mich drey Tage lang in allen Gaſthöſen von L** umher, und machte, da mich niemand förmlich in Dienſte nehmen wollte, den Beyläufer. Da aber dieſes Geſchäfte mir kaum das trockne Brod erwarb, ſo war ich ſchon entſchloſſen nach Oſtindien, dem Lande des Goldes und der Perlen zu gehen, als ich in einem Gaſthofe vor der Stadt Bekanntſchaft mit dem Bedienten eines Wurmdoktors machte, und ihm meine traurige Lage entdeckte. Er intereſſirte ſich für mich, und verſprach mit ſeinem Herrn meinetwegen zu ſprechen. Er rühmte mir die Güte, Gelaſſenheit und Großmuth deſſelben, und ſagte: daß ich das herrlichſte Leben führen würde, wenn es ihm gelänge mich in ſeine Dienſte zu bringen.

Den andern Tag gab er mir die Nachricht, daß ſein Herr nicht abgeneigt wäre mich anzunehmen,

men, nur wollte er mich vorher ſehen. Dieſer Beſcheid machte mir ſo viel Freude, daß ich mein ganzes Kapital, welches in einem halben Gulden beſtand, triumphirend auf den Tiſch warf, und in ihn drang daſſelbe mit mir in Wein aufgeben zu laſſen. Dies geſchah, und darauf führte er mich zu ſeinem Herrn.

Der Herr **Baron von Hirſchgeweih** (ſo nannte ſich der Wurmdoktor) empfieng mich ſehr freundlich, fragte nach meinen Eltern, nach meinem Alter, und ob ich leſen und ſchreiben könnte? Als ich ihm dieſe Fragen beantwortet hatte, befahl er mir, Hände und Finger zu bewegen, um ſich von der Geſchmeidigkeit derſelben zu unterrichten. Ich fand dieſe Forderung etwas ſonderbar, ließ aber doch meine Hände und Finger vor ihm ſpielen, und er war mit der Biegſamkeit derſelben ſo zufrieden, daß er zu Chriſtophen, meinem Anwerber, ſagte: Meine Finger wären ſehr leicht und geſchmeidig, und ich würde mit der Zeit Scheere und Federmeſſer ſehr geſchickt führen lernen. Darauf fragte er mich, ob ich mit ihm ziehen, und ihm überallhin folgen wollte? Ich erwiederte, daß ich mich ganz ſeinem Dienſte widmen, und von dieſem Augenblick an ganz der ſeinige ſeyn würde. Er ſagte, mein Aeußeres gefiele ihm ſehr, und ich wäre hiemit in ſeine Dienſte auf- und angenommen.

Den andern Morgen machten wir uns auf den Weg nach D **. Unſre Caravane beſtand aus neun Thieren, namentlich dem Doktor, ſeiner Frau, Chriſtophen, und einem andern Knecht, meiner werthen Perſon, einem großen Affen und drey ſchwarzen Katzen. Nachdem mein Herr gleich den erſten Tag nach ſeiner Ankunft in D **, von dem Sanitäts-Collegium, das ſeine Medicinen ſorgfältig unterſucht zu haben vorgab, die Erlaubniß ſolche zu verkaufen, erhalten hatte, ließ er mich auf ſeine Stube rufen. Ich fand ſeine hohe Wiſſenſchaft auf einem Lehnſtuhl, von welchem aus ſie ihre Lehren und Unterweiſungen an mich richtete:

„Da die Welt jetzt ſo verkehrt und verderbt iſt, hub das Hirſchgeweih an: ſo iſt es nöthig, billig und erlaubt, für ſich ſelbſt alle Wege einzuſchlagen, die zu einem bequemen und rechtlichen Leben führen können. Ich habe, fuhr er fort, vom erſten Augenblick an, großes Vertrauen zu dir gefaßt, deßwegen will ich dir einige kleine Handgriffe mittheilen, die ſehr faßlich ſind, da du keinen Kopf, ſondern nur deine leichte Hand und biegſame Finger dazu brauchſt.“ — Bey dieſen Worten zog er ein Federmeſſer und ein paar kleine ſpitzige Scheeren aus der Taſche, die er mir mit dem Bedeuten überreichte, daß ſie mir jährlich ein Kapital von wenigſtens zwey hundert Thalern einbringen ſollten. Ich bat ihn mir das Geheimniß dieſer kleinen Inſtrumente zu erklären, und er that es folgendergeſtalt: „Wenn mein Theater aufgeſchlagen iſt, und Chriſtoph in Geſellſchaft unſers Affen die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu feſſeln gewußt hat, ſo drängſt du dich in das Getümmel, näherſt dich den Zuſchauern, die am beſten gekleidet ſind, läſſeſt deine Hand unvermerkt in ihre Taſchen ſchlüpfen, und verſuchſt, mittelſt deiner Inſtrumente, ihrer Börſen, Uhren, und was ſie ſonſt am Werth bey ſich haben, habhaft zu werden. Den Gewinſt davon theile ich mit dir, und dein Glück iſt gemacht!“ Darauf zeigte er mir noch einige Handgriffe, die, ſo viel ich urtheilen konnte, den Meiſter verriethen.

Ich

Ich erwiederte, daß der Gewinnſt, den ich mir dadurch verſchaffen würde, mir zwar ſehr freundlich anlachte, daß aber die Furcht vor Staupbeſen und Galgen mir eben ſo große Beängſtigung erweckte. Er verſicherte mir, daß meine Beſorgniß ungegründet wäre, und daß ein paar Maulſchellen und Rippenſtöße alles wären, was ich im Fall einer Ertappung zu fürchten hätte. — Man würde mir, meiner Jugend wegen, dergleichen Attentate auf das Eigenthum meines Nächſten leicht überſehen.

Wir waren dieſen Tag und dieſe Nacht ſtark beſchäftigt, Pflaſter, Salben und Tropfen zu machen. Die Ingredienzien dazu waren nichts als Terpentin, Wachs, Schmalz, Waſſer und Ziegelmehl, denen wir nach Gefallen alle Farben geben konnten. Aber unſre Hauptmedicin waren gewiſſe Tropfen, die er Feuer- Luft- Erd- Schwefel- Pech- und Salz- Waſſer nannte. Die Beſtandtheile davon waren etwas Glauberſalz, und der Urin von ſeiner Frau, von unſerm Affen, und von drey großen Katzen, die dazu abgerichtet waren ihr Waſſer in für ſie beſtimmte Spülnäpfe zu laſſen. Mit dieſer ſchönen Tinktur rühmte er ſich alle Krankheiten, ſchwache und

ſtarke,

ſtarke, unbedeutende und tödtliche, einfache und verwickelte, in mehr oder weniger Zeit aus dem Grunde zu heilen. Ueber die Wirkſamkeit und Tugend derſelben hatte er Atteſtate und ſogar Druckſchriften, die ein gutherziger Doktor der Theologie zu ſeinem Ruhm verfertigt hatte, in Menge aufzuweiſen. Nebenher trieb er auch das Manipulations-Geſchäfte, und ſeine Verſprechungen hierinn waren nicht viel kleiner, als die, welche der große Schweitzeriſche Manipulant in unſern Tagen hat kundbar machen laſſen. Nach allem, was dieſer und ſeine Freunde, worunter ſehr gelehrte Phyſiologen und Pſychologen ſeyn ſollen, davon haben drucken laſſen, iſt es klar, daß ſeine Methode und die Methode meines damaligen Herrn, eine und ebendieſelbe ſey, und daß man ſie letzterem während ſeines Aufenthalts in Paris abgekauft oder abgeſtohlen, und jetzt fälſchlich als eine ganz neue Erfindung durch die halbe Welt in Umlauf geſetzt habe.

Zweytes Kapitel.

Modematerien.

Den andern Tag beſtieg mein Herr, mit ſeinem Hanswurſt und ſeinem Affen das Gerüſt. In we-

nig

nig Minuten wimmelte es von Zuſchauern um ihn her. Ich drängte mich unter ſie, aber nicht, um auf ihre Beutel und Uhren Jagd zu machen. Denn ſo glänzend auch die Verſprechungen meines Herrn waren, hielt mich doch ein inneres Gefühl für Recht und Unrecht ab, mich in ſein Verlangen zu fügen.

Ich erſtaunte als ich ſah, daß mein Herr ſchon den erſten Tag gegen Abend alle ſeine Medicamente abgeſetzt hatte. Seine Beutelſchneiderey hatte alſo, wie man ſieht, guten Fortgang, aber mit der meinigen hinkte es. Er ließ mich rufen, und fragte wie es mit meinen Geſchäften ſtände? — Als er mich mit leeren Händen ſah, war er höchlich erboſt und machte mir bittre Vorwürfe: Er hätte mich, ſagte er, nicht umſonſt gekleidet und geſchuht, und im Eſſen und Trinken erhalten. Wenn ich es den folgenden Tag nicht beſſer machte, ſo würde er mir Arm und Bein entzwey ſchlagen und aus dem Dienſt ſtoſſen. Er rieth mir, die acht Tage durch, welche er ſeine Medicin zu verkaufen Erlaubniß hätte, nicht vorbeygehen zu laſſen, ohne ihm eine Probe von meiner Erkenntlichkeit, Treu und Geſchickſchicklichkeit zu geben: widrigenfalls ich das ärgſte von ihm zu beſorgen hätte.

Aber ſo fürchterlich ſeine Drohungen waren, konnten ſie mich doch nicht bewegen meine Gefälligkeit für ihn ſo weit zu treiben, daß ich mich für ihn henken ließe: ich beſchloß vielmehr, lieber in ſeine als in des Henkers Hände zu fallen. Indeſſen verſprach ich ihm mein möglichſtes zu thun.

Anſtatt aber die Zuſchauer zu plündern, ließ ich mich von meinem Herrn ſeinen Affen und ſeinem Bedienten beluſtigen. Unter andern rühmte ſich mein Herr, zwölf Jahre hindurch Leib- und Augenarzt Seiner Kayſerlichen Majeſtät geweſen zu ſeyn. Er habe aber, verſicherte er dieſen glänzenden Poſten freywillig aufgegeben, weil ein großer Fürſt, den er nannte, an der Tafel ſich über ihn zu ſetzen die Frechheit gehabt hätte. Er hätte von Sr. Kayſerlichen Majeſtät Genugthuung dafür gefordert; aber allerhöchſt Dieſelben hätten die Sache wie gewöhnlich auf die lange Bank geſchoben: das hätte ihn geärgert und bewogen, den Hof ohne Abſchied zu verlaſſen. Große Geiſter, ſetzte er hinzu, reſpectirten nur große Geiſter: und unter dieſen gäbe es weder Kayſer, noch Könige, noch Fürſten:

ſie

ſie wären, durch ſich ſelbſt, dies alles und noch weit mehr!

Unter ſeinen Kuren war eine der merkwürdigſten: jene, die er nach der Schlacht von Roßbach an fünfhundert Franzoſen zu Stande gebracht hatte: Ihre Köpfe, erzählte er, wären von den ſchwarzen Huſaren bis auf die Zähne geſpalten worden, und ſie hätten da gelegen, wie Schweine auf der Schlachtbank, deren Köpfe durch das Hackmeſſer des Metzgers wären aufgehauen worden. Ein einziger Verband hätte ſie curirt, und da ihm die ganze Operation nicht über einen halben Tag aufgehalten hätte, ſo wäre er nach den übrigen franzöſiſchen Fußvölkern auf Courierpferde nachgeſprengt, um ihnen in ihren verſchiedenen Standquartieren (da ihre Füſſe endlich einmal wieder zum ſtehen gekommen wären) heilſame Fußbäder zu verordnen, wodurch ſie in wenig Stunden den Gebrauch ihrer Füſſe wieder erhalten und von neuem hätten laufen können. — Das Recept von dieſem herrlichen Fußbade, wurde von den Offizieren der Leibgarde zu D** begierigſt gekauft.

Um ſein Feuerluſterdſchwefelpechſalzwaſſer zu empfehlen, erzählte er folgende Geſchichte:

Er wäre einmal in Frankreich vor dem Schloſſe eines Prinzen von Geblüt vorbey gekommen, in welchem er lautes Wehklagen, Jammern und Schreyen vernommen hätte. Als er ſich nach der Urſach davon erkundigt, habe man ihm geſagt, daß der Prinz in letzten Zügen läge. Eiligſt wäre er ins Schloß gelaufen, habe ſein Waſſer dem Sterbenden unter die Naſe gehalten, und augenſcheinlich wären ſeine Kräfte wieder gekommen. Man habe ihn wegen dieſer Kur für einen Wunderthäter und Heiligen gehalten, und der Prinz wäre auf die Vermuthung gekommen, daß er ſein Leben wohl gar dem verkleideten Caglioſtro zu danken hätte; aber er hätte ihn aus dieſem Irrthum geriſſen, und ihm zu verſtehen gegeben, daß hier mehr als Caglioſtro wäre! Der Prinz hätte ihn dringenſt gebeten, noch einige Tage bey ihm zu bleiben; aber er wäre unbeweglich geweſen, weil er ihm nur zwanzigtauſend Livres für den großen und unbezahlbaren Dienſt, den er ihm erwieſen, hätte auszahlen laſſen; ferner hätte dieſer Herr, da er ſeine Hartnäckigkeit geſehen, ſeinen geſamten Unterthanen befohlen, auf jeden Kopf, ein Gläschen von ſeinem Feuerlufterdſchwefelpech- und Salzwaſſer zu kauffen:

Aus

Aus chriſtlicher Liebe und Gefälligkeit hätte er ihnen davon verkauft und in Zeit von fünf Tagen die Summe von vier und vierzig tauſend Livres dafür eingenommen. Dieſe Summe mit denen, die er ſchon anderwärts: in Oſtindien, Siberien, auf Otaheite und in — Sachſen dafür gelöſet, wäre zwar mehr als hinreichend ein glänzendes Leben zu führen; aber ſein Gewiſſen und ſeine Menſchenliebe verpflichteten ihn, ſeiner Geburt und ſeines Standes ungeachtet, ſelbſt den Aermſten mit Rath und Hülfe beyzuſtehen; weshalb er auch Medicinen, nur für den Preis, wie ſie ihn ſelbſt zu ſtehen kämen, zu verkaufen pflegte. In dem belobten Waſſer wäre das feinſte Gold durch einen chemiſchen Prozeß aufgelöſet, und wer daſſelbe nicht als Waſſer brauchen wollte, dürfte es nur an einen Chemiker, wohin er wollte (Berlin und Stettin ausgenommen) überſenden, ſo würde er aus den darinn enthaltnen Golde, ſeinen Dukaten (ſo hoch verkaufte er das Fläſchgen) wieder zurück erhalten. Xiii

Dieſe Prahlereyen verſchaften ihm ſo viel Käufer, daß er in einigen Tagen eine volle Goldbörſe erübrigt hatte. Aber dieſer Beweis von der Gutherzigkeit des D** Publikums war ihm noch nicht genug.

Er

Er drang immer von neuem mit fürchterlichen Drohungen in mich, meine Pflicht zu thun; aber ich beſchloß mir, wenn ich einige Groſchen erübrigt hätte, eine andere Laufbahn zu ſuchen.

Drittes Kapitel.

Neue Beutelſchneiderey.

Den Tag, wo die Erlaubniß meines Herrn, in D** zu verkaufen, zu Ende gieng, ſagte er mir, meine Haut zu wahren, wenn ich auch dieſen Abend mit leeren Händen vor ihm erſchiene. Nun war alſo kein Säumen mehr. Ich bot verſchiedenen wohlgekleideten Leuten unter der Hand meine Dienſte an, aber niemand wollte mich. Demungeachtet war ich feſt entſchloſſen, von der Kunſt, worinn mein Herr mich unterrichtet hatte, keinen Gebrauch zu machen, ſondern lieber zu betteln.

Während ich unentſchloſſen und nachdenkend unter den Zuſchauern ſtand, bemerkte ich einen Betteljungen, der, indeß er mit dem Hut in der Hand einen wohlgekleideten Herrn um eine Gabe bat, ihm ſehr geſchickt ſeinen Beutel aus der Taſche zu ſpie-

len

len wußte, und ſich augenblicklich in dem Gedränge verlohr. Ich kroch ihm nach: und als er eine enge Gaſſe gewonnen hatte, nähm ich ihn bey der Hand, rühmte ſeine Geſchicklichkeit und ſagte: daß ich ſie auch in einem ſo hohen Grade zu beſitzen wünſchte. Er ſah mich erſchrocken an und ſagte: er wüßte nicht wie er mich verſtehen ſollte. Sobald ich ihm aber verſichert hatte, daß er von mir nichts zu beſorgen hätte, da ich ſein Kunſtgenoß wäre, ſo geſtand er endlich ſeinen Fang, und ſagte, daß die gekaperte Börſe, nach ihrer Schwere und Geſtopftheit zu ſchlieſſen, eine der ſchönſten ſeyn müßte, die je einem geſcheuten Kerl in die Hände gefallen wäre. Nun ſagte ich, daß ich wohl noch einen größern Schnitt hätte machen können, wenn ich ſo viel Geſchicklichkeit beſeſſen hätte, als er. Ich hätte geſehen, daß ein Jude mit einem vornehmen Herrn abſeit gegangen wäre, ihm ein Futral mit Diamanten gezeigt, und ſolches, als er nicht Handels einig mit ihm werden können, wieder in ſeine Weſtentaſche geſchoben hätte. Das Maul hätte mir nach dieſem Fange gewäſſert; aber da ich noch nicht Uebung genug hätte, ſo hätte ich mich nicht daran gewagt.

Es wär' ihm leid, ſagte er, daß er den Juden nicht bemerkt hätte, ſonſt würde er ſeine Diamanten auch ſchon in der Taſche haben. Ich erwiederte: wenn er willens ſey den Zug zu machen, ſo wäre es immer noch Zeit, der Jude wäre vermuthlich noch unter den Zuſchauern, und ich wollte ihm denſelben zeigen. Er nahm den Vorſchlag mit Freuden an, und verſprach mir ſeine Börſe, wenn er die Diamanten kriegte. Wir giengen zurück, und ich zeigte ihm einen wohlgekleideten Juden, mit dem Winke, daß er der Diamantenbeſitzer wäre. Er hieß mich warten und zuſehen, wie geſchickt er ihn ſchneutzen würde. Als er ſich ihm nähern wollte, rief ich ihn zurück, und ſagte: er ſollte mir die Börſe ſo lange aufzuheben geben, bis er wieder käme; denn wenn ihm der Streich misglückte, und man ihn ertappte und durchſuchte, ſo wäre ſeine Börſe verlohren; er würde als ein Dieb entdeckt, und dann wäre ihm der Galgen gewiß. Er entſchloß ſich ſehr ſchwer dazu, und ſagte, meine Vorſorge wäre unnütz, weil er ſeiner Sache zu gewiß wäre; aber ich führte ihm ſo viel Gegengründe an, daß er ſie mir endlich aushändigte, nachdem ich ihm vorher hatte zuſchwören müſſen, daß ich ſie nicht anrühren wollte.

Kaum

Kaum hatte er den Rücken gewandt, als ich mich in Galopp ſetzte, und in einem Zuge bis ans andre Ende der Stadt lief. Als ich weit genug entfernt zu ſeyn glaubte, trat ich in ein Wirthshaus, und forderte zu trinken. Darauf gieng ich abſeit, machte meine Börſe auf, und mein Herz pochte vor Freuden, als ich funfzig Louisd'or und einige Thaler Silbergeld in derſelben fand.

Ich baute tauſend Luftſchlöſſer auf dieſe Summe, träumte von Pferden und Wagen, und von ſchönen Kleidern, die ich mir dafür anſchaffen wollte, und fand es ſehr närriſch, zum Baron von Hirſchgeweih zurück zu kehren und meinen Fang mit ihm zu theilen. Vielmehr beſchloß ich mich bis zu ſeiner Abreiſe von D** verborgen zu halten, und dann meinen Stab weiter zu ſetzen.

Indem ich mich mit dieſen ſchmeichelhaften Vorſtellungen ergötzte, traten einige reiſende Handwerkspurſche herein, die, wie ſie dem Wirth ſagten, nach Prag gehen wollten. Ich entſchloß mich auf der Stelle, ihnen Geſellſchaft zu leiſten, und ließ ihnen, um mir ihre Freundſchaft zu erwerben, zu Eſſen und zu Trinken geben. Dies gefiel ihnen ſehr, und mithin auch mir; ſie freuten ſich, daß ich ſie begleiten wollte, und verſprachen mich den andern Morgen zu rechter Zeit zu wecken.

Viertes Kapitel.

Wiederfang.

Das Verlangen, dem Baron von Hirſchgeweih zu entkommen, weckte mich mit des Tages Anbruch. Ich maß die Reiſeluſt meiner Spiesgeſellen nach meiner eigenen Ungeduld, und glaubte ſie nicht früh genug wecken zu können; aber ſie dehnten ſich einmüthiglich und warfen ſich auf die andere Seite, indem ſie gähnend verſicherten: es hätte mit ihrer Abreiſe noch einige Stunden Zeit! — Ich mußte mich ihrem Willen fügen und den lichten Tag erwarten.

Je höher die Sonne ſtieg, deſto ängſtlicher pochte mein Herz. Es war mir immer, als ob mir irgend ein Unglück bevor ſtände. Endlich machten meine Reiſegefährten Anſtalt zum Aufbruch; um es ihnen ſo eilfertig als möglich zu machen, verſprach ich ihnen ein gutes Frühſtück, aber nicht eher, als bis wir in das nächſte Dorf kämen. Wir wanderten alſo getroſt nach dem Thore zu; aber kaum hatten wir daſſelbe erreicht, als das Unglück, was ich bisher befahrete, wirklich über mich ausbrach: Mein Herr, der nach ſeiner Gewohnheit einen Morgenritt gemacht hatte, kam gerade zum Thor herein, als ich hinaus wollte. Ich tauchte hinter meine Reiſegefährten, aber vergebens: er hatte mich ſchon ins Auge gefaßt. Er ſprang raſch vom Pferde, nahm mich beym Schopf, und gab ſeinem Chriſtoph, der ihn begleitete, denſelben in die Hand. So mußte ich neben ſeinem Pferde her trottiren. Den Leuten, die ſich haufenweiſe verſammleten, ſagte er: ich hätte ihn beſtehlen, und mit Geld und Sachen durchgehen wollen.

Als wir in unſerm Wirthshauſe ankamen, ſtieß er mich vor ſich die Treppe hinauf in ſein Zimmer, ſchloß es ab, und ſetzte mir ſeinen Hirſchfänger, mit der Drohung auf die Bruſt, daß er mich auf der Stelle durchbohren wollte, wenn ich ihm nicht die wahre Urſache meiner Entweichung geſtände. Nach dieſem Eingange ergriff ihn ein Anfall von Wuth, während deſſen er mich gewaltig zuſammenſchüttelte. Als er ſah, daß ich trotz der Spitze ſeines Hirſchfängers ſtumm blieb, langte er eine große

Hetz-

Hetzpeitſche hervor, und ſagte: er wollte mir jetzo zeigen, daß er ein Mann von Wort wäre. Er hätte mir eine derbe Tracht Prügel verſprochen, wenn ich die Kunſt, worinn er mich unterrichtet, nicht zu ſeinem Vortheil anwenden würde. — Mit dieſen Worten hob er die gewaltige Peitſche auf, und machte Miene, ſein gegebenes Wort zu erfüllen. So feſt ich auch vorhin entſchloſſen war, eher das Leben, als meine Börſe zu verlieren, trieben mich doch ſeine fürchterlichen Anſtalten dergeſtalt in die Enge, daß ich den Beutel aus der Taſche zog, und ihm denſelben mit den Worten überreichte: daß ich für dieſes Kunſtſtück etwas beſſeres als die Hetzpeitſche verdient zu haben glaubte. Es wären funfzig Louisd'or darinn und noch etwas Silbergeld: dieſe Summe wäre eines gelindern Betragens gegen mich wohl werth.

Beym Anblick der Börſe gieng eine freundliche Sonne in ſeinem Geſicht auf: „Iſt es möglich, mein Sohn, ſagte er: daß du meinen Unterricht ſo gut gefaßt haſt?“ Er machte eiligſt die Börſe auf, ſchüttelte die Louisd'or heraus und zählte ſie mit der heiterſten Stirne. Er war entzückt über den Goldhaufen, und verſprach mir, wenn ich noch mehr

der,

dergleichen Fänge thäte, ſo wollte er mein Gehalt erhöhen, und mich zum Subſtituten ſeines Chriſtophs machen. Hierauf fragte er mich, auf was Weiſe ich mich der Börſe bemächtigt, warum ich die Nacht auſſer dem Hauſe geſchlafen, und ihn dadurch auf den Verdacht geleitet hätte, daß ich mit meiner Eroberung durchgehen wollen? — Da ich Zeit genug gehabt hatte, eine Ausrede zu erſinnen, ſo erzählte ich ihm folgenden Roman: Ich hätte unter den Zuſchauern, die ſich an unſerm Affen und Chriſtophen beluſtigt, einen reichgekleideten Herrn aufs Korn genommen, mich ihm genähert und ihm glücklich die Börſe geſchnitten, niemand wäre etwas davon gewahr geworden, ausgenommen ein kleiner Galgendieb von Betteljungen, der mir unvermerkt gefolgt, und als er mich aus dem Gedränge begleitet, mit der Zumuthung gekommen wäre, daß ich ihm die Hälfte von meinem Raube abgeben ſollte. Um ſeiner los zu werden hätte ich ihn in eine Bierſchenke geführt, einen Krug Bier geben laſſen, und mich während er getrunken, davon geſchlichen, und an das entgegengeſetzte Ende der Stadt begeben, wo mich die Nacht überraſcht hätte. Als er mir begegnet ſey, wäre ich im Begriff geweſen, vor das

P**thor zu gehen, um ihn, meinen Patron daſelbſt zu erwarten, weil ich gewußt hätte, daß er ſeine Morgen-Promenade vor dieſes Thor zu machen pflegte. Dort hätte ich ihm den Beutel aushändigen, und ihn bitten wollen, mir einen andern Anzug zu ſchicken, weil ich mich in meinem gewöhnlichen nicht durch die Stadt zu gehen getraut hätte, aus Furcht, dem Betteljungen in die Augen zu fallen.

Dieſe Rechtfertigung gieng durch, und nachdem ſich mein Herr wegen ſeines grundloſen Verdachts entſchuldigt hatte, verſprach er in Zukunft Häuſer auf meine Ehrlichkeit zu bauen, und mich wie ſeinen eigenen Sohn zu behandeln. Er gab mir zwey Louisd'or, und verſprach mir noch mehr, wenn ich deren bedürfte.

Fünftes Kapitel.

Neue Leiden.

Mein Herr war willens noch einige Tage in D** zu bleiben, weil er die Cur einiger Kranken, welche die Aerzte ſchon aufgegeben, aus chriſtlicher

Liebe

Liebe übernommen hatte. Er hoffte, wenn die Patienten durch ſein berühmtes Waſſer, das heißt, ſich ſelbſt, genäſen, ein anſehnliches Curgeld zu ziehen. Aber eines Morgens kam er mit ſehr verſtörter Miene nach Hauſe, und befahl uns, auf der Stelle einzupacken, weil er binnen zwey Stunden abreiſen wollte. Es wurden in aller Eil Poſtpferde beſtellt, unſere Gläſer und Pulver eingepackt; und in weniger als zwey Stunden waren wir auſſerhalb der Stadt. Nun holte meine Herr wieder Athem, und er brach gegen ſeine Frau in folgende Worte aus: Jezt kann er mich — — ! Er glaubte, mich zu prellen, aber ich prellte ihn! Fahr' zu, Poſtillon!

Ich hätte gerne gewußt, auf was für ein Geheimniß ſich dieſe Worte bezögen, aber ich unterſtand mich nicht darnach zu fragen. Erſt die folgende Nacht, als ich an der Seite Chriſtophs ſchlief, und die ganze übrige Reiſegeſellſchaft ſchnarchte, fragte ich ihn um die Urſache unſer plözlichen Abreiſe; und er konnte ſie mir auch am beſten ſagen, weil mein Herr, beſonders aber Madame ſeine Frau ſehr vertraut mit ihm umgiengen. Ich erfuhr demnach, daß unſer Herr unternommen hätte den Hof-Aſtronomen, der auf beyden Augen

Anſatz zum ſchwarzen Staar gehabt, zu curiren; daß aber die Cur den gänzlichen Verluſt ſeiner Augen zur Folge gehabt habe. Der Landesherr, der von der Aſtronomie zwar nichts verſtände, aber den Aſtronomen doch zum lebendigen Calender gebraucht hätte, habe ſich verlauten laſſen, den Herrn Baron für ſeine Quackſalberey zu züchtigen; aber dieſer hätte es früh genug erfahren, um mit dreyßig Louisd'or, die man aus der Faſanenjagdcaſſe auf die Cur vorgeſchoſſen, das Weiteſte zu ſuchen.

Wir reiſten geradesweges nach H**, wo aber mein Herr ſeine Rechnung nichtfand, weil der Magiſtrat dieſer alten Reichsſtadt, eine ungeheure Summe für die Erlaubniß mit ſeiner Medicin in ihren Ringmauern zu handeln, von ihm verlangt hatte. Wir mußten alſo unverrichteter Sache von dort aufbrechen, um an andern Orten unſer Glück zu machen. So durchſchweiften wir den größten Theil von Teutſchland, und fanden überall Narren genug, die unſere Medicin kauften. Aber Betteljungen, die für mich und meinen Herrn Beutel ſchnitten, fanden wir nirgends. Dies machte meinen Herrn von neuem unzufrieden mit mir, und das harte Betragen, welches er gegen mich annahm, zeigte mir bald, daß ich eine große Thorheit begangen hatte, da ich ihn glaubend gemacht, daß jene

jene Börſe durch meine eigene Kunſt und Wiſſenſchaft in meine Hände gefallen wäre. Denn dieſe Kaperey hatte ihn von meiner guten Anlage zu ſolchen Expeditionen überzeugt, und es that ihm leid, daß ich meine Talente zu vergraben ſchien, und nicht zu ſeinem und meinem Beſten anwenden wollte. Er drang mit guten Worten und mit Drohungen in mich meine Gaben zu cultiviren, weil er aber damit nichts ausrichtete, ſo nahm er ſeine Hetzpeitſche zu Hülfe, um mir die Faulheit, wie er meynte, auszutreiben. Es vergieng faſt kein Tag, wo er mich nicht auf dieſe Art in die Schule nahm. Alles war auf mich erbittert: Chriſtoph, der andere Bediente, unſer Affe und ſelbſt unſere drey Katzen, die das Salz und den flüchtigen Geiſt für unſere Wunder-Eſſenz deſtillirten. Mein Rücken und mein Magen litten darunter, einer wie der andere, gar ſehr.

Sechſtes Kapitel.

Stutenſitza.

Niemand war mehr auf meiner Seite, als Ihro Gnaden die Frau Baronin von Hirſchgeweih.

Sie deckte mich gegen manchen Schlag, und verhütete durch manchen zugeſteckten Biſſen, daß ich vor Hunger nicht an zu klappern fieng. Dieſe Frau war nicht mit Gelde zu bezahlen. Sie hatte Muth und Kraft genug ſelbſt den Herrn Doktor zuweilen abzupuffen. Da ſie mich in Schutz zu nehmen ſchien, ſo konnten mich meine übrigen Teufel nur gleichſam im Vorbeygehn peinigen. Die gute Dame hatte ihre kleinen Gründe meiner zu ſchonen: ich hatte ſie einmal in einer ziemlich vertrauten Stellung mit unſerm Hanswurſt überraſcht, welcher, wie ich aus dieſem Vorfall ſchloß, eben ſo verliebt in ſie war, als unſer große Affe, der ihr, wenn ſie ihn in ſeinem Cabinet beſuchte, ſehr thätige Deklarationen zu machen pflegte.

Indeſſen ließ ſie ſich über das, was ich zwiſchen ihr und unſerm Chriſtoph bemerkt hatte, kein graues Haar wachſen. Da ich ihr daher als ſehr verſchwiegen vorkommen mußte, weil mein Herr von jenem Tete a Tete nie etwas gegen ſie fallen laſſen, ſo fühlte ſie eine kleine Neigung zu mir. Um mir Proben davon zu geben, ließ ſie mich einma auf ihr Zimmer kommen, als Herr und Bedient ausgegangen waren.

Du kannſt nicht glauben, mein Sohn, hub ſi

ar

an, wie nahe mir die harte Behandlung geht, die mein Mann und das übrige Volk dir wiederfahren läßt. Ich bin dir von jeher gewogen geweſen, weil du mir ein gutherziger Junge ſchienſt. Dies haſt du auch bey manchen Gelegenheiten merken müſſen. Ich habe dich immer in Schutz genommen, und manchen Schlag von dir abgewandt. Auch in Zukunft werde ich dies thun. Denn ich liebe dich wie meinen eigenen Sohn, und als Beweis davon (ſie drückte mir einen Thaler in die Hand) nimm dies und trink einmal auf meine Geſundheit!“

Ich nahm das Geldſtück ohne Umſtände an, und ſteckte es in meine Taſche. „Wie, ſagte ſie: nicht einmal zwey Worte bekomme ich für mein Geſchenk? Du biſt ſo undankbar, und fällſt mir nicht einmal um den Hals, um mir doch einigermaßen deine Freude darüber zu bezeugen?“ — Sie begleitete dieſe Worte mit einigen Blicken, die mir wie Feuerfunken ins Herz ſchoſſen, und mein Blut in Flammen ſetzten. Ich ſtand ſtumm und unbeweglich vor ihr, und hatte nicht den Muth die Augen gegen ſie aufzuſchlagen. Als ſie meine Furchtſamkeit ſahe, zog ſie mich, um mich davon zu heilen, zu ſich, drückte mich an ihre Bruſt, und küßte mich mit einem Feuer, das mich, ſo ſehr Noviz ich auch war, bald einſehen ließ, was für einen Dank ſie von mir verlangte. Sie gieng bald noch weiter, warf ſich mit mir aufs Bette und verdoppelte ihre Liebkoſungen. Da ich das ſiebzehnte Jahr ſchon im Rücken hatte, ſo ſpürte ich ſehr bald die Folgen ihres Spiels; und ſie ſchloß aus gewiſſen Erſcheinungen, wovon ſie Kennerin zu ſeyn ſchien, daß ich wohl im Stande wäre mich an meinem Herrn für die erlittenen Schläge zu rächen. Ich opferte ſonach meine Erſtlinge auf einem Altar, der ſchon durch die Opfer von Juden, Heiden, Türken und Mönchen, Officieren, kurz von allem Volke tief ausgebrannt worden war.

Kaum war das Opferfeuer erloſchen, und noch war die Prieſterin die übrigen Funken von neuem anzuſchüren im Begrif, als mein Herr ins Zimmer trat, und über die Glut und Hitze, worinn er uns überraſchte, erſtaunt zu ſeyn ſchien. Da aber ſeine Stirn dergleichen Anfälle ſeit langer Zeit gewohnt ſeyn mochte, ſo begnügte er ſich mit der Frage: ob ich wieder einen dummen Streich gemacht hätte? Seine Frau griff dieſen Wink auf und ſagte: ich hätte eine Flaſche zerſchmiſſen, und dafür hätte ſie mich nach Verdienſt abgeſtraft. Sie gab mir noch eine ſanfte Maulſchelle und ſtieß mich zur Thür hinaus.

Ich

Ich glaubte nun ihre Eroberung ganz gemacht zu haben, und hoſte deshalb in Zukunft durch ihre Vermittelung von meinem Herrn menſchlicher behandelt zu werden; aber ich hatte mich betrogen. Entweder war ich ihr nicht ſattelfeſt genug, oder Weiber ihrer Art haben in ihrer Sinnesart Aehnlichkeit mit den Stuten, welche die Careſſen ihrer Liebhaber mit Hufſchlägen erwiedern. Um mich davor in Sicherheit zu ſetzen, ſchnürte ich eines Abends meinen Bündel, und ſchlich mich heimlich davon.

Siebentes Kapitel.

Drey Straßenräuber.

In der Beſorgniß, daß ich meinem Herrn das zweytemal als Flüchtling in die Hände fallen möchte, lief ich die ganze Nacht hindurch querſeldein, und hatte erſt nach Aufgang der Sonne Muth genug ein Dorf aufzuſuchen. Nach Verlauf von zwey Stunden ſtieß ich endlich auf eins. Ich gieng in die Schenke, und traf daſelbſt drey böhmiſche Meſſerhändler, die mit ihren Waaren von Dorf zu Dorf dortlandes herumzulaufen pflegen. Ich machte mich an ſie, und erkundigte mich nach dem Wege nach Cölln. Sie ſagten mir, daß ſie auch dorthin wollten, und daß ich mit ihnen gehen könnte. Nachmittags brachen wir auf.

Kaum waren wir eine Meile gegangen, als mir einer der Meſſerkerle im gebietheriſchen Tone befahl einen Theil ſeiner Waaren zu tragen. Ich nahm ſie, und damit die übrigen nicht eiferſüchtig werden ſollten, bot er ihnen, zur Erleichterung ihrer Laſt gleichfalls meinen Rücken an. Sie ließen ſich dies nicht dreymal ſagen, packten mir auf, was ihnen gut dünkte, und zwangen mich, ihren Mauleſel, Schritt mit ihnen zu halten Zu meiner großen Freude kamen wir nach Verlauf von zwey Stunden zu einem einzelnſtehenden Bauerhauſe. Eine Alte, die an der Thür deſſelben ſtand, äußerte: daß ſie gern ein paar tüchtige Küchenmeſſer kaufen würde, wenn ihr Mann nicht nach der Stadt gegangen wäre, und das Geld mitgenommen hätte. Meine Gefährten erwiederten, daß ſie ihr ein paar Meſſer ohne Geld gegen Tauſch ablaſſen wollten. Wenn ſie einen alten unbrauchbaren Keſſel, oder dergleichen Metallwaare hätte, ſo ſollte der Handel bald gemacht ſeyn. Die Alte kehrte ſich um etwas in ihrer Wirthſchaft zuſammen zu ſuchen, aber in eben dem Augenblick ſtürzten die drey Schurken hinterdrein, ſchlugen die Thür hinter ſich zu, brachen Kiſten und Kaſten auf, nahmen einige Stücke Leinewand und andere Sachen, banden ſie in ein Bündel, luden mir daſſelbe auf, und trieben mich mit aufgehabenen Knitteln vor ſich her. Ich hatte nicht den Muth die mindeſte Klage mir entfahren zu laſſen, weil ſie mir ein paar Minuten vorher, als ich die arme Alte bedauerte, gedrohet hatten mir den Hals umzudrehen, wenn ich mukſte.

Wie groſſe Urſache hatte ich mein Schickſal zu verwünſchen, das mich dieſen Gaunern in die Hände geführt hatte. Ich war recht aus dem Regen in die Trauſe gekommen. Da ſie noch einiges Geld bey mir bemerkt hatten, ſo zwangen ſie mich bey meinen übrigen Mühſeligkeiten noch überall für ſie die Zeche zu bezahlen, obgleich ein jeder von ihnen eine wohlgeſpickte Geldkatze um den Leib trug.

Ich war vier Tage in ihrer Geſellſchaft geweſen, als wir eines Morgens auf einen ehrlichen Bauersmann ſtießen, der einen Mantelſack trug, welcher zwar nicht ſehr groß war, aber doch wegen ſeines innern Gehalts ziemlich ſchwer zu ſeyn ſchien. Er grüßte uns ſehr freundlich, und meine Geſellſchafter dankten ihm auf gleiche Weiſe. Aber kaum war er einen Büchſenſchuß entfernt, als ſie ſtill ſtunden, ihr Gepäck ablegten und mir befahlen, daſſelbe bis zu ihrer Rückkunft zu bewachen. Sie liefen fort, verſchwanden in einem Wald, nach welchem der Bauersmann ſeinen Weg nahm, und einige Minuten darnach hörte ich den Unglücklichen nach Hülfe und Rettung ſchreyen. In kurzer Zeit kamen die Mörder mit ſeinem Mantelſacke und ſeinen Kleidern zurück,

rück, nahmen ihr Gepäck, und ſchlugen ſchnellen Schrittes den Weg nach Cölln ein, wo ſie, wie ich vernahm, ihre Niederlage hatten, und wo ſie, wenn keins ihrer Handwerke gieng, ſich mit Bettelbrod zu mäſten pflegten.

Aber kaum hatten wir eine Meile zurückgelegt, als wir das Stampfen von Pferden, und Stimmen von Menſchen hörten. Wir ſahen uns um, und erblickten ein Dutzend Bauern, mit Dreſchflegeln und Heugabeln bewafnet, zu Pferde hinter uns. Bey dieſem Anblick ſanken die drey Gauner in die Knie, denn zum Entlaufen war eben ſo wenig Hofnung, als zu einer wirkſamen Gegenwehr. Ich glaubte anfangs unſere Nachſetzer wären Spitzbuben, die das Handwerk ins Große trieben, und die aus Mitleid, uns ſo ſchwer bepackt zu ſehen, den großmüthigen Entſchluß gefaßt hätten, uns unſerer Bürde zu entledigen; aber ganz anderer Meynung ward ich, als ſie abſtiegen, uns die Hände auf den Rücken banden, und uns den Weg, den wir gekommen waren, vor ſich her zurück trieben. Als wir zu der Stelle kamen, wo meine Reiſegefährten den Raub begangen hatten, erblickte ich einen Haufen von Menſchen, die um einen Leichnam, der mit unzähligen Meſſerſtichen ermordet war, Händeringend herumſtanden. Der Dorfrichter empfieng uns mit der Anrede: Wißt ihr, Spitzbuben, was ſolch ein Todtſchlag verdient? — Geht, fuhr er zu denen fort, die uns gefangen hatten; bringt ſie auf der Stelle nach Cölln! Ich werde bald nachkommen.

Ich verſicherte unter Thränen und Händeringen, daß ich unſchuldig wäre, und das Betragen meiner Gefährten vom Anfang her gemißbilligt hätte; aber man hörte nicht auf meine Verſicherungen; man führte mich mit ihnen nach Cölln, und verſchloß mich, von ihnen getrennt, in einen finſtern Kerker.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Er wird frey gelaſſen.

Den folgenden Tag ward ich von einer großen Gerichtsverſammlung vernommen. Man behandelte mich nicht ſtrenge, ſondern mit der Schonung, die man einem jungen Uebelthäter, der durch tauſend kleine Umſtände zum Laſter geleitet werden konnte, ſchuldig iſt. Dieſer Umſtand und meine Unſchuld gaben mir meinen Muth zurück. Ich erzählte den Räthen offenherzig meine ganze Geſchichte, und ward auf der Stelle frey geſprochen. Dies hatte ich aber nicht blos meinem Geſtändniſſe zu danken, ſondern zunächſt dem Umſtande, daß die drey Räuber einmüthig ausgeſagt hatten: ſie hätten mich mit Gewalt zum Mitverſtändniß ihrer Räubereyen gezwungen, und niemals hätte ich ſelbſt eine Hand angelegt.

Demnach war ich wieder frey; aber ſo frey, wie ein Canarienvogel, der aus dem Gebauer entſchlüpft

ſchlüpft iſt, um — Hunger zu ſterben. Ich hatte kein Geld und keine Ausſicht etwas zu bekommen. Man gab mir auch, wenn ich um Allmoſen bat, weit ſchwerer etwas, als andern Bettlern, vermuthlich weil ich eine lutheriſche Phyſiognomie hatte. Die Einwohner von Cölln ſchienen ſich alſo, wie man ſieht, auf die lutheriſchen Geſichtszüge eben ſo gut zu verſtehen, als der berühmte deutſche Reiſende aus Berlin (der an der Beſchreibung einer Reiſe, die fünf Monate dauerte, nun ſchon acht Jahre ſchreibt und druckt) ſich auf die katholiſchen Geſichtszüge verſteht.

Als ich ſo von einer Thür zur andern mit Hunger im Magen und Verzweiflung im Herzen herum wäſſerte: bemerkte ich einen kleinen zuſammen gedörrten Herrn, welchen ich unter der Rathsverſammlung, die mich verhörte und losſprach, bemerkt hatte. Ich redete ihn an, und ſtellte ihm meine Noth vor. Auch er kannte mich noch, und befahl mir, ihm zu folgen. Wir kamen vor ein Haus, das unter den älteſten Häuſern in Cölln das älteſte zu ſeyn ſchien. Er ſchellte, und ein hageres ſchier ſechs Fuß hohes Frauenzimmer machte auf. Sie murmelte bey meinem Anblick etwas von Dieben

und

und Landſtreichern zwiſchen den Zähnen; aber der kleine Herr ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern nahm mich mit auf ſein Zimmer. Bald nach uns trat auch ſie mit einem groſſen Küchenmeſſer bewafnet herein, und ſtellte ſich hinter mich, mit derjenigen bedenklichen Miene, die man macht, wenn man in gewiſſen Geſichtern den Spitzbuben zu leſe glaubt.

Der kleine Herr fragte mich, ob ich ſchreiben und leſen könnte? Ich erwiederte: das könnte ich allerdings! Er gab mir Papier und Feder, und ließ mich ſchreiben; darauf ſchlug er auch ein Buch auf und ließ mich leſen. Beydes that ich zu ſeiner Befriedigung. Nun ſagte er, daß er mich, wenn ich treu und folgſam zu ſeyn verſpräche, als Schreiber in ſeine Dienſte nehmen wollte. Ich verſprach ihm von ganzem Herzen Treue und Gehorſam, und er verſicherte mich dagegen, daß es mich, wenn ich Wort hielte, niemals gereuen ſollte in ſein Lohn und Brod getreten zu ſeyn.

Meine Freude war unbeſchreiblich, mich ſo ſchnell, und wie es ſchien, auf eine ſo glückliche Art dem Hungerstode entriſſen zu ſehn. Als mein Herr vernahm, daß ich noch nüchtern wäre, hieß er mich in die

die Küche zu ſeiner Nichte gehen, die ſich kurz vorher mit ihrem Küchenmeſſer wieder entfernt hatte. Als ich ihr mein Anliegen kund gab, nahm ſie ein Faß her, deckte einen ſchmuzigen Lumpen ſtatt des Tiſchtuchs darüber, und ſetzte mir in einer ſchmuzigen hölzernen Aſſiette ein Gericht großer Bohnen brummend auf. Eine andere Aſſiette mit dünner Buttermilch, worinn einige Brodkrumen, wie auf einem Ocean, ſchwammen, ſetzte ſie daneben. Dieſer Eintritt in das Brod meines neuen Herrn gefiel mir ſehr wenig. Aber ich hofte mich dafür am Abendeſſen zu erholen. Als ich meinen Hunger geſtillt hatte, rief mich mein Herr in ſeine Schreibſtube, und legte mir einen großen Stoß Papiere vor, die er mir, während er einige nöthige Geſchäfte außer dem Hauſe beſorgte, abzuſchreiben befahl. Ich war in Hofnung eines guten Abendeſſens fleißig drüber her, daß ich, als er zurück kam, ſeinen ganzen Beyfall erhielt.

Unterdeſſen rückte die Nacht immer näher herzu, und ich fieng an mich zu wundern, daß man mich nicht zum Abendeſſen abriefe. Ich hatte gut Harren und Hoffen! Niemand erſchien zu meinem Troſte. Ich glaubte endlich, daß heute ein Feyertag wäre, den man mit Hunger celebrirte. Ich war alſo gezwungen mit leerem Magen bis um Mitternacht zu ſchreiben; dann erſt kam mein Herr, und kündigte mir an, daß ſeine Nichte mir mein Bette anweiſen würde. Um fünf Uhr würde er mich wecken, ſetzte er hinzu: weil er mich zu einem nöthigen Geſchäfte brauchte.

Ich gieng alſo zu meiner Führerin, die im Vorſaal auf mich wartete. Sie brachte mich auf den Oberboden, und zeigte mir einen kleinen Verſchlag, der ehemals ein Taubenhaus geweſen war, wie ich aus einigen jüngferlichen Häuſchen ſchloß, welchen dieſe ſanfte Thierchen daſelbſt zurückgelaſſen hatten.

Im Hintergrunde lag ein Strohſack, und über denſelben war eine alte Friesdecke ausgebreitet. Dies wäre mein Lager, ſagte ſie; und ſodann entfernte ſie ſich mit dem Lichte, und ließ mich im Finſtern allein.

Ich kleidete mich auf der Stelle aus, und kroch in meine Bucht, die ich ſehr hart und ſtaubig fand. Doch hätte ich mich über dieſe Unbequemlichkeit noch getröſtet, wenn nicht eine andere weit unerträglichere dazu gekommen wäre: kaum hatte ich zehn Minuten gelegen, ſo fühlte ich mich auf allen Seiten von einem Heere von Flöhen, Wanzen,

zen, Tauſendfüſſen und andern Gewürm angegriffen, die meinen armen Leib, als eine gute längſt gewünſchte Priſe davon ſchleppen und verzehren zu wollen ſchienen. Die Furcht, daß dieſe Myriaden von Geſchöpfen mich ſkelettiren möchten, zwang mich aufzuſtehn, mich, ſo gut ich konnte, abzuſchütteln, und mich ſodann auf den platten Boden niederzulegen. Aber es dauerte nicht lange, ſo enterten mich die blutgierigen Corſaren, die Ketzerfleiſch wittern mochten, von neuem mit ſolcher Wuth, daß ich wieder aufſpringen und wieder unter meine Decke zurück kriechen mußte. Was für ſchwere Seufzer, Flüche und Verwünſchungen ſtieß ich unter den Stacheln meiner Vampyren aus! In meinem Gefängniß hatte ich mich weit beſſer befunden.

Aber das war noch nicht alles. Ich hatte von der Wiege an die Schwachheit mich dergeſtalt vor Ratzen zu fürchten, daß ſchon der bloße Anblick derſelben mir ein Zittern durch alle Glieder jagte. Jetzt kamen ſie ſchaarenweiſe herzu, ſprangen auf und über mein Lager, ſcharrten, quickten, biſſen und tummelten ſich mit ſolch einer Unbeſorgtheit, auf mir herum, als ob ſie hier ganz eigentlich zu Hauſe wären. Sie entfernten ſich aber doch bald in das Haus unſeres Nachbars, wo ſie wahrſcheinlich mehr zu eſſen finden mochten.

Der ganze Zug nahm ſeinen Weg über mein Bette, während ich über und über in Angſtſchweiß gebadet, einen vollſtändigen Todeskampf kämpfte.

Zweytes Kapitel.

Wird lebendig ſkelettirt.

Kaum fiel das Tageslicht durch einige Spalten und Ritzen in meinen Kaſten, als ich aufſprang, und zu meinem Herrn hinunterlief. Ich fand ihn ſchon beſchäftigt. Er hatte einen Eymer in der Hand, den ich, ſo ſchmuzige Dienſte ich auch ſchon hatte verrichten müſſen, doch noch nie angegriffen hatte. Den Inhalt deſſelben trug er in ſeinen Garten, um ſeine Beete damit zu düngen.

Als er mein zerfleiſchtes und punktirtes Geſicht ſah, fragte er mich erſtaunend: Ob ich etwa das Frieſel hätte? Ich erzählte ihm, daß dies nicht die Wirkung des Frieſels, ſondern der Stiche wäre, die mir dieſe Nacht hindurch die Flöhe, Wanzen und Tauſendfüſſe beyzubringen gewußt hätten.

Ich begleitete meinen Bericht mit einer traurigen und niedergeſchlagenen Miene, und ſpielte dadurch auf ein beſſeres Nachtlager, das ich zu haben wünſchte, deutlich genug an; aber er ſagte lächelnd: ich müßte Geduld haben, es würde ſich ſchon geben. Er hätte ein herrliches Mittel gegen jenes Ungeziefer. Der Rauch davon würde ſie auf der Stelle tödten oder vertreiben. Darauf befahl er ſeiner Nichte mit einem gewiſſen Pulver mein Gemach auszuräuchern. Sie gieng und that es, aber brummend, wie alles andere.

Nun mußte ich ihm helfen den Dünger untergraben. Zwey Stunden brachte ich mit dieſer ſchmuzigen Arbeit zu, und dann mußte ich an den Schreibtiſch, und bis zum Mittag ſchreiben, ohne daß mich einer gefragt hätte: ob ich frühſtücken wollte oder nicht? Endlich kam die erſehnte Mittagsſtunde heran: die Nichte deckte, und ſezte drey friſche Heringe mit Eſſig, Oehl und Kartoffeln auf. Ich aß meine Portion mit großem Appetit, und hofte immer, daß unſere Wirthſchafterin aufſtehen, und ein zweytes Gericht holen würde: aber vergeblich waren alle meine Wünſche und Hofnungen! Die Tafel ward aufgehoben und ich mußte ſchreiben.

Gegen Abend gab mir mein Herr eine Schrift, die er mir durchzuleſen befahl. Es waren zwölf Artikel, die ich unterſchreiben und treu zu halten verſprechen ſollte. Kraft dieſes Kontrakts ſollte ich alle Morgen um fünf Uhr aufſtehen, und meinem Herrn im Garten arbeiten helfen; ſollte mich der Mäßigkeit befleißigen, und mit Einer Mahlzeit täglich vorlieb nehmen; ſollte ſchreiben bis um Mitternacht, mit immer gleicher Sorgfalt und gleichem Fleiße; wenn ich Schriften zu Klienten zu tragen hätte, ſollte ich die erhaltenen Trinkgelder mit der Nichte theilen, und ihm meinen Theil aushändigen; wenn er zu Hauſe für mich nichts zu thun hätte, ſollte ich in die Gaſthöfe gehen, den Brief- und Packträger der Fremden, die meiner etwa bedürften, abgeben, und die für meine Dienſte erhaltenen Trinkgelder ihm zur Verwahrung ausliefern.

Dieſe Artikel dünkten mich ziemlich hart und drückend, und doch mußte ich ihm verſprechen ſie heilig zu halten. Ich verſprach es auch: denn ſo unangenehm meine Lage immer ſeyn mochte, war ſie doch beſſer, als die Lage eines Bettlers oder Diebes.

Auch dieſen zweyten Tag mußte ich bis um Mitternacht ſchreiben, und dann mit leerem Magen zu Bette gehen. Doch waren dieſe Nacht meine hüpfenden und kriechenden Feinde nicht ſo ungeſtümm, als die vorige, und das Pulver meines Herrn ſchien ſonach von bewährter Wirkung zu ſeyn.

Schon in den erſten acht Tagen war ich in ein lebendiges Skelet verwandelt. Viel Arbeit und wenig Eſſen hatten dieſe Metamorphoſe in ſo kurzer Zeit bewirkt. Ich hätte können acht Tage preußiſcher Soldat ſeyn, und wäre nicht ſo entſetzlich zuſammen gefallen. Zum Glück wurde die Nichte krank, und dadurch gezwungen mir die Schlüſſel zum Brodſchrank und zum Hühnerſtall auszuhändigen. So bemächtigte ich mich manches Stück's Brod, das ich trocken verzehrte, und manches Ey's, das ich roh verſchlang, wenn der Hunger mich drückte.

Drittes Kapitel.

Der Eyerkuchen.

Der Kranke wünſcht beſtändig geſund zu werden,

den, und der Hungrige beſtändig zu eſſen. Der Schlüſſel zum Hühnerſtall brachte mir das Andenken an ein Gericht in die Seele zurück, das ich ſonſt immer als die köſtlichſte der Speiſen gegeſſen hatte. Dies herrliche Gericht war ein Eyerkuchen mit Speck.

Als mein Herr einmal des Abends außer dem Hauſe ſpeiſte, und ſeine Nichte kränker als je war, beſchloß ich meinen Gaumen mit der Speiſe der Speiſen zu letzen. So bald mein Herr fort war, nahm ich ein Stück Speck, etwas Mehl und einige Eyer her, machte Feuer und bediente mich dazu der kleinen Spähne, die mein Herr und ſeine Nichte, wenn ſie ausgiengen, auf der Straße einzuſammlen pflegten. Ich war im Begrif meinen Eyerkuchen einzurühren, als die Nichte, die mich in der Küche hatte arbeiten hören, aufſtand, um zu ſehen, was vorgienge. Zum Glück hörte ich ſie auf ihren hölzernen Pantoffeln die Treppe herabkommen. Ich verbarg in höchſter Eil meine Ingredienzien zum Eyerkuchen, und ſie fand nichts, als das Feuer. Auf ihre Frage: wozu ich das Feuer brauchte? ſagte ich, daß ich mir das Haar brennen wollte. Mit bittern Vorwürfen, daß ich ihr und ihrem Onkel, wegen ſolcher Eitelkeit, das Holz verbrennte, verließ ſie mich.

So bald ſie den Rücken gewandt hatte, that ich Kohlen in die Kohlpfanne, ſchlug meine Eyer in den Tiegel, that Mehl, Speck und Salz dazu, und weidete mich ſchon an dem herrlichen Geruch meines Backwerks. Aber mein Kuchen war noch nicht zur Hälfte fertig, als ich plötzlich ein Pochen an der Hausthür hörte. An der Stimme vernahm ich, daß es mein Herr war. Mein Schrecken war ſo groß, daß ich nicht wußte, was ich anfangen, und wie ich meinen Eyerkuchen retten ſollte. Ich nahm endlich den Tiegel, und trug ihn auf den Hof; die Kohlpfanne ſetzte ich in den Nachtſtuhl, und klappte ihn zu. Nun lief ich und machte meinem Herrn auf, der mich mit bittern Vorwürfen über meine Langſamkeit empfieng. Der arme Herr hatte, wie ich ſah, ein dringendes Bedürfniß bald im Hauſe zu ſeyn. Denn er lief, die Beinkleider ſchon bald aufgelöſt, ſpornſtreichs nach der Küche, riß den Nachtſtuhl auf, und ſetzte ſich plötzlich drauf, fuhr aber in eben dem Augenblick, wie von Pulver in die Luft geſprengt, mit einem gewaltigen Sprung in die Höhe, und rieb ſich, brüllend das feuernde Gefäß. Höllenangſt und über-

mäßiges

mäßiges Lachen peinigten mich mit gleicher Gewalt. Hölle und Teufel, ſchrie er, hat ſein Spiel mit mir, das fühl ich armer Mann: O weh! O weh!

Ich hatte unterdeß Gelegenheit gehabt das Licht auszulöſchen, und während er ſich auf dem Hofe ſeiner Bürde unter Jammern und Schreyen entlud, das Kohlbecken anderwärts zu verſtecken. Als er zurück kam, ſchlug er Licht an, und befahl mir ihm in die Küche zu folgen, weil er allein nicht Muth genug dazu hätte. Er leuchtete überall umher, und da er nichts verdächtiges fand, überzeugte er ſich endlich ganz, daß er von dem ſchwarzen Schadenfroh wäre geäfft worden. Zum Glück für mich hatte er einen ſtarken Schnuppen, ſonſt würde er bald herausgebracht haben, daß der Schadenfroh, der ihn den Luftſprung hatte machen laſſen, weder ſchwarz, noch der Teufel war. Er legte ſich bald nachher, immer noch klagend und jammernd zu Bette, und gab mir dadurch Zeit und Gelegenheit meinen Eyerkuchen vollends zu backen, und ihn mit niegefühlter Wolluſt zu verzehren.

Viertes Kapitel.

Die Falle.

Einige Tage nach dieſer lächerlichen Geſchichte, machte ein Domherr, deſſen Garten dicht an den unſrigen ſtieß, meinem Herrn ein Geſchenk von köſtlichen Aprikoſen und andern ſchönen Früchten. Mein Herr fand ſie ſo leckerhaft, daß er noch während er davon aß, feſt beſchloß, mehrere dergleichen zu eſſen. Das beſte Mittel dieſen Plan auszuführen deuchte ihm dies, daß er in den Garten des Domherrn ſtieg, und, ohne ein neues Geſchenk zu erwarten, mit eigner Hand ſich einen Vorrath davon pflückte. Schon die künftige Nacht beſtimmte er zur Ausführung dieſes Vorhabens.

Er erſchien zwiſchen eilf und zwölf Uhr in einem kurzen Nachtjäkchen vor meinem Bette, weckte mich, und befahl mir eine große und ſchwere Leiter ihm in den Garten tragen zu helfen. Wir legten die Leiter an, und ſtiegen in den Garten unſers Nachbars. Wir fanden die Bäume ſehr bald, welche jene herrliche Früchte trugen, pflückten und trugen einen Theil davon auf unſere Gartenmauer,

wo

wo wir ſie niederlegten; den andern Theil ſackte mein Herr in eine Schürze ſeiner Nichte, die er ſich vorgebunden hatte. Wir waren im Begrif in unſern Garten zurück zu ſteigen, als mein Herr, der beſchäftigt war die Leiter recht veſt zu ſetzen, das Unglück hatte dieſelbe umzuwerfen, und zwar auf die Weiſe, daß ſie gerade auf ihn fiel, und ſeinen Kopf zwiſchen zwey Sproſſen, die überhaupt ſehr enge wa-[illegible] gefangen nahm. So fiel er mit der Leiter zugleich zu Boden. Er ſeufzte und ſtöhnte in dieſer Klemme, und bat mich ſeinen Kopf aus der Falle zu befreyen; aber ſeine großen Ohren und ſeine ſtarke Naſe, und das Gewicht der Leiter machten, daß alle meine Verſuche ihm zu helfen vergeblich waren. Troz der peinlichen Lage, worinn er ſich befand, wagte er es doch nicht um Hülfe zu ſchreyen, weil er fürchtete, der Domherr möchte ſelbſt kommen und ihm heraushelfen. Als ihm aber in die Länge dieſe Lage unerträglich wurde, und kein Mittel da war ihn aus derſelben zu befreyen, fieng er an laut um Hülfe und Rettung zu ſchreyen. Auf dies Geſchrey gieng das Fenſter unſers Nachbars auf, und er ſelbſt ſtand mit einem Licht an demſelben. Als er meinen Herrn an der Stimme erkannte und

dadurch

dadurch ſogleich die Abſicht ſeines nächtlichen Beſuchs in ſeinem Garten errieth, rief er herunter: O! mein armer Herr Nachbar, es thut mir leid, daß ſie ſich aus Liebe zu mir und meinen Aprikoſen ſo viel Mühe geben! — Mit dieſen Worten ſchlug er das Fenſter lachend zu und bekümmerte ſich weiter nicht um meinen armen Herrn. Dieſer wollte ſterben vor Schaam und Schmerz. Er ſetzte ſein Jammergeſchrey fort, und zog dadurch auch ſeine Nichte herbey, die jenſeits der Gartenmauer ſtand, und ihre Tröſtungen zu uns herüber heulte.

Nach vielen vergeblichen Verſuchen, die uns beyde gleich ſtark erſchöpften, und dennoch vergeblich waren: befahl er mir endlich eine Säge von unſerm andern Nachbar, der ein Tiſchler war, zu holen. Ich kletterte das Spalier hinan auf die Gartenmauer, und kam von da durch einen gewaltigen Sprung in unſern Garten. Ich lief zum Nachbar Tiſchler, pochte an, und nach einer halben Stunde Klopfens kam einer ſeiner Lehrjungen im Hemde heraus, und fragte, was ich wollte? Ich verlangte eine Säge; aber er ſchlug mir die Thür vor der Naſe zu. Ich klopfte von neuem ſtärker als vorher, und er kam endlich zurück. Ich drang von hehem mit Bitten und Verſprechungen in ihn, mir eine Säge zu geben, und er willigte endlich darein; aber nur unter dem Beding, daß er ſelbſt mitgehen müßte. Ich ſtellte ihm vor, daß ſeine Gegenwart völlig unnöthig dabey ſey; aber er beſtand auf ſeinem Kopf und wollte durchaus mit, weil er, wie er ſagte, die Säge mit Tagesanbruch brauchte, und fürchtete, daß ich ſie ihm bis dahin nicht wieder zuſtellen möchte.

Um meinen Herrn nicht in ſeiner Falle, ſterben zu laſſen, ließ ich es endlich geſchehen, daß der Lehrburſche mit gieng. Wir nahmen eine andre kurze Leiter, die zum Hühnerſtall führte, mit uns, erſtiegen die Mauer unter den Seegenswünſchen der jammernden Nichte, und kamen wohlbehalten zu meinem Herrn hinunter. Was Teufel, rief der Tiſchlerjunge, als er meinen Herrn in dieſer poßierlichen Lage ſah: Wie kommt er denn mit dem Kopf zwiſchen die Sproſſen? — Er ſtemmte beyde Hände in die Seite und lachte, daß es durch die ganze Nachbarſchaft ſchallte. Mein Herr bat ihn wehmüthigſt das Lachen zu laſſen, und den für ihn heraus zu ſägen; aber das Zwergfell des Buben war einmal im Schwung, und er vergaß Säge und Sägen: Wie Teufel, rief er eines Rufens:

ſens: Wie iſt er denn mit dem Kopf in die Sproſſen gekommen? Ich riß ihm endlich voller Ungeduld die Säge aus der Hand und ließ ihn lachen. Da ich aber nicht recht mit dieſem Inſtrument umzugehen verſtand, mußte ich ihn ſehr bald bitten ſelbſt die Säge zu nehmen. Er entſchloß ſich endlich dazu, hatte aber die eine Sproſſe kaum zur Halfte durchgeſägt, als er von neuem aufſprang, ſich die Seiten hielt, und von neuem ſchrie: Aber wie Teufel kommt er denn mit dem Kopf zwiſchen die Sproſſen? — Er ſägte endlich weiter und mein Herr wurde von ſeiner Höllenangſt befreyt. Sobald er auf den Füſſen war, gab er dem Tiſchlerjungen, ſtatt alles Dankes, eine Maulſchelle, daß er ſich dreymal umkehrte. Aber dieſer fühlte den Schlag bey weitem nicht ſo lebhaft, als die Lächerlichkeit des Vorfalls; deshalb lachte er fort, indem er ſich immer wieder mit der Frage unterbrach: Wie Teufel mag er denn mit dem Kopf zwiſchen die Sproſſen gekommen ſeyn? Als mein Herr ſahe, daß Gewalt bey dieſem wüthenden Lacher nichts half, that er ſeinem Herzen eine ſchwere Gewalt an: er verſprach ihm einen Groſchen, wenn er nicht mehr lachen wollte. Nun that der Junge alles mögliche, um ſeinen Kützel zu verbergen, und nur zuweilen platzte er mit einem neuen Lachen heraus.

Wir ſtiegen endlich wieder in unſern Garten hinüber, doch mit Zurücklaſſung unſerer ganzen Beute, die ſich mein Herr nicht mitzunehmen getraute. Ich war nicht ſo gewiſſenhaft; denn ich hatte, während mein Herr troſtlos in der Klemme jammerte, ein halbes Dutzend der ſchönſten Aprikoſen mit großem Appetit verzehrt. — An der Hausthür gab mein Herr dem Tiſchlerbuben den verſprochenen Groſchen und band ihm ein niemand etwas von dem, was er gehört und geſehen habe, wieder zu ſagen. Ich machte die Thür hinter ihm zu, und hieß ihn zu Hauſe gehen; aber er rief noch zu einer Spalte herein: Aber wie Teufel war er denn zwiſchen die Sproſſen gekommen?

Fünftes Kapitel.

Neues Unglück.

Acht Tage nach dieſer Begebenheit brachte man meinem Herrn einen Brief, der eine entſetzliche Verwirrung in unſerm Hauſe anrichtete. Mein Herr hatte ihn kaum geleſen, als er einen gewalrigen Schrey ausſtieß: O ich Unglücklicher, rief er! Ich bin verlohren! — Da dieſe Ausrufungen ihm ſeiner Verzweiflung noch nicht angemeſſen genug ſchienen, ſo rannte er mit dem Kopfe gegen die Wand, doch ſo, daß er jedesmal die Hand vor die Stirn legte, um den Kalk nicht abzuſtoßen. Sein überhäufter Schmerz warf ihn endlich in Ohnmacht. Als ich ihn in dieſem traurigen Zuſtande ſah, und jeden Augenblick ſein Lebensende vermuthete, lief ich in die Küche und holte eine Flaſche, worinn tief auf dem Boden noch einige Tropfen Weineſſig waren, die ich ihm übers Geſicht goß und unter die Naſe rieb, während ich ſeine Schläfe mit kaltem Waſſer benetzte. Da ſeine Nichte gerade ausgegangen war, ſo war meine Angſt, ihn todtenblaß vor mir liegen zu ſehen, um deſto größer. Nach und nach kam er jedoch wieder zu ſich ſelbſt. Ich nutzte die Abweſenheit ſeiner Sinne, um den Hiobsbrief zu leſen, und fand darinn die ſchreckliche Nachricht, daß einer ſeiner Miethsleute in einem Hauſe, welches er in einer Vorſtadt beſaß, ihm mit — Sieben Thalern Hauszins durchgegangen war. Dies war alles.

Als er zu ſich ſelbſt gekommen war, fieng er ſeine Klagen

Klagen von neuem an, und ſie wurden plötzlich ſtärker, als er die leere Weineßig-Flaſche erblickte. Er machte mir hundert bittre Vorwürfe, daß ich mich ohne Noth an ſeinem Weineßig vergriffen, der ihm ſchweres Geld gekoſtet hätte. Ich zuckte die Achſeln und entſchuldigte mich damit, daß ich nichts anders bey der Hand gehabt hätte, um ihn vom Tode zu retten. Aber dies beſänftigte ihn nicht. Er ſchwor mir, daß er mir den verſchütteten Weineßig an meinem Lohn abziehen würde.

Jezt kam ſeine Nichte zu Hauſe. Sie war nicht wenig erſtaunt, ihren Onkel in ſolch einem traurigen Zuſtande zu erblicken. Man wies mich zum Zimmer hinaus, vermuthlich, damit ich meinen Herrn in der Erzählung ſeines Unglücks, nicht ſtöhren ſollte. Seine Nichte wandte, wie ich an der Thür vernahm, die kräftigſten Troſtgründe zu ſeiner Beruhigung an, und es ſchien, als ob ſich ſein Schmerz darnach legen wollte. Sie kam kurz nachher in die Küche, um ihm einen Herzſtärkenden Trank zu bereiten. Noch war ſie damit beſchäftigt, als wir in dem Zimmer meines Herrn etwas fallen hörten. Wir liefen hin, um ihm zu helfen, weil wir glaubten, ein neuer Anſtoß von Verzweiflung hätte ihn ſammt ſeinem Stuhl umgeworfen. Aber wie erſtaunte ich, als ich ihn an einem großen Nagel hangen und mit ſeinen Füſſen tauſend gichteriſche Evolutionen machen ſah. Ohne Zeit zu verlieren, nahm ich mein Taſchenmeſſer, rückte einen Stuhl herzu und ſchnitt ihn ab: mit einem großen Geraſſel fiel der kleine Knochenmann zu Boden. Gern hätte ich die noch übrigen Tropfen Weineßig zu ſeiner Rettung angewandt; weil ich aber fürchtete, daß mein Jahrlehn darüber ganz darauf gehen möchte, ſo ſagte ich zur Nichte, ſie möchte es auf ihre Hörner nehmen, und den Weineßig vollends an ihm verbrauchen. Nach einigen Bedenken, ließ ſie endlich einige Tropfen davon in ihr Schnupftuch, und fieng an ihm Schläfe und Lippen damit zu reiben. Er öfnete, nachdem ſie dieſe Manipulation eine Weile fortgeſetzt hatte, mit einem ſchweren Seufzer die Augen, und fieng kurz nachher an ſeine Nichte zu verwünſchen, daß ſie ihn ins Leben zurück gerufen hätte. Das gute Mädchen ſtellte ihm die Abſcheulichkeit ſeines Vorſatzes lebhaft vor, und machte ihm die Hölle ſo heiß, daß er ſich endlich in ſein Schickſal ergab, und leben zu bleiben verſprach.

Die Nichte gab mir ein Zeichen mich zu entfernen. Ich gieng, um vor der Thür zu hören, was ich nicht im Zimmer hören ſollte; und da vernahm ich nun, daß ſie ihm unter andern Troſtgründen auch den

Vorſchlag

Vorſchlag that: Er ſollte ſeinen Aufwand für den Tiſch nur etwas einſchränken, ſo würde der erlittene Schaden in kurzer Zeit wieder erſetzt ſeyn. Er billigte dieſen Vorſchlag, und beruhigte ſich nach und nach gänzlich.

Von dieſem Tage an mußte mein Magen den Verluſt meines Herrn ſchmerzlich fühlen: während ſechs Wochen bekam ich nichts zu eſſen, als große Bohnen, über welche etwas Baumöhl, ſtatt aller Soce gegoſſen war, und die ich als Brod, Fleiſch und Zugemüſe zugleich verſpeiſen mußte. Auch ſeine Clienten mußten ſeinen Verluſt theuer bezahlen. Seine Schriften und Akten wurden weitläuftiger, mit größern Buchſtaben, und mit wenigern Zeilen auf die Seite ausgefertigt. Den meiſten Vortheil brachten ihn die Bauern: ſie kamen alle Markttage mit Butter, Obſt, Eyern, Hühnern, Tauben, Haſen und Schaafen, die ſeine Nichte ſehr gut zu Gelde zu machen wußte. Für mich hob ſie die Bohnen und die Buttermilch auf.

Sechſtes Kapitel.

Der Alte erhängt ſich wirklich.

Einige Wochen nach dieſer ſchrecklichen Cataſtrophe fiel eine öffentliche und glänzende Feyerlichkeit in in Cölln vor. Hof und Stadt beſchloſſen dieſelbe recht prächtig zu begehen. Aus der ganzen umliegenden Gegend strömten Fremde herzu, und die Mönche, und die Bettler, ihre Pflegbefohlne und Halbbrüder ſahen ihr Himmelreich kommen. Der Gouverneur hatte, um das Andenken dieſes Feſtes auf die Nachwelt zu bringen, eine Menge Schaumünzen prägen laſſen, die er Willens war unter das Volk auszuſtreuen. Mein Herr liebte die Schaumünzen zu ſehr, als daß er ſich nicht auch jetzt nach dergleichen hätte ſehnen ſollen. Er begab ſich alſo um die Zeit, wo dieſes unvergleichliche Manna auf die Kinder von Cölln herabgeſäet werden ſollte, vor das Haus des Gouverneurs. Seine Nichte verfügte ſich mit einem großen Kruge, den ſie an einer Stange befeſtigt hatte, gleichfalls dahin, um etwas von dem Weine, der von einem Balkon herabſpringen ſollte, aufzufangen. Ich hatte den Auftrag, unterdeſſen das Haus zu hüten.

Weil ich glaubte, daß meine Herrſchaft nicht ſo bald wieder kommen würde, beſchloß ich, meiner Zunge einmal wieder mit einem Eyerkuchen gütlich zu thun. Aber kaum hatte ich die Zuthaten herbeigeſchaft, als ſchon die Nichte heulend und wehklagend nach Hauſe kam. Ihr Kopf war voller Blut; ihre Stange und ihr Krug waren fort, und alle ihre Kleider zerriſſen und zerfezt. Sie fiel mir kraftlos entgegen, und rief mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes: Ach mein Kopf, mein Kopf! Ach mein Krug, mein lieber Krug! — Ich drang in ſie, mir ihre traurige Geſchichte zu erzählen; und da das Unglück geſchwäzig macht, ſo erfuhr ich ſehr bald ihre traurige Expedition nach ihrer ganzen Länge und Breite. Ich vernahm, daß ſie ſich mit ihrem Kruge glücklich bis an den Balkon vorgedrängt, und eine ſehr bequeme Stelle zum Auffangen des rinnenden Weins gefunden hätte; aber ein Schurke von einem Kerl, der ihr dieſen glücklichen Standort beneideze, hätte mit einem Knittel ihren Krug zerſchlagen, die Stücke davon wären ihr auf die Naſe geſprungen, und hätten ſie in den Zuſtand verſetzt, worinn ich ſie jetzt erblickte.

Sie hatte kaum ausgeſprochen, als mein Herr in einem noch weit traurigern Zuſtande keuchend und ſtöhnend nach Hauſe kam. Sein Mantel war fort, und Staub und Koth klebten ſo dicht und dick an ihm, daß er kaum zu erkennen war. Die rechte Hand hatte er in ein blutiges Tuch gewickelt, das eine Auge verbunden, und die Naſe in einen alten Hader gefüttert. Sobald er den Fuß ins Haus geſetzt hatte, riß er ſich die Haare aus, rannte mit dem Kopfe, doch mit oben erwähnter Vorſicht wider die Wand, ſchrie, heulte, ſchimpfte, kurz trieb das Weſen eines von Teufel Beſeſſenen. Endlich machte er ſich mit der Erzählung ſeiner traurigen Geſchichte Luft. Er ſagte, daß in dem Augenblicke, wo die Medaillen wären ausgeworfen worden, eine der größten, die von Silber geweſen, dicht bey ihm niedergefallen wäre. Plötzlich habe er ſich längelang darauf geworfen; da aber das Gedränge unbeſchreiblich ſtark geweſen wäre, ſo hätten hunderte von Abſätzen und Sohlen auf ſeinem Rücken und Geſäße herum getanzt, ihm die Hände und Füſſe zertreten, einige Rippen zerbrochen; und während dieſer Noth hätte man ihm noch dazu ſeinen Mantel geſtohlen.

Dieſer traurige Bericht erpreßte ſeiner Nichte bittere Thränen. Sie vereinigte ihre Klagen mit den ſeinigen, und nun weinten ſie ein rührendes Duett, das mir aber nicht ſo traurig war, als es hätte ſeyn ſollen, weil mir ahndete, daß mein Magen dieſen neuen Verluſt gleichfalls würde erſetzen müſſen. Mein Herr war genöthigt ſich zu Bette zu legen, wo ſeine

ſeine Ermüdung endlich über ſeinen Schmerz ſiegte. Ich und ſeine Nichte wuſchen unterdeſſen ſeinen Rock, welcher der Erſparniß halber, mit Leder gegefüttert war, und hiengen ihn, in der Meynung unſere Sache recht gut gemacht zu haben, in die Abendſonne zum trocknen auf. Dort blieb er auch die ganze Nacht hindurch hängen.

Mit Aufgang der Sonne war mein Herr aus den Federn, und befahl mir ihm ſeinen Rock zu bringen. Aber wie erſchrack ich, als ich ſtatt des Rockes, einen wahren Küraß fand. Die Sonnenhitze hatte ihn dergeſtalt zuſammen getrocknet, daß er für einen Buben von zehn Jahren nicht weit genug geweſen ſeyn würde. Zitternd ſahe ich dieſe unerwartete Naturerſcheinung an, und ich wußte nicht, wie ich mich dabey nehmen ſollte. Endlich zwang mich das wiederholte Rufen meines Herrn, ohne Rock vor ihm zu erſcheinen. Als er mich mit leeren Händen ſah, fieng er an wie ein Beſeßner zu ſchreyen: ich unglücklicher Mann! ich bin verlohren, verlohren! man hat mir meinen Rock geſtohlen! — Ich verſicherte ihm: ſein Rock wäre da, aber um die Hälfte kleiner als geſtern. Ich mußte ihn hohlen, und ein neuer Paroxiſmus ergriff ihn, als er ihn erblickte. Er ſtieß mich zum Zimmer hinaus, ſchloß es hinter ſich zu, und es dauerte nicht lange, ſo hörte ich einen Fall, den ich ſchon einmal vor einigen Wochen in ſeinem Zimmer gehört hatte. Da ich auf meine eigne Gefahr das Zimmer nicht aufzuſprengen wagte, aus Furcht das Schloß zu verderben und mir dadurch mein Jahrlohn von neuem zu ſchmählern: ſo weckte ich in höchſter Eil ſeine Nichte, und erzählte ihr, was ich gehört hätte, und was mir ahndete. Aber ſie war eben ſo unentſchloſſen, als ich ſelbſt. So verſtrich eine volle Stunde, ehe ſie endlich Muth faßt, und mir befahl, die Thür aufzurennen. Es gelang mir mit dem erſten Stoß, und als wir herein traten, ſahen wir unſern Vater und Verpfleger an ſeinem alten Nagel hängen. Diesmal war er todt, wirklich todt, und alle unſre Bemühungen, ihn ins Leben zurük zu rufen, waren vergeblich. Da ich die Gemüthsart ſeiner Nichte ſehr wohl kannte, und fürchten zu müſſen glaubte, daß ſie, um die Strafgelder, die ſie für den Selbſtmord ihres Onkels hätte bezahlen müſſen, zu erſparen, vor Gericht ausſagen möchte: ich hätte ihn gehenkt, um ihm ſein Geld zu ſtehlen; ſo ſchlich ich mich heimlich davon, und ließ mich nicht wieder im Hauſe ſehen.

Viertes Buch.

Univ.-Bibl.
München

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Manipulation.

Unter den Clienten meines Herrn war ein gewiſſer Graf von Viereck, ein ſehr menſchenfreundlicher Herr, der mir, wenn ich ihm Akten zu überbringen hatte, immer ein gutes Trinkgeld gab, und ſich öfters mit mir über meinen Herrn zu unterhalten pflegte. Das erſtemal hatte ich durch meine zerriſſene Schuh, die ich ſehr geſchickt durch einen Bindfaden haltbar gemacht hatte, ſeine Aufmerkſamkeit auf mich gezogen. Ich erzählte ihm bey dieſer Gelegenheit mancherley Züge von der ſchmutzigen Gemüthsart meines Herrn, und vergaß auch die Geſchichte mit dem Eyerkuchen, und mit der Leiter, die ihm über die Ohren gefahren war, dabey nicht. Er verſprach mir damals, wenn ich mit guter Art von meinem Herrn wegkommen könnte, mich in ſeine Dienſte zu nehmen.

Jezt da ſich mein Herr freywillig erhöht, und über

über die Eitelkeit der Welt erhoben hatte, glaubte ich, den Grafen an ſein Verſprechen erinnern zu können. Ich lief zu ihm, erzählte ihm das traurige Ende meines Herrn, und bat ihn, mich unter irgend einem Titel unter ſein Geſinde aufzunehmen. Er war auf der Stelle bereit dazu, ſetzte mich in Livree, und befahl mir, mich beſonders an ſeinen Sohn zu halten. Dies war ein junger Herr von ungefähr ſechzehn Jahren, gut gewachſen, ſchön gebildet, und von dem beſten Herzen. Er faßte gleich in den erſten Tagen ſo viel Neigung zu mir, daß ich nicht von ſeiner Seite kommen durfte. Der alte Graf war ſehr zufrieden damit, und gab mir auf, ſein Vertrauen und ſeine Liebe, durch Treue und Gehorſam immer mehr zu verdienen. Er erlaubte mir auch, auf die Bitte ſeines Sohnes, bey den Lektionen, die ihm ſein Hofmeiſter gab, zugegen zu ſeyn; und ich nützte, da ich große Luſt hatte meine Kenntniſſe zu erweitern, dieſe Erlaubniß mit Dank. Der Hofmeiſter, dem mein Fleiß gefiel, ſtattete die vortheilhafteſten Berichte davon an den Grafen ab, und dieſer gewann mich dadurch mit jedem Tage immer lieber.

Aber ſo ſehr ich Urſache hatte mit dem menſchenfreundlichen Betragen des Grafen und ſeines

Sohnes zufrieden zu ſeyn; ſo unzufrieden war ich mit der Gräfin, die ſchon eine Dame von Jahren war, aber dennoch ein ſehr ausſchweifendes Leben führte, das ſich mit ihrer Geburt und ihrem Stande ſehr ſchlecht vertrug. Obwohl ich noch gleichſam ein Kind war, hatte ich dieſe Bemerkung ſehr bald gemacht, und es hätte des folgenden kleinen Vorfalls nicht bedurft, um mich mit Geringſchätzung gegen ſie zu erfüllen.

Eines Abends, als der Graf bey einem ſeiner Freunde ſpeißte, ließ ſie mich in ihr Zimmer kommen. Ich fand ſie vor dem Camin, worin ein ſtarkes Feuer brannte. Sie gab mir einige Nadeln, und befahl mir (was ich jetzt noch erröthend niederſchreibe) ihren Nachtrock aufzuſtecken, damit die wohlthätige Wärme ſie auf allen Seiten beſpielen könnte. Ich weiß nicht, ob es Zufall oder Plan war, daß ich zugleich mit dem Rock auch das Hemde aufſtecken mußte. Dies Geſchäfte erpreßte mir Schaamröthe, und helle Schweißtropfen. Da ſie, bey der Anweſenheit des Herrn Baron von Hirſchgeweyh in Cölln oder vielleicht auch aus der berliniſchen Monatſchrift ſich von dem magiſchen Manipuliren unterrichtet haben mochte, ſo fiel es ihr ein ſich von mir das thun zu laſſen, was Lavater

und

und Doktor Bicker den beyden jungen Frauenzimmern in Bremen gethan haben; ich mußte ihr, gewiſſe Stellen, die für die Weiſſagungs-Gabe und Sinnenverklärung ſehr empfänglich ſind, reiben, ſtreichen und befingern.

Ich war noch in dieſem mir ungewohnten Geſchäfte begriffen, als der Graf mit ein paar von ſeinen Freunden ins Zimmer trat, und ſie und mich in der poſſierlichſten Stellung von der Welt überraſchte. Im erſten Augenblick fuhren ſie erſtaunt zurück, aber bald nachher brachen ſie in ein Gelächter aus, das eben ſo ſtark war, als die Schaam und Verlegenheit der Gräfin. Sie war in der erſten Angſt beynahe in den Camin hineingekrochen, und dabey ängſtlich beſchäftigt, die Nadeln, womit ihr Kleid und Hemde aufgeſteckt waren, herauszuziehen; aber die Glut im Camin griff ſie mit ſolcher Gewalt an, daß ſie hervor zu ſpringen, und den hohen Anweſenden ihr gewaltiges Hintertheil zu zeigen gezwungen war. Der Graf wollte vor Verdruß ſterben, nicht ſo ſehr über dieſe ehrerbietige Ausſicht, als über das Gelächter ſeiner Freunde, das bis zur Ausſchweiffung ſtark war. Als er anfieng der guten Dame bittre Vorwürfe über ihr unanſtändiges Betragen zu machen, intereſſirte

tereſſirte ſich einer ſeiner Freunde für ſie, und ſagte: O mein Freund, ihre Gemahlin verdient ſo bittere Vorwürfe nicht. Sie iſt ſelbſt beſchämt, über dieſen kleinen Vorfall! Sehen ſie nicht wie roth ſelbſt das da (er zeigte mit dem Finger wohin) vor Schaam geworden iſt? — Dieſer witzige Einfall vermehrte die Verwirrung der Gräfin, den Verdruß des Grafen, und die Schadenfreude ſeiner Begleiter. Der Graf that endlich das, was er gleich anfangs hätte thun ſollen: er führte ſeine Freunde in ein anderes Zimmer.

Ich blieb mit der Gräfin allein, die vor Schaam und vor Angſt, daß ihr Gemahl ſie für dieſe Unanſtändigkeit empfindlich peinigen würde, einen ganzen Strom von Thränen vergoß. Als es ihr endlich gelungen war, die Nadeln heraus zu ziehn, legte ſie ſich ins Bette, und machte die Todtkranke, um dem Sturme, der ihr drohete, dadurch auszuweichen; aber ſie hatte nicht Urſach ſich zu fürchten, weil der Graf der beſte Mann von der Welt war, und lieber den Weg der Gelindigkeit wählte, als daß er durch Strenge Aufſehen gemacht, und ſich und ſeine Gemahlin der Schadenfreude der Stadt Preis gegeben hätte. Weil aber doch ſein Verdruß einen Ableiter haben wollte, ſo glaubte er, mich dazu zu brauchen zu müſſen. Aber ich kam dem Wetter zuvor, warf mich ihm zu Füſſen, und verſicherte ihm mit Thränen in den Augen, daß mich ſeine Gemahlin zu jenem unanſtändigen Geſchäfte, wider meinen Willen durch ihren gemeſſenen Befehl vermocht hätte. Ich hatte das Glück, ihn zu beruhigen; und er begnügte ſich damit, daß er mir aufgab in Zukunft mich beſſer in Acht zu nehmen, mich nie wieder zu ſolchen Unanſtändigkeiten brauchen zu laſſen, und ihm auf der Stelle Nachricht zu geben, wenn ſeine Gemahlin mir wieder etwas Aehnliches zumuthen wollte. Endlich nahm er noch das feyerliche Verſprechen von mir, daß ich niemanden, beſonders ſeinem Sohne nicht, etwas von dieſem Vorfall entdecken ſollte.

Da ich ihm dieſe Aufklärung in Beyſeyn der Gräfin gegeben hatte, ſo ſuchte ſie jede Gelegenheit hervor, ſich dafür an mir zu rächen, und mich dem Grafen, durch die dritte Hand verdächtig zu machen. Weil er aber merkte, von wem ſich dieſe Zwiſchenträgerey herſchrieb, ſo vermehrte ſich ſeine Gewogenheit für mich, und ich rückte mit jedem Tage höher in ſeiner Gnade.

Zweytes Kapitel.

Neues Unglück der Gräfin.

Die öffentliche Schande war aber doch nicht fähig geweſen, den Hang der Gräfin zu Ausſchweifungen zu unterdrücken. Sie nahm alle Tage von ihrem Beichtvater, einem vierſchrötigen Carmeliter, die von Alters her in ſehr gutem Ruf bey den Damen ſtehen, wiederholte Beſuche an, unter dem Vorwande, daß er ein gottſeliger, ſalbungsvoller Mann ſey, dem es nach und nach gelingen würde ſie von der Welt und ihren Eitelkeiten gänzlich abzuziehen.

Eines Abends, als der Graf nicht zu Hauſe war, machte dieſer fromme Mann ſeiner Gemahlin eine ſeiner gewöhnlichen Beſuche. Da es ſehr kalt war, ſo ſetzte er ſich, um ſeine erſtarrten Knöchel und Knie zu bähen, dicht an den Camin, und lüftete ſeine Kutte, um der wohlthätigen Wärme freye Ausbreitung über den untern Theil ſeines Körpers zu verſtatten. Ein junges Kätzchen, der Liebling der Gräfin, mit welcher er immer ſehr ſchön zu thun pflegte, ſaß zu ſeinen Füſſen und ſpielte.

Durch einen Zufall hob das kleine Ding den Kopf in die Höhe, und bemerkte, daß etwas lebendiges ſich unter der Kutte des heiligen Mannes regte. Sie richtete ſich auf, und ergrif plötzlich mit beyden Pfoten, das — — was ſie für eine Maus halten mochte. Mit einem entſetzlichen Schrey ſprang der ernſthafte Beichtvater auf, rief alle Heiligen um Rettung und Hülfe an, und machte einen gewaltigen Galopp im Zimmer umher. Die Gräfin, die aus ihren heiligen Betrachtungen plötzlich dadurch aufgeſchreckt wurde, ſprang gleichfalls auf, und fragte das Kirchenlicht eines Fragens, was ihm fehlte? — **Ich kanns nicht ſagen, ich kanns nicht ſagen!** rief er, und ſtürzte vor Schmerz und Entkräftung zu Boden. Da ſie gar keine Ahndung von der Urſache ſeiner Quaal zu haben ſchien, ſo ſchrie ſie um Hülfe, und ich ſprang, da ich gerade bey der Hand war, ins Zimmer.

Jetzt faßte der Beichtvater Muth, machte den Feind von ſeiner Beute los, und hohlte das Kätzchen, zum großen Erſtaunen der Gräfin, unter der Kutte hervor. Ich glaubte vor Lachen zu ſterben bey dieſem Anblick; aber die Gräfin nahm ihre ganze Ernſthaftigkeit zuſammen, gab mir einen

nen kräftigen Schlag aufs Maul, und ſtieß mich zum Zimmer hinaus; ſonach konnte ich nicht ſehen, wie groß der Schaden war, und was für Mittel man anwandte, um den Schmerz des unglücklichen Carmeliters zu lindern.

So viel bemerkte ich wohl, daß die ganze Rache der Gräfin auf die arme Katze fiel, die ohne Rückſicht auf ihre Jugend zum Erſäufen verurtheilt wurde. Das Geſinde war über dieſe harte Sentenz, die den erſten Liebling der Gräfin traf, billig erſtaunt, weil es nicht wußte, daß ſie ſich unterſtanden hatte gegen — Den ſo thätig zu kabaliren, der ihr auf Erden das Liebſte war: ihren — Beichtvater.

Drittes Kapitel.

Boshafte Kabalen.

Aber der Pater Andreas war nicht der Einzige, der die Gunſtbezeugungen der Gräfin genoß. Der Kammerdiener des Grafen, Namens Lafleur, hatte keinen kleinern Theil daran: Ich kam eines Abends ſehr ermüdet nach Hauſe, und ſchlief am

Camin ſo feſt ein, daß ich erſt gegen Mitternacht wieder erwachte. Ich erſchrack, daß es ſchon ſpät war, zog mich eiligſt aus, nahm, um die Herrſchaft nicht aufzuwecken, meine Schuh unter den Arm, und ſchlich mich eine Treppe hinan, die an die Thür eines Zimmers ſtieß, durch welches ich gehen mußte. Kaum hatte ich den Drücker in der Hand, als die Thür gegen die Treppe hin aufſprang, und mir mit ſolcher Gewalt gegen den Kopf fuhr, daß ich weit geſchwinder hinunter kam, als ich herauf gekommen war. Aber ich war nicht der Einzige, der dieſen halsbrechenden Sprung that. Zwey Leute im bloßen Hemde, die ſich gegen die Thür gelehnt, und wahrſcheinlich nicht vermuthet hatten, daß ſie geöfnet werden würde, ſtürzten hinter mir drein. Ihr Gewicht hätte mir den Hals brechen können. Der gewaltige Schrey, den ſie thaten, überzeugten mich, daß ihnen der Fall nicht weniger Schmerz machte, als mir. Mein Entſchluß war bald gefaßt: ohne mich zu erkennen zu geben, und auch, wie es ſchien von ihnen unerkannt, lief ich davon, gewann meine Kammer und ſchlief auf dieſes Abentheuer ſo gut ich konnte.

Den folgenden Morgen ließ mich der alte Graf rufen, daß ich ihn ankleiden ſollte. Der Kammerdiener, hieß es, habe ſich die Nacht beym Herumdrehen im Bette den Arm verrenkt: dies machte, daß er das Bette hüten müßte. Ich muthmaßte ſogleich, daß Lafleur einer von denen ſeyn müßte, die vergangene Nacht in meiner Geſellſchaft die Treppe herunter gefallen wären; nun wünſchte ich auch zu wiſſen, wer unſer zweyte Gefährte geweſen ſeyn möchte. Auch dies erfuhr ich ſehr bald; denn als mich mein Herr mit einem Auftrag an ſeine Gemahlin ſchickte, fand ich ſie unter den Händen eines Wundarztes, der ihr zwey große Contuſionen am Kopfe verband, welche ſie vergangene Nacht, als ſie im Finſtern aufgeſtanden wäre, von der Garderoben-Thür bekommen zu haben vorgab. Aber der Graf, der ſeine Gemahlin kannte, kam bald der Wahrheit auf die Spur; und dies um ſo eher, da der Wundarzt, nachdem er den Schaden des Kammerdieners unterſucht hatte, dem Grafen berichtete: daß ſein Arm nicht verrenkt, ſondern gebrochen, und ſeine rechte Seite dergeſtallt braun und blau wäre, als ob ein Hagel von Stockſchlägen darauf gefallen wäre, oder, als ob er einen gewaltigen Fall gethan hätte.

Jetzt war mir das ganze Geheimniß klar, und ich freute mich ſo guten Kaufs davon gekommen zu ſeyn. Der Graf ſeinerſeits zweifelte nicht, daß die beyden Verwundeten irgendwo eine Zuſammenkunft gehabt haben möchten, aber ohne herausbringen zu können, wer der gutherzige Dritte geweſen ſeyn könnte, der ihn auf eine ſo nachdrückliche Art an ihnen gerächt hatte. Ich hütete mich aber wohl ihm Aufſchluß über ſeine Vermuthungen zu geben, ſo ſehr mich auch ein innerer Kitzel dazu ſpornte.

So große Urſache der Graf auch gehabt hätte ſich an ſeinem Kammerdiener zu rächen, den er jetzt als ſeinen Bettgenoſſen entdeckt hatte, wagte ers dennoch nicht etwas wider ihn zu unternehmen, theils weil er ihn nicht auf der That ertappt, theils weil er eine große Furcht vor der niedrigen Geſinnung ſeiner Gemahlin hatte, die das, was ſie ſchon längſt nicht mehr beſaß: ihre Ehre und ihren guten Namen — auch nicht mehr zu ſchonen hatte. Der gute Herr mußte alſo, ohne ſich rächen zu dürfen, zuſehen, wie ihn dieſe Meſſaline entehrte.

Ich hatte mir geſchmeichelt, daß man mich bey jenem nächtlichen Sturze nicht erkannt haben würde;

de; aber ich ſah ſehr bald, daß ich mich in dieſer Erwartung betrogen hatte. Die Gräfin war kaum wieder hergeſtellt, als ſie mir allen erdenklichen Verdruß anthat, und auch den Kammerdiener vermochte ihrem Beyſpiel zu folgen. Dieſer nutzte denn ſeine nähere Verbindung mit dem Grafen unausgeſetzt dazu, daß er mich bey ihm verläumdete, und ihn dadurch zu bewegen hofte, daß er mich aus dem Hauſe jagte: So hatte mir der Graf erlaubt, an den Lektionen, die ſein Sohn im Reiten erhielt, gleichfalls Theil zu nehmen, und mir frey gegeben, mich dazu der beſten Pferde in ſeinem Stalle zu bedienen. Sein Kammerdiener, der mir über dieſen Vorzug vollends ſpinnefeind wurde, ſpiegelte ihm vor, daß ich die Pferde umbarmherzig abritte, und zwar nicht nur für meine Perſon, ſondern daß ich auch vor der Stadt, jeden Lumpenkerl gegen ein Biergeld aufſitzen, und die Pferde nach Gefallen dergeſtallt zuſammen arbeiten ließe, daß ſich der Stallmeiſter (der aus ſichtbaren Gründen mein Freund auch nicht war) laut darüber beklagte, und nächſtens ihm, dem Grafen ſelbſt, von meiner Reiterey den Beweis unter die Augen führen würde. Dies wirkte auf den Grafen, weil er ſeine Pferde ſehr lieb hatte: er nahm mich vor, und machte mir harte Vorwürfe über meine Undankbarkeit: aber ich ſchwur und verſicherte ihm aus allen Kräften: das Ganze wäre eine Verläumdung von den Stalleuten, die mir die Gewogenheit, worinn ich bey ihm zu ſtehen das Glück hatte, ſämtlich mißgönnten.

So gieng dießmal der Sturm vorüber, aber bald brach er von neuem und heftiger aus: Einmal ritt ich eine Iſabelle, die der Liebling des Grafen war. Jezt glaubte der Kammerdiener die beſte Gelegenheit ſich an mir zu rächen in Händen zu haben: er lief zu einem Apotheker, kaufte eine Doſis Rattengift, und ſteckte es zum Gebrauche zu ſich. Als ich Abends mit dem Pferde zurückkam, ſtürzte der Stallmeiſter auf Anſtiften des Kammerdieners ein paar Eymer Waſſer über daſſelbe her, und lief ſodann zum Grafen, um ihm deutlich zu beweiſen, daß ich ſeine Pferde nicht im mindeſten ſchonte. Der Graf gerieth bey dem Anblicke ſeines Lieblings, der über und über im Waſſer ſchwamm, in einen gewaltigen Zorn. Er ließ mich hohlen, und fuhr mich mit ſchrecklichen Vorwürfen an. Ich mochte ihm immerhin mit naſſen Augen und auf den Knien meine Unſchuld betheuren: er befahl mir zu ſchweigen, weil der Augenſchein ſo kräftig gegen mich zeugte. Er gieng fort und drohete.

Kaum hatte er den Rücken gewandt, und ich mich traurig in meine Kammer begeben, als Lafleur mit Vorbewußt des Stallmeiſters ſein Gift dem Pferde unter das Futter miſchte. Das Pferd fraß davon, die Wirkungen des Giftes blieben nicht aus, und gegen Morgen war die Iſabelle todt. Der Stallmeiſter brachte dem Grafen auf der Stelle dieſe Nachricht, die ihn vor Zorn außer ſich ſetzte. Er ließ mich rufen, ſagte mir alles, was der bitterſte Verdruß ihm eingeben konnte, und ſchloß damit, daß er mir befahl binnen vier und zwanzig Stunden ſein Haus zu verlaſſen.

Man urtheile wie groß meine Betrübniß war, als ich mein ganzes Glück, und alle die ſchönen Hoffnungen, die ich auf meine gegenwärtige vortheilhafte Lage gebaut hatte, umgeworfen ſehen mußte. Ich wandte Schwüre und Thränen an, um ihn von meiner Unſchuld zu überzeugen, aber er blieb unerbittlich, und in wenig Stunden war meine Kundſchaft, ohne welche ſein gutes Herz mich doch nicht fortgehen laſſen wollte, ausgefertigt auf meinen

Kammer. Meine ganze Hofnung war noch der junge Graf, der den Abend von einer Jagd-Parthie zurückkommen ſollte: und ich zweifelte nicht, daß ich an ihm einen thätigen Fürſprecher haben würde. Er kam gegen Abend wirklich nach Hauſe. Ich lief zu ihm, und erzählte ihm unter bittern Thränen mein Unglück. Er verſprach mir ſein Fürwort und rieth mir mich einen oder zwey Tage ruhig auf meiner Kammer zu verhalten, damit ich ſeinem Vater, ſo lange ſein Unwillen dauerte, nicht vor Geſicht käme, und ihn dadurch von neuem erbitterte. Ich folgte ſeinem Rath und verſchloß mich in meine Kammer.

Als einige Stunden verlaufen waren, hörte ich ein ſtarkes Pochen an meiner Kammer, und die Stimme unſeres Kutſchers. Ich machte ihm auf, und im Nu hieng er mir freudig am Halſe: Dankt Gott, Kammerad! rief er: Eure Unſchuld iſt am Tage! Der Herr Graf ſchickt mich zu euch, um euch zu hohlen! Kommt nur, kommt!

Ich lief in geflügelter Eil hinunter, und fand den Grafen auf dem Hof. Er wies mich in den Stall und ſagte, dort würde ich meine Rechtfertigung ſehen. Ich trat hinein, und fand das todte

Pferd

Pferd hoch aufgeſchwollen: der ſicherſte Beweis, daß es war vergiftet worden. Man war beſchäftigt es zu öfnen, und bald ergab ſich aus den Eingeweiden die ganze Geſchichte. Nun ſagte der Graf zu mir: ich habe Urſache dich wegen meiner Ungerechtigkeit um Verzeihung zu bitten; aber ich bin überzeugt, daß du Verſtand genug haſt, um dies nicht von mir zu fordern. Zum Erſatz dafür iſt es billig, daß ich mir vorbehalte dein Glück zu machen, und daß ich die Schurken züchtige, die dich bey mir auf ſolch eine boshafte Art haben verkleinern wollen! —

Es lag am Tage, daß ſein Kammerdiener der Räthelsführer bey dieſem Complot geweſen war; aber der Graf hatte, ſeiner Gemahlin wegen, dennoch nicht Muth genug, ihn jetzt ſchon zu beſtrafen.

Viertes Kapitel.

Neuer, aber noch nicht der letzte Sturm der Bosheit.

Einige Zeit nach dieſem Vorfall wurde die Gräfin krank, und ihr Uebel verſchlimmerte ſich in kurzem dergeſtalt, daß ſie nach drey Wochen den Geiſt aufgab.

aufgab. Ihr Verluſt wurde nicht ſehr bedauert. Der Graf dankte dem Himmel, daß er ſie zu ſich genommen, und ſein Sohn erwähnte ihrer nie wieder. Auch ich tröſtete mich ſehr bald, denn ihr Betragen gegen mich hatte meine Ergebenheit und Ehrfurcht nie verdient. Lafleur verlor am meiſten dabey. Denn kaum hatte die Gräfin die Augen geſchloſſen, als ihr Gemahl den Stallmeiſter fortjagte, und es ſich vorbehielt bey der nächſten Gelegenheit ihm den Kammerdiener nachzuſchicken. Bis dahin nahm er letztern den Dienſt, und trug ihm allerley Verrichtungen auf, die ſelbſt für einen mindern Bedienten unſchicklich und verächtlich geweſen wären. Er hatte dabey die Abſicht ihn zu zwingen freywillig den Abſchied zu fordern; aber der geſchmeidige Franzos gab die Hofnung, ſich ſeine Gnade wieder zu verſchaffen, immer noch nicht auf: er verrichtete alles, was ihm aufgetragen wurde, mit der freudigſten Bereitwilligkeit, worunter er ſeinen innern Groll, der zunächſt mich zum Gegenſtand hatte, ſehr geſchickt zu verbergen wußte. Ich that unterdeſſen ſeine Dienſte bey dem Grafen, und hatte Gelegenheit mich in der Gunſt deſſelben immer feſter zu ſetzen.

Nach einiger Zeit, zwang mich ein heftiges Fieber das Bette zu hüten. Der junge Graf kam wenig von meinem Bette weg, und ſeine Liebe zu mir gieng ſo weit, daß er mir aus Büchern voras, um mich meines Fiebers vergeſſen zu machen. Der Graf ſelbſt kam faſt täglich zu mir, um ſich n eigner Perſon nach meinem Befinden zu erkundigen. So viel Menſchlichkeit und Güte konnte das verderbte Herz Lafleurs nicht länger ertragen. Er fand Gelegenheit, eine Doſis Arſenik unter meinen Kaffee zu miſchen, und mir denſelben von dem Stubenmädchen, ohne daß ſie etwas davon bemerkt hatte, auf mein Zimmer bringen zu laſſen.

Der junge Graf hatte einen kleinen Löwenhund, der ſehr an mich gewöhnt, und auch dieſen Morgen gerade bey mir war. Ich ſchenkte meine Taſſe voll, und ſetzte ſie auf den Tiſch, damit ſie abühlen ſollte. Das Hündchen, welches ſonſt immer mein Frühſtück mit mir getheilt hatte, glaubte, die Taſſe wäre für ihn hingeſetzt, und fieng an daraus zu lecken. Ich wollte ihn daran verhindern, und aus Furcht vor Schlägen ſprang er in mein Bette und ſtieß, indem dies geſchah, die Kannen und Taſſen um. Noch war ich im Begrif den Tiſch abzu-

abzuwiſchen, als ich bemerkte, daß der arme Kleine in dem Winkelchen, wohin er ſich verkrochen hatte, zu wimmern und zu heulen anfieng. Ich nahm ihn heraus, und bemerkte, daß er unter meinen Händen an zu ſchwellen fieng. In wenig Minuten ſtarb er unter traurigem Geheul.

Dieſer Vorfall machte mich aufmerkſam. Da jene Vergiftungsgeſchichte noch nicht alt war, und ich mit Grund glauben konnte: daß ein Menſch, der ein unſchuldiges Pferd vergiften kann, auch wohl einen Menſchen, deſſen Feind er iſt, vergiften könne; ſo fiel mein Verdacht ſogleich auf den Kammerdiener. Ich rief einen der übrigen Bedienten, und bat ihn dem Grafen zu ſagen, daß ich ihm eine ſehr wichtige Entdeckung zu machen hätte. Der Graf kam mit ſeinem Sohn; ich zeigte ihnen den kleinen Hund, und entdeckte ihnen meinen Verdacht wegen Lafleurs. Dieſer hatte die Stirn gehabt, nach ſolch einer That nicht nur im Hauſe zu bleiben, ſondern ſogar auf mein Zimmer zu kommen, als der Graf das Geſinde dorthin berief. Letzterer ſchwur, daß er dieſe That aufs ſtrengſte ahnden würde, wenn er den Thäter herausbrächte. Bey dieſen Worten ſahe er den Kammerdiener ſtarr an. Dieſer that alles

mögli-

mögliche, um ſich in Faſſung zu erhalten, aber der durchdringende Blick des Grafen ſchlug ſeine Unverſchämtheit zu Boden. Er wurde roth und blaß, und zitterte an allen Gliedern. Bald nachher wollte er unter irgend einem Vorwande aus der Stube, aber der Graf hielt ihn feſt und befahl ihm zu warten, während ein andrer Bedienter in die benachbarte Apotheke geſchickt wurde, um den Proviſor zu hohlen. Jetzt ſank Lafleur ohnmächtig zu Boden.

Der Proviſor kam, und ſagte aus, daß Lafleur vor einer Stunde wirklich Arſenik bey ihm gekauft habe. Als letzterer zu ſich ſelbſt kam, ward er mit dem Apotheker confrontirt; er läugnete anfangs hartnäckig Arſenik gekauft zu haben, aber er hielt es gegen die überweiſenden Gründe des Proviſors, der die übrigen Diener ſeiner Offizin gleichfalls kommen ließ, um wider ihn zu zeugen, nicht länger aus. Er warf ſich dem Grafen zu Füßen, und verſprach alles zu geſtehen, wenn er ihn nicht der Gerechtigkeit ausliefern wollte.

Der Graf verſprach ihm dieß, und nun geſtand er: ſein Vorſatz wäre allerdings geweſen mich zu vergiften, weil ich ihn um die Gnade ſeines Herrn gebracht

gebracht hätte. Der Graf ſtieß ihn von ſich, und gab Befehl ihn aus dem Hauſe zu jagen.

Wie froh war ich, daß dieſer gefährliche Feind aus dem Hauſe kam. Die übrigen Bedienten waren nicht weniger darüber erfreut, weil er ſie ſämtlich bey dem Grafen anzuſchwärzen geſucht hatte.

Fünftes Kapitel.

Liebespein.

Da ich von dieſer Seite beruhigt war, ſo bekam ich neue Muße und Luſt mit dem jungen Grafen um die Wette zu ſtudieren. In jeder Wiſſenſchaft, worinn er unterrichtet wurde, machte auch ich glückliche Fortſchritte, und der Wetteifer, der zwiſchen uns beyden dadurch rege wurde, hatte die vortheilhafteſten Folgen für unſer Wiſſen.

Als der junge Graf zur Akademie reif war, kündigte mir ſein Vater an, daß ich mich jetzt nicht mehr für ſeinen Bedienten, ſondern für ſeinen Freund, und für den Geſellſchafter ſeines Sohnes halten ſollte. Er machte mir ein Geſchenk mit einigen ſchönen Kleidern, und einer anſehnlichen Geldſumme, und bat mich, das alles, als einen kleinen

Dank für meine Treue, und als eine Aufmunterung zu fernerem Fleiße anzunehmen. Ich ergrif ſeine Hand, küßte und benetzte ſie mit Thränen der Dankbarkeit.

Einige Monate darauf reiſten wir nach der Univerſität G** ab. Der Graf wählte dieſelbe beſonders darum, weil ſie vorzüglich berühmte Männer im Staats- und Deutſchen Rechte unter ihren Profeſſoren beſaß. Er begleitete uns in eigener Perſon nach G** und empfahl uns einem Profeſſor, deſſen Bekanntſchaft er in Pyrmont gemacht hatte. Dieſer empfieng uns ſehr ausgezeichnet, und nahm uns in Wohnung und Koſt. Den folgenden Tag reiſte der Graf wieder ab, und unſere Thränen und heißen Wünſche folgten ihm. Wir beſchloſſen, ihm und uns zu Liebe, unſere Pflichten in ihrem ganzen Umgange zu erfüllen.

Als wir einmal einen der vornehmſten Prediger beſuchten, um eine rührende und lichtvolle Predigt zu hören, kam ich durch einen Zufall neben einem Frauenzimmer zu ſitzen, das meine ganze Andacht an ſich feſſelte. Noch nie hatte ich empfunden, was ich bey ihrem Anblick empfand. Als die Kirche aus war, und ſie aufſtand, folgte ich ihr, um mir ihre

Wohnung zu merken. Von ungefähr verlohr ſie ihr Schnupftuch. Ich hob es auf und überreichte es ihr mit einer tiefen Verbeugung. O wie ward mir, als ihr heiteres Auge dem meinigen begegnete, als einige ſüſſe Worte zum Dank über ihre ſchönen Lippen floſſen! — Ich folgte ihr in einiger Entfernung, aber der junge Graf, der einen andern Weg gehen wollte, machte dadurch, daß ich ſie aus den Augen verlohr, ohne daß ich Muth genug gehabt hätte ihm zu geſtehen, was ich dadurch verlohren hätte.

Ich hatte in den Romanen viel von Liebe und ihren Wirkungen geleſen: aber alle ihre Schilderungen däuchteten mir nur Schatten von den Unruhen zu ſeyn, die jetzt in meinem Herzen ſtürmten. — Mit jedem Tage wurde meine Seelenkrankheit heftiger, weil es mir nicht gelingen wollte das Mädchen, welches mir mein Herz geraubt hatte, wieder zu finden. Mein Freund, der junge Graf, bemerkte meine Unruhe und Melancholie ſehr bald. Er fragte mich mehr als einmal nach der Urſache derſelben, aber das Geheimniß blieb in meinem Herzen verſchloſſen: ich ſagte ihm blos, daß ich mich nicht wohl befände. Ich verſäumte nicht mich den

nächſten

nächſten Sonntag in der Kirche einzufinden, aber ich ſah ſie nicht. Ich lief die eine Straße herauf, die andere hinab, aber ich fand ſie nicht. Sie ſchien ganz aus der Stadt verſchwunden zu ſeyn.

Sechſtes Kapitel.

Noch ärger.

Unterdeſſen brachte die Liebe ihre gewöhnlichen Wirkungen bey mir hervor: alles, was mir vorhin Freude gemacht hatte, war mir jetzt gleichgültig oder verhaßt. Ich ſtudierte nicht, weil ich zerſtreut war; ich aß nicht, weil mich nicht hungerte. Eine Wolke von Trübſinn überzog meine Stirn, und kündigte innern Mißmuth und Gram an. Ich floh alle menſchliche Geſellſchaft, und unterhielt mich auf gut Arcadiſch mit Bäumen, Blumen und Quellen. Hinter jedem Gebüſche vermuthete ich meine Herzensbeherrſcherin; hinter jeder Mädchenfigur lief ich her; an jedem offenen Fenſter glaubte ich ſie zu ſehen; ich ſuchte ſie in der Sonne, im Monde, unter den Sternen; aus jeder Nachtigall hörte ich ihre Stimme flöten; jedes Clavier, das ich ſpielen hörte, ſchien von ihren kleinen Fingern gerührt zu werden: Kurz, ich war ein Thor, und war glücklich durch dieſe Thorheit.

Auf dieſe Krankheit des Geiſtes folgte bald die Krankheit des Körpers. Ein hitziges Fieber ergriff mich, und warf mich aufs Krankenlager nieder. Der Graf und der Profeſſor, unſer Hauswirth, wußten nicht, was ſie zu dieſer Erſcheinung ſagen ſollten. Sie vermutheten hin und her, trafen aber nie den rechten Punkt. Aber die Profeſſorin, eine noch ganz artige Frau, die ſich auf Krankheiten dieſer Art beſſer verſtehen mochte, kam mir bald näher auf die Fährte; nur daß ſie in ſo fern fehl ſchloß, daß ſie glaubte, ſie habe mir dieſe Krankheit zugezogen. Zu dieſer Vermuthung konnte ihre Eigenliebe ſie ſehr leicht verleiten, weil ich mich beſtändig ſehr artig und zuvorkommend gegen ſie benommen, und zuweilen auch wohl in ihrer Anweſenheit geſeufzt hatte. Ihr Herz war zu menſchenfreundlich, und ihr Gewiſſen zu zart, als daß ſie einen jungen Menſchen aus Liebe zu ihr hätte ſollen ſterben laſſen. Sie war ſonach entſchloſſen mich von meiner Krankheit zu heilen.

In dieſer Abſicht kam ſie eines Tages, als ich vor meinen Fieber-Anfällen Ruhe hatte, auf mein Zimmer, ſetzte ſich vor mein Bette und nahm mei-

ne

ne Hand: Wollen ſie nicht endlich, mein Lieber, hub ſie an: das Geheimniß entdecken, das ſie an den Rand des Grabes bringt? Einer Freundin entdecken, die alles anwenden wird, was in ihren Kräften ſteht, um ſie zu heilen?

Ich erröthete über und über und blieb ſtumm. Sie drang von neuem mit zärtlichem Ungeſtüm in mich, und verſprach mir alles, was ein mitleidiges Weiberherz bey Gelegenheiten dieſer Art verſprechen kann. Sie überwand endlich meine hartnäckige Schamhaftigkeit, und ich erzählte ihr alles, was man weiß.

Während meiner Erzählung wurde die Hand, worinn ſie die meinige geſchloſſen hielt, immer lockerer und lockerer; die Thränen aus ihren Augen verſchwanden; ihr wahres Mitleid verwandelte ſich in die Pantomine deſſelben, und bald ſah ich ſie ſteif und kalt und gähnend vor mir ſitzen. Doch kam ſie als ein kluges Weib ſehr bald von ihrer Verwirrung zurück, lobte mich, daß ich noch ſolch einer ſtarken, in unſern Tagen völlig unerhörten Liebe fähig wäre, und verließ mich endlich mit einigen leichten Tröſtungen, die ſie in einem gezwungenen Tone, der gegen ihre vorige Herzensſprache ſehr ſichtbar abſtach, mühſam herſtotterte.

Mein Geheimniß war ſonach entdeckt: dies ließ mich der Profeſſor und mein Freund Viereck bald merken. Letzterer kam zu mir, ſetzte ſich vor mein Bette, und nahm mich bey der Hand: aber wie kömmts, Lieber, hub er an, daß du gegen mich, deinen einzigen Freund, wegen der Urſach deiner Krankheit ſo zurückhaltend biſt? Ich bitte dich: entdecke dich mir! Alles, was ich im Vermögen habe, ſieht dir zu Dienſten: Nur rede und reiß mich aus meiner Unruhe! Glaube nicht, lieber Viereck, erwiederte ich, daß es Mangel an Vertrauen, oder Zweifel an deiner Theilnehmung war, wenn ich mich dir nicht entdeckte: Scham war es, bloße Scham über meine eigene Schwachheit. Ich fühle, daß ich ein Thor bin, darum wollte ich dich nicht mit meiner Thorheit beläſtigen. —

Darauf erzählte ich ihm mein Abentheuer in der Kirche: daß ich mit dem erſten Schlage mich in eine Unbekannte verliebt hätte; daß ich mir alle erſinnliche Mühe gegeben ſie wieder zu finden, aber vergebens nach ihr geſucht und geſeufzt hätte; und endlich daß ich, wenn ich ſie nicht wiederſehen und ihr meine Liebe erklären könnte, unfehlbar des Todes ſeyn würde.

Der Graf erſtaunte über dieſe romanhafte Erklä-

rung

rung. Er ließ mich die Thorheit bemerken, die darinn ſteckte: ſich auf den erſten Blick in eine Unbekannte zu verlieben, ohne mich zu erkundigen, wer ſie wäre, und mit der Gefahr, daß eben dieſe Unvergleichliche weder meiner Liebe, noch ſo gar meiner Gleichgültigkeit werth wäre. Es wäre nicht unmöglich, ſetzte er hinzu: daß ich ſie, nach langem Schmachten, als eine von denen kennen lernte, die Geld lieber haben, als Seufzer, und die ſich über alle Erwartung durch meine Liebe geſchmeichelt finden könnte, weil ſie ſich derſelben unwerth fühlte. Er ſchloß mit dem Verſprechen, daß er alle Kirchen und öffentlichen Häuſer, alle Gärten und umliegenden Dörfer durchſtreichen würde, um die ſchöne Herzensräuberin aufzujagen, und heraus zu bringen, wer ſie wäre. Eine Abentheurerin ſchien ſie ihm auf jeden Fall.

Hör auf! ſchrie ich, mit Wuth und Erbitterung: du ſchmähſt das herrlichſte Mädchen, das je in Engels-Geſtalt unter den Sterblichen herumgewandelt iſt. Die ſtille Größe, die Majeſtät in den Bewegungen, der Himmel in ihren Augen, und der Necktar auf ihren Lippen, zeigten zu deutlich, daß ſie einzig unter ihrem Geſchlechte iſt, und daß ich ein Elender bin, der nicht einmal einen

Blick von ihr verdient. — Die Sorgfalt, die du anwenden willſt, ſie aufzuſuchen, iſt Dankes werth, aber ich zweiſle, daß es dir glücken wird; und wenn es dir glückt: wird das meinem Herzen die Ruhe wieder geben? Ich bin nicht ſo thöricht mich mit der Hofnung zu ſchmeicheln, ihre Liebe je zu verdienen. Alſo, lieber Viereck, iſt alles, was ich dich bitten kann, dies: flehe den Himmel für mich an, daß er mich bald aus dieſer elenden Welt entrückt' —

Der Graf hatte große Mühe bey dieſer Jeremiade das Lachen zu verbeiſſen, da er indeſſen wußte, daß man dem Narren nach ſeiner Narrheit antworten muß, ſo bezeigte er mir in aller Form ſein brüderliches Mitleid, und verſprach mir bald troſtreiche Nachrichten zu bringen.

Siebentes Kapitel.

Strahlen der Hofnung.

Es vergiengen zwey Tage, ehe er Wort hielt; aber am dritten kam er triumphirend auf mein Zimmer geſprungen, und rief: luſtig, Bruder, luſtig! Tröſte dich, ich habe ſie gefunden! ich ſprang mit

beyden

beyden Füſſen zugleich aus dem Bette, und fühlte mich ſo friſch und geſund, als ich nie geweſen war. Er erzählte mir, daß er von ungefähr durch die G** Straſe gekommen ſey, und an einem Fenſter ein Frauenzimmer geſehen habe, welches, einige zu friſche Farben abgerechnet, dem Gemählde, das ich ihm von meiner Herzenskönigin gemacht, um ein Haar geglichen hätte. Zugleich wäre ein Student von ſeiner Bekanntſchaft aus eben dieſem Hanſe gekommen, bey dem er ſich nach der ſchönen Unbekannten erkundigt hätte. Dieſer habe ſie für ſeine Schweſter erklärt, die ſeit kurzer Zeit mit ſeiner Mutter vom Lande herein gezogen wäre, und für beſtändig in G** zu wohnen gedächte. Nun iſt alles gut! ſo ſchloß er: du ſollſt Bekanntſchaft mit ihrem Bruder machen, und dann wird es nicht ſchwer ſeyn bey Mutter und Schweſter Zutritt zu erhalten.

So machte ich binnen fünf Minuten den ſchnellſten Uebergang von Verzweiflung zur Hofnung, und vom Tode zum Leben. Meine Kräfte kamen zuſehends zurück, und in wenig Tagen war ich wieder im Stande auszugehen. Wohin mein erſter Gang gerichtet war, wird man leicht vermuthen. Ich trottirte die Straße, auf welcher mein Ein und

Alles wohnte, unverdroſſen vier bis fünfmal auf und ab, und hatte endlich das Glück ſie in dem bezeichneten Hauſe am Fenſter wirklich zu ſehen. Ich verlohr Faſſung und Gleichgewicht, und meine Füſſe wurden mir ſo leicht, wie Schwefelhölzchen. Ich war geblendet von dem Glanz ihrer Schönheit, die jetzt in einem weit hellern Lichte ſtrahlte, als da ich ſie das erſtemal ſah. Sie war von mittler Größe, aber fein und ſchlank gewachſen. Ihr Haar, das, jedes einzeln genommen, eine Feſſel für meine Freyheit war, ſchattirte vom Nußbraun ins Schwarze herüber. Ihr helles ſchwarzes Auge, welches ein Herz von Eis in Flammen geſteckt haben würde, ſtrahlte voll Milde auf mich herab, und machte mir den Kopf ſo drehend, daß ich Bewußtſeyn und Faſſung verlohr.

Ich machte ihr eine tiefe Verbeugung, die mir ſo übel gerieth, daß ich eine alte Frau, die mir entgegen kam, die ich aber nicht geſehen hatte, um und um ſtieß, und mir eine gewaltige Litaney von Scheltworten dadurch zuzog. Meine Geliebte hätte dies comiſch finden ſollen; aber ich war ſelbſt zu ernſthaft, als daß ich ihr dies hätte zutrauen können. Ich machte mich, ſo gut ich konnte, von dem alten zankſüchtigen Weibe los,

und

und gieng die Straße hinunter, um — ſie wieder herauf zu gehen. Ich ſah mich um, und bemerkte, daß ſie das Fenſter aufgemacht hatte: dieſe Gelegenheit nutzte ich, um ihr noch ein Compliment aus der Ferne zu machen; und ich glaubte, ſo ſchlecht ich auch ſonſt in die Ferne ſehen konnte, dennoch jetzt ſehr deutlich geſehen zu haben, daß ſie mir mit einer himmliſchen Freundlichkeit dankte.

Am Ende der Straße ſah ich mich noch einmal um, und bemerkte, daß eine Magd aus dem Hauſe kam, welcher der Abgott meines Herzens noch einige Aufträge auf den Weg zu geben ſchien. Dies überzeugte mich, daß ſie die Zofe meiner Gebieterin ſey. Sie kam die Gaſſe herunter, und ich überlegte, während ſie ſich näherte, ob ich ſie anreden ſollte oder nicht. Ich nahm endlich mein ganzes Herz zuſammen, und redete ſie an. Zuerſt erkundigte ich mich, ob ſie bey jenem ſchönen Frauenzimmer diente: ſie erwiederte ja; ob ihre Gebieterin etwa krank geweſen wäre, weil ich ſo lange nicht das Glück gehabt hätte ſie zu ſehen; ſie erwiederte nein. Dieſe kurzen Antworten brachten mich außer Faßung; aber ich bemerkte bald, daß ſie nicht im Ernſt gegeben wurden. Ihre anfangs finſtre Miene heiterte ſich nach und nach auf, und ihre ſchwere Zunge ward wunderleicht. Vielleicht glaubte ſie ſich dadurch ſehr geehrt, daß ein junger wohlgekleideter Herr auf öffentlicher Straße ſo lange mit ihr converſirte; oder ſie konnte auch ſchon durch ihre Gebieterin, deren Vertraute ſie einigen Aeußerungen nach zu ſeyn ſchien, aufmerkſam auf mich gemacht worden ſeyn. Genug, ſie wurde beredt, und erzählte mir ein großes Stück von der Familiengeſchichte ihrer Herrſchaft. Die Mutter, ſagte ſie unter andern, wäre ſehr ſtrenge, lebte ſehr eingezogen, und verſagte ihrer Tochter allen Umgang mit jungen Leuten. — Bey dieſen Worten entfuhr mir ein ſchwerer Seufzer. Sie ſah mich ſchalkhaft an, und fragte mich, was mir fehlte? Ich ergrif dieſen Wink, um ihr mein ganzes Herz mit allen ſeinen Leiden und Unruhen zu entdecken. Ich beſchwor ſie ein Wort bey ihrer Gebieterin für mich zu ſprechen, und gelobte ihr goldne Berge dafür. Als ich ſie willig dazu fand, drang ich auch in ſie mir eine Gelegenheit zu verſchaffen, wo ich meine Angebetete allein ſprechen könnte: aber ſie verſicherte, dies ſey unmöglich, weil die Mutter ſie aufmerkſam bewachte; daß ich aber vielleicht eine Gelegenheit finden könnte ihr ein Brieſchen zuzuſpielen, worinn ich ihr den Zuſtand meines Herzens entdeckte.

Dieſes freundliche Anerbieten machte mir neue und groſe Hofnung. Ich drückte ihr einen Thaler in die Hand, und bat ſie mir dieſe Gelegenheit Morgen zu verſchaffen. Sie wollte anfangs das Geld nicht nehmen, und verſicherte, daß ſie alles, was ſie für mich thue, und noch thun würde, aus wahrem Mitleid für mich thäte. Aber es gelang mir doch ihr den Thaler in die Taſche zu zwingen, und von ihr das Verſprechen zu erhalten, daß ſie ihrer Gebieterin einen Brief von mir überbringen wollte. Ich ſagte ihr meine Wohnung, und lief fort den Brief, der ſchon längſt concipirt war, auf ſchönes roſenrothes Papier abzuſchreiben. Mein Entzücken kann ſich nur der denken, welcher in meiner Lage geweſen iſt. Ich konnte den folgenden Tag nicht erwarten, konnte nicht eſſen, nicht trinken, nicht ſchlafen; aber meinen Brief auswendig lernen, ableſen, abwimmern, und abdeclamiren, das konnte ich! — Den andern Tag kam Louiſe, ſo hieß die Magd, und hohlte den Brief wirklich ab. Hatte mir der vorige Tag und die vorige Nacht zwey Ewigkeiten gedäucht, ſo däuchtete mir dieſer und die folgende Nacht zwanzig.

Achtes Kapitel.

Noviziat der Liebe.

Die erwünſchte Stunde kam endlich und mit ihr Louiſe. Sie ſagte mir, daß ihre Gebieterin meinen Brief nicht ganz mißfällig aufgenommen hätte, aber ihn nicht beantworten würde. Doch ſetzte ſie im Vertrauen hinzu: ſie würde dieſen Abend mit einer Freundin in die Comödie gehen, wo ich mir vielleicht Gelegenheit machen könnte ſie zu ſprechen, und mich ihr mündlich zu erklären. Dieſer Wink richtete mich wieder auf. Louiſe verließ mich, und ich empfahl ihr meine Sache mit der allerhöchſten Wärme.

Ich beſchäftigte mich ſo lange, bis es Zeit war in die Comödie zu gehen, damit: daß ich herzbrechende Tyraden einſtudirte, wodurch ich ihr mein brennendes Verlangen näher, mit ihr bekannt zu ſeyn, erklären wollte. Ich ſprach darinn nur von Bekanntſchaft und Freundſchaft, denn mir träumte: es wäre unanſtändig, gleich bey der erſten Unterredung, mit einem Frauenzimmer von Liebe zu zu ſprechen. Mir ahndete nicht, daß dieſe Vorſtellung eine Sottiſe wäre.

Ich gieng eine volle Stunde vor der gewöhnlichen Zeit nach dem Comödienhauſe, und ſtellte mich an die Thür, um ſie nicht zu verfehlen. Sie kam eine halbe Stunde nach mir, mithin auch etwas früher, als gewöhnlich, und dies hätte mir Muth machen ſollen, wenn man durch die erſte Liebe nicht zum Haſen würde. Sie gieng vor mir vorbey, und ich machte ihr eine tiefe Verbeugung. Sie ſetzte ſich mit ihrer Freundin ungefähr drey Schritte von mir nieder. Dies war nicht weit, aber es dauerte eine gute halbe Stunde, eh ich dieſe kleine Strecke mit Angſt und Schweiß zurücklegte. Ich nahm endlich hinter ihr Platz und ſagte: Es iſt ſehr finſter im Comödienhauſe. — Ja, ſagte ſie: ſehr finſter! — Es folgte eine Pauſe. — Das Stück wird ſehr rührend ſeyn! ſagte ich. — Sehr rührend! erwiederte ſie. — Wieder eine Pauſe. — Iſt ihnen das Stück ſchon bekannt? ſagte ich. — Ich habe es geleſen! ſagte ſie. — Von neuem eine Pauſe — So fragte ich und ſo antwortete ſie, bis der Vorhang aufgezogen wurde. Ich hatte immer noch nicht Gelegenheit gehabt, ſie meiner — **Freundſchaft** zu verſichern.

Während des Spiels wagte ich es nicht ſie in ihrer Aufmerkſamkeit zu unterbrechen. Ich bemühte mich ſchwere Seufzer aus meiner gepreßten Bruſt herausſteigen zu laſſen, um ihr dadurch meine Freundſchaft zu erklären. Es fiel mir nicht ein, daß ſie über die Urſache derſelben zweifelhaft ſeyn könnte. Das Stück war zwar ſehr rührend, aber es fiel mir doch nicht ein.

Zwiſchen dem erſten und zweyten Akt ſtand ſie mit ihrer Freundin auf, und auch ich ſtand auf, mit dem feſten Entſchluß, nachzuhohlen, was ich vorhin verſäumt hatte. Sie machte mit ihrem Kopf eine Bewegung, und ſah mich aus den Augenwinkeln an. Ich ſchloß daraus, daß ſie mir etwas ſagen wollte, und fragte ſie: was ſie befehle? Nichts! erwiederte ſie; und ich war wie vor den Kopf geſchlagen. Dieſe kurze Antwort hob mich dergeſtalt aus dem Sattel, daß der Vorhang ſchon wieder aufrollte, eh ich ergrübeln konnte, was ich ihr ſagen wollte. Die Lektion, die ich zu Hauſe ſo fertig gekonnt hatte, war völlig aus meinem Gedächtniß verſchwunden.

Der zweyte Akt des Trauerſpiels war nicht ſo anziehend, als der erſte: ich glaubte es alſo wagen zu dürfen ein Wort mit ihr zu ſprechen. Nur ſtieß ſichs immer noch daran, was ich ihr ſagen wollte. Ich nahm endlich meine Doſe heraus, reichte ihr dieſelbe, und ſtotterte dabey: Iſt ihnen gefällig? — Ich nehme keinen Tobak, erwiederte ſie. Ich ward von neuem zum Schaafe. Alle meine Glieder zitterten, das Blut ſtieg mir ins Geſicht, und Scham und Schande wollten mir das Herz abſtoßen.

Den Zwiſchenraum zwiſchen dem zweyten und dritten Akt brachte ich damit zu, daß ich ausſtudirte, was ich ihr zwiſchen dem dritten und vierten ſagen wollte.

Der dritte Akt war wieder ſehr rührend, und ich bemerkte, daß ſie bey einer vorzüglich ſchönen Stelle, mit einer hellen Thräne im Auge, ſich halb nach mir umwandte. Gott! ſeufzte ich aus der Fülle meines Herzens. — Gott! ſeufzte ſie. — Ich wollte ihr in dieſem Augenblick eine Menge herrlicher Sachen über ihr fühlbares Herz ſagen, aber die Zunge lag mir wie Bley im Munde, und ſonach gieng dieſe ſchöne Gelegenheit wieder ungenutzt vorbey.

Zwiſchen dem dritten und vierten Akt machte mir das Geräuſch der Muſik von neuem Muth ein

Wort

Wort zu wagen, vermuthlich weil ich insgeheim überzeugt war, daß ſie mich — nicht verſtehen würde.

Ich fieng ſonach ſtammelnd an ihr über ihr feines Gefühl einige Complimente zu ſagen; ich hatte ſogar den Muth den Wunſch zu außern, daß ich der Schauſpieler ſeyn möchte, der ihr jene ſchöne Thräne erpreßt hätte. Sie nahm dieſe Aeußerung gefälligſt auf, und machte mir dadurch daß ſie ſich meinen Comödienzettel ausbath, neuen Muth. Ich gab ihr denſelben, aber — verkehrt. Sie las das Verzeichniß der handelnden Perſonnen, wie es ſchien, ſehr aufmerkſam durch, ſprach mit ihrer Freundin heimlich einige Worte, und gab mir darauf den Zettel zurück. Ich hatte wirklich Herz genug ihr den Finger, der von ungefähr meine Hand berührte, zärtlich zu drücken. Ich glaubte zu fühlen, daß ſie mir mit beſagtem Finger — die Hand drückte, und gerieth dadurch von neuem ſo außer mir, daß meine Zunge, die vorhin auf ſo gutem Wege war, von neuem an zu ſtocken fieng.

Ich würde nicht fertig, wenn ich alle die kleinen Merkmale von — Verrücktheit, die ich während der Vorſtellung des Stücks äuſſerte, wieder erzählen wollte.

wollte. Genug die Comödie gieng zu Ende, und ich hatte es ihr immer noch nicht geſagt, daß ich ihr — Freund wäre. Es war alſo die höchſte Zeit, daß ich es that; und endlich fand ſich ein nothgedrungener Muth bey mir ein.

Ich both ihr, als ſie mit ihrer Freundin aus dem Comödienhauſe gieng, meinen Arm an. Sie machte einige kleine Umſtände, ſchloß ſich aber doch endlich an mich. Ich ergrif ihren Arm, und drückte ihn, da ſie mir gerade zur Linken gieng, mit der allerhöchſten Jnbrunſt an mein Herz. Unterweges äußerte ſie, daß ſie eine Freundin der Lektüre ſey, und ich ergrif dieſe Gelegenheit ihr meine ganze Bibliothek zum Gebrauch anzubieten, und bath ſie, mir eine Stunde zu beſtimmen, wo ich ihr einen Theil derſelben überbringen könnte. Sie war in einiger Verlegenheit, wurde aber von ihrer Freundin aus derſelben geriſſen: dieſe erboth ſich die Bücher ſo lange anzunehmen, bis ſie dieſelben könnte abhohlen laſſen. Zugleich beſtimmte ſie mir eine Stunde, wo ich ſie zu Hauſe treffen würde.

Unterdeſſen kamen wir vor dem Hauſe meiner Geliebten, die, wie ich erfuhr, **Sophie** hieß, an; ich drückte ihr zum Abſchiede den feurigſten Kuß auf die Hand, und glaubte abermals zu fühlen, daß ſie mir die Hand drückte. Noch einmal ſah ſie ſich nach mir um, und darauf verſchwand ſie. Ich brachte nun auch ihre Freundin zu Hauſe. Seelig, im höchſten Verſtande des Worts, warf ich mich auf mein Bette, und wiegte mich mit roſenfarbnen Phantaſien und Träumen in einen ſüſſen Schlummer ein.

Neuntes Kapitel.

Unglück und Glück bey einander.

Ich fand mich den andern Tag zur beſtimmten Zeit mit meinen Büchern ein. Sophiens Freundin empfieng mich ſehr höflich. Sie ſah von Zeit zu Zeit aus dem Fenſter, als ob ſie jemand erwartete. Ich nahm mir die Freyheit ſie zu fragen, ob ſie auf Beſuch hofte, und ſie erwiederte, daß ſie Sophien ſelbſt erwartete. Bey dieſen Worten glühete ich über und über, und ſo geſprächig ich vorhin geweſen war, ſo ſtumm wurde ich nach dieſer Aeuſſerung. Sophie kam wirklich. Ich eilte ihr entgegen, und aus ihren ſchönen Augen lachte eine ſanfte Freude. Ich fühlte mich weit herzhafter, als den Tag vorher, und da uns Wilhelmine, (ſo hieß Sophiens Freundin) einige Augenblicke allein ließ, ſo nutzte ich dieſe, um Sophien mit niedergeſchlagenen Augen zu fragen: ob ſie meinen Brief erhalten hätte? Sie erwiederte erröthend ja; und nun ſtürzte ich ihr zu Füſſen, ergrif ihre Hand, drückte ſie an mein Herz und bath ſie, ihr jezt noch einmal mündlich wiederhohlen zu dürfen, was ich ihr damals ſchriftlich geſagt hätte. Sie hob mich mit ſichtbarer Verwirrung auf und ſtammelte einige abgeriſſene Worte, die, ſo undeutlich ſie auch geſagt wurden, dennoch von ihren Blicken ſehr faßlich commentirt wurden. Ich ſchloß ſie an mein Herz, und von dem Augenblick an hattten wir uns verſtanden. Sie las Liebe in meinen Augen, und ich in den ihrigen, Gegenliebe.

Ich äußerte den Wunſch ſie in ihrem eignen Hauſe beſuchen zu dürfen; aber ſie verſicherte mir, dies ſey unmöglich; beſonders jezt, da ihr Bruder verreiſt wäre, und ich mithin ſeine Bekanntſchaft nicht machen könnte. Aber, ſo wie wir uns heute ſähen, könnten wir uns öfter ſehen. Nur ſollte ich ſo vorſichtig ſeyn und Wilhelminen in der Ungewißheit laſſen, ob ich ihrent- oder ihrer Freundin wegen käme. So unerfahren ich auch noch in der Geſchichte des weiblichen Herzens war, verſtand ich doch dieſen Wink, und beſchloß ihn zu nutzen. Sophie entfernte ſich bald nachher; aber ich that mir Gewalt an, und blieb noch gegen eine Stunde bey Wilhelminen, welcher ich mit geläufiger Zunge alle die Artigkeiten ſagte, die ich Sophien hätte ſagen ſollen, die ich aber in ihrer Gegenwart heraus zu bringen nicht ſo glücklich geweſen war. Das gute Mädchen ſchien dieſelben für baares Geld anzunehmen, und ihre Antworten bewieſen deutlich, daß ſie mir meine Rolle nicht ſehr ſchwer machen würde. So ſah ich Sophien einige Tage hindurch ungeſtöhrt, während welcher es mir gelang ihr Herz mit ihrer Liebe völlig zu gewinnen.

Ein trauriger Zufall ſollte ihr Herz und Schickſal noch näher an mich feſſeln. Als ich eines Abends ziemlich ſpät von Wilhelminen nach Hauſe gieng, bekam ich plözlich in einer engen Gaſſe einen Schlag über den Kopf, der mich betäubt und ſinnlos zu Boden warf. Zum Glück war ein Nachtwächter in der Nähe, der auf mein Geſchrey herzu eilte, Lerm machte, und mich mit einigen andern Herbeyeilenden zu einem Wundarzte trug. Als ich durch deſſen Hülfe wieder zu mir ſelbſt gekommen war, fragte man mich nach meiner Wohnung. Ich

zeigte

zeigte ſie an, und man brachte mich in einem Wagen nach derſelben. Mein Freund Viereck war erſtaunt, mich in dieſem traurigen Zuſtande zu ſehen. Er neigte ſich mit naſſen Augen über mein Bette, und ſagte mir alles, was Schmerz und Mitleid einem edlen Herzen eingeben können. Er fragte mich, wer mir den ſchrecklichen Schlag gegeben, und wo er ihn mir gegeben hätte? letzteres wußte ich wohl, aber erſteres nicht. Ich ſtrengte alle meine Sinne an den Thäter heraus zu bringen, aber es gelang mir eben ſo wenig, als meinem Freunde. Wir glaubten endlich: man habe mich für einen Andern gehalten, und mich ſtatt ſeiner ſo meuchelmörderiſch angegriffen.

Mein Zuſtand war ſehr bedenklich, und der Schmerz raubte mir periodenweiſe den Verſtand. Die angeſtrengteſte Sorgfalt des Wundarztes ſchien nichts auszurichten; aber die Liebe kam, gab meiner Seele neuen Muth, und dies wirkte auf meinen Körper ſo kräftig zurück, daß es ſich bald zur Beſſerung mit mir anließ. Ich empfieng nämlich zwey Tage nach dieſem traurigen Vorfall folgendes Billet;

„Ihr Unglück, mein Theuerſter, und die Ungewißheit, worinn ich wegen Ihres Befindens

bin,

bin, werden mir das Leben rauben. Wenden Sie alles an, ich beſchwöre Sie, ſich ein Leben zu erhalten, das mit dem meinigen ſo innig verbunden iſt. Meine Liebe iſt ſtärker als der Tod, der mir Leben ſeyn wird, wenn er mich wieder mit Ihnen vereinigt. Ich bitte und beſchwöre Sie, nur um drey Zeilen von Ihrer eigenen Hand, die mir Ihr Leben oder Ihren Tod verkündigen.

Sophie.“

Louiſe ſtand, während ich dieſes Billet las, weinend vor meinem Bette, und drückte mir mit innigſter Theilnehmung die Hand. Ich rief nach Feder und Tinte, und man brachte mir beydes:

„Ich lebe, Sophie, ich lebe, ſchrieb ich ihr zurück: Ihre Theilnehmung und Liebe haben mir das Leben zurück gegeben. Zwar bin ich noch nicht aus aller Gefahr, aber der Gedanke, Sie dereinſt auf ewig zu beſitzen, macht mich dieſe Gefahr vergeſſen, und zaubert mich vom Rande des Grabes zu einem himmliſchen Leben zurück! In wenig Tagen hoffe ich Sie ſelbſt wieder zu ſehen!“ —

Dieſe beyden Billets ſchienen die goldene Kette zu ſeyn, die unſere Herzen auf ewig aneinander feſſelten. Ich lebte in Sophien, und ſie lebte in mir, und unſer Glück hatte keine Gränzen.

Ich vergaß während dieſes Wonnetaumels meine Wunde und den Böſewicht, der ſie mir ſchlug, weil ſie ſo glückliche Folgen für mich gehabt hatte.

Indeſſen hatte man den Meuchelmörder ſchon den zweyten Tag heraus. Ein andrer Nachtwächter ſah an jenem Abend einen Menſchen auf ſich zu laufen, der einen ſtarken Knittel in der Hand hielt, und ihm dadurch eben ſo ſehr, als durch ſeine Eilfertigkeit, verdächtig wurde. Er redete ihn an, und da ihm jener zu entweichen ſuchte, ſo warf er ihm ſeine Stange zwiſchen die Beine, und machte dadurch, daß er zur Erde ſtürzte. Nun ergrif er ihn, nahm ihm ſeinen Knittel und führte ihn zur Schaarwache. Unterdeſſen war der andre Nachtwächter, der mich aufgehoben hatte, auch dorthin gekommen, und hatte den Vorfall erzählt. Man warf ſogleich Verdacht auf den Eingefangenen, und man wurde dadurch in ſeinen Vermuthungen beſtärkt, daß man Blut an ſeinem Knittel fand. Man nahm ihn feſt, um ihn den folgenden Tag zu verhören.

Da ich nicht ſelbſt bey der Inquiſition gegenwärtig ſeyn konnte, ſo gieng Viereck ſtatt meiner hin. Der Verbrecher ward vorgeführt, und der Graf erkannte in ihm — den Kammerdiener Lafleur. — Nun erzählte der Graf dem Stadtrichter, wer dieſer Menſch wäre, und was es für eine Bewandniß mit dem meuchelmörderiſchen Anfall hätte, den er auf mich gethan. Lafleur wollte anfangs geradezu alles läugnen, aber die Beweiſe wider ihn lagen zu klar am Tage. Er ward verurtheilt, auf ewig an die Karre geſchmiedet zu werden. Sonach wurde ich jetzt erſt von meinem Todfeinde auf immer befreyt.

Zehntes Kapitel.

Schreckliche Störung.

Der Wundarzt hatte ſeine Noth mit mir. Der Verband um den Kopf war mir unausſtehlich von dem Tage an, wo ich Sophiens Billet erhalten hatte. Schon den achten Tag der Kur wollte ich fort, und der Wundarzt hatte aller ſeiner Ueberredungsgabe und Viereck des ganzen Gewichts ſeiner Freundſchaft nöthig, um mich von meinem Vorſatz abzulenken. Endlich war ich ſo weit wieder hergeſtellt, daß man mir erlaubte auszufahren. Mein erſter Beſuch war natürlich ein Beſuch bey Wilhelminen: Das gute Mädchen, das immer noch in dem Wahne ſtand, daß es mir um ſie zu thun wäre, empfieng mich mit einer Freude, die mir ein gewiſſes ängſtliches Herzklopfen erweckte, wovon das Bewußtſeyn, daß ich es nicht verdiente, unſtreitig die Quelle war. Sie ſchickte freudig zu Sophien, und dieſe erſchien augenblicklich.

Wie ward mir, als ſie ins Zimmer trat! Mit ofnen Armen eilte ich auf ſie zu, ſchloß ſie an meine Bruſt, und weinte Freudenthränen, während mein Herz an ihr Herz gedruckt hörbar ſchlug. Ihr Entzücken war nicht minder ſtark, als das meinige, und wir bewieſen durch dieſe ungeſtümmen Regungen unſrer Herzen, daß Wilhelmine die — dritte Perſon in unſerm Kleeblatt ſey.

Wirklich giengen ihr jetzt zum erſtenmal die Augen auf, und unſer ganzer Plan lag ihr klar vor Augen; denn der Empfang, womit ich Sophien entgegen kam, war ganz ein anderer, als der, der ihr von mir geworden war. Entweder aus Verdruß, oder um ihrer Sache ganz gewiß zu werden, verließ ſie unter einem Vorwande das Zimmer. Kaum hatte ſie den Rücken gewandt, als ich mich Sophien von neuem um den Hals warf, und ihr alles ſagte, und von ihr alles hörte, was Liebende, wie wir, nach einer langen gefährlichen Trennung ſich ſagen können: Wie froh bin ich, rief Sophie, daß ſie wieder leben, daß ſie wieder der meinige ſind!

Der Ihrige, Sophie? erwiederte ich: aber ach! auf wie lange? Furcht und Hofnung kämpfen wechſelweiſe in meinem Herzen! Ich liebe ſie mit einer Liebe, die ewig nicht aufhören wird, aber vielleicht aufhören muß! O! dieſer Zwang, den eine ſtrenge Mutter unſrer Liebe auflegt: wird er ſich nicht vielleicht in ewige Trennung verwandeln? und iſt wohl die mindeſte Hofnung da ihr Schickſal ſo feſt an das meinige zu knüpfen, daß nur der Tod dies Band auflöſen kann? —

O, hören ſie auf, rief Sophie mit einem tiefen Seufzer: Ihre Ahndungen zerreißen mir das Herz, das ſchon ähnliche Ahndungen beſtürmen. Ach, wenn ich meinen Neigungen folgen dürfte, ſo wäre ich heute noch auf ewig die ihrige! — Sie ſchlug ihr naſſes Auge erröthend nieder. — Aber, fuhr ſie fort:

ich ſteh unter der Gewalt einer ſtrengen und herrſchſüchtigen Mutter, und unter der Aufſicht eines argwöhniſchen Bruders, die ſich durch mein Vermögen zu hohen Erwartungen in Abſicht meines künftigen Gemahls berechtigt glauben. — Durch ein Wunder iſt es zugegangen, daß ſie unſere Verbindung noch nicht entdeckt haben; — und wenn vollends Wilhelmine dahinter käme, daß wir ſie betrügen. —

Bey dieſen Worten ſprang die Thür auf, und Wilhelmine trat, über und über von Verdruß glühend, herein. Sie ſuchte die Bewegungen ihres Herzens zu verbergen, aber die Thränen, die ihr wider Willen über die Backen liefen, verriethen ihren innern Unwillen deutlich genug. Sophie und ich waren in gleicher Verwirrung: keiner von uns konnte ein Wort hervorbringen. Sophie brach endlich das Stillſchweigen dadurch, daß ſie aufſtand, und ſich ihrer Freundin empfahl. Ich begleitete ſie bis an die Treppe, und gab ihr dadurch Gelegenheit, daß ſie mir ins Ohr ſagen konnte, mich den folgenden Tag in der Dämmerung wieder bey Wilhelminen einzufinden. Auch ich empfahl mich bald nach ihr, weil ich fürchtete, daß Wilhelmine

ihren

ihren ganzen Verdruß in bittern Vorwürfen über mich ergießen möchte.

In traurigen Betrachtungen verlohren gieng ich zu Hauſe, um über die Erklärung Sophiens, daß einer ewigen Verbindung mit ihr von ihrer Seite nichts im Wege ſtände, einſam nachzudenken. Meine Liebe hatte mir noch Ueberlegung genug gelaſſen, um einzuſehen, daß ihre Mutter ſie nie einem Menſchen geben würde, der ſo jung, und von einer Beförderung, die dem Vermögen ihrer Tochter Waage halten könnte, noch ſo weit entfernt wäre. Ohnedies wußte ihr Bruder auch, daß ich nicht einen Thaler eigenes Vermögen beſäße, und ganz durch die Unterſtützung des Grafen von Viereck, mich in G** erhielte. Da alſo Mittel aus der wirklichen Welt zum Beſitz Sophiens zu gelangen, mir gänzlich fehlten ſo ſchwang ich mich in die Welt der Phantaſie hinüber, wo ſich mir Mittel zu hunderten darbothen. Das wirkſamſte unter dieſen, däuchtete mir jenes, welches der verliebten Verzweiflung ſo oft zu Hülfe gekommen iſt: Sophien zu entführen, mich in irgend einen Winkel der Welt mit ihr zurück zu ziehen, und daſelbſt unbekannt und ungeſucht, durch wechſelſeitige Liebe beglückt, mit ihr zu leben.

Dieſes Entſchluſſes voll, begab ich mich den an-

dern

dern Abend zu Wilhelminen, die mich mit einer kalten Höflichkeit empfieng. Wir waren beyde in gleich großer Verwirrung, aus welcher wir endlich durch die Ankunft Sophiens geriſſen wurden. Wilhelmine empfieng ſie eben ſo höflich als mich, und ließ uns mit der Aeußerung, daß ſie uns durch ihre Gegenwart nicht läſtig ſeyn wollte — in ihrem Zimmer allein. Dieſer kurze Abſchied ſetzte uns von neuem in große Verwirrung; denn er zeigte deutlich genug, daß uns bald die einzige Gelegenheit uns zu ſehen und zu ſprechen genommen werden würde.

Ich nutzte dieſe Augenblicke, um Sophien meinen Plan zu entdecken. Ich ſagte ihr, daß ich heute noch an den Grafen von Viereck nach Cölln ſchreiben, ihm meine Lage entdecken, und ihn um eine Verſorgung bitten würde; erhielt' ich abſchlägliche Antwort, ſo wäre ich feſt entſchloſſen, alles zu wagen, um ſie der ſtrengen Behandlung ihrer Mutter und ihres Bruders zu entziehen, und mit ihr an ein ſtilles Oertchen zu entfliehen, wo wir ganz unſerer Liebe leben wollten. Als ich ſie fragte, ob ſie wohl Muth genug hatte in dieſen Plan zu willigen, erſchrack ſie, und blieb eine Zeitlang ſtill. Ich drang mit dem ganzen Ungeſtümm der Liebe auf Erklärung, und ſie geſtand endlich: daß ihre Liebe zu mir ſtark genug ſey, um mir bis ans Ende der Welt zu folgen, daß aber die Beſorgniß, ihre Mutter durch dieſen Schritt ins Grab zu bringen, ihr den heißen Wunſch abpreßte, daß wir nicht nöthig haben möchten zu ſolchen gewaltſamen Mitteln zu greifen. Aus dieſer Antwort ſah ich, daß ich, wenn mein Plan mit dem Grafen mißglückte, keine große Mühe haben würde meinen Vorſatz an ihrer Hand auszuführen.

Da Wilhelmine nicht zurück kam, ſo ließ ich ſie durch ihre Magd bitten, daß ſie uns Geſellſchaft leiſten möchte. Aber dieſe erwiederte, ihre Gebieterin wäre ausgegangen, und hätte nicht geſagt, wenn ſie wieder kommen würde. Dieſe Nachricht erſchreckte mich und Sophien gleich ſtark. Wir waren in der höchſten Verlegenheit, wie wir uns benehmen ſollten, denn es ahndete uns beyden, daß Wilhelmine zu Sophiens Mutter gegangen, und ihr unſer Verſtändniß entdeckt haben möchte. Sophie hielt es für das Beſte ſogleich nach Hauſe zu gehen. So traurig mir auch dieſe Trennung war, konnte ich doch ihren Gründen nichts entgegen ſetzen.

Ich begleitete ſie die Treppe hinunter bis zur Thür, machte ſie auf, und in dem Augenblicke

trat

trat uns entgegen — Sophiens Mutter. Sobald ihre Tochter ſich ihr näherte, gab ſie ihr einen Schlag ins Geſicht. Ich gerieth auſſer mir vor Schrecken und Wuth. O, daß es die Mutter Sophiens ſeyn mußte, die in meiner Gegenwart ſie ſo mißhandelte! — Noch hatte ich mich nicht erhohlt, als ein junger Menſch auf mich zuſprang, mir einen Degen in die Hand gab, und wüthend ſchrie: Vertheidige dich, Schurke! Wie groß war mein Schrecken von neuem, als ich in ihm den Bruder Sophiens erkannte. Er drang mit raſender Wuth in mich, und zwang mich zur Gegenwehr. Ich behandelte ihn, da ich ihm in Fechten überlegen war mit Schonung, aber ſeine Hitze ſtieg dadurch. In dem Augenblick, wo er mir einen gefährlichen Stoß in die Bruſt anzubringen im Begrif war, that ich einen Seitenſprung, hielt ihm meinen Degen vor, und er ſtürzte, vor Zorn auſſer ſich gebracht, in denſelben. Kraftlos ſank er zu Boden, und mit ihm fielen Schweſter und Mutter ohnmächtig darnieder.

Ich warf mich auf Sophien, drückte ihr den letzten Abſchiedskuß auf ihre blaſſen Lippen, und verlohr mich dann unter das Gedränge, aus welchem ich mit Mühe entkam.

Aller Sinne und alles Bewußtſeyns beraubt, lief ich zum nächſten Thor hinaus, ohne daß ich Gelegenheit gehabt hätte, meinen Freund Viereck von dieſem traurigen Vorfall zu benachrichtigen. Wild und athemlos eilte ich durch Felder und Wälder, von der tödtlichſten Unruhe fortgetrieben. Die hellen Schweißtropfen ſtanden mir vor der Stirn, und endlich ſank ich, aller meiner Kräfte beraubt, am Eingange eines Dorfes ohnmächtig darnieder.

Als ich zu mir ſelbſt kam, fand ich mich in einem Bette, um welches verſchiedene Landleute, die mich dorthin gebracht hatten, beſchäftigt waren. Sie rieben mir die Schläfe mit Geiſtern, und es gelang ihrer Theilnehmung und Sorgfalt endlich, mir den Gebrauch meiner Sinne wieder zu verſchaffen.

Fünftes Buch.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Flucht nach Cölln.

Auf mein Nachfragen erfuhr ich, daß ich mich in einem H** Dorfe befände. Ich fertigte ſogleich einen Boten an meinen Freund Viereck ab, meldete ihm meine traurige Geſchichte, und bat ihn um einen Beſuch. Er kam in wenig Stunden in einem Reiſewagen an, und brachte ſeine und meine Sachen zugleich mit: „Wir haben keine Stunde zu verlieren! rief er, als er zu mir herein trat: man ſucht dich überall auf! — “ Ich ſprang bey dieſen Worten aus dem Bette, und Schrecken und Angſt gaben mir Kräfte. Er half mich anziehen; wir ſetzten uns in den Wagen und ſprengten eiligſt davon. O, wie oft, und unter welchen gewaltſamen Schlägen meines Herzens, blickte ich nach der Gegend von G** zurück!

Wir kamen bald nach C**, nahmen eiligſt Poſtpferde, und ſprengten von neuem davon. Ich bath

bath den Grafen dringendſt um Nachricht von Sophien und ihrem Bruder, aber er blieb ſtumm, weil er freundſchaftlich beſorgte, daß ich das Traurige ſeiner Nachrichten noch nicht würde ertragen können. Erſt als wir Cölln im Geſichte hatten, entdeckte er mir, daß die Wunde von Sophiens Bruder tödtlich geweſen wäre, und daß er ihn und ſeine Schweſter in letzten Zügen zurückgelaſſen hätte. O, das war mehr, als mein zerriſſenes Herz zu tragen vermochte! Ich verlohr Verſtand und Bewußtſeyn, und fiel in eine ſtarke Ohnmacht, die nicht eher nachließ, als bis wir vor dem Palais des alten Grafen von Viereck ankamen. Ich war ſo ſchwach, daß man mich aus dem Wagen heben, und in mein Zimmer tragen mußte, wo es den freundſchaftlichen Bemühungen der beyden Grafen gelang, mich allmählig wieder zu mir ſelbſt zu bringen.

Die erſten Tage meines Auffenthalts in Cölln, waren eine Kette von Leiden, die über mein verwundetes Herz ergiengen. Ich ſahe und dachte nichts, als Sophien und ihren Bruder, die ich beyde mit den Augen meines Geiſtes in Sterbekleidern auf der Bahre erblickte. Nicht eher wurde ich etwas beruhigt, als bis ein Brief von einem unſerm Freunde in S** ankam, der uns berichtete, daß Sophiens

Sophiens Bruder und ſie ſelbſt immer noch nicht auſſer Gefahr wären, und daß die Aerzte immer noch an der Geneſung beyder verzweifelten. Ich hatte in dieſem Briefe die Nachricht von ihrem Tode zu bekommen beſorgt, mithin war er mir, da ich durch ihn erfuhr, daß ſie noch lebten, minder ſchrecklich. Die Hofnung, daß ſie, da ſie noch Kräfte hätten, ſo lange gegen den Tod zu kämpfen, endlich doch wieder geneſen würden, gab mir einen großen Theil meiner Ruhe zurück.

Der alte Graf von Viereck gab mir um meiner Geneſung und Zerſtreuung willen den Rath, auf eines ſeiner Landhäuſer zu ziehn, und daſelbſt den Ausgang meiner Geſchichte zu erwarten. Ich folgte dieſem wohlgemeinten Rath, und der junge Graf zog mit mir aufs Land, wo wir uns, durch Jagd, Fiſcherey und durch Beſuche bey den benachbarten Edelleuten zu zerſtreuen ſuchten, welches uns um ſo leichter gelang, da bald nachher Nachrichten einliefen, daß Sophie und ihr Bruder glücklich wieder hergeſtellt wären; daß aber erſtere von ihrer Mutter aus G** entfernt worden wäre, ohne daß man den Ort ihres Auffenthalts ausfindig machen könnte. Dies waren höchſt freudige und höchſt traurige Nachrichten zugleich; aber die ſüſſe Hofnung, daß mir Sophie ſelbſt den Ort ihres Auffenthalts melden würde, richtete mein harmvolles Herz wieder auf.

Zweytes Kapitel.

Die neue D'Eon.

Unter den Edelleuten in unſerer Nachbarſchaft, war ein gewiſſer Graf von Stadion, der eine reizende Tochter hatte. Wir beſuchten ihn ſehr oft, und wurden jedesmal mit Freuden von ihm empfangen.

Der junge Graf von Viereck war ungefähr gleiches Alters mit der jungen Gräfin von Stadion ſeiner Tochter. Da ihre Familien beſtändig durch Nachbarſchaft und Freundſchaft verbunden geweſen waren, ſo waren beyde gleichſam mit einander erzogen worden, und dadurch hatte ſich bey ihnen eine wechſelſeitige Freundſchaft feſtgeſetzt, die ſich bald in eine Liebe verwandelte, welche der Auffenthalt des jungen Grafen in G** nicht vermindert, aber wohl verſtärkt hatte.

Ihr Wiederſehen war ſehr zärtlich, machte aber auf mich, da es mich an meine unglückliche

Liebe

Liebe erinnerte, einen traurigen Eindruck, beyde beſtrebten ſich, die Wolken meines Trübſinns zu zerſtreuen, und mich mit Ausſichten in eine beſſere Zukunft aufzurichten.

Es flatterte eine Menge von Liebhabern und Bewerbern um die junge Gräfin her; aber bey der Zurückkunft des Grafen von Viereck verſchwanden ſie nach und nach bis auf einen einzigen, den Grafen Figueras, einen Spanier, der hohe Verwandte in Cölln hatte. Er hatte viel Zutrauen zu ſeiner Geburt, zu ſeinem Reichthum, und zu ſeinem Ordenskreuze, welches ihm der König von Spanien, dafür, daß er bey der vorletzten berüchtigten Unternehmung der Spanier auf Algier, von einem gewaltigen Afrikaniſchen Säbelhieb in den — Rücken bekommen, mit eigner Hand um den Hals gehängt hatte. Dieſer ächte Spanier, der ſich allein des Beſitzes der Gräfin von Stadion würdig glaubte, nahm ſich große Freyheiten bey ihr heraus, und hatte ſogar die Stirn, ihr eines Tages zu verbieten, den Grafen von Viereck zu ſehen: geſchähe dies dennoch, drohte er: ſo wäre er gezwungen, ihn ſeiner gerechten Rache aufzuopfern.

So lange der Graf von Viereck in G** war, hatte die Gräſin Stadion den Spanier ſeiner Lächerlichkeit wegen, als eine Art von Bouffon, zu ihrem Zeitvertreibe gebraucht. Dadurch hatte er ſich gewiſſer Rechte auf ſie angemaßt, die ihr jetzt ſo läſtig wurden, daß ſie darauf dachte, ihn auf immer von ſich zu entfernen.

Sie nutzte alſo jene lächerliche Drohung folgender Geſtalt dazu: ſie gieng dem Grafen von Viereck, als er ſie das nächſtemal beſuchte, entgegen, und ſagte mit einer ernſthaften Miene zu ihm: Sie können nicht daran zweifeln, mein lieber Viereck, daß ihre Beſuche mir immer ſehr angenehm geweſen ſind: Die Art, wie ich ſie empfieng, kann ihnen dies beweiſen; und doch kann ich ſie nie kommen ſehen, ohne daß meine Freude durch eine innere Unruhe getrübt würde, die mir der Gedanke erweckt, daß ein fürchterlicher Nebenbuhler jeden ihrer Schritte bewacht, und daß deshalb ihr Leben in groſſer Gefahr iſt! —

Der Graf von Viereck erſtaunte über dieſe Anrede, und bat ſie, ihm dieſen ſchrecklichen Feind zu nennen, damit er vor ihm auf ſeiner Huth ſeyn könnte. —

„Es iſt der bravſte und unerſchrockenſte Cavalier, erwiederte ſie: der ſich durch tauſend Gefahren mit unerſchütterlichem Muth, und mit Löwenſtärke, durchgeſchlagen hat! “ — Da wird es mir alſo ſehr ſchwer werden, erwiederte der Graf, mich gegen dieſen Feind der Feinde zu vertheidigen! Aber ich bitte ſie, nennen ſie mir dieſen Löwen, damit ich mich vor ihm hüten kann, und nicht durch einen unvorhergeſehenen Stoß von ihm zu Boden geworfen werde. —

„Das haben ſie nicht zu fürchten, mein lieber Graf, fuhr die Gräſin noch ernſthafter als vorher fort; er wird ſich ihnen, Geſicht gegen Geſicht ſtellen, und ſie zwingen, ihn fußfällig um ihr Leben zu bitten! “ —

Der Graf, der durch den Ton und durch die Miene, womit ſie dies ſagte, irre wurde, ſchien empfindlich zu ſeyn, daß ſie ihm ſo wenig Muth zutraute. Als ſie dies bemerkte, brach ſie lachend heraus: Don Figueras iſt dieſer ſchreckliche Feind! — Graf Viereck ward wirklich böſe, als ſie ihm das Verbot, das dieſer Praler ſeinetwegen an ſie ergehen laſſen, umſtändlich erzählte, und er bath ſie um Erlaubniß, den zudringlichen Narren links und rechts maulſchelliren zu dürfen. Aber ſie bath ihn, dies nicht zu thun, weil ſie ſich ſelbſt eine Rache erdacht hätte, die ihm deſto empfindli-

cher

cher ſeyn würde, da ſie von der Hand eines Frauenzimmers käme. Graf Viereck mußte ihr zuſagen, ſie dabey zu unterſtützen; und kaum hatte er dieß Verſprechen gegeben, als herein trat — der Grand von Spanien, Don Figueras de Brakmonte.

Es war eine Freude zu ſehen, wie artig und freundlich er war, wenn Graf Viereck ihn anſah, und welch ein Löwengrimm ſich über ſein Geſicht zog, wenn der Graf weg ſah. Letzterer, den dieſe Erſcheinung ſehr beluſtigte, ſahe ihn bald an, bald wandte er den Blick von ihm, um ſeine Stirn zu entrunzeln, bald voll Runzeln zu jagen. Die Gräfin konnte ſich kaum enthalten, ihm ins Geſicht zu lachen, während Don Figueras vor Verdruß platzen wollte, daß Graf Viereck, ohne ſich im Mindeſten vor ihm zu fürchten, bey der Gräfin ſitzen blieb, und ihn, ohne ſeinem Verdruß bemerken zu wollen, ſtehen ließ. Es wurde dem Spanier endlich zu lange: er gieng auf den Zehen aus dem Wohnzimmer der Gräfin, ſtampfte aber in ihrem Vorzimmer gewaltig mit ſeinen großen Stiefeln.

Sobald er fort war, fragte der Graf ſeine Geliebte, auf welche Weiſe ſie ſich an dem Spanier rächen wollte? — „Es wäre unter Ihnen, erwiederte ſie, wenn ſie ſich mit dem Menſchen in einen rechtlichen Kampf einlaſſen wollten. Ich nehme es auf mich, ihn für ſeine Zudringlichkeit zu beſtrafen! Ich will mich als Mannsperſon verkleiden, und ihm auf öffentlicher Straße eine Beleidigung zufügen, ihn ſogar angreifen, wenn es die Noth erfordert, um zu ſehen, ob er ſo viel Muth hat, als er ſich zu haben rühmt. Schicken ſie mir nur eins ihrer Kleider und laſſen mich für das übrige ſorgen! " — Der Graf mußte ihr den Willen thun, um ihr durch Widerſpruch nicht zu mißfallen.

Den andern Morgen, ſchickte er ihr eines ſeiner Kleider. Als wir vermuthen konnten, daß ſie mit ihrem Anzuge fertig ſeyn würde, begaben wir uns zu ihr. Nie muß man einen ſchönern jungen Mann geſehen haben, als dieſer weibliche Ritter war! — Nachdem ihr der Graf viel Schönes über ihren edlen Anſtand geſagt hatte, führte ſie uns durch den Garten in ein kleines Gehölz, durch welches Don Figueras reiten mußte, wenn er von Cölln kam. Wir verbargen uns hinter eine Hecke, durch welche wir alles beobachten konnten, während der verkleidete Ritter im Wäldchen auf und abgieng und mit Ungeduld ſeinen Mann erwartete. Der Graf war zwar ſehr beſorgt, daß ihr ein unangenehmer Zufall begegnen möchte; aber ich beruhigte ihn damit, daß wir in der Nähe wären, und ihr augenblicklich zu Hülfe kommen könnten.

Der Don kam endlich. So bald die Gräfin ihn erblickte, gieng ſie ihm entgegen. Er war vor dem Luſtwäldchen abgeſtiegen, um zu Fuß durch daſſelbe nach dem Schloſſe zu gehen. Es hatte den Morgen ſtark geregnet, ſo daß die Vertiefungen des Weges mit Waſſer angefüllt waren. In der Mitte war nur ein ſchmaler trockner Streif, auf welchem ſich zwey Perſonen nicht ausweichen konnten, ohne daß die eine bis über die Knie ins Waſſer getreten wäre. Dieſen Umſtand nutzte die junge Gräfin. Sie gieng dem Spanier entgegen, mit dem Entſchluß, ihm keinen Zoll breit auszuweichen. In kurzer Zeit ſtand ſie mit ihm Auge gegen Auge. Figueras, der in großen Courier Stiefeln gekommen war, in welchen er mit den ſchönſten weißſeidenen Strümpfen und netten Schuhen geſteckt hatte, wollte nicht ausweichen, und die Gräfin eben ſo wenig. Die Gräfin nahm

nahm dieſen Augenblick wahr, ſtieß ihn mit dem Elbogen ſo kräftig in die Seite, daß der überraſchte Spanier plötzlich einen Sprung mitten in den tiefſten Koth that. Aber damit war die Gräfin noch nicht zufrieden: Wer heißt ihnen, impertinender Menſch, ſagte ſie: einem Cavalier, wie ich bin, den Weg ſtreitig zu machen? — Und wer heißt es Ihnen, ſagte Don Figueras, indem er ſich aus dem Koth heraus zu arbeiten ſuchte: Ich bin Don Figueras de Brakamonte, Grand von Spanien, und General in Dienſten Sr. katholiſchen Majeſtät. Mit dieſen Worten zog er ſeinen Degen heraus, ſtellte ſich mit einer unbeſchreiblich grimmigen Miene vor die neue D'Eon, und warf ihr Blicke zu, die jedem andern, der ihn nicht gekannt hätte, Todesfurcht müßten erweckt haben: aber die Gräfin zog in eben dem Augenblick auch ihren Degen; und da er den ſeinigen unthätig in der Hand behielt, hatte ſie ſo gar den Muth, ihm eine paar Streiche mit der flachen Klinge über den Arm zu geben: Nun, Don Figueras Brakamonte, Grand von Spanien und General in Dienſten Sr. katholiſchen Majeſtät! rief die Gräfin: Wie lange wird es? Vertheidigen ſie ſich? — Der arme verzagte Menſch fuhr

bey

bey dieſer nachdrücklichen Anrede erſchrocken zuſammen und ſagte in einem kleinlauten Tone, der nach ſeiner Meynung, Mitleid und Erhabenheit ausdrücken ſollte: Tapfres Ritterchen, wenn mir der Himmel nicht ein mitleidiges Herz verliehen hätte, ſo ſchickte ich dich den Seelen der Mohren nach, die ich unter den Wällen von Algier in die andre Welt beförderte; aber ich verſchmähe einen Sieg, der mir keine Mühe koſtet. Darum ſucht das weiteſte, mein Kind, und wage dein Leben nicht gegen einen Mann, der es dir mit einem Blicke rauben könnte! — Dies ſcheint mir eben nicht der Fall zu ſeyn, erwiederte die Gräfin lachend: Sie ſehen ſehr grimmig aus, und doch bin ich noch friſch und geſund! Um aber über die ſchreckliche Wirkung ihrer Blicke urtheilen zu können, will ich hiermit verſuchen, ein paar davon auf mich zu lenken. — Bey dieſen Worten gab ſich ihm noch einige Klingenhiebe, und ließ ihn ſtehen.

Unterdeſſen glaubten der Graf und ich vor Lachen über den Prahler zu ſpringen. Don Figueras ſetzte ſeinen Weg nach dem Schloſſe fort, und die junge Gräfin fand ſich bey uns ein, und ärndtete alle die Lobſprüche, die ihr Muth und ihre gute Laune verdienten. Wir giengen auf einem kürzern Wege nach dem Schloſſe; die Gräfin zog ihre weibliche Kleidung wieder an, und war längſt damit fertig, als Figuerras, der ſich von einem ihrer Bedienten ein paar weiße Strümpfe geborgt hatte, in ihrem Zimmer erſchien.

Wir glaubten ihn in demuthsvoller Geſtalt einher ſchreiten zu ſehen, hatten uns aber ſtark betrogen. Er ſtutzte wie ein Pfau mit triumphirender Miene ins Zimmer herein, machte der Gräfin eine tiefe Verbeugung, und ſagte: beynahe gnädigſte Gräfin, hätten ſie ihren treuen Diener, Don Figuerras nicht wieder geſehen, wenn ihn nicht ſein unerſchütterlicher Muth von dem unverſchämteſten und fürchterlichſten Gegner befreyt hätte! — Und wer war dieſer ſchreckliche Gegner? fragte die Gräfin. — Ein Rieſe! erwiederte er: ein Coloß, ſechs Schuh hoch, mit ſchwarzen Haaren und rollenden Augen, und einer Goliaths-Stärke! Worüber entſtand der Streit? fragte die Gräfin; — Als ich im Begrif war durch ihr Luſtwäldchen zu ihnen zu gehen (ließ er ſich vernehmen) hörte ich ein klägliches Gewinſel hinter einer Hecke. Ich folgte dem Schalle, und erblickte einen Menſchen in preußiſcher, Uniform (vermuthlich ein Werbe-Offizier) der im Begrif war ein unſchuldiges Bauermädchen zu ſchänden. Ohne mich zu beſinnen zog ich meinen Degen, und ſtürzte mich auf ihn. Auch er zog wüthend den ſeinigen; und wenn ich ihn mit Löwenmuth angriff, ſo vertheidigte er ſich nicht weniger herzhaft. Ich geſtehe, daß mir noch kein Feind vor den Degen gekommen iſt, der mir ſo viel zu ſchaffen gemacht hätte.! — Und wie endigte ſich dieſer fürchterliche Kampf? ſagte die Gräfin. — Wie er ſich endigte? Können ſie zweifelhaft darüber ſeyn? erwiederte der Spanier: Ich drang ſo wüthend in ihn, daß ich ihn entwaffnete, und ihn zwang auf den Knien um Gnade zu bitten, mir ſeinen Degen zu geben, und mir zu verſprechen, daß er in zwey Jahren keinen wieder anſtecken wollte. Den Degen habe ich zerbrochen und hinter eine Hecke geworfen! —

Wir thaten alle höchlich erſtaunt, hatten aber große Noth das Lachen zu verbeißen: Die Gräfin ſchlug eine Promenade in den Garten vor, und führte uns in das Luſthäuschen, wo ſie ihren ritterlichen Anzug abgelegt hatte. Figuerras wechſelte alle Farben beym Anblicke deſſelben; die Gräfin nahm ihn bey der Hand, und deutete ſtillſchweigend mit dem Finger darauf: Ich kenne ihren Rieſen, hub

hub ſie nach einer Pauſe an: ſteckte er nicht in dieſem Kleide hier? — der Don machte ein höchſt albernes Geſicht, zuckte die Achſeln, murmelte einige ſpaniſche Flüche zwiſchen den Zähnen, und gieng darauf mit einer tiefen Verbeugung ab. So wurde unſer kleine fröliche Cirkel dieſes überläſtigen Pralers für dieſen Tag los.

Drittes Kapitel.

Der Graf wird herausgefordert.

Drey Tage nach dieſem Vorfall kam ein engliſcher Junge aufs Schloß, und verlangte die junge Gräfin zu ſprechen. Er wurde zu ihr geführt, und überreichte ihr einen Brief ohne zu ſagen, von wem er käme. Sie öfnete ihn und fand darinnen einen Einſchluß an den jungen Grafen von Viereck. Hier iſt der, welcher an ſie gerichtet war:

„Iſt es möglich, gnädigſte Gräfin, daß der Himmel, der Sie mit ſo glänzenden Reizen und Talenten beſchenkte, ſich von Ihnen während einiger gefährlichen Augenblicke ſo ganz losſagen, konnte? War es möglich unbedachtſamer zu handeln, als Sie gehandelt haben! Doch, danken Sie dem Himmel, daß er ſich Ihrer zur rechten

Zeit, wieder annahm. O glückliche Gräſin! Ihre Reize waren Ihre Schutzengel! Ich hätte meinen Degen nicht wider Sie brauchen können, und wenn Sie mir das Leben genommen hätten. Auch jetzt noch iſt es mir nicht möglich einen Gedanken an Rache wider Sie zu faſſen! Aber Ihr Liebhaber, dieſer Unwürdige, ſoll die Beleidigung, die Sie mir, wahrſcheinlich auf ſein Anſtiften zufügten, an der Spitze meines Degens abbluten. Ich will Deutſchland nicht verlaſſen, ohne auch dort meinem Namen ein bleibendes Denkmal geſtiftet zu haben!“

Figuerras.

Dieſer Brief war uns eben ſo lächerlich, als jener Vorfall im Luſtwäldchen. Nun wurde auch der andere Brief geöffnet, und wir fanden ihn folgenden Inhalts:

„Mein Herr Graf!

„Sie haben durch die Gräſin von Stadion meinen Muth prüfen wollen, ohne daran zu denken, daß Leute meiner Art jeden ſchwachen Gegner verſchmähen. Aber Ihnen will ich mich ſtellen, ich will Ihnen die Ehre erweiſen, mich mit Ihnen zu ſchlagen! Kommen Sie morgen gegen ſechs Uhr in das Stadtgehölz, da ſollen

Sie

Sie mich finden! Bringen Sie einen Sekundanten mit, oder bringen Sie vielmehr ihrer Zehn mit, ja ihrer Hundert, ihrer Tauſend, wenn Sie wollen: damit ſie Zeugen Ihrer Schande und meines Ruhmes ſind! doch bitte ich Sie, nicht mich Ihres Todes wegen anzuklagen, ſondern die Unbeſonnenheit, und Verwegenheit der Gräfin von Stadion, Ihrer Geliebten.

Don Figuerras de Brakamonte.

Dieſer Brief war eben ſo lächerlich, als der vorige. Der Graf hatte die Tollkühnheit ſich dem gewaltigen Eiſenfreſſer vor die Klinge zu liefern. Die Gräfin bat ihn als Sekundant und Augenzeuge beym Kampfe ſeyn zu dürfen; und weil er dem Grafen erlaubt hatte tausend Freunde mit zu bringen, ſo ſollte auch ich als Zuſchauer des Trauerſpiels mitgenommen werden.

Den andern Morgen ſetzten wir uns auf die Pferde und ritten zur Gräfin. Wir fanden ſie ſchon angekleidet und auf uns warten. Wir nahmen ſie ſogleich in die Mitte und ritten zum beſtimmten Kampfplatz. Aber es befremdete uns nicht wenig den Don, wider ſeine Zuſage, daſelbſt nicht zu finden, ob es gleich ſchon eine halbe Stunde über die geſetzte Zeit war. Wir ſtiegen ab, und ſetzten uns an eine erhabene Stelle, von wo aus wir den ganzen Weg überſehen konnten, welchen unſer Stürmer kommen mußte. Es vergieng eine Stunde, es vergiengen zwey; kein Spanier ließ ſich ſehen. Wir verlohren endlich alle Geduld, und waren im Begrif fort zu reiten, als uns ein ſeltſames Geräuſch, wie wenn ein Menſch beſchäftigt iſt, ein unfreywilliges Nieſen unter dem Schnupftuche zu verbergen, auf eine dicke Hecke, woher es zu kommen ſchien, aufmerkſam machte. Die Neubegierde trieb uns an in das Gebüſche zu brechen; und kaum waren wir darinn, als wir eine menſchliche Figur erblickten, deren Geſicht wir aber unter den Blättern und Zweigen nicht erkennen konnten. Wir traten alſo näher, und erkannten — Don Figuerras de Brakamonte, Grand von Spanien. — zwiſchen den Dornenhecken, der bey unſerm Anblick einen gewaltigen Schrey that, und die Augen feſt zudrückte.

Viertes Kapitel.

Viele Hunde ſind des Haſen Tod.

Dieſe unerwartete Erſcheinung überraſchte uns dergeſtalt, daß wir bald das Gebüſche, bald den Grand ſtillſchweigend anſahen, und uns vor Lachen weder zu rathen noch zu helfen wußten. Er arbeitete ſich endlich unter den Dornen hervor, nahm ſeinen Hut unter den Arm, und bog die Stauden vor ſich auf die Seite, um uns ein Dutzend tiefe Verbeugungen machen zu können.

Wie kommen Sie hieher? rief der Graf von Viereck: Wir haben gegen drey Stunden auf Sie gewartet! „Auf mich? fragte der Grand: Ich hatte Ihnen hier nichts zu ſagen!“ — Nichts zu ſagen? erwiederte der Graf: Haben Sie mich nicht hieher beſchieden, um mir die Gurgel abzuſchneiden? Haben Sie mir nicht eine Ausforderung zugeſchickt? — „Eine Ausforderung? Ich? rief der General Sr. katholiſchen Majeſtät: Ich mich mit Ihnen ſchlagen? O! Himmel, wo iſt deine Rache? Und warum donnerſt du nicht auf den Elenden herab, der es gewagt hat, Unfrieden unter Freunden, wie ich und der Graf von Viereck ſind, zu ſtiften!“

ten!“ — Alſo iſt es nicht wahr, ſagte der Graf, daß ſie geſtern einen Buben zur Gräfin von Stadion ſchickten, worinn ſie mich um ſechs Uhr zu einem Duell hieher beſchieden? — „Ich betheure Ihnen bey allem, was heilig iſt, erwiederte Don Figuerras: daß das Billet nicht von mir geweſen iſt! —“ Aber ums Himmels Willen, unterbrach ihn der Graf: wie kommen ſie denn hieher in dieſe Hecke, die ihnen Hände und Geſicht zerfleiſcht hat? — „Bey Gott, rief der Spanier: viele Hunde ſind des Haſen Tod!“ — Wohlgeſprochen Don Figuerras! unterbrach ihn die Gräfin: Und wer waren die Hunde, die dieſen Haſen hetzten?“ — (ſie zeigte auf ihn) Ach, die gefährlichſten Feinde, die je ein Cavalier von meinem Stande gehabt hat: zehn Nebenbuhler von mir, die ich bey der Gräfin D** einen nach dem andern durch meine Vorzüge ausgeſtochen hatte. Sie haben mir längſt den Tod geſchworen, und dieſen Morgen, wo mich einer von Ihnen unbegleitet einen Spazierritt machen ſah, hatten ſie zu ihrem meumelmörderiſchen Vorhaben beſtimmt. Ich bemerkte ſie am Eingange dieſes Waldes, wie ſie mit Flinten, mit Piſtolen, Degen, und ich glaube gar, mit — kleinen Canonen bewaffnet hinter mir her-

ſpreng-

ſprengten, um mich zu erſchießen, zu ſpießen, und ach! vielleicht wohl gar an einen Baum zu henken! Dieſer ſchreckliche Anblick jagte mich in dieſes dornichte Gebüſch; denn ſo wenig ich auch ſonſt mißtrauiſch auf meinen Muth bin, war doch die Anzahl meiner Feinde zu groß, und waren ihre mörderiſche Anſtalten zu fürchterlich. Aber jetzt, da ich ſie ſehe, drey ſo herzhafte Cavalier ſehe, fürchte ich ſie nicht mehr. Ich weiß, ſie werden edelmüthig genug ſeyn, und mir, wenn jene kommen, ihren Beyſtand nicht verſagen! —

Nach Endigung dieſer Worte, ſagte der Graf, er ſollte nur hervorkommen aus ſeinem Verhack, er hätte noch ein paar Worte mit ihm zu ſprechen. Aber der Grand erwiederte: er hätte geſchworen, das Gebüſch nicht eher zu verlaſſen, als bis es Abend wäre: und er wäre gewohnt ſeine Schwüre heilig zu halten. So will ich ſie auf einmal und ewig ihres Schwurs entledigen! rief der Graf mit verſtellter Ernſthaftigkeit, indem er ihm ſein hellgeſchliffnes Piſtol durch das Gebüſche in die Augen ſchimmern ließ. — Urplötzlich ſprang der Grand wie ein verſcheuchtes Reh aus ſeinem Verſteck hervor, drängte ſich durch Dornen und Windekraut ins Freye, und machte uns dann von weitem drey tiefe Verbeugungen.

Es war nicht möglich den lächerlichen Thoren ohne die höchſte Zwergfellserſchütterung anzuſehen. Jedes ſeiner Worte und jede ſeiner Bewegungen trugen den Stempel der höchſten Lächerlichkeit. Wirklich hatte uns das Lachen alle drey ſo entkräftet, als es ein ernſthafter Kampf mit dem Großſprecher nie würde im Stande geweſen ſeyn. Der Graf und die Gräfin perſiflirten ihn noch eine Zeitlang, und darauf ließen wir ihn mit dem Hut unterm Arme ſtehen. Noch aus der Ferne machte er uns abermals drey tiefe Verbeugungen.

Die wahre Urſache der Furcht, die den feigherzigen Menſchen in das Gebüſch gejagt hatte, war dieſe: der alte Graf von Viereck hatte ein Dutzend von ſeinen Freunden zu einer Jagd-Parthie eingeladen; wir hatten, unter dem Vorwande, daß uns nicht wohl ſey, keinen Antheil daran genommen. Der alte Graf war ſonach mit ſeinen Freunden in den Wald geritten, und war vermuthlich mit ſeiner Geſellſchaft von dem Spanier erkannt worden. Ueber dieſen war dadurch jenes paniſche Schrecken gekommen, das ihm den Gedanken eingab, ſich lieber Geſicht und Hände an den Dornen zu zerreiſſen,

als

als den ſchrecklichen Jägern in die Hände zu fallen. Daß ſie kleine Canonen bey ſich gehabt hätten: dieſes Geſicht war ein Kind der fruchtbaren und lebendigen ſpaniſchen Einbildungskraft. Vermuthlich hatte er darauf gerechnet den jungen Grafen von Viereck ganz allein im Walde zu treffen: er würde alſo wahrſcheinlich auch die Flucht ergriffen haben, wenn er uns alle drey hätte kommen ſehen. Wäre der Graf allein erſchienen, ſo hatte er ſich vielleicht auf eine Art mit ihm geſchlagen, die ſeinem Heldenmuth angemeſſen geweſen wäre.

Fünftes Kapitel.

Das Pigmäen = Paar.

Einige Tage nach dieſer Begebenheit erhielt ich einen Brief aus G**, worinn man mir meldete, daß in Sophiens mütterlichem Hauſe von neuem eine große Verwirrung herrſchte. Sophie wäre, ſo bald ſie wieder geneſen, zu einer Tante nach B** gebracht worden, die ſie in ſtrenger Zucht gehalten hätte. Kaum wäre ſie vier Wochen da geweſen, als man ſie plötzlich vermißt hätte. Der Weg, den ſie genommen, wäre noch nicht entdeckt worden.

Dieſe

Dieſe Nachricht war mir anfangs ſehr traurig aber bald kam mir meine Liebe zu Hülfe und raunte mir ins Ohr: Sie iſt fort, um dich aufzuſuchen! Nur wurden meine ſüße Hofnungen noch durch den Umſtand getrübt, daß ſie, wie ich aus den Datis des Briefes berechnen konnte, ſchon über drey Wochen von B** fort war, während welcher Zeit ſie längſt in Cölln eingetroffen ſeyn müßte, wenn ihr Plan geweſen wäre mich daſelbſt aufzuſuchen. Der natürlichſte Entſchluß, den ich in dieſer Sache faſſen konnte, war: daß ich ſogleich nach der Stadt reiſte, weil ich vorausſetzte, ſie wäre wirklich ſchon dort; nur hätte ſie mich wegen meines Aufenthalts auf dem Lande nicht ausfindig machen können. Dieſer Schluß war, wie man ſieht, ſehr unſtatthaft, weil es ihr ein leichtes geweſen ſeyn würde in dem Hauſe des Grafen von Viereck meinen Aufenthalt zu erfahren. Aber die Liebe iſt gewöhnlich ſehr inconſequent.

Ich durchforſchte alle Gaſthöfe der Stadt, um herauszubringen, ob nicht in einem derſelben meine Sophie eingekehrt wäre. Acht Tage hindurch machte ich dieſe Ronde, und acht Tage hindurch wurde meine Hofnung ſchmerzlich getäuſcht. Ich fürchtete, daß Sophie, durch irgend einen Unglücksfall auf

auf der Reiſe zu Schaden gekommen ſeyn möchte, und es gab Augenblicke, wo ich ihren vermeynten Verluſt troſtlos beweinte. Die beyden Grafen ſagten mir alles, was theilnehmende Freundſchaft zu meinem Troſte ſagen konnte, und ſchmeichelten mir mit der Hofnung, daß Sophie alle Tage in Cölln eintreffen könnte.

Um mich zu erheitern, bothen ſie alle Kräfte auf, mich in einer ewigen Abwechſelung von Jagdparthien, Landreiſen und andern Vergnügungen zu erhalten. Eine der letztern war unterhaltend genug, um meinen Kummer auf eine Zeitlang zu mildern.

Der fürchterlichſte Tyrann des menſchlichen Geſchlechts, der kleine Gott mit den Flügeln, richtete eine große Revolution in dem Herzen unſeres Kochs an, und verſchafte uns dadurch manche angenehme Stunde: Er verliebte ſich in die Amme des jungen Grafen, die von gleichem Alter mit ihm, das heißt, in den Funfzigen war, und verlangte ſie ſollte ihn heyrathen. Er war ein kleiner buckligter Menſch, mit einem für ſeine Größe gewaltigen Bauch, mit dürren Füſſen und einer kahlen Glatze. Seine Geliebte konnte nicht weniger als Gegengift der Liebe wirkſame Dienſte thun. Sie war ungefähr von ſeiner

Natur, nur daß ſie das kleine Gebirge, welches ihm auf der rechten Schulter lag, auf der linken hatte, und daß ſonach, wenn ſie Arm an Arm ſtanden, ſeine linke Schulter und ihre rechte Schulter ein regelmäßiges Thal zwiſchen beyden Bergen bildeten. Ihre Naſe war lang und ſpitz, und der Schlitz ihres Mundes dehnte ſich vom linken Ohre bis zum rechten aus.

Als den guten Koch die Liebe befiel, kamen alle Tage angebrannte Gerichte auf den Tiſch; was er hätte ſalzen ſollen, pfefferte er; was er hätte zuckern ſollen, ſäuerte er. An dieſen Erſcheinungen bemerkten wir den Zuſtand ſeines Herzens zuerſt. Die beyden Grafen trugen mir auf, ihn darüber auszuforſchen. Ich ließ ihn alſo auf mein Zimmer kommen, und redete ihn ſehr ernſthaft mit folgenden Worten an: Mein lieber Herr Johannes, ich bin ſein Freund, und nehme Antheil an allem; was ihn betrift: Ich habe ſeit einiger Zeit bemerkt, daß er immer ſehr zerſtreut und melancholiſch iſt. Da ich der Urſach davon nachdachte, und ſein Betragen etwas naher muſterte, brachte ich heraus, daß es die Liebe ſeyn muß, welche dieſe große Veränderung bey ihm bewirkt hat; irgend ein ſchönes Mädchen, hat ihm ſein Herz geſtohlen, und kränkt ihn mit Undank.

Undankbarkeit. Er würde meine Theilnehmung ſehr ſchlecht erwiedern, wenn er mir die Beſchaffenheit ſeines Uebels, und den Namen der Grauſamen, die ihm daſſelbe zugezogen hat, länger verſchweigen wollte. Nenn' er ſie mir, und ich will meinen ganzen Einfluß anwenden, daß er glücklich bey ihr werden ſoll. —

Auf dieſe Worte lächelte der kleine Menſch mich geheimnißvoll an, und ſchien auf eine Antwort zu denken. Aber die Beſorgniß, daß mein Antrag nur auf Spott hinausgienge, hielt ihm den Mund zu. Um ihm Herz zu machen, fuhr ich mit freundlichem Geſichte fort: Es wäre thöricht, mein lieber Herr Johannes, wenn er ſich einer Leidenſchaft ſchämen wollte, die von allen verſtändigen Leuten für Tugend gehalten wird. Die Liebe iſt der ſicherſte Beweis eines guten und edlen Herzens. Alle Menſchen ziehen ſie mit der Muttermilch ein; die ganze Natur iſt Liebe, und beſteht durch Liebe; warum ſollte ſie ihre Wirkung auch nicht auf ihn zeigen, und warum will er ſie, wenn dies der Fall iſt, nicht kund geben?

Nach dieſen Worten zog ich einen Brief aus der Taſche, den er an ſeine Geliebte geſchrieben hatte, und der mir durch einen Zufall in die Hände gefallen war. Bey dem Anblick deſſelben war mein

Koch aus dem Sattel gehoben. Er geſtand mit der ſichtbarſten Verwirrung: er wäre wirklich verliebt, hätte es mir, weil ich mich immer ſehr gütig für ihn intereſſirt, auch ſchon öfters entdecken wollen; aber die Beſorgniß, daß ich es dem jungen Grafen wieder ſagen, und ihm dadurch Spott und Neckereyen zuziehen möchte, hätten ihn immer daran verhindert. Nachdem ich ihm feyerlichſt verſprochen hatte reinen Mund zu halten, geſtand er unter tiefen Seufzern, daß die ehemalige Amme des jungen Grafen ihn in ihren Feſſeln hielte. Zugleich bat er mich bey ihr ein gutes Wort für ihn einzulegen, und ſie zu bitten, daß ſie ſeine Frau zu werden ſich entſchließen möchte. Er ſetzte mit naſſen Augen hinzu, daß er ihr ſehr oft ſeine zärtliche Neigung entdeckt, daß ſie ihn aber beſtändig mit der peinlichſten Kälte angehört, und ihn ein paarmal ſogar mit einem Beſenſtiel aus ihrer Kammer gejagt hätte. Ihr zu gefallen hätte er ſich beſtändig ſehr ſauber und nett gekleidet; hätte ſich die feinſte Wäſche und die ſauberſten Küchenkleider angeſchaft, und dadurch ſein kleines Vermögen dergeſtalt erſchöpft, daß ihm nichts übrig geblieben wäre, als ſein kleines Talent zur Poeſie, welches er, während er in der Küche ſiedete, kochte und briete,

briete, zur Herzenserweichung ſeiner Geliebten in Bewegung ſetzte. Das Billet, ſetzte er lächelnd hinzu, wäre ein kleiner Beweis von ſeinen Anlagen zur Poeſie. Der beſagte Brief war wirklich verſificirt: das Versmaas dazu war von einer katholiſchen Litaney hergenommen. — Er fragte mich, was ich zu dem Gedichtchen meynte? und ich verſicherte ihm, was ich noch jedem Versmacher verſichert habe: ſeine Verſe wären unvergleichlich.

Darauf entließ ich ihn, und ſtattete dem jungen Grafen Bericht ab. Was uns am meiſten wunderte, war, daß die kleine Trägerin eines Rieſengebirges, von ſeiner zärtlichen Liebe nicht gerührt werden konnte. Sie war, um auch ein paar Züge zu ihrem Seelenportrait mitzutheilen, im ganzen Hauſe als ſehr biſſig, zänkiſch und verläumderiſch bekannt: dagegen der kleine Johannes ein guter, ſtiller und dienſtfertiger Menſch, kurz ſeinem Herzen nach ein vollſtändiges Gegenbild von ihr war. Es wäre alſo ſein Unglück geweſen, wenn er mit dieſer kleinen Megäre durch den Prieſter in ein Bette wäre befördert worden. Wir beſchloſſen demnach ihn von ſeiner Thorheit zu heilen.

Sechstes Kapitel.

Liebescur.

Den folgenden Tag ritt ich mit dem jungen Grafen auf die Jagd. Wir ſtießen während derſelben auf eine Bande von Zigeunern. Auf der Stelle fiel es dem Grafen ein, einige aus ihrem Mittel zur Heilung des armen Kochs zu gebrauchen. Wir ſagten ihnen, ſie ſollten ſich bis gegen Abend in dieſer Gegend aufhalten: wir würden mit einem Herrn zu ihnen kommen, der ihrer Dienſte bedürfte, und ſie reichlich dafür belohnen würde.

Als wir nach Hauſe kamen, ließ ich den Koch zu mir kommen, und rieth ihm, ſich an die Zigeuner zu wenden, welche die Kunſt verſtänden, Liebestränke zu machen, wahrzuſagen, und zu zaubern. Ich verſprach ihm, daß ich, ihn in das Gehölz wo ſie ſich aufhielten, und ihn mit der Aelteſten unter der Bande bekannt machen wollte, welcher ich ſchon vorläufig ſeinen Zuſtand entdeckt, und von welcher ich dießmals Dinge gehört, die mich in großes Erſtaunen geſetzt hatten. Wirklich hatte ſie der Graf ſchon von der Liebe des Kochs benachrichtigt, und ihr

ihr eine Menge kleiner Umſtände angegeben, die ihr zur Ausführung der Comödie nöthig waren.

Wir machten uns alſo bey Anbruch der Nacht mit unſerm Koch auf den Weg, und benahmen ihm ſchon dadurch, daß wir ihn beſtändig Muth einſprachen, allen Muth. Wir trafen die alte Zigeunerin an dem beſtimmten Ort, und der Koch machte ihr in größter Angſt ein tiefes Compliment. Wir hätten gehört, ſagte ich zu ihr, daß ſie große Kenntniſſe in der Magie, Wahrſagungskunſt, und was dahin gehörte, vor allen übrigen ihrer Bande beſäße. Der brave Mann, den wir ihr hiemit vorſtellten, wäre gekommen, um ſich bey ihr Raths zu erhohlen, wie er ein Frauenzimmer, welches er zärtlich liebte, zur Gegenliebe bewegen könnte. — Auf dieſe Worte that ſie einen durchdringenden Schrey, und in dem Augenblick kamen fünf ihrer ſchwarzen Gefährten, mit Feuerbränden aus dem Gebüſche hervor, und ſtellten ſich mit wildflatternden Haaren um den erſchrockenen Koch herum. Die Alte zog einen Kreis, und befahl ihm, in demſelben nieder zu knien. Darauf reichte ſie ihm in einer hölzernen Schaale einen Trank, der, nach ihrer Verſicherung, von Natur bitter wie Galle wäre, aber in ſeinem Munde ſüß wie Honig werden würde, wenn das Schickſal beſchloſſen hätte, daß er ſeine Geliebte zur Frau bekommen ſollte. Mit zitternden Händen ergrif der Koch die Schaale, nipte anfangs, und trank ſie darauf mit ſichtbarer Freude in allen ſeinen Blicken und Bewegungen, bis auf den Boden aus. Er verſicherte uns, der Trank ſchmeckte ſo ſüß als Honig. Er glaubte, nun ſey alles vorbey und wollte aufſpringen; aber die Alte hielt ihn zurück, und ſagte: da das Schickſal ihm ſo wohl wollte, ſo würde es ihr nicht ſchwer werden, daſſelbe durch ihre Kunſt vollends ſo weit zu bringen, daß er heute noch in den Armen ſeiner Angebeteten glücklich würde. Nur wäre es nöthig, die Mitternachtſtunde zu dieſem Behuf zu erwarten, weil ſie dann den Geiſtern befehlen könnte, den Gegenſtand ſeiner Wünſche aus ihrem Bette hieher in den Wald zu ſchaffen.

Dieſe tröſtliche Verſicherung gab dem Koch, der ſonſt eine große Furcht vor den Geiſtern hatte, den Muth, ſeine Geliebte aus ihren Händen zu empfangen. Nur der Umſtand machte ihn wieder ängſtlich, daß es mir und dem Grafen nicht erlaubt ſeyn ſollte, bey der Beſchwörung gegenwärtig zu ſeyn.

Er drang in die Alte uns dies zu erlauben, aber ſie blieb unbeweglich.

Endlich war es zwölf Uhr: zwey Zigeunerin packten den Koch an, und führten ihn unter Vorſchritt ihrer Anführerin in ein dickes Gebüſche. Wir folgten dem Zuge in einiger Entfernung, und nahmen eine erhabenere Stelle ein, von welcher wir alles überſehen konnten.

Nun machte die Alte abermals einen Kreis um den Koch, befahl ihm, ſeinen Leib bis auf den Gürtel zu entblößen, und dann nieder zu knien. Der arme Menſch wollte ſterben vor Angſt und Furcht, als die Alte mit ihrer Zauberruthe in der Hand, ein fürchterliches Geſchrey ausſtieß, ſich die Haare raufte, und einen Geiſt dabey anrief, den ſie, wie wir zu hören glaubten, aus den Bergen der Schweiz herbeſchwor. Plötzlich erloſchen die Feuerbrände und es erhob ſich ein Pfeifen, Sauſen und Raſcheln im Gebüſche, und ein Geſchrey als wie von hundert Stimmen. Zugleich ſagte ihm die Alte, wie auſſer ſich vor Furcht und Schrecken: der Geiſt wäre da, und hätte ſeine Geliebte mitgebracht! Er ſollte Muth faſſen, denn die Geſellen des Geiſtes würden ihn auf Geheiß ihres Meiſters etwas mißhandeln, aber ans Leben dürften ſie ihm nicht kommen. Zugleich verband ſie ihm die Augen. Dieſe Anſtalten erpreßten dem unglücklichen Koch einen gewaltigen Schrey, und er verſprach heulend, nie wieder an die Amme zu denken, wenn er nicht zu ihrem Beſitz gelangen könnte, ohne vorher von den Geiſtern gepeinigt zu werden. Aber ſie ſagte, nun ſey er einmal zu tief herein, als daß er, ohne daß ihm der Hals umgedreht würde, ſich zurück ziehen könnte. Es erfolgte von neuem ein Geräuſch, und zugleich ſprangen ſechs oder acht Zigeunerbuben hervor, die angezündete Strohwiſche und Ruthen in den Händen hatten. Sie tanzten mit einem fürchterlichen Geheul um den Koch herum, fuhren ihm mit ihren Strohbränden den Rücken herab, und peitſchten ihn wechſelsweiſe mit ihren Ruthen. Der arme Verliebte brüllte, daß der Wald davon wiederhallte; er ſchrie nach Rettung und Gnade, und bat nur immer, ſeiner armen Seele zu ſchonen. Die Plagegeiſter verſchwanden endlich wieder, die Alte band ihm das Tuch ab, wünſchte ihm Glück und verſicherte ihm, nun habe er alles überſtanden. Seine Geliebte befände ſich hinter der nächſten Hecke, und dahin ſollte er ihr jetzt folgen. Plötzlich hatte er die ausgeſtandne

Angſt vergeſſen, und er flog einer alten häßlichen Zigeunerin, die man, nach dem Gemählde, welches wir von der Amme gemacht, ausgeſtopft, und ihre Rolle zu ſpielen gelehrt hatte, in die Arme. Da es ihm unterſagt war, auch nur eine Silbe mit ihr zu ſprechen, da ihn ſeine Freude eben ſo blind machte, als die mitternächtliche Finſterniß, ſo ließ er ſich den vorgegangenen Betrug nicht träumen, ſondern pflegte der Liebe, ſo gut es die Ueberbleibſel der Angſt, die er ausgeſtanden hatte ihm erlaubten. Er wird, wie man vermuthen kann, ſeine Geliebte willig, folgſam und barmherzig gefunden haben.

Die Alte kam unterdeſſen zu uns, und empfieng das verſprochene Geſchenk. Wir trugen ihr noch auf, durch irgend eine Drohung zu bewirken, daß der Koch bis Tagesanbruch bey ſeiner vermeinten Geliebten bleiben mußte. Sie verſprach es uns, und wir ritten nach Cölln zurück.

Den andern Morgen gegen acht Uhr kam Meiſter Johannes an, aber nicht zu Fuße, ſondern in der Kutſche eines Pachters, der am Eingange des Waldes wohnte. Er hatte keins von ſeinen Kleidungsſtücken, ſelbſt das Hemde nicht mehr: der Mann der alten Zigeunerin, in deren Armen er eine glückliche Nacht gehabt hatte, war über ihn hergefallen, und hatte ihn, zum Erſaß für ſeine eheliche Geduld, bis auf die Haut ausgezogen. So hatte der arme Koch nackend zu dem Pachter wandeln müſſen, der ſich ſeiner angenommen, ihm ſeine Kleider geborgt, und ihn ſeinen Wagen, weil er vor Entkräftung nicht gehen konnte, nach der Stadt hatte bringen laſſen.

Der arme Betrogene hieng den Kopf, ſeufzte tief, und ließ ſich in den erſten drey Tagen nicht vor uns ſehen, war aber, wie man leicht vermuthen kann, auf ewig von ſeiner Liebe geheilt. Einige Tage nachher gab ihm der Graf einen ganz neuen Anzug, welchen er mit einem Geſchenk von einigen Louisd'or begleitete.

Siebentes Kapitel.

Er nimmt einen Bedienten an.

Wenig Tage nach dieſer lächerlichen Begebenheit, ereignete ſich eine andre, die von ganz entgegen geſetzter Natur war: Der alte Graf von Viereck, mein angebeteter Wohlthäter und Freund, wurde krank. Schon in den erſten acht Tagen gaben die Aerzte alle Hofnung auf: mit jedem Tage ward es ſchlimmer mit ihm, und nach drey Wochen ſtarb er wirklich. Nie erinnere ich mich, eine ähnliche Betrübniß empfunden zu haben. Auch der junge Graf war untröſtlich über dieſen Verluſt; auch er verlohr an ſeinem Vater zugleich einen Freund.

Nach dem Leichenbegängniß, welches ſehr prächtig und feyerlich war, begab er ſich aufs Land, und ich folgte ihm dahin. Die Gräfin von Stadio verſuchte alles, ihn zu tröſten. Sie vereinigte ihre Thränen mit den ſeinigen, und nie muß ein guter Menſch ſo aufrichtig von ſeinen Zurückgelaſſenen bedauret und beweint worden ſeyn, als der verſtorbene Graf von uns dreyen.

Acht Tage nach dem Leichenbegängniß kam ein junger Menſch auf unſer Landhaus, und bot ſich dem Grafen als Bedienter an. Sein Anblick erregte in meinem Herzen eine wunderbare Bewegung, deren Weſen ich mir nicht zu erklären vermochte. Ich ſah ihn an, und ſah ihn wieder an, und immer glaubte ich, Züge in ſeinem Geſicht zu bemerken, die ich ehedem nicht blos gekannt, ſondern die auch ſtarken Eindruck auf mich gemacht haben mußten. Endlich brachte ich heraus, daß er große Aehnlichkeit mit meiner angebeteten Sophie hätte, und freudige Vermuthungen folgten auf dieſe Entdeckung. Aber ihr Haar war blond, und das Haar des jungen Menſchen war ſchwarz. Auch dünkte er mich weit größer als ſie.

Ich brauche jetzt keinen Bedienten, ſagte der Graf, als der junge Menſch ſein Anliegen mit ſichtbarer Verlegenheit hervorgebracht hatte: Aber der Herr dort, (er zeigte auf mich) braucht der einen. — Ich? erwiederte ich befremdet. — Ja, du, mein Bruder, mein Freund, du brauchſt einen, rief er, indem er mich umarmte. Nimm dies, und ſey dein eigner Herr! – Mit dieſen Worten überreichte er mir eine Verſchreibung auf dreyßig tauſend Thaler, welches er mir als ein Eigenthum ſchenkte. Ich umarmte ihn und weinte ſprachlos an ſeiner Bruſt. Der junge Menſch nahm das Tuch vor die

Augen, um ſeine Thränen zu verbergen. „Was ſoll ich dir dafür anbieten? rief ich: Meine Liebe und Ergebenheit können dein freundſchaftliches Geſchenk nie erſetzen! — Und doch können Sie es! erwiederte er! Nur verſprich mir, daß du dich, ſo lange ich lebe, nicht von mir entfernen willſt. — Ich umarmte ihn von neuem, und hätte ihm noch mehr verſprochen als das.

Die Theilnehmung, welche der junge Menſch bey dieſem Auftritte zeigte, gewann ihm vollends meine Neigung. Ich nahm ihn auf der Stelle zu meinem Bedienten an, und er dankte mir mit Ausdrücken, die einen Menſchen von guter Erziehung verriethen. Er zeigte ſich ſehr willig und unverdroſſen in meinem Dienſt, und ich würde ihn ſchon deshalb haben lieb gewinnen müſſen, wenn er auch nicht ſo viel Aehnlichkeit mit meiner Sophie gehabt hätte. Doch dieſen letzten Umſtand ließ mich endlich die Gewohnheit überſehen, und ich hielt mich an ſeiner Treue, an ſeinen Fleiß, und an ſeine Uneigennützigkeit. Wenn ich damals mit den Veränderungen, die der Tod des alten Grafen nach ſich gezogen, mit der Einrichtung meiner eignen Angelegenheiten, und mit dem Gedanken an Sophien, der ſeit einiger Zeit beſonders lebhaft in meinem Herzen wieder erwacht

erwacht war, beſchäftigt geweſen wäre, ſo würden mich wahrſcheinlich einige andere Züge an meinem Bedienten, die ich jetzt nur flüchtig bemerkte, mehr aufgefallen ſeyn. Dazu kam noch, daß nach einiger Zeit die Vermählung meines Freundes Viereck mit der Gräfin von Stadion vor ſich gieng, und daß auf dieſelbe neue Veränderungen erfolgten. Die Neuvermählten, die ein mehr als Fürſtliches Vermögen zuſammengebracht hatten, beſchloſſen nämlich, das traurige Cölln zu verlaſſen, und ſich nach einer glänzendern Stadt zu verfügen, wo ſie ihres Lebens mit mehr Abwechſelung genieſſen könnten. Sie wählten Wien dazu, und nach Verlauf eines Monats reiſten wir dahin ab.

* * *

Sechstes Buch.

Sechstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Pferd oder Eſel?

Es wurde uns in Wien, dieſem Sitze des Wohllebens, der Pracht, der Geſelligkeit und Gaſtfreyheit, ſehr leicht, glänzende Bekanntſchaften zu machen. Die Geburt, der Rang, und der Reichthum des Grafen öfneten ihm die größten Häuſer, und die Schönheit ſeiner Gemahlin verſchafte ihm den Zutritt in alle weibliche und männliche Cotterien. Wir machten ſelbſt ein großes Haus, und Schaaren von Herren und Damen, von rechtlichen Menſchen und von Avanturiers, kamen zu uns, um an unſerm immer gedeckten Tiſche zu ſpeiſen.

Leute von der letztern Art, die von der Gutherzigkeit der Wohlhabendern leben, giebt es in Wien die Menge. Ein ſolcher Glücksritter fand ſich auch bey dem erſten großen Gaſtmal ein, das der Graf ſeinen Freunden gab. Er hatte keinen andern Vorwand, die Zahl unſerer Gäſte zu vermehren, als daß er den Grafen von Viereck einmal, ich weiß nicht, bey welcher Gelegenheit, im Prater geſprochen haben wollte. Sein Anzug, und ſein eingefallnes blaſſes Geſicht machten, daß man ihn ſehr bald von den übrigen Gäſten unterſchied. Der Graf, der ſich ſeiner gar nicht mehr erinnerte, glaubte einer ſeiner Bekannten hätte ihn mitgebracht, um die Geſellſchaft bey der Tafel zu beluſtigen: und wirklich hatte er in ſeinem Aeuſſern irgend etwas, das ihn als einen Menſchen ankündigte, der gewohnt iſt, oft — umſonſt zu eſſen.

Als man ſich zur Tafel ſetzte, war beſagter Menſch der erſte, der zum Stuhl und Couvert grif, und ſich gerade in die Mitte der Tafel pflanzte, um die aufgeſetzten Gerichte beſſer bey der Hand zu haben. Dadurch zog er ſich des Grafen Aufmerkſamkeit von neuem zu, und die Neugierde des Letztern vermehrte ſich, als er bemerkte, daß keiner aus der Geſellſchaft mit ihm ſprach, und ſonſt ſich merken ließ, daß er ihn kennete. Die Speiſen und der Wein waren vortreflich und im Ueberfluß vorhanden. Unſer Menſch war der Erſte, der dieß bemerkte, und dem Grafen mit feiner Kennermiene, eine Menge verbindlicher Sachen darüber ſagte. Nun wurden die Laquaen beordert, jedes Mitglied der

der Geſellſchaft einzeln zu fragen, wer dieſer Bouffon wäre; aber niemand wollte ihn kennen. Er ſelbſt that unterdeß als ob er nicht bemerkte, was vorgieng, ſprach ſeinem Nachbar ins Ohr, lachte, bonmotiſirte: kurz that alles, um die Aufmerkſamkeit der Gäſte und des Grafen, von ſeinem Rock und von ſeinem Appetit, auf ſeinen Geiſt und Verſtand zu lenken. Da aber das Gemurmel und das Ziſcheln der Geſellſchaft immer merklicher wurde, und er deshalb eine öffentliche unangenehme Läuterung wegen ſeiner Perſon zu fürchten anfieng, ſchenkte er ſein Glas voll, ſprang auf, und brachte die Geſundheit des Grafen von Viereck mit lautem Geſchrey aus. Der Graf, der einem Menſchen, dem er einen Streich zu ſpielen Willens war, keine Verbindlichkeit haben wollte, ſagte zu ihm: Wenn er ſeine Geſundheit trinken wollte, ſo wäre es auch billig, ihm ſeinen Namen und Charakter zu ſagen, damit er wüßte, wem er dieſe Ehre zu danken hätte! — Unſer Schmaruzer, der bey dieſen Worten die Augen aller Anweſenden auf ſich gerichtet ſah, und beſorgte, daß der guten Mahlzeit, die er gethan, ein bittres Deſert folgen möchte, that in der erſten Angſt, als ob er den Grafen nicht verſtanden hätte, und erwiederte mit lächelnder Miene: Rothen oder Blanken, es iſt mir alles gleich: ich nehme wohl auch alle beyde, um eine Geſundheit darinn zu trinken, die mir ſchätzbarer iſt, als meine eigene! — Dieſe Worte, die völlig unerwartet kamen, brachte die ganze Geſellſchaft und ſelbſt den Grafen zum Lachen, der ſich von dem Augenblick an vornahm, das Original von Unverſchämtheit nach Luſt und Belieben eſſen und trinken zu laſſen, ohne ſich weiter darum zu bekümmern. Seine gute Laune verſprach ihm eine angenehme Unterhaltung. Er war ſonach der Erſte, der die Pfeile ſeines Witzes auf ihn abdrückte, und die ganze übrige Geſellſchaft folgte ſeinem Beyſpiele. Aber der Abentheurer hatte keinen Begrif von Furcht, und vertheidigte ſich mit ſo viel Witz und Geiſt, daß diejenigen Mitglieder der Geſellſchaft, die ſich in dieſem Stück nicht ſo ſattelfeſt fanden, als er, ſich ſehr bald zurückzogen. Ein gewiſſer Graf, der ſich auch zu den letztern hätte ſchlagen ſollen, aber keinen Begrif von ſeiner Schwäche hatte, weil er einigemal die Ehre gehabt mit dem Kaiſer zu ſpeiſen, wurde endlich mit dem Paraſiten Jungen — gemein. Da er aber gegen dieſen nicht aufkommen konnte, und von ihm einigemal, zur Beluſtigung der ganzen Geſellſchaft, nachdrücklich abgetrumpft wurde,

wurde, ergrif er das Mittel, was ſchwache Geiſter, die ſich durch Witz in die Enge getrieben ſehen, gewöhnlich ergreifen: Er fand ſich beleidigt, und antwortete mit Grobheiten. Die übrigen Glieder der Geſellſchaft ärgerten ſich über ſein bäuriſches Benehmen, und winkten dem Unbekannten, vor welchem ſie nach und nach Reſpekt bekamen, mit Augen und Kopf ihn dafür zu beſtrafen. Dieſer gab ihm ſonach einige tiefe Stiche zurück, und wagte ſich endlich mit folgender Frage an ihn heraus: Mein Herr Graf, ſagte er: ich bemerke an ihnen ſo viel Verſtand und Scharfſinn, daß ich eine Frage an ſie thun muß, die mir nur Köpfe ihrer Art beantworten können: Wenn wir noch in den Zeiten der Verwandelungen Ovids lebten, und uns Jupiter ſämtlich in Thiere verwandeln wollte, ihnen aber die Wahl gäbe: ob ſie lieber ein Pferd oder ein Eſel werden wollten? ſagen ſie mir: was von beyden würden ſie wählen?

Die ganze Tiſchgeſellſchaft brach in ein lautes Gelächter aus, und alle waren neugierig, wie ſich der Graf aus dem Hanfe wickeln würde. Er ſelbſt lachte mit, und ſuchte dadurch ſeine Verlegenheit zu verbergen, und Zeit zu einer Antwort zu gewinnen. Endlich erwiederte er: er würde lieber das Pferd gewählt haben, weil der Eſel ſolch ein verächtliches Thier wäre! — Und ich hätte den Eſel gewählt, ſagte der Andre: denn heut zu Tage werden Eſel bey Kaiſern zur Tafel gezogen; als Pferd, Herr Graf, wäre Ihnen dieſe Ehre nie wiederfahren. — Die ganze Geſellſchaft glaubte vor Lachen zu ſterben; denn es war bekannt genug, daß der Graf überall groß damit that, daß er ein paarmal mit dem Kaiſer geſpeiſt hatte.

Auf eine ähnliche Art ſchlug er alle Anfälle, welche der Witz der übrigen Gäſte auf ihn wagte, nachdrücklich zurück, und männiglich war mit der Unterhaltung, wodurch er die Tiſchgeſellſchaft belebt hatte, ſehr zufrieden Der Graf von Viereck und ſeine Gemahlin waren es auch, und ſie baten ihn bald wieder zu kommen.

Dieß ließ er ſich auch nicht zweymal ſagen. Er fand ſich, wenn der Graf zu Hauſe ſpeiſte, regelmäßig bey unſerer Tafel ein, und machte uns die erſte Zeit viel Vergnügen. Aber endlich artete ſein Scherz in Zudringlichkeit, und unerträgliche Zungenfrechheit aus. Kein Gericht, kein Wein kam auf die Tafel, den er nicht bekrittelt hätte, obwohl er ſich Braten und Wein treflich ſchmecken ließ. Endlich nahm er ſich ſogar die Freyheit, nach und nach ein halbes Dutzend von ſeinem Gelichter bey uns aufzuführen und unſern Bedienten zu befehlen, als ob ſie ſeine eigene geweſen wären. Dadurch wurde der Graf ſeiner ſatt und überdrüſſig, und da er ſich für ſich ſelbſt nicht von ihm losmachen konnte, ſo befahl er den Bedienten ihm beim Herumgeben der Speiſen zu überhüpfen, und ihm keinen Wein zu geben. Aber er wußte ſich zu helfen: er nahm es für Scherz, langte die Schüſſeln ſelbſt herzu, und hohlte ſich den Wein in eigener Perſon vom Schenktiſch. Endlich beſchloſſen die Bedienten, die ihn, da ſie nie einen Kreuzer Trinkgeld von ihm geſehen hatten, wie die Sünde haßten, ihn ſo lange zu necken und zu peinigen, bis er nicht wieder käme.

Sie ſpielten ihm verſchiedene Streiche, unter denen aber erſt der folgende ſo wirkſam war, daß ſie ihre Abſicht, ihn aus dem Hauſe zu vertreiben dadurch erreichten:

Er kam gewöhnlich, um ſeine Schuh und Strümpfe reinlich zu erhalten, in Galloſchen, die er an der Treppe abzulegen pflegte. Als er einmal zu Tiſche bey uns war, nagelte einer der Bedienten ſeine Galloſchen an, und gieng dann in das Speiſezimmer zurück. Nach der Tafel that der Graf von

Viereck einem ſeiner Gäſte den Vorſchlag, ihm ſeine Ställe, und ſeinen Garten zu zeigen; der Schmarutzer bot ſich an ſie zu begleiten. Da noch einige von der Tiſchgeſellſchaft mitgiengen, ſo lief er voran, um eiligſt ſeine Kothſchuh anzuziehn; kaum war er mit den Füſſen darinn, als die übrige Geſellſchaft ihm auf den Ferſen war, und ihn hurtig vorwärts zu ſchreiten zwang. In dem Augenblick ſtürzte er Kopf oben Kopf unten die Treppe hinunter, und begegnete in ſeinem Falle dem Grafen und ſeinem Freund, die voran giengen. Er riß ſie nieder und beyde Herren ſtoſſen mit ihm die Treppe vollends hinunter. Der Graf und ſein Freund erzürnten ſich gewaltig über dieſen unfreywilligen Sturz: ſie nahmen unſern Menſchen her, und blaueten ihn mit ihren Spazierſtöcken vom Kopf bis zu den Füſſen unbarmherzig ab. Er ließ, da es ihm wie allen Leuten ſeiner Art gar ſehr an Heldenmuth fehlte, alle Streiche willig auf ſich hageln, gieng kopfhängend davon, und ließ ſich nie wieder in unſerm Hauſe ſehen.

Zweytes Kapitel.

Execution.

Vierzehn Tage nachher erfuhren wir, daß dieſer unſer Tiſchgenoſſe nicht blos ein Unverſchämter, ſondern auch ein Betrüger war. Er hatte verſchiedene Waaren unter fremden Namen aufgeborgt, und ſie, um Geld in die Hand zu bekommen, an einen dritten verkauft. Unter andern hatte er auch, als Haushofmeiſter des Grafen von Viereck, für ſechshundert Gulden niederländiſche Spitzen ausgenommen, und den Kaufmann mit der Note an ſeinen vorgeblichen Herrn gewieſen. Nach Verlauf von vierzehn Tage überſandte der Kaufmann die Note, und bat um Bezahlung. Der Graf wußte nichts von den Spitzen, und weigerte ſich ſie zu bezahlen; zugleich ließ er ſich von dem Ladendiener den vorgeblichen Haushofmeiſter beſchreiben, und aus allen angegebenen Zügen wurde es klar, daß es kein andrer, als der Chevalier von Depilly, unſer Hausnarr und Tiſchgenoß, geweſen wäre.

Der Kaufmann meldete den Betrug der Polizey, und trug drauf an, daß der Ritter aufgehoben würde. Aber es fand ſich, daß ein anderer Kaufmann

mann, dem er einen ähnlichen Betrug geſpielt, ihm ſchon zuvorgekommen war: der Chevalier war wirklich ſchon feſt genommen, und ſeine Richter hatten ſeine Gläubiger, da er nicht mit Geld bezahlen konnte, nach der in Wien ſehr beliebten Mode, auf den Hintern des inſolvent Gewordenen angewieſen. Auch dieſer neue Gläubiger mußte dahin Regreß nehmen, doch wurde die Strafe des Ritters, der kein Ritter, ſondern ein Schneidergeſell aus Paris war, mit fünf und zwanzig Streichen vermehrt, und die Execution ſchon auf den folgenden Tag feſtgeſetzt.

Wir erhielten dieſe Nachricht, als gerade eine große Tiſchgeſellſchaft von Herren und Damen bey uns war, die den Ritter ſämtlich gekannt hatten. Der Graf, dem er damals die bedenkliche Wahl zwiſchen Pferd und Eſel vorgelegt hatte, kam auf den Einfall, daß die ganze Geſellſchaft, wie ſie hier verſammlet wäre, der Execution beywohnen ſollte. Ein paar — Damen unterſtützten ſeinen Antrag, und er gieng durch.

Demnach begab ich mich den andern Tag mit dem Grafen auf den hohen Markt, wo die Gerechtigkeit, ſtatt des Schwerdts einen Haſelſtock zur Beſtrafung der Verbrecher ſchwingt. Unſre Geſellſchaft

ſchaft war nicht die einzige, die die hohe Seele des Ritters in dieſen kritiſchen Augenblicken zu beobachten Willens war. Alle Fenſter waren, wie bey ſolchen Gelegenheiten immer, mit Damen beſetzt, und der hohe Markt ſelbſt wimmelte von Zuſchauern zu Pferde und zu Fuß. Das Gedränge war ſo ſtark, daß einige ſchwangere Frauen Wehen bekamen, und einigen dicken Menſchen der Magen auf ewig unbrauchbar gedrückt wurde. Das Getümmel vergrößerte ſich mit jedem Augenblick, und einige Frauenzimmer, die ſich zu nahe herangewagt hatten, geriethen in Lebensgefahr. Unter dieſen ward eine ſchon etwas bejahrte Dame, und ein ſchönes junges Frauenzimmer, das ihre Tochter zu ſeyn ſchien, dergeſtalt geängſtigt, daß ſie laut um Hülfe und Rettung ſchrien. Ich ſprang, als ich ihre Noth ſah, vom Pferde, gab es meinem Bedienten, (der mich zitternd und mit naſſen Auge bat, mich nicht unter das Getümmel zu wagen,) drängte mich bis zu ihnen hin, machte ihnen Platz, führte ſie in eine Straße, wo es minder lebhaft war, und von da nach ihrem Hauſe. An ihrer Thür ſagten mir beyde den verbindlichſten Dank, und baten mich ſie zu beſuchen. Ich eilte nach dem hohen Markt zurück, fand aber, daß die Execution ſchon vorbey

ſey.

ſey. Der Graf erzählte mir, daß ſich unſer Edelmann von der Nadel unter der Hand ſeines Zuchtmeiſters ſehr unritterlich gebährdet, und den ganzen hohen Markte von ſeinem Geſchrey wiederhallen gemacht habe.

Drittes Kapitel.

Arme Sophie!

Unterdeſſen ſchwebte das Bild des ſchönen Mädchens, welches ich dieſen Morgen aus dem Gedränge gerettet hatte, mir unaufhörlich vor den Augen. Die Thränen der Angſt und die herzrührenden Blicke, die ſie nach Hülfe und Rettung um ſich warf, machten ſie hundertfach ſchöner, als ſie von Natur war. Ich fühlte mein Herz, wenn ich ihr Bild vor die Augen meines Geiſtes zurück hohlte, ſanft bewegt, und auf dieſe Bewegungen folgte unmittelbar eine heimliche Sehnſucht ſie wieder zu ſehen. Ich ſchlief in der Nacht, die auf dieſen Tag folgte, ſehr unruhig, und tauſend wunderſüſſe Ahndungen erfüllten und beſchäftigten ſehr angenehm mein Herz. Ich konnte den Tag

kaum

kaum erwarten, und als er endlich anbrach, war ich früher aus dem Bette, als gewöhnlich. Auch kleidete ich mich ſorgfältiger als ſonſt, und wünſchte nur immer, daß es ſchon zwölf Uhr ſeyn möchte, um das ſüſſe Mädchen, deren Bild vor meinen Augen nicht weg kam, wieder zu ſehen. Die beſtimmte Stunde kam endlich heran, und ich flog zu ihr. Ich fand ſie nicht, aber wohl ihre Mutter, die mich ſehr verbindlich empfieng. Bald darauf erſchien auch die Tochter. Was für Bewegungen ergriffen mich, als ihr ſchönes Auge dem meinigen begegnete. Ich ſtand verſtürzt und ſtumm vor ihr, und konnte das Compliment, womit ſie mich empfieng, nicht erwiedern. Ich war heimlich böſe auf mich ſelbſt, daß ich Sophien ſo lange für das ſchönſte Mädchen in der Welt hätte halten können. Endlich ſtotterte ich einige Worte hervor, die ſo unzuſammenhängend und albern waren, daß ich mir innerlich ſelbſt geſtehen mußte: ich ſey ein großer — Strohkopf. Jemehr ich mich beſtrebte mich aus meiner Verlegenheit zu ziehen, deſto tiefer fiel ich hinein; je feſter ich mir vornahm zu ſprechen, deſto ſtummer ward ich.

Nach und nach fielen endlich einige Sonnenblicke in mein verfinſtertes Gehirn, und ich kam doch allmählich wieder ſo weit zu mir ſelbſt, daß ich wenigſtens ihre Fragen beantworten, und etwas mehr, als Ja und Nein ſagen lernte. Während der ganzen Converſation waren meine Augen weit beredter, als meine Zunge. Ich glaubte zu bemerken, daß die, die mich aus aller Faſſung gebracht hatte, eben ſo wenig Faſſung hätte, als ich ſelbſt.

Nach einer Stunde ungefähr wollte ich Anſtalt zum Aufbruch machen, aber die Mutter hielt mich zurück, und drang mit freundſchaftlichem Ungeſtüm in mich, dieſen Mittag bey ihr zu ſpeiſen. Ich nahm ihre Einladung ohne Weigerung an.

Bald darauf verließ uns die Mutter, vermuthlich um einige Anordnungen in der Küche zu machen. Vorher trug ſie ihrer Tochter auf mir etwas auf dem Clavier vorzuſpielen, um mir die Langeweile zu vertreiben, von der ich — nichts empfand, ſo wenig ich auch ſprach. Die Tochter ſetzte ſich zum Clavier, und ihre Lilienhände ſchwebten mit unendlicher Leichtigkeit von einer Taſte zur andern, und brachten Töne hervor, die mich bis in mein Inneres bewegten, und mir unwillkührlich die Augen unter Waſſer ſetzten. Und als ſie vol-

vollends ihre Silberſtimme mit den ſüßeſten Accorden des Inſtruments vermiſchte, ſtrömte mit einem Meere von Wohllaut zugleich ein Gewühl von zarten Empfindungen in mein Herz, die ich ſelbſt damals, als ich Sophien das erſtemal ſah, nicht ſo ſtark empfunden hatte. Ich konnte mich nicht enthalten in laute Ausrufungen auszubrechen, und die ſchönen Hände zu küſſen, die ſo viel Wonne über mich ausgeſchüttet hatten.

Die Mutter kam zurück, und rief uns zu Tiſche. Wir folgten ihr in einen artig meublirten kleinen Speiſeſaal, wo wir einige ausgeſuchte Gerichte und leckere Weine vorfanden. Jetzt erfuhr ich, daß ich bey der Wittwe eines verdienſtvollen Obriſten war, deſſen Name in der Oeſterreichiſchen Kriegsgeſchichte bekannt genug iſt. Er hatte ſeiner Gemahlin und Tochter ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen, von welchem ſie bequem aber ohne großes Geräuſch lebten. Auch bey ihnen hatte ſich der Chevalier von Depilly einzudrängen gewußt; auch ſie hatte er um eine anſehnliche Summe betrogen; und deshalb war auch ihnen ſeine Beſtrafung intereſſant geweſen.

Ich brachte einen ſehr heitern Mittag in der Geſellſchaft dieſer beyden vortreflichen Frauenzimmer

zimmer zu. Die Gefälligkeit der Mutter, die bezaubernden Blicke der Tochter, meine Liebe und einige Gläſer Wein hatten mir meine natürliche Heiterkeit zurückgegeben, und ich mußte ihnen, als ich gieng, ein ganz anderer Menſch ſcheinen, als da ich kam.

Der Wagen des Grafen kam nach Tiſche und hohlte mich ab. Ich mußte ohne Herz zu Hauſe fahren. Wilhelm, mein Bedienter, fragte mich, als er mir aus dem Wagen half, ſehr angelegentlich: ob wir bald wieder zu dieſer Dame und zu ihrer Tochter führen; und ob wir das zweytemal wieder ſo lange dort bleiben würden, als das erſtemal? — Freylich, freylich! erwiederte ich, indem ich auf mein Zimmer lief. — Ich vermuthete er hätte, weil er dieſe Frage ſo dringend an mich that, ein hübſches Stubenmädchen dort vorgefunden.

Viertes Kapitel.

Der Nebenbuhler.

Liebe iſt ein wunderlich Ding. Sie kömmt ſchnell wie der Blitz, und zündet eben ſo ſchnell, als er. Hier raubten mir ein paar ſchwarze Augen, die in Thränen ſchwammen, ein Buſen, den die Todesangſt aus ſeinen Schranken geriſſen hätte, plötzlich meine Freyheit. Dankbarkeit und Artigkeit von Seiten der Geretteten trieben mich zu dem ſehr voreiligen Schluß, daß ich wohl Gegenliebe hoffen könnte, und hätte ich dieſe errungen, ſchloß ich weiter, ſo wäre mir der Beſitz des Mädchens, das ich ſeit drey Tagen anbetete, auf ewig gewiß. Die Schwierigkeiten, die ſich mir darboten, fachten meine Flamme an, ſtatt ſie zu unterdrücken. Mein Vermögen und meine Geburt konnten nicht gegen Geburt und Vermögen der Baroneſſe Joſephine, ſo hieß meine Angebetete, in Anſchlag gebracht werden, und obgleich ihre Mutter ſich gegen mich ſehr gefällig bewies, konnte ich doch nicht wiſſen, ob ſie es bleiben würde, wenn ich mich ihr als den Liebhaber ihrer Tochter entdeckte.

Ich beſchloß alſo der Mutter zu verbergen,

was

was ich für die Tochter empfand. Um allen Verdacht zu vermeiden, ließ ich einige Tage vorbey gehen, ohne ſie zu beſuchen. Dafür beſuchte ich ſie aber im Geiſte. Alle ihre Reize hohlte ich unaufhörlich vor die Augen meines Geiſtes zurück, und meine Liebe wurde dadurch immer tiefer und mächtiger. Acht Tage hielt ich es aus, aber am neunten, flog ich dahin, wo ich meine Ruhe und Heiterkeit zurück gelaſſen hatte. Ich ließ mich bey der Mutter melden, und wurde wiederum ſehr artig von ihr empfangen. Sie führte mich in das Beſuchzimmer, wo ich Joſephinen mit einigen ihrer Freundinnen fand. Sie ſchien ſich zu freuen, als ſie mich wiederſah. Ich fand Sie tauſendmal ſchöner, als da ich ſie das erſtemal ſahe. Die Converſation wurde bald allgemein, und die Frauenzimmer ſagten mir, als dem Retter ihrer Freundinn, ſehr viel verbindliches.

Bald darauf ließ ſich ein Graf von Barchfeld melden. Joſephine ſchien etwas verlegen über dieſen Beſuch zu werden. Dies beunruhigte mich; ich bildete mir ein meine Gegenwart würde ihr läſtig ſeyn. Ich glaubte auf den erſten Blick zu ſehen, daß dieſer Graf Barchfeld ihr Liebhaber wäre. So groß auch meine Neugierde war meinen

Neben-

Nebenbuhler kennen zu lernen, glaubte ich doch mich nach den Pflichten der Höflichkeit entfernen zu müſſen. Ich ſtand auf und ſagte zu Joſephinen. „Um nicht in den Ruf eines Ueberläſtigen bey ihr zu kommen, wollte ich meinen Beſuch bis auf ein anderesmal ausſetzen! Ich beſorgte, daß ihr meine Gegenwart bey dem Beſuche eines Mannes hinderlich ſeyn möchte, der meinen ganzen Neid erregt hätte! — " Aber ſie hielt mich bey der Hand zurück, und verſicherte mir: Wenn ich einigen Verdruß in ihrem Geſichte bemerkt hätte, ſo ſollte ich es ums Himmelswillen nicht meiner Gegenwart, ſondern dem Beſuche des Grafen zuſchreiben, der ihr tödtliche Langeweile machen würde. Es wäre, ſetzte ſie hinzu, ein eitler zudringlicher Menſch, deſſen Charakter mir eine wahre Comödie geben würde.

In dem Augenblick hüpfte der kleine Mann trillernd herein. Er machte der Mutter und Tochter eine nachläſſige Verbeugung, und mich und die übrigen Damen ſahe er recht artig über die Achſel an. Sein Anzug, ſo koſtbar er war, zeugte von ſolch einem närriſchen Geſchmack, daß er einen wahren Spiegel von der kleinen närriſchen Seele des Grafen abgeben konnte. Er ſtellte ſich vor einen Spiegel, legte ſich ſein Haar zurecht, und hüpfte, während er ſich mit dem Schnupftuche fächelte, ein paar Entregats. Seine ganze Unterhaltung betraf die Kätzchen und Schooshündchen der Fürſtinnen, bey denen er tagtäglich war; die Bälle und Pikeniks, auf welchen er das Jahr hindurch geweſen; die hunderte von Dukaten, die ihm die Damen abgewonnen; die neueſten Saiſons-Zeuge, von denen er Proben vorzeigte, und von denen er ſich, wie er ſehr liebenswürdig ſchwor, Dutzende von Kleidern hatte machen laſſen. Er lobte ſeinen Schuſter und Schneider, und rühmte ſich eben den Sattler, und alle die übrigen Handwerker, deren Sr. Majeſtät der Kaiſer ſich bedienten, in ſeinen — Lohn zu haben. Endlich verwünſchte er noch ſeinen Kutſcher, der durch ſeine Nachläſſigkeit eines ſeiner ſchönſten Pferde hingerichtet, und ihn dadurch gezwungen habe ſeit einigen Tagen mit zweyen zu fahren. Wenn die Frauenzimmer, während dieſer ſehr wichtigen Unterhaltung, unter einander ſprachen, ſo ſchwieg er ſo lange, bis ſie aufgehört hatten, und dann fuhr er fort, damit auch nicht das kleinſte ſeiner Wörtchen auf die Erde fallen möchte. dies hatte denn auch endlich genau die Wirkung, die es haben mußte: wir gähnten uns

alle

alle ſo herzlich an, daß uns das Waſſer darüber in die Augen trat.

Während er uns alle dieſe ſchöne Sachen herliſpelte, drehte er uns den Rücken zu, um im Spiegel zu ſehen, in was für Falten er ſeinen Mund legen ſollte. Dabey nagte er ſich beſtändig an den Fingern, um uns einen groſen Diamantring in die Augen ſpielen zu laſſen; hohlte, wenn die Saaluhr ſchlug, jedesmal auch ſeine Uhr heraus, und verſicherte jene gienge ſehr unrichtig, obwohl ihm Joſephine jedesmal dagegen verſicherte, ſie ſey von dem beſten Meiſter in Paris. — Joſephine, die außerordentlich viel Geiſt hatte, wandte ihn in ſeinem ganzen Umfange an den Geck aufzuziehen, und es gelang ihr ſo gut, daß die ganze Geſellſchaft vor Lachen ſterben wollte. Als mir Joſephine bey dieſer Gelegenheit etwas ins Ohr ſagte, ſah mich der kleine Graf blinzelnd von der Seite an, und ſagte ihr ins Ohr, aber ſo laut, daß man es auch am andern Ende des Saals gehört hätte: Wer iſt dieſer Menſch? Ich glaube ihn beym Grafen von Viereck geſehen zu haben, deſſen Schreiber oder Haushofmeiſter er ſeyn muß!

Ich geſtehe, daß mich dieſe Anmerkung völlig aus dem Sattel hob. Mein ganzes Blut kochte, und alle Glieder zitterten mir, daß ich einen Menſchen ſo verächtlich von mir ſprechen hören mußte, der mir ſelbſt ſo verächtlich war. Ich würde dem kleinen Cavalier mit einer ſehr derben bürgerlichen Maulſchelle geantwortet haben, wenn mich nicht die Achtung für Joſephinen und ihrer Mutter zurückgehalten hätte. Ich konnte nichts thun, als Joſephinen eben ſo laut ins Ohr zu ſagen: Der Herr Graf hätte außerordentlich viel ähnliches mit dem Kammerdiener der Frau Gräfin ihrer Mutter! — Der kleine Mann wurde über und über roth, half ſich aber mit Huſten, Trillern und Nieſen.

Joſephine knüpfte ein anderes Geſpräch an, um uns, die wir einander wie ein paar Hähne anſahen, aus einander zu bringen. Sie fragte, was bey Hofe neues vorgienge? Und ich erwiederte, daß der Kaiſer beſchloſſen hätte einen neuen Narrenthurm bauen zu laſſen, um gewiſſe Grafen, die aus Liebe zu ihrer eigenen kleinen Perſon närriſch geworden wären, darinn zu verſorgen. Er würde einige artige Cabinetchen für ſie einrichten und einige

nige große Spiegel darinn anbringen laſſen, damit ſie durch den Anblick ihrer eigenen Perſon beſtändig in Demuth erhalten würden! — Der Graf, der mich wohl verſtanden hatte, lachte und ſang bey dieſen Worten. Nachdem er noch einige Armſeligkeiten geſagt hatte, ſtand er auf, und empfahl ſich auf eine eben ſo lächerliche Weiſe, als wie er gekommen war. Ich ſah nun wohl, daß ich von dieſem Nebenbuhler nicht viel zu fürchten haben würde, und empfahl mich bald nach ihm mit Freude und Entzücken im Herzen.

Fünftes Kapitel.

Er fällt immer tiefer hinein.

Den folgenden Tag machte ich Joſephinen einen neuen Beſuch. Ich fand ſie in einem reizenden Deshabille an ihrem Clavier, und ſie erröthete, daß ich ſie in dieſem Anzug überraſchte. Sie entſchuldigte ihn mit einer kleinen Indiſpoſition, die ſie ſo lange im Bette gehalten hatte, daß ſie nicht Zeit gehabt ſich anzuziehen: „Sie thun nicht wohl daran, ſagte ich, ihr Deshabille zu verläumden, es iſt eins der reizendſten, die ich geſehen habe; und wenn ihre Schönheit einer Folie bedürfte, ſo wäre er am glücklichſten dazu gewählt!“

Sie erröthete flüchtig und ſchien wegen einer Antwort verlegen zu ſeyn. Die Erſcheinung ihrer Mutter, die im Begrif war auszufahren, riß ſie aus dieſer Verlegenheit. Als ſie ſich entfernt hatte, bat ich ſie mir noch etwas auf ihrem Clavier vorzuſpielen. Sie that es, und bat darauf auch mich, daß ich mich hören laſſen möchte. Nach langem Bitten that ich es endlich: ich ſpielte und ſang ihr ein kleines Lied, das ich längſt vorher zu dieſem Behuf verfertigt und in Muſik gebracht hatte,

hatte. Mein ganzes Herz, mit aller ſeiner Liebe, und mit allen ſeinen Wünſchen, lebte in dieſem Liede.

Sie ſchien mich und mein Lied zu verſtehen: „Der Verfaſſer dieſes Liedes, ſagte ſie, muß ein ſehr zärtliches Herz gehabt haben, oder er iſt ein ſehr geübter Dichter geweſen. Im letztern Falle muß man ihm nicht alles glauben, was er ſagt. Ich verſtehe mich auf die Liebe nicht, ſonſt würde ich vielleicht wiſſen, in wie fern die Empfindungen in dieſem Liede, wahr oder gekünſtelt ſind. Ich wünſche dieſe Kennerſchaft auch nie durch Erfahrung zu erlangen!“ — Wie? rief ich: ſie wollen nie lieben und geliebt werden? der ſüßeſten Leidenſchaft wollen ſie nie den Zutritt in ihr Herz verſtatten? — „Sie nicht ſuchen, heißt nicht ſie fliehen! erwiederte ſie: und ich werde ihr mein Herz nie verſchließen, weil ſie, wie ich oft habe ſagen hören, ſich mit Gewalt den Weg zu den Herzen bahnt. Ich weiß nicht, ob dies ſo wahr ſeyn mag, weil ich nicht weiß, wie ich etwas thun könnte, was ich nicht thun wollte.“ — Nicht thun wollte? erwiederte ich: Sollten ſie hartherzig genug ſeyn einem armen Gefangenen, der in ihren Feſſeln liegt, ihr Mitleid zu verſagen?

und dergleichen Troſtloſe wird es gewiß mehrere geben. — „Ich bin überzeugt, erwiederte ſie lächelnd, daß ich nie einem Menſchen Anlaß gegeben habe ſich über mich zu beklagen: ſollte dies aber einmal der Fall ſeyn, würde ich gewiß mitleidiger ſeyn, als ſie glauben!“ — Wie tröſtlich iſt dieſe Erklärung, ſagte ich, wenn ſie ihnen von Herzen geht. Es wäre alſo das größte Glück unter die Zahl ihrer Sklaven zu gehören, und ich —

Ich war im Begriff ihr in dieſem günſtigen Augenblick meine Liebe zu erklären, aber die Zurückkunft ihrer Mutter, die plötzlich ins Zimmer trat, hinderte mich daran. Nachdem ich mich noch eine Zeitlang mit ihnen unterhalten hatte, empfahl ich mich, und fuhr entzückt über die Aeuſſerung Joſephinens, und beynah völlig überzeugt, daß ich in meiner Liebe glücklich ſeyn würde, nach Hauſe. Mein Wilhelm konnte nicht ſatt werden die Schönheit Joſephinens zu rühmen, wobey er mir jedesmal ſtarr, und wie es ſchien ſogar unruhig, in Geſicht ſah. Ich hielt dieß für Neugierde, und für jenes Beſtreben, welches die Bedienten, denen man beſſer als gewöhnlich begegnet, beſtändig zeigen: die Herzensgeheimniſſe ihren Herren zu erforſchen, und ſich ihnen

dadurch

dadurch am Ende ganz unentbehrlich zu machen. Deshalb antwortete ich auf alle ſeine Fragen ſehr unbeſtimmt und kurz, und trieb ihm dadurch das Waſſer in die Augen.

Sechſtes Kapitel.

Bedenkliche Anzeigen.

Den folgenden Tag bekam mein Freund Viereck ſehr wichtige Briefe aus Cölln. Sie betrafen Angelegenheiten die durch Gegenbriefe nicht ausgemacht werden konnten. Ich ſahe, daß er eine Bitte an mich auf dem Herzen hatte, und wohin ſie gienge: alſo erboth ich mich auf der Stelle als ſein Bevollmächtigter dahin zu reiſen, und ſeine Angelegenheiten zu beſorgen. Er fiel mir um den Hals und dankte mir, weil er wußte, daß ich ihm ein großes Opfer dadurch brachte. Seine Geſchäfte in Cölln koſteten mir wenigſtens vier Wochen; und während der ganzen Zeit konnte ich Joſephinen nicht ſehen!

Meine Abreiſe wurde ſchon auf den folgenden

Tag

Tag feſtgeſetzt. Ich eilte alſo zu Joſephinen, um von ihr Abſchied zu nehmen. Ich fand ſie mit ihrer Mutter noch bey Tiſche, und die Nachricht von meiner Abreiſe ſchien großen Eindruck auf ſie zu machen. Wir ſahen einander wechſelsweiſe an, ohne einen Laut hervorbringen zu können, und ich glaubte Joſephinens Auge in Thränen ſchwimmen zu ſehen. Ihrer Mutter liefen die Thränen wirklich über die Backen. Da ich noch alle Anſtalten zur Reiſe zu machen hatte, ſo empfahl ich mich bald. Die Mutter umarmte mich und drückte mich an ihre Bruſt, und Joſephine reichte mir ihre ſchönen Wangen zum Abſchiedskuß dar, während ſie mit ihrer Rechten meine Linke drückte. Ich verließ ſie unter Thränen und Herzklopfen, und bat ſie meiner nicht zu vergeſſen. Unter tiefen Seufzern fuhr ich nach Hauſe, wo ich meinen Wilhelm beſchäftigt fand mein Reiſegepäck zu beſorgen. Er arbeitete daran mit einer Emſigkeit, die ich ſeit einiger Zeit an ihm vermißt hatte. Die Freude lachte ihm aus den Augen, und ſeine Blicke machten einen gewaltigen Contraſt gegen die meinigen. Den andern Morgen weckte er mich zwey Stunden früher, als ich ihm befohlen hatte, te, und als ich ihn darüber ausſchmählte, entſchuldigte er ſich damit, daß ſeine Uhr zu früh gienge. Da ich aber einmal geweckt war; ſo ſprang ich auf, und machte mich zur Abreiſe fertig.

„Eben war ich im Begrif in den Wagen zu ſteigen, als ein Bedienter Joſephinens mir ein Billet aushändigte. Ich öfnete es mit zitternden Händen, und fand folgendes darinn.

„Wenn Ihnen ihre Rückkehr nach Wien, ſo nahe am Herzen liegt, als mir und meiner Mutter, ſo beſchleunigen Sie dieſelbe nach allen Kräften. Meine beſten Wünſche werden Ihnen auf Ihrer Hin und Herreiſe folgen. Denken Sie oft an mich, als ich an Sie denken werde. Kehren Sie mit den gütigen Geſinnungen, die Sie ſo oft für mich geäußert haben ſo bald als möglich zurück: die meinigen werden und ſollen ſich in Ihrer Abweſenheit nicht ändern.“

Joſephine.

Ich ſprang aus dem Wagen, lief auf Vierecks Zimmer, und ſchrieb in höchſter Eil folgendes zurück:

„Wozu, meine Theuerſte, Ihre Erinnerungen,

daß

daß ich bald, und wie ſonſt gegen ſie geſinnt wieder nach Wien zurick kommen möchte. O, ich trage in meinem Herzen einen Bewegungsgrund mit mir, der meinen Geiſt beflügeln wird, die Geſchäfte, die vier Wochen Zeit bedürfen, in der Hälfte dieſer Zeit zu Stande zu bringen. Dieſer Beweggrund iſt meine Liebe, die ich mit mir nehme, und die ſich nur mit meinem Leben endigen wird. Sie ſoll mich nach Cölln, und von da nach Wien zurück begleiten. Ich werde nicht ruhen bis ich Sie wiederſehe, und Ihnen mündlich verſichern kann, daß ich ewig und ewig der Ihrige bin und bleiben werde! —"

Nach Verlauf von wenig Tagen kam ich in Cölln an. Hier drängten ſich Geſchäffte an Geſchäfte, die zum Theil nicht die leichteſten und angenehmſten waren; aber der Gedanke, daß die ſchleunigſte Beendigung derſelben das wirkſamſte Mittel ſey den großen Wunſch meines Herzens zu befriedigen, half mir arbeiten, und gab mir Thätigkeit und Geduld. Gleich den Tag nach meiner Ankunft in Cölln ſchrieb ich an Joſephinen und erklärte ihr das, was ihr mein erſtes

Billet nur kurz geſagt hatte, mit gröſſerm Nachdruck. Es vergiengen vierzehn Tage und ich erhielt keine Antwort; noch acht Tage: immer keine Antwort. Meine Geſchäfte wurden mir jetzt merklich ſchwerer. Ich war voller Unruhe und Ungeduld, mithin erkaltete mein Eifer und die Angelegenheiten giengen langſamer. Ich ſchrieb einen zweiten Brief an Joſephinen, der noch weitläuftiger war, als der erſte, weil er den Inbegrif deſſelben von neuem, mit neuen Ausbildungen und Erweiterungen enthielt. Mein einziger Troſt über ihr Stillſchweigen war, daß der erſte Brief verlohren gegangen ſeyn möchte.

Des Grafen Angelegenheiten waren nach ſechs Wochen ins Klare geſetzt, und glücklich beendigt. die Freude, meinem Freunde dadurch einen wichtigen Dienſt geleiſtet zu haben, konnte meine Unruhe über das Stillſchweigen Joſephinens nicht unterdrücken. Ich brannte vor Begierde mich perſönlich von der Urſache deſſelben zu unterrichten; ich nahm Courierpferde, und ſprengte mit Gefahr meiner Geſundheit und meines Lebens nach Wien. Mein Wilhelm hatte den Auftrag mit der Poſt nachzukommen. Er wollte mich durch-

aus

aus begleiten, und als ich es ihm abſchlug, weinte er bitterlich.

Siebentes Kapitel.

Entwickelung.

Den dritten Tag gegen Abend war ich in Wien. Gern wär ich heute noch zu Joſephinen geflogen, wenn es nicht wider den Wohlſtand geweſen wäre. Ich hatte eine ſehr unruhige Nacht und einen eben ſo unruhigen Morgen. Gegen zehn Uhr verlohr ich alle Geduld, und lief zu Fuße nach dem Hauſe Joſephinens. Ich eilte die Treppe hinan, pochte an die Thür des Bedienten Zimmers: niemand machte auf. Ich lief in die Küche: alles war todt. Ich wollte endlich unmittelbar in Joſephinens Zimmer: der Vorſaal war verſchloſſen. Endlich lief ich voll Ungeduld zum Hausmeiſter hinunter, und fragte ihn: ob die Baroneſſe von Sallenbach etwa aufs Land gezogen wäre? nicht aufs Land, erwiederte er, aber nach Prag!

Ich war wie vom Donner gerührt. Iſt ſie ſchon lange fort? fragte ich. — Schon ſeit vierzehn

zehn Tagen! antwortete er. — Und ihre Verrichtungen in Prag? fuhr ich fort. — J nun, erwiederte er: Es heißt die gnädige Fräulein werde heyrathen. — Heyrathen ſchrie ich, heyrathen!

Wild und wüthend rannte ich davon, ohne zu wiſſen, wie mir war, und was ich beginnen ſollte. Welch' ein trauriges Licht gieng mir jetzt über Joſephinens Stillſchweigen auf! Ich klagte meinem Freunde Viereck, mit naſſen Augen meine Noth, und er nahm wahren herzlichen Antheil daran. Ich verwünſchte die Flatterhaftigkeit des weiblichen Geſchlechts, und ſchwur, keiner mehr zu glauben, da ſelbſt dieſe, die mir die vortreflichſte der Weiber geſchienen, mich betrogen hätte. Betrogen ſagte Viereck, haſt du ihr je deine Liebe erklärt, und hat ſie dieſelbe erwiedert? —" Welche Frage, Viereck? rief ich: freylich hat ſie das! die Thränen ſtanden ihr in den Augen, als ich abreiſte, ſie drückte mir zärtlich die Hand, und ſchickte mir noch dies Billet, als ich ſchon im Wagen ſaß! " — Ich überreichte ihm das Billet. Er las es und ſchüttelte den Kopf. — In dieſem Billet ſteht nicht ein Wort von Liebe, ſagte er: Lies es nur mit Kälte! — ich las es, las es wieder, und fand jetzt wirklich, daß der Graf recht hatte. Ich fieng nach einigen Minuten ſogar an mich zu wundern, daß ich vor ſechs Wochen Liebe darinn hatte ſinden können. Aber freylich war mein Herz jetzt in einer ganz andern Stimmung als damals. Doch die Blicke, die Thränen und alle die Bewegungen in dem Augenblick, als ich Abſchied von ihr nahm. — — " Dieſe waren, unterbrach mich der Graf, Beweiſe von Freundſchaft, von Dankbarkeit, nicht von Liebe. Aber noch eine Frage! fuhr er fort: haſt du ihr je deine Liebe mündlich und mit klaren Worten erklärt? — Ich zuckte die Achſeln, und geſtand, daß ich einmal nahe daran geweſen wäre ihr meine Liebe zu erklären, daß ich aber durch die Dazwiſchenkunft ihrer Mutter daran verhindert worden wäre. — „ O Lieber, rief er, da warſt du alſo noch weit davon! Meinſt du, daß ſich ein Mädchen ihrer Art, das reizend, reich, und in der großen Welt erzogen iſt, mit Blicken, Seufzern, und mit Schmachten begnügen könnte. Sie legte alle dieſe Bewegungen eben ſo falſch aus, als du die ihrigen: ſie nahm das bey dir für Freundſchaft, was du bey ihr für Liebe nahmſt: ſo betrüget ihr euch beyde. Als du ihr nachher ſchriftlich deine Liebe erklärteſt, war es vielleicht zu ſpät. Ihre Verbindung mit dem Mann, den ſie jetzt heyrathet, war vielleicht älter, als ihre Bekanntſchaft mit dir:

ſollte

ſollte ſie dieſelbe aufgeben, da du nie ein beſtimmtes Wort von den Empfindungen deines Herzens gegen ſie fallen ließeſt? Ich bitte dich, Freund, beruhige dich: ſie hat dich nicht getäuſcht, du haſt dich ſelbſt getäuſcht! —

Ich fand dieſe Vorſtellungen meines Freundes ſehr gegründet, und ſah ein, daß Joſephine außer aller Schuld war. Aber, war es getäuſchte Hofnung, oder gekränkte Eigenliebe: genug, der Gedanke, ſie verlohren zu haben, machte mir unbeſchreibliche Pein. Ich ſchlich trübſinnig und melancholiſch umher, und gerieth mehr als einmal in Verſuchung mir ein Leben zu nehmen, das mir von dieſer Zeit an unbeſchreiblich zur Laſt war.

Unterdeſſen war auch mein Wilhelm wieder angekommen. Er ſchien mit innerm Kummer die Zerrüttung meines Herzens und Geiſtes zu beobachten. Er zeigte ſich theilnehmender als je, und ſeine Thränen und Seufzer öfneten ihm endlich mein Herz.

Meine Verzweiflung wurde mit jedem Tage ſtärker, und mein Gehirn mit jedem Tage ſchwärzer und verwirrter. Am achten Tage nach meiner Zurückkunft befahl ich Wilhelmen meine Piſtolen zu laden. Er brachte ſie, legte ſie auf den Tiſch, näherte ſich dem Lehnſtuhl, in welchen ich mich in bitterer Verzweiflung geworfen hatte, und ſchien viel auf dem Herzen zu haben. Ich befahl ihm aus dem Zimmer zu gehen; aber er blieb. Ich befahl es ihm zum zweytenmal: er gieng nicht. Zum drittenmal befahl ich es ihm mit zornigen Blicken: und plötzlich ſtürzte er mir zu Füſſen, und rief: „Ich weiß was ſie thun wollen, und warum ſie es thun wollen! Aber es lebt noch jemand, dem ſie ihr Leben zu erhalten ſchuldig ſind!“

Ich ſprang auf, und ſah ihn befremdet an: „Ja, rief er: Sie müſſen leben! Sie müſſen leben, für — Sophien, die hier zu ihren Füſſen liegt! —“ dies Wort war ein Donnerſchlag. — „Kennen ſie mich nicht mehr? rief ſie. Ich bin es ſelbſt! —“ Ich ſah ſie an und war wie vom Himmel gefallen. — Wie ein Nebel wich es von meinen Augen, mein Herz ſchlug gewaltſam, und ich begrif nicht, wie ich ſo lange die Züge, die mir unvergeßlich ins Herz gegraben waren, hätte verkennen können! Sie warf eine Tour von ſchwarzen Haaren von ſich, und ein blondes Seidenhaar floß ſtatt ihrer in ſilbernen Locken über ihre Schultern herab. Sie drückte mich von neuem an ihr Herz, und weinte ſprachlos an meiner Bruſt. — Welch eine Ueberraſchung.

ſchung, Sophie! rief ich: ich werde ſie nicht überleben! Ich verdiene deine Liebe nicht! ich bin undankbar; ich hatte dich vergeſſen! — Aber ich nicht! rief ſie und lächelte mit der Heiterkeit eines Engels auf mich her: Ich hätte es nicht zugelaſſen, daß du meiner ganz vergeſſen hätteſt. Eine Zeitlang durfteſt du es wohl. Aber du biſt entſchuldigt, weil du mich todt glaubteſt! —

Sie ſank von neuem an meine Bruſt, und Thränen der Freude rollten über ihre Wangen.

Zum Grafen! rief ich nach einer Pauſe, zum Grafen, daß er unſere Freude mit uns theilt! Wir ſtürzten in ſein Zimmer, und hiengen ihm beyde zugleich am Halſe: Hier iſt meine Sophie! rief ich: Unter der Geſtalt eines Bedienten hat ſie mich bis jetzt begleitet! du haſt ſie eben ſo wenig gekannt, als ich ſelbſt!

Viereck war jetzt eben ſo erſtaunt, als ich es ſelbſt noch vor fünf Minuten war. Aber ſeine Verwunderung machte bald der Freude Platz.

Nun eilten wir zur Gräfin; und hier fiel dieſelbe Scene von Ueberraſchung, Erſtaunen und Verwunderung, von neuem vor. Welch ein Edelmuth! rief ſie: Sie müſſen meine Freundin ſeyn, Sophie. — Von Herzen! rief Sophie. — Die

Gräfin umarmte ſie, ich umarmte Sophien, und mich umarmte der Graf. Wir ſchlungen einen Knoten, den der Tod ſelbſt nicht wird auflöſen können.

Ich hatte Vermögen genug, um Sophien als meine Gattin auf einen guten Fuß zu erhalten. Nach drey Tagen ward unſre Verbindung durch Prieſters Hand vollzogen. Graf Viereck, der mir ſeine Erkenntlichkeit für die glückliche Endigung ſeiner Geſchäfte in Cölln beweiſen wollte, trug mir an mich adeln zu laſſen. Nach langen Weigerungen mußte ich endlich ſeinem freundſchaftlichen Ungeſtüm nachgeben, und zulaſſen, daß er mich zum Freyherren durfte ſtempeln laſſen. Um aber mir und meinen Freunden zu zeigen, daß nicht kleinlicher Stolz mir meine Abkunft und meinen väterlichen Namen verächtlich gemacht und zur Adelsgier verleitet hätte, ſo ließ ich mir, gleichſam als ein Symbol meiner ſchnell empor geſchoſſenen Größe, den Titel Freyherr von Feldſchwamm beylegen. Denn nicht mein Rang und mein Name machte mich glücklich, ſondern Sophiens Liebe.

[illegible] Lavater [illegible] ([illegible]
e.[illegible]). Jo. 64, 125,

Tagebuch 68.

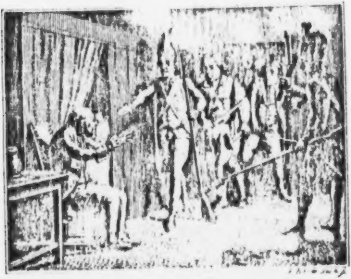
die Physiognomen 9

[illegible] gegen [illegible] 75. 66 f
gegen [illegible] 67.
Nicolai 69. 94
Preis[illegible] ([illegible]) 102.

[illegible] magnetischen
[illegible] 125.

[illegible] Handschrift 125
[illegible] 126.

Geſchichte
der
# großen Revolution
in
Frankreich.



von

Friedrich Schulz.

Mit einem Kupfer.

Berlin 1790.
bei Friedrich Vieweg dem älteren.

Vorerinnerung.

Dieſes Stück aus der Geſchichte einer auſſerordentlichen und unerwarteten Revolution, hat keine andere Beſtimmung, als dem künftigen Geſchichtſchreiber einige Thatſachen hinzuſtellen, von denen der Verfaſſer das Glück hatte, größtentheils Augenzeuge zu ſeyn. Er bekennt, kein anderes Verdienſt dabey zu haben, als das Verdienſt der Zuverläſſigkeit und Lebhaftigkeit in der Schilderung von Scenen, wobey er Zuſchauer war, und ſelbſt dieß Verdienſt kann er ſich nicht hoch anrechnen, da er nur getreu und treffend niederſchreiben durfte, was unter ſeinen Augen vorging. Wenn er indeſſen hier und da kleine charakteriſtiſche Züge aufgriff und in den Zuſammenhang verwebte, wenn er den Hergang in ſeiner natürlichen Verkettung ohne Uebertreibung und unnützen Schmuck erzählte, wenn er, ſo viel in menſchlichen Kräften ſteht, partheylos blieb, und wenn er mit kurzen aber treffenden Winken den Anfang und den wahrſcheinlichen Ausgang dieſer merkwürdigen Staatsveränderung anzugeben, glücklich genug geweſen iſt, und für das alles den Beyfall des gegenwärtigen Leſers und des künftigen Geſchichtſchreibers hoffen darf; ſo hat er ſeine Abſicht erreicht, und ſo glaubt er ſich doppelt belohnt, weil in der Mühe ſelbſt, die er ſich dabey gab, ſchon im voraus Belohnung für ihn lag. Paris, den 5ten September 1789.

S.

Von dem Augenblick an, wo ſich die Nation in ihren Stellvertretern zu Verſailles verſammlet ſah, ſchien ein neuer Geiſt ſich ihrer zu bemächtigen. Abſcheu gegen die jüngſt vergangenen, Ungewißheit über die gegenwärtigen, und Hoffnung auf die zukünftigen Zeiten, erbitterten, bewegten und erheiterten die Gemüther wechſelsweiſe.

Die Erinnerung an die jüngſt vergangenen Zeiten führte alle politiſche und moraliſche Schreckniſſe mit ſich. Vier und zwanzig Millionen Menſchen waren von einem deſpotiſchen Bündniſſe ihres Königs beraubt und wechſelsweiſe der Kabale, der Ungerechtigkeit, der Armuth, dem Hunger und dem Kriege preis gegeben worden. Die Miniſter hielten mit ihren

Helfershelfern alle Kanäle zum Blute der Nation offen, unterdrückten den unſchuldigen Armen durch ungerechte Richter und zitterten vor dem ſtrafbaren Reichen mit ihnen; ſie raubten Millionen ihre Freyheit und mußten dieſen Raub durch Kerker und oft durch Mord behaupten. Sie konnten nicht eher ruhig ſeyn, als bis ſie ihre Macht zur deſpotiſchen Willkühr erhoben; dieß konnten ſie nicht eher, als bis ſie die Freyheit bis auf das leiſeſte Gefühl derſelben verdrungen; und dieß konnten ſie nicht eher, als bis ſie ihre Schlachtopfer durch Verzweiflung an ſich ſelbſt zu ſchmeichelnden Sklaven, durch eröffnete Kanäle zur Ueppigkeit und zum Luxus, zu markloſen Wüſtlingen, durch ewig angeregtes Streben nach Selbſterhaltung zu Egoiſten, durch aufgethürmte Schwürigkeiten gegen Verbeſſerungen des Ganzen, zu ſorgloſen, ſingenden und hüpfenden Automaten, und durch die Nothwendigkeit mit dem Strome zu ſchwimmen, zu Weſen ohne Liebe, ohne Freundſchaft, ohne moraliſche Grundſätze umgeſchaffen hatten. Nichts war übrig geblieben, als Miniſter, Spione, Schließer und Sklaven.

Aber das Syſtem ungeheurer Eingriffe und Anmaßungen hatte ſeinen höchſten Grad erreicht, und da mußte es ſich durch ſich ſelbſt zerſtören. Der Funke der Freyheit, der hier und da in einem kühnen Geiſte, in einem warmen Herzen, in einem aufgeklärten Verſtande verſteckt lag, der oft in den Grüſten der Baſtille und in den Kerkern des Chatelet, zu ewiger Erſtickung verurtheilt, neue Kraft gewann, und durch unſichtbare Schläge, welche die natürliche Inkonſequenz oder Unvorſichtigkeit der Unterdrücker ſelbſt hervorlockte, auf das nie zu verwüſtende moraliſche Gefühl, den einzigen in uns übrig gebliebenen Stellvertreter der Gottheit, elektriſch wirkte: dieſer göttliche Funke ſchnellte endlich empor, und entflammte neue Hoffnung in allen Gemüthern, und mit dieſer Thätigkeit, Märtyrerſinn und Patriotismus.

Nie reißt ſich der Menſch ungeſtraft von dem Menſchen los. Er iſt geſchaffen, zu geben und zu empfangen, und er iſt bald allein, wenn er bloß empfangen, und eben ſo bald, doch mit etwas mehr Ehre für ſein Herz, obgleich nicht für ſeinen Verſtand, wenn er bloß geben will.

Jene Alleinherrſcher, die alles um ſich her zin Tribut geſetzt hatten, waren im erſtern Falle. Wenn ſie den politiſchen Faden, der ſie an die Menſchheit knüpfte, zerreiſſen konnten: ſo konnten ſie den natürlichen, der ſie in eine nothwendige Beziehung mit derſelben ſetzte, nicht vernichten. Je mehr ſie raubten, deſto mehr verlor dieſe, und je mehr dieſe verlor, deſto weniger Nahrung fanden ſie für ihre Raubſucht. Sie mußten alſo zurück ſchreiten, dem Geplünderten wieder Eigenthum, dem Sklaven wieder Freyheit, dem Muthloſen wieder Muth, dem Angſtvollen wieder Selbſtgefühl und dem Unterdrückten wieder Gerechtigkeit geben, um ihnen allen das alles wieder nehmen zu können.

Aber was man zum Wohl der Nation und zur Rettung des Staats thun wollte, waren nur trügeriſche Schattenbilder, welche die unternehmendſten aller deſpotiſchen Diener, der Prinzipalminiſter, Erzbiſchof von Sens, und der Großſiegelbewahrer, Lamoignon, ihren Herrn verführten, um ihrer Deſpotie einen vortheilhaften Anſtrich zu geben. Sie legten der Nation neue Laſten auf, zerriſſen die Parlamenter, die ſie nicht regiſtriren wollten, brachten eine Cour pleniere in Vorſchlag, die dieſe erſetzen ſollte, die ſie für die Wächterinn der Fundamentalgeſetze der Nation geltend machen wollten, und die doch im Namen derſelben die neu ausgeſchriebenen Gefälle durch ihnen unterworſene Kreaturen gut zu heißen beſtimmt war. Um dem Könige die Parlamenter unwiederbringlich verhaßt zu machen, verfälſchten ſie ihre Schlüſſe, und gaben einigen harten Worten derſelben, die nur auf ſie gingen, die Wendung, als ob ſie die geheiligte Perſon des Königs angriffen. Nun konnten ſie es wagen, den Sitz der Gerechtigkeit zu ſtürmen, und aus deſſen Mitte zwey ihrer furchtbarſten Widerſacher, Espremenil und Goeslard, mit Gewalt hinweg zu reißen; den Grafen von Artois durch ſeine Eigenliebe und ſeinen renommiſtiſchen Unternehmungsgeiſt anzuregen, daß er mit gewaffneter Hand in den Tempel des Rechts drang und Ungerechtigkeit zu erzwingen ſich unterfing; die Glieder des Adels, die ſich den neu ergrübelten Abgaben widerſetzten, als Bundesgenoſſen der

Parlamenter, als Rebellen und Aufwiegler des Volks zu verſchreyen, und ihnen, als ſie durch Abgeordnete erſchienen, Baſtille, Galgen und Bürgerkrieg anzukündigen; und endlich, um den König in einem für ſie vortheilhaften Unmuthe zu erhalten, ihm vorzuſpiegeln, ſein Volk, das bis jetzt unter dem Drucke der Abgaben geſeufzt hätte, fühlte von dieſen neuen Laſten nichts, und dieß wäre der Grund, warum der Adel ſich ſeinen Verfügungen aufrühreriſch widerſetzte.

Dieſe Schritte waren zu gewagt, zu ungeheuer, als daß nicht allgemeiner Aufſtand dadurch hätte erregt werden ſollen. Einige Provinzen waren ſchon unter den Waffen, und allmählig würde ganz Frankreich in eine einzige fürchterliche Gährung zuſammen geſchmolzen ſeyn, die dem Könige, den Miniſtern und einem Theile des Volks ſelbſt Verderben gebracht haben würde, wenn nicht plötzlich Zwieſpalt und Eiferſucht unter der Kabale ſelbſt ausgebrochen wären. Breteuil, ein Mann voll unbegränzter Anſprüche, ſah ſich bey jener Alleinherrſchaft zurückgeſetzt. Er forderte ſeinen Abſchied vom Könige, weil ſeine Kollegen mit einem entgegen geſetzten Vorſchlage durchgedrungen waren. „Sire,“ ſagte er: „Ew. Maj. erinnern ſich, daß ich in Ihrem Konſeil Maaßregeln vorgeſchlagen habe, die denen entgegen geſetzt ſind, deren Befolgung Sie anbefohlen haben. Dieſer Schritt bringt mich in eine drückende Verlegenheit. Die Provinzen, deren Einwilligung und Unterziehung mir übertragen iſt, heften unwillige Augen auf mich. Ich beſchwöre Ew. Maj., mich von dieſem peinlichen Verhältniſſe zu befreyen und mir meinen Abſchied zu geben.“

Dieſe dem Schein nach gerade und uneigennützige Aeußerung verfehlte ihrer Wirkung auf das Herz eines Königs nicht, der längſt gern alles gut zu machen beſtrebt geweſen wäre, wenn er gewußt hätte, wo das Uebel verborgen läge. „Nein, Breteuil, Sie bleiben,“ ſagte er: „und gerade deßhalb bleiben Sie, weßhalb ſie fort wollen. So iſt wenigſtens einer da, der widerſpricht.“

Nach dieſem Schritte war Breteuil der Eiferſucht und dem Haſſe der übrigen preis gegeben, und es war kein anderes Mittel, ſeinem Sturze zu entgehen, als die andern zu ſtürzen.

Der Graf von Artois und die Königinn durch dieſen, waren auf ſeiner Seite. Von ihnen erfuhr der König auf einmal, in welches Labyrinth der Erzbiſchof und Lamoignon ihn geführt hatten. Aber erſterer, als Begünſtigter der Königinn, ward entſchuldigt und mit kräftigen Empfehlungen zur Kardinalswürde nach Rom geſchickt, während letzterer mit Schande und Spott ſeiner Würde entſetzt wurde. Er erſchoß ſich bald nach ſeinem Sturze.

Das Wohl der Nation war der Vorwand zur Entfernung beyder geweſen; man mußte alſo *fortfahren, mehrere Schritte zu thun,* die dieß Wohl befeſtigen ſollten. Man hinderte den König nicht, die Parlamenter zurück zu rufen und in ihre vorige Rechte wieder einzuſetzen; die neuen Abgaben zu unterdrücken und Miniſter von anerkannter Gerechtigkeitsliebe, Beſchützer des Volks, aus ihrer Finſterniß wieder hervorgehen zu laſſen.

So hatten die Stärkern der Kabale geſiegt; aber nicht durch die Kraft der Tugend, ſondern durch Neid und durch Gewaltthätigkeit einer Herrſchſucht, die ſich auf den Trümmern der vorigen Herrſchſucht erheben wollte; durch Weiber, die der Eigenſinn, andre Weiber zu beſiegen, ſtark machte; durch gemiethete Federn und gekaufte Gewiſſen. Wäre dieß nicht der Fall geweſen, warum verjagte man nicht zugleich die Le Noir, D'Agoult, Mauri, Vermond, D'Harcourt, Beaumarchais und ihre Verbrüderten? Warum hatte man nicht ein ſtrafendes Auge auf die Foulon, Berthier, Launay, Fleſſelles? Warum zerſtörte man nicht die Kerker, welche die Opfer des Miniſterdeſpotiſmus verſchlangen, und die Möglichkeit, ihnen durch erſchlichene Verhaftsbefehle, die man ſich oft nicht einmal die Mühe gab, zu erſchleichen, neue Opfer zu bringen? Aber es iſt gewiß, daß es nur eine

Kabale war, welche die andere Kabale verjagte, um ſich mit allen ihren Planen, Kreaturen und Maaßregeln an ihre Stelle zu ſchwingen. Die Folge enthüllte und beſtätigte dieß mit einer großen und blutigen Revolution.

Sie riefen einen Mann zurück, deſſen wohlthätiger Wille nichts als Gutes wollte, den ſie deshalb verjagt hatten, den ſie jetzt eben deshalb zurück rufen mußten, den ſie fürchteten, und deſſen heilſame Abſichten und Verfügungen ſie auf ihre Rechnung zu ziehen ſtrebten, um dadurch einen Schirm zu bekommen, der ihre eigennützigen Plane bedeckte. Sie wollten nur durch ſeine Hand aus der dringendſten Verlegenheit gerettet ſeyn und ihn dann von neuem verjagen.

Necker kam zurück und wollte, ſtatt daß ſeine gewiſſenloſen Vorgänger den Schaden nur zu überheilen ſuchten, denſelben gründlich ausheilen. Gänzliche Reform des politiſchen Zuſtandes von Frankreich war das Augenmerk ſeines Kopfes, und daraus langſam herfließende

Verbeſſerung der Moralität das Augenmerk ſeines Herzens. Nie muß ein größerer Kopf mit einem ſchönern Herzen verſchwiſtert geweſen ſeyn; nie muß von beyden ein göttlicherer Plan ſeine Entſtehung erhalten haben.

Er hatte ſelbſt zu ſchmerzlich unter dem deſpotiſchen Joche der Miniſter gelitten, als daß es nicht ſein erſter Gedanke hätte ſeyn ſollen, ihren alles umfaſſenden Einfluß zu hemmen. Wie die Sachen jetzt ſtanden, bey den tauſend Auswegen, die ihnen autoriſirte Mißbräuche und die Immoralität der Nation ſelbſt eröfneten, wäre dieß vergebliche Arbeit geweſen: man mußte ihnen einen König entgegenſetzen, der endlich erführe, daß er für die Nation und nicht, daß die Nation für ihn da ſey, daß die Anſprüche derſelben auf ihn älter wären, als ſeine Anſprüche auf ſie, daß es eher Menſchen als Könige, eher nützliche Bauern als Edelleute, eher freye Leute als Sklaven gegeben hätte.

Dieſe Winke, ſo neu ſie für einen gebohrnen Beherrſcher ſeyn mochten, faßten dennoch

Wurzel, theils, weil ſie natürliche Wahrheiten enthielten, theils weil vertraute Räthe ſelbſt, aber nicht ohne andre Plane im Herzen, ſie verbreiteten und unterſtützten, theils weil die Noth drang, theils weil man den zum zweytenmal zurück gerufenen Retter nicht gleich in den erſten Tagen von neuem verjagen wollte. Man behielt es ſich bis zu dem Zeitpunkte vor, wo er Ordnung in die allgemeine Unordnung gebracht haben würde, ihn von der Spitze eines Volkes, das ſich in ihm wieder zu fühlen anfing, gewaltthätig hinweg zu reißen. So billigte der König ernſtlich ſeine Plane; aber zwey oder drey der Miniſter unter Verbeſſerungen und mit geiſtigen Einſchränkungen, die ſie theils in ſich tief verſchwiegen, theils durch Warnungen, behutſam zu gehen, von Zeit zu Zeit gegen ihn äußerten.

Die Verſammlung der Generalſtände des Königreichs kam zu Stande, und mit ihr ging eine neue Sonne über die Nation auf. Ihr König kündigte ſich in einer Rede an ihre Stellvertreter, als *der erſte Freund ſeines Volks* an. Sein Siegelbewahrer, *Barentin*,

tin, hebt eine andre mit dem Worte **öffentliche Freyheit** an, erklärt den Namen **Staatsbürger** für den edelſten unter allen und ſagt: „Nur laſterhafte und unnütze Glieder „des Staats ſind verächtlich, alle nützliche Beſchäftigungen ſind ehrwürdig: der Lehrer der „Religion, der Vertheidiger des Vaterlandes, „der Rächer der Bosheit und der Beſchützer der „Unſchuld, der Schriftſteller, welcher Patriotismus, Weisheit und Kultur der Wiſſenſchaften „befördert, der Landmann, dem endlich der „Weiſe ſeine rechte Stelle zuerkannt hat: alle „dieſe tragen nur Einen Namen, und dieſer iſt „**Sohn des Vaterlandes**. Jetzt," ſetzt er hinzu: „da die Kirche reich genug iſt, da der „Adel mit Ehre und Geld belehnt wird, müſſen „die Beſitzungen dieſer beyden Stände ſich der „allgemeinen Anleihe unterwerfen." — Der Miniſter der Finanzen endlich, ſagt mit einer Rührung und mit einem Feuer, die, ſelbſt wenn jene ſtumm geblieben wären, mit mehr Nachdruck geſprochen haben würden, als die vorſichtige, wohlanſtändig abgemeſſene Rede des Großſiegelbewahrers, Necker ſagt: „**Glauben Sie** mir, meine Herren, es gibt nur eine einzige große Nationalpolitik, nur einen einzigen Grundſatz aller Ordnung, aller Macht, alles Glücks: es iſt der Grundſatz einer reinen, einer vollkommenen Moral!" —. Was konnte nicht die Nation von dieſem König und dieſem Freunde ihres Königs, mit den Edelſten aus ihrer Mitte vereinigt, alles erwarten!

Und in der That erwartete das Volk eine neue glückliche Exiſtenz von ihren vereinigten Bemühungen, und nur wenige fürchteten ſie, welche den übrigen auch nicht einmal die Hoffnung eines beſſern Schickſals hätten laſſen können, wenn ſie mit ihren Abſichten nicht in Widerſpruch kommen wollten. Sie faßten wieder Muth, als ſie ſahen, daß geſpaltenes Intereſſe die Nationalverſammlung beunruhigte, und glaubten, daß ſie auf dem Wege ſey, ſich eben ſo fruchtlos zu zerſchlagen, als die Verſammlung der Notabeln, und die Schande und Verantwortung mit auf den Weg zu nehmen, die ihnen ſonſt ſelbſt in reichlichem Maaße hätten zufallen müſſen.

Die ungleiche Vertheilung der Abgaben unter den drey Ständen, war der Grund dieſer Spaltung. Dieſe Ungleichheit gab der Regierung zu allen Zeiten Mittel an die Hand, die Staatsbürger zu entzweyen und die weiſeſten Berathſchlagungen zu zerreiſſen. Das beſondre Intereſſe der einzelnen Stände war mit dem allgemeinen der Nation in einem harten Kampfe, und mußte es ſo lange bleiben, bis es entſchieden war, ob man, wenn man Aufopferungen wagte, ſie der Freyheit, als dem allgemeinen Gute aller drey Stände, oder der Habſucht der Miniſter brachte, die dieſe angenommen, aber deßhalb die Laſten nicht von dem dritten Stande gewälzt haben würden. Die Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit waren ein Theil ihrer Freyheit, die ſie dadurch gegen den Deſpotismus behaupteten, und ſie konnten ſie nicht aufgeben, weil ſie ſonſt bald eben ſo bedrängt als der dritte Stand geweſen wären. Dieſer war erbittert auf die beyden erſtern, weil ſie bey ihrer weniger gedrückten Lage, noch dazu die Pflanzſchulen waren, aus welchen ſeine Unterdrücker hervorgingen. Er hatte Stellvertreter, deren Geiſt nicht für friedliche Verſtändigung war, die ſtatt zu bitten, Machtſprüche donnerten, und ſtatt zu überzeugen, Furcht erweckten. Auf ihrer Seite waren drey Theile der Nation.

Die Stadt Paris mit ihrer Million Einwohner war die genaue Beobachterinn der Nationalverſammlung. In ihrer Mitte hatte ſich eine kleine Welt gebildet, die in den Flügeln eines ungeheuren Pallaſtes alles einſchloß, was dem menſchlichen Verſtande mit allen ſeinen Bedürfniſſen, und der menſchlichen Sinnlichkeit mit allen ihren Launen, volle Befriedigung verſchaffen konnte. Dieß war das Palais Royal, vorher die Schule der Frivolität, jetzt die Schule des Patriotismus. Papiere aller Art, beſonders die auf die merkwürdige Kriſe des Staats Bezug hatten, wurden hier verkauft, geleſen, gebilligt oder verworfen, verlacht oder verbrannt, je nachdem die Nachrichten, die ſie enthielten, dem allgemeinen Wunſche der Nation zuſagten oder widerſprachen. Der Politiker kam hieher, um ſeine Grundſätze geltend zu machen, er mochte ſich zur ariſtokratiſchen oder zur demokratiſchen Partey halten; der Bürger, um zu hören, wie die Arbeiten für ſein Wohl abliefen; der Taglöhner, um zu erfahren, ob er Hoffnung hatte, ſein Brod wohlfeiler zu eſſen und ſeinen Wein beſſer zu trinken; der Weltbürger endlich, um zu wiſſen, ob ſich das Wohl der Welt im allgemeinen und das Wohl der Franzoſen insbeſondere bis zu ſeinen wohlthätigen Träumen von Univerſalglückſeligkeit erheben würde. Alle ſprachen, hörten, fühlten mit gleichem Feuer, mit gleichem Intereſſe. Dieß gab eine Maſſe von Gluth, die ſich den übrigen Bewohnern der Hauptſtadt, jedes Alters, jedes Standes, jedes Geſchlechts mittheilte, und durch die Millionen Kanäle, die aus den Provinzen in dieſes ungeheure Magazin von Weisheit und Thorheit, von Bosheit und Edelmuth zuſammen liefen, gewaltſam durch das ganze Land zurück ſtrömte. So ward das Palais Royal bald Geſetzgeber der Staatsbürger, mit derſelben Autorität, die es für die Stutzer und Stutzerinnen einer halben Welt hatte.

Der dritte Stand, als der zahlreichſte, hatte vom Anfange den ſtärkſten Einfluß auf die verſammleten Haufen daſelbſt. Die beyden andern Stände hatten auch ihre Verfechter, aber bald ward es gefährlich für dieſe, mit Nachdruck für jene zu ſprechen. Je näher die Nationalverſammlung einer Vereinigung zu kommen ſchien, deſto näher kamen ſich die einzelnen Parteyen im Palais Royal. Man glaubte ſich in die ſchönen Zeiten der griechiſchen und römiſchen Republiken zurück verſetzt, wenn man hier einen Greis auf einen Tiſch ſpringen und zu den Zuhörern mit Wahrheit und Nachdruck ſprechen, wenn man dort einen jungen Mann in der Mitte eines gedrängten Haufens feurig ſchwärmen, wenn man unter allen dieſen Weiber, Mädchen und Kinder, mit weitoffnem Auge und Munde horchen ſah, und wenn man ein wüthendes Beyfallsgeſchrey für den Mann, der gut ſprach und ein wildes Mißvergnügen gegen den, der ſchlecht ſprach, ausbrechen hörte.

Um dieſe Zeit war es, wo man mehrere Ludwigs-Ritter aus dem Palais verjagte, und wo man einen Abbee auf einen Tiſch hob und ihn zwang, mit kahler Scheitel und auf den Knieen der Nation Abbitte zu thun, gegen die der Geiſt ſeines Standes aus ihm nicht ſchonend genug geſprochen hatte. Die Ariſtokraten und Abbees verſchwanden nun entweder, oder blieben parteylos, oder ſchlugen ſich anſcheinend zur Partey des dritten Standes.

Die Miniſter und viele Mitglieder der beyden erſtern Stände des Reichs, ſahen dieſe Gährung mit Zittern Tag um Tag gewaltſamer aufbrauſen. Aus dem Mittelpunkte des Patriotismus ſtrömten faſt täglich Geſandſchaften nach Verſailles, mit Rednern an ihrer Spitze, die durch ein heiliges bis jetzt in Frankreich ganz unerhörtes Feuer beſeelt, durch die Schranken in das Herz der Nationalverſammlung brachen, und ſie mit Worten und Gründen zur Eintracht ermahnten, die den Verſtand wie das Herz der Stellvertreter der Nation angriffen, dem dritten Stande Muth machten, und den erſten und zweyten in Schrecken ſetzten. Man erſtaunte, wenn dieſe Redner und ihre Begleiter ſich als

Bevollmächtigte dieſes oder jenes Klubbs, dieſes oder jenes Kaffeehauſes ankündigten: denn man ſahe daraus, daß das Wohl der Nation ein Gegenſtand der Berathſchlagungen der Nation ſelbſt geworden war, daß Millionen Köpfe jetzt dachten, Millionen Stimmen jetzt ſchrieen, die wenige Wochen vorher weder laut zu denken noch zu ſprechen gewagt hatten. Die Furcht der böſen Sache arbeitete mit dem Muthe der guten Sache zu ein und eben demſelben Zwecke, und die beyden erſten Stände gaben aus Furcht, was ihnen der dritte durch Entſchloſſenheit abdrang. Die Vereinigung der drey Stände war die Folge davon.

Als die Nachricht von dieſer glücklichen Veränderung nach Paris kam, gerieth alles in einen freudigen Aufruhr, ſtrömte alles nach dem Palais Royal, wo unter hundert Haufen hundert Redner ſtanden, die mit einem Feuer, das einer höhern Begeiſterung glich, den Zuhörern was vorgefallen war ankündigten, wiederholten und mit immer gleichem Intereſſe wiederholten. Es war gegen Abend. Im Nu brannten tauſend

Lampen im Palais, und ein einziger losgelaſſener Schwärmer gab das Signal zu einem Freudenfeuer, das ſo rauſchend war, als eine Freude dieſer Art bey dem Charakter dieſer Nation ſeyn mußte. Sie zeigte ſich unter allen Symptomen eines hinreiſſenden Wahnſinns, und ſelbſt das furchtſame Geſchlecht trug Patronen und Schwärmer in Schürzen zu, um das ſchreckliche Geräuſch nicht durch Mangel an Pulver unterbrechen zu laſſen. Es dauerte den erſten Tag von acht Uhr des Abends bis um drey Uhr des Morgens und in die Augen von einer halben Million Menſchen kam kein Schlaf. Den andern Tag derſelbe Auftritt, vielleicht noch wilder, den dritten Tag derſelbe, doch mit etwas mehr Mäßigung.

Greiſe, die vielleicht ſeit Jahren nicht aus dem ſechſten Stockwerk herabgeſtiegen waren, kamen mit den Gefährtinnen ihres Alters, um mitten unter Buben ihren Schwärmer in die allgemeine Feuermaſſe zu werfen; Mütter mit ihren Säuglingen, um dieſen durch den ſchlängelnden Blitz Freude zu machen, wenn ſie ſolche auch über die Veranlaſſung derſelben noch nicht fühlen konnten; Väter mit ihren Töchtern und Söhnen, die ſonſt vielleicht dieſe vor dem Sitze des [illegible] und Wolluſt gewarnt hatten, gingen jetzt mit Wohlgefallen unter den Arkaden derſelben umher, und glaubten die Unſchuld ihrer Kinder unter Menſchen, die nur Eine Empfindung jetzt begeiſterte, in Sicherheit; Arme, in der einen Hand ihr trockenes Abendbrod, das dießmal nur halb ſo groß war, als ſonſt, weil ſie für die andere Hälfte eine Pulverpatrone gekauft hatten; und endlich ſelbſt jene unglücklichen Geſchöpfe vom andern Geſchlechte, die gegen alles übrige gleichgültig ſeyn müſſen, weil ſie es gegen ihr edleres Selbſt ſind, miſchten ſich jetzt, ihr trauriges Handwerk vergeſſend, unter die berauſchte Menge, und gaben den Savoyarden, ihren Freunden, das Geld zu Freudenfeuern, das ſie den Abend vorher unter Freuden ohne Mitgefühl für Freuden voll Ekel und Nachreue verdient hatten.

Dieſes Aufbrauſen der Nation, welches mitten unter dem Frohlocken und den Freudenſprängen etwas Fürchterliches und Wildes hatte, das ſelbſt ihre Freunde erſchreckte, wirkte mit deſto größerer Gewalt auf ihre Feinde. Dieſe ſtellten zu Verſailles den allgemeinen Ausbruch der Freude als einen Ausbruch politiſcher Erbitterung vor, und vermochten den König, die um Paris zerſtreut ſtehenden Truppen näher zuſammen und ſogar bis vor die Thore der Stadt rücken zu laſſen, während in der Stadt ſelbſt durch öffentliche Blätter und Anſchläge von Seiten des Königs um Ruhe gebeten wurde. Ruhe zu befehlen, wagte man ſchon nicht mehr, weil niemand mehr da war, der Verſtoßungen wider dieſen Befehl hätte ahnden können. Die Polizey verhielt ſich leidend, und wagte es nicht einmal mehr, den zerſtreuten Haufen des Pöbels, die auf den Straßen Schwärmer unter die Vorübergehenden warfen, Einhalt zu thun. Die Wache von Paris, die zu Fuße, wie die zu Pferde, ging und ritt ruhig ihres Weges und that, als ob ſie die Schimpfworte, die auf ſie, beſonders auf ihre Chefs fielen, nicht hörte.

Es waren erſt ſeit einigen Tagen zwey ihrer Helfershelfer vom Volke erkannt und als ſolche behandelt worden. Der eine hatte die Frechheit, auf einen jungen Mann, der ihn als einen gebrandmarkten Taugenichts wieder erkannte und als ſolchen einigen ſeiner Freunde öffentlich zeigte, gerade dieſe Beſchuldigung ſelbſt zu wälzen und der Polizey zuzurufen, daß ſie ihn in Verhaft nehmen ſollte. Dieß geſchah, und man führte beyde zu einem Polizeykommiſſar. Der junge Mann zog ſich aus und man fand an ihm keine Spur der angeſchuldigten Schande; das verſammelte Volk drang mit großem Geſchrey darauf, daß ſich der andre einer ähnlichen Unterſuchung unterwerfen ſollte! Man riß ihm die Kleider herunter und fand zwiſchen ſeinen Schultern das Brandmahl. Von dieſem Augenblick an war er verloren: denn die Polizey durfte ihn nicht anerkennen, und konnte ihn deßhalb nicht ſchützen. Das erbitterte Volk nahm ihn in ſeine Mitte, ſtieß, ſchlug und rauſte ihn und trieb ihn durch alle Straßen von Paris vor ſich her. Er eilte in das Palais Royal und glaubte hier Schutz zu finden; aber hier fand er tauſend neue

Verfolger, die ihn mit friſcher Wuth mißhandelten. Man warf ihn in ein Baſſin und zog ihn wieder heraus, um ihn wieder hinein zu werfen. Er rettete ſich noch einmal und kam in die Stadt. Aber das Volk folgte ihm auf dem Fuße, trieb ihn noch zwey Stunden umher und von neuem in das Palais Royal. Ohne Athem, ohne Kräfte, mit wundem Kopfe, blutender Bruſt und halb nackend warf er ſich in einer Allee nieder und ſchrie ſchon halb todt: O, bringt mich vollends um! *) Dieſe Worte wirkten wie ein elektriſcher Schlag auf das Volk! Alles ſchrie Gnade, Gnade! **) Aber Neuangekommene, die dieſen Ausruf nicht gehört und gefühlt hatten, drängten ſich herzu und traten und ſchlugen ihn von neuem. Es war ein ſchaudernder Anblick. Erſt gegen Abend fand er einen Verſteck und er iſt noch in derſelben Nacht geſtorben.

---

*) *Ah, donnez moi la Mort!*

**) *Grace! Grace!*

Eine unerhörte Erſcheinung in Paris, die große Dinge für die folgenden Tage vorherſagen ließ und wirklich vorbereitete. Der Charakter der Nation war in einer Kriſis, während welcher Freude, Hofnung und Selbſterhaltung mit den bald zerbrochnen Ketten der Sklaverey rangen, um Weſen voll Freyheitsgefühl und Unerbittlichkeit gegen ihre Unterdrücker zu bilden.

Aber eben dieſe Ausbrüche einer erhöheten Moralität, waren Verbrechen in den Augen derer, die keine Herrſchaft und keine Unterwerfung kannten, als über und unter Sklaven ohne Moralität. Der Herzog von Orleans und Necker, beyde ſchon einmal als Lieblinge des Volks verleumdet und geſtürzt, ſtanden jetzt wieder an der Spitze deſſelben, und wieder mit gleicher Gefahr. Der König und die Königinn wurden auf Wegen und durch Künſte jeder Art gegen das Volk eingenommen, und man hatte ſie ſchon lange vorher gegen daſſelbe zu erbittern gewußt. Man hatte Schriftſteller gedungen, die ſich der Stimme des Volks bemächtigen mußten, um die ärgerliche Chronik des Hofes zu erzählen; man hatte Aufrührer erkauft, die das Volk gegen einen der nützlichſten Staatsbürger, gegen den Kaufmann Reveillon, aufwiegeln und es bereden mußten, ſein Haus zu ſtürmen und einzuäſchern; die Kabale hatte die Polizey in ihrem Chef gewonnen, daß ſie ſich dieſem Aufſtande nicht widerſetzte, ſondern ihn vielmehr aufeuerte, und um die Wüthenden gleichſam einen ſchützenden Kreis ſchloß, wodurch das, was ſich ſonſt in unthätige Schimpfwörter aufgelößt haben würde, zu einem förmlichen Aufruhr ſtieg, deſſen Häupter ſich ſogar gegen die Truppen des Königs hervorwagten. Nun ſtellte man dem Könige vor, nach ſolchen Erſcheinungen wäre ſelbſt ſeine phyſiſche Exiſtenz in Gefahr, nachdem man ſeine moraliſche durch Verletzung ihrer empfindlichſten Seite, durch Pasquille auf ſeine Gemahlinn, auf ſeinen Bruder und mithin auf ſeine Ehre als Menſch, ſo blutig angegriffen hätte. Abſcheu gegen ein Volk, mit welchem er es, ſoviel man es zuließ, immer gut gemeint hatte, Unmuth auf die Beſchützer deſſelben und wirkliche Beſorgniß von gefährlichen Unternehnungen auf ſeine eigene Perſon, bemächtigten ſich ſeiner und beſtimmten ihn, Heere von Truppen um ſich her zuſammen zu ziehen, (beſonders fremde*) Truppen, die, wie man ihm vorſpiegelte, mehr auf ſeiner Seite wären, als die einheimiſchen,) und dieſe mit Befehlen zu verſehen, die den Stolz ſeiner Nation, welche ihren höchſten Genuß in der Liebe zu ihrem Könige ſetzte, zugleich mit ihrer Exiſtenz und der Hoffnung einer beſſern Zukunft, die ihre Stellvertreter in Verſailles jetzt mit vereinigter Thätigkeit hervor riefen, in ein fürchterliches Gedränge brachten. Die Hofpartey glaubte geſiegt zu haben,

---

*) Der Verf. bedient ſich des Ausdrucks fremde Truppen, mit Fleiß, ob er gleich weiß, daß es die aus den deutſchen Provinzen von Frankreich nicht ſind und daß dieſe Benennung höchſtens von den Schweizerregimentern gelten kann. Ein berühmtes Mitglied der Nationalverſammlung nannte ſie gar *hordes barbares du fonds du Nord.*

haben, als ſie den König für dieſe gewaltthätigen Maaßregeln gewonnen hatte, als ſie die Armee in dem Herzog von Broglio auf ihrer Seite, und die Einwohner von Paris durch bewaffnete Barrieren und ſtarke Patrouillen, und durch Sperrung der Einfuhre, die ebenfalls durch ihre Kreaturen, Berthier, Foulon und ihre Helfershelfer zu Stande gebracht war, in Zügel und Zaum geſetzt zu haben glaubte. Sie dachten nun darauf, den letzten Schritt zu thun, und der Nation in ihrem Beſchützer, dem edelmüthigen Necker, die neuaufgehende Sonne ihrer Freyheit plötzlich zu rauben.

Aber eben dieſe Maaßregeln, die ihre Plane decken ſollten, regten durch ihre Gewaltthätigkeit gleiche Gewaltthätigkeit auf. Die Nation ward dadurch zu der ſchrecklichen Alternative gebracht, entweder in ihre vorige erdrückende Sklaverey zurück zu gehen, oder unter dem Säbel fremder Truppen und mitten in ihrem reichen Vaterlande Hungers zu ſterben. Phyſiſcher Drang geſellte ſich hier zu dem moraliſchen, und beyde vereinigt, haben noch immer Halbgöttern und fürchterlichen Staatszerrüttungen die Entſtehung gegeben.

Je näher und zahlreicher die deutſchen Truppen heran rückten, deſto ſichtbarer wurden Gefahr und Elend. Sie hatten auf ihrem Marſche aufgezehrt, was für die Provinzen, denen ſie ſich aufdrangen, beſtimmt geweſen war, und was die autoriſirten Kornaufkäufer übrig gelaſſen hatten. Ganze Familien von Landleuten ſtrömten nach Paris und fleheten ihre reichern Mitbrüder um Brot an. Es war ein herzerſchütternder Anblick, dieſe Unglücklichen mit den Werkzeugen zur Aernte, mit Sicheln und Rechen in den Straßen von Paris jammern und erzählen zu hören: daß die Wucherer nicht bloß das gedroſchne Korn vom vorigen Jahre, ſondern das grüne noch auf dem Stiele an ſich gekauft, ihnen mit dem Brote zugleich die Gelegenheit, Brot zu verdienen, geraubt, und ſelbſt die Arbeit der Aernte an ihre untergeordneten Wucherer verpachtet hätten. Man gab dieſen Elenden reichlich und flog noch mit dem erſten Eindrucke ihres Jammers nach dem Palais

Royal, um neue Nahrung zur Erbitterung der dort verſammelten Patrioten zu bringen.

Aber dieſe waren immer noch in jenem verzweifelnden Unmuthe, der den um und um gefeſſelten Hülfsloſen, der Gewalt nicht mit Gewalt zerbrechen kann, innerlich nagt und ſich nur in Worten äußert, weil der Arm gebunden iſt. Die Truppen vor den Thoren empörten Alles, aber hielten auch Alles in Furcht. Man ſprach davon, ſie zu vertreiben, aber woher Kanonen, Munition, Gewehre, Anführer? So verblendet war die allgemeine Erbitterung nicht, daß ſie hätten glauben ſollen, bloß ſie könnte ſich gegen die beſoldeten Diener der Ariſtokraten ſtellen. Man wußte, daß die Kunſt jetzt unſre Kriege führt, und nicht der Muth.

Der Haß der Nation auf die deutſchen und ſchweitzeriſchen Soldaten brach hier und da in einzelne Blitze aus, und ward kühner, als die Nationalſoldaten zu äußern anfingen, man entfernte ſie, weil man ſie für Staatsbürger hielte, man wollte ſie, wie die Nation ſelbſt, durch

Fremde unterdrücken, und ihr König finge an, ſich vor ihrer Liebe zu fürchten, weil er ihnen dieſe zur Beſchützung ſeiner Perſon zugeſellte. Die franzöſiſche Garde, ein patriotiſches auf ſeinen alten Ruhm und auf ſeine ehemaligen großen Chefs ſtolzes Korps, machte den Anfang, öffentlich dieß, ſelbſt ihren Befehlshabern, zu ſagen, und ſich gegen die deutſchen Truppen, dieſen Aeußerungen gemäß, zu benehmen. Bey dem bekannten Aufſtande der Einwohner von Verſailles, der den Erzbiſchof von Paris in Lebensgefahr brachte, zeigten ſie zuerſt ihre Grundſätze. Als man auf das Volk zu ſchießen befahl, ſtreckten ſie die Gewehre und erklärten: auch ſie wären Staatsbürger, trügen ihre Waffen nicht wider ihre Brüder, ſondern nur gegen die Feinde ihres Königs und ihres Vaterlandes. Was der Erzbiſchof gegen den dritten Stand geäußert hätte, träfe auch ſie, denn ſie wären ſämmtlich vom dritten Stande. Sie entfernten indeß das Volk, ohne Gewalt zu brauchen, und einer aus ihrer Mitte rief dem Erzbiſchof zu: Monſeigneur, ſeyn Sie nun auch großmüthig!

Aber er war es nicht, ſie ſollten ihm noch ein beſchämendes Beyſpiel geben. Er ließ ihnen den Tag darauf eine Belohnung an Geld für den Dienſt anbieten, den ſie ihm geleiſtet hatten; aber ſie ſchlugen ſie aus, ſo ſchonend und fein auch die Art war, womit man ſie ihnen anboth. Dieſer Edelmuth war überraſchend für die, welche ihrer gewiß zu ſeyn glaubten. Man wagte noch einen Angriff auf denſelben: ihr Oberſter hatte Verfügungen getroffen, daß ihre Löhnung um ungefähr zwey Sous täglich, vermehrt werden ſollte. Sie nahmen dieſe Vermehrung nicht an, verwarfen ſie im erſten Augenblicke, ohne Stocken, einmüthig. Das franzöſiſche Theater wollte eine Vorſtellung geben, deren Ertrag für ſie beſtimmt war, und kündigte dieß in den öffentlichen Blättern an; aber vergebens, ſie erklärten, daß ſie keinen Liard für eine That nehmen würden, die, ſo gewagt ſie auch geweſen wäre, reichliche Belohnung in ihrem Patriotismus gefunden hätte. Dieſes feine Gefühl, vermöge deſſen ſie das Geld verachteten, drang ſie einige Tage nachher, ſelbſt ihres Lebens nicht zu ſchonen.

Die Hoffnung der Nation ruhete mit Recht auf Leuten, wie dieſe; auch war man in einem allgemeinen Enthuſiaſmus für ſie. Wo einige von ihnen erſchienen, war Jung und Alt, Weib und Kind um ſie verſammelt, man klatſchte, man ſchrie ihnen tauſend Bravo zu, und die angeſehenſten Bürger von Paris umarmten und küßten ſie öffentlich und gingen Arm in Arm mit ihnen. Hier zeigte ſich der Charakter der Nation in ſeinem ſchönſten Lichte. Alles Große und Edle wirkt mit einer unglaublichen Schnelligkeit auf ihn; er fühlt, bewundert und ſtrömt im Nu dieſe Bewunderung durch Wort und That aus.

Die Partey des dritten Standes war durch ſie um dreytauſend bewaffneter, erhitzter Männer ſtärker geworden! Kein einziger war unter ihnen, der einen Augenblick ungewiß geweſen wäre, auf welche Seite er treten ſollte, im Fall Gewalt mit Gewalt abgetrieben werden müßte. Ihre Befehlshaber, alle auf der Seite der Ariſtokraten, wagten es dennoch, einige von ihnen, die mit ihren Grundſätzen vor ihren Ohren laut geworden waren, in Verhaft zu ſchicken, um den übrigen ein warnendes Beyſpiel zu geben; aber es war ſchon zu ſpät. Ihre Brüder, die Bürger ſprengten ihr Gefängniß, führten ſie im Triumph durch die ganze Stadt, beherbergten ſie und gaben ihnen Unterhalt. Immer noch ſchonend gegen den König, der ihrer nicht mehr ſchonen zu wollen ſchien, ſchickten die Einwohner von Paris eine förmliche Geſandtſchaft an die Nationalverſammlung, und ließen durch dieſe den König um Begnadigung für ſie bitten. Sie erhielten ſie, aber auch zugleich ihren Abſchied.

Unterdeſſen forſchte man nach allen äußern und innern Bewegungen der Schweitzergarde. Von ihrem Befehlshaber, dem Baron von Böſenwahl, wußte man, daß er ſich den ſtrengen Befehlen des Herzogs von Broglio, im Fall eines Aufſtandes in Paris, nicht widerſetzt, ſie vielmehr erweitert und geſchärft hatte. Man wußte, daß er durch politiſche Rückſichten mit in dem Intereſſe der Ariſtokraten verſchlungen und durch ſeine moraliſchen Grundſätze, mit ihrem Herzen verſchwiſtert war; daß er ſeinem Korps das nöthige, ihm vom Könige beſtimmte, ungefähr ſo aushändigte, wie der Intendant von Paris, Berthier von Sauvigny, einer der erſten Kornwucherer, ſeiner Provinz die Gaben der Natur verabfolgen ließ. Auf ihn konnten alſo die Einwohner von Paris als einen erklärten Feind rechnen, den Staabsoffizieren konnten ſie nicht trauen und in Abſicht der Subalternen und der gemeinen Soldaten waren ſie ungewiß. Obgleich letztre geäußert hatten, daß ſie ihren Befehlshaber und ſeine Wege, ſich zu bereichern und ſie zu drücken, wohl kenneten, und daß ſie auch vom dritten Stande, und ſelbſt aus der Mitte eines freyen Volks ſtammten, welches ſie nicht zwingen würde, unter ein anderes Volk zu metzeln, das nach dem Guthe ſtrebte, auf welches ſie ſelbſt ſo eiferſüchtig wären: wenn auch die gutmüthigen Schweitzer dieß geäußert hatten, ſo ließ dieß wohl vermuthen, daß ſie parteylos bleiben und nicht ſchießen würden, wenn man es ihnen beföhle; aber nicht daß ſie mit den Bürgern und der franzöſiſchen Garde gemeinſchaftliche Sache gegen die deutſchen Truppen machen würden. Doch war ſchon viel dadurch gewonnen, daß ſie nicht Feinde waren, wenn ſie auch nicht erklärte Freunde ſeyn wollten.

Unterdeſſen ſtieg der Getreidemangel mit jedem Tage und das Heer um Paris und Verſailles vermehrte ſich ſtündlich. Die Bewohner der entfernten Provinzen, die von gegen ſie gekehrten Kanonen und Flinten nichts zu fürchten hatten, wie die Pariſer, litten dafür deſto mehr von den Maaßregeln der Kornwucherer. In faſt jeder anſehnlichen Stadt waren mehrere derſelben, die mit jener großen Geſellſchaft zuſammen hingen, an deren Spitze Fouion und Berthier ſtanden, und die den Kornvorrath des ganzen Königreichs zu ihrer Verfügung hatten. Die Noth ſtieg mit der Erbitterung auf die Urheber derſelben, und in verſchiedenen Städten fing man an, die Magazine jener Wucherer zu ſtürmen, zu plündern und Getreide und Mehl zu vertheilen. Sie ſelbſt wurden vom Volke gemißhandelt und einige darunter entgingen kaum einem ſchimpflichen Tode. Die

Nachrichten von Aufruhr aus der einen Provinz, ließen mit Klagen über Hungersnoth und Wucher aus einer andern, und mit Beſchwerden über das Mißtrauen des Königs und über die Anhäufung fremder Truppen aus der dritten, in die Nationalverſammlung zuſammen.

Dieſe ſetzte alle übrige Berathſchlagungen über das künftige Wohl der Nation bey Seite, um wider ihre gegenwärtige Noth Maßregeln zu ergreifen. Sie ernannte einen Ausſchuß, der nach den Urſachen des Getreidemangels forſchen und Mittel, das daraus entſtandene Elend zu heben, nach Gründen und Gewiſſen vorſchlagen ſollte. Der Präſident dieſes Ausſchuſſes, Düpont, ſtattete unverweilt Bericht über deſſen Arbeiten ab, und ſprach mit einer Rührung und einem Nachdrucke, die ihm alle Herzen und allgemeinen Beyfall verſchafften. „Die Urſachen des Getreidemangels,“ ſagte er: „haben wir in Parlamentskabalen gefunden, die durch ihre Befehle den Transport des Getreides aus einer Provinz in die andere unterſagt haben; im Aufkaufe deſſelben, den man zu einer Zeit ſich erlaubt hat, wo man Mangel fürchtet, und wo der Wucherer, wie Der, der Getreide braucht und Geld in Händen hat, Vorräthe zuſammen bringt; in dem Eigennutze gewiſſer Leute, die für die Rechnung des Königs in die Magazine liefern, die aber, weil ſie ein Aufgeld nach dem Verhältniſſe des Preiſes ziehen, um welchen ſie wieder verkaufen, beſtändig beſtrebt ſind, dieſen Preis hoch zu erhalten, um ihre mörderiſchen Sporteln zu erhöhen.“

Er las darauf einen Brief von Necker an den Ausſchuß vor, worin dieſer Nachricht gab, was der König gethan hätte, um das Elend des Volks zu erleichtern; und die lebhafteſte Rührung brach in der Nationalverſammlung bey folgender Stelle aus: „Man hätte wohl einen Unterſchied zwiſchen den Nahrungsmitteln des Wohlhabenden und des Aermern machen können; aber das Herz unſeres Königs empörte ſich dagegen. Der Reiche wie der Arme, hat er geſagt, ſind meine Unterthanen; mit gleichem Rechte auf meine Fürſorge alſo ſoll der Arme eben das Brot eſſen, das der Reiche ißt. Ich erkläre hiermit: daß ich, im Fall der Mangel ſo groß würde, daß man, um das Mehl zu verlängern, Kleyen *) darunter miſchen müßte, auf meinem Tiſche kein anderes als von dieſer Miſchung gebacknes Brodt ſehen will." **) Die Quantität des Getreides, welches der König ſeit der Theurung unter das Volk hatte vertheilen laſſen, belief ſich, nach eben dieſem Briefe, auf

---

*) *Seigle*, eigentlich Rocken. Ich habe Kleyen geſetzt, weil ein deutſcher König das Opfer nicht ſo groß finden würde, wenn er Rockenmehl unter ſein Weitzenmehl miſchen ließe. In Paris kennt man nur Weitzenbrot.

**) Dieſe wahrhaft väterliche Aeußerung hat der König nach der Zeit zur Wirklichkeit gebracht. Als er hörte, daß der Brotmangel in Verſailles mit jedem Tage ſtiege, verboth er, Backwerk, von welcher Art es ſey, auf ſeine Tafel zu bringen. Das Journal von Paris erzählt und beglaubigt dieſen Zug in einem ſeiner Blätter von den erſten Tagen des Auguſts.

eine Million und fünf mahl hundert tauſend Centner.

Die Nationalverſammlung und alles, was auf den Gallerien derſelben an Zuſchauern verſammelt war, vereinigte ſich zu einem enthuſiaſtiſchen Beyfallsgeſchrey; aber dieß Entzücken verhinderte es nicht, daß man bemerkte, der Finanzminiſter ſey wie der König zu Gunſten der erlauchten Kornwucherer hintergangen worden. Bey einer Stelle des Briefes, worin der Miniſter die Vermuthung des Getreideaufkaufs, als unſtatthaft verwirft, weil kein Wucherer ſein Getreide zu Anfang einer neuen Aernte aufſchüttete: ſtand ein Mitglied der Nationalverſammlung auf und rief mit einem Feuer, das alles für ihn zum Zittern brachte: „Es ſind Betrüger um unſern guten König und ſeinen wohlthätigen Miniſter. Ich erſtaune, daß man über den Punkt des Getreidewuchers ſo leicht hinweg ſchlüpft. Noch dieſen Morgen habe ich den Intendanten von Paris und andre, als dieſes Verbrechens ſchuldig, bey dem Ausſchuſſe angegeben!“ Der Name dieſes Mannes iſt

Bouche. Mirabeau und zwey oder drey andre waren auf ſeiner Seite; aber Schritte dieſer Art ſchienen noch zu früh und zu gefährlich. Man beſchloß, dem König eine Dankadreſſe für ſeine Fürſorge zu überreichen, ihn zu bitten, den Provinzen melden zu laſſen, daß die Regierung für die Nothleidenden ſorgen, daß die Nationalverſammlung die dazu verwandten Summen durch irgend ein Mittel in den königlichen Schatz zurück ſchaffen würde, daß die Ausfuhre des Getreides bis zum October unterſagt, und daß endlich, Trotz aller Widerſetzlichkeiten, der Transport von einer Provinz in die andre frey ſeyn ſollte.

Der Graf von Mirabeau ſtand auf und ſagte, daß er unfehlbare Mittel wüßte, eine anſehnliche Quantität Getreide aus Amerika herüber zu erhalten. Er verlangte vier und zwanzig Stunden Zeit, ſeinen Vorſchlag durchzudenken, um ihn der Verſammlung mitzutheilen. Man würde dann den Preis des Brotes um zwey Sous auf das Pfund vermindern können.

So wie das Geſchrey um Brot bis zur Nationalverſammlung vorgedrungen war, ſo drangen auch die allgemeinen Beſorgniſſe einer gewaltthätigen Beſtimmung der angehäuften Truppen vor. Man bat den König, ſich auch von dieſer Seite als Vater und als unbeſorgter und ungefürchteter Freund ſeiner Nation zu zeigen und ſie zurück zu ziehen. „Er antwortete: So lange Ihr Vertrauen zu mir habt, wird alles gut gehen. Indeſſen kamen täglich neue Truppen an und Verſailles und Paris gaben den Anblick belagerter Städte.

Mirabeau, dieſer außerordentliche Menſch, der ein Engel iſt, wenn ſich der Genuß ſeiner Ehrſucht auf wohlthätige Plane gründet, und der zum Teufel wird, wenn er ſich denſelben auf Koſten irgend eines Dinges, irgend eines Menſchen, irgend einer Geſellſchaft verſchaffen muß; der jetzt, da er an der Spitze des dritten Standes ſteht, auch allen Glanz, alle Ehre an ſich reißt, die dem Retter deſſelben auf ewig bevorſtehen; der ſeiner Geſundheit, ſeines Lebens nicht ſchont, um auf das Wohl deſſelben ſeinen

Ruhm zu bauen; ſtatt daß er, wenn er an der Spitze des Adels ſtände, mit eben dem Geiſte, mit eben dem alles hinreißenden, zerſtöhrenden und erwürgenden Feuereifer dem dritten Stande den Fuß auf den Nacken ſetzen und aus ſeiner gänzlichen Zertretung die ſchönſten Lorbeern für ſich hervorſchießen ſehen würde: Dieſer ſchöne, fürchterliche Kopf, der ſeine Bevollmächtiger vom Hungertode zu retten verſprach, war auch einer der erſten, der zu donnern anfing, um ſie vor den Kanonen und Säbeln ihrer Baſtardbrüder zu ſchützen.

„Wir haben den König gebeten,“ hub er mit ſeiner gewaltigen Stimme an: *) „die Truppen zurück zu ziehen, und er hat uns geantwortet: So lange Ihr Vertrauen zu mir habt, wird alles gut gehen! So lange! Als ob das Vertrauen der franzöſiſchen Nation zu ihrem König eher aufhörte, als mit dem letzten Funken ihres

---

*) Es war in der Sitzung vom 9ten Jul.

ihrer Vaterlandsliebe! Dieß Vertrauen war alſo und iſt noch jetzt in ſeiner ganzen Stärke da, und es beruhigt uns in Abſicht des Königs, wie es den König in Abſicht ſeiner Nation beruhigen ſollte. Aber dieſe Beruhigung, was hat ſie zur Folge? Während unſeres Träumens ſtrömen von allen Enden des Reichs Soldaten herzu, und eine fürchterliche Artillerie an der Spitze von dreyßig Tauſenden, ſperrt alle Ein- und Ausgänge! Wir ſind in einem Labyrinthe! Und den Faden, der uns daraus retten könnte, zu ſuchen und zu faſſen, iſt lebensgefährlich! — Wozu dieſe Anhäufung von Soldaten und Geſchütz? — Man will dem Staate neue Organe geben! Will man das durch Gewaltthätigkeit und Deſpotismus? Und glaubt man, das dadurch zu können? Ich ſchwöre bey meinem Leben, daß ich Die, die durch falſchen Rath den gutherzigſten der Könige zu dieſem Schritte verleitet haben, angeben und ſie der Verachtung und dem Abſcheu der Welt überliefern will! Das Herz des Franzoſen iſt die unüberwindliche Leibwache ſeines Königs!"

Der ganze Saal hallte von einem wilden Beyfallsgeſchrey wieder und man bemerkte nur hier und da einen vom Adel, der furchtſam oder bedeutend den Kopf dazu ſchüttelte. Man brachte eine Adreſſe an den König in Vorſchlag, worin man ihn noch einmal bitten wollte, die Truppen, beſonders die fremden, zurück zu ziehen. Der Inhalt und die Form derſelben trugen den neuen Charakter der Nation ſchon ſichtbar an ſich. Sie wurde von Mirabeau entworfen, einer Kommittee vorgelegt, von dieſer mit kleinen Abänderungen für gut erklärt, der Nationalverſammlung vorgeleſen und von dieſer, mit Ausnahme einiger wenigen, die ſich entweder an Freymüthigkeit noch nicht gewöhnt, oder die von derſelben auch zu fürchten hatten, mit einer Art von Triumphgeſchrey gebilligt.

„Sire," hub ſie an: „Ew. Maj. haben von der Nationalverſammlung Vertrauen verlangt. Sie kommen dadurch ihrem eigenen herzlichen Verlangen entgegen. Wir hatten unſere Beſorgniſſe in Ihrem Schooß niedergelegt. — Nicht um Ihren Schutz baten wir, das hieß

Ihr Gerechtigkeitsgefühl beleidigen: Ihr Herz, Sire, iſt die Quelle alles Glücks für Ihre Kinder; aber ſollen wir nicht ängſtlich ſeyn, wenn wir alles um uns her mit Soldaten beſetzt ſehen? Wo, wer ſind die Feinde des Königs und des Staats? Wo die Empörer, die man aufreiben, wo die zweyte Ligue,*) die man ausrotten müßte? So fragen wir uns unter einander, und einmüthig antworten wir uns: Wir lieben unſern König, wir beten ihn an. Er iſt das Pfand, das der Himmel der Nation von ſeiner Liebe gab.

„O, Sire, wie fängt man es an, Ihr Herz Ihrem Volke zu ſtehlen? Sie zu bereden, es verehre, es ſchätze Sie nicht?“

---

*) *Ligueurs.* Unſre Sprache hat kein Wort für dieſes, weil glücklicherweiſe nie ein Bündniß, wie die *Ligue*, bey uns vorhanden war. Es iſt derſelbe Fall mit *Fronde* und dem daher genommenen Worte *Frondeur*.

„Nur gütige Nachſicht, Sire, kann die Ruhe in der Hauptſtadt wieder herſtellen. Und es iſt ſo ſchön, durch Liebe zu herrſchen! Dieß war der Grundſatz Ludwigs des Neunten, des Zwölften, Heinrichs des Vierten! — Hinterhalt, Feldſtücke können die Nation nicht eintreiben, werden ſie nur kühner und unternehmender machen.“

„Die Hauptſtadt iſt in dringender Gefahr! Mit welchem Auge ſoll es auch der Bürger anſehen, daß mitten im Gedränge des Mangels Tauſende heranrücken, die ſich mit ihm um ſeinen letzten Biſſen ſtreiten? Die Truppen ſind in dringender Gefahr! Denn der franzöſiſche Soldat, ſo nahe an dem Mittelpunkte unſrer Berathſchlagungen, dürfte von unſrer Wärme, von unſern Leidenſchaften mit ergriffen werden, vergeſſen, daß er Soldat, ſich erinnern, daß er Staatsbürger iſt. Gefahr für Sie, Sire, Gefahr für uns, für die ganze Nation!“ —

„Sire, ſchicken Sie die Züge von Geſchütz, die für die Sicherheit Ihrer Gränzen beſtimmt ſind, ſchicken Sie die Soldaten, die Ihre Räthe von ihren Poſten hieher gerufen haben, ſchicken Sie die Fremden zurück, die wir bezahlen, um das Vaterland zu vertheidigen, und nicht, um ihre Waffen gegen daſſelbe zu kehren. Sire, mitten unter Ihren Kindern, laſſen Sie Sich von ihrer Liebe ſchützen! Freyheit iſt die ſchönſte Ihrer Wohlthaten, ſchenken Sie uns dieſe.“

Der größte Theil der Nationalverſammlung gab dieſer kühnen und nachdrucksvollen Vorſtellung aus vollem Herzen Beyfall. Einige wenige blieben entweder in einer bedeutenden Gleichgültigkeit dagegen, oder machten mit eben ſo bedeutendem Geſchrey Kritiken über Worte. Einer davon fragte Mirabeau, was er mit den Worten des Eingangs ſagen wollte? Und ein andrer bemerkte, daß in der Adreſſe etwas ausgeſtrichen und radirt wäre! Ein Geſchrey des Unwillens brach wider ſie aus, und ohne auf ihre Einwendungen zu hören, womit ſie nur Zeit gewinnen zu wollen ſchienen, ward eine Deputation ernannt, welche die Adreſſe, wie ſie war, an den König gelangen laſſen ſollte.

Der Graf von Clermont-Tonnere, einer der Demoſthene in der Verſammlung, war an der Spitze derſelben und las ſie als Präſident dem Könige vor. Er ſelbſt antwortete nicht darauf, aber der Großſiegelbewahrer übergab dem Präſidenten in ſeinem Namen folgenden ſchriftlichen Beſcheid, der helle Blicke auf die Plane ſeines Bündniſſes thun ließ.

Die Unordnungen und ärgerlichen Auftritte, die in Paris und Verſailles unter meinen und der Generalſtände Augen vorgefallen und wiederholt ſind, kennt jedermann. Es iſt nöthig, daß ich die Maaßregeln, die bey mir ſtehen, ergreife, um die Ordnung in der Hauptſtadt und den umliegenden Gegenden wieder herzuſtellen und zu erhalten. Eine meiner Hauptpflichten iſt, über die öffentliche Sicherheit zu wachen. Aus dieſem Grunde habe ich Truppen um Paris zuſammen gezogen. Sie können der Verſammlung der Generalſtände *) verſichern, daß dieſe Truppen keine andre Beſtimmung haben, als die Unruhen zu ſtillen, oder vielmehr neue, die entſtehen könnten, zu hintertreiben, Ordnung und Ausübung der Geſetze aufrecht zu erhalten, und ihr ſelbſt die Freyheit zu erhalten, die bey ihren Berathſchlagungen ſo nöthig iſt. Jede Art von Gebundenheit, ſelbſt die Beſorgniß vor Aufſtand und Gewaltthätigkeit, muß von ihr verbannt ſeyn. Nur Leute mit zweydeutiger Abſicht können mein Volk in Abſicht der wahren Urſachen irre führen, die mich zu jenen Maaßregeln und Vorkehrungen beſtimmt haben. Ich habe beſtändig alles in Bewegung zu ſetzen geſucht, was zum Wohl deſſelben ausſchlagen konnte, und ich

---

*) Man bemerke, daß ſich die Miniſter beſtändig des Worts *états généraux*, und nicht

---

aſſemblée nationale bedienten, ungefähr ſo, wie der Pabſt lieber Churfürſt von Brandenburg als König von Preußen ſagt. Die Rechte der *etats generaux* waren äußerſt ohnmächtig; aber die Anſprüche der *aſſemblée nationale*, in welche ſich die Generalſtände zuſammen geſchmolzen hatten, waren ſehr weit ausſehend.

habe immer Urſache gehabt, mich der Liebe und Treue deſſelben verſichert zu halten.“

„Wenn indeſſen die Gegenwart meiner Truppen immer noch Verdacht erweckt: ſo könnte ich mich entſchlieſſen, Falls es die Verſammlung genehmigt, die Generalſtände nach Noyon oder Soiſſons zu verlegen, und ich würde mich nach Compiegne begeben, um die Beziehung, in welcher ich mit der Verſammlung nothwendig ſtehe, zu unterhalten.“

Dieſe Antwort, die ſo lau, ſo unbeſtimmt und in vieler Rückſicht ſo verdächtig war, verſetzte die Nationalverſammlung in eine Stimmung, die von allen Seiten in Schmerz und Unwillen ausbrach. Man berathſchlagte, welchen Weg man gehen ſollte. Das Anbieten des Königs, nach Soiſſons verlegt zu werden, annehmen? Zu Verſailles bleiben und dem König eine neue Adreſſe für die Entfernung der Truppen zu übergeben? Crillon ſtand auf und ſprach ſehr feurig, um die Nationalverſammlung zu vermögen, daß ſie ſich auf das Wort eines

Königs verlaſſen ſollte, der ein redlicher Mann ſey. *) Mirabeau geſtand, daß die franzöſiſche Nation im Vertrauen zu ihrem Könige keiner andern in der Welt nachgebe: „aber," rief er, „haben Sie auf einige Wendungen der Antwort auch das gehörige Gewicht gelegt? Man ſpricht davon, uns nach Noyon, nach Soiſſons zu ſchicken, das heißt, uns von den Truppen zu entfernen, die Paris umzingeln, uns zwiſchen zwey Läger einzuſchließen: wir haben gebeten, daß man die Truppen entfernen möchte, nicht uns!"

Die nähere Erläuterung dieſes Gegenſtandes ward an die Büreaux verwieſen und Mirabeau ſchwieg, durch einen Ausſchuß dazu gedrungen, der um das Wort ſchrie, weil er einen höchſt weſentlichen Vorſchlag, von Bouche den Tag vorher gethan, unterſucht und der Ver-

---

*) *S'en rapporter à la parole d'un Roi honnête homme.*

ſammlung Bericht darüber zu erſtatten hatte. Er beſtand darin, daß man für jeden der Hauptzweige der Nationalarbeit eine Komittee niederſetzen, und eine andre Komittee, welche die Beſchlüſſe derſelben unterſuchte, damit verbinden ſollte? Große Namen, und Mirabeau abermals unter ihnen, ſprachen über dieſen Gegenſtand; aber man kam zu keinem gültigen Beſchluſſe darüber.

Jetzt trat der Marquis de la Fayette auf und ſprach ſo beſcheiden, ſanft und rührend, wie ein Mann mit einem Herzen ſeiner Art beſtändig ſpricht: Ueber die Grundſätze einer neuen Konſtitution, über Wohl des Volks, über Freyheit des Menſchen. „Wenn eine Nation ihre Freyheit kennt,“ ſagte er unter andern, und ſeine Stirn röthete ſich und ſeine Augen funkelten: „ſo liebt ſie auch ſolche über alles. Um frey zu ſeyn, darf man nur frey ſeyn wollen.“ — Man erkannte in dieſem Grundſatze den Mann, der eine fremde Nation frey gemacht hatte, und der ſich nicht weigern würde, an die Spitze ſeiner eignen zu treten, ſobald ſie frey ſeyn wollte.

Er ſchloß mit einer Erklärung über die Rechte des Menſchen. „Die Natur,“ ſagte er: „hat alle Menſchen frey und gleich gemacht. — Jeder Menſch wird mit weſentlichen, nicht zu unterdrückenden Rechten geboren. — Die Ausübung der natürlichen Rechte hat keine andre Schranken, als die den Genuß derſelben ſichern. — Der Menſch kann nur Geſetzen, die er ſelbſt bewilligt hat, unterworfen werden, und die Souveränität ſteht unbedingt bey der Nation. — Das gemeinſchaftliche Beſte verlangt, daß die geſetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt geſchieden ſind. — Die Geſetze müſſen treffend und einfach ſeyn. — Die Beyträge zur Staatsverwaltung müſſen freywillig beſtimmt und gleichmäßig vertheilt werden.“ —

Graf von Lally Tolendal, der Sohn des unglücklichen Lally, deſſen Geſchichte ein ewiges Denkmal von der Unvollkommenheit des ehemaligen Kriminalverfahrens in Frankreich bleiben wird, fühlte ſich durch die Rede des Marquis de la Fayette wie begeiſtert. Er ſtand auf und ſprach mit einem Enthuſiaſmus über ihn und über Freyheit und Recht, der aus ſeinem Herzen kam, weil ſich faſt in jedem Worte die ſchmerzliche Erinnerung an einen unſchuldig und deſpotiſch verurtheilten Vater ſpiegelte. Auch wirkte dieſe Beredſamkeit der Natur auf die Nationalverſammlung, die durch die Rede des Marquis ſchon vortheilhaft vorbereitet worden war, mit einer Gewalt, die Thränen und ein allgemeines extatiſches Beyfallsgeſchrey zur Folge hatte.

Dies alles ging in den Sitzungen vom neunten bis zum eilften July vor. Zu Paris war alles in einer lauten Freude [illegible]. Der [illegible] womit die Stellvertreter des Volks [illegible], ließen dies auf einen nahen glänzenden Triumph ſchließen. Die wiederholte Verſicherung des Königs, daß die zuſammengezogenen Truppen keine gewaltthätige Beſtimmung hätten, ſo unbeſtimmt und geſchroben ſie auch war, hatte die Bewohner von Paris faſt gänzlich beruhigt, weil ihre Freude und ihr Vertrauen zu dem Könige ſie von tiefern Unterſuchungen abhielt. Necker und der Herzog von Orleans von Seiten des dritten Standes um den König; Mirabeau, Bouche, Lally, Bergaſſe, Rabaud ꝛc. von ſeiner Seite in der Nationalverſammlung; La Fayette, im Fall der Gewalt, an ſeiner Spitze: welche ſchmeichelhafte Ausſichten für ein Volk, das faſt ſeit einem Jahre Hoffnung zur Rettung gehabt, ſie wieder verloren, wieder gefaßt und wieder eingebüßt hatte. Wo ſich Bürger begegneten, umarmten und erzählten ſie ſich, was in [illegible] war. Vor [illegible] n [illegible], und im P[illegible] den Redner und Vorleſer herum, und die Wünſche ihres Herzens erriethen oft, was ſie vor dem wilden Freudengeſchrey derer nicht hören konnten, die es gehört hatten. Bis tief in die Nacht des Eilften blieb dieß allgemeine Entzücken in den Straßen von Paris laut, und ſelbſt die, welche die mit Truppen beſetzten Thore und den mit ehrſüchtigen Räthen verrannten Thron mit größerer Angſt als andere angeſehen hatten, glaubten dieſe Nacht ruhig ſchlafen zu können.

Und doch war es in eben dieſer Nacht, wo die ariſtokratiſche Partey noch einmal fürchterlich triumphirte. Sie hatte, je höher der Eifer und die Anſprüche der Nationalverſammlung ſtiegen, deſto enger und mächtiger ſich um den König zuſammen gezogen. Das Geſchrey von Freyheit, das von allen Seiten aufſtieg, und das ſie für Geſchrey der Empörung ausgaben, machte ihn unruhig, und man unterließ nicht, ſeine Aengſtlichkeit durch aufgeregte Erinnerungen an zwey ſeiner ermordeten Vorfahren und an die wiederholten Attentate auf andre derſelben zu vergrößern. Seine Leutſeligkeit, ſpiegelte man ihm vor, wäre auf dem Punkte, mit dem ſchwärzeſten Undanke belohnt zu werden. Man las ihm Berichte über die letzten Sitzungen der Nationalverſammlung vor und legte beſonders auf den Ton Mirabeau's und andrer und auf die Aeuſſerung des Marquis de la Fayette über Freyheit und Souverainität ein bedeutendes Gewicht. Man ging auf die Urſache ſeiner Kühnheit zurück und ließ ihn ahnden, daß man ſich wohl auf mächtige Stützen in ſeiner Nähe verlaſſen müßte, und legte es ihm ſo nahe, daß er als dieſe Stütze den Herzog von Orleans und Necker erkennen mußte.

So brachte man ſeine Gefühle als Menſch durch vorgeſpiegelte Gefahr und gedroheten Undank ins Gedränge, während man ſeine Gefühle als König, dem man ſeine Rechte rauben wollte, ſchmerzlich empörte. In dieſer Kriſe kömmt ein Bruder, der ſein Vertrauen hat und beſchwört ihn, einen entſchloſſenen Schritt zu thun, kömmt eine Gemahlinn, die ſeine Liebe hat, und fleht ihn, ſich ſelbſt, ſich ihr, ſich ihren Kindern, ſich den edelſten ſeiner Unterthanen, die wie er unter dem Uebermuthe des Volks litten, durch raſche Maaſregeln zu erhalten. Beyde deuten auf den Miniſter des Volks, den er von ſich entfernen ſollte, und auf die verſammelten Truppen, die dieſen Entſchluß gegen das Volk unterſtützen würden.

So von allen Seiten in Schrecken geſetzt, überredet, erweicht und hingeriſſen, that er den Schritt, welcher der ariſtokratiſchen Partey einen ſchrecklichen aber kurzen Triumph verſchaffte, der ſich mit ihrem Sturz endigte, ihm ſelbſt die Augen öffnete und ihn ſeinem Volke mit Liebe um Liebe zurück gab. Die Häupter der Hofpartey waren Breteuil, Broglio, Barentin, die Prinzen Conde, Conti und Lambeſk, Villedeuil, Vauguyon ꝛc. Ihr linker Arm war der Graf von Artois und die Familie Polignac; und ihr rechter, durch dieſe entweder angezogen oder beredet, oder aufgebracht, die Königinn. Durch alle übertäubt, überſchlichen, hingeriſſen, der König.

Necker erhielt Befehl, ſich binnen vier und zwanzig Stunden aus dem Lande zu entfernen. Er erhielt nur ſoviel Zeit, daß er an ſeine Tochter, die Baroneſſe von Stael, die des Vaters ſo werth iſt, als der Vater ihrer, die zwey Worte ſchreiben konnte: Ich muß fort. Sey ruhig. Ich ſchreibe dir unterweges.*) Um

---

*) *Je pars, ſoyez tranquille, je vous écrirai en route.*

Um nicht plötzlich das Volk aufzuregen, erfuhren ſelbſt ſeine Bedienten und ſein Kutſcher nur, daß er nach Saint-Ouen wollte. Aber dort nahm er ohne Geräuſch Poſtpferde und eilte nach der Schweiz. Zwey andere Miniſter, de la Lüzerne und Montmorin, wollten ſeine Ungnade theilen. Montmorin verlangte ſeine Entlaſſung mit den Worten: „Sire, da Ihr Freund und der Freund der Nation nicht mehr im Miniſterio iſt, kann kein redlicher Mann darin bleiben.“ *) Breteuil, Barentin, Broglio, Vauguyon und Foulon ſahen ſich mit Triumph die nächſten um den König. Broglio, als Kriegsminiſter, ſandte Befehle zu Vorkehrungen an die Truppen, die durch ſeine Anhänger unter den Befehlshabern derſelben ſchon gemacht

---

*) *Sire, comme Votre ami et l'ami de la nation n'eſt plus dans le miniſtère, un honnête homme ne peut plus y reſter.*

waren, noch eh' er dieſe Befehle auszuſenden befugt war. Der Prinz Lambeſk und Böſenwahl konnten zu jeder Stunde in Paris rücken; Fleſſelles, das Haupt der Bürgerſchaft, war bereit, ſie zu verrathen und Launay, der Gouverneur der Baſtille, ſie zu beſchießen. Auf den übrigen Planen dieſes Bündniſſes liegt noch ein undurchdringliches Dunkel. Gewaltthätig und weit ausſehend müſſen ſie geweſen ſeyn, weil keine gelindern und eingeſchränktern ſie in ihren gewaltſam an ſich geriſſenen Stellen gegen ein wüthendes Volk hätten erhalten können. Paris aushungern, mit Bomben bedrängen und anzünden, ſcheinen ganz natürliche Bedingungen ihrer Entwürfe geweſen zu ſeyn; aber ihre Widerſacher in der Nationalverſammlung auf das Schaffot zu ſchleppen, oder die ganze Verſammlung, mit Ausnahme einiger vorher gewarnten Glieder, in die Luft zu ſprengen, oder ſie niederhauen zu laſſen und auf den Trümmern des Ganzen ſich in einem neuen Könige zu krönen; dieß ſcheinen Gerüchte zu ſeyn, welche die erſte angſtvolle Ueberraſchung, das unbegränzte und durch die erſten Schritte gut geheiſſene Mißtrauen, der Abſcheu und die Erbitterung, wahrſcheinlich verurſacht und auf einige Tage beglaubigt haben. Die menſchliche Natur erſteigt ſolchen Grad von Bosheit nur in dem Falle, wenn alle übrige Mittel, die einen hartnäckigen Plan unterſtützen ſollen, gänzlich fehlen, und ſie iſt nicht tyranniſch aus Luſt an Tyranney, und nicht mörderiſch aus Luſt am Morde. Die Häupter jener Partey glaubten der Armee um Paris gewiß zu ſeyn, glaubten ein entnervtes, leichtſinniges Volk durch den Anblick des zerſtöhrenden Geſchützes eintreiben, ſeine Stellvertreter eben dadurch theils im Zaume halten, theils dieſelben durch innern Zwiſt, von ihren Anhängern in derſelben angefacht, zerſtreuen, und theils, was hartnäckig blieb, durch Lettres de Cachet, zu denen ihnen jetzt als Alleinherrſcher der Weg offen ſtand, in ewige Gefangenſchaft zu vergraben: dieß alles glaubten die Feinde des dritten Standes bloß durch ihre Soldaten und ihren Einfluß bewirken zu können, mithin dachten ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach an jene, die Menſchheit ſchändende, von der Natur widerſprochene Mittel nicht, die einen allgemeinen Brand in Frankreich angezündet, dies ſchöne Land in eine Wüſte, ſeine Städte in Schutthaufen mit Mördergruben verwandelt und Räubern von Brudermördern Kronen und Siegespalmen verſchafft haben würden.

Den Morgen des zwölften July bis neun Uhr ſah man nichts, als heitere Geſichter in Paris. Viele hörten und laſen erſt dieſen Morgen, was den Tag vorher Glückliches für die Nation geſprochen und gethan worden war, und ihre Freude regte die Freude wieder auf, die ſchon eine Nacht in den Herzen anderer Patrioten geſchlafen hatte. Alles ſtrömte nach dem Palais Royal, um ſie dort in größerer Geſellſchaft ausbrechen zu laſſen. Hier fand man einige Kanoniere, die zu einem der Schweizerregimenter gehörten, daſſelbe aber mit der Erklärung verlaſſen hatten: ſie würden ihr Geſchütz in keinem Fall und unter keiner Bedingung und Autorität auf die Bürger von Paris richten und ſich lieber von den Deutſchen Dragonern und Huſaren niederhauen laſſen. Man hatte ſich in der erſten Ueberraſchung dieſem Schritte nicht widerſetzt; aber bald ſagten ihnen einige, die ſich ſpäter entfernt hatten, daß der Prinz Lambeſk Befehl gegeben hätte, ſie, wo man ſie fände, nieder zu hauen. Dieſe Erſcheinung erweckte den verſammelten Bürgern Freude und Unwillen zugleich. Sie ſahen eine Anzahl neuer Freunde aus dem Schooße ihrer vermeinten Feinde hervorgehen, erfuhren aber zugleich, daß man dieſe ſo behandeln wollte, wie man ihnen ſelbſt gedrohet hatte. Ihr Freudengeſchrey war zugleich Anfeurung zur Rache gegen den Prinzen von Lambeſk und ſeine Truppen

Während an dem einen Ende das Geräuſch der Freude und des Unwillens unter Haufen von Hunderten ausbrach, bildeten ſich an dem andern Ende des Palais Royal einzelne kleine Geſellſchaften von drey, vier bis zehn Männern, die ſich Dinge zuflüſterten, welche bey ihnen die allerhöchſte Aufmerkſamkeit zu erregen ſchienen. Man horchte und horchte wieder, ſchüttelte den Kopf, ſprang auch wohl unter allen Bewegungen des Schreckens auf, um laut auszuſchreyen, was man gehört hatte, ſchloß aber den Mund weil es unglaublich ſchien. Andre, die ſeit dem ſteigenden Uebergewichte des dritten Standes nicht mehr ins Palais Royal gekommen waren, und an dem Ludwigskreuze und der Kalotte zu kennen waren, gingen jetzt zu drey und vieren in den Alleen auf und ab und thaten bedeutende Seitenblicke auf ihre Mitbürger, die ſich der Freude über ihre neu errungenen Rechte überließen, und den fremden Soldaten mit ihren Brüdern, den Kanonieren und der franzöſiſchen Garde droheten. Auch ſie flüſterten ſich Dinge zu, die ihnen nicht minder wichtig ſchienen, als den andern.

So verließen einige Stunden, und allmählig ward ein fürchterliches Gerücht immer lauter, und die kleinen Haufen wurden immer größer und größer; aber immer noch rief man: Unmöglich! Unmöglich! Falſcher Lärm, von unſern Feinden ausgeſtreut, um uns zu erſchrecken! Der Uebergang von der allerhöchſten Freude zum allerhöchſten Schmerze brauchte Zeit; aber jemehr ſich die Ausſagen häuften, (die oft nicht aus der Quelle kamen, ſondern unter dem einen Haufen gehört und zum andern übergetragen, aber eben deßhalb von dieſem als Beſtätigungen aufgenommen wurden), deſto höher ſtieg die Beſorgniß, es möchte wahr ſeyn, deſto näher rückte das Schrecken, daß es wirklich wahr wäre.

In dieſer Stimmung war die verſammelte Menge, als Nachmittags gegen vier Uhr, ein Mann mit funkelnden Augen, mit aufgeriſſener Weſte, mit brennendem Geſichte ſich unter ſie ſtürzte, auf einen Tiſch ſprang, ein Piſtol hoch in die Luft ſchwang und mit einer Anſtrengung, die ſeine Adern und Muſkeln zu ſprengen drohete, ausrief: *Verrath, ſchändlicher Verrath! Der Freund der Nation verbannt! Der Freund des Königs und unſer Vater von einer abſcheulichen Kabale unterdrückt! Zu den Waffen, zu den Waffen, ſonſt ſind wir alle verloren!* *) Alles was um ihn

---

*) Der Verfaſſer, der dieſen ganzen entſcheidenden Tag im Palais Royal war, und un-

her ſtand, ſchien eine Weile vor Schrecken erſtarrt; er fuhr fort mit gleichem Feuer zu ſchreyen, und Thränen der Verzweiſlung liefen ihm über die Backen. Endlich zog man ihn vom Tiſch herunter und alles ſtrebte, zu ihm vorzudringen und ihn zu umarmen: alles war plötzlich von ſeinem Feuer beſeelt und ſchrie und lief zu den Waffen. Er war der erſte, der die grüne Kokarde an den Hut ſteckte, zum Zeichen deſſen, was die Nation hoffte und um was ſie kämpfen müſte. Er ſchrie, ſo lange er Athem hatte: Tod, oder Freyheit! Sein Name war **Desmoulins**. *)

---

ter ſeinen Augen alle dieſe Auftritte entſtehen ſah, hat ſich die eigenen Worte dieſes Mannes gemerkt. *Trahiſon! Trahiſon infame! L'ami de la nation renvoyé! L'ami du Roi, notre père écraſé par un complôt affreux! Aux armes, aux armes! ſans cela nous ſommes tous perdus!*

*) Er iſt Verf. von der heftigen Broſchüre: *La France libre*

Das Gedränge um ihn her ward mit jedem Augenblicke ſtärker. Ruhige und kältere Bürger riethen, daß ſich alles, was Flinte und Degen tragen könnte, in den verſchiedenen Diſtrikten der Bürgerſchaft verſammeln und berathſchlagen ſollte, was in dieſer Noth zu thun ſey. Es ſey ausgemacht, daß die Deutſchen Truppen jetzt auf dem Punkt ſtänden, ihre Beſtimmung zu erfüllen, daß ſie Paris überſchwemmen und niederhauen und niederſchießen würden, was ſich ihnen widerſetzte. Es ſey kein andres Mittel, als Gewalt mit Gewalt zu erwiedern, und Bürger, von Verzweiflung beſeelt, könnten wohl Leuten ſtehen, die bezahlt würden, um Muth zu haben.

Ein neuer Redner ſprang auf einen Tiſch. „Meine Freunde,“ ſagte er: „der heutige Tag iſt ein Tag allgemeiner Trauer. Wir haben unſern Beſchützer verloren, deſſen Herz und Thätigkeit uns bis jetzt vor gänzlicher Unterdrückung Bürge waren. Wie ein Vater hat er für uns geſorgt, wir wollen ihn als unſern Vater betrauren. Man ſchloß die Theater als der Dauphin ſtarb — Necker iſt wohl ſoviel werth, als ein Sohn der Königinn!" *) — Ein wildes Beyfallsgeſchrey erhob ſich und den Augenblick vertheilten ſich verſchiedene Haufen, um den Schauſpielern die Bühne zu verſagen. Man war eben im Begriff, im italieniſchen Theater den Vorhang aufzuziehen, als ein Haufen Bürger ſchreyend in das Parterre ſtürzte und das Orcheſter unterbrach. Das Haus war ſehr voll. Man glaubte, es ſey Feuer. Alles lief, alles drängte ſich, die Treppen waren geſtopft. Man vernahm endlich die Urſache. Das Geſchrey der Angſt verwandelte ſich in Wuth und in Thränen der Wehmuth. Denn viele der Zuſchauer wußten noch nicht, daß Necker nicht mehr in Verſailles ſey. Viele hatten es nicht geglaubt. Die Männer liefen aus dem Theater zu ihren Diſtrikten, die Weiber nach Hauſe, um Kokarden zu ma-

---

*) *Monsieur Necker vaut bien un fils de la Reine* —

chen, die ſie noch dieſen Abend mit vollen Händen aus den Fenſtern unter die Vorübergehenden warfen. Die Oper, der Sammelplatz der feinern und reichern Welt, ward wie das italieniſche Theater geſchloſſen. Unter den Zuſchauern waren einige, die ihre Partey dadurch verriethen, daß ſie dieſen Einfall als lächerlich behandelten. Kaum entgingen ſie lebensgefährlichen Mißhandlungen.

Unterdeſſen hatten verſchiedene andere Haufen den Schauſpielern der Boulevards die Vorſtellungen unterſagt. Zwiſchen ihren Theatern hat ein deutſcher Künſtler in Wachs, Nahmens Curtius, einen Saal, worin er die königliche Familie und andere merkwürdige Männer und Weiber des Königreichs, zum Sprechen ähnlich, für Geld zeigt. Unter andern befanden ſich auch darin die Büſten des Herzogs von Orleans und Neckers. Man wußte dieſes, und einige Bürger traten in den Saal, den man, da man die Menge mit jedem Augenblicke zahlreicher zuſammenſtrömen ſah, zu zu ſchließen im Begriff war. Sie baten den Künſtler, ihnen jene beyden Büſten verabfolgen zu laſſen, um in ihnen der Nation ihre beyden verlornen Beſchützer zu zeigen, (denn man glaubte, der Herzog von Orleans ſey auch verwieſen) und ſie dadurch anzufeuern, das nun für ſich ſelbſt zu thun, was jene nicht mehr für ſie thun könnten. Curtius gab die beyden Büſten ohne Anſtand her, und zwey Bürger trugen ſie, von Tauſenden begleitet, die Boulevards hinauf. Unterwegs wurden ſie von zwey Frauenzimmern angehalten, die beyde Büſten mit Blumen bekränzten und ihnen Streifen von Krepe umhingen, als das Bild der Ungnade, in welche die angebeteten Originale gefallen waren. Die zahlloſe Menge, welche die beyden Büſten umwimmelte, ſchrie allen, die ihr begegneten, oder die ſie in den Fenſtern ſah, ungeſtüm zu: *den Hut herunter!* um jedermann zu der Huldigung einzuladen, die beyde Männer verdienten. Der Zug ging die Straße Saint Martin hinunter. Hier zwang man ein Detaſchement des Guet, die Büſten zu begleiten, um die Ordnung unter der Menge zu erhalten. Weib und Kind, Jung und Alt miſchten ſich unter das Gedränge, das im Palais

Royal neuen und ſtärkern Zuwachs erhielt. Dort ſtanden auf jeder Bank, auf jedem Tiſche Redner, welche der Anblick der beyden Büſten mit neuer Wuth und neuer Begeiſterung entflammte. Immer noch war das allgemeine Geſchrey: zu den Waffen, zu den Waffen! und ſchon zeigten ſich einzelne Haufen zu fünf, zehn und zwanzig mit roſtigen Flinten, großen Meſſern, Säbeln, Prügeln und Stangen. Sie eilten nach den Champs Eliſées, wohin, wie man ihnen ſagte, Deutſche Huſaren und Schweizer mit ihrem Geſchütze ſchon vorgerückt wären.

Der Prinz Lambesk hatte, als er Nachricht von den Bewegungen des Volks erhielt, Huſaren und Dragoner in die Stadt geſchickt, um es durch Furcht oder Gewalt zu zerſtreuen. Ein Detaſchement vom Regiment Royal-Allemand ſtieß, auf dem Platze Vendome, auf die Menge, welche die beyden Büſten begleitete und verſuchte, ſie auseinander zu ſprengen. Man empfing die Dragoner mit Schimpfworten und Steinen. Sie gaben Feuer auf das Volk, die Büſte Neckers wurde zerbrochen, und die Büſte des Herzogs von Orleans entging ſo eben einem Säbelſtreiche, den ein Dragoner, aber zu kurz, auf dieſelbe führte. Der Mann, der ſie trug, rettete ſie und ſich in ein Haus, das hinter ihm offen ſtand.

Unterdeſſen erſchien der Prinz **Lambeſk** in eigner Perſon in den Thuillerien, nachdem er die Menge, die in den Champs-Eliſees und auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten verſammelt war, hatte auseinander ſprengen laſſen. Er ritt mit bloßem Degen von zehn oder zwölf Soldaten begleitet, im Garten umher, und verjagte die dort befindlichen wehrloſen Spatziergänger. Er mißhandelte in eigner Perſon einen alten Bürger, der ſich nicht ſchnell genug entfernte und in ſeinem Eifer von beſoldeten Tyrannendienern ſprach. *) Ein Haufe von jungen

---

*) Seit dieſem Auftritte trägt der Prinz Lambeſk den Namen *Sabreur des Thuilleries*. Man ſagt, der Alte ſey an ſeinen Wunden geſtor

Leuten wollte ihm zu Hülfe kommen, aber die Soldaten gaben Feuer und trieben ſie zurück.

Als die franzöſiſche Garde Nachricht von dieſem Auftritte bekam, ſprengte ſie haufenweiſe ihre Kaſernen, um den Bürgern zu Hülfe zu eilen. Sie zwangen ihre Offizier, ihnen Munition verabfolgen zu laſſen, und droheten, wenn ſie ſich ihrem Abzuge widerſetzten, ſich durchzuhauen. Der Dûc de Chatelet, ihr Oberſter, verweigerte ihnen die Kanonen des Regiments. Das Volk, das ſich unter ſie gemiſcht hatte, ſchrie, daß man ihn niederhauen ſollte. „Nein, meine Freunde,“ ſagte einer unter ihnen: „der Dûc gibt uns die Kanonen gewiß. Er verdient eure Achtung.“ — Wie iſt dein Name, Grenadier? rief der Dûc. — „Ich heiße und denke wie meine Kameraden:“ erwie-

---

ben; aber der Verfaſſer hat ſich Trotz aller Nachforſchungen keine Gewißheit darüber verſchaffen können.

derte jener. — Gegen neun Uhr des Abends ſah man ſchon auf allen Straßen einzelne Detaſchements aus ihrer Mitte, die unter Trommelſchlag die Huſaren und Dragoner aufſuchten. Einige derſelben ſchlugen ſich zuſammen und ritten nach den Boulevards, wo einige Deutſche Patrouillen auf und ab ſprengten. Sie ſtießen daſelbſt auf ein ganzes Detaſchement vom Regiment Royal-Allemand, griffen es an und verjagten es nach einem lebhaften Feuer. Es ließ einige Todte und Verwundete zurück, denen man die Waffen abnahm, um ſie als Siegeszeichen triumphirend voraus zu tragen. Von allen Seiten ſtießen neue Detaſchements ihrer Kameraden zu ihnen, und ſie glaubten ſich nun ſtark genug, die Deutſchen Truppen in ihrem Lager anzugreifen. Sie rannten *) dahin und kündigten ſich

---

*) Sie rannten wirklich. Der Verfaſſer begegnete ihnen auf ihrem Zuge und ſprach, neben ihnen herlaufend, mit einigen unter ihnen. Alle waren von gleichem Muthe be-

ſich ihnen als Soldaten des Vaterlandes an. Die Regimenter Royal-Allemand und Chateauvieux ſtreckten die Waffen und wollten weder ſchießen noch ziehen. Der Prinz Lambeſk hatte noch die Kühnheit, mit dem Strange zu drohen; aber es fehlte wenig, ſo hätte ihm dieß das Leben gekoſtet. Er ſprengte noch denſelben Abend nach Verſailles. Die Deutſchen Truppen zogen ſich zurück und ließen Bagage und Munition auf dem Lagerplatze. Die Schweizer blieben auf ihrem Standpunkte und erklärten ſich weder für, noch wider das Volk.

---

beſeelt. Alle riefen: Laßt uns in Reih und Gliedern bleiben; aber keiner hatte dieſe Geduld. Es iſt gewiß, daß eine einzige Eskadron, die ſich geſchloſſen gehalten, ſie ſämmtlich hätte niederhauen können; aber es iſt auch gewiß, daß der größte Theil der Deutſchen Truppen ungern ſeinen Anführern gehorchte.

Während die franzöſiſche Garde nach und nach die Barrieren beſetzte und die Bürger an den Sammelplätzen ihrer verſchiedenen Diſtrikte berathſchlagten, hatten ſich einzelne zahlreiche Haufen von Geſindel aller Art zuſammen gefunden. Es waren Tagelöhner, Savoyarden, Schuhputzer, Waſſerträger, und dergleichen. Buben von zehn bis funfzehn Jahren und ſelbſt Weiber waren mitten unter ihnen. Sie fingen an, nach ihrer Weiſe den Krieg einzuleiten. Die meiſten waren in bloßem Kopfe, in langen, zerriſſenen Matroſenhoſen, ohne Strümpfe, ohne Schuh, ohne Hemd zum Theil, die kurzen Jacken bis zum Nabel aufgeriſſen, und mit Beilen, ungeheuren Meſſern, Bratſpießen, Flinten ohne Hahn, Säbeln, Piſtolen und Degen, großen Schmiedehämmern, Pflaſterſteinen, Knütteln, Sicheln auf Stangen und andern Mordgewehren dieſer Art bewaffnet. Laternen und Fackeln erleuchteten dieſe ſchwarze Gruppe, die in gleichem Grade fürchterlich und lächerlich war. Ihr Geſchrey war ſchrecklich. Es lebe der dritte Stand! ſchrie der eine Theil, während der andere brüllte: Wer nicht Edelmann iſt, komme mit uns! Gebt uns Waffen! Hallo! Hallo! Zu den Hotels unſrer Feinde! Brennen ſollen ſie, eh' es Tag wird! Und zwiſchen her knallten Flinten ohne Kugeln und knickten Piſtolen ohne Steine.

Sie beſetzten die Ausgänge der Straßen und zwangen jeden, der ihnen in die Hände fiel, mit ihnen zu gehen. Beſonders lag ihnen daran, einen Anführer zu haben. Sie hielten jeden wohlgekleideten Mann an, und drangen ihm eine Flinte oder einen Säbel auf. *) Sie

---

*) Der Verfaſſer hatte ſelbſt die Ehre, auf ſolche Weiſe bewaffnet und in ihrer Mitte einige Minuten mit fort gezogen zu werden. Sie verloren ihn aber wieder, als ſie zwey junge Engländer wehrhaft machten und darüber vergaßen, auf ihn Acht zu geben. Es war große Ehre dabey, nicht mit ihnen zu gehen.

ſchienen einzuſehen, daß ſie Trotz ihrer Menge keiner Patrouille Stand halten würden, weil niemand da war, der ſie zuſammen halten konnte. Da ſie indeſſen keinen Feind vorfanden, ſo vertheilten ſie ſich und zogen lärmend zu den Barrieren, die ſie in Brand ſteckten, oder zu den Klöſtern, wo ſie Lebensmittel vermutheten, oder zu den Zucht- und Arbeitshäuſern, worin ſie Bekannte und Verwandte hatten, die ſie ſprengten und entvölkerten. Das Kloſter der Lazariſten unter andern, wurde erbrochen und ausgeräumt, und das Volk trank ihren Wein zu ihrem Brote, zu ihrem Schinken und Backwerke in ihren Speiſegewölben, in den Kellern, in dem Refectorio und ſelbſt in der Kirche. Einige Wagen mit Kern und Mehl beladen führte man von ihrem Boden in die Getreidehalle.

Dieſe raſenden Haufen wurden den Bürgern ſelbſt fürchterlich. Einige derſelben miſchten ſich unter ſie und hielten ſie von andern gewaltthätigen Schritten ab, unter andern davon, daß ſie nicht die Hotels derer anſteckten und plünherten, die als Feinde des dritten Standes bekannt waren. Es iſt wunderbar, daß ſelbſt unter dieſem Abſchaume des Volks niemand darauf fiel, den königlichen Schatz oder die Caiſſe d'Eſkompte, die beyde nur ſchwach mit Schweizern beſetzt waren, zu ſprengen und zu plündern. Ein gewiſſes inneres Gefühl für Billigkeit ſchien ſie ſtärker zu beherrſchen, als ihre Mord- und Raubſucht, und ſie ſchienen nur Brot, wohlfeilere Lebensmittel und eine freyere Exiſtenz haben zu wollen. Sie hatten die Gewölbe einiger Kaufleute, Waffenſchmiede und Schwertfeger erbrochen und waren zu Haufen in dieſelben gedrungen; aber keiner der Beſitzer hat ſich beklagt, daß man ihm, auſſer Munition und Waffen, andere ſeiner Waaren genommen hätte, und jeder hatte ihnen verſprochen, die Waffen zurück zu bringen. Sehr wahrſcheinlich iſt es indeſſen, daß die Leichtigkeit, womit ſie ſich alles verſchaffen konnten, was ſie wollten, ſie endlich doch zu Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger ſelbſt verleitet und ihren Enthuſiasmus für Freyheit in unedlere Gefühle verwandelt haben würde. *)

Dieſe Nacht war für Paris eine Nacht des Schreckens. Kanonen und Flintenſchüſſe ohne Aufhören, Nachrichten von Brand und

---

*) Der Verfaſſer befand ſich den folgenden Morgen auf dem Boulevard. Ein Haufe dieſer Leute mit Säbeln und Gewehren begegnete ihm. Der Anführer derſelben ging auf ihn zu, ſtreckte die eine Hand mit einer ſchwarzen Mütze nach ihm aus und kam ihm mit der Spitze eines Säbels, den er in der Hand hielt, ziemlich nahe: *Monsieur, pour boire à votre santé!* ſagte er. Der Verfaſſer erinnerte ſich ſehr lebhaft an den Bettler, der den Gil Blas mit angelegter Flinte um ein Almoſen anſprach, und gab gern, was ihm an Münze in die Hände fiel, ohne weiter nachzuzählen. So machten ſie es mit mehreren, die ihnen begegneten, beſonders mit denen, deren Aeußeres den Ausländer ankündigte.

Plünderung von allen Seiten, das Volk im Handgemenge mit den Deutſchen Truppen, bewaffneter und ſchreyender Pöbel und eine Koppel losgelaſſener Diebe und Landſtreicher auf allen Straßen, verſcheuchte Polizey, geſprengte Gewölbe, Trommeln und Sturmglocken, von den Vätern verlaſſene Familien, und zu dem allen ein ſchwarzer ſtürmiſcher Himmel, der ſich nur hier und da, wo Flammen durch den Rauch aufſchlugen, lichter und zugleich fürchterlicher zeigte; das alles vereinigte ſich zu einem Ganzen, welches um ſo ſchrecklicher wurde, da es bloß zur Einbildungskraft ſprach und durch dieſe das Peinliche des wirklichen Uebels mit den Qualen des zu erwartenden Uebels vereinigte.

Den andern Morgen ſah man ſchon die Folgen von den Berathſchlagungen der Deputirte und ihrer Bevollmächtigten. Man war überein gekommen, daß eine eiligſt zuſammen gezogene Bürgermiliz den Pöbel entwaffnen und verjagen ſollte. Was unter den Bürgern Waffen hatte, verſah ſich damit und zwang einzelne

Parteyen des Pöbels, die übrigen rechtlichern Leuten zu überlaſſen.

Die Vertheilung der Stadt in ſechzig Diſtrikte, die jetzt den Bewohnern von Paris ſo nützlich wurde, ſtammt von der Zeit her, wo man die Glieder der Nationalverſammlung wählte. Jeder Diſtrikt ſetzte jetzt aus ſeinem Mittel zwey électeurs an, die ſich, zuſammen hundert und zwanzig ſtark, vereinigten und zwanzig aus ihrer Mitte wählten, welche die Comité des électeurs bildeten.

Dieſe Kommittee war ſeit dem vorigen Tage, wo der erſte Ausbruch der Unruhen laut wurde, in dem Hotel de Ville verſammelt geweſen und hatte ſich mit den einzelnen Diſtrikten in Korreſpondenz geſetzt. Ihr Verfahren war ruhig, einfach und entſchloſſen, und was für Einwendungen der Präſident derſelben, Fleſſelles, mit Schein und ohne Schein ihr entgegen ſetzte, drang dennoch die Stimme der Noth und der Vernunft für die Errichtung jener Bürgermiliz durch. Sie verjagte den unruhigen

Pöbel nach und nach aus dem Herzen der Stadt und man fand nur noch einzelne kleine Haufen deſſelben in den Vorſtädten und den abgelegenern Straßen, die ſich aber bloß damit beſchäftigten, daß ſie Flinten ohne Kugeln in die Luft ſchoſſen und an den Eckſteinen Meſſer und roſtige Degen ſchliffen.

In Abſicht der innern Unordnungen ward Paris nun beruhigt; aber die Gefahr von auſſen war immer noch nicht entfernt. Man wußte, daß auf dem Marsfelde *) ein Lager von drey Regimentern und zu Saint-Denis ein anderes von fünf Regimentern mit vierzig Kanonen ſtanden; daß zu Seves, zu Meudon, um Verſailles und anderwärts, aber immer nur zu halben

---

*) *Champs de Mars.* Ein großer, regelmäßiger mit aufgemauerten Gräben und doppelten Alleen umgebener Platz vor der königlichen Militairſchule (*école royale militaire*) der noch innerhalb der Barrieren der Stadt liegt.

Märſchen von Paris entfernt, eine beträchtliche Anzahl von Regimentern mit einer fürchterlichen Artillerie lage; daß dieſe Regimenter nur auf den letzten entſcheidenden Schluß der ariſtokratiſchen Partey warteten, um Paris einzuſchließen und es, wo nicht durch Blut und Tod, doch wenigſtens durch Hunger zu einem ruhigen Zurücktritt in die vorige Sklaverey zu bringen: dieß alles wußte man und es konnte niemand zweifelhaft ſeyn, daß dieſe Macht gegen die Bewohner von Paris, (die zwar voll einer verzweifelten Begeiſterung, aber ohne Diſciplin, Gewehr und Munition waren) in Bewegung geſetzt, die Abſichten der Hofpartey ohne große Mühe durchſetzen würde. Nach dem erſten gewaltthätigen Schritte, den ſie durch die Verbannung Neckers gethan hatte, war es ſehr natürlich, andere zu beſorgen, die denſelben eben ſo gewaltthätig deckten.

Unterdeſſen war zu Verſailles alles noch ziemlich ruhig geweſen. Der Sonntag war in einer Art von Betäubung hingegangen, und wenn ſich auch hier und da Haufen von Volk zuſammen gezogen hatten, waren ſie doch bald von den kreuzenden Patrouillen ohne Widerſtand auseinander gedrängt worden. Die Nationalverſammlung war dieſen Tag nicht zu Stande gekommen, ob ſich gleich einige Mitglieder bey der Nachricht von Neckers Fortſendung im Saale gezeigt hatten. Der größte Theil derſelben war entweder nach Paris oder anderswohin gereiſt, und beſonders hatte man bemerkt, daß diejenigen Mitglieder, die ſich auf die Seite der Hofpartey geneigt hatten, ſämmtlich fehlten.

Den Montag, Morgens nach acht Uhr, war alles in dem Saale verſammelt. Was die Verſammlung am lebhafteſten beſchäftigte, brach auch am erſten aus. Mehrere Redner ſtanden auf und ſprachen mit Rührung und Schmerz über den Verluſt Neckers, erklärten ſich aber zugleich mit Freymüthigkeit und Nachdruck gegen ſeine Feinde. Mounier, Lally-Tolendal, Target, Clermont Tonnere, Chapelier, Barnave ꝛc. ſprachen nach einander mit gleicher Kraft.

„O, wer könnte es vergeſſen,“ rief **Mounier**: „welche herrlichen Dienſte **Necker** durch ſeine Tugend und ſeine wohlthätigen Rathſchläge dem Vaterlande geleiſtet hat! Es iſt unſre Pflicht, das Wohl der Nation hängt davon ab, daß wir auf ſeine Zurückberufung dringen. Wir müſſen dem Könige vorſtellen, daß die in Ungnade gefallenen Miniſter immer noch das Zutrauen des Volks in einem Grade beſitzen, wie es die neuen nie verdienen würden; daß die Gegenwart der fremden Truppen um Paris ſchreckliche Auftritte drohet; daß die Nationalverſammlung nie in den ſchändlichen Nationalbankerut willigen wird, welchen die neuen eingeſetzten Miniſter vorzubereiten ſcheinen.“ ꝛc.

„Wir müſſen ihm vorſtellen,“ rief **Target**: „daß das Volk nur in dem Falle ſich der höchſten Gewalt widerſetzt, wenn ſie ſich durch tyranniſche Gewaltthätigkeit geltend machen will. In dem Falle ſind wir jetzt.“

Lally Tolendal nahm das Wort und gab einen Abriß von den Ränken und Hinderniſſen, welche die Nation zu überwinden gehabt, eh' ſie ſich in ihren Stellvertretern hätte verſammeln können. „Und jetzt," ſetzte er hinzu: „da dieſe beyſammen ſind, da wir mit ſtarken Schritten einer Wiedergeburt des Staats vereinigt entgegen gehen, raubt man durch niedrige Rathſchläge dem König einen treuen Diener, der Nation einen tugendhaften Miniſter! — Wer ſteht auf und klagt wider ihn? Die Parlamenter, die er zurückberufen hat? Die Armen, die er ernährte? Die Gläubiger des Staats, die er bezahlte? — O, dieſe Undankbarkeit! — Und doch entfernte er ſich als ein Freund, ohne Bitterkeit und Rache! Er will das Volk, das ihn anbetet, nicht gegen ſeine Feinde aufregen. Er entfernt ſich und läßt es ſeine Familie nicht einmal wiſſen, und ſchüttet ſeinen Schmerz nicht einmal an dem Buſen eines Freundes aus. Er will die Thränen, die um ihn vergoſſen werden, nicht ſehen, den Ausbruch unſres Schmerzes nicht anhören, ſich unſerm Dank, unſrer Ehrfurcht entziehen! —"

Die Rührung und Herzlichkeit, womit der Redner ſprach, theilten ſich der ganzen Verſammlung mit, und ſetzten ſelbſt diejenigen in eine unbehagliche Stimmung, die bey der Verbannung Neckers durch wirkliche Theilnahme an dem Verfahren ſeiner Feinde gegen ihn, oder überhaupt durch Neid oder Eigennutz, verwickelt waren. Er ſchlug vor, daß die Nationalverſammlung Neckern und den andern Miniſtern, die ſein Schickſal hätten theilen wollen, feyerlichen Dank ſagen ſollte. Der Graf von Virieu unterſtützte dieſen Vorſchlag und ſtellte es als höchſt nöthig vor, daß die neuen Miniſter, welche die Nation verachtete, fortgeſchickt und die ältern zurück berufen würden. Seine Meynung ward gebilligt, und Clermont-Tonnere, der nach ihm ſprach, rief unter andern: Die Generalſtände ſollen nur durch unſern Tod zerriſſen werden! *) Nach ihm ſprachen noch andere mit gleichem Feuer. Ihr wollt vor den König!

---

*) *Les Etats généraux existeront, ou nous avons vécu.*

rief Bianzat, ein heller, feuriger Kopf, als eine Deputation an den König in Vorſchlag kam: „nur durch einen einzigen Kanal können wir zu ihm, und dieſer iſt vergiftet!“ *)

„Man muß eine Kommittee niederſetzen,“ rief ein andrer: „welche die ſchändlichen Räthe in Unterſuchung nimmt, man muß die Verbrechen der Miniſter ans Licht bringen!“ — „Nun kennen wir ſie, die Verräther des Vaterlandes!“ rief der Graf von Caſtellane: „ich wollte, daß Verachtung ſie ſo lange verfolgte, bis ſie den Tod wünſchenswerther fänden, als eine Exiſtenz, auf welche jeder Tag neuen Haß und neuen Abſcheu wälzen wird.“

In dieſem Tone ſprachen noch viele andere, und die Stellvertreter des Volks ſchienen von

---

*) *Vous ne pouvez aller au Roi, que par un ſeul Canal, et ce canal eſt peſtiféré.*

Unwillen und Schmerz nicht minder beſeelt, als das Volk ſelbſt. Endlich ließ ſich der Graf von Clermont Lodeve, den man bald erkennen wird, folgendergeſtalt vernehmen: „Wer ſind wir?“ hub er in einem höhniſchen Ton an: „Aus welchem Rechte darf ſich dieſe Verſammlung anmaßen, den König zu richten, daß er dieſen oder jenen Miniſter wählet, dieſen oder jenen fortſchickt? Iſt er nicht Meiſter ſeiner Vorrechte? Kann er nicht in dieſem Punkte thun, was er will? Die Verſammlung hat das Recht nicht, und wird es nie erhalten, über einen Miniſter abzuſprechen, der nur dem Könige Rechenſchaft zu geben hat; bloß die Befugniß hat ſie vielleicht, zu wünſchen, daß der König keine Schritte thäte! — Und was berechtigt Euch zu glauben, daß die neuen Miniſter nicht eben ſo gut ihre Pflicht thun werden, als die vorigen, deren Verluſt Ihr ſo ſehr beklagt? Nicht einmal das Recht habt Ihr, ſie nach dem zu beurtheilen, was ſie gethan haben! Unſre Vollmachten ſchreiben uns unſer Benehmen vor, und noch deutlicher die Erklä-

rung

rung des Königs bey ſeiner letzten feyerlichen Sitzung!“

Ein Geräuſch von Mißbilligung unterbrach ihn gleich bey den erſten Worten; aber er überſchrie es mit einer Hitze, die nahe an Wuth gränzte. Er wollte die Verſammlung zwingen, ihn anzuhören. Eine andere Stimme donnerte ihm entgegen. Es war Chapelier, der ſchon oft mit Feuer gegen die Herrſchſucht der ariſtokratiſchen Partey geſprochen hatte. „Die öffentliche Freyheit iſt angegriffen!“ rief er: „Das Blut meiner Mitbürger fließt! Die Freymüthigkeit der Nationalverſammlung iſt gebunden! Man gibt unter den Augen von Europa ein Schauſpiel, das höchſt ärgerlich, höchſt entehrend für den König iſt! Eine Adreſſe an ihn, daß er die Truppen zurück ziehe, die neuen Miniſter entferne, die alten zurück rufe! Er hat das Recht nicht, einen nützlichen, der Nation weſentlichen Miniſter fort zu ſchicken! Unſrer Achtung unwerth ſind die, welche der Ueberzeugung einer ganzen Nation trotzen, welche, mit ewiger Schande gebrandmarkt, die Unverſchämtheit haben, die Stellen der Männer einzunehmen, die Gegenſtände der Liebe und Ehrfurcht ihrer Mitbürger waren!“

Barnave, ein junger Mann, aber einer der mächtigſten Stützen des dritten Standes, nahm nach ihm das Wort. „Die Nationalverſammlung,“ ſagte er: „iſt die natürliche Mittlerinn zwiſchen dem König und der Nation. Eine Reihe wohlüberlegter, eine in die andre greifender Maßregeln beweiſt uns, daß eine deſpotiſche Verſchwörung unſern Untergang vorbereitet. — Auf allen Seiten gehen Mißbräuche hervor. Zu eben der Zeit, wo man die Preßfreyheit zurück ruft, verbietet Euch ein inſolenter Anſchlag an dem Eingange des Verſammlungsſaales ſelbſt, Eure Berathſchlagungen, die den Helfershelfern des Deſpotismus mißfallen, drucken zu laſſen. ꝛc. Ich ſchlage vor, daß man eine Deputation an die verbannten Miniſter ſchicke, um ihnen für die Verwaltung ihrer Fächer zu danken; daß man die neuen Miniſter für unfähig erkläre, ihre Stellen einzunehmen; daß man um die Entfernung der Truppen und um Errichtung einer Bürgermiliz anhalte; daß man die, welche zu ſolchen Schritten rathen konnten, für verantwortlich aller Unruhen erkläre, die daraus entſtanden ſind und noch entſtehen können!“ ꝛc.

Man war im Begriff, über die Vorſchläge der Redner die Stimmen zu ſammeln, als Lally Tolendal um Erlaubniß bat, zwey Briefe, die ſo eben aus Paris angekommen waren, vorzuleſen. Sie enthielten ein lebhaftes Gemählde von den Unruhen in der Hauptſtadt und den Gefahren, die den Bürgern von allen Seiten droheten. „Wir müſſen nach Paris!“ riefen einige Mitglieder zugleich: „Uns zwiſchen das Volk und die Truppen werfen!“ Clermont Tonnere war dagegen und bemerkte, daß die Verſammlung ihr Heiligthum nicht verlaſſen dürfte; ein anderer meinte, daß bloß die Deputirten der Hauptſtadt dahin eilen und ihre Vermittlung anbiethen ſollten. „Nie,“ rief ein dritter: „Nie werdet Ihr dort die Ruhe herſtellen, wenn Ihr nicht zugleich die Nachricht von der Verbannung der neuen Miniſter mit überbringt!“ Ein Vierter bemerkte, daß es pflichtmäßig und anſtändig ſey, zugleich eine Deputation an den König und an das Volk zu ſchicken; und ein Fünfter, daß man die Vollmacht der ausübenden Gewalt haben müßte, um die Vorſtellungen der geſetzgebenden Gewalt an die Truppen gültig zu machen. Rabaud las einen Entwurf zu einer Adreſſe an den König vor; aber man fand ihn zu lang. Man beſchloß, daß der Präſident der Nationalverſammlung ſich nach dem Schloſſe verfügen und aus ſeinem Herzen zu dem Herzen des Königs ſprechen ſollte.

Dieß geſchah. Unterdeſſen erſchienen zwey Electeurs der Stadt Paris in der Verſammlung, und gaben Rechenſchaft von den Maßregeln, die ſie zur Beruhigung und Vertheidigung der Bürger getroffen hätten. Sie laſen den Beſchluß der Komitee, um ein Uhr in der Nacht genommen und die Errichtung der Bürgermiliz betreffend, unter großem Beyfallsgeſchrey vor.

Kaum war dieſes Geſchäft geendigt, als der Präſident der Nationalverſammlung vom

Könige zurück kam, und deſſen Antwort vorlas. Sie war folgende:

„Ich habe Euch ſchon einmal kund gethan, was ich für Urſachen zu den Maßregeln habe, zu denen mich die wiederholten Unordnungen in Paris gedrungen. Bey mir allein ſteht es, zu beurtheilen, ob ſie nöthig ſind oder nicht. Ich kann durchaus keine Aenderung darin treffen. Einige Städte haben ihre eigene Miliz; aber meine Hauptſtadt iſt zu weitläuftig für eine Bewachung dieſer Art. Ich zweifle nicht, daß Ihr bey Eurem Anerbieten, mir bey dieſen traurigen Umſtänden unter die Arme zu greifen, gute Abſichten habt; aber Eure Gegenwart in Paris würde zu nichts gut ſeyn; ſie iſt hier nöthiger, um Eure wichtigen Arbeiten fortzuſetzen, deren Beſchleunigung ich Euch empfehle.“

Dieſe Antwort empörte alles, und einige Redner ſprachen mit neuem und größerem Feuer. Die Folge davon war dieſer Beſchluß.

„Die Nationalverſammlung erklärt als Wortführerinn der Nation, daß Herr Necker und die übrigen Miniſter, die man entfernt hat, ihre Achtung und ihr Bedauren mit ſich nehmen; erklärt, daß die Folgen, welche die Antwort des Königs haben kann, ſie in Schrecken ſetzen und daß ſie nicht aufhören wird, auf die Entfernung der Truppen zu dringen, die man ungewöhnlicher Weiſe um Paris und Verſailles zuſammen gezogen hat; erklärt von neuem, daß ſich zwiſchen die Nation und den König keine Mittelsperſonen eindrängen dürfen.“

„Die Nationalverſammlung erklärt, daß die Stellvertreter der höchſten Gewalt für jede Unternehmung auf die Rechte der Nation und auf die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung verantwortlich ſind; erklärt, daß die neuen Miniſter und die Rathgeber des Königs, von welchem Range, Stande und Fache ſie ſeyn mögen, von dem Unglücke, das über die Nation gekommen iſt und noch kommen wird, perſönlich Rechenſchaft geben ſollen.“

„Sie erklärt, daß, da die Staatsſchulden unter dem Schutze der Ehre und der

Gewiſſenhaftigkeit der franzöſiſchen Nation *) ſtehen, und dieſe ſich nicht weigert, die Zinſen davon abzutragen, niemand das Recht habe, das ſchändliche Wort Nationalbankerut auszuſprechen, keine Gewalt befugt ſey, Treue und Glauben der Nation zu nahe zu treten, unter welcher Form und Benennung es auch ſeyn möge.“

„Sie erklärt endlich, daß ſie auf die Gültigkeit ihrer vorigen Beſchlüſſe beſteht, und daß gegenwärtiger dem Könige durch ihren Präſidenten ausgehändigt, und durch den Druck bekannt gemacht werden ſolle.“

Noch denſelben Abend ſollte dieſer Beſchluß, der ein ewiges Denkmal für den Muth einer erleſenen Menge patriotiſcher Männer bleiben

---

*) *Sous la garde de l'honneur et de la loyauté françoiſe.*

wird, dem Könige durch den Präſidenten der Nationalverſammlung ausgehändigt werden. Aber er war bey der Tafel, mithin konnte ihn der Präſident nicht ſprechen. Er empfing ihn erſt den andern Morgen, Dienſtags den vierzehnten und ſagte mit äußerſter Kälte: Ich will den Inhalt unterſuchen.

Das Benehmen des Königs in dieſer dringenden Lage war nicht ſo, daß es die Nation hätte beruhigen können. Man ſahe daraus, daß ihn die neuen Miniſter ganz in ihrer Gewalt hatten, und ihn, um ihre Entwürfe durchzuſetzen, zur Einwilligung in alle ihre Maßregeln verleiten würden. Vermöge des genauen Zuſammenhanges, den Paris mit Verſailles unterhält, war man immer ſchon binnen zwey Stunden daſelbſt unterrichtet, was in der Nationalverſammlung vorgefallen war. Im Palais Royal vergoß man Freudenthränen über das kühne Benehmen der Freunde des Volks, und in dieſen Thränen ſelbſt lag neue Nahrung für den Haß gegen die neuen Miniſter. Es war nicht mehr zweifelhaft, daß dieſe das Aeußerſte unternehmen würden, um auf den gewaltthätigen Anfang ein eben ſo gewaltthätiges Ende folgen zu laſſen.

Pflicht der Selbſterhaltung rief alles zu den Waffen. Einen Vorrath davon hatte man bey einzelnen Bürgern und auf dem Hotel de Ville gefunden; aber er reichte kaum zu, fünf tauſend zu bewaffnen. Man wußte, daß in dem Invalidenhauſe eine große Menge davon vorhanden wäre. Alles ſtrömte dahin. In Zeit von einer Stunde war es von Tauſenden umringt. Die eiſernen Gitter deſſelben waren zugezogen, die Mündung einiger Kanonen war den Bürgern entgegen gerichtet, und kaum zweytauſend Schritte davon war das Lager des Marsfeldes. Aber dieſe fürchterlichen Vorkehrungen vermochten nichts gegen den Eifer der verzweifelten Bürger. Die Gitter wurden geſprengt, die Kanonen auf die entgegen geſetzte Seite gerichtet und ſchnell in Beſitz genommen. Einige ſtellte man dergeſtalt, daß ſie die Bürger gegen Unternehmungen vom Marsfelde her deckten.

Der Gouverneur der Invaliden, der ſich von jeher als ein Freund des Volks gezeigt hatte, gab ſelbſt Anweiſung, wo die Gewehre zu finden wären. Man hatte ſie in die Gewölbe dieſes ungeheuren Hauſes vertheilt. In dieſe ſtürzte man zu Hunderten und jeder wollte der erſte in den Waffen ſeyn. Bald waren die Treppen der Gewölbe geſtopft. Ein erdrückendes Gedränge brachte die, welche darin waren, in Lebensgefahr. Was Waffen hatte, konnte nicht heraus, was keine hatte, konnte nicht herein. Viele der erſtern ſanken ohnmächtig nieder, weil nicht ein Athemzug friſche Luft durch das Gewühl dringen konnte. In dieſer Noth richteten andere die Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten gegen die Menge auf den Treppen und droheten, zu ſpießen, was nicht Platz machte. So verzog ſich der Drang und die Bewaffneten ſtellten ſich an die Treppen und ließen nur wenige auf einmal hinunter. Einige von denen, welche die erſten in einem der Gewölbe geweſen waren, trug man ohne Leben heraus, legte ſie auf den Raſenplatz vor dem Hauſe, beſprengte und rieb ſie und nur mit Mühe gelang es einigen Invaliden, deren Sorgfalt man ſie übergeben hatte, ſie ins Leben zurück zu rufen. Aber, ſo wie ſie einzeln zu ſich ſelbſt kamen, rannten ſie auch nach den Gewölben zurück und ſchrieen und griffen nach Waffen. Es war eine allgemeine, unbeſchreibliche Begeiſterung.

Auf eine ähnliche Weiſe bemächtigte man ſich der Waffen und des Geſchützes der Militärſchule, alles unter den Augen der Truppen des Marsfeldes, die zwar ausgerückt waren, aber unbeweglich in Reih und Gliedern ſtanden. *)

---

*) Der Verfaſſer hatte Gelegenheit, mit einem Schweizeroffizier über dieſen Auftritt zu ſprechen. „Wir waren vielleicht bänger dabey, als die Bürger,“ ſagte er ſehr treuherzig: „denn unſere Leute hatten geſchworen, zwar Pulver, aber keine Kugeln, in ihre Stücke und Gewehre zu laden. Die Kanonen waren auf uns gerichtet, und ein Volk, das mehr wilden Thieren als Menſchen ähnlich ſah, lärmte und drehete zwanzig tauſend

So waren in weniger als zwey Stunden dreyßig tauſend Menſchen bewaffnet; aber es fehlte an Pulver und Bley. Zwar hatte man den Tag vorher ein Schiff, mit Pulver beladen, das für die Truppen beſtimmt war, angehalten und für die Bürger in Beſitz genommen, aber es reichte bey der großen Menge nicht zu. Man wußte, daß ſonſt noch Munition in der Stadt vorhanden war, aber Fleſſelles, Prevot des Marchands, *) gab ſehr unbeſtimmte Auskunft darüber und ſchickte die ungeduldigen Bürger bald hier bald dort hin, alles, wie es ſchon kund zu werden anfing, um ſie hinzuhalten. Er war, wie es nachher zu ſeinem Unglücke bekannt wur-

---

Köpfe ſtark. Es würde uns weniger Furcht eingetrieben haben, wenn wir ſtatt ſeine Freunde ſeine Feinde geweſen wären.

*) So heißt bekanntlich der Bürgermeiſter von Paris, der mit den erlaubten und unerlaubten Sporteln ungefähr das Einkommen von zwey Preuſſiſchen Miniſtern hat.

de, mit der Hofpartey und namentlich mit dem Marquis von Launay, Gouverneur der Baſtille, gegen die Bürger einverſtanden, und ſuchte nur Zeit zu gewinnen, um die letzten entſcheidenden Maßregeln jener zu vernehmen und mit Nachdruck zu begünſtigen.

Die Repräſentanten der Bürgerſchaft beſchloſſen, den Gouverneur der Baſtille aufzufordern, daß er dieſe Feſtung der Bürgermiliz überlaſſen möchte, weil außer ihr keine gewaffnete Hand in Paris ſtatt haben dürfte. Man wollte ihm vorſchlagen, daß er eine Anzahl Männer von der Bürgermiliz hinein nehmen, dieſe gemeinſchaftlich mit der Garniſon die Burg beſetzen laſſen und das Ganze den Verfügungen des Hotel de Ville übergeben ſollte. Niemand fiel es ein, im Fall er dieß verweigerte, ſie erobern zu wollen.

Noch ehe die große Deputation vom Hotel de Ville nach der Baſtille kam, waren ſchon zwey andre, von einzelnen Diſtrikten abgeſchickt daſelbſt geweſen. Schon des Morgens nach neun Uhr hatten ſich unter einem Gewimmel von Menſchen, drey Männer, an deren Spitze Belon, Offizier beym Schützenkorps *) war, vor dem Schlaggitter der Baſtille eingefunden **) und hatten der Schildwache an derſelben geſagt, daß ſie Deputirte der Stadt wären und den Gouverneur ſprechen wollten. Der Soldat führte ſie zur Zugbrücke des erſten Außenwerks und ließ ſie dem Gouverneur melden. Dieſer

---

*) *Officier de l'arquebuſe.*

**) Folgende Nachricht von der Uebergabe der Baſtille iſt nach den Thatſachen, die in dem zweyten Theile der *baſtille devoilée* angegeben ſind, ausgearbeitet und durch andere Zeugniſſe berichtiget, die der Verfaſſer ſelbſt zu ſammeln Gelegenheit gehabt hat. Er darf ſagen, daß ſie die richtigſte, vollſtändigſte, und natürlichſte unter allen iſt, die bis jetzt davon zum Vorſchein gekommen ſind. Er hat ſich ſelbſt mit dem Herausgeber jenes Buchs über die darin angegebenen Umſtände beſprochen.

erſchien, von einigen Offizieren begleitet, und die Brücke fiel; als er aber die Menge im Gefolge der Deputirten ſah, erklärte er, daß nur ſie drey herein könnten und daß er vier Unteroffiziere als Geiſeln für ſie heraus geben wollte, die ſo lange beym Volke bleiben könnten, bis ſie zurück kämen. Dieß geſchah, und die Deputirten wurden herein gelaſſen. Sie waren noch in der Wohnung des Gouverneurs, als de la Roziere, Elekteur eines der Bürgerdiſtrikte und von dieſem nach der Baſtille abgeſchickt, erſchien und wie die erſtern drey von einer Menge Menſchen aller Stände begleitet war, die auf dem erſten Hofe *) der Zugbrücke des erſten Außenwerks gegenüber, zurück blieben.

„Im Namen der Nation und des Vaterlandes,“ hub de la Roziere zum Gouverneur an: „hab' ich Ihnen vorzuſtellen, Herr Marquis, daß die Kanonen, die man auf den Thür-

---

*) *Cour de paſſage.*

men der Baſtille aufgepflanzt ſieht, ganz Paris in Unruhe und Aufruhr bringen. Ich bitte Sie, laſſen Sie dieſelben entfernen: und ich hoffe, daß Sie dieſem Verlangen, das ich Ihnen zu äußern den Auftrag habe, nicht zuwider ſeyn werden.“

„Das kann ich nicht,“ erwiederte der Gouverneur: „dieſe Stücke haben beſtändig auf den Thürmen geſtanden, und ich kann ſie nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs herunter ſchaffen laſſen. Ich weiß, daß die Stadt unruhig darüber iſt, da ich ſie aber nicht von den Laveten herunter heben laſſen konnte, habe ich ſie wenigſtens aus den Schießſcharten zurück ziehen laſſen.“

De la Roziere bat um Erlaubniß, in den innern Hof gehen zu dürfen, und der Gouverneur geſtand ihm dieß nach einigen Einwendungen, beſonders auf Zureden des Majors de Loſme zu. Dort forderte er die Offiziere und Soldaten der Beſatzung auf, die Kanonen umzudrehen und ſie in die Hände der Nation zu geben.

geben. Sie betheuerten ihm, daß ſie nicht ſchieſſen, noch ſonſt ihre Waffen brauchen würden, wenn man ſie nicht angriffe.

Darauf bat de la Roziere den Gouverneur, ihm zu erlauben, daß er auf die Thürme ſteigen und mit eignen Augen ſehen dürfte, um einen deſto treuern Bericht denen abſtatten zu können, die ihn hieher bevollmächtigt hätten. Auch dieß wurde ihm zugeſtanden, und als er nach einer genauen Beſichtigung mit dem Gouverneur wieder in den Hof herab kam, erklärte er im Beyſeyn der Offiziere und Soldaten, daß er zufrieden ſey, daß er dem Volke Auskunft überbringen, und ſelbiges hoffentlich nicht dagegen ſeyn würde, wenn man eine Bürgerwache hinein ſetzte, die gemeinſchaftlich mit der Garniſon den Dienſt der Baſtille thun ſollte. Er ging aus der Feſtung in die Wohnung des Gouverneurs. Das Volk ward ungeduldig, als es ſeinen Deputirten nicht zurückkommen ſah und verlangte ihn mit großem Geſchrey heraus. Sogleich zeigte er ſich an einem Fenſter, beruhigte es und verſprach, den Augenblick heraus zu kommen. Nach einigen Minuten geſchah dieß wirklich.

Das Volk war mit ſeinem Berichte nicht zufrieden, weil, wie es äußerte, nichts den Gouverneur hinderte, die Feſtung ohne Aufſchub und Bedingung auszuliefern, wenn er es aufrichtig meinte. Ein Theil folgte de la Roziere ſchreyend bis zu ſeinem Diſtrikt, ein andrer Theil blieb vor der Baſtille zurück, und ein dritter ſuchte, wie er konnte, ſich zu bewaffnen. Jetzt brachten einige tolldreiſte Männer das erhitzte Volk zuerſt auf den Gedanken, das zu nehmen, was man ihm nicht gutwillig abtreten wollte.

Sie riefen der Beſatzung zu: Wir wollen die Baſtille haben. Herunter Soldaten! *) Dagegen ſchrieen ihnen letztere von oben herab zu, ſich zurück zu ziehen, und be-

---

*) *Nous voulons la baſtille! En bas la troupe!*

ſtrebten ſich, ſie auf die Gefahr, die ſie ſonſt ließen, aufmerkſam zu machen.

Aber an gütliche Auskunft war nicht mehr zu denken, weil das Volk in Flammen war. Zwey aus deſſen Mitte ſtiegen auf das Dach des Wachhauſes neben der erſten Zugbrücke, und ſprengten mit Axthieben die Ketten derſelben, während ſie die kleine Laufbrücke neben derſelben herunterriſſen, und es ihnen ſolchergeſtalt gelang, beyde Brücken nieder zu laſſen. Dieß machte ſie unternehmender, ſie ſtürzten in Menge zu der zweyten Brücke, um ſich ihrer zu bemächtigen, und gaben Feuer auf die Beſatzung, die dieß erwiederte, um zu verhindern, daß ſie nicht die zweyte, wie die erſte Brücke, zum Fallen brächten. Jetzt zogen ſie ſich unordentlich zurück, ein Theil unter den bedeckten Gang des hölzernen Thores, das in die Cour de l'Orme führte, und ein anderer unter das Gewölbe vor dem Schlaggitter, von wo aus ſie unausgeſetzt feuerten, aber ohne einen neuen Angriff auf die zweyte Zugbrücke zu wagen.

Während dieß vor der Baſtille vorging, hatte ſich die große Deputation vom Hotel de Ville in Bewegung geſetzt. Sie kam von der Seite des Arſenals, hatte einen Trommelſchläger und eine Fahne an ihrer Spitze und war von einer zahlloſen, lärmenden, bewaffneten Menge begleitet. Als man den Gliedern derſelben ſagte, daß die Garniſon auf die Bürger geſchoſſen hätte, waren ſie unentſchloſſen, ob ſie näher kommen, oder zurück bleiben ſollten. Die Menge, die ſie begleitet hatte, rückte bis in den Hof der Gouverneurs Wohnung vor und ſchrie der Beſatzung zu, nicht zu ſchießen, es wären Deputirte der Stadt da, die den Gouverneur zu ſprechen verlangten. Dieſer war mit den Unteroffizieren auf einem der Thürme und ſchrie jenen zu: ſie ſollten die Fahne mit den Deputirten näher kommen und das Volk ſich in die Cour de paſſage zurück ziehen laſſen. Zu gleicher Zeit kehrten die Soldaten, die ſich auf den Thürmen befanden, die Gewehre um, zum Zeichen, daß man nicht Feuer geben wollte, ſteckten in eben dieſer Abſicht eine weiße Fahne auf, die aus dem Schnupftuche des Gouverneurs in Eil gemacht wurde, und ſchrieen den Bürgern zu: auf ihr Ehrenwort mit der Deputation heran zu kommen, und nichts zu fürchten.

Aber es war bey dem entſetzlichen Lärm unmöglich, alle dieſe Zeichen zu deuten und dieſen wiederholten Zuruf zu verſtehen. Die Deputirten blieben ungefähr zehn Minuten auf der cour de paſſage, ohne näher zu kommen, ohne auf das Verſprechen, das man ihnen von oben herab ſchrie, zu trauen. Dieß brachte den Gouverneur auf den Verdacht, daß ſie nicht wirklich von dem Hotel de Ville bevollmächtigt wären, welches ihm deſto wahrſcheinlicher ſeyn mußte, da Fleſſelles von ſeiner Partey war, und wahrſcheinlich eine ſolche Deputation mit ſolchen Anſprüchen nicht würde an ihn haben gelangen laſſen. Er äußerte dieß gegen die Unteroffiziere und Soldaten. „Sie kommen gewiß nicht vom Hotel de Ville,“ ſagte er: „Gewiß hat ſich das Volk der Fahne irgendwo bemächtigt, um uns zu überliſten. Wären ſie ächte Deputirte, warum unſchlüſſig bleiben, warum mir nicht kund geben, was man ihnen an mich aufgetragen hat? Ihr habt ja alles verſprochen, was man verſprechen kann.“

Die Deputirten zogen ſich endlich in die cour de l'orme zurück, brachten daſelbſt noch wohl eine Viertelſtunde mit Berathſchlagungen zu und entfernten ſich endlich ganz. Nur ein kleiner Theil vom Volke folgte ihnen, die übrigen blieben zurück und die drey Höfe, de l'orme, du paſſage und du gouvernement blieben gedrängt voll. Man ſtürzte in Haufen nach der zweyten Zugbrücke und war beſtrebt, ſie, wie die erſte, herab zu werfen. Man ſchrie den Angreifenden von der Burg zu, nicht näher zu kommen, man würde Feuer geben, aber man hörte und achtete dieß nicht. Jetzt beſtätigte ſich der Argwohn beym Gouverneur und der Garniſon, daß die Deputation keine ächte geweſen wäre. Erſterer befahl, Feuer auf das Volk zu geben; dieß zerſtreuete es und einige Männer blieben auf dem Platze.

Dieſer Schritt ſetzte alles vollends in unglaubliche Wuth. Nach der Ausſage einiger Invaliden, welche die Beſatzung ausmachten, gab man nur erſt nach der Entfernung der Deputirten Feuer, und im Berichte der letztern, beym Hotel de Ville abgeſtattet, ſteht, daß man noch während ihrer Anweſenheit ſchoß, daß ſelbſt viele Bürger um und neben ihnen gefallen wären. Letzteres iſt ſehr wahrſcheinlich und erſteres iſt, nach dem Vorurtheile, das der Gouverneur gegen die Deputirten hatte, zu entſchuldigen, beydes aber ungezwungen ſo zu vereinigen, daß der Gouverneur nicht auf ſie, ſondern auf die angreifenden Bürger an der zweyten Zugbrücke ſchießen ließ, deren gewaltthätige Unternehmungen ihn durchaus in ihnen nicht die friedfertigen Begleiter einer ächten Deputation erkennen laſſen konnte.

Genug, durch ganz Paris lief nun das alles empörende Gerücht: der Gouverneur habe eine Deputation vom Hotel de Ville mit umgekehrten Gewehren und einer weißen Friedensfahne heran gelockt, die Zugbrücke hinter ihnen aufheben, und ſie ſodann von der Feſtung aus niederſchießen laſſen. Alles, was dieſe vermeinte ſchändliche Verrätherey erzählte und erzählen hörte, weinte vor Grimm, alles forderte alles auf, den ſchmählichen Tod der Deputirten zu rächen; und nun endlich faßte die allerhöchſte Erbitterung den Entſchluß, den kalte Ueberlegung nie faſſen konnte: die Baſtille, koſte es was es wolle, zu erobern.

Das Volk wollte dieß mit Säbeln und Flinten, bloß von einer wüthenden Raſerey unterſtützt, zu Stande bringen, während zwey Detaſchements der Franzöſiſchen Garde ſich zuſammen zogen und berathſchlagten, wie ſie es durch Kanonen und Mörſer und durch einen förmlichen Angriff bewerkſtelligen wollten. Auch ſie hatte die Sage von der Verrätherey des Gouverneurs empört, auch ſie waren in gleicher Wuth darüber; aber gerade das, was ihre Anführer von der Kriegskunſt wußten, machte ſie muthloſer in Abſicht eines Sturms auf die Burg, als das Volk dasjenige, was es nicht davon wußte. Es ſchien ihnen unmöglich, mit fünf kleinen Kanonen und einem Mörſer, die ihnen zu Gebote ſtanden, eine Felſenmaſſe, die zu

Thürmen und Mauern ausgehauen ſchien, ohne Lächerlichkeit und Fruchtloſigkeit anzugreifen, und ein großer Theil entſchied dahin, daß man die Beſatzung aushungern und ſie zur Uebergabe zwingen müßte.

Aber dieſe Meinung war für ein Volk mit dieſem Blute zu ruhig, zu langweilig. Viele ſtimmten auf Sturm und ein unerwarteter Stoß machte, daß ſie bald alle auf Sturm ſtimmten. Denn plötzlich erſchien in ihrer Mitte ein Mann, aus dem die Begeiſterung mit allen Bewegungen der Raſerey ſprach. „Ja,“ rief er: „ihr ſeyd Söhne des Vaterlandes, wie wir. Auf, zur Baſtille! Man bringt unſre Mitbürger und Eure Kameraden ſchändlich um! Wollt ihr es leiden, daß unſre gemeinſchaftlichen Brüder *)

---

*) *Mes Amis, êtes vous citoyens? Oui, vous l'êtes! Marchons à la Baſtille! On égorge les bourgeois et vos camerades. Les uns et*

ungerächt die Opfer der niederträchtigſten Verrätherey ſeyn ſollen?

Alles gerieth durch dieſe Anrede in Flammen und die Gegengründe der Vernunft wurden von der Trunkenheit des Enthuſiaſmus verdrängt. Mit **Hülin** waren eine Menge Bürger angekommen, die ihn einmüthig zu ihrem Anführer ausriefen, während die Franzöſiſche Garde zwey Sergeanten, **Marguier** und **Labarthe**, an ihre Spitze ſtellte. So ſetzten ſie ſich ohne Aufſchub in Bewegung, marſchirten

---

les autres sont nos frères. Souffrirez-vous, qu'ils soient la victime de la plus cruelle trahison? — Der Name dieſes Mannes iſt **Hulin**. Er war Aufſeher über die Wäſchereien der Königinn (*directeur de la buanderie de la reine*) zu la Briche, in der Gegend von Saint-Denis. Er hat beym Sturm keinen Schaden genommen, ob er gleich immer einer der verwegenſten und unternehmendſten war.

über den port-au-bled *) und über die Kayen St. Ormes und St. Paul nach dem Arſenal, in deſſen erſten Hof ſie von der Seite des daran ſtoßenden Cöleſtinerkloſters ohne Anſtoß gelangten. Sie fanden daſelbſt eine Anzahl Invaliden, die ſchon den Morgen das Gewehr geſtreckt hatten und ſich jetzt zu den Belagerern ſchlugen. Von dem erſten Hofe gelangten ſie ebenfalls ohne Mühe in den zweyten, und ſofort bis zu den Vorhöfen der Baſtille, die von ihnen noch durch zwey Gräben und zwey Zugbrücken getrennt war.

In der cour de l'orme pflanzten ſie zwey Vierpfünder, eine größere Kanone und einen Mörſer, und an dem Thore, das zum Garten des Arſenals führte, noch zwey kleinere Stücke auf, und nun nahm die Aktion einen ernſtlichen Anfang. Sie richteten die Stücke, wie das kleine Gewehr, auf die Schießſcharten der Burg

---

*) Ankerſtelle der Getreideſchiffe.

und beſetzten das Wachhaus der Invaliden, das ſie gegen das gröbſte Feuer der Belagerten deckte.

Bald rückte man mitten unter den Kugeln von oben herab, wo man ſich aber immer noch nicht der Kanonen bediente, nach der Zugbrücke vor, die ſchon vorher das Volk zu ſprengen geſucht hatte. Hülin rieth, daß man auf die Ketten der Brücke feuern und ſie niederwerfen ſollte, weil man ſonſt Gefahr liefe, daß die Belagerten Kanonen mit Kartätſchen hinter derſelben aufpflanzten, ſie plötzlich fallen ließen und ſie ſchrecklich empfingen. Dieß geſchah, und die Brücke fiel. Noch ſperrten ſpaniſche Reiter den Uebergang auf der andern Seite. Auch dieſe ſchaffte man mit einer Art von verzweifelter Wuth auf die Seite, zog und trug zwey Kanonen hinüber und marſchirte ſodann in Gliedern zu fünf, ſechs, acht Mann hoch über den Hof zu der letzten Zugbrücke, die in die Burg ſelbſt führte und eine ſchmalere Laufbrücke an der Seite hatte. Die eine größere Kanone richtete man auf die größere Brücke und die kleinere auf

Laufbrücke. Die Belagerten feuerten zwar
ch, aber ſchwächer, als vorher und allmählig
ß ihr Feuer ganz nach. Die Belagerer ſchmei⸗
lten ſich, ſie hätten es zum Schweigen ge⸗
cht und ihr Eifer verdoppelte ſich dadurch;
r der innere Zuſtand der Feſtung war es ei⸗
ntlich, der ſie ohne übergroße Gefahr und An⸗
engung ſiegreich machte. Wir thun zwey
icke auf dieſen Zuſtand

Der Gouverneur war in der allerhöchſten
rlegenheit. Nicht ſo wohl darüber, daß ſeine
ſtung ſich gegen den Angriff der Belagerer
ht halten möchte, denn in ihrem Bau ſelbſt
eine gewiſſe Unüberwindlichkeit, ſondern dar⸗
er, daß er die Vertheidigungsmittel, die er in
nden hatte, theils nicht anwenden wollte,
ils nicht konnte, theils nicht durfte. Zwey
t bediente Kanonen mit Kartätſchen hinter die
te Zugbrücke gepflanzt, dieſe niedergelaſſen
d ſo unter die andringende Menge gefeuert,
rde eine gräßliche Verwüſtung unter den vor⸗
ſten angerichtet, und die hinterſten zurück ge⸗
rfen haben; aber dieß wollte er nicht, weil er

zur gewaltthätigen Abwehr keine ausdrücklichen Befehle hatte: weil das Benehmen der deutſchen und ſchweitzeriſchen Truppen, die Tags vorher die Bürger ſchonten, kein ermunterndes Beyſpiel zu einer blutigen Vertheidigung war: weil es endlich (und man muß dieß der Menſchlichkeit zutrauen) ſein eigenes Gefühl empörte, Tauſende und wieder Tauſende ſeiner Mitbürger niederſchießen zu laſſen, die zwar etwas wollten, was er nicht durfte, die aber für ihre Bewegungsgründe dazu, ſelbſt ſeinen Begriffen und Pflichten nach, nicht den Tod verdienten.

Ferner: er hatte nur noch auf Einen Tag kärglichen Unterhalt für ſeine Beſatzung, er hatte den größten Theil der letztern, die Invaliden, gegen ſich, die nicht auf ihre Brüder ſchießen wollten, und bloß die Schweitzer ließen ſich zur Vertheidigung brauchen. Er mußte jeden Augenblick fürchten, daß die Beſatzung unter einander ſelbſt ſich niederſchießen, und daß er das Opfer dieſer Uneinigkeit werden würde, er mochte treten, auf welche Seite er wollte. Uebergab er die Feſtung, ſo wählten die Bajo-

ette der Schweizer in ſeinen Eingeweiden, oder
tging er dieſen, ſo ließ ihn vielleicht der König
f das Schaffot führen; übergab er ſie nicht,
ſtreckten die Invaliden die Waffen, oder ſchoſ-
n ihn nieder, wenn er ſie zur Gegenwehr
ingen wollte. Erobert oder übergeben, im-
er ſah er ſich als das Opfer der verlornen Fe-
ung.

In der That, dieſe Lage war ſo, daß ein
ſterer Kopf aus dem Gleichgewichte hätte kom-
en müſſen. Seine Befehle widerſprachen ſich,
eil ſie Unſchlüſſigkeit zum Grunde hatten, ſie
aren nicht ſtrenge genug, weil ſtrengere ihm
n Tod gebracht haben würden. Dieſer ſchien
m die Bedingung beym Ganzen zu ſeyn, er
ochte geben, oder ſich nehmen laſſen. Aus
eſer fürchterlichen Verlegenheit wollte er ſich
rch einen raſchen Schritt reißen. Er ſchlug
r, daß man ſich in die Luft ſprengen müßte:
r Schweizeroffizier erklärte: lieber das, als
ergeben! Der Major der Beſatzung war
t den übrigen Beamten der Baſtille und den
nvaliden dagegen. „So gebt mir,“ ſchrie der

Gouverneur: „So gebt mir, ich beſchwöre euch auf den Knieen, ſo gebt mir nur ein einziges Pulverfaß: mir gilt es hier; aber ich will mir ſelbſt geben, was ich nicht vermeiden kann. Ich ſprenge mich in die Luft!“ — Dieß rief er wie außer ſich auf den Knieen in ihrer Mitte. Seine Bitte ward ihm nicht gewährt, und als er ſich nach einigen Minuten verlor und mit brennender Lunte in den Thurm „Liberté“ wollte, wo das Pulver lag, ward er von zwey Invaliden, die ihn gehütet hatten, mit aufgepflanztem Bajonett zurück gewieſen. Er hätte ohnedieß ſeinen Zweck nicht erreicht, weil die Schlüſſel zu dieſem Thurme nicht mehr in ſeinen Händen waren.

Unterdeſſen wirkten die Vorſtellungen der übrigen Offiziere der Baſtille auf den Schweizeroffizier und er war nicht länger dagegen, daß man die Feſtung den Belagerern auslieferte, doch unter dem Beding, daß man die Beſatzung unangetaſtet mit den kriegeriſchen Ehrenzeichen abziehen laſſen ſollte. Man ſteckte die weiße Fahne von neuem auf, und ein Trommelſchläger mit zwey Invaliden ward auf die Platte-

forme

forte der Feſtung beordert, um den Belagerern das Zeichen der Kapitulation zu geben. Aber dieſe traueten nicht, weil die vermeinte Treuloſigkeit des Gouverneurs noch im friſchen Andenken war, und ihr Feuer ging unaufhörlich fort. Auf einmal ſahen ſie durch eine Oeffnung der Zugbrücke ein Papier heraustreten, worauf etwas geſchrieben ſtand, das man aber wegen der Entfernung nicht leſen konnte. Das Feuer der Belagerer auf die Brücke ruhete eine Weile. Einer aus ihrer Mitte ſuchte eine Diele, ſchaffte ſie herbey, man warf ſie über den Graben, ein gemeiner Mann ging auf derſelben hinüber, langte nach dem Papiere, ſtürzte aber, von einer Flintenkugel getroffen, in eben dem Augenblicke todt in den Graben. Dieſer traurige Vorfall ſchreckte aber die übrigen nicht ab. Ein junger Mann, Nahmens Maillard, gab eine Fahne, die er trug, einem andern, wagte ſich über die Diele und erreichte und brachte das Papier glücklich. Man las, was darauf ſtand, mit lauter Stimme ab. „Wir haben,“ ſtand darauf: „wir haben zwanzig tauſend Pfund Pulver, und wir ſprengen die

Beſatzung und das ganze Quartier in die Luft, wenn ihr unſre Kapitulation nicht annehmt.“

Man rief den Belagerern von innen heraus zu: man wollte die Waffen niederlegen und ſich ergeben, wenn man die Beſatzung nicht zu mißhandeln verſpräche. Die Belagerer riefen zurück: Laßt die Brücke nieder. Es ſoll euch nichts geſchehen. Auf dieß Verſprechen gab der Gouverneur den Schlüſſel zur Laufbrücke her, man öffnete die Thür vor derſelben und ließ ſie nieder. Sogleich ſtürzten die vorderſten herein, ließen die große Zugbrücke auch nieder, umarmten und küßten die Belagerten, zum Zeichen der friedlichen Uebergabe und thaten alles, um das wilde Volk, das von der verſprochenen Sicherheit nichts gehört hatte, im Zaum zu halten und die Belagerten zu ſchützen. Aber dieß war unmöglich. Es warf ſich auf die Invaliden, mißhandelte ſie und ſchien verdrüßlich, daß es die Baſtille nicht genommen, ſondern bekommen hatte. Der Gouverneur war auf dem großen Hofe im Innern der Feſtung. Er hatte nicht einmal ſeine Uniform, ſondern einen weißlich grauen Frack an, war ohne Hut, ohne Ludwigskreuz und hatte bloß ein Rohr in Händen. Die Schweizer, mit ihrem Offizier, hatten, wie die Invaliden, die Gewehre geſtreckt, ſtanden unbeweglich und ließen die Belagerer herein.

Maillard, der den Gouverneur kannte, bemächtigte ſich ſeiner ſogleich. Alles ſchrie: Nieder mit dem Verräther! *) Aber Elie und Hülin warfen ſich zwiſchen ihn und das Volk und retteten ihn noch eine Weile vor dem Tode. Der Major ward auf gleiche Weiſe ergriffen und feſt genommen. **)

---

*) *A bas le traitre!*

**) Man behauptet, daß es nicht der Major geweſen ſey, deſſen man ſich jetzt bemächtigte und den man nachmals mit Launay hinrichtete. Er ſoll noch irgendwo ruhig leben.

Die Invaliden und Schweizer, die Schlieſſer und alle übrige Beamten der Baſtille theilten die grauſame Behandlung, die jenen widerfuhr.

So ging der Zug nach dem Hotel de Ville. Der Sergent Elie marſchirte vor dem Gouverneur her und trug auf ſeinem Degen, der in der Baſtille war zerbrochen worden, jenes Blatt, auf welchem er ſo drohend Kapitulation angebothen hatte. Andere hielten ihn bey den Armen, und ſuchten ihn vor der Wuth des Volks zu ſchützen, das ihn von allen Seiten mit Stößen und Schlägen angriff. Hinter ihm ward der Major auf eine ähnliche Weiſe her geführt und gemißhandelt. Das Blut rann beyden über Geſicht und Bruſt herab, ihre Kleider waren zer

---

Es wäre zu wünſchen, daß ſich dieſe Behauptung beſtätigte, weil ſodann ein unſchuldiger Mann weniger das Leben verloren hätte.

riſſen, der Kopf bloß, Arme und Hände waren zerſchlagen. Hinter ihnen marſchirten die Invaliden und Schweizer, die man zu Gefangenen gemacht hatte und die das Volk mit gleicher Wuth angriff und zerſchlug. Tauſende waren um ſie her und tauſend Stimmen ſchrien mit gleicher Anſtrengung: Nieder mit den Verräthern! Henkt ſie! Haut ſie in Stücke! Unter der Menge waren einige, welche die Wuth in eine wahre Raſerey verſetzte, die ſich ſchäumend auf die Erde warfen und wie wilde Thiere brüllten, daß ſie nicht durch die Menge hindurch und ſich in dem Blute des Gouverneurs waſchen konnten. Es war ein ſchrecklicher, haaremporſträubender Anblick.

Mit jedem Schritte wuchs die Menge zahlreicher an. Weiber und Kinder miſchten ſich darunter und rächten ſich wenigſtens durch Schimpfwörter an dem Gouverneur, wenn ſie auch nicht zu ihm verdringen konnten, um ihm thätlich ihren Haß zu zeigen. So kam der Zug bis zu dem Platze, worauf das Hotel de Ville ſteht und der la Greve genannt wird. Er war viel zu klein, die Menge zu faſſen. Die Eroberer der Baſtille waren Willens, den Gouverneur den Repräſentanten der Bürgerſchaft auszuliefern, und ſeine Strafe von ihnen beſtimmen zu laſſen; aber die ungeduldige Erbitterung des Volks erlaubte ihnen nicht, ihn hinauf zu führen. Es ſchien, als ob der Platz, wo ſo viel und ſo ſchreckliche Hinrichtungen vorgefallen ſind, durch die Erinnerung an dieſelben, die Raſerey des Volks vermehrte. Es ſchrie und ſchwor, ſeine Führer wie ihn ſelbſt zu behandeln, wenn man länger mit ſeiner Beſtrafung verzögerte. Im Augenblicke riß man die beyden Gefangenen nieder und Säbel und Bajonetter zerhieben und zerſtachen ſie. Man ſonderte die Köpfe von den Rumpfen, ſteckte ſie auf Piken und gab jene dem Pöbel Preis, der ſie bey den Füßen umher ſchleppte, zertrat und zerfleiſchte. Zu gleicher Zeit wurden einige Invaliden gehangen.

Die Häupter der Bürgerſchaft auf dem Hotel de Ville ſahen unter tödlichem Schrecken dieſen Auftritten zu. Ihr Geſchrey um Geduld und Schonung ward nicht gehört. Der Prevot des Marchands, Fleſſelles, ging unruhig im Saale auf und ab, ſah nur zuweilen mit halben Blicken auf das gräßliche Schauſpiel und auf ſeinem blaſſen Geſichte mahlte ſich die allerhöchſte Angſt. Er äuſſerte einigemal, daß er ſich wunderte, wie das Volk nicht darauf fiele, die Taſchen des Gouverneurs zu durchſuchen, um noch mehr Beweiſe für ſeine Verrätherey zu finden. Dieſer Zug beweiſt, daß ihm andete, was einige Minuten nachher wirklich geſchah; denn woher konnte er wiſſen, daß das Volk die Taſchen des Gouverneurs nicht durchſuchte? Er wollte aber von denen, die der Scene zuſahen, nur Bekräftigung haben, daß ſie ſchon durchſucht wären. Wahrlich dieſe Ungewißheit war grauſamer, als ſein kurz darauf erfolgen der Tod.

Plötzlich erſcholl ein neues, wildes Geſchrey, ein Hauſe Volks ſtürzte die Stufen des Hotel de Ville heran, kam in den Rathsſaal und ein Mann an deſſen Spitze, der ein Papier in der Hand trug, ſchrie: Noch ein Verräther! Im Nu ergriff man den Prevot des Marchands, ſchleppte ihn heraus und ſtach und hieb ihn auf den Stufen des Hotel de Ville ſelbſt nieder. In zwey Minuten war er lebendig und todt. Man hatte in der Weſtentaſche des Gouverneurs ein Blatt mit folgenden Worten gefunden:

> „Halten Sie ſich nur noch eine Weile gut. Um zehn Uhr bekommen Sie Verſtärkung.“ *)
>
> **Fleſſelles.**

Die übrigen Invaliden waren immer noch in der grauſamſten Ungewißheit über ihr Schickſal. Das Volk verlangte ihren Tod und ſchrie, ſie wären Brudermörder. Die franzöſiſche Garde erhielt ſie in ihrer Mitte, und bat, daß man den alten Männern, die faſt alle mit Wunden fürs Vaterland bedeckt wären, das Leben ſchen

---

*) *Tenez bon encore quelques tems, a dix heures vous aurez du renfort.*

Flesselles.

ken möchte. Die Wuth des Volks ſchien durch jene Schlachtopfer gemäſſigt zu ſeyn, und es ſchrie endlich ſelbſt: Gnade! Gnade!

Das Detaſchement Schweizer war auf die einmüthige Verſicherung, daß ſie nicht geſchoſſen hätten, nach dem Marsfelde zu ſeinem Regimente zurück geſchickt worden. Der Sergent Elie hatte den Offizier, der an ihrer Spitze war, bey der Hand genommen und geſagt: Ihr Herren, geht nach dem Marsfelde, und erzählt dort, wie es die Leute mit euch gemacht haben, denen ihr an die Kehle geſollt habt. *)

Unterdeſſen hatte ſich ein Zug mit dem Kopfe des Gouverneurs und des Majors in Bewe-

---

*) *Meſſieurs, allez vous en au champ de Mars! Apprenez à vos Camarades la manière dont vous avez été traités et faites leur connaître le peuple qu'on veut leur faire égorger.*

gung geſetzt. Voran wirbelten zwey Trommeln, hinter dieſen trug ein Mann vom Pöbel auf einer Stange ein Blatt auf Pappe geklebt, worauf mit großen Buchſtaben die Worte ſtanden: Die Baſtille iſt mit Sturm erobert. *) Hinter dieſem trugen zwey andre auf zwey Piken die beyden Köpfe. Unter dem Kopfe des Gouverneurs hing ein Blatt mit den Worten: So rächt ſich das Volk an ſeinen Tyrannen! **) An den Piken und über die beyden halbnackenden Träger derſelben lief das Blut ſtromweis herunter. Hinter ihnen marſchirte ein Zug von der franzöſiſchen Garde mit Bürgern untermiſcht, und hinter dieſen ſtrömte das Volk zu Tauſenden her. Aus allen Fenſtern, von allen Dächern ſah man dieſem haarſträuben-

---

*) *La Baſtille eſt priſe de force.* Hieraus iſt klar, daß das Volk gar nichts von der Kapitulation gehört hatte.

**) *C'eſt ainſi que le peuple ſe venge de ſes Tyrans.*

den Schauſpiele mit Fieber und Wohlgefallen nach. *) Erſt nach neun Uhr des Abends warf man die Köpfe in die Seyne.

---

*) Der Verfaſſer war gerade im Palais Royal, als der Zug mit den Köpfen dort erſchien. Um aus dem Gedränge zu kommen, ſtellte er ſich auf eine ſteinerne Bank an der Seite der Arkaden. Er fand auf derſelben ein Frauenzimmer, das unter allen Erſchütterungen eines heftigen Fiebers die beyden Köpfe unverwandt anſah und ſich dabey beklagte, daß ſie von dem ſchrecklichen Anblicke den Tod haben würde. Der Verfaſſer rieth ihr, die Augen zuzudrücken, oder den Kopf weg zu wenden; aber ſie erwiederte: *Mon dieu, cela m'eſt impoſſible! C'eſt plus fort que moi!* (Mein Gott, das iſt mir unmöglich. Ich kann mir's nicht enthalten) und wirklich war ſie gezwungen, den Köpfen ſo lange nachzuſehen, als ſie konnte. Darauf ſtieg ſie mit dem langſamen Seufzer, der Herzenserleichterung anzukündigen pflegt, von der Bank herunter, und

Wir gehen zurück, um einige Umſtände von der Beſitznehmung der Baſtille nachzuholen.

Soldat und Bürger, Kind und Greis, alles hatte ſich beſtrebt, Theil an der Befreyung der Nation zu gewinnen. Ein Bube von zwölf Jahren, Nahmens Sebaſtian Canivet, Sohn eines Gärtners, war der Vierte auf dem großen Hofe der Baſtille geweſen. Er war auf einen der Thürme geſchlüpft, hatte die daſelbſt aufgeſteckte weiße Fahne auf die Schulter genommen und war mit derſelben als Sieger unerſchrocken auf den Mauern umher gegangen.

Ein Mann von fünf und ſechzig Jahren, Nahmens Baptiſta Cretaine, war bey dem Sturme beſtändig einer der vorderſten geweſen. Als er vor der letzten Zugbrücke mit bloßem De-

---

entfernte ſich eiligſt, vielleicht um das Schauſpiel in der nächſten Straße noch einmal zu ſehen.

en die Belagerten aufforderte, ſich zu ergeben, erſchmetterte ihm eine Kugel die Hand, worin r ihn hielt. Er nahm ihn in die andere und etzte ſein Geſchrey wie auſſer ſich fort. Als endich die Zugbrücke fiel, ergriff der Schlagbalken derſelben ſeinen linken Arm und quetſchte ihn gefährlich. Deſſen ungeachtet war er einer der erſten im großen Hofe, und, über und über voll Blut, bemächtigte er ſich noch eines der Unterbefehlshaber der Baſtille. Er ließ ſich erſt lange nach der Aktion verbinden.

Ein anderer, Nahmens Touſſaint Grolaire, wurde beym erſten Angriffe der Baſtille von zwey Flintenkugeln getroffen. Die eine ſchlug ihm den rechten Arm unterm Ellenbogen durch und durch, und die andere fuhr ſchräg neben dem Hüftbein hinein bis zum Maſtdarm. Er taumelte einige Schritte zurück und ſank zu Boden. Einer der übrigen rief: Da, ſchon einer todt. *) Aber er richtete ſich auf und

---

*) *En voila un de mort!*

rief: Nein, meine Freunde, ich bin nicht todt! *) Er hatte noch Muth genug, zum Pfarrer von Saint Paul zu hinken, der ihn zu den Franziſkanern führen ließ. Unterwegs warf er den Frauenzimmern, die aus den Fenſtern ſahen, Küſſe zu und rief mit Heiterkeit: Laßt den Muth nicht ſinken, meine Freunde! Der Sieg wird auf unſrer Seite ſeyn. Mich ſchmerzt nichts weiter, als daß ich nicht noch mehr habe thun können. **)

Ein Uhrmachergeſell, Nahmens Hümbert, war einer der thätigſten und unerſchrockenſten bey dem Sturme, und einer der erſten

---

*) *Non, mes amis, je ne ſuis pas mort!*

**) *Courage, mes amis. Nous vainquerons. Tout mon regret eſt, de n'en avoir pas fait d'avantage.* Der Verfaſſer hat dieſen wunderbaren Mann im Hotel-Dieu geſehen und geſprochen. Sein Zuſtand ließ Beſſerung hoffen.

in dem groſſen Hofe der Baſtille. Er eilte auf den Offizier der Schweizer zu, ſetzte ihm das Bajonnet auf die Bruſt und ſchrie ihm zu: Waffen nieder! Der Offizier wandte ſich an die übrigen und ſagte: Meine Herren, ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht geſchoſſen habe. Er gab Gewehr und Degen ab.

Unterdeſſen bemerkte Hümbert, daß zwey oder drey Bürger, die einen der Thürme hinan geſtiegen waren, plötzlich zurückprallten. Er eilte zu der Treppe, um ihnen zu Hülfe zu kommen, weil er glaubte, man hätte ſie zurück geworfen. Er rannte in den Thurm hinauf und bemerkte nicht, daß ihn niemand folgte, ſah auch, als er auf dem Thurme war, niemand als einen Schweizer, der ſich niedergehockt hatte *) und ihm den Rücken zeigte. Er legte auf ihn an und ſchrie: Waffen nieder! Der

---

*) accroupi.

Schweizer kehrte ſich verwundert um, legte ſein Gewehr nieder und ſagte: Kamerad, ſchießt nicht. Ich bin auch vom dritten Stande und will euch bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Ihr wißt, daß ich gehorchen muß. Aber ich habe nicht geſchoſſen. *) Während er dieß ſagte, hob Hümbert ſein Gewehr auf, ſetzte ihm das Bajonnet auf die Bruſt und befahl ihm ſeinen Säbel mit Gehäng ihm über die Schulter zu geben. Der Schweizer that dieß und Hümbert lief nach einer Kanone, die gerade über der Zugbrücke ſtand und gab ſich Mühe, ſie herum zu werfen, um ſie unbrauchbar zu machen.

Indem

---

*) *Camarade, ne me tuez pas, je ſuis du tiers-état et je vous defendrai jusqu'à la dernière goutte de mon ſang. Vous ſavez que je ſuis obligé de faire mon ſervice: mais je n'ai pas tiré.* In der Angſt ſcheint dieß der ehrliche Schweizer vergeſſen zu haben, wie vorhin ſein Offizier.

Indem er die rechte Schulter unter die Mündung der Kanone ſetzte, traf ihn eine Flintenkugel, die aus der Nachbarſchaft kam, an den Hals, und er ſchlug ohne Beſinnung nieder. Der Schweizer, dem er das Leben geſchenkt hatte, zog ihn nach der Treppe. Er ließ das eroberte Gewehr nicht fahren, ſondern zog es mit ſich. Der Schweizer ſetzte ihn auf eine Stufe nieder, rüttelte ihn, um ihn zu ſich ſelbſt zu bringen und riß einen Streif von ſeinem Hemde, womit er ihm die Wunde verband. Hümbert erholte ſich wieder und da er ſich ſehr matt fühlte, wollte er die Treppe hinunter, und bat den Schweizer, ihn zu führen, was dieſer mit vieler Behutſamkeit und Theilnehmung that. Auf der Mitte der Treppe kamen ihnen einige Bürger entgegen. Als ſie Hümberten in ſeinem Blute ſchwimmen ſahen, glaubten ſie, der Schweizer habe ihm dieß gethan, und drey Bajonnette waren im Begriff, dieſem in die Bruſt zu fahren; aber glücklicherweiſe hatte Hümbert noch Kraft genug, ſich vor ihn zu werfen und den andern ihren Irrthum zu benehmen. Sie ſtiegen hinauf und Hümbert kam, ummer noch von dem Schweizer geführt, die Treppe hinunter. Auf dem Hofe riß man den Schweizer von ihm weg, weil man ihn nicht aus der Baſtille laſſen wollte, ehe das Schickſal ſeiner Kameraden entſchieden wäre. Da man dieſe begnadigte, kam auch er mit der bloßen Angſt davon.

Hümbert war unterdeſſen gezwungen geweſen, allein zu gehen. Als man ſeine Wunde ſahe, machte man ihm Platz. An der Kirche der Baſtille fand er einen Feldſcheerer, der ſich ſeine Wunde zeigen ließ, ſie unterſuchte und ihm ſagte, die Kugel ſtecke noch darin, er könne ſie allein nicht heraus ziehen, er ſollte in ein Hoſpital gehen, und ſich dort verbinden laſſen. Hümbert wankte fort. Unterwegs fand er einen Mann, der ſich bey den Franziskanern ſeine gequetſchte Hand hatte verbinden laſſen. Dieſer führte ihn eben dahin; man verband ihn, fand aber keine Kugel. Ein Beweis, daß jener Feldſcheerer noch auf keinem Schlachtfelde ſich mit Blut und Tod vertragen gelernt hatte.

Hümbert fühlte einen brennenden Durſt. Man gab ihm eine Schaale voll ſtärkender Tropfen mit Waſſer und Wein. Er fühlte, daß ſein Schmerz dadurch gelindert und ſeine Mattigkeit verſchwunden war, ſprang von ſeinem Bette auf, zog ſich an, hing den Säbel um und nahm ſeine Flinte in die Hand, feſtes Willens, nach der Baſtille zurück zu laufen. Aber die Väter Franziskaner hielten ihn an, baten ihn dringend zu bleiben, weil er ſonſt ſeine Wunde gefährlich verſchlimmern würde, und nahmen das Verſprechen von ihm, daß er nach Hauſe gehen und ſich niederlegen wollte. Sie erbothen ſich, ihn ſelbſt dahin zu bringen; aber er nahm es nicht an. Unterweges fiel es ihm ein, bey einigen ſeiner Bekannten einzuſprechen, die, als er mit zum Sturm der Baſtille gegangen war, ſeines brauſenden Eifers wegen Beſorgniß um ihn gezeigt hatten. Vier bewaffnete Bürger fanden ſich zu ihm, die ihn mit einer lebhaften Freude begleiteten. Alles überhäufte ihn mit Lobſprüchen und beſteckte ihn mit Blumen. So kam er, wie im Triumph bis zur Kaye der Auguſtiner, wo ſich ein Haufe Volks zu ihm fand, das, weil es von ſeiner Geſchichte nicht unterrichtet war, ihn für einen Verräther hielt, der von den Bürgern auf das Hotel de Ville geführt wurde. Alles ſchrie: Man muß ihn henken, man muß ihn henken! Man drängte die vier Bürger von ihm weg und war im Begriff, ihn feſt zu nehmen, als ihn ein Buchhändler auf der Kay erkannte, ihn in ſein Gewölbe zog und ihn ſolchergeſtalt rettete. Er gab ihm Zimmer und Bett und alle übrigen Hülfsleiſtungen, die er bedurfte. Aber ſein Eifer ließ ihn nur bis gegen Mitternacht ruhen, wo ihn ein wiederholtes Geſchrey: zu den Waffen, zu den Waffen! von neuem drang, ſeinen Säbel und ſeine Flinte zu nehmen, ſich aus den Armen ſeines Retters zu reiſſen, ein Wachhaus zu ſuchen und mit einigen andern Bürgern bis an den Morgen Patrouillen zu machen. *)

---

*) Dieſer außerordentliche junge Mann hat ſeine Geſchichte unter dem Titel: *Journée de Jean-Batiſte Humbert, horloger*, mit einer

Viele andere außer ihm zeigten noch gleichen Muth und gleiche Begeiſterung, aber die Data davon ſind in dem allgemeinen Geräuſche verloren gegangen und werden vielleicht erſt in dem Munde ihrer Kinder und Enkel als Familientradition von ſpätern Geſchichtſchreibern wieder gefunden werden. Die Bürger, die ſich am unerſchrockenſten bey dem Sturme gezeigt hatten, waren meiſt klein, mager und ſchwächlich, und ſchienen alle ihre Kräfte anſtrengen zu müſ-

---

unnachahmlichen Naivetät ſelbſt beſchrieben. Als Motto ſteht auf dem Titel: *Il eſt glorieux, de s'arracher à un lâche repos, de s'expoſer aux dangers, de ne fuir ni la douleur ni la mort, de chercher les nobles avantures, de purger la terre des monſtres, qui la deſolent et de la rougir de leur ſang. Wieland.* Fünf Männer, unter deren Augen er bey dem Sturme der Baſtille war, haben die darin erzählten Fakta durch ihre Unterſchrift beurkundet.

ſen, um nur eine Flinte zu tragen. Wuth und Begeiſterung hatte ſichtbar erſetzt, was ihnen an körperlichen Kräften abging. *)

Während die eigentlichen Eroberer der Baſtille mit ihren gräßlichen Trophäen die Stadt durchzogen, waren das Volk und einige nach der Zeit angekommene Detaſchements von der

---

*) Sogar ein Mädchen war mit unter dem Haufen geweſen, der die Baſtille ſtürmte. Sie ging nach deren Uebergabe mit den Siegern umher. Sie war in der zweyten Rotte, die hinter den Köpfen hermarſchirte und hatte ſich mit der einen Hand zärtlich an einen Soldaten gehängt, während ſie mit der andern einen großen Blumenſtrauß ſchwang. Es war ein großes, ſtarkes Mädchen, und Liebe, Wein, Patriotiſmus und Taumel der Freude über die Bravo's, die man ihr zurief, hatten ihr eine Art von Betäubung mitgetheilt, die in ihrem Geſichte brannte und wie zügelloſe Frechheit ausſahe.

franzöſiſchen Garde beſchäftigt, die Baſtille theils zu beſetzen, theils zu durchſuchen. Ein Korporal, Namens Vernier, fand in einem Keller, deſſen Thür er geſprengt hatte, einen geharniſchten Mann, *) der der Länge nach auf Pulvertonnen lag und ſich ſtellte, als ob er ſchliefe. Er hatte Stahl, Stein und Schwamm in der Taſche. Eine Lunte führte zu einem der Pulverfäſſer und war lang genug, um ihm, wenn er ſie anſteckte, Zeit zu laſſen, ſich zu retten. Man griff und henkte ihn auf der Stelle. Einige andere von der franzöſiſchen Garde kamen gerade dazu, als ein Bube von zehn oder zwölf Jahren mit einer Fackel unter einer Anzahl von

---

*) Dieſer Fund hat etwas abenteuerliches und bleibt, wenn ihn auch gedachter Korporal dem *Couſin Jacques* beſtätigte und dieſer ihn für wahr hielt, dennoch, alle übrige Umſtände zuſammen genommen, etwas unwahrſcheinlich.

Pulvertonnen ſorglos herumging; ſie verjagten ihn aus dem Gewölbe und retteten dadurch wohl vierzig tauſend Menſchen das Leben.

Eins der menſchenfreundlichſten Geſchäfte war den ſpäter Angekommenen noch übrig geblieben: die Befreyung der Gefangenen aus ihren Kerkern. Man ſprengte dieſelben oben und unterhalb der Erde auf, ging hinein und führte die Unglücklichen heraus. In einem derſelben fand man einen Greis mit langem Barte, Nahmens Tavernier, der zurück ſank, als er auf einmal einen Haufen von Menſchen mit Fackeln, mit funkelnden Augen und zerſtöreten Geſichtern hereinbrechen ſah. Er ſtreckte beyde Hände nach ihnen aus und flehte, daß man ſeine Qual nur kurz machen möchte. Ein Grenadier rief ihm zu: Fürchten Sie nichts, guter Alter, wir wollen Sie nicht umbringen, ſondern retten! Ihr Henker iſt todt, Sie ſollen leben.*) Er trug ihn auf den Armen

---

*) *Ne craignéz rien, mon bon Vieillard, nous ne sommes pas venus vous égorger, mais vous sauver. Votre bourreau n'est plus, vous vivréz.*

heraus. Die freye Luft machte ihn anfangs ohnmächtig, als er aber wieder zu ſich ſelbſt kam, lachte, fragte und ſprach er wie ein Kind. Er war ſeit dreyßig Jahren eingekerkert geweſen. Die Kanonenſchüſſe hatte er für ein Gewitter gehalten, weil ſie, wie der Donner, nur durch Erſchütterungen bis zu ſeiner Gruft vorgedrungen waren.

Man fand nur ſechs bis ſieben Geſangene.*) Einige davon, die Kräfte genug hatten, führte

---

*) Es waren ihrer ſieben, Namens: Tavernier, Graf von Solages, de Whyte, la Roche, Pügade, Dünand, la Caurege. Tavernier hatte Abweſenheiten des Geiſtes, als Folge ſeiner langen Entfernung von der menſchlichen Geſellſchaft und wurde nach Charenton in anſtändige Verwahrung gebracht. Er ward auf den Verdacht, daß er Anſchläge wider das Leben Ludwigs xv. gemacht, feſtgenommen,

man triumphirend durch die Stadt. Die Sträußermädchen bekränzten ſie mit Blumen. Alles drängte ſich, ſie zu umarmen und ihnen Erfriſchungen anzubieten. Aber ſie ſchienen durch Ueberraſchung und Freude ſprach- und gefühllos geworden zu ſeyn. Sie ſahen ſtarr auf das Ge-

---

und war erſt 10 Jahre auf den Margaretheninſeln und ſodann 30 andre Jahre in der Baſtille in Verhaft. Der Graf von Solages ward von dem Diſtrikt *de l'oratoire* in Verwahrung genommen und lebt noch zu Paris. Jugendliche Verirrungen, die man an ihm beſtrafen und von denen man ihn ablenken wollte, hatten ihn in die Baſtille gebracht. De Whyte hatte Zeiten, wo er nicht bey ſich ſelbſt war, und wurde ebenfalls nach Charenton gebracht. La Roche, Pùgade und Caurege ſind verſchwunden. Sie waren wegen falſcher Wechſel geſetzt. Dúnand, der falſche Scheine von der *Caiſſe d'escompte* gemacht hatte, iſt zu Bicetre in Verwahrung.

tümmel um ſich her und ſchienen mehr zu träumen, als zu leben. Es war ein Anblick, der das Herz bis ins Innerſte ſanft bewegte und in diejenige wollüſtige Stimmung verſetzte, wo der Schmerz lächelt und die Freude Thränen vergießt.

Der heutige Tag, der vierzehnte July war beſtimmt, einem mächtigen Reiche eine ganz neue Verfaſſung zu geben. Die Auftritte, die ſich an demſelben drängten und alle neuerwachtes Gefühl für Freyheit und einen Muth verriethen, der ſeine Ueberlegenheit durch Thaten einer unerbittlichen Grauſamkeit geltend machte, waren zu neu, zu überraſchend und zu ſchrecklich, als daß die, welche die Verzweiflung zu dieſem Ausbruche getrieben hatten, ruhig dabey hätten bleiben ſollen. Ihre Anhänger in der Stadt beſchrieben ihnen den Hergang mit denjenigen ſchreyenden Farben, die nur eine durch Angſt und Schrecken aufgeregte Phantaſie anlegen kann, und bewirkten dadurch in Phantaſien, die auch nicht im ruhigſten Gleichgewichte waren, die gleichen Erſcheinungen. Alles zitterte, was mit der ariſtokratiſchen Partey zuſammenhing, flüchtete in Verkleidungen, verbarg ſich in Kellern und unter Dächern. Die Großen glaubten ſo viel Feinde um ſich zu haben, als ſie Bediente hatten, und die Erinnerung an kleine, gegen ſie verübte Härten, erweckte ihnen gerade dieſelbe Angſt, als denen am Ruder der Ungerechtigkeiten, die ſie gegen das Volk verübt hatten. Das Geſchrey des raſenden Pöbels, der ſeine Gewaltthätigkeiten bis zu dem nächſten Weſen am Könige zu treiben und von da herunter alles, was ihm verdächtig war, ſeiner Wuth aufzuopfern drohete, drang bald nach Verſailles und verbreitete dort ein allgemeines Schrecken, bey deſſen erſtem Ausbruche man ſogar bey der Königinn von Flucht in Verkleidung ſprach. Indeſſen verlor ſich in dem nächſten Cirkel um den König das Fürchterliche der Nachrichten und man theilte ſie ihm ſelbſt ſehr gemildert, und ſo unwichtig, als man ſie machen konnte, mit. Man ſprach anfangs nur von Zuſammenrottungen eines unordentlichen Pöbels, der das Hotel de Ville geſtürmt, den Gouverneur der Baſtille überraſcht und ſich aus

Uebermuth, ohne Plan und Beſtand, blutige Schritte erlaubt hätte. Man ſchob das Schickſal Launays und Fleſſelles auf ihre eigene Saumſeligkeit und auf die Unentſchloſſenheit der Häupter der Bürgerſchaft, nicht auf den Muth der Nation; und man ſchilderte jene beyden jetzt als fahrläſſige Diener des Königs, da ihnen eben ihre Ergebenheit für denſelben das Leben gekoſtet hatte. Der König glaubte ſonach, ſie hätten ihr Schickſal verdient, und blieb gleichgültig gegen alles übrige, was man bis zu ihm gelangen ließ, weil die vierzigtauſend Soldaten, die er um Paris und Verſailles gelagert wußte, ſeine Ueberzeugung nach jeden gewaltſamen [illegible] des Volks auſſerhalb Paris unmöglich machten.

Indeſſen waren die Einwohner von Paris in neues Schrecken geſetzt worden, das um ſo heftiger wirkte, da jedem das Herz von den blutigen Scenen, die er angeſehen hatte, noch pochte, da jeder fühlte, daß die Rache, die man dafür nehmen würde, in gewiſſer Rückſicht recht-rechtmäßig und deßhalb deſto fürchterlicher ſeyn dürfte. Aus dieſem Zuge muß man ſich die unbeſchreibliche Beſtürzung erklären, welche das Gerücht erweckte, daß eben dieſe Nacht die Stadt von drey Seiten zugleich überfallen, und geſtürmt werden würde. Böſenwahl, verſicherte man, würde von Montmartre, Autichamps von der Barriere von Seves, und Broglio mit dem Hauptkorps von der Vorſtadt St. Honore her, hereinrücken. Drey Raketen, zu gleicher Zeit losgelaſſen, ſollten das Signal zum Sturm ſeyn. Auf Montmartre würden Kanonen und Mörſer aufgefahren, aus dieſen die Stadt mit glühenden Kugeln und Bomben beſchoſſen, und, im Fall man widerſtände, würde alles in Flammen und Blut geſetzt werden.

Im Palais Royal waren dieſen Abend wohl zwanzig tauſend Menſchen verſammelt, um über die Auftritte dieſes Tages zu ſprechen und zu berathſchlagen. Unter dieſen ward jene Nachricht zuerſt ausgeworfen, und ſie wirkte im Nu mit einer Gewaltſamkeit, die einigen Weibern und Kindern faſt das Leben gekoſtet hätte. Denn alles rannte und drängte auf einmal, um nach Hauſe zu kommen. Die Ausgänge waren nicht weit genug, um die Menge durch zu laſſen, wer niedergeriſſen wurde, behielt nicht Raum ſich aufzuhelfen, wer auf den Gefallenen gedrängt wurde, behielt nicht Zeit, ihm auszuweichen, um ihn nicht zu zertreten.*) Das Geſchrey der Kinder und Weiber vereinigte ſich mit den wilden Flüchen erhitzter Patrioten, mit den Sturmglocken und Trommeln zu einem Ganzen, das ſich die lebhafteſte Phantaſie kaum wird vormahlen können.

---

*) Der Verfaſſer, der bey dem Ausbruche des allgemeinen Schreckens im Palais Royal war, wurde mit einem ſeiner Freunde von dem Strome mit ergriffen, und nach einem der Ausgänge geriſſen. Er war gezwungen, ſich feſt an die Rückſeite eines Pfeilers zu ſchließen, um nicht in eine enge Straße, die voll Wagen ſtand, wie viele andere, gedrängt und dort zerfleiſcht zu werden. Unmöglich kann eine andere Nation bey der Freude, bey der Wuth und beym Schrecken ſo gewaltſam ausbrechen, als die franzöſiſche.

Alles, was Waffen hatte, eilte nach den Gegenden, wo der Nachricht gemäß der dreyfache Angriff auf die Stadt geführt werden ſollte. In den Quartieren, die ihnen am nächſten lagen, riß man das Pflaſter auf, trug Steine bis in die höchſten Stockwerke hinan, verrammelte die Straßen mit Kutſchen und Wagen, und erleuchtete die Häuſer mit Lampen und Windlichtern. Alles war gefaßt, den Feind zu empfangen, aber alles zitterte, ihn zu ſehen.

Die Nacht verging unter Angſt und Erwartung, und erſt den Morgen erfuhr man, daß jene Nachricht, wo nicht ganz ungegründet, doch wenigſtens übertrieben geweſen ſey. Aber ein ähnliches Gerücht hatte die Einwohner von Paris an ihren Feinden zu Verſailles gerächt. Hier erwartete man die ganze Nacht hindurch jeden Augenblick zwey mal hundert tauſend bewaffnete Pariſer, die den König und den Dauphin nach Paris abholen, die Königinn und was um ſie wäre feſt nehmen, die neuen Miniſter und ihre Gönner, wie die Fleſſelles und Launay behandeln, das Schloß und den Park anzünden und zerſtören und die Nationalverſammlung nach Paris in ihre Mitte verſetzen würden. Das Schreckenvolle dieſes Gerüchtes ward durch den Umſtand vermehrt, daß keiner der nach Paris geſandten Kouriere, keiner der verkleideten Bothen zurück kam und ſpätere Nachrichten brachte. Die Bürger von Paris hielten die Barrieren beſetzt und durchſuchten alles, bis auf das Kind, was herein und heraus wollte, nahmen alles feſt, was ihnen verdächtig ſchien, und henkten alles, was mit Bothſchaften von oder für die ariſtokratiſche Partey wirklich ertappt wurde.

Die Bewohner von Paris zogen aus dieſem doppelten Schrecken doppelten großen Vortheil. Ihre Wachſamkeit ward dadurch in Athem erhalten, und ihre Feinde verloren den Muth in dem Grade, daß ſie gezwungen waren, dem Könige deutlichere Winke über das zu geben, was in Paris vorging und was, dem Gerüchte gemäß, wo nicht dieſe Nacht, doch den folgenden

Tag in Verſailles vorgehen ſollte. So kam es, daß man die Geſandtſchaften der Nationalverſammlung an den König, bis zu ihm gelangen ließ.

Die Nationalverſammlung war ſeit dem vierzehnten Nachmittags um ſechs Uhr im Saale geweſen; aber nicht vollſtändig, weil einige Glieder Gründe hatten, an den Berathſchlagungen, welche die Auftritte in Paris veranlaſten, keinen Theil zu nehmen. Der Vicomte von Noailles erſchien plötzlich, ohne Athem, mit Staub bedeckt und die allerhöchſte Beſtürzung auf ſeinem Geſichte. Alles war in ängſtlicher Erwartung. Er erzählte, was er bey ſeiner Abreiſe von Paris geſehen und gehört hatte. Er wußte noch nichts von der Hinrichtung des Prevot des Marchands; aber den Tod des Marquis de Launay beſchrieb er mit allen ſeinen fürchterlichen Umſtänden. Eine tiefe Stille herrſchte in der Verſammlung und ſie ſchien ſich eine Weile von ihrer Beſtürzung nicht erholen zu können.

Endlich faßte man ſich. „Das Uebel iſt dringend," riefen einige Stimmen: „alſo dringende Mittel dagegen. Sogleich eine Adreſſe an den König! Weg mit allen Umſchweifen, mit aller Etikette. Jede Minute Zeitverluſt koſtet vielleicht Hunderten das Leben!" — Man ſtimmte einmüthig für eine Adreſſe. Sie ward übergeben, aber eine unbeſtimmte Antwort erfolgte darauf.

Unterdeſſen erſchienen einige Elekteurs von Paris. Sie waren auch im erſten Schrecken nach Verſailles geeilt, wußten eine Menge Umſtände noch nicht genau, und gaben andere mit großen Uebertreibungen an. Zum Grunde lag indeſſen die Wahrheit, daß eine fürchterliche Gährung vorhanden, daß in Paris alles aus dem Gleichgewichte gekommen ſey.

Man ſtimmte für eine zweyte Adreſſe, die bey den neuen Umſtänden, welche die Elekteurs angegeben, nachdrücklicher abgefaßt wurde. Es erfolgte nichts darauf, als eine Beſtätigung der erſten Antwort, die, wie dieſe, nichts befriedigendes hatte. Ein Beweis, daß jenes Gerücht von den zweymal hundert tauſend bewaffneten Bürgern, die nach Verſailles unterweges wären, noch nicht angekommen war, oder noch nicht mit ſeinem ganzen Nachdruck auf diejenigen gewirkt hatte, die im Namen des Königes die beyden Adreſſen beantworteten.

Die Nationalverſammlung beſchloß, nicht auseinander zu gehen, bis der König vortheilhafter geſtimmt wäre, und vereinigt über ſich ergehen zu laſſen, was die Feinde der Nation über ſie verhängen würden. Es iſt gewiß, daß die Nationalverſammlung gewaltthätige Unternehmungen auf ihre Freyheit, und jeden Augenblick Einſchließung, Verhaft oder Zerreißung befürchtete. Sie erwartete in einer grauſamen Ungewißheit den Tag.

Eine dritte Deputation ward an den König abgeſchickt, und dieſe fand ihn ganz anders geſtimmt, als die beyden erſtern. Man ſprach zu ſeinem Herzen und fand es durch falſche Vorſpiegelungen nicht mehr belagert. Man war gedrungen geweſen, ihm den wahren Zuſtand von Paris zu entdecken, ehe die gefürchtete Menge ankäme, und die Wahrheit durch Blut und Mord geltend machte. Der König war gerührt bey der feyerlichen Anrede des Präſidenten, und ſchien es durch folgende Worte noch mehr zu werden: „Sire, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Das Wohl eines Volks, das Sie ſo gern ungeſtört lieben möchte, verlangt es. Kommen Sie, kommen Sie in die Mitte Ihrer Kinder. Sie haben keine andern Wünſche, als das Wohl des Staates und die Ehre ihres Königs.“ *)

---

*) *Sire, vous n'avez pas un moment à perdre; l'intérêt d'un peuple, qui veut vous adorer ſans inquietude, l'exige. Venez, Sire, au milieu de vos enfans: Ils n'ont des voeux que pour le ſalut de l'état et pour la gloire de leur Roi.*

Der König widerſtand nicht länger. Er entſchloß ſich auf der Stelle, in der Nationalverſammlung zu erſcheinen. Ohne Gefolge, ohne Prunk, ohne Gepränge der Majeſtät, bloß von ſeinen beyden Brüdern begleitet, trat er in den Saal, gleichſam als ob er ſeine Beſorgniſſe vor ſeinen Freunden ausſchütten und um ihren Rath und Beyſtand anhalten wollte. Man führte ihn zum Sitze des Präſidenten und nach einem ſchallenden Beyfallsgeſchrey verſank alles in Rührung und Stille.

„Ich habe Euch zuſammen berufen," hub er an: „über Gegenſtände zu berathſchlagen, die für den Staat von der allerhöchſten Wichtigkeit ſind: ich weiß keinen wichtigern, keinen, der auf mein Herz ſo ſchmerzlich wirkte, als die gräßliche Zerrüttung meiner Hauptſtadt. Ich komme als das Haupt der Nation voll Vertrauen zu ihren Stellvertretern, um meine Beſorgniſſe vor ihnen auszuſchütten und ſie aufzufordern, auf Mittel zu denken, welche die Ruhe und Ordnung wieder herſtellen können. Ich weiß, daß man Urſachen zu ungegründeten Vermuthungen gegeben, daß man es gewagt hat, das Gerücht zu verbreiten, als wären Eure Perſonen nicht ſicher. Iſt es nöthig, dieſe ſtrafbaren Vorſpieglungen zu widerlegen, die in meinem bekannten Charakter ſchon im voraus ihre Widerlegung gefunden haben ſollten. Nein, ich und meine Nation ſind Eins! Ihr habt *mein* ganzes Vertrauen. Helft mir jetzt den Staat retten; das erwarte ich von der Nationalverſammlung! Der Eifer der Stellvertreter meines Volks, der jetzt auf Einen Punkt hin arbeitet, iſt mir ſicherer Bürge dafür, und ich habe, voll Vertrauen auf die Liebe und Treue meiner Unterthanen, den Truppen Befehl zum Rückzuge gegeben. Ich fordre Euch auf, meinen Entſchluß der Hauptſtadt kund zu thun!"

Man rief und klatſchte unter Freudenthränen Beyfall, und der König verließ den Saal. Sein Wagen fuhr vor; aber er wollte nicht hineinſteigen, ſondern nahm mitten unter ſeinem Volke und einzig von deſſen Liebe beſchützt, den Rückweg nach dem Schloſſe. Die Deputirten der drey Stände ſchloſſen einen Kreis um ihn, das Volk war frohlockend um ſie her, und alles ſchrie: Hoch lebe der König! Hoch lebe die Nation! Man war in einem Entzücken, das nichts als Thränen und Geſchrey hatte, um in ſeiner ganzen Gewalt auszubrechen.

Während dieſes auſſerordentlichen Auftritts zu Verſailles, war man zu Paris immer noch in ängſtlicher Erwartung. Alle gewaltthätigen Vorkehrungen wider die Gewalt, waren ſeit der vorigen Nacht in ihrer ganzen Furchtbarkeit noch im Schwunge geblieben. Kanonen und bewaffnete Bürger zu Fuß und zu Pferde auf allen Straßen, das Wirbeln der Trommeln von allen Seiten, aufgehaltene Wagen, durchſuchte Reiſende an allen Barrieren! Was die vergangene Nacht nicht geſchehen war, fürchtete man die folgende hereinbrechen zu ſehen.

In dieſer Stimmung war Paris, als auf einmal Kouriere, von dem Herzog von Orleans abgeſandt, ankamen, und unter dem Geſchmetter der Trompeten erſt auf dem Hotel de Ville, dann in allen Straßen der Stadt ankündigten:

daß der König der Nation zurück gegeben, daß er in Perſon in der Nationalverſammlung geweſen, daß an die Truppen der Befehl ergangen, ſich ohne Zeitverluſt von Paris und Verſailles zurück zu ziehen, daß eine Geſandtſchaft aus der Mitte der Nationalverſammlung unterwegs ſey, um den Bürgern dieſe frohe Nachricht ſelbſt zu überbringen und zu beſtätigen. Der Ausbruch der Freude zeigte ſich jetzt ſo ungeſtüm, als vorher die Ausbrüche der Verzweiflung und des Schreckens. Zu Tauſenden lief man der Deputation entgegen. Sie ſtieg auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten aus und ging zu Fuße, auf allen Seiten von einer unabſehlichen Menge bewillkommt, nach dem Hotel de Ville. Es war ein rührender Anblick, Haufen von Bürgern, die ſich ſonſt nie gekannt hatten, Hand in Hand, Soldaten von ihnen brüderlich umarmt und geküßt, und Weiber und Kinder beſchäftigt zu ſehen, Blumen und Zweige und Kokarden unter die Menge auszuwerfen. Auftritte dieſer Art biethen Herzen von Gefühl eine ewige Nahrung, die um ſo ſüßern Genuß gewährt, wenn man das Volk, das jetzt freudetrunken ſchwärmte, vorher mit der Angſt, dem Kummer und der Verzweiflung hat ringen ſehen.

Der **Marquis de la Fayette**, der an der Spitze der Deputation war, hielt auf dem Hotel de Ville eine Rede, die alles um ihn her in Thränen ſetzte. „Ich bringe dem Volke," ſagte er unter andern: „Worte des Friedens von ſeinem Könige, und hoffe von ihm die Beruhigung für Ihn zurück zu nehmen, deren ſein Herz ſo ſehr bedarf." Der Präſident der Komittee antwortete mit eben ſo viel Herz und Rührung darauf. Er dankte für den Frieden und die Ruhe, welche der König der Nation zurück gäbe. Er forderte die Bewohner der Hauptſtadt auf, denen zu verzeihen, die den Pflichten der Vaterlandsliebe zu nahe getreten wären, ſelbſt denen die das Unglück gehabt hätten, das Blut ihrer Brüder zu vergießen. „Jetzt," rief er: „heute, wo die Freyheit triumphirt, laßt uns großmüthig ſeyn! Diejenigen, die wider uns waren, ſind beſtraft genug, daß ſie uns im Genuſſe des Guten ſehen müſſen, das ſie uns rauben wollten!"

Lally Tolendal und **Clermont Tonnere** ſprachen nach ihm mit gleicher Herzlichkeit und Rührung, und empfingen mit jenen, Bürgerkronen aus den Händen der Repräſentanten. De la Fayette ward zum Oberbefehlshaber der Bürgermiliz und Bailli zum Maire von Paris (weil man den Titel Prevot des Marchands mit Fleſſelles untergehen laſſen wollte) durch ein allgemeines Geſchrey erklärt.

Dieſer Tag war für Paris ein Tag der Freude und des Triumphs, der noch durch zwey andre Auftritte zur allerhöchſten Feyerlichkeit erhoben wurde. Die Deputirten begaben ſich, vom Volke begleitet, nach der Kathedralkirche, Notre Dame, und hörten dort ein Te Deum an, das zu eben der Stunde in allen Kirchen der Stadt gegeben wurde; und der Sergent Elie, der ſich eben bey der Eroberung der Baſtille und nachher am vortheilhafteſten ausgezeichnet hatte, wurde öffentlich mit der Bürgerkrone bekränzt, empfing das Ludwigskreuz und wurde in einem Whisky triumphirend durch alle Straßen der Stadt gefahren. Hinten auf ſeinem Whisky ſtanden zwey ſeiner Kameraden mit ihren Gewehren im Arme und in einem zweyten [illegible] Hüllin und Labarthe, beyde [illegible] mit Blumen und Zweigen überhäuft, und hintenauf ſtanden wiederum zwey von der franzöſiſchen Garde. Ein zahlloſes Volk war umher, und wo der Zug vorbey ging, ſchrie alles: Den Hut herunter! Hier kommen die Befreyer des Vaterlandes.*) In den Balkons der Hotels ſtanden ſehr vornehme Herren, den Hut in der Hand, und eben ſo vornehme Damen warfen mit erzwungener [illegible] Blumen herab. Keine Staatskaroſſe wagte es, dem Zuge der Triumphirenden vorzufahren, oder nebenbey zu rollen, ſondern fuhr langſam bis zur nächſten Querſtraße hinterdrein, oder hielt ehrfurchtsvoll ſtill, ſo lange bis er vorbey war. Keine Gräfinn wagte es mehr zu ſagen, was noch zwey Tage vorher eine, obgleich

---

*) *Chapeau bas! Voilà les liberateurs de la patrie!*

uch ſchon mit Lebensgefahr geſagt hatte: Führt
ich auf den Balkon, daß ich ſehe,
ie ſich das Geſindel ſchlachtet. *)

Von dieſem Tag an war Paris minder
rchterlich. Man ſah zwar immer noch un
r fünfen, drey bewaffnete; aber nicht mehr die
uth und Verzweiflung in ihren Mienen, ſon-
rn Heiterkeit und Beruhigung. Die Barrie-
n blieben indeſſen ſtark beſetzt, und zahlreiche
atrouillen waren vor und in der Stadt auf
n Füßen. Der Pöbel, den man ohne Be-
äftigung fand, ward zur Arbeit oder aus der
tadt verwieſen, die öffentlichen Zahlungen in
n verſchiedenen Kaſſen gingen ihren Gang, die
ewölbe und Kaffeehäuſer im Palais Royal
aren wieder offen und man ſah voll Ruh einer
ücklichen Zukunft entgegen. Indeſſen war man
h vom Mißtrauen noch nicht ganz frey. Das

---

*) *Conduiſez moi au balcon, que je voye égorger cette canaille.*

Volk war ſo oft hintergangen worden, daß e
der Klugheit gemäß ſchien, ſich noch nicht de
Sorgloſigkeit zu überlaſſen. Man arbeitete alſ
mit Eifer an der Vermehrung und Vervollkom
mung der Bürgermiliz, unterrichtete ſie in de
nöthigſten militairiſchen Handgriffen und ermun
terte ſie durch Beyfall und Lob. Die Häupte
der verſchiedenen Diſtrikte arbeiteten den Repr
ſentanten der Bürgerſchaft in die Hand und je
Stunde ſah neue und nützliche Vorkehrunge
und Verordnungen entſtehen, die freywillig m
bewundernswürdiger Ordnung befolgt wurde
Alles ſchien jetzt Bruder und Bruder, weil alle
von ein und eben demſelben Intereſſe geleit
wurde.

Unterdeſſen waren die Stellvertreter d
Nation zu Verſailles beſchäftigt, das für d
Ganze zu thun, was die Stellvertreter der Bü
gerſchaft von Paris für die Hauptſtadt einze
thaten. Die Nation war gegen die neuen M
niſter und ihre mächtigen Gönner aufgebrac
und konnte nicht eher ganz ruhig werden, a
bis dieſe entfernt und Necker und die Gefäh

ten ſeines Sturzes zurück berufen worden wären. Mirabeau drang, in der Sitzung vom ſechzehnten July mit ſeiner gewohnten Energie auf die Entfernung jener und donnerte wider ſie, als gegen ſchändliche Menſchen,*) die ſo blutigen Auftritten die Entſtehung gegeben, und den König abgehalten hätten, in Abſicht des allgemeinen Wohls den Regungen ſeines Herzens zu folgen. Barnave, Lally Tolendal, Clermont Tonnere und andre ſprachen nach ihm mit gleichem Feuer. Man war noch über dieſem Gegenſtande beſchäftigt, als die Nachricht kam, daß Barentin und Broglio ihren Stellen als Miniſter entſagt hätten. Ein allgemeines Freudengeſchrey brach im Saale aus. Clermont Tonnere ſchlug vor, daß man ſogleich dem Könige den Dank der Nationalverſammlung überbringen ſollte, bemerkte aber, daß jene beyden deßhalb noch nicht von einer nähern Verantwortung frey wären. Mirabeau und andre unterſtützten dieſe Meinung mit Nachdruck. „Wir ſind nicht mehr jenes ſchwache, leichtſinnige Volk,“ rief der junge Barnave: „das ſich nur auf einen Augenblick frey macht, um ſich in ſchwerere Feſſeln zu ſchmiegen; aber wie können wir das errungene Glück ruhig genießen, ſo lange wir noch Miniſter um den König wiſſen, deren Intereſſe es iſt, uns daſſelbe zu rauben. Wir haben das Recht nicht, dieſe Miniſter zu verurtheilen; aber das haben wir, dem Könige vorſtellen zu können: daß ſie der Nation mißfallen, daß ihre Entfernung allein die Gährung der Gemüther mäßigen, die öffentliche Ruhe wieder herſtellen und zwiſchen dem Thron und den Stellvertretern der Nation jenes wechſelſeitige Vertrauen hervor bringen und begründen könne, das ſo nöthig iſt, um zur Wiedergeburt des Staats mit Nachdruck und Erfolg zu arbeiten.“

---

*) Gens deteſtables waren ſeine Worte.

Jetzt kündigte Clermont Tonnere der Verſammlung an, daß Breteuil und Villedeuil ebenfalls ihre Entlaſſung gefordert hätten. Das vorige Freudengeſchrey erhob ſich von

von neuem und man trug von neuem auf eine Dankſagungsdeputation an den König an. Ein andres Mitglied der Verſammlung rief, man müßte Ihn auffordern, Neckern zurück zu rufen, und Ihm vorſtellen, daß dieß der einzige Weg ſey, die Nation zu beruhigen. Viele andre Mitglieder waren ſeiner Meinung. „Ja,“ rief Lally Tolendal: „der allgemein angebetete Miniſter muß zurückberufen, und die neuen Miniſter, welche allgemeine Verachtung verfolgt, müſſen alle entfernt werden. Ich rede zu Euch im Namen der Nation, die geſtern zu Tauſenden dieſen Wunſch Euch in Euren Deputirten zugeſchrieen hat. Werft einen Blick auf die Lage Neckers zurück. Er war ſchmerzlich gedrückt, daß er ſehen mußte, welche Uebel man der Nation, die er an Kindesſtatt aufgenommen hatte, bereitete; jetzt drückt ihn eine ſchmachvolle Verbannung, weil ſeine wohlthätigen Plane die ſchändlichen Plane ſeiner Nebenbuhler durchkreuzten. Er verläßt uns ohne jede andre Schadloshaltung, als die er in ſeinem Bewußtſeyn findet; aber dieſe allein muß ihn auf ewig beruhigen, und die unerſchütterliche Liebe der Nation, die ihm überall folgen wird, muß ihm der zweyte Bürge ſeyn, daß er redlich, wohlthätig und großmüthig gehandelt habe.“

Nach ihm nahm der Graf von Cüſtine das Wort: „Meine Herren,“ ſagte er: „die Miniſter, die wir alle ſo ſchmerzlich vermiſſen und bedauren, haben meine tiefſte Achtung; aber ſo empfindlich auch unſer Schmerz ſeyn mag, laßt uns erſt unterſuchen, ob wir das Recht haben, ihn laut werden zu laſſen.“

Ein allgemeines mißbilligendes Gemurmel erhob ſich, aber er fuhr fort: „Dem König allein kömmt es zu, ſeine Miniſter zu wählen; alſo auch ihm allein, ſie zu behalten oder fort zu ſchicken. Das Mitglied, das vor mir ſtimmte, ſtützt ſich auf das Geſchrey eines ganzen Volks, und ich weiß, daß es allgemein war; aber darf dieſe glänzende Verſammlung ſich von dem Volke vorſchreiben laſſen?“

Neues mißbilligendes Geräuſch. Aber er fuhr fort:

„Ein Tribunal muß über die Miniſter abſprechen, das iſt erwieſen. Aber wo iſt das Tribunal, vor das man ſie fordern kann? — Nie kann und darf es ſich die Nationalverſammlung erlauben, um die Fortſendung der neuen Miniſter anzuhalten, noch weniger, ſie zu richten. Ueber dieſen Punkt finden mithin durchaus keine Berathſchlagungen Statt.“

Unter dem allgemeinen mißbilligenden Geſchrey brach die Stimme Mirabeaus hervor und donnerte die Grundſätze des vorigen Redners zu Boden. Er bewies, daß die Nation durchaus das Recht habe, die Miniſter des Königs zu beobachten und Rechenſchaft von ihrem Benehmen zu fordern, und ſeine Meinung drang, jedoch mit einigen Milderungen, durch. Man beſchloß, dem Könige zuvörderſt für ſeine Rückkehr zu ſeinem Volke zu danken, Ihm, da er ſelbſt den Rath der Nationalverſammlung verlangt hätte, zu rathen, daß er den Freund der Nation zurückrufen ſolle, um durch ihn die allgemeine Ruhe wieder herzuſtellen, und daß er die neuen Miniſter entfernen ſolite, die, ſo lange ſie ihre Stellen behielten, die Gährung unterhalten würden.

Dieſe Sitzung war eine der geräuſchvollſten geweſen. Es ward ſehr ſichtbar darin, daß ſich ſelbſt viele der Demokraten von den Vorurtheilen, welche die königliche Gewalt ſo kräftig unterſtützen, als ſie es durch ſich ſelbſt nicht kann, theils noch nicht ganz los machen konnten, theils nicht wollten.

Den Nachmittag ward in einer zweyten Sitzung derſelbe Gegenſtand wieder aufgenommen. Man war mitten in neuen lebhaften Berathſchlagungen darüber, als die Nachricht kam, daß Puiſegür ebenfalls ſeine Entlaſſung gefordert hätte. Man nahm auch dieſe mit einem enthuſiaſtiſchen Freudengeſchrey auf. Bald nachher meldete man von Seiten des Königs, daß er Willens ſey, ſich nach Paris zu verfügen, wohin er, wie er wüßte, durch den allgemeinen Wunſch der Bürger gerufen würde, und daß er die Nationalverſammlung bäte, eine Deputation nach der Hauptſtadt voraus zu ſchicken, um dieſer ſeinen Entſchluß kund zu thun. Neue Nahrung für den allgemeinen Taumel, der kaum eine Stunde nachher in Thränen und frohe Begeiſterung ausbrach, als von Seiten des Königs die neue Nachricht kam, daß er eigenhändig an Necker geſchrieben und ihn aufgefordert hätte, ſeine vorige Stelle wieder einzunehmen. Dieſer Brief ward zugleich unverſiegelt der Verſammlung vorgelegt, mit der Aufforderung, ihn zu leſen, und nach ihren eigenſten Wünſchen umzuarbeiten. Er enthielt folgende Worte:

„Ich hatte Ihnen geſchrieben, daß ich Ihnen unter ruhigern Umſtänden Beweiſe meiner Geſinnungen für Sie geben würde; aber das Verlangen der Generalſtände und der Stadt Paris fordert mich auf, Ihre Rückkehr zu beſchleunigen. Ich lade Sie alſo ein, ſobald als möglich zurück zu kommen und Ihre Stelle bey mir wieder einzunehmen. Sie verſicherten mich, als Sie mich verließen, Ihrer Anhänglichkeit für mich: die Probe, die ich jetzt von Ihnen verlange, iſt die ſprechendſte, die Sie mir bey den gegenwärtigen Umſtänden davon geben können.“

Ludwig. *)

---

*) Der Verfaſſer überläßt es den Leſern, über den Ton dieſes Briefes ihre eigenen Bemerkungen zu machen. Ihm hat er in Abſicht des Verhaltniſſes, worin ſelbſt der nützlichſte Diener gegen ſeinen Herrn ſteht, und in Abſicht der damaligen perſonlichen Stimmung des Königs als Menſch und Beherrſcher, äußerſt charakteriſtiſch geſchienen. E iſt gleichſam eine Umſchreibung von dem, was der Biſchof von Chartres an ebendem Tage in der Nationalverſammlung äuſſerte: „Ihr bekommt entweder nie eine Finanzminiſter, oder müßt Hrn. Necke nehmen, denn man muß er ſelbſt ſeyn, un einen Faden zu kennen, den er ſelbſt geſponnen hat. Beſonders muß man auf ſeine Zurückberufung dringen, weil Nothwendigkeit es verlangt und dieſe iſt die Beherrſcherinn der Welt.“ — Man wird aber au

Die Nachricht von dieſen ſchnellen und unerwarteten Schritten des Königs war bald in Paris. Was noch von Unruhe und Mißtrauen

der unten folgenden Antwort Neckers ſehen, daß er dieſen Ton ſo genommen hat, wie ihn ein Mann, der zwar ſeine eigenen Verdienſte fühlt, aber auch den Charakter eines Königs kennt, nehmen mußte. Der Eingang des königlichen Briefes ſcheint zu beweiſen, daß der Brief, worin dem Miniſter ſeine Entfernung angedeutet wurde, nichts Hartes für ihn enthalten, mithin nicht, wie man allgemein geſagt und geſchrieben hat, in der Form einer Lettre de Cachet abgefaßt geweſen iſt. Uebrigens ſind dieſe beyden Briefe die ächten. Man hat ſelbſt im Journal von Paris zwey unächte abgedruckt, ſie aber nach der Zeit ſelbſt als ſolche erklärt und durch dieſe erſetzt. Hier iſt das Original von dem Briefe des Königs:

Je Vous avois écrit, Monſieur, que dans un tems plus calme je Vous donnerois des in den Herzen der Bürger übrig geblieben war, verſchwand jetzt und man glaubte ſich um ſo ungeſtörter einer allgemeinen Freude überlaſſen zu können, da man zugleich mit erfuhr, daß die neuen Miniſter einer nach dem andern ihren Abſchied gefordert und ſich entfernt hätten, daß der Reiſewagen des Grafen von Artois vorgefahren, daß die Familie Polignac über Anſtalten zu ihrer Abreiſe beſchäftigt, und endlich, daß die Königinn ſelbſt von ihrer Verblendung gegen die Nation zurückgekommen wäre. Man glaubte alles gewonnen zu haben, da man das Herz des Königs und ſeine Entſchließungen von nun an

---

preuves de mes ſentimens, mais cependant le déſir que les états généraux et la ville de Paris témoignent, m'engage à hâter le moment de Votre retour. Je Vous invite donc à revenir le plutôt poſſible, à reprendre auprès de moi Votre place. Vous m'avez parlé en me quittant de Votre attachement; la preuve, que je Vous demande eſt la plus grande que Vous puiſſiez m'en donner dans cette circonſtance.

ſigné **Louis.**

aus der erſten Hand haben würde. Alles bereitete ſich alſo ihn zu empfangen; aber ein allgemeines Gefühl ſchien der Nation zu ſagen, daß ſie dieſe glückliche Veränderung erſt ſich und dann dem Könige danken müßte. Dieß war den folgenden Tag, wie man ſehen wird, ſehr merkbar.

Den andern Morgen gegen eilf Uhr fuhr der König von Verſailles in einem ſechsſitzigen Wagen ab. Eine Anzahl junger Leute hatten ſeine Erlaubniß erhalten, ihn zu begleiten; aber dieſe Geſellſchaft vermehrte ſich bald bis in die Tauſende. Die Menge umgab den Wagen des Königs. Sechszehn oder zwanzig Mann von der Garde du Korps folgten dem Wagen, in welchem ſich, außer dem Könige, der im Hintergrunde allein ſaß, noch die Herzoge von Villeroi und Briſſac, der Prinz von Beauveau und der Graf d'Eſtaing befanden. Der König befahl, daß man Schritt vor Schritt fahren ſollte, um ſeine Begleiter nicht zu ermüden.

Dieſer Befehl erging zunächſt zu Gunſten der Poiſſarden, die mit Blumen und Lorbeerzweigen vor dem Wagen her mehr tanzten als gingen.

Dieſe Weiber; laſſen ſich nie und unter keiner Bedingung den erſten Platz beym Könige nehmen und haben bey der Revolution von Anfang her keine geringe Rolle geſpielt. Sie machen eine eigene Zunft aus, die in Zeiten der Ruhe unter einander in ewigem Zank iſt; aber für Einen Mann ſteht, ſobald z. B. eine Pfuſcherinn ſich in ihr Gewerbe miſcht, ſobald neue Auflagen gemacht, ſobald alte Miniſter fortgeſchickt werden ſollen: wüthende Patriotinnen, die nicht bloß mit einer fürchterlichen Zunge und einer entſetzlichen rauhen Kehle ihre Angriffe führen, ſondern ſie auch durch kerlsmäßige Fäuſte und einen groben viereckigen Körper unterſtützen, dem natürlicher Muth eben ſo ſehr, als gewiſſe geiſtige Hülſen, die ſie in erſtaunlichen Quantitäten zu verſchlucken wiſſen, eine ausgezeichnete Furchtbarkeit geben. Man verſtattet ihnen gewiſſe Vorrechte, die ſie ſich durch Tugenden, die der Liebenswürdigkeit entgegen geſetzt ſind, verſchafft haben, und die man eben deßhalb nicht antaſtet. Sie waren mit die erſten, welche bey der Verbannung Neckers rebellirten, welche die Bürger und Soldaten aufmunterten, ſich zu wehren und die Baſtille zu erobern, welche, unter die Eroberer derſelben gemiſcht, einen Theil der Ehre durch ein fürchterliches Beyfallsgeſchrey an ſich zu reißen ſuchten, welche in dem Taumel des allgemeinen Schreckens tobten und der allgemeinen Freude alles mit Blumen bekränzten, alles umarmten und alles küßten. Man muß dieſe Weiber, welche die rauhen Sitten roher Männer und die Untugenden roher Weiber in ſich vereinigen, ſelbſt, und in irgend einer moraliſchen oder phyſiſchen Bewegung geſehen haben, um ſich ein treffendes Bild von ihnen zu machen. Bey Fremden iſt es ein Zug ihrer abenteuerlichen Charakteriſtik mehr, daß ſie in Paris ſind und ſich in der Hofſprache von ganz Europa ausdrucken. *)

---

*) Nähere Nachrichten von dieſen ſich ſo merkwürdig gemachten Weibern finden die Leſer in der *Beſchreibung und Abbildung der Poiſſarten in Paris von Schulz und Kranz.* Das dabey befindliche Kupfer zeigt ihren Körperbau, ihr Geſicht und ihre

Paris war ſeit acht Uhr unter den Waffen geweſen. Jeder Diſtrikt zog ſeine Bürger zuſammen und ſo marſchirte man nach der Barriere,*) durch die der König herein kommen mußte. Der Weg von Paris nach Verſailles war auf beyden Seiten mit einer unzuzählenden Menge Menſchen von jedem Geſchlechte, jedem Stande und jedem Alter beſetzt.

Eine Anzahl junger Männer zu Pferde waren dem Könige von Paris aus entgegen geritten, und trafen Ihn auf dem halben Wege zwiſchen Verſailles und Paris. In ihrem Eifer wären ſie beynahe mit denen, die den König von Verſailles aus begleitet hatten, zu ernſtlichen Thätlichkeiten gekommen, weil ſie behaupteten, die Perſon des Königs gehörte ihnen; aber die von Verſailles, als die ſchwächſten, gaben nach, ließen jene an den Wagen und folgten demſelben.

Kleidung nach der Natur gezeichnet und illuminirt.

Anm. des Verf.

*) *de la conférence*

Erſt nach drey Uhr kam der König vor der Barriere an. Bey derſelben hatten ſechzig Mann von der berittenen Bürgermiliz auf ihn gewartet, und dieſe ſetzten ſich jetzt in Bewegung. Man wußte, daß eine Anzahl von der Garde dû Korps unmittelbar dem Wagen des Königs folgte. Dieß hatte die Eiferſucht der Nation rege gemacht, und man hatte beſchloſſen, die Leibwache zurück zu drängen und die nächſte Stelle an dem Könige einzunehmen. Einige hundert Schritte von der Barriere ritten die Bürger auf den Wagen des Königs zu, bewillkommten ihn mit geſenktem Degen, und ſodann ritt ihr Anführer zu der Garde dû Korps. „Meine Herren,“ ſagte er: „der König hat die mächtigſte Leibwache an ſeinen Bürgern. Erlauben Sie!“ --- Mit dieſen Worten drängte er ſich zwiſchen ſie und den Wagen des Königs, die übrigen folgten, und die Garde du Korps ward bis an das Ende des Zugs zurück gedrückt. Dieſer Auftritt gab der allgemeinen Freude und dem Selbſtgefühle der Nation einen neuen Schwung. Man hörte von allen Seiten nichts als das Geſchrey: Hoch lebe die Nation!

und nur einzeln hörte man: Hoch lebe der König!

Der Wagen fuhr langſam herein. Auf beyden Seiten ſtand eine dreyfache Reihe bewaffneter Bürger, unter denen ein großer Theil bloß Stangen mit Bajonettern oder Hellebarden hatte. An der Spitze des Zugs ritt ein Detaſchement von der Bürgermiliz, auf dieſes folgte eine Anzahl Poiſſarden, die mit Blumen und Zweigen in den Händen, lachten und tanzten, auf dieſe eine Anzahl junger, wohlgekleideter Männer auf ſchönen Pferden, auf dieſe eine zahlreiche Deputation der Nationalverſammlung in Galla zu Fuße, auf dieſe die franzöſiſche Garde oder die Soldaten der Nation mit klingendem Spiel und den Kanonen, die ſie gegen die Baſtille gebraucht hatten, und unmittelbar um und neben dem Wagen des Königs ging die Bürgermiliz zu Fuße.

Der König ſelbſt war in bürgerlicher Kleidung, ſehr ſorgfältig friſirt, und hatte den Hut unter dem Arm. Er war blaß, ſichtbar unrubig und ſahe, ohne den Kopf zu wenden, beſtändig nach der rechten Seite in die Höhe und über die Gewehre und Stangen hinweg. In ſeinen Mienen war kein beſtimmtes Gefühl zu leſen; aber wohl eine Art von Betäubung, in die er durch das zahlloſe Gewimmel von Menſchen, durch das Geräuſch der Janitſcharenmuſik, durch das Geſchrey vieler Tauſende, durch den Anblick ſo vieler und ſo mannigfach bewaffneter Bürger, durch die Erinnerung an die blutigen Auftritte der vorigen Tage und an das, was ſie veranlaßt hatte, verſenkt worden war. Die einzige Bewegung, die er von Zeit zu Zeit machte, war, daß er ſich ohne Kopf und Blick zu wenden, bald weiter vor, bald weiter zurück in den Wagen lehnte.

Erſt gegen vier Uhr kam er vor dem Hotel de Ville an. Als er die Stufen hinan ging, erhielt er Beweiſe, daß ſich die Nation näher mit ihm auszuſöhnen im Begriff war. Das Volk erwähnte ſeiner ſelbſt nicht mehr, ſondern rief einmüthig: Hoch lebe der König!

Als er ſich auf den Thron geſetzt hatte, trat der neue Maire von Paris, Bailli, zu ihm und überreichte ihm die Schlüſſel der Stadt. „Sire," ſagte er: „es ſind dieſelben, die man Heinrich dem Vierten aushändigte: er hatte ſein Volk wieder erobert; hier hat das Volk ſeinen König wieder erobert." *)

Darauf hielt Moreau de Saint Mery, Präſident der Komittee der Elekteurs eine ſehr rührende und pathetiſche Anrede, die mit dieſen Worten ſchloß: „Sire, der Königsthron ſteht nie feſter, als wenn er

---

*) *Sire, j'apporte à Votre Majeſté les clefs de Sa bonne ville de Paris; ce ſont les mêmes, qui ont été préſentées à Henri IV. Il avoit reconquis ſon peuple: ici c'eſt le peuple, qui a reconquis ſon Roi!* — Man kann nichts feineres und treffenderes ſagen.

er die Liebe eines treuen Volks zur Unterlage hat: in dieſer Rückſicht ſteht der Ihrige unerſchütterlich.“

Der König war ſichtbar gerührt und ſtammelte mit einem langſamen Accente: „Ich habe nie an der Treue meiner Nation gezweifelt; aber ſie kann auch auf meine Liebe rechnen.“ Er ſchien noch mehr ſagen zu wollen; aber er war ſo bewegt, daß er nichts als einige abgeriſſene Worte hervorbringen konnte. Darauf trat der Maire zu ihm, um ſeine Befehle zu vernehmen und der Dollmetſcher ſeiner Gefühle zu ſeyn. Er wiederholte in ſeinem Namen alles, was er ſchon der Nationalverſammlung und in ihr der Nation verſprochen hatte, und überreichte ihm ſodann die Kokarde. Der König nahm ſie in die Hand, und hob ſie empor, um ſie dem Volke zu zeigen. Dieſes antwortete mit einem Geſchrey der Begeiſterung und des Dankes darauf. Er beſtrebte ſich, durch Händeklatſchen ſeine Freude zu bezeigen, da ihm aber die Kokarde in der einen Hand und der Hut unter dem andern Arm dabey im

Wege waren, ließ er letztern fallen, und nahm erſtere in den Mund, ſtand auf und klatſchte in die Hände. Das Freudengeſchrey ſtieg durch dieſe Bewegung zu einem Grade von Wildheit und Ungeſtüm, der nicht mit Worten zu beſchreiben iſt. Es lag auch allerdings etwas in dieſer Bewegung des Königs, worüber man ſich — freuen konnte. *)

Jetzt ging er, nach einem Aufenthalte von kaum einer halben Stunde nach ſeinem Wagen zurück. Als er einſtieg, trat eine Poiſſarde dreuſt zu ihm und ſagte ſehr treuherzig: „Sire, dießmal kann man ſich doch auf Sie

---

*) Dieſen Umſtand haben Tauſende bemerkt, und doch hat der Verfaſſer ſeiner nur in einer einzigen Schrift erwähnt gefunden, auf die er nicht nachgeſagt haben würde, wenn er ſelbſt nicht Augenzeuge davon geweſen wäre. Wie beſchreibend dieſer Zug für die geiſtige und körperliche Kultur des Königs ſey, ſpringt in die Augen.

verlaſſen?“ *) Nie muß Treuherzigkeit einer blutigen Satyre ſo ähnlich geſehen haben. Der König ſchien ſie nicht zu hören. Jetzt waren Heiterkeit und Beruhigung ſeinem Geſichte lebhaft ausgeprägt und nur ſein Name ward in allen Straßen, aus allen Fenſtern, von allen Dächern gehört. Er verließ unter der vorigen feyerlichen Begleitung Paris. Drey Viertelmeilen von der Stadt ließ er die Bürger von Paris bitten, nicht weiter zu gehen, und nun nahmen ihn die von Verſailles wieder in ihre Mitte.

Mehr als ein Zug hatte heute bewieſen, daß der König unter Menſchen herab geſtiegen ſey und daß er dieſe Menſchen zu ſeiner Exiſtenz höchſt nöthig hätte: ein anderer ſollte dieß noch in einem nicht minder lehrreichen Lichte zeigen. Er hatte dieſen Tag noch nicht gegeſſen. Das Gedränge außerordentlicher Auftritte, die zu-

---

*) *Cette fois, Sire, peut-on compter sur Vous?*

nächſt ihn angingen, war Urſache geweſen, daß ſeine Dienerſchaft und er ſelbſt vielleicht nicht an ſeine Bedürfniſſe als Menſch gedacht hatte. Er fühlte einen lebhaften Hunger und äußerte dieß auf dem halben Wege zwiſchen Paris und Verſailles. Er verlangte ein Huhn, und man durchſuchte ganz Seves *) und fand keines. Nichts, als trocknes Brot war vorzufinden, weil ſeine Begleiter auf dem Hin- und Herwege alles aufgezehrt hatten. Er nahm ein Stück davon, tunkte es in Wein und machte ſolchergeſtalt zum erſtenmale in ſeinem Leben eine Mahlzeit, wie ſie der gute Heinrich IV. ſo oft gemacht hatte. Sodann ging der Zug nach Verſailles zurück, wo der König erſt gegen zehn Uhr des Abends ankam.

Unterdeſſen war die Königinn in der peinlichſten Unruhe geweſen. Gleich nach ſeiner Abreiſe nach Paris war ſie in Perſon zu ihren Kin-

---

*) Ein ſchöner, großer Flecken.

dern herunter gekommen, hatte die Nachricht gebracht, daß die Familie Polignac entfernt wäre, hatte ſie mit zu ſich hinauf in ihr Zimmer genommen und ſich mit Thränen in den Augen mit ihnen unterhalten. Von einer Stunde zur andern ſchickte ſie Kouriere und Ordonanzen nach Paris ab, um zu erfahren, was dort vorginge. Die blutigen Auftritte der vorigen Tage, die fürchterlichen Drohungen des Volks, die Erinnerungen an das Schickſal Heinrichs des Dritten und Heinrichs des Vierten, ſetzten ſie in einen Zuſtand, der über alle Beſchreibung ängſtlich war, und welchen Augenzeugen ſelbſt nicht ohne Rührung geſchildert haben. Als der König endlich zurück kam, eilte ſie ihm mit ihren Kindern entgegen, umarmte ihn in der großen Galerie und zeigte ſich einige Augenblicke darauf in ſeiner Geſellſchaft dem verſammelten Volke, das beyde mit einem lebhaften Freudengeſchrey empfing, Blumen zu ihnen hinauf warf und die Gitter vor dem Schloſſe mit Kränzen und Zweigen behing und beſteckte.

So endigte ſich ein Tag, der einer der merkwürdigſten in der Geſchichte der franzöſiſchen Nation bleiben wird, weil er mit den eigenſten Charakterzügen derſelben gezeichnet iſt, die ſich jetzt wieder nach einem langen Schlummer in ihrem hellſten Lichte mit allen ihren eigenthümlichen Schattirungen und raſchen Uebergängen zeigten. Paris und Verſailles waren bis unter die Dächer mit Millionen Lampen erleuchtet. An dem Hotel de Ville zeigte ſich ein beſcheidener Transparent mit den Worten: Ludwig dem Sechzehnten, dem Vater der Franzoſen, dem Könige eines freyen Volks. *)

Der Kammerdiener des Grafen von Artois folgte ſeinem Herrn, ſobald der König nach Verſailles zurück gekommen war, um ihm den Verlauf des Ganzen und zugleich den Wink zu überbringen, daß bey der Ausſöhnung des Königs mit der Nation, ſeiner nicht gedacht

---

*) *A Louis XVI, Père des François et Roi d'un peuple libre.*

worden wäre. Die Prinzen von **Lambeſk**, **Conde**, **Conti** und alle übrige, die in genauer Beziehung mit ihnen geſtanden hatten, eilten ſämtlich mit Poſtpferden nach den Gränzen von Frankreich, welches ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach je wieder zu betreten nicht Muth und Aufmunterung genug haben werden.

Unterdeſſen war die Nachricht von der Beſitznehmung der Baſtille, von der Unerſchrockenheit der Bürger von Paris, und von den grauſamen Scenen des vierzehnten July durch das ganze Land verbreitet werden. So wie Paris von jeher das Idol der Nachahmungsſucht für die Provinzialſtädte in Rückſicht ſeiner frivolen oder nützlichen Eigenthümlichkeiten war: ſo ward es auch jetzt daſſelbe in Rückſicht ſeines Muths und ſeiner raſchen Entſchloſſenheit. Wo in einer Stadt ein Gefängniß zu ſtürmen, ein ungerechter Maire anzuklagen, ein Freund der ariſtokratiſchen Partey zu mißhandeln, ein Kornwucherer zu henken war: da ſetzte ſich das Volk in Bewegung, bewaffnete ſich, eroberte, richtete, mißhandelte und henkte es. Zu Caen, zu Rouen, zu Dieppe, zu Marſeille, zu Orleans, zu Nancy, zu Straßburg gingen alle die Auftritte im Kleinen vor, die zu Paris im Großen vorgegangen waren. Alles ſchrie Freyheit oder Tod, überall miſchte ſich der Soldat unter den Bürger, überall ſchwor man den Deutſchen Truppen, die ſich als Unterdrücker der Freyheit hatten brauchen laſſen, wie ihren Anführern, Haß und Tod; von allen Seiten kamen Dankadreſſen an die Bürger von Paris, an die Nationalverſammlung, an die franzöſiſche Garde. Es war in dem ganzen Umfange von Frankreich kein Dorf, das nicht eine bewaffnete Wache geſtellt, das nicht Männer aus ſeinem Mittel angeboten hätte, um eine einzige große Bürgerarmee zur Aufrechthaltung der errungenen Freyheit zu bilden. Alles war plötzlich für das Volk, alles beſtrebte ſich, Aufopferungen für ſeine Erleichterung und für die Ruhe und das Wohl des Ganzen zu thun.

Indeſſen waren die erſte Zeit Exploſionen des brauſenden Volkscharakters unvermeidlich. Die Rache läßt keinen Genuß liegen, wenn ſie ſich denſelben verſchaffen kann. Das gemeine Volk, bey dem ſich der Begriff von Freyheit noch nicht abgeklärt hatte, erlaubte ſich einige gewaltſame Schritte gegen die, welche es wegen Verrath der Nation, oder wegen Getreidewuchers in Verdacht hatte. Von beyden Arten gab es eine große Anzahl, und es war gefährlich, einem derſelben ähnlich zu ſehen. Faſt täglich wurden Leute auf dieſe vermeinte Aehnlichkeit gemißhandelt oder wohl gar gehenkt. Der Abbee Cordier von Saint-Firmin, den man für den Abbee Roy, einen allgemein verabſcheuten Ariſtokratendiener hielt, entging ſo kaum einem grauſamen Tode. Ein gemeiner Mann traf ihn in der Gegend des Pont Neuf, ging eine Weile neben ihm her, ſah ihn aufmerkſam an, und rief auf einmal: „Hier iſt der Abbee Roy, greift ihn, nehmt den Verräther feſt.*) Auf ſein Geſchrey waren in wenig Augenblicken

---

*) *C'eſt l'Abbé Roy, arrêtez, arrêtez ce traitre!*

Tauſende beyſammen, und alles ſchrie: „Wir haben den Abbee Roy, wir wollen dem Sch** auf der Stelle ſein Recht anthun.“ *) Einige Bürger, die den Abbee kannten, traten dazwiſchen und verſicherten, daß man ſich irrte, es wäre der Abbee Cordier, aber ihre Stimmen wurden nicht gehört und ſie geriethen ſelbſt in Lebensgefahr. Die Bürgerwache, die dazu kam, vermochte indeſſen den Pöbel doch, ihn nach dem Hotel de Ville verabfolgen zu laſſen. Hier waren nur drey Mitglieder von der Komittee zugegen, deren zwey den Abbee kannten, der dritte aber, unter dem Vorwande, daß er bey einem Gedränge von nöthigen Geſchäften ſeine Sache nicht unterſuchen könnte, der Bürgerwache befahl, ihn nach dem Diſtrikte des Platzes Dauphine zurück zu führen, der ſich ſeiner zuerſt bemächtigt hätte. **)

---

*) *Nous tenons l'Abbé Roy, nous voulons que ce coquin-là soit exécuté sur le champ.*

**) Dieſer Zug iſt ein Belege, wie wenig man zu dieſer Zeit der Zerrüttung und des Arg-

Der Abbee gerieth in die grauſamſte Verlegenheit dadurch, denn auf dem Greve-Platz wimmelten und ſchrien Tauſende, daß man ihn herausgeben und der Rache des Volks überlaſſen ſollte. Als ſie erfuhren, daß er nach dem Diſtrikte zurück gebracht werden ſollte, liefen ſie voran, und erwarteten ihn auf dem Platz Dauphine, wo das Wachhaus des Diſtrikts war.

Man hatte ihn in einen Fiaker genommen, und ein Officier von der Bürgerwache nebſt zwey Füſelieren von der franzöſiſchen Garde ſaßen bey ihm in demſelben. Eine Anzahl bewaffneter Bürger ging voran und zur Seite. So kam der Zug zum Platz Dauphine. Das Volk war ſeiner Ungeduld nicht mehr Meiſter. Es fiel über den Wagen her, riß der Wache die Gewehre aus den Händen, und in wenig Mi-

---

wohns ſelbſt ſeinen Bekannten und ihren Zeugniſſen zu Gunſten anderer trauen zu können glaubte.

nuten drangen Bajonnette von allen Seiten herein. Aber die Wache erhielt Verſtärkung, und ſchwur, eher zu ſterben, als ſich einen Mann entreiſſen zu laſſen, deſſen Schuld nicht klar erwieſen wäre. Es entſtand ein Wetteifer unter der Wache ſelbſt, die aus den Bürgern des Diſtrikts Saint Euſtache und des Diſtrikts vom Platze Dauphine zuſammen geſetzt war, welcher von beyden Theilen die Ehre der Rettung haben ſollte. Der Diſtrikt von Saint Euſtache, als der ſtärkere, erhielt es, daß man ihn ſeinem Schutz überließ und man kam überein, daß er nach dem Wachhauſe deſſelben geführt werden ſollte. Die ſchreckliche Lage des Abbee erhielt durch dieſe Maaßregeln neue Dauer und neue Peinlichkeit. Man fuhr mit ihm über den Pont-Neuf zurück, das Volk lief ſchreyend hinterdrein und zwiſchen der Statue Heinrichs IV. und der Samaritaine gerieth es von neuem in eine Wuth, die nur durch den Tod des Unglücklichen geſtillt ſeyn wollte. „Ihr ſeht,“ ſagte er zu denen, die bey ihm in dem Wagen waren: „daß man das Blut eines Abbee will. Wenn ich länger im Wagen bleibe, ſeyd Ihr des Todes, wie ich ſelbſt. *)

Mit dieſen Worten ſprang er aus dem Wagen und zeigte eine bewundrungswürdige Faſſung. Das Volk konnte der Bürgerwache nicht Herr werden und Cordier ging in der Mitte derſelben, voll einer verzweifelten Ergebung in ſein Schickſal. Auf dem kleinen Platze Betizi bekam die Menge die Uebergewalt. Man ſchloß einen Kreis um ihn, ein Menſch ſprang hervor, griff nach ihm und rief: Einen Stich dem Sch** und damit gut. **) Cordier wandte ſich nach ihm um und rief mit Entſchloſſenheit: **Ungeheuer, wer gibt dir das Recht, einen redlichen Staatsbürger**

---

*) *Vous voyèz, qu'ils veulent la mort d'un Abbé; ſi j'y reſte plus longtems vous y pèrirez avec moi.*

**) *On n'a qu'à poignarder ce coquin!*

umzubringen? *) Er glaubte, daß dieß ſeine letzten Worte ſeyn würden; auf einmal rief man: Da kömmt der Marquis de la Fayette! Dieſer Name wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf das Volk. Es ſchrie: den Hut herunter! Es lebe der Marquis de la Fayette! Man fügte ſich ſeinen Vorſtellungen und ließ es zu, daß der Gefangene noch einmal nach dem Hotel de Ville gebracht und daß dort ſeine Sache unterſucht würde. Der Marquis ging zu Fuße voran und die Wache folgte ihm mit dem Gefangenen, den man immer noch mit Schimpfwörtern und Todesdrohungen überhäufte. Man glaubte gewiß, daß man ihn als den Abbee Roy erkennen, ihm den

---

*) *Monſtre, qui t'a donné le droit d'oter la vie à un citoyen honnête?* — Der Abbee Cordier hat dieſe Auftritte in einer eignen kleinen Schrift ſelbſt beſchrieben. Aus dieſer ſind die Umſtände genommen, die der Verf. von ſeiner höchſt ſeltſamen Situation beygebracht hat.

Prozeß machen und ihn ſodann dem Volke ausliefern würde. Der Greveplatz war mit einer zahlloſen Menge angefüllt, und man bemerkte einen Küchenjungen, der ſich des berühmten Reverbere bemächtigt und über den Arm deſſelben ſchon einen Strick herunter gelaſſen hatte, um ein gegründetes Recht auf das Amt des Henkers zu haben.

Unterdeſſen war der Abbee von mehreren nach der Zeit auf das Hotel de Ville gekommenen Elekteurs erkannt worden, die ihm das vortheilhafteſte Zeugniß gaben und die ſelbſt in den Regiſtern ihrer Verhandlungen nachwieſen, daß er noch den Tag vorher die Ankunft von ſechzig Kanonen, die gegen die Bürger beſtimmt waren, angezeigt hätte. Der Marquis de la Fayette erſchien auf den Stufen und theilte dem Volke dieſen Umſtand und zugleich das günſtige Zeugniß mehrerer Elekteurs mit. Plötzlich ſchrie jetzt alles: Es lebe der Patriot, der brave Abbee Cordier! und man ſtrebte, bis zu ihm vorzudringen, um ihn zu umarmen. Man gab ihm ein Certifikat, von dem Marquis de la Fayette unterſchrieben; man las es auf den Stufen des Hotel de Ville dem Volke vor, und nun nahm ihn dieß in ſeine Mitte und begleitete ihn unter Triumphgeſchrey nach dem Palais Royal und von da nach ſeiner Wohnung.

Dieſe plötzlichen Umſetzungen in Meynung und Willen, ſind der eigene Charakter der franzöſiſchen Nation. Hier iſt noch ein wunderbares Belege dazu.

Das Volk griff ein Weib auf, das man als die Frau eines Polizeyſpionen kannte. Alles ſchrie: Man muß ſie henken! Einer ließ das Seil eines Reverbere herunter, man ſchlang es ihr um den Hals, zog es auf und es zerriß. Man führte ſie zu einem andern, das Seil riß zum zweytenmal; zu einem dritten, das Seil riß zum drittenmal. „Ach,“ rief der henkende Mann verdrüßlich: „laßt ſie laufen, ſie iſt nicht zu henken!“ *) Dieß Wort brachte die Menge zum Lachen, man ließ die Frau los, ſammelte Allmoſen für ſie, und gab ihr den Rath, Paris zu verlaſſen.

Auf

---

*) *Eh, laiſſez la, elle eſt inpendable!*

Auf die Kornwucherer war das Volk beſonders erbittert. Die Einwohner von Saint-Germain-en-Laye unter andern, ergriffen einen Müller, Namens Sauvage, dem ſie Kornwucher Schuld gaben, und waren im Begriff, ihn hinzurichten, als die Bürgerwache dazu kam und es verſuchte, ihn ſeinen Henkern aus den Händen zu reiſſen. Man verſprach dem Volke, zu unterſuchen, ob er des angeſchuldigten Verbrechens überwieſen werden könnte, und ihn demſelben in dieſem Fall zurück zu geben. Nur mit Mühe war man damit zufrieden. Man führte ihn in die Kirche der Recollekten und der Pöbel ſtrömte hinterher. Es fand ſich, daß eine Quantität Korn und Mehl, die man bey ihm angetroffen, der Regierung gehörte, die den Vorrath für die Märkte der umliegenden Ortſchaften beſtimmt hatte. Man war im Begriff, ſeine Rechtfertigung geltend zu machen, als ein Weib unter dem Volk ausſagte, daß er einige Tage vorher folgendes auf dem Markte geäußert hätte: „Das Getreide iſt zu theuer! Gut! gut! wenn ihr nicht kaufen wollt, kaufen es andre! Ihr werdet ſchon müſſen! Es iſt ohnehin zu viel Lumpenpack in Frankreich, man kann es ſchon miſſen!“ --- Bey dieſen Worten hätte er höhniſch gelacht. Dieſe Ausſage erhitzte die Menge von neuem. Man riß ihn aus der Mitte ſeiner Retter weg und war im Begriff, ihn nach dem Markt zu führen, um ihn dort der allgemeinen Erbitterung preis zu geben, als ein Fleiſcherknecht mit einem Hackemeſſer ſich hervor drängte, den Unglücklichen bey den Haaren ergriff, ihm ſchäumend den Kopf vom Rumpfe ſonderte, und ihn in Triumph dem Volke zeigte. Man ſteckte ihn auf eine Stange und trug ihn in der Stadt herum. Die Bürgerwache ſuchte das Volk zu zerſtreuen; aber man rief ihr drohend zu: ‚Laßt die Gerechtigkeit des Volks durch, oder wahrt eure Köpfe. *)

Dieſe Rache erhitzte die Köpfe, ſtatt ſie zu beſänftigen, nur deſto mehr. Ein Haufen rannte nach Andreſi, einem kleinen Ort in der Nach-

---

*) *Laiſſez paſſer la juſtice du peuple, ou prenés garde à vous!*

barſchaft von Saint-Germain, und bemächtigte ſich eines Pachters, Nahmens Thomaſſin, den man auch des Kornwuchers wegen im Verdacht hatte. Die Bürgermiliz trat abermals dazwiſchen und vermochte das Volk, ihr den Mann auszuliefern. Man führte ihn nach Poiſſy in ein Gefängniß und ſchickte auf der Stelle reitende Boten an die Nationalverſammlung, mit der Nachricht von dem, was vorginge, und mit der Bitte, den Unglücklichen zu retten. Dieſe ernannte ſogleich eine Deputation, die ſich unverzüglich auf den Weg machte. Der Biſchof von Chartres war an ihrer Spitze. Sie kam nach Poiſſy und fand Tauſende vor dem Gefängniſſe. Der Biſchof ſprach mit Nachdruck und Rührung zu dem Volke. Um es nicht zu erbittern, geſtand er ein, daß Thomaſſin vielleicht ſchuldig ſeyn könnte; aber man müßte die Geſetze in Ehren halten und dieſen die Unterſuchung und den Richterſpruch überlaſſen. Das Volk fügte ſich ſeinen Vorſtellungen und man glaubte, den Unglücklichen gerettet zu haben. Aber auf einmal ward es anderer Meinung, als eine Stimme aus ſeiner Mitte laut wurde und

rief: Ah, ſie ſind nicht gekommen, um
Sauvagen zu retten, weil er arm war,
aber dieſen wollen ſie retten, weil e
ein reicher Kauz iſt. *) Dieſe Bemerkun
empörte das Volk von neuem, man drängte ſic
in das Gefängniß und riß den Mann ſeine
Rettern aus den Armen. Dieſe eilten dem un
gebändigten Pöbel nach, aus deſſen Mitte dre
herausführen, wovon der eine dem Unglückliche
einen Strick um den Hals warf, der andre eine
Säbel über ihm geſchwungen hielt und der drit
ihm ein geladenes Piſtol auf die Bruſt ſetzt
Bey dieſem Anblicke warf ſich der Biſchof vo
Chartres auf die Kniee, die übrigen von de
Deputation folgten ſeinem Beyſpiel und Th
maſſin ſtreckte, ſchon halb todt, die Hände fl
hend um Erbarmung aus. So bat man nur u
zweytägige Friſt für ihn; aber das Volk bli
bey dieſer rührenden Scene ohne Gefühl. En

---

*) *Eh mais, ils ne ſont pas venus pour ſauver Sa*
vage parce qu'il étoit pauvre, et ils vienne
pour ſauver Thomaſſin parce que c'eſt un richa

lich bat der Biſchof, der keinen Athem und keine Stimme mehr hatte, um die letzte Gnade, daß man den Unglücklichen beichten und ihm das Abendmahl reichen laſſen möchte. Nur mit Mühe erhielt man dieß. Der Pfarrer des Orts, ein ehrwürdiger Greis kam und fing an unter Thränen ſein Amt zu verwalten. Dieſer Anblick bewegte ſichtbar die Umſtehenden. Der Biſchof nahm dieſes Augenblicks wahr, drang noch einmal mit Vorſtellungen und Bitten in ſie und erhielt endlich Erlaubniß, den Gefangenen mit nach Verſailles zu nehmen, doch unter der Bedingung, daß er den Händen der Juſtiz ausgeliefert würde. „Und haltet Ihr nicht Wort,“ rief man ihnen zu: „ſo ſeyd Ihr des Todes, wie Er!“ --- Jetzt verlief ſich die Menge, die Deputirten ſtiegen ein und nahmen Thomaſſin mit. Auf Umwegen, die ſie wählten, um nicht von einer neuen Menge angefallen zu werden, kamen ſie endlich nach Verſailles. Einige von dem Volke hatten ſie den halben Weg dahin begleitet und beym Abſchiede noch einmal in ſie gedrungen, dem Gefangenen den Prozeß bald zu machen. In Verſailles lieferten ſie Thomaſſin in das Stockhaus und ſtatteten Bericht ab. Dieſen hatten ſie kaum unterſchrieben, als einige Leute von Poiſſy ankamen, um ſich zu unterrichten, ob man ihnen auch Wort gehalten hätte. Man händigte ihnen eine Kopie von dem Berichte der Deputation und von der rechtfertigenden Ausſage Thomaſſins aus, mit denen ſie ſich zurück verfügten. Letzterer ward in Freyheit geſetzt.

Die Nationalverſammlung beſchloß, auf den Bericht der Deputation, dem Biſchof von Chartres für die Rettung eines Staatsbürgers, die für ihn ſelbſt mit Lebensgefahr verknüpft geweſen wäre, feyerlich zu danken. „Nein, rief er: ‚ich theile die Ehre dieſer That mit der ganzen Deputation. Was ich gethan habe, hätte jeder unter ihnen gethan.“ Dieſe Auftritte beſtimmten endlich die Nationalverſammlung, überall die Errichtung der Bürgermiliz gut zu heißen, was bis jetzt immer noch Einwendungen gefunden hatte.

Unterdeſſen war zu Paris alles in einer bewunderuswürdigen Ordnung und Ruhe. Die

Bürger wachten über die Sicherheit der Stadt mit einem Eifer, den die bezahlte Polizey nie gezeigt hatte. Man konnte zu allen Zeiten der Nacht ungeſtört und unangefallen gehen, wo man wollte und alle öffentliche Zahlungen, alle Geſchäfte, Handthierungen und Vergnügungen nahmen ihren alten Gang. Die Häupter der Bürgerſchaft zertheilten ſich in einzelne Komiteen, wovon die eine die Zufuhre, die andre die öffentlichen Gefälle, die dritte die Polizey, die vierte die Bürgermiliz, mit auſſerordentlicher Einſicht, Schnelligkeit und Entſchloſſenheit beſorgte. Man verſchaffte den Brotloſen Brot, den Arbeitloſen Arbeit, den Armen thätige Unterſtützung. Der Preis des Brots ward um zwey Sous das Pfund vermindert, unter die Einwohner der Vorſtadt Saint Antoine, dem Sitze des Elends und Mangels, wurden gegen funfzigtauſend Livres vertheilt und die Familien, deren Väter bey der Wegnahme der Baſtille geblieben oder verwundet waren, wurden auf öffentliche Koſten ernährt. Alles war heiter und voll froher Hoffnungen und die fürchterlichen

Auftritte der vergangenen Tage ſchienen ganz vergeſſen zu ſeyn. *)

In den übrigen Gegenden von Frankreich war die Gährung noch nicht geſtillt; aber immer trafen die Ausbrüche derſelben nur Leute, die dem Volke als ſeine Feinde oder als Wucherer bekannt waren. Jede Stadt, jeder Ort ging auf Entdeckungen aus und wo man einen fand,

---

*) Taglich ſahe man Umgänge, welche Religioſität oder Freude veranlaßt hatte. Einer von der letztern Art war unbeſchreiblich rührend. Es hatten ſich wohl ſechshundert der allerärmſten Leute zuſammen gefunden, die zum Theil ohne Hemd, ohne Schuh, ohne Hut, aber mit Blumen und Zweigen geputzt waren, und ſo die Stadt mit einer Bürgertrommel an der Spitze durchzogen. Es waren Greiſe von achtzig bis neunzig Jahren dabey, die ihre morſchen Sehnen noch einmal anſpannten, um in dieſer Zeit der allgemeinen Freude zu hüpfen. Sie wurden von ihren Kindern zartlich geführt und aufrecht erhalten.

der ſich des **Verbrechens der beleidigten Nation** *) ſchuldig gemacht hatte, ward aufgegriffen, und, mehrentheils ohne weitere Unterſuchung, gehenkt oder nieder gehauen.

Der Staatsrath von **Foulon**, ein Mann ſchon tief in die Sechzige, und einer der neuen Miniſter, hatte ſich durch das Schickſal **Launays** und **Fleſſelles**, mit denen er in ſehr enger Verbindung ſtand, bewegen laſſen, den Verfolgungen des Volks, wie alle übrige ſeines Bündniſſes, anfangs durch Verkleidung und nachher durch das ausgeſprengte Gerücht von ſeinem Tode **) auszuweichen. Er hielt ſich im ſtrengſten Inkognito zu Viry-ſür-Orge, einem Guthe des Herrn von Sartines auf und hatte

---

*) Man hatte den Ausdruck *crime de léze-nation* von dem erſten Tage der Revolution an in Umlauf gebracht.

**) Man verſichert, daß er den Tod eines ſeiner Bedienten genutzt und dieſen unter ſeinem Namen habe begraben laſſen.

niemand bey ſich, als einen vertrauten Bedienten, der ihn aber doch den Einwohnern des Orts verrathen haben ſoll. Gewiß iſt es, daß er von einem derſelben in dem Park des Schloſſes erkannt und daß durch dieſen die übrigen wider ihn angeführt wurden. Man ſtürmte das Schloß, griff ihn und führte ihn heraus. Er ward ſehr gemißhandelt, aber ein Gefühl für Ordnung und Geſetz hielt das Volk ab, ihn auf der Stelle hinzurichten, und beſtimmte es, ihn nach Paris zu führen, und ihm den Prozeß machen zu laſſen.

Hauptſächlich legte man ihm Kornwucher zur Laſt. Auſſerdem war es noch in friſchem Andenken, daß er einige Provinzen, deren Intendant er geweſen war, unbarmherzig gedrückt hatte, und der Umſtand, daß er von der ariſtokratiſchen Partey zur Stelle eines Miniſters war empor gehoben worden, ſchien an ſich ſchon jeden gewaltthätigen Schritt gegen ihn gut zu heißen, wenn man ſich auch nicht erinnert hätte, daß er vor einigen Jahren, als der Abbee Terray noch am Ruder war, geſagt hatte: Ich will das Volk noch ſo weit bringen, daß es entweder das Pfund Brot für fünf Sous, oder Heu freſſen ſoll. *)

Als eine Anſpielung auf dieſe Worte band ihm das Volk in ſeiner grauſamen guten Laune ein Bund Heu auf den Rücken, befeſtigte ihm über den Hüften auf jeder Seite Wiſche davon, legten ihm eine Art von Diſteln und Stroh geflochtener Halskrauſe um und zwang ihn, ſolchergeſtalt hinter einem Heuwagen her nach Paris zu gehen. Es war dieſen Tag eine fürchterliche Hitze. Man wiſchte ihm den Schweiß mit Neſſeln ab, und gab ihm, als er über Durſt klagte, einen Trunk Weineſſig, mit Pfeffer vermiſcht. So kam man mit ihm vor den Barrieren von Paris an, wo ihn ein ſtarkes Detaſchement von der Bürgermiliz in Empfang nahm, ihn vor fernern Grauſamkeiten ſchützte und nach dem Hotel de Ville führte. Der Zulauf des Volks war unbeſchreiblich. Funfzigtauſend Menſchen und drüber zerdrängten ſich auf dem

---

*) *Je les réduirai à manger le pain à 5 sols ou à se nourrir de foin.*

engen Greveplatz und dieſe gezwungene Lage vermehrte ihre Ungeduld. Man rief mit ſchrecklichem Geſchrey, daß man ihm den Prozeß machen und ihn dem Volke ausliefern ſollte. Von dem berüchtigten Reverbere waren abermals ſchon Stücke herab gelaſſen.

Der Maire und die Repräſentanten der Bürgerſchaft waren in der peinlichſten Verlegenheit. Sie hätten den Gefangenen gern in ein Gefängniß führen laſſen, wenn man es über die Ungeduld des Volks hätte erhalten können. Dieſes ſtürzte ſich, als man verzögerte, zu Haufen in das Hotel de Ville und drang bald bis in den großen Saal ſelbſt vor, wo es der Komittee zurief, die Unterſuchung anzufangen. Man ſtellte ihm vor, daß dem Gefangenen der Prozeß gemacht werden ſollte, daß es aber in der Form Rechtens geſchehen müßte. Es drang darauf, daß man Richter ernennen und ſeine Sentenz auf der Stelle fällen ſollte.

Jetzt erſchien der Marquis de la Fayette. Man ſchrie ihm zu, Recht zu ſprechen. Er geſtand ein, daß der Proceß zwar auf der Stelle eingeleitet, aber geſetzlich entſchieden werden müßte; doch er ſelbſt, ſetzt' er hinzu, fühlte ſich zu ſchwach, er wollte ſich aber ohne Zeitverluſt nach Verſailles in die Nationalverſammlung verfügen, welche Kommiſſare ernennen ſollte, den Gefangenen zu befragen, um, außer ſeinen eigenen Verbrechen, auch noch die Plane ſeiner Partey an den Tag zu bringen.

Aber dieß Verfahren dünkte das Volk zu langſam. Es unterbrach ihn mit einem raſenden Geſchrey, bemächtigte ſich des Gefangenen, deſſen Verbrechen ihm klar erwieſen dünchteten, riß ihn aus der Mitte der Verſammlung weg, die Stufen hinunter, zu der Laterne. Man knüpfte ihn auf, und das Seil riß. Er lag auf den Knieen und flehete um Gnade; aber man ſchlang ihm einen neuen Strick um den Hals, zog ihn hinauf, riß ihn bey den Füßen wieder herab, hieb ihm den Kopf herunter, ſteckte ihm Heu in den Mund *) und trug ihn mit einem Triumph-

---

*) Die Buben, welche den Tag darauf den Bericht von ſeinem Tode verkauften, bedienten ſich, um Käufer zu bekommen, des Ausrufs: *Voilà la fin tragique du grand mangeur du foin!*

geſchrey, das die übrigen Einwohner mit Grauſen und Abſcheu erfüllte, durch alle Straßen. Weiber und Kinder ſchleppten den Körper bey den Füßen umher und drängten ſich, Lappen von ſeinen zerriſſenen Kleidern zu bekommen, um ſie hoch in der Luft wehen zu laſſen. Die unmenſchliche Raſerey des Volks ging weiter, als ſie bey der Hinrichtung Launays und Fleſſelles gegangen war. Sie ſollte aber noch höher ſteigen.

Der Intendant von Paris, Berthier von Sauvigny, der Schwiegerſohn Foulons, der ſich gleicher Verbrechen gegen die Nation ſchuldig gemacht hatte, war zwey Tage vorher zu Compiegne entdeckt und verhaftet worden. Ein Detaſchement der Bürgermiliz von Paris ward dahin beordert, um ihn nach der Hauptſtadt zu führen, wo man ihm geſetzlich den Pro-

---

(Kauft das traurige Ende des großen Heufreſſers!) Einige Tage nachher trugen die Kinder Köpfe mit Haaren ausgeſtopft und mit fleiſchfarbigem Tuch überzogen in den Straßen umher. Das Heu im Munde war nicht vergeſſen.

zeß zu machen Willens war. Es kam gerade den Abend dieſes blutigen Tages mit ihm an. Unterwegs hatte das Volk darauf gedrungen, daß man ihn auf einen Karren ſetzen und ſolchergeſtalt nach Paris führen ſollte, da man aber keinen ſolchen bey der Hand hatte, riß man die Decke der Kutſche herunter und gab ihn den Blicken und den Mißhandlungen der Menge preis, die durch die Bürgermiliz nicht im Zaum gehalten werden konnte.

Der Gefangene war in derjenigen Betäubung, die ſich wie Kälte und Unerſchrockenheit äußert, und ſah in die tobende Menge mit ſtieren Blicken hinein. An dem Thore Saint Martin wartete ein zermalmender Anblick auf ihn. Der Hauſe, der den Kopf ſeines Schwiegervaters umher trug, hatte Nachricht von ſeiner Ankunft erhalten und war ihm bis dorthin entgegen gekommen. Man zeigte ihm dieſen Kopf und fuhr ihm damit ins Geſicht. Er blieb ohne Bewegung ſitzen, und ſtreckte nicht einmal die Hand aus, um ſich der ſcheußlichen Annäherung zu erwehren. So kam er vor dem Hotel de Ville an.

Er ging mit einer unglaublichen Faſſung die Stufen deſſelben hinauf und ſchien die lärmende Menge gar nicht zu bemerken und zu fürchten. Man führte ihn nicht gleich in den Verſammlungsſaal der Komittee, ſondern in einen daran ſtoßenden, wo er ruhig und kaltblütig wartete, bis man ihn vorrief. Als er herein geführt wurde, machte er der Verſammlung eine Verbeugung, in welcher ſich der Stolz und die Faſſung zeigten, die ſonſt der Unſchuld natürlich ſind. Er antwortete auf die Fragen, die man ihm vorlegte, mit Entſchloſſenheit und Beſtimmtheit, erzählte ſeine Geſchichte von ſeiner Entfernung und Gefangennehmung an, bis auf die Verfolgungen und Mißhandlungen, die man ſich auf dem Wege gegen ihn erlaubt hätte, mit unbegreiflicher Klarheit und Unbefangenheit und bat darauf, daß man ihm einen Ort anweiſen möchte, wo er ausruhen könnte, denn ſeit drey Tagen wäre kein Schlaf in ſeine Augen gekommen. Seine Richter waren irre in ihm und von einer ſichtbaren Verlegenheit übermeiſtert.

Der Maire fragte den Officier von der Bürgerwache, der ihn zu Compiegne in Empfang genom-

genommen hatte, ob er kein Inſtrument über die Verhaftung des Beklagten hätte. Dieſer legte eines vor, von der Munizipalität von Compiegne aufgenommen und folgendes Inhalts: „die Munizipalität von Compiegne hat dem Intendanten von Paris keines der ihm angeſchuldigten Verbrechen gerichtlich beweiſen können, und ihn unter ihren Schutz und Geleit genommen; ſie hofft, daß die Komittee der Stadt Paris ein gleiches Benehmen gegen ihn beobachten werde.“

Man war in der allerhöchſten Befremdung über dieſe Schrift, die zugleich Aufklärung gab, woher zum Theil die Gelaſſenheit des Gefangenen rührte. Man las ſie noch einmal und war kaum damit zu Ende, als ſich unter dem Volke ein Geſchrey, oder vielmehr ein Brüllen der Ungeduld erhob, und die Wüthendſten unter demſelben ſich in den Saal drängten. Die Komittee war in einer tiefen Stille verſunken. Nur ein Menſch im Saale war ruhig, und dieß war der Intendant.

Der Maire trat dem Volke entgegen und verſuchte es durch Vorſtellungen zu beſänftigen; aber dieſe ſchienen die Raſerey deſſelben zu vermehren. Indeſſen ſchrie er und einmüthig mit ihm ſchrien die Glieder der Komittee, daß der Gefangene nach den Gefängniſſen der Abtey in Verwahrung geführt werden ſollte. Die Bürgerwache nahm ihn in die Mitte und führte ihn hinaus. Auf den Stufen ſagte er noch: Mein Gott, was das Volk für ein unſinniges Geſchrey macht!*) Unten an den

---

*) *Mon Dieu, que ce peuple eſt bizarre avec ſes cris!*

Stufen bat er den Offizier von der Bürgerwache, ihm einige Louisd'or zu borgen, weil er kein Geld hätte und doch während ſeines Verhafts deſſen bedürftig wäre. Aber er hatte dieß kaum ausgeſagt, als die Wache von dem andringenden Volke zurück geworfen und zerſtreut wurde. Berthier wehrte ſich wie ein Raſender gegen die, welche ihn angriffen, riß einem davon eine Pike aus der Hand und ſuchte ſich damit Luft zu verſchaffen. Aber die Menge übermannte ihn augenblicklich und jetzt erfolgte derſelbe grauſame Auftritt, der ein paar Stunden vorher ſeinem Schwiegervater das Leben gekoſtet hatte. Man henkte, köpfte, ſpießte und hieb ihn in Stücken in einem Augenblick.

Die Komittee war in Schrecken und Schmerz verſunken, und in dem Saal herrſchte eine tiefe Stille. Auf einmal fuhr ein Mann mit wilden Blicken herein, wandte ſich an den Marquis de la Fayette und rief: Herr Marquis, ſie wollen Ihnen durchaus ſein Herz bringen! *) Der Marquis war auſſer ſich und bat den Mann, dem Volke zu ſagen, man wäre mit dringenden Berathſchlagungen beſchäftigt. Man würde — Ein zweyter kam und unterbrach ihn. „Herr Marquis,“ rief er: „ſie bringen Ihnen ſein Herz.“ *) Er hatte dieß kaum ausgeſagt, als ein dritter das blutende Herz in der Hand, herein ſtürzte und in einem

---

*) *Monſieur le Marquis, ils veulent abſolument apporter ſon coeur!*

**) *Monſieur le Marquis, ils vous apportent ſon coeur!*

wahren Wahnſinne ſchrie; „Da iſt es, da iſt ſein Herz! Ich hab' es ihm heraus geriſſen!“ *) Hinter ihm war ein Dragoner, der in der einen Hand den blutigen Säbel, in der andern den Kopf bey den Haaren empor hielt und triumphirend rief: Ich, ich habe ihn herunter gehauen! **) Der Maire und einige Elekteurs wurden ohnmächtig und der Marquis de la Fayette war ohne Bewußtſeyn. Die Unmenſchen fuhren wieder zum Saal heraus und ſtürzten ſich unter das Volk, das ſie mit einem fürchterlichen Triumphgeſchrey durch die Straßen begleitete.

Alles was Gefühl hatte, war durch dieſe Barbarey empört. Wo der Zug erſchien, machte man Gewölbe und Fenſter zu und alles wich dem ſchrecklichen Anblicke aus. Die rechtlichern Einwohner zitterten für ihre eigene Exiſtenz und man fing an, vor den Folgen eines mißverſtandenen Freyheitsgefühls zu ſchaudern.

Dieſer Auftritt, der der fürchterlichſte unter allen war, erſchöpfte glücklicherweiſe die Wuth des rachgierigen Volks. Gegen eilf Uhr in der Nacht war alles ruhig und die Bürgermiliz trat ungeſtört ihre Dienſte wieder an.

Den andern Tag ward es kund, daß der Marquis de la Fayette Entlaſſung von ſeiner Stelle gefordert, und erklärt hätte: er wollte wohl an der Spitze von Bürgern ſeyn, die jetzt,

---

*) *Voilà, voilà le coeur! C'eſt moi qui l'ai arraché!*

**) *C'eſt moi, c'eſt moi, qui l'ai coupée!*

da keine ausübende Gewalt mehr vorhanden wäre, ſich durch inneres Gefühl für Recht und Geſetze leiten ließen, aber nicht an der Spitze von Unmenſchen, die alles unter die Füße träten, um ihre Rachſucht zu befriedigen. Er gäbe ſich allem preis, was dieſe Erklärung Schreckliches für ihn im Gefolge haben könnte, und, erginge auch das Aergſte über ihn, ſo würde er ſie unter den Händen ſeiner Henker mit ſeinem letzten Athemzuge vertheidigen.

Dieſe edle und kühne Erklärung that unglaubliche Wirkung. Diejenigen ſelbſt, die den Tag vorher wie wilde Thiere gewüthet hatten, kamen zu ihm und betheuerten ihm knieend und ſchluchzend, daß ſie ſich dergleichen Ausſchweifungen nicht wieder zu Schulden kommen laſſen, daß ſie die erſten ſeyn wollten, die ſich Auftritten dieſer Art mit gewaltthätiger Hand widerſetzen wollten. Sie baten ihn um Verzeihung und beſchworen ihn: an der Spitze des Volks zu bleiben, das ihn als ſeinen Beſchützer anbetete und allen ſeinen Befehlen und Verfügungen unbedingt gehorchen würde. Er ließ ſich bewegen und behielt ſeine Stelle.

Von dieſem Tage an war alles in einer bewundernswürdigen Ordnung und Ruhe. Die vorgefallenen Auftritte waren in der That weder ſo beträchtlich noch ſo daurend, als man unter einer Menge von vier und zwanzig Millionen, wovon mehr als das drittel durch eine plötzliche Entfeſſelung bis zur Raſerey erhitzt, und unter denen kein Geſetz, kein obrigkeitliches Anſehen, kein Miniſter, kein König, vorhanden war, hätte erwarten und befürchten ſollen. Der Triumph der Aufklärung und eines wohlgeordneten Freyheitsgefühls fing an, ſich jetzt in ſeinem ganzen Glanze zu zeigen. Zum erſtenmal hatte die Nation ein einziges großes Intereſſe, das alle ihre Schritte beſtändig auf ſie ſelbſt zurückführte und alles, was ſie nützliches und ſchädliches unternahm, für ſich oder gegen ſich ſelbſt unternommen darſtellte. Daher kam es, daß man die vom dritten Stande, welche ſich der Unordnung durch Raub oder durch Gewaltthätigkeit zu Nutze machen wollten, eben ſo unerbittlich behandelte, als die, welche geborne oder autoriſirte Ausſauger des dritten Standes geweſen waren. Die Bürgerwachen beobachteten und verfolgten ſonach das Geſindel auf den Heerſtraßen, das die Rechte der Menſchheit verletzte, eben ſo ſtrenge, als diejenigen, die durch Flucht oder angebothene nothgedrungene Aufopferungen ſich ſelbſt die Stellen anwieſen, die ſie vorher auf dem Rücken des arbeitſamen Standes eingenommen hatten. Nach dem erſten gewaltſamen Uebergange der Gährung ſchienen folgende Grundſätze allgemein Wurzel gefaßt zu haben: man muß erwerben und nicht nehmen, man muß nach Geſetzen, oder in Ermangelung derſelben, nach dem moraliſchen Gefühl handeln, man muß die Unordnung heben und nicht vermehren, man muß ſein eignes Wohl in dem Wohl des Ganzen ſuchen, man muß ſich ſelbſt beherrſchen, wenn die anvertraute Macht des Beherrſchers aufgehoben iſt. Der Bürger ſagte ſich dieß, wie der Bauer und der Soldat, und die Folgen daraus floſſen zuſammen und bildeten jenen Nationalgeiſt, der noch bis jetzt ſo wirkſam aus der Nation handelt, und der ſich mit Recht die Bewunderung von Europa erworben hat, weil er bey ihr der Stellvertreter der geſetzgebenden und vollſtreckenden Gewalt, der Wiederherſteller der Ordnung, der Bürge des Eigenthums und der Schöpfer eines ganz neuen Regierungs- und Verwaltungsſyſtems geworden iſt.

Zwey Dinge beſchäftigten von nun an hauptſächlich die Aufmerkſamkeit des Volks. Die Zerſtöhrung der Baſtille und die Zurückkunft Neckers.

Gleich den Tag nach der Eroberung der Baſtille ward Befehl zu ihrer Zerſtöhrung gegeben. Das Volk hatte dieſen Befehl nicht einmal erwartet und war ſchon an dem Tage der Uebergabe beſchäftigt geweſen, die oberſten Lagen der Steine zu zerreiſſen und zu zerſprengen und in die Graben herab zu werfen. Jetzt ſtrömten Tauſende herzu, und ſehr angeſehene Einwohner drängten ſich zu der Ehre, einen Stein herunter geriſſen, einen Kerker geſprengt zu haben. Ein Ausſchuß von Architekten ward beordert, das Werk bis auf ſeinen tiefſten Grund zu unterſuchen, und theils verborgene Grüfte mit Gefangenen, theils heimliche Gänge mit Pulver angefüllt, welches beydes man noch verſteckt vermuthete, zu entdecken, zu räumen und zu zerſtöhren. Aber man fand weder Kerker noch Minen, und die Arbeit ward nun mit Eifer fortgeſetzt.

Das Gedränge in der Baſtille und in den Straſſen, die zu derſelben führten, war unſäglich. Man mußte eine Menge, die, bloß durch ein Gefühl der Freude getrieben, Antheil an der Zerſtöhrung nehmen wollte, zurück ſchicken und die Verfügung treffen, daß die Neugierigen nur in den Stunden, wo die Arbeiter Mittag und Feyerabend machten, eingelaſſen wurden.

Im Laufe von drey oder vier Tagen, waren die Mauern, Trotz des eiſenfeſten Mauerwerks, ſchon um einige Ellen niedriger und die Graben mit Quadern hoch angefüllt. Mehr als tauſend Arbeiter waren dabey beſchäftigt, und ihre Arbeit war für ſie eine Art von Triumph. Sie fanden im Mauerwerke eine Anzahl Bomben und Kanonenkugeln, die ſie mit Trommeln und Muſik durch alle Straßen der Stadt trugen und ſodann dem Marquis de la Fayette zu Füßen legten. Die Papiere der Baſtille waren zwar am Tage der Eroberung theils verbrannt, theils zerriſſen, theils vertragen worden; aber man hatte doch eine Menge davon gerettet, die einige Bürger ſammelten, ordneten, und zum Beſten der bey der Baſtille verwundeten drucken ließen. *)

Unterdeſſen hatten die Kouriere des Königs den angebeteten Miniſter zu Baſel eingeholt und folgende für ihn und die Nation ſehr beruhigende Antwort zurück gebracht:

> „Sire, ich war im Eingange des Hafens, nach welchem ich mich nach ſo viel Stürmen ſehnte, als ich den Brief erhielt, womit Ew. Maj. mich haben beehren wollen: ich

---

*) So iſt eine Sammlung entſtanden, die unter dem Titel *la Baſtille devoilée* gedruckt wurde, und wovon auch ſchon eine deutſche Ueberſetzung erſchienen iſt.

will zu Ihnen zurück kehren, um Ihre Befehle zu vernehmen und mehr in der Nähe zu beurtheilen, ob unermüdlicher Eifer und unbegränzte Ergebenheit von meiner Seite Ew. Maj. noch nützlich ſeyn können. Ich glaube, daß Sie meine Rückkehr wünſchen, weil Sie es mir verſichern, und weil ich Ihre Aufrichtigkeit kenne; aber ich bitte Sie auch, mir auf mein Wort zu glauben, daß das, was für die meiſten Menſchen glänzende Würden ſo verführeriſch macht, keinen Reiz mehr für mich hat, und daß ich, wenn mich nicht eine Regung von Tugend, die der Achtung eines Königs werth iſt, umgeſtimmt hätte, in ſtiller Zurückgezogenheit die Theilnehmung und Liebe genährt haben würde, von welcher ich auf immer für den Ruhm und das Wohl Ew. Maj. durchdrungen bleiben werde." *)

---

*) Hier iſt das Original:

Sire,

Je [illegible] au [illegible], que tant d'agitations me laiſſoient à [illegible], lorsque j'ai reçû la lettre, dont V. M. m'a honoré; je vais retourner auprès d'Elle, pour recevoir Ses ordres et juger de plus près, ſi en effet mon zèle infatigable et mon dévouement ſans réſerve peuvent encore [illegible] à V. M. Je crois, qu'Elle me déſire, puisqu'Elle daigne m'en aſſurer et que Sa bonne foi m'eſt connuë, mais je La ſupplie auſſi de croire ſur ma parole, que tout ce qui ſéduit le plupart des hommes élevés aux grandes places n'a plus de charmes pour moi, et que ſans un ſentiment de vertu, di-

Er war gleich den Tag darauf abgereiſt und eilte in die Mitte einer Nation zurück, die ihn mit offenen Armen erwartete und ihn als ihren Retter und Friedensſtifter mit Triumph empfing. Auf den Gränzen erwarteten ihn Bürger, die ihn andern Bürgern überließen, und ſofort bis nach Verſailles durch eine einzige lange Reihe freudetrunkner Weſen aus Händen in Hände gaben. Nie muß ſich der Triumph der Redlichkeit herrlicher und rührender gezeigt haben!

Der König empfing ihn mit offenen Armen und ſelbſt die Etikette hatte es nicht gewagt, ihre erkaltenden Schranken dem Ausbruche ſeiner Freude und Zufriedenheit entgegen zu ſetzen. Der König reichte ihm die Hand und der Miniſter ließ ſeine Thränen darauf tröpfeln. Die Hofleute ſelbſt glaubten weder ſich noch ihren Herrn lächerlich zu machen, wenn ſie dieß dem vor dem Schloſſe verſammelten Volke wieder erzählten.

Dieſes war in einer ſtillen Rührung und Freude verſunken. Es lief nach ſeinem Hotel, aber nicht ſchreyend und unordentlich. Man drängte ſich ihn zu ſehen; aber ohne Tumult und nicht mit jenem Wahnſinne, der die Zeit her die Freude, wie das Leid des Volks bezeichnet hatte und der mehr in einem raſchen Blute als im Herzen ſelbſt zu liegen pflegt. Die drückende

---

gue de l'éſtime du Roi, c'eſt dans la retraite ſeule, que j'aurois nourri l'intérêt et l'amour, dont je ne ceſſerai d'être pénétré pour la Gloire et le Bonheur de S. M.

ſigné **Necker.**

Lage, worin er bis jetzt geweſen war, erfüllte alles mit einer ſüßen Rührung, die durch die Beruhigung, daß er nun nichts mehr zu fürchten hätte, nicht zerſtreuet, ſondern vermehrt wurde, und alles umher in die Stimmung einer Familie verſetzte, die ihren Vater nach einer langen und gefährlichen Trennung wieder in ihrer Mitte ſieht.

In der Nationalverſammlung war man gerade mit ſehr lebhaften Berathſchlagungen über die wiederherzuſtellende Ruhe beſchäftigt, als man meldete, daß er vor ihr zu erſcheinen im Begriff wäre. Alles war plötzlich ſtill und alle Blicke richteten ſich nach dem Eingange des Saales. Er erſchien endlich, und ein lautes Beyfallsgeſchrey kam ihm entgegen und dauerte noch lange fort, nachdem er ſeinen Platz eingenommen hatte. Seine Blicke fielen langſam und voll ſtiller Rührung auf die Verſammlung umher, und endlich ſagte er ſtammelnd folgende Worte, die das Herz derer, die ſie nicht hörten, durch ſeine eigenen Gefühle errieth:

„Ich bin gekommen, um der erlauchten Verſammlung meinen ehrfurchtsvollen Dank zu überbringen. Bey meinem Vorſatze, den Reſt meiner Tage in Einſamkeit und Stille zu verleben, hatte ich alle Hofnung aufgegeben, je wieder in die Mitte einer Nation zurück zu kehren, für die ich beſtändig bereit war, meine Ruhe und mein Leben aufzuopfern; aber ich hatte ihren Wünſchen nichts entgegen zu ſetzen und wenn mir Muth und Kräfte ausgehen ſollten, das angefangene wichtige und ſchwere Werk zu vollenden, ſo hoffe ich ſie in dem Schooße ihrer Stellvertreter wieder zu finden.“

Der Präſident antwortete mit einer ſehr geiſtvollen und rührenden Wendung auf dieſe Anrede und ein erneuertes frohes Beyfallsgeſchrey bewies, daß er ganz aus dem Herzen der Nationalverſammlung geſprochen hätte. Necker ward im Triumph nach ſeinem Hotel zurück begleitet.

Den folgenden Tag ging er nach Paris ab, wo man ihn mit froher Ungeduld erwartete. Unzählige Menſchen kamen ihm entgegen und umringten ſeinen Wagen, worin ſeine ehrwürdige Gattinn und ſeine Tochter mit ihm waren. Sie theilten das Geſchrey der Liebe und Ehrfurcht mit dem Gemahl und dem Vater.

An den Barrieren ward er von der Bürgerwache zu Pferde und zu Fuße empfangen, die ihn nach dem Hotel de Ville begleitete. Ein zahlloſes Volk vermehrte ſich bey jedem Schritte, alle Augen waren mit Rührung auf ihn geheftet, alles rief: hoch lebe unſer Vater! und aus allen Fenſtern flogen Blumen und Zweige auf ihn herab. Auch zu Paris war die Freude mehr ſanft als rauſchend.

Die Häupter der Bürgerſchaft empfingen ihn an den Stufen des Hotel de Ville und alle beſtrebten ſich, ihr Herz zu ihm ſprechen zu laſſen. Im großen Saale waren ſeine erſten Worte Dank für das allgemeine Vertrauen der Nation und Bitte um Verzeihung für ſeine Feinde.

Hier ſchließt der Verfaſſer ſeine Erzählung. Die Entfernung Neckers war das Signal zur Revolution, und ſeine Zurückkunft war das Signal für die wohlthätigen Folgen derſelben, die ſich ſeit dieſem Tage deutlicher zu zeigen anfingen. Wenn noch hier und da Reibungen des geſpalte-

[illegible] Intereſſe, Ausbrauſen des Nationalcharak[illegible] [illegible], Widerſprüche, [illegible] Inkonſequenzen ſich zeigten und [illegible] daran nichts weiter zu verwundern, als [illegible] nicht noch zahlreicher und gewaltſamer [illegible] nach dem Umfange, als das fran[illegible] ſeit Jahrhunderten durch eine Kette [illegible], übereilter, ehrſüchtiger, unwirth[illegible] Maßregeln, die theils in den Launen [illegible], theils in dem deſpotiſchen Sklavenſin[illegible], theils in dem Charakter und den [illegible] Verhältniſſen der Nation ihre Entſte[illegible] zu dem allerhöchſten Grade politi[illegible] Verdorbenheit geführt worden [illegible] Verfaſſung ein Chaos von Miß[illegible] und begünſtigte: ein ſolches Ganze [illegible] Theilen, ſelbſt den kleinſten, zu un[illegible] zu einer wohlthätigen Quelle der [illegible] Zufriedenheit jedes Standes, jedes Ver[illegible] Intereſſe, ſchöpferiſch umzubil[illegible] nicht das Werk eines Monats, eines [illegible] Jahrzehends, ſondern eines Jahr[illegible] menſchlicher Verſtand, menſchliche [illegible] Vorſicht vermögen hier nichts wei[illegible] Bewegungen des Staatskörpers [illegible] zu befördern, der durch ein ewiges [illegible] wahren und verfehlten Mitteln [illegible], zwiſchen böſem Willen, zwiſchen [illegible] Eigenliebe und zwiſchen neuhervor[illegible] ſich allmählig ſelbſt einen [illegible] wohlthätigen Umſchwung zu verſchaffen haben wird.

⁂

Außer dem, was der Verfaſſer von den erzählten Thatſachen ſelbſt geſehen und gehört hat, ſind ihm, bey vielen oft ſehr mühſam angeſtellten Nachfragen und Unterſuchungen auch folgende Druckſchriften mit ſtrenger Auswahl und Vergleichung dienſtlich geweſen.

Le point du Jour, eine Schrift, die täglich erſcheint und die, wie die folgenden

Le Courier de Verſailles à Paris et de Paris à Verſailles, par Gorgas,

Le Courier national,

ſeinen Nachrichten von den Verhandlungen der Nationalverſammlung zum Grunde liegen. Folgende,

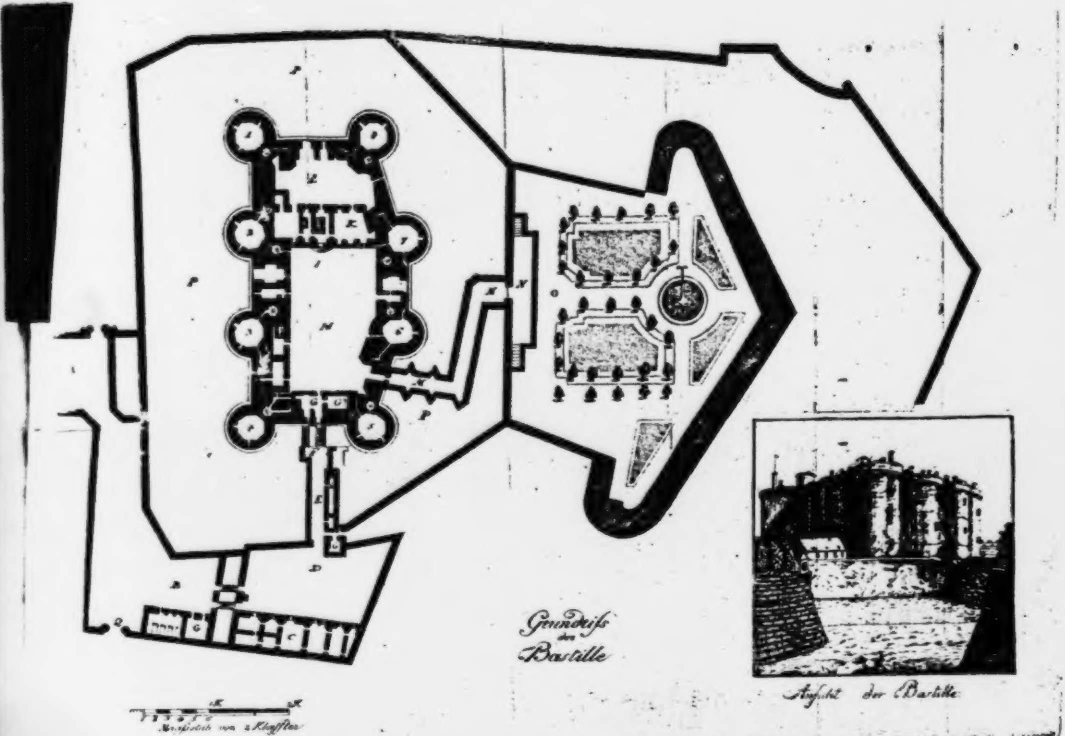
La Baſtille devoilée,

Précis exact (ſehr ſelten) *de la priſe de la Baſtille par le Couſin Jacques*,

ſind der Hauptſache nach ſeine Führer bey der Beſitznehmung der Baſtille geweſen, aber ſie würden für deutſche Leſer eine ſehr unbefriedigende Nachricht aufgeſtellt haben, wenn der Verf. nicht das Glück gehabt hätte, durch eine Menge oft mühſam vereinigter Ausſagen von Theilnehmern, Wahrheit und Ordnung hinein, und das Wunderbare und Abenteuerliche, was viele Schriftſteller und Augenzeugen ſelbſt hinein thaten, heraus zu bringen.

Erklärung des Plans.

A. Zugang der Baſtille von der St. Antonius-ſtraße.
B. Eingang und erſte Zugbrücke.
C. Wohnung des Gouverneurs.
D. Erſter Hof.
E. Zugang zu dem zweyten Hofe.
F. Zweyte Zugbrücke.
G. Die verſchiedenen Wachen.
H. Der große Hof, innerhalb der Thürme.
I. Die Treppe, welche nach dem Rathsſaale führt.
K. Der Rathsſaal. (dieß Gebäude trennt die beyden innern Höfe.)
L. Der kleine Hof.
M. Der Weg nach dem Garten.
N. Die Gartentreppe.
O. Der Garten.
P. Der Graben.
Q. Der Eingang nach dem Garten des Zeughauſes.
1. Tour du Puits.
2. — de la Liberté.
3. — de la Bertaudière.
4. — de la Bazinière.
5. — de la Comté.
6. — du Trésor.
7. — de la Chapelle.
8. — du Coin.


A
B
C
D
E
F
G
H
I
K
L
M
N
O
P
Q

Grundriſs der Bastille

Aufsicht der Bastille

Ueber
Paris und die Pariſe

von

Friedrich Schulz.

Berlin, 1791.
bei Friedrich Vieweg dem älteren.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ueber

Paris und die Pariſer.

Vorbereitende
Abhandlungen.

Einleitung.

Ich weiß nicht, ob man den Plan, den ich für meinen Aufenthalt in Paris entworfen hatte, billigen wird. Ich ſetzte mir vor, erſt das Todte der Stadt, das heißt, ihre Lage, ihren Umfang, ihre Straßen, ihre Häuſer, Palläſte, Kirchen, Gärten und umliegenden Gegenden zu ſehen und mich damit bekannt zu machen, ſodann auf das Lebendige, ich meyne, auf ihre Einwohner, auf ihren Nahrungserwerb und ihre Bedürfniſſe, auf ihren Gewinn und ihre Vergnügungen, und dann erſt auf das Studium und die Zergliederung ihres Charakters überzugehen; in allen jenen Gegenſtänden aber ſchon die Züge, wodurch ſich dieſer kund gäbe, aufzuſuchen und an einander zu reihen. Dieſe und folgende Abhandlungen, oder vielmehr Verſuche, Ergänzungen, neue Zuſammenſtellungen theils bekannter, theils unbekannter Angaben und Bemerkungen, ſind Reſultate der erſten Hälfte; die darauf folgenden Briefe, der zweyten Hälfte dieſes Plans.

Ich glaubte, wenn ich mich an denſelben hielte, nicht bloß zu einer vollſtändigen Kenntniß des Ganzen, nach meinem Zwecke, gelangen, ſondern auch meinen dortigen Aufenthalt in Abſicht des geſellſchaftlichen Umgangs minder trocken, und, vom Anfang herein, minder beſchwerlich dadurch machen zu können. Denn, hätte ich auf einmal in einer ganz fremden Welt geſtanden und nichts als die Begriffe, Ideen und Kenntniſſe meines Vaterlandes zu ihrer und meiner Unterhaltung aufzubringen gewußt: ſo würde dieß die Pariſer, wo nicht Stolz oder Unwiſſenheit, auf jeden Fall Langweiligkeit gedäucht haben, und dieß iſt ein Laſter, für das man bey ihnen nie Verzeihung erhält. Es war alſo ein ganz erlaubter Kunſtgriff, zu ſtreben, daß ich die Pariſer von Paris unterhalten, daß ich ihre Zuneigung durch ihre Eigenliebe, und ihre belehrende Thätigkeit durch ihren Patriotismus gewinnen könnte.

Zur Ausführung der erſten Hälfte meines Plans brauchte ich vierzehn Tage oder drey Wochen, die bloß dazu beſtimmt blieben, mir das Aeuſſere von Paris einzuprägen, und nebenher die allgemeinen kennbar machenden Züge der Nation für meinen Umgang mit ihr aufzufaſſen. Wildfremde Menſchen ſind einem bey weiten nicht ſo fremde, wenn man ſchon den Saal kennt, worin man ſie antrifft.

Erſt nach Verlauf dieſer Zeit gab ich meine Adreſſen ab, und ſie brachten mir nun gerade doppelt ſo viel Nutzen, als wenn ich ſie in den erſten Tagen abgegeben hätte.

So wanderte ich alſo, mit meinem Grundriſſe in der Taſche, Straße auf Straße ab, und breitete ihn, nach einem ermüdenden Laufe, gewöhnlich in einem Kaffeehauſe aus, um zu ſehen, wo ich alles geweſen war und in welchem Winkel der ungeheuren Häuſermaſſe ich mich befände. Reiſen dieſer Art machten mir viel Vergnügen, und oft vergaß ich Eſſen und Trinken darüber. Es war anziehend für mich, das Lokale, oft durch Koth und gute und böſe Gerüche, ſo genau zu durchmeſſen, als es vielleicht noch keinem gebornen Pariſer eingefallen iſt. Die erſten zwey Tage nahm ich nur immer die breiten, langen und hellen Straßen; aber nach der Zeit hab' ich mich oft durch die kleinen, finſtern, ſchmutzigen, engen und krummen mit einer heldenmüthigen Unerſchrockenheit durchgedrängt, durchgeſtohlen und durchgewunden. Was an Paris alt iſt, iſt finſter und enge.

Erſte Abhandlung.

Das alte Paris. Palais des Termes. Allmählicher Anwachs der Stadt. Alte Mauern. Urſprung der Baſtille. Neue Mauer. Büreaux, Gueriten, Obſervatorien. Anbau. Anzahl der Straßen von Paris. Volksmenge. Kern der Stadt. Straßen mit ſeltſamen Namen, Schmutz und üblen Gerüchen. Gutes Pflaſter. Staub. Sprengmaſchinen. Gedränge. Gefügigkeit der Pariſer. Skizze von lebhaften Straßen. Anſicht der Stadt von innen und außen. Heinrich der Vierte und ſein Narr Gallet.

Das Inſelchen in der Seine, die Cité genannt, iſt der älteſte Fleck in Paris, oder vielmehr, dieß war ſonſt ganz Paris *) und dieß iſt der engſte, finſterſte und kothigſte Theil der Stadt. Die nächſten um dieſen ſind ſchon etwas heller,

---

*) Labienus Lutetiam proficiscitur, id eſt oppidum Pariſiorum, *poſitum in inſula fluminis Sequanae.* Iul. Caeſ. d. B. G. Lib. VII. Cap. 57.

die entferntern noch mehr und die entfernteſten ſind die hellſten, prächtigſten und lachendſten. Die Cité iſt die Wurzel des ungeheuren Baumes, den ein Strom rund herum wäſſert und der unter einem glücklichen Klima prächtige Aeſte in Höhe und Breite emporgeſtoßen hat. Die Vorſtadt Saint Germain, die Militairſchule, das Jvalidenhaus, der Pallaſt Bourbon, die Tuilerien, die Champs eliſées und tauſend ihnen ähnliche Werke rund umher, ſind die äußern Spitzen dieſes Fächerbaums, das Palais Royal iſt die Krone. Welch ein Unterſchied zwiſchen der Stadt, die der Kaiſer Julian ſein liebes Lutetia, und Ludwig der Sechzehnte ſeine gute Stadt Paris nennt! Jenes war die Eichel und dieß iſt die Eiche.

Es iſt für mich ſehr anziehend geweſen, dem allmählichen Wachsthume dieſer ungeheuren Stadt, bey den Hülfsmitteln, die ich in Händen hatte, nachzugehen, und mich in jene Zeiten zurück, zu verſetzen, wo erſt eine Kolonie von Fiſchern und Schiffern, die allmählich zu Handelsleuten wurden, die kleine Inſel bewohnten, die jetzt, da ſie in Länge und Breite durch Kunſt vergrößert worden, doch nur vierhundert und ſiebzig Toiſen in ihrer größten Länge und hundert und funfzig in ihrer größten Breite hat. Cäſar erwähnt dieſer Inſelſtadt zuerſt, und nach ihm geht ſie in der Geſchichte bis auf den Namen wieder verloren, bis zur Zeit Julians, der hier im Jahr 360 n. C. G. zum Auguſtus ausgerufen wurde. *) Die Lage der Stadt gefiel ihm, und er ſpricht mit Wohlgefallen von derſelben, von ihrem Klima, von ihren Einwohnern, von den Weinbergen und von der Kultur der Feigenbäume ꝛc. rund umher. Sie war noch nicht viel größer, als zu Cäſars Zeiten. Es liegt, ſagt er, auf einer Inſel mitten in der Seine und zwey Brücken führen hinein. — Auf der öſtlichen und ſüdlichen Seite, jenſeit der Seine, waren die Anhöhen mit einzelnen Häuſern und mit einem Tempel der Iſis beſetzt. Bis an dieſen erſtreckten ſich

---

*) Eſſais hiſtoriques ſur Paris, par Saint-Foix. Tom. I. au commenc.

die Höfe und Gärten eines Pallaſtes, deſſen Erbauung man dem Julian zuſchreibt, und von welchem noch ein vierzig Fuß hohes Gewölbe übrig iſt, das mit ſeinem eiſenfeſten Mörtel der Ewigkeit zu trotzen ſcheint. Noch die Könige der erſten Linie wohnten in demſelben. Er heißt Palais des Termes und liegt in der Straße la Harpe. Durch ein Haus, zum heiligen Kreuz genannt, kommt man hinein. Ich fand, als ich ihn beſuchte, einen Böttcher im Beſitz deſſelben. Das Gewölbe war von unten bis oben mit Fäſſern und Fäſſerſtäben vollgepackt, die auf wandelbaren, hölzernen Gerüſten lagen, und mir, als ich ſie bekletterte, beſonders ganz oben, ein wenig Herzpochen koſteten. Der Böttcher, ein guter und gefälliger Bürgersmann, wußte die Geſchichte dieſes Gewölbes, und von einem Antiquar hatte er vielleicht die Worte gehört, die er mir, als ich eine Weile ſtill auf die ſchwarzen Bogen ſah, einſagte: ſic tranſit gloria mundi! In der That, ich hatte beym Anblicke der Menge von leeren Fäſſern etwas Aehnliches gedacht. Karls des Großen Töchter lebten hier im Exil, für einige kleine zärtliche Schwachheiten, die ihr Vater, bey ſeiner übermäßigen Liebe zu ihnen, durch die Finger geſehen hatte, die aber Ludwig der Fromme an ihnen und zweyen ihrer Liebhaber, die er hinrichten ließ, beſtrafen zu müſſen glaubte.

Paris ward etwas bekannter, ſeitdem es Klodowig (im Jahre 510) zur Hauptſtadt ſeiner eroberten Länder erklärte, aber nicht größer; und noch beym Ausgange der zweiten Königslinie hatte es nur wenig Einwohner. Die Könige Pipin, Karl der Große, Ludwig der Fromme ꝛc. hielten ſich nur bey ihren Reiſen daſelbſt auf. Vorſtädte, an den gegenüber liegenden Ufern der Seine, hatte es nicht. Die Hauptkirche (jetzt Notre Dame) begränzte die Stadt gegen Morgen, ein ſtarker Thurm (jetzt das große Chatelet) gegen Mitternacht, ein anderer, (das kleine Chatelet) gegen Morgen, und der Königliche Pallaſt (jetzt das Palais de Iuſtice) gegen Abend. Ihr ganzer Umfang mochte gegen tauſend Toiſen, oder etwas mehr als — eine Viertelmeile betragen. Man merke ſich dieſen Umſtand, damit man ein wenig erſtaune, wenn ich unten den jetzigen Umfang von Paris nach dem neueſten Plan angebe.

Da alſo, wo jetzt die **Boulevards**, das **Palais Royal**, das **Louvre**, die **Tuilerien** u. ſ. w. prangen, war damals nichts, als mooriges Gehölz, oder Sumpf, oder Feld, oder Wieſe, mit darunter zerſtreueten, unbeträchtlichen Vorwerken. Durch dieſe öde Gegend kam man an das mitternächtliche Ufer der Seine, an welchem einige kleine Häuſer längs hinab ſtanden, die ſchmutzige Straßen bildeten, und über die ein feſter Thurm (das große Chatelet) herüberſah, welches eine größere Brücke (jetzt Pont au change) deckte, die auf ein Inſelchen hinüber führte, das bloß von Prieſtern und von einigen Kaufleuten bewohnt war, und von welchem, auf der mittägigen Seite, eine andre kleinere Brücke (jetzt Petit Pont) wieder herunter führte, an das entgegengeſetzte Ufer, wo ein anderer Thurm (das kleine Chaletet) ſtand, und drey bis vierhundert Häuſer längs dem Ufer unter Weinbergen und Gärten zerſtreut lagen. Die Häuſer waren rund, ſehr klein, ohne Schornſteine, von Holz und Leim aufgeführt, und mit Stroh und Reiſig gedeckt. So ſah Paris noch unter den Regierungen der Könige von der dritten Linie bis ins zwölfte Jahrhundert aus.

Es war ein Vorurtheil der damaligen Zeiten, lieber zerſtreut umher, als in Städten eingezwängt, lieber in den Waffen, als unter dem wohlthätigen Schutze der Friedenskünſte leben zu wollen. Eine Menge Nahrungszweige, die jetzt Tauſende erhalten, waren gar noch nicht vorhanden. Der Richterſtand und was damit zuſammenhängt, der geiſtliche Stand, der Hof, mit ſeinen Kanälen zur Habſucht, Ehrſucht und Verſchwendung, dieſe drey Mächte, die in den großen Hauptſtädten jedes Mal die Hälfte der Einwohner mittelbar oder unmittelbar unterhalten und beſchäftigen, waren damals theils noch gar nicht da, theils fingen ſie erſt an, ſich zu ſetzen. Die Könige waren damals noch Richter, entſchieden nach den Regeln des Mutterwitzes einfache Händel, und verwieſen die verwickeltern auf den Zweykampf. Die Prieſter waren noch nicht ſo häufig, mengten ſich aber doch ſchon ſehr in weltliche Händel, um durch ſie noch etwas mehr zu verdienen, als den Himmel. Der Adel lebte auf dem Lande zerſtreut, und wenn er ja eine Weile in der Stadt ſeyn mußte, trug er Stiefeln, um ſich dadurch — von den Bauern zu unterſcheiden *). Das ungeheure Perſonale der jetzigen Fermeverwaltung läßt es ſich wohl nicht träumen, daß ihrer Vorgänger, z. B. unter Ludwig dem Dicken, nur Zehen waren. und daß in den beyden Thoren von Paris jährlich nur ungefähr zwölf Livres einkamen, alſo kaum ſo viel, als das Fünftel der monatlichen Beſoldung eines jetzigen Fermebedienten ausmacht. Man beurtheile nach dieſen Angaben die Einfalt der Sitten, aber auch die Roheit derſelben, die Genügſamkeit der Einwohner, aber auch ihre Armuth. Die Künſte zur Bequemlichkeit, zur Ueppigkeit und zum Uebermuth, die in dem jetzigen Paris ihre Werkſtatt haben, waren kaum den erſten Spuren nach vorhanden. Ein Sohn eben dieſes Königs ſtarb an einem Sturze vom Pferde, unter welches eine Anzahl vom Felde zurückkommender Schweine mitten in Paris gerathen war, die es um und auf den Prinzen warfen. Unwillkürlich denkt man ſich hier den Sohn eines Burgemeiſters von einer kleinen Stadt, den die hereinfahrenden Schweine zuſammt ſeines Vaters Reit- und Karriol-Pferd umwerfen.

---

*) Saint - Foix.

Erſt unter Philipp-Auguſt fing Paris an, eine Rolle zu ſpielen. Dieſer Fürſt, der Galanterie und alle damit verwandte oder durch dieſelbe (wenn ſie in hohen Händen iſt) erweckte und beförderte Künſte liebte, that auch (wie es faſt immer unter Fürſten von ſeiner Sinnesart geweſen iſt) der eigentlichen Gelehrſamkeit große Dienſte; und ſehr bald fing man an zu ahnden, daß die Früchte, die der Kopf und der Luxus trägt, gemächlicher zu ärnten ſind, als die eine immer beſchäftigte Hand ſparſam erringen muß. Alles zog ſich näher um dieſen König und ſeine Reſidenz zuſammen, und die wüſten Plätze an dem linken und rechten Ufer der Seine wurden nach und nach angebaut und bevölkert. Die Schulen wurden berühmt, und zogen junge Leute aus den übrigen Provinzen und ſelbſt ſchon aus fremden Ländern eben ſo herbey, wie ein freundlicher und liebenswürdiger König die minder ſtolzen Vaſallen, ſchon zum Theil von ihren lüſternen Weibern, ohne es zu merken, geleitet, an ſeinen Hof und um ſeine Perſon zuſammenzog. So ſetzte ſich rund um die kleine Inſelſtadt Haus an Haus und Straße an Straße, und eben dieſer König hielt es ſchon für nöthig, ſeine Reſidenz durch eine Mauer zuſammen zu halten.

Er bauete eine ſolche, und brachte vom Jahr 1190 bis 1211, alſo ein und zwanzig Jahre, damit zu, und ſie ſchloß in der That faſt ein Viertel des jetzigen Umfanges von Paris ein. Sie ſchlug den einen Halbzirkel nach Mitternacht, vom jetzigen Louvre über die Straßen Montmartre, St. Denis, Beaubourg und Roſiers, und den andern gegen Mittag von dem jetzigen Thore St. Bernard an, über die Straßen des Foſſés S. Victor, S. Michel, S. Germain und Nesle hinüber. Der ganze Zirkel (denn dieſe Figur ſchien die Mauer regelmäßig beſchreiben zu ſollen) hatte im Durchmeſſer gegen achthundert Toiſen *) und im Umfange faſt drey Viertelmeilen. Doch war dieſer Umfang bey weiten nicht ausgebaut und enthielt hier und da noch große Strecken Ackerland und Gärten. Philipp-Auguſt ließ auch zuerſt die Straßen von

---

*) Ich rechne nach Toiſen, deren, nach Picards Berechnung, 3804 auf eine geographiſche oder Deutſche Meile gehen.

Paris pflaſtern, oder er zwang vielmehr ſeinen Finanzminiſter, Gerard von Poiſſy, denen eines Theils ſeiner Reichthümer, die aus dem Königlichen Schatze vorbey gefallen waren, zu entladen ſuchte, ſie zu pflaſtern.

Unter den Nachfolgern Philipp-Auguſts wurde Paris nicht ſowohl erweitert, als ausgebauet und befeſtigt. Unter Johann ward es mit Gräben umzogen, unter Karl dem Fünften und Sechsten wurden die Mauern auf der Mitternachtsſeite erweitert. Man bauete an dieſer Erweiterung vom Jahre 1367 bis zum Jahre 1383. Der Umfang des mitternächtlichen Halbzirkels begriff ſchon einen Theil des jetzigen Palais Royal und lief an den jetzigen alten Boulevards bis zu der Gegend hinunter, wo nun das Arſenal ſteht. Die Thore S. Antoine, S. Martin und S. Denis kamen damals ſchon da zu ſtehen, wo ſie jetzt ſind.

Dieſe Mauern wurden Strecken Weiſe von Thürmen unterbrochen, unter oder neben welchen die Thore hineinliefen, gerade ſo, wie man ſolche an einigen alten, ehemals feſt genannten, Städten in Sachſen, Thüringen und Böhmen findet. Im Jahre 1370 wurde unter Karl dem Fünften der Grundſtein zu zwey iſolirten Thürmen, an dem Thore S. Antoine, gelegt. Sie waren, wie alle übrige, beſtimmt, den dortigen Eingang der Stadt gegen feindliche Anfälle zu decken, und man nennte ſie, wie alle Thürme mit dieſer Beſtimmung, Beſtillen. Karl der Sechste ließ gegen das Jahr 1383 die übrigen ſechs Thürme hinzubauen, ſie unter einander mit ſtarken Mauern verbinden, das Ganze mit einem Graben umgeben und den Weg neben denſelben linker Hand ableiten. So ſtand dieſe gefürchtete Burg da, die anfangs der König beſtimmte, ſeine Unterthanen vor ihren Feinden zu ſchützen, und die ſich nach der Zeit deſpotiſche Sklaven zueigneten, um den König vor ſeinen Freunden, ſeinen Unterthanen, theils zu ſchützen, theils — in Acht zu nehmen.

Das Innere und Aeuſſere von Paris ſah bis in das ſechzehnte Jahrhundert noch ganz gothiſch aus. Ein liebenswürdiger und galanter König ſollte es abermals eine Stufe der Ausbildung näher bringen. Franz der Erſte ward der Wiederherſteller der Wiſſenſchaften in Frankreich und mit ihnen gingen abermals die übrigen Künſte des Friedens hervor. Der beſſere Geſchmack in der Baukunſt fing an, ſich von Italien aus zu verbreiten, und unter der Leitung deſſelben ließ dieſer König einige alte gothiſche Gebäude niederreißen, neue erbauen, einige Straßen durchſchlagen, andre lichter machen.

Unter ſeinen Nachfolgern gewann Paris von Jahr zu Jahr in der Baukunſt, im Geſchmack und in der Pracht. Unter Heinrich dem Zweyten und Dritten erſtiegen Galanterie und Luxus einen hohen Grad, und tauſend Künſte und Handwerke, die bloß für dieſe arbeiteten, zogen ſich theils hieher, theils blüheten ſie hier auf. Paris nahm an Volksmenge zu. Unter dieſen Königen hatte die Galanterie ſo viel Künſtler für Bequemlichkeit, als zwey Jahrhunderte vorher die Jurisprudenz unter Philipp dem Schönen Künſtler für Recht und Gerechtigkeit geſchaffen. Dieſer König nahm damals das Parlament nach Paris, und die nächſten funfzig Jahre darauf wimmelte es von Klägern und Beklagten daſelbſt, die aus allen Provinzen herzuſtrömten und dort blieben, wenn ſie arm oder reich durch den Richterſpruch geworden waren. Franz der Erſte ſtand an der Spitze eines galanten Hofs und was Schön war, oder etwas Schönes beſaß, machte ſchon Glück ohne Mühe. Heinrich der Zweyte, ganz von ſeines Vaters Maitreſſe, die ſeine Maitreſſe wurde, von Dianen von Poitiers beherrſcht, machte ſeinen Hof ſchon zu einer Feenwelt; die Liebe ward in ein Syſtem gebracht, und vollends zu einer Kunſt, die durch ſich und ihre Anhänger Tauſende zu nähren anfing. Liebe und Großmuth, Großmuth und Verſchwendung und aus Verſchwendung Nutzen und Glanz, fingen jetzt an eine Stadt zu beleben, die, ſo lange ihre Könige frugale und bürgerliche Grundſätze nährten, aus ihren kothigen Straßen und über ihre niedrigen Mauern hinaus ſich nicht hatten ſchwingen können. Der Grund zum Luxus, der einmal der Vater dieſer Stadt ſeyn ſollte, konnte von den darauf folgenden bürgerlichen Kriegen nicht aufgeriſſen werden, und Heinrich der Vierte ſah ſich nicht ſobald im Beſitze von Paris, als Wohlthätigkeit, Galanterie und Volksliebe, mit einer Miſchung von Eitelkeit verbunden, ihn drangen, es zu verſchönern. Es gingen in Einem Jahre drey neue Straßen, zwey regelmäßige Plätze (royale und dauphine) eine prächtige Brücke (pont neuf) und einige Palläſte hervor. Unter ſeinem Nachfolger, oder vielmehr unter dem Kardinal Richelieu, ward die Vergrößerung und Verſchönerung der Stadt mit jedem Jahre ſichtbarer, und jetzt legte man gleichſam die Grundſteine zu den rieſenmäßigen Werken, die Ludwig der Vierzehnte unternahm und ausführte.

Dieſer ſchien ſeine Hauptſtadt zur Univerſalſtadt, wie ſein Reich zu einem Univerſalreiche, machen zu wollen. Alles, was ihren Umfang beſchränkte, ward weggeriſſen. Die alten Thürme und Mauern, die Richelieu noch übrig gelaſſen hatte, fielen zuſammen, und die Wälle und Gräben umher wurden geebnet und ausgefüllet und mit Bäumen bepflanzt, die jetzt die neuen Palläſte der alten Boulevards beſchatten. Liebe, Eitelkeit und Ehrſucht waren abermals Baumeiſterinnen, und ſie zeigten ſich unter ſeiner Regierung in ihrem glänzendſten, aber auch verderblichſten Triumph. Ludwigs des Funfzehnten Regierung war von dieſer Seite, wenn auch von vielen andern nicht, die Fortſetzung der ſeinigen, und Paris wuchs ins Ungeheure hinaus. Was ſein Vorgänger noch nicht ganz vollendet hatte, brachte er zu Stande, und was er anlegte, ward von Ludwig dem Sechzehnten meiſt ausgeführt. Paris war die erſte und einzige Stadt in ihrer Art geworden.

Aber was drey Jahrhunderte in immerwährender Ausdehnung zu Stande brachten, ſollte in dem letzten Drittel des laufenden umſchließen und geſchloſſen werden. Dieſe Gränze von Paris ſcheint die Gränze des Wachsthums ſeiner Bewohner und der Beherrſcher-gewalt ſeiner Könige geworden zu ſeyn. Beyde hatten ihre höchſte Stufe erreicht, und ſie ſetzten, wie es in der Natur liegt, ſich endlich ſelbſt ein Ziel, Paris durch Mauern; der Köndesamt durch die Verſammlung der Generalſtände.

Die neue Mauer wird, wenn ſie ganz fertig iſt, zwölf tauſend drey hundert Toiſen oder beynahe drey und eine halbe Meile im Umfange haben. Sey der Bewegungsgrund zu ihrer Erbauung welcher er wolle*), immer bleibt es ein außerordentliches Werk, das dem außerordentlichen Jahrhundert, worin wir leben, angemeſſen iſt. Dieſe ungeheure Linie von Stein und Kalk iſt Stellen Weiſe mit pallaſtähnlichen Gebäuden ausgeſchmückt, welche zur Einnahme der Gefälle beſtimmt ſind, die der erfindungsreiche Finanzgeiſt der Franzoſen, welcher verſchwenderiſche Könige und gierige Generalpächter zu verſorgen hatte, in tauſenderley verſchiedenen Arten zu ergrübeln verſtand. Die große Chineſiſche Mauer war beſtimmt, den Anfällen feindlicher Horden ein Ziel zu ſetzen, die große Pariſiſche, das Kontrebandieren zu verhindern. Man ſieht, wovor ſich jene Zeiten zu ſchützen hatten, und wovor man unſre gern bewahren möchte. Die alten Chineſer erhielten ſich durch die ihrige, blühende Saaten, reiche Heerden, fruchtbare Gärten und eine wohlfeile Zehrung; aber die Pariſer werden durch die ihrige von dieſen Dingen abgeſchnitten und in eine unfruchtbare Steinmaſſe zuſammengedrängt, in welcher ſie ihre Lebensmittel theurer verzehren ſollen, als auf irgend einem andern Punkt im ganzen Reiche. Jene ſchützte den Beherrſcher, und nützte ihm, weil ſie ſeine Unterthanen ſchützte und nützte; dieſe ſchützte den König vor ſeinen eigenen Unterthanen, nützte nur ihm, und ſchadete dieſen. Es iſt der Triumph der Verſchrobenheit unſrer Zeiten, daß das Intereſſe der Könige dem Intereſſe der Unterthanen faſt in allen Punkten entgegen zu ſtehen pflegt.

---

*) Calonne, unter deſſen Adminiſtration dieſe Mauer angefangen wurde, beklagte ſich gegen einen der Notabeln über die Menge ſeiner Feinde, und ſetzte hinzu: Je voudrois bien faire enfermer tous ces gredins là. (Ich möchte alle dieſe Buben einſperren laſſen.) „Rien de plus facile,“ erwiederte der Notable: „hâtez-vous de faire achever la grande muraille.“ (Das iſt ſehr leicht! Machen Sie nur, daß die große Mauer fertig wird.)

Die Mauer iſt achtzehn Schuh hoch und zwey und eine halbe Elle dick. Ich wünſchte beſtimmen zu können, wieviel eine Klafter dieſes Mauerwerks koſtete, um einen ungefähren Anſchlag über das Ganze zu machen. Gewiß iſt es, daß ſie dem gemeinen Weſen dreyfach mehr koſtet, als ſie einem Privatmanne gekoſtet haben würde: denn die Liferanten der einzelnen Materialien, die Aufſeher darüber, die Kaſſierer, Baumeiſter und Bauverwalter ſind reich dabey geworden, und eben ſo reich die Geldmäkler und Kapitaliſten, welche Geld herſchoſſen, wenn nichts mehr in der Baukaſſe war. Die Patrioten fluchten über dieſe Unternehmung, der Bürger ſeufzte, und witzige Köpfe lachten darüber. Letztre nannten die Mauer, mit einer Anſpielung auf nouvelle enceinte, die ceinture d'or de la très chaſte Ville de Paris *).

Vielleicht noch höher, als die Mauer ſelbſt, kommen die Büreaux, Gueriten und Obſervatorien zu ſtehen, in welche ſie bey den verſchiedenen Zugängen der Stadt oder den Barrieren ausläuft. An jeder Barriere bemerkt man deren eins, zwey bis drey, alle mit Säulen und Statuen aufgeſchmückt, die dem Ankömmling hohe Ideen von der Stadt beybringen müßten, in die er zu treten im Begriff iſt, wenn er ſie

---

*) Den goldnen Gürtel der gar keuſchen Stadt Paris.

nicht an ſich und auf andre Angaben gebaut, ſchon hatte. Einige davon gehen ins Ungeheure, wie z. B. die Bureaux von der Seite der Vorſtädte St. Martin und St. Denis. Aber eben dieſe Ungeheuerlichkeit, die durch ihre Pracht und Größe den Mund des Beobachters ſtopfen ſoll, dringt ihm nur deſto bittere Klagen ab, weil er nicht vergeſſen kann, daß ſie auf den Rücken des Unterthanes gebaut wurde, der, je gröſſer die Laſt iſt, deſto ſchwerer daran zu tragen hat; und er wird, ſtatt das Pracht zu nennen, was als ſolche gelten ſoll, es vielleicht deſpotiſchen Uebermuth nennen, der dicke eiſerne Ketten vergolden ließ, damit ſie — nicht ſchwer wären und nicht drückten. Aber auch dieß war für den wunderbaren eiteln Sklavenſinn dieſer Nation berechnet, die unter einer prächtigen Kolonnade erdrückt da lag, und doch Augen und Finger zu ihr hinanſtreckte und extatiſch ausrief: Ah! qu'elle eſt belle! Qu'ell eſt majeſtueuſe! Monſieur, en avez — vous vu de ſemblables? *)

---

*) Wie ſchön, wie majeſtätiſch! Ihr Fremde, habt ihr irgendwo dergleichen geſehen?

Der Geſchmack, worin dieſe koloſſaliſchen Zollbuden erbaut ſind, iſt weder edel, noch rein, noch paſſend. Die eine hat die Form einer Begräbnißkapelle, eine andre die Form einer Kirche, eine dritte die Form eines Gefängniſſes, eine vierte ſtrebt in zwey ungeheuere Säulen empor, die mit Trophäen verziert ſind u. ſ. w. und alle ſind in einem gewiſſen überladenen, unbehülflichen Geſchmack erbauet, der einen nicht ahnden läßt, daß ſie einem halben Dutzend dürren, gelben und falkenäugigen Fermebedienten zur Wohnung dienen ſollen. An allen ſind Säulen von allen Ordnungen verſchwendet, weil die Säulen jetzt in Paris eben ſo Mode ſind, als die großen Schuhſchnallen. Jene findet man an dem unbedeutendeſten Pavillon, dieſe auf den kleinſten Füßen.

Wenden wir die Blicke von dieſer ſeltſamen Einfaſſung, und gehen wir auf das über, was ſie einſchließt!

Man kann leicht denken, daß der Platz, den die Mauer umfaßt, nicht ganz ausgebaut ſeyn werde. Auf der nördlichen wie auf der ſüdlichen

Seite hat die Mauer ſehr beträchtliche Strecken von Garten- und Ackerland dem Inbegriff der Stadt angeſchloſſen. In der Gegend der Militäirſchule und des Invalidenhauſes, von der rue du Vaugirard an, bis zum Ufer der Seine, und von da um Chaillot, Le Roule, la ville l'Eveque, Fauxbourg, Montmartre, S. Denis, S. Martin, du Temple, S. Antoine etc. herum, liegen tauſende von Quadrat-Toiſen, wo weder Haus noch Straße, ſondern bloß Garten- und Ackerland iſt: Strecken, die, wenn ſie angebaut wären, die Zahl der Häuſer, Straßen und Einwohner wenigſtens um ein Drittel vermehren müßten. Rund herum, je näher an der Mauer, deſto lichter die Stadt, deſto länger und breiter die Straßen, deſto geringer das Gewühl auf denſelben, deſto fleißiger, ſtiller und genügſamer die Einwohner, deſto neuer, aber auch niedriger, die Häuſer. Ganz Paris, auf dieſe Art bebaut und bewohnt, könnte nicht über vierhundert Straßen und dreymal hunderttauſend Einwohner enthalten; aber wie es jetzt, beſonders im Mittelpunkte, Haus an Haus und Straße an Straße gedrängt enthält, zählt es über neun hundert Straßen und, die Fremden ungerechnet, über neunmalhunderttauſend Einwohner.

In Dülaure's Beſchreibung von Paris, neueſte Ausgabe von 1787, iſt die Anzahl der Straßen auf ungefähr tauſend*) und die Anzahl der Einwohner auf Eine Million, hundert und dreyßig tauſend, vierhundert und zwey und funfzig angegeben. Unter dieſen bezahlen 780,452 das Kopfgeld, 200,000 ſind Armuths halber davon ausgenommen, und 150,000 Köpfe ſind, eine Zeit in die andere gerechnet, die Fremden ſtark. Herr Dülaure verſichert, daß dieſe Berechnung glaubwürdig und von einem Manne gemacht ſey, der lange in den Büreaux der Kopfſteuer gearbeitet und ſich über dieſen Gegenſtand genaue Kenntniſſe erworben habe. Unſre Geographen, beſonders aber Büſching, ſind alſo zu karg in der Volksmenge, die ſie Paris zutheilen, denn keiner will ihr über 700,000 Einwohner geben. Man weiß, wie unbeſtimmt, ungewiß und trüglich die Angaben ſind, wonach man gewöhnlich die Volksmenge der großen Städte berechnet; alſo laſſe ich es gern bey der Angabe jenes Kopfſteuer-Einnehmers bewenden: auf etwas mehr oder weniger kommt es in dieſem Punkt ohnehin nicht an *).

---

*) Der neueſte Plan von Paris gibt 943 namentlich an.

Der Kern der Stadt iſt der eigentliche Sitz dieſer Volksmenge. Angenommen, daß das Palais de Iuſtice der Mittelpunkt iſt, ſo windet ſich um denſelben ein Zirkel von zwey tauſend Toiſen oder von mehr als einer halben Deutſchen Meile im Durchmeſſer, der mit Häuſern, von dem keines unter drey, die meiſten aber fünf Stockwerke hoch ſind, im eigentlichſten Verſtande vollgepfropft erſcheint. Dieſer Zirkel enthält eigentlich das, was Paris zur lebhafteſten, unrein-

---

*) Der Verluſt, den Paris durch die Revolution an Einwohnern gelitten hat, ward ſchon während des Verfaſſers Anweſenheit (er war bis zum 3ten Octbr. 1789 daſ.) ſehr ſichtbar, war aber und iſt jetzt noch nicht gewiß zu berechnen.

lichſten, lärmendſten, aber auch zur prächtigſten und üppigſten Stadt in der Welt macht. Er ſchließt die alten Boulevards ein und berührt faſt die neuen, umfaßt das Palais Royal, die Tuilerien, neun oder zehn Spektakel, zehn oder zwölf große Hallen, fünf oder ſechs Märkte, das Louvre, die Kayen, die Vorſtadt St. Germain, die Seine und fünf ihrer Brücken, vier prächtige Plätze, zehn bis zwölf der größten Kirchen, dreyßig bis vierzig der ſchönſten Hotels, die lebhafteſten und reichſten Straßen, angefüllte Magazine aller Art für alle Arten des Luxus, und endlich die beſuchteſten Tummelplätze für die allergröbſte und allerfeinſte Wolluſt. Wahrlich, dieſer Fleck iſt einzig auf unſrer Erdkugel.

Je näher dem angegebenen Mittelpunkte, deſto enger und mithin deſto ſchmutziger die Straßen. Hier ſind die Straßen de la Pelleterie, de la Draperie, du Moulin, in die das ganze Jahr kein Sonnenſtrahl hinabdringt; nicht weit von dieſen jenſeit der Seine die Straßen du Pet au Diable, de la Tacherie, de S. Bon, die ihren jüdiſchen Urſprung der Naſe nach ſehr lebhaft verrathen. Die Straßen, die um den Markt des Innocens her liegen, und ſich nennen: de la Coſſonnerie *) Friperie, Cacatrice, des Dechargeurs, Tibautode, Trouſſe-Vache, du Mort, de la Fromagerie, Briſe Miche, des Erivains, Fort aux Dames, **) des Capucins, de l'Empereur, Saint Fiacre, Foſſe aux Chiens, de la Iuiverie, de la Limace, Saint Louis, Lamôignon, Mauvaiſes paroles, du pied de Bœuf, de la Savonnerie, Taille-Pain, Tireboudin, Trop va qui dure; alle dieſe Straßen, ſage ich, verrathen größtentheils ſchon durch ihre Namen, daß ſie allerley Gerüche ausdünſten und in allerley Gerüchen ſtehen müſſen; und wenn man einen Fremden auf einmal mit verbundenen Augen in dieſes Neſt von größtentheils kurzen, engen, ſchwarzen, kothigen Straßen verſetzte, und ihm dann die Binde abnähme und ihn rathen ließe, wo er wäre: ſo könnte er unmöglich eher darauf fallen, daß er mitten in der feinſten Hauptſtadt der Welt ſtände, als bis er die Lumpenmänner und Bettelweiber um ſich her einander mit Monſieur und Madame anreden hörte.

---

*) Man bemerkt wohl, daß die feinen Pariſer neuerer Zeiten das ch in dieſem Worte in ſſ verwandelt haben. In allen alten Topographien heißt ſie derb und unverholen rue de la Cochonnerie.

**) NB. de la Halle.

Aber auch die breitern und vornehmern Straßen im mittlern Theile der Stadt ſind nichts weniger als geräumig, und beſtändig mit einem dunkelſchwarzen Koth bedeckt, der minder beſchwerlich iſt, wenn es regnet, als wenn ihn die Sonne zu einer gewiſſen Konſiſtenz eingetrocknet hat. Da kann man keinen feſten Tritt thun und immer gleitet man wider Willen nach der Mitte der Straße herab, wo bald ſchmälere bald breitere Tümpfel ſtehen, die in ewiger Bewegung aufſchäumen, weil Fiaker auf Fiaker und Karre auf Karre rauſchend hindurch ſtolpern oder traben. Wehe dem, der hier weiße Strümpfe und einen neuen Frak an hat, und keinen Fiaker bezahlen kann! Die berühmten Straßen St. Honoré, St. Denis, Montmartre, S. Antoine, S. Martin, S. Jaques, de la Harpe, Dauphine u. ſ. w. ſind ſo und nicht anders. Man ſieht, warum die große Menge von Fuhrwerken aller Art hier nöthig iſt, und wie ſich Tauſende bloß von ſchmutzigen Schuhen hier nähren können.

Doch möchte ich nicht gern, daß man glaubte, man könne in Paris nirgends trocknen Fuß behalten. Nein, es gibt Plätze und Straßen, die eben ſo frey davon ſind, als z. B. der Luſtgarten und die Linden in Berlin, die Baſtey um Wien und der Zwinger in Dresden. So kann man im Garten der Tuilerien, in den Höfen des Louvre, im Palais Royal, auf dem Pont neuf und royal, auf den alten und neuen Boulevards, in den Champs Elisées, vor dem Invalidenhauſe, im Garten des Luxembourg, auf den Plätzen Vendome, Victoires und Dauphine u. ſ. w. mit reinlichen Schuhen ſpatzieren gehen, ſelbſt wenn es einige Tage nach einander geregnet hat.

Auch kommt die Unreinlichkeit der engen Straßen nicht daher, daß das Pflaſter ſchlecht wäre. Es iſt vielmehr beſſer und ſorgfältiger unterhalten, als ich es noch irgendwo, Wien ausgenommen, gefunden habe. Die Pflaſterſteine ſind längliche Quadrate von ungefähr einem Schuh, die ſorgfältig an einander gefügt werden. Sie hängen nach der Mitte der Straße hinunter und machen eine ſanfte Vertiefung, die, ohne eine eigentliche Rinne zu bilden, doch die Feuchtigkeit aufnimmt, und die Wagen nicht in Gefahr ſetzt, umgeworfen zu werden. Die Feſtigkeit des Pflaſters ſelbſt trägt die Hälfte dazu bey, daß die Pfützen ſo lange ſtehen, und die andre Hälfte der Umſtand, daß die Sonne zwiſchen den hohen Häuſern nicht hinab und ſie auflecken kann. Das Pflaſter zu ſchonen, müſſen alle ſchwere Wagen ſehr breite Räder haben, und ſelbſt die Fiaker dürfen nicht mit den ſchmalen Rädern der Remiſen und Karoſſen erſcheinen.

Wenn einem hier mehr, als irgendwo, der Koth beſchwerlich wird, ſo kann man wiederum nirgends ſo ſehr vor dem Staube ſicher ſeyn, als hier. Ich habe nur eine einzige Straße in Paris gefunden, wo es bey gutem Wetter ſtaubig wird, und dieß ſind die alten Boulevards. Sie ſind breit genug, um die Sonne den ganzen Tag zu haben; und die Tauſende von Wagen und

Reitern, die täglich auf denſelben auf- und abfliegen, tragen auch das ihrige dazu bey, ſie trocken und ſtaubig zu erhalten. Man tilgt aber den Staub durch Maſchinen, die ich für die bequemſten und einfachſten halte, die man zu dieſem Behuf erfinden konnte, und die z. B. in Wien und Berlin nachgemacht werden ſollten. Auf einem Karren mit zwey Rädern, von einem Pferde gezogen, liegt eine verhältnißmäßig große Tonne, die mit Waſſer angefüllt iſt, und die dieſes einer hinten queer vorliegenden Röhre mittheilt, in welcher Loch an Loch iſt, woraus, wie bey unſern gewöhnlichen Gießkannen, das Waſſer in Strahlen herausſchießt und ſolchergeſtalt jedesmahl, indem der Karrn fortgezogen wird, einen Strich von drey Ellen in der Breite benetzt. So wird der Karrn auf- und abgezogen, und die Straße iſt in kurzer Zeit gewäſſert. Dieß wird auf den Boulevards täglich dreymahl, des Morgens, des Mittags und gegen Abend wiederholt, und dieſe Anſtalt trägt nicht wenig dazu bey, daß hier beſtändig ein unüberſehliches Gedränge von Menſchen und Wagen zu finden iſt.

Aber dieſes Gedränge iſt ein ganz anderes, als man es in den engern Straßen findet. Es iſt um einen großen Theil vornehmer, weil es meiſt aus Spatziergängern beſteht, unter denen ſich die Leute mit Geſchäften, wie verſtohlen, wegdrücken, weil ſie wohl aus den engern Straßen beſchmutzte Schuhe und Strümpfe mitgebracht haben, für die es hier zu offen und zu lichte iſt. Deßhalb ſtehen auch faſt an jeder Straße, die auf die Boulevards führt, Schuhputzer mit ihren Bänkchen und machen einen aufmerkſam auf die Schuhe, im Fall man ſelbſt nicht darauf geachtet hätte.

Ueber das Gewimmel in den Straßen zu Paris habe ich eine Menge kleiner Bemerkungen gemacht, die ausweiſen, daß es ganz anders iſt, als ich es in andern großen Städten geſehen habe; aber ſie gehen zu ſehr ins Kleinliche, als daß ich die Leſer damit behelligen ſollte. Genug, der Pariſer ſingt oder pfeift, um ſich, Trotz dem Geräuſche ſeiner Hauptſtadt, ſelbſt zu hören; der Wiener geht ſtill und langſam fort, um gemächlich zu verdauen; der Berliner läßt ſich Hufeiſen unter ſeine großen Stiefeln legen, um Lärm in ſeine breiten Straßen zu bringen.

Die Gefügigkeit der Pariſer beyderley Geſchlechts, ſich durch das Gewühl von Wagen und Menſchen und zugleich durch die Pfützen auf den Straßen durchzuzwingen, iſt wahrhaft bewundernswerth. Oft wird eine Gruppe von Fußgängern, ehe man es ſich verſieht, von Wagen, die ſich in einer engen Straße entgegen kommen, um und um eingeſchloſſen. Unter ihnen ſind Laſtträger, die unter ihrer Bürde ächzen; Obſt- und Blumenweiber, die, ihre Körbe vor den Bäuchen, ſich herumdrehen; wandelnde Buden mit allerley Quinquailleriewaaren von zwey Menſchen in Bewegung geſetzt; Traiteurbuben, die ſechs Schüſſeln auf einander tragen; Friſeurs mit eingepuderten Röcken; Stutzer in der ſchönſten Friſur; Polizeyſoldaten mit ihren Gewehren; Ptiſanenverkäufer mit ihren Thürmen; *Garçons* aus den Kaffeehäuſern mit Kannen und Taſſen auf Präſentirtellern; Lahme auf Krücken und Blinde mit ihren Führern: dieß bunte Gewühl iſt in der erſten Minute in einen Raum von acht Schritten im Umfange zuſammengedrängt, und im Rücken mit ſtampfenden Pferden, hohen Whiskys und unbehülflichen Karren umzäunt, und in der zweyten Minute iſt es verſchwunden, und keine

Friſur iſt zerdrückt, kein Frack beſchmutzt, keine Taſſe zerbrochen, keine Blume zerknickt, kein Blinder umgerennt, kein Lahmer getreten, keine Suppe verſchüttet, kein Scheltwort gehört, kein unfreundlicher Stoß gefühlt worden: jeder hat ſich und ſeine Umgebungen gerettet, und keinem fällt es in der dritten Minute mehr ein, daß er in dieſem fürchterlichen Gedränge war, das einem Fremden Todesangſt und Todesſchweiß erpreßt und ihm alle Geiſtesgegenwart geraubt haben würde. Noch wunderbarer wird das Ganze, wenn man an den Häuſern und an den Ecken Tagelöhner, oder Bettler, oder Kranke, Trotz dem Gedränge und Geräuſche, unbeſorgt liegen und ſchlafen und die Axen der Wagen kaum Fußhoch über ſie hinweggeriſſen ſieht. Wahrlich, dieß iſt der glänzendſte Triumph der Gewohnheit!

Schlägt man die Augen aus dieſem lebendigem Gewimmel empor, ſo iſt das Todte um einen her nicht minder bunt. Das untere Geſchoß faſt aller Häuſer in Paris, beſonders auf den lebhaften Straßen, iſt zu Gewölben aller Arten, für allerley Waaren und Handthierungen eingerichtet. Hier ſchwebt ein ungeheurer Haarbeutel, dort ein Rieſenſtiefel; hier lehnt ein fürchterliches Schlachtſchwert; hier klappern ein paar Dutzend Würſte, vom Winde bewegt; dort ſteht eine gewaltige Kaffeekanne; hier locken Paſteten und Paſtetchen aller Art, dort einige Dutzend der ſchönſten und reichſten Uhren, die prächtigſten Schnallen, die herrlichſten Knöpfe, die wohlriechendſten Pomaden, die feinſten ſeidnen Zeuge, Meiſterſtücke von Kupferſtichen, der blendendſte Muſſelin, die feinſten Spitzen, Stahlarbeiten, die mit dem Diamant wetteifern, prächtig gebundene Bücher, und wiederum fette und ſtarke Ochſen- und Kälberviertel, Melonen, Obſt, grüne Erbſen, Blumen: dieß alles lockt, ſage ich, in der bunteſten und abenteuerlichſten Miſchung an; und ſteigen dann die Blicke höher, ſo begegnet man wohl zwey ſchwarzen funkelnden Augen, die einen bedeutend anſtarren; einer kleinen weißen Hand, die einem winkt; einem ſchön friſirten und befiederten Kopfe, der einem zunickt, und über welchem halbtrockne Wäſche in Bogen herabſchwebt: während von noch höher herab ein Hündchen bellt, ein Kind Hände voll Papier herabwirft, Buben Seifenblaſen in die Luft ſchicken, und gegenüber Herren und Damen, von Abbees und Ludwigsrittern umgeben, in den hohen und breiten Fenſtern ſtehen, und eben ſo oft gähnend als lachend in das ſeltſame Gewühl hinabblicken.

Dieß iſt eine Skizze von den Straßen St. Honoré, St. Denis, Montmartre, St. Antoine und St. Martin, als den lebhafteſten und bunteſten in ganz Paris.

Man kann denken, daß, nach allem was ich geſagt habe, das Aeußere von Paris, im Ganzen genommen, keinen lachenden Anblick geben mag, wenn es auch den bunteſten und mannigfaltigſten gewährt. Die Häuſer in den ältern Gegenden der Stadt ſind ſchwarz und räucherig, und ſehen mehr aus wie Felſen, in die man Wohnungen und Fenſteröffnungen gehauen hat, als wie Häuſer, die man ausdrücklich baute, daß man darin wohnen ſollte. Wenn man auf dem Pont neuf ſteht und ſo in die aufgethürmten Giebel und Schornſteine hineinſieht, die einen von allen Seiten umgeben, beſonders wenn es ſchon anfängt Abend zu werden: ſo glaubt man ſich unter eine unermeßliche Felſengruppe verſetzt.

die himmelan ſtarrt und durch ihren ſchwarzen Anblick, und alle dadurch erregte Empfindungen einem ein ſehr lebhaftes Herzklopfen verurſacht. Man kann ſich des Gedankens an ein Erdbeben nicht verwehren, auf deſſen erſten Stoß dieſe Steinmaſſe zuſammenſchießen und Tauſende ohne Rettung unter ihre Trümmer vergraben müßte.

Der Anblick von Paris von außen, von einer Anhöhe herab, iſt dafür deſto majeſtätiſcher. Es gibt hauptſächlich drey Punkte, von welchen man die Stadt ihrer Länge und Breite nach überſehen und ſich von ihrer ungeheuren Ausdehnung überzeugen kann. Der nächſte an der Stadt iſt die Anhöhe von Montmartre. Auf dem Gipfel derſelben findet man eine runde Terraſſe, in deren Mitte eine Windmühle ſteht. Von hier aus hat man zur rechten und linken, ſo weit das Auge reicht, Dach an Dach, Giebel an Giebel vor ſich, und die höchſten Thürme ſehen, wie Schornſteine, aus dieſer ungeheuren Dachung hervor. Keine Straße iſt zu unterſcheiden, kein Platz zu erkennen, kein Pallaſt abzuſondern. Es iſt eine zuſammenhängende Fläche von Ziegelſteinen, auf die man, ſo ſcheint es, wie auf einer unermeßlichen Terraſſe herumgehen, und durch welche hin ein Bach geleitet iſt, über den man mit einem mäßigen Sprunge ſetzen könnte. Voran zieht ſich das Ganze bis zur Seine herab, und jenſeit derſelben ſteigt es wieder amphitheatraliſch empor. Rund herum wird es von Anhöhen, kleinern und größern, die theils mit Windmühlen oder mit Luſtſchlöſſern, oder mit Gehölz beſetzt, theils aber kahl und unfruchtbar ſind, umkränzt und umſchnörkelt. Eine Ausſicht, wie dieſe, kann es in der ganzen Welt nur einmahl geben, weil man nur ein Paris im Vordergrunde haben kann.

Heinrich der Vierte kam oft hieher, um dieſer einzigen Ausſicht zu genießen. Einmahl ſah er, um das Ganze noch perſpektiviſcher zu machen, zwiſchen ſeine Beine hindurch, und rief, in einer gewöhnlichen Anwandlung von guter Laune, aus: Que je vois de nids de Cocus! *) Sein Narr, Namens **Gallet**, machte augenblicklich dieſelbe Stellung und rief: Sire; je vois le Louvre! *) Der König lachte, nach ſeiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit, über dieſen naiven Einfall von ganzem Herzen.

---

*) Ueber die Menge von Hahnrey-Neſtern, die ich ſehe!

Die beyden andern Punkte, von wo aus man Paris mit den Augen, aber ſchon in größerer Entfernung, umſpannen kann, ſind der Berg Calvaire und der königliche Luſtſitz Bellevue; aber ich will mit geſchriebenen Ausſichten, wenn ſie mir auch wider Erwarten gelängen, nicht läſtig werden, da ſo etwas nur durch das Auge der Einbildungskraft zugetragen werden kann.

---

*) Herr, ich ſehe das Louvre! — Der König wohnte damals mit ſeiner Gemahlinn, der galanten Margaretha von Valois, in demſelben.

Zweyte Abhandlung.

Konſumtion von Paris. Man weiß nichts Beſtimmtes darüber. Brot. Preis und Güte deſſelben. Bäckerſchule. Große Getreide- und Mehl-Halle. Was ſie für einen Vorrath faſſen kann. Achtung für das Brot. Gewölbe, worin man Brotſtücke und Brotkrümeln verkauft. Waſſer. Dampfmaſchine. Geläutertes Waſſer. Waſſerträger. Fleiſch. Rindfleiſch. Künſteleyen mit Kalbfleiſch. Kälber-Halle. Schweinefleiſch. Geflügel. Von Mot von la Chapelle. Fiſche. Wein. Wein-Halle. Wein von Bourdeaux. Noch eine Naivität von la Chapelle. Bier. Cider. Tiſane. Tiſanenverkäufer. Obſt und andre Vegetabilien. Blumen. Blumenweiber, ihre Schilderung. Märkte. Holz.

Vielleicht weiß man von keiner Stadt in Abſicht ihrer Konſumtion ſo wenig Gewiſſes, als von Paris. Die Angaben davon, die man in den Almanachen, Topographien und zuweilen in öffentlichen Blättern findet, ſind höchſt fehlerhaft, willkührlich und ſchwankend. Die Regiſter der Ferme könnten ſehr beſtimmte Auskunft darüber geben; aber ſie ſind durchaus unzugänglich, ſelbſt für die verſchiedenen Bureaux unter einander. Dazu kommt, daß der deutſche Geſchmack in der Geographie, nach welchem wir gern auch die kleinſten und langweiligſten Umſtände hervorſuchen und zu daraus zu ziehenden Schlüſſen an einander reihen: daß dieſer Geſchmack, ſage ich, den Franzoſen nie einleuchten wird, die in allen Dingen den großen Ueberblick auf halb wahre und halb falſche Angaben gebauet, vorziehen, und lieber Dinge dieſer Art im Ganzen entſcheidend angegeben, als, ihren kleinen Datis nach, aufgeſtellt und berechnet wiſſen wollen. So erzählen obenangeführte Blätter und alle Schriften über dieſen Gegenſtand mit ihnen, daß Paris, ein Jahr in das andere, 1500,000 Muids *) Getreide, 450,000 Muids Wein, ohne Bier, Brantwein und Cider, 100,000 Ochſen, 480,000 Hämmel, 30,000 Kälber u. ſ. w. ver-

---

*) Das Muid iſt ein angenommenes Gemäß, das beym Getreide in Paris zu 2640 Pfund angeſchlagen wird.

braucht; aber von den Angaben, worauf dieſe Summen gebauet ſind, ſagen ſie nichts, mithin kann ſich kein Deutſcher Statiſtiker damit begnügen. Einen ungefähren Ueberſchlag davon zu machen, der ſich auf die Volksmenge ſtützte, wäre ziemlich leicht, aber auch ziemlich ſeicht. Laſſen wir es alſo bey jenen runden Summen und warten wir, bis die Operationen und Bücher der Ferme ſo offen dargelegt werden, als die Rechnungen der Geiſtlichkeit und der Beſtand der Penſionen. Ohnedieß ſcheinen mir Berechnungen dieſer Art mehr für die Neugier als für den Nutzen zu ſeyn: anziehender dünken mich die Betrachtungen, wo der ungeheure Schlund der Stadt Paris ſeine Bedürfniſſe hernimmt, wie er ſie bekommt, wie er ſie in ſeine unzähligen Kanäle vertreibt und wie er ſie verdauet.

Sein erſtes Bedürfniß iſt **Brot**. Viele Provinzen bauen für ihn, und ſelbſt die entfernteſten laſſen ihm ihren Ueberfluß aus Hand in Hand zukommen. Die Seine nimmt aus den Flüſſen, die ſich mit ihr vereinigen, das Getreide auf und liefert es nach Paris hinauf und hinunter. Ueber zwey Drittel des Vorraths, welchen die Stadt braucht, werden ihr auf dem Fluſſe zugeführt, der Reſt auf der Achſe. Letztre kann des theuren Transports wegen das Getreide nicht ſo wohlfeil liefern, ſie ſchränkt ſich alſo bloß auf die nahe gelegenen Gegenden ein; erſterer ſchafft es aus den entfernteſten Provinzen um denſelben Preis herzu.

Die Verſorgung von Paris mit Brote war von jeher das wichtigſte Augenmerk der Regierung und nahmentlich der Polizey und des Hotel de Ville. Alles glaubte man den Pariſern theils erſchweren, theils ganz entziehen zu können; aber die Sorge für dieſen Punkt litt keine Einſchränkung. Sie rebellirten noch beſtändig, wenn ſie kein Brot bekommen konnten, ſo wie ſie ſich alles gefallen ließen, wenn nur Mehl in der Halle und Brot bey den Bäckern war. Die neuerliche Revolution wäre nicht zu Stande gekommen, wenn das Volk Brot gehabt hätte, und es hätte Freyheit und Hoffnung zur Freyheit vergeſſen, wenn es den Magen hätte vergeſſen können. Necker iſt zunächſt von dem Volke ſo angebetet, weil er bey Kornmangel immer Hülfsquellen wußte, weil er bey Theurungen hundert tauſend

Centner Mehl nie ſchonte. Wer den Pariſern Brot ließ und gab, ließ und gab ihnen Alles.

Die Abgaben vom Getreide waren in Paris deßhalb nach Verhältniſſe nie ſo ſtark, als die Auflagen auf andre Lebensmittel, obgleich beſtändig ſtärker, als in der Provinz. Doch war daſelbſt der Preis des Brotes immer um zwey bis drey Sous höher; aber dieß achtete man nicht, weil alle Arbeiten um eben ſo viel höher angeſchlagen wurden. Doch ging nie ein Sous Erhöhung ohne Unruhen ab, welche die Polizey ewig mit ihren Palliativmitteln zerſtreuen, oder mit ihrer Macht unterdrücken mußte. Die letzten Tage vor der Revolution koſtete das Brot ſechszehn Sous, worauf es binnen kurzer Zeit von zwölf Sous geſtiegen war. Alſo das Brot theuer, und der Mann fort, der für Brot ſorgte, das konnte nicht ohne jenen wilden Ausbruch der Verzweiflung abgehen, der ſchon die Hälfte ſeiner Wildheit dadurch verlor, daß die Comité des Subſiſtances bereits den 15ten Julius das Brot auf zwölf Sous herabſetzte.

Bekanntlich ißt man in Paris faſt nichts, als Weitzenbrot, und auch ſchon deßhalb muß es theurer ſeyn, als in andern Ländern. Die Form der Brote iſt lang und an den Enden zugeſpitzt, oder rund, wie ein großer Ring; ihr Gewicht iſt vier Pfund und von ſolch einem Brote iſt die Rede, wenn es heißt: das Brot koſtet 12 Sous oder 16 Sous. Zwölf Sous für ein vierpfündiges Brot iſt ſchon ſehr viel in Vergleich des Brotpreiſes in Deutſchland, wo es kaum in der ſchrecklichen Theurung von 1772 ſo viel koſtete. Es iſt leicht gebacken, gleichſam aufgeſchwemmt, und durchaus löcherig. Es gibt einen ſeltſamen Anblick für Fremde, Tagelöhner mit Stücken Brot zur Mittagszeit da ſitzen und ſie, bis auf die Krümeln verzehren zu ſehen, die in Deutſchland, der Größe nach, für eine ganze Familie hinreichend wären. Aber es iſt wie Schwamm und Schaum und kleinere Stücke machen nicht ſatt. Nur die geringſten Klaſſen eſſen ſogenanntes Pain bis, das etwas wohlſeiler aber ſchwärzer iſt, weil es einen Zuſatz von Rocken hat. Zu Anfange des Oktobers v. J. *) war nichts als ſolches Brot zu haben, und die Bürger

---

*) 1789.

hielten den Untergang des Staats für gewiß, da ſie Brot eſſen mußten, das immer noch ſo weiß war, als bey unſern Bäckern das ſogenannte weiße Dreyer- oder Sechſerbrot. Die Leichtigkeit abgerechnet, habe ich nie ſchöneres, weißeres und wohlſchmeckenderes Brot gegeſſen, als in Paris. Man iſt aber auch auf die Kunſt, Brot zu backen, von Seiten der Polizey ſehr aufmerkſam. Der ehemalige Polizeylieutenant Le Noir, hatte eine eigene Bäckerſchule angelegt, wovon er ſelbſt Präſident war, und wo die Bäcker in den Monaten Aprill, May, September und Oktober Mittwochs und Sonnabends Unterricht erhielten. Dieſe Schule, von der ich in keiner andern Europäiſchen Stadt ein Beyſpiel wüßte, iſt noch vorhanden.

Die große Niederlage für Getreide und Mehl (Halle au Bled et à la Farine) iſt der Wichtigkeit des Gegenſtandes und dem Glanze der Hauptſtadt von Frankreich entſprechend. Sie wurde 1762 angefangen, und drey Jahre darauf war ſie, wie die umſtehenden für ſie abgerundeten Häuſer, ſchon fertig. Es iſt eins der prächtigſten und gründlichſten Werke der Baukunſt in

Paris. Ihre Form iſt rund, die Verzierung von außen einfach und edel, und ihre innere Vertheilung bequem, weitläuftig und feſt. Die Kuppel, welche das Ganze überwölbt, hat 120 Pariſer Fuß im Durchmeſſer und iſt, nach der Kuppel des Pantheons zu Rom, als die größte und kühnſte bekannt: denn dieſe hat nur dreyzehn Fuß im Durchmeſſer mehr.

Eine Antiquität ſteht an dieſer Halle. Es iſt eine große Doriſche, kannelierte Säule, die von der berüchtigten Katharina von Medicis, die wegen ihres Glaubens an Aſtrologie eben ſo verrufen iſt, als wegen ihrer Grauſamkeit, oder vielmehr, die letztre ohne erſtere ſich nie hätte zu Schulden kommen laſſen, zu aſtrologiſchen Verſuchen hier errichtet wurde. Eine Wendeltreppe führt hinan und man hat von oben herab eine ziemlich ausgebreitete, aber höchſt einförmige und unangenehme Ausſicht, weil man weit und breit nichts als ſchwarze Dächer und Feuermauern erblickt.

Um ſich eine Idee von dem Umfange dieſer Halle zu machen, bemerke man, daß ſie zweymahl hundert tauſend Säcke Korn und Mehl faßt und trägt, jeden zu anderthalb Dresdner Scheffel gerechnet. Dennoch kann ſie auf höchſtens vierzehn Tage, wenn ſie auch ganz voll iſt, die Pariſer vor Brotmangel ſchützen, und ich erinnere mich noch der Verlegenheit und Angſt in Paris, als man am dritten Oktober *) nachzählte und nur noch funfzig tauſend Säcke Weizen und Mehl darin fand. Angaben dieſer Art dünken mich für das Bedürfniß großer Städte ſehr beſchreibend. Das Gewimmel von Wagen, Pferden, Sackträgern, Müllern und Bäckern reißt hier den ganzen Tag nicht ab, und um dieſe Volksklaſſen zu ſtudieren, muß man ſchon einige Tage in und an dieſer Halle leben.

Ich muß geſtehen, daß man in Paris große Achtung für das Brot hat und daß kaum ein Brocken ungenutzt verquiſtet werden kann. An großen und vornehmen Tafeln, und in den Spei-

---

*) 1789.

ſchhäuſern aller Klaſſen, geht man allerdings eben ſo ſorglos damit um, als anderwärts; aber man kann hier die Ueberbleibſel, die anderwärts die Hausthiere bekommen, noch für Menſchen nützen. In den Speiſehäuſern wird das Brot, das den einen Tag auf dem Tiſche zerbrocket liegen blieb, den andern Tag in den Suppen gegeben (denn die Pariſer eſſen ihre Suppen beſtändig von Brot ſtarrend, und es koſtet große Mühe, bis zum Bouillon hinunter zu bringen) und in großen Häuſern wird es von den Bedienten oder den Küchenleuten aufgehoben und — verkauft. Es klingt ſonderbar, daß man hier Krumen, Rinden, zerſchnittene Stücke Brot verkaufen ſoll; aber es iſt wahr: denn in den ärmern Vierteln der Stadt habe ich ganze Buden davon geſehen. Dieſe Brothändler haben einige große Häuſer, und in dieſen die Bedienten, die ihnen die Ueberbleibſel liefern, auf ihrer Seite. So ſtehen in großen Körben ſchwärzere, weißere, feinere, gröbere, mit Milch oder Waſſer gebackene, Stücke Brot da, die der Kaufmann ordentlich ſortiret und nach ihren Sorten pfundweiſe verkauft. Es iſt nur halb ſo theuer, als friſchgebacknes, ganzes Brot. Die Brotkrümeln werden auch zuſammengekehrt und an noch ärmere für das Viertel des gewöhnlichen Preiſes zu Suppen verkauft.

Wie viel Brot übrigens in Paris gegeſſen wird, kann man auch unter andern aus dem Umſtande ſchlieſſen, daß der gröſte Theil der Kranken ärmerer Klaſſen in den Hoſpitälern an den trocknen Unverdaulichkeiten, die aus dem immerwährenden Genuſſe des Brots entſtehen, krank liegen. Man berechne aber auch den Brotpreis zu 12 Sous nach dem gewöhnlichen Tagelohne der Handarbeiter von zwanzig bis fünf und zwanzig Sous, ſo wird man finden, daß die armen Leute ſelten etwas anders, als Brot mit etwas Butter, Käſe oder nur mit Salz eſſen können. Daß ſelbſt letzteres in Frankreich theurer war, als in irgend einem andern Lande, iſt bekannt genug; aber auch damit wird es nun bald anders werden und iſt es zum Theil ſchon geworden.

So wie es ein Hauptgeſchäft der Polizey iſt, auf Brot für Paris zu denken, ſo iſt es eine nicht minder wichtige, für Waſſer zu ſorgen. Die Quartiere an der Seine haben es in der Nähe; aber die entfernten müſſen künſtlich verſorgt werden. Bis noch vor wenig Jahren mußte man ſich theils mit dem Waſſer, das in Fäſſern durch die Stadt gefahren und verkauft ward, theils mit den einzeln angebrachten Waſſerkünſten behelfen; aber jetzt iſt die ungeheure Dampfmaſchine fertig und im Schwunge, welche die Gebrüder Perrier anlegten, um durch ſie ganz Paris mit Waſſer zu verſehen. Sie iſt zu Chaillot, nahe bey der Barrière de la Conference. Ein felſenfeſtes Gebäude, über einem Arm der Seine angelegt, ſchließt zwey Dampfmaſchinen ein, wovon jede binnen 24 Stunden 48,600 Muids Waſſer auf die Anhöhe von Chaillot treibt, die ſich über hundert Fuß erhebt, und von welcher ſodann das Waſſer durch Paris bis auf deſſen erhabenſten Punkt getrieben werden kann. Die Hauptleitung geht von Chaillot an durch die Straße du Fauxbourg S. Honoré über die alten Boulevards bis zum Thore S. Antoine, in einer Strecke von mehr als einer Deutſchen Meile. In vier großen Reſervoirs, die in vier Gegenden der Stadt angebracht ſind, ſtauet ſich das Waſſer auf und läutert ſich dort, eh' es zum Gebrauche des Publikums kommt. Aus dieſen gehen Nebenleitungen, die durch kleine

Röhren die Hotels und Bürgerhäuſer verſorgen, die abonnirt haben. Denn das Werk iſt nicht, wie man vielleicht glauben könnte, auf Koſten der Regierung oder der Stadt, ſondern auf einen Aktienfond angelegt, der den Namen der Compagnie des Eaux de Paris hat. Ein Muid Waſſer täglich koſtet das Jahr über, die Summe von funfzig Livres; iſt alſo um viel wohlfeiler, als man es von den gewöhnlichen Waſſerträgern hat, welchen die Tracht mit zwey Sous bezahlt werden muß. In den Häuſern der Abonnenten findet man mehrere hohe Kübel, in die das Waſſer fällt und die, der Läuterung wegen, einen Bodenſatz von Kiesſand haben.

Dieſe neuen Waſſerleitungen machen jetzt auch die Feuersbrünſte in Paris weniger gefährlich. In einigen Quartieren der Stadt ſtehen Röhrpfähle mit der Aufſchrift Secours pour les Incendies, und wenn die Leitungen erſt durch die ganze Stadt laufen (denn noch iſt das Ganze nicht fertig) werden in allen Diſtrikten dergleichen Pfähle angebracht werden. Die Compagnie des Eaux gibt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, das Waſſer zu dieſem Gebrauche unentgeldlich;

aber zu einem andern hat ihr die Polizey einige Röhren abgekauft, zu dem nehmlich, daß die Straßen damit angelaſſen und geſäubert werden ſollen. Dieß iſt eine der heilſamſten und wohlthätigſten Anſtalten für Paris in jeder Rückſicht. Außer dieſer allgemeinen Waſſerleitung gibt es noch in den verſchiedenen Quartieren der Stadt ſechszig Fontainen, welche die nahgelegenen Straßen verſorgen. Einige darunter ſind ſehr geſchmackvoll verziert. Die ſchönſte iſt von dem berühmten Bouchardon, in der Straße de Grenelle. Ihrer ſechs und zwanzig geben Seinewaſſer, die übrigen bekommen es theils von Arcüeil, theils von S. Gervais, theils von Rongis, und ihr Waſſer iſt beſſer, obgleich ungeſeigert auch nicht trinkbar.

Um das Seinewaſſer zu reinigen, hat man zwey Inſtitute, die ganz Paris mit Eau epurée und Eau clarifiée verſorgen können. Die Anſtalt für letztres iſt an der Spitze der Inſel S. Louis, wo ein hydrauliſches Maſchinenwerk es ſeigert; für erſtres ſind auf den Kayen de l'Ecole, des Miramiones und am Port-au-Bled ſogenannte Fontaines epuratoires. Jenes wird in Tonnen durch die Stadt verfahren, die das königliche Wappen haben, woran ſie zu erkennen ſind; die Tracht zu dreyßig Pinten koſtet zwey Sous.

Der bloße Umſtand, daß Paris ſein Waſſer kaufen muß, nährt funfzehn bis zwanzig tauſend Menſchen innerhalb ſeiner Mauern mehr. Dieß ſind die Waſſerträger, die unter ſich eine eigene Art von Zunft ausmachen: meiſt große, ſtarke, ſchwarze Leute, die ſich, wie die Portes-Faix und Crocheteurs, durch ihre Ehrlichkeit auszeichnen. Sie ſind meiſt aus Auvergne, wohin ſie, nach zwanzig ſauern, ſparſamen Jahren, mit einem kleinen Kapital in den Schooß ihrer Familie zurückkehren. Sie thun ſich in große Geſellſchaften zuſammen und miethen ſich in den Quartieren, die ſie mit Waſſer verſehen, auf ebener Erde bald größere bald kleinere Stuben oder Schoppen, wo ſie des Nachts zu zehn bis zwanzig auf Stroh oder Matratzen ſchlafen. Der älteſte der Geſellſchaft iſt Rathgeber und Richter, und ſie halten eben ſo ſtrenge über Zucht und Ordnung unter ſich, als die Savoyarden. Ihr Handwerk, wenn man es ſo nennen kann, verſtehen ſie meiſterlich, und ſie gehen mit ihrer

Tracht enge, dunkle, ausgetretene Treppen bis in den ſiebenten Stock hinan, ohne ihr Waſſer, das bis an die Ränder der Eymer tritt, zu verſchütten. Ihre Eymer ſind leicht, und in Form eines Cylinders, von eben dem Buchenholze, aus welchem wir unſre Metzen und Scheffel machen. Sie ſchweben an einem länglichen Rahmen, ebenfalls von hartem Holz und ſehr leicht gearbeitet, in deſſen Mitte der Träger hineintritt, und welcher über die rechte Schulter mittelſt eines breiten Riemens hängt. Durch dieſe Maſchine haben ſie die Tracht in ihrer Gewalt und ſie können ſie, nach Lokale und Bequemlichkeit, vorn oder hinten hoch heben, oder auf die Seite oder geradeaus richten, ohne daß die Eymer aus ihrer Lage kommen und das Waſſer ſchweppert.

Was in Paris mit Mehl, Brot und Waſſer und Salz an Speiſen zugerichtet werden kann, iſt alſo ſchon um zwey Drittel theurer, als anderwärts; aber noch theurer iſt Fleiſch, Fiſche, Wein, Bier.

Alle Provinzen von Frankreich liefern ihr beſſeres Hornvieh nach Paris, ſogar aus dem

Herzen

Herzen von Deutſchland, aus Franken, werden jährlich einige tauſend Ochſen dahin getrieben, und von dem, was ſie dort gelten, wird der koſtſpielige Transport bezahlt und die Ochſenhändler werden oft reich. Ein Fränkiſcher Ochs (aber freylich iſt es lauter ausgeſuchtes Vieh) koſtet in Paris bis achtzehn und zwanzig neue Louisd'or; da iſt es alſo kein Wunder, wenn dort das Pfund Rindfleiſch im Durchſchnitte nie unter vier Groſchen unſres Geldes zu ſtehen kommt. Die Konſumtion des Rindfleiſches iſt in Frankreich geſtiegen, ſeitdem man die Engliſchen Rindfleiſchſpeiſen, als Rostbeaf, Beef-Stakes (hier Rosbif und Biftek genannt) eingeführt hat. Vorher brauchte man es nur zu Bouillons oder ſogenannten Conſommés (bis auf die Faſern oder zum Verſchwinden ausgekochtes Rindfleiſch) daher heißt auch jetzt noch das gekochte Rindfleiſch ſchlechtweg Bouilli, und man findet es ſelten ſaftig und ſchmackhaft. Um es vollends weichlich zu machen, ſchüttet man eine ſüßliche, mit Schalotten eingehackte Sauce darüber und dann heißt es Bouilli à la Sauce piquante. Wer einmal in Wien oder Hamburg Rindfleiſch gegeſſen hat, ißt ſicher in Paris keines.

Frankreich und namentlich Paris iſt gleichſam das Vaterland des Kalbfleiſches, und es werden vielleicht nirgends ſo viel Künſte damit getrieben, als hier. Was ein Koch alles aus Kalbfleiſch machen kann, iſt ſeinen Arten nach unzählig und ſeinem Namen nach oft unausſprechlich. Wenn man an einer großen Tafel in Paris bey einer Fleiſchſpeiſe ſtockt, die man nicht kennt, weil ſie nach der ganzen vegetabiliſchen und animaliſchen Natur ſchmeckt, ſo kann man nur immer annehmen, daß es verkapptes Kalbfleiſch iſt, das irgend ein witziger Koch in Fiſche, Vögel, Haſen, Kaninchen, Brey, Füllſel u. ſ. w. zu verwandeln gewußt hat. Es iſt am Kalbe nichts, die Haut ausgenommen, woraus man in Paris nicht ein ſchmackhaftes, freylich, für Subſtanz liebende Eſſer weichliches Gericht herausdrechſelte.

Das Kalbfleiſch von Pontoiſe *) iſt ſeit Jahrhunderten das berühmteſte um Paris, und

---

*) Ein Städtchen, ſieben Lieues von Paris gelegen.

ich geſtehe, daß ich es nirgends ſo wohlſchmeckend, feſt und fett gefunden habe. Dieß Städtchen hat auch in der That nichts mehr, als ſeine Kälber und die hiſtoriſche Merkwürdigkeit, daß hier der heilige Ludwig in einem hitzigen Fieber die berüchtigte Stimme hörte, die ihn zum Kreuzfahren aufforderte, und wirklich vermochte. Es iſt kein zweytes Beyſpiel in der Geſchichte, daß die Stimme eines Kalbes ſo viel und mannichfache Staats- und Sittenveränderungen hervorgebracht hätte.

Zur Niederlage der in Paris zu verbrauchenden Kälber dient die große Halle aux Veaux, worin man täglich tauſende davon antrifft, die theils gebunden auf der Erde liegen, theils herum laufen und herum ſpringen. Wenn man ſich ihr nähert, glaubt man ſich einer großen Meyerey zu nähern; und viele Pariſer holen ſich wohl hier die erſte Idee, wie ein Kalb ausſieht. Auf großen zweyräderigen, oft mit ſechs Pferden beſpannten Karren werden ſie, zu Dutzenden über einander geſchichtet, hieher gefahren. Ochſen, Schweine und anderes Maſtvieh ſchafft man auf eben dieſe Weiſe fort, doch vermehrt auch zuweilen ein Rudel Ochſen, durch die Fußgänger hingetrieben, das Getümmel und die Gefahr auf den Straßen von Paris.

Schweinefleiſch iſt hier von den Tafeln, ſelbſt ſchon der mittlern Klaſſen, verbannt, und nur das Rippenfleiſch (Petit ſalé) trift man hier und da geräuchert an. Das Wildbrett iſt ausſchweifend theuer, und wird nur gut in großen Häuſern angetroffen, Kaninchen werden in Paris viel gegeſſen. Das Geflügel iſt nicht minder ſehr theuer, aber beſtändig vollauf. Nächſt den Steyerſchen Kapaunen kenne ich kein zarteres Geflügel, als die Normändiſchen Poularden. Ratzen, Mäuſe, Hamſter, Sperlinge, Schwalben und Krähen ißt doch nur das gemeinſte Volk, aber gewiß nicht aus Uebermuth und zum Wohlgeſchmacke, ſondern aus Armuth.

Im Ganzen genommen ißt man in Paris wenig: eine Menge Schüſſeln, aber alle ſo klein und fein, daß ein Menſch mit geſundem Appetit mehrere ganz davon eſſen kann. Sehr oft könnte man, wenn man hier wo zu Tiſche geweſen iſt, mit La Chapelle ſagen:

wohin gehen wir eſſen, wenn wir hier aufſtehen *)?

Die Zufuhr an Fiſchen und der Verbrauch derſelben iſt ungeheuer. Da hier Leckerhaſtigkeit und Religion zu befriedigen iſt, ſo ſo muß Feinheit und Menge in dieſem Konſumtionsartikel da ſeyn. Alſo gibt es hier Seefiſche, friſche, geſalzene, gedörrte und geräucherte aller Art, aller Güte und alles Preiſe. Große Häuſer bekommen Seefiſche durch Kouriere ſo geſchwind, als es die zarte Natur des Fiſches und die Ungeduld des Leckermaules erfordert; die Halbvornehmen begnügen ſich mit denen, welche in der Halle à la Marée (Halle für die Seefiſche) nie fehlen, aber auch ſchon ausſchweifend theuer ſind. Außer dieſer Halle ſind noch zwey andre da, wo Fiſche aus ſüßem Waſſer im Ganzen und im Einzelnen verkauft werden. Die Fiſchhändler und Fiſchweiber in dieſen Hallen ſind die gröbſte und fürchterlichſte

---

*) Où irons nous diner en ſortant d'ici?

Menſchengattung in Paris. Man weiß, in welche Achtung ſich die Poiſſarden bey Gelegenheit der neuerlichen Revolution geſetzt haben.

Der Wein zum allgemeinen Gebrauch iſt in Paris im Ganzen genommen der ſchlechteſte in Frankreich. Allerdings findet man auch die feinſten, echteſten und wohlſchmeckendſten hier, aber ſie kommen nicht zu den mittlern Klaſſen herab. Vielleicht verſteht man nirgends in der Welt ſo gut, den Wein zu taufen, zu färben und zu ſtärken, als hier, deßhalb hat man ſich aber auch nirgends in der Welt ſo ſehr vor übermäßigem oder auch nur vor reichlichem Genuſſe deſſelben in Acht zu nehmen, als in Paris. Der rothe Wein wird am meiſten getrunken, namentlich der Vin d'Orleans und Burgunder. Seine Farbe erleichtert ſchon manche Verbeſſerungen, die man ihn aushalten läßt. Man hat das Maß von acht bis zwanzig Sous, aber alle die verſchiedenen Sorten ſind herbe, abſchmeckend und widrig. Es iſt unmöglich hier den gewöhnlichen Wein ohne Waſſer, ſo wie das gewöhnliche Waſſer ohne Wein zu trinken. Es gibt in Paris nur drey oder vier Weinhändler, wo man guten Wein bekommt; aber ſie ſind, ungeachtet Frankreich dieſe herrliche Gabe der Natur in ſeinem Schooße hat, ſehr theuer, denn die Abgaben davon ſind ausſchweifend. Die Halle au Vin iſt die Niederlage für dieſen Konſumtionsartikel und ſie iſt beſtändig ſehr reichlich verſehen. Die großen Häuſer haben ihre eigenen Kanäle an Ort und Stelle, wodurch ſie ſich gute Weine verſchaffen und ſie ſind immer mit den feinſten Sorten verſehen, wenn die geringern Klaſſen ſich mit dem begnügen müſſen, was jene nicht gewollt haben. So iſt es mit allen übrigen Lebensmitteln.

Seit einiger Zeit iſt der Vin de Bourdeaux in Paris Mode geworden; denn hier ißt und trinkt man auch nach den Regeln der Mode. Es iſt ein braunrother, ſchwerer Wein, etwas herbe, aber weniger zuſammenziehend, als die Sorten, die wir in Deutſchland, beſonders in Niederſachſen, unter dem Namen Pontak, Medok, Kagians, Kahor u. ſ. w. trinken. Seine Farbe und ſein herrlicher Geſchmack gebert den Weinkünſtlern ein weites Feld, ihre Talente zu üben:

darum findet man ihn auch ſelten echt und er macht meiſtens eine unnatürliche Hitze.

Es iſt in Paris noch ziemlich allgemein im Gebrauche, daß man den Tiſchgäſten den Wein nicht Flaſchen Weiſe hinſetzt, ſondern Glas Weiſe zumißt. So bleibt man dem guten oder böſen Willen der Bedienten überlaſſen, die einen durſten laſſen, je nachdem man ihre Habſucht ſchmachten läßt. Wirthſchaftlich iſt dieſer Gebrauch auf jeden Fall, denn wer eine Flaſche neben ſich ſtehen hat, ſchenkt öfter ein, als ein anderer, der jedes Glas fordern muß. La Chapelle (ich muß ihn noch einmal anführen, denn er war ein berühmter Eſſer und Trinker) war einmal bey dem Marquis von Marſilli zu Tiſche und dieſer hatte einen einzigen Pagen, der ſeine Gäſte mit Wein verſorgte, alſo nicht geſchwind genug herum kommen konnte. Eh, Monſieur le Marquis, ſagte La Chapelle voller Ungeduld: donnez nous, je vous prie, la monnoie de votre Page. *) In der That,

---

*) Ach Herr Marquis, laſſen Sie uns den Lohn Ihres Pagen ſelbſt verdienen.

wenn man auch kein erklärter Trinker iſt, kommt man in Paris oft in den Fall, daß man dieß ſagen möchte.

Seit einiger Zeit wird in Paris mehr Bier getrunken, als ſonſt. Die Engliſchen Biere haben den Appetit wie die Nacheiferung der Pariſer rege gemacht, und ſie trinken es eben ſo gern, als ſie es gut machen. Man hat weiße und braune Biere in Paris, die an Farbe und Wohlgeſchmack den beſten Deutſchen Bieren nichts nachgeben, wenn ſie auch die Engliſchen nicht ganz erreichen. Unter andern trinkt man häufig ein weißes buddelndes Bier, das mit dem berühmten Horner Bier in Wien Aehnlichkeit hat, aber weniger ſcharf und ſüßer iſt, als jenes. Man thut beſſer, in Paris Bier, als Wein zu trinken.

Cider wird auch viel in Paris getrunken, und der beſte kommt aus der Normandie, aber er iſt nur für die gemeinern Stände.

Die Tiſanne iſt bis zum Volk herabgeſunken, da ſonſt wohlgekleidete Leute ſich nicht ſchämten, ſie ſich öffentlich einzapfen zu laſſen und zu trinken. Es iſt Waſſer und Süßholz mit etwas Eſſig oder Citrone. Die Kerl, die ſie feil halten, ſtehen auf allen Promenaden und öffentlichen Plätzen. In einer hohen cylindriſchen Maſchiene, die mehrentheils mit Silberblech bekleidet iſt und meiſtens ſilberne Röhren mit ſilbernen Hähnen und daran geketteten ſilbernen Bechern hat, tragen ſie ihre ſeltſame Limonade umher. Bald ſind ſie ganz weiß gekleidet und haben ein Kaſket von Silberblech mit Hahnenfedern auf, bald ſtehen ſie in dem Anzuge eines Hanswurſtes, über und über mit Schellen benähet, da; bald mahlen ſie ſich Bärte, oder ſetzen ungeheure Brillen auf: kurz, ſie thun alles, um aufzufallen. Wie aber dieſer Aufputz mit dem Durſte zuſammenhängt, weiß ich nicht recht zu erklären. Kinder freylich, wenn ſie trinken wollen, gehen lieber zu dem, der recht bunt iſt, als zu dem andern, der in einer beſcheidnen weißen Jacke daſteht. Ich geſtehe auch, daß ich immer mehr Kinder, als Alte, habe bey ihnen trinken ſehen. Einige haben auch ihre feſten Plätze, wo ſie ihren Trank feil bieten, z. B. auf dem Platze Ludwigs XV, auf den Boulevards, auf dem Greveplatze, am Pontneuf u. ſ. w. und dieſe haben ihre Tiſannenmaſchienen ſchon noch mehr aufgeputzt. Die Spitze derſelben ziert ein Wimpel, oder eine Wetterfahne, oder Windmühlenflügel, die mit kleinen klappernden Hölzchen, oder Schellen, oder Klocken zuſammen hängen und beym geringſten Windſtoße ein ſchnarrendes Konzert machen. Im Bauche der Maſchiene, die bald die Form eines Thurmes, bald eines Hauſes, bald einer Tonne hat, iſt ein Spiegel angebracht, für Trinkluſtige, die ſich gern zugleich ſpiegeln wollen, und ſo iſt alles übrige auf eine lächerliche Weiſe verziert und beſchnörkelt. Man hat einmal über den Pariſer alles gewonnen, wenn man ſein kindiſches Auge gewinnt.

Wie Paris in Abſicht des Getreides, Fleiſches und Weins ganz Frankreich plündert, ſo plündert es auch zum Theil die entfernteſten Provinzen in Abſicht des Obſtes und aller Vegetabilien, die zu Salat und Gemüſen gebraucht werden. Faſt jede Sorte von Obſt und Gemüſe hat ihre eigene Provinz, wo ſie ſchöner oder größer, als ſonſtwo gedeihet, und dieſe liefert ihren Vorrath hieher. So bringt die eine Gegend Blumenkohl, die andre Bohnen, die dritte Erbſen, die vierte Pfirſchen, die fünfte Aepfel, die ſechſte Birnen ꝛc. hieher, und die Pariſer kaufen und eſſen treuherzig alles, was ihnen unter der Firma einer gewiſſen Provinz zugeführt wird, ohne zu ahnden, oder vielmehr ohne ſich darum zu bekümmern, ob es nicht aus den Gärten ihrer eigenen Vorſtädte kommt. Sie verlieren auch wirklich nichts dabey, denn die Pflege des Obſtes und der Küchengewächſe iſt hier zum höchſten Grade der Vollkommenheit gebracht, und der Pariſer Blumenkohl, Salat*) ꝛc. übertrift alles, was ich in ihrer Art Feines und Saftiges gegeſſen habe. So iſt es mit allen übrigen

---

*) Die Pariſer eſſen den Salat als eignes und nicht als Nebengericht, nicht bey, ſondern nach dem Braten. Nirgends kann der Verbrauch deſſelben ſo ſtark ſeyn, als in Paris, weil oft, ſelbſt in nicht armen Häuſern, das ganze Abendeſſen in Salat beſteht. Deßhalb findet man zur Salatzeit in jedem Winkelchen, der Straßen wie der Häuſer, die Abgänge davon in Häufchen zuſammen gekehrt.

Küchengewächſen. Grüne Erbſen (petits poix) gibt es hier vom May bis zu Ende des Oktobers und ſie ſind von außerordentlicher Zartheit. Der Verbrauch derſelben muß unermeßlich ſeyn, denn alles ißt hier grüne Erbſen und wieder grüne Erbſen. An allen Ecken ſitzen Weiber zu halben Dutzenden, die den ganzen Tag nichts thun, als Schoten ausmachen, und die ſchon des Morgens nach fünf Uhr und noch des Abends nach neun Uhr bey dieſer Arbeit zu finden ſind. Faſt eben ſo häufig werden die weißen Bohnen gegeſſen, von der Art, die man in einigen Gegenden von Deutſchland Schmalzbohnen nennt, die ebenfalls überaus zart, dünnhälſig und ſüß ſind.

Die Pfirſchen und Melonen ſind ebenfalls ſehr wohlſchmeckend und beſonders ſind erſtere von außerordentlicher Größe und Schönheit, auch nach Verhältniß nicht theuer. Die größte Pfirſche koſtet, wenn ſie allgemein ſind, nicht über drey Sous. Um die Melonenzeit ſtehen an allen Ecken Melonenhändler, die auf erhabenen Körben ihre Waaren ſymmetriſch und ſehr anlockend ausgelegt haben. Die Kirſchen habe ich etwas wäſſerig gefunden, aber ebenſalls von einer Größe und Schönheit, wie man ſie in Deutſchland wenig ſieht. Die Obſthändlerinnen verſtehen ihre Waaren ſehr einladend auszulegen und durch dazwiſchen gebreitete Blätter ihre natürliche Schönheit zu erhöhen. Die Erdbeeren habe ich ebenfalls nirgends ſo groß, ſüß und erfriſchend gefunden. Die wälſchen Nüſſe werden hier, wenn der Kern noch Milch iſt, ſchon gegeſſen und heißen in dieſem halbreifen Zuſtande Cerneaux. Man gibt ſie in einer ſäuerlichen Tunke und ſaugt ſie ſo aus. Dieß Gericht iſt aber nur für die verzärtelten Gaumen der Pariſer, ich habe ihm mit Deutſcher Zunge nie Geſchmack abgewinnen können. Man verkauft und ißt noch mehrere Obſtarten halbreif.

Blumen brauchen die Pariſer, aller Stände, auch mehr, als die Einwohner irgend einer andern Europäiſchen Stadt. Blumen gehören immer noch zum Putze bey Männern und Weibern, Alten und Jungen. Roſen und Nelken werden beſonders in erſtaunlichen Quantitäten verbraucht, und was von der großen Welt für ſeinere Blumen verſchwendet wird, dafür gibt es gar keinen Maßſtab. Viele unterhaltene Mädchen machen ihre Liebhaber bloß durch ihre Blumenſucht arm. Die Blumen- oder Sträußerweiber (Bouquetières) kommen in Abſicht ihres Aeußern und ihres Innern gleich nach den Poiſſarden. Man kann ſich nichts häßlichers denken. Den ganzen Tag ſind ſie der Sonne ausgeſetzt, den ganzen Tag ſchreyen ſie mit lauter Stimme ihre Waaren aus, den ganzen Tag treiben ſie ſich in den kothigen Straßen von Paris umher, den ganzen Tag trinken ſie, weil ihre Kehle nothwendig immer trocken ſeyn muß. Man denke ſich, was dieſe vier Umſtände für ein Geſicht, für eine Kehle, für einen Aufzug und für eine geiſtige Kultur hervorbringen mögen, und lege dann zu dem allen noch, daß ſie gewiſſe andre Dinge für die Laſt- Waſſer- Koffer- und Kohlenträger feil haben, die in ihren rollenden Augen ſcheußlich blitzen, und daß ſie ihre Waaren in großen Körben vor dem Bauche tragen und, rückuber gelehnt, mit beyden in die Seiten geſtämmten Händen, auf plumpen Holzſchuhen einherwatſcheln: ſo wird man ſich in der That nichts Abenteuerlicheres und Widrigers denken können.

Alles, was ich bis jetzt geſagt habe, betrift nur gleichſam die rohen Konſumtionsartikel für Paris: von den mannichfachen Zubereitungen, Verfeinerungen und Verkleidungen, die ſie dulden müſſen, um der verzärtelten Hälfte der Pariſer genießbar zu werden, kann ich hier nicht reden, weil ich da eine Art von Koch- Back- und Deſtillirbuch ſchreiben müßte. Nur dieß bemerke ich noch im Ganzen, daß die Backöfen ewig glühen, die Bratſpieße ewig pfeifen, die Weinfäſſer ewig laufen, die Märkte ewig voll und die Kinnbacken ewig beſchäftigt ſind. Die mannichfachen Stände, Handthierungen, Launen, Appetite, Lebens- und Tagesordnungen bewirken, daß man hier, zu jeder Zeit des Tages und der Nacht, trinkt und ißt; daß der Eine ſein Frühſtück nimmt, wenn der Andre zu Bette geht, daß der Eine zu Mittage ißt, wenn der Andre ſich ſchon nach dem Abendeſſen ſehnt, und ſo in allen übrigen Dingen.

Der Märkte gibt es in Paris eine Menge, aber nicht alle ſind gleich berühmt und gleich verſorgt. Der Markt des Innocens iſt der geräumigſte und der mancherley Waaren und

Men-

Menſchen wegen, die er darbietet, für den Beobachter der anziehendſte. Hauptſächlich iſt er für Gemüſe beſtimmt; aber er iſt auch zugleich ein Trödelmarkt und bietet alte Kleider, Hemden, Möbeln und dergl. in unüberſehlichen Vorräthen dar. Buden findet man wenig darauf, aber ſtatt ihrer ungeheure Regenſchirme, meiſtens von einer rothen gefirnißten Wachsleinwand, unter deren Wölbung die Waaren ausgelegt ſind. Sie ſind im Pflaſter befeſtigt und werden des Morgens ausgeſpannt und des Abends zugeſchlagen. Ich halte dieſe Erfindung für ſehr bequem. Das Gewimmel dieſes Marktes iſt das abwechſelndſte und anziehendſte, aber auch das armſeligſte und liederlichſte in ganz Paris. Nach dieſem Markte iſt der Markt auf dem Platze Maubert der berühmteſte. Zugleich iſt er der älteſte in Paris, denn er liegt in der Cité, alſo auf dem älteſten Punkte der Stadt.

Was alle dieſe Vorräthe von Lebensmitteln in Paris für deſſen Bewohner größtentheils unbrauchbar machen würde, wäre — Mangel an Holz. Dieſer Konſumtionsartikel iſt doch einmal die Seele aller übrigen, mithin ſorgt man für deſſen Zufuhr eben ſo unausgeſetzt, als für das Brot ſelbſt. Der Verbrauch deſſelben muß ungeheuer ſeyn; aber nähere Angaben fehlen mir über ihn eben ſo wohl, als über alle übrigen. Alle Arten von Holz kommen Floß auf Floß die Seine herunter und werden in den verſchiedenen Gegenden der Stadt in ungeheuren Quadraten aufgeſchichtet. Man theilt es in Bois neuf (friſchgeſchlagenes, hartes) in Bois de gravier (ſchweres Floßholz) und Bois flotté (leichtes Floßholz) Die Voie (halber Faden, halbe Klafter) vom Bois neuf koſtet 27, vom Bois de gravier 22, und vom Bois flotté 22 Liv. 10 Sous. In Wien und Berlin iſt alſo das Holz noch über ein Drittheil wohlfeiler.

Dritte Abhandlung.

Innere Verbindung der Stadt. Brücken. Kähne zum Ueberſetzen. Heinrichs des Vierten Unterhaltung mit einem Schiffer. Fiaker. Woher ſie ihren Namen haben. Remiſen. Wagen für die umliegenden Gegenden. Waſſer-Kutſchen. Guinguettes. Brouetten. Molierens komiſche Zerſtreuung. Tragſeſſel. Portes-Faix und Crocheteurs. Savoyarden. Commiſſionaires. Die kleine Poſt. Oeffentliche Anſchläge. Marktſchreyeriſche Werbezettel. Witziger Anſchlagzettel. Oeffentliche Blätter. Das Journal von Paris und die petites Affiches. Proben daraus. Trommel, Geige, Hannswurſt, Anrufer. Bequemlichkeiten aller Art.

In einer Stadt, wie Paris, die über dritthalb Meilen im Umfange hat und gleichſam kleine Reiſen verlangt, wenn man in den entfernten Punkten derſelben etwas zu ſehen oder zu thun hat, können der Anſtalten für die innere Verbindung und Bequemlichkeit nicht genug ſeyn. Nimmt man nun noch, daß dieſe Stadt durch einen Fluß in zwey große und einen kleinern Theil getrennt wird, daß die Straßen enge, verwikkelt, unreinlich und immer gedrängt voll, und daß hier der zufälligen Launen und Bedürfniſſe unzählige ſind: ſo wundert man ſich nicht länger, daß eilf gangbare Brücken, länger oder kürzer, angebracht, daß alle Kayen mit Kähnen zum Ueberſetzen bedeckt; daß zwey tauſend Fiaker, tauſend Remiſen, zwey hundert Tragſeſſel, zwey hundert Brouetten zum allgemeinen Gebrauch in ewiger Bewegung ſind; daß ein Poſtamt für Briefe innerhalb der Mauern iſt; daß drey hundert Büchſen für dieſe Briefe angebracht und zwey hundert Menſchen für die Beſorgung derſelben beſtellt ſind; daß zur Fortſchaffung großer Effekten drey bis vier Menſchen, zur Beſorgung kleiner Pakete eben ſo viel an jeder Ecke ſtehen; daß kleine Kaufleute und Höker für den Vertrieb der mannichfachen Bedürfniſſe, die man kauft und verkauft, auf allen Gaſſen umher ſchwärmen; daß jeder Kothfleck an den Schuhen ſeinen Putzer, jedes Loch im Strumpfe ſeine Stopferinn; jeder leere Waſſerkübel ſeinen Füller; jeder zerſprengte Schuh ſeinen Flicker; jede zerriſſene Locke ihren Verbeſſerer; jeder ſtarke Bart ſeinen Scheerer; jeder vom Strome der Dachrinnen belagerte Fußgänger ſeine Brücke über die Pfützen, kurz, daß jedes Bedürfniß auf Einen Ruf, auf einen Wink, auf einen Augenblick ſeine Befriedigung findet: dieß, ſage ich, darf uns nicht wundern, wenn wir den Mechanismus übergroßer Städte kennen, wo man kauft, was man will, wo man verkaufen kann, was es ſey, wo man thun kann, was einem gelüſtet, wo das Bedürfniß auf den Ueberfluß, der Nutzen auf die Laune, das Glück auf das Unglück, das Laſter auf die Tugend und endlich der Fleißige auf den Faulen zu hoffen, und wo aus dem wechſelſeitigen Bedürfniſſe der allgemeine Verkehr und die allgemeine Erhaltung hervor zu gehen pflegen.

Paris hatte nur zwey unbedeutende hölzerne Brücken, als es noch auf die kleine Inſel, den Hauptſtock der Stadt, eingeſchränkt war. Es waren der jetzige Pont au Change und der Pont S. Michel. Sie waren und blieben von Holz bis in das ſiebzehnte Jahrhundert, wo man ſie von Steinen aufführte und, da man ſchon damals im Innern der Stadt um Platz in Verlegenheit war, mit Häuſern beſetzte, deren unterer Stock Kaufleuten und die obern andern Familien zur Wohnung dienten. Als ſich an den entgegen geſetzten Ufern immer mehr neue Straßen und Häuſer hervorthaten, half man ſich mit Kähnen und Fähren ſo lange, bis der Petit Pont im Jahr 1395, der Pont Notre Dame 1507, der Pont neuf 1604, der Pont Marie 1635, und der Pont Royal 1685, hervorgingen und die Verbindung zwiſchen den drey abgeſonderten Theilen der Stadt beförderten und erleichterten. Da aber alle dieſe Brücken immer noch zu lange Strecken für die Geſchäftigkeit oder für die Faulheit von einander liegen, ſo findet man zwiſchen denſelben immer noch Kähne, die einen über die Seine ſetzen und einem um wenig Sous viel Schritte erſparen.

Als der Pont neuf noch nicht fertig und der Pont royal gar noch nicht verhanden war, fand man an dem jetzigen Quay des quatres nations beſtändig Kähne, die nach dem entgegen geſetzten Theile der Stadt überſchifften, und man findet ſie in dieſer Gegend noch. Heinrich der Vierte kam einmal von der Jagd, nur von zweyen oder dreyen ſeiner Hofleute begleitet, in einem Aufzuge ohne Prunk zu dieſem Quay, um ſich von da nach dem Louvre überſetzen zu laſſen. Er bemerkte, daß ihn der Schiffer nicht kannte, und bald ließ er ſich, nach ſeiner gutmüthigen Art, mit ihm in ein Geſpräch ein. Unter andern fragte er ihn: was er zu dem neuerlich geſchloſſenen Frieden von Vervins dächte, der bekanntlich ſeinem Lande Ruhe und bald darauf Flor brachte. „Ein ſchöner Friede!“ ſagte der Fährmann: „Unſre Abgaben haben dadurch nicht abgenommen, und der kleine Kaſten, worin Sie jetzt ſitzen, koſtet mir ſchweren Zoll und bringt mir mein Brot kümmerlich genug!“ — Aber, ſagte der König: wird denn unſer König nicht bald einen Theil der Abgaben erlaſſen? — „Hat ſich wohl!“ verſetzte der Mann: „Der König iſt wohl ganz gut, aber er hat eine Mätreſſe, die braucht Staat und Geld; das müſſen wir alles hergeben! Doch das möchte noch hingehn, wenn ſie ihm nur nicht noch Hörner aufſetzte; aber die Leute ſagen, daß ihr Andre eben ſo lieb ſind, als er.“ —

Der König lachte herzlich und erzählte der ſchönen Gabriele von Beaufort dieß Abenteuer. Dieſe war Feuer und Flamme und wollte den freymüthigen Schiffer gehenkt wiſſen. „O, Sie ſind wunderlich!“ ſagte der König: „Der arme Teufel iſt gedrückt, darum klagt er. Ich will ihm den Zoll von ſeinem Kahn abnehmen laſſen, und ich verwette alles, wenn er nicht vom Morgen bis zum Abend ſingt: Hoch lebe Heinrich! Hoch lebe Gabriele!“

Wenn ſich der Fußgänger durch die Brücken und Kähne Zeit erſparen kann, ſo kann er es nicht weniger durch die Fiaker *), deren an allen Ecken mehrere ſtehen. Ich habe ſie bey weitem nicht ſo elend, als man ſie gewöhnlich

---

*) Dieſen Namen haben Sie von dem Bruder Fiacre, einem Auguſtinermönche, der in ſo großem Geruche der Heiligkeit ſtand, daß man ſein Bild überall, alſo auch an den Miethswagen, anbrachte. Sein Bild iſt jetzt, mit dem Glauben an ſeine Wunder, wie billig, verloren gegangen.

beſchreibt, und viele darunter ſogar für Fiaker zu glänzend, gefunden. Daß ſie geringer in die Augen fallen müſſen, hier, wo die Straßen von den ſchönſten und geſchmackvollſten Wagen ſtarren, iſt natürlich; aber einen mittelmäßig guten Pariſer Fiaker würde man immer noch in Berlin und Dresden für eine anſtändige Karoſſe halten. Reſte von altem Glanze haben ſie faſt alle, denn die meiſten ſteigen aus einem fürſtlichen oder gräflichen Schoppen in den Gaſſenkoth herab, und auch an ihren Pferden ſieht man zuweilen noch den Engliſchen Stutz, den ehemaligen ausgefüllten, edlen Bau, und den feinen Kopf, die vormals der Stolz ihrer Beſitzer waren. Für den Pferdehandel ſind die Fiaker eben das, was die Trödelbuden für die Galanteriegewölbe ſind. Es iſt nichts in der Natur, was durch das Alter nicht zurück geſetzt, erniedrigt oder gar verächtlich würde.

Man berechnet die Anzahl der Fiaker in Paris zu zwey tauſend, und weniger können es nicht ſeyn: denn, wo man hinſieht, ſtehen ihrer einige oder ſind in Bewegung. Die Kutſcher ſind mehr gefällig als grob, und ſie werden über ihre beſtimmten 44 Sous für jeden Lauf, der nicht über eine Stunde dauert, niemand etwas abtrotzen, oder abbetteln. Dieß iſt der feſtgeſetzte Preis, und man muß ihn bezahlen, wenn man den Fiaker auch nur aus einer Straße in die andre braucht. Das Handeln und Dingen der Wiener Fiaker, welche übrigens die beſten in Deutſchland ſind, findet hier alſo gar nicht Statt.

Die Kutſcher ſelbſt aber geben einen ſehr armſeligen oder liederlichen Anblick. Sie ſitzen nicht auf dem Bocke, ſondern ſtehen hinter demſelben, um das Getümmel von Wagen und Menſchen deſto beſſer zu überſehen und ihm auszuweichen. Des Sommers ſieht man ſie meiſtens in einer kurzen Jacke, wo an allen Enden, beſonders an den Ellenbogen und den Schultern, oft das Hemd und die Haut zugleich heraustreten; oft ſind ſie bloß in der Weſte, die ſchwarze Bruſt bloß und das Hemde über die Arme heraufgeſtreift. Es gibt keinen Winkel in Paris, den ſie nicht wüßten, kein verſtecktes Quergäßchen, das ſie nicht nutzten, um ſich Zeit und Weg zu erſparen.

Ihr Publikum iſt ſehr gemiſcht und, bey plötzlichem Regen oder andern dringenden Gelegenheiten, ſchämen ſich die vornehmſten Leute nicht, ſich ihrer zu bedienen. Frauenzimmer vom Mittelſtande, Geſchäftsleute und Fremde, die ſich nicht gerade eine Remiſe halten wollen, ſind am öfterſten ihre Kunden. Außer dieſen bedienen ſich auch ihrer einzelne Herren, die mit ihrem ganzen Hausrath auf einmal aus einer Chambre garnie in die andre, oder ärmere Familien, die mit Betten und Kaſten aus einer Dachſtube in die andre überziehen wollen. Letztre bedienen ſich aber noch öfterer, wenn ihre neue Miethe nicht zu weit iſt, oder es gerade nicht regnet, der Laſtträger (Portes-Faix oder Crocheteurs) wovon einer oft die Mobilien einer ganzen Hauswirthſchaft aufladet und ſicher an Ort und Stelle bringt.

Die Fiaker haben Nummern, die man wohl thut ſich zu merken, im Fall man über den Kutſcher zu klagen, oder etwas in dem Wagen vergeſſen hätte. Jeder Polizeykommiſſär ſchlichtet den Streit, den der zu Fahrende mit dem Kutſcher, oder den dieſer mit den Vorübergehenden hat. Auch ſind zwey eigene Büreaux niedergeſetzt, das eine Rue de Fauxbourg S. Denis, das andre Rue de Seine, wo man ſich Auskunft, Recht und Wiedererſtattung verſchaffen kann, im Fall man gemißhandelt wird, oder Sachen in dem Wagen zurückgelaſſen hat. Uebrigens muß jeder Fiaker täglich zwanzig Sous bezahlen für die Erlaubniß, ſein Handwerk zu treiben. Die Kunſt zu fahren haben ſie auf den höchſten Grad gebracht und man hört ſehr ſelten von gefährlichen oder verdrießlichen Vorfällen. Ihr Warnungswort iſt das alte Gare! (vorgeſehn!) das ſie aus voller Kehle und in einem ſchleppenden Accent ſchreyen. Die Wiener Fiaker ſagen bloß Ho! wie ſie es bey ihren Pferden gewohnt ſind. Viele bleiben die Nacht auf den Straßen.

Nach den Fiakern ſind die Remiſen am meiſten im Gebrauch, aber nur für Leute von gewiſſem Stande und Vermögen, die theils fremd ſind, theils keinen eigenen Wagen halten wollen. Man miethet ſie auf halbe und ganze Tage und auf Monate. Der halbe Tag koſtet zwölf Livres, der ganze achtzehn, ohne ein Trinkgeld für den Kutſcher, das auf einen halben Tag nicht unter zwey und auf einen ganzen nicht unter drey Livres ſeyn kann. Miethet man ſie monatlich, ſo kann man ſie für funfzehn neue Louisd'or oder dreyhundert und ſechszig Livres haben. In dieſem Falle kann man auch den Kutſcher mit einer runden Summe abfinden. Sie ſind alle leicht und geſchmackvoll gebaut, gut lackiert und ſelbſt dem vornehmſten Stande entſprechend. Die Kutſcher ſind meiſtens gut gekleidet, aber viele Fremde geben ihnen eine eigene Livree, die ſie ihnen wieder abnehmen, um ſie noch in England, Italien oder Deutſchland zu brauchen. Man kann in einer Remiſe zu Prinzen zum Diner fahren und ſie der vornehmſten Dame zum Nachhauſefahren anbieten. Sie ſind zu jeder Zeit und Stunde zu haben und ſchirren jeden Augenblick an. Die Kutſcher wiſſen jede Merkwürdigkeit, jede Kirche, jeden ſehenswerthen Pallaſt, jedes berühmte Hoſpital, jede berühmte Kupplerinn, jede merkwürdige Manufaktür und Fabrik in und um Paris: denn, wenn man ſie miethet, kann man auch Landreiſen mit ihnen machen, die Tage und Nächte dauren, nur daß man im letzten Falle für Koſt und Futter zu ſtehen hat.

Dieß macht aber die Exkurſionen ſehr theuer, und Fremde, die nicht gerade Figur machen, oder Höflichkeitsbeſuche auf dem Lande geben wollen, thun beſſer, wenn ſie ſich eines der Wagen bedienen, die man Voitures des Environs de Paris nennt und die man ganz oder platzweiſe miethen kann. Sie gehen auf fünf Lieues in der Runde von Paris und ſind theils zwey- theils vierſitzig. Der Platz koſtet die Lieue funfzehn Sous und dem Kutſcher gibt man einige Sous Trinkgeld. Sie fahren täglich zweymal, des Morgens um Acht und des Mittags um Ein Uhr, ab. Es ſind mehrere Büreaux in den verſchiedenen Gegenden der Vorſtädte, wo man ſich für die ihnen zugetheilte Gegenden einſchreiben laſſen kann, und die unter einem Generalbüreau ſtehen, welches die Polizey des Ganzen, wie bey den Fiakern, beſorgt. Dieſe Wagen haben ebenfalls Nummern.

Für Leute von gemeinem Stande ſind auch die Coches d'eau und die ſogenannten Guinguettes ſehr bequem. Erſtre ſind überbauete und mit Bänken verſehene Schiffe, deren viele wohl zweyhundert Menſchen halten, und die von Pferden den Strom auf- und abgezogen werden. Sie gehen bis auf zwanzig Lieues von Paris zu den Städten und Luſtſchlöſſern, die an der Seine liegen, aber ziemlich langſam, wie man denken kann. Für die rechtlichern Paſſagiers hat man Kabinette angebracht, die etwas mehr koſten, und kleine Geſellſchaften faſſen. Die Frau des Schiffers macht den Traiteur und gibt Wein, Fiſche und andere Gerichte. Ein paar ihrer Freundinnen oder Gevatterinnen dürfen der Schiffsgeſellſchaft Obſt verkaufen. Wer die Pariſer aller Stände kennen lernen will, muß auch einige Reiſen in dieſen Waſſerkutſchen thun. Er wird darin reichlichen Stoff zu Beobachtungen finden.

Die Guinguettes ſind zweyräderige Karren, mit einer Leinwand überzogen und mit zwey Pferden beſpannt. Nur die gemeinſten Leute bedienen ſich ihrer, wenn ſie des Sonntags die umliegenden Gärten oder königlichen Luſtſchlöſſer, als Verſailles, S. Cloud ꝛc. beſuchen wollen. Die Lieue koſtet die Perſon acht Sous.

Ich komme auf den Perſonentranſport im Innern der Stadt zurück.

Die Brouettes werden hier und da noch gebraucht, um ſich im Innern fortſchaffen zu laſſen. Sie ſind wie Trageſſel gebaut, ſtehen aber auf zwey Rädern. Ein Menſch ſpannt ſich davor und zieht ſie. Dieß Fuhrwerk geht ſehr langſam und wird nur von alten ſchwächlichen, oder altmodiſchen, oder dicken, oder etwas überſatten Perſonen gebraucht, die nicht gleich einen Trageſſel haben oder eine ſchwebende Bewegung nicht vertragen können. Sie ſind von ſehr alter Erfindung, älter als die Kutſchen und unſre gewöhnlichen Trageſſel, auch nur noch, ſo viel ich weiß, in Paris üblich. Sie ſind meiſt roth angeſtrichen und haben eine Gabel, in die ſich das menſchliche Pferd ſpannt. Ich habe ſie nie anſehen können, ohne mich an eine höchſt comiſche Zerſtreuung Molierens zu erinnern. Einmal überraſchte ihn die Stunde der Vorſtellung und er konnte, da er ſchon angezogen war, in der Eil kein anderes Fuhrwerk haben. Er ſetzte ſich alſo in eine Brouette und dieſe ging ihren langſamen Gang. Seine Eil und Ungeduld ver-

vermengten ſich mit dem Gegenſtande, der ihm im Kopf lag, und in der Zerſtreuung, die daraus folgte, ſprang er mit ſeinen weiſſen ſeidnen Strümpfen heraus in den Koth und fing an, die Brouette aus allen Kräften zu ſchieben, damit ſie geſchwinder mit ihm gehen ſollte. Er trieb dieß ſo lange, bis der Kutſcher vor Lachen nicht mehr gehen konnte. Jetzt kam er erſt wieder zu ſich ſelbſt und kroch, über und über roth, in den Kaſten zurück.

Die Brouetten haben auch ihr Büreau. Man bezahlt jeden Lauf mit achtzehn Sous, der nicht über eine Stunde, und wenn er auch keine Stunde dauert; die zweite Stunde ſechzehn Sous. Man kann ſie auch auf ganze Tage miethen.

Die Tragſeſſel (chaiſes à Porteur) findet man wenig in den lebhaftern Theilen der Stadt. Bey dem Getümmel und dem eingeſchränkten Raume der Straßen, iſt es etwas gefährlich, ſich ihrer zu bedienen; aber in den entlegnern, lichtern und ſtillern Theilen trift man ſie noch häufig an. Sie ſind, wie die Brouetren, nummerirt und haben ebenfalls ihr Büreau. Der Lauf koſtet dreyßig Sous, er mag länger oder kürzer als eine Stunde dauern; die zweyte Stunde vier und zwanzig Sous. Dieſer Preis iſt bey Nacht und bey Tage derſelbe.

Wer nicht fahren will oder kann, aber doch nicht in der Stadt Beſcheid weiß, nimmt ſich einen von den **Savoyarden**, die an allen Ecken der Straßen ſtehen und zugleich, im Regen mit Schirmen und bey Nacht mit Leuchten aufwarten, zum Führer. Für wenig Sous führen, ſchirmen und leuchten ſie durch große Strecken.

Effekten und Pakete fortzuſchaffen, bieten ſich die Gelegenheiten überall dar. An den Ecken jeder Straße ſtehen und liegen mehrere Portes - Faix und Crocheteurs, denen man unglaubliche Laſten aufladen kann. Die Portes-Faix ſchaffen mit Schultern und Armen und auf eine Krücke gelehnt, Ballen, Säcke und dergleichen fort; aber die Crocheteurs bedienen ſich dazu eines Traggerüſtes oder Reffs, aus hartem Holze, ungefähr ſo gemacht, wie die, auf welchen bey uns die Handelsleute aus Nürnberg ihre Spielwaaren für Kinder umher tragen. Koffer, Spiegel, und andere zerbrechliche Waaren befeſtigen ſie daran und winden ſich damit durch das dickſte Gedränge. Man darf ihnen, wie den Portes-Faix, nur die Adreſſe angeben, wohin man die Sachen geſchafft haben will, und man hat nicht nöthig, ſie in den Augen zu behalten. Ihre Ehrlichkeit geht mit ihrer Stärke Hand in Hand. Sie fordern nach der Schwere der Bürde und nach der Weite, die ſie ſolche tragen müſſen, überſetzen nicht, laſſen aber auch nicht handeln. Der Stock von Kraft und Redlichkeit, der noch in Paris vorhanden iſt, ruhet auf dieſen Leuten. Sie haben ihre beſtimmten Standpunkte, von denen ſie ſich nicht verdrängen laſſen, und wo man ſie, wenn man mit ihnen zufrieden oder unzufrieden iſt, immer wieder antreffen kann.

Vor einiger Zeit wurde ein Büreau errichtet, das dieſen wackern Leuten groſſen Schaden drohete, aber wirklich nicht gethan hat. Es war ein Bureau du Transport des Ballots, paquets, meubles, effets et marchandiſes pour l'Interieur de Paris. Ein Paket bis 10 Pfund ſchwer koſtete 5 Sous, von 10 bis 20, 6, bis 40, 7, bis 60, 8, bis 80, 9, bis 100, 10, u. ſ. w. immer zwanzig Pfund Einen Sous mehr. Die Straßen in der Nähe dieſes Büreau mögen ſich deſſen wohl bedienen, aber für die entferntern iſt es ohne allen Nutzen. Wohlfeiler iſt indeſſen der Transport, als wenn man ihn durch die Crocheteurs und Portes-Faix oder, wenn die Pakete klein ſind, durch die ſogenanten Commiſſionnaires beſorgen läßt.

Dieſe Commiſſionnaires ſind in ihrer Art für den innern Verkehr und Vertrieb der Stadt ſehr bequem. Man findet ihrer ebenfalls auf allen Straßen und an allen Ecken. Es ſind meiſtens Savoyarden, auf deren Treue und Verſchwiegenheit man ſich verlaſſen kann. Mehrentheils ſind es Buben von zwölf bis achtzehn Jahren, die zu dem Gewerbe der Crocheteurs und Portes-Faix noch nicht ſtark genug ſind. Man braucht ſie beſonders zu Briefträgern. Will man einen Brief beſorgt haben, den eine Perſon, ohne daß andere es ſehen und merken, bekommen ſoll: ſo ſind dieſe Buben da in ihrem

Sache, und wenn man ſie, nach der geringern oder größern Schwierigkeit, die ihre Botſchaft hat, bezahlt, kann man darauf rechnen, daß ſie ihren Auftrag mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt, Behutſamkeit und Verſchwiegenheit ausrichten. Bey verliebten Abenteuern, ſelbſt bey ſolchen, wo etwas mehr als Brieftragen erfordert wird, ſind ſie unnachahmlich, und ihre Schlauigkeit ſchützt einen vor jeder Gefahr. Wenn man ihnen die Perſonen beſchreibt, von denen man nicht geſehen oder überraſcht werden, oder die man beydes will, ſo ſtehen ſie Wache und man kann ſich darauf verlaſſen, daß ihnen nichts entwiſcht und daß man gewarnt oder auskundſchaftet wird, wie der Fall iſt. Da man ſie auf allen Straßen und in den Häuſern mit Schuhputzerkäſtchen oder mit Briefen zu ſehen gewohnt iſt, ſo fällt ihre Gegenwart nicht auf und unter dieſem Scheine wiſſen ſie ſich überall unverdächtig zu zeigen oder einzuſchleichen. Man findet ſie auch häufig vor den Theatern beym Schluſſe der Vorſtellung, wo ſie einen anſchreyen: Monſieur, votre Valet? Votre Voiture? Votre Cabriolet? Man ſagt ihnen den Namen des Bedienten oder des Kutſchers und im Nu ſchaffen ſie ihn herbey.

Die Savoyarden halten unter einander ſelbſt eine ſtrenge Polizey, und wer auf Betrug oder Untreue ertappt wird, darf darauf rechnen, daß man ihn, wo man ihn findet, ſo lange prügelt und ſtößt, bis er das Feld räumt. Dieſe Strenge iſt nöthig, weil ſonſt das Publikum mißtrauiſch auf ſie werden und ihnen nichts mehr zu verdienen geben würde. Daraus kann man es ſich erklären, daß man in Paris ſolch einem Kerl oder Buben, der oft weder Schuh, noch Hut, noch Hemd hat, Briefe und Pakete von Wichtigkeit ohne Bedenken anvertrauet. Fremden wird dieß anfangs ſchwer, aber ſie laſſen ihnen bald Gerechtigkeit widerfahren. Das kleine Stück, Les deux petits Savoyards, welches vorigen Sommer auf dem Theatre Italien ſo oft gegeben wurde, hat ihren Charakter, einige kleine Verſchönerungen in Nebenſachen abgerechnet, ſehr treffend und liebenswürdig gezeichnet und das allgemeine Vertrauen zu ihnen vermehrt. Sie ſind daher der Gegenſtand des Neides der andern Tagearbeiter, namentlich der

Lohnlakeyen in Paris, die vorigen Sommer, wo einmal alles aufrühriſch ward, zu Tauſenden zuſammen kamen und berathſchlagten, wie dieſe Brotdiebe aus Paris verjagt werden könnten. Die Bürgerwache nahm aber dieſe ehrlichen und genügſamen Fremdlinge gegen ihre ſpitzbübiſchen und habſüchtigen Landsleute in Schutz und trieb dieſe nach Hauſe.

Die Savoyarden ſind zugleich die Schornſteinfeger von Paris und haben dieſes Handwerk ausſchließend inne. Ihre Weiber und Mädchen gehen mit Leyern umher. Kleinere Buben zeigen Murmelthiere oder tragen eine Lotterie von Pfefferkuchen in einer Art von Tonne herum, die oben ein Zifferblatt und einen beweglichen Zeiger hat, der herumgeſchnellt wird, und, je nachdem er auf einer höhern oder niedrigern Zahl ſtehen bleibt, großen oder kleinen Gewinnſt an Pfefferkuchen bringt. Dieß Spiel iſt für Kinder und der Einſatz zwey Liards. So wenig auch alle dieſe Beſchäftigungen einbringen, leben ſie doch nicht bloß davon, ſondern ſie ſparen auch für ihre alten Aeltern und Verwandte davon auf. Daher ſind dieſe Leute wegen ihrer kindlichen Liebe in Paris eben ſo ſehr, als wegen ihrer Ehrlichkeit, berühmt und geachtet.

Die Errichtung der kleinen Poſt hat ihnen Schaden gethan, indeſſen, in Briefgeſchäften, die ſchnell durch Hin- und Herſchreiben abgethan werden ſollen, bedient man ſich ihrer doch lieber, weil ſie gleich auf Antwort warten und unbeſtimmte Adreſſen aufſuchen können.

Die kleine Poſt iſt eine der glücklichſten Erfindungen für den innern Zuſammenhang großer Städte. Ich weiß nicht, ob ſie Franzöſiſchen oder Engliſchen Urſprungs iſt. Gegen zwey hundert Briefträger ſind in beſtändiger Bewegung, und die Briefe werden zu neun verſchiedenen Tagszeiten in der Stadt ſelbſt und zu drey in der Banlieue von Paris beſorgt. Die Briefträger haben Uniform und kündigen ſich durch ein Geklapper an, das ſie durch ein bewegliches Eiſen auf einem Brett hervorbringen. Außer ihnen ſind noch Büchſen in faſt jeder Straße angebracht, mit der Ueberſchrift Boëte pour la petite Poste, die man alle Stunden räumt, und wo man unfrankierte Briefe hineinſtecken kann und ſicher iſt, daß ſie beſorgt werden. Eben ſolche Büchſen ſind auch für die große Briefpoſt angebracht, daß man nicht nöthig hat, das Poſtamt ſelbſt aufzuſuchen. Noch ſind in jedem Viertel der Stadt Büreaux für die kleine Poſt, welche die Verſendung und Vertheilung der Briefe beſorgen und von welchen die Briefträger, jeder in ſeinen Diſtrikt, ausſtrömen.

Wenn man in Paris durch die kleine Poſt ohne Mühe den Zuſammenhang mit ſeinen Korreſpondenten und Freunden unterhalten kann: ſo kann man es durch andre Anſtalten eben ſo leicht mit dem großen Publikum, wenn man demſelben Fragen, Warnungen und Vorſchläge zu thun, oder Nachricht von zu verkaufenden oder verlornen Sachen zu geben hat. Man bedient ſich dazu der öffentlichen Blätter oder der Anſchläge, je nachdem man etwas geſchwinder oder langſamer bekannt gemacht haben will. Durch die Anſchläge geſchieht es geſchwinder, weil die Zeitungen nicht immer Platz haben. Daher kommt es, daß jede Ecke, jede Kirche, jedes Palais und öffentliche Haus und daran jeder Pfeiler mit Nachrichten aller Art, ſechs bis acht Ellen hoch, beklebt iſt. Jeder Anſchlag will vor dem andern geſehen ſeyn, und daher der Wetteifer in Größe, Druck, Buchſtaben und Farbe der Ankündigungen. Die neuen Edikte werden ebenfalls, oft auf zwey Ellen hohen Blättern, durch dieſen Weg mit bekannt gemacht. Wenn ein Buchhändler ein neues Buch gedruckt hat, ſo ſteht deſſen Titel mit ſechs Zoll langen Buchſtaben auf einem mächtigen Royalbogen gedruckt da und ladet Käufer ein.

Die Anſchläge der Werber nehmen unter dieſen Papieren einen großen und ſehr glänzenden Platz ein, denn ſie prangen mit illuminirten Holzſtichen, die eine Diviſion des Regiments, das zum Dienſt einladet, der Uniform nach darſtellen. Die Kavallerie fällt am meiſten in die Augen, denn ſie iſt immer im wüthendſten Einhauen auf Infanterie begriffen; doch ſieht man auch zuweilen, als Gegenſtück, einen Infanteriſten, der dem Pferde eines Reiters ein Bajonnett in die Bruſt jagt und dadurch der kriegsluſtigen Jugend zu erkennen gibt, daß ein Muſketier wohl ſoviel werth ſey, als ein Dragoner. Auf dem Zettel ſteht der Name des Regiments und die Wohnung ſeiner Werber, die immer mit einer feurigen Anrede zum Kalbfelle einladen. Auf dem Werbezettel des Regiments Penthievre fand ich vorigen Sommer folgendes: Courageuſe Jeuneſſe, qui brulez du deſir de ſervir Votre Roi, accourez dans Penthievre, dont la Gloire eſt auſſi ancienne que l'Origine, adreſſez Vous &c. &c. *) Man vergleiche ein wenig dieſen Ton mit dem Preußiſchen, und erkläre ſich die Wirkungen des allmächtigen Ehrgefühls bey den franzöſiſchen und die Nothwendigkeit des allmächtigen Stockes bey den Deutſchen Truppen.

Eben ſo große Aufmerkſamkeit erregen die Anſchläge, die zur Ueberſchrift haben: Vingt Louis, Cent Louis &c. a gagner! Ein neuer

---

*) Muthige junge Männer, die Ihr voll edlen Feuers brennt, Eurem Könige zu dienen, kommt und nehmt Dienſte beym Regiment Penthievre, deſſen Kriegsruhm ſo alt iſt, als ſein Urſprung, meldet euch u. ſ. w.

Deutſcher Reiſender hat geglaubt, dieſe Zettel wären Einladungen zu irgend einem Spiele oder einer Verlooſung; aber er hat ſie nicht recht angeſehen und ſich von dem Worte „gagner“ irre führen laſſen, das freylich „gewinnen“, aber auch „verdienen“ heißt. Dieß ſind nehmlich Prämien, die dem Finder verlorner Effekten, Wechſel, Uhren, Hunde u. ſ. w. geboten werden, wenn er ſie wiederbringt. Man muß lächeln, wenn zuweilen bey einem verlornen Hündchen zehn Louis und bey einem verlornen Porträt 2000 Livres zu verdienen ſind. Oft bietet man von einem verlornen Kaſſenbillet oder von wichtigen Obligationen die Hälfte ihres Werths an und ich habe Prämien von 40 und von 60,000 Livres angeſchlagen geſehen.

Noch iſt das Andenken an einen ſehr witzigen Anſchlagzettel, der ſich vor Jahren an allen Ecken von Paris zeigte, nicht erloſchen und man erzählt ſeinen Inhalt noch mit Wohlgefallen. Ein Marquis von Brumoy unterhielt ein Operumädchen, die eine Spanierinn von Geburt war, eine kleine Stumpfnaſe, etwas große Ohren und große ſchwarze

Augen hatte, übrigens das Kleid, nach damaliger Mode, hochaufgeſteckt trug. Er glaubte ihrer Treue gewiß zu ſeyn; aber auf einmal verſchwand ſie mit einem andern Liebhaber. Den folgenden Tag las man folgenden Anſchlagzettel:

Dix Louis a gagner.

Hier au ſoir on a perdu une petite *chienne eſpagnole*, aux *yeux grands noirs*, aux *oreilles longues*, au *nez retrouſſé*, *portant la queue* ordinairement *en trompette*. Dix Louis à qui la rapportera &c.

Man hat noch ein Mittel zum ſchnellen Vertrieb einer Nachricht in Händen: man gibt den Savoyarden oder andern Männern oder Buben Ankündigungen und läßt ſie auf dem Pont neuf, auf den Spaziergängen, oder an den Eingängen der Theater austheilen. So kann man in einer Stunde hunderttauſend davon an Mann bringen.

Unter den öffentlichen Blättern, durch die man mit dem Publikum in Verbindung treten ann, ſind die Petites Affiches oder das Journal general de France die berühmteſten und geleſenſten. Sie enthalten, unter verſchiedenen Rubriken, Ankündigungen von Gütern, Gärten, Häuſern, Möbeln, Pferden, Wagen ꝛc. zum Verkauf oder zur Miethe, Anfragen wegen verlorner, geſtohlner, gefundner Sachen, wegen Dienſte, Stellenverkauf, Reiſegefährten ꝛc. in der anziehendſten Miſchung; und ein Fremder, deſſen Studium Paris und die Pariſer ſind, darf nicht verſäumen, ſie fleißig zu leſen. Die Anzeigen ſind oft ſehr anziehend, rührend und lächerlich, oft alles dieß zugleich.

So ſtand im 254ſten Stücke dieſer Blätter vom vorigen Jahre ein artiger Zug, einem Diebe das Gewiſſen zu rühren, ohne ihn merken zu laſſen, daß er ein Dieb ſey. Dieſe Wendung gefiel allgemein. *) Le Sier *Richer*, Fourbiſſeur, paſſage de Saumon, au Coq, prie la perſonne, qui *peut* avoir *emporté*, *par mégar-*

---

*) Hr. Richer, Schwertfeger im Durchgange Saumon, zum Hahn, bittet die Perſon, die in Ge-

ce, 3 Clefs paſſées dans un anneau d'acier, de les lui *renvoyer*.

Eine andre im 243ſten Stücke beweiſ't, daß man auch Penſionen für Pferde in Paris hat. Sie lautet folgendergeſtalt: M. le *Duc*, qui a été maître d'Equitation dans differentes cours de l'Europe continue ſes Leçons au Manége, rue — — pour les Hommes et pour les *Femmes*. Il demontre tout ce qui eſt relatif aux Evolutions de la *Cavalerie militaire*, dreſſe des chevaux tant au feu qu'à l'arquebuſe, et *en prend en penſion*.*) Penſion klingt freylich nicht ſo vornehm, wenn

---

danken drey Schlüſſel an einem ſtählernen Ringe mitgenommen haben kann, ſie ihm zurückzuſenden.

*) Hr. le Düc, der an verſchiedenen Höfen von Europa Unterricht im Reiten gegeben hat, fährt mit ſeinen Lektionen fort — — ſowohl für Männer als für Weiber. Er unterrichtet in allem, was zu den Evolutionen der Kavallerie gehört, dreſſirt die Pferde zum Feuer und zum Schuß und nimmt welche in Penſion.

man es durch „Ziehe“ überſetzt, aber es hat denſelben komiſchen Nebenbegriff.

In den Kaffeehäuſern zu Paris führen überall Weiber die Kaſſe und das nicht ohne Urſache. Wenn der Kaffeewirth (die ſich hier lieber Limonadiers nennen) keine Frau oder Tochter hat, ſo miethet er ſich einen weiblichen Kaſſierer. Dieſen Umſtand führe ich zur Verſtändlichung folgender Anzeige in dem 254ſten Stücke jener Blätter an. -On deſireroit trouver (heißt es daſelbſt) pour tenir un Comptoir de Limonadier, une DEMOISELLE ou une *veuve ſans enfans*, *agée de 20 à 24 ans & bien née*, *d'une figure intereſſante*, & qui eût de bons répondans; outre ſes appointemens elle aura la facilité de *travailler pour ſon compte*, ſi elle exerce un etat *qui ne ſois pas embaraſſant*. S'addreſſer &c. *)

Das

---

*) Es wird für das Komptoir eines Kaffeewirths eine unverheirathete Mamſell oder eine Wittwe, die keine Kinder hat, geſucht. Am liebſten hätte man ſie zwiſchen 20 und 24 Jahren,

von

Das unbequemſte bey dieſen, wie bey allen andern öffentlichen Blättern in Paris, iſt dieß, daß oft ein Artikel (ſie werden nach der Zeitfolge eingerückt) Wochen lang auf einen Platz warten muß. Ich weiß nicht, warum man nicht ſtatt Eines Bogens, täglich deren Zwey ausgibt. Man ſagte mir, daß die Petites Affiches, wie das Journal de Paris, zu welchem ſie eigentlich gehören, 50,000 mal aufgelegt werden. Die Einrückungsgebühren kommen ſehr hoch zu ſtehen. *)

---

von Erziehung, von einnehmender Bildung, und mit guter Bürgſchaft. Außer ihrem Lohn, *kann ſie auch für ſich arbeiten, wenn ihre Handthierung nicht rauſchend iſt und zuviel Platz braucht.* Man hat ſich zu melden u. ſ. w.

*) Eine Ankündigung von acht Kolonnen oder vier Seiten, die dem Journal von Paris beygelegt wird, koſtet 264 Livres, oder 66 Thlr. ſächſiſch! Die einzelne Kolonne koſtet 33 Livres! Iſt ein Artikel ſtärker, als eine Kolonne, ſo wird der Ueberſchuß mit 16 Livres 10 Sous bezahlt, wenn er weniger als eine halbe Kolonne füllt; füllt er aber mehr, ebenfalls mit 33 Livres!

Es gibt noch andre Mittel, das Publikum aufmerkſam zu machen: dieſe ſind die Trommel, die Geige, der Hanswurſt, der Ausrufer (Aboyer), das Gerüſt. Geſtohlne Sachen trommelt man aus, die Bettler laden durch Geigen zur Wohlthätigkeit, die Ausrufer durch ein gräßliches Venez, entrez, die Neugierde, die Hanswürſte die Kranken oder Geſchäftsloſen und das Gerüſt die Geſang- oder Kaufluſtigen ein. Blinde, Marionettenſpieler, Zahnärzte, Kurioſitätenmänner und Vaudevillenſänger bedienen ſich aber nur dieſer Mittel. Die Broſchürenverkäufer leſen ihre anziehendſten Blätter mit großem Geſchrey ab. Jeder der herumſchwärmenden kleinen Kaufleute hat ſeine eigene Loſung, woran man ihn erkennt, und die ſie in der That wohl einſtudiren müſſen. Die Käufer und Verkäufer alter Kleider ſchnarren ihr Marchand d'habits papageyenartig durch die Zähne. Die Haſen- und Kaninchenfellhändler miauen faſt wie die Katzen; die Waſſerträger laſſen ſich faſt wie die Unken vernehmen. So haben alle übrigen ihr charakteriſtiſches Geſchrey und wenn man eine Zeit lang in Paris gelebt hat, ſo unterſcheidet man in dem Gewühl von Stimmen, jede ohne Mühe einzeln, und weiß, was für ein Bedürfniß man befriedigen und was man kaufen und verkaufen kann.

Dieſe **Anſtalten für den innern Zuſammenhang der Stadt und ihrer Einwohner** bilden den einen Theil der Bequemlichkeiten, die man hier findet, der andre, der die **Bequemlichkeit einzelner Menſchen, Gemüther, Launen und Bedürfniſſe** betrifft, iſt nicht minder mannichfaltig.

Man komme z. B. mit ſchlechten Kleidern und ſchlechter Wäſche nach Paris, und in Zeit von einer Stunde kann man ins Beſſere, mehr oder weniger glänzend, umgekleidet ſeyn. Auf jeder Straße findet man die ſogenannten Marchands Fripiers, die alte und neue, für jeden Wuchs zugeſchnittene Röcke, Beinkleider, Weſten u. ſ. w. feil haben. Die Lingères (Leinwandhändlerinnen) ſorgen für Hemden von aller Art, für Halstücher, Jabots und Manſchetten, ſo geringe oder ſo fein, wie man will, und die Dutzende von Händen, die ihnen zu Gebote ſtehen, bringen alles ohne Zeitverluſt zu Stande.

Man komme mit einer ganzen Familie, mit Pferden und Wagen nach Paris, und ſuche bequeme Unterkunft: jedes möblirte Hotel bietet ſie, ſo prächtig man will, dar.

Man miethe ſich eine Etage, die nichts als die bloßen Wände hat, und in wenig Stunden hat man Möbel, Tapeten, Küche und alles, was zu einer Wohnung und Wirthſchaft gehört, zum Kauf oder zur Miethe. Es ſind die Tapiſſiers, die dieſe Wunder thun.

Man will plötzlich ein großes Haus machen und viel Bediente haben. Ein Gang in das Bureau pour les Domeſtiques, rue Montmartre, verſchafft einem ein ganzes Hausperſonale, vom Kammerdiener und Koch bis zum Lauf- und Küchenbuben, von der Kammerjungfer bis zum Aſchenbrödel.

Man braucht auch wohl eine Amme: das Bureau de la Direction des Nourrices, rue de Grammont, zeigt einem Hunderte, die man anſehen, unterſuchen und zu jeder Stunde miethen kann.

Man will einer zahlreichen Geſellſchaft ein Abend- oder Mittagseſſen geben, hat aber weder Küche, noch Keller, noch Tiſchzeug, noch Meſſer, noch Gabel: es bedarf nur Eines Winkes bey einem Reſtaurateur oder größern Traiteur, ſo iſt alles da, was man eſſen und trinken will, und was man zum Eſſen und Trinken braucht.

Man braucht auch wohl eine Mätreſſe: man wähle nur im Palais Royal unter zwey Hunderten; man leſe ſich nur unter den Operntänzerinnen aus. Eine Frau zu bekommen, iſt nicht weniger leicht.

Will man Staatswagen, Reiſewagen, Kabriolets: man findet alles fertig bey den Carroſſiers auf den alten Boulevards. Eben daſelbſt bey den Marchands de Chevaux de tous les Pays findet man Pferde davor.

Man will einen Garten mit Statüen verzieren: ebendaſelbſt findet man Figuren, Büſten, Vaſen aller Art bey den Sculpteurs und Marbriers, alles bis zur Aufſtellung fertig.

Man will ſich ein neues Haus bauen laſſen: in zwey Monaten ſteht es da. So iſt das große Opernhaus in zwey und ſiebzig Tagen, und das berüchtigte Luſtſchloß des Grafen von Artois, Bagatelle, in ſechs Wochen hervorgegangen. Maurer und Zimmerleute arbeiten Tag und Nacht. Für die Nacht bezahlt man bloß das doppelte Tagelohn.

So kann man in Paris alles haben, alles ſeyn, alles verkaufen, alles nützen. Die großen Hebel des Ganzen ſind Bedürfniß und Gewinn. Hier iſt alles Kauf und Verkauf, Gewinn oder Verluſt. Keine Hand rührt ſich ohne Geld, kein Rücken krümmt ſich ohne Abſicht, keine freundliche Miene zeigt ſich ohne Bedeutung. Dieſer Kaufmanns- oder Krämergeiſt zeigt ſich in allen phyſiſchen und moraliſchen Dingen und muß ſich zeigen, wenn man hier leben oder nicht betrogen ſeyn will. Er blickt aus der Freundſchaft, aus der Liebe, aus der Wohlthätigkeit hervor und erzeugt hier jene allgemeine Kälte, die bloß Eigennutz künſtlich verdrängt, und die man Egoismus nennt.

Vierte Abhandlung.

Die Polizey von Paris. Ihre eigentliche Beſtimmung. Häusliche und politiſche Polizey. Argenſon. Guet de Paris. Reverbères und Falots. Exekutionen an Reverberen. Der berüchtigte Reverbere auf dem Greveplatze. Polizeykommiſſarien. Reinigung der Stadt. Egouts. Vidangeurs. Boueurs. Feueranſtalten. Unglück einer Schauſpielerinn. Verbotene Bücher und Kupferſtiche. Le Noir's Grundſätze hierüber. Politiſche Polizey. Ihre Entſtehung. Gefährliches Syſtem derſelben. Polizeyſpione, Mouches oder Mouchards. Deſpotie eines Exempts. Hiſtoriſche Schilderung Le Noirs. Seine empörende Gaunerey, mit Calonne und andern geſpielt. Zwey merkwürdige Billets von einem Miniſter an eine Kourtiſanne. De Crosne, letzter Polizeylieutenant. Was ihn vor dem Reverbere rettete.

Eine Stadt von dem Umfang und mit der Volksmenge von Paris würde, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen wäre, bald in eine Anarchie verfallen, die allmählich wackere Leute verjagen und Betrügern, Dieben und Räubern aller Art Thür und Thor öffnen würde. Die Bewohner weitläuftiger und volkreicher Städte, können nicht ſelbſt unter einander Ordnung halten, weil ihre Grundſätze und Begierden ſo verſchieden ſind, als ihre Bedürfniſſe und weil der Ueberfluß und Uebermuth des Reichen, beſtändig die Lüſternheit, Trägheit und den böſen Willen des Armen rege machen muß. Die Menſchen werden deſto verderbter, in je größerer Anzahl ſie beyſammen ſind und die Leichtigkeit, womit der Arbeiter verdienen, und die Bequemlichkeit, womit der Verſchwender genießen kann, leiten beyde gleich kräftig zu einem Leichtſinne und einer Gewiſſenloſigkeit, die bey dem Armen zu Betrug und Diebſtahl, und bey dem Reichen zu Hartherzigkeit und Prahlerey zu führen pflegt. Für das Ganze thut niemand etwas mehr, weil er alles für ſich ſelbſt thut, und wenn auf der einen Seite große Städte, ohne höhere Aufſicht, zu einer Mördergrube werden müßten, ſo würden ſie auf der andern Seite zugleich in Armenhäuſer, Brandſtellen und Kothpfützen verwandelt werden.

Aus dieſen Umſtänden geht die Beſtimmung der Polizey in großen Städten hervor, und ſie iſt ſehr einfach. Sie ſoll über die Sicherheit des Lebens und Eigenthums wachen, gewiſſenloſe Einwohner entfernen, die arbeitenden Klaſſen beſchäftigen; die Armen verſorgen, die Kranken heilen, die Bedürfniſſe der Stadt im Großen herbeyſchaffen, über die innere Güte derſelben wachen, Wohnungen, Straßen und Plätze reinigen und dadurch für die Geſundheit der Einwohner eben ſo ſorgen, wie ſie durch die Wegſchaffung verdorbener Mitglieder für ihre Sicherheit und Moralität ſorgt. Ihre Haupttugenden ſind Wachſamkeit, Gerechtigkeit und Strenge.

Die Pariſer Polizey war ſeit hundert Jahren das Muſter aller Polizeyeinrichtungen in Europa. Jene oben angegebene Beſtimmung erfüllte ſie pünktlich, und ſie ward für Paris ſehr wohlthätig dadurch; aber ſie ſchlug zu derſelben noch eine andre, und ward dadurch fürchterlich.

Dieſe andre Beſtimmung war politiſch und ſollte den König ſchützen, wie die erſtere den Bewohner von Paris ſchützte. Das Intereſſe des

Königs iſt bey Verfaſſungen, wie die Franzöſiſche durch Miniſter, Mätreſſen und Günſtlinge geworden war, dem Intereſſe des Unterthanes entgegen geſetzt, und in dieſer Hinſicht wurden Leute, die der Stadt Paris unſchädlich, oft nützlich waren, dennoch von der Polizey verfolgt, beſtraft und verjagt, weil ſie der Regierung durch Freyheit im Sprechen, Schreiben oder Handeln verdächtig geworden waren. Dieſe *politiſche* Polizey beſchäftigte oft das Haupt derſelben mehr, als die *häusliche* oder *bürgerliche*, und die Feinheit und Ueberlegenheit der Pariſer Polizey hat, wie ihre Deſpotie, ihren nothwendigen Urſprung daraus gezogen. So ward der *Polizeylieutenant* der *Vater* und der *Deſpot* von Paris, wie der König der *Vater* und der *Deſpot* von Frankreich war, und die nothwendige Reibung dieſer beyden Prädikate erwarb beyden zu allen Zeiten eben ſoviel Liebe, als Haß. Als die Deſpotie in Trümmer ging, verſchwand auch die politiſche Polizey, ihre Helfershelferinn, und nur die bürgerliche blieb zurück und wirkt noch mit aller ihrer Wohlthätigkeit auf Paris. Dieſe braucht nur *Aufſeher* und *Wächter*, aber jene *Spione*.

Nach dieſem einfachen Faden, will ich die bürgerliche Polizey von Paris ihren Hauptzügen nach zur Nachahmung ſchildern und die politiſche, jetzt verſchwundene, zur Warnung aufſtellen.

Noch vor hundert Jahren war die Pariſer Polizey in ſehr ſchlechten Umſtänden. Die Stadt war nicht erleuchtet, war unrein, oft dem Mangel, noch öfter den Anfällen der Räuber und Beutelſchneider unterworfen. Die Lakeyen und ihre jungen und vornehmen Herren ſelbſt fielen, wenn ſie getrunken hatten oder Anwandlungen von Uebermuth fühlten, die Leute auf den Straßen an, neckten ſie, beſtahlen ſie zum Scherze und ſchlugen ſich mit der Polizeywache, wenn ſie dazu kam. Die Kommiſſare der Polizey waren ein Gegenſtand des Spottes, und wurden ſehr oft von dem erhitzten Pöbel gemißhandelt; nur Wachſamkeit, Strenge und Klugheit konnten die daraus entſtehenden Unordnungen heben.

Dieſe drey Tugenden vereinigte Argenſon, der im Jahre 1697 als Polizeylieutenant an die Spitze dieſes Departements trat, und den erſten und dauerhaften Grund zu dem Mechaniſmus legte, der ſeit der Zeit den Operationen der Polizey Schnelligkeit, Feſtigkeit, Feinheit und Nachdruck mittheilte. Argenſon war ein großer Kopf, der das Eloge verdiente, was einer der größten Köpfe von Frankreich, Bernhard von Fontenelle, auf ihn geſchrieben hat. Ich ziehe eine Schilderung von ihm aus dieſem Eloge, und ſein Portrait ſoll meine Nachrichten von der Polizey in Paris anfangen, weil er der erſte war, der ſie einrichtete, ſo wie das hiſtoriſche Portrait Le Noirs, der ſie auf den höchſten Grad erweiterte und deſpotiſch mißbrauchte, dieſelbe ſchließen ſoll.

Er hatte kaum zwey Jahre die Stelle eines Polizeylieutenants gehabt, als Ruhe, Sicherheit, Reinlichkeit und Ueberfluß in Paris nicht mehr abriſſen. Störer der öffentlichen Ruhe waren, wie Räuber und Beutelſchneider, in keinem Verſtecke mehr ſicher, und wenn ihm auch dergleichen zuweilen entwiſchten, wußten ſie ſelbſt nie gewiß, ob ſie ihm auch wirklich entwiſcht waren. Er hatte eine unermüdliche Geduld, die tauſendfachen Anfragen, Klagen und Anzeigen, die ihm faſt immer von dem gemeinſten Volke vorgebracht wurden, bis auf ihre langweiligſten Details anzuhören und Strafe, Rath und Beruhigung, beſtändig mit Anwendung auf das gemeine Beſte, zu verhängen, zu geben und einzuflößen. Wichtige Dinge entſchied er mit Ernſt und Strenge und unbedeutende oft durch ein Bon Mot, das zu Ruhe und Ausſöhnung führte. Als in den Jahren 1709 und 1710 große Theurung in Paris war, gab das Volk ihm zum Theil die Schuld davon und es that ſich in ſtürmiſche Haufen zuſammen. Einmal belagerte einer derſelben das Haus, worin er ſich befand, und man wollte Feuer daran legen. Er war weit entfernt, ſich vor dieſer aufbrauſenden Wuth zu fürchten: er öffnete die Thür des Hauſes, die man aus Furcht verſchloſſen hatte, trat hinaus mitten unter das Volk, redete es an und beruhigte es. Die ihn vorher in Stücken hatten zerreißen wollen, waren die erſten, die ihn wieder den Vater des Volks nannten. Bey Aufläufen und Feuersgefahren war er immer einer der erſten, der erſchien. Er ordnete nicht bloß, ſondern griff ſelbſt mit an. Einmal geriethen die Holzniederlagen an dem Thore Saint Bernard in Brand. Man mußte, um einen allgemeinen Brand zu hindern, einen Weg einſchlagen, über welchen die Flammen ſchon herüber ſchlugen. Die Leute, die zur Rettung befehligt waren, ſtockten. Er ſtellte ſich an die Spitze der Unerſchrockenſten, eilte hindurch und dem Feuer ward Einhalt gethan. Sein Kleid war verbrannt und er blieb bey dieſer Gelegenheit zwanzig Stunden auf den Füßen.

Seine Thätigkeit und Erfahrung ward aber nicht allein für Polizeygeſchäfte verwandt. Ludwig der Vierzehnte brauchte ihn oft bey ſehr feinen, große Behutſamkeit erfordernden Unternehmungen, z. B. bey Ausſöhnungen wichtiger Männer für den Staat, und bey großen politiſchen Operationen ſelbſt, die ein ſchnelles, geheimes und nachdrückliches Benehmen nöthig machten. Dieſes Fach eines geheimen Rathgebers und Vermittlers iſt nach der Zeit ſeinen Nachfolgern geblieben; aber was Er mit Eifer für das gemeine Wohl that, thaten dieſe zum Theil bloß aus Eifer für den Deſpotismus und ihr eignes Selbſt und ſo erhielt jene unächte, gefährliche, politiſche Polizey ihren Urſprung, die ſehr oft die Einwohner von Paris von den Launen, der Habſucht und der Niederträchtigkeit der geringern Polizeybedienten abhängig machte; ſo wie dieſe oft, nicht für das Intereſſe des Königs, ſondern für die Ehrſucht, Herrſchſucht, Beſorgniß, Erbitterung und Rachſucht der Miniſter oder oft nur ihrer Mätreſſen arbeiteten.

Argenſon war mehr ſtrenge als gelinde, aber er mußte es wohl ſeyn, da er ſo vielen Unordnungen abzuhelfen und eine ganz neue Ordnung einzuführen hatte; da er größtentheils mit einem heftigen Pöbel zu thun hatte, der ſich, wenn er ſich bey Tauſenden bey einander fand, noch nie vor der Ankunft der Polizey gefürchtet hatte; und da ſein Charakter, bey immer wiederkommenden Beyſpielen von Betrug, Raub- und Händelſucht, eine gewiſſe Härte annehmen mußte, die ſich bey ihm aber mehr als Strenge, als wie Unerbittlichkeit und Grauſamkeit zeigte. Sehr bald ward er das Schrecken des Volks und eben ſo bald der höhern Stände, weil ſeine Maſchine hier und da von der Hofluſt umgetrieben ward, Lettres de Cachets durch ſeine Hände gingen und der Verhaft in der Baſtille durch ſeine Leute angekündigt und vollzogen wurde. Sehr oft hat er ſich aber auch Verhaftsbefehlen, die ihm aus Privatrache zu kommen ſchienen, mit Nachdruck widerſetzt, aus Gefühl der Billigkeit eben ſo wohl, als aus Achtung für ſeinen Poſten, den er vor Eingriffen ſicher ſtellen wollte. Förmlich war er nie mit dem Hofe, namentlich mit dem Miniſterium, einverſtanden und er forderte beſtändig von ihnen Auskunft und Rechenſchaft bey den Operationen, woran er Theil nehmen ſollte. Die letzte Zeit her waren die Polizeylieutenants und die Miniſter Freunde und Brüder, und nichts machte Eigenthum und perſönliche Freyheit ſo unſicher, als eben die Polizey, die beydes ſichern ſollte.

Was man von einer geſunden und wohlthätigen Polizey fordert: Sorgfalt für Zufuhre und Verbrauch; Wachſamkeit auf den betrügeriſchen Krämergeiſt und auf die befördernden Quellen des Handels; ſtrafendes Auge auf die Eingriffe, die ein Bürger in die Rechte des andern thut, und auf die gefährliche und betrügeriſche Feinheit der Gauner; unterhaltenes Gleichgewicht zwiſchen Mißbräuchen, die einmal noth-

wendig

wendig geworden ſind und zwiſchen wohlthätigen Anſtalten, die denſelben entgegen arbeiten; Unterdrückung heimlicher Schandthaten, die durch öffentliche Strafe erſt ihre Exiſtenz ankündigen und fortpflanzen würden; Geduld, die kleinſten und unbedeutendſten Vorfälle, die durch irgend einen Faden mit dem gemeinen Beſten zuſammenhangen, zu unterſuchen; und endlich Kenntniß der verſchiedenen Volksklaſſen, ihres Charakters, ihrer Grundſätze, ihres Nahrungserwerbs und ihrer Gemüſe: dieß alles, ſage ich, was man von einer geſunden Polizey fordert, vereinigte das Syſtem Argenſons und verband damit Reinlichkeit, äußere Ordnung und Anſtändigkeit. Die Anſtalten, die er zu dieſem Behufe traf, liegen noch den Anſtalten der Polizey, ob ſie gleich jetzt mehr ins Große getrieben werden, zum Grunde, und ich bin im Begriff, ſie nun näher darzulegen.

Für die Sicherheit der Stadt wacht der ſogenannte Guet de Paris, eine Miliz, die theils zu Pferde, theils zu Fuße iſt und deren Anzahl auf dreyzehnhundert ſteigt. Faſt in jeder Straße iſt ein Wachhaus deſſelben und an faſt jeder Ecke ſteht ein Poſten. Die zu Pferde ſind den ganzen Tag, in größerer Anzahl aber des Nachts, in Bewegung, wo ſie in Diviſionen Straße auf Straße ab reiten. Auf den erſten Schrey über Gewalt iſt eine Patrouille da, und den engſten und finſterſten Straßen ſind ſie immer am nächſten. Der Polizeylieutenant Herault ſagte einmal, er wollte das Pflaſter von Paris ſo ehrwürdig machen, als eine Sakriſtey, und man muß geſtehen, daß ihm dieß, wie ſeinen Nachfolgern, gelungen iſt. Wenn Auflauf iſt, erſcheint der Guet und verhält ſich ſo lange leidend und warnend, bis Thätlichkeiten erfolgen. Wer ſchlägt und geſchlagen wird, muß mit zum Polizeykommiſſär, der den Handel auf der Stelle unterſucht und entſcheidet.

In den Gegenden der Stadt, wo beſtändig ein Gewimmel von Kommenden und Gehenden iſt, ſtehen die Poſten des Guet auch häufiger. Betrunkene, mit der fallenden Sucht Behaftete, ungeſtüme Bettler, Zänker, alle dieſe gehören unter das Departement des Guet und ſie werden auf der Stelle entfernt. Taſchenſpieler, Leute, die Raritäten zeigen, Vaudevillenſänger, welche die Menge um ſich verſammeln, ſtehen ebenfalls unter ſeiner Aufſicht; und wird das Gewimmel ziehend, ſo gehen Patrouillen vor, neben und hinter demſelben her. Wenn Wagen an einander gerathen und eine Straße dadurch verſperrt wird, ſo iſt er ebenfalls da, kommt Zank und Schlägereyen zuvor und hilft durch Rath die Wagen auseinander bringen. Vor den Theatern iſt er ebenfalls, und er hält Ordnung unter den Kutſchen, die vor denſelben ſtehen. Kein Kutſcher darf dem andern vor- oder auf der Seite hinauf fahren, wo die andern herunter kommen. Wird jemand übergefahren oder nimmt er ſonſt Schaden, ſo trägt man ihn in das nächſte Wachhaus des Guet, wo Pflaſter, Scharpien und Verband in Vorrath ſind und wo man den Kranken die erſte Hülfe gibt, ſo lange, bis ein Wundarzt kommt. Der Guet gibt von allen ſeinen Operationen, Entdeckungen, Vermuthungen und Verhaftnehmungen dem Chef der Polizey ſchnelle Nachricht und dieſer beſorgt das übrige.

Während und nach der Revolution war der Guet zu ſchwach, die Aufläufe des Volks und die daraus zu fürchtenden Folgen zu verhüthen.

Die Bürgermiliz ſandte alſo zu ſeiner Unterſtützung Patrouillen aus, die allem Unheil bald mit Güte, bald mit Drohungen, bald mit Gewalt (doch dieß ſehr ſelten) zuvorkamen. Nur die erſte Nacht, da die Revolution ausbrach, war gefährlich, die zweyte war der Pöbel ſchon nach Hauſe oder aus der Stadt gejagt und man konnte zu jeder Stunde der Nacht, in den engen und entfernten Straßen, wie in den lichtern und lebhaftern, ohne Gefahr kommen und gehen. Dieſe Ordnung iſt bis jetzt in Paris, ohne Einſchränkung, aufrecht erhalten worden. Das Hotel de Ville ſetzte eine Comité de Police nieder, als der letzte Polizeylieutenant ſeinen Poſten abgab, und dieſe Comité beſorgt noch jetzt das Fach des Polizeylieutenants mit großer Wachſamkeit und Vorſicht. Die Polizey iſt jetzt auf ihre urſprüngliche, wohlthätige Beſtimmung zurückgebracht.

Zur Erhaltung der Sicherheit bey Nacht dienen auch die Straßenlaternen (Reverbères) und die Laternenbuben, (Falots) die faſt auf jeder Straße anzutreffen ſind, und die Fußgänger um einige Sous nach Hauſe leuchten. Die Reverberes brennen Winter und Sommer unausgeſetzt. Es iſt eine bloße Façon de parler, wenn man ſagt, daß die einzige Oxfordſtraße in London mehr Laternen enthält, als ganz Paris. In Paris ſind nahe an tauſend Straßen. Wenn man für jede im Durchſchnitt nur zehn Reverberes rechnet, ſo ſind dieß zehn tauſend Laternen und dieß wäre in der That für die Oxfordſtraße ein wenig zu viel und gäbe den Taſchendieben einen zu hellen Wirkungskreis. Die Reverberes *) hangen mitten in der Straße an einem Seile herab, das von einer Seite der Straße zur andern herübergezogen iſt. Sie ſind groß und ſchließen in einem geräumigen, ſechs ſeitigen Glaskaſten eine Lampe ein, worin zwey Dochte brennen, hinter welchen ein polirter blecherner Spiegel angebracht iſt, der das Licht nach beyden Seiten der Straße zurückwirft. Daß dieſe Erleuchtung von der Mitte aus mehr Licht gibt,

---

*) Man könnte dieß Wort, wenn man glaubt, daß es nöthig ſey, am beſten mit dem niederſächſiſchen „Blaker" überſetzen.

als von der Seite her, iſt mir klar, weil im letztern Falle ein Viertel der Lichtſtrahlen fruchtlos an die Mauern fällt; deßhalb können die Reverberes auch weitläuftiger hangen.

Die Reverberen ſind während der Revolution durch die Exekutionen, wozu man ſie gebraucht hat, ſehr fürchterlich geworden. Man ſcheint in Deutſchland zu glauben, es ſey an Laternenpfählen geſchehen, aber dieß iſt nicht richtig, es geſchah an denſelben Seilen, an welchen in der Mitte der Straße die Laternen herab hangen. Dieſe Seile ſind nämlich an den Häuſern befeſtigt und werden auf der einen Seite über eine Art von Kloben mit den Laternen herabgelaſſen, damit man dieſe mit Oel verſehen und anzünden kann. Das Ende des Seiles wird um einen Haken gewunden und in eine Niſche, die in der Mauer angebracht iſt und eine kleine eiſerne Thür hat, jedesmal verſchloſſen. Dieſe Thürchen ſprengte man, ließ die Laterne herunter, nahm ſie ab und zog ſtatt ihrer den Delinquenten in die Höhe. Die Seile ſind bloß für die Schwere der Laternen und nicht für das Gewicht eines Menſchen berechnet, mithin mußten ſie oft reißen, und ſo wurden die Unglücklichen nicht ſelten zu vier bis ſechs Reverberen geführt, ehe man einen Strick traf, der die Operation aushielt.

Der berüchtigte Reverbere auf dem Greveplatze, an welchem Foulon und Berthier gehenkt wurden, hängt nicht (weil dieß auf einem weiten Platze nicht möglich war) in der Luft, ſondern ſteht auf einem eiſernen Arm an einem Eckhauſe, über dem Bruſtbilde irgend eines Franzöſiſchen Königs, wovon die Ecke Coin du Roi heißt. Ueber dieſen Arm ließ man die Stricke herunter und zog die Delinquenten hinauf. Gewöhnlich zerrieben ſich die Stricke an den Ecken der eiſernen Stange beym Aufziehen und daher die verlängerte Marter der Unglücklichen!

Wenn der Guet bey Nacht und bey Tage die Einwohner von Paris vor perſönlichen Mißhandlungen ſchützt, hat er nicht weniger Mittel und guten Willen, ſie vor Dieben, Betrügern und Gaunern aller Art zu ſchützen. Auf das erſte Wort au Voleur! ſetzt er dieſem nach und holt er ihn nicht ein, ſo geht das Amt der ſogenannten Mouchards an, denen ſeine Perſon und die Gegend, wohin er ſich geflüchtet hat, beſchrieben wird, und die ſodann das übrige thun. Die Mouchards, gegen bloße Diebe in Bewegung geſetzt, ſind eben ſo wohlthätig für Paris, als diejenigen ſchädlich ſind, die man zum Ausforſchen von Familiengeheimniſſen, freyen Grundſätzen, verbothenen Büchern u. ſ. w. zu brauchen pflegte, und von denen ich unten bey der politiſchen Polizey mehr ſagen werde. Jene nützliche Klaſſe von Auskundſchaftern hat auch die jetzige Comité de Police beybehalten.

Der Guet iſt alſo die bewaffnete Hand, welche den Bürgern die Sicherheit ihrer Perſonen und ihres Eigenthums bey wirklichen thätlichen Angriffen erhält: bey feinen Spitzbubenſtreichen, Betrügereyen der Kauf- und Handelsleute und der Abenteurer, bey heimlichen Diebſtählen u. dergl. geht hauptſächlich das ſchützende Amt der Polizeykommiſſare an. Dieſer Kommiſſare gibt es in jedem Diſtrikte der Stadt zwey oder drey, die unter einander durch eine regelmäßige Korreſpondenz zuſammen hangen. Bey ihnen laufen die Logis- und Schlafzettel ein, welche die Inhaber der möblirten Hotels und der möblirten zu vermiethenden Zimmer (chambres garnies) regelmäßig einliefern müſſen. So gelangen ſie zu einer genauen Kenntniß ihres Diſtrikts in Abſicht der Fremden und überhaupt der einzelnen Perſonen beyderley Geſchlechts, die ſich darin niederlaſſen, und ihre Berichte davon laufen in dem Generalbüreau der Polizey zuſammen, welches die einzelnen Diſtrikte wiederum im Ganzen umfaßt und kennt. Sie wachen über die Befolgung der Polizeyverbothe und Verordnungen; nehmen Klagen aller Art an, und erſtatten der Obrigkeit, vor welche der Fall gehört, Bericht davon; ſie unterſuchen, verhören Zeugen und arbeiten der Juſtiz in die Hand; ſie laſſen Uebelthäter feſt nehmen, die auf der That ſind ertappt worden, dürfen aber nie beſtrafen, in unbedeutenden Fällen ausgenommen, wo eine Nacht, auf der Pritſche im Wachhauſe des Guet zugebracht, ihnen genug ſcheinen kann. Sie haben ein Auge auf die öffentlichen Mädchen und liederlichen Häuſer überhaupt, die ſie von Zeit zu Zeit unterſuchen, reinigen und in Ordnung halten. Die Angeſteckten werden in irgend ein Lazareth gebracht und die übrigen, die man auffängt, in die Arbeitshäuſer. Die Kommiſſare müſſen alle Anzeigen, die ihnen von geſtohlnen Sachen gemacht werden, unentgeldlich annehmen, und ſie an das Bureau de Sureté einberichten, welches in dem Hotel de Police niedergeſetzt iſt und von drey Inſpectoren verſehen wird. Man kann ſich in ſolchen Fällen auch geradezu an dieß Bureau ſelbſt wenden, und die Beſchreibung der geſtohlnen Sachen wie der Perſon, auf die man Verdacht hat, daſelbſt niederlegen.

Bey den Kommiſſaren laufen auch die Berichte der Leute ein, die in den Hallen und auf den Märkten angeſtellt ſind, um den Verkauf verfälſchter oder verdorbener Waaren zu verhüthen. Verkauft ein Bäcker Brot von angegangenem Mehl, ein Weinſchenk verfälſchten Wein, ein Kaufmann verlegenes Tuch, ein Materialhändler verdorbenes Gewürz, ein Goldſchmid probewidriges Silber, ein Fleiſcher altes Fleiſch u. ſ. w ſo bedarf es nur einer Anzeige bey dem Kommiſſar und er trifft die nöthigen Verfügungen dagegen. Schlägereyen und Zank zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Herren und Bedienten, Frauen und Mägden, Aeltern und Kindern ꝛc. alles ſchlichtet und legt der Kommiſſar bey und für alles hat er Ohr und Mittel. Seine Verfahrungsart iſt nachdrücklich und ſchnell. Aber es iſt gewiß, daß die Leute, die man dazu wählt, ſehr gewiſſenhaft, thätig, fein und entſchloſſen ſeyn müſſen. Das Volk in Paris ſagt auch ſprichwortsweiſe: er iſt ſo fein, wie ein Polizeykommiſſar. Die Einrichtung mit dieſen Kommiſſaren beſteht nach wie vor und ſie aufheben wollen, hieße der Stadt eine wahre Wohlthat rauben. Wenn ihre Verfaſſung eine Veränderung gelitten hat, ſo iſt es von einer Seite, welche ihre Wohlthätigkeit erhöhet: ſie arbeiten nicht mehr für das Intereſſe des Deſpotismus, was ſie vorher, bey ihrem engen Zuſammenhange mit dem Polizeylieutenant, beſtändig zu thun gezwungen waren. Gewaltthätigkeiten und Chikanen, die ſie ſich vorher zu erlauben Gelegenheit hatten, würden ihnen auch jetzt ſehr gefährlich werden.

Wenn die Anſtalten der Polizey zur Sicherheit der Stadt ſo mannichfaltig und nachdrücklich ſind, ſo ſind ſie es nicht weniger für die

Verſorgung, Bequemlichkeit und Reinlichkeit. Was die Polizey für Antheil an den erſtern beyden Punkten hat, habe ich ſchon oben in der Abhandlung über Konſumtion, innern Zuſammenhang und Bequemlichkeiten von Paris hinlänglich angegeben, von der Reinlichkeit ſpreche ich hier.

Der Unrath von einer Million Menſchen, von hunderttauſend Pferden, von zweymal hunderttauſend Hunden und Katzen, von ſo vielen unreinlichen Handthierungen, vom Regen und Schnee, aus einer Stadt von dieſem Umfange, mit den engen Gaſſen zum Theil, wo die Sonne nicht hinabdringen kann, wegzuſchaffen: dieß iſt eine Aufgabe, die unbeſchreiblich ſchwer iſt, und die in der That bey der eifrigſten Vorſorge der Polizey nicht gelöſ't werden kann. Deßhalb bleibt derſelben in dieſem Punkt noch viel zu thun und zu verbeſſern übrig und vieles auszuführen durchaus unmöglich. Wenn Paris die Seine nicht hätte, wäre es ſchon längſt nicht mehr bewohnbar.

Ein großer Reinigungskanal (Egout) umfaßt die ganze nördliche Seite der Stadt und nimmt eine Menge kleinere auf. Man wäſſert und verſchwemmt die Unreinigkeiten, die in dieſelben zuſammenfließen, mittelſt vierzehn Schleuſen, die zu gewiſſen Zeiten auf- und angelaſſen werden. Der Hauptkanal ſelbſt iſt geräumig und gut unterhalten, aber die Nebenkanäle ſind hier und da verſtopft und eingefallen, und drohen den Bewohnern der Viertel, worin ſie liegen, mit peſtilentialiſchen Ausbrüchen. Es iſt zu erwarten, daß dieſem Uebel jetzt abgeholfen werden wird, da die Reinlichkeit und Geſundheit der Stadt und der Einwohner ſchwerlich mehr von der Polizey verpachtet werden dürfte.

Die ſüdliche Seite der Stadt hat keinen großen Reinigungskanal, aber mehrere kleinere. Die Leute, die das Geſchäft der Reinigung beſorgen, nennen ſich Vidangeurs, *) und machen eine eigene Zunft aus, die ſich nicht in ihr Handwerk greifen läßt. Es iſt ohne Zweifel die traurigſte Menſchengattung in Paris. Ihre

---

*) Eine Polizeyverordnung, unter Heinrich IV ausgegeben, nennt ſie ſehr naif Maitres Fi-fi.

Arbeit geſchieht bey Nacht und wird zwar gut bezahlt, aber die Gefahr, die ſie dabey laufen, und die Unreinlichkeit ſelbſt, der ſie ſich unterziehen müſſen, wiegt ihren Lohn dreyfach auf. Seitdem ihnen einige Mittel aus der Chemie, die mephitiſchen Dämpfe minder ſchädlich zu machen, geläufig geworden ſind, iſt jedoch ihr Handwerk minder beſchwerlich geworden und die Einwohner ſelbſt haben von plötzlich aufgelaſſenen Gruben nicht mehr ſo viel zu fürchten, als vorher. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat ſich durch den Unterricht, den ſie darüber an ſie gelangen ließ, ein glänzendes patriotiſches Verdienſt erworben. Es iſt nach ihren Vorſchriften ein Bureau général du Ventilateur, ou des Vidangeurs des foſſés d'aiſance *ſans odeur* entſtanden, deſſen Arbeiter zwar nicht ohne allen Geruch ihr Geſchäft treiben, deren Methode aber doch durch Feuer, Eſſig, Luftzüge u. dergl. minder übelriechend und gefährlich wird.

Die Reinigung der Straßen ſelbſt war die letzte Zeit her verpachtet und die Polizey entledigte ſich dieſer Obliegenheit nur durch die zweyte Hand; jetzt hat ſie dieſelbe wieder ſelbſt übernommen. Täglich ſind einige hundert Karren in Bewegung, die den Straßenkoth und das Kehricht aufladen und wegſchaffen, und im Winter das Eis und den Schnee. Die Bürger ſind verbunden, vor ihren Thüren zuſammen zu kehren, was ſich an Unrath aufgehäuft hat und ſolchergeſtalt den Boueurs in die Hand zu arbeiten. Beyde ſehen ſich durch die Finger bey ihrem Geſchäfte. Die Bürger den Boueurs, wenn ſie nicht zur geſetzten Zeit erſcheinen, weil ſie da nicht kehren dürfen, die Boueurs den Bürgern, wenn ſie nicht kehren, weil ſie da nicht aufladen dürfen. Werden in dieſem Punkt nicht ſtrengere Verordnungen gemacht, ſo wird ſich Paris, beſonders in ſeinen engen Gaſſen, nicht aus dem Koth herausarbeiten, wegen deſſen die Stadt ſo verrufen iſt. Er iſt um ſo beſchwerlicher, da für die Fußgänger keine erhöhete oder wenigſtens mit breiten Steinen belegte Seitenſtege angebracht ſind. Paris wird aber in dieſem Punkt gewinnen, wenn die Kanäle der großen Waſſermaſchine erſt in allen Diſtrikten derſelben im Gange ſind und von Zeit zu Zeit die Straßen überſchwemmen und reinigen können. In einigen Straßen iſt dieß ſchon der Fall und ſie unterſcheiden ſich in Abſicht der Reinlichkeit ſchon ſehr von den übrigen.

Bey Feuersgefahren iſt die Polizey in großer Thätigkeit und dieſer Gegenſtand, der in der That der fürchterlichſte für ſolch eine eng gebaute und zahlreich bewohnte Stadt iſt, war von jeher mit ein Hauptaugenmerk derſelben. In den verſchiedenen Quartieren der Stadt ſind neunzehn Wachhäuſer für Feuerwächter, die Tag und Nacht für Nothfälle bereit ſind, ferner ſiebzehn große Spritzenhäuſer, die mit Rohr- und Schlauchſpritzen, Feuerleitern, Feuerhaken und Rettungsleitern reichlich beſetzt, und eilf Schuppen, worin Wagen mit Waſſertonnen, die beſtändig gefüllt ſind, fertig ſtehen und nur beſpannt werden dürfen. Der Mechanismus dieſer Anſtalten iſt vielleicht der vollkommenſte in der Welt. Wenn es im untern Stocke brennt, bleiben die Bewohner der obern ganz ruhig und können es. Die Feueranſtalten in den Theatern werden zwar nicht zunächſt von der Polizey eingerichtet und beſorgt, aber ſie hat die Aufſicht darüber und beſtraft

beſtraft Nachläſſigkeit in dieſem Punkt mit großer Strenge.

In das Fach der Polizey gehört auch die allgemeine Anſtändigkeit. Sie hat die Aufſicht über die auf allen Theatern zu gebenden Stücke, über die Libellendrucker und Verkäufer, über die Kupferſtich-Handlungen, über die öffentlichen Anſchläge, öffentlichen Blätter und über die — Unterhoſen der Schauſpielerinnen.

Eine Schauſpielerinn hatte das Unglück, daß bey einer ſchnellen Verwandlung der Dekoration ihr Rock mit ergriffen und aufgehoben wurde und ſie dem Parterre eine äußerſt komiſche aber auch anſtößige Blöße gab. Seit der Zeit erging ein Polizeybefehl, daß alle Schauſpielerinnen aller Theater nie anders als mit Unterhoſen auf der Bühne erſcheinen ſollten, von der Operntänzerinn an, bis zur erſten Heldinn im Trauerſpiel, unvorherzuſehender Unfälle wegen.

Die Aufſicht der Polizey über die Vorſtellungen der Theater war auf der einen Seite ziemlich ſtrenge und auf der andern ziemlich gelinde, und wenn ſie Zweydeutigkeiten hingehen ließ, war dieß nicht der Fall mit Seitenblicken, oft ſelbſt nicht den entfernteſten, auf Deſpotismus und Regierungsmißbräuche. Letztre hat die Nation jetzt nicht mehr zu fürchten und die Schriftſteller können hierüber jetzt auf das Theater bringen, was ſie wollen, weil keine politiſche Polizey mehr vorhanden iſt. Derſelbe Fall war es mit den Libellen auf die Regierung, auf die Miniſter und ihre Kreaturen und mit den Libellen auf die Sittſamkeit und Tugend. Erſtre wurden beſtändig ſtrenger bewacht, als letztre, und in keinem Lande ſind von jener Art mehr geſchrieben und verkauft worden, als in Frankreich. *) Eben ſo verhält es ſich mit den Kupfer-

---

*) Le Noir äußerte gegen einen Mann, den er ſich als Mouchard zulegen wollte, und dem er die Erlaubniß gab, verbotene Bücher einzuführen, folgende Grundſätze über jenen Gegenſtand: Je vous permets des livres contre Dieu, mais point contre Monſieur de Maurepas; contre la religion, mais point contre le gouvernement; contre les Apôtres, mais point contre les miniſtres; contre les Saints, mais point contre les femmes de la cour; contre les moeurs, mais point contre la police; &c. &c. *Baſt. dev. 6me Livr. p. 13.*

ſtichen. Die Polizey wußte, daß die Bilderhändler die anſtößigſten Zeichnungen feil hatten, aber ſie begnügte ſich damit, ihnen zu unterſagen, daß ſie dieſelben nicht öffentlich aushängten: ihre Mappen durchſuchte ſie nicht; aber politiſch-ſatyriſche Kupferſtiche wurden aufgeſucht und weggenommen und der Verkäufer fiel in anſehnliche Geld- und oft Gefängnißſtrafe.

Die öffentlichen Anſchläge und Ankündigungen, ſelbſt die kleinſten und unbedeutendſten, ſtanden ebenfalls unter der Aufſicht der Polizey, und ſtehen noch darunter: vorher hauptſächlich, aus politiſchen, jetzt mehr aus moraliſchen Abſichten. Die Cenſur aller zu druckenden Bücher ſtand ebenfalls bey ihr und man weiß, wie wenig ſie aufgeklärte Philoſophie und politiſche Freymüthigkeit liebte. Das hat ſich jetzt auch geändert.

Die Anſtalten zur Aufnahme der Kranken, Ernährung der Nothleidenden, Verminderung der Bettler, Wegſchaffung ſchädlicher Mitglieder der Geſellſchaft, über welche die Polizey die nähere oder entferntere Aufſicht hat, verdienen eine eigene Abhandlung. *) Jetzt komme ich auf die politiſche Polizey.

Die Kenntniß, welche das Fach der bürgerlichen Polizey von Paris und ſeinen Bewohnern vorausſetzte, war der erſte Grund, worauf die Regierung und namentlich die Miniſter und nach ihrem Beyſpiele alle Korps und Beamte, die öffentlichen Angelegenheiten vorgeſetzt waren, ihre Bedürfniſſe baueten. Deſpotismus iſt ein künſtlicher Zuſtand, der ſich durch künſtliche Mittel und Triebfedern aufrecht erhalten muß: das Gegengift deſſelben iſt Freymüthigkeit im Sprechen, Schreiben und Handeln. Nichts in der Welt iſt geſchickter dazu, dieſe im Zaume zu halten, als die Polizey, mit ihren tauſend Kanälen zur Kenntniß der Einwohner, ihrer Grundſätze, ihres Nahrungserwerbs und ihrer Beſchäftigungen. Wachſamkeit und Thätigkeit ſind ihre Attribute und die Hülfsmittel, die ſie dazu in Bewegung ſetzt, können eben ſowohl für Alle zum Nutzen, als für Einzelne zur Befriedigung ih-

---

*) Man ſehe die folgende.

rer Neugier, oder Rachſucht, oder Herrſchſucht angewandt werden.

Seitdem in Frankreich die monarchiſche Regierungsform zu einem Grade ſtieg, der an ſich nahe an Deſpotismus gränzte, und durch die Miniſter und ihre Kreaturen zu wahrem Deſpotismus gemacht wurde: ſeit der Zeit bediente ſich der Hof der Polizey von Paris, um ſeine Eingriffe in die Rechte der Menſchheit deſto gewiſſer, ſchneller und nachdrücklicher zu führen. Unter den Uſurpatoren, **Richelieu** und **Mazarin**, waren Spione und Angeber ſehr nöthig und beyde zogen die Polizey in ihr Intereſſe, um ihre Feinde, die ſie Feinde des Staats nannten, auszuhorchen, aufzuſuchen und zu entfernen. Die Kundſchafter, die man vorher bloß für das Beſte der Bürger in Bewegung ſetzte, wurden nach und nach mit eben ſo viel andern vermehrt oder ihre Verrichtungen wurden dahin erweitert, daß ſie auch zugleich dem Hofe zu dienen hatten. So ging der Kundſchafter auf die Entdeckung von Dieben und Schriftſtellern, von Friedensſtörern und Patrioten, von liederlichen Mädchen und Buchhändlern, von Verkäufern verfälſchter Waare und Johann Jakob Rouſſeau's Schriften zugleich aus, und er ward aus einem Wächter der öffentlichen Ruhe ein Spion, der ſich in das Innere der Familien ſtahl, um ihre Geheimniſſe zu erforſchen, der, ſtatt Eifers für das gemeine Wohl, bloß Schlauigkeit und Ränke, ſtatt Gewiſſenhaftigkeit bloß den Befehl ſeines Chefs und ſtatt redlicher Thätigkeit nur die Kunſtgriffe der Gauner und das Anſehen ſeines Departements brauchte und in Bewegung ſetzte. Eine Polizey, die bis zu dieſem Grade erweitert, oder wenn man will, verfeinert wird, iſt kein Muſter der Nachahmung mehr, weil ſie Mißbräuchen aller Art Thür und Thor öffnet. Die Geſchichte der Pariſer Polizey, ſeit den letzten funfzig Jahren, liefert empörende Beyſpiele dieſer Mißbräuche, und ich werde weiter unten einige Proben davon geben.

Habſucht, Parteygeiſt und Gewiſſenloſigkeit bey einem Chef der Polizey ſind ſchädlicher, als bey dem Regenten eines Landes ſelbſt, weil dieſer nur im Ganzen ſchaden, jener aber, vermittelſt ſeiner unzähligen kleinen Kanäle, die einzelnen Theile untergraben, ausſaugen, drükken und tyranniſch mißhandeln kann, und dieß um ſo ſicherer und ungeſtrafter, da ſeine Operationen nur ihm und ſeinen Kreaturen bekannt ſind, und da ihm tauſend Vorwände und Mittel übrig bleiben, ſie zu bemänteln oder zu entſchuldigen. Ein Polizeylieutenant von Paris war, wenn er ſeine Macht und Hülfsmittel mißbrauchen wollte, uneingeſchränkter, als ein König von Frankreich ſelbſt, und ſobald er das Intereſſe ſeiner Perſon dem Intereſſe der Stadt unterſchob, für die er ſorgen ſollte, war er Blutigel, Schließer, Richter und Henker zugleich.

Die rechte Hand der letztern Polizeylieutenants waren die Spione, die man in Paris Mouches oder Mouchards nennt, welchen Namen ſie von einem Rektor der Univerſität von Paris, Namens Mouchi, erhalten haben, der unter Heinrich dem Zweyten, den Kardinal von Lothringen ausforſchte und verrieth. Ein gewiſſer Pater Joſeph, Vertrauter des Kardinals von Richilieu, gab zuerſt den Rath, daß Leute dieſer Art von der Polizey ordentlich gehalten und beſoldet werden möchten.

Es war die fürchterlichſte und verächtlichſte Menſchenklaſſe in Paris und beydes mit Recht. Ruhe, Freyheit und Sicherheit ganzer Familien ſtanden in den Händen dieſer Menſchen, die meiſt aus Bankeruteurs, abgedankten Fermebedienten, vormaligen Kontrebandiers und ſelbſt aus überwieſenen Gaunern und gebrandmarkten Dieben und Betrügern beſtanden. Man ſetzte ſchlechte Menſchen in Bewegung, um die Künſte und Schlupfwinkel ſchlechter Menſchen auszuforſchen, man brauchte Ränkeſchmieder, um die Ränke anderer zu ergründen. Wenn ſie hierbey geblieben wären, ließe ſich dieſe Anſtalt mit der Nothwendigkeit entſchuldigen; aber auch redliche Leute waren vor ihnen nicht ſicher, wenn ſie irgend einen Verdacht auf ſie hatten, oder wenn ſie Groll und Neid gegen ſie nährten.

Ein Exempt von der Polizey kam oft zu der jungen Frau eines ſeiner Bekannten, und machte Anſprüche auf ſie, die dieſer nicht mit kaltem Blute zu ertragen Willens war. Er machte ſeiner Frau Vorſtellungen darüber, aber ſie war für den Exempt ſchon eingenommen. Der Mann läßt ſich von ſeiner Hitze hinreißen und prügelt

Frau und Exempt zum Hauſe hinaus. Der Exempt kömmt bald mit ein paar ſeiner Kameraden zurück und zeigt eine Ordre vom Polizeylieutenant vor; ſie nehmen den Mann in einen Fiaker und bringen ihn in einen der Depots für die von der Polizey eingefangenen Uebelthäter. Er findet den andern Tag Gelegenheit zu entwiſchen. Voller Wuth rennt er nach Hauſe. Man verwundert ſich, ihn zu ſehen, verſichert ihm aber, ſeine Frau ſey zu Hauſe und habe Geſellſchaft. Er eilt die Treppe hinan, ſtößt die Thür auf und findet den Exempt und ſeine Frau bey Tiſche hinter Braten und Wein. Er ergreift das erſte Meſſer, das ihm in die Hand fällt, gibt dem Exempt einen Stich und wirft es der Frau ins Geſicht. Sodann läuft er nach dem Hotel de Ville und zeigt an, was er gethan, und warum er es gethan habe. Man nimmt ihn feſt und er verſchwindet und iſt nie wieder zum Vorſchein gekommen. Die Frau ward ebenfalls eingezogen und iſt nie wieder geſehen worden. Man glaubte dadurch dieſen Mißbrauch der Polizey der Kenntniß des Publikums zu entziehen; aber zu viel Leute waren davon unterichtet, als daß dieß hätte gelingen können. Ganz Paris wußte es, und ganz Paris zitterte; aber niemand ward laut darüber, weil jenes Verſchwindenmachen an den Kläger oder Sprecher wiederholt worden wäre.

Die Mouchards, deren Anzahl man auf vierzigtauſend angab, waren in verſchiedene Klaſſen getheilt, die alle ihre einzelnen Verrichtungen hatten und in allen Geſtalten, unter allen Charaktern und mit allen Beſchäftigungen ſich unter das Publikum und in den Schooß der Familien ſelbſt einſchlichen. Man hat Beyſpiele, daß Ludwigsritter und Abbees ſich zu dieſem ehrloſen Geſchäfte brauchen ließen und anſehnlichen Gehalt dafür zogen. Oft kundſchafteten dieſe Spione andre Spione aus, lieferten ſie ein, und man war im Polizeyamt erſtaunt, Menſchen der Verbrechen ſchuldig zu finden, zu deren Auskundſchaftung ſie angeſtellt geweſen waren. Je nachdem dieſe Subjekte nöthig oder unnöthig waren, entließ man ſie oder ſperrte ſie auf ewig ein. In Bicetre und in andern Gefängniſſen waren eigene Verſchläge für dieſe Leute, und man konnte ſie nicht einmal unter andere verhaftete Miſſethäter bringen, weil ſie ſelbſt von dieſen zerriſſen worden wären. Man ſchaudert, wenn man dieſen Winken weiter nachgeht. Eben ſo nahm auch ihr Haupt ſich ihrer nicht einmal an, wenn ſie zufällig vom Volke waren entdeckt worden. Drey Wochen vor der Revolution bekümmerte ſich die Polizey nicht darum, als man zwey ihrer Spione, die man als gebrandmarkte Gauner entdeckte, einen ganzen Tag umhertrieb und bis auf den Tod mißhandelte. Ein Beweis, daß ſie ſelbſt ſich ihrer ſchämte und gegen die Achtung der Bürger doch nicht ganz gleichgültig geworden war.

Den erſten Rang unter dieſen verworfenen Menſchen nahmen nothwendig die feinſten und unternehmendſten ein. Man kennt die Mittel, wodurch es dieſen oft gelang, ſich der Leute zu bemächtigen, die nach Deutſchland, England und Holland geflüchtet waren, und hier vor den Nachforſchungen der Pariſer Polizey ſicher zu ſeyn glaubten. Man ſtahl ſie oft aus den Ländern der Freyheit ſelbſt weg und brachte ſie nach Paris. Freyheit und Leben wagten dieſe Kundſchafter daran, und verloren oft beydes, wenn man ihnen auf die Spur kam. In Londen iſt ihnen mehr als eine Unternehmung dieſer Art verunglückt, und ſie kamen an den Galgen, ohne daß ihre Chefs auch nur ein Wort um ſie verloren hätten.

Dieſen Kaltſinn erwiederten ſie aber auch treulich und die ſchlaueſten unter ihnen machten ſich bald zu Chefs ihrer Chefs und erlaubten ſich Dinge, gegen welche dieſe die Augen zudrücken mußten, weil ſie dieſelben Theil an ihrem eigenen verdächtigen Spiel hatten nehmen laſſen. Die allerhöchſte Verderbtheit der menſchlichen Natur ſpiegelt ſich in dieſem Verhältniſſe.

Einer der vertrauteſten Spione Le Noirs, der beſonders im Fache der Libellenjagd gebraucht wurde, ließ Schmähſchriften auf den König, die Königinn, die Miniſter und Großen ſchreiben und drucken. Er brachte ſeinem Chef ein Exemplar davon und erklärte, die ganze Auflage ſtände der Polizey zu Gebote, wenn man eine gewiſſe Summe daran wenden wollte, die ein unbekannter Mann, der zum Depot derſelben einen dritten Ort und zur Abholung eine dritte Perſon, die von nichts wüßte, beſtimmt, für die Nachweiſung derſelben gefordert hätte. Man meldete dieß dem Miniſter, oder dem Großen, den das Pamphlet angriff und er entſchloß ſich, die verlangte Summe zu bezahlen. Sie fiel in die Hände des Mouchards, der ſodann die Auflage zum Theil auslieferte, zum Theil durch Kolporteurs, die auch Mouchards waren, um einen theuern Preis verkaufen ließ. Le Noir wußte dieß, aber die Hände waren ihm gebunden, und er mußte endlich ſogar ſeinem Getreuen drey oder viermal Schmähſchriften auf ſich ſelbſt bezahlen.

Andre Mouchards, die das Departement der Haſardſpiele hatten, vereinigten ſich und machten ſelbſt Bank. Sie verbanden ſich mit zwey oder drey ſtark beſuchten Kurtiſannen, und dieſe gaben alle Arten von Haſardſpielen, die vor jeder Störung von Seiten der Polizey ſicher waren. So in allen übrigen.

Lohnlakeyen, Friſeurs, Kellner, Markeurs, Savoyarden, Wirthe großer Hotels, Mägde, Kupplerinnen, liederliche Mädchen, Schneider, Schuſter ꝛc. alle ſtellten Mouchards aus ihrer Mitte, oder führten Regiſter mit Anmerkungen über die Herren und Kunden, die ſie zu bedienen, über die Gäſte, die ſie zu verſehen, und über die Fremden, die ſie zu beherbergen hatten. Noch neuerlich hat man Bulletins gedruckt, welche die Kupplerinnen einſandten, und worin die Leute, die ſie beſuchten, die Mädchen, die ſie brauchten, die Zeit, wo ſie kamen und gingen, die Zeche, die ſie machten, und die Greuel, die ſie ſich zu Schulden kommen ließen, weitläuftig erzählt werden. Ludwig der Funfzehnte ließ ſie ſich vorleſen.

Die Diener konnten unmöglich beſſer ſeyn, als ihr Herr, und wenn ich jetzt den berüchtigſten der letztern mit einigen hiſtoriſchen Angaben ſchildere, ſo wird die Charakteriſtik der erſtern von ſelbſt daraus hervorgehen.

Johann Karl Peter Le Noir *) war aus Clermonte Lodeve gebürtig. Sein Va-

---

*) Dieſen Nachrichten liegt eine kleine ſehr ſeltene Schrift: Lettres à Mr. Le Comte de B** zum Grunde, in Vergleichung mit einigen andern, die dieſen Gegenſtand behandeln.

ter hieß Niger und ward Bürger und Einwohner von Paris. Er war Weinhändler und hinterließ ſeinem Sohn ein anſehnliches Vermögen. Dieſer verwandelte den Namen Niger in Le Noir und trat auf einmal als ein ganz neuer Menſch hervor; er entfernte alles, was an ſeinen Stammbaum hätte erinnern können, kaufte ſich eine Stelle am Chatelet, darauf am Parlament und ſodann den Dienſt eines maitre de Requêtes. Dieß war die Leiter, auf welcher er zum Ritter, Staatsrath, Generallieutenant der Polizey und königlichem Bibliothekar hinan ſtieg.

Die erſte Zeit ſeines Dienſtes bezeichnete er mit einer Menge ſehr nützlicher Anſtalten für die Verſorgung, Sicherheit, Bequemlichkeit und Geſundheit der Bürger von Paris; aber ſehr bald trat er in ein enges Bündniß mit den Leuten, die den König belagert hielten, Monopolien verkauften, den Deſpotismus beförderten, mit den Fonds der Unterthanen wucherten, weit ausſehende Kabalen einleiteten, Privatabſichten durchſetzen wollten u. ſ. w. und er ward eben ſo bald ihr Herr als ihr Vertrauter.

Calonne, Fleſſelles, de Launey, Beaumarchais und Le Noir! Ich glaube, dieſe fünf Namen geben allein den Grad der Verderbtheit an, zu welchem die menſchliche Natur hinunter ſinken kann. Die Züge, die man von ihnen erzählt und beurkundet, erwecken Schauder.

Den Antheil, den Le Noir an dem Schickſale der Madame Kornemann und warum er ihn nahm, iſt auch in Deutſchland bekannt genug geworden. In Paris erzählt man ähnliche Geſchichten von einer Frau von Saint-Hilaire, de la Rolle und andere. Ein junger Chevalier de la Bruyere unterhielt ein artiges Mädchen, die ihm viel koſtete, womit ſeine Familie unzufrieden war. Sie wandte ſich an Le Noir, der den jungen Mann kommen ließ, von „bonnes moeurs“ von „ramener dans les ſentiers de la Vertu“ ſprach, das Mädchen aufheben ließ und zu eigenem Gebrauche ſechs Monate lang verſperrt hielt.

An den Spielen, die Calonne 1786 und 1787 mit den Fonds der Finanzen und der Bürger von Paris ſpielte, hatte er, wie billig, ſeinen guten Antheil. Im letztern Jahre faßte jener die Idee, die ganze Stadt Paris zu brandſchatzen. Er ließ durch Unterhändler in der geheimnißvollſten Stille alle Aktien der neuen Indiſchen Kompagnie und der Compagnie des eaux de Paris aufkaufen. Kaum hatte er ſich derſelben bemächtigt, als er durch andre Unterhändler das Publikum unter Verſprechung großer Vortheile einladen ließ, ihm eben dieſe Aktien binnen eines, zwey und drey Monate zu verkaufen. Das Publikum ging in die Falle. Man verband ſich durch Kontrakte, die Aktien zu liefern, die nicht mehr da waren. Jeder hoffte, ſie auf dem Platze um einen geringern Preis einzukaufen, als er ſie wieder verkaufen könnte, und niemand fiel darauf, daß ſie ſchon alle in den Händen des Menſchen wären, dem ſie dieſelben zu liefern ſich anheiſchig gemacht hatten. So war Calonne auf einmal Herr über das Vermögen aller, die mit ſeinen betrügeriſchen Agenten kontrahirt hatten, denn ſie mußten die Aktien nun von ihm durch die dritte Hand zu dem Preiſe kaufen, den es ihm ſelbſt beliebte zu machen. So ſtiegen die Aktien der Compagnie des Eaux und des Indes von 1100 und 2000 auf 2200 und

4000 Livres. Wer ſich nur zu 100 Aktien anheiſchig gemacht hatte, verlor nur 100,000 Livres, wer es auf tauſende hatte, Millionen. Le Noir ward Theilnehmer an dieſem hölliſchen Betruge und er hatte den erſten Entwurf dazu gern gebilligt. Ein gewiſſer Veymerange, Chaboulon, Servat und Graf von Seneſſe wurden von ihm zur Ausführung angeſtellt. Als ſich Calonne bey ihm über Servat erkundigte, der ihm nicht bekannt war, ſagte er: O, das iſt mein Liebling: Seruat et Auger.

Um den Ankauf ganz zu beſtreiten, nahm Calonne geradezu eilf Millionen aus der Kaſſe des Königs, die in die Hände der vorhingenannten Unterhändler floſſen und nie zurückgekommen ſind.

Aber der Betrug war zu gewaltthätig, als daß er nicht allgemein hätte empören ſollen. Das Volk war in Aufruhr, der Hof erſtaunte, und der König wollte die Sache unterſucht wiſſen. Alles ſchrye über das Agiotage, als ſchreckliches Monopol und ſchändliche Betrügerey. Der ausgelernte Finanzdirektor beſchäftigte ſich mit Mitteln, den Verdacht abzuwälzen, der auf ihn fiel; denn einige ſeiner Vertrauten hatten eben ſo willig geplaudert, als die Vertrauten Le Noirs Paſquille auf ihn drucken ließen. Er berathſchlagte mit ſeinen Freunden, und dieſe waren, dem engern Ausſchuſſe nach, Fleſſelles und Le Noir. Man kam überein, daß ein Arret du Conſeil ausgehen müßte, das im Eingange das Agiotage und die Agioteurs niederdonnerte und die Theilnehmer zu einer Geldſtrafe von 24,000 Livres verurtheilte. Aber wer ſollte das Tribunal bilden, das dieſes Arret ausgäbe? Man machte ein Winkeltribunal, welches ſich das Recht davon zueignete. Es beſtand aus Le Noir, Fleſſelles, Granville, de Croſne, Alexandre und Tourteau.

Das Tribunal war da, man mußte nun auch ein Opfer haben. Auch dieß nahm Le Noir auf ſich zu finden. Er erfuhr durch ſeine dienſtbaren Geiſter, daß ein Herr Hazon de Saint-Firmin mit den Bankiers Muguet und Saint-Didier einen Streit über vier- oder fünfhundert Aktien von der Indiſchen Kompagnie hätte, die jener durch einen Herrn von Saint-Albine an dieſe hätte verkaufen laſſen. Le Noir ließ Hazon zu ſich kommen, empfing ihn ſehr freundſchaftlich, trug ihn auf den Händen und bot ihm endlich ſeine thätigſten Dienſte und ſeine ſchiedsrichterliche Vermittlung in Abſicht ſeines Streites mit jenen Bankiers an. Hazon ſchlug dieſen den Polizeylieutenant in der Würde eines Schiedsrichters vor, und er ward angenommen. Alle drey verfügten ſich zu Le Noir. Sie fanden bey ihm jenes Tribunal vollſtändig verſammelt. Herr von Saint-Albine erſchien und erklärte, daß er für Herrn Hazon Indiſche Aktien an die Herren Muguet und Saint-Didier verkauft hätte; daß übrigens das Ganze ihn nichts anginge; und daß er auf die Einladung Herrn Hazons nur in der Abſicht erſchienen ſey, um den verehrlichen Schiedsrichtern Auskunft zu geben. Hazon geſtand, dem allen ſey ſo. Nun gaben Muguet und Saint-Didier ihre Gründe an, warum ſie jene Aktien, zu deren Kauf ſie ſich zwar anheiſchig gemacht, jetzt weder nehmen noch bezahlen wollten.

Nun, da das Faktum aufgeklärt ward, ſtand Le Noir auf, drückte den vier Herren die

Hände, führte ſie in ein andres Zimmer und ſagte lächelnd: wir wollen Sie ſchon auseinander ſetzen. Innerlich war er aber eben ſo ſehr, als ſeine Mitrichter, verlegen, wer von ihnen vieren das Schlachtopfer ſeyn ſollte. Da Saint-Albine ausgeſagt, daß er nur für Hazons Rechnung verkauft, und dieſer es eingeſtanden hatte, ſo ſchien es widernatürlich, wenn die Strafe auf ihn fallen ſollte. Auf der andern Seite brauchte man ein glänzendes Opfer, und Hazon machte nicht Figur genug. Fleſſelles bemerkte, um dem Wunſch ihres Orakels ein Genüge zu thun, müßte ein Spekulateur der erſten Klaſſe aufgeopfert werden. Seine Meinung ging ohne Widerrede durch und man entſchied, daß Herr von Saint-Albine (weil man doch ein glänzendes Opfer haben wollte) wie die Herren Muguet und Saint-Didier, jeder die Summe von 24,000 Livres Strafe erlegen und Herr Hazon de Saint-Firmin frey durchſchlüpfen ſollte.

Saint-Albine war außer ſich über dieſen Spruch. Er eilte zu Calonne, erzählte ihm, daß ſimple Polizeykommiſſarien, wie Granville, de Crosne und Alexandre, als Richter über ihn abgeurtheilt, daß er nicht für ſeine Rechnung gehandelt, keine Agiotage getrieben, nur Effekten verkauft hätte, die auf der Börſe Cours hätten, daß der Spruch gewaltthätig, überliſtet und ſo klar bloß übertäubend ſey, daß nicht einmal eine Akte verhanden wäre, die durch ſeines Namens Unterſchrift das Arret als rechtmäßig beurkundete; daß man nicht einmal den Namen der Verurtheilten angegeben, ſondern den Spruch bloß gegen einen Herrn Muguet de Saint-Didier geſtellt hätte, da doch das Haus Muguet und Saint-Didier der Gegenſtand dieſer lichtſcheuen Entſcheidung ſey: ſo, daß dieſe beſtochenen Richter nicht bloß die Verurtheilten nicht angehört, ſondern nicht einmal einen geſchriebenen Beweis gegen ſie in Händen hätten. ꝛc.

Aber alle dieſe Gründe, ſo ſprechend ſie auch waren, vermochten nichts über den Miniſter, der Schlachtopfer brauchte, um ſich ſelbſt den Rücken zu decken. Das Arret wurde förmlich und pünktlich vollzogen und die dreyfache Summe von 24,000 Liv. mußte bezahlt werden. Le Noir, als Präſident und die andern als Richter eines willkührlichen Tribunals, blieben ungeſtraft und theilten die Hälfte der Strafgelder unter ſich.

Wer erſtaunt nicht über dieſe planmäßige Bosheit und wem ſchaudert nicht, daß Menſchen, wie dieſe, Stellen und Würden hatten, die ihrer Natur nach von dem wichtigſten Einfluſſe waren und bey jedem Antrieb einer zufälligen Laune oder Begierde gemißbraucht werden konnten? Der Beyſpiele, wie jenes, weiß man in Paris zu hunderten. Iſt es da zu verwundern, wenn das Volk mit dieſen Unmenſchen unmenſchlich umging? *)

---

*) Nicht leicht kann ein Menſch ſo verhaßt geweſen ſeyn, als Le Noir. Man weiß ſchon, daß die Pariſer da, wo ſie weder fluchen noch weinen durften, lachten und ſangen. Hier ſind ein paar Strophen aus einem der berühmteſten Vaudevillen auf ihn. Die Melodie geht nach der berühmten Romanze im Figaro. Der Verfaſſer ſpielt, wie man ſehen wird, mit den Worten „Weiß" und „Schwarz:"

1.

Lorsque je vois ma Glicère
En juſte blanc de ſatin,

Wie genau das Intereſſe Le Noirs und der Miniſter, die ſeiner bedurften, verſchlungen waren, können folgende zwey kleine Aktenſtücke noch des mehrern beweiſen:

Billet einer Kourtiſanne an einen vormaligen Miniſter.

„Wir haben nicht ſo viel Geld, uns ein „Bonnet zu kaufen, um morgen bey Ihrer „Audienz zu erſcheinen. Kommen Sie entweder heute Abend, oder machen Sie, daß Herr „Le Noir, dem wir die Ehre Ihrer Bekanntſchaft danken, uns erlaubt, wenn auch nur

---

Qui, ſur ſa taille legère,
S'allie avec ſon beau ſein;
Oui, je crois être à Cythère
Et je ne puis concevoir,
Comment on ſoufre - - *Le Noir*.

2.

Quoique ici je deſavoue
Hautement cette couleur,
Il faut pourtant que je loue
Ses avantages ailleurs:
Il eſt vrai, que pour la boue
On ne ſauroit rien avoir
De plus propre que - - *Le Noir*. u. ſ. w.

„auf zwey Tage, für Biribi oder Sage du „Tarif Bank zu halten."

Antwort des Miniſters.

„Heute Abend kann ich nicht kommen; „aber ſchickt mir morgen gegen neun Uhr die „Kleine. Geld kann ich ihr nicht geben, „aber ſie ſoll eine Ordre für Le Noir mitbrin„gen, daß er euch Geld ſchickt und einen von „unſern Bankiers, der die Partie macht. Er „wird nicht anſtehen, mir zu Willen zu ſeyn."

Le Noir iſt jetzt, wie alle ſeine Freunde und Fliegen, aus Paris verſchwunden, und man hat auch nicht die Spur, wohin er ſich gewandt haben möchte. Den Tag, als man den erſten Mouchard todt ſchlug, will man ihn aus Paris haben fahren ſehen. Er war fein genug, vorher zu ſehen, wohin dieſer Anfang führen könnte, und klug genug, ſein fürſtliches Vermögen in Sicherheit zu bringen. Das Volk ſuchte ihn am 12ten Julius in ſeiner Raſerey auf und hätte es ihn gefunden, ſo wäre ſein Kopf der erſte auf der Pike geweſen. Seine Freunde Fleſſelles, Berthier, Foulon und Lannay haben es bezahlen müſſen, daß ſie nicht ſo vorſichtig waren.

Bekanntlich gab Le Noir ſchon vor einigen Jahren ſeine Stelle auf. Sein Nachfolger war de Crosne, deſſen ich oben bey dem Winkeltribunal erwähnt habe. Er hatte ſeine Stelle nicht ſeiner Feinheit, ſondern ſeiner Einfalt zu verdanken: die Miniſter wollten ſolch einen ausgelernten Polizeylieutenant nicht wieder, wie Le Noir war, um mit dieſer Maſchine deſto willkührlicher umgehen zu können. In der Nacht vom 12ten bis 13ten Julius brachten einige unter dem Volke in Vorſchlag, den Polizeylieutenant zu henken. Mais non, ſagte einer unter ihnen: c'eſt un bon enfant; *) und zur Beglaubigung dieſes Lobes erzählte er, daß de Crosne einmal mit einigen ſeiner Freunde über die große Menge von Spionen, die bey der Polizey angeſtellt wären, geſprochen hätte. Ja, hätte er geſagt:

---

*) Ach, nein! Den laßt gehen! Es iſt ein gutes Schaf!

das macht mir große Noth. Ich habe ein kurzes Geſicht und kann ſie nicht erkennen, wenn ſie in meinem Vorzimmer ſind. Um mir zu helfen, hat man mir gerathen, ihnen rothe Uniform zu geben, und ich werd' es wohl noch thun. Das Volk lachte über dieſe Einfalt und de Crosne war gerettet. Den 13ten Jul. entſagte er ſeiner Stelle und die Comité des Hotels de Ville ſchlug die Nachricht davon an, mit dem Zuſatze, daß ſie, wie ganz Paris, mit der Amtsführung dieſes ſage et modeſte Magiſtrat alle Urſache hätte zufrieden zu ſeyn.

Fünfte Abhandlung.

Hoſpitäler. Die fünf vornehmſten derſelben. Abbee Sans. Hopital des Teigneux. Hopital Quinze-Vingt. Elektriſches Hoſpital. Findelhäuſer. Zuflucht für Knaben, die ſich von ihren Eltern verloren haben. Waiſeninſtitute. Ecoles de Charité. Gaſtfreundliche Inſtitute. Taubſtumme. Blindgeborne. Herr Hauy, ſinnreicher Lehrer der letztern. Beſchreibung ſeines Inſtituts. Anſtalten zur Verbeſſerung moraliſcher Gebrechen. Seltſamer Aufruhr eingeſperrter liederlicher Mädchen. Filles-Dieu. Filles penitentes et repentés. Andre Inſtitute dieſer Art. Madelonettes. Armenanſtalten. Societé philantropique. Bettler. Feine Betteley. Pauvres honteux. Schilderung von zweyen Gefängniſſe. Hotel de la Force. Die Conciergerie. Empörung dreyer Gefangenen. Der Marſchall von Baſſompierre, noch witzig in der Baſtille.

Wenn Paris der Sitz der Verſchwendung, der Ueppigkeit, der Wolluſt, des Leichtſinns, des Egoismus und aller übrigen Laſter und Untugenden iſt, welche die Menſchheit erniedrigen: ſo iſt es wiederum (und wer bewundert hier nicht das unzuverrückende Gleichgewicht in der Natur zwiſchen Gut und Uebel) der Sitz der Großmuth, der Menſchenliebe, der Wohlthätigkeit, des Mitleids. Man muß in der That erſtaunen, wenn man die unüberſehliche Menge von Anſtalten muſtert, die hier für Kranke, Nothleidende, Wittwen, Waiſen, verlorne und ausgeſetzte Kinder, Unwiſſende, Alte, Taube, Blinde, Arbeitsloſe, Arbeitsluſtige und endlich für Liederliche, die ſich beſſern wollen, eine über die andre gemacht worden ſind. In keiner Stadt in der Welt, London ſelbſt nicht ausgenommen, herrſcht ſolch eine Mannichfaltigkeit in Verſorgungsanſtalten, ſolch eine Größe in der Ausführung und ſolch ein Raum für die Mitglieder der Geſellſchaft, die deren bedürftig ſind. Dieſer Gegenſtnad war für mich ein ſehr anziehendes Studium und wird auch den Leſer in der Folge zu ſehr fruchtbaren Betrachtungen führen. Was in Deutſchland von dieſen Anſtalten bekannt iſt, werde ich nur leicht berühren oder gar nicht erwähnen, mich aber etwas bey denen aufhalten, die es minder oder gar nicht ſind, oder die man wohl nicht einmal in Paris geahndet hätte. Die Franzoſen nennen ſich gern die Nation généreuſe, und wer dieſen Artikel geleſen hat, wird zugeſtehen, daß ſie es wohl ſeyn müſſen, wenn er auch die Triebfedern dieſer Großmuth etwas näher beleuchten und oft dahinter Andächteley, Prahlſucht, Stolz, Eitelkeit, Nothwendigkeit und ſelbſt Eigennutz finden ſollte. Aber der billige Mann hält ſich ja beſtändig bey Tugenden an ihre Wirkungen und erforſcht ihre Triebfedern nicht, um nicht auf den erniedrigenden Schluß zu gerathen, von welchem die Eigenliebe nie den Schleyer wegziehen ſollte: daß es keine *reine* Tugend in der Welt gebe.

Die fünf Hauptſpitäler in und um Paris ſind das Hotel-Dieu, das Hopital-Général oder die Salpetrière, Bicêtre, das Hopital des Incurables und die Charité, die Tauſende von Kranken aufnehmen, pflegen und heilen. Die Mißbräuche, über die man bey großen Spitälern klagt, ſind hier alle anzutreffen; aber die Mittel, ihnen abzuhelfen, weiß man auch, und es werden ihrer mit jedem Jahre weniger.

So iſt z. B. die gräßliche Gewohnheit, mehrere Kranke in Ein Bett zu legen, auf dem Punkt, ganz abgeſchafft zu werden, wie ſie es in den kleinen Spitälern ſchon iſt. Nur im Hotel-Dieu und in Bicetre findet man noch zuweilen zwey Kranke in Einem Bette, auf welche Anzahl es von fünf bis ſechs ſchon herabgeſtiegen iſt. Aber in dieſen Hoſpitälern wird gerade zuletzt jeder Kranke Ein Bett bekommen, weil das Lokale äußerſt beſchränkt iſt. Das Hotel-Dieu unterhält, ſeitdem eine neue Anlage zu Stande gekommen iſt, über 2000 Betten, aber die Zahl der Kranken, die darein aufgenommen werden, berechnet man ein Jahr in das andre, auf 4000. Ueber die Pflege und Behandlung der Kranken leſe man einen ſachverſtändigen Mann, der die Hauptſpitäler von Paris als Arzt beſucht und meiſterhaft geſchildert hat. *)

---

*) Hunczowsky's Mediciniſch-Chirurgiſche Beobachtungen auf ſeinen Reiſen in Frankreich und England, beſonders über die Spitäler. Wien 1783.

Außer dieſen Hauptſpitälern ſind noch dreyßig größere und kleinere für Kranke jeder Art, jedes Alters, jedes Geſchlechts und jedes Standes vorhanden, wovon das kleinſte 15 und das größte über 300 Betten hat. Bey faſt allen dieſen kleinern ſind, wie bey den größern, Inſtitute für Nothleidende von jedem Alter, die hier ernährt und mit Arbeit verſehen werden. In der Salpetriere und in Bicetre ſind auch Gefängniſſe für Verbrecher und Zuchthäuſer für liederliche Weiber und Mädchen. Verrückte und Tolle finden in dem Hopital des Petites Maiſons Unterkunft. Mit Konvulſionen Behaftete finden unentgeldliche Behandlung in der Salpetriere. Ein gewiſſer Abbee Sans hat vor kurzem eine neue Methode zur Heilung dieſer Krankheit erfunden und er verſpricht, die Kranken auf der Stelle zu heilen, wenn ſie ſich einfinden, ſobald die Verzuckungen ſie antreten. Unheilbare Kranke finden in dem Maiſon des Incurables Unterkunft und Unterhalt bis an ihr Ende. Kinder mit böſen Ausſchlägen werden auch darein aufgenommen, für welche auch noch ein eigenes Hoſpital (Hopital des Teigneux) in der Nähe geſtiftet iſt. Veneriſche Kranke werden meiſt in

Bicetre aufgenommen und behandelt, doch auch in einigen der kleinern Hoſpitäler. So hat faſt jede Krankheit ihr eigenes Hoſpital und ſelbſt für Konvaleſcenten, welche die Krankheit in andern Hoſpitälern ausgeſtanden haben, ſind Inſtitute da, wo ſie ſich vollends erholen können.

Das Spital des Petites-Maiſons nimmt, außer Wahnſinnigen und Epileptiſchen, auch alte ſchwächliche Leute, beyderley Geſchlechts, auf und gibt ihnen wöchentlich drey Livres für die bey ihrem Eintritt ein für allemal bezahlte Summe von funfzehnhundert Livres.

In der Charité werden Kranke aufgenommen, die weder anſteckende noch veneriſche Zufälle haben. Den ganzen Sommer hindurch behandelt man auch hier Arme, die am Stein leiden, unentgeldlich.

Das Hopital des Quinze-Vingt wurde von Ludwig dem Heiligen für 300 blinde Bettler geſtiftet. Jetzt faßt es achthundert Arme dieſer Art, die, wenn ſie Wittwer oder unverheirathet ſind, täglich 20, wenn ſie eine Frau haben 26 und für jedes Kind 2 Sous mehr bekommen, bis in das ſechzehnte Jahr derſelben. Die Kinder müſſen ein Handwerk lernen und gehen ſodann aus dem Spitale. Wöchentlich zweymal wird an 150 Blinden, die noch keine Stellen darin haben, Brot ausgeſpendet. Seit 1783 iſt darin auch ein Inſtitut für 25 Blinde aus der Provinz errichtet, die aufgenommen, ernährt, gekleidet und behandelt werden, alles unentgeldlich. Alle Augenkranke aus Paris, die ſich zur Kur melden, werden ebenfalls umſonſt behandelt.

Es iſt hier auch ein Elektriſches Hoſpital oder vielmehr Hoſpice vorhanden, worin man bloß mit dieſer Naturkraft heilt. Ein Herr Le Drü richtete es ein. Es iſt unentgeldlich für Arme. Man behandelt darin Nervenzufälle, Hautkrankheiten, Starrſucht. Der Glaube an die Elektrizität iſt aber mit dem Glauben an den Magnetismus unverſchuldet geſunken und das Hoſpital iſt nur noch im Vegetieren.

Der Findelhäuſer ſind zwey: eins dem Hotel Dieu gegenüber und das andre in der

Vorſtadt S. Antoine. Ihre Einrichtung iſt bekannt. Ein drittes ähnliches Inſtitut, La Piété, iſt in der Vorſtadt S. Victor. Es iſt für Knaben, die ſich von ihren Eltern verloren haben. Man erzieht und beſchäftigt ſie mit nützlichen Arbeiten. Arme Eltern können auch, auf einen Schein vom Pfarrer ihres Kirchſpiels, ihre Kinder dahin bringen und ſo lange dort laſſen, bis ſie ſolche wieder ernähren können.

Der Waiſenhäuſer für Knaben und Mädchen ſind einige dreyßig und ſie faſſen von 25 bis 150 Kinder, die alle bis in ein gewiſſes Alter erzogen und beſchäftigt werden. Einige darunter nehmen etwas bemittelte Waiſen in Penſion.

Das Hoſpice d'Education in der Vorſtadt du Roule unterhält, erzieht und unterrichtet zwölf Knaben und zwölf Mädchen, vom ſechsten bis zum zwölften Jahre. Die Knaben bekommen ſodann 400 Livres, zum Lehrgelde für das Handwerk beſtimmt, wozu ſie ſich entſchloſſen haben. Die Mädchen werden auch untergebracht und bekommen ebenfalls 400 Livres, wenn ſie heirathen, oder ſonſt ein Gewerbe anfangen wollen.

Das Hoſpital de la Trinité unterhält 36 Mädchen und 100 Knaben, von Eltern, wo entweder der Vater oder die Mutter nicht im Stande iſt, zu arbeiten. Man lehrt ſie ſchreiben, leſen und ein Handwerk. Das Gebiet dieſes Hauſes iſt privilegirt und die Handwerker, die ſich hier niederlaſſen, bekommen das Meiſterrecht, wenn ſie eines dieſer Kinder in die Lehre nehmen.

Das Hoſpital des Cent Filles für Waiſenmädchen nimmt die Anzahl auf, die ſein Name angibt, unterrichtet die Mädchen in allerley weiblichen Arbeiten, beſonders in der Stickerey und behält ſie bis ins fünf und zwanzigſte Jahr. Ludwig XIV begünſtigte dieß Inſtitut und verſprach den Geſellen von Handwerkern jeder Art, falls ſie in Paris gelernt hätten, das Meiſterrecht, wenn ſie eine von dieſen Mädchen heiratheten. Ihr Eheſchein ſollte ihnen ſtatt Meiſterſtück und Meiſterbrief dienen. Das Maiſon des Orphelins unweit S. Sulpice, ernährt, kleidet und unterrichtet hundert Knaben vom früh⸗ſten Alter an, bis ſie zu einem Handwerke reif werden. Ich laſſe die übrigen Waiſeninſtitute, die noch in Paris vorhanden ſind, unerwähnt.

An die Waiſeninſtitute ſchließen ſich die Freyſchulen, wo Kinder unentgeldlich im Leſen, Schreiben und andern Arbeiten unterrichtet werden. Es ſind die ſogenannten Ecoles de Charité, deren in jedem Kirchſpiele eine iſt. Außer dieſen gibt es noch zwölf bis funfzehn ſogenannte Communautés von Schweſtern, welche die Kinder beyderley Geſchlechts in obigen Dingen unterrichten und dieß und Krankenbeſuche zu ihrer einzigen Beſtimmung machen. Wenn Paris manche Waare, für Luxus wie für Bedürfniß, ſo wohlfeil liefert: ſo iſt es dieſen Inſtituten zuzuſchreiben, die Tauſende von Mädchen und Knaben mit Sticken, Bandmachen, Illuminiren, Nähen, Glätten, Weben u. ſ. w. beſchäftigen, alles für einen geringen Arbeitslohn.

Dieſe Schweſterſchaften, die nicht alle unter einem Ordensgelübde ſtehen, ſind die Wohlthäterinnen der Kranken, Armen, Wittwen und

Waiſen von Paris. Jedes der größern wie der kleinern Hoſpitäler wird von ihnen beſorgt, und ihre Geduld, Sanftmuth, Thätigkeit und Wachſamkeit verdienen ihnen die allgemeine Liebe der Einwohner von Paris. Die Aufhebung der Klöſter und Gelübde, die neuerlich von der Nationalverſammlung beſchloſſen iſt, wird ihre Verfaſſung in etwas verändern, aber ihre Exiſtenz nicht vernichten. Sie ſind zu nützlich und zu ehrwürdig, als daß man ſie mit den Müſſiggängern und Müſſiggängerinnen, die nur beten und eſſen und noch manches ſchlechtere können, verwechſeln und verjagen ſollte.

Es ſind auch Anſtalten vorhanden, die das Recht der Gaſtfreundſchaft auf einen oder mehrere Tage und Nächte ausüben. Das Hoſpital de S. Gervais unterhält drey Tage hindurch jedermann, der ſich meldet, mit Eſſen, Trinken und Bette. In der Salpetriere iſt ein eigenes Inſtitut von 250 Zellen, für alte verheirathete Leute, die ſich nicht mehr ernähren können. Man unterhält ſie dort bis an ihr Ende. Das Kirchſpiel S. André des Arts unterhält ein Hoſpice mit 6 Betten für Kranke, und gibt fünf und zwanzig jungen Mädchen täglichen Unterhalt, wofür ſie ſpinnen müſſen. Die Schweſtern Hoſpitalières de S. Thomas de Villeneuve, in der Vorſtadt S. Germain, ſpeiſen Arme täglich zu Mittage, verbinden Verwundete, die ſich melden und laſſen zur Ader denen die es bedürfen, geben ihnen auch einen Bouillon. Das Hoſpital de notre Dame und die Schweſterſchaft darin nimmt kranke Weiber und Mädchen unentgeldlich auf, pflegt und heilt ſie. Die fameuſe Maintenon brachte unter dieſen Schweſtern eine Zeit lang zu, ehe ſie nach Hofe und in die Arme ihres nachmals geiſtlichen Bruders, Ludwigs des Vierzehnten, kam. Das Hoſpital de Sainte-Cathérine wurde vor Alters für Pilgrimme geſtiftet, welche die Wunder dieſer Heiligen nach Paris zogen. Die Wunder hörten auf, die Pilgrimme auch, aber nicht die Gaſtfreundſchaft dieſes Hauſes. Die Schweſtern ſind Auguſtinerinnen und ihr Hauptgeſchäft iſt: Weiber oder Mädchen zu beherbergen und zu ernähren, die dienſtlos ſind und neue Unterkunft ſuchen, aber nur auf drey Tage. Sie erhalten deren oft nahe an hundert. Sie nehmen auch um ein billiges Eintrittsgeld Perſonen auf, die aus der Provinz in Prozeßſachen oder andern Geſchäften nach Paris kommen und nicht viel auf eine Herberge wenden können.

Der Anſtalten, unheilbare körperliche Gebrechen zu verbeſſern, ſind mehrere in Paris. Die berühmteſten darunter ſind die Inſtitute für Taubſtumme und Blindgeborne.

Das Inſtitut für Taubſtumme vom Abbee l'Epee iſt in Deutſchland bekannt genug und auch nachgeahmt. Ich fand bey ihm, nur mehr im Großen, wieder, was ich bey ſeinem Nacheiferer, dem Abbee Storr in Wien, geſehen hatte.

Das Inſtitut für Blindgeborne iſt in Deutſchland wenig oder gar nicht bekannt und ich will mich etwas mehr darüber ausbreiten.

Ein Herr Hauy, Interprète du Roi & de l'Amirauté, iſt der Stifter deſſelben und es beſteht erſt ſeit vier oder fünf Jahren. Man weiß, daß Blinde den Sinn des Geſichts durch den Sinn des Gefühls zu erſetzen pflegen. Auf dieſe

Angabe bauete er ſeinen Unterricht, und ſeine Kinder lernten mit den Fingern buchſtabiren und Noten leſen. Er ließ nämlich erhabene Alphabete und Noten machen. Des Kindes Finger ward darauf geführt, beſchrieb die Figur der Schriftzeichen und ihre Punkte und Striche und dabey ſagte man ihm den Laut derſelben; ſo lernte es zuſammenſetzen und bald leſen. Was ſie in der Muſik können, iſt natürlicher Weiſe auswendig gelernt, wenn ſie auch die erhabenen Noten mittelſt der Finger zu nennen und ihren Ton mit den Inſtrumenten anzugeben wiſſen, auch die Muſikzeichen, Pauſen ꝛc. alle kennen.

Es war aber nicht genug, daß die Kinder leſen lernten, ſie mußten auch Bücher haben, die ſie leſen konnten. Dazu war aber erhabener Druck nöthig. Der thätige und erfinderiſche Lehrer brachte alſo eine Buchdruckerey für ſie zu Stande, die allerdings einzig in ihrer Art iſt.

Die Typen ſind von Holz, ungefähr in der Größe, wie die, womit Predigt- und Geſangbücher für alte Leute gedruckt werden, die ein ſchwaches Geſicht haben. Sie ſind erhaben und werden durch eine Preſſe, die wie andre Drukkerpreſſen eingerichtet, aber von mehr Gewicht iſt, auf ein ſtarkes Papier, das faſt wie eine dünne Pappe iſt, abgepreßt und zwar auf der linken Seite, damit ſie auf der rechten erhaben hervortreten. Die jungen Leute ſetzen und drukken ihre Bücher ſelbſt und beydes mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit. Der größern Schnelligkeit wegen ſagt man ihnen die abzuſetzenden Worte vor, die ſie nach ihren Buchſtaben aus dem Schriftkaſten herausfingern und in Ordnung ſtellen. Ich habe eine ganze Seite ohne Druckfehler, ohne daß ſelbſt ein Buchſtab ſchief ſtand, ſetzen und abdrucken ſehen.

Da ihr Druck ſehr viel Platz einnimmt, weil die Buchſtaben für das Spiel der Finger weitläuftig ſtehen müſſen und das Blatt nur auf einer Seite bedruckt werden kann, ſo werden bey ihnen die kleinſten Bücher zu dicken Quartanten.

Sie ſetzen und drucken aber auch nach der gewöhnlichen Weiſe und mit Schwärze, Ankündigungen, Viſitenkarten und Broſchüren, aus kleiner Schrift, ſo ſchnell, wie andre Drucker, nur daß ein Sehender die falſchgeſetzten Typen ausmerzen und ſchiefgeſtellte ordnen muß. Ein paar darunter ſchreiben auch mit Tinte und Feder. Ich habe einen der ältern ein ganzes Blatt beſchreiben ſehen und die Zeilen ſtanden, wie die Wörter und Buchſtaben ſelbſt, in abgemeſſener Ordnung, ohne daß ihm jemand die Hand führte oder die gemeſſenen Zwiſchenräume angab. Es war der Triumph der Uebung und Gewohnheit. Nur waren, wie es natürlich iſt, ſeine Buchſtaben noch einmal ſo groß, als bey ſehenden Menſchen und genau in der Form der Typen, womit ihre Bücher gedruckt ſind.

Dieſe jungen Leute lernen auch Geographie, aber nicht genug, ſie geben auch einander und ſelbſt ſehenden Kindern Unterricht darin. Ihre Landkarten ſind, wie ihre Bücher, erhaben. Die Gränzen der Länder, die Flüſſe, die Berge, die Städte ſind erhaben angegeben und ſie finden die verlangten Orte ſo ſchnell, als man es kaum mit ſehenden Augen auf gewöhnlichen Landkarten kann. Natürlich ſind auch ihre Karten ſehr groß und doch können nur die Hauptörter darauf angegeben werden. Daß ſie es gleich wiſſen, wenn man ihnen die Karten verkehrt oder von einem andern Lande gibt, als das, worin man ſie prüfen will, verſteht ſich nach dem Obigen von ſelbſt.

Ihr Leſen geht nach Verhältniß ziemlich ſchnell, ob ſie gleich nach jedem Worte einhalten und die Buchſtaben des folgenden befingern müſſen, um es auszuſprechen. Ihre Rechenkunſt lernen ſie auf demſelben Wege und ein paar ältere addirten und dividirten mit unglaublicher Schnelligkeit. Mißlich bleibt indeſſen bey ihnen dieſe Kunſt immer, weil ſie das kleinſte Verſehen nicht wieder gut machen können, ſondern immer wieder von vorn anfangen müſſen. Ihr Lehrer verſicherte mir, daß ſie noch weit gewiſſer und ſchneller im Kopfe rechneten, als mit ihren erhabenen Zahlen, und das iſt nicht befremdend.

Das nützlichſte unter allen, was man dieſen Kindern lehrt, iſt unſtreitig ihr Stricken, Spinnen, Weben und alles andre, was man ihnen von Beſchäftigungen mechaniſch beybringen kann. Sie machen Band, Stockſchleifen, überflechten Röhre u. dergl. mit großer Sauberkeit und Feſtigkeit und mit vielem Geſchmacke. Dieſe Waaren werden zum Beſten des Inſtituts verkauft. Diejenigen, die Geiſteskraft, Fähigkeit und Kenntniſſe haben, bietet man dem Publikum in einer eigenen Ankündigung zu Lehrern ſehender Kinder an, nicht ſowohl, um eine geſchwindere, leichtere und faßlichere Unterrichtsmethode erwarten zu laſſen, als dem Publikum Gelegenheit zu geben, Wohlthätigkeit zu üben und aus dieſem Grunde dieſe blinden Lehrer vorzüglich für ihre Kinder zu wählen. Ich habe ein paar, von ihnen unterrichtete, Kinder geſehen, die einige Fragen aus der Religion, Moral, Geſchichte und Geographie ſehr fertig beantworteten.

Dieß Inſtitut iſt in der Straße Notre-Dame-des-Victoires Nro. 18. Mittwochs und Sonnabends ſind öffentliche Uebungen von 12 bis nach 1 Uhr.

Ich fand das Lokale etwas enge aber gut genutzt. Man führte mich in ein artig möblirtes Zimmer im erſten Stocke, wo ich ſchon einige Zuſchauer fand, worunter eine ganze Engliſche Familie war. Als die Kinder verſammelt waren, rief man die Geſellſchaft in einen Saal hinunter, der auf ebener Erde und ebenfalls ziemlich klein war. Die Blinden beyderley Geſchlechts ſaßen der Thür gegen über auf Bänken, die amphitheatraliſch empor ſtiegen, die größern unten, die kleinern oben. Die älteſten waren über neunzehn Jahr, die jüngſten nicht unter zehn. Sie waren reinlich gekleidet und einige von ſehr einnehmender Bildung. Die Mädchen ſtrickten, die Knaben hatten Inſtrumente und begannen ein Konzert, ſobald ſich die Zuſchauer auf einen ähnlichen Amphitheater gegenüber geſetzt hatten. Einer der ältern gab den Takt an. Voran ſtand einer, etwa funfzehn Jahr alt, der die Violine meiſterhaft ſpielte und einige Solos mit viel Geſchmack und Gefühl exekutirte. Einer ſaß am Flügel. Die ganze Muſik wurde zum Bewundern pünktlich und richtig gegeben.

Sodann gingen ihre Uebungen an. Sie mußten leſen, ſetzen, drucken, rechnen, Städte und Länder auf der Landkarte ſuchen, ihre kleinen ſehenden Zöglinge unterrichten und fragen. Die Zuſchauer gaben auf und fragten, was ihnen einfiel, und es ergab ſich klar genug, daß hier weder Blendwerk noch Betrügerey vorging. Beym Schluſſe ſammelte eine der anweſenden Damen Allmoſen für ſie, die ſehr reichlich waren, weil Zufriedenheit, Erſtaunen und Rührung hier ſpendeten. Ein alter Engländer (und dieſe Nation verleugnet den Zug von gutherziger Prahlerey in ihrem Charakter nie) warf zwey Louisd'or in das Käſtchen, daß es rauſchte. Zum Schluſſe ſpielten und ſangen die Kinder ein Paar Strophen von Aubert verfertigt und von Goſſec in Muſik geſetzt, mit ſoviel Gefühl, daß man unmöglich ungerührt dabey bleiben konnte. Der alte Engländer ließ ſeinen Thränen freyen Lauf und nickte gerührt mit dem Kopfe dazu. Aber Poeſie und Kompoſition waren auch wirklich ſehr ſchön. Ich kann dieſe Strophen unmöglich unangeführt laſſen:

O Ciel, pour combler les bienfaits,
Ouvre un inſtant notre paupiére,
Et nous n'aurons plus de regrets
D'être privés de lumière;

Que notre oeil contemple les traits
De ceux d'ont la main nous ſoulage,

Et renferme le pour jamais:
Nos coeurs en garderont l'image. *)

Die Hauptſubſiſtenz zieht dieß Inſtitut von der Société philantropique, vielleicht der vollkommenſten in ihrer Art, die ihren wohlthätigen Arm von Paris aus durch ganz Frankreich für Arme und Nothleidende ausſtreckt. Beym Ausgange aus dem Saale wurde jedem der Zuſchauer ein Kouvert mit einigen Ankündigungen, das Inſtitut betreffend gegeben, worauf die Worte ſtanden: Il nous en couteroit fort peu, pour contribuer à adoucir le ſort d'un grand nombre d'Infortunés. **)

Die

---

*) O Gott! um deinen Wohlthaten das Siegel aufzudrücken, gib uns nur auf Einen Augenblick unſer Geſicht und es ſoll uns nicht länger ſchmerzen, des Lichts beraubt zu ſeyn: nur um die Züge unſerer Wohlthäter zu ſehen, gib es uns, und dann nimm es uns wieder: unſer Herz ſoll ihr Bild bewahren!

**) Es koſtet uns ſo wenig, das Schickſal von tauſend Unglücklichen zu mildern.

Die Anſtalten, moraliſche Gebrechen zu verbeſſern, ſind in Paris nicht minder zahlreich. Verſchwender zu beſſern, brauchte man ehedem die Polizey; aber dieſe mißbrauchte oft ſolche Befugniß, von geitzigen oder eigenſinnigen Verwandten dazu gewonnen. Männer fanden bey ihr für ihre liederlichen Frauen Korrektion; ungehorſame Kinder wurden von ihr feſtgenommen und hart beſchäftigt; liederliche Mädchen wurden von ihr eingefangen und eine Zeit lang durch phyſiſche Mittel, Zucht und Arbeit, von ihrem alten Gewerbe abgehalten; aber der Weg, den ſie mit dieſen beſonders nahm, war nicht der rechte, führte oft zu noch größerer Verderbniß, weil dieſe unglücklichen Kreaturen zu vielen andern ihres Gleichen geſperrt wurden. Man hat ein Beyſpiel von der Hartnäckigkeit dieſer Sünderinnen, das der Polizey fürchterlich wurde und ſie drang, ihrer nicht zuviel bey einander zu laſſen. In einem Zuchthauſe verbanden ſich ſämmtliche Mädchen, unter den gräßlichſten Schwüren, mehr Brot und weniger Arbeit zu ertrotzen, und den Aufſehern nicht eher Ruhe zu laſſen, bis ihnen beydes bewilligt worden. Da ihnen alle andere Mittel dazu fehlten, ſo kamen ſie überein, alle mit vereinter Kehle ein klägliches Geſchrey zu erheben, es Tag und Nacht zu unterhalten und nicht aufzuhören, ſelbſt wenn man ſie peitſchte und folterte. Welche von ihnen ſich durch Drohungen oder Schläge abhalten ließe, ſollte zerriſſen werden. Sie führten dieſen Entſchluß aus. Um Mitternacht erhoben ſie ihr klägliches Geſchrey. Ihre Aufſeher kamen herzu und wollten die Urſach davon wiſſen: ein verſtärktes Geſchrey war die Antwort. Sie kamen mit Peitſchen und fingen von oben an alle durch zu peitſchen: das Geſchrey riß nicht ab; ſie ließen ſie hungern und durſten: das Geſchrey ging fort; man drohete mit Galgen und ſchmählicher Todesſtrafe: das Geſchrey unterblieb nicht; man ließ den Guet mit geladenem Gewehre herein und anlegen: ſie krochen auf einen Haufen zuſammen und ſchrien. Das ganze Quartier war in Bewegung; das Volk wollte das Haus ſtürmen; man mußte ihnen ihre Forderung bewilligen.

Weniger gewaltſame Mittel werden in den frommen Stiftungen angewandt, die für die Reue und Beſſerung der liederlichen Mädchen ausdrücklich beſtimmt ſind. Es ſind ihrer vier. Die Idee zu dieſen Inſtituten iſt ſchon alt, aber die, welche man zuerſt einführte, haben dieſen Zweck nicht mehr. Dieß iſt der Fall mit den Filles-Dieu, die ſchon vor Ludwig dem Heiligen, von einem Biſchof von Paris geſtiftet wurden. Dieſe Anſtalt ſollte Mädchen aufnehmen, die Zeit ihres Lebens ihren Körper gemißbraucht und endlich den Bettelſtab ergriffen hätten. (des Péchereſſes, qui toute leur vie avoient abuſé de leurs corps & à la fin étoient en mendicité.) Dieſe Schweſterſchaft wurde nach und nach reich, und die Beſtimmung ihres Inſtituts ging verloren, weil ſie Gelegenheit fanden, in ihren Mauern ſelbſt ihre alte Lebensart fortzuſetzen.

Denſelben Gang nahm das Inſtitut der Filles pénitentes & repenties de Sainte-Magloire, die von einem Franziskaner im Jahr 1496 geſtiftet wurde. Dieſer predigte gegen die Liederlichkeit mit ſo viel Eifer und Nachdruck, daß ſich gegen 200 öffentliche Mädchen in die Arme der Buße warfen. Der Pater Tiſſeran brachte ſie in einen Zwinger, der vom Könige und Päpſte gut geheißen und beſchenkt wurde. Ein Biſchof von Paris entwarf ſelbſt die Statuten dieſer Anſtalt, deren erſter Theil dahin ging, daß die Mädchen ſtrenge beweiſen müßten, daß ſie auch wirklich liederlich geweſen wären. Das Aktenſtück iſt merkwürdig und ich ziehe einige Punkte davon aus. *)

„Keine Schweſter ſoll wider ihren Willen aufgenommen werden. Mädchen, die nicht, wenigſtens eine Zeit lang, ein liederliches Leben geführt haben, ſind ausgeſchloſſen. Damit die Poſtulantinnen in dieſem Punkt nicht betriegen können, ſo ſollen ſie unter den Augen der Priorinn, Subpriorinn und der ältern Schweſtern (en préſence des Mères, Sous-Mères & Diſcrettes) von dazu ernannten Matronen unterſucht werden, die auf das Evangelium ſchwören

---

*) Dulaure, Deſcription des Curioſités de Paris. Tom. I. 1788.

„müſſen, daß ſie nach Pflicht und Gewiſſen „Bericht erſtatten wollen.“

„Damit Abgewieſene nicht etwa hingehen „und ſich mit Fleiß zum Beſten geben, um aufgenommen zu werden, ſo ſollen die, welche einmal unterſucht worden ſind, auf immer ausgeſchloſſen bleiben; und die man kloſterfähig „findet, ſollen einen theuern Eid ſchwören, daß „ſie ſich nicht zur Liederlichkeit entſchloſſen haben, „um mit der Zeit in dieſe Anſtalt aufgenommen „zu werden. Brächte man erſt nach der Zeit „heraus, daß es bey ihnen Plan war, ſo ſollen „ſie, und wären ſie ſchon eingekleidet, ausgeſtoßen werden.“

„Damit liederliche Mädchen nicht zu lange „mit ihrer Bekehrung warten, ſo ſoll keine, die „über dreyßig Jahr alt iſt, aufgenommen werden.“

Dieſe Punkte ſind, wie geſagt, längſt vergeſſen, und um in dieſe Schweſterſchaft zu kommen, bedarf es jetzt nicht augenſcheinlicher Beweiſe für die Liederlichkeit mehr, aber wohl für die Anſtändigkeit und Ehrbarkeit. Die Königinn Anna von Oeſterreich wollte die berühmte Ninon de l'Enclos in dieß Kloſter ſtecken laſſen; aber Beautrü ſagte zu ihr: Madame, elle n'eſt ni *fille* ni *repentie*. Dieß Bonmot ſchützte dieß weibliche Wunderſpiel der Natur vor den Kabalen der Andächteley, die neidiſche Hofdamen wider ſie in Bewegung geſetzt hatten.

Folgendes ſind die vier Inſtitute, die für die Beſſerung liederlicher Mädchen noch vorhanden ſind:

Couvent des Filles pénitentes & Volontaires in der Straße Vendome. Eine gewiſſe Anzahl wird aufgenommen und mit geiſtlichen Uebungen und mit Arbeiten beſchäftigt. Sie thun kein Gelübde und können wieder heraus, wenn ſie wollen.

Die Communauté des Filles pénitentes de Sainte-Valère, in der Vorſtadt S. Germain mit der Ueberſchrift über ihrem Hauſe: Si ſcires donum Dei, welche die witzigen Köpfe nicht unterlaſſen, lächerlich und zweydeutig zu machen, wie den Namen Filles de la Conception, welches eine andre, ſehr andächtige Schweſterſchaft führt. Sie hat die Beſtimmung wie die obige.

Die Communauté du bon Paſteur, in der Straße Cherche-Midi, hat ſechzig Stellen für jene unglücklichen Kreaturen; die beyden oben genannten haben nur vierzig bis funfzig. Ihrer mehr faßt das Kloſter der

Filles de la Madeleine oder ſchlechtweg Madelonettes, in der Straße des Fontaines, welches auf Veranlaſſung eines reichen Weinhändlers im vorigen Jahrhundert geſtiftet wurde. Er fand zwey liederliche Mädchen auf der Straße, die das aufrichtigſte und lebhafteſte Verlangen zeigten, ihre Lebensart aufzugeben und ſich zu beſſern. Er nahm ſie mit zu ſich und bekehrte ſie. Ein Pfarrer, ein Kapuzinermönch und ein Offizier wurden durch dieſe menſchenfreundliche That bewogen,*) überall ſolche Mäd-

---

*) Dulaure, loc. cit.

chen aufzuſuchen, ſie zu bekehren und eine Anſtalt zu errichten, wo ſie in Ruhe ihre Verirrungen bereuen könnten. Ludwig der Dreyzehnte ſchenkte derſelben 3000 Livres jährlicher Einkünfte und eine fromme Dame vermachte ihr über hunderttauſend Livres. Man ſetzte ältere tugendhafte Aufſeherinnen an und nahm dieſe aus der Mitte der Nonnen de la Viſitation, die ſie nach der Zeit, der ſchweren Arbeit wegen, den Urſelinerinnen übergaben, von welchen ſie an die Hopitalières kamen, die ſie wiederum den Nonnen von S. Michel übergaben, die das Ganze noch jetzt mit der nöthigen Sanftmuth, Vorſicht und Entſchloſſenheit verwalten. Die Büßerinnen ſind in drey Klaſſen abgetheilt, wovon die erſte de la Madeleine heißt und aus ſolchen beſtehe, an deren aufrichtiger Bekehrung kein Zweifel mehr iſt. Es ſind die älteſten. Die zwevte Klaſſe, Sainte-Marthe genannt, begreiſt ſolche, die noch auf gänzliche Befreyung von ſinnlichen Lüſten warten. Die dritte endlich beſteht aus ſolchen, bey denen die Sinne noch brennen, und geiſtliche Uebungen allein nicht hinreichend ſind. Dieſe behandelt man mehr oder weniger ſtrenge und ihre Buße iſt nicht mehr freywillig. Die Anſtalt hat über anderthalb hundert Stellen.

Daß der Zweck aller dieſer Inſtitute faſt ganz verfehlt werde, wird man wohl glauben, wenn man ſich an die unverwüſtliche Natur der Sünde erinnert, die ſie unterdrücken ſollen. Mehrentheils kommen Mädchen dahin, und bitten um Hülfe, die ſchon einige Hoſpitäler durchgelegen haben und von den Begierden Anderer, und deßhalb von ihren eigenen, verlaſſen worden ſind. Viele kommen auch nur aus Hunger und finden, ſobald ſie ſatt ſind, die Lebensart zu ſtrenge. Man entläßt ſie mit guten Ermahnungen, die ſie an der nächſten Straßenecke zu vergeſſen Alles aufbieten. Ermahnungen und Kaſteyungen können hier nichts ausrichten, da ſelbſt Scheere, Meſſer und Fäulniß am lebendigen Leibe nichts auszurichten vermögend ſind. Moral und Religion ſtehen hier von der Seite und weinen und ſchaudern. Selbſt die natürliche Strafe der Ausſchweifungen dieſer Art richtet nur das aus, was alle Strafen ausrichten: ſie verleidet nicht das Laſter ſelbſt, ſondern erweckt Vorſicht, die Strafe zu umgehen. Der

Bär wagt ſeine Naſe immer wieder an den Honig.

Die Armenanſtalten gehen in Paris, wie es nöthig iſt, ſehr ins Große und Weitläuftige. Ein Grand Bureau des Pauvres iſt zur Einnahme der Armengelder beſtimmt, die jährlich nach einer feſtgeſetzten Taxe von jedem Individuum, jedes Ranges und jedes Standes, gehoben werden, und die nicht freywillig iſt. Es wird für die Hoſpitäler und Hausarmen verwandt. Die Pfarrer der einzelnen Kirchſpiele ſammeln ebenfalls, jährlich einigemal freywillige Gaben und nach dem Gottesdienſte ſammeln Damen von der Gemeinde ebenfalls zu dieſem Behuf ein. Dieſe Damen ſind immer die vornehmſten des Kirchſpiels und entledigen ſich dieſer menſchenfreundlichen Pflicht mit ſehr viel Aufopferung, Würde und Anſtand. Jede Innung, Zunft, Gilde und Geſellſchaft, bis auf die, welche nur zum Lebensgenuß zuſammen kommen, bedenkt die Armen und liefert jährlich gewiſſe Summen an das große Büreau oder in die einzelnen Kirchſpiele ein. Es gibt viele Brüder- und Schweſterſchaften, die bloß für die

Armen arbeiten und ſammeln; es gibt eine Menge Privatgeſellſchaften, die bloß für dieſe Beſtimmung zuſammen gezogen ſind. Die ehrwürdigſte unter dieſen iſt die Société philantropique, die ihre Beſtimmung, ſelbſt vor dem mißtrauiſchen Auge der Bosheit und Schadenfreude, die in Paris wie zu Hauſe ſind, als echt, rein und uneigennützig dargelegt und durchgeſetzt hat. Sie beſteht aus einer Menge von Staatsbürgern der höchſten Klaſſen und ſchränkt ſich nicht bloß darauf ein, Arme von allen Ständen, die der verſorgenden Wachſamkeit anderer Inſtitute entgangen ſind, zu unterſtützen, ſondern auch der menſchlichen Geſellſchaft im Ganzen nützlich zu werden. Deßhalb unterſtützt ſie nützliche Künſtler eben ſo eifrig als Arme und Kranke und hilft den heruntergekommenen Familien eben ſo thätig, als erklärten Bettlern. Dieſe Geſellſchaft beſteht ſeit 1780 und nahm einen kleinen Anfang, hat ſich aber jetzt unglaublich erweitert. Faſt in jeder Provinzialſtadt ſind ähnliche Inſtitute nach ihrem Muſter angelegt worden.

Ich übergehe alle übrigen Societäten dieſer Art, deren jetzt in Paris immer mehrere werden müſſen, weil ſeit der Revolution der Werth des Menſchen in Frankreich wieder berichtigt worden iſt und weil man jetzt, beſonders von Seiten der höhern Stände, aus näherer Ueberzeugung von dieſem Werthe, zu geben anfangen wird, was man vorher zum Theil nur aus Stolz, aus Prahlerey und oft ſelbſt aus Verachtung zu geben pflegte.

Bey der Menge der Armenanſtalten kann man es ſich erklären, warum man in Paris nach Verhältniß ſo wenig von Bettlern überlaufen wird. Allerdings wacht die Polizey ſehr ſtrenge über dieſe Menſchenklaſſe, die aufgehoben wird, wo man ſie findet, da ihr keine Entſchuldigung für ihr Handwerk bleibt und da ſie oft ſehr ſchädliche Glieder für die Geſellſchaft in ihrem Schooße nährt. In jedem Quartiere der Stadt ſind ſogenannte Depots, wo man ſie vor der Hand, bis auf weitere Verſorgung oder gänzliche Entfernung verwahrt hält, wo ſie arbeiten müſſen und dafür ernährt werden. Nur Blinden iſt es erlaubt, zu betteln, doch dürfen ſie nicht auf den Straßen herum gehen und die Vorübergehenden anſchreyen. Man findet ſie meiſt in den lebhaften Straßen und auf lebhaften Plätzen, wo ſie in einem Winkel ſitzen und durch ein Inſtrument die Vorübergehenden aufmerkſam auf ſich machen. Auf den alten Boulevards findet man mehrere, die auf den Bänken dort herumſitzen und die Geige ſpielen.

Gebrechlichen Bettlern ſieht die Polizey durch die Finger, freylich hier und da zum Ekel und Grauſen der Spatziergänger. So liegen auf den Boulevards beſtändig Leute mit böſen Geſchwüren an den Füßen oder Armen, die ſie in ihrer ganzen Scheußlichkeit zur Schau legen, um das Herz der Vorübergehenden deſto gewiſſer zu rühren. Man bringt ſie des Morgens hin und ſie bleiben den ganzen Tag, oft in der ſtärkſten Sonnenhitze und im heftigſten Regen liegen, was allein ſchon ihre Schäden unheilbar macht, wenn man auch nicht wüßte, daß ſie dieſelben oft mit allerley hineingeſtreueten Aetzmitteln freywillig verſchlimmern. Wie in Paris alles verfeinert iſt, verfeinern auch die Bettler ihre Kunſt und ich werde Gelegenheit haben, anderwärts einige Beyſpiele davon anzuführen. Hier nur dieſe:

Weiber miethen ſich hier, wie in London, kranke Kinder und betteln damit. Je elender und gebrechlicher ſie ſind, deſto mehr Miethe koſten ſie, weil man vorausſetzt, daß ſie dadurch deſto mehr einbringen. Viele miethen drey oder vier auf einmal, die ſie an ſich herum hängen und tragen, um deſto einleuchtender zu machen, wie ſchwer es werden muß, ſie zu ernähren. Oft lachen oder eſſen die Kinder mit der ſorgloſeſten Miene, während ihre Trägerinn im Tone des tiefſten Elends verſichert, ſie würden Hungers ſterben. In der Vorſtadt S. Antoine habe ich einen Kampf zwiſchen zwey Bettelweibern geſehen, der, wie mir eine Dritte verſicherte, daher entſtanden war, daß die eine die andere in der Miethe eines elenden Kindes überbothen hatte.

Die Bettler in Deutſchland ſetzen Gott, Bibel und Geſangbuch in Bewegung, um zum Mitleiden zu ſtimmen: das thun die hieſigen nicht. Sie erzählen bloß ihre Noth, verſichern, daß man ſie mit ein Paar Sous ſehr glücklich machen würde, und danken, wenn man ihnen gegeben hat, in ihrem eigenen und nicht in Gottes Namen. Monſeigneur, (ſagen die armen

Savoyarden-Buben) voilà un pauvre petit malheureux, qui implore votre charitable bonté. Je me meurs de faim. Monſeigneur me pourra rendre heureux avec quelques liards. C'eſt pour acheter de l'huile pour décroter &c. &c. *) Dabey haben ſie ihr leeres Oelfläſchchen in der Hand und ihr Schuhputzerbänkchen auf dem Rücken. Gibt man ihnen, ſo laufen ſie zu ihren Kameraden zurück und verſpielen das Geld an ſie oder gewinnen ihnen das ihrige damit ab.

Die Art, wie die hieſigen Bettler die Aufmerkſamkeit zu erregen und die Verbote der Polizey zu umgehen wiſſen, iſt oft ſehr fein und originell.

So ſah ich einen Mann, der auf einem Eſel durch alle Straßen ritt. Der Reiter hatte

---

*) Gnädigſter Herr, Sie ſehn hier einen armen kleinen Buben, der Ihre Menſchenfreundlichkeit und Güte anfleht. Ich ſterbe faſt vor Hunger. Der gnädige Herr könnten mich mit einigen Liards glücklich machen; ich würde mir Oel dafür kaufen und Schuhe putzen ꝛc.

keine Arme und der Eſel keinen Zaum. Wenn jener ihn auf der rechten Seite mit dem Fuß in die Seite ſtieß, ſo ging er links, ſtieß er ihn auf der linken Seite, ſo ging er rechts, und ſo lenkte er ihn, wohin er wollte. Der Reiter empfing Almoſen unter den Augen des Guet, aber wohlgemerkt nur als freywilliges Geſchenk, das man ihm, da er keine Arme hatte, ſelbſt in die Taſche ſtecken mußte. Er bettelte auch niemand mit Worten an, ſondern nur mit Mienen. So konnte ihm die Polizey nichts anhaben.

Ein anderer Mann, der nur einen Fuß hatte, ſaß auf einem kleinen Karren, den ein Eſel zog. Er ſpielte zwey Inſtrumente auf einmal: mit den Händen eine Geige, mit dem Fuß eine Trommel, die auf der einen Seite eine Ruthe und auf der andern einen Klöppel hatte, die er beyde zugleich durch ein Pedal in Bewegung ſetzte. Den Vorübergehenden rief er zu: n'oubliez pas les Arts, Meſſieurs! *) Vom Betteln

---

*) Vergeſſen Sie die ſchönen Künſte nicht, meine Herren!

teln keine Spur. Sein Anon zog ihn unangetaſtet durch alle Straßen von Paris.

Aehnliche Bettler ſind die Muſikanten, deren ſich oft ſechs bis acht zuſammenthun und die Straßen durchziehen. Sie ſtehen vor keinem Hauſe ſtill, wenn es nicht verlangt wird, rufen auch die Leute nicht an, ſondern erwarten, was man ihnen zufällig gibt.

Die Pauvres honteux, die durch den fein fühlenden Sterne ſo berühmt geworden ſind, haben immer noch ihren Sitz in Paris. Ich habe beſonders ihrer zwey den Sommer über beobachtet. Sie waren beyde täglich im Palais Royal.

Der eine war ein kleiner, dürrer, gelber Mann, der Werkeltags einen braunen, ungefütterten Frak anhatte und des Sonntags in einem alten, in roth ſchattirenden, ſchwarzen Sammtkleide, einen Degen an der Seite, die Perücke gepudert und das gelbe Spitzenjabot in ſein Licht geſetzt, zum Vorſchein kam. Er war unter dem Pavillon des Kaffeehauſes de Foi wie zu Hauſe, miſchte ſich in die Konverſation, las die Zeitungen, und redete einen an, ohne daß man vom Anfange herein ſein Handwerk ahndete. Saß man ihm gegenüber, ſo hütete er einem die Augen und ſah man ihn an, ſo machte er eine wunderbare Bewegung mit den ſeinigen; ſeine Miene verzog ſich auf eine flehende Weiſe und zuweilen zeigte er auch wohl auf den Aermel ſeines kahlen Fraks. Es war unmöglich mißzuverſtehen, was er wollte. Wenn er ſah, daß man mit der Hand in die Taſche fuhr, ſo bot er einem ſeine Doſe, oder reichte einem ein Zeitungsblatt, oder warf ſein Schnupftuch mit darunter gelegter Hand wie von ungefähr hin: kurz, auch dieß verſtand man, und er bekam ſein Almoſen, ohne daß es jemand ſah. Nun dankte er ebenfalls mit den Augen, küßte auch wohl unvermerkt das Stück, das man ihm gab. Dieſe Delikateſſe erhielt ihm ſein Plätzchen unter dem Pavillon. Die Aufwärter und alle Gäſte kannten ihn, und er ſprach mit allen mit einer Offenheit und Unbefangenheit, als ob man nichts wüßte, und als ob er hier täglich Louisd'ors verzehrte. Man ſieht aber wohl, daß Fremde beſonders ſeine Kunden geweſen ſeyn müſſen und deßhalb hatte er das P. R und dieß lebhafte Kaffeehaus gewählt.

Der andre war ein langer, dünner Mann, der beſtändig in der Kleidung eines Advokaten erſchien. Sein Kleid war von ſchwarzem, kahlen Tuche, die Haare flatterten, ſo lang ſie waren, auf den Schultern und die Spitzen derſelben waren in eine Locke geſchlagen, wie ſie die Advokaten in Paris alle zu tragen pflegen. Er hatte mehrere Kaffeehäuſer im Palais Royal, wo er hinkam und ſein Weſen trieb, war übrigens dem oben beſchriebenen kleinen Bettler ein Dorn im Auge, ſo bald er unter dem Pavillon des Kaffeehauſes de Foi erſchien. Er ſetzte ſich gewöhnlich zu Fremden, ſpann mit ihnen ein Geſpräch an, lenkte es allmählich auf die Armuth in Paris im Allgemeinen und auf ſeine eigene insbeſondere, wo er ihnen dann, aber nicht geradezu, Winke gab, daß etwas von ihrem Ueberfluſſe ihn ſehr glücklich machen würde. Einige von den Gäſten, die dieſe beyden Bettler kannten, gaben ſich oft das Feſt, ſie an einander zu hetzen, und dieß ward ihnen leicht, weil der Brotneid ihrer Schadenfreude trefflich zu Statten kam. Sie ſagten ſich zuweilen ſehr harte Dinge, der Kleine dem Großen mit Salz und Satyre, der Große dem Kleinen mit förmlichen Haranguen, die ihm wie Waſſer floſſen und wobey er ein unbeſchreiblich wichtiges und pathetiſches Weſen annahm. So erzählten ſie einander ihre Geſchichte mit verkleinernden Anmerkungen, aus welcher, letztre ungeglaubt, doch ſo viel hervorging, daß ſie die Rolle, die ſie jetzt ſpielten, beyde vor zwanzig Jahren nicht geahndet, aber wohl auf ſie, mit Worten und Werken, losgearbeitet hätten. Der Große war ein berühmter und reicher Advokat geweſen, der Kleine ein Doktor der Medicin. Dieſer nannte jenen immer in der Hitze: mon très mince Monsieur, und jener dieſen mon très petit Sangrado. Gewöhnlich fingen ſie damit an, daß ſie ſich wechſelsweiſe nach dem Preiſe der Tinte und des warmen Waſſers erkundigten. Dieß war die Loſung zum Zungenkampfe, der aber nie in Schimpfworte und Lärm überging, weil ſie ſonſt die Toleranz des Kaffeewirths verſcherzt haben würden. Wenn die erſte Hitze vorbey war, ſchienen ſie die beſten Freunde.

Andre Bettler und Bettlerinnen haben einen kleinen Kram und bieten einem von ihren Waaren an. Wenn man nicht kaufen will, betteln ſie. Alle wiſſen lange Romane von ihrem Verfall zu erzählen.

Weiber ſtellen ſich des Abends in eine Hausthür, in dem Anzug einer armen aber ehrbaren Wittwe. Wenn man vorbeygeht, ſtrecken ſie die Arme mit einem Seufzer flehend aus, ohne weiter ein Wort zu ſagen.

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt mit einigen Anmerkungen über die Pariſer Gefängniſſe. Es werden in Paris wenigſtens halb ſo viel Gefängniſſe, größere und kleinere, als Hoſpitäler ſeyn. Verderbtheit iſt gewöhnlich die Begleiterinn des Mangels, deßhalb haben hier die Richter faſt ſo viel zu thun, als die Pfarrer, die das Allmoſen beſorgen. In jedem Diſtrikte der Stadt ſind kleinere Gefängniſſe für Bettler und leichte Verbrecher, worin aber auch Miſſethäter ſo lange aufbewahrt werden, bis man ihr Verbrechen vorläufig unterſucht und dasjenige der größern Gefängniſſe beſtimmt hat, wo ſie den Ausgang ihrer Thaten erwarten ſollen. Die größern ſind:

Das Hotel de la Force, die Conciergerie, das Chatelet, das Priſon de l'Abbaye und Bicêtre.

Das Hotel de la Force iſt wahrſcheinlich das glänzendſte Gefängniß in Europa.

Dieß Hotel gehörte vorher lange Prinzen vom Geblüt, großen Herren bey Hofe und zuletzt dem Duc de la Force, von dem es den Namen behalten hat. Es iſt für Schuldner und Civilverbrecher von beſſern Ständen beſtimmt. Die Zimmer ſind hell und geräumig und verrathen, außer den eiſernen Gittern und den Thüren, keine Gefängniſſe. Im Hofe iſt ein Depot für aufgegriffene Bettler.

Die Conciergerie iſt ſchon mehr Gefängniß, dem Aeußern und Innern nach, und meiſt für Kriminalverbrecher. In dieſem trug ſich vor ſechs Jahren eine grauſende Geſchichte zu, die in Deutſchland nicht bekannt geworden iſt. *) Zwey junge Officier, die zu einer mehrjährigen Gefängnißſtrafe verurtheilt waren, beſchloſſen, ſich in Freyheit zu ſetzen. Sie hatten ſich mit Pulver, fünf Piſtolen und zwey und zwanzig Kugeln zu verſehen und noch einen dritten Officier, der nur einige Monate ſitzen ſollte, zu ihrem Entſchluſſe zu bereden gewußt. Sie luden ihre Gewehre, und als eines Abends die Schließer kamen, ſchoſſen ſie auf ſie und wollten hinaus. Aber dieſe hatten

---

*) Dulaure.

die Geiſtesgegenwart, die Thür zuzuſchlagen und die Empörer blieben darin. (Der eine Schließer wurde gefährlich verwundet, der andre ſtarb den Tag darauf.) Sogleich beſetzte die Wache das Gefängniß und die Feuerſpritzen wurden vorgerichtet, im Fall die verzweifelten Menſchen das Gefängniß anſtecken wollten. Man ſtellte ihnen vor und bat ſie lange, ſich zu ergeben, aber ſie pochten auf ihre Piſtolen und betäubten ſich mit Wein. Endlich kam man auf den Einfall das Rohr einer Spritze durch ein Fenſter in das Gefängniß zu ſtecken. Man pumpte und das Waſſer riß alles im Zimmer nieder. Bald ſtanden die drey Gefangenen bis über dem Gürtel im Waſſer. Da es immer höher ſtieg, ergaben ſie ſich. Man machte ihnen den Prozeß und ſie wurden lebendig gerädert. Ich glaube, nur die Deſpotie konnte ihre Strafe ſo hart beſtimmen. Aber die Kriminalgeſetze von Frankreich waren von jeher mehr mörderiſch als richterlich.

Das Priſon de l'Abbaye iſt hauptſächlich für Militärperſonen, Bicêtre, für Verbrecher, die eigentlich das Leben verwirkt haben, das Chatelet für bürgerliche Verbrechen jeder Art, welche von dieſem Gerichtshofe unterſucht und beſtraft werden. Die ſchrecklichſten Kerker deſſelben ſind ſeit einigen Jahren theils vermauert theils nicht mehr beſetzt werden.

Die Baſtille iſt nicht mehr. Ich habe dieß fürchterliche Schloß noch in ſeiner Blüthe geſehen, und ließ mir nicht träumen, daß es ſeiner Zerſtörung ſo nahe ſey. Jetzt iſt es bis auf den Grund abgetragen und an ſeiner Statt wird ein Obelisk der Freyheit errichtet werden. Wenn der Marſchall von Baſſompierre, der unter Richelieu zwölf Jahr hindurch darin vergraben war, aufſtehen und ſehen ſollte! Einmal machte ihm der Gouverneur während ſeiner Gefangenſchaft einen Beſuch und traf ihn über der Bibel. Monſieur le Maréchal, ſagte er zu ihm: que cherchez vous dans ce livre? — J'y cherche, erwiederte der Marſchall, un paſſage pour ſortir d'ici. Ein Deutſcher, der in ſolch einem Kerker noch Witz behalten hätte, würde geſagt haben: Ich ſuche Jakobs Himmelsleiter, um durch den Himmel auf die Erde zurück zu ſteigen.

Briefe.

Erſter Brief.

Lebensgenuß. Das Volk. Das Volk der untern Klaſſen. Sonn- und Feſttage. Guinguetten und Kabarets. Beſuch in einigen derſelben. Schenken in der Vorſtadt von Montmartre. Tabagieen. Vergnügungen der rechtlichern Bürger. Höhere Klaſſen des Volks. Nachahmungsſucht: Kleine Landhäuſer. Barbin, Boileau's Verleger.

Ich bin mit meinen Unterſuchungen über die todte Hälfte von Paris zu Ende, lieber R * *, und fange nun an, bloß Menſchen zu ſehen. Bis jetzt habe ich nur die Bühne gemuſtert und durchmeſſen, auf welcher die Pariſer die Lebensvorſtellungen geben. Sie iſt prächtig, weitläuftig, und mit einer unermeßlichen Garderobe verſehen, die dem Fiſchweibe, wie den erſten Helden und Heldinnen des Schauſpiels, Bedürfniß oder Pracht oder Flitter mittheilt. Der Harlekin hat darauf mit dem Weiſen gleiche Rechte, und wenn dieſer hier zuweilen die Rolle jenes nehmen muß, um zu gefallen: ſo hat er es dem Charakter ſeiner Landsleute zuzuſchreiben, die der Despotismus zwingt *), zu lachen, damit ſie nicht weinen.

Meine Beobachtungen lenkten ſich vom Anfange herein zuerſt auf das Volk (le peuple,) als auf den reſpektabelſten Theil der Menſchheit überhaupt; aber das Volk von Paris iſt es bey weiten nicht ſo ſehr, als der Franzöſiſche Landmann und Handarbeiter überhaupt auf dem platten Lande. Es iſt in Paris mehr der Laſtträger des Luxus und der Ueppigkeit, als der nützlichen Induſtrie, muß aber, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen, es ſich eben ſo ſauer werden laſſen, als der Pflüger und Dreſcher in den Provinzen. Es iſt ſtolzer und üppiger, weil es für den Stolz und die Ueppigkeit arbeitet; es iſt überhaupt aufgeklärter, aber auch verderbter, weil es im Mittelpunkte der Aufklärung und Verderbniß wohnt; es iſt mürriſcher und widerſpenſtiger, weil es die

---

*) Dieſer Brief iſt vier Wochen vor der Revolution geſchrieben.

Ketten der Sklaverey am erſten und am ſchärfſten angezogen fühlt.

Das Deutſche Wort „Volk" iſt nicht ſo zweydeutig als das Franzöſiſche „peuple." Ich verſtehe hier, in ſehr ausgedehntem Sinne, darunter überhaupt diejenigen Klaſſen der Pariſer, die vom Bettlerſtande anfangen, zum Tagelöhner, zum gröbern Fabrikanten und Manufakturiſten übergehen, den Handwerker, der bloß für Bedürfniß arbeitet, einſchließen, und ſich mit den feinern Profeſſioniſten für Luxus und Wohlleben, und dem Kaufmann endigen. Die beyden letztern Klaſſen gränzen ſchon ſo nahe, in ihrem Aeußern wenigſtens, an die ſogenannten vornehmern Stände untern Ranges, daß es oft ſchwer wird, einzelne Glieder derſelben davon zu unterſcheiden; aber im Ganzen biethen ſich doch dem Beobachter eine Menge Züge dar, wonach er ihnen ihre eigentlichen Stellen anweiſen kann.

Erwarten Sie nicht von mir, l. R., daß ich Ihnen die Millionen Arbeiten, Beſchäftigungen, Künſte und auch Pfiffe, womit das Volk von Paris ſich Unterhalt verſchafft, hier, unter

Einen Geſichtspunkt gebracht, entwickle und zergliedere. Ich könnte es nicht, ohne den Plan zu verwirren, den ich mir für meine Beobachtungen über Paris gemacht habe: denn Arbeit des Einen, iſt hier Vergnügung für einen andern, was dem Einen Unterhalt verſchafft, geht aus der Verſchwendung, und geſtilltes Bedürfniß geht aus der befriedigten Laune eines Andern hervor. Plage und Vergnügen, Armuth und Reichthum, Ehrloſigkeit und Ehrgefühl, Laſter und Tugend geben einander wechſelsweiſe die Entſtehung und bilden hier den ewigen Kampf und den ſchreyenden Kontraſt zwiſchen Häßlich und Schön, Angenehm und Nützlich, Zurückſchreckend und Anziehend, die dem Beobachter jenes mannichfache Schauſpiel gewähren, das nur von einer Million Menſchen, auf Eine einzige Bühne zuſammengedrängt, hervorgebracht werden kann. Hier verſchlingt ſich Arbeit und Müßiggang, wie Tugend und Laſter eng in einander.

Arbeiten alſo wollen wir das Volk von Paris nicht ſehen, aber genießen; jenes iſt nur Urſache, dieſes aber die Wirkung. Alles drehet ſich in Paris um Genuß, alles arbeitet für Genuß, und die Anſtalten für letztern ſind unendlich abwechſelnd, ſind unzählig. Dieſer Brief iſt dazu beſtimmt, Ihnen einige derſelben zu ſchildern, die beſonders das Volk der niedern Klaſſen zum Mittelpunkte ſeiner Erholungen macht.

Dieſe Klaſſen arbeiten ſechs ſauere Tage hinurch, um ſich den ſiebenten zu erholen, und röſten ſich während der Mühſeligkeiten jener ſechſe mit der lachenden Ausſicht auf den ſiebenen. Sehr charakteriſtiſch iſt der klägliche Ausuf des Schuhflickers bey Mercier, der einen Soldaten betrunken ſieht: Qu'il eſt heureux! ſagt er: Il eſt ivre! Je ne pourrois l'être que dimanche! *)

An ſolch einem Sonntage oder Feſttage iſt aber auch in und um Paris alles in Bewegung, von des Morgens um acht Uhr an, bis nach

---

*) Der iſt glücklich! Er iſt betrunken! Ich kann's erſt den Sonntag ſeyn!

Mitternacht. Das Volk ſteigt aus ſeinen Höhlen herauf, und aus ſeinen Dachkammern herunter, um die böſe Luft auszujagen (pour chaſſer le mauvais air) und ſich in die Gärten, Kabarette und Guinguetten außerhalb Paris zu vertheilen. Es ſtrömt zu Fuße, auf zweyrädrigen Karren, in Kabriolets und auf Schiffen nach Verſailles, S. Cloud, Paſſy, Auteuil, Vincennes ꝛc. geht erſt eine Weile ſpatzieren und ſetzt ſich ſodann zum Frühſtück und zur Weinflaſche, tanzt darauf, lärmt, ſingt, iſt witzig und zänkiſch, mehr aber, als alles andre, betrunken.

Den größten Zuſammenfluß des Volks der unterſten Klaſſen, habe ich in den Guinguetten zu Gentilli, à la Maiſon Blanche, à la Courtille, aux Porcherons, à la Rapée, zu Vaugirard, à la Nouvelle France und Gros-Caillou gefunden. Dieſe Guinguetten, die ſämmtlich außerhalb der Barrieren liegen, verkaufen den Wein wohlfeiler, als in der Stadt, weil ſie die Eingangsgefälle nicht zu entrichten haben, liefern auch die Lebensmittel wohlfeiler. Kabarett liegt da an Kabarett. Die meiſten haden große Säle, die oft fünfhundert Menſchen faſſen, an deren Seiten herum Tiſche ſtehen und deren Mitte zum Tanz beſtimmt iſt. Nichts iſt anziehender, als ſolch einen Saal, wenn es gegen Abend kommt, zu beſuchen, und die mannichfachen Gruppen darin zu muſtern. Die erſte Minute iſt man wie betäubt. Das Krächzen der Muſik, das Lallen ſchwerer Zungen, das Geräuſch der Tänzer und Tänzerinnen, die Kourbetten verliebter Schuhflicker, Soldaten und Waſſerträger bilden ein Ganzes, das in keiner Stadt, die nicht von queckſilbernen Franzoſen bewohnt iſt, ſeines Gleichen findet.

Ich habe vorigen Sonntag die berühmteſten Sammelplätze des niedern Volks befahren, und brauchte die Zeit von acht Uhr des Morgens bis nach zehn Uhr des Abends dazu. A la Nouvelle France frühſtückte ich mitten unter einem Schwarme von Schuhflickerfamilien; zu Vaugirard unter Kohlenträgern aß ich zu Mittage, und in Gros-Caillou, in einem jener großen Säle, zu Abend. Ueberall machte man große Augen, mich aus einer Remiſe ſteigen und am erſten beſten Tiſche Platz nehmen zu ſehen. Mein Lohnlackey ſchämte ſich meiner dergeſtalt, daß er mir nur aus dem Wagen half und mich ſodann meinem Schickſal überließ. C'eſt un Anglois, ſans doute, *) ſummte es mir um die Ohren. Das war aber auch alles, was man mich merken ließ, im übrigen waren die Meſſieurs und Mesdames ſehr höflich und antworteten auf meine Fragen, oder was ich ſonſt mit ihnen ſprach, immer mit demjenigen Lächeln, welches anzukündigen pflegt, daß man einen gelinden Narren vor ſich hat, den man aber nicht merken laſſen will, was man von ihm denkt. In England wäre ein Ritterzug von dieſer Art mit Gefahr für mich verknüpft geweſen; aber das Franzöſiſche Volk hat einen wunderbaren Sinn, die Dinge auf den erſten Blick zu ſehen wie ſie ſind und wie ſie ſich mit dem, was ſie wiſſen, reimen laſſen. Hätten ſie in mir einen Franzoſen geſehen, ſo hätten ſie mich entweder für einen „Fou" oder für einen „Mouchard" gehalten und mich im erſten Falle geneckt und im zweyten gemißhandelt oder todt geſchlagen; denn kein Franzoſe von dem Stande, den die Remiſe und der Lakay verriethen, wird eine Guinguette beſuchen, ohne eines von jenen beyden Weſen zu ſeyn, oder jedermann zu ſcheinen; aber ſie hielten mich für einen Engländer, und da wußten ſie, was dieſe zuweilen für ſeltſame Einfälle haben, lachten innerlich über mich und behandelten mich äußerlich ſehr höflich, bekümmerten ſich aber immer bald gar nicht mehr um mich. Place pour Monſieur *) ſagte ein ſchelmiſcher Alter, deſſen Aeußeres einen armen Schneider verrieth, als ich aus dem großen Saal in Gros-Caillou heraus wollte: Monſieur a cherché des hommes! **) Bien deviné ***) ſagte ich. Pardonnez moi, Monſieur, verſetzte er: je l'ai vû! ****) Sie ſehen, daß mir der Alte auf die Spur gekommen war, daß er etwas von Diogenes gehört oder geleſen hatte

---

*) Ganz gewiß ein Sonderling von Engländer.

---

*) Macht dem Herrn Platz.

**) Der Herr hat Menſchen geſucht.

***) Errathen.

****) Nein, mein Herr, nicht errathen, ſondern geſehen.

und daß er mir, auf der einen Seite die große, und auf der andern, die kleine Ehre anthat, mich mit ihm zu vergleichen.

Der Wein und alle übrige Nahrungsmittel in dieſen Kabarets ſind ſchlecht und ärmlich, aber wohlfeil. Gewöhnlich verdingen ſich die Gäſte zu einem Mittags- oder Abendeſſen für den Kopf zehn Sous oder drey Groſchen Sächſiſch. Was man dafür in oder um Paris bekommen kann, iſt leicht zu ermeſſen. Der Wein iſt ein blaurothes Getränk, das, der Himmel weiß, woraus, gemacht iſt, dennoch aber in erſtaunlichen Quantitäten getrunken wird. Der Wirth eines Kabarets aux Porcherons verſicherte mir, daß er oft an einem Sonntage fünftauſend Schopinen (halbe Maße) ausſchenkte, aber dennoch alle ſeine Gäſte geſund und guter Dinge (ſains et gaillards) nach Hauſe ſchickte. Wie und durch weſſen Hülfe, verſchwieg er; ich muß Ihnen aber ſagen, daß jedesmal zwey minder betrunkene den betrunknern Kameraden, eine erhitzte Tochter und eine glühende Mutter den taumelnden Vater, und eine gefällige Geliebte oder Braut den beredten und kourbettirenden Bräutigamm oder Liebhaber nach Hauſe führen. Man kann dieſe Gruppen mit allen ihren Eigenheiten beobachten, wenn man ſich gegen Abend an einem der Thore aufhält, die zu den berühmteſten Guinguetten führen. Die Trunkenheit des Franzöſiſchen Volks iſt aber eine ganz andre, als des Engliſchen oder Deutſchen. Letztre werden meiſt zänkiſch oder andächtig oder betäubt, aber den Franzoſen ſchlägt ſie in die Füße, Zunge und Hände, und ſie ſpringen, verlieben ſich, ſingen, ſind witzig und machen Poſſenreißereyen, die einen in einem immerwährenden Lachen erhalten.

◆

Bey ſchlechtem Wetter und Wege bleibt der größte Theil des Volks in den Kabarets der Vorſtädte, und in dieſen iſt Haus um Haus Garküche und Weinſchenke oder Bierſchenke. In der Vorſtadt von Montmartre habe ich die meiſten davon bemerkt. Die Ueberſchriften dieſer Häuſer ſind oft äußerſt prahleriſch und komiſch. Dort ſah ich ein kleines abſcheuliches Haus, das unten ein Kabarett und oben eine Garküche hatte, mit der Ueberſchrift: Au Grand Voltaire. Ein andres hatte auf dem Schilde Au Rendez-Vous des Princes. Ein drittes Au Petit Palais Royal, und ein viertes gar Les Nouvelles Athênes: Löcher, in der That, die Schornſteinfegern zur Auflage zu dienen ſchienen, ſo ſchwarz waren ſie von innen und außen. Dort ſah ich auch einen Saal, der keine andre Oeffnung, als die Thür nach der Straße hatte, durch die herein auch ſein Licht fallen mußte und über welchem ſtand: Ici l'on danſe tous les jours. *) Die elendeſten Weinſchenken prahlen mit der, aus halben Ellen langen Buchſtaben beſtehenden, Inſchrift: Marchand de Vin en gros et en détail.

Es gibt auch Tabagieen für das Volk, aber nach Verhältniß äußerſt wenig. Das Tobackrauchen iſt in Paris gar nicht Mode und man pflegt die Raucher entweder „matelots" oder „allemands" zu nennen. Nur der niedrigſte Pöbel, und ſelbſt unter dieſen nur Wenige, rauchen. **)

---

*) Hier tanzt man alle Tage.

**) Der Verf. unterdrückt, was er ſeinem Freund in dieſem Briefe noch von den Prozeſſionen der Mönche, von den Freykomödien, von den

Nur glauben Sie nicht, daß die rechtlichern Bürger, die ich oben auch unter das Volk gezählt habe, die Guinguetten und Kabaretts beſuchten. Wohlhabendere Schuſter, Schneider, feinere Fabrikanten ꝛc. mit ihren Familien, verlieren ſich nie dahin und halten es für Schande, ſich darin ſehen zu laſſen. Ihr Sonn- und Feſttag wird ſchon anſtändiger in jeder Rückſicht zugebracht. Sie machen kleine Landpartien, eſſen eine Milch, eine Kalbskotelette, und trinken

---

Maskeraden der Mouchards und von andern Aufzügen erzählte, welche die Prieſterſchaft, oft mit Einverſtändniß der Polizey, und welche dieſe ſelbſt, dem Volke gab, um demſelben theils über ſein trocknes Brot eine fröhliche Brühe zu gießen, theils es zum Tanz und Augengenuß zu ermuntern, damit es nicht ſchimpfte oder murrte. Seit der Revolution haben alle Dinge dieſer Art aufgehört und das gemeine Volk hat jetzt die Muſterungen der Nationalgarde, den Saal der Nationalverſammlung, die Exekutionen an den Reverberen, die ſichtbare Gegenwart des Königs und ſeiner Familie, kurz, hat für ſeine Unterhaltungen patriotiſche und politiſche Gegenſtände gewählt, und alles übrige, nur die Guinguetten und Boulevards nicht, aus Sinn und Auge verloren.

ſchon einen beſſern Wein, aber mäßig. Sie gehen auf den alten Boulevards, in den Champs Eliſées, in dem Bois de Boulogne ſpatzieren, ſpielen Boßel oder andre kleine Geſellſchaftsſpiele im Grünen, dingen auch wohl familienweiſe Schiffe für ſich, beladen ſie mit Viktualien und fahren damit die Seine hinauf oder hinunter nach irgend einem königlichen Luſtſchloſſe, und ergötzen ſich dort in den Gärten und auf den Raſenplätzen derſelben. Dieß nennen ſie ſchon vornehmer avoir été à la compagnie.

Doch hat dieſe Klaſſe noch das mit der untern (dem menu peuple, der populace) gemein, daß ſie ſchaarenweiſe vor den Taſchenſpielern, Hanswurſten, Bilderbuden und glänzenden Gewölben aller Art ſtill ſteht und ihr Auge, wie ihren Verſtand, an Poſſen, Kunſt, Karrikaturen und Seltenheiten labt. Auch beſucht dieſe Klaſſe ſehr häufig die königlichen Palläſte an den Tagen, wo ſie dem Volke geöffnet werden ꝛc. kurz, wo etwas zu ſehen iſt, da trifft man ſie zu Hunderten an, nicht bloß mit weitoffnem Aug' und Munde, ſondern auch mit Beurtheilungskraft, Witz, Salz und Bitterkeit zu lautem

Lobe und minder lautem Tadel. Die Boulevards, die Champs Eliſées und alle übrige öffentliche Plätze und Gärten, biethen indeſſen ſchon ein gereinigters Publikum dar, und was dieſes dort findet und treibt, werden Sie in der Folge aus weitläuftigern beſondern Schilderungen ſehen, die ich Ihnen davon zu machen Willens bin.

Die höhern Klaſſen im Volke, von dem wohlhabenden Schneider, Friſeur, Goldarbeiter ꝛc. an, bis zum wohlhabenden Kaufmann wiſſen ſchon andre Vergnügungen für ſich. Sie beſuchen ſchon häufiger die Theater, und wenn ſich die untern mit dem Hanswurſte und den kleinern Theatern der Boulevards begnügen, ſo beſuchen dieſe ſchon die Spektakel des Palais Royal, das Théatre Italien und jährlich ein paarmal ſchon die Oper. Sie haben Sonntags kleine Familienſchmäuſe und Feſte unter ſich, und wiſſen ſchon mehr, als ihnen dienlich iſt, von der ſogenannten bonne compagnie, die ſie meiſt immer, zu ihrer Lächerlichkeit oder zu ihrem Schaden, nachzuäffen ſuchen. Sie ſind ſchon hier und da mit Abbees und Chevaliers bekannt, die eben ſo oft Häucheley als Liederlichkeit und Adelſucht in ihre Familien, und den Mann ums Geld, die Frau um ihre Treue und die Tochter um ihre Ehre bringen. Auf den Spaziergängen und an öffentlichen Plätzen lagern ſie ſich ſchon nicht mehr in den Raſen, ſondern miethen ſich Stühle und ſehen ſchon mehr ſpatzieren gehn, als daß ſie ſelbſt ſpatzieren gingen. Viele, vom Kaufmannsſtande beſonders, halten ſich kleine Landhäuſer oder oft nur eine Stube in dem Hauſe eines Landmannes, und bringen ihren Sonntag dort zu.

Barbin, der Verleger **Boileau's**, hatte auch ſolch ein kleines Landhaus, das ſein zweytes Leben war, und das er, an einem Sonntage, durch die Gegenwart dieſes Dichters verſchönern wollte. Nach Tiſche führte er ihn in ſeinen Garten, ebenfalls im Duodezformat, und wollte die herrlichen Produktionen der Natur und Kunſt, womit er überladen war, von ihm bewundert wiſſen. **Boileau** ging nur einmal mit ſchnellen Schritten darin herum, rief ſodann ſeinen Kutſcher und befahl ihm, ſich fertig zu halten. Aber, warum eilen Sie denn ſo? *) ſagte Barbin. Um in Paris friſche Luft zu ſchöpfen **) erwiederte der ſatyriſche Dichter.

Dieß Bonmot iſt ſehr beſchreibend für die Sucht der wohlhabenden Bürger, den höhern Ständen nachzuäffen, die ſie, ehe ſie es ſich verſehen, zu Betriegereyen, Bankeruts und an den Bettelſtall bringt. Dieſe Klaſſe läßt auch ſchon ihre Töchter in Penſionen und Klöſtern erziehen, aber nur bis zu einem gewiſſen Alter, wo ſie Platz in den Gewölbern nehmen und oft die Geſchäfte der Ladendiener mit großer Schnelligkeit und Genauigkeit verſehen. Die Weiber haben für ihre kleinen Nebenvergnügungen auch ſchon „amants“ und die Männer „maitreſſes“. Je mehr ſie ſich aber bey ihrem Lebensgenuſſe den höhern Ständen nähern, deſto weniger wahre Fröhlichkeit iſt unter ihnen anzutreffen und dieſe ſcheint ganz das Eigenthum der unterſten Volksklaſſen geblieben zu ſeyn.

---

*) Eh, pourquoi donc voulez vous vous en retourner ſi promptement?

**) C'eſt pour aller prendre l'air à Paris.

Bey Volksfeſten ſpielt dieſe Klaſſe auch ſchon nur die Zuſchauerinn, ohne ſelbſt Theil daran zu nehmen, doch laſſen ſich die Männer und Weiber noch bey Prozeſſionen und andern feyerlichen Gelegenheiten brauchen.

Dieſe kurze Ueberſicht, l. R. ſoll Ihnen bloß ein Leitfaden für das ſeyn, was ich Ihnen in der Folge von den Anſtalten zum Lebensgenuß für alle Stände in Paris ſagen werde. In meinem nächſten Briefe erlauben Sie mir den Verſuch zu machen, Ihnen eine ähnliche Ueberſicht in Abſicht eines gewiſſen Mittelſtandes, der nur in großen Städten vorhanden iſt, und die Lücke zwiſchen Volk und großer Welt ausfüllt, an beyde aber nach unten und obenzu gränzt, oder wirklich in beyde verfließt, zu geben. Leben Sie wohl bis dahin.

Zweyter Brief.

Das Publikum der öffentlichen Oerter. Kaffeehäuſer. Paſcal, erſter Kaffeewirth in Paris. Procope. Pfeiler der Kaffeehäuſer. Traiteurs und Reſtaurateurs. Vaux-Halls d'été. Großes Vauxhall auf dem Boulevard du Temple. Deſſen Publikum. Tanzende Kinder. Kourtiſannen. Feuerwerk. Garten und Erleuchtung. Geringeres Vauxhall auf dem Boulevards St. Martin. Wintervauxhall. Bäder. Baigneurs. Bains chinois.

Für den Mittelſtand *), von dem ich Ihnen in meinem vorigen Briefe ſagte, ſind eigentlich alle die Anſtalten für Lebensgenuß, die ſich über die Tummelplätze des gemeinen Volks erheben, allen ihren Gattungen nach, berechnet. Ich muß Ihnen ſagen, was ich unter dieſem Stande verſtehe.

---

*) Dieß Wort iſt und bleibt unbequem und zweydeutig, aber ich kann kein anderes finden.

Ein wohlhabender Mann vom Bürgerſtande hat ſeinen Geſchäften entſagt und lebt von einem kleinern oder größern Vermögen; der Kammerdiener eines großen Herrn hat täglich einige Stunden, die er zu ſeinem Vergnügen verwenden kann; die Kaufmannsdiener, die Geſellen von feinern Handwerken, die Künſtler geringerer Gattungen haben einen Sonntag, an welchem ſie ihres Lebens genießen können; die Kaſſirer, Buchhalter, Haushofmeiſter, Schreiber, haben Stunden übrig, die ſie zur Freude anwenden können; die Sachwalter, Agenten, Mäkler aller Art, ſuchen Plätze auf, wo ſie Geſchäfte für ſich finden können; die Beamten einzelner Kollegien, zum Rathhauſe oder zum Parlamente gehörig, haben viele freye Stunden; die Leute, die von Penſionen, die Abbées, die von Pfründen, die Chevaliers, die von Schürzengeld leben, haben viel Zeit übrig; die Officier, die zu den Truppen in und um Paris gehören, oder die, welche in Paris die Zeit ihres Urlaubs zubringen; die Rentenirer, die Spekulateurs aller Art, die Komödianten, Schriftſteller, Mahler, Bildhauer und endlich die Fremden: alle dieſe verſchiedenen Klaſſen ſitzen, ſtehen, liegen und rennen zu jeder Zeit des Tages in Paris und den Erholungsorten daſelbſt umher, und dieſe ſind es eigentlich, die das große Publikum der Genießenden ausmachen, jenen Mittelſtand bilden, und die Induſtrie für Speiſe, Trank, Spiel, Tanz, Theater, Konzerts und käufliche Liebe anregen und unausgeſetzt unterhalten. Es iſt nicht zuviel, wenn man annimmt, daß ein Drittel der Bewohner von Paris zu dieſen Genußjägern gehören. Die höhern Klaſſen, an die ſie theils gränzen, und mit denen ſie theils verſchlungen ſind, haben wiederum ihre eigenen Begriffe von Genuß, und ſehen an öffentlichen Orten jene bloß genießen, ſo wie ſie ſolche auf den Promenaden nur ſpatzieren gehn ſehen, ſtatt es ſelbſt zu thun. Es ſcheint, als ob dieſe in Paris bloß öffentlich erſchienen, um geſehen zu werden und zu ſehen. Auf den Boulevards, wo jene in vollem Genuſſe ihrer Sinne ſind, fahren ſie bloß auf und ab, oder ſetzen ſich unter der Allee auf Stühle nieder. Eben dieß thun ſie in den Champs Elisées, in den Tuilerien, im Palais Royal, und bloß Eis erlaubt ihnen der Wohlſtand, an einem öffentlichen Orte zu nehmen. Ihre Genüſſe überhaupt finden einen bequemern Platz da, wo ich mich von den Sitten der Pariſer mit Ihnen unterhalten werde.

Die Anſtalten für jene genießenden Klaſſen ſind unzählig in Paris. Den erſten Rang nehmen die Kaffeehäuſer ein und man berechnet ihre Anzahl auf ſechshundert.

Die Errichtung der Kaffeehäuſer in Paris iſt nicht viel über hundert Jahr alt. Ein Armenier, Namens Paſcal, *) hielt das erſte Kaffeehaus auf dem Markte von S. Germain und verpflanzte es, als der Markt vorbey war, nach der Place de l'école und machte Glück damit. Nach ihm ward der berühmteſte Kaffeewirth ein gewiſſer Procope, ein Sicilianer, der auch anfangs auf dem Markte von S. Germain eine ſehr elegante Bude hielt, ſich aber zu Ende deſſelben dem Théatre François gegenüber ſetzte, und hier das Kaffeehaus errichtete, das nach der Zeit unter ſeinem Namen ſo berühmt geworden iſt.

---

*) Dulaure.

iſt. Es war der Sammelplatz aller ſchönen Geiſter und groſſen Köpfe von Paris und oft mußte man Wache vor demſelben haben, weil alles hinein wollte und doch nicht alles Platz darin hatte. Wenn man wußte, daß irgend ein großer Mann darin war, ſo wimmelte es von ungeſtümen und zudringlichen Neugierigen, wovon viele oft ganze Tage gewartet hatten, um den Wundermann nicht zu verfehlen. Als das Théatre François noch in ſeiner Blüthe war, war es auch dieß Kaffeehaus; aber ſeit zwanzig bis dreyßig Jahren iſt jenes und mit ihm dieſes geſunken. Es iſt noch auf derſelben Stelle vorhanden, hat aber nur noch ſeinen berühmten Namen. Das Publikum, welches jetzt dahin kömmt, iſt das Publikum aller übrigen beſſern Kaffeehäuſer in Paris und hat nichts Ausgezeichnetes mehr.

Die Pariſer Kaffeehäuſer des erſten Ranges ſind geräumig, hell, gut verziert und wohl verſorgt; aber ich glaube, daß keines darunter iſt, ſelbſt das Kaffeehaus de Foi im Palais Royal nicht, was ſich (ſo viel ich nach Archenholzens Nachrichten beurtheilen kann) mit dem

Loydſchen in London meſſen könnte. Tiſche und Marmorplatten, Tabourets und Stühle mit Plüſch und Seide überzogen, findet man faſt in allen, und Kronleuchter und große Spiegel ſind ganz gewöhnliche Erforderniſſe dabey. Kaffee, Limonade, Orgeat, Groſeilles, *) Eis, Liqueurs, Chokolade findet man in allen, von beſſerer oder ſchlechterer Gattung, aber immer beſſer, als in den Deutſchen Kaffeehäuſern. Billiarde haben die hieſigen Kaffeehäuſer nicht, wie überhaupt dieß Spiel, wo es öffentlich iſt, nur noch von den geringſten Klaſſen beſucht wird. Kein junger Mann, der etwas auf ſich hält, läßt ſich in den öffentlichen Billiardſälen ſehen. Mit den Billiarden im Palais Royal iſt es ein anderer Fall: dort hält man auf ein anſtändiges, gewähltes Publikum.

Kartenſpiele werden in den Pariſer Kaffeehäuſern gar nicht geſpielt, nichts als Schach,

---

*) Ein rothes, ſüßes Getränk von ausgepreßten Johannisbeeren, das ſehr kühlend iſt und häufig ſtatt Limonde getrunken wird.

Dame, Triktrak und Domino. Wenn man vorbey geht, ſo hört man ein ewiges Pochen und Klappern, das nicht ſehr einladend iſt, ſo wie überhaupt die Geſellſchaft darin nicht die heiterſte und unterhaltendſte zu ſeyn pflegt. Wer nicht ſpielt, der trinkt, was er trinken will, ſetzt ſich auch wohl zu einer Gruppe von Politikern, oder lieſ't die öffentlichen Blätter. Es iſt eine traurige Exiſtenz, dieſe Oerter zum Mittelpunkte ſeines Genuſſes machen zu müſſen, und doch gibt es kein Kaffeehaus, worin nicht mehrere Weſen vegetirten, die gleichſam die Pfeiler deſſelben bilden und oft darin frühſtücken und zu Mittage und zu Abend eſſen. Da iſt ewig Kaffee und petit pain, Limonade und petit pain, Orgeat und petit pain, und, um dieſen kalten und weichlichen Mahlzeiten Feuer zu geben, ein kleines Glas Liqueur von dieſer oder jener Sorte. Dieſe genügſamen und faulen Leute ſitzen vom Morgen bis an den Abend am Fenſter oder vor der Thüre der Kaffeehäuſer, ſehen in das Gewimmel vor denſelben hinein, denken oder denken nicht dabey und haben dieß oft zwanzig Jahre hindurch gethan, ohne einen andern Genuß, als ihre Trägheit oder ihren Egoismus zu haben. Die Aufwärter kennen ihre Bedürfniſſe und erſparen ihnen ſelbſt die Mühe zu fordern.

Die Kaffeehäuſer haben nur zwey Drittel ihrer Nahrung von ihren Gäſten, das übrige ziehen ſie aus dem, was außer dem Hauſe verzehrt wird. Ein paar Aufwärter ſind des Morgens in beſtändiger Bewegung, Frühſtück in das Quartier auszutragen. Die möblirten Hotels und Zimmer verſorgen ſie alle, weil ſich darin weder Wirth noch Wirthinn mit Kaffeekochen, Theemachen ꝛc. abgibt. Man ſagt dem Aufwärter des nächſten Kaffeehauſes ein für allemal, was man des Morgens zum Frühſtücke nimmt: es wird einem pünktlich gebracht und koſtet nur ſo viel, als im Kaffeehauſe ſelbſt. Man macht aber dem Aufwärter von Zeit zu Zeit, oder, wenn man anſäſſig iſt, von Jahr zu Jahr ein Geſchenk, das nicht groß ſeyn darf, um ihn zufrieden zu ſtellen. Dieſe Einrichtung iſt ſehr bequem und auch in einigen andern großen Städten nachgeahmt. Ich ſpare mir noch einige Bemerkungen über die Pariſer Kaffeehäuſer auf, die ich Ihnen mittheilen will, wenn ich Ihnen die beyden größten davon im Palais Royal, du

Caveau und de Foi, zu beſchreiben Gelegenheit finden werde.

Wenn die Kaffeehäuſer jedes Ranges und jedes Viertels vom Morgen bis zur Mittagsſtunde, das heißt, von neun Uhr bis zwey Uhr, mit Genießenden angefüllt ſind, ſo ſind es in den Stunden von zwey bis fünf die Traiteur- und Reſtaurateur-Säle nicht minder. Die glänzendſten beyder Arten ſind in den Tuillerien, auf den Boulevards, in den Champs Eliſées, im Bois de Boulogne und hauptſächlich im Palais Royal. Alle ſind geräumig, geſchmackvoll verziert und mit Spiegeln und Kronleuchtern belegt und behängt. Die beſſern Traiteurs geben nicht weniger ſtarke Speiſezettel, als die Reſtaurateurs, und es iſt bey ihnen nicht weniger theuer. Im Ganzen genommen erreichen ſie aber doch die Reſtaurateurs, beſonders die im Palais Royal nicht, von denen ich Ihnen auch zu ſeiner Zeit vollſtändige Nachrichten mittheilen werde.

Wenn die Speiſehäuſer ſich leeren, füllen ſich die Kaffeehäuſer wieder, ſo lange bis die

Theater aufgehen. In dieſe ſtrömt ſodann alles, und jener Mittelſtand würde nicht wiſſen, was er mit ſeiner Zeit anfangen ſollte, wenn dieſe nicht wären. Ihrer ſind ſo viele und ſie nehmen ſolch einen wichtigen Platz in der Charakteriſtik von Paris ein, daß ich mich begnüge, ihrer hier erwähnt zu haben, mit dem Vorbehalte, ſie Ihnen in der Folge ebenfalls, ſo vollſtändig ich kann, zu ſchildern.

Nach der Komödie füllen ſich die Kaffeehäuſer, Speiſehäuſer ꝛc. abermals und nehmen einen Theil der Genießenden auf, während ein anderer die Tummelplätze der feilen Wolluſt und ein dritter die Illuminationen, Feuerwerke und Tänze der ſo genannten Vaux-Halls im Sommer und das Panthéon im Winter aufſucht.

Der Name zeigt, daß die Pariſiſchen Vaux-Halls dem Londoner nachgeahmt ſeyn müſſen, und im Ganzen iſt es ſo. Es ſind hier ihrer drey. Zwey Vaux-Halls d'été, eines auf dem Boulevard S. Martin, das andre auf dem Boulevard du Temple, und ein Vaux-Hall d'hiver, in der Gegend des Haupteinganges vom Palais Royal.

Das Vaux-Hall d'eté auf dem Boulevard du Temple, iſt bey weiten das prächtigſte unter allen, und thut des Abends, wenn es erleuchtet iſt, von außen und innen eine große Wirkung. Der innere Saal iſt 72 Fuß lang und 56 breit. Rundherum läuft eine, neun Fuß breite Gallerie an den Unterlagen hoher, doriſcher Säulen hin, die eine zweyte obere Gallerie von faſt gleicher Breite unterſtützen. Die untere Gallerie hat ſtellenweiſe Bänke, wo man ſich ſetzen, und den Tänzern im Saale zuſehen kann, und iſt mit Spiegeln und Arabesken verziert, wie die obere mit Freskogemählden, die theils Landſchaften, theils mythologiſche Gruppen darſtellen. Von dieſer obern Gallerie treten Kariatiden zum Plafond hinan, der von ihnen unterſtützt wird und einen lachenden Himmel und in dieſem das Lever der Liebesgöttinn mit allen ihren reitzenden Umgebungen darſtellt. Kronleuchter und Spiegel ſind auch hier, wie überall in Paris, nicht geſpart, und die Wirkung, die ſie thun, verbunden mit der Pollitur der marmorirten Säulen und ihrer vergoldeten Baſen und Schafte hat in der That vom Anfang herein etwas Blendendes und Betäubendes, das durch das Geräuſch der Muſik, das Wimmeln der Tänzer und das Gedränge von tauſend Zuſchauern und Zuſchauerinnen ſehr lebhaft unterhalten wird.

Nur glauben Sie nicht, daß die Zuſchauer, die hieher kommen, ſelbſt tanzen: ſie ſehen bloß zu. Ein paar Dutzend Kinder, wovon viele nicht über fünf Jahr alt ſind, exekutiren den Tanz und größtentheils mit nicht übelem Anſtande. Sie bilden ſich hier für die Ballets der kleinern und größern Theater in der Provinz, wie in Paris ſelbſt. Es iſt poſſierlich genug, einen Buben von acht Jahren, ſich abäſchern zu ſehen, um die Mordſprünge des angebeteten Veſtris und Gardel nachzumachen, und ein Mädchen von ſieben Jahren, in voller Arbeit, die grazienhaften Bewegungen, Wirbel und Sprünge einer Guimard, Saulnier und Perignon, nachzufechten, nachzukreiſeln und nachzuhüpfen. Ich habe mich des Lachens nie erwehren können, wenn mir den Tag vorher jene Götter und Göttinnen des Tanzes in der Oper wahre Bewunderung durch ihre reitzenden Tableaus abgedrungen hatten, und ich von den kleinen Dingern dieſelben Tableaus pygmäenartig nachgeäfft ſehen mußte. Vielleicht iſt es ſelbſt dieſer ſeltſame Kontraſt, der den kleinen Tänzern und Tänzerinnen dieſes Vaux-Halls den Beyfall verſchafft, den man ihnen von den Gallerien herab reichlich zuklatſcht.

Es iſt alſo nicht Luſt zum Tanze und auch wohl nicht Luſt am Tanze, was ein zahlreiches Publikum in dieß Vaux-Hall lockt; aber zwey andre Dinge, die den Pariſer bis in die Vorhöfe der Hölle locken würden, ziehen ihn hieher. Dieſe ſind, geſehen zu werden, und Weiber dort zu finden.

Erinnern Sie ſich, lieber R**, wie ich Ihnen das Publikum oben bezeichnet habe, das Oerter dieſer Art aufſucht: es ſind entweder junge, oder müßige, oder reiche, oder ſinnliche Leute und oft vereinigen ſich dieſe vier Eigenſchaften der echten Pflaſtertreter in einer und derſelben Perſon. Die öffentlichen Mädchen ſind in einem ewigen Treibjagen hinter ihnen her begriffen und können ohne ſie nicht ſeyn und leben. Daher auch in dieſem Vaux-Hall Kourtiſanne an Kourtiſanne, mit allen den natürlichen und künſtlichen Reitzen aufgeſchmückt; die ſie als die anlockendſten erprüft, berechnet und zum Theil gar erfunden haben. Da das Publikum daſelbſt ſo glänzend iſt, als das Publikum des Palais Royal, ſo kommen auch nur diejenigen dieſer Mädchen hieher, die durch ihr Aeußeres den Glanz der Gallerien unterhalten und erhöhen können. Den ärmlichern Klaſſen würde der Eintritt geradezu verweigert werden. Wenn das Vaux-Hall nur mäßig beſetzt iſt, findet man doch immer gegen hundert dieſer Geſchöpfe darin.

Nur glauben Sie nicht, daß ihre Gegenwart dem Orte und dem Tone darin, etwas Sittenloſes oder nur Anſtößiges mittheilte. Sie ſitzen in ſtillen Gruppen auf den Bänken der Gallerien umher, oder gehen zwey und zwey darin herum, ſprechen mit Bekannten oder mit Unbekannten, die ſie anreden, ſehr anſtändig und beſcheiden, laſſen ſich aber freylich Wünſche ins Ohr ziſcheln, die ſehr bedeutend ſind, die aber hier ihre Befriedigung nicht finden, ſondern bis zur Nachhauſekunft vertröſtet werden. Fremde, die noch keinen geübten Blick haben, könnten wohl in ihrer Unſchuld glauben, daß ſie hier unter den anſtändigſten Weibern von ganz Paris herum gingen, und würden nur hier und da durch ein funkelndes, ſeitwärts gedrehetes Auge ſtutzig gemacht werden; ſo ſehr haben ſich dieſe Mädchen öffentlich in ihrer Gewalt, die ſich unter vier Augen im Nu in die verkörperte Sünde verwandeln.

Das Thun und Treiben mit dieſen Mädchen hat mir in der That der Hauptzweck geſchienen, warum man dieß Vaux-Hall beſucht. Denn das Feuerwerk, das jedesmal gegeben wird, iſt, ſo artig es auch oft erdacht und ausgeführt wird, dennoch eine höchſt kleinliche Spielerey für eine Stadt, wie Paris, und reicht den hölliſchen Haupt- und Staatsaktionen des Feuerbändigers Stuver zu Wien nicht das Waſſer. Wäre das Feuerwerk des letztern, das bloß barbariſch iſt, ſo geſchmackvoll als das von Rouggieri allhier, ſo wäre es allerdings ein ſehr bezauberndes Schauſpiel, das vielleicht nirgends, das vortreſſliche Lokale im Prater dazu genommen, ſeines gleichen finden dürfte. Der kleine Garten an dieſem Vaux-Hall macht aber auch jede größere Unternehmung dieſer Art unmöglich.

Dieſer Garten iſt in der That der großen Anlage des Vaux-Halls ganz unwerth. In fünf Minuten iſt er mit allen ſeinen Alleen und Irrgängen durchlaufen, und nur diejenigen, welche paarweiſe gehen, brauchen mehr Zeit dazu. Die Erleuchtung deſſelben iſt für jenes ſchauerliche Helldunkel berechnet, von welchem Crebillon und andre Kenner uns ſo viel Wunderdinge zu erzählen wiſſen. Es ſind nur Papierlaternen, für die man noch dazu dunklere Farben, als braun, dunkelgrün, blau u. ſ. w. gewählt hat.

Sie können denken, daß hier kein Kaffeewirth und Reſtaurateur fehlen werde. Erſterer hat für ſeine Wirthſchaft unter dem Saale des Vaux-Halls ein großes Souterrein in antikem Geſchmack, mit Ruinen verziert. Er giebt, was man in allen Kaffeehäuſern findet. Derſelbe Fall iſt es mit dem Reſtaurateur, der kleinere oder größere Tiſche zu kleinen Soupers in den Lauben des Gartens auf Begehren vorrichtet und beſetzt. Die Sucht der kleinen Soupers, die ſonſt nur zum Genuſſe der großen Welt gehörte, iſt ſchon bis zu dieſem Publikum herabgeſunken, und Kourtiſanen, die man ſich in den Gallerien nach Belieben wählt, haben dabey den Vorſitz. Gegen Mitternacht, wenn ſich das übrige Gewimmel aus dem Vaux-Hall verloren hat, geht es an dieſen kleinen einzelnen Tiſchen periodenweiſe ſehr ſtill und ſehr lärmend zu, je nachdem ſich die Wirkungen des Champagners und des Antiplatonismus ſchwach oder nachdrücklich zeigen.

Das Vaux-Hall d'été auf dem Boulevard S. Martin, iſt bey weiten nicht ſo glänzend als das vorige. Das Publikum daſelbſt tanzt ſchon ſelbſt, die öffentlichen Mädchen geringerer Klaſſen ſind die Ballköniginnen, und Friſeurs, Bediente, Schneider ꝛc. ſind die Hauptperſonen in dem großen Saale, der nur ſparſam erleuchtet und ärmlich verziert, obgleich weitläuftig genug iſt.

Das Vaux-Hall d'hiver habe ich nicht geſehen, weil es nur des Winters geöffnet wird. Man nennt es auch das **Pantheon**. Wie man es mir beſchrieben hat, ſo nimmt es ungefähr daſſelbe Publikum, mit denſelben Wünſchen, Launen und Bedürfniſſen auf, wie das große Vaux-Hall d'été. Es liegt kaum hundert Schritte vom Palais Royal, und wird dieſer Nähe wegen ſehr beſucht. Auch hier ſind die Hauptfiguren Kourtiſannen und um dieſe drehet ſich auch hier der ganze Genuß. Ich geſtehe Ihnen, lieber N * *, daß man alle dieſe Inſtitute wohl ein- auch zweymal, aber gewiß nicht das drittemal ſieht, wenn man etwas feiner und ausgeſuchter für ſeinen Lebensgenuß zu wählen gewohnt iſt. Uebrigens iſt das Eintrittsgeld zu allen dieſen Vaux-Halls ſechs und dreyßig bis acht und vierzig Sous.

Die Alten hatten an den **Bädern** einen Genuß und Luxus mehr, als die Neuern, wenigſtens die Europäer. Ich kenne keine große Stadt, wo deren zum allgemeinen bloß wollüſtigem Gebrauche vorhanden wären, die ſo regelmäßig beſucht würden, als z. B. die Kaffee- und Speiſehäuſer. Wer ſich in London, in Paris, in Madrit, in Rom, in Wien badet, thut es bloß der Reinlichkeit und Geſundheit, ſehr ſelten bloß des Genuſſes wegen. In Paris, wo doch für Genüſſe jeder Art ſo ſinnreich und mannichfach geſorgt wird, können ebenfalls die öffentlichen Bäder, als Erholungsörter betrachtet, nicht aufkommen. Man hat dießfalls zwar einige, zum Theil ſehr glänzende Verſuche gemacht, aber ſie haben ſich nicht erhalten können. Indeſſen mangelt es nicht an Gelegenheiten, zur Reinlichkeit und Geſundheit zu baden.

Die ſogenannten Baigneurs, deren man faſt auf jeder Straße, geringer oder vornehmer, findet, haben vom Morgen bis an den Abend Waſſer zu Bädern aller Art bereit und geben Reinlichkeits- und Geſundheitsbäder, letztere um vier bis ſechs, erſtere aber (und dieſe ſind ſchon mit auf Genuß berechnet) zu acht bis funfzehn Livres. Wohlgerüche, ſanfte Reibungen, wollüſtige Betten und Möbel finden ſich ſchon häufig darin, aber Badegäſte deſto weniger. Oft ſteht (wie mir einer der berühmteſten Baigneurs, in der Straße Richelieu verſicherte) ſolch ein Badekabinett zu zwölf bis funfzehn Livres, Vierteljahre hindurch leer und wenn nicht zuweilen ein neugieriger Engländer käme, und es ſich darin wohl ſeyn ließe, ſo beſuchte ſie niemand.

An der Seine ſind hier und da öffentliche Bäder, die man um einen ſehr geringen Preis benutzen kann; ſie ſind aber nur für die gemeinen Klaſſen. Das Hotel de Ville hat auch warme Bäder angelegt, die freylich nur mediciniſchen Nutzen haben. Auch Dampfbäder hat man, einfache, ruſſiſche, und zuſammengeſetzte, auch Douchebäder. Alle dieſe ſind bloß für Kranke.

Die glänzendſten öffentlichen Bäder ſind die Bains chinois auf den alten Boulevards vis-a-vis de la chauſſée d'Antin. Das Badehaus iſt ganz im chineſiſchen, abenteuerlichem Geſchmack angelegt, vertheilt und verziert. Ueberall kleine Thürmchen mit Glocken, überall Pavillons mit Fähnchen, Laternen, Pagoden und dergleichen. Die hellſten Farben, hellroth, ſchwefelgelb, hellblau und hellgrün ſchreyen einem im bunteſten Kontraſte von den Mauern, den Gallerien und den Balüſtraden entgegen und bilden mit den erwähnten Schnörkeleyen ein Ganzes, das im äußerſten Grade widerſinnig und kraus ins Auge fällt. Aber eben dieſe Widerſinnigkeit war in der Rechnung des Erbauers, und er hat ſich, ſo lange die Anlage noch neu war, nicht ſchlecht dabey befunden.

Das Gebäude ſelbſt läuft in einem Halbzirkel zwey Geſchoß hoch herum, und iſt von außen und im Hofe mit künſtlichen Felſengruppen belegt und eingefaßt, die ſeine Abenteuerlichkeit erhöhen. Der eine Flügel ſchließt Bäder für Männer, der andre für Weiber, ein. Zu beyden Arten iſt ein beſonderer Eingang, und letztere werden von Weibern, erſtere von Männern bedient.

Ich war erſt noch geſtern in dieſem Bade, das mich auch hauptſächlich durch ſeine Harlekinstracht angezogen hatte. Ich ging durch die Thür hinein, über welcher ſtand: bains pour hommes. und trat in eine Art von Höhle, die — der Felſen wegen angebracht war, worin ich ein kleines Büreau und hinter demſelben einen Mann fand, der mich fragte, ob ich ein bain de ſanté oder de proprété haben wollte, aber zugleich mit der Vorklage kam, daß die bains de proprété noch nicht „tout à fait arrangés“ wären. Daraus ſchloß ich, daß die bains de proprété nur des Fragens wegen da wären und war mit einem bain de ſanté zufrieden. Er gab mir ein Billett für drey Livres zwölf Sous, wieß mich eine Treppe hinan und ſchellte. Sogleich erſchien ein ganz weiß und ſehr ſauber gekleideter garçon, führte mich auf einen langen Gang im erſten Stocke, wo Kabinett an Kabinett war und worunter er mich zu wählen bat. Ich fragte ihn, ob man die bains de proprété nicht wenigſtens, ſoweit ſie fertig wären, ſehen könnte; aber er ging um die Beantwortung dieſer Frage ſehr verbindlich herum, und dieß verwandelte, was ich vorher nur vermuthete, in Gewißheit, weil ich den Franzoſen doch ſchon abgemerkt habe, daß ſie das, was ſie wirklich haben, unter keiner Bedingung ungezeigt laſſen.

Ich wählte eins der Kabinette und ich denke, ich muß es Ihnen mit ſeinem ganzen Hausrath beſchreiben, damit Sie ſehen, daß durchaus nichts vergeſſen iſt, was zur Bequemlichkeit des Badenden dienen kann. Das Zimmer ſelbſt war zwey Schritte breit und fünf Schritte lang, und war, um die Idee der Kühle zu erwecken, marmorirt, wie die kupferne Badewanne ſelbſt, deren Form die gewöhnliche war. Ueber derſelben hingen ſehr feine baumwollene Vorhänge herab, für verſchämte oder Dampf brauchende Perſonen. Zwey Röhren, eine mit kaltem, die andre mit warmen Waſſer traten herein, und wurden aufgeſchroben, ſobald die Wanne mit einem feinen Laken ausgelegt worden war. Man ſtellte eine Art von Hürſche, mit einer ſaubern Serviette überbreitet, vor die Wanne, zum Ein- und Ausſteigen. Neben derſelben war eine Schellenſchnur, dem garçon zu klingeln, wenn man ſeiner bedürfte. Vor dem Fenſter waren feine, baumwollene Vorhänge, damit man nicht, ich weiß nicht, in das Frauenzimmerbad hinüber oder von dort herüber, ſehen und geſehen werden könnte. Ueber der Thüre des Kabinetts war ein Klappfenſter, damit der Waſſerdampf heraus konnte. Ein Stuhl zum Ausziehen, ein Tiſchchen von Mahagony, die Nippes, als Ringe, Schnallen, Doſen ꝛc. darauf zu legen; ein Uhrhaken neben der Wanne, die Uhr daran zu hängen, um zu ſehen, wie lange man im Bade wäre; Pantoffeln; ein Schwamm zum Abtrocknen; ein Kleiderträger; ein Thermometer, um den Grad der Wärme oder Kälte des Bades darnach zu beſtimmen; ein Perückenſtock für Leute, die Perücken tragen; Zahnpulver, Zahnbürſte, wollene Handſchuh zum Frottiren und endlich ein Gefäß, was in allen Kammern anzutreffen iſt und davon den Nahmen hat: alle dieſe Dinge ſtanden, hingen und lagen in dem kleinen Kabinett in der ſchönſten Ordnung umher und waren alle ſehr ſauber und geſchmackvoll gearbeitet.

Hat man ſich gebadet und ſchellt man dem garçon, ſo bringt er einen hohlen, hohen, cylindriſchen Korb, über welchen das Badelinnen ausgebreitet iſt. Im Innern hängt ein Kohlenbecken, um das Linnen zu wärmen. Dieß beſteht aus vier Servietten, aus zwey Handtüchern, einem linnenen weiten Mantel und einem engern von feinem baumwollenen Zeuge, alles neugewaſchen und ſehr ſauber. Der garçon erbiethet ſich zum Frottiren, wenn man es will, und entledigt ſich dieſes Geſchäfts ſehr geſchickt und ſanft. Man macht ihm für das Ganze ein Geſchenk von einigen Sous. Ich darf nicht vergeſſen, daß die aneinander liegenden Kabinette durch Klappen an der Seite verbunden ſind, die man öffnen kann, wenn man ſich mit einem andern Badegaſte nebenan von der Wanne aus unterhalten will.

Als ich wegging fragte ich den garçon; ob man auch Paar und Paar dieſe Badekabinette beſuchen dürfte. Er lachte und ſagte: es wäre unhöflich, wenn wir allen Badegäſten unter — das Kinn ſehen wollten.

Da in dem Bade für Frauenzimmer gerade niemand badete, ſo erſuchte ich ihn, mir die Kabinette für den Gebrauch des andern Geſchlechts zu zeigen. Er ſagte, das ſey nicht ſein Departement, führte mich aber den Gang hinunter und überantwortete mich einem Bademädchen, der ich mein Verlangen vortrug. Sie zeigte mir mit großer Bereitwilligkeit, was ich ſehen wollte, und ich fand die Kabinette gerade ſo eingerichtet, wie die für Männer, nur daß noch ein und das andere kleine Möbel mehr da war, das ich nicht kannte, und deſſen Gebrauch ich auch nicht einmal neugierig genug war, zu erfragen oder zu erforſchen; ſo ſehr auch die Aufwärterinn die Miene hatte, daß ſie mir keine Antwort auf irgend eine Frage ſchuldig bleiben würde.

Ich weiß nicht, Lieber, ob ich Ihnen nicht zuweilen mit meinen Details lange Weile mache; aber ich weiß, daß Sie es mir verzeihen, wenn es zuweilen geſchehen ſollte. Den morgenden Tag hab' ich zu einer Reiſe um und durch die Boulevards beſtimmt, und was ich Ihnen davon ſage, ſoll der Anfang des Gemähldes ſeyn, das ich Ihnen von den öffentlichen Oertern, den größern Anſtalten zum Lebensgenuß, den Spatziergängen und allem, was in dieß Fach gehört, zu zeichnen gedenke. Die Boulevards, die öffentlichen Gärten und Promenaden, das

Palais Royal und die Theater werden, wenn es mir gelingt, ſie Ihnen ſo vollſtändig darzulegen, als ich gern möchte, das Gemählde von dem Lebensgenuſſe der Pariſer vollenden. Leben Sie wohl.

Dritter Brief. *)

Die Boulevards; alte und neue. Beſchreibung der neuen. Cour de la Reine. Platz vor dem Invalidenhauſe. Arme Einwohner der Vorſtädte S. Marcel, S. Michel und S. Jacques. Pferdemarkt. Jardin du Roi. Charakteriſtik.

Ich ging heute früh nach ſechs Uhr aus, mit dem feſten Vorſatze, die Boulevards zu ſehen, und ſie, bis auf ihren kleinſten Winkel und ihre unbedeutendſte Eigenthümlichkeit, kennen zu lernen. Um dieſe Idee auszuführen, war es nöthig, daß ich einen ganzen Tag auf denſelben lebte, und vielleicht, das wußte ich noch nicht, auch eine Nacht auf denſelben ſchliefe.

Sie wiſſen, daß die Boulevards in alte und neue zerfallen; daß die neuen einen größern

---

*) Dieſer und die folgenden drey Briefe ſind vor der Revolution geſchrieben.

Umfang, ſchönere und friſchere Alleen, geſundere Luft und ländlichere und lachendere Ausſichten haben, als die alten; daß dieſe aber dennoch tauſendmal beſuchter und geſchätzter ſind, als die neuen; und Sie werden dieß ganz natürlich finden, wenn ich Ihnen ſage, daß die neuen nur Nahrung für Zufriedenheit und Herz, die alten aber Genuß für alle Sinne, für alle Launen, für alle ſcharfe und abgeſtumpfte Begierden, für alle Alter, Stände, Beutel, Tugenden und Thorheiten darbiethen.

Wandern Sie alſo mit mir, lieber R**, und laſſen Sie uns aus dem Stande der Einfalt und Armuth allmählich in den Stand der Verfeinerung und Ueppigkeit überſchreiten. Aber ich ſage Ihnen vorher, daß wir nichts ſehen müſſen, als Boulevards, ſonſt werden wir heute nicht fertig. Die unſchuldigere Hälfte derſelben wird freylich bald beſehen ſeyn, ob ſie gleich ſechszehn hundert und drey und achtzig Toiſen mehr im Umfange hat, als die verdorbene Hälfte, die man nur zu zwey tauſend, vier hundert Toiſen anſchlägt. Sie ſehen aber, daß wir ſechs tauſend und drey und achtzig Toiſen oder faſt zwey deutſche Meilen zu gehen und zu beſehen haben. Kommen Sie alſo mit mir zum Platze Ludwigs des Funfzehnten, wo unſre Wanderung anfangen ſoll.

Ich ließ die Statue Ludwigs des Funfzehnten zu meiner Rechten liegen und ſchlug den Cour de la Reine ein. Dieß iſt eine mit einer doppelten Baumreihe beſetzte Promenade, die zur Rechten auf die Champs Eliſées (für die ich mir jetzt kaum einen Blick abmüßigen konnte) und zur Linken längs der Straße nach Verſailles und der Seine über funfzehn hundert Schritt hinläuft. So früh es war, ſo ſtaubig war es hier ſchon, denn die Wagen von und nach Verſailles und St. Cloud, die Eſel mit ihren Führerinnen, die Blumen und frühes Obſt, und die zweyräderigen Karren, die Kälber, Stroh, Ochſen, (denn dieſe werden hier wie Kälber gefahren) Schweine und allerley Lebensmittel nach Paris hinein fuhren, hatten den feinen Kalkſtaub ſchon aufgeregt, der in wenig Augenblicken meinen Hut und meine Schuh mit einem gelblichweißen Puder überzog und mich bald nach der Seine zu der Fähre trieb, auf welcher man nach dem Invalidenhauſe überſetzen kann.

Man hohlte mich auf ein Zeichen hinüber und allmählich trennte mich eine immer breitere Waſſermaſſe von dem prächtigſten und lärmendſten Theile von Paris. Sobald ich den Fuß ans Land ſetzte, war ich auf Raſen und in Alleen, die auf den Wohnſitz von einigen tauſend ruhigen Weſen führen, die aber nur deßhalb ruhig ſind, weil ſie nicht unruhig mehr ſeyn können: ich ſtand am Eingange des großen Platzes, der nach dem Invalidenhauſe führt, und aus einem regelmäßig angelegten Raſenſtücke beſteht, das in der Mitte zwey große Sandzirkel hat und an beyden Seiten mit fünf Reihen Bäume, die ſich zu vier Alleen zuſammenwölben, beſetzt iſt. Das Aeußere dieſer ungeheuren Anlage reitzte mich ſehr, aber ich zwang mich, vorüber zu gehen, und die Muſterung deſſelben bis auf eine der Exkurſionen auszuſetzen, die ich bloß für die Werke der Baukunſt beſtimmt habe, und die ich mir, um ſo viel als möglich mit der Zeit, das heißt bey mir mit dem Gelde, zu wirthſchaften, in einer Remiſe zu thun vorgeſetzt habe.

Hier war alles ſtill und nur da und dort ſah ich einen oder zwey verſtümmelte Krieger ſitzen, welche die Sonne geſucht hatten, die ich floh. Ich ſchlug eine der Alleen rechter Hand ein, ließ das prächtige Hotel von Bourbon und das Invalidenhaus der Länge nach zur Linken liegen und kam hinter demſelben auf einen großen Halbzirkel, von welchem vier doppelte Alleen ausliefen, deren Zwiſchenräume mit dem ſchönſten Grün friſcher Saaten prangten. Hier hatte ich Pracht und Eitelkeit im Rücken und die Natur in ihrem einfachen Feyerkleide vor mir. Unwillkührlich kam es mir an, den Staub der großen Straße nach Verſailles von den Schuhen zu ſchütteln. Hier iſt es, wo man, o Wunder, noch in den Ringmauern von Paris! mit der Natur und mit ſich ſelbſt allein ſeyn kann.

Ich ſchlug die mittelſte Allee 'ein und ließ die wahrhaft königliche Militairſchule mit dem Marsfelde zu meiner Rechten. Ueber die Mitte des fruchtbaren ſtillen Platzes hinaus, kam ich in einen Zirkel, der rund um von einer Allee bekränzt wurde und aus welchem zwey Doppelalleen, eine nach der Barriere, die andre nach einem Hoſpice de charité führten, das mich auf keine ernſthaften Gedanken brachte, weil ich kein franzöſiſcher Schriftſteller war. Ich mochte und konnte es auch nicht beſehen, denn es war ſchon acht Uhr und ich hatte noch nicht den achten Theil meiner Wanderung zurück gelegt.

Von hier an ward mein Weg ziemlich einförmig. Ich mußte eine anſehnliche Strecke ohne Schatten gehen, und kam erſt am Ausgange der rue de Seves wieder unter Bäume, die aber zum Theil zu alt, zum Theil zu jung waren, um genugſamen Schatten zu geben. Die Menſchen, die hier wohnten, waren arm, ihre Kinder nackend, ihre Hunde dürre; aber das wunderte mich nicht, da ſie ihre Nahrung aus dem ziehen müſſen, was ſie aus der erſten Hand bekommen und in die erſte Hand geben. Sie arbeiten bloß für das Bedürfniß, und dieß bezahlt nicht ſo gut, als der Luxus: kurz, es waren Gärtner, Maurer, Zimmerleute und andre Arbeiter dieſer Art. Indeſſen ſah ich doch ſchon viele in ihrem Sonntagsſtaate, die im Begriff ſtanden, mit Weib und Kind die lebhaftern Theile der Stadt und Vorſtädte aufzuſuchen, und eine beſchwerdenvolle Woche hinter einer Flaſche Zehner und einer harten Cotelette de veau zu vergeſſen. Einige ſahen ziemlich ſtechend auf meine beſtäubten Schuh und mein aufgerolltes Haar, und mochten wohl nicht begreifen können, wie irgend ein Menſch, wenn er nicht etwa ein Deutſcher oder ein Engeländer wäre, mit ungeputzten Schuhen und ungepudertem Haar des Sonntags und mitten in Paris, auszugehen ſich entſchließen könnte.

Darf ich es Ihnen geſtehen lieber N**? Je länger meine Reiſe dauerte, deſto lebhafter rechtfertigte ich die Pariſer, daß ſie dieſe unſchuldigen Boulevards nicht lieben. Ich war es nach andern zwey Stunden herzlich müde, lauter kleine ſtille Häuſer, Gärten mit menſchenleeren Pavillons, Bäume, nackte Kinder und halbtrockne Wäſche vor und neben mir zu ſehen. Ich wäre gern geeilt, wenn ich es noch gekonnt hätte, um zu dem Jardin du Roi zu kommen, und mich in einem Kaffeehauſe, das ich in einem ſeiner Pavillons finden ſollte, zu erholen und zu erfriſchen. Nicht einmal Kaffeehäuſer fand ich an meinem Wege hinter den Vorſtädten St.

Michel, St. Jaques und St. Marcel herum, aber Perückenmachergewölbe ſah ich mehrere: ein Beweis, daß ſich die ärmſten Klaſſen der Pariſer (denn in dieſen drey Vorſtädten ſind die allerärmſten zu Hauſe) noch allenfalls ohne Kaffeehaus, aber nicht ohne Friſeur behelfen können.

Ich kam über den Pferdemarkt. Er iſt glänzender, als Deutſche Pferdemärkte, denn er iſt ungefähr noch einmal ſo groß, als der Luſtgarten zu Berlin und der Hof zu Wien, mit Bäumen bepflanzt und mit einem artigen Pavillon geziert, in welchem ein Polizeybeamter zum Behuſe des Marktes wohnt. Ich hätte ihn wohl in ſeinem Glanze ſehen mögen, um zu beurtheilen, was ungefähr für eine Summe Geld auf vier Füßen hieher getrieben würde. Aber er wird nur Mittwochs und Sonnabends gehalten. Ein Mann, den ich vor mir fand, und der mich mit großen Augen anſah, als ich meine Fragen anbrachte, erzählte mir, daß die Roßhändler nur für drey Fehler ſtehen dürften! Wie bequem! Fragen Sie einmal einen erfahrnen Roßkamm und er wird Ihnen wenigſtens hundert Fehler nennen, die er eben ſo gut zu verbergen als zu entdecken verſteht. Dieſe drey Fehler waren: der Schuß (für dieſen ſollte man auch bey den jungen Franzoſen ſtehen) der Rotz und die Haarſchlechtigkeit. In der That, dieß ſind gerade nur die Fehler, welche die Polizey auf den erſten Blick ſehen und kennen muß. Wie viel bleiben ihr da, bey denen ihr der zweyte Blick abgekauft werden kann!

Ich ließ den Markt zur Linken und hatte bald die Salpetriere zur Rechten vor mir, an welcher ich geſchwind vorbey ging, um ſie auf ein andermal deſto länger zu ſehen. Das Ende meiner Morgenreiſe war da. Ich kam in den Jardin du Roi und fand in einem ſeiner Pavillons Limonade und petit pain. In einem andern Pavillon gegenüber, bey dem Traiteur, ſaß ſchon eine ſtille bürgerliche Familie, die einen Spaziergang im Garten gemacht zu haben ſchien und ſich hier bey einigen friſchen Eyern und einigen ganz kleinen Butterſcheiben erholte. Es war halb zwölf Uhr. Ich hatte nun einen Weg von drey tauſend ſechs hundert Toiſen oder über eine Deutſche Meile gemacht.

Bey

Bey meiner Limonade ſah ich noch einmal nach, was ich an den neuen Boulevards Charakteriſtiſches gefunden hatte, und es war folgendes: Sie heben mit zwey Denkmälern der Königlichen Pracht und Verſchwendung, die nebenher zum Nutzen verwandt werden, ich meine mit dem Invalidenhauſe und der Militärſchule an, und laufen in zwey dergleichen Denkmäler, in den Jardin du Roi und in das Naturalienkabinett aus. Was dazwiſchen liegt, ſteigt wechſelsweiſe zur tiefſten Armuth herunter und zum höchſten Reichthum hinan, zeigt die Menſchheit in ihrer behaglichſten oder unbehaglichſten und in ihrer hülfloſeſten und üppigſten Lage. Die Vorſtadt St. Germain, die ich umging und die mir zur Linken blieb, ſtarrt von prächtigen Palläſten, reichen Klöſtern und wollüſtigen kleinen Häuſern, deren Gärten faſt alle nach den Boulevards auslaufen, und mitten unter ihnen gehen Hoſpitäler, Kaſernen, Schulen und Klöſter, mit Bettelmönchen bevölkert, hervor, während zur Rechten Gemüſegärten, Felder, kleine Hütten und Gottesäcker zerſtreut unter einander liegen. Einige hundert Schritte von meinem Wege zur Linken ab, hätte ich vor dem Lazareth der unheilbaren Kranken (Maiſon des Incurables) und dem Irrenhauſe (petites maiſons) und eben ſo viel Schritte zur Rechten ab unter geſunden Saaten und Bäumen geſtanden. Weiterhin hätte ich in einem Zirkel von tauſend Schritt im Durchmeſſer die reichen Karthäuſer, von Unthätigkeit und ſaftigen Faſtenſpeiſen gemäſtet, und die armen Bewohner der Vorſtädte St. Michel und St. Jaques unter Arbeit, Noth und Kindern vergraben gefunden; weiterhin fand ich neben einem Obſervatorio ein Nonnenkloſter, und unweit einer Schule ein Zollhaus; weiterhin die einzige Manufaktur in ihrer Art, die Gobelins, mitten unter baufälligen Häuſern, die von armen Raſchmachern, Seidenwebern, Goldwirkern, Kupferdruckern ꝛc. bis unter das Dach bewohnt ſind; weiterhin den Pferdemarkt, wo vor zwey Monaten ein Zug ſtolzer Engeländer gekauft wurde, der eine Schönheit vergötterte, die heute ſchon in der Salpetriere unter den Händen der Wundärzte ihren verlornen Himmel und ihren zu Grunde gerichteten Liebhaber beſeufzt; und weiterhin endlich einen prächtigen Inbegriff der drey Naturreiche, von der menſchlichen Unerſchrockenheit, Eitelkeit und Wißbegierde erkämpft, ſchaugetragen und geordnet und mit Beeten eingefaßt, die dem Europäiſchen Himmel Aſiatiſche, Afrikaniſche und Amerikaniſche Pflanzen abdringen oder abſtehlen. Wohl mir, lieber R**, eine doppelte Allee und ein feſtgeſtampfter Weg führten mich zwiſchen dem Invalidenhauſe und den Hoſpitälern, zwiſchen den Unheilbaren und den armen Gärtnern, zwiſchen den Karthäuſern und dem Kirchhofe der Charite, zwiſchen dem Nonnenkloſter und dem Zollhauſe, zwiſchen den Gobelins und den armen Naſchmachern, zwiſchen dem Pferdemarkt und der Salpetriere durch, und ließen mir endlich die Wahl, entweder in die Seine oder auf mein ruhiges Zimmer zu gehen. Ich wählte letztres.

Sie können leicht denken, daß ich gepudert und angezogen ſeyn mußte, wenn ich die alten Boulevards ſo genau und ſo lange beſehen wollte, als die neuen. Sie erinnern ſich, was ich vorhin in den Augen einiger friſirten Tagelöhner aus der Vorſtadt St. Marcel für Bemerkungen über meine beſtäubten Schuhe und gerollten Locken geleſen hatte: dieß beſtimmte mich, in den

Augen der Stutzer vor dem Théatre Italien, vor der Opera und bey den Reſtaurateurs, ſo wenig als möglich zu leſen. Ich nahm einen Fiakre, um mich den ſpitzigen Zähnen eines Ungeheuers zu unterwerfen, das in Paris alles, vom Herzog bis zum Schuhputzer, von der Prinzeſſinn bis zur Strumpfſtopferinn anbetet: ich meine den Kamm.

Leben Sie wohl; vielleicht ſeh ich Sie noch dieſen Abend wieder, wenn es nicht zu ſpät geworden iſt.

Vierter Brief.

ie alten Boulevards. Der ſtillere Theil derſelben. Bilderhändler. Alte Bücher. Faſſade des Théatre Italien. Theurung bey den Reſtaurateurs. Geräuſchvolle Stelle. Opernhaus. Spekulation auf die Opernſucht. Kabinett von künſtlichen Vögeln und Mäuſen. Krämereyen aller Art. Sprechender Papagey. Kleine Bude mit großen Ungeheuern.

Ich glaube das Geräuſch der alten Boulevards och zu hören, und die mannichfaltigen Gruppen erſelben noch zu ſehen, darum eile ich, wäh-end mir noch alles lebendig vorſchwebt, Ihnen as Ganze zu zeichnen.

Erſt geſtern nach halb drey Uhr konnte ich eine Reiſe fortſetzen. Ich ging durch die Straße St. Honore nach den Tuilerien, durch ihren arten, nach dem Platze Ludwigs des Funfzehn-en, ließ ſeine Statue zur Linken, ſchlug die ue royale ein, und ſtand bald an den Füßen der rieſenhaften korinthiſchen Säulen, die das Portal einer neu zu erbauenden Kirche, St Madelaine de la-ville-l'Eveque, zu unterſtützen beſtimmt ſind. Hier hatte ich den Dom des Invalidenhauſes mir gerade gegenüber, und ich konnte alſo meine Unterſuchungen über die alten Boulevards gerade auf dem Punkt anfangen, wo ich ſie dieſen Morgen auf der entgegengeſetzten Seite über die neuen angefangen hatte.

Ich war in dem vornehmern, mithin in dem ſtillern Theile der alten Boulevards. An beyden Seiten der Allee ſtehen Palläſte, deren Bewohner theils ſchon auf dem Lande, theils noch an den Toiletten waren. Nur hier und da ſtand eine Dame auf dem Balkon in einem Neglige, das ihr Stunden gekoſtet hatte, und ſah einem jungen Herrn nach, der entweder auf einem flüchtigen Engländer oder in einem ſchimmernden Kabriolett ſauſend vorüberflog. Unter ihren Füßen gingen ſtille Bürgerfamilien, die ſchon ſeit einer Stunde zu Mittag gegeſſen hatten, vorüber nach den Champs Eliſées, während andre nach der entgegengeſetzten Richtung in die rauſchenden Theile der Boulevards hinunter ſtrömten. Buden, Kaffeehäuſer, Garköche waren hier noch ſelten und nur in der Gegend des Théatre Italien fand ich dergleichen. Hier war es auch ſchon lebhafter. Unter den Buden der Bilderhändler ſtand Klein und Groß und gaffte. Kenner ſtanden vor den Engliſchen Kupferſtichen und das Volk vor den Karrikaturen, die bey Gelegenheit der Nationalverſammlung zum Vorſchein kommen und nicht ſelten ziemlich luſtig ſind. Ich denke Ihnen einmahl in der Folge etwas über dieſe in Bilder geſetzte Geſchichte der Nationalverſammlung und der Hoffnung und der Verzweiflung der Nation zu ſagen. Die Bilderhändler, als rechtliche Kaufleute, rufen nie einen Vorübergehenden an; aber neben einem derſelben ſtand ein Tiſch, worauf alte Bücher ausgelegt waren, und vor welchem ein armſelig gekleideter Bube auf und ab ging, der mit heiſerer Stimme eines Schreyens ſchrie: Voyez là dedans, Meſſieurs, à ſix ſous, à douze ſous la pièce. *) Seine Bibliothek beſtand aus An-

---

*) Sehen Sie hinein, meine Herren, das Stück zu ſechs und zwölf Sous!

dachtsbüchern, Broſchüren, Theaterſtücken, Romanen, alt, ſchadhaft oder defekt, die gebundenen zu zwölf Sous, die gehefteten zu ſechs Sous, worauf er nicht handeln ließ. Ich kaufte von ihm eine recht gut erhaltene Ausgabe der Memoiren des Grafen von Grammont und glaubte für zwölf Sous nicht mehr kaufen zu können.

Die Garköche in dieſer Gegend ſind noch Reſtaurateurs und halten ſich für vornehmer, als die Traiteurs, weil man bey ihnen um die Hälfte theurer ißt. Das Hintergebäude des Théatre Italien iſt im Erdgeſchoſſe für Anlagen dieſer Art eingerichtet. Man hat vielfältig geſagt, die Schauſpieler dieſes Theaters hätten, aus der kleinlichen Eitelkeit, daß die Faſſade ihres Theaters nicht, wie die kleinen Theater, auf die Boulevards hinausgehen und ſie mit dieſen gemein machen ſollte, lieber ihr prächtiges Portal auf einen kleinen engen Platz geſtellt; aber dieſe Sage, die anfangs nichts, als ein boßhafter Einfall war, iſt ganz ungegründet. Man hat vergeſſen, daß die Oper, die den erſten Rang unter den Pariſer Theatern behauptet, ihren

Haupteingang auf den Boulevards und gerade auf der Seite hat, wo ihn das Ambigu-Comique und ſogar die Bluettes haben. Wenn ein Korps von einer Eitelkeit dieſer Art angeſteckt ſeyn könnte, ſo müßt' es dieſes ſeyn, das alle übrige Theater bis zum Théatre François hinauf, tief verachtet, weil es mehr Beyfall hat und reicher iſt, als alle übrige. Ferner erinnert man ſich nicht, daß das Théatre Italien faſt eine halbe Meile von den kleinen Theatern entfernt iſt, und ſchon deßhalb nicht in Gefahr ſeyn kann, mit ihnen verwechſelt zu werden, wenn auch alle übrige Umſtände nicht ſchon dagegen wären. Die wahre Urſache, warum die Italiens die prächtige Hauptanſicht ihres Theaters den Boulevards entzogen, war Achtung für das Publikum, dem die Menge Kutſchen, zu Anfang und zu Ende der Vorſtellungen, auf ſeinem Lieblingsſpaziergange unangenehme und gefährliche Störungen verurſacht haben würde. Die gewöhnlichen Spaziergänger können auch leicht über den dampfenden Schüſſeln der Reſtaurateurs, über den niedlichen Eisthürmen und Limonadenfläſchchen der Kaffeewirthe, acht ſteinerne Säulen vergeſſen, wenn ſie auch ioniſch und von dem größten und glücklichſten Verhältniſſe wären.

Einige alte Herren, die in einem Kaffeehauſe hinter einer Schaale Kaffee ſaßen, und aus deren Mienen und trägen Bewegungen mir alles entgegen rief: je ſuis à mon aiſe! *) reitzten mich, es ihnen nachzuthun, zu einem Reſtaurateur hinein zu gehen, um mich nachher mitten unter ſie auch eine Weile à mon aiſe ſetzen zu können. Dieß geſchah, und ich ſah mich bald unter ſilbernen Schüſſeln, mit ſilbernem Löffel und ſilberner Gabel bewaffnet, nach und nach hinter einer potage au vermichel, **) hinter trois petits patés de filet de poularde, ***) hinter einem tronçon d'Anguille à la poulette, ****) einem Pigeonneau aux pointes d'aſperges, *) einer poitrine de mouton grillée à la St. Menehoult, **) hinter einem quart de poularde fine normande, ***) hinter einer Omelette à la confiture, †) und endlich hinter einem biscuit de roujet. ††) Hinter dieſen plats fins und einer halben Flaſche Burgunder ſaß ich nach und nach, und es war mir, als ob ſie alle von einer hungrigmachenden Art und Natur wären. Ich mußte mich endlich nach der Menge der Schüſſeln bedeuten, daß ich ſatt ſey, bezahlte meine ſieben Livres †††) und ſetzte mich ſodann unter die obenerwähnten ſatten

---

*) Mir iſt wohl.

**) Suppe mit Fadennudeln.

***) Drey Paſtetchen mit Faden vom Weißen des Huhns gefüllt.

****) Einem Stückchen blau geſottenen Aal.

---

*) Einer Taube mit Spargel-Spitzen, es waren aber Enden.

**) Einer Kalbsbruſt auf dem Roſt gebraten, wie die heilige Menehult.

***) Einem Viertel von einer feinen Normandiſchen Poularde.

†) Einem Eyerkuchen, mit eingemachten Johannisbeeren gefüllt.

††) Einem länglich-viereckigen Biskuit in einem Papierkäſtchen.

†††) Einen Thaler achtzehn Groſchen, Sächſ.

Menſchen, um durch ihren Anblick vollends ſatt zu werden. Ich dachte daran, wie paſſend der Franzöſiſche Ausdruck il a mangé son bien *) für einen Mann von mittlerm Vermögen ſeyn müßte, der alle Tage bey den Reſtaurateurs zu Mittag und Abend äße.

Es war vier Uhr und die Strömungen der Spaziergänger wurden immer lebhafter. Ich miſchte mich wieder unter ſie, und ſchlug eine neue Station ein. Das Getümmel war in der Allee zur Rechten ſtärker, als in der zur Linken, und die Bewegungen waren ſchneller, weil hier viele Bäume theils ausgegangen, theils noch nicht ſattſam angewachſen waren, um vor der Sonne zu ſchützen. Dieß ging fort, bis zur Straße Montmartre, wo die linke Seite größere Bäume und mehr Schatten darboth. Ich eilte im Fluge hinüber, weil hier ſchon Wagen auf Wagen und Kabriolett auf Kabriolett die mittelſte Allee hinauf und herunter fuhren.

---

*) Er hat ſein Vermögen gegeſſen.

Hier wurden auch die Krämerbuden und Krämertiſche aller Art ſchon häufiger. Ein Negoziant hatte an dem Spalier vor einem Hotel, auf zehn Schritte lang, alles mit Haarnadeln in ihren Briefen; ein anderer neben ihm, mit Vaudevillen und ihrer Muſik; ein dritter mit Broſchüren, Volksbüchern und religiöſen Kupferſtichen eine gleiche Strecke behängt. Da ſaß eine alte Frau mit zehn oder zwölf Brillen und mit einem Haufen Schwefelhölzchen, auf einer Hütſche zuſammengekauert, und käuete ihr trocknes Brot; neben ihr ſtand eine lange Reihe von Vogelbauern aufgeſchichtet, in welchen aus- und inländiſche Vögel aller Art vom Kakadu bis zur Lachtaube zum Verkauf ausgeſtellt waren; neben dieſen, Körbe voll getriebener Blumen, von denen die Verkäuferinn periodenweiſe den Staub abſchüttelte; zu ihren Füßen lagen platt auf der Erde alte Bücher und Kupferſtiche, in welchen die Vorübergehenden zudringlich herumſtörten, aber nichts kauften; neben dieſem Kram waren ebenfalls platt auf der Erde Bänder und Baumwollenzeuge von der gemeinen Art ausgelegt, und über dieſe erhoben ſich die Thürme der Tiſanenverkäufer in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Die Verkäufer ſchrieen, die Käufer handelten, die Papageyen ſchwirrten, die Männer mit der Tiſane klingelten mit ihren Bechern, die vorüber hüpfenden Stutzer trillerten, die unter ihnen zerſtreut ſtehenden, ſitzenden oder liegenden Bettler jammerten pour l'amour de Dieu; und dieß mannichfaltige Gedränge, Geſchrey und Gewinſel ſtieß und floß in einer Strecke, höchſtens anderthalb hundert Schritt lang und dreyßig breit, ſtürmend zuſammen. Ich wußte nicht, ob ich hören, oder ſehen, ob ich lachen oder weinen, oder alles zugleich ſollte. Dieſe lärmende Stelle iſt zwiſchen der Straße Poiſſonnière und dem Thore St. Denis.

Von dieſem an bis zum Thore St. Martin fand ich den Weg für die Fußgänger ſehr unangenehm und gefährlich. Er iſt ſchmäler, als anderwärts, und die Wagen fahren hier gedrängter. Wenn man vor dieſem Thore vorbey will, rollt wohl ein Wagen aus demſelben hervor, und will man ihm ausweichen, ſo rollen zwey andre, die hinaus wollen, von hinten auf einen los; entgeht man dieſen, ſo ſtürzen andre, die links oder rechts vorbey wollen, von hinten und von vorn auf einen zu und bedecken einen mit Schmutz, während man bis an die Knöchel im Kothe wadet; aber zum Erſatz für das alles, findet man, ſobald man glücklich vorbey iſt, Schuhputzer und die Opera. Man läßt ſich den Schmutz abputzen und die Lebensgefahr wegſingen: jenes koſtet einen Sous und letztres, je nachdem man nahe oder fern, hoch oder niedrig dabey ſeyn will, acht und vierzig bis zwey hundert Sous. Mit ungeputzten Schuhen wird ſchwerlich ein Pariſer in die Oper gehen, weil einen die badauds vor derſelben von den Schuhen nach dem Kopf hinauf meſſen, als ob ſie das Maß für dieſen von jenen genommen hätten.

Vor dem Opernhauſe wimmelt ſchon alles. Es iſt unmöglich, einen guten Platz zu bekommen, wenn man nicht noch vor vier Uhr hingeht. Eine ſeltſame Spekulation auf die Opernſucht bemerkte ich hier. Ein paar Menſchen kaufen z. B. eine Anzahl Billette zu den Logen des zweyten Ranges auf; nun kommen die Zuſchauer und kaufen auch Billette; aber der Kaſſirer hat nur ſo viel herzugeben, als Plätze in dieſen Logen ſind. So bald er dieſe vertheilt hat, erklärt er, in den Logen des zweyten Ranges ſey kein Platz mehr. Nun tritt der Wucher der Aufkäufer ein. Man hat wohl ein Frauenzimmer bey ſich, die man ſo wenig in das Parterre als in die Logen des dritten oder vierten Ranges führen kann, und in die Logen des erſten Ranges, auf den Balkon, oder in das Amphitheater, guter Wirthſchaft halber, nicht führen will. Der Aufkäufer biethet einem Billette für die Logen des zweyten Ranges an; aber man muß ihm fünf Livres für eins bezahlen, da ſie an der Kaſſe nur viere koſten. Man gibt alſo dieß Livre mehr, um ſich drey Livres zu erſparen und rechnet ſeinem Beutel dieſen Verluſt als Gewinn an. Von dieſer Täuſchung leben jene Aufkäufer, und was lebt hier nicht von Täuſchung! Ich bemerkte dieſe Operation vom Anfang bis zu Ende, weil ich unter dem Wetterdache (es nimmt ſich abſcheulich unter den darüber hinaufſtrebenden ioniſchen Säulen aus) vor dem Haupteingange eine Zeit lang ſtehen blieb, um die Leute, die hinein gingen, zu muſtern.

In dieſer Gegend fing das Gewimmel an immer lebhafter zu werden, und es zeigten ſich ſchon mehrere Spuren, daß ich dem allerhöchſten

ſten Geräuſche der Boulevards nahe ſey. Eine der auffallendſten war mir die, daß mir wenig Leute entgegen kamen, daß ſie aber zu Hunderten hinter mir herſtrömten. Karoſſen und Kabriolette vom feinſten Geſchmacke, mit Männern und Weibern vom feinſten Ton, rollten fliegend voran.

Der Oper gegenüber bemerkte ich einen gedrängten Haufen von Zuſchauern, die ſich immer verloren und immer wieder erſetzten. Ich ging hinüber, um zu ſehen, was ihre Aufmerkſamkeit ſo ſpannte, und ſiehe da, ich ſtand vor dem Kabinette eines Tauſendkünſtlers, der Vögel zu Waſſerträgern, Fiſche zu Wetterpropheten und weiße Mäuſe zu Mechaniſten gemacht hatte. Ich trat hinein und beſahe ſeine ſeltſame Menagerie. Das Nonplusultra ſeiner Kunſt war eine ziemlich große Maſchine, die alle ſeine Geſchöpfe mit Waſſer verſorgte. Sie ſtand über einer Waſſerwanne, in welche Röhren herabtraten, die durch ein Saugwerk gefüllt wurden und ſich in kleine Rinnen ergoſſen, die in große Glasnäpfe voll Goldfiſchchen, durch Vogelbauer, durch Glaskäſtchen voll weißer Mäuſe ꝛc. regelmäßig herauf und hinunter liefen, und alle dieſe Thiere immerfort mit friſchem Waſſer verſorgten. Das ganze Maſchinenwerk wurde von vier weißen Mäuſen in Bewegung geſetzt, die auf einer abhängigen Scheibe vor lauter Furcht unabläſſig herum liefen, und alle halbe Stunden regelmäßig von andern abgelöſ't wurden. Was wird hier nicht alles durch bloße Furcht in Bewegung geſetzt! Die wichtige Miene, die ſich der Künſtler bey meinen ſehr ernſthaften Fragen gab, ſetzte dieſem komiſchen Kabinette die Krone auf. Der Eintritt koſtete zwey Sous.

Weiterhin traf ich auf Broſchürenhändler, die ihre Waaren auf der Erde ausgebreitet und mit Steinen belegt hatten, damit ſie der Wind nicht wegführte. Sie gingen vor denſelben auf und ab und ſchrieen: Voilà du nouveau, du curieux, donné tout à l'heure, concernant l'aſſemblée nationale! *) Neben ihnen hatte

---

*) Hier, was Neues, was Merkwürdiges, erſt aus der Preſſe gekommen, und die Nationalverſammlung betreffend.

ein Trödler Kannen, Taſſen, Gläſer, Salzfäſſer ꝛc., lauter ausgeſchoſſene Stücke, ebenfalls auf ebener Erde feil. Neben dieſem ſtand ein andrer mit raren Muſcheln, Verſteinerungen und Stufen; neben dieſem ein dritter mit bleyernen Medaillen, auf die Berufung der Generalſtände geſchlagen. Er hatte eine Menge davon auf einen Faden gezogen und um den Hals gehängt und raſſelte Käufer damit herbey. Wer dem Gegenſtande der Medaille widerſtand, glaubte ſeinem Zurufe: Venez, Meſſieurs, tout le Monde en prend! *) nicht widerſtehen zu können und kaufte. Bemerken Sie wohl, daß dieſer Medaillenhändler ſeine nachahmungsluſtigen Landsleute kannte? Weiterhin ſaß ein dürrer, blaſſer Mann auf einem Schämel ohne Lehne an einem kleinen Tiſchchen, aus welchem ein Stab hervorſtieg, woran eine Tafel hing, auf der mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: Profeſſeur en Heraldique et maitre

---

*) Kommen Sie, meine Herren, Alles kauft davon.

blaſonneur, *) darunter ſtand, mit etwas kleinerer Schrift, welche große Potentaten er in der Heraldik unterrichtet und welche Wapen er nach den Regeln ſeiner Wiſſenſchaft ausgemahlt hätte und alle Augenblicke auszumahlen bereit wäre. Ich begreife nicht, was für ein Publikum dieſer Mann für ſeine Kunſt hat. Neben ihm ſtand ein Bube, der eine Maſchine mit kleinen Figuren und Glocken knarrend in Bewegung ſetzte und die petits Meſſieurs und die petites Demoiſelles mit ihren Vätern und Müttern herzurief. Neben ihm ſtand eine Bude mit einer Auswahl niedlich gebundener, im kleinſten Format abgedruckter Bücher zur Unterhaltung, vom Tableau de Paris an, bis zur Pucelle d'Orleans und zu den Liaiſons dangereuſes hinunter. Neben derſelben ſaß ein unglücklicher Blinder, der durch eine Glocke die Vorübergehenden aufmerkſam machte und zwiſchenher rief: j'implore votre charitable bonté pour un pauvre malheureux aveugle. **) Ein Büchschen von Blech hielt er in der einen Hand, während er mit der andern einen treuen Hund ſtreichelte. Wenn ein Sous in ſeine Büchſe fiel, ſagte er: je vous remercie, *) nahm ihn heraus, küßte ihn und ſteckte ihn ein.

---

*) Profeſſor der Heraldik und Meiſter Wapenmahler.

**) Ein armer unglücklicher Blinder fleht Ihre chriſtliche Milde an.

In dieſer Gegend rief mich eine größere Lebhaftigkeit wieder nach der linken Seite hinüber. Der Weg hat daſelbſt eine Schweifung, die mit vier Reihen Bäume beſetzt iſt und Käufern, Verkäufern und Spatziergängern mehr Raum verſchafft. Hier fand ich daſſelbe Geräuſch mit denſelben Gruppen wieder, die ich Ihnen oben beſchrieben habe, und noch viele neue dazu. Der Vogelhändler hatte hier einen ſtärkern Vorrath, der ſich durch ſprechende Papageyen auszeichnete, worunter einer beſonders ſehr deutlich und richtig eines Schnatterns ſchnatterte: as-tu déjeuné, Coco? **) und ſich eben ſo oft antwortete: oui,

---

*) Ich danke Ihnen.

**) Haſt du gefrühſtückt, Koko?

oui, oui! *) Alles ſtand um ihn her, und wenn er eine Weile aufhörte zu ſprechen, ſo rief Jung und Alt: as-tu déjeuné, Coco? und wenn er nicht antwortete, rief alles mit ſeiner ſchnarrenden Stimme: oui, oui, oui! Ich mußte über die jungen und alten Kinder von Herzen lachen. Ah, qu'il eſt beau, qu'il eſt charmant! **) riefen ſie mit einer Art von Entzücken, aber niemand kaufte ihn.

Dieſer Kaufmann hatte auch vierfüßige Thiere, als weiße Mäuſe, Kaninchen und Affen. Letztre theilten die Aufmerkſamkeit zwiſchen ſich und dem Papagey, und ſie würden alles um ſich verſammelt haben, wenn nicht gleich neben ihm ein wenigſtens vier Ellen langes und drey Ellen hohes Gemählde, mit einer fürchterlichen Gruppe bemahlt, auch hätte geſehen werden müſſen. Die Hauptperſon darauf war ein Thier, in der Größe eines wilden Schweins, das von Ellen langen Stacheln ſtarrte und einen weiten

---

*) Ja, ja, ja!

**) Er iſt ſchön, er iſt zum küſſen.

Rachen gegen ſechs Afrikaner aufriß, die es mit Keulen und Spießen bekriegten. Neben denſelben ſtand eine Wilde, die in beyden Händen ungeheure Schlangen hielt und von andern fürchterlich umwunden wurde.

Ich maß die kleine Bude gegen die Höhe des Ungeheuers und gegen die Länge der Schlangen ab, und es ſtiegen mir mancherley Zweifel gegen ihren Inhalt auf. Indeſſen glaubte ich, daß es ſchon ein paar Sous werth ſey, zu ſehen, wie ein kunſtreiches Genie dreyßig bis vierzig Felle von gewöhnlichen Igeln zuſammengeſtoßen und um ein jähriges Europäiſches Schwein genähet haben, und wie ein Weib gewöhnliche Waſſerſchlangen in die Hand nehmen und ſich die Füße oder den Arm von ihnen umſchlingen laſſen könnte. Genug, ich ging hinter den Vorhang und ließ mir das Ungeheuer zeigen. Der Wärter machte einen kleinen Kaſten auf, und ich erwartete, daß er mir zugleich ein Vergrößerungsglas anbiethen würde; aber keineswegs. Das Ungeheuer ſtand vor mir, wie es war, nicht größer und kleiner, nicht grimmiger und ſchrecklicher, als ein amerikaniſches Stachelſchwein, eine Elle lang, und eine halbe Elle hoch! Ich fragte innerlich lachend nun nach den Schlangen. Les couleuvres? erwiederte der Wärter: Ah Monſieur, c'eſt que cette bête mange des couleuvres! Il n'y en a pas! *) Ich gab meine ſechs Sous und dachte: das können nur Franzoſen! Oui, oui, oui! ſagte in demſelben Augenblicke der Papagey.

Mein Brief iſt ſehr lang, wie ich ſehe, und doch iſt noch nicht viel von den alten Boulevards darin. Verzeihen Sie mir, lieber R**, wenn ich fürchte, daß Sie ihn einer großen Bude mit kleinen Ungeheuern vergleichen möchten. Leben Sie wohl.

---

*) Die Schlangen? Ja, lieber Herr, verſtehn Sie mich: das Thier frißt Schlangen; aber zu ſehen ſind hier keine.

Fünfter Brief.

Die alten Boulevards: Rauſchendſter Theil derſelben. Troumadam, auf Karren. Virtuoſen auf Windorgeln. Blumenweiber. Marktſchreyer. Geſchminkter Affe. Chineſerinn ohne Arme. Saal mit Wachsfiguren. Caffé à Concert.

Wir ſtehen nun an dem rauſchendſten und bunteſten Theile der alten Boulevards, und ich beſchwöre Ihre Geduld, mir Schritt für Schritt zu folgen. Er hebt von der Straße du Temple an und erſtreckt ſich bis zur Straße Menilmontant in einer Länge von ungefähr achthundert Schritten. Ich fordre Sie auf, einen ähnlichen kleinen Fleck in der Welt zu finden, der alles das, was ich Ihnen zu ſchildern im Begriff bin, ſo abwechſelnd, ſo widerſprechend und mannichfaltig vereinigte.

Die linke Seite, als die lebhafteſte, wählte ich zuerſt.

An der Ecke der Straße du Fauxbourg du Temple tritt man in das Gewimmel ein. In dem Eckhauſe wohnen ein Limonadier und ein Traiteur - Reſtaurateur. Kaffee, Cider und Bier locken zum erſtern hinein, und wirklich ſaß bey ihm alles, beſonders ein Verſchlag, der nach dem Boulevard hinausgeht und mit einem Wetterdache bedeckt iſt, voll von Weibern, Kindern und jungen und alten Männern. An den Fenſtern des erſten Stocks ſaßen beym Traiteur-Reſtaurateur ſchon Leute von beſſern Klaſſen, die ſich zu vornehm dünken, um zu einem bloßen Traiteur, und zu niedrig oder zu arm, um zu einem Reſtaurateur zu gehen. Für dieſe Klaſſen ſchuf ſich ein geſchmeidiger Garkoch aus beyden Prädikaten ein drittes, und füllte ſolchergeſtalt die Lücke aus, welche die Halbvornehmen und Halbgemeinen in Abſicht ihrer Erholungsörter fanden. Es wimmelt in Frankreich in jedem Stande, in jedem Verhältniſſe, bey jedem Bedürfniſſe von ſolchen Mitteldingen, und ich darf Sie nur an die Kabriolette, die zwiſchen Lehnwagen und Karoſſe, und an die Abbees, die zwiſchen dem Chevalier und dem bürgerlichen Kapitaliſten inne ſtehn, ſo lange erinnern, bis ich Ihnen über dieſen Gegenſtand meine Bemerkungen umſtändlicher mittheilen kann.

Längs dieſem Hauſe hin, hockten Schuhputzer an den Seiten, die ſchon nicht ſo viel zu thun hatten, als die in der Gegend des Opernhauſes, weil ſich hier ſchon eher ſchmuzige und ſtaubige Schuhe unter tauſend andre ihres Gleichen verlieren können. Ueber ihre Hütſchen erhoben ſich hier abermals Limonadenthürme mit ihrem Apparat, und gewiſſe Kaſten auf zwey Rädern, die ein mir bisher unbekanntes Spiel enthielten. Man ſchießt mit einer Armbruſt in eine Oeffnung hinein und die Kugel kommt aus nummerirten Löchern wieder heraus. Das mittlere Loch hat den Gewinner, wie bey dem bekannten Troumadam. Ich glaube auch, daß es in allem übrigen daſſelbe Spiel iſt, nur daß man hier, um den Platz zu erſparen, vermöge der Armbruſt, die Kugel durch die Luft in einen Kaſten ſchickt, worin ſie zurückprallt, und mit gleichem Werthe zurückkommt. Dieſe Platzerſparniß hab' ich in vielen andern Dingen hier ſchon gefunden, z. B. bey den Scheerenſchleifern, die bey uns einen langen Karren vor ſich her ſchieben, hier aber ein länglich⸗viereckiges Geſtell mit ihren Schleifſteinen auf dem Rücken tragen und es in ein Winkelchen abſetzen, wo ſie von den Achſen der vorüberrollenden Wagen nicht gefaßt und umgeworfen werden können. Nur gemeine Leute, meiſtens Buben, ſpielen hier jener Spiel.

Hart daran ſtand ein ſchmales, längliches Gerüſt und auf demſelben Mann und Frau, die ihre Kunſt, auf kleinen Windorgeln zu ſpielen, öffentlich zum Beſten gaben und wirklich die Melodien bekannter Vaudevillen gut genug hervorbrachten. Sie kennen die kleinen Windorgeln, worauf unſre Kinder blaſen: nach der Form derſelben waren dieſe auch eingerichtet, nur daß ſie eine größere Anzahl von Pfeifen enthielten, die von langen zu kurzen hinunter ſtiegen und von gewöhnlichem Schilfrohr gemacht waren. Was von ihrer Virtuoſenſchaft angeſteckt wurde, kaufte ihre Inſtrumente, von denen die Frau einen Vorrath in der Schürze hatte, ſtellte ſich um das Gerüſt her, bat um Anweiſung, und ſing darauf gellend an zu quäken und quäkte die rauhen Stimmen der Blumenweiber nieder, die, mit einem großen Korbe vor dem Bauche ſich unter dem Gewimmel umher drückten, und jeden jungen Mann, der mit Frauenzimmern ging, anſchrieen. Man muß aber ja, wenn man von ihren Waaren nichts mag, zu ihnen ſagen: je vous remercie, Madame, und muß eine verbindliche Miene dazu machen, ſonſt laſſen ſie einen ziemlich laut merken, daß man ein ruſtre iſt. Ein paar junge Engländer, die mit einem Mädchen vor mir her gingen, waren vor ſolch einem Weibe, als ſie ihnen ihre Waare anboth, ohne ſie anzuſehn, halb ſteif, halb verächtlich, wie man es auch bey uns in ähnlichen Fällen thut, vorbey geſtrichen, und mußten ſich jenes Prädikat und noch eine Menge andrer nachrufen laſſen. Es iſt der Vorſicht gemäß, mit dieſen Weibern ſchonend umzugehen, weil ſie mit den hier herum liegenden jungen und ältern Taugenichts, durch Liebe oder Freundſchaft oder Boßheit verbunden ſind, und ſie ſämmtlich auf einen Wink oder Schrey zuſammen ziehen und auf einen hetzen können. Iſt man ihnen erſt in den Klauen, ſo iſt bald Vorwand da, von ihnen gemißhandelt, von dem dazu kommenden Guet zu einem Polizeykommiſſar geſchleppt und um einen angenehmen Nachmittag gebracht zu werden.

Aber es koſtet ſo wenig, unter dieſer Nation, die mehr als jede andre großen Werth auf empfangene und faſt gar keinen auf gegebene Worte legt, Jahre lang zu leben, ohne ſich Verdrießlichkeiten dieſer Art zuzuziehen. Es iſt wunderbar, daß dieſe Nation, die ſich in vielen Stücken wahre Ehrloſigkeiten erlaubt, doch ewig ein höchſt empfindliches Point d'Honneur unterhält. „Wenn du von meinen Waaren nichts willſt," ſagt ſolch ein Blumenweib: „ſo iſt es gut. Warum mir aber auf eine unhöfliche Weiſe zu verſtehen geben, daß du ſie nicht willſt? Mußt du mich darum verachten, daß ich mich nähren will, und mit etwas, das du gerade nicht brauchen kannſt?" — Ich rathe niemand, daß er ſtehen bleibt, wenn er ſie auf dieſe Vernünfteley gebracht hat. Er wird bald mit Schimpfreden und Koth angegriffen werden. Dieſe Anmerkung gehört eigentlich in das Kapitel der égards, die hier Menſch gegen Menſchen und Geſchlecht gegen Geſchlecht (mit Groll oder Liebe im Herzen) beobachtet, und deren Gränzen äußerſt fein gezogen und deßhalb ſehr leicht beleidigt und überſchritten ſind. Ich behalte mir einige Bemerkungen hierüber ſo lange vor, bis ich den Nationalcharakter näher kenne. Eine Menge wunderbarer Erſcheinungen in demſelben laſſen ſich daraus erklären.

Jetzt ſtehen wir unter Spektakeln aller Art. Das erſte iſt ein kleines Theater mit der Ueberſchrift: Délaſſemens comiques. Vor demſelben geht ein ſogenannter aboyer (Anrufer) auf und ab, und hat eine große Pappe in der Hand, auf welcher der Titel des zu gebenden Stücks mit ſeinen agrémens verzeichnet ſteht. Er ſchreyt: Entrez, Meſſieurs, Mesdames, on va commencer, commencer, commencer! *) Ueber ihm geht ein Gerüſt hervor, auf welchem ein Marktſchreyer durch ſeinen Hanswurſt, und deſſen Buckel und Witz auf ſeine Pulver und Elixiere aufmerkſam macht. Neben dieſem ſehen Sie

---

*) Herein, meine Herren und Damen, es geht an, an, an!

ein andres, wo ein Taſchenſpieler und Equilibriſt durch künſtliche Affen und ein faſt nacktes Mädchen zu ſeinen gefährlichen Künſten einladet. Er hat den Affen geſchminkt, hat ihm eine kleine Uniform angezogen, einen Hut mit einer ſilbernen Spange aufgeſetzt, einen Säbel umgeſchnallt und ein Gewehr in die Hand gegeben. Der Affe verwendet keinen Blick von ihm und hält mit der einen Klaue die Kette, die ihn am Halſe drückt. Wenn ſein Herr ruft: vive le Roi! *) ſo richtet er ſich auf und nimmt den Hut ab, ohne ſeine ernſthafte Miene abzulegen. Unterdeſſen ſteht das Mädchen in ſeidnen Hoſen, hoch über das Knie aufgeſchürzt, auf Einem Beine, oder auf dem Kopfe da, und das Volk ängſtigt ſich, daß ſie herabfallen möchte, während ein alter Chevalier mit der Lorgnettte ihre Kontours mißt, und bald darauf hingeht und Mama an der Kaſſe etwas ins Ohr ſagt.

Weiterhin ruft Ihnen ein ungeheurer Ungariſcher Ochs zu: „Kommen Sie und ſehen

---

*) Hoch lebe der König!

„ſehen Sie mich an! Ich bin ſo und „ſo groß, ſo und ſo ſchwer! Es iſt der „Mühe werth, mich zu ſehen!“ Sein Stall iſt nur durch einen Verſchlag von einer Chineſerinn, die ein ganz Franzöſiſches Geſicht, aber keine Arme hat, getrennt. Ein aboyer nöthigt Sie, herein zu kommen. Sie ſehen ſie mit den Füßen ſpinnen und mit dem Munde ſchreiben, unterhalten ſich mit ihr, merken Unrath; aber ohne ſo unhöflich zu ſeyn, es ſich merken zu laſſen. Sie finden, indem Sie ihr die Hand auf die Schulter legen, die ſie wegen naher Schönheiten aufmerkſam-lächelnd-hüthet, daß die Gelenke gewaltſam zurückgeſchnallt ſind, und daß ſie bloß darum keine Arme hat, weil man ſie von zarter Jugend an nach dem Rücken hereingepreßt, und dieſe Operation durch eine kurze Mantille gedeckt hat.

Weiterhin ſehen Sie ein artiges Theater, über welchem geſchrieben ſteht: amuſemens aëroſtatiques; aber es iſt geſchloſſen, denn die Mode der Luftſchifferey iſt bis zum Norden hinab geſunken und wird nur bloß noch mit Friedrichsd'or bezahlt, weil ſie für Louisd'or ſchon zu alt geworden iſt.

Weiterhin ſtehen Sie vor den drey berühmteſten kleinen Theatern der Boulevards, dem Ambigu-Comique, den Grands danſeurs du Roi, (die ſich auch Elèves de l'Opéra nennen) und dem Spectacle, die des Aſſociés unter Nikolets Direktion. Sie ſehen, wie alles hineinſtrömt, und wie viele mit böſen Geſichtern zurückkommen, für die kein Billett mehr übrig war.

Jetzt ruft Ihnen ein ſchrecklicher Anbeller zu: Venez voir, Monſieur, le grand Sallon de Monſieur Curtius (ſprich Kürziühs) venez voir la famille royale, venez voir un grand diner de Verſailles! *) Und er führt Sie in einen Saal voller Wachsfiguren, worin Sie berühmte Könige und berühmte Räuber, berühmte Schriftſteller und berühmte Narren, berühmte Königinnen und berühmte Kourtiſannen, in Büſten und in Lebensgröße aus Wachs gegoſſen

---

*) Herein, meine Herren, und beſehen Sie den großen Saal des Herrn Kurtius, ſehen Sie die königliche Familie, ſehen Sie ein großes „Diner" von Verſailles.

bunt bey einander ſehen. Im Vorgrunde fällt Ihnen die ganze königliche Familie, vom Könige und der Königinn bis auf Madame und Mſgr. le Comte d'Artois in die Augen, wie ſie bey der Tafel ſitzen und große Augen machen. Dem Könige gegen über ſteht Friedrich der Große in ſeinem zerdrückten Hute und ſcheint ſeinen Krückſtock gegen die ſchöne Friſur Jenes aufzuheben, während Voltaire von hinten her ſeine Satyrzüge noch einmal zu beleben ſcheint. Unwillkürlich kommt Ihnen das Gähnen an, wenn Sie ſich lange bey Monſieur verweilen, und eben ſo unwillkürlich ſchlagen Sie die Augen nieder, wenn Sie der Königinn zu lange in die Augen ſehen. Laſſen Sie uns wieder hinaus, lieber R**, und über dem Sallon des Herrn Kürziùhs leſen: vive la famille royale! wir werden ſchon Affen finden, welche die Hüte abnehmen.

Weiterhin ſehen Sie ein neues niedliches Theater, über welchem geſchrieben ſteht: Amuſemens & fêtes champêtres; auch dieß iſt geſchloſſen, und wie könnte man auch darauf fallen, den Spaziergängern der Boulevards Feſte zu geben, auf die das Beywort champêtre paßte?

Was wir jetzt hinter einander geſehen haben, war nutrimentum ſpiritus, wir ſtehen nun wieder an einer ganzen Reihe von Anlagen für körperlichen Genuß. Hier die Bude eines Paſtetenbäckers, deſſen artige Waaren Sie früher eſſen, als nennen und verdauen lernen; hier abermals ein Traiteur-Reſtaurateur; abermals ein Paſtetenbäcker; jetzt ein Caffé Turc, auf chineſiſche Weiſe gebauet und verziert; jetzt ein Bierhaus, mit der Ueberſchrift: excellente double bière de Mars *) und jetzt wiederum ein Kaffeehaus, aber ein Kaffeehaus, das einzig iſt. Denken Sie ſich einen langen Saal, an deſſen Einem Ende ein förmliches Orcheſter für Vokal- und Inſtrumentalmuſik angebracht iſt; denken Sie ſich funfzig kleine Tiſche mit Marmorplatten belegt und mit Seſſeln ohne Lehnen umpflanzt, auf welchen Alt und Jung, Klein und Groß bey einander

---

*) Herrliches doppeltes Märzbier.

ſitzt und lacht und weint, und ſchmählt und liebelt; denken Sie ſich das ſeltſame Geheul, Gewinſel, Gelächter und Geziſch von zweyhundert jungen und alten lebhaften Gäſten, und nun laſſen Sie Heerpauken dazwiſchen donnern, Trompeten ſchmettern, unreine Geigen krächzen, Flöten ziſchen, Bäſſe grunzen und blecherne Kehlen dazwiſchen krähen oder miauen; laſſen Sie dieß ganze chaotiſche Geheul- und Geſchrey- und Donner-Konzert von der niedrigen Decke des Zimmers zurück prallen und Ihnen beym Eintritte toſend entgegen ſchlagen: ſo haben Sie eine hör- und fühlbare Schilderey dieſes ſeltſamen Saals und Sie werden ſich damit begnügen. Dieß iſt ein Caffé à Concert.

Weiterhin kommen wir an das Theater des Bluettes, das einzige in Paris, worauf noch der Hanswurſt in ſeiner Nationaltracht erſcheint; weiterhin ladet Sie eine große Tafel zu nie geſehenen mechaniſchen Kunſtwerken ein; weiterhin gehen aus den Schlünden gemalter Kanonen die Worte hervor: amuſemens militaires, jeu martial; und endlich ſchließt ein Traiteur dieſe Reihe geiſtiger und körperlicher Genüſſe. Wir ſtehen am Eingange der Straße Menilmontant und haben alſo ſeit anderthalb Stunden nur achthundert Schritte gemacht.

Erinnern Sie ſich aber, daß wir nur die linke Seite dieſer Strecke gemuſtert haben; es bleibt uns noch die große Mittelallee und die Allee der rechten Seite übrig. Gehn wir indeſſen noch einmal auf der linken Seite zurück und beobachten wir ein wenig die Menſchen, für die alle jene Anlagen auf dieſem wunderbaren Flecke hervorgegangen ſind!

Aber dieß in meinem nächſten, lieber R**; leben Sie wohl bis dahin.

Sechster Brief.

Die alten Boulevards: Spatziergänger. Sonderbare Kupplerinnen. Rührende Bettelev. Ein Weib, auf Vieren gehend. Eine kranke Mutter, von ihrem Sohn auf einem Karren gefahren. Das feinere Publikum der Boulevards. Anblick der Baſtille.

Alſo noch einmal zu dem bunteſten Flecke der Boulevards zurück.

Rechtliche Bürger, die ſich von einer mühſeligen Woche erholen wollen, kommen mit Weibern und Kindern hieher und gehen bloß ſpatzieren, oder eilen in eine der für körperliche oder geiſtige Nahrung beſtimmten Anlagen. Sie machen den groſſen Theil der Spatziergänger auf dieſer Seite; den kleinen machen neugierige, geſchäftloſe, nach Abwechslung dürſtende junge und alte Wollüſtlinge, Verſchwender und Fremde aus. Dieſe haben auch das ganze verderbende Gefolge ihrer Grundſätze hieher gezogen. Die öffentlichen Mädchen von der mittlern Klaſſe gehen hier mit ihren Müttern auf und ab und drehen entweder den Lorgnetten funkelnde Augen zu, oder ſtreichen, den Blick ſchüchtern auf den Boden geheftet, mit verſtellter Eil durch das Getümmel. Beyde Arten finden ihre Kenner. Andre von höhern Klaſſen kommen in Fiakren oder gar in Remiſen hieher gefahren und gehen in eins der Theater; gefallen ſie beym Ausſteigen, ſo geht man ihnen in die Loge nach, die ſie wählen, wird mit ihnen bekannt, und wenn man nicht einen ganzen Abend daran ſetzen will, hier ſchon vertraut, ſo viel es die Augen der andern in den Logen erlauben, und die erlauben viel. Andre, von der letzten Klaſſe, machen Jagd auf die Handwerksburſchen und führen ſie durch enge Gänge, die zwiſchen den Theatern und Kaffeehäuſern hier und da angebracht ſind, in ein Hintergebäude ab, um wenig Augenblicke nachher auf ihrer alten Laufbahn wieder zu erſcheinen, während der Compagnon menuiſier oder ſerrurier mit hangenden Ohren ſich hinter eine Flaſche Märzbier ſetzt, um über die Freuden ſeines Ruhetags mit klopfendem Herzen nachzudenken.

Aber wenn es mit dieſen Mädchen, die man vor ſich ſieht und muſtert, genug wäre! Andre, die nicht da ſind, werden den Spatziergängern noch gefährlicher. Sie wiſſen, daß gewiſſe Dinge durch die Phantaſie ſchöner aufgemalt werden, als man ſie in der Wirklichkeit vor ſich ſieht, und daß oft Neugier, mit den Taſchenſpielerſtreichen der Einbildungskraft verbunden, heftiger drängt, als ſinnlicher, durch Auge oder Gefühl aufgeregter Reiz. Hätten Sie wohl geglaubt, daß nach dieſer Theorie die Sinnlichkeit hier verfolgt und oft gefangen wird?

Als ich ein wenig vor dem geſchminkten Affen ſtill ſtand, und mich über den Inſtinkt der Königsliebe in Frankreich wunderte, trat eine ältliche Frau von der Seite zu mir, deren Weſen, wie ich mit halben Blicken unterſchied, etwas Scheues aber nichts Furchtſames zeigte, und ſagte halb laut halb leiſe, die Augen andächtig auf den Affen und ſeinen Herrn gerichtet, folgendes hinter meinem Rücken: Monſieur, vous n'êtes pas curieux de voir un joli enfant? Elle n'a que quatorze ans! Elle débute — elle a peur de paroître — elle eſt bien près d'ici — elle eſt bien propre — c'eſt la gaieté même — Venez nous voir, Monſieur. Vous viendrez? Dites! *) Das betete ſie wie auswendig gelernt her. Da ſie wollte, daß niemand ihr Gewerbe merken ſollte, ſo ſchüttelte ich voll Schonung und ohne mich umzuſehen, ſtillſchweigend mit dem Kopfe. Die Stimme von neuem: Monſieur, vous ſeriez bien content — elle ſera — elle ſera — elle a — elle eſt — und hinter jedem dieſer Abſätze Lobeserhebungen deſſen, was einen — Gimpel erwartet hätte, wenn er ihr gefolgt wäre. Ich hatte mich an dem Affen ſatt geſehen und an der Stimme von hinten ſatt gehört, wandte mich kurz um und ging weiter.

Laſſen Sie dieß einem jungen Menſchen ohne Erfahrung ſagen, der das Abenteuerliche

---

*) Hätten Sie nicht Luſt, einem artigen Mädchen einen Beſuch zu machen? Sie iſt nicht älter als vierzehn Jahr. Sie iſt noch neu, ſie will ſich nicht ſehen laſſen, ſie wohnt in der Nähe. Sie haben keine Gefahr bey ihr, es iſt ein luſtiges munteres Weſen, beſuchen Sie uns doch! Wollen Sie kommen? Wie?

liebt und welchen Aufforderungen und Beſchreibungen dieſer Art, ſtatt durch ihre Zudringlichkeit und Nacktheit abzuſchrecken, erhitzen: und Sie werden ſehen, wie bald er der Kupplerinn folgen, und einem joli enfant von dreyßig Jahren in die Arme rennen wird, das, wie er nachher mit Schmerzen bekennen mag, ſchon längſt debütirt hatte.

Aber in der That, die Weiber, die dieſe Wendung nehmen, ſind noch nicht die gefährlichſten, weil ſie bloß Neugier und Phantaſie aufregen: von einer noch feinern Klaſſe ſchloß ſich Eine an mich, die mit dieſen beyden Führerinnen der armen Menſchheit noch eine dritte und die unwiderſtehlichſte verbinden: ich meine die Eigenliebe.

Ich ſuchte mich durch einen Haufen von dem Ambigu-Comique durchzudrängen, und indem ich mir Platz machte, bemerkte ich ein Frauenzimmer, ſehr einfach und anſtändig gekleidet, mit einer ſimpeln Haube, in einer eben ſo einfachen Enveloppe, kurz, in dem Aufzuge einer Femme-de-chambre, die ſich hinter mir her drängte, und ſich Mühe gab, durch einige Seufzer: ah, mon Dieu, quelle foule! On devroit avoir peur! *) u. ſ. w. meine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ich ſah mich nach ihr um, und meine Blicke begegneten den ihrigen. Sie blinkte mir bedeutend, und als ſie nahe genug war, ging ſie murmelnd neben mir und ſah anderswohin. Monſieur, hub ſie an, ma belle Maitreſſe Vous a vu paſſer, elle eſt ſeule, elle s'ennuye, ſon mari vient de ſortir, ſur des neuf heures je viendrai vous prendre ici, bien ſur? *) Ich erinnerte mich, daß ich heute nur die Boulevards ſehen wollte, und daß das, was ſie mir zumurmelte, mir in Paris nicht am unſchuldigſten Fleckchen zugemurmelt wurde; ich hatte ferner die ſehr wahrſcheinliche Ahndung, daß ihre belle maitreſſe entweder kein Röckchen hätte geborgt bekommen

---

*) Mein Gott, über die Menge Menſchen! Man ſollte ſich unter ihnen fürchten.

**) Meine Frau hat Sie ſehen vorbey gehen, ſie iſt ſchön, allein, hat lange Weile, der Herr iſt ausgegangen, gegen neun Uhr will ich Sie hier abholen — wollen Sie?

können, um ſelbſt auszugehen, oder daß ſie als Mädchen ſchon zu alt geworden wäre und nun mit der verheiratheten Frau ihr weiteres Glück zu machen ſuchen müßte; genug, ich erinnerte mich an die Weiſe, wie man ſelbſt die Sträußerweiber behandeln müßte, wenn man ihnen nichts abkaufen will, und ſagte, halb nach ihr zurück blikkend: je vous remercie, mon bon enfant. *) — Vous en êtes le maître, **) ſagte ſie empfindlich, und verſchwand wie ein Blitz. Einige Minuten nachher ſah ich ein paar junge Fremde in einer kleinen Entfernung, aber ohne ſie aus den Augen zu laſſen, hinter ihr her gehen.

Für Fremde ohne Erfahrung ſind dieſe die gefährlichſten. Sie glauben oft mit Lebensgefahr ſolch ein vermeintes junges Weib beſuchen zu müſſen, und der vorgebliche Mann iſt ein verkleideter Friſeur oder noch etwas Schlechteres, mit dem ſie die Beute theilen. Ihre Netze ſind auch immer nur für Fremde ausgeſpannt, die ſie auf den erſten Blick kennen.

---

*) Sehr verbunden, liebes Kind.

**) Nach Gefallen.

So wandelte hier Hang, Reitz und Aufforderung zu allen Arten von Genuß umher, und mitten durch das Gewimmel kam, eh' ich mirs verſah, ein von der Gicht gekrümmtes Weib auf allen vieren gekrochen, die an den Füßen Socken und an den Händen — Pantoffeln hatte. Pantoffeln, um ſich die Hände nicht wund zu gehen, und ſie gleich frey zu haben, im Fall man ihr einen Sous geben wollte. Ihr freyes und offnes Auge bewies, daß ſie ihre ſchreckliche Krümmung entweder vergeſſen, und daß ſie ihr gutes Einkommen davon hatte, oder daß ſie, um die Krücken zu erſparen und auf ihnen minder gebrechlich und rührend einher zu ſchwanken, lieber dieſe empörende Stellung angenommen und ſich allmählich daran gewöhnt hätte. Trotz dem Mißtrauen, das hier und unter dieſen Menſchen jeden Augenblick neue Nahrung gewinnt, kann man ſich doch nicht enthalten, Unglückliche dieſer Art durch ein Geldſtück für die wahrhaft tragiſche, aus Mitleid und Freude zuſammen geſetzte Empfindung, daß man nicht ſo iſt, wie ſie, zu belohnen.

Eine andre, noch rührendere Art von Betteley, ſah ich ferner hier. Ein Sohn von funfzehn bis ſiebzehn Jahren hatte ſich vor einen Karren mit zwey Rädern geſpannt, auf welchem ſeine kranke Mutter ſaß und die Vorübergehenden flehend anblickte. Der Karren war ſchwer, die Mutter auch, und der junge Menſch ſchwach. Der Schweiß lief an ihm herunter und alle Augenblicke hielt er an, um Athem zu ſchöpfen. Unter Fünfen, die vorbey gingen, gab ihm oder der Mutter gewiß Einer, und ich ſah an allen Geſichtern, daß dieß Beyſpiel kindlicher Liebe wirkte. Patience, mon fils, ſagte die Mutter zu ihm: la mort nous délivrera bientôt de nos peines! *) — Ah, ma mère! **) antwortete dann der Sohn, mit einem tragiſchen Accent, den ich erſt bemerkte, als ich ihm ſchon gegeben hatte.

Man kann beſtändig darauf rechnen, die Nation durch Züge dieſer Art zu gewinnen. Es iſt gewiß, daß die Verderbtheit derſelben nicht in ihrem Herzen liegt. Dieſes iſt offen gegen alles Gute, Schöne und Rührende, und wenn es unterdrückt wird, ſo iſt es das raſche Blut, die Nachahmungsſucht, die verderbende Feſſel der Deſpotie und die Henkershand des Bedürfniſſes, ſey es eingebildet oder hergebracht, wirklich oder unablehnbar. Daß dieſer Sohn von einer wohlhabenden Bettlerinn gedungen ſeyn könnte, fiel den Vorübergehenden erſt ein, als die erſte Ueberraſchung ihres Herzens vorüber war, und als ſie ſich erinnerten, daß ſie mitten in Paris unter einer ungeheuren Maſſe von Liſt, Betrug und Gaunerey wären. So kann der Gute wie der Böſe Vortheil aus den erſten Uebergängen und dem erſten Feuer der Nation ziehen, wenn man Mittel findet, dem Geiſte oder dem Herzen aufzufallen.

---

*) Hab nur Geduld, Kind, der Tod wird uns bald von unſerm Elende befreyen.

**) O, meine gute Mutter!

Daß es mit jener kranken Mutter und ihrem Sohne nicht ganz richtig ſey, ſchloß ich daraus, daß die Mutter ihre tragiſche Anrede und der Sohn ſeine eben ſo tragiſche Antwort auf jeder Station in eben dem Accent, mit eben dem Mienenſpiel wiederholten und dadurch bewieſen, daß es nicht die augenblickliche Aeußerung des Ge-

fühls

fühls von ihrem Jammer, ſondern eine auswendig gelernte Floskel war.

Während ſich nun hier dieſe mannichfachen Gruppen drängten, rollte in der mittlern breiten Allee die große und die halbgroße Welt vorüber; erſtere in prächtigen Equipagen, mit Jokeys voran und zwey Bedienten hintenauf; letztere in Kabrioletten, mit einem Neger hinter ſich. Ich ſtand eine Zeit lang an der Seite und muſterte die Geſichter in denſelben. Die meiſten wurden nur durch ihre ſchönen Wagen bedeutend; edle Geſichtszüge, ſchöner Bau, Offenheit und Heiterkeit waren äußerſt ſelten und nur in den Kabrioletten ſah ich zuweilen einen frohen jungen Mann mit ſeiner Frau oder ſeiner Maitreſſe; aber zweifelhaft blieb es immer, ob dieſer Frohſinn nicht bloß aus dem ſchimmernden Kabriolett, aus dem Neger oder aus dem glatten Engländer, der voran flog, geſchöpft war.

Ich ging nun auf die rechte Seite hinüber und trat abermals in eine ganz neue Welt. Hier ſtand eine Doppelreihe von Stühlen, auf welche ſich das Alter und die Jugend, die Schönheit und Häßlichkeit beyder Geſchlechter von den höhern Klaſſen niedergelaſſen hatte. Es war eine höchſtanziehende bunte Allée, aber mehr für den Zeichner mit Bleyſtift, als für den Zeichner mit Worten. Hier ſaß die Marquiſe bey der Kaufmannsfrau, das Opernmädchen bey dem Geſchäftsträger einer ganzen Nation, der alte runzelvolle Wucherer bey dem jungen vollbäckigen Verſchwender, die decente Tochter bey der koketten Mutter, friſche, geſunde Kinder, wie Engel, um kränkliche Eltern: kurz, Widerſpruch und Harmonie, Schminke und friſche Wangen, Leben und Tod ſaßen hier in Eintracht bey einander und hatten endlich einmal alle einerley Zweck. Das Gewimmel, das ſich zwiſchen der Doppelreihe hindrängte, war nicht minder mannichfaltig. Hier ſah ich, was für eine Menge kranke und ſchwächliche Perſonen in Paris vorhanden ſind, und an Sonntagen kann man dieß am beſten ſehen, weil da die arbeitſamen Klaſſen aus ihren Käfichen herabſteigen. Hier ſah ich auch, daß man in Paris in gewiſſen Ständen *wirklich* ſchwanger werden kann: ein Umſtand, den man deßhalb in Zweifel ziehen könnte, weil man oft in beſſern Geſellſchaften von funfzig Perſonen, kaum Einen gebornen Pariſer antrifft. Ich habe dieſelbe Bemerkung auch in Wien gemacht.

Ich drängte mich in dieſer Allee von Stühlen einigemal auf und ab, ſetzte mich eine Zeit lang und ging ſodann die Boulevards weiter hinunter. Aber bald war alle Lebhaftigkeit verſchwunden. Ueber die Straße Menilmontant hinaus werden die Bäume kleiner, die Kaffee- Speiſe- und Bierhäuſer ſeltener, die Spatziergänger eiliger und dünner. Errathen Sie, welch einem verheerenden Ungeheuer ich mich näherte? Die Baſtille ſtieg nach und nach vor meinen Augen empor. Ihre Mauern und platten Thürme, von der hereinbrechenden Dämmerung ſchwärzer gemacht, ſtanden wie Felſen da, und das ganze, nach Verhältniß niedrige, plumpe, in einander geſchobene Mauerwerk gab den Anblick einer ungeheuren Kröte, die ihren Gift über ganz Frankreich ausſpritzt, und Freyheitsſinn, Offenheit und Moralität von ſeinen fähigen und braven Bewohnern ſo lange entfernt halten wird, als ſie einen Stein auf dem andern behält.

So ſchloß ſich der merkwürdige Halbzirkel der alten Boulevards mit einem Denkmale der Furcht vor dem Könige, wie er mit einem Denkmale der Furcht vor Gott anhob: mit einem Staatsgefängniß und mit einer Kirche. Die Verweſer des erſtern thun alles für ſich, was ſie für ihr Oberhaupt zu thun vorgeben, und die Verweſer der letztern thun das Gleiche. Das Volk bezahlt beyde dafür, daß ſie es zu fürchten machen, und beyde ſetzen ihm im Namen ſehr erhabener Weſen den Fuß auf den Nacken. Wenn es gehorcht und bezahlt, ſo darf es ſich auf dem Raume zwiſchen beyden ergötzen, doch nicht ohne Beſorgniß, daß man ſelbſt ſeine Freude mißtrauiſch ausdeuten möchte. Der Mouchard iſt da, wenn es ſich freuet, der Beichtvater, wenn es ſich gefreuet hat. Die Wohnungen, worauf bey Verſtoßungen beyde deuten, ſind finſter und verſchlingen auf ewig.

Laſſen Sie uns die Blicke von dieſen Uſurpatoren des Blitzes und des Zepters wegwenden.

Die Stolzen und Habſüchtigen unter ihnen haben die Welt verdorben. In Frankreich haben ſie Gelegenheit, ſich am giftigſten auszubreiten, und darum mit iſt deſſen Hauptſtadt der verderbteſte Fleck auf der Welt geworden.

Es war neun Uhr, als ich vor der Baſtille umkehrte und meinen Rückweg antrat. Ich fand das Vaux-Hall d'été erleuchtet, ging hinauf, ſah Feuerwerk und Tanz, und ſetzte mich darauf mit einem alten egoiſtiſchen Weltbürger zu ein paar Schüſſeln in eine Laube. Wir plauderten bis um zwölf Uhr und gingen endlich, ohne uns gefragt zu haben, wer und von wannen wir wären, friedlich und zufrieden auseinander.

Siebenter Brief.

Spatziergänge. Ihre Mannigfaltigkeit. Das Palais der Tuilerien. Ein fürchterliches allegorisches Ritterſpiel, von Katharinen von Medicis darin gegeben. Der Garten der Tuilerien. Sein alter Zuſtand. Uebermüthige Lakeyen. Einer davon gibt einer Prinzeſſinn öffentlich einen Schilling. Jetziger Zuſtand des Gartens. Beſchreibung. Das Publikum des Gartens. Geheime verliebte Beſtellungen. Oeffentliche Mädchen. Eine, dem Garten der Tuilerien eigne Klaſſe derſelben. Volksfeſt am Ludwigstage. Großes Koncert. Markt. Zwey verloren gegangene Kinder.

Ich bin Willens, Lieber, Ihnen allmählich eine Schilderung von den Spatziergängen in Paris zukommen zu laſſen. Es gibt ihrer eine große Menge, aber ich fürchte nicht, daß ich Ihnen bey dem zweyten werde wiederholen müſſen, was ich Ihnen beym erſten geſagt habe: denn, ſoviel ihrer ſind, ſo ſehr ſind ſie in Abſicht des Lokale, des Publikums, das dahin kommt, der Zeit, wo es dahin kommt und der Genüſſe, die es da findet, unter einander verſchieden. Anziehend ſind alle für den Beobachter, und wenn der eine weniger mannigfaltig und prächtig iſt, als der andere, ſo biethet er dagegen wieder Stoff zu Bemerkungen dar, die der andre nicht veranlaßt. Die Boulevards kennen Sie, wie ich hoffe, ihren charakteriſtiſchen Zügen nach, aus einigen meiner vorigen Briefe, es bleiben mir nun noch die Tuilerien, die Champs Eliſées, der Garten des Pallaſtes *Luxembourg*, der Pont neuf (den ich nothwendig, wenigſtens für Fremde, für einen Spatzierort erklären muß) der Garten des Arſenals, der Jardin du Roi, und endlich das Palais Royal, als die berühmteſten und beſuchteſten Spatziergänge innerhalb der Mauern von Paris übrig. Für die Menſchenkunde überhaupt und für die Kunde von Paris und der Pariſer insbeſondere hat jeder ſein eigenes Intereſſe, das ich vielleicht ſo glücklich bin, Ihnen ſo lange durch Worte anſchaulich zu machen, bis Sie es mit eigenen Augen ſehen und finden werden.

Der Garten der Tuilerien iſt der älteſte und war der berühmteſte in Paris ſo lange, bis das Palais Royal mit ſeinen neuen Anlagen hervorging. Der alte Garten deſſelben, ſo lebhaft er auch war, konnte doch nie mit dem Garten der Tuilerien in Abſicht der Menge von Spatziergängern und ihres Glanzes verglichen werden, aber jetzt hält dieſer mit dem neuen Garten jenes den Wetteifer nicht mehr aus. Er iſt immer noch ſo ſchön, ſo ehrwürdig, kühl und ſchattig als ſonſt; aber der Geſchmack der Pariſer hat ſich geändert, und ſie ziehen jetzt die kleinen Bäumchen des Palais Royal, um welche her aber Luxus, Kunſt und Lebensgenuß glänzende Spaliere gezogen haben, dem majeſtätiſchen Walde der Tuilerien vor, der nur friſches Grün, plätſchernde Springbrunnen, und trockne Alleen darbiethet.

Das Palais des Tuileries, zu welchem der Garten gehört, war auch noch bis in den Anfang des laufenden Jahrhunderts ein Wunder der Baukunſt und der Pracht in Paris; aber die Werke Ludwigs des Vierzehnten und Funfzehnten, die eins über das andere, nach dem reinern und prächtigern Geſchmacke in der Baukunſt, hervorgingen, haben ihn im Range weit zurück geſetzt, und niemand erwähnt ſeiner in dieſer Rückſicht mehr. Angelegt wurde er von der Königinn Katharina von Medicis gleich nach der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, auf einem Platze, wo vorher Ziegelbrennereyen waren, von denen er auch den Namen beybehalten hat. Er beſtand bloß aus dem großen, viereckigen Pavillon in der Mitte, von welchem nach der Rechten und Linken zwey Flügel geradeaus liefen, die, nach dem Garten zu, jeder eine Terraſſe und an jedem Ende einen kleinen Pavillon hatten. Heinrich der Vierte erweiterte ihn und lehnte unter andern die große Gallerie daran, die ihn mit dem Louvre verbindet; Ludwig der Dreyzehnte verzierte und erhöhete ihn und Ludwig der Vierzehnte that das Gleiche. Unter ihm bekam der große Pavillon in der Mitte, der nur mit beſcheidenen joniſchen und korinthiſchen Säulen geziert war, noch die vermiſchte Säulenordnung und eine Attique.

Jene fanatiſche Königinn, welche die Schreckniſſe der Pariſer Bluthochzeit anordnen und ausführen konnte, hatte ſogar die grauſame gute Laune, die Scenen, die vier Tage nachher unter Blut und Mord gegeben werden ſollten, allegoriſch unter Spielen und Tänzen aufführen zu laſſen, und gerade in dieſem Palais, das ihr Lieblingswohnſitz geworden war. Es iſt ſo viel Genie in dieſer fürchterlichen Allegorie, es iſt eine antiquariſche Seltenheit dieſes Pallaſtes, und die Geſchichtſchreiber erwähnen ihrer bey der Geſchichte der Bartholomäusnacht ſo flüchtig, daß eine Schilderung davon Ihnen hier nicht unwillkommen und wohl gar ganz neu ſeyn kann.

Im großen Saale der Tuilerien war rechter Hand das Paradies vorgeſtellt, welches drey geharniſchte Männer bewachten. Dieß war Karl der Neunte und ſeine beyden Brüder. Linker Hand war die Hölle, vollgepfropft mit jungen und alten Teufeln und Teufelchen, die in ewiger Bewegung herumſprangen und trippelten und tanzten und tauſend Schalksnarrenſtreiche machten, während ein Theil von ihnen ein Rad, mit kleinen Glocken behangen, herumwirbelte. Ein Fluß trennte die Hölle von dem

Paradieſe. Charon zeigte ſich in ſeinem Kahn an dem Ufer deſſelben. Hinter dem Paradieſe an dem einen Ende des Saals waren die eliſäiſchen Felder, in einem ſchönen Garten dargeſtellt, voll der herrlichſten Blumen, unter welchen Nymphen, aus der Blüthe des Hofes gewählt, in reizenden Gewändern umherflatterten. Hier ward auch das Empiräum unter einem großen Rade mit den Himmelszeichen, den Planeten und einer Menge kleiner Sterne vorgeſtellt, die künſtlich erleuchtet waren. Dieſes Rad war in immerwährender Bewegung, und mit ihm drehete ſich auch der Garten herum. Im Saale tummelten ſich Haufen von Chevaliers errans *), die alle aus den Hugonotten gewählt waren. Sie waren theils ganz geharniſcht, theils trugen ſie Livree und an ihrer Spitze war der König von Navarra (nachmals Heinrich IV) und der Prinz von Condé. Sie

---

*) Ich überſetze errans nicht, weil, wie Sie ſehen, ſelbſt dieß Beywort hier allegoriſch war. Unſer „irrend“ hat den Doppelſinn nicht.

ſtrebten, das Paradies zu erobern, um zu den Nymphen im Garten vorzudringen; aber die drey Wächter des Paradieſes ſchlugen ſie immer zurück und ſchickten diejenigen von ihnen, an denen ſie eine Lanze gebrochen, oder denen ſie einige Schwertſtreiche gegeben hatten, in die Hölle, wo ſie von den kleinen und großen Teufeln in Empfang genommen wurden. Als ſie alle erlegt und in der Hölle waren, wurde dieſe verſchloſſen. In dem Augenblicke ſtiegen Merkur und Amor aus den Wolken herab, von einem großen Hahne getragen; Merkur, von dem berühmteſten Sänger damaliger Zeiten, Etienne le Roy, vorgeſtellt, ſang und redete die drey Wächter des Paradieſes an, und ſtieg ſodann wieder auf. Nun hohlten die drey Ritter die Nymphen aus den eliſäiſchen Feldern und tanzten einen ſehr heitern, liebeathmenden Tanz mit ihnen, der über eine Stunde dauerte. Sodann wurden jene Ritter aus der Hölle befreyt, aber um unter ſich ſelbſt zu metzeln. Als dieß Gefecht vorbey war, wurde eine Pulverſchlange um eine Fontaine in der Mitte gezogen, angezündet und Blitz und Rauch vertrieben alles aus dem Saale. Das Spiel war zu Ende. *)

Was meinen Sie zu dem Spiele und der Erfinderinn, lieber R**? Glauben Sie wohl, daß hier Böſes aus Gefallen am Böſen geſchah? Nein, ich kann doch nicht zugeben, daß die menſchliche Natur dieſen Grad von Bösartigkeit erreichen könnte. Die unglückliche Verſchrobenheit der Seele, die der Fanatismus immer bewirkt, der ſeine Brüder erwürgt, weil ſie ihm nicht ſo viel gelten, als Gott, handelte aus dieſem Weibe, der man, ſo haſſenswerth ſie auch erſcheint, doch die Entſchuldigung nicht entziehen kann, daß ſie, nach den Umſtänden, Verhältniſſen und eingeprägten Vorurtheilen, die ſie beſtridten, das für recht, für verdienſtlich, für gottſelig halten mußte, was ſie zu thun ſich entſchließen konnte, was ſie ſtudierte, eh' ſie es that. In der That, dieſe Königinn möchte ich nicht zunächſt retten, aber wohl die menſchliche Natur und ihren Urheber; und wenn ich dieß gern möchte, ſo werde ich dadurch noch nicht dem berüchtigten Hans des Caures, Rektor der Schule zu Amiens, gleichen, der eine Ode zum Lobe der Bartholomäus-Nacht ſchrieb, aber es als verrucht und ſündlich tadelte, daß die Weiber ſeiner Zeit kleine Spiegel an den Gürteln trugen.

---

*) Memoires de l'Etat de la France ſous Charles IX. Tom. I. p. 362. Ein ſehr ſeltnes Buch. Eſſais hiſt. p. Saintfoix Tom. II.

Der Garten der Tuilerien war von jeher der Sammelplatz der großen und feinen Welt von Paris, und die Spatziergänger in demſelben waren deſto erleſener, je näher damals der Hof noch war und je öfter der König und die ganze königliche Familie dahin kamen. Unter Heinrich IV wimmelte er zu jeder Tageszeit von Herren und Damen und der Luxus, der damals ſchon tiefe Wurzel gefaßt hatte, zeigte ſich dort in ſeinem ganzen verführeriſchen Schimmer. Es gab damals ſchon Weiber, die für den bloßen Schnitt einer Robe 100 Livres bezahlten, ſchon Herren, die zwölf bis zwanzig Bedienten im Gefolge hatten, und ſie alle an den Eingängen des Gartens zurück ließen, wo ſie unüberſehliche

Heere bildeten und ſich mit Zank, Neckereyen und boßhaften Streichen die Zeit vertrieben, die oft blutig wurden, weil es ihnen damals noch erlaubt war, Degen zu tragen.

Dieſer Garten war der Lieblingsſpatziergang Heinrichs IV und noch den Morgen des Tages, wo er ermordet wurde, war er in demſelben.

Unter Ludwig XIV ſtieg der Garten an Glanz und war faſt ausſchließend für den Hof und was damit zuſammen hing. Er wurde erweitert, verſchönert, wie alles, was dieſer König in ſeinen Schutz nahm. Er war die Schule des Luxus in Kleidung und Equipagen, und man kann keinen Schriftſteller der damaligen Zeit leſen, worin man nicht ſeiner mit Extaſen erwähnt fände. In demſelben drängte ſich der verſchwenderiſche Hof, die flimmernden Hofherren und Damen und vor demſelben prächtige Karoſſen und Hunderte von Bedienten. Letztre waren eben ſo übermüthig auf den Dienſt ihrer Herren, wie dieſe auf den Dienſt des Königs, und der Stolz der Sklaverey zeigte ſich ſo drükkend, als der Stolz der Herrſchaft, von welcher ein Deſpot, den ſeine Sklaven beherrſchten, das Scheinzepter führte. Die kindiſchen Pariſer, die ewig die Narren ihrer Augen ſind, ſtanden, den Hut unter dem Arm, an den Geländern der Terraſſen umher, ſahen zu, wie ihr prächtiger Herr und ſeine eben ſo prächtigen Großen ſpazieren gingen und ließen ſich, wenn ſie aus dem Garten traten, von den Bedienten der letztern necken und mißhandeln.

Ein hiehergehöriger Zug aus jenen Zeiten übertrifft alles, was man ſich Uebermüthiges und Unverſchämtes denken kann. Ein Lakey wettete mit ſeinen Kameraden um eine Flaſche Wein, daß er dem erſten Frauenzimmer, die aus dem Garten käme, den Rock lüften und einen Schilling geben wollte. Man nahm die Wette an und wartete voller Schadenfreude auf die Ausführung. Bald kamen zwey Damen. Alle Augen ſind auf den Wagehals gerichtet und damit er ſich nicht anders beſinnen ſoll, erhitzen ſie vollends ſeinen Ehrgeiz durch Zweifel an ſeinem Muth. Die Damen kommen näher, der Kerl ſpringt auf ſie zu, greift die eine davon, und thut, was er zu thun verſprochen hat. Die

Dame,

Dame, außer ſich vor Scham und Wuth, fällt ihm in die Haare, ihre Begleiterinn thut daſſelbe, ſie ſchreyen und halten ihn feſt, daß er ſich nicht unter das Getümmel der übrigen Bedienten verlieren kann. Es kommen ihnen einige Herren zu Hülfe und man erkennt in ihnen die Prinzeſſinn von Armagnac und die Marquiſe von Villequier. Die Prinzeſſinn hatte den Schilling bekommen. Der Kerl ſollte gehenkt werden, kam aber mit dem Halseiſen und der Galeere davon.

Dieſe Ungezogenheit der Bedienten war aber in der That nur Nachahmung von derjenigen, die ſich ihre Herren zu Schulden kommen ließen. Die Begriffe von Wohlſtand waren damals ſelbſt in den höchſten Ständen noch nicht ſo verfeinert, als ſie es jetzt zu Paris in den unteren ſind, und ich werde Ihnen bey einer andern Gelegenheit einige ſprechende Belege dazu mittheilen.

Von der Zeit an, wo der Hof nach Verſailles übergepflanzt wurde, verlor der Garten zwar an Pracht und Uebermuth; aber er ward deſto lebhafter und mannigfaltiger. Die Pariſer bemächtigten ſich ſeiner ganz, und jeder wohlgekleideten Perſon ward der Eingang verſtattet. Nur Savoyarden, Schuhputzer und Laſtträger durften, am Ludwigsfeſte ausgenommen, nicht hinein und nicht hindurch, und dieſe Einrichtung hat ſich bis dieſen Sommer erhalten, wo man einſehen lernte, daß ein Laſtträger in ſeiner Art wohl ſo viel werth ſey, als ein Hofmann. Er ſteht jetzt für jedes Alter, für jeden Rang und jeden Stand offen.

Sein geräumiges Lokale, das Tauſenden von Spaziergängern freyen Umlauf both, ſeine ſchattigen Alleen und ſeine abwechſelnden Ausſichten nach der Seine und auf den Weg nach Verſailles, waren es nicht allein, was das Getümmel in demſelben unterhielt. Die Könige von Frankreich ſind nie zurückhaltend mit ihren Wohnungen geweſen, weil dieſe, wie alles in Frankreich, zunächſt mit beſtimmt waren, geſehen zu werden. Sie waren es auch nicht mit ihrem Vergnügen, an dem jeder wohlgekleidete Mann beſtändig Antheil nehmen durfte. Das Theater der Tuilerien diente lange Zeit der Comédie Françoiſe und iſt jetzt noch das Théatre de Monſieur. Der große Saal (Salle des Machines) iſt der Hörſaal des Concert ſpirituel, und der Wachſaal (Salle des Gardes) iſt für die Konzerte eingeräumt, welche die Olympiſche Geſellſchaft, die eigentlich im Palais Royal ihren Sitz hat, hier zuweilen gibt. So trugen dieſe Anſtalten zur Unterhaltung des Publikums im Palais von jeher dazu bey, die Menge nach dem Garten deſſelben zu ziehen.

Wenn Sie aus dem mittlern Pavillon des Pallaſtes heraustreten, ſo breitet ſich vor Ihnen und zu Ihrer Linken und Rechten ein weiter und ſehr bunter Geſichtskreis aus. Zu Ihrer Linken haben Sie die Seine, das Invalidenhaus, das Palais Bourbon und eine Strecke von der lebhaften Heerſtraße nach Verſailles. Vor Ihnen dehnt ſich der Garten ſelbſt aus, der in künſtlich gezeichneten, mit Buchsbaum umzogenen Beeten, Blumen und Stauden aller Art Ihrem Geſichte wie Ihrem Geruche darbiethet. In der Mitte derſelben iſt ein weites Baſſin, aus welchem ein hoher Waſſerſtrahl emporſchießt, der im Falle zerſtäubt und von der Sonne angeſchienen, in tauſend ſchimmernden Brillanten herabfällt. Weiterhin biethet ſich ein ſchwarzer Wald Ihrem Blicke dar, der in Alleen abgetheilt iſt, wovon die mittelſte und breiteſte Ihre Blicke bis zum Platze Ludwigs des Funfzehnten und ſeiner Statue und über dieſe hinweg durch die Champs Eliſées hin bis zu den prächtigen Büreaux der Barriere von Neuilly vordringen läßt. Zu Ihrer Rechten und Linken umgeben geräumige, mit eiſernem Gitterwerk verſehene Terraſſen den Garten und die, worauf Sie ſtehen, bekränzen Meiſterwerke der Bildhauerkunſt von Eſpignola, Mouteau, Coyzevox und Couſtou dem Aeltern. Um das Baſſin her ſtehen vier große Marmorgruppen, ebenfalls von berühmten Meiſtern. Die Gänge ſind mit Sand angegeben, feſt geſtampft und werden täglich mehreremal benetzt, damit ſie nicht ſtauben.

Aber dieſer Theil des Gartens iſt nicht der anziehendſte, weil man darin nicht vor der

Sonne geſchützt iſt, man eilt über ihn hin und tritt in die Kühlung der dunkeln Alleen, welche die andern zwey Drittheile des Gartens einnehmen. Die Bäume ſind alt, hoch und ſo enge gepflanzt, daß kein Sonnenſtrahl zwiſchen ſelbige hinabdringen kann. Die mittelſte Allee und die Nebenalleen auf beyden Seiten ſind heller und haben die meiſten Spaziergänger. An den Bäumen ſtehen Stühle und Bänke zum Niederſetzen. Der Stühle gibt es Tauſende, die von Leuten angeſchafft ſind, welche ſie um zwey Sous vermiethen. An Tagen, wo die Zahl der Spaziergänger nicht ſo ſtark iſt, ſtehen dieſe Stühle in einzelnen Haufen aufgeſchichtet da, und man kann nach ihrer Menge die Menge der Spaziergänger berechnen, die ihrer bedürfen. Sie ſind bloß von Holz und mit Stroh geflochten und geben nicht den vornehmſten Anblick.

Fünf Alleen ausgenommen, drey in der Mitte und zwey auf jeder Seite des Gehölzes, ſtehen die übrigen Bäume bunt unter einander und ſind der Schnur nicht unterworfen worden. Unter denſelben ſind hier und da Raſenſtücke angebracht, die gewartet und begoſſen werden und beſtändig ein friſches Grün darbiethen. Auf denſelben ſitzen oder liegen Gruppen von Spaziergängern beyderley Geſchlechts und ſpielen kleine Spiele oder leſen einander vor, oder ſchwärmen Kinder mit ihren Wärterinnen umher, oder ſchlafen Menſchen von niedrigern Klaſſen. Dieſe ländlichen Partieen machen einen angenehmen Kontraſt mit dem großſtädtiſchen Prunk in den Hauptalleen, der ſich auf ſandigen Wegen ſchauträgt oder zur Schau ſetzt.

Wenn Sie aus der mittlern Allee herauskommen, ſehen Sie einen weiten offnen Platz und einen zweyten Springbrunnen vor ſich. Hinter Ihnen ſtehen, an einem grünen Gitterwerke, acht Figuren von Marmor, von Le Gros und Couſtou dem Aeltern; von letztern beſonders eine Veſtale, einer Antike nachgeahmt, die ſehr ſchön iſt. Der Platz wird auf beyden Seiten von den beyden, hier in Form eines Hufeiſens einander entgegen laufenden Terraſſe bis auf eine gewiſſe Entfernung beſchränkt, durch welche hier Sie einen Theil vom Platze Ludwigs des Funfzehnten und den prächtigen Weg nach den Barrieren von Neuilly überſehen. Zu den Terraſſen führen breite, prächtige Treppen hinan, und von oben herab haben Sie eine der ſchönſten Ausſichten in Paris. An dem Ende beyder Terraſſen ſtehen einander gegenüber zwey Flügelpferde von Marmor, wovon das eine die Fama und das andre den Merkur trägt. Beyde ſind von Coyzevox und Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt. Von einem zum andern läuft der Pont Tournant und der Graben, über welchen ſie führt, ſchließt hier den Garten der Tuilerien, der immer das ſchönſte Werk des berühmten Naturverbeſſerers Le Notre bleiben wird.

An den Terraſſen zur Rechten hin finden Sie Kaffeehäuſer und Traiteurs. Sie ſind nicht ſo glänzend, als im Palais Royal; aber bey den Traiteurs ißt man wenig wohlfeiler, als bey den dortigen Reſtaurateurs, und man hat noch die Unbequemlichkeit, daß man in kleine finſtre Stübchen eingeſperrt wird, die ausſehen, wie Kellerkammern und keinen freyen Blick in den Garten hinaus erlauben.

Nichts iſt angenehmer, als einen ſchönen Morgen in dieſem Garten zuzubringen; aber die Pariſer ſchlafen ſo lange, daß vor neun Uhr kein Menſch darin anzutreffen iſt. Der Garten wird auch, als eine Folge davon, ſelten vor halb acht Uhr geöffnet, ſo wie die Kaffeehäuſer auf der Terraſſe rechter Hand. Vor einigen Tagen wollte ich an einem ſchönen Morgen hinein, und ungeachtet es ſchon nach ſechs Uhr war, koſtete es mir Mühe und Geld, den Schweizer zu bewegen, daß er mir das Gitter aufmachte. In den Kaffeehäuſern ſchlief noch alles und ich mußte mit meinem Frühſtücke bis gegen neun Uhr warten. Ich war über zwey Stunden am ſchönſten Morgen in dem reitzendſten Garten von Paris ganz allein. Il n'y a perſonne *) ſagte der Schweizer, als ich ihn erſuchte, mir aufzumachen, und Sie ſehen aus dieſen Worten, die mich abſchrecken ſollten, wenn und warum man hauptſächlich in Paris ſpazieren geht.

Nach neun Uhr finden ſich allmählich mehr Menſchen ein, aber der gröſte Theil davon bleibt

---

*) Es iſt noch kein Menſch darin.

auf der Terraſſe vor den Kaffeehäuſern. Nur einzeln kommen ſie herab und ſetzen ſich mit einem Buche im Gehölze nieder. Gegen zehn Uhr kommen Kindermädchen und Kinder und nehmen einen langen Raſenplatz ein, der längs der Terraſſe rechter Hand hinläuft. Nach eilf Uhr kommen ſchon Leute aus höhern Ständen, beſonders Damen mit ihren Freunden und Hunden, in geſchmackvollem Neglige, und dieſe halten ſich meiſt in der Allee auf der rechten Seite des Gehölzes. In dem Mittelpunkte deſſelben gehen einzelne verliebte Paare, die ſtrengen Männern oder Müttern oder Vätern entwiſcht ſind und hier, ſtatt einer Meſſe, froh und ſchüchtern ganz andre Dinge hören. Ich muß geſtehen, daß für Ausflüchte dieſer Art, das Lokale ganz eigene Reize hat. Um dieſe Zeit kommen auch ſchon Mädchen von zweydeutigem Gewerbe hieher; aber ſie benehmen ſich ſehr anſtändig, und ſind alle von den beſſern Klaſſen. Wer kein geübtes Auge hat, unterſcheidet ſie wegen ihres ſaubern und geſchmackvollen Anzuges ſchwerlich von rechtlichen Weibern und Mädchen und wer von dem liebeſüchtigen Weſen der Pariſerinnen von weiten gehört hat, hält ſie wohl für junge Weiber, die hier auf eine anſtändige Art auf Abenteuer ausgehen, und denen es nur um einen angenehmen Spaziergang mit einem unbekannten jungen Manne zu thun iſt. In dieſer Idee kann man dadurch leicht beſtärkt werden, daß man ſie oft Männern, die ſie anreden, Wort und Arm verweigern ſieht. Aber ſie geben dem einen, deſſen Aeußeres weder ſchön noch reich iſt, den Korb, um den andern, der beydes iſt, deſto gewiſſer anzukirren. Jedes Handwerk hat ſeine Geheimniſſe, und dieſes hat hier die feinſten, ſtudierteſten und gefährlichſten.

Bis zwey Uhr hält dieß Publikum hier an, aber nach dieſer Zeit zerſtreut es ſich wieder, und ich bin oft zwiſchen drey und vier Uhr ſo allein hier geweſen, als zwiſchen ſieben und acht Uhr. Am zahlreichſten wird es aber von fünf Uhr an und das größte Gewimmel iſt in den drey Hauptalleen. Die Leute, die hieher kommen, ſind ſorgfältig gekleidet, und ich habe bemerkt, daß beſonders die alten Herren und Damen, die den vorigen Glanz der Tuilerien noch geſehen haben, in ihrem ganzen altmodiſchen Staate hier noch erſchienen. Vor zehn Jahren noch kam kein

Herr ohne Degen, und keine Dame ohne Bouffanten hieher. Man geht bloß ſpazieren oder ſetzt ſich unter den Alleen nieder, ohne zugleich zu genießen, wie im Palais Royal. Leute, die Hunde haben, aber meiſt nur von der Bürgerklaſſe oder von der franzöſiſch-angliſirenden Stutzerheerde ſind, werfen ihren Hunden Steine und Stöcke in das grose Baſſin und laſſen ſie heraus holen. Das Baſſin iſt in ſolchen Fällen mit jungen und alten Neugierigen bepflanzt.

Des Sonntags ſind die Tuilerien am lebhafteſten und glänzendſten, und ſie ſind es hauptſächlich wieder geworden, nach den blutigen und unruhigen Schauſpielen, die im Palais Royal dieſen Sommer über gegeben wurden. Aengſtliche Perſonen, beſorgte Väter und Mütter mit ihren Kindern, kommen lieber hieher, als in das Palais Royal. Die jungen Leute ſehen die Frauenzimmer minder unverſchämt an und die Frauenzimmer geben ihre Blicke minder dreiſt zurück. Dieſer Ton hat ſich ſelbſt den liederlichen Mädchen mitgetheilt, die ſich hier bey weiten nicht ſo verrathen, als im Palais Royal, nie, wie dort, allein gehen und mit den Liebhabern ungebunden ſtreiten und handeln. Eine Klaſſe iſt den Tuilerien beſonders eigen. Die Mädchen von derſelben gehen in einer anſtändigen Kleidung am Arme einer ältern Begleiterinn, die in ihrer ganzen Haltung die Mutter ſpielt, und ebenfalls ſehr anſtändig angezogen iſt, mit niedergeſchlagenen Augen auf und ab, und verlieren ſich, wenn ſie die Aufmerkſamkeit eines Mannes angezogen haben, aus den Alleen, um außerhalb des Gartens ſein Anliegen zu hören und ſich von ihm nach Hauſe führen zu laſſen.

Uebrigens verzieht ſich von neun Uhr des Abends an das Getümmel dieſes Gartens und um zehn Uhr iſt niemand mehr darin. Die Gitter an den Eingängen werden geſchloſſen, und die fliegende Brücke (pont tournant) nach dem Platze Ludwigs des Funfzehnten zu, wird angezogen.

Jährlich einmal wird in dieſem Garten ein Volksfeſt gegeben. Es iſt den Abend vor dem Ludwigsfeſte und den folgenden Tag ſelbſt. An jenem Vorabend wird ein großes Amphitheater vor dem Palais gebaut, das über zweyhundert Muſiker faßt, welche aus den Orcheſtern der Oper, des Théatre François und des Théatre Italien genommen werden, und Symphonien und Arien von ältern Franzöſiſchen Komponiſten, von Lully, Rameau ꝛc. aufführen. Dieß Jahr ward dieß Konzert, Verhinderungen von Seiten der Oper wegen, nicht am Vorabend, ſondern am Abend des Ludwigsfeſtes ſelbſt gegeben, und ein luſtiges Volk, zwanzig tauſend Köpfe ſtark, drängte ſich um das Amphitheater her. Nie muß das Feſt ſo heiter gefeyert worden ſeyn, als dieß Jahr, weil ſeit undenklicher Zeit das Volk keine ſo dringenden Urſachen zur Freude gehabt hatte. Zum Schluß ließ es ſich das berühmte Lied: Vive Henri quatre! von dem Orcheſter ſpielen und begleitete es mit Worten und Sprüngen.

Den Tag über war eine Art von Markt im Garten, wo man alles feil both, was die Neugier und das Bedürfniß des Volks befriedigen konnte. Pfefferkuchen und ſchlechte Kupferſtiche, Bratwürſte und Volksbücher, Liqueurs und Puppen, das lag oder ſtand oder wandelte in

Körben umher und Kinder und Alte wühlten darunter, kauften und verſchmäheten. Das Franzöſiſche gemeine Volk hat eine ganz andre Art ſich zu freuen, als das Deutſche, und wenn dieſes ſeine Freude in dem Betrinken ſetzt, ſo betrinkt ſich jenes bloß, um ſich deſto beſſer zu freuen; bey jenem iſt der Trunk die Freude ſelbſt, bey dieſem das Vehikel zur Freude, und es rottet ſich in Gruppen zuſammen, lacht, witzelt, neckt, vernünftelt, ladet die Vorübergehenden zur Luſtigkeit ein und küßt und umhalſet ſie. Die Damen aus der Halle hatten hier wieder das große Wort, ſchlugen aber heute einmal niemand todt, ſondern bekränzten und beſteckten die Spaziergänger, die ſich am heiterſten zeigten, mit Zweigen und Blumen.

Mitten unter dem Gewimmel von Tauſenden, lagen in der Mitte der großen Allee an einem Baume zwey kleine Buben, wovon der eine ſechs und der andere ſieben Jahr alt ſeyn konnte, hübſche, geſunde Kinder, mit ſchönen Augen und einem offnen Geſicht, übrigens ziemlich armſelig gekleidet, ohne Strümpfe und im bloßen Kopfe da. Es war ſchon nach neun Uhr, als mich eine Gruppe von Leuten, die um ſie her ſtanden, aufmerkſam auf ſie machte. Es waren verlorne Kinder. Ich fragte den Kleinern, wo ſeine Mutter wäre? Je ne l'avons pas vû depuis ce matin, (ich habe ſie ſeit heute Morgen nicht geſehen) antwortete er. Ich fragte den Aeltern, wer ſein Vater wäre? Eh mais, ſagte er: je ne ſavons pas (ach, ich weiß es nicht.) Alle Umſtehenden fragten nach und nach daſſelbe, und immer fielen dieſelben Antworten. Höchſt wahrſcheinlich ſtanden Vater und Mutter mit unter den Fragenden, um die Sous zu zählen, welche die kleinen Gauner den mitleidigen Pariſern abſtahlen, damit ſie keine unterſchlügen. Das unbeſorgte Weſen der Buben konnte einen nicht lange im Irrthum laſſen. Als ich eine Weile nachher wieder zurück kam, waren ſie verſchwunden.

Achter Brief.

Spaziergänge. Der Pont tournant. Platz Ludwigs des Funfzehnten. Die Statue dieſes Königs. Vergleichende Betrachtung darüber. Gutherziger Zug von Ludwig dem Sechzehnten. Ein Taſchenſpieler, Schüler von Voltaire. Die Champs Eliſées. Ihr Publikum. Volksſpiel. Charakter des Pariſiſchen Bürgersmannes. Traiteur.

Wenn Sie über den Pont tournant *) der Tuilerien hinüber ſind, ſo ſtehen Sie auf dem prächtigen **Platze Ludwigs des Funfzehnten**. Zu Ihrer Rechten erheben ſich die beyden großen Palläſte der Garde-Meubles, zwiſchen denen die geräumigſte Straße in Paris, rue

---

*) Der Mechanismus dieſer Brücke iſt von der Erfindung eines gewiſſen Paters Bourgeois, eines Auguſtiners, und ſehr einfach. Ein einziger Menſch kann ſie über den Graben hinüber und zurück winden. Sie iſt nur ſchmal und Karoſſen können und dürfen nicht herüber.

rue royale, nach den alten Boulevards hineinläuft, zur Linken über der Seine das Palais Bourbon und weiterhin das Invalidenhaus mit ſeinem prächtigen Dom, vor Ihnen die rieſenhafte Statue Ludwigs XV zu Pferde und hinter derſelben der friſche Baumſchlag der Champs Eliſées, zwiſchen welchen der große Weg nach Neuilly hindurch läuft.

Der Platz ſelbſt iſt der gröſte in Paris. Er breitet ſich in der Form eines Achtecks aus und iſt mit Graben umgeben, die von ſteinernen Geländern eingefaßt und auf jeder Seite mit mäßigen Pavillons, mit Zocklen, Guirlanden und allegoriſchen Figuren aufgeputzt, beſetzt ſind. Vier groſze Raſenſtücke, worein der ganze Platz abgetheilt iſt, ſollen ihm ein lachendes Anſehen geben; aber ſie ſind jetzt noch mit Quadern in unüberſehlicher Menge bedeckt, die zu dem neuen Bau der Kirche St. Madelaine de la Ville l'Eveque beſtimmt ſind, welche die rue royale durch ein rieſenhaftes Portal begränzen ſoll.

Nach meinem Geſchmack iſt die Statue Ludwigs XV die ſchönſte und korrekteſte unter allen in Paris. Die von Heinrich dem Vierten, Ludwig dem Dreyzehnten und Vierzehnten haben alle ihre in die Augen ſpringende Fehler. Heinrich der Vierte iſt zu klein auf ſeinem ungeheuern Pferde, Ludwig der Dreyzehnte zu dünne und zu lang, und Ludwig der Vierzehnte muß mit ſeinen Schenkeln die unmäßige Bauchwölbung ſeines fetten Roſſes widernatürlich umſpannen.

Das Pferd und der Reiter ſind von Bouchardon, die Basreliefs und die vier Statuen von Bronze an den vier Ecken des Piedeſtals von Pigal. Erſterer ſtarb über dieſer Arbeit und erbath ſich letztern ſelbſt zum Vollender derſelben. Beyde ſind durch dieß Werk unſterblicher geworden, als der König, den ſie dadurch verewigen wollten. Als Werk der Kunſt iſt es in der That das einfachſte und edelſte, was noch Franzöſiſche Meiſter hervorgebracht haben, in Abſicht der Beſtimmung das zweydeutigſte: denn die Inſchriften ſind zu ſchmeichelnd, als daß ſie wahr ſeyn könnten und die vier Tugenden, Stärke, Friede, Klugheit und Gerechtigkeit, welche die vier Ecken des Piedeſtals einnehmen, ſind und werden von dem Reiter gleichſam übergeritten. Das Piedeſtal iſt übrigens vom feinſten weißen Marmor, und die Einfaſſung des Ganzen iſt es auch.

Ich weiß nicht, lieber R**, ob es Ihnen auch von allegoriſcher Bedeutung ſeyn wird, wenn ich Ihnen ſage, daß der im Ganzen genommen ſehr prächtige Platz dieſes Königs und namentlich die nächſte Stelle an ſeiner Statue beſtändig mit ſehr armſeligen kleinen Buden, mit Savoyarden, die hier auf Brot warten, mit kleinen Bier- und Weinſchenken, mit Künſtlern, die Porzellain kitten, mit Springern, Equilibriſten und Taſchenſpielern angefüllt iſt: ich wenigſtens habe mir bey den kleinen Buden mit Flitterwaaren, die der Wind umwehen kann, die Armee bey Roßbach, bey den hungrigen Savoyarden, die Franzöſiſche Nation, bey den Wein und Bierſchenken die Taufen unehelicher Kinder, bey den Equilibriſten, das merkwürdige Gleichgewicht zwiſchen Einnahme und Ausgabe des Königlichen Schatzes, bey den Porzellainkittern die flickenden Miniſter, und bey den Taſchenſpielern die Hofherren und Hofdamen, oder, was einerley war, die Maitreſſen beyderley Geſchlechts gedacht, die unter dieſem Könige ſpielten und krochen. Es iſt ein Glück für die Menſchheit, daß die Weltgeſchichte ihre Helden nicht nach ihren Statuen mißt und ihre Handlungen und Charakter nicht nach den Inſchriften an denſelben ſchildert.

Ludwig der Sechzehnte iſt nicht größer, als ſein Vorfahr, aber gewiß beſſer. Er hat im Laufe ſeiner Exiſtenz eine Menge Proben davon gegeben. Als bey ſeiner Vermählung auf dieſem Platze ein Feuerwerk gegeben wurde, kamen, bey einem plötzlich entſtandenen ſchrecklichen Gedränge, Hunderte von Menſchen, theils um ihre Geſundheit, theils gar ums Leben. Den andern Tag ſchrieb er an den Polizeylieutenant, Herrn von Sartine, folgendes: „Ich habe von dem Unglück gehört, wozu ich Gelegenheit gegeben habe: ich bin davon durchdrungen. Eben bringt man mir, was mir der König*) monatlich für meine kleinen Ausgaben beſtimmt hat, nur darüber bin ich Herr und ich ſchicke es Ihnen, daß Sie es unter die Verunglückten und ihre Familien vertheilen ſollen." *)

---

*) Er war bekanntlich noch Dauphin.

Voltaire hatte zu eben der Zeit, wo er in Paris gekrönt und vergöttert wurde, einen Nebenbuhler auf dieſem Platze, der ihm mitten im Rauſche ſeiner Freude unangenehme Stunden machte: dieß war ein Taſchenſpieler. Er verkaufte unter andern kleine Broſchüren, worin er ſeine Künſte und namentlich ſehr feine Kartenkünſte lehrte: „Hier iſt ein Stück, meine Herren," rief er den Umſtehenden zu: „und es iſt mein ſtärkſtes! Ich habe es zu Ferney von dem großen Mann, dem Herrn von Voltaire gelernt, der jetzt ſo viel Aufſehen hier macht. Ich ſage

---

*) „J'ai appris les malheurs arrivés à Paris à „mon occaſion: j'en ſuis penétré. On m'apporte „ce que le Roi m'envoie tous les mois pour mes „menus plaiſirs, je ne puis diſpoſer que de cela, „je vous l'envoie pour ſecourir les malheureux."

Ihnen, meine Herren, der gibt uns allen aufzurathen! *) Ein Schadenfroh hörte dieß, trug es aus, und den folgenden Tag lief es in den größten Cirkeln von Paris umher. Man ſah Voltairen krönen und fuhr nach dem Platze Ludwigs des Funfzehnten, um ſeinen Geſellen zu ſehen. Dieſer machte ſein Glück.

Von dieſem Platze tritt man ſogleich in das reitzende Wäldchen, das die entzückten Pariſer, denen ein friſcher Raſen etwas neues iſt, die Eliſäiſchen Felder nannten. Wo Sie hinſehen, läuft eine Allee vor Ihnen hin: zur Rechten, zur Linken, vor Ihnen, ſchräg hinein. Der Theil zur Rechten iſt der beſuchteſte und hat ein vornehmeres Publikum, als der zur Linken. Hier finden Sie Kaffeehäuſer, Traiteurs, die feinere Waaren liefern, als gegenüber die Gar-

---

*) En voici un des plus curieux, Meſſieurs, que j'ai appris à Ferney de ce grand homme, qui fait tant de bruit ici, de ce fameux Voltaire, *notre Maître à tous.*

küchen, Weinhäuſer und Bierſchenken. Das Publikum auf dieſer Seite geht ſtill auf und ab und wird nur an den Abenden ſchöner Tage zahlreich. Beſorgte Mütter und Väter kommen mit ihren Töchtern und Söhnen hieher und bilden kleine Zirkel in den Alleen, die weder ſehr bunt noch ſehr glänzend, aber dafür deſto heiterer ſind. Die große Welt ſieht dieß Wäldchen nur und ſteigt ſelten aus ihren ſchimmernden Karoſſen, die den Weg zwiſchen demſelben auf und ab fliegen. Das Wäldchen zur Rechten wird von Gärten begränzt, die mit artigen Pavillons, mit Grotten und Felſenklüften beſetzt ſind und das Ganze ſehr angenehm und romantiſch machen. Am angenehmſten iſt dieß Wäldchen des Morgens, aber oft habe ich um dieſe Zeit nicht zehn Menſchen hier gefunden.

Auf der linken Seite ſind die Alleen nicht ſo ſchön, als auf der rechten, aber hier, beſonders höher nach den Barrieren hinauf, finden Sie große Raſenplätze, die des Sonntags von Bürgern und ihren Familien beſetzt ſind. Sie lagern ſich entweder in großen Geſellſchaften umher, und laſſen das junge Volk um ſich herumſpringen, oder ſie ſpielen ſelbſt Ball mit ihnen, oder ihr beliebtes Kugelſpiel. Dieß Spiel iſt ſehr alt und ſehr unſchuldig und wird von den gemeinen Leuten Cochonnet genannt. Man wirft eine kleine Kugel aus und wer mit der größern am nächſten daran zu ſtehen kommt, zieht den Gewinnſt. Eine doppelte Reihe von Zuſchauern ergötzt ſich bloß mit Zuſehen, und ihr Intereſſe beym Spiel iſt der Krieg der großen Kugeln, die einander wegſtoßen, um der kleinſten am nächſten zu ſeyn. Dieß Spiel iſt ſo einfach und gutmüthig, als der Charakter des Pariſiſchen Bürgermannes ſelbſt, der ſich unter der fürchterlichen Maſſe von Verderbtheit, in ſeiner alten Offenherzigkeit, Gutmüthigkeit und Gefälligkeit zu erhalten gewußt hat. Von dieſer Seite iſt für mich die ärmere Hälfte der Champs Eliſées weit anziehender geweſen, als die vornehmere.

Diejenigen unter den Beſuchern der Champs Eliſées, die noch etwas mehr wollen, als ſpazieren gehen oder Kugel ſpielen, finden am Ende derſelben ein großes Traiteurhaus, mit der Ueberſchrift: Jardin du Roi. Auf einem geräumigen Hofe ſtehen unter Bäumen Tiſche an Tiſche für die, die in der freyen Luft, an der Seite herum ſind; kleine Kabinette für die, die unter zwey geliebten Augen, und am Ende ein großer Saal für die, die unter Muſik und Tanz eſſen und trinken wollen. Beym Eintritt iſt ein kleines Büreau, wo man das Eſſen beſtellt und es bezahlt, neben der Küche ein geräumiges Gewölbe, wo die Speiſen kalt ſtehen, die zu haben ſind. Man wählt unter dieſen, und in wenig Minuten ſtehen ſie dampfend da. Dieſe Einrichtung habe ich bey den meiſten Pariſer Speiſewirthen gefunden. Man läßt ſich dabey zugleich den Preis jeder Schüſſel ſagen, und kann ſonach ſein Mittags- oder Abendeſſen auch zugleich nach ſeinem Beutel beſtellen.

Neunter Brief.

Spaziergänge. Der Pont neuf. Deſſen Geſchichte und Anſicht. Das Publikum an dieſer Brücke. Seine Genüſſe. Eſſen und Trinken. Satyre auf die Reſtaurateurs. Taſchenſpieler. Equilibriſten. Vögel und vierfüßige Thiere. Broſchürenhändler. Zahnarzt. Charakteriſtik ſeines Apparats und ſeiner Perſon. Umſtändliche Schilderey eines Mannes vom Pöbel. Wie ſich die unterſten Volksklaſſen zum Theil nähren. Schuhputzer. Mancherley Krämertiſche. Die Samaritaine, eine Waſſerkunſt. Der Platz Heinrichs des Vierten und ſeine Statue. Abenteuer derſelben. Groſſe Herren, die zum Scherz ſtehlen, ſeltſame Anekdote. Orangenhändlerinnen. Geflügelmarkt. Lächerliche, aber charakteriſtiſche Art zu betteln. Ausſicht vom Pont neuf.

Der Pont neuf iſt ſo berühmt und iſt es von jeher ſo ſehr geweſen, daß er mir eine vollſtändige Schilderung zu verdienen ſcheint. Dieſe Brücke vereinigt auf ihrer Oberfläche ſolch eine Menge Dinge, daß man ſie einen fliegenden öffentlichen Ort und zugleich einen Markt nennen könnte, ohne darum mit dieser doppelten Benennung erschöpft zu haben, was ſie alles faßt. Ich kann mich nicht entſchließen, unter dem Gedränge ihrer Eigenheiten zu wählen, weil ich fürchten müßte, zwar kleine aber darum doch ſehr charakteriſtiſche zu übergehn, alſo muß ich wohl vollſtändig ſeyn, um Ihnen eben durch dieſe Vollſtändigkeit gleichſam neu zu werden.

Heinrich der Dritte legte im Jahre 1579 den Grundſtein zu dieſer Brücke, aber ſie wurde erſt 1604, der dazwiſchen fallenden bürgerlichen Unruhen wegen, vollendet. Heinrich der Vierte hat den größten Antheil an dieſem Bau und dafür den Platz ſeiner Verewigung hier gefunden. Die Geſtalt, worin ſie jetzt in Abſicht ihrer Oberfläche erſcheint, hat ſie erſt ſeit 1775. Sie ruht auf zwölf Bogen und iſt mit der ganzen Feſtigkeit und Gründlichkeit jener Zeiten angelegt. Quader ſcheint an Quader gegoſſen und das Ganze bringt einen, bey ſeiner Unverwüſtlichkeit, auf die Idee, daß man ſich vor dem Strömchen Seine (denn die berühmte Seine iſt nur ein wenig ſtärker, als die unberühmte Spree) zu ſehr gefürchtet habe. Indeſſen, die Brücke ſollte nicht ſo wohl dem Drucke der Seine widerſtehen, als ein prächtiges Werk der Baukunſt für eine prächtige Hauptſtadt ſeyn. Sie läuft von der Kaye de la Mégiſſerie zur Kaye des Auguſtins in einer Länge von 170 und in einer Breite von 12 Toiſen hinüber, hat in der Mitte einen geräumigen gut gepflaſterten Fahrweg, und auf beyden Seiten erhöhete, breite mit Steinplatten belegte Trottoirs für die Fußgänger. Eine hohe ſteinerne Einfaſſung läuft auf beyden Seiten hinüber. Ueber jedem Pfeiler, in einen halben Mond herum, iſt eine Schweifung, die mit artigen Pavillons für Kaufmannsgewölbe beſetzt iſt. Sie verbindet die „Ville“ mit der „Cité“ und dieſe mit der Vorſtadt „St. Germain.“

Wenn man von der Gallerie des Louvre den Quay de l'école herabkommt, ſo hat man dieſe Brücke in ihrer ganzen Ausdehnung, und das Gewimmel um und auf derſelben in ſeiner ganzen Mannigfaltigkeit vor ſich. Zu ihren Füßen am Fluſſe ſelbſt ſtehen lange, ſchwimmende Waſchhäuſer, worin Hunderte von Wäſcherinnen vom Morgen bis an den Abend beſchäftigt ſind, Wäſche, ſtatt auszuwaſchen, auszuklopfen, oder auszuſcheuern, und das Geräuſch ihrer Bläuel mit dem Geſchnatter ihrer gröbern oder feinern Kehlen verbunden, fällt einem luſtig und widerlich zugleich in die Ohren. Die ſchwarzen hölzernen Dächer ihrer Waſchkähne, und das hohe dunkle Pfahlwerk der Samaritaine, zwiſchen welchen ſich die Pumpen eines Saugwerks knirrend und ſeufzend auf und ab bewegen, gibt dem Anblicke viel Abenteuerliches.

Ehe man auf die Brücke ſelbſt kommt, muß man ſich durch ein Gedränge von Menſchen, das hier zu keiner Tageszeit abreißt, oft mit Verluſt von irgend etwas, das man in der Taſche hat, hindurch winden: denn das Publikum, das ſich hier herum treibt, iſt das liederlichſte und ärmſte in Paris, wie ſeine Beſchäftigungen die niedrigſten und ſeine Genüſſe die elendeſten ſind. Auf die Beſuche des Pont neuf mögen wohl zunächſt die Knöpfe berechnet ſeyn, welche einem die hieſigen Schneider unverlangt an die Uhrtaſchen ſetzen, damit man ſie zuknöpfen und ſo ſeine Uhr vor gewiſſen geſchmeidigen Fingern in Sicherheit ſetzen kann. Hier ſtehen oder liegen Tagelöhner aller Art, Schuhputzer, Kohlenträger, Schiffer, Laſtträger, Savoyarden von beyderley Geſchlecht herum und was ſie zu ihrem Lebensgenuſſe und zu ihrer Kleidung brauchen, iſt hier auch zum Verkauf ausgelegt und aufgeſtellt. Hier ſteht ein Tiſch, worauf Flicklappen von allen Farben, von allen Zeugen, alt und minder alt (denn neu iſt nichts) ausgelegt ſind. Bekommt die Jacke eines Savoyarden ein Loch, ſo ſucht er ſich einen dazu paſſenden Lappen für einen oder zwey Sous, geht damit zu einer „Ravaudeuſe," deren an den Ecken mehrere ſitzen, und die ſich hauptſächlich vom Strümpfeſtopfen nähren, und läßt ſich für noch einen Sous den Lappen auf das Loch ſetzen, ſo iſt ihm geholfen. Hier ſtehen zwey oder drey Buden, worin er ſeinen Durſt löſchen kann. Citronenſchaalen ſind in große Flaſchen gethan, Waſſer iſt darüber gegoſſen, und ein Glas von dieſem Getränke wird ihm für einen Liard gereicht. Will er und kann er ſich eine größere Güte thun, ſo geht er zu einem andern Tiſche, worauf Flaſchen mit den gemeinſten Liqueurs ſtehen und um zwey Sous wird er mit einem Spitzgläschen bedient. Will er zu Mittag eſſen, ſo tritt er in eine andere Bude, wo auf irdenen, zum Theil zerbrochenen, Tellern kaltes Fleiſch und kaltes Zugemüſe, als Linſen, Erbſen, Bohnen ſtehen. Die Beſitzerinn derſelben iſt ein altes ſchmutziges Mütterchen, das ihm mit einer ſchwarzen Gabel und einem eingeroſteten Meſſer eine Portion anrichtet, die ſie ihm entweder in die Hand ſteckt, oder, wenn er ein vertrauter Mann iſt, auf einem Teller verabfolgen läßt, womit er ſich in die Sonne ihr gegenüber ſetzt, ſeine Kniee zum Tiſch, ſeine Finger zur Gabel und ſeine Zähne zum Meſſer macht. Die Bude iſt mit einem groben Segeltuch überzogen, das an der Stelle, unter welcher die Kohlpfanne ſteht, ſchwarz geräuchert iſt. An der Rückſeite der Bude hat ein ſatyriſcher Schuhputzer mit ſeiner Schuhſchwärze, in großen, windſchiefen Buchſtaben gemahlt: *RESTAURATEUR!*

Hat ſich ſolchergeſtalt der Tagelöhner mit Speiſe und Trank gelabt, ſo laden ihn andre Dinge zum geiſtigen Genuſſe ein. Hier ſteht ein Tiſch mit Vaudevillen, alten Romanen und Volksgeſchichten, das Stück um zwey Sous zu kaufen und um einen Liard zu leſen. Für Auge und Verſtand zugleich ſorgt ein Taſchenſpieler oder ein Equilibriſt oder ein Doktor der Kartenkünſte mit ſeinem Hanswurſte. Dieſer hat die witzigſten Einfälle, einen unverwüſtlichen Buckel und eiſerne Ohren, über die es unbarmherzig hergeht, wenn ſeine ſatyriſche Laune ſeines eignen Herrn nicht ſchont. Seine Kenntniſſe in der Naturgeſchichte kann er vor den Gewölben vermehren, worin man vierfüßige Thiere und Vögel und Federvieh aller Art feil hat, und deren hier drey bis vier dicht an einander zu finden ſind. Seine Grundſätze in der Politik kann er befeſtigen oder ändern, nach den politiſchen Blättern, die hier die Broſchürenhändler ausrufen, und von denen ſie, um Käufer zu bekommen, die anziehendſten mit lauter Stimme vorleſen. Seinen Geſchmack in der Baukunſt kann er an der herüberſehenden prächtigen Faſſade des Louvre, und ſeinen Geſchmack in Equipage und Anzug an den modiſchen Karoſſen und ihrem modiſchen Inhalte, die über die Brücke in das Théatre François fliegen, üben und verfeinern.

Iſt er krank, ſo darf er nur zu dem Marktſchreyer gehen, der ihm dort ſehr wohlfeile Medicinen, wovon die meiſten nicht einmal brauchen

ein-

eingenommen zu werden, anbiethet und um zwey bis drey Sous verkauft. Hat er Zahnweh, ſo kann er davon eben ſo bald befreyt werden: denn an jener Ecke ſteht ein kleines, ſchwarzes, runzeliges Männchen, bey dem er Hülfe findet. Dieſer Doktor hat ſich das eine Ende von der Bank einer Obſthändlerinn gemiethet, wo er ſeinen Apparat aufgepflanzt hat. Ein Käſtchen, achtzehn Zoll lang und zehn Zoll breit, faßt alle ſeine Pulver und Tinkturen, und in einem Futteral von zerfreſſenem Chagrin ruht ſein Pelikan. Um das Ganze hat er eine dreyfache Kette von anſehnlichen Backenzähnen, wie eine Guirlande geſchlungen. Sein Rock war ehemals ſcharlachroth und ſchattirt jetzt ſtark ins Blaue, und die Näthe ſind an den Rändern weiß. Ein Poſtillon d'Amour von rothgewordnem ſchwarzen Bande flattert ihm über Schultern und Bruſt herab und hängt mit einem ungeheuren plattgedrückten Haarbeutel, der an den Ecken das weiße Unterfutter herdurch ſchimmern läßt, und mit Puder und Staub, vom Regen zu einer grauen Rinde verdickt, überzogen iſt, brüderlich zuſammen. Ein kleiner Hut mit einer ehemals weißen Feder, die jetzt ſchwarzgrau iſt, ruht auf einer

Perrücke von Pferdehaar, ſenkt die eine Spitze nach der rechten Schulter herab, und läßt die andre zum Himmel empor ſteigen. Das ganze Figürchen geht vor ſeinem Kram mit untergeſchlagenen Armen hahnenhaft auf und ab, und was dieſer Haltung an Ernſt und Stolz abgeht, erſetzt ein großer Bart, der acht Tage alt iſt, und eine Uhrkette mit raſſelnden Berlocken, die über die Hälfte des Schenkels herabfällt. Der Schuhputzer läßt ſich aber von dieſem verblaßten Glanze, aus dem ſchimmernden Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten nicht abhalten, dem Künſtler für einen ausgebrochnen Zahn, nur drey oder vier Sous in die Hand zu drücken und erwartet dafür noch obendrein ein verbindliches Kompliment über ſeinen Muth und ſeine Unerſchrockenheit, welches er mit einer Lobrede auf die ſanfte und gefügige Hand des Meiſters zu erwiedern gezwungen iſt.

Ich kann nicht umhin, Ihnen das Aeußere der ehrenwerthen Männer, die hier herum liegen, auf Arbeit warten und den Lohn ihrer Arbeit hier auch durchbringen, zu zeichnen. Ich nehme den erſten, den beſten, der mir vor die

Augen kommt. Er iſt aus der Klaſſe derer, die man Commiſſionnaires nennt, und bey weiten noch nicht von der geringſten. Sein Geſicht iſt zigeunerartig, der Mund groß, die Zähne ſchön, die Augen ſchwarz, die Braunen dick und buſchicht. Die Haare hat er hinten ſtumpf mit der Scheere abgeſchnitten und ein Büſchel iſt länger, ein anderer kürzer; auf dem Wirbel ſind ſie an der Haut weggemähet. Sein Hut iſt weder rund noch dreyeckig, hat aber von beyden Formen etwas, weil er ihn zuweilen abnehmen, gewöhnlich aber damit ſchlafen muß. Er iſt ſehr ſchlapp, und mit allerley gröbern oder feinern, ſchwärzern oder gelbern Filzlappen geflickt, durch deren Näthe aber doch hier und da Büſchel ſeines ſchwarzen Haares durchgeſchnellt ſind. Er hat eine braune Jacke an, die ebenfalls Flicken an Flicken zeigt, welche aber ſämmtlich der braunen Farbe nahe kommen und meiſt braunroth, kramoiſin, dunkelgelb und feuerfarb ſind. Die Weſte iſt weiß, ſchwarz oder grün, denn man ſieht nicht, welches die Grundfarbe iſt, und die Knopflöcher derſelben ſind, wie die an der Jacke, aufgeriſſen und mit Haarnadeln erſetzt, oder mit Bindfaden zugehenkt. Er hat lange Matroſenhoſen vom gröbſten Zwillig an, weiß und roth geſtreiſt und durch einen ähnlichen Gürtel über die Hüften befeſtigt. Strümpfe ſah ich ſo wenig, als ein Hemd, denn die Füße ſind bis in die Holzſchuhe bloß, aus welchen rothe Lappen hervorſehen, und die Bruſt iſt auch nackend bis zum Nabel. Schließlich iſt dieß Weſen in einem ewigen Kriege mit den kleinen Thieren begriffen, welche die Grönländer ſo gern eſſen.

Solche Menſchen ſitzen oder ſtehen hier Hunderte umher und haben hier ihren ganz eigenen Lagerplatz und Verdienſt. Was ſie alles thun, um ſich zu nähren, ſchließen ſie aus folgenden Zügen:

Einige verlieren ſich in die Straßen von Paris und durchſuchen den Kehricht; andre gehen auf die Promenaden, auf die lebhafteſten Plätze und ſuchen Stecknadeln, Haarnadeln und dergl.; andre durchſuchen die Rinnen mitten in den Straßen, nach Stücken von Eiſen oder Meſſing, die von den Pferden, ihren Geſchirren oder von den Karoſſen abfallen. Um ſich nicht Hände und Arm zu beſchmutzen, bedienen ſie ſich dazu eines ellenlangen Stäbchens, womit ſie die Pfützen durchſtören und ſo fein fühlen, als die Schnecken mit ihren Fühlhörnern; andre leſen auf den Märkten Kohlblätter, unreifes Obſt, Strohhalmen ꝛc. zuſammen und machen dieß, z. B. bey Leuten, die Kaninchen halten, zu Gelde. Dieſe Menſchen wiſſen nie, wenn ſie erwachen, wovon ſie den Tag leben werden, und kommt der Abend, ſo haben ſie alle gegeſſen und getrunken. Nur in dieſer Stadt, unter ſolch einer Menge Einwohner, wo man alles verkauft und alles bezahlen muß, können ſich Leute von dieſer Art erhalten.

Dieſes Publikum alſo hält den Auftrit zum Pont neuf vom Morgen bis an den Abend beſetzt und rechtliche Leute winden ſich ſchnell durch daſſelbe hin, um die Trottoirs zu gewinnen, auf welche jene ſelten kommen. Hier eröffnen ſich neue Scenen. An denſelben ſitzen die Schuhputzer mit ihren Bänken und mit ihrem ganzen Apparat von Bürſten, Schuhwachs, Oel, Schnallenpulver. Neben ſich haben ſie auf einem Stabe eine Tafel aufgeſtellt, worauf ihr Name ſteht, z. B. Mange - Pain tond et coupe les chiens, et ſa femme va-t-en Ville. An dem Geländer der Brücke hin ſtehen Tiſche mit Waaren aller Art, alle zum gemeinen Gebrauch, bepackt und belegt: z. B. mit Zopfband, mit Pfefferkuchen, mit Stöcken, mit allerley Figuren aus Wachs, Holz, Pappe, mit ſchlechten Kupfern, mit alten Büchern u. ſ. w. Aber die Pavillons, deren ich oben erwähnt habe, legen feinere Waaren aus, als Uhrketten, ſilberne Schnallen, allerley Galanteriewaaren u. ſ. w.

Wir ſind dreyßig Schritte auf die Brücke hinauf und ſtehen vor der Samaritaine. Dieß iſt eine Waſſerkunſt, die auf hohen Grundpfählen ruht und, mittelſt Pumpen, das Waſſer aus dem Fluſſe heraus hebt und für die Tuilerien, das Louvre, und das Palais Royal aufnimmt und dahin vertreibt. Es iſt ein ſchmales, viereckiges Gebäude, das hoch über die Brücke hervortritt und einen kleinen Thurm mit einer Uhr und einem Glockenſpiele hat. Darunter iſt eine vergoldete Gruppe angebracht, die Chriſtum und das Samaritiſche Weib beym Brunnen Jakobs vorſtellt, woher das Ganze den Namen hat.

Der Brunnen iſt durch ein Baſſin vorgeſtellt, in welches aus einer Muſchel Waſſer über drey Abſätze rauſchend herabfällt, darunter ſtehen die Worte aus der Vulgata, angewandt auf die Beſtimmung dieſer Waſſerkunſt: Fons Hortorum, Puteus aquarum viventium.

Weiterhin ſtehen immer noch Tiſche mit geringen Waaren aller Art, oder Kaufleute, die ihr ganzes Magazin in einem Korbe an der Hand tragen oder in ein Winkelchen zu ihren Füßen abgelegt haben. Das Gedränge der Hin- und Hergehenden erſteigt hier ſeine höchſte Lebhaftigkeit.

Jetzt ſtehen wir vor der Statue des guten Heinrichs und der Platz vor derſelben trägt von ihm ſeinen Namen. Hier hat die Brücke einen Abſchnitt und wir ſtehen auf feſtem Boden, auf der Spitze der Inſel nämlich, die ehemals ganz Paris ausmachte und jetzt die Cité heißt. Sie theilt die Seine in zwey Arme und die Brücke ſelbſt fängt erſt bey der Kaye des orfévres wieder an und führt über den zweyten Arm des Fluſſes vollends nach der Vorſtadt St. Germain und namentlich in die Straße „Dauphine“ hinüber.

Das Quadrat, auf welchem die Statue Heinrichs des Vierten ſteht, iſt mit ſtarken Quadern an der Seite der Brücke aus dem Fluſſe heraufgemauert und mit einem ſtarken Geländer und einem eiſernen Gitterwerk eingefaßt. Auf einem Fußgeſtelle von feinem weißen Marmor, an deſſen vier Ecken Figuren von Sklaven ſtehen. (die mit menſchlichern und paſſendern Emblemen verziert werden ſollten, weil dieſer König mehr durch Volksliebe als durch Kriegsthaten glänzen wollte) erhebt ſich ein mächtiges Roß von Bronze und auf dieſem die Figur des Königs. An den vier Seiten des Piedeſtals ſind lange, viel zu prächtige Inſchriften für den kindlichen Charakter dieſes angebeteten Mannes, angebracht, die mehr den Witz der Verfaſſer, als ſeinen Werth darſtellen.

Heinrich IV hatte viel widrige Schickſale: das Roß, worauf er nach ſeinem Tode in Bronze fortleben ſollte, hatte ihrer nicht minder. Es iſt nicht das Werk eines Franzöſiſchen, ſondern eines

Italieniſchen Künſtlers, Johanns von Bologna, eines Schülers von Michel Angelo. Ferdinand von Toskana ließ es gießen, um ſich ſelbſt darauf ſetzen zu laſſen, aber er und der Gießer ſtarben über der Arbeit. Koſmus der Zweyte ließ das Pferd von einem Peter Tacca ausarbeiten und machte Marien von Medicis, Heinrichs des Vierten Wittwe, ein Geſchenk damit. Unterwegs ſcheiterte das Schiff, worauf es überbracht werden ſollte, und das Roß lag über Jahr und Tag im Grunde des Meeres. Endlich wurde es mit großen Koſten herauf gewunden und nach Paris geſchafft, wo Düpres den Auftrag erhielt, die Figur des Königs dazu zu verfertigen. So kam das Ganze erſt im Jahr 1635 zu Stande. Uebrigens iſt weder Roß noch Reiter von einem richtigen und ſchönen Verhältniſſe; aber man überſieht dieß ſehr bald, und hält ſich an die heitern und gütigen Züge des Königs, die kein Pariſer ohne Entzücken anſehen und kein Fremder ohne Rührung vorbeygehen kann.

Da ich einmal in die Geſchichte dieſer Statue zurück gegangen bin, ſo erlauben Sie mir, Ihnen einen Zug zu erzählen, der damit zuſammenhängt und Ihnen zugleich einen der verſprochenen Winke über den Uebermuth und die Art ſich zu ergötzen bey den ältern Franzöſiſchen Großen geben wird.

Zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten hatte der Herzog von Orleans eine ſeltſame Art von Vergnügen aufgebracht: die großen Herren gingen auf den Pont neuf und — beſtahlen die Vorübergehenden. Die Grafen von Rocheſort und Harcourt und der Chevalier von Rieux mit einigen andern Hofherren fielen, nach einem luſtigen Trinkgelage, darauf, ſich dieß Feſt zu machen. Der Chevalier von Rieux und der Graf von Rochefort hatten keinen großen Geſchmack am Stehlen ſelbſt, ließen alſo ihre Freunde thun, und ſtiegen mittelſt des aufgehobenen Vorderfußes, der Steigbügel und des Zaumes am Pferde Heinrichs IV, auf daſſelbe und ſetzten ſich vor ihn, um die Diebesſtreiche der Andern zu beobachten. Dieſe hatten einigen Vorübergehenden die Mäntel abgenommen. Es ward Lärm, und bald erſchienen die Stadtwächter auf der Brücke. Die Macht war ungleich, alſo liefen die erlauchten Diebe davon. Jene auf dem Pferde wollen eiligſt hinterdrein. Der Chevalier von Rieux tritt auf den Zügel des Pferdes, dieſer bricht und er fällt auf die Quadern hinab. Der Schmerz erpreßt ihm einen Schrey und ſogleich ſtehen die Wächter vor ihm, finden ihn ohne Beſinnung auf dem Boden ausgeſtreckt und ſeinen Freund noch auf dem Pferde, der kläglich ſein Schickſal erwartet. Man bringt beyde nach dem Chatelet, und nur auf ſehr kräftige Fürſprache kamen ſie mit einem viermonatlichen Verhafte davon. Der Kardinal Mazarin war ein Feind des Grafen von Rochefort, und es fehlte wenig, ſo hätte ihn dieſer Eulenſpiegelſtreich auf das Schaffot gebracht.

Das Trottoir unmittelbar vor der Statue iſt mit Buden beſetzt, wo alte Mütterchen Orangen, Citronen, Feigen, Melonen und andre feinere Früchte in der allerhöchſten Schönheit feil haben. Dieſe alten Frauen ſind ſehr ſtolz auf ihren Standpunkt, nennen ſich Dames de la Place d'Henri IV, und wiſſen von ihren Großmüttern zu erzählen, daß ſie ſchon hier dergleichen Früchte feil gehabt hätten. Sie ſchlagen nicht vor, wie ſonſt die Krämer und Kaufleute von Paris, und laſſen auf ihre Waaren nicht handeln. Es iſt, als ob die Gegenwart jenes Königs alles um ihn her gleichſam heiligte.

Der Platz vor der Statue nach dem Platze Dauphine zu, iſt der geräuſchvollſte des Pont neuf, weil hier von den Kayen des Horlogers und des Orfévres und von jenem Platz her Schaaren von Fußgängern zuſammentreffen und ſich nach der Vorſtadt St. Germain oder nach der Ville hin erſt vertheilen müſſen. Der Reſt der Brücke iſt wiederum, wie der Anfang, mit Buden und Tiſchen aller Art beſetzt, und das Trottoir zur Linken führt auf den Geflügelmarkt, wo Tauſende von Hühnern, Gänſen, Enten und Truthähnen theils todt aufgeſchichtet, theils in Stiegen über einander gedrängt, zum Kaufe zu haben ſind; und das Trottoir zur Rechten auf das berühmte Bijouteriegewölbe Petit Dunquerque, das, bis zur Eröffnung eines zweyten im Palais Royal, von Poix menu unterhalten, alles übertraf, was man an Reichthum, Pracht, Luxus und Kunſt in der Welt ſehen konnte.

Auf dieſem Platze drehete ſich dieſen Sommer ein ſeltſamer Bettler herum. Er hatte den einen Arm bis zum Ellenbogen und den andern bis zum Knöchel verloren. Da ihm dieß Unglück zu gemein ſchien, als daß es die Aufmerkſamkeit und Wohlthätigkeit der Pariſer mit Nachdruck erwecken könnte: ſo verband er folgende Anſtalten damit. Er zog ſich hanswurſtmäßig an, ſtellte ſich auf Stelzen, nahm eine Violine zwiſchen ſeine Stumpen und ſpielte das bekannte Volkslied: Vive Henri quatre. Nach jedem Kouplet rief er: Meſſieurs pour l'amour de ce bon Roi! Dieß wirkte eben ſo ſtark, als wenn er pour l'amour de Dieu gebeten hätte. Mir ſcheint dieſe Spekulation auf die Liebe des Volks zu dieſem Könige ſehr charakteriſtiſch und echt Franzöſiſch.

Uebrigens iſt die Ausſicht vom Pont-neuf eine der abenteuerlichſten und anziehendſten, die es geben kann. Zur Rechten ſehen Sie, ſo weit das Auge reicht, Mauer an Mauer, Giebel an Giebel, Schornſtein über Schornſtein, und in der Dämmerung iſt es Ihnen, als ob ſich der Fluß zwiſchen einer hohen, unüberſehlichen Felſenkette ein Bett gegraben hätte; zu Ihrer Linken ſehen Sie auf beyden Seiten prächtige Palläſte, das Louvre, die Tuilerien, das Münzhaus, den Pallaſt Bourbon, den prächtigen Dom des Invalidenhauſes, vor ſich den Pont Royal, und hinter dieſem die ſchwarzen Bäume in dem Garten der Tuilerien und das friſche Grün der Champs Eliſées, während auf dem Fluſſe ſelbſt ein mannigfaltiges Gewimmel von Kähnen und kleinen und größern Schiffen, und das Getümmel der Waſchweiber und der Waſſerträger ſich Ihren Blicken darbiethet.

Zehnter Brief.

Spaziergänge. Garten des Palais de Luxembourg. Beſchreibung deſſelben. Die Karthäuſer. Verunglückter Luftball des Abbee Miolan. Wortſpiel mit ſeinem Namen. Jardin du Roi. Naturalienkabinett. Büffons Statue. Angenehmer Pavillon und Ausſicht von da herunter. Das Arſenal. Donnernde Inſchrift. Der Garten deſſelben.

Der Garten des Palais Luxembourg hat wiederum in Abſicht ſeines Lokals und ſeines Publikums manche Eigenheit, die ihn nicht minder merkwürdig macht, als die Tuilerien.

Wenn Sie über den Pont neuf hinüber kommen, ſo ſind ſie in der Straße Dauphine, einer der lebhafteſten von Paris. Sie gehen dieſelbe hinab, wenden ſich links in die Straße des Foſſés St. Germain, gehen über einen kleinen Platz und treten in die Straße Tournon, laſſen das Théatre François zur linken und ſteben mit einigen Schritten vor dem Palais Luxembourg, das lange eins der ſchönſten und prächtigſten in Paris war, jetzt aber mit ſtarken Schritten ſeinem Verfall entgegen gehet. Der Anblick deſſelben hat etwas großes, männliches und ehrwürdiges, das durch ſeine Regelmäßigkeit und richtigen Verhältniſſe auf jeden, der noch ſo wenig in der Architektonik bewandert iſt, ſtark wirken muß. Es iſt ſeit langer Zeit nicht mehr bewohnt. Schon der Kardinal Richelieu verkaufte die ſchönſten Statuen daraus und neulich iſt auch die berühmte Gallerie von Rubens, abgenommen und nach dem Louvre geſchafft worden, wo ſie einen Platz in dem anzulegenden großen Muſeum finden ſoll. Der jetzige Beſitzer des Pallaſtes, Monſieur, Bruder des Königs, thut nichts zu ſeiner Unterhaltung und hat noch vor wenig Jahren die Hälfte des ſchönen Gartens in eine Einöde verwandeln laſſen, die jetzt durch eine Mauer von dem Reſte getrennt iſt, und ungemäht und wild da liegt. Wo ſonſt prächtige Bäume ſtanden, wächſt jetzt ein dürres, ſparſames Gras. Achtung für Alter, Größe und Schönheit gilt dem einreißenden Finanzgeiſte für nichts und ſie kleidet doch die Großen ſo trefflich.

Sie

Sie gehen über den großen Hof und treten in ein prächtiges Veſtibüle, das Sie in den Garten ſelbſt führt. Vor Ihnen breitet ſich ein einfaches, aber geſchmackvoll gezeichnetes Parterre aus, das mit Blumen und Stauden aller Art beſetzt und mit hohen Buchsbäumen eingefaßt iſt. Auf beyden Seiten deſſelben, beſonders auf der rechten, verliert ſich Ihr Auge in dunkle Alleen, die den Alleen der Tuilerien nichts nachgeben, und dieſe ſind der Sammelplatz der Spaziergänger, die hieher kommen.

Ihre Anzahl iſt an keinem Tage und zu keiner Tageszeit ſtark. Es ſcheint der Garten des Nachdenkens zu ſeyn. Hier ſehen Sie zwey bis drey ſtille Männer gehen, die beſcheiden ſprechen und ſtreiten. Dort ſitzen andre einzeln, mit einem Buche oder einer Schreibtafel in der Hand. In jener Allee laufen andre eiligſt und wie vom Dichtergeiſte geplagt hin und her. Hier ſpielen Kinder auf dem grünen Raſen und Mütter und Ammen ſind in ihrer Mitte gelagert; dort ſitzt eine Geſellſchaft ältlicher Damen, die einander entweder vorleſen, oder die ſtricken oder ſonſt etwas um die Hand nehmen. Ganz im

Hintergrunde ſtiehlt ſich ein zärtliches Paar umher, das vielleicht aus dem entfernteſten Viertel der Stadt eine Beſtellung hieher verabredet hatte. Alles iſt ruhig, heiter und genügſam. Nach vier Uhr, wenn das Théatre François aufgehen ſoll, habe ich es hier immer am lebhafteſten gefunden.

Der Faſſade des Pallaſtes gegenüber bemerken Sie ein Gitterwerk und hinter demſelben ſcheinet ein friſches Grün und treten ſchöne Alleen hervor. Es iſt der Garten der fetten Karthäuſer, die ſich hier nach und nach zu einem irdiſchen Paradieſe verholfen haben. Sie machten den Anfang mit acht Zellen und haben jetzt ein pallaſtähnliches Kloſter und einen fürſtlich groſſen und ſchönen Garten inne. Durch Faſten und Gebeth haben ſie das wenigſte davon bekommen. Sie ſind aber auch nicht hochmüthig dadurch geworden: denn ſie ſchicken immer ihre Brüder noch betteln.

Nach der Genügſamkeit des Publikums, das dieſen Garten beſucht, ſind auch die Anſtalten für körperliches Bedürfniß in demſelben eingerichtet. Ein einziger Traiteur wohnt an dem Ausgange des Gartens nach den Karthäuſern hin und einige kleine Kabinette und Lauben faſſen ſeine Gäſte.

Im Jahre 1784 war dieſer Garten vielleicht zum erſten und letzten Mahl Zeit ſeiner Exiſtenz mit Tauſenden von Menſchen angefüllt. Es war um die Zeit der Raſerey mit den Luftbällen. Ein gewiſſer Abbee Miolan und Gehülfen, wollten auf dem öden Platze hinter dem Garten, von dem ich Ihnen oben geſagt habe, einen ungeheuern Ballon ſteigen laſſen, und hatten ſeit Monaten ganz Paris dazu eingeladen und gebrandſchatzt. Eine Menge Menſchen aller Alter und aller Klaſſen drängte ſich auf dem Platze und in dem Garten ſelbſt, von eilf Uhr Vormittags bis fünf Uhr Nachmittags. Es war eine außerordentliche Hitze, die Lebensmittel waren aufgezehrt, alles Waſſer, aller Wein getrunken, und immer ſtieg der Ball nicht. Endlich kochte das wilde Blut der Pariſer auf, ſie zerriſſen und zertraten den Ball, zerſtreuten den ganzen Aparat, und wollten die Luftſchiffer ſelbſt ins Feuer werfen, aber ſie entkamen. Doch, wenn ſie dem Zorn ihrer betrognen Landsleute entgingen, war es nicht der Fall mit ihrem Spotte, ihrer Satyre und ihrem Witze. Gaſſenlieder, Karrikaturen und Kalambours verfolgten ſie, und endlich fand ein launiger Sylbenſtecher in dem Namen Abbee Miolan, Ballon abîmé. Als die Pariſer erſt lachten, ließ ſich der Luftſchiffer auch wieder öffentlich ſehen, nach dem Grundſatze Mazarins, der, als er irgend eine neue Auflage gemacht hatte, ſeinen Vertrauten fragte: Was ſagen die Pariſer dazu? — Gnädigſter Herr, ſie ſingen, erwiederte der Vertraute — O, wenn ſie ſingen, bezahlen ſie gewiß *) verſetzte der Kardinal. Und in der That, an dem Tage, wo man die Entfernung Neckers erfuhr, ſang kein Menſch in Paris.

Wenden wir unſre Blicke von jener luſtigen Erfindung, die weniger durch ihre Ausführung im Großen, als durch die chemiſchen Data im

---

*) Les Pariſiens qu'en diſent ils? — Monſeigneur, ils chantent. — S'ils chantent, ils payeront.

Kleinen, woraus ſie hervorging und auf die ſie führte, merkwürdig und nützlich geworden iſt. Ich will Sie zu einem Schauplatze bringen, wo die Natur in aller ihrer Schönheit, Mannigfaltigkeit und Unerſchöpflichkeit thront und der Taſchenſpielereyen, die der Menſch mit einigen ihr abgelauſchten Künſten treibt, gleichſam ſpottet: ich meine zu dem großen Naturalienkabinett und deſſen einzigem Garten, dem ſogenannten Jardin du Roi oder des Plantes.

Wir gehen durch das Palais Luxembourg zurück, die Straße de Vaugirard rechts hinauf, über den Platz S. Michel, durch die rue projettée, vor der prächtigen, rieſenhaften neuen Kirche Ste. Geneviève, (die uns jetzt nichts angeht, da wir die Natur aufſuchen wollen) ohne uns aufzuhalten vorbey, ſuchen die Straße Coupeaux, ſchlagen die Straße du Jardin du Roi ein, und ſtehen mit einem Mahl vor einer prächtigen, pallaſtmäßigen Anlage, in welche uns ein Schweizer gefällig hinauf führt und uns einem Aufſeher überläßt, der uns den erſten großen Saal aufſchließt. Am Eingange verweilen wir uns bewundernd vor der Statue des Grafen von

Büſten, aus dem Genie und unter dem Meißel Pajou's mit einer echten griechiſchen Simplicität hervorgegangen. Eine leichte Draperie umſchwebt die männlich ſchöne Figur und auf dem Fußgeſtelle derſelben leſen wir die Worte: Majeſtati naturae par ingenium. Vier große Säle thut man uns nach einander auf. Im erſten ſind die Schätze des Pflanzenreichs, im zweyten des Mineralreichs und im dritten und vierten des Thierreichs, blendend und durch ihre Menge, ihre Merkwürdigkeit, Unerforſchlichkeit und Majeſtät betäubend, niedergelegt. Geſtehen wir, lieber N**, daß wir hier in dem Tempel der Gottheit ſind, wo jeder Halm, jede Faſer, jeder Kryſtall zu einem rührenden und überzeugenden Prediger gegen die Narren wird, die da glauben, es ſey kein Gott. Ich leſe in Ihrem trunknen Auge, daß man hier nur bewundern, und nicht beſchreiben kann.

Wir gehen hinunter in den Garten, und eine geräumige, oben dicht verwachſene Allee, führt uns mitten in eine ganz fremde Natur. Alles, was an Aſiatiſchen, Afrikaniſchen und Amerikaniſchen Pflanzen durch die Europaiſche

Sonne und durch unſre ärmlichen Stellvertreter der Sonne, durch die Oefen, emporgebracht werden kann, ſehen wir um uns her grünen und bluhen, mit Sorgfalt gewartet und gepflegt. Was für unſre ſchärfere Luft zu zart iſt, wird in Treibhäuſern hinter Glas oder unter Glocken gezogen, und wir kommen an Beete, die uns durch ihren Wohlgeruch bald an den Ganges bald nach Othaheite verſetzen. Seinen Glanz und ſeinen Reichthum hat dieſer Garten ebenfalls dem unſterblichen Fleiße Büffons zu danken.

Wir gehen linker Hand eine Terraſſe hinauf, die uns zwiſchen zwey Treibhäuſer hindurch an den Fuß einer Anhöhe führt, zu welcher wir den ſpirallaufenden Weg hinan gehen. Auf dem Gipfel dieſes Hügels finden wir einen ſehr geſchmackvollen Pavillon, von welchem aus wir einen Theil der ungeheuern Häuſermaſſe, Paris genannt, auf beyden Seiten und vor uns die Seine und hinter dieſer, ſchöne Gärten, Luſtſitze und ferne Anhöhen, in Nebel gehüllt, mahleriſch vor uns ausgebreitet erblicken. Wir ſind müde und verlieren uns hier, einſam auf eine Ruhebank gelagert, in dem Anſchauen der vor dem Auge aufgethürmten Menſchenwerke und in dem Nachgenuß der frohen Rührung, in die uns vorhin die Muſterung der Natur verſetzte. Dieß iſt eine Stelle, lieber R**, die man immer wieder aufſucht, man mag auch noch ſo ſehr durch den ſchmeichleriſchen Sinnenkitzel der verfeinertſten Hauptſtadt in der Welt irre geleitet oder verwöhnt worden ſeyn.

Der berühmte Naturforſcher Faujas de St. Fond, wohnt nur einige Schritte von dieſer Anhöhe und mit ihm habe ich auf derſelben manche ſehr lehrreiche und angenehme Stunde zugebracht. Wir hatten beyde nicht ein und ebendaſſelbe Fach, aber er hörte mir ſo gefällig zu, wenn ich ihm von dem Menſchen erzählte, als ich ihm lehrbegierig zuhörte, wenn er mir von der Natur erzählte. Unſre Bemerkungen ſtießen ewig auf denſelben Punkt zuſammen.

Wenn man von dem Hügel herunter kommt, hat man vor ſich einen andern, ländlichern, der mit Raſen und ſchattigen Bäumen verziert iſt; und linker Hand ein artiges, ganz neu erbautes Amphitheater für naturhiſtoriſche Vorleſungen, die aber noch nicht im Schwunge ſind.

In dieſem Theile des Gartens habe ich nie über drey oder vier Menſchen angetroffen, und faſt immer waren es Fremde, die bloß ſehen, und nicht zugleich geſehen werden wollten, wie die Pariſer. In der vorhin erwähnten großen Allee habe ich an ſchönen Abenden mehr Menſchen gefunden, die ſich darin auf und abdrückten und alles, was ſie Seltenes umgab, ganz vergeſſen zu haben ſchienen.

Die andern Theile des Gartens ſind offen und der Sonne ausgeſetzt, die nicht durch Bäume verhindert werden ſoll, die Fremdlinge, die auf ihre Ziehe warten, auf zu bringen. Ziemlich in der Mitte iſt ein großes, viereckiges Baſſin, deſſen Grund mit der Seine im Niveau ſteht. Die Böſchungen, die daſſelbe wie Stufen umgeben und zum Teiche hinabſteigen, ſind eben ſo viel Beete für Pflanzen, die gern in der Nähe des Waſſers leben, und einen ſehr bunten und neuen Anblick gewähren. Hier iſt die Luft gegen Abend durchaus balſamiſch, aber für ſchwache Nerven zu kitzelnd.

Nach der Seine zu faßt den Garten ein geſchmackvolles eiſernes Gitterwerk ein, an welchem in gewiſſen Entfernungen artige Pavillons für Traiteurs und Kaffeewirthe angebracht ſind. Hieher kommt der ruhige Bewohner dieſes entlegenen Viertels, um ſich nach einem Spaziergange zu erfriſchen. Die große Welt weiß wohl, daß dieſer ſchöne Garten in Paris vorhanden iſt, aber die Genüſſe, die er biethet, ſind ihr zu einfach und darum kommt ſie nicht hieher.

Wir gehen hinaus, nehmen einen Kahn an der Seine und laſſen uns an das entgegengeſetzte Ufer hinüberfahren. Wir kommen zwiſchen den beyden Inſeln S. Louis und Louvier hindurch, davon die letztre ganz mit Holzniederlagen bedeckt und die erſtre mit hier und da anſehnlichen Häuſern beſetzt iſt. An dem Quay des Célestins ſteigen wir aus und mit einigen Schritten ſtehen wir vor dem großen Arſenal, das ſich uns ſehr furchtbar ankündigt, aber in der That nicht mehr furchtbaren Inhalts iſt, ſeitdem die Stadt Paris ſich nicht mehr vor den Normannen und Engländern zu fürchten hat. Das Thor, in welches wir treten, hat ſtatt Säulen, vier mächtige Kanonen zu Pfeilern und auf einer ſchwarzen Marmortafel ſtehen die beyden berühmten Verſe voll Energie, Numerus und Donner:

> Aetna haec Henrico Vulcania tela miniſtrat
> Telo giganteos debellatura furores.

Der famöſe Poet Santeuil ſagte: wenn er nur dieſe Verſe gemacht hätte, wollte er ſich gern henken laſſen. *) Wie ſehr vorzüglich ſie ihn mögen gedünkt haben, können Sie noch aus dem Zuge ſchließen, daß er oft zu ſagen pflegte: Ich bin eine Null, ich bin nicht ſo viel, aber wenn ich wüßte, daß ich Einen ſchlechten Vers gemacht hätte, ich ginge nach dem Greveplatz und henkte mich. **) Das iſt Selbſtgefühl, oder Großſprecherey, oder was Sie ſonſt wollen, aber nicht die Sprache eines Dichters, der bloß den Muſen und der Schönheit dient.

---

*) J'aurois voulû les avoir faits & être pendu.

**) Je ne ſuis qu'un atôme, je ne ſuis rien, mais ſi je ſavois avoir fait un mauvais vers, j'irai tout à l'heure me pendre à la Grève.

Der Garten am Arſenal iſt von ziemlichem Umfange; aber ſeine ſchönſte Stelle iſt eine Terraſſe nach der Seine zu, wo man dieſen Fluß eine große Strecke hinab und hinauf überſieht. Bloß Sonntags habe ich hier viel Spaziergänger angetroffen, aber die meiſten aus dem Mittelſtande und aus den umliegenden, von dem Prunke des Mittelpunktes weit entfernten Quartieren. Heiterkeit und Zufriedenheit trugen ſie in den Alleen auf und ab und Genügſamkeit brachten ſie zu den Traiteurs und Kaffeewirthen, die hier wohnen. Seit der Zeit, wo die Zerſtörung der Baſtille Tauſende hieher lockte, iſt dieſer Garten lebhafter geworden, als vorher, wo man doch nicht ohne Aengſtlichkeit die ſchwarzen Thürme anſehen und nicht ohne Rührung daran denken konnte, daß wohl ein armer Gefangener aus der verſperrten Oeffnung ſeines Kerkers das naſſe Auge auf das frohe Gewimmel im Garten voll Sehnſucht und Schmerz herüber wendete. Leben Sie wohl.

Eilfter Brief.

Das Palais Royal. Alter Zuſtand deſſelben. Der Kardinal von Richelieu und ſeine Mirame. Alter Garten des Palais. Anlage des neuen. Anſicht des Palais. Deſſen Höfe. Wohnung des Herzogs von Orleans. Die neuen Gebäude. Der Garten. Natur und Kunſt.

Wenn ich Ihre neugierige Ungeduld in Abſicht des Palais Royal erſt jetzt *) zu befriedigen anfange, lieber R**, ſo iſt es nicht Nachläſſigkeit von mir geweſen, ſondern Verlangen, Ihnen etwas ganz vollſtändiges darüber ſagen zu können. Dieſer wunderbare Pallaſt hat ſo viel Anziehendes und ſo viel Eigenthümliches, daß er allein wohl Monate lang beſchäftigen kann, und daß jede Beſchreibung davon, obenhin gegeben, eine Art von Beleidigung iſt, die man dem

---

*) Die folgenden Briefe ſind in der Mitte des Septembers 1789 geſchrieben.

dem menſchlichen Unternehmungsgeiſte und der menſchlichen Kultur überhaupt zufügt. Erlauben Sie mir alſo ein wenig auszuholen und Sie erſt durch zwey Winke an das zu erinnern, was er war, damit Sie deſto lebhafter empfinden können, was er jetzt iſt. Im voraus muß ich Ihnen ſagen, daß ihn der Stolz anlegte und der Uebermuth ausbauete; daß die Deſpotie anfangs ihren Hof hier hielt und daß Freyheitsgefühl hier ihre Ketten zuerſt zerbrach.

Der Kardinal von Richelieu, politiſch-deſpotiſchen Andenkens, legte im Jahre 1629 auf den Trümmern der Hotels Mercoeur und Rambouillet (wie er immer gern auf den Trümmern des Adels bauete) einen Pallaſt an, der für die damaligen Zeiten ſehr viel Glänzendes hatte und deſſen Bau ſieben Jahre dauerte. Der Stifter der Académie Françoiſe hatte den Stolz, auf Koſten entweder der Franzöſiſchen Sprache oder der Beſcheidenheit, die ſehr klare und doch zugleich dunkle Inſchrift Palais Cardinal darüber zu ſetzen und dadurch eine Zeit lang Paris und die Pariſer, hauptſächlich aber den gelehrten Theil derſelben, dergeſtalt ſprachmeiſteriſch zu beſchäftigen, daß ſie patriotiſch zu ſeyn darüber vergaßen, und ſich an dieſe Inſchrift hielten, ſtatt daß ſie ſich an die Reichthümer, die zum Bau des Palaſtes erfordert wurden und an die Quelle, woraus ſie kamen, halten und den deſpotiſchen Mäcenas dadurch, ſtatt zum Lachen, zum Zittern hätten bringen ſollen. Man fragte ſich, was heißt Palais Cardinal? und antwortete darauf ſo gut man konnte, oder vielmehr ſo gut man *mußte*, weil er Stellen in der von ihm geſtifteten Akademie zu vergeben hatte. Es wäre etwas weitläuftig, Ihnen zu erzählen, wer Recht behielt, oder vielmehr, wer ſein Unrecht als Recht geltend machte: wir können jetzt ohne Furcht und Schaam dahin entſcheiden, daß Palais Cardinal, wie z. B. vertu cardinale, der Kardinalspallaſt, aber nicht der Pallaſt eines Kardinals habe heißen ſollen. Ein Kardinalspallaſt iſt er nicht mehr, aber dafür iſt es das Palais Cardinal von ganz Europa geworden. Laſſen Sie mir dieſe Sylbenſtecherey nur einmal hingehen, lieber R**, vielleicht bin ich der letzte, der je ein Wort darüber verlieren wird.

Dieſer politiſche Miniſter wußte wohl, daß man die Pariſer unterhalten muß, wenn ſie nicht rebelliren ſollen, und daß man die großen Schriftſteller der Nation zu gewinnen hat, wenn man keine fürchterlichen Wahrheiten hören will. Dieſer Erfahrung gemäß ließ er einen prächtigen Schauſpielſaal in ſeinem neuen Pallaſt anlegen, und beſoldete zu ſeinem eigenen Hausgebrauch mehrere gute Köpfe, unter denen der ältere Corneille und Routron die hervorſtechendſten waren. Als erſt Spektakel im Pallaſt des Kardinals waren, ward der Pallaſt ſelbſt bald vergeſſen; aber die Pariſer vergaßen auch bald den Kardinal, da ſie erſt im Parterre ſeines Schauſpielſaals ſtanden. Im Parterre iſt aber auch der Pariſer nie Sklav geweſen; troß den Bärenmützen im Parterre pfiff oder klatſchte er, wenn er auch die Schauſpieler nicht von der Bühne jagen durfte.

Der Kardinal ſchrieb Theaterſtücke und ließ dergleichen ſchreiben, als ob er ſie geſchrieben hätte. Ein Trauerſpiel beſonders, Mirame betitelt, hatte ſeine ganze Zärtlichkeit, vielleicht, weil er das meiſte ſelbſt daran gemacht hatte; und dieſem zu Gefallen ließ er hauptſächlich den prächtigen Saal bauen. Er verwandte auf die

Vor-

Vorſtellung deſſelben, wie man angibt, über eine Million Livres, war während derſelben gar nicht der Ehrfurcht gebietende Miniſter, zeigte den Zuſchauern die heiterſte Miene, konnte in ſeiner Loge nicht ſtill ſitzen, und machte, wenn die ſchönſten Stellen kamen, das Parterre durch Winke aufmerkſam darauf; aber das alles wirkte nur während des erſten Akts auf die ſeltſamen Pariſer, die durch die Herablaſſung ihrer Deſpoten beſtändig vor Vergnügen außer ſich waren, aber ſich immer bald wieder erholten. Im zweyten und dritten Akt ließ das Händeklatſchen merklich nach und beym Schluſſe des vierten klatſchten nur noch die Schmeichler: kurz, das Stück fiel unter den Augen des Verfaſſers, in ſeinem eigenen Pallaſte, in aller Form, und der Kardinal ſagte zu Desmarets: O, die Franzoſen werden nie Geſchmack für wahre Schönheiten bekommen! Mirame hat ihnen nicht gefallen.*) Vermuthlich hatte er auch gehört, was eine Stimme mitten aus dem Parterre rief: **O weh, das iſt kein Kardinalſtück, aber wohl Kardinalsarbeit.** *) Alle andre Rechte ließ ſich dieſe ſeltſame Nation willig nehmen, nur nicht das Recht trocknes Brot zu eſſen, zu ſpotten und zu murren. Auch hier vergaß ſie über dem mittelmäßigen Theaterdichter den grauſamen Deſpoten, und ſie konnten dieſen nicht verabſcheuen, weil jener ſie auf **ſeine Koſten** zu lachen gemacht hatte.

---

*) Eh bien, les François n'auront jamais du goût pour les belles choſes: ils n'ont point été charmés de Mirame.

Da der Kardinal bey allem, was er that, nur für ſeinen König zu arbeiten, bey allem, was er ſtiftete und bauete, nur für den Glanz und den Nutzen deſſelben zu ſtiften und zu bauen, den Schein haben wollte: ſo hatte er die politiſche Verleugnung, ſeinen Pallaſt, kaum drey Jahre nach ſeiner Vollendung, **Ludwig dem Dreyzehnten** zu vermachen; er blieb aber bis an ſeinen Tod darin und ließ Paris unausgeſetzt an den Schauſpielen und Feſten, die er gab, Theil nehmen: ſo daß dieſer Pallaſt, von ſeiner erſten Gründung an, ein Erholungsort für die Pariſer war. Nach ſeinem und Ludwigs des Dreyzehnten Tode nahm ihn die Königinn Anna von Oeſtreich in Beſitz, und vertauſchte das Louvre gegen ihn. Ludwig der Vierzehnte bewohnte mit ihr denſelben; aber man ſtellte ihm vor, es ſey gegen die Würde eines Königs von Frankreich, einen Pallaſt zu bewohnen, deſſen Inſchrift das Haus eines Unterthanes bezeichnete, und ſo kam es, daß man die erſtere verwiſchte, und den Pallaſt das Palais Royal nannte, welche Benennung ihm bis auf den heutigen Tag geblieben iſt.

---

*) Ah, ce n'eſt pas là une pieçe cardinale, mais d'un Cardinal.

Als der Kardinal Mazarin die Oper nach Paris rief, ward der Saal des Pallaſtes zu ihren Vorſtellungen genommen, und ſie blieb ſo lange in deſſen Beſitze, bis ihr ein eigenes Haus nebenan erbauet wurde. So blieb der Pallaſt immer noch ein öffentlicher Ort für die Pariſer.

Ludwig der Vierzehnte räumte ihn nach der Zeit ſeinem Bruder ein, und ſchenkte ihn darauf dem Herzog von Chartres, ſeinem Enkel. Seitdem iſt er der Familie Orleans geblieben. Da er alſo durch die Hände mehrerer Beſitzer gegangen iſt, ſo können Sie leicht denken, daß von ſeiner erſten Anlage nur ſehr wenig noch übrig geblieben ſeyn kann, und daß er mit jedem Jahre, nicht bloß verändert, ſondern verſchönert worden ſeyn muß; aber alle ſeine Beſitzer, nach der Reihe, ließen ihn und ſeinen Garten dem Publikum offen.

Seine Lage im Mittelpunkte der Stadt machte ihn von jeher zu einem Beſtellungsorte für Einheimiſche und Fremde. Die ſchattigen Alleen ſeines Gartens, ſeine friſchen Raſenplätze, an deren Grün ſich das Auge für die ſchwarzen Gemäuer der unreinlichen Straßen erholen konnte, die anſtändige Freyheit im Handeln und Sprechen, die daſelbſt herrſchte, die Sicherheit, die er gegen die Eingriffe einer argwöhniſchen Polizey gewährte: dieſe und mehrere Umſtände waren es, die den alten Garten des Palais Royal von jeher zum Lieblingsſpaziergange der Geſchäftsleute ſowohl als der Pflaſtertreter machten, und die um denſelben her Werkſtätte und Magazine aller Art für ſinnlichen und geiſtigen Genuß in bunter Mannigfaltigkeit hervorbrachten.

Noch hört man ältere Franzoſen von dem Garten des Palais Royal, wie er ſonſt war, mit einer Art von Entzücken ſprechen, beſonders von einer großen Allee von Kaſtanienbäumen, die auf der einen Seite die Länge des Gartens einnahm. Unter dieſer war man in der heftigſten Hitze, wie beym heftigſten Regen, ſicher. Von eilf Uhr des Morgens an war darin alles lebendig. Was ſchön in Paris war, traf man in derſelben. Auf beyden Seiten ſtanden Stühle, die von Menſchen aus allen Ständen, aus allen Ländern und Welttheilen, nie leer wurden. Ziemlich in der Mitte ſtand ein Baum, unter welchem das Gedränge ſtärker war, als in den andern Theilen der Allee. Er war der Sammelplatz der Politiker und war unter dem Namen Arbre de Cracovie berühmter, als je ein Baum in der Welt geweſen iſt. In ſeinem Schatten entſchied man über Welthändel und ſprach über große Staatsangelegenheiten, über die Maßregeln der Miniſter, über die Thaten der Generale. Dieß war von jeher der freymüthigſte Punkt in Paris, und Sie können es ſich nun erklären, wie das Palais Royal zu der merkwürdigen politiſchen Rolle, die es gegenwärtig ſpielt, allmählich gekommen iſt.

So wie die Politik ſich hier ein Tribunal errichtete, that es auch die Mode. Da die Geſellſchaft in dieſem Garten von jeher die ausgeſuchteſte und aufgeklärteſte der öffentlichen Oerter von Paris war, ſo kam auch alles hieher, was von Weibern und Männern in Sachen des Geſchmacks im Anzuge, Urtheile hören und Urtheile veranlaſſen wollte. Die Stutzer und Stutzerinnen von Paris hatten ſelten etwas neues erfunden, was ſie nicht hier zuerſt zur Schau ausſtellten, und konnte man ſich des Beyfalls der dortigen Spaziergänger darüber verſichern, ſo war die Mode bald allgemein. Hier ſehen ſie den Urſprung des Einfluſſes, den ſich gegenwärtig das Palais Royal auch in dieſem Punkt zu verſchaffen gewußt hat.

Bis um zwey Uhr Nachmittags riß das Gewimmel im Garten nicht ab. Mit dem Schlage zwey Uhr vertheilte es ſich meiſtentheils und jeder ſuchte ſeinen Teller. Bis zu der Zeit, wo die Oper angehen ſollte, waren die Spaziergänger ziemlich einzeln; aber um dieſe Zeit ſtrömten ſie von neuen herzu und füllten die Alleen, obwohl ſchon nicht mehr mit dem Glanze, als des Vormittags; denn die feinere Welt fährt nur in die Oper. Um dieſe Zeit kamen auch ſchon einzeln diejenigen käuflichen Mädchen und Weiber zum Vorſchein, die das Tageslicht nicht ſcheuen zu dürfen glaubten, und ſtellten ihre Netze auf. Nach ſieben Uhr erſchienen ihre Schweſtern von den geringern Klaſſen, die ſich ſchon mehr auf die Täuſchnng der untergehenden Sonne und der Dämmerung verlaſſen mußten; und je höher ihre Anzahl ſtieg, deſto ſparſamer wurden die Spaziergänger, die nicht ihretwegen hieher gekommen waren. Kein Frauenzimmer und kein Mann von Ehre blieb ſodann im Garten, und nur diejenigen von beyden Geſchlechtern, die keine hatten und keine brauchten, blieben zurück, und erlaubten ſich Dinge, für die ſie oft durch die Hetzpeitſchen der Schweizer des

Palais, noch öfter aber durch dieſe Dinge ſelbſt beſtraft wurden. Sie ſehen, daß alſo auch in dieſem Punkte der alte Garten des Palais Royal ſchon der Vorgänger des neuen war.

Das mannigfache Intereſſe, welches ſonach das Palais Royal damals ſchon hatte, war Veranlaſſung, daß ſich alles, was ſeine Rechnung dabey fand, um daſſelbe zuſammenzog. Deßhalb waren die Miethen daherum von jeher theurer, als in den andern Quartieren der Stadt. Weil der Garten deſſelben beſonders mit ein Beſtellungsort für Fremde war, ſo gingen überall Hotels hervor, die bloß für Fremde möblirt und an ſie vermiethet wurden. Schon damals koſtete der erſte Stock eines ſolchen Hotels monatlich funfzig neue Louisd'or (300 Thlr. ſächſ.) und ſo viel ihrer da waren, blieben ſie doch ſelten leer. Ein Haus in der Nähe des Palais Royal trug ſchon damals funfzig Procent mehr ein, als in den andern Gegenden der Stadt, und gewiſſe Waaren, die hier herum viel gebraucht wurden, ſtanden in einem merklich höhern Preiſe, als in den entferntern Vierteln.

Wir ſtehen an dem Zeitpunkt, lieber N**, wo das Palais Royal eine ganz neue Geſtalt bekommen und die verführeriſchen Vorzüge des ältern mit tauſend neuern, verfeinertern und prächtigern, vereinigen ſollte.

Man ſagt es ſich laut genug in Paris, daß die neuen Anlagen des Palais Royal eine bloße Finanzſpekulation des Herzogs von Orleans geweſen wären, und aller Schein iſt ſo ſehr dafür, daß ich nicht anſtehe, gegen Sie daſſelbe zu behaupten. Die Idee war ſo einfach, daß ein Kopf, der das Pariſer Publikum, ſeine Launen und Bedürfniſſe kannte, nothwendig darauf fallen mußte; aber dieſer Kopf gehörte doch nicht dem Herzog von Orleans, ſondern einem ſeiner Kaſſenverwalter, der genau wußte, wieviel Geld ſein Herr brauchte, wie wenig ſeine alten Renten bey ſeinen unglaublichen Ausgaben zulangten, und wie hoch der Quadratſchuh Boden hinter ſeinem Palais zu neuen Renten genützt werden könnte. So kam der Plan zu Stande, vermöge deſſen man zu dem Garten des Palais Royal, der dem Publikum unentbehrlich geworden war, noch alles das ſchlagen könnte, was es brauchte, was es aber nicht im Garten ſelbſt fand: ich meine möblirte Hotels, Kaufmannsgewölbe, Spiele, Kaffeehäuſer, Garköche, Buchhändler, Spektakel, kurz, Genüſſe für alle Sinne in der allerhöchſten Abwechslung. Vier Flügel, die den Garten einſchlöſſen, könnten das alles faſſen, und eine kleine Stadt in der Stadt ſelbſt bilden, die in ihrem Umfange alles darböthe, und feiner und erleſener darböthe, als es in der groſſen ſelbſt zu finden wäre. Die Größe und Neuheit dieſes Plans leitet einen unvermerkt von den Bewegungsgründen dazu ab, und wenn man die Ausführung erſt ſelbſt ſieht und kennt, erinnert man ſich gar nicht mehr daran.

Es war im Jahr 1781 als das Opernhaus am Palais Royal abbrannte und dieſem ſelbſt die Flamme den Untergang drohete. Die Pariſer waren ſo lange untröſtlich über den Verluſt ihrer Feenwelt, bis es einem Laſtträger, der auf einem Wagen voll geretteter Theaterkleider ſaß, einfiel, den Helm eines Helden des Alterthums aufzuſetzen, einen königlichen Purpur umzunehmen und ſo, einen Blitz Jupiters in der einen und den Unterrock einer Nymphe in der andern Hand, aufrecht ſtehend ſich durch einige Straßen der Stadt fahren zu laſſen und alles, was ihm begegnete, von neuen in die froheſte Laune zu verſetzen. Man vergaß über dem Schalksnarren Feuer, Gefahr und Verluſt, und die nächſten Tage darauf trugen die Weiber Bänder und Stoffe couleur du Feu d'Opéra. Aber das Palais Royal hatte darum nicht weniger einen Verluſt für ſeine Lebhaftigkeit gelitten.

Doch dieß war nur das Vorſpiel von einem andern, den es leiden ſollte, und der in der That den Pariſern eben ſo ſchmerzlich ſeyn mußte, als jener. Jetzt nämlich kam der Plan, den Garten zu umbauen, zur Reife, und er war es kaum, als auf einmal Hunderte von Aexten und Sägen ſich in Bewegung ſetzten und die groſſe Kaſtanienallee und alle übrige kleinere in wenig Tagen fällten und ausrotteten. Die Spaziergänger waren in einem Aufruhr, der um ſo heftiger wurde, da der Herzog nicht für gut gefunden hatte, ſie darauf vorzubereiten, oder ihnen zu ſagen, was er mit dem Ganzen eigentlich wollte. Man rächte ſich dafür mit ungereimten

Vermuthungen, witzigen Einfällen und Kouplets, kam aber alle Tage, um zu ſehen, was aus dieſer Zerſtörung hervorgehen würde. Vor der Hand nannte man den Herzog den égorgeur des Ombres. *)

Die Schnelligkeit, womit zerſtört und wieder erbauet wurde, iſt unglaublich. Im Jahre 1782 fing man das Werk an, und kaum drey Jahre darauf waren ſchon zwey der großen Flügel fertig, in denen ſich, wenn das Gemäuer kaum trocken war, immer ſchon Kaufleute aller Art ſetzten. Auf beyden Seiten waren ſchon wieder zwey Alleen von Kaſtanienbäumen hervorgegangen, und die Spaziergänger, die bis jetzt den Garten der Tuilerien mehr beſucht hatten, fanden ſich haufenweiſe wieder hier ein. In Zeit von vier Jahren ward das Palais Royal was es jetzt iſt, und man fing an, den alten Garten über dem neuen und ſeinen Herrlichkeiten ganz zu vergeſſen. Das Publikum im

---

*) Den Mann, der Schatten köpfte.

Ganzen hatte gewonnen; aber einzelne Glieder deſſelben und namentlich die Beſitzer der Hotels rund um den Garten her, litten anſehnlichen Verluſt: denn die Gebäude des Palais hatten ſie und ihre Häuſer verlarvt. Sie klagten gegen den Herzog, erhielten aber, außer einer unbeträchtlichen Schadloshaltung, die zum Theil noch nicht bezahlt iſt, nichts über ihn. Die Ausſicht ihrer Häuſer, die vorher auf einen lebhaften und lachenden Garten ging, verlor ſich jetzt in die engen Straßen, die durch den neuen Bau gebildet wurden.

Der Haupteingang des Palais Royal iſt auf der Straße St. Honoré. Der Platz vor demſelben iſt unabläſſig mit einer Menge Wagen, hauptſächlich Fiakren, und von Menſchen bedeckt. Die Straße St. Honoré, die lebhafteſte in ganz Paris, läuft mitten hindurch, und drey andere, die auch nicht wenig lebhaft, aber enge und ſchmutzig ſind, die Straßen Fromenteau, S. Thomas du Louvre und Chartres ſtoßen auf denſelben. Der Platz ſelbſt iſt weder geräumig noch ſauber, und man muß den Vortheil wohl in Acht nehmen, wenn man nicht von dem Gedränge umgeriſſen, von den Fiakren nicht geſtreiſt und von den in das Palais hinein und heraus rollenden Karoſſen nicht niedergeworfen werden will. Genug, der Platz kündigt wohl an, daß man ſich einem Vereinigungspunkt einer großen Hauptſtadt, aber nicht dem Throne des übermüthigſten und feinſten Lebensgenuſſes nähert.

Wenn man der Anſicht des Pallaſtes ohne Lebensgefahr, doch nicht ohne ſtörendes Gedränge, genießen will, ſo muß man ſich demſelben gegenüber vor das ſogenannte Chateau d'eau ſtellen (einem Gebäude, wo die Waſſerbehälter für das Palais Royal und die Tuilerien angebracht ſind) vor welchem eine Terraſſe hinläuft, die den Zuſchauer über das Gewimmel des Platzes erhebt. Hier hat man die ganze Faſſade vor ſich. Zwey Pavillons, an welchen joniſche und doriſche Säulen emporſtreben, und deren jeder mit einem Fronton und mit Bildſäulen von Pajou geziert iſt, werden durch eine Mauer verbunden, die von Säulen durchbrochen iſt und von beyden Seiten her auf die drey Eingänge in das Palais ſtößt. Dieſe Mauer dünkt einem zu hoch für das Gebäude ſelbſt, das kaum noch einmal ſo hoch darüber herſieht, und die Wirkung nicht thut, die man, nach allem, was man von dieſem Palais gehört und geleſen hat, zu erwarten pflegt.

Hat man ſich durch das Gedränge in den erſten Hof hineingewunden, ſo breiten ſich zwey Flügel vor dem Auge aus, die abermals mit joniſchen und doriſchen Pilaſtern verziert ſind, wie das Avantkorps ſelbſt, das mit einem zirkelförmigen Fronton gekrönt iſt, worin zwey Figuren das Wapen des Hauſes Orleans halten. Auch dieſe Arbeit iſt von Pajou. Nun tritt man in das Veſtibüle, das aus dem erſten Hof in den zweyten, la cour royale genannt, hinüber führt. Mächtige doriſche Säulen erheben ſich auf beyden Seiten, deren Wirkung aber dadurch ſehr geſtört wird, daß an und unter denſelben Buden und Läden allerley Art ſo enge angebracht ſind, daß man zwiſchen dem Säulenwerke kaum hindurch kann.

Dieſer Theil des Palais iſt eigentlich die Wohnung des Herzogs von Orleans. Eine prächtige Treppe führt hinan, und es iſt jedem rechtlichen Mann erlaubt, hinauf zu gehen und ſich von ſeinen Leuten die Schätze der Kunſt, der Natur, des Alterthums und des Luxus zeigen zu laſſen, die er in demſelben aufgehäuft hat. Eine Zeit lang war die Mahlerey ſeine herrſchende Leidenſchaft, und er ſparte weder Geld noch Mühe, eine Sammlung von Gemählden zuſammen zu bringen, die eine der merkwürdigſten in Europa geworden iſt. Es iſt kein Vorſaal, kein Zimmer, kein Kabinett in dieſem Theile des Pallaſtes, wo man nicht eins oder mehrere Meiſterſtücke berühmter Mahler fände. Jungen Künſtlern iſt es erlaubt, ſich von dieſen Gemählden geben zu laſſen, was ſie verlangen, und es ſind ihnen mehrere Zimmer für ihr Studium eingeräumt. So ſtehen auch jedermann die Sammlungen von geſchnittenen Steinen, von Naturalien und von Modellen jeder Kunſt und jedes Handwerks offen. Einige der Zimmer, die ich geſehen habe, übertreffen an Pracht der Tapeten, an Koſtbarkeit der Möbeln, des Täfelwerks, der Vorhänge, der Betten, der Toiletten, der kriſtallnen Kronleuchter, und an geſchmackvoller Anordnung des Ganzen, Alles, was ich bis jetzt

in

in der Art geſehen habe; und Sie haben einen Maßſtab für dieſen Luxus, lieber R**, wenn Sie ſich erinnern wollen, daß der Herzog der ſtudierteſte Wollüſtling und der ehrgeizigſte Verſchwender iſt, und daß er mitten in Paris, der Pflegerinn und Erfinderinn aller artiſtiſchen, ſinnlichen und moraliſchen Ueppigkeiten, beyde Hände voll Geld, auf einem ſo hohen Standpunkt lebt. Einen deſto größern Kontraſt macht es, wenn Sie in den Zimmern ſeiner beyden Söhne, des Herzogs von Chartres und des Grafen von Beaujolois, einen ganz gemeinen Aufputz, einfache Möbeln, von Stroh geflochtene Stühle und Matratzen auf dem Fußboden finden, worauf die beyden Prinzen ſchlafen. Es iſt in der That, als ob der ſybaritiſche Vater Spartaniſche Kinder ziehen wollte. So ſcheint die Frugalität, wie die Tugend ſelbſt, immer ihren ſchönſten Triumph ihren Verächtern ſelbſt abdringen zu wollen.

Nach dieſen zwey Blicken, lieber R**, überlaſſe ich Sie Ihrer eigenen Phantaſie und Ihrem eignen Nachdenken über das, was den Beſitzer des Pallaſtes betrift. Mein Plan iſt nicht, zunächſt ihn, ſondern ſein Werk zu ſchildern. Wir ſteigen in den zweyten Hof, la Cour Royale genannt, hinunter, um dem großen Tummelplatze ſelbſt immer näher zu kommen: denn was ich Ihnen bis jetzt geſagt habe, iſt alles nur noch Eingang und Einleitung.

Die Cour Royale iſt größer, als der erſte Hof, aber ſie iſt bey weitem noch nicht ausgebaut. Die Hälfte ihres Raumes dient noch zum Bauplatze für das neue Theater der Variétés amuſantes und den vierten Flügel der neuen Anlage des Palais. Der Hof ſoll noch einmal ſo groß werden, als er jetzt iſt. Das Veſtibüle, durch welches wir hereingekommen ſind, ſoll verlängert und jener prächtigen Treppe gegenüber ſoll eine zweyte angelegt und durch eine Kuppel herab erleuchtet werden. Auf derſelben ſoll man in die Wohnzimmer der Herzoginn von Orleans und von da in eine weite Gallerie gelangen, in welche die jetzt zerſtreut hängenden Gemälde zuſammengehäuft werden ſollen. Dieſe Gallerie ſoll durch den ganzen vierten Flügel, funfzig Toiſen in die

Länge, hinlaufen und über ihr ſoll ſich ein viereckiger Dom, auf ſechs Reihen doriſcher Säulen ruhend, die einen öffentlichen Spaziergang bilden werden, majeſtätiſch erheben. Der Plan zu dieſer Anlage iſt längſt fertig, und, trotz den ſtörenden Unruhen, die zeither Schlag auf Schlag hier eintraten, ſind die Arbeiten zur Ausführung deſſelben nicht ganz unterblieben.

Jetzt, da dieſer Hof nicht ausgebaut iſt, hat er wirklich noch das Anſehen der Zerſtörung. Linker Hand, wenn man herein kommt, liegen Quadern auf Quadern gehäuft, und ein Gewimmel von Arbeitern iſt um dieſelben beſchäftigt. Vor ihnen läuft eine hölzerne Anlage, die zu Boutiken aller Art eingerichtet iſt, queer hin, und ehe Sie zu derſelben gelangen, müſſen Sie ſich durch manchen Broſchüren- Blumen- und Paſteten-Kram durchdrängen. Rechter Hand ſtehen Remiſen und Karoſſen gedrängt an einander, und Sie müſſen ſich faſt unter den Köpfen der Pferde hindurchdrücken, und immer gewärtig ſeyn, daß zwey oder drey hervorſchießen, um ihre Herrſchaft aufzunehmen. Hinter dieſen, an dem Fuße des Pallaſtes, ſtehen Buden für Buchhändler, Bilderhändler u. dergl., welche die Trottoirs einnehmen und vor welchen beſtändig Schaaren von Gaffern ſtehen. Hier finden Sie aber auch Schuhputzer mit ihren Bänkchen, die Sie daran erinnern, daß Sie auf dem Punkt ſind, in die reinlichern Theile dieſer Feenwelt einzutreten.

Und in dieſe drängen Sie ſich nun durch den Eingang, der durch obenerwähnte hölzerne Anlage hinein führt. Sie ſtehen nun in dem Garten des Palais Royal und haben alle ſeine Herrlichkeiten um und neben ſich. Es iſt faſt unmöglich, durch den großen, hellen, prächtigen Effekt, den der erſte Anblick deſſelben auf Sie thut, nicht geblendet und von einem Herzklopfen befallen zu werden, woran das, was Sie ſchon zum voraus davon gehört, geleſen und erwartet haben, nicht weniger Antheil hat, als was Sie nun wirklich vor ſich ſehen.

Die drey Flügel, welche Ihren Geſichtskreis beſchränken, ſind die neuen Gebäude des

Palais Royal. Die beyden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Toiſen und der entgegenſtehende in einer Breite von 50 Toiſen hin. Alle drey ſind gleichförmig hoch, gleichförmig geziert. Kanelierte Pilaſter von zuſammengeſetzter Ordnung herrſchen rund herum und unterſtützen eine Baluſtrade, auf welcher Vaſen ſtehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Gallerie rund herum, die von 180 Arkaden durchbrochen wird, zwiſchen denen je zwey und zwey ein großer Reverbere hängt, und die auf beyden Seiten in zwey von prächtigen Säulen ſtarrende Veſtibülen auslaufen. Feſtons und Basreliefs zieren die Zwiſchenräume, und geben dem Ganzen einen heitern, lachenden und mannigfachern Anblick, als man bey der Gleichförmigkeit der Bauart erwarten ſollte. Ueber den Arkaden erhebt ſich das erſte Geſchoß mit hohen palläſtmäßigen Fenſtern, über dieſem das zweyte mit niedrigern, und über dieſem die Manſarden, vor deren Fenſtern und Austritten die Balüſtrade hinläuft und ſie zum Theil bedeckt.

Der Platz, den dieſe drey Flügel einſchließen, iſt der Garten des Palais Royal, der aber in der That weiter nichts ähnliches mit einem Garten hat, als daß Bäume, und auch dieſe noch klein, in abgemeſſener Ordnung darin ſtehen. Der Boden iſt Kies und feſt geſtampft. Von keiner grünen Einfaſſung, von keinem Beete etwas zu ſehen. Pavillons ſtehen zwar ihrer vier darin, aber ſie dienen einem Kaffeewirthe, einer Putzmacherinn, einem Buchhändler und einem Manne, der phyſikaliſche Verſuche für Geld zeigt, zu Niederlagen und zu Läden. Die Kaſtanienbäume, deren auf jeder Seite längs den beyden Seitenflügeln eine doppelte Allee hinläuft, ſind noch klein, geben wenig Schatten, und ihre Blätter werden, gegen die Mitte des Sommers, von den zurückprallenden Sonnenſtrahlen ſchwarz gedörrt. Eine Fontaine, die in beträchtlicher Höhe ſpringt, iſt mit Marmor ausgemauert, mit einem ſtarken eiſernen Gitter umſchränkt, und thut eben ſo wenig einen ländlichen Effekt, als alles übrige, was ſich aus dem Pflanzenreiche hier zeigt. Es hat zu ängſtlich auf Kunſt geimpft werden müſſen, als daß einem nicht das Widernatürliche davon in die Augen fallen ſollte.

Indeſſen der Erbauer wollte einmal mitten aus dem Kerne des Luxus und der Kunſt die Natur emporſproſſen laſſen, damit auch kein Sinn, keine Laune, kein Gemüth unbefriedigt aus ſeinem Pallaſte ginge. Sehen Sie hier eine andere prächtige Anlage zu dieſem Zwecke.

Mitten im Garten erhebt ſich, faſt ſeiner ganzen Länge nach, ein ſchmales, langes Gebäude, das mit einem grünen Gitterwerke um und um verziert iſt, rund herum zu ſeinen Füßen Springbrunnen hat und oben von einer Baluſtrade umkränzt wird, von welcher herab Ihnen das friſcheſte und mannigfachſte Grün von feinen in- und ausländiſchen Pflanzen, Blumen, Stauden und Gebüſchen entgegen winkt. Dieß iſt der überirdiſche Theil des berühmten Cirque, der unterirdiſche iſt von ganz entgegengeſetzter Natur. Wie jener ſeinem Aeußern nach der Natur ein Opfer bringen ſoll, bringt es dieſer der Kunſt; aber es war unmöglich, beyde ſo unabhängig von einander zu machen, daß nicht die

Kunſt bey jenem und bey dieſem die Natur kontraſtirend durchſchimmern ſollte. So können Sie, wenn Sie vor dem hangenden Garten ſtehen, nicht verhindern, daß Ihnen die doriſchen Säulen Blicke abzwingen; und wenn Sie im Inneren ſind, können Sie nicht vermeiden, daß Ihnen von oben herab durch die prächtige Fenſterdecke das Grün der Blumen und Gebüſche in die Augen fiele. Aber vielleicht war eben dieſer Kontraſt, nach den Begriffen dieſer Nation von Natur, der Triumph der architektoniſchen Kunſt. Ueberdieß hieß dieſer Platz einmal der Garten: man war alſo gezwungen, alles hervorzuſuchen, was ihm dieſen Namen erhalten könnte; und wenn man billig iſt, wird man geſtehen, daß auch in dieſem Punkt alles erſchöpft iſt, was menſchlicher Erfindungs- und Anordnungsgeiſt hervorbringen konnte.

Werfen Sie ſich mit mir in das Getümmel, lieber R**, das in den Alleen ſich auf und ab drückt, und ſchieben wir es noch ein wenig auf, die Schätze des Luxus und des Wohllebens, die zwiſchen den Arkaden herſchimmern, zu muſtern. Jetzt noch würden wir auf einmal alles ſehen wollen, und mithin nichts ſehen. Die Neuheit des Anblicks blendet uns noch, und das Ganze würde unſere Augen noch zu ſehr beſchäftigen, als daß ſie fähig ſeyn würden, die einzelnen Theile durchzugehen und ihr Charakteriſtiſches zu bemerken. Geſtehen wir unterdeſſen, daß das, was rund umher auf uns wirkt, wahrhaftig prächtig, groß, edel, reich und mannigfaltig iſt, und daß wir hier den verfeinerten menſchlichen Geiſt in ſeiner ganzen Thätigkeit, aber auch in ſeinem ganzen Uebermuthe, leben und weben ſehen.

Zwölfter Brief.

Das Palais Royal. Daß man alles darin findet und haben kann. Arkaden. Erſter langer Flügel des Palais. Gewölbe. Deſenne. Peirmenü's Bijouteriegewölbe. Modenhändlerinnen. Tücher, Zeuge, Knöpfe. Parfümeur. Kaffeehaus. Konfitürier. Möbel. Querflügel und zweyter langer Flügel des Palais: was ſie enthalten. Vierter Flügel iſt noch durch eine hölzerne Gallerie angegeben: was ſie enthält. Erſter Stock des Palais. Magaſin de confiance. Niederlage von Liqueurs. Schachgeſellſchaft. Olympiſche Geſellſchaft. Der Klubb. Salons des Arts. Société militaire. Société des Colons. Säle mit Kunſtſachen. Möblirte Zimmer für Fremde. Zweyter Stock und die Manſarden. Dachſtuben.

Es wäre ein leichtes, im Palais Royal ſein Leben zuzubringen, ohne eines Schrittes außerhalb ſeiner Mauern zu bedürfen. Es gibt kein natürliches oder erkünſteltes Bedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde zum Genuß, zur Bildung des Geiſtes und des Körpers, keine ſinnliche oder geiſtige Laune, die hier nicht Nahrung, Befriedigung und bunte Abwechſelung fänden. Kein Stand, kein Alter, kein Geſchlecht, keine Gemüthsart wird es verlaſſen können, ohne ſich nach ihm zurück zu ſehnen. Das Auge wird hier zuerſt gewonnen, und die übrigen Sinne folgen demſelben übereilt nach.

Laſſen Sie uns erſt mit ſchnellen Schritten die Arkaden durchlaufen, bloß um zu ſehen, was alles da iſt, und dann wollen wir langſamer unterſuchen, wie es da iſt, um welchen Preis und für wen es da iſt.

Die gewölbte Gallerie, von Arkaden unterſtützt, die unten um die drey Flügel des Pallaſtes herum läuft, iſt zu Kaufmannsgewölben aller Art eingerichtet, und dieſe ſind mit den prächtigſten, erleſenſten und neueſten Waaren bepackt und behängt. Kämen Sie auf einmal im bloßen Hemde (ſeyn Sie nicht böſe, lieber N**, das werden Sie nicht) in das Palais Royal, hätten aber beyde Hände voll Geld, ſo würden Sie in Zeit von einer Stunde hier eine Toilette machen können, welche die geſchmackvollſte, reichſte und neueſte in Paris ſeyn würde. Hätten Sie das große Loos in der königlichen Lotterie gewonnen und ſich vorgeſetzt, den Gewinnſt auf die weiſeſte oder unweiſeſte Art hier anzubringen, in zwey Stunden wäre er bis auf den Liard angebracht; kämen ſie als der erklärteſte Wüſtling, mit dem ſtarkſten oder dem ſchwächſten Körper, mit den ſchärfſten oder den matteſten Sinnen hieher, und ſuchten Sie Reiz, Erweckung oder Genuß für dieſelben, nach den krauſeſten Eingebungen der eigenſinnigſten Laune, Sie würden noch mehr finden, als Sie hätten verlangen können; kämen ſie als der verwöhnteſte Zungenkitzler hieher, Ihr Appetit möchte ſich auf Speiſen oder auf Getränke lenken wollen, Sie würden alles haben; kämen Sie — aber genug: Sie werden bald ſehen, womit alles man hieher kommen und was alles man verlangen und wünſchen, und womit alles man in einem Kabriolett, in einem Whisky, oder in einer Staatskaroſſe, ſelbſt wenn man zu Fuße gekommen iſt, davon fahren könnte. Wohlgemerkt, und Sie hätten es alles unter den Arkaden gefunden, ohne nur eine Stufe höher oder tiefer zu ſteigen.

Die Gewölbe haben Nummern, alſo fangen wir mit No. I. an. Dieß hält ein Buchhändler, Namens Deſenne, und es nimmt zwey Arkaden ein. Es iſt das größeſte und glänzendſte im Palais Royal, und fragen Sie bey ihm nach dem älteſten, wie nach dem neueſten, nach dem nützlichſten, wie nach dem ſchädlichſten Buche, Sie finden es bey ihm. Schwärme von berühmten und unberühmten Autoren aus jedem Fache, finden Sie zu jeder Zeit und Stunde bey ihm, und um ſie her wimmelt es von Dilettanten und Kritikern. Ich habe manche ſehr angenehme und lehrreiche Stunde hier zugebracht.

Wie Deſenne für Bedürfniß und Luxus des Geiſtes ſorgt, ſo ſorgt ſein Nachbar, Poirmenú, mit einem Bijouteriegewölbe, das drey Arkaden einnimmt, für das Bedürfniß der allerärmſten und allerreichſten Eitelkeit, und er hat kleine goldne Ringe für eine arme Braut, und Armbänder von Brillanten für die reichſte Herzoginn. Alles, was in Gold, Silber, Stahl und allen übrigen feinen Materialien der Bijouterskunſt gearbeitet werden kann, finden Sie bey ihm zuſammen, und er darf es nur einige

Zeit vorher wiſſen, wenn er Ihnen einen Schmuck, wie der berühmteſte, der in neuern Zeiten verfertigt und verſchenkt oder geſtohlen wurde, ohne große Mühe verſchaffen ſoll. Sein funkelndes Gewölbe, bey Tage von der Sonne und des Abends von funfzig Wachskerzen erleuchtet, gibt einen Anblick, deſſen Reichthum, Glanz und Flitter ſelbſt Augen blendet, die das koſtbarſte in dieſer Art zu ſehen gewohnt ſind. Einige große Spiegel vermehren das magiſche Strahlen- und Farbenſpiel. Man kann nicht vorübergehn, ohne zu erſtaunen, und während des Erſtaunens hat man ſchon die Hand an den Beutel gelegt, vielleicht eben ſo oft, um etwas zu kaufen, als um ihn vor der erſten Trunkenheit des Auges verwahrt zu halten.

Sie gehen weiter und kommen zu einem Gewölbe, worin eine Modenhändlerinn ihren Thron aufgeſchlagen hat. Alles, was ſich aus Band und Seide und Flor und Federn bauen läßt, biethet ſich hier Ihren Blicken dar. Fünf oder ſechs junge Mädchen, leicht und mit Geſchmack gekleidet, ſitzen hier unter großen Haufen von zarten Materialien, und ſtecken mit eben ſo zarten Fingern die künſtlichen Gebäude zuſammen, die zum Theil bis nach Rußland und der Türkey halten müſſen. Ihre Blicke wechſeln zwiſchen der Nadel und den Vorübergehenden, und laden dieſe oft genug ein, bey ihnen zu kaufen — was nicht bezahlt werden kann, wenn es verweigert wird, und ohne allen Werth iſt, wenn man es anbiethet. Man hat dieſe Modengewölbe oft genug mit Serails verglichen, aber dieſe Vergleichung hinkt gerade in dem wichtigſten Zuge: denn hier iſt Sultan wer will und bezahlt, und Verſchnittene werden gar nicht gelitten.

Weiterhin ſehen Sie ein Gewölbe, das mit den feinſten Tüchern und ſeidnen Zeugen, kurz, mit allem bepackt iſt, was eine modiſche oder gründliche, eine prächtige oder reinliche Garderobe, in welcher Einſchränkung, für welchen Beutel, für welchen Geſchmack und in welchem Umfange Sie wollen, in wenig Augenblicken füllen kann. Die neueſten und ſchönſten Zeuge und Stickereyen aller Art ſind hier dem Auge anlockend ausgelegt.

Nebenan ſehen Sie ein Gewölbe mit lauter Knöpfen, von echten und falſchen Diamanten, von Wegwoodſcher Maſſe, von Porzellain, von brillantirtem Stahl, kurz, von allem, wovon Knöpfe gemacht werden können, in den bunteſten Zeichnungen und in erſtaunlicher Menge beyſammen.

Weiterhin in einigen Gewölben Wiederholungen von Poirmenüs Koſtbarkeiten, die hinter den hellen und hohen Spiegelſcheiben ſchimmern. Uhrketten von Gold und Stahl, Degengefäße von Silber und Stahlbrillanten kräuſeln ſich hier im bunteſten Strahlenſpiele vor Ihren Blicken, und das junge Kaufmannsweib ladet Sie mit Blicken, aber nie mit Worten ein, näher zu treten, und wenigſtens zu ſehen und zu erſtaunen, wenn Sie auch nichts kaufen wollen

Weiterhin treten Sie in ein Gewölbe das Sie ſchon längſt durch ſeinen ſüßen Dunſtkreis angelockt hat. Es iſt der Sitz eines Geruchkünſtlers, der Ihnen Handſchuh, die wie Jaſmin; Pomaden, die wie Veilchen; Waſchwaſ-

ſer,

ſer, das wie Lilien; Zahnpulver, das wie Jonquillen; Räucherpulver, das wie ein ganzes Blumenbeet; Sprengwaſſer, das wie Mayblumen u. ſ. w. riecht, in großer Menge verkauft.

Jetzt macht Sie das Geräuſch eines geſchmackvoll verzierten Kaffeehauſes aufmerkſam. Das Gewimmel in demſelben und der mannigfache Ausdruck entgegengeſetzter weiſer und thörichter Gemüther; die gefällige Geſchmeidigkeit der nettgekleideten und friſirten Aufwärter, die ſich, ohne einen Tropfen von ihrem Kaffee oder Liqueur zu verſchütten, ohne die zartaufgebauten Eisthürmchen zu erſchüttern, durch das Gedränge hin und her winden; das ernſthafte Weſen, mit welchem die Kaffeewirthinn hinter ihrem Büreau das Gedränge überſieht, jedes Verlangen hört, jeden Kommenden bemerkt und jeden Weggehenden hüthet, und doch dabey die Artigkeiten, die man ihr nach der Reihe ſagt, faßt und erwiedert: alle dieſe Gegenſtände locken Sie herein, und was Sie darin finden, können Sie trinken, ohne Durſt, können Sie eſſen, ohne Hunger, können Sie ſehen, ohne Begierde darnach, und können Sie hören, ohne es gebilligt zu haben.

Weiterhin ſehen Sie das Gewölbe eines Künſtlers, deſſen größte Kunſt es iſt, die Natur zu verlarven. Es iſt ein Konfitürier. Er macht Ihnen aus Mehl Häuſer, Früchte, Blumen, färbt ſie mit Zucker, durchläßt ſie mit ihrem natürlichen Geruch und Geſchmack, macht Eis zu Butter und Sahne, läßt es willkürlich wie Kaffee, Chokolade, Erdbeeren u. ſ. w. ſchmecken, bannt den allgemeinen Geiſt der Zerſtörung und Fäulniß mit Eſſenzen und ſüßen Hüllen, und gibt Ihnen Mandeln zu trinken und Milch zu kauen. Es gibt nichts in der Natur, woraus er nicht Syrup ziehen, oder was er nicht in Syrup verwandeln und verhüllen könnte oder möchte.

Nun ſtehen Sie an einem weiten Gewölbe, das alles faßt, was man an größern und kleinern Möbeln, im erleſenſten Geſchmacke, ſelbſt wenn man die ausſchweifendſte Möbelſtaupe hätte, zu beſitzen wünſchen könnte. Tiſche, Stühle, Schreibeſchränke, große und kleine Kaſten, Spiegel und allen übrigen Hausrath, dem die üppige Bequemlichkeit mit Zuziehung der Wälder von Europa, Aſia, Afrika und Amerika; dem die Verſchwendung mit Beyhülfe aller Naturreiche; dem die Kunſt mit dem Poliereiſen, dem Firniß, dem Lack, der Farbe; dem die Mode in ihrer abenteuerlichſten Laune, Entſtehung, Pracht, Geſchmack und Schwung gegeben haben: das alles finden Sie in und vor dieſem Gewölbe ausgeſtellt, ausgelegt und aufgeſchichtet, und die Beſtimmung davon wird Ihnen eben ſo oft unbekannt als der Nahme ſeyn.

An dieſes Gewölbe ſtößt der Eingang zu einem Spektakel, der unter den prächtigen Säulen eines majeſtätiſchen Veſtibule hinanläuft.

Jetzt, lieber R**, bin ich mit Ihnen den einen langen Flügel des Pallaſtes durchwandert; aber glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen alles gezeigt habe. Vor den kleinern Gewölben, in denen man noch Bücher, Spitzen und Muſſelin, Paſteten und andres Backwerk, Kinderſpielſachen, Hüte, Federn, Paſtillen und Bonbons, Uhren, Röhre, mathematiſche Inſtrumente, ſchon ganz fertige Kleider für Weiber und Männer, Früchte, Würſte, Liqueurs, Holz- und Knochenarbeiten, Blumen, Manſchetten und Jabots, Nadelküſſen und tauſend andre Dinge anderer Art feilbiethet: vor allen dieſen habe ich Sie vorbey geführt, um mich nicht zu wiederholen und Sie nicht zu überladen; aber ſagen muß ich noch, daß das alles, wenn ich es Ihnen auch nicht nannte, darum nicht weniger fein, auserleſen, prächtig, anlockend und hinreißend iſt, als alles übrige, deſſen ich, nur den ſchärfſten Zügen nach, erwähnt habe. Ich wollte Ihrer Einbildungskraft und Ihrem Verſtande nur gewiſſe Grundzüge angeben, auf die Sie fußen ſollten; und wenn mit der Zeit einmal Ihr körperliches Auge findet, daß ich Ihrem geiſtigen Auge nichts zu glänzend vorgemahlt, wenn Ihr Verſtand begreift, daß ich die Winke, die ich Ihnen über die Anordnung, Beſetzung und Quellen des Ganzen gab, nicht aus der Luft gegriffen habe: ſo erinnern Sie ſich beym gegenwärtigen Genuſſe an den guten Willen und an das möglichſt unbefangene Auge Ihres Freundes, der Sie ſo gern des Vergnügens theilhaftig gemacht hätte, wovon er Ihnen nur den verjüngten Maßſtab in die Hand zu geben Kräfte genug hatte.

Der kürzere Queerflügel enthält in eben ſo bunter Abwechslung Kaffeehäuſer, Reſtaurateur ſäle, Buchhändler- Paſteten- Zeug- Putz- und andre Gewölbe, und ſchließt ſich an den zweyten langen Seitenflügel durch ein zweytes prächtiges Veſtibule, an deſſen Säulen Sie Obſt- und Blumenhändlerinnen, Hunde- und Broſchürenverkäufer, Bothen und Lohnlakeyen in bunter Geſellſchaft unter einander finden.

Der zweyte lange Flügel enthält alles, worauf ich Sie beym erſten aufmerkſam gemacht habe, und noch einige neue Gegenſtände, außer jenen. Sie finden in demſelben z. B. Gewölbe voll der meiſterhafteſten Zeichnungen und Gemählde, Glasſchleifer- Meſſer- und Scheeren- Schnallen- Waffelkuchen- Handſchuh- Sattler- Steinſchneider- Petſchaftſtecher- Miniaturmahler- Lotterie- und Geldwechslergewölbe in der mannigfaltigſten Miſchung und mit den reichſten Vorräthen zuſammen; und das alles muß wohl da ſeyn, weil ich Ihnen ſo oft wiederholt habe, daß kein Sinn, kein Bedürfniß und keine Laune unbefriedigt von hier weggehen ſoll.

Sie erinnern ſich aus meinem Vorigen, daß der vierte Flügel der neuen Anlage noch nicht fertig iſt, und daß man vor der Hand eine hölzerne Gallerie da angelegt hat, wo bald ſechs Reihen doriſcher Säulen emporſtreben ſollen. Dieſe Gallerie iſt doppelt und hat auf beyden Seiten Läden, wie Sie ſolche unter den Arkaden finden und die wie jene alle Waaren für Bedürfniß und Luxus, zu Schau und Kauf ausſtellen. Bey Tage fehlt es aber dieſen Gallerien an Licht und nur des Abends werden ſie durch das Licht von Tauſenden von Lampen und Kerzen glänzend, obgleich des Dampfes wegen etwas ängſtlich. Zwiſchen denſelben faſelt der jüngere und der ältere Wüſtling dahin, weil ihr dunklerer Horizont jenem bey ſeiner noch nicht ganz unterdrückten, und dieſem, bey ſeiner noch nicht ganz wieder zurückgekommenen Scham gute Dienſte leiſtet.

Der erſte Stock des Palais Royal ſchließt Gegenſtände neuer Art in einem noch prächtigern und weitläuftigern Lokale ein. Hier finden Sie große Kabinette von Gemählden, Magazine von Möbeln, goldnen und ſilbernen Geſchirren und Spielwerken aller Art, geſchloſſene Geſellſchaften, Clubbs, Säle für Lektüre und Kunſt, für das Schachſpiel, für das Billard, möblirte Zimmer für Fremde, Säle und Zimmer für Reſtaurateurs u. ſ. w. in der höchſten Mannigfaltigkeit neben einander. Wir wollen ſie etwas näher muſtern.

Num. 4 bis 12 finden Sie ein ſogenanntes Magaſin de confiance, deſſen Waaren zu einem beſtimmten und feſten Preiſe verkauft werden. Die Pariſer Kaufleute, von dem größeſten bis zum kleinſten, überſetzen ihre Waaren, je nachdem ſie Kenner oder Nichtkenner vor ſich haben, mehr oder weniger, aber nie unter einem Drittel des Preiſes, wofür ſie ſolche laſſen wollen. Ein Fremder, der den Werth der Dinge zu Paris nicht kennt, iſt mit ihnen übel daran, und er kommt ſelten ungeſchnellt aus ihren Gewölben. Beſonders iſt dieß der Fall mit Engländern und Deutſchen, die dieſer jüdiſchen Mode in ihrem Vaterlande nicht gewohnt ſind, oder die eine Art von falſcher Großmuth mit nach Paris bringen, die den Betrüger gern beſchämen möchte, aber nichts über ihn erhält, als daß er das Geld einſtreicht und hinter dem Rücken lacht. Will man vollends auch noch nach den Regeln einer mißverſtandenen Galanterie handeln und der hübſchen Kaufmannsfrau oder Kaufmannstochter von ihrer Forderung nichts abdingen, ſo iſt man dreyfach betrogen: denn es iſt gewiß, daß die Weiber in dieſem Punkt dreyfach jüdiſcher ſind, als die Männer, und daß ſie, wenn ſie erſt merken, daß es dem Fremden wohl thut, von niedlichen Händen bedient zu werden, dieſen Genuß auch noch mit funfzig Prozent auf die Waare ſchlagen. Dieſe feine oder grobe Betrügerey finden Sie in allen Gewölben des Palais Royal, beſonders aber in denen, die das ganze Heer von Galanteriewaaren einſchließen.

Dieſer Mißbrauch, über den man ſich laut beklagte, gab den Magaſins de confiance à prix fixe ihre Entſtehung. Jede Waare in demſelben hat ſonach ein Zeichen, worauf ihr Preis ſteht, und es wird weiter nicht gefordert noch gehandelt. Der Unternehmer des obenerwähnten hat das Glänzendſte in dieſer Art zuſammengebracht, und eine Million Livres würden darin bald verthan ſeyn, ohne daß man große Lücken ſpürte. Nur glauben Sie nicht, daß dieſer Kaufmann (ſein Name iſt Verrier) dieß prächtige Magazin mit eignem Gelde oder auch nur durch Kredit zuſammengebracht hätte. Der Mechanismus davon iſt folgender:

Künſtler, Handwerker und überhaupt Leute aller Art, die ein prächtiges Möbel, ein neues Kunſtwerk, eine neue Maſchine ꝛc. zu verkaufen haben, bringen es in dieſes Magazin. Man hält ein Buch, worin der Nahme des Verkäufers und der Preis des eingelieferten Stücks verzeichnet ſind. Zugleich ſtellt man ihm einen Empfangſchein darüber aus. Für die Kommiſſion zahlt er gewiſſe Prozente nach dem höhern oder geringern Preiſe der Waare. Wird ſie z. B. zu 100 bis 300 Livres verkauft, ſo bezahlt er vier, von 400 bis 600 Livres zwey, von 600 bis 1200 Livres eins, von 1200 an, nur ein halb vom Hundert. Von dieſen Prozenten hält der Unternehmer die Säle und alles übrige, was dazu gehört. Sie werden dieſe Anſtalt für Artiſten aller Art ſehr bequem und nicht drückend finden: denn manches herrliche Produkt der Induſtrie und des Erfindungsgeiſtes würde man vielleicht in einem Dachſtübchen aufſuchen müſſen, ſtatt daß es jetzt unter andern ſeines Gleichen einen glänzenden oder nützlichen Rang einnehmen und früher und bequemer an Mann gebracht werden kann, als es ſonſt hätte geſchehen können.

Der Anblick dieſes ſeltenen Magazins iſt einer der blendeſten, und die Muſterung deſſelben gewährt dem Verſtande wie den Sinnen volle Nahrung.

Es ſind noch zwey oder drey andere Magazine dieſer Art im Palais Royal, aber keines iſt ſo weitläuftig, und ſie werden von den eigenen Kapitalen der Beſitzer beſtritten.

Weiterhin finden Sie eine nicht minder merkwürdige Niederlage in ihrer Art: eine Niederlage von Liqueurs. Alles, woraus Liqueur gezogen, womit Liqueur durchlaſſen und gefärbt werden kann, finden Sie hier in größern oder kleinern Flaſchen beyſammen; und das Ganze iſt mit einer Ordnung und einem Geſchmacke geſtellt und zur Schau gelegt, die einem ein immerwährendes Lächeln ablocken. Noch bunter wird es dadurch, daß auch Aufſätze auf Tafeln, Schaugerichte, Zuckerwerk ꝛc. in das Fach dieſes Künſtlers gehören, und daß dieſe Dinge in den mannigfaltigſten und anlockendſten Formen und Verzierungen in ſeinem hellen und hohen Magazine ausgeſtellt ſind.

Auf eben dieſer Seite finden Sie die Zimmer der Schachgeſellſchaft (Société du Sallon des Echecs) die durch ganz Frankreich bekannt iſt und oft Schachſpieler aus den entfernteſten Gegenden herbey zieht, die hier ihren Meiſter ſuchen und oft finden. Die Geſellſchaft iſt eine geſchloſſene, und niemand kann ohne einmüthige Einſtimmung der Mitglieder aufgenommen, aber wohl können Fremde durch ein Mitglied einigemal darin aufgeführt werden.

Weiterhin finden Sie die Zimmer der Olympiſchen Geſellſchaft (Société Olympique) die zugleich eine freymaureriſche iſt. Ihr Hauptzweck iſt die Kultur der Muſik, und Männer und Weiber vom höchſten Range laſſen ſich hier oft im Singen und Spielen hören. Die Zahl ihrer Mitglieder iſt unbeſtimmt, aber ſie nimmt niemand auf, der nicht Maurer iſt und ſich durch Stand, Rang und elegante Sitten auszeichnet.

Fremde, die dieſe Eigenſchaften beſitzen, ſind daſelbſt willkommen, wenn ſie von einem Mitgliede aufgeführt werden. In der zweyten Etage beſitzt dieſe Geſellſchaft eine ſehr artig dekorirte Loge.

Weiterhin ſind die Säle einer andern Geſellſchaft, die ſchlechtweg der Klub heißt, und die ſich bloß durch Konverſation, ohne irgend ein Spiel erhält. Man kann eintreten ohne Pathen und ohne einmüthige Zuſtimmung aller Mitglieder; die Geſellſchaft iſt abwechſelnder, als die vorhin genannte, und in der That viel unterhaltender. Es iſt kein Gegenſtand, über den hier nicht geſprochen, und gut geſprochen würde, weil kein Alter und kein Syſtem andre Vorrechte, als überzeugende Gründe hat. Politik war, ſo oft ich noch dort geweſen bin, der Hauptgegenſtand aller Konverſationen; und dieſer kleine Cirkel iſt eigentlich der Wortführer und der Stock von allen übrigen, die ſich während der Revolution, mit Wort und That, ſo geſchäftig und ſtürmiſch gezeigt haben.

Eine andre Geſellſchaft beſitzt auch mehrere Zimmer in dieſem Geſchoſſe, die den Nahmen

Salons des Arts führen. Sie treffen hier Gelehrte, Künſtler und Dilettanten jeder Art, und ich habe die Unterhaltung beſtändig ſehr heiter, witzig und lehrreich gefunden. Alle neue kleinere Schriften werden hier aufgelegt und geleſen und in einer beſondern Gallerie finden Sie die neueſten Produktionen guter Künſtler aufgeſtellt. Für Fremde iſt dieſe und die vorige Geſellſchaft unter allen die angenehmſte und lehrreichſte.

Außer dieſen gibt es noch eine Société Militaire, die meiſt aus ältern verdienten Staabsoffizieren beſteht, und die niemand aufnimmt, wer nicht dieſes Standes iſt; und endlich eine Société des Colons, in welche niemand aufgenommen werden kann, der nicht eine Beſitzung auf einer der Amerikaniſchen Inſeln hat. Sie ſind für einen fremden, der weder Soldat noch Pflanzer iſt, am wenigſten unterrichtend und unterhaltend; aber dem, der eins von beyden iſt, wird reichliche Nahrung darin gebothen.

Sie ſehen, lieber R * *, wie eben dieſe mannigfachen Anſtalten für die Kultur des Geiſtes, darauf hin arbeiten, daß kein Feld des menſchlichen Wiſſens und des menſchlichen Genuſſes in dieſen wunderbaren Ringmauern unangebaut bleiben ſoll. Ich wenigſtens kann mir keins denken, das nicht in einem davon, oder in allen bedacht worden wäre.

Die übrigen Säle des erſten Stocks ſind theils mit Kunſtſachen aller Art, z. B. mit Wachsfiguren, mit Porzellain, mit Kriſtall- und Glaswaaren ꝛc. beſetzt, theils zu Billardſälen, theils zu Appartements für Fremde eingerichtet. Aber man muß ſehr reich ſeyn, wenn man letztere beziehen will. Zwey Zimmer koſten gewöhnlich einen bis zwey neue Louisd'or täglich, und eine Reihe von Zimmern monatlich an funfzig. Sie ſind auch meiſt nur von jungen Engländern oder Holländern bewohnt, die Zeit ihres Lebens nur Einmal reiſen, dafür aber recht nach ihren, doch unrecht nach meinen Begriffen reiſen wollen. Leute dieſer Art ſind die einträglichſten Kunden des Palais Royal, weil ſie in demſelben alle ihre Bedürfniſſe befriedigen, und deßhalb beyde Hände voll Geld wegwerfen, ſo lange ſie hier ſind. Dafür regnet es aber auch von allen

Seiten Mylords und Mylords für ſie, und wenn dieß ſie glücklich macht, ſo muß ich geſtehen, daß ihr Glück vollſtändig, wenn auch ſehr theuer erkauft iſt.

Der zweyte Stock des Palais Royal verliert in Abſicht des Glanzes gegen den erſten unbeſchreiblich. Er iſt auch zum Theil für Fremde eingerichtet; noch häufiger aber werden in demſelben ſchon die Penſionen gefunden, welche die Rekruten für das unüberſehliche Heer der käuflichen Tugenden, die hier vom Morgen bis in den Abend beſiegt werden, zu ſtellen pflegen. Ihre Wohnzimmer ſind meiſt unreinlich und ärmlich möblirt, aber die Beſuchzimmer ſind ſehr nett, und beſonders iſt auf die Kanapeen und Betten große Sorgfalt verwandt. Die Reſtaurateurs haben in dieſem Stock ihre Kabinette, wo man mit kleinen Geſellſchaften vertraut beyſammen ſeyn, und auch unbeſcholtenen Weibern von ſeiner Bekanntſchaft zu eſſen geben kann. Doch hierüber mehr, wenn ich auf die Reſtaurateurs komme.

Die Manſarden haben ungefähr dieſelben Bewohner; doch finden Sie auch ſchon ſtille

Künſtler, die gern an der Quelle ihres Studiums und Broterwerbs ſeyn wollen, in denſelben. Die Ausſicht von oben herab iſt die ſchönſte im Palais Royal, die Luft rein und geſund, die Zimmer ſind geräumig, und, wenn auch nicht wohlfeil, denn um funfzig Prozent wohlfeiler als im zweyten Stocke. Alte einzelne Herren haben ſich hier auch häufig niedergelaſſen.

Im Dache ſelbſt hat der Baumeiſter, der es wußte, wie hoch jeder Quadratſchuh in dieſem Pallaſt, in der Erde wie in der Luft, genützt werden konnte, rund herum Zimmer an Zimmer angebracht. Sie erhalten ihr Licht durch eine Klappe, die man aufſtellt, damit der Tag durch ein klein viereckiges Fenſter ſich hereinſtehlen kann. Geht die Klappe zu, ſo herrſcht in dieſen Löcherchen am hellen Mittage die dickſte Nacht. Trotz dem ſind ſie bewohnt, wie alle übrige Winkel im Palais Royal. Die Kaufmannsdiener, die Aufwärter aus den Kaffehäuſern, den Reſtaurateurſälen, den Schneidergewölben, wohnen hier mit den öffentlichen Mädchen der geringen Klaſſen verträglich oder unverträglich bey einander, und bekommen dort oben ſelten andere Beſuche, als

welche

welche die dringende Noth befiehlt: die Ableiter der natürlichſten Bedürfniſſe ſind nehmlich hier angebracht.

Wir ſind nun den ganzen Umfang der neuen Anlage durchlaufen und durchſtiegen, etwas flüchtig in der That, aber was ich Ihnen noch vom Ganzen zu ſagen habe, wird ſich von neuen an die Charakteriſtik aller dieſer Theile ſchließen, und ſich nach und nach zu einem vollſtändigen Gemählde zuſammen fügen.

Dreyzehnter Brief.

Das Palais Royal. Verſammlungspunkte. Reſtaurateurs. Ihr Eigenthümliches. Beuvilliers. Sein Lokale. Deſſen Aufputz, Vorzüge und Unbequemlichkeiten. La Barriere. Sein Lokale. Die Tiſche nicht gedeckt. Theure Wäſche. Sein großer Speiſeſaal. Ungeheurer Speiſezettel. Aufwärter und ſchnelle Bedienung. Mechanismus des Ganzen. Küche und Küchenperſonale. Theure Zehrung. Koſten einer mäßigen Mahlzeit. Einnahme und Ausgabe La Barrierens. Tiſchgeſellſchaft. Kleine Mittags- und Abendmahlzeiten. Zügelloſe Nachtpartien. Verſchickung von Speiſen.

Es iſt nöthig, lieber R**, daß ich Ihnen einige Anſtalten, die hauptſächlich zu ſtehenden Verſammlungspunkten der Menge von Spaziergängern im Palais Royal dienen, weitläuftiger beſchreibe. Die merkwürdigſten ſind die Reſtaurateurs und Kaffeehäuſer.

Diejenige Klaſſe von Garköchen, die ſich Reſtaurateurs nennen, ſind erſt ſeit einigen Jahren, hauptſächlich aber nach dem neuen Anbau des Palais Royal, in Schwung gekommen. Sie haben das Eigenthümliche, daß ſie zu jeder Zeit und Stunde zu eſſen geben, von des Morgens um 9 Uhr an bis nach Mitternacht. Schon hierin liegt ein Grund, daß es bey ihnen theurer ſeyn muß, als bey andern Speiſewirthen. Sie müſſen beſtändig Feuer und beſtändig Kaſtrollen über dem Feuer haben.

Die Reſtaurateurs im Palais Royal ſind bey weiten die berühmteſten und beſuchteſten, ihre Küchen die reichſten, ihre Speiſezettel die größeſten, und ihre Säle die glänzendſten in Paris. Es ſind ihrer drey hier, die von ſechſen, die ſich anfangs hier ſetzten, übrig geblieben ſind. Der eine dieſer drey, Namens Huré, wird auch bald ſchließen müſſen, denn ich ſehe nur immer einzelne Koſtgänger bey ihm; die übrigen zwey, Bouvilliers und La Barriere, wetteifern noch, aber das Gewicht neigt ſich ſtark auf letztern.

Das Lokale des Reſtaurateurs Bouvilliers iſt überaus glänzend. Seine beyden

Hauptſäle ſind im erſten Stocke, mit den feinſten Papiertapeten Chineſiſch und Arabiſch verziert und des Abends mit großen Globen über arganiſchen Lampen erleuchtet. Die Tiſche ſind von dem feinſten Acajouholz, das Büreau, wo die Wirthinn mit der Kaſſe gleichſam thront, von Marmor, die Stühle ſehr geſchmackvoll gearbeitet, das Linnen zu Tiſchtüchern und Servietten ſehr fein und immer ſauber, das Geſchirr zum Trinken nicht minder, die Aſſietten, die Gabeln und Löffel und die Hefte der Meſſer Silber, die Teller feines Steingut: kurz, das Aeußere iſt wahrhaftig prächtig und geſchmackvoll. Die Geſellſchaft iſt ausgeſucht, und beſteht meiſt aus jungen reichen Männern, die erſt in der Welt auftreten, aus Reiſenden, Kapitaliſten, alten Offizieren und dergleichen. Es ſind Tiſche für ein, zwey, drey, bis ſechs Perſonen da, ſo daß man wählen kann, ob man allein oder bey mehreren ſitzen will. Sie haben auch die Wahl unter mehr als hundert verſchiedenen Gerichten, unter mehr als zwanzigerley Deſſerts, unter mehr als zwanzig Sorten Wein, und mehr als zwanzig Sorten Liqueurs.

Deſſen allen ungeachtet nimmt doch die Zahl der Koſtgänger bey dieſem Reſtaurateur täglich ab, und ich muß Ihnen die Urſachen ſagen, woran es, wie ich glaube, liegt. Der Wein iſt matt, wenn er auf den Tiſch kommt, und muß erſt zwiſchen Eis, das man Ihnen in einem Napfe gibt, gekühlt werden: dieß iſt unbequem, weil man darauf warten muß. Die Aufwärter ſind nicht die raſcheſten und willigſten, wenigſtens ſind ſie beydes nicht in dem Grade, wie die bey **La Barriere**. Der Koch oder vielmehr die Köche, ſind nicht ſo ſchnell, und man muß auf eine beſtellte Schüſſel zu lange warten. Lauter unverzeihliche Fehler in einem Hauſe, wo man ſo ausſchweifend theuer lebt. Noch zwey Gründe, die an ſich ſchon ſo viel wirken, als jene, ſind die: daß Fremde dieſen Reſtaurateur über zwey Treppen hinauf erſt ſuchen müſſen, ſtatt daß La Barriere zu ebener Erde ſeinen Hauptſaal hat; und daß man, ehe man in Bouvilliers Speiſeſäle tritt, vor der Küche vorbey muß, aus welcher einem ein erſtickender Brodem entgegen ſchlägt, worin man alle hundert Speiſen auf einmal in einem ekelhaften Gemiſche zu riechen bekommt, und bey etwas ſchwachen Nerven und Magen allen Appetit verliert, der noch obendrein dadurch einen großen Stoß bekommt, daß man vor der Küche Kälberviertel, gerupftes Geflügel, geklopfte Stücke Rindfleiſch und Kotelette unter Blut und Knochen herum hangen und liegen ſieht.

Bey La Barriere finden Sie nicht eine einzige dieſer Unbequemlichkeiten, aber hundert andere Bequemlichkeiten mehr. Schon ſeine Lage iſt ſehr vortheilhaft. Sein Hauptſaal iſt auf ebener Erde, unter den Arkaden des Querflügels, und ſieht mit großen hellen Fenſtern in die Hauptpromenade des Gartens auf der einen Seite, und auf der andern in die lebhafte Paſſage du Perron hinaus. Bey ihm habe ich Zeit meines Hierſeyns beſtändig gegeſſen, weil ich immer im Mittelpunkte der Revolution ſeyn will und weil das Hotel d'Angleterre et de Ruſſie, wo ich wohne, nur einige hundert Schritte entfernt liegt. So habe ich ſeine Wirthſchaft ganz genau kennen lernen, und eine umſtändliche Beſchreibung davon kann Ihnen nicht anders als neu und anziehend ſeyn.

Sein Lokale nimmt drey Arkaden ein, und das Kellergeſchoß und der erſte, zweyte und dritte Stock gehört, ſo weit dieſer Strich reicht, dazu. Der Hauptſaal iſt unter den Arkaden und wenigſtens zehn Schritte breit und dreyßig lang. Auf beyden Seiten ſteht Tiſch an Tiſch und in der Mitte eine dritte Reihe. Die Tiſche ſind nur ſo groß, daß zwey Perſonen daran eſſen können. Sie werden nicht gedeckt, ſondern ſind bloß mit grüner Wachsleinewand beſchlagen, die ſehr leicht reinlich erhalten werden kann. Daß man ſie nicht deckt, macht dem Unternehmer, wie er mir ſelbſt geſagt hat, jährlich eine Erſparniß von 9948 Livres, das Kapital ungerechnet, was zum Ankaufe des Gedecks erforderlich geweſen wäre. Deckte er ſie einmal, ſo müßte nach jeder Portion, die auf denſelben nicht reinlich und unverſchüttet gegeſſen worden wäre, von neuen, mithin bey dem ewigen Ab- und Zulaufe vom Morgen bis in die Nacht, wenigſtens zehnmal gedeckt werden. Eine Serviette koſtet zwey Sous zu waſchen, mithin wäre bloß die Wäſche von einem einzigen Tiſche für einen einzigen Tag zwanzig Sous oder ſechs Groſchen Sächſiſch. Nun ſtehen allein in dem großen untern Saale dreyßig Tiſche, machten täglich ſieben Thaler zwölf Groſchen, mithin jährlich die unglaubliche Summe von zwey tauſend ſieben hundert und ſieben und dreyßig Thalern, zwölf Groſchen, an bloßer Wäſche. Fangen Sie an zu ahnden, lieber R**, wie ſehr dieß Inſtitut ins Große gehen muß? Aber laſſen Sie uns nichts vorweg nehmen.

Der Saal ſelbſt iſt einfach, aber mit Geſchmack verziert, und Sie finden darin acht Spiegel, deren keiner unter fünf Schuh hoch iſt. In der Mitte ſteht ein großer mit Porzellainplatten und Spiegeln belegter Ofen, der im Winter den Saal erwärmt, und im Sommer einen gelinden Zug unterhält.

Der Speiſezettel, den ich vor mir habe, nennt in allem hundert und vierzehn Gerichte von der Suppe an bis und mit den ſogenannten Entremets, die man hier hinter dem Braten gibt und die wir unter die Zugemüſe begreifen. Die Potage macht den Anfang, und Sie finden auf dem Zettel ihrer ſieben Arten; dann kommen die Patiſſerien und ihrer ſind viererley angegeben; ſodann die Fiſche in ſechſerley

Arten; ſodann die Entrées, und ihrer ſind zwey und funfzig; ſodann die Hors d'oeuvres, in Citronen, Gewürzgurken, grünen Oliven, u. ſ. w. beſtehend; ſodann die Braten (Rotis) und ihrer ſind achterley; ſodann die Entremets, und ihrer ſind acht und dreyßig; ſodann die Desserts, zwanzig an der Zahl; ſodann die Weine, und ihrer ſind neun und zwanzig; und endlich die Liqueurs, und dieſer ſind funfzehn von verſchiedenen Arten. Schütteln Sie immer den Kopf, ich bringe Ihnen den Zettel mit.

Wenn Sie in den Saal treten, ſo hören Sie die Aufwärter ſchon, in weſſen Revier Sie ſich niederlaſſen werden. Es ſind ihrer ſechs, und jeder hat eine Anzahl Tiſche zu beſorgen. Sobald Sie ſitzen, ſpringt einer herzu und bringt Ihnen den mächtigen Speiſezettel mit einem Voilà la Carte, Monſieur. Sie nehmen ſie und im Nu iſt ihr Kouvert da. Sie leſen ſich von den Gerichten aus, welche Sie wollen, und ſelbſt das feinſte und mühſamſte ſteht in zehn Minuten dampfend vor Ihnen. Man gibt alles in einzelnen Portionen. Der Wein iſt kühl, das Waſſer friſch, das Bier trefflich. Sie werden eben ſo ſchnell und gefällig bedient, wenn Sie bloß eine Suppe, als wenn Sie alle Gerichte bis zum Deſſert durcheſſen. Die Aſſietten und Löffel und Gabeln ſind auch hier von Silber, die Teller feines Steingut, die Gläſer und Flaſchen fein wie Kryſtall. Das Brot iſt vom feinſten Weizenmehl. Schmeckt Ihnen ein Gericht nicht, oder haben Sie gegen die Zurichtung etwas einzuwenden, ſo nimmt man es eben ſo verbindlich zurück, als man es Ihnen gebracht hat: mit dem Wein und Bier können Sie es eben ſo halten, wenn ſie Ihnen nicht gefallen.

Der Mechanismus des Ganzen iſt Geſchwindigkeit und Gedächtniß. In den Mittagsſtunden von zwey bis vier Uhr ſpeiſen hier gewöhnlich zweyhundert Menſchen, und alle mit allen ihren verſchiedenen Launen und Einfällen ſind befriedigt, ohne Zank, ohne Sauerſehn, ohne Zeitverluſt. Sie können binnen einer Stunde zehn Gerichte beſtellen und eſſen. Aber es greift auch alles ſehr enge und raſch in einander.

Die Küche nehmlich iſt ein Kellergeſchoß, geräumig und wohl verſorgt. Kaſtrolle, Roſte, Bratſpieße, alles iſt hier in ewiger Gluth und Bewegung. Den Abend vorher iſt alles für den künftigen Tag vorgerichtet. Die Gerichte, die am meiſten geſucht werden, oder die eine Vorherbereitung leiden, ſind mit allem Zubehör da und warten nur auf das Feuer. Jeder der Köche, und ihrer ſind acht, ohne die Küchenbuben und Küchenmägde, hat ſein beſonderes Fach, und jeder ſeinen beſondern Aufwärter im Saale, den er an der Stimme kennt. Dieſer ſchreyt durch eine Oeffnung von oben herab in die Küche, was er haben will, und in kurzer Zeit iſt es da. Der Koch behält, was er verlangt hat, eben ſo gut, als der Aufwärter den Gaſt, der es beſtellt hat. So geht alles, Trotz dem Geſchrey von zwölf bis ſechzehn Kehlen, Trotz dem Gedränge von funfzig Gäſten, in der beſten Ordnung; und es iſt ein außerordentlicher Fall, wenn ein Gericht vergeſſen, oder einem Unrechten gebracht wird. Garçon, ſchreyt einer hier, Garçon einer da, und oft ſchreyen mehrere auf einmal, und allen antwortet der geſchmeidige Burſche: Oui, Monſieur! A l'inſtant, Monſieur! und er wird es nicht müde; drey bis vier Stunden hindurch auf ſolche Weiſe angerufen und hin und her gejagt zu werden. Ich bin überzeugt worden, daß die Franzöſiſche Nation in Abſicht des Dienens und Aufwartens die einzige und vorzüglichſte in der Welt iſt

Aber nicht genug, daß ſolch ein Burſch alle Ihre Aufträge behalten und pünktlich beſorgt hat, er weiß auch noch, wie viel Gerichte und was für Gerichte Sie gehabt haben. Wenn Sie gehen wollen, ſagen Sie: Garçon, mon compte! und er läuft zum Büreau, diktirt ſeiner Frau oder ſeinem Herrn Ihre Zeche, bringt ſie Ihnen, und Sie können gewiß ſeyn, daß er Ihnen keine Schüſſel zu viel oder zu wenig angerechnet hat. Sie dürfen nur auf dem Speiſezettel nachſehen, was Sie gehabt haben und wie es dort im Preiſe angeſchlagen iſt, ſo werden Sie das finden.

Was nun alle dieſe Wunder möglich macht, lieber R * *, iſt das Geld. In der That, man muß den Appetit hier theuer bezahlen. Das geringſte, was Sie hier haben können, iſt eine Birne, und die koſtet vier Sous. Das Theuerſte, z. B. ein Viertel Poularde, haben Sie zu zwey Livres fünf Sous: alſo eine Birne über einen guten Groſchen und ein Viertel Huhn dreyzehn Groſchen ſechs Pfennige! Eine Pfeffergurke ſechs Sous, eine Suppe zwölf Sous, ein Gericht weißer Bohnen oder grüner Erbſen, ein Livre vier Sous, und ſo in allem übrigen. Nehmen Sie alſo, als ein ſehr mäßiger Eſſer, an, Sie äßen

	Livres.	Sous.
1) eine Suppe	—	12
2) drey kleine Paſtetchen	—	18
3) ein Stückchen Aal	1	5
4) Frikandeau	—	18
5) Kalbebraten	—	18
6) eine Eſſiggurke	—	6
7) grüne Erbſen	1	4
8) eine Birne	—	4
9) ein Viertel Tiſchwein von gewöhnlicher Sorte	—	5
Summa	6	10

So haben Sie gegeſſen für 1 Thlr. 15 gr. Sächſiſch, und ſind kaum ſatt, und haben weniger aufgehen laſſen als alle übrige, mit denen

Sie ſich zu Tiſche geſetzt haben. Jetzt werden Sie wohl etwas heller ſehen, wie La Barriere die ungeheuern Koſten ſeiner Unternehmung beſtreiten kann. Aber laſſen Sie uns dieß ein wenig genauer unterſuchen.

Nehmen wir an, daß täglich vom Morgen bis um Mitternacht nur 250 Perſonen bey ihm eſſen, und daß jeder nur 4 Livres, was ſehr wenig angenommen iſt, bey ihm verzehrt, ſo ſteigt ſeine tägliche Einnahme auf 1000, und mithin die jährliche auf 365000 Livres oder 91250 Thaler Sächſ. Es wäre eine ungeheuere Einnahme, wenn nicht eine ungeheuere Ausgabe davon abginge. Laſſen Sie uns dieſe nun auch unterſuchen.

	Livres	od.	Thlr.
Er bezahlt jährlich Miethe	8000	—	2000
Er hält 20 Menſchen in der Küche und in den Sälen, deren jeder im Durchſchnitt ihm jährl. 500 Liv. koſtet ⸗ ⸗ ⸗	10000	—	2500
Wäſche der Servietten ꝛc. nur ⸗ ⸗	10000	—	2500

	Livres	od.	Thlr.
Holz und Kohlen nur	12000	—	3000
Zerbrochnes, geſtohlnes, verbrauchtes Geſchirr in der Küche und den Sälen	5000	—	1250
Angenommen, daß er an den zubereiteten Lebensmitteln 50 Procent gewinnt, ſo ſteigt der Einkauf auf	182500	—	45625
Summa	227500	—	56875

Da bliebe ihm ein Ueberſchuß von 137500 Liv. oder 34375 Thlr. Rechnen Sie von dieſer Summe ab, was er zur Erhaltung ſeiner Familie, zur Verzinſung des Grundkapitals der Unternehmung, zur Quartierung und Bettung ſeiner Leute, zur Möblirung u. ſ. w. braucht, ſo wird höchſtens ein Ueberſchuß von 10000 Livres oder 2500 Thlr. bleiben, und dieſe ſind wahrlich des Geräuſches, der Arbeit und der ſchlafloſen Nächte nicht werth, die Jahr aus Jahr ein bey ihm nicht abreißen. Auch iſt er nicht reich und es wird bey ihm alles ſehr genau zuſammen gehalten.

So ſehen Sie, lieber R**, wie bey der unglaublichen Theurung in Paris ein Kapital zuſammen fallen kann, und wie der ſtärkſten Einnahme die ſtärkſte Ausgabe auf dem Fuße folgt. So iſt es mit allen übrigen Inſtituten dieſer Art im Palais Royal. Alles nimmt ungeheuere Summen ein, und niemand iſt reich.

Uebrigens glauben Sie nicht, daß Sie hier unterhaltende und lebhafte Geſellſchaft fänden. Jeder ißt an ſeinem Tiſche ſeine Portion für ſich, und ſelten ſpricht man mit ſeinem Nachbar. Vor der Revolution wußte man nicht immer, ob einen nicht ein Scherz oder ein kühner Grundſatz gleich von dem Reſtaurateur weg in die Baſtille bringen könnte, und deßhalb ſprach man wenig mit den Leuten um einen her, die man nicht kannte; jetzt wird es etwas lebhafter, aber an eine allgemeine Konverſation iſt nicht zu denken, Sie müßten denn einige Bekannte mitgebracht haben. Die Leute ſind hier weit egoiſtiſcher als unterhaltend, und bey dem Gewimmel von Abenteurern aller Art, die ihr Inneres unter einem ſehr anſtändigen und beſcheidenen Aeußern zu verbergen wiſſen, und bey der Gefahr, die man

läuft,

läuft, allmählich mit ihnen verſtrickt zu werden, iſt es immer beſſer gethan, man bleibt an öffentlichen Orten für ſich und nimmt von ſeinem Nachbar keine Notiz.

Deſto lebhafter ſind die kleinen Mittags- und Abendmahlzeiten, die man ſeinen Freunden und Bekannten in beſondern Zimmern hier geben oder mit ihnen verabreden kann. Oft geben ſelbſt angeſeſſene Familien hier ihren Freunden zu eſſen, wenn ſie ſich vor dem Geräuſch einer Mahlzeit zu Hauſe ſcheuen. Sie bezahlen nicht mehr, als in dem großen Saale, in welchen nie Frauenzimmer kommen. Die gleiche Einrichtung iſt auch bey **Bouvilliers**.

Zügelloſe kleine Nachtpartien ſind hier aber auch nicht ſelten. Junge und alte Herren, denen ein Geſicht in den Alleen gefallen hat, miethen es ſich für einen Abend mit allen ſeinen Reitzen, Launen und witzigen Einfällen, geben ihm hier zu eſſen, und machen ihm ein anſtändiges Geſchenk. Verſteht ſich, daß dieſe Mädchen von den beſſern Klaſſen ſeyn, und daß die Regeln des Wohlſtandes, wenigſtens unter den Augen der

Aufwärter, geſchont werden müſſen: im entgegengeſetzten Falle wird man ſich ſehr höflich entſchuldigen, daß Meſſieurs und Mesdames nichts zu eſſen bekommen können. Unter drey bis vier Louisd'or die Perſon iſt aber ſolch eine Partie nicht gemacht.

Die Reſtaurateurs ſchaffen Ihnen auch Eſſen und Trinken und alles, was an Geräth und Servietten dazu gehört, in Ihr Hotel, wenn Sie daſelbſt Freunde oder Freundinnen bewirthen wollen. Dieß koſtet aber, wie Sie denken können, noch mehr, als in ihrem eigenen Lokale. Auch muß es nicht zu weit entlegen ſeyn. Das Eſſen iſt beſſer zugerichtet und erleſener, als Sie es ſonſt in Paris finden.

Jetzt, glaube ich, lieber R * *, werden Sie die Reſtaurateurs des Palais Royal wohl kennen, in meinem nächſten Briefe ſage ich Ihnen etwas von den Kaffeehäuſern.

Vierzehnter Brief.

Das Palais Royal. Kaffeehäuſer. Das Kaffeehaus Valois. Kaffeehaus du Caveau. Deſſen Publikum vor dem Ausbruche der Revolution. Kaffeehaus de Chartres, de la Grotte Flamande, de Foi. Beſchreibung des letztern. Deſſen Rolle bey der Revolution. Caffé Italien und mécanique. Die Eß- und Trinkwaaren dieſer Kaffeehäuſer. Schonendes und feines Benehmen der Garçons in denſelben gegen Vergeßliche oder Betrieger. Frugale Soupers.

Die Kaffeehäuſer bilden den zweyten Verſammlungspunkt für die Menge, die nicht bloß ſpazieren gehen, oder die ſich nach dem Spazierengehen ausruhen will. Es ſind ihrer ſechs, die alle mehr oder weniger groß und glänzend, lebhaft oder minder lebhaft ſind. Jedes hat ſeine feſten Gäſte, die in kein anderes gehen, und die man zu den gewöhnlichen Stunden des Morgens und Nachmittags, oft auch den ganzen Tag daſelbſt findet, und die den Stock der Geſellſchaft ausmachen und den Ton angeben. So hat jedes ſein eigenes Publikum und ſeine eigenen Lieblingsgegenſtände für die Konverſation.

Das ſtillſte iſt das Kaffeehaus Valois, unter den Arkaden des langen Flügels nach der Straße des bons enfans. Die Tiſche darin ſind zwar immer beſetzt, aber meiſt mit ältlichen Männern in ſeidnen Kleidern und mit Degen, die ſich in beſcheidene Gruppen zuſammen ziehen, und langſam, ohne Erbitterung und Feuer ſprechen und ſtreiten. Ich habe ſie immer für mich die Stillen im Lande genannt.

Rauſchender und, die letzten Zeiten her, das rauſchendſte, iſt das Kaffeehaus du Caveau. Lage, Größe und Alter (denn es war ſchon im alten Garten lange vorhanden) machen es hauptſächlich voll, lebhaft und berühmt. Es nimmt vier Arkaden ein, iſt mit Marmortiſchen und mit großen Spiegeln prächtig verziert, welche die ganze Länge des Gartens mit allem, was darin wimmelt, zurück geben. Auf Säulenſtümpfen ſtehen die Büſten von Gluck, Sacchini, Piccini, Gretry, Philidor ꝛc. die, als die Oper noch in der Nähe war, hieher kamen und ein zahlreiches Publikum herbeyzogen. Vor den Arkaden im Garten hat dieß Kaffeehaus noch ein großes, ſehr geſchmackvoll gebautes und verziertes Zelt, unter und vor welchem noch eine Menge Tiſche und Stühle ſtehen, die, wie die im Saale ſelbſt, nie leer werden. Man kann annehmen, daß es von Morgens um neun Uhr an bis eilf Uhr in der Nacht, die Mittagsſtunden abgerechnet, die feſte Zahl von zweyhundert Menſchen im Saal und unter dem Zelte hat. Acht Aufwärter ſind in beſtändigem Fluge.

An dem Publikum dieſes Kaffeehauſes bemerkt' ich, als ich das erſtemal in das Palais Royal kam, daß die Franzoſen die alten Franzoſen nicht mehr wären. Ich fand ſchon Zirkel in denſelben, die über die Generalſtände und die Obliegenheiten, Pflichten und Verhandlungen derſelben mit einer Freymüthigkeit und einem Feuer ſprachen, das oft in wüthendes Geſchrey, Erbitterung und unanſtändige Heftigkeit überging. Noch zitterte man für die Sprecher, oder lachte über ſie; aber die zuhörenden Haufen in und vor demſelben wurden immer bald von ihrem

Feuer beſeelt, und unter ihnen ſelbſt ſtanden neue Redner auf. So waren hier, ſchon zu Anfang des Junius, immer viel Hunderte von Menſchen verſammelt und ihre Menge ſtieg mit jedem Tage. Je größer ſie ward, deſto mehr Uebergewicht bekam der Dritte Stand. Hier war man zuerſt republikaniſch.

Das Kaffeehaus de Chartres, das, wie das vorige, in dem Queerflügel der neuen Anlage liegt, und drey Arkaden nach dem Garten hinaus einnimmt, auf der andern Seite aber in das prächtige Veſtibüle nach dem Eingange des Theaters des petits Comédiens ſieht, war immer ruhiger als jenes, und iſt es auch geblieben. Das Publikum deſſelben beſteht meiſt aus Fremden, beſonders Deutſchen und Engländern, die hier die Zeitungen ihres Vaterlandes und ihrer Landsleute fanden. Das politiſche Thun und Treiben der Pariſer lag ihnen nicht ſo nahe als dieſen, und ſie ſprachen und lachten nach ihrer Weiſe und ihrem Begriffe darüber. Es iſt geſchmackvoll verziert, und man wird eben ſo gut und ſchnell darin bedient, als in den übrigen. Vor demſelben außerhalb der Arkaden, im Garten, hat es auch eine Menge Tiſche und Stühle, und es iſt nach dem Caffé du Caveau und de Foi das beſuchteſte im Palais Royal.

Das Kaffeehaus de la Grotte Flamande hat nichts merkwürdiges, was die andern nicht mehr im Großen hätten. Sein Publikum iſt das geringſte unter allen, die hier die Kaffeehäuſer beſuchen, ſein Lokale das kleinſte. Den Nahmen hat es von einer künſtlichen Felſenkluft, die in deſſen Kellergeſchoß angebracht war, und die ein Reſtaurateur zum Sitze gewählt hatte. Sie iſt eingegangen.

Aber das größte und lebhafteſte unter allen Kaffeehäuſern des Palais Royal iſt das vorhingenannte de Foi. Es nimmt ſieben Arkaden ein. Die Säle ſind mit Marmorplatten ausgelegt, und das Mauerwerk iſt mit einem ſehr feinen Tafelwerk und hohen und breiten Spiegeln bekleidet. Die Tiſche haben Platten von feinem angeſprenkeltem Marmor, und die Tabourette ſind mit rothem Mancheſter beſchlagen. Vor demſelben außerhalb der Arkaden an der Allee ſtehen Tiſche und eine unüberſehliche Menge von

Stühlen. Dieſer Platz iſt der Mittelpunkt des feinern Publikums, das hieher kommt, und Kaffee, Liqeurs, Limonade oder Eis braucht. Hier findet man des Morgens von zehn Uhr an Weiber aus der feinen Welt in geſchmackvollen Negligés bey der Schokolade, und Nachmittags von fünf Uhr an bis um zwölf bey dem Eiſe. Letztres beſonders liefert dieß Kaffeehaus in einer Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit, die ich nirgends gefunden habe.

Alte Finanziers, Militairs und Magiſtratsperſonen, Gelehrte, Geſchäftsleute und Abbees, bilden die gründlichen Cirkel dieſes Publikums, und junge Officier, Stutzer und Stutzerinnen jeder Art, die glänzenden. Unter ihnen ſitzen alte Damen, ſchon zum Theil mit wackelnden Köpfen, die hier die Anbeter ihrer Jugend wieder finden, über die gegenwärtigen Zeiten, Menſchen und Sitten ſich aufhalten, und die vergangenen herausſtreichen. In den Saal ſelbſt geht kein Frauenzimmer; was ſie brauchen, wird ihnen von den Aufwärtern herausgebracht.

Dieß Kaffeehaus beſitzt auch noch zwey der kleinen Pavillons im Garten ſelbſt, ſeinem Lokale gegenüber. Dort iſt die Fortſetzung des groſſen, und man trifft daſſelbe Publikum darin an.

Bey der Revolution ſpielte dieß Kaffeehaus keine geringe Rolle. Vor derſelben ſprach darin, wie Sie denken können, alles für den erſten und zweyten Stand, während für den dritten im Caffé de Cauveau geraſ't wurde. Es war auch immer eine Art von Eiferſucht zwiſchen beyden, und ſie vereinigten ſich eben ſo langſam, als die drey Parteyen in der Nationalverſammlung ſelbſt. Als aber die erſten zwey abgehauenen Köpfe durch das Palais Royal getragen wurden, trieb auch hier die Angſt, wie zu Verſailles, den erſten und zweyten Stand ohne Beding zum dritten; und ich erinnere mich wohl, daß, die erſten Tage nachher, das Kaffeehaus de Foi ungewöhnlich leer war. Die feurigſten Redner in demſelben blieben weg, weil Gründe und Beredſamkeit nicht mehr entſcheiden konnten, ſeitdem Köpfe kugelten. Nach dem erſten gewaltſamen Uebergange kamen ſie zurück, aber mit ganz andern Grundſätzen, weil doch einmal dem Menſchen unter allem, was er nicht entbehren kann, der Kopf das unentbehrlichſte iſt. Nach der Zeit bildeten ſich die Zirkel hier, welche Geſandte an die Nationalverſammlung abſchickten, Motionen machten, und Paris wechſelsweiſe beruhigten oder aufregten: die Maſſe von Verſtand, Erfahrung und Kenntniſſe, die ſie ſtellen konnten, behielt die Oberhand über die flammenden Ausbrüche des Bluts und Freyheitsdranges im Caffé du Caveau, und ihr Uebergewicht war entſchieden und iſt es noch.

Das ſechſte und letzte Kaffeehaus iſt das Italieniſche (Caffé Italien) und es iſt eben ſo ſtill und ruhig, als das Kaffeehaus Valois. Die Nation, für die es zunächſt beſtimmt iſt, nimmt es auch meiſt ein, und es herrſcht ein gewiſſer finſterer gleichſam mißtrauiſcher Ton darin, der mir nicht gefiel, weßhalb ich auch nur ein paar Mahl dahin gekommen bin.

Sie erkundigen ſich in Ihrem letzterem nach dem berühmten Caffé mécanique? Es iſt verſchwunden, lieber R**, wie eine Menge anderer Anſtalten, die nichts als die Neuheit für ſich hatten, die ſich anfangs häufig hier hervorthaten, ſehr ſtark beſucht aber bald vergeſſen wurden. Der Mechanismus dieſes Kaffeehauſes war aber artig genug. Ich will Ihnen doch mit wenig Worten eine Idee davon geben.

Die Tiſche in demſelben ſtanden auf hohlen Säulenſtümpfen, die mit dem Keller darunter zuſammen hingen. Man verlangte, was man wollte, und ehe man ſichs verſah, ſprang an der Seite, mit der Tiſchplatte horizontal, eine eiſerne Klappe auf, und ein Teller mit dem, was man gefordert hatte, trat heraus. Ein Sprachrohr, bey dem Bureau der Kaffeewirthinn angebracht, zeigte den Aufwärtern unten an, was herauf ſollte. Das Ganze that eine artige Wirkung, und zog, ſo lange es neu war, zahlreiche Gäſte herzu. Jetzt hat in dem Saale deſſelben ein Kaufmann ſeine Niederlage und aus dem Kellergeſchoß iſt ein ſogenanntes berceau lyrique gemacht, d. i. ein Keller, wo man Engliſches Bier und Würſte ißt, und ſich von einer ziemlich gemeinen Muſik die Ohren kratzen läßt. Dieſe Muſik iſt eben das Lyriſche dieſes Kellers.

Uebrigens ſind ſich alle Kaffeehäuſer des P. R. in den Waaren, die ſie geben und in dem

Preiſe, wofür ſie ſolche geben, ganz gleich. Kaffee, Limonade, Orgeat, Bavaroiſe, Liqeurs, Eis haben ſie alle, und ziemlich in gleicher Güte. Eine Taſſe Kaffee koſtet ſechs Sous, ein Gläschen Liqeur, eine Karaffe Limonade, Orgeat, Bavaroiſe, eben ſo viel. Ein Gläschen Eis, zwölf Sous. Der Beſitzer des Caffé du Caveau iſt ſehr wohlhabend, der Beſitzer des Caffé du Foi ſehr reich. Ihre Aufwärter ſind eben ſo nett gekleidet und friſirt, eben ſo gefügig, willig und ſchnell, als die Aufwärter der Reſtaurateurs.

Troß dem nie abreißenden Gewühl in denſelben wird man nie erinnert, das Geld voraus zu geben, wie es wohl an öffentlichen ſtark beſuchten Orten in Deutſchland zu geſchehen pflegt, was beſtändig eine drückende Unhöflichkeit iſt, die rechtliche Menſchen einiger verächtlichen wegen über ſich ergehen laſſen müſſen. Wenn man, nachdem man getrunken hat, keinen Garçon rufen will, ſo legt man das Geld zu ſeiner Taſſe oder zu ſeinem Glaſe und geht. Wer es durch einen Zufall vergißt, iſt nicht in Gefahr, zurück gerufen, oder ſelbſt, wenn er wieder kommt und ſich nicht daran erinnert, gemahnt zu werden.

Ah! Monſieur, vous êtes bien ſur, oder vous êtes bien bon! ſagen die Garçons, wenn man ſich ſelbſt daran erinnert, und wenn ſie einen das erſte Mahl in ihrem Leben geſehen haben. Doch wollte ich niemand rathen, daß er auf dieſe Nachſicht hin das Vergeſſen hinter einander oft wiederholte. Sie haben einen ſehr geübten Blick, und würden nach mehreren Fällen, wenn man wieder etwas verlangte, mit einem verbindlichen Achſelzucken ſagen: Pardonnez-moi, Monſieur! und nichts bringen, aber ſich auch weiter in keine Erläuterung einlaſſen. Ich muß geſtehen, daß ich in dieſem Benehmen wahre Feinheit und Kultur finde: der Betrieger wird ſolchergeſtalt nicht öffentlich zu Schanden gemacht, und der Betrogene entgeht der Nachrede, daß er um ſolche Kleinigkeit öffentlich Lärm anfangen kann. So iſt es in allen übrigen Kaffeehäuſern, bey den Reſtaurateurs, und den gewöhnlichen Speiſewirthen von Paris.

Am lebhafteſten ſind die Kaffeehäuſer des Palais Royal des Morgens von neun bis eilf, des Nachmittags von drey bis ſechs, und des Abends von acht bis eilf Uhr. Die genügſamen

Franzoſen nehmen häufig ihr Abendbrot in den Kaffeehäuſern, das in nichts beſteht, als in einer Karaſſe Limonade, oder Orgeat oder Bavaroiſe, wozu ſie die Halbſcheid Waſſer gießen und worein ſie ein oder zwey kleine Brote, das Stück zum Sous, tunken.

Funfzehnter Brief.

Das Palais Royal. Spektakel. Variétés amuſantes. Théatre des petits Comédiens. Ombres Chinoiſes. Fantoccini. Pygmées François. Muſée des Enfans. Menus-Plaiſirs du P. R. Seltenheiten der Natur und Kunſt. Die „artige“ Preußiſche Rieſinn. Die ſchöne Zulima. Taſchenſpieler. Künſtlicher Meridian. Bäder.

Es war natürlich, daß dem Hange der Pariſer zu Spektakeln hier, wo ihrer täglich ſo viel Tauſende beyſammen waren, Befriedigung und Abwechſelung gebothen werden mußte. Auch waren die Mauern der einzelnen neuen Flügel kaum trocken, als kleinere und größere Theater aller Art ſchon in denſelben aufgingen. Marionetten und Kinder fingen an, und man glaubte, daß ſich neben der Oper, dem Théatre François und dem Théatre Italien, keine neue Bühne, von erwachſenen Schauſpielern betreten, in Paris würde erhalten können; aber bald arbeiteten ſich die Variétés amuſantes hervor, und dieſe Bühne iſt keine unbeträchtliche Nebenbuhlerinn der ſogenannten drey Hauptbühnen geworden. Sie iſt täglich in Arbeit und täglich voll.

Das zweyte größere Theater beſitzen die ſogenannten petits Comédiens, die immer noch ſtark beſucht werden, und wiederum einige Beſonderheiten haben, die man in den Variétés amuſantes nicht findet. Von beyden gebe ich Ihnen vollſtändige Nachrichten, wenn ich auf die Theater und das Theaterweſen von Paris komme.

Die Ombres Chinoiſes, die ihren Sitz hier auch haben, ſind dieſen ganzen Sommer geſchloſſen geweſen und haben ihre Vorſtellungen erſt vor einigen Tagen wieder aufgenommen. Sie haben nicht mehr den Zulauf, den ſie anfangs hatten; wie man überhaupt der kleinlichen Vergnügungen, die mehr durch Neuheit als durch innern Gehalt anziehen, immer bald ſatt wird. Ein Herr Seraphin iſt der Stifter und Director dieſes Theaters, das einen ganz artigen Saal, aber ſtatt alles Orcheſters ein Klavier

vier hat, welches die Zwiſchenakte ausfüllt. Die Akteurs ſind Marionetten, zehn bis zwölf Zoll hoch, aber ſie übertreffen an artiger Figur, Geſchmeidigkeit und Natürlichkeit alles, was ich je in der Art geſehen habe. Die kleinen Scenen, die ſie aufführen, haben zuweilen viel Salz und Geiſt, und ich muß geſtehen, daß ich jedes Mahl herzlich gelacht und keinen Augenblick lange Weile gehabt habe. Die Gravität dieſer kleinen Weſen, die ſie bey den witzigſten Einfällen nicht verlieren, hat viel Poſſierliches. Dieſe ganze Anſtalt erhält ſich, bloß dadurch, daß bey ihren Vorſtellungen die Phantaſie des Zuſchauers in beſtändiger Bewegung bleibt. Es war das erſte Theater, welches ſich im Palais Royal ſetzte.

Bald nach demſelben gingen zwey andere Marionettentheater auf. Das eine waren italieniſche Fantoccini, das andere gab ſeinen Puppen den Namen Pygmées François. Beyde erhielten ſich nur kurze Zeit. Etwas länger ein drittes, das mehr ins Große ging. Es waren auch Fantoccini, welche die beſten Opern von Anfoſſi, Paiſiello ꝛc. aufführten und ein artig beſetztes Orcheſter hatten. Man ward ihrer aber auch bald ſatt.

Außer dieſen war auch eine Zeit lang ein ſogenanntes Muſée des enfans hier vorhanden. Kinder ſtellten kleine Scenen vor, die mit Lektionen aus der Naturlehre, Geſchichte, Geographie ꝛc. nach Art der bekannten Schummelſchen Kinderſpiele, verwebt waren; und Eltern, die mit ihren Kindern als Zuſchauer hieher kamen, konnten letztere einen Wettſtreit mit den kleinen Akteurs eingehen laſſen. Es iſt keine Spur mehr davon da.

So ging es auch dem Theater des Menus Plaiſirs du Palais Royal, einem Marionettenſpiele für Kinder und Ammen.

An die Theater ſchließen ſich die Seltenheiten der Kunſt und Natur, die man hier für Geld ſehen läßt, die aber oft eben ſo bald verſchwinden, als ſie erſcheinen. Das Kabinett von Wachsfiguren, das ein Deutſcher, Namens Kurtius, hier hält, findet noch immer viel Beyfall. Es nimmt zwey Arkaden ein, und ſtellt eine Menge merkwürdiger Männer und Weiber, bunt untermiſcht mit Kindern, Blumen, Früchten und dergl. auf.

Eine Rieſinn ließ ſich auch dieſen Sommer hindurch hier ſehen. Der Anſchlagzettel nannte ſie la jolie Géante Pruſſienne (die artige Preußiſche Rieſinn) weil doch einmal alles „joli“ ſeyn muß, was hier anſehenswerth ſeyn ſoll, ſo viel man auch gegen den Widerſpruch zwiſchen jolie und géante einzuwenden haben möchte. Ich fand eine ziemlich große, aber nicht rieſenhafte weibliche Figur, die eine etwas unartige Beule über dem linken Auge hatte, und eine eben ſo unartige Rundung unter der Chemiſe von Muſſelin nicht mehr verbergen konnte, welche auf die baldige Erſcheinung eines „joli géant“ ſehr in die Augen fallend deutete. Sie und ihr Begleiter erzählten mir von hohen Gönnern, von Landpartien ꝛc. im Pommerſchen Dialekt. Alle Umſtände zuſammen genommen, war es mir ſehr wahrſcheinlich, daß der erlauchte Beſitzer des Palais Royal, deſſen Geſchmack in gewiſſen Dingen ein wenig verſchoben iſt, mit ſeinen Launen auch auf dieſe Rieſinn gefallen ſeyn möchte, und es war mir, als ob ihre Blicke jedesmal, wenn ſie von erhabenen Gönnern ſprach, wohlgefällig über die Erhabenheiten der Chemiſe hinabglitten.

Die erſten Tage meines Hierſeyns zeigte man noch unter den hölzernen Gallerien, die ſchöne Zulima, eine halbnackende weibliche Figur, die mit einer fleiſchfarbgemahlten Haut bekleidet war, und mit ſchwimmenden Haaren, wie ſchlafend, auf einem Kanapee lag. Ein Theil ihres Buſens war von dem Haar, der übrige Theil ihres Körpers bis unter das Knie von einer wogenden Draperie überwebt. Die Arbeit war täuſchend der Natur nachgebildet und nachgemahlt, und Neugierige gaben etwas mehr, um noch etwas mehr zu ſehen. Sie iſt endlich als ſittenlos und unanſtändig aus dem P. R. verwieſen worden.

Auch ein Taſchenſpieler war noch vor einiger Zeit hier, der zugleich Unterricht in ſeiner Kunſt gab und alle dazu nöthige Werkzeuge verkaufte.

Zu den Merkwürdigkeiten dieſer Art gehört auch der künſtliche Schuß, der, ſobald es Mittag iſt, von ſelbſt fällt, und nach welchem täglich Tauſende von Uhren geſtellt werden. In der Mitte des Queerflügels der neuen Anlage iſt ein Meridian angebracht, der durch einen Kanonenſchuß den Mittag ankündigt. Das Zündloch der Kanone iſt eine halbe Linie breit und zwey Zoll lang und in der Richtung der Mittagslinie geſtellt. Zwey Alidaden ſtehen vertikal auf einer horizontalen Scheibe, und tragen ein Linſenglas, das man, mittelſt ihrer, alle Monate nach der Sonnenhöhe dergeſtalt richtet, daß der Brennpunkt deſſelben jedesmal auf das Zündloch der Kanone fällt. Sobald nun die Strahlen der Mittagsſonne koncentrirt auf die Linie treten, die das Zündloch der Kanone bildet, ſo entzündet ſich das Pulver und der Schuß geſchieht. Der Erfinder dieſer neuen Art von Uhr iſt ein Herr Rouſſeau.

Es muß Ihnen ſchon eingefallen ſeyn, lieber R**, ob es, unter den Anſtalten zur Bequemlichkeit und zum Luxus, die ſich hier drängen, nicht auch Bäder gebe? Nein, es gibt hier keine. Die Kleidung und die Art, wie wir unſre Zeit vertheilen, ſcheint ſich überall in Europa zunächſt gegen das Vergnügen des Badens aufzulehnen, wenn es auch ſchon das Klima zum Theil mit bewirkt. In den Morgenländern hat die Badeluſt und Badekunſt von jeher ihren Siz gehabt und behalten, und wenn die alten Römer beyde nach Rom überpflanzten, ſo ſcheint es mehr Nachahmungsſucht, Luxus und Verſchwendung geweſen zu ſeyn, als wirkliches Bedürfniß; denn bey den neuern Römern gehört das Baden nicht nothwendig mehr zur Exiſtenz, wie Eſſen und Trinken.

Da indeſſen nichts im P. R. vergebens geſucht werden ſollte, ſo hatten ſich vor ein paar Jahren Unternehmer gefunden, die ein Hôtel des bains de S. A. S. Mgr. le Duc d'Orleans einrichteten und eröffneten. Die Anſtalt nahm acht Arkaden ein, war von der Société Royale de Médecine unterſucht und gebilligt, **hatte auf** ebener Erde und im Halbgeſchoſſe niedlich verzierte Kabinette mit Wannen, ſehr feines Linnen, ſaubere Betten und gab kalte, laue, warme, einfache und zuſammengeſetzte Bäder;

aber troß dem allen haben ſie ſich nicht erhalten können, und ſind mit Schaden geſchloſſen worden. Wer in das Palais Royal kommt, iſt meiſt ſorgfältig angezogen, und wer baden will, wählt ſich lieber einen ſtillen Ort, wo er unangezogen und unbemerkt kommen und gehn kann.

Sechzehnter Brief.

Das Palais Royal. Muſik und Tanz. Der Cirkus oder Nationalſaal. Architektoniſche Beſchreibung deſſelben. Seine Beſtimmung. Geſellſchaft darin. Beſuch bey ſeiner erſten Eröffnung. Prächtiger Anblick.

Es fehlten dem Palais Royal noch zwey unentbehrliche Dinge zum Lebensgenuſſe: Muſik und Tanz. Aber auch dieſe ſollte man nicht vermiſſen, und ſo bekam der Cirkus ſeine Entſtehung. Alles übrige, was man mit demſelben vor hat, iſt nur Nebenſache, ob es gleich nützlich iſt. Das große Lokale konnte nicht immer mit Konzerten und Bällen ausgefüllt werden, alſo wollte man, wie Sie bald ſehen werden, einige nützliche Anſtalten damit verbinden.

In einem meiner vorigen Briefe habe ich Ihnen geſagt, daß das Aeußere dieſer Anlage über der Erde dazu beſtimmt iſt, dem Palais

Royal auch die Reize einer ländlichen Natur, in ſo fern ſie in einem das Auge erfriſchenden Grün liegen, mitzutheilen. Daß dieſe Abſicht nicht ganz erreicht wird, habe ich, nach meinem Gefühle, bemerkt; aber erreicht oder nicht erreicht, ſie war nicht im Hauptplane dieſes ſonderbaren und höchſt merkwürdigen Gebäudes: denn das Grün ſollte nur ſein Rock ſeyn. Der Cirkus iſt gleichſam der Kapitalſtein in dem Ringe Palais Royal.

Mitten im Garten geht dieß Gebäude in der Geſtalt eines Parallelogramms, das an beyden Enden abgerundet iſt, zehn Fuß über der ebenen Erde empor und dreyzehn Fuß in die Erde hinein. Die Außenſeite über der Erde iſt mit zwey und ſiebenzig joniſchen Säulen verziert, die, wie das Mauerwerk, welches ſie verbindet, mit einem grünen Gitterwerk verkleidet ſind. Zwiſchen dieſen in gleicher Entfernung ſtehenden Säulen befindet ſich abwechſelnd ein hohes Fenſter, das die innere obere Gallerie erleuchtet, und eine Büſte, die auf einem weißen nach unten ſpitz zulaufenden Säulenfuße ruht.

Damit der Garten, wenigſtens für das Auge, nicht an ſeinem Raume durch dieſe Anlage verliere, ſo hat man die Fenſter auf beyden Seiten einander gegenüber geſtellt, ſo daß man durch den Cirkus hindurch in die Arkaden des Palais ſelbſt ſehen kann. Dieſe Anordnung hat die bezweckte Wirkung erreicht, beſonders da die Fenſter breit, hoch und hell ſind. Das Ganze bekränzt eine Ballüſtrade, die eine Terraſſe, mit Stauden, Gebüſchen und Blumen aller Art beſetzt, bunt einſchließt.

Vier Avantkorps, wovon zwey halbzirkelförmig an den beyden Enden und die beyden andern in gerader Linie in der Mitte hervorſpringen, ruhen jedes auf zwölf joniſchen Säulen, und ſind mit grünem Gitterwerk und mit Vaſen und Büſten verziert. In jedem derſelben ſind drey Thüren zum Eintritt in das Innere der Anlage. Von einem dieſer Avantkorps zum andern laufen ſechs Fuß breite Kanäle voll lebendigen Waſſers, welches ihnen durch Fontainen, die, eine um die andre, in einzelnen und dreyfachen Strahlen ſpringen, mitgetheilt wird. Ein ſtarkes und ſehr geſchmackvoll gearbeitetes eiſernes Gitter faßt dieſe Kanäle ein.

Die mittlere Thür in jedem dieſer Avantkorps führt in ein Veſtibüle, das zur Rechten und Linken eine Treppe hat, auf welcher man in die unterirdiſche Gallerie und in den großen Saal hinabſteigt. Die beyden andern Eingänge leiten jeder zu einem eigenen Veſtibüle, die auf die oberen Gallerien und zu einer Treppe führen, auf welcher man auf die Terraſſe gelangt, die über dieſen Gallerien iſt.

Das Innere des Gebäudes zu ebener Erde iſt ein großer, fein gedielter, dreyhundert Schritt langer und funfzig Schritt breiter Saal. Zwey und ſiebenzig ſtarke, geſtreifte, doriſche Säulen umgeben ihn, und zwiſchen dieſen läuft eine Gallerie herum. Die Säulen tragen eine Wölbung rund umher, die über die Gallerien hervorſpringt und ſich auf beyden Seiten in der ganzen Länge, bis auf achtzehn Fuß nähert, welche Oeffnung mit einer prächtigen Fenſterdecke geſchloſſen iſt, die bey Tage den Saal von oben herab erleuchtet.

Ueber dem Hauptgeſimſe der Säulen iſt jene Wölbung rund herum von zwey und ſiebenzig Arkaden durchbrochen, die unter die Gallerie zu ebener Erde auslaufen und Balkons bilden, von welchen man in den Saal hinabſieht. Dahinter ſind ſechs und dreyßig geräumige Gewölbe für Waaren aller Art angebracht.

Sie ſehen aus dieſer Skitze, daß die Baukunſt alles in Bewegung geſetzt hat, was ſie Majeſtätiſches, Freyes, Helles und Heiteres hervorzubringen vermag, und aus der oben angegebenen Länge und Breite des großen Saals ſehen Sie, daß ſich ein ſehr zahlreiches Publikum darin über und unter der Erde verſammeln kann.

Die Anlage iſt erſt vor einigen Tagen dem Publikum geöffnet worden. Man hatte allerley Konjekturen über ihre eigentliche Beſtimmung, ſo lange, bis ein eigenes gedrucktes Blatt, von dem Unternehmer der Anſtalt ausgegeben, ſie dem Publikum bekannt machte. Ich lege dieſe Ankündigung zum Grunde und ſage Ihnen ſodann, was von den darin gegebenen Verſprechungen bis jeƶt gehalten oder noch nicht gehalten iſt.

Anſtändige und mannigfaltige Vergnügungen ſollen dem Publikum gebothen, dieſe ſollen mit nützlichen Anſtalten verbunden, und eine erleſene Societät, die keinen Stand, keinen Rang, keinen Charakter kompromittirt, ſoll darin zuſammen gezogen werden.

Der Garten des Palais Royal war von jeher ein Beſtellungspunkt für Fremde aus allen Gegenden von Europa: jeƶt ſoll der Cirkus dieſer Punkt werden, mit dem Unterſchiede, daß damals der Garten aller Welt offen ſtand, dieſer aber nur Perſonen offen ſeyn ſoll, die durch und bey der Subſcription zum Eintritte dargethan haben, daß ſie der darin zu verſammelnden Geſellſchaft werth ſind.

Der Cirkus ſoll des Sommers von ſieben und des Winters von acht Uhr an offen ſeyn, in allen Jahreszeiten aber um eilf Uhr des Abends geſchloſſen werden. Von neun Uhr des Morgens an bis zwölf ſollen vier verſchiedene

Vorleſungen von geſchickten Profeſſoren unentgeldlich gehalten werden. Künſtler aller Art ſollen Erlaubniß bekommen, ihre Arbeiten hier auszuſtellen, ihre Talente bekannt zu machen, und zugleich den Beſuchern des Cirkus den Genuß neuer und ſchöner Kunſtwerke, wie deren Ankauf, zu verſchaffen.

Ein großes Orcheſter, das funfzig Muſiker faßt, ſteht in der Mitte des großen Saals, und ſoll alle Abend die erleſenſten Stücke großer Meiſter aufführen. Maſkirte und unmaſkirte Bälle ſollen in den verſchiedenen Jahrszeiten gegeben und jedesmal in den öffentlichen Blättern vorher angekündigt werden. Sonnabends iſt Ball bloß für die Subſcribenten. Junge Leute, die ſich auf die Tanzkunſt legen, können mit hieher gebracht werden, damit ſie unter den Augen eines zahlreichen Publikums den anſtändigen Muth bekommen, der bey ihrer Kunſt ſo nöthig iſt.

Ein Pavillon für einen Kaffeewirth ſteht an dem einen Ende des großen Saals, und ein zweyter für einen Reſtaurateur an dem andern. Beyde ſind ſehr geſchmackvoll und bequem eingerichtet, und erſterer mit einer Einfaſſung umgeben, die für fünfhundert Perſonen Raum genug hat. Der Pavillon des Reſtaurateurs iſt in vier und zwanzig Kabinette abgetheilt, worin mehrere Perſonen, von den übrigen ungeſehen, bewirthet und mit den feinſten Speiſen jeder Jahrszeit verſehen werden können. Zwey Billiarde ſollen in zwey ſchönen Sälen den Subſcribenten offen ſtehen. Acht große Oefen und fünf beſondre Kamine ſollen das Ganze im Winter warm halten, und dicke Fußtapeten, in der ganzen untern Gallerie herum, die Beſucher des Cirkus vor Erkältung der Füße ſchützen. Im Sommer wird, wie es die ganze Anlage mit ſich bringt, ſelbſt bey der drückendſten Hitze, eine angenehme Kühle im Innern herrſchen. Man unterzeichnet für den Genuß des Cirkus jährlich mit zwey und ſiebenzig, halbjährlich mit acht und vierzig, und vierteljährlich mit ſechs und dreyßig Livres. Der Abonnent bekommt eine Karte, die aber nur für ſeine Perſon gilt. Man kann auch Eintrittsbillette für einzelne Tage zu ſechs und dreyßig Sous bekommen, die man am Eingange abgibt, und wofür man eine Kontremarke mit der Aufſchrift **Erfriſchung** (Rafraichiſſement) bekommt, auf die einem beym Reſtaurateur nur ein Karaffon Wein und Brot, und beym Kaffetier eine Taſſe Kaffee oder eine Karaſſe Limonade oder Orgeat verabfolgt wird. Die Subſcribenten bekommen ſolch eine Kontremarke nicht. An Tagen, wo der Hof oder der Herzog von Orleans oder andre Herrſchaften Feſte im Cirkus geben wollen, bleiben die Anſprüche der Abonnenten ausgeſetzt, ſo wie in den Fällen, wo der Unternehmer Feſte zum Beſten der Armen veranſtalten wird.

Sie ſehen aus dieſem Plane, was man im Cirkus alles zu ſuchen und zu erwarten hat, wenn er erſt im Schwunge iſt. Dieß iſt er noch nicht ganz, aber es iſt zu vermuthen, daß er ſehr bald ein glänzender Verſammlungspunkt der beſten und ausgeſuchteſten Societät von Paris werden wird.

Er ward den dritten dieſes Monats zuerſt eröffnet, und Sie können glauben, daß ich keiner der letzten war. Man forderte zum Eintritte

drey

drey Livres, und bey dieſem Preiſe iſt es bis jetzt geblieben, da die Subſcription noch nicht ganz im Reinen iſt. Der Einlaß war in dem Avantkorps, den hölzernen Gallerien gegen über. Acht und zwanzig prächtige große Kronleuchter hingen der Länge nach von oben herab in dem Saale und zwey und ſiebenzig kleinere in der untern Gallerie zwiſchen den Arkaden. Dieß that eine unglaublich prächtige Wirkung. Der Abglanz ſo vieler Lichter ſpiegelte ſich an der großen Fenſterdecke, und erleuchtete das weitläuftige prächtige Säulengeſchlinge ſo üppig, daß man in dem entfernteſten Winkel der obern und untern Gallerien Bleyſtiftſchrift leſen konnte. Die obere Gallerie war reichlich mit Zuſchauern beſetzt, das große Orcheſter in voller Arbeit, und im Saale ſelbſt ein Gewimmel wohlgekleideter Menſchen von jedem Alter und Range, die theils an den Seiten herum, theils unter den Pavillons des Limonadiers und Reſtaurateurs ſaßen, theils in der bunteſten Miſchung im Saale ſelbſt auf und abſtrömten, theils in dichten Haufen um das Orcheſter ſtanden. Um 9 Uhr ging der Ball an, und alles drängte ſich um die Tänzer her. Um eilf Uhr verzog ſich das Gedränge. Meh-

Meine Erwartung war vollkommen befriedigt worden.

Bis jetzt iſt der Cirkus, oder der Salon national, nur zweymal wöchentlich geöffnet worden, und der Eintritt blieb auf drey Livres feſtgeſetzt. Die Vorleſungen und Ausſtellungen haben noch nicht Statt gehabt, und die ſechs und dreyßig Kaufmannsgewölbe ſind noch zu. Iſt das Ganze erſt im Gange, und iſt es zu einer gewiſſen Feſtigkeit gelanget, ſo wird dieſer Punkt einzig in ſeiner Art in der Welt ſeyn.

Achtzehnter Brief.

Das Palais Royal. Oeffentliche Mädchen. Ihre Wohnungen, Klaſſen, und ihr buntes Gewimmel. Die beyden obern Klaſſen. Charakteriſtik derſelben, ihre Wirthſchaft, Einnahme, Ausgabe. Der Gang ihrer Geſchäfte. Ihr höchſt verführeriſches Weſen. Schilderey von zweyen Mädchen der erſten Klaſſe: der Bacchante und der Venus. Charakteriſtik der zweyten, dritten, vierten und fünften Klaſſe. Neueſte Benennung dieſer Mädchen. Betrachtungen über ihre Lebensart.

Ich darf nichts vergeſſen, lieber N**, was zur Charakteriſtik des P. R. gehört, weil ich ſonſt aus der Acht laſſen müßte, was zur Charakteriſtik der Verfeinerung, Verderbtheit und des Uebermuths der menſchlichen Natur überhaupt gehört: alſo muß ich Ihnen auch von den käuflichen Weibern und Mädchen, die theils im Palais Royal ſelbſt wohnen, theils hieher kommen, um mit Waaren zu handeln, die verſchenkt werden müſſen, wenn ſie nicht Ekel, Geringſchätzung und Gefahr im Gefolge haben ſollen, eine vollſtändige Schilderung zu geben. Am unanſtößigſten glaube ich mich mit Ihnen über dieſen Gegenſtand beſprechen zu können, wenn ich ihn, ohne alle Rückſicht auf Moralität und Immoralität, bloß als ein Uebel, das einmal da iſt und durch nichts ausgerottet werden kann, und als ein Mittel ſich zu nähren, als Kauf und Verkauf, behandle. Es gibt Gift in allen Apotheken neben ſehr heilſamen Arzeneyen, aber nur dem ſchadet es, der es nimmt; der Apotheker kann nicht angeklagt werden, daß er es hat, und der Scheidekünſtler nicht, daß er es zergliedert; aber ſchuldig ſind beyde, wenn ſie es empfehlen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Menſchenforſcher und dem Sittenmahler.

Das Publikum im Palais Royal iſt das ausgeſuchteſte und reichſte, mithin das ekelſte und übermüthigſte in Paris. Was man ihm zum Kauf und Genuß biethet, muß alſo erleſen ſeyn. Daher kommt es, daß die öffentlichen Mädchen, die hier wohnen und herumſchwärmen, die ſchönſten, artigſten, anſtändigſten und geputzteſten, und eben deßhalb die koſtbarſten in Paris ſind.

Ich habe Ihnen in einem meiner Vorigen geſagt, daß ihre Anſprüche auf das Palais Royal ſehr alt, daß ſie aber mehr angemaßt, als anerkannt ſind. Dieß iſt noch jetzt der Fall. Als die neuen Anlagen hervorgingen, hatte man ein wachſames Auge auf die, die ſich als Bewohner und Bewohnerinnen derſelben meldeten, und man war Willens, Mädchen und Weibern von zweydeutigem Gewerbe Dach und Fach ganz darin zu verſagen; aber ſie fanden ſoviel Schleifwege, Vorwände und Verkleidungen, durch die ſie ſich einſchlichen, daß man bald ſahe, es ſey vergeblich, den Strom zu hemmen. Man gibt ihnen alſo Wohnungen, und läßt ſie ſich ſehr theuer bezahlen. Pensions heißen die Haushaltungen, wo ihrer zwey oder drey unter den Augen einer ſogenannten Gouvernante beyſammen ſind; Ouvrières nennen ſich die von den geringern Klaſſen, die allein wohnen; Marchandes de modes andre, die einen höhern Rang behaupten; und die vornehmſten laſſen ſich einſchreiben als junge

Wittwen, die von ihrem Gelde leben. Dieſe Verkappung verlangt die Decenz, deren Aeußeres wenigſtens in den Ringmauern eines fürſtlichen Pallaſtes beobachtet werden muß. Ihre innere Haushaltungen, Rathen und Thaten ſind aber vor jeder Nachfrage, Unterſuchung und Störung ſicher. Die Anzahl derer, die im Palais Royal wohnen, mag ſich auf anderthalb hundert, und die zum Beſuche dahin kommen, aber ſämtlich in der Nähe deſſelben untergebracht ſind, auf zweyhundert belaufen. Dieß ganze Heer wird den Tag über von Morgens um neun Uhr an bis in die ſpäteſte Nacht nach und nach ſichtbar. Welche reiche Wahl für rohe und künſtliche Sinnlichkeit, für verſchobene und geſunde Phantaſien!

Die Klaſſen dieſer Mädchen ſind ſo verſchieden, als die Klaſſen des Publikums ſelbſt, das in das Palais Royal kommt. Im Alter ſteigen ſie von dem zwölften Jahre bis in das vierzigſte, im Anzuge von dem Korſett bis zum Schleppkleide, im Preiſe von einem kleinen Thaler bis zu zehn neuen Louisd'or. Alle Farben, Figuren und Charakter, alle körperliche und geiſtige Reitze, alle Verlarvungen, Aufputze und künſtliche Aufſtutzungen findet man hier in unglaublicher Mannigfaltigkeit beyſammen. Neben einer furchtſamen Kleinen mit heuchleriſch niedergeſchlagenen Augen, ſpreitzt ſich eine große im Pfauenſtaat; neben einer ſchmächtigen Blonden trippelt eine gedrungene Braune dahin; einem feinen blendend weißen und zarten Geſichte kommt eine ſchwarzgelbe Mohrinn mit weiten Nüſtern und aufgeworfenen Lippen entgegen; einer beſcheidenen weißen Haube verrennt ein großer von Federn ſtarrender Hut, Weg und Blicke; zu der ängſtlichen Haltung der einen, macht das lockere, lebhafte Weſen der andern, und zu dem eilfſilbigen Geſpräche dieſer, macht das ſchallende Lachen jener den Kontraſt. Wenn die eine mit künſtlich verſchleyertem Buſen mehr errathen als ſehen läßt, ſo gibt die andre den ganzen Umfang ihrer anziehendſten Schönheiten Preis; wenn jene das Spiel ihrer Formen unter einen Mantel verbirgt, ſo zeigt es eine andere in einem dünnen, flatternden Negligee von der Schulter bis zu den Fußſpitzen, und wenn dieſe mit ſtarren Blicken neben Ihnen hinſtreicht, ſo gibt Ihnen jene einen Fächerſchlag, oder mißt Sie mit funkelnden Augen, oder nickt oder winkt, doch alles mit einer gewiſſen Furchtſamkeit, die nur an einem fruchtloſen Abend, wegen Geld- und Brotmangel, entweder in größere Andringlichkeit oder in Bitten übergeht.

Dieß gilt aber nur von den drey untern Klaſſen; die beyden obern laſſen ſich nie eine Annäherung zu Schulden kommen. Sie gehen ſelten in den Alleen auf und ab, ſondern ſitzen unter denſelben, meiſt in der Gegend des Kaffeehauſes de Foi, in einem anſtändigen Negligee, das ſie von ihren geringern Schweſtern. die durch überladnen Putz locken wollen, vortheilhaft unterſcheidet. Wer noch keinen geübten Blick hat, hält ſie für rechtliche Weiber und Mädchen von Stande, die zu einer Morgen- oder Abendpromenade hieher gekommen ſind. Dieſe Täuſchung wiſſen ſie dadurch zu unterhalten, daß ſie einen oder zwey von ihren Bekannten bey ſich haben, mit denen ſie in ernſthaften oder wenigſtens nicht unanſtändigen Geſprächen begriffen zu ſeyn ſcheinen. Sie ſpannen ihre Netze beſonders für Fremde aus, und man hat Beyſpiele, daß unerfahrne junge Männer Monate hindurch in eine Frau von Stande verliebt zu ſeyn glaubten, und doch nur einer ausgelernten Kourtiſanne ihr gutes Herz und ihr Reiſegeld zu Füßen legten. Dieſe beyden Klaſſen ſind die koſtbarſten, aber auch (Sie werden mich nicht mißverſtehen) die nützlichſten. Ich muß Sie mit ihrer innern Verfaſſung näher bekannt machen.

Sie ſind meiſt ſchon in dem Alter zwiſchen zwey und zwanzig bis zwey und dreyßig, und haben alle die Erfahrung, die Franzöſinnen von dieſem Handwerke in einem beſonders hohen Grade beſitzen. Alle verrathen Erziehung und viel Geſchmack, und manche ſind von guter Geburt. Oft ſind ſie ſeit dem vierzehnten Jahre alle die Grade durchſtiegen, die ein hübſches Geſicht, das einmal gefallen und von dieſem Falle nicht wieder aufgeſtanden iſt, in Paris zu durchſteigen entweder durch Noth, oder durch Blut, oder durch Eitelkeit, oder durch Faulheit gedrungen wird. Die Kenntniſſe, die ſie ſich auf dieſer Laufbahn von den Männern und ihren Gelüſten erworben haben, ſichern ihnen, ſo lange ſie jung ſind, Auskommen, und oft, wenn ſie klug ſind, ein gemächliches Alter. Wenn ſie Kopf und Glück haben, ſo ſteigen ſie, ſo lange ſie in der Blüthe ſind, mit jeder Woche oder jedem Monate zu einer glänzendern Stufe in ihrem Handwerke empor; und je höher ſie ſtehen, je prächtiger ihre Umgebungen ſind, deſto mehr wächſt ihre Einnahme.

Solch ein Mädchen wohnt im zweyten Stocke, oder in den Manſarden des Palais Royal, und hat gewöhnlich drey, vier, bis fünf Zimmer für ſich gemiethet. Sie nimmt entweder eine häßliche Freundinn oder eine Matrone zu ſich, die beyde ihrer Gnade leben, ſie auf ihren Spatziergängen begleiten, ſie anziehen, ihre Haushaltung, Wäſche ꝛc. beſorgen. Sie hält ſich eine Magd, ein oder zwey Bedienten, und einen Jokey, der meiſt ein junger Neger iſt. Sie läßt ſich in den geringern Spektakeln ſelten ſehen, ſondern meiſtens in der Oper und im Theatre François oder Italien, wohin ſie in einer Remiſe fährt, die ſie auch wieder abholt. Ihre Zimmer ſind prächtig und im neueſten Geſchmacke möblirt; ihre Betten haben ſeidne Dekken, Polſter und Vorhänge; ihre Uhren ſind golden, ihre Ringe, Armbänder, und übrigen Nippes echt, ihre Toilette geſchmackvoll beſtellt, ihre Garderobe und Wäſche fein, prächtig und neu. Das Ganze koſtet ihr jährlich ungefähr funfzig tauſend Livres oder 12,500 Thlr., die ſie ſich erwirbt. Je mehr ſie auf ihren Körper und auf ihre Wirthſchaft wendet, deſtomehr nimmt ſie ein; und dieſe Einnahme iſt auf folgende Punkte gebauet.

Sie hat entweder ſichre und regelmäßige Kunden an der Hand, mit denen ſie über den Preis ihrer Gunſt einverſtanden iſt: der Beſuch ohne alles übrige, ein neuer Louisd'or, oder zwey, drey, vier bis ſechs, je nachdem er lange dauert, je nachdem man gewöhnliche oder ungewöhnliche Gefälligkeiten von ihr fordert. Will man eine angenehme Landpartie oder Promenade, ein luſtiges Mittags- oder Abendeſſen, eine heitere Spielpartie haben: ſo bittet man ſie um einen Tag, oder Mittag, oder Abend, ergetzt ſich mit ihr, und wiederum, je nachdem ſie Zeit oder Mühe, oder beydes zugleich verloren hat, ſteckt man ihr ein Geſchenk in die Taſche, oder wohin man ſonſt will, nur immer mit Achtung, Schonung und Großmuth, ſonſt wird es einem verächtlich vor die Füße fliegen.

Oder ſie überläßt ſich auf Wochen, Monathe oder Vierteljahre an Einen, und kommt mit ihm über das, was er für ſie thun ſoll, überein. Oft hat ſie die Großmuth, ihrem Liebhaber treu zu bleiben, und ihm ein ſehr angenehmes Leben zu machen, ſo lange er ſelbſt die Bedingungen hält; oft unterhält ſie ihn, wenn er ſich mit ihr zu Grunde gerichtet hat, nun ihrerſeits, entzieht ihm ihre Freundſchaft und ihren Umgang nicht, gehört aber in allem übrigen wieder den Andern. Verbindungen dieſer Art geht ſie am liebſten ein, und ſie zieht gern eine geringere aber gewiſſe, einer ſtärkern, aber ungewiſſen Einnahme vor. Oft nimmt ſie aber auch die gewiſſe und alle ſich hervorthuende ungewiſſe zugleich. Was ſolch ein Mädchen koſtet, berechnen Sie nach dem, was ſie, wie ich oben angegeben habe, braucht. Je heftiger ihr Liebhaber ſie liebt, deſto mehr koſtet ſie ihm, denn bey dieſen Geſchöpfen iſt der Maßſtab für die Liebe — Geld und Geſchenke. *)

Oder ſie wird mit Fremden bekannt, und hält ſich, der Empfehlung wegen, an Eine Nation, ſtudiert ihren Charakter und lernt ihre Sprache. Sie kommt mit Einem, Zweyen, Dreyen oder Vieren über eine gewiſſe wöchentliche oder tägliche Summe überein, hält ſich dafür ausſchließend an ſie, und ſteht (ſo viel ſie dafür ſtehen kann) vor allem Schaden an der Geſundheit. Sie beſucht mit ihnen die Theater, fährt mit ihnen in die umliegenden Gegenden, beſieht mit ihnen die Merkwürdigkeiten von Paris, und iſt eine ſehr unterhaltende und erfahrne Wegweiſerinn. Jungen brauſenden Leuten

---

*) Der Charakter und die Grundſätze dieſer Mädchen ſind nirgend treffender geſchildert worden, als in der berühmten Manon Leſcaut des Abbee Prevoſt. Dieſen anziehenden Roman, der dem jüngern Deutſchen Leſerpublikum nicht bekannt iſt, gedenkt der Verfaſſer dieſer Briefe binnen kurzem in einem neuen Deutſchen Gewande erſcheinen zu laſſen.

lieſ't ſie Kollegia über andre ihres Geſchlechts und Handwerks, hat ein wachſames Auge auf ihre Garderobe und ihren Einkauf, und unterrichtet ſie im Preiſe der Dinge: kurz, ſie leckt die jungen Bären aus England, ſtutzt die rohen Füllen aus Deutſchland zu, und gibt den Amphibien aus Holland Blut und Gelenke. Wohl den jungen Reiſenden, wenn ſie noch einer Lehrmeiſterinn dieſer Klaſſe in die Hände fallen! Die meiſten machen ihren Lehrlauf bey noch weit ſchlechtern, die ihnen vielleicht weniger Zeit und Geld, aber dafür deſtomehr Geſundheit koſten. Die meiſten Mädchen jener Klaſſe geben ſich mit den Einheimiſchen gar nicht ab: theils weil ſie dieſe zu gut kennen, und von ihnen zu gut gekannt ſind; theils weil ſie mehr Erfahrung und weniger Geld oder gutes Herz haben als die Fremden, theils weil letztere ihnen noch oft genug das Vergnügen machen, ſie mit wahrer, raſender Leidenſchaft zu lieben.

Der Umgang mit dieſen Mädchen iſt ſehr verführeriſch. Da ſie den ganzen Umfang der Kunſt zu gefallen verſtehen, und ihr Aeußeres im höchſten Grade anziehend hervor zu heben wiſſen, ſehr oft wirklich ſchön und faſt immer ſehr witzig, beleſen, lebhaft und im Aeußern decent ſind; da ihre Wohnungen in dem üppigſten Kerne der Stadt und in dieſem in der vortheilhafteſten Lage ſchimmern; da es nur eines Winks bedarf, um für Gaumen, Auge und Gehör ſehr mannigfaltigen Genuß unter ihren Augen und ihrer Leitung zu haben: ſo iſt es kein Wunder, wenn auch übrigens der geſetzteſte Mann allmählich in eine Art von Trunkenheit geräth, die ihm dieſes Weſen, das ſinnliche und geiſtige Nahrung in ewiger Abwechslung in den Becher des Genuſſes zu miſchen weiß, allmählich als ſeine Welt vorzuſpiegeln anfängt, und ihn kein Vergnügen ohne ſie, kein Entzücken als mit ihr und durch ſie, und kein Leben, das ſie nicht belebt, angenehm und wünſchenswerth finden läßt. Daher die nicht ſeltnen Fälle, daß reiche Fremde ſie mit in ihr Vaterland nehmen, und ihre Eltern oder Verwandten plötzlich mit einer Braut überraſchen. Bloß Maitreſſe wird kein Mädchen dieſer Klaſſe außerhalb den Ringmauern von Paris ſeyn wollen: denn hier iſt und bleibt ihr Himmelreich in jeder Rückſicht.

Mädchen dieſer Art ſind jetzt vier im Palais Royal und die berühmteſten darunter ſind die ſogenannte Bacchante und die Venus.

Die Bacchante hat ihren Namen von einer Aehnlichkeit, die man zwiſchen ihr und einer in der Gemähldeausſtellung vom vorigen Jahre erſchienenen Bacchante gefunden haben will. Es iſt ein großes, ſchwarzes, gedrungenes Mädchen, mit Amazonen-Augen und einem Haarwuchſe, den ich nie ſo ungeheuer geſehen habe. Er iſt ſchwarz wie Ebenholz, von Natur gekräuſelt, bildet, wenn er flattert, ein ganzes wogendes Meer von Haaren über Schulter, Bruſt und Rücken, und wenn er zuſammengeſchlagen iſt, einen dicken, wulſtigen Chignon, der kaum die Schultern ſehen läßt. Sie iſt mehr fett als ſchmächtig, aber feſt und regelmäßig gebaut, mit kleinen Händen und wie gedrechſelt runden Armen. Die Geſichtsfarbe etwas gelb, die Zähne weiß, der Mund klein, der Anzug immer neu, immer geſchmackvoll. In der That, ihrer zwey könnten den ſtärkſten Orpheus unſerer Zeiten in Stücke zerreißen — ſie thun es aber nicht.

Ein Zug von Gutherzigkeit hat ihr einen großen Nahmen und großen Zulauf verſchafft. Auf dem Théatre des petits Comédiens, nahm ein kleiner Schauſpieler durch einen unverſehens losgegangenen Piſtolenſchuß Schaden. Der Daum ward ihm abgeſchlagen. Die Bacchante hört kaum ſein Geſchrey, als ſie aus ihrer Loge auf das Theater rennt, ihn in ihre Arme nimmt, und ohnmächtig in ihre Wohnung hinaufträgt, wo ſie ihn von Wundärzten verbinden und ſodann nach Hauſe ſchaffen läßt. In einen Hut, der eine Kollekte für den Verwundeten aufnahm, hatte ſie zwey Louisd'or geworfen. Da Züge dieſer Art unter dieſer Nation nie verloren gehen, ſo war ſie eine Zeit lang auf allen Zungen, und die zwey Louisd'or brachten ihr tauſend andre und große Ehre obendrauf ein. Wenn ſie erſcheint, wird dieſer Zug immer noch erzählt. Sie bewohnt fünf Zimmer in den Manſarden des P. R., und man findet ihre Haushaltung und Verfaſſung, wie ich ſie oben angegeben habe. Sie mag ungefähr ſechs bis acht und zwanzig Jahr alt ſeyn.

Die **Venus** trägt dieſen Nahmen nicht mit Unrecht. Es iſt eine zarte, friſche Brünette von zwey bis vier und zwanzig Jahren, mit ſehr feinen Zügen, ſchönen Zähnen, kleinen runden Händen, nettem Fuß und vollem Buſen. Sie zeigte ſich dieſen Sommer beſtändig in einem ſchwimmenden Negligé vom feinſten Muſſelin, der ihren Bau ſehr leicht umwebte, und das Spiel der ſchlanken Taille, der Hüften und Schenkel, bey jeder Bewegung und bey jedem Schritte verrieth. Ihre Wohnung iſt bey weiten die prächtigſte, ihre Liebhaber ſind die reichſten und ſchönſten. Sie ſingt und ſpielt ſehr gut, und tanzt trefflich. Sie iſt aber ſehr koſtbar und dabey in der Wahl ihrer Kunden ſehr ekel. — Es iſt unmöglich, dieß Mädchen anders, als mit einem ſehr lebhaften Intereſſe anzuſehen. Sie iſt ſelten allein, und Männer vom höchſten Range ſchämen ſich nicht, mit ihr am hellen Tage in den Alleen auf und ab zu gehen. Man hat mir Züge von ihr erzählt, die ſie zu einem paſſenden Seitenſtücke der griechiſchen Aſpaſia machen. Der Graf von A** unter andern hat durch kein Mittel eine Nacht von ihr gewinnen können: eine unerhörte Erſcheinung, die man ihr aber auch ſo hoch angerechnet hat, als ſie es wegen dieſer Sorgfalt für ihre und des

Publikums Geſundheit verdient. Dieſer Mädchenſtürmer, dem alle Arme bey Hofe und in den höhern Zirkeln der Stadt offen ſtanden, ſcheiterte, vielleicht zum erſtenmale in ſeinem Leben, mit ſeinen Planen bey einem Mädchen, deſſen Arme, der Natur ihres Handwerks gemäß, aller Welt offen ſtehen ſollten. Indeſſen iſt es ihrer Feinheit wohl zuzutrauen, daß ſie durch dieſen gläzenden Theaterſtreich bloß Aufſehen erregen, ſich einen Nahmen machen und die ausgeſchlagenen Geſchenke des Grafen von A** zu hundert Prozent hat anlegen wollen. Solch ein Mädchen iſt geborgen, wenn ihr das begegnet iſt, was man hier avoir une avanture nennet.

Die beyden andern Mädchen dieſer erſten Klaſſe, mit dem Beynahmen la Sultane und l'Orange, haben ihre Anbeter und Kunden, Wohnungen und Haushaltungen auf demſelben Fuß, wie jene.

Die zweyte und dritte Klaſſe iſt ſchon zahlreicher, aber minder glänzend, als die erſte. Sie bewohnen in den Manſarden, oder in den Entreſolls zwey bis drey Zimmer, und haben meiſt eine ältere Freundinn bey ſich, welche ihre Subſiſtenz unternommen hat, und der ſie meiſt ſchon ſchuldig ſind. Sie reden in den Alleen niemand an und ſtehen niemand Rede, wenn ſein Aeußeres nicht einen gewiſſen Stand und eine gewiſſe Wohlhabenheit ankündigt. Sie werden auch häufig unterhalten, machen Land- und Tiſchpartien, ſind in der Oper und in den beyden Haupttheatern in den Logen des zweyten Ranges anzutreffen, und nehmen ſchon mit einem Fiakre zum Hin- und Herfahren vorlieb. Ihre Einnahme iſt ungefähr halb ſo ſtark, als die Einnahme der erſten Klaſſe. Ihr Anzug iſt minder fein, ihr Weſen weniger gebildet; aber ſie ſind oft ſchöner, und werden mehr, wenn auch nicht mit ſo vollen Händen, beſucht als jene. Drey Mädchen von dieſen Klaſſen, die von Einem Wuchſe und von Einer Farbe waren, ſich beſtändig gleich kleideten und nie einzeln im P. R. erſchienen, waren dieſen Sommer hindurch die berühmteſten, und wurden es mit durch dieſe Gleichheit und Unzertrennlichkeit. Man nennte ſie die Teniers, weil ſie hauptſächlich von Holländern unterhalten wurden und weil hier Niederlande und Holland einerley iſt. Es ſind drey kleine und niedliche Figuren.

Die vierte und fünfte Klaſſe iſt noch zahlreicher, als die vorigen, und ſie ſchließen den Zug derer, die im P. R. ſelbſt wohnen. Sie haben ſchon ſogenannte Bonnen, denen ſie bald leibeigen werden, und für die ſie mehr als für ſich ſelbſt arbeiten. Sie kirren und reden ſchon an, ihr Anzug iſt meiſt geſchmacklos und überladen, ihre Herkunft und ihr Ton ſind gemein. Beſuche bey ihnen ſchlagen ſie von ſechs bis zu zwölf Livres an, und ſie bitten oft ſchon in den ſtillern und entlegenern Theilen der Alleen um ein Souper.

Die übrigen ſind bloß beſuchende Schweſtern und ihr Aeußeres iſt minder geputzt, als bey den Bewohnerinnen des P. R. ſelbſt. Sie wohnen in der Gegend deſſelben entweder in möblirten Zimmern, oder werden von Kuplerinnen par entrepriſe gehalten. Sie ſuchen im P. R. Liebhaber und nehmen ſie mit nach Hauſe.

Alle dieſe Mädchen, von der vierten und fünften Klaſſe an, kommen häufig in die Theater des P. R., beſonders in das Theater der Petits Comédiens, wo ſie ihre Netze ausſtellen. Die Zimmer an dieſem Theater, oder der Foyer, ſind in den Zwiſchenakten bunt mit ihnen beſetzt, und man ſpringt dort ohne Zwang mit ihnen herum, ſchäkert und lacht mit ihnen. Dieſer Umſtand hat mit dazu gewirkt, daß dieß kleine Theater von ehrliebenden Männern und Weibern wenig mehr beſucht wird. Die erſten Logen der Variétes amuſantes ſind auch immer ſtark mit ihnen beſetzt.

Jetzt heißen dieſe Mädchen hier mit einem allgemeinen Nahmen Femmes du Monde. Filles braucht man nur noch von der gemeinſten Klaſſe und Fille de joie iſt gar nicht mehr Mode. Man ſollte ſich alſo in Deutſchland nicht mehr Mühe geben, eine treffende Ueberſetzung für den letztern Ausdruck zu finden, wenn man es nicht etwa raſch und derb mit H** überſetzen will, was auf jeden Fall noch immer beſſer iſt, als das gezierte „Freudenmädchen“ und das pedantiſche „Luſtmädchen.“ Femme du Monde könnte man durch Allerweltsmädchen überſetzen, wenn dieß nicht komiſch wäre.

Uebrigens kann ein geübtes Auge dieſe Creaturen, ſelbſt die anſtändigſten und am geſchmackvollſten gekleideten, von rechtlichen Weibern und

Mädchen ſowohl, als — nach ihren Klaſſen — unter ſich ſelbſt, unterſcheiden, und wer nur einige Wochen im P. R. gelebt und ſie zum Gegenſtande ſeiner Beobachtungen gemacht hat, wird ſelten irre gehen. Fremde aus kleinen Städten mögen wohl zuweilen ſolch ein Mädchen von der zweyten und dritten Klaſſe für eine Marquiſe, und von der erſten für eine Ducheſſe halten, weil ſie in der That eben ſo geſchmackvoll und fein gekleidet ſind, als dieſe; aber wer ſich auf Augen, Anſtand, Haltung, Gang, öffentliches Benehmen, Geſellſchaft und Tagesordnung in Paris verſteht, wird ihnen bald ihre Stellen anweiſen.

Ich habe Ihnen das Ganze geſchildert, lieber R**, wie ich es geſehen habe, ich meine, wie ſich die Außenſeite dem Beobachter darbiethet. Auf jeden Fall iſt dieſe lachend und anlockend, aber darum nicht minder, oder vielleicht darum deſto mehr, gefährlich. Je verführeriſcher ſolch ein Mädchen iſt, deſto mehr wird ſie täglich verführen, und die natürliche Folge davon iſt deſto größere Gefahr für die Geſundheit. Bey den höhern Klaſſen iſt dieſe Gefahr gerin ger, weil ſie die erſinnlichſte Behutſamkeit anwenden, ſich ſelbſt davor zu bewahren; aber wenn man bey ihnen auch ſicherer iſt, iſt man darum nicht ſicher. Und wäre es bey dieſen auch die Geſundheit, ſo iſt es der Beutel nicht. Wer ſich in eine nähere Verbindung mit ihnen einläßt, und von ihnen verſtrickt wird, muß ſehr reich ſeyn, wenn er ihre Forderungen erfüllen will; ein Mittelvermögen iſt ſehr bald erſchöpft, und oft haben junge Fremde ihre Wechſel, die halbe Jahre in Paris ausreichen ſollten, in einem halben Monathe mit ihnen verthan.

Die Mädchen ſelbſt kommen nie auf einen grünen Zweig. Je mehr ſie einnehmen, deſto mehr verthun ſie, und oft brechen ſie ſich an den unentbehrlichſten Bedürfniſſen ab, was ſie auf den Putz wenden. Die Moden- und Bijouteriegewölbe würden bald ſchließen müſſen, wenn ſie nicht im P. R. wären. Rechtliche Weiber und Mädchen kaufen ſelten etwas im P. R., weil alles dreyfach theurer iſt als in der Stadt, und weil keine Mode hier erfunden werden kann, die nicht in der nächſten Stunde nachher ſchon von einer Femme du Monde getragen würde.

Das unordentliche Leben, das die meiſten dieſer Mädchen nothwendig führen müſſen, und wobey das geringſte das iſt, daß ſie die Nacht zu Tag machen, untergräbt ihre Geſundheit eben ſo ſehr, als die Liederlichkeit und ihre phyſiſchen Folgen ſelbſt. Backwerk, Wein und Liqueurs ſind ihre hauptſächlichſte Nahrung, und ſelten bekümmern ſie ſich um einen regelmäßigen Tiſch. Was bey den Säften, die durch dieſe Diät dem Körper zugeführt werden, Krankheiten bey ihnen für einen giftigen Gang nehmen müſſen, können Sie ſich denken, und die leichtſinnige, zerſtörende Kurart ſelbſt, die hier unter den Wundärzten noch gäng und gäbe iſt, vergiftet vollends jeden Tropfen geſunden Blutes. So kommt es, daß die Mädchen der geringern Klaſſe in einem Monathe zu Grunde gerichtet ſind, und daß ſie ein ſieches Leben überall kaum über das fünf und zwanzigſte Jahr hinausſchleppen können; ſo verſchwindet ein Mädchen, das in der friſcheſten Jugendblüthe vor acht Tagen auftrat, in den andern acht Tagen, und kommt nie, oder als Leiche, wieder zum Vorſchein; und ſo wird die ewige Neuheit und Abwechslung möglich, für welche die Werberinnen dieſer unglücklichen Geſchöpfe hier zu ſorgen wiſſen.

Für junge, raſche Fremde iſt das P. R. in dieſem Punkt eine ſehr gefährliche Klippe, und es iſt unmöglich, um dieſelbe herum zu ſteuern, wenn Blut und Einbildungskraft einmal in Flammen, oder Stolz und Eigenliebe einmal im Genuſſe ſind. Das Gift iſt zu ſüß, als daß ſie nicht darnach greifen ſollten, und das Lokale ſelbſt iſt zu kennerhaft für Erhitzung und Trunkenheit berechnet, als daß ſie es verlaſſen könnten, ohne dem ſinnlichen Genuſſe jeder Art Opfer gebracht zu haben. Das P. R. iſt das glänzendſte Grab, was je und irgendwo der Tugend von dem Laſter iſt gegraben worden.

Univ. Bibl.
München

Neunzehnter Brief.

Das Palais Royal, Schluß. Allgemeine Bemerkungen. Die Tageszeiten des Palais Royal, wie und von wem ausgefüllt. Indolente und egoistische Art Platz zu nehmen. Bezaubernder Anblick des Abends. Krieg in dieser Feenwelt. Das P. R. verschluckt das Mark von Paris. Es steigert den Preis der Dinge und macht den Aufenthalt für Fremde in Paris theurer, aber auch unterrichtender.

Aus allem, was ich Ihnen bis jetzt geſagt habe, ſehen Sie, lieber N**, daß der Zulauf im P. R. nie abreißen kann, und daß ſein Publikum das zahlreichſte, aber auch das wohlhabendſte und glänzendſte unter allen ſeyn muß, die ſich hier an öffentlichen Orten verſammeln. Der Garten der Tuilerien und des Palais Luxembourg, die Boulevards und alle übrige Promenaden halten keine Vergleichung mit dem P. R. aus; und wenn die Boulevards eine größere Ausdehnung haben, und deßhalb vielleicht zehnmal ſo viel Spaziergänger faſſen können, als das P. R., ſo iſt das Gewimmel auf denſelben bey weitem nicht ſo erleſen, blendend und verführeriſch.

Spaziergänger ſind zu jeder Tageszeit im P. R., von des Morgens um neun bis des Abends um zwölf Uhr; aber ihre Zahl iſt ſich nicht zu jeder Tageszeit gleich und ihre Geſellſchaft nicht immer von einerley Werth und Schimmer. Des Morgens um ſieben Uhr treffen ſie, außer den Leuten, die hier wohnen und einzeln ſichtbar werden, niemand an. Die Aufwärter in den Kaffeehäuſern und bey den Reſtaurateurs ſind jetzt noch unter den Händen des Barbiers und Friſeurs, die Gewölbe noch geſchloſſen, die Jalouſien vor den Fenſtern noch zugezogen, kurz, alles gibt noch den Anblick der tiefſten Ruhe. So bleibt es bis acht Uhr.

Jetzt öffnen ſich die Gewölbe nach und nach, und legen ihre Waaren aus; die Putzmacherinnen und Kaufmannsfrauen kommen in Schaaren angezogen; in den Kaffeehäuſern wird Feuer gemacht und das Waſſer fängt an zu ſieden. Um halb neun Uhr iſt alles beſtellt, wie es den Tag über bleiben ſoll. Nun erſcheinen einzelne alte Herren und ſetzen ſich hinter eine Taſſe Kaffee, und einzelne junge Leute, im tiefſten Negligee, mit aufgerollten Haaren, vielleicht aus den Manſarden herab, um ſich hinter einer Taſſe Chocolade zu erholen. Alles iſt noch nüchtern und gähnt.

Aber nach neun Uhr fangen die Kaffeehäuſer an, ſich zu füllen. Die Anrufer verſehen ihr Amt, die Buben mit den Neuigkeiten des Tages erheben ihr Geſchrey, die Obſt- und Blumenweiber rufen Käufer an.

Um zehn Uhr ſteigen ſchon „Mädchen," in mehr oder weniger anlockenden Nachtanzügen, in den Garten herab, um den Lauf fortzuſetzen, den ſie oft erſt um ſechs Uhr des Morgens geſchloſſen haben. Sie flattern in den Alleen auf und ab, oder ſetzen ſich an die Tiſche vor den Kaffeehäuſern und frühſtücken mit jedem, der mit ihnen frühſtücken will. Die beſſern Klaſſen kommen mit ihren Freunden oder Freundinnen herab und nehmen vor dem Kaffeehauſe de Foi Platz. Zu ihnen ſetzt ſich der Abbee, der alte Officier, der Finanzier und Parlamentar; und lebhafte Unterhaltungen nehmen ihren Anfang.

Die Politiker ſondern ſich in einzelne Gruppen, die bald größer, bald kleiner, bald ruhiger, bald ſtürmiſcher ſind, je nachdem der Gegenſtand, den ſie abhandeln, ihren Grundſätzen näher oder entfernter liegt, und ihren Hoffnungen und Planen mehr oder weniger zuſagt. Dieſe Gruppen vermehren und vervielfältigen ſich bis gegen zwölf Uhr ohne Aufhören, und wenn ſie mit einer Anzahl von funfzig anfingen, ſo wimmelt es jetzt ſchon von Tauſenden.

Um dieſe Zeit erſcheinen auch Weiber der höhern Klaſſen, und dieſe bilden bis nach Ein Uhr die Schule des Geſchmacks und der neueſten Moden in Abſicht des Negligees. Sie erſcheinen nie ohne Führer, gehen in den Alleen auf und ab, oder ſetzen ſich auf den darunter geſtellten Stühlen in Zirkeln nieder, um die Vorübergehenden zu ſehen und von ihnen geſehen zu werden. Die Doppelalleen längs dem Flügel, worin das Kaffeehaus de Foi iſt, bleibt die lebhafteſte und vornehmſte; in der andern, auf der entgegengeſetzten Seite, findet man nur Männer und Weiber, deren Aeußeres den Glanz jener nicht verträgt. Unter dieſen ſtehen auch die Stühle zum Niederſitzen dünner.

Es ſind zwar rund herum vor den Arkaden ſteinerne Bänke angebracht, aber ſie reichen nicht zu, ſo wenig als die Menge von Stühlen, die vor den Kaffeehäuſern de Caveau, de Chartres und de Foi ſtehen. Dieſem Mangel abzuhelfen, haben Leute Hunderte von Stühlen herbey geſchafft, die unter den Bäumen der Allee hinunter ſtehen und die verpachtet werden. Man gibt, wenn man ſich ſetzt, zwey Sous, und kann dafür ſo lange ſitzen, als es einem gefällt, muß ſie aber noch einmal bezahlen, wenn man ſich an einer andern Stelle auf einen andern ſetzt. Zwey Weiber laufen die Alleen unausgeſetzt auf und ab, und man kann ſicher ſeyn, daß ſie keinen überſehn, der ſich geſetzt hat, aber auch keinem, der ſchon bezahlt hat, zum zweytenmal etwas abfordern werden. Ihr Blick und ihr Gedächtniß iſt nicht weniger geübt als beydes bey den Aufwärtern in den Kaffeehäuſern. Die Stühle ſind ſehr ſchlecht, von Holz, mit Stroh geflochten, oft durchgeſeſſen und wackelig. Gewöhnlich nimmt der, welcher ſich ſetzt, drey oder vier Stühle für ſich in Beſchlag und ſtellt oder legt auf jeden etwas von ſeiner indolenten Perſon. Auf einem ſitzt er, auf den zweyten legt er die

Füße, auf den dritten den linken und auf den vierten den rechten Arm. Er bezahlt aber immer nur zwey Sous, zum Schaden der Unternehmerinn, der es nicht einfallen wird, ihm einen davon zu nehmen, damit ſie ihn einem andern, der dergleichen ſucht, geben könnte. Dieſe gemächliche Art ſich zu lagern, wird Ihnen nicht Franzöſiſch, ſondern mehr Engliſch vorkommen, aber ſie iſt in der That bloß egoiſtiſch. Sie können von einem langen Spaziergange ermüdet, ſchwankend auf und ab gehen, keinen Stuhl für ſich finden; und klägliche Blicke auf die Menſchen werfen, die deren drey zu viel haben: alle Welt wird es Ihnen anſehen, daß Sie gern ſitzen möchten, aber kein Menſch wird, was man bey uns für Regel der Höflichkeit hielte, Ihnen einen Stuhl geben, ehe er darum erſucht wird. Treten ſie aber näher, ſo wird das Weſen, das Ihnen ein unbarmherziges Faulthier ſchien, ſogleich aufſpringen, und Ihnen auf die verbindlichſte Art von der Welt einen Stuhl geben, und Ihnen noch zwey anbiethen und einräumen. Jenes zuvorkommende Weſen, das wir mit unſerer Höflichkeit begreifen, iſt hier längſt nicht mehr Mode, und iſt als kleinſtädtiſch verſchrien,

weil

weil es ohne eine Art von Zudringlichkeit oder Erniedrigung nicht ausgeübt werden kann. Nähere Erläuterung hierüber bleibe ich Ihnen bis zu einer andern Gelegenheit ſchuldig.

Von zwölf bis zwey Uhr iſt dieſe Promenade ſehr lebhaft und zugleich ſehr vornehm. Leute von der höchſten Klaſſe kommen um dieſe Zeit hieher, und dieſe Stunden ſind die einzigen, wo rechtliche Weiber ohne Anſtoß hier erſcheinen können. Die Mädchen von zweydeutigem Gewerbe fühlen ſich auch unter ihnen nicht an ihrer rechten Stelle, und bleiben deßhalb ſchon immer ſehr einzeln, wenn auch ſchon die Reitze vieler das Tageslicht nicht ertrügen, und wenn ſie auch nicht wüßten, daß man diejenigen unter ihnen, welche kurz vor oder nach zwey Uhr ſichtbar werden, ſehr paſſend die cherche-diners zubenahmt hat.

Von zwey bis halb fünf Uhr iſt der Garten ziemlich leer, weil dieß die gewöhnliche Eſſenszeit iſt, und man ſieht bloß Ammen oder Mütter mit ihren Kleinen, die in den Alleen ſpielen und ſich ſolchergeſtalt die Pauſe zu Nutze machen. Iſt dieſer Zeitraum vorüber, ſo verdrängt ſie das neuherzuſtrömende Getümmel. Die Kaffeehäuſer werden zuerſt, und eine halbe Stunde darauf, die Alleen wieder voll. Die Menge iſt gemiſchter und lärmender und erhält ſich ziemlich gleich, bis zu der Zeit, wo die Theater aufgehen, die einen Theil davon aufnehmen: ſie bleibt aber darum doch zahlreicher, als den Vormittag.

Gegen acht Uhr ſtrömen die Femmes du Monde von allen Klaſſen herzu und nehmen das Mittel der Alleen ein, während die Stühle auf beyden Seiten mit den mannigfaltigſten Geſichtern, Ständen und Figuren beſetzt ſind, und einen zwanzig Mann hoch ſtarrenden Wald von Friſuren, Hüten, Bonnets ꝛc. bilden. Jetzt werden die Arkaden erleuchtet. Voran ſchweben rund herum zwiſchen denſelben zwey und achtzig groſſe Reverbere, und in den Gewölben fackeln vor den großen Spiegeln, zwiſchen den brillantirten Schnallen, Knöpfen, Uhrketten und Degen, unter den Bijoux und Nippes aller Art, unzählige Wachslichter, die in tauſend Strahlen und Farben von den goldnen und ſilbernen Künſteleyen flimmernd und blendend zurück gegeben werden; während die großen Kronleuchter in den Kaffeehäuſern und bey den Reſtaurateurs einzelne längliche, große Feuermaſſen bilden, die aus den Spiegeln verdoppelt zurückſtrahlen. Dieß iſt die Zeit, wo das Aeußere des P. R. alles das Schimmernde zeigt, was ihm den Nahmen des Feen- und Zauberpallaſtes verſchafft hat; und ſo bleibt es bis um zwölf Uhr in der Nacht.

Die Menge erhält einen neuen Zuſatz, wenn die Schauſpiele zu Ende ſind. Was nicht im P. R. bleiben will, fliegt in dicken Haufen hindurch; aber die wenigſten kommen heraus, weil irgend etwas darin ſie nothwendig feſſeln muß. So werden die Stunden von neun bis eilf Uhr die rauſchendſten und mannigfaltigſten. Handel und Wandel mit den käuflichen Weibern und Mädchen erreichen jetzt den höchſten Grad ihrer Lebhaftigkeit und Ungebundenheit.

Nach eilf Uhr verliert ſich das Getümmel allgemach, und um zwölf Uhr iſt das P. R. ſo leer, als es den Morgen um acht Uhr war. Die Mädchen, die kein Glück gemacht haben, gehen kläglich und langſam einher und verfolgen die

Spaziergänger mit Bitten um Beſuch oder um Abendbrot. Sie ſind die letzten unter allen Weſen, die im P. R. wach bleiben. Man hört zweymal in ein Pfeifchen ſtoßen, und die Gitter und Thüren an den Eingängen des P. R. werden geſchloſſen. Alles iſt plötzlich todt.

Ich habe Ihnen geſagt, daß der Boden des Gartens feſt und geſtampft iſt. Man kann hier ſpazieren gehen, wenn es auch drey Tage ſehr ſtark geregnet hat. Wird aber der Boden aufgeweicht, ſo zieht ſich das Gedränge unter die Arkaden, und es wird in dieſem engen Raume oft ſehr beſchwerlich; oft ſtopft es ſich ganz, und man muß umkehren, oder außerhalb der Arkaden herum gehen, bis man einen lichtern Fleck findet.

Bey heißem Wetter werden die Alleen dreymal des Tages mit der Maſchine beſprengt, die ich Ihnen bey einer andern Gelegenheit beſchrieben habe. So wird einem der Staub, ſelbſt bey der größten Menge von Menſchen, hier nie beſchwerlich.

Seit dem zwölften Julius hat auch Mitten in dieſer Feenwelt der Krieg ſeinen Sitz aufgeſchlagen, und oft eine fürchterliche Abwechſelung unter die Gegenſtände, die hier glänzen, gebracht. Kein Mouchard wurde zerfleiſcht, der nicht auch hier ſeine Peiniger fand; kein Kopf abgeſchlagen, der hier nicht auf blutiger Pike ausgeſtellt ward; keine Kanone erobert, die nicht im Triumph durchgezogen wurde. Alle Aufzüge und Umgänge, welche die Uebergabe der Baſtille und die Befreyung der Nation veranlaßten, ließen ſich hier ſehen; alle frohe und fürchterliche Nachrichten wurden hier verkündigt, ausgeſchrien, austrompetet. Kanonen wurden hier aufgefahren, Patrouillen zogen mit donnernden Trompeten hier umher, raſche Entſchlüſſe wurden hier gefaßt, die Rebellion wurde hier angeflammt und in Flammen erhalten, Raſerey der Wuth und Verzweiflung und Schrecken und Angſt zeigten ſich hier erſchütternd und grauſend; und Freudenthränen, Freudengeſchrey, Freudenfeuer und Freudenſprünge ſchloſſen die Gallerie von fliegenden Gemählden, die hier überraſchend und betäubend dem ſtarren Auge des Beobachters vorüber ſchwebten.

Wir ſind am Ende, lieber R**, und ich ſchließe meine Nachrichten vom P. R. noch mit einigen allgemeinen Beobachtungen und Anmerkungen.

Wie Paris das Mark von Frankreich verſchluckt, ſo verſchluckt das P. R. das Mark von Paris. Die Menge von Waaren und Vergnügungen aller Art, die in den Ringmauern deſſelben zuſammen gedrängt ſind, waren ſonſt über ganz Paris vertheilt, und brachten einzelnen Märkten, Straßen, Spaziergängen und Quartieren Unterhalt und Lebhaftigkeit. Eine Menge Künſtler, Handwerker und Kaufleute, die größtentheils von den Fremden leben, ſind genöthigt, ſich in das P. R. oder in die Nähe deſſelben zu ziehen, um das günſtige Vorurtheil, das man für daſſelbe gefaßt hat, zu nützen; ſie müſſen aber einen fünffachen Miethzins für Gewölbe und Wohnung bezahlen, deßhalb ihre Preiſe erhöhen und mehr jüdiſch als kaufmänniſch handeln, wenn ſie ihre Arbeit bezahlt haben und ihren Unterhalt gewinnen wollen. Die Beſitzer möblirter Hotels in den andern Quartieren der Stadt haben großen Schaden, weil ſich alle Fremde in das Quartier des P. R. zuſammen drängen, und viele ſind genöthigt, ihre Miethe an Einheimiſche auf Jahre zu überlaſſen, was ihnen nicht die Hälfte des vorigen Gewinns bringt. Die Vorſtadt St. Germain, deren Hotels ſonſt von Fremden wimmelten, wird faſt gar nicht mehr bewohnt; und wenn das Théatre François jetzt immer ſo leer iſt, ſo liegt der Grund davon zur Hälfte im P. R., von dem man ſich ungern entfernt, weil man in den übrigen Gegenden der Stadt einzeln ſuchen muß, was man hier in einem engen Raume beyſammen findet.

Theurung iſt die zweyte Folge dieſer Anſtalt. Gewiſſe Dinge für Gebrauch und Genuß, die auch in andern Gegenden der Stadt geſucht werden, ſind allmählich im Preiſe geſteigert worden. Die Kaufleute ſagen ſchon, wenn ſie ihre Waaren um ein Drittel höher halten als ſonſt, im P. R. müſſen Sie noch mehr geben, und entſchuldigen ihre Unbilligkeit damit. Bey den Reſtaurateurs und Traiteurs in andern Gegenden der Stadt, z. B. auf den Boulevards, in den Champs Eliſées, im Garten der Tuilerien, ißt man wenig wohlfeiler als im P. R.

ob ſie gleich nicht das Drittel der Miethe zu bezahlen haben; und ſo in allen übrigen Dingen.

Manche Waaren und Arbeiten, die ſonſt, wie ſie jetzt ſind, viel Abnehmer fanden, finden ſie nicht mehr, weil man ſie im P. R. glänzender und vollkommener geſehen und deßhalb Auge und Einbildungskraft verwöhnt hat. Dieß iſt z. B. der Fall mit den Gold- und Silberarbeiten, wegen deren ſonſt die Straße St. Honoré und die Quay des Orfèvres ſo berühmt waren. Die dortigen Gewölbe haben immer noch ſo ſchöne Waaren, als ſonſt, aber ſie ſind nicht ſo ſchimmernd, als im P. R., wo die theure Miethe die Künſtler dringt, mehr zu klügeln, um neu zu ſeyn, und wo ſie des ſchnellern Abſatzes wegen, auch neuer ſeyn können, ohne die Arbeit an ältern Muſtern verloren zu haben. Schnallen, Uhrketten und dergl. kauft man gewöhnlich im P. R.; in andern Gegenden der Stadt, nur ſchwere Geſchirre, die dem Künſtler bey weiten nicht den Vortheil bringen, als jene Kleinigkeiten, über welche die Polizey in Abſicht des innern Gehalts nicht ſo wachſam iſt, als über jene.

Derſelbe Fall iſt es mit neuen Tüchern, Stoffen, Stickereyen, Uhren, Parfüms u. ſ. w. Alles was neu und ſchön in dieſer Art iſt, hat das P. R. zuerſt, und kommt es aus der Provinz, ſo kaufen es die Handelsleute deſſelben um höhere Preiſe auf, weil ſie höhere Preiſe im Verkaufe machen können, als die in den andern Gegenden der Stadt. So verſchlingen Drey oder Vier den Vortheil, in welchen ſich funfzig oder ſechzig theilen könnten, gewinnen aber nur ſo viel, als dieſe ſechzig gewonnen haben würden, und das Publikum muß doch die Waaren um die Hälfte theurer bezahlen, als ſonſt. [illegible]

So kommt es, daß die Kaufleute des P. R. trotz ihren ausſchweifenden Preiſen, nicht reich werden. Die Miethen der Gewölbe ſind ſo ſtark, und die Wohnungen und Lebensmittel in ihrem Quartiere ſo theuer, daß ihnen, trotz ihrer Arbeit und Geduld wenig reiner Gewinnſt bleibt. Oft geht heute ein prächtiges Gewölbe mit neuen Waaren auf, und in Zeit von einem Monathe iſt es wieder zu, weil es den Wetteifer mit den ſchon vorhandenen nicht aushalten konnte; oder weil ſeine Waaren den in voraus angeſchlagenen Erfolg nicht hatten, den man ſich verſprach. Dieſe

Fälle ſind beſonders ſeit der Revolution ſehr häufig geworden. Die Fremden vermindern ſich ſeit der Zeit ſehr, und die Nation hat an etwas anders zu denken, als an Mode und ihren Flitter. Die Reſtaurateurs und Kaffeewirthe gewinnen, was die Kaufleute verlieren, denn das Getümmel im P. R. iſt ſtärker, als es je vorher war, und dieß braucht wenigſtens Eſſen und Trinken, wenn es auch alles übrige miſſen kann. Die öffentlichen Mädchen haben in ihrem Verdienſte nicht weniger gelitten, und die erſten ſtürmiſchen Tage bekümmerte man ſich ſo wenig um ſie, daß oft ſolche, die ſonſt die wohlhabendſten und geputzteſten waren, höchſt armſelig zu den Beſuchern der Kafferhäuſer kamen, und um eine Taſſe Kaffee oder eine Karaffe Limonade bathen. So ſind eigentlich die Reſtaurateurs und Kaffeewirthe die einzigen, die im P. R. reich werden können.

Die Theater des Palais Royal thun den übrigen Theatern eben den Schaden, den die Kaufmannsgewölbe den andern in der Stadt thun. Die Beſucher des P. R. werden auf ſo mancherley Art gefeſſelt, daß ſie ungern ein Vergnügen eine Stunde oder halbe Stunde weiter ſuchen, als ſie es hier unter tauſend andern finden können. Sie treten aus Genuß [illegible] andern Genuß, und aus dieſem in Genuß zur[illegible]les mit zwey Schritten. Die Variétés amuſ[illegible] haben einige gute Akteurs und einige Aktricen, die zugleich gut und ſchön und willig ſind, und ihre Vorſtellungen ſind angenehm und ſehr mannigfaltig. Ihr Glanz und Zulauf wird ſich vollends ſehr vermehren, wenn ſie erſt ihr neues Theater bezogen haben, das bis zum innern Ausbau ſchon fertig iſt und an Geſchmack in der Baukunſt und an Geräumigkeit und Bequemlichkeit allen übrigen in der Hauptſtadt den Rang ablaufen wird. Die Vorſtellungen der petits Comédiens ſind in ihrer Art unterhaltend genug, und ziehen auch eine Menge Leute von den übrigen Theatern weg. Am wenigſten unter den großen Theatern leidet das Théatre Italien durch das P. R., weil es ganz in der Nähe liegt, und es trägt auch dazu bey, daß ſich immer mehr Menſchen um dieß Quartier niederlaſſen oder verſammeln.

Wer das P. R. beſucht, muß anſtändiger gekleidet ſeyn, als er es auf andern Spaziergängen nöthig hat, weil er hier immer ein modiſches und gut gekleidetes Publikum findet Dieß gibt allmählich einen koſtbarern Maßſtab für das Aeußere an, der hier, wo man ſo gern im Anzuge einander gleich iſt, ſehr entſcheidend iſt und oft zu Ausgaben verleitet, deren man ſonſt überhoben geweſen wäre. So wird auch der Maßſtab für das, was man verzehrt, größer, weil alles, was dahin gehört, theurer iſt. Allmählich gewöhnt man ſich an ſtärkere tägliche Ausgaben, und glaubt, es müſſe ſo ſeyn; und ſo vermehren und vertheuren ſich alle Bedürfniſſe, faſt ohne daß man es merkt; oder merkt man es, ſo hat einen das P. R. verſtrickt, und man bezahlt unwillkürlich und gern den Glanz mit, der einen umgibt.

So kommt es, daß der Aufenthalt in Paris auch für Fremde koſtbarer geworden iſt, ſeitdem das P. R. blüht. Kein Land und keine Stadt hat eine ähnliche Anlage aufzuweiſen, mithin iſt ſie für Fremde, kommen ſie her, woher ſie wollen, neu und anziehend. Um ihr in der Nähe zu ſeyn, miethen ſie ſich in dem Quartiere des P. R. oder in dieſem ſelbſt ein, und ſchon dieß koſtet ihnen ein Drittel Reiſegeld mehr, als es ihnen ſonſt gekoſtet hat. Was ſie für Leib und Seele brauchen, werden ſie ſich hier auch verſchaffen und mit dem doppelten Preiſe bezahlen: ſo muß die Summe ihrer Ausgaben nothwendig noch einmal ſo ſtark ſeyn, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würde. Eine Menge anderer Dinge, die ſie ſonſt in den entfernteſten Gegenden der Stadt aufſuchen mußten, und eben deßhalb oft nicht aufſuchten, finden ſie hier beyſammen, und ſie lernen eine Menge Genüſſe kennen, die ſonſt unbekannt und unbezahlt geblieben wären. Was ſie aber über die Theurung hinaus ſehen läßt, iſt die Entſchuldigung, daß alles um ſie her zugleich unterrichtend, bildend und verfeinernd iſt; und wie ſehr man dafür geſorgt hat, daß keinem dieſe Entſchuldigungen entſtehn, haben Sie aus der Zergliederung der verſchiedenen Anſtalten im P. R. geſehen.

Und in der That dieſe Entſchuldigung, wenn ſie auf der einen Seite bloß bemäntelnd iſt, hat auf der andern guten Grund. Wer Sinn für Schönheit, Geſchmack, Kunſt, Weltumgang und Menſchenbeobachtung hat, muß ſich die ſtärkere Ausgabe ſchon gefallen laſſen: ſie wird ihm vielfältig erſetzt, wenn ſie übrigens für ſein Vermögen nicht zu ſtark iſt. Es iſt ſehr leicht, hier Cirkel von ſehr erfahrnen und gebildeten

Männern zu finden, worin man ſelten eine wißbegierige Frage vergebens thun wird. Es iſt ſehr bequem für einen jungen Mann, der ſein Aeußeres bilden will, das verfeinerte Weſen in Kleidung, Gang, Haltung und Ausdruck um ſich her zu bemerken, und es auf ſeine eigene Kultur anzuwenden; es iſt ſehr nützlich, in dieſen Punkten tauſend kritiſche Augen auf ſich gerichtet zu ſehen, die keine Geſchmackloſigkeit, keine Linkheit, Plattheit und Ungezogenheit unbeſtraft vorbey laſſen; es iſt höchſt nützlich, unter Tauſenden ſich herum zu wirbeln, um unter Tauſenden leben zu lernen; und es iſt höchſt nöthig, eine Nation in ihrer eigenen Hauptſtadt und in dieſer gleichſam ihrem engern Ausſchuß nach kennen zu lernen, damit man gewiſſe hergebrachte Vorurtheile, zum Böſen wie zum Guten, ablegen und die Leute ſo finden lernt, wie ſie ſind, an einem Orte, wo ſie ſich zeigen können, wie ſie ſind, was ſelbſt in den lebhafteſten und zahlreichſten Geſellſchaften, die zwiſchen vier Pfählen an Tafeln und Spieltiſchen zuſammen kommen, nicht der Fall iſt. Von dieſer Seite hat beſonders für mich das P. R. ein unerſchöpfliches Intereſſe gehabt, das freylich um die Hälfte durch meinen eigenen Charakter und meinen Hang, Menſchen zu ſehen und zu erforſchen, vermehrt, und durch die höchſt merkwürdigen Auftritte, die ſich während der Revolution hier drängten, in beſtändiger Stärke erhalten worden iſt.

Gern möchte ich Ihnen noch zum Schluſſe eine Ueberſicht geben, was dem Herzog von Orleans das P. R. einbringt; aber die Angaben, die ich darüber geſammelt habe, ſind, trotz aller angewandten Mühe, nicht ſo beſchaffen, daß ich eine befriedigende und richtige Hauptſumme daraus ziehen könnte. Es ſcheint, als ob man dem Publikum wiſſentlich den Betrag der Einnahme verleugnen wollte, um den Finanzgeiſt des Herzogs nicht noch berüchtigter zu machen, als er ſchon iſt. Gewiß iſt es, daß in dem ganzen weiten Umfange der neuen Anlagen kein Fleckchen iſt, wo man nur einen Tiſch hinſtellen kann, das nicht fünffach höher bezahlt würde, als ein ähnliches in den andern Theilen von Paris; und daß in Paris nichts theurer iſt, als der Platz, wiſſen Sie ſchon.

Wenn indeſſen die Einnahme des Herzogs ungeheuer iſt, ſo ſind es die Koſten der erſten Anlage nicht weniger. In Paris, wo Tagelohn und Materialien, Baubeamte und Gewiſſen, Arbeiter und Fleiß ſo theuer ſind, kommen Unternehmungen und Anlagen dieſer Art dreymal ſo hoch zu ſtehen, als in andern großen Städten, London ſelbſt vielleicht nicht ausgenommen, und mit den Negocianten groſſer Kapitalien iſt es derſelbe Fall. Das P. R. blüht nun ſeit ſechs Jahren, aber es iſt mir ſehr zweifelhaft, ob der Unternehmer auch nur das Drittel des Kapitals, mit den Intereſſen rückwärts und vorwärts, aus demſelben gezogen hat. Wer hier viel verdienen will, muß viel anlegen, und das natürliche Verhältniß zwiſchen Auslage und Gewinn wird ihm zu Gunſten ſich nicht verrückt haben. Genug, die Idee des Ganzen war groß, und die Ausführung iſt iſt unſeres Jahrhunderts würdig.

Druckfehler.

S. 32 Z. 7. muß das Komma zwiſchen Fauxbourg und Montmartre geſtrichen werden.
S. 57. Z. 8. lies ſtatt funfzigtauſend, fünf bis ſechstauſend.
S. 90. Z. 1. lies ſtatt 44, 24.
S. 92. Z. 2. lies Rue du Fauxbourg.

Berlin, gedruckt bey J. G. Langhoff.

Reiſe eines Liefländers

von

Riga nach Warſchau,

durch Südpreußen, über Breslau, Dresden,

Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg,

München, Salzburg, Linz, Wien

und Klagenfurt,

nach Botzen in Tyrol.

Erſter Theil.

Berlin, 1795.
bei Friedrich Vieweg dem ältern.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorerinnerung.

Der Herbſt des Jahres 1792, und der Winter des Jahres 1793, hatten die Geſundheit des Verfaſſers in dem Grade zerrüttet, daß er es für höchſt dringend hielt, eine Heilung aus der Wurzel mit ſich vorzunehmen. Da er an die Natur mehr glaubte, als an die Arzneygelehrtheit, und Pillen und Pulver für weit weniger heilſam und ſtärkend hielt, als Meilen und freye Luft: ſo zog er eine Reiſe von zwey bis dreyhundert Poſten, und die damit verbundene Abwechslung und Erſchütterung, einem paar monatlichen Aufenthalt in einem Garten, unter Pyrmonter- und Eger-Flaſchen nebſt Anhang, weit vor, und machte ſich reiſefertig.

Er hatte ſchon manche Gegend in Europa geſehen, deßhalb ward es ihm faſt ſchwer, den Lauf ſeiner neuen Reiſe zu beſtimmen. Die Länder, die er gerne noch einmal beſucht hätte, waren kriegshalber entweder unzugänglich, oder doch beſchwerlich zu bereiſen, auch bedenklich. Obgleich eigentlich ein Kranker kein Vaterland und keine Partey, ſondern nichts, als ſeine Krankheit und ſeine dadurch verſtärkte Selbſtſucht hat, mithin, als ein echt Unparteyiſcher, überall ruhig durchgelaſſen werden ſollte: ſo konnte er doch, auf dieſen Satz hin, nicht wagen, die Erfahrung zu machen, daß er noch nicht allgemein und unter allen Umſtänden gültig ſey. Jenſeits des Rheins, meynte er mit Recht, ſey der kranke wie der geſunde Unterthan unſerer Kaiſerin, als vermeynter Kundſchafter, für Guillotin's Schlachtmeſſer geeigenſchaftet; jenſeits des Kanals, als falſcher Ruſſe, (denn als ſolchen würde ihn jenes, in der ausländiſchen Erdbeſchreibung ſo wohl unterrichtete, Inſelvolk flugs erkennen, da er keinen Bart trägt, kein Scheidewaſſer trinkt und keine Kinder — ißt) mithin als vermuthlicher jakobiniſcher Händelmacher, in Gefahr, mit einer Halskrauſe geziert zu werden; an der Amſtel, in der ſeltſamen Verlegenheit, gegen ſeinen Willen, als guter Patriot, in den losgelaſſenen Gewäſſern unterzugehn; jenſeits der Pyrenäen — — aber, wie hätte er überhaupt dahin kommen ſollen, ohne entweder von chriſtlichen oder muhamedaniſchen Seeräubern aufgefangen und mehr oder weniger unfreundlich in ſeiner Heilung unterbrochen zu werden?

Sollte er in die Länder gehen, wo jetzt Friede iſt, ſo hatte er Sibirien; aber wer macht die Reiſe dahin gerne freywillig? Oder Konſtantinopel; aber wer ſieht gern die Natur in ihrem eignen Fett erſtickt, und den Menſchen in die Gattung der ſchüchternen, faulen und doch tückiſchen Thiere hinabgedrückt? Oder Schweden und Dänemark; aber wer fährt gern auf dem Tümpfel Oſtſee? Oder endlich Italien; aber ein Kranker darf ſich nicht ärgern, und dem kann er dort nicht entgehen, ſo lange er Menſchen braucht, die ihm weiter helfen müſſen.

Nichts blieb ihm alſo in ganz Europa übrig, als die Strecken zwiſchen der Dwina und Weichſel, zwiſchen der Weichſel und Oder, zwiſchen der Oder und Elbe, zwiſchen der Elbe und Donau, und zwiſchen der Donau und der Eiſack. Die Wahl ſeines Reiſelaufs war ihm ſonach vorgeſchrieben, und ihm ſelbſt blieb nur dieß überlaſſen, daß er den Strich ziehen konnte, wo er über dieſe Flüſſe ſetzen wollte. Der ziemlich grellen Abſtiche wegen, zog er den, den er gezogen hat; und er ladet nun ſeine Leſer freundlichſt ein, ihm in der Einbildung zu folgen, und wünſcht, daß es ihm gelänge, ſie auch nur des Drittels von dem Vergnügen und der Stärkung theilhaftig zu machen, die er auf dieſer Reiſe genoſſen hat.

In der That, indem er den Gedanken faßte, ſeinen Ausflug zu beſchreiben, hatte er nur dieſen und keinen andern Zweck. Er darf dem Wortgelehrten keine neue Leſearten; dem Sachgelehrten keine neue Ausſichten über das Reich der Dinge; dem Staatskundigen keine neue Folgerungen; dem Naturforſcher keine neuentdeckte Geheimniſſe; mit einem Worte, er kann niemand etwas Neues verſprechen; er hat bloß das vernünftige Thier, den Menſchen, den man ſchon ſeit Jahrtauſenden kennt, noch einmal unter verſchiedenen Himmelsſtrichen angeſehen und ſeine dahin gehörigen Wahrnehmungen (doch auch andre nicht ausgeſchloſſen) unſchuldig niedergeſchrieben. Die Bemerkungen über Gegenden, Wege und Poſten ſtehen für ſolche Leſer da, die einmal dieſelbe Reiſe machen und ſie dann, für ihren Nutzen und ihr Vergnügen, nicht überflüßig finden werden.

Schließlich erbittet er ſich, als kranker Reiſebeſchreiber, von dem Publikum nur die Nachſicht, die es ſchon ſo oft bey geſunden nöthig gehabt hat.

M** in Liefland, den 18ten Septbr. 1794.

Reiſe eines Liefländers.

A

Erſter Abſchnitt.

Reiſe von Riga nach Warſchau.

Mitau. Kalm, erſter Ort in Lithauen. Abſtich zwiſchen Kurland und Lithauen. Janiszek. Juden. Mieskut. Gnadenbilder. Schauel. Jüdiſcher Poſtknecht. Schnelligkeit der Lithauiſchen Extrapoſten. Radziwiliszek. Szadow. Beyſagoln. Montwidow. Keydan. Ruſſiſche Huſaren. Bopt. Iſraelitiſche Nachtwächter und Matroſen. Judenkrug. Kauen. Meth oder Lippits. Dienſteifer eines ruſſiſchen Korporals. Gog, ein merkwürdiges Dorf. Ausgetretene Memel. Der betrunkene Sieger. Pren. Balwierziszek. Angenehme Ausſicht. Olita. Krokſlan, Leypun, Przewald, Kroniczney. Grodno. Kuzmicz. Tyſenhauſen, Hofſchazmeiſter von Lithauen. Sokolk. Buckſtal. Sächſiſche Poſtmeiſterfamilie. Bialyſtock und deſſen Schloß und Thiergarten. Wonsk. Bielsk. Polniſche Nationalreiterey. Bransk. Wengrow. Polniſche Freyheit. Nachrichten von den Poſten in Lithauen. Bemerkungen über Lithauen. Fruchtbarkeit. Zuſtand der Forſten. Charakter, Dörfer, Lebensart, Tracht der Lithauer. Podlachien. Polen.

Ich reiſte den letzten des Aprils 1793 von Riga ab. Der Weg nach Mitau (6½ Meile) iſt ſehr langweilig. Man fährt theils auf Sand, theils über Moorgrund, der auf beyden Seiten entweder mit Heidekraut oder mit krüpelhaftem Nadelholz beſezt iſt. Zum Glück fahren die Liefländiſchen Poſtknechte ſo ſchnell, daß man dieſe öden Gegenden bald im Rücken hat. Je näher man an Mitau kömmt, deſto fruchtbarer wird Boden und Gegend. Mitau nimmt ſich von dieſer Seite recht gut aus. Das Schloß und mehrere, jenſeit der Aa gelegene, große und gute Häuſer, geben einen faſt glänzenden Anblick. Deſto unſcheinbarer iſt das Innere der Stadt. Sie hat zwar lange, breite, meiſt ziemlich gerade Straßen, aber ſie haben theils gar kein, theils ein ſchlechtes Pflaſter und ſind meiſt mit hölzernen, einſtöckigen Häuſern beſezt. Man giebt die Zahl ihrer Einwohner zu 10 bis 12000 an, eine, für ihren Umfang, geringe Bevölkerung.

Den 1ſten May. Der Weg von Mitau bis Kalm (Kalmiow) beträgt 4 Meilen. Der Boden bis dahin iſt größtentheils ein gelbröthlicher Letten, und äußerſt fruchtbar. Auch iſt das Kirchſpiel Seſſau, durch welches der Weg führt, einer der fruchtbarſten Landſtriche in Kurland. Ein ebener Weg, der Theilweiſe mit dünnem Gehölz auf beiden Seiten beſetzt iſt, machte dieſe Poſt nicht ſehr abwechſelnd. Die früheſten Bäume knospeten nur erſt und ein kalter Wind, der meinen Pelz durchfuhr, erinnerte mich, daß ich noch in Kurland ſey. Das Korn war im Hervorſchoſſen und überzog mit einem ſpärlichen Grün die Felder. Der junge Raſen kämpfte noch mit dem verblaßten vom vorigen Jahre. Uebrigens machte ich jene vier Meilen in 3½ Stunde, was für die Kurländiſchen Poſten nicht zu geſchwind war.

Kalm, der erſte Lithauiſche Ort, iſt ein bloßes Dorf, an deſſen Eingange der Schlagbaum gegen Kurland ſich befindet, und wo man durchſucht wird. Als ich vor anderthalb

Jahren denſelben Weg machte, wurde ich, ungeachtet eines anſehnlichen Trinkgeldes, ſcharf durchſucht, vermuthlich, weil es die Zollbedienten nicht ungeſtraft unterlaſſen konnten; diesmal ſahe man, für die Hälfte jenes Trinkgeldes, nur meinen Reiſekaſten an und ließ den Inhalt auf ſich beruhen. In der That, es iſt auch jetzt niemand da, der ſtrafen könnte, da alle Behörden im Polniſchen Staate theils ausgeſetzt, theils gar vernichtet ſind. Was noch geſchieht, geſchieht nach gewohnter Vorſchrift, die man befolgt, weil man noch keine andere Ordnung hat. In Kalm iſt auch der Poſtwechſel. Alles iſt anders, als eine halbe Meile vorher. Chriſtusbilder kündigten das römiſche Bekenntniß an; ſtattliche Dörfer eine andere bürgerliche Verfaſſung; die Sprache ein anderes Volk; ſein Aeußeres einen ganz andern Charakter; die Poſtverfaſſung und deren Bediente hatten eine ganz andere Weiſe in Treibung ihrer Geſchäfte. Der Kurländiſche Poſtknecht war wohlgekleidet, ſeine Pferde waren groß und ſtark; der Lithauiſche hatte eine alte kapuzinerbraune Kutte an, war baarfuß, und ſein Ellenbogen hatte ſich durch das mürbe Tuch, oder vielmehr durch den wollenen Zwillich, einen Weg gebahnt, ſo wie durch das grobe Hemde; der Kurländiſche Poſtknecht hatte ein gewöhnliches, großes Horn, der Lithauiſche ein kleines, worauf er höchſt widrig quälte; der Kurländiſche ſchonte ſeine Pferde, der Lithauiſche trieb ſeine kleinen eckigten Rößchen ohne Barmherzigkeit vorwärts; Sprung war der gewöhnliche Gang und Trab ihre Erholung. Und endlich, der Kurländiſche Poſtknecht war nur höflich, wo und wann es nöthig war; der Lithauiſche aber ſtand ſchon, als er mich kommen ſah, auf hundert Schritte mit bloßem Kopfe da, und näherte ſich ſodann mit krummen Rücken. Mit zehn Polniſchen Groſchen war er zufriedener, als der Kurländiſche mit ſechzig. Seilzeug und Pferde waren der Armuth, die dieſer Zug zeigte, in allem entſprechend

Mit Kalm hob ein ſchöner ſchwarzer Getreideboden an; der Weg lief über eine vollkommene Fläche, die näher und entfernter mit Wäldchen und Gebüſchen eingefaßt war. Dieſe Fläche hielt bis Janiszek, der nächſten Poſt, an. Drittehalb Meilen waren in anderthalb Stunden zurück gelegt. Janiszek iſt ein unanſehnlicher Flecken, der eine Stadt genannt wird. Die Häuſer ſind von Holz und zeigen nicht die geringſte Spur von Stein und Kalk. Die Giebel ſtehen größtentheils nach der Straße. Juden machen den größeren Theil ihrer Einwohner aus, und ſie ſind hier, was ſie nirgend auf der Welt ſind, die — Vornehmen. Kein Haus iſt über einen Stock hoch und faſt alle haben zerlöcherte Strohdächer. Auf einigen Scheuren ſah ich nur noch die Trümmer eines ehemaligen Daches. Am berühmteſten iſt dieſe ärmliche Stadt durch einen großen Pferdemarkt, der ein paarmal jährlich hier gehalten wird. Uebrigens wohnt hier Gott eben ſo ſchlecht, als der Menſch. Ein paar Bethäuſer, denen ich vorüber fuhr, waren nicht größer, als die Wohnhäuſer, eben ſo wie ſie von Holz, eben ſo wie ſie durchlöchert, ſchief und alt. Ich fand einige Häuſer der Stadt beziffert, den größten Theil davon aber nicht. Das Polizeyamt, das während des Laufes der Staatsveränderung vom 3ten May, ſeine Entſtehung erhielt, lebte nicht lange genug, um dieſe Ordnung ganz auszuführen; die übrigen Häuſer werden nun wohl ohne Ziffer bleiben. — Ich ſchätze die Stadt zu höchſtens 250 Häuſer und ihre Einwohner auf drittehalb tauſend Köpfe.

Von Janiszek bis **Mieskut** (Mieszkuc) (2½ Meile) fand ich den Weg immer noch eben, den Boden immer noch feſt und fruchtbar. Ich kam durch mehrere Dörfer, deren Anſicht man nach der Beſchreibung beurtheilen kann, die ich vorhin von einer Stadt gegeben habe. Zwey bis drey Gnadenbilder, um welche Kinder in bloßem Hemde ſpielten, beſaß jedes Dorf; aber auch dieſe ſtanden theils ſchief, theils faulten ſie, theils waren die Bilder von den Pfählen herabgefallen. Auch bemerkte ich, daß ſich die Leute, beym Vorübergehen, nicht viel darum bekümmerten. Vielleicht fehlt es in der Gegend an thätigen Mönchen, deren Anſehen ſich auf den Umſtand gründet: keinen gekreuzigten Chriſtus ſinken zu laſſen; vielleicht waren die Menſchen zu arm, um ſich einen neuen anzuſchaffen. In Böhmen z. B. bemerkt man beydes nicht. Die Kreuzbilder ſind dort in gutem Stande und der gemeine Mann begrüßt ſie noch durch Abnehmung des Hutes, oder der Mütze. Mieslut iſt übrigens das Seitenſtück zu Janiszeck.

Von Mieslut nach Schanel, (Szawel) der nächſten Poſt, (2½ Meile) erhebt ſich der Boden etwas und der Weg läuft abwechſelnd über kleine Anhöhen und durch kleine Thäler hin, wovon die erſtern mit Buſchwerk und Gehölz beſetzt, die letztern mit friſchen Saaten bedeckt waren. Das Buſchwerk war theils im Knospen, theils im Ausbruche der Blätter;

alles aber ſchon weiter hervor, als ich es in Liefland und Kurland hinterlaſſen hatte. Szawel iſt unter den Lithauiſchen Staaten ein ausgezeichneter Ort, der aus der Ferne ſogar eine Art von Anſicht gewährt, weil er eine ſteinerne Kirche mit einem Thurm, und ein paar große ſteinerne Amts- und herrſchaftliche Gebäude hat. Man fährt durch eine regelmäßige Straße, die ſogar gepflaſtert iſt, hinein, und hat auf beyden Seiten artige Koloniſtenhäuſer, die theils von Handwerkern, theils von Juden bewohnt werden. Da aber in Polen nie etwas ganz ordentlich iſt, ſo zeigen dieſe Häuſer, nach der Straße zu, einen Giebel von Backſteinen, aber die hinteren Theile ſind ganz von Holz. Die übrigen Häuſer in der Stadt ſind ebenfalls ganz von Holz und ſtehen unregelmäßig umher. Der Marktplatz iſt nach Verhältniß ſehr groß, und faßt auf der einen Seite die vorhin erwähnten ſteinernen Häuſer, die Kirche und die Hauptwache. Linker Hand ſteht eine dopzelte Reihe von jüdiſchen Buden, in welchen baumwollene Zeuge, Tücher, Glas, Brod und andere Dinge feil geboten werden. So wie die Juden in Polen eine Art von Vaterland gefunden haben, ſo iſt hier auch ihr Aeußeres und ihre ganze Bildung reinlicher und feiner, als anderwärts, und man trifft, beſonders unter den Weibern, mehr als eine ächt morgenländiſche Bildung an. Schwarzes Haar, Habichtsnaſe, ſchöne ſchwarze Augen, ſind faſt allgemein, und die Farbe hat eine gewiſſe, faſt kränkliche, Zartheit, die man bei den chriſtlichen Bewohnern von Lithauen nicht findet. Daß eine Menge von dieſen Leuten um meinen Wagen wimmelte und mir ihren guten Willen zu kleinen Dienſten und Gewinn zeigte, verſteht ſich von ſelbſt. Ich fand auch einige mit Handarbeiten beſchäftigt, die ſie ſonſt ſelten an ſich kommen laſſen. Mein Poſtknecht ſelbſt war ein Jude. Ich ſchätze dieſe Stadt auf 300 Häuſer und Hütten, und ihre Einwohner auf 1500 ungefähr.

Von Szawel bis Radziwiliszek (3 Meilen) fand ich den Weg, obgleich ungemacht, dennoch, bis auf einige Stellen, vortrefflich. Ich machte den Weg dahin in Zeit von drey und einer halben Stunde, ſo jämmerlich auch meine Pferde und ihr Führer ausſahen. Dieſer letztere hatte es ſich bequem gemacht. Er hatte eine einfache baumwollene Schlafmütze auf, aus welcher ein ſchmutzig-ſchwarzes Haar Büſchelweiſe hervor ſah, das er, ſo ſehr er auch mit Antreibung der Pferde beſchäftigt war, dennoch zuweilen mit ſpitzen Fingern kämmte. Sein Leib ſteckte in einem kurzen, mit Theer und andern Handwerkszeichen getiegerten, Schaafspelze, der ein paar zerriſſene Hoſen kümmerlich bedeckte, aber die gelbe Bruſt bloß ließ und dabey einige dürftige Ueberbleibſel von einem ſchwarzen Hemde bemerkbar machte. Mit Schuhen oder Stiefeln hatte er ſich gar nicht in Unkoſten geſetzt. An der Peitſche war kein fingerlanges Leder. In dem einen Ende des herumflatternden Halstuchs ſchneuzte er ſich. Bey dem allen fuhr er ſehr geſchickt, ſchnell und vorſichtig.

Der Poſtwechſel iſt in einem einzelnen gemauerten Hauſe, eine kleine Strecke von dem Städtchen Radziwiliszek. Hier blieb ich die Nacht, nachdem ich in dreyzehn Stunden ſechszehn ſtarke Meilen zurückgelegt hatte. Man vergleiche dieß ein wenig mit der Art Extrapoſt zu fahren in Sachſen oder Preußen, wo die Reiſenden für den Poſtknecht und ſeine Pferde da zu ſeyn ſcheinen, nicht dieſe für den Reiſenden. Mein Nachtlager beſchreibe ich nicht; ſie werden einander wahrſcheinlich in Lithauen alle ähnlich ſeyn, und dann iſt weiter unten noch Zeit dazu. Uebrigens iſt Radziwiliszek ein unbedeutendes Städtchen, nicht ſo gut und groß wie Janiszek, aber wohl wie Mieslut.

Den andern Morgen, den 2ten May, reiſete ich weiter nach Szadow (2 Meilen) wohin der Weg ziemlich angenehm wurde. Wald und Hügel und Fläche wechſelten ab.

Im erſtern ſah ich zuerſt die unbeſchreibliche Nachläßigkeit im Forſtweſen, oder vielmehr ich ſah, daß gar keine Waldausſicht da war. Weiter unten werde ich einige Bemerkungen darüber machen, die vielleicht den Einwohnern in Frankfurt am Mayn, Dresden und Leipzig Thränen auspreſſen dürften. Der Weg iſt zwar nicht eigentlich gemacht, aber doch findet man an beyden Seiten Graben gezogen. Uebrigens iſt Szadow eine Stadt, wie ungefähr alle, durch die ich bisher gekommen war. Der Hauptſtock der Einwohner ſind abermahls Juden, und durch ihre Hände gehen auch hier die Kaufmannsgeſchäfte aller Art. Auf den meiſten Häuſern ſind keine Schornſteine; die Steuereinnehmer müſſen alſo wohl dieſe Häuſer ſelbſt für Rauchfänge nehmen.

Von Szadow nach Beyſagoly (2 Meilen) wird der Weg Sand, der aber nicht die Tiefe und Feinheit hat, wie der Potsdammer und Berliner. Abwechſelnd fuhr ich über Hügel und durch Wald. Die Bäume, beſonders die Weiden und Birken, hatten hier ſchon anſehnliche Blätter geſtoßen, und alles zeigte den Anfang eines mildern Himmelsſtriches. Beyſagoly iſt ein Flecken von 200 Häuſern, deſſen Schilderung ich nicht zu wiederholen brauche.

Der Weg von hier bis Montwidow, (3 Meilen) bleibt angenehm genug, obgleich hier und da ſandig. Zur Rechten behält man ein Thal, das für Reiſende, die aus Liefland und Kurland kommen, ſehr anſehnlich iſt, und an deſſen Rande man ziemlich nahe hinfährt. Der Weg iſt gemacht, und zwar mit ziemlicher Sorgfalt, ſogar ſtellenweiſe mit Bäumen bepflanzt. Ein großer Gutsbeſitzer hat es vermuthlich zu ſeiner eigenen Bequemlichkeit gethan. Montwidow iſt ein Dorf.

Keidan (Kieydan) (3 Meilen) erreichte ich auf einem angenehmen Wege, der über zwey oder drey anſehnliche Anhöhen hinabläuft. Die Stadt ſtellt ſich aus der Ferne nicht unangenehm dar, weil ſie mehrere Kirchen und Thürme hat. Es war die erſte beträchtliche Stadt, die ich in Lithauen ſah, aber nur in Abſicht des Umfangs, nicht in der Bauart. Ich habe nicht über drey oder vier ſteinerne Häuſer gezählt, die übrigen alle waren, nach Lithauiſcher Sitte, von Holz. Hier fand ich die erſten Ruſſen, und zwar Huſaren, deren verbrannte Geſichter und verbrauchte Kleidung von neuerlich vollendeter Kriegsarbeit zeigte; von Perſon im Durchſchnitte ungewöhnlich klein, aber von ſtarkem, gedrungenen Bau, dem wahren Bilde der Dauerhaftigkeit. Ihr Blick und Anſtand waren im höchſten Grade kriegeriſch. Hier war auch Ordnung, denn beym Ein- und Ausgange der Stadt mußte ich meinen Namen abgeben. Lebensmittel und Futter, klagte man mir, ſeyen ungewöhnlich ſelten und theuer. Nach einer ungefähren Schätzung kann Keidan gegen 450 Häuſer und 5000 Einwohner haben.

Von Keidan aus läuft der Weg über eine ziemlich ſteile Anhöhe hinan, die ſich in ein fruchtbares Thal verliert, durch welches die Wilia hinläuft. Dieſer Fluß iſt ziemlich unbeträchtlich, bildet aber ein angenehmes, fruchtbares, behölztes Ufer. Gras und Bäume an demſelben waren ſchon in der jugendlichen Farbe des Frühlings und die Sonne ſtach ſehr lebhaft.

Von Keidan kam ich auf Bopt, (3 M.) einen Flecken oder auch nur ein Dorf. Der Weg dahin iſt ganz eben, ſtellenweiſe waldigt, und läuft ſo daß man ein ziemlich tiefes Thal zur Rechten behält, in deſſen Mitte das vorhin erwähnte Flüßchen fortſtrömt, und das bald enger, bald weiter, ſich neben dem Wege hinabzieht. Romantiſcher (man verzeihe dies Wort einem Manne, der aus Liefland kam) wird dies Thal von Bopt aus, wo man in daſſelbe ganz hineinfährt und wo es ſich, von höhern Rändern eingefaßt, immer mehr erweitert und einen dichten Kranz von Holzung zeigt. Der Weg, den man, an der linken Seite deſſelben hin, nimmt, geht bergauf, bergab und hat hier und da ſogar gefährliche Stellen, wo mein Wagen gehalten werden mußte, damit er nicht umfiele. Endlich kommt man links den Berg wieder hinauf, und findet eine Sandfläche vor ſich, die eine ziemliche, mit Nadelholz beſetzte, Strecke einnimmt, von der herab man eine nicht unangenehme Ausſicht über das unten liegende Thal und deſſen Ränder genießt. Die Gegend hier herum iſt theils mit Dörfern, theils mit einzelnen Höfen beſetzt. Man kömmt endlich, kurz vor Kauen (Kowno) (3 M.) über einen beträchtlichen ſandigen Berg in das gedachte Thal wieder hinab. Die eine Hälfte des Weges war mit Balken ausgelegt, über die man von unten herauffährt, die andere Hälfte, die man hinabfährt, war in ihrem natürlichen Zuſtande gelaſſen. Der Vortheil dieſer Anſtalt, die mir noch nicht vorgekommen war, leuchtet ein, und ich bemerke ſie hier, um die Nachahmung derſelben in ſandigen Gegenden, die zugleich bergigt ſind, zu empfehlen.

Iſt man dieſen Berg hinunter, ſo befindet man ſich von neuem in dem erwähnten Thal und bald nachher an der Wilia, über die man ſich ſetzen laſſen muß, um nach Kowno zu kommen. Kurz nach 9 Uhr ſtand ich an dem Ufer jenes Fluſſes, nachdem ich, ſeit 6 Uhr Morgens, eine Strecke von 17 Meilen zurück gelegt hatte. Ich fand Ruſſen vor mir, die in der Judenſtadt im Quartier lagen. Ich nenne die hier herumſtehenden Häuſer, die eine förmliche Stadt mit einem Markte bilden, eine Judenſtadt, weil ſie in der That ganz von Juden bewohnt wird, die eine eigene anſehnliche Synagoge hier beſitzen, und ſich wohl auf 2000 Köpfe belaufen können. Es fällt mir immer noch auf, dieſes Volk auch mit andern Dingen, als mit Schachern, beſchäftigt zu ſehen; hier nemlich treiben ſie alle Handwerke, die ſie zu ihrer Verſorgung und Unterhalte brauchen. Auch die Nachtwächter waren Juden, aber (man lache nur nicht!) ihrer zwey waren immer bey einander, ſangen auch beyde daſſelbe Nachtwächterlied, aus dem ſehr guten Grunde, wie es ſcheint, daß zwey Furchtſame einander eine Art von Muth einflößen.

Hier fühlte ich zum erſtenmale wieder einige kleine Unbequemlichkeiten der ſoldatiſchen Ordnung, deren ich in Kurland und Lithauen ganz ungewohnt worden war. Die diesſeits ſtehenden Ruſſen hatten nemlich Befehl, nach 9 Uhr niemand über den Fluß nach Kauen zu laſſen. Man kündigte mir dies an und führte mich in die ſchwarze, von Hitze und Ausdünſtungen ſtickende Hauptſtube eines Judenkruges, wo ich mich, da ich nur wenig Ruſſiſch verſtehe, und da die umſtehenden Juden mein Deutſch nicht verſtanden, mit großer Anſtrengung verſtändlich machen, und meinen Namen und woher ich käme, und wohin ich wollte, dem Korporal in die Feder ſagen mußte, der anfing, mich beſſer zu verſtehen, als ich mir die Freyheit nahm, ihm durch ein paar Duzzend polniſche Groſchen nachzuhelfen. Nach dieſem Geſchäfte trug ich, ſo gut ich mit Gebährden und einem jüdiſchen Dragoman konnte, mein Anliegen vor, daß man mich noch nach Kauen hinüber laſſen möchte; aber ich wußte freylich, da mir die Strenge des ruſſiſchen Kriegsdienſtes bekannt genug iſt, daß es unmöglich ſeyn würde. Ich war eben im Begriff, meinen Wagen in einen andern jüdiſchen Krug ſchaffen zu laſſen, als der Offizier, der an der Spitze der Mannſchaft war, gerade von Kauen her landete. Da er Deutſch und Franzöſiſch ſprach, ſo hatte ich Mittel in Händen, mich ihm verſtändlich zu machen; er weigerte ſich anfangs, aber endlich erklärte er mit wahrer Artigkeit, er wolle, da ich doch auch ein Ruſſiſcher Unterthan ſey, den Verdruß auf ſich nehmen, der ihm daraus erwachſen könnte, wenn er mich noch hinüber ließe. Ich glaubte nun gewonnen zu haben, und hätte auch überall gewonnen gehabt, nur nicht hier, wo Juden die Matroſen und Steuerleute der Fähre waren. Da ſich ein unbeträchtlicher Wind erhoben hatte, ſo erklärten ſie, mich nicht überſetzen zu können, und blieben dabey, ungeachtet ich ihnen ein vierfaches Fährgeld bot. Wie groß ihre Aengſtlichkeit war, kann man aus dieſem Umſtande deutlich ſehen; und ich erinnerte mich ſehr lebhaft an die gemeine Sage, daß die Juden, um ihre Furcht vor dem Waſſer zu beſchönigen, zu ſagen pflegen: es habe keine Balken.

So war ich dennoch gezwungen, nach einem jüdiſchen Kruge umlenken zu laſſen und mich dort, in einer Geſellſchaft, die ich nicht beſchreibe, die aber aus Ruſſiſchen Soldaten, nackten Lithauern, halb betrunkenen Pohlen und der zahlreichen Familie des Hauſes beſtand, bis um 3 Uhr zu verweilen. Die Gruppen, die dieſe bunte Geſellſchaft bildete, gehören für die Gaſthofsgemälde Fieldings und Hogarths. Auch habe ich ſie, durch alle meine Sinne, ein wenig zu ſehr ſatt bekommen, als daß ich mich gern von neuem unter ſie verſetzen möchte.

Der Fluß, über welchen ich mich nun ſetzen ließ, um vollends nach Kauen hinein zu kommen, war die Wilia, die in die Niemen oder Memel fällt, und dieſen Strom um ein Drittel ſtärker macht. Er nimmt dann ſeinen Lauf ſo, daß man ſich, wenn man Kauen hinter ſich hat, noch einmal darüber ſetzen laſſen muß. Dieſe Stadt iſt alſo rund herum von dieſen beyden Flüſſen eingeſchloſſen.

Kauen ſelbſt iſt eine der älteſten Städte in Lithauen. Die Spuren davon ſieht man an einigen altgothiſchen Häuſern, die ſich bey den Verheerungen, welche die Stadt in den Schwediſchen Kriegen und durch Feuersbrünſte ausgeſtanden hat, erhalten haben. Es iſt diejenige Art von Häuſern, die mit den Giebeln nach der Straße gebauet ſind. Die Giebel ſind entweder doppelt und abgerundet, oder nur einfach und oben ſpitz zulaufend und beſchnörkelt. Ein paar Kirchen ſind in demſelben Geſchmacke erbauet; was aber unter den Häuſern ſpäter aufgeführt iſt, zeigt einen reinern, neuern Geſchmack, und einige darunter habe ich ganz artig gefunden. So iſt das ehemalige Jeſuiten-Kollegium am Markte, nebſt ſeiner Kirche, obgleich nicht übermäßig groß, dennoch nach ſehr guten Verhältniſſen erbauet, und, was man ganz natürlich finden wird, das beſte öffentliche Gebäude in der Stadt. Das Rathhaus hat einen ſchönen Thurm nach alter Weiſe, welcher der höchſte in der Stadt iſt, und den Markt ziemlich vortheilhaft aufputzen hilft, was, in einer andern Art, einige zwanzig Stück Ruſſiſches Geſchütz, nebſt dazu gehörigen Pulverwagen, ebenfalls thaten. Die äußern Theile der Stadt ſind durchweg mit Holzhäuſern beſetzt, zwiſchen denen noch manche Ueberbleibſel von Mauerwerk ſich befinden, die deutlich beweiſen, daß dieſe Stadt ehemals größer, volkreicher und blühender war, als jetzt. Der Bürgermeiſter und Poſthalter des Orts, der, wie er mir ſelbſt verſicherte, Herr von Eſſen hieß, gab mir die Zahl der Häuſer zu 400 und die Einwohner zu vier bis fünfthalb tauſend an.

Uebrigens iſt die Lage von Kauen nicht unangenehm. Ich habe eben geſagt, daß ſie in einem Thale liegt, und durch die Willa und Memel umſchloſſen wird. Letztre fließt an einem beträchtlichen, behölzten Bergrücken hin, der über die höchſten Häuſer in der Stadt hervorragt, ſo daß jede Straße eine Ausſicht nach demſelben zeigt. Das Thal ſelbſt iſt rund umher friſch und fruchtbar.

Endlich iſt dieſe Stadt noch ihres Meths wegen berühmt, der ganz vorzüglich iſt und hier Lippitz heißt. Es iſt ein abgezogenes Getränk von Honig, das ſich wohl funfzig Jahr hält, und dem man dadurch, daß man es auf Fäſſer oder auf Flaſchen zieht, worin Ungariſcher Wein war, ſolch einen Grad von dem Geſchmack und dem Geruche dieſes Weines zu geben weiß, daß man, wenn man nicht Kenner iſt, wohl irre geführt werden kann. Derjenige iſt der beſte, welcher der weißeſte iſt, und dieſe

Art wird von Liebhabern mit einem, zwey und dritthalb Dukaten die Flaſche bezahlt. Man ſchreibt die Vorzüge, die dies Getränk in Kauen vor den andern Arten anderwärts hat, dem Umſtande zu, daß die Bienen hier herum ihr Honig auf den Linden ſammlen. Vermuthlich trägt die Behandlungsart nicht weniger dazu bey.

Ungefähr eine halbe Stunde von Kauen, muß man, wie ich ſchon bemerkt habe, ſich über die Niemen ſetzen laſſen. Auf der Fähre befand ſich ein Ruſſiſcher Korporal, der dorthin geſtellt war, um Ordnung und Thätigkeit beym Ueberſetzen zu erhalten. Ein anſehnlicher Haſelſtock beförderte dies; und er war auf die gewiſſenhafte Erfüllung ſeiner Pflicht ſo erpicht, daß er, wenn die Fährleute auch gut arbeiteten, ſie dennoch mit derben Streichen zwang, noch beſſer zu arbeiten. Dies ging ſo weit, daß er auch ein paar Reiſende (einen Lithauer und einen Juden) mit zur Arbeit trieb, und ſie eben ſo gut durch die

Ausbrüche ſeines Dienſteifers beunruhigte, als die eigentlichen iſraelitiſchen Matroſen. Erſt etwas ſpät bemerkte ich, daß er mich, bey jeder Erinnerung, die er austheilte, von der Seite lächelnd anſah, um mir anzudeuten, es geſchehe, um mir deſto geſchwinder hinüber zu helfen; und daß er alſo auf dem Buckel jener ein Trinkgeld von mir zu ärnten vermuthete. Da mir dieſe Entdeckung keine ſonderliche Freude machte, ſo nahm ich mir vor. ihn nicht für ſeinen guten Willen zu belohnen; aber am gegenſeitigen Ufer machte mich die Zufriedenheit, auf dem elenden Floſſe glücklich hinüber gekommen zu ſeyn, wieder weich, und ich gab ihm einige Polniſche Groſchen, die er eben ſo demüthig annahm, als er vorher übermüthig geprügelt hatte.

Von der Niemen fährt man bergauf in einen Wald, der wenig Abwechſelung gewährt, dennoch aber volle zwey Meilen fortdauert, bis er endlich immer lichter und lichter wird und ſodann eine ſehr angenehme Ausſicht in das Thal der Niemen darbietet, in welches man über eine beträchtliche Anhöhe hinabfährt. Es zeigte hier die fruchtbarſten Wieſen, zwiſchen denen jener Strom hinfloß, an deſſen Ufern anſehnliche Heerden weideten. Hier iſt der nächſte Poſtwechſel, Gog, (3 M.) ein freyes Dorf, das ſich vor allen übrigen, die mir in Lithauen vorgekommen ſind, ſo unterſcheidet, wie es deſſen Vorwort natürlich mit ſich bringt. Es iſt mit ſogenannten Deutſchen Bauern beſetzt, die ſich in ältern Zeiten in Lithauen und Polen, auf das Verſprechen gewiſſer Freyheiten, niederließen, die man ihnen auch ziemlich gehalten hat, zum eignen Nutzen der Güterbeſitzer. Deutſch können aber dieſe Leute längſt nicht mehr. — Die Häuſer dieſes Dorfes waren größer, länger, ſorgfältiger gebauet; die Gärten an denſelben mit Fleiß bearbeitet und verzäunt; die Scheuren ohne Löcher in den Dächern, der Weg durch daſſelbe nicht ſumpfig, ſondern feſt. Die Einwohner hatten einen freyen, offnen, gefälligen Blick und Anſtand; nicht jenes ſklaviſch-höfliche Weſen, das man an den übrigen Lithauiſchen Bauern bedauert. Sie näherten ſich mir ohne Scheu und entfernten ſich ohne auf mich zu achten. Ich trat in ein paar ihrer Häuſer und fand Ordnung und Reinlichkeit. In dem einen bot mir ein junger Mann Brot, Butter und Milch mit dem gefälligſten Weſen an. Ihre Wohnungen ſind in zwey Hälften getheilt; die eine iſt eine Art von Eß- und Trinkzimmer, mit einem langen Tiſch für die ganze Hausgenoſſenſchaft; die andre die Arbeitsſtube, wo man die Spinnräder, Weberſtühle u. ſ. w. in Bewegung findet. Nur dies Lithauiſche haben die Stuben an ſich, daß ſie bloß durch ein Loch, welches ungefähr 1 Fuß hoch und 1½ Fuß lang und mit unregelmäßigen Fenſterſcheiben ausgeſetzt iſt, die in Holz gefaßt ſind, das Tageslicht bekommen. Der Wohnung gegenüber ſtehen die Ställe und Scheuren. — Die gebrauchten Poſtpferde waren kaum abgeſchirrt, als die friſchen ſchon vor dem Wagen ſtanden. Kein Menſch machte auch nur die Miene, als ob er ein Trinkgeld von mir haben wollte. Dies Völkchen mag ungefähr 300 Köpfe ſtark ſeyn. Der Schulze oder **Vater**, der zugleich den Poſtwechſel beſorgt, ſchien bey ihnen in großen Anſehn zu ſtehen. Es war ein alter Mann, in den Sechzigen, der viel Artigkeit und Munterkeit zeigte.

Von **Gog** aus, läuft der Weg noch eine Weile durch das Thal hin, endlich erhebt er ſich wieder rechts und man verliert es aus dem Geſichte zugleich mit der Memel. Dieſe, die, wie alles in Lithauen, ſich ſelbſt überlaſſen iſt, war in eine Niederung hinein getreten und hatte ſie dergeſtalt ausgefüllt, daß, auf einen angeſtellten Verſuch, das Waſſer wenigſtens einen Fuß hoch in meinen Wagen hätte dringen müſſen. Ich war gezwungen, alles aus- und abpacken, es auf die andere Seite hinübertragen und ſo mein Fuhrwerk ſchwimmend nachkommen zu laſſen. Zwey gutmüthige Lithauer halfen mir dabey und ein Dritter ging ab und zu. Dieſer hatte jedesmal einen tödtlichen Schreck, wenn er aus der Ferne etwas kommen ſah, das ihn ein Ruſſiſcher Huſar dünkte. Er ſtieg ſodann die behölzte Anhöhe zu meiner Rechten hinan, verbarg ſich im Gebüſche und kam erſt wieder zum Vorſchein, wenn die Urſach ſeiner Angſt vorüber war. So viel ich aus den Worten und Gebährden meiner Lithauer begriff, rührte ſein verſchüchtertes Weſen daher, daß man ihm aufgegeben hatte, einen Säbel, den ein Huſar in der ausgetretenen Riemen verloren, zu ſuchen, und nicht eher wieder zu kommen, als bis er ihn gefunden habe. Da letztres nicht war, konnte erſteres nicht ſeyn, und darum verſteckte er ſich.

In Zeit von einer Stunde war ich ſo weit, daß ich meinen Weg fortſetzen konnte. Er führte eine Anhöhe hinan, auf eine fruchtbare Fläche, die mit mehreren Dörfern beſetzt war. Am Ausgange eines derſelben holte ich einen betrunkenen Ruſſiſchen Musketier, in ſeiner ganzen Rüſtung, ein. Er nahm ſich die Freyheit, mich mit ſchwerer Zunge zu fragen, wer ich wäre. Da ich ihm, um kurz abzukommen, zu erklären ſuchte, daß ich ſeine Sprache nicht verſtände, aber ein Deutſcher Landsmann von ihm ſey: ſo verſicherte er mir, ich ſey doch ein Pole; und machte Miene, nicht bloß ſich am Wagen zu halten, ſondern wohl gar hinein zu ſteigen und den Vorderſitz einzunehmen. Weil es hier ſtark geregnet hatte, ſo war der Boden ſehr ſchlüpfrig geworden, und da der Mann ſeines Gleichgewichts nicht Meiſter war: ſo fiel er, indem er raſch neben dem Wagen hin zu ſchreiten verſuchte, mit ſich ſelbſt und ſeinem ganzen Gepäcke recht ernſthaft auf die Naſe. Da ich mit einem betrunkenen Sieger, den ich noch dazu umgeſtoßen haben ſollte, ungern etwas theilen mochte, ſo ließ ich meinen Poſtknecht raſch zufahren, und kam ſo mit der kleinen Straſe davon, daß mich mein Landsmann, als er wieder auf den Füßen war, mit einigen recht derben Polniſchen Hundsſ** begleitete. Er lief noch eine Weile, ſchnell genug für ſeinen Zuſtand, hinter dem Wagen her, bis ich endlich ſo viel Vorſprung behielt, daß ich ihn aus den Augen verlor. Zu beſorgen hatte ich wahrſcheinlich nichts weiter, als den Verluſt von ein paar Gläſern Franzöſiſchen Branntwein, und ein paar Polniſchen Groſchen.

Jene fruchtbare Fläche, auf der ich war, verlor ſich in einen Wald, der ſich allmählig von neuem in ein ſchönes Thal herabſenkte, deſſen friſches Grün mich abermals ſehr lebhaft daran erinnerte, daß ich dem Frühling entgegen führe. Eine der ſtärkſten Heerden, die ich noch in Lithauen geſehen habe, ſtand in demſelben zerſtreuet, bis nahe vor Pren, der nächſten Poſt. (2 M.) wo ſich der ſchwarze, moorigte Boden des Thals plötzlich in tiefen Sand umſetzte. Pren iſt ein gewöhnliches Lithauiſches Städtchen von höchſtens 200 Häuſern. Ich fand darin eine Abtheilung Polniſcher Infanterie, die faſt aus lauter jungen, feſten, gut und neugekleideten Leuten beſtand.

Von Pren bis Balwierzisżek fuhr ich, in ſechs Viertelſtunden, zwey ſtarke Meilen, was ich anmerke, um zu zeigen, daß ſich die Lithauiſchen Poſtknechte überall gleich bleiben. In der That, dieſen mußte ich ein paar Mal ſogar bitten, einen minder ſtarken Sprung zu fahren. An Trab war bey ihm nicht zu denken, außer wenn er Anhöhen hinauf mußte, deren ſich mehrere vorfanden, die, ſobald ich aus einem beträchtlichen Walde heraus war, ſich immer höher und höher über das Bette der Memel erhoben. Der höchſte Punkt derſelben bot eine Ausſicht dar, die man vielleicht in Lithauen nicht geſucht hätte. Sie öffnete ſich in ein kaum zu umſpannendes Thal, durch welches die Memel, die immer anſehnlicher wird, ſich in mehreren Krümmungen, an beholzten Anhöhen und durch fruchtbare Wieſen, hinunter windet. Ich bekenne, daß das Ganze dieſer Anſicht ſo anmuthig auf mich wirkte, wie ſeit langer Zeit keine; aber ich beſchreibe ſie nicht, weil noch alle gedruckte Schilderungen dieſer Art mir bewieſen haben, daß ſolche Dinge nicht geſchildert werden können. Man fährt endlich, von dieſer höchſten Stelle der umliegenden Gegend, nach Balwierziszek hinunter, ſieht ſich in einem ganz gewöhnlichen Lithauiſchen Städtchen, fährt hinter demſelben abermals eine Anhöhe hinauf und findet den Poſtſtand vor ſich.

Von hier eilte ich weiter nach Olita (2 M.) wo ich um 10 Uhr des Abends ankam, nachdem ich dieſen Tag, wegen dreyſtündiger Verweilung in Kauen, nur 10½ Meile zurückgelegt hatte. Nach Olita ſelbſt kommt man nicht hinein, denn das Poſthaus iſt vor der Stadt. Demſelben gegenüber hatte der ſel. Tyßenhauſen ein artiges Landhaus zu bauen angefangen, aber ſein Tod hat auch dieſe Unternehmung, wie hundert andre, gänzlich unterbrochen. Der Geſchmack an dieſem Gebäude, das jetzt in ſich ſelbſt zuſammenfällt, iſt nicht übel, und die Ausſicht von demſelben angenehm. Vorwärts breitet ſich ein weites Thal aus, das von einem hohen, beholzten Bergrücken begränzt iſt, auf deſſen höchſten Punkte ſich das Kloſter Olita darſtellt; und zur Seite und hinterwärts bedecken die fruchtbarſten Saaten das Land.

Den andern Morgen, den 3ten May, reiſete ich, gegen 6 Uhr, von Olita ab, auf Kryksztan. (3½ M.) Ich fand den Weg und ſeine Umgebungen wenig anders, als auf dem vorigen Poſtlaufe; ſandige Anhöhen, fruchtbare Niederungen, Wald. Ungefähr eine Meile vor der nächſten Poſt wird die Memel mit ihrem ſchönen Thale wieder ſichtbar und zwar in ſehr vergrößerter Geſtalt. Mehrere Struſen (platte und breite Fahrzeuge) fuhren, mit Balken beladen, den Fluß hinab, und das hier und da am Ufer aufgethürmte Zimmerholz zeigte von einem lebhaften Verkehr in Abſicht dieſer Waare. Die unverzeihliche wüſte Wirthſchaft, die man auch hier mit dem ſchönſten Holze treibt, drang mir abermals einige Bemerkungen auf, die ich weiter unten zuſammenſtellen werde.

Von Krvkszſtan bis nach Leypun, der darauf folgenden Poſt, (1 M.) bleibt ſich der Weg ganz gleich und läuft, bis auf wenige Stellen, immer durch einen ſandigen Wald fort. Eben ſo von Leypun bis Przewall, (3 M.) wo, in den lichtern Gegenden, der Sand ſtark mit einem röthlichen Letten vermengt erſchien, in welchem die Saaten luſtig grünten. Die Niemen, die ich auf dem Wege von Kowno her, bald fand, bald wieder verlor, ward, ungefähr eine Stunde vor dem letztgenannten Orte, mit ihrem ſchönen Thale von neuem ſichtbar, und ich mußte mich, bey ihrem höchſt eigenſinnigen Laufe, jetzt zum zweyten Male darüber ſetzen laſſen. Hier fand ich die erſte Fähre, der man ſich mit Sicherheit anvertrauen konnte, weil ſie geräumig und feſt, in der Form, wie man ſie in Deutſchland findet, gebauet war und an einem Taue lief. Die übrigen, die ich bisher in Lithauen getroffen habe, beſtanden aus zwey Kähnen, über welche Balken oder auch nur Bretter gelegt waren, durch die man in den Strom hinab ſehen konnte.

Den 4ten May. Von Przewalk bis Krynicznev, (3 M.) wo ich übernachtete, und von da bis Grodno, (2½ M.) iſt die Landſchaft abwechſelnd waldigt und flach, aber immer ſandig, und bietet wenig Veränderung dar, bis nahe vor Grodno, wo dieſe alte Stadt allmählig in dem Niementhale ſichtbar wird. Der Anblick derſelben, von oben herab, iſt nicht unangenehm. Mehrere Kirchen mit ihren Thürmen, und eine gute Anzahl, in neuerm Geſchmack gebauter, aber ſehr zerſtreuter, Palläſte und Häuſer ragen über die ſchwarzen, hölzernen Hütten hervor, welche die Maſſe der Stadt eigentlich bilden. In einiger Entfernung vor der Stadt fand ich eine beträchtliche Anzahl Stücke aufgefahren, die ſämmtlich nach derſelben gerichtet waren, deren Löſung aber der nächſtens zu verſammelnde Reichstag ſchwerlich nöthig machen wird. Uebrigens iſt der erſte Eintritt in die Stadt anſehnlich genug, und er wird es durch das königliche Schloß und mehrere Häuſer von Großen, die hier auf einen Fleck zuſammengedrängt erſcheinen. Iſt man dieſen vorüber, ſo gelangt man, über eine neue feſte Brücke, in die Stadt ſelbſt und hier wird einem jener Abſtich in der Bauart, der allen Polniſchen beträchtlichen Städten gemein iſt, ſehr auffallend. Bey Einem guten Hauſe ſtehen drey, den Einſturz drohende, hölzerne Hütten, dann ein Pallaſt, dann eine Kirche, auf einem Pflaſter, das man kaum ſo nennen kann, weil es, bey dem geringſten Regen, mit einem Strome von Koth überzogen iſt.

Uebrigens zeigte ſich Grodno jetzt ſehr volkreich und lebhaft. Außer der ſtarken Ruſſiſchen Beſatzung befanden ſich mehrere Geſandte nebſt ihrem Gefolge, der Hauptſtab aller umherliegenden Ruſſiſchen Truppen und ſchon mehrere von denjenigen Polniſchen Großen hier, die an dem nächſten Reichstage noch Theil nehmen dürfen. Daß ein König in Grodno war, davon zeigte ſich keine Spur; auch lebte er, mit einem ſehr kleinen Gefolge, in ſeinem Pallaſte wie verſchloſſen. Vor demſelben bemerkte ich keinen einzigen Wagen, aber deſto mehr vor der Wohnung unſeres Botſchafters. Die Umgebungen unſerer Staabs-Officiere, die mit Vieren und Sechſen einher fuhren, waren ſehr prächtig und füllten faſt alle Straßen; aber die Polniſchen Großen hielten ſich jetzt, in einem beſcheidenen Wagen wie verſteckt, an den Seiten der Straßen. — Uebrigens waren mehrere Modenhändler aus Warſchau mit ihren Läden hier; und eine ziemliche Anzahl der hübſcheſten und berühmteſten Mädchen von eben daher, hatten ſich hier, nach ihrer Weiſe, anſäßig gemacht, um durch ihr Beyſpiel (ſo vermuthe ich wenigſtens) die verſchiedenen Parteyen und Nationen zur

Nachgiebigkeit und Verträglichkeit zu ermuntern.

Da Grodno für ſeine gegenwärtige Volksmenge nicht geräumig, und die Landſchaft umher nicht ergiebig genug iſt, ſo herrſchte eine außerordentliche Theurung in Wohnungen und Zehrung. Ein Stübchen mit einem Bette koſtete täglich einen, zwey auch drey Dukaten, und ein erträgliches Mittagseſſen, acht bis zwölf Polniſche Gulden. Ein Fuder Heu, von einem Pferde gezogen, mußte mit drey und vier Dukaten bezahlt werden. Nach dieſem Maßſtab alles übrige.

Ich hatte nicht Zeit, die Trümmer der Wollenmanufaktur, die der König vor Jahren hier anlegte, und die Chirurgiſche Akademie nebſt ihrem Pflanzengarten, zu ſehen. Bey meiner Zurückkunft werde ich beydes nachholen.

Hinter Grodno mußte ich noch einmal über die Niemen, und ſodann eine beträchtliche Anhöhe hinauf, die ſich in eine weite

Fläche ausdehnte. Ich fand eine breite, gemachte, mit ziemlicher Sorgfalt unterhaltene, Straße, die an beyden Seiten mit Graben verſehen und mit Bäumen bepflanzt war. Dieſer Straßendamm iſt ebenfalls ein Werk des unermüdlich-thätigen Tyſenhauſen; Schade, daß die Landſchaft, durch die er führt, ziemlich traurig iſt. Man ſieht faſt nichts, als einen kahlen, gelblichen, ſandigten Boden, deſſen Fläche nur hier und da durch kleine Anhöhen und einzelne Baumgruppen und Buſchwerk unterbrochen wird. Hier zeigte ſich eine ſehr angemeſſene Bahn für die Eilfertigkeit der Poſtknechte. Ich legte in 4½ Stunde zwey Poſten, nach Kuznicz und Sokolk, oder ſechs Deutſche Meilen, zurück. Streckenweiſe ging es in geſtrecktem Laufe, die übrige Zeit im Sprunge. Aber es iſt gewiß, daß man nur Polniſchen Pferden ſo etwas zumuthen kann.

Kuznicz iſt übrigens ein unbeträchtliches, ich weiß nicht, Fleckchen oder Städtchen; denn ich kann mich in den hieher gehörigen Lithauſchen Maßſtab noch nicht finden; aber Sokolk iſt anſehnlicher und gehört unter die Klaſſe von Janiszek und Schadow. Beſonders zeichnet ſich der Marktplatz aus, der mit Fabrikgebäuden und Fabrikantenhäuſern beſetzt iſt, lauter Anſtalten des erwähnten Tyſenhauſen, die durch ſeinen Tod in Verfall gerathen ſind. Die eben erwähnte Tuchmanufaktur in Grodno, die eine Weile gedeihen zu wollen ſchien, und deren Anlage ebenfalls ſein Werk war, geräth täglich mehr in Verfall und es wird nicht lange dauern, ſo dürfte das Andenken an dieſen unternehmenden Mann in Schutt zerfallen. In Grodno verſicherte mir ein Mann, den er als Aufſeher der Manufaktur aus der Schweiz verſchrieben hatte: Tyſenhauſens größter Fehler ſey geweſen, daß er nie Geduld gehabt, den Erfolg der einen Unternehmung abzuwarten, ehe er eine zweyte anfing. Dies verurſachte Unordnung in ſeinen Geſchäften und endlich den gänzlichen Stillſtand derſelben. Er war Hofſchatzmeiſter von Lithauen, ſehr in der Gnade des Königs, und würde Verbeſſerer der Polniſchen Staatseinkünfte und Schöpfer der Polniſchen Fabriken und Manufakturen geworden ſeyn, wenn ihn nicht der Neid niedergehalten hätte. Die Gläubiger griffen zu und alles ging zu Grunde.

Von **Sokolk** bis **Bukſtal** (3 M.) dauerte der vorhin erwähnte Straßendamm noch fort und der Reiſende bemerkt dies zu ſeiner größten Zufriedenheit. Von **Bukſtal** bis **Bialyſtock** iſt es derſelbe Fall. Ich machte dieſe 6 Meilen in 4 Stunden. An den beyden vorhin genannten Orten fand ich in den Poſthäuſern Zweige von zwey Sächſiſchen Familien, die, ſeit **Auguſts des Zweyten** Zeiten, hier die Poſtmeiſterſtellen ausfüllen, und die jetzt ſchon 44 Köpfe ſtark ſind. Sie bilden eine kleine bürgerliche Geſellſchaft, die durch Blutsfreundſchaft genau zuſammenhängt, ihre Kinder wechſelsweiſe unter einander verheyrathet, kein Polniſches Blut einläßt, (ſo weit dies zu vermeiden iſt) und übrigens ächt Sächſiſche Sitte und Mundart beybehalten hat, wenn auch die Männer ſich zum Theil Polniſch kleiden. Nettigkeit und Sauberkeit zeichnen die Poſthäuſer, worin ſich dies Völkchen befindet, vor allen übrigen in Lithauen ſehr vortheilhaft aus.

Bialyſtok, wo ich Abends um 7 Uhr, nach zurückgelegten 16 Meilen, ſchon ankam, iſt das neueſte und artigſte Städtchen, das ich bisher angetroffen habe. Es liegt ſchon in Podlachien. Die Straßen ſind gerade und in der Mitte ſehr gut gepflaſtert; die Häuſer faſt alle regelmäßig, von Bachſteinen aufgeführt; in gewiſſen Entfernungen von einander abſtehend, und faſt alle nach einerley Geſchmack erbauet, nämlich den Giebel nach der Straße und Einen Stock hoch. Der Marktplatz iſt geräumig und wird durch eine Halle, die ein Thurm ziert, recht artig aufgeputzt. Es war ſehr lebhaft. Faſt in allen Häuſern war Muſik und aus allen Fenſtern ſahen, und vor jeder Thür ſtanden, Menſchen mit fröhlichen, freylich ziemlich hochroth gefärbten Sonntagsgeſichtern und aufgetriebenen Zügen, welche auf die Art ihres Genuſſes deuteten. Da eine beträchtliche Abtheilung Polniſcher Infanterie hier ſtand, ſo lieferte dieſe die Stutzer für die Stutzerinnen aus der Küche und den Schenkſtuben, und das Verkehr dieſer luſtigen Bande war wirklich praktiſcher und weniger verſteckt oder decent (wie man es heißt) als ihres Gleichen aus der großen Welt es zu unterhalten pflegen.

Dies Städtchen gehört der Schweſter des Königs, "Madame de Cracovie", Witwe des Hetman Branicki *). Es iſt hier ein Schloß, mit einem geräumigen, gut unterhaltenen Garten. In dem Gebäude ſelbſt herrſcht ein regelmäßiger Italiäniſcher Geſchmack, und die Menge von Säulen, die ſeit 10 oder 15 Jahren faſt alle neuere Palläſte ſtützen zu ſollen

*) lies Branizki

ſchauen, findet man daran nicht. Das Ganze gewährt einen ſehr heitern, freyen Anblick, den die neuere Baukunſt immerhin einen kahlen nennen mag, und Höhe und Umfang ſind der Lage und Beſtimmung ſo angemeſſen, daß dem Gefühle der Paſſlichkeit nicht die mindeſte Gewalt angethan wird. Der Garten iſt klein, Franzöſiſch und kalt, aber ſeine Umgebungen ſind deſto lebendiger. Man tritt nämlich aus demſelben in ein großes Raſenfeld, das mit ſtattlichen Bäumen bepflanzt, mit künſtlichen Erhöhungen und Vertiefungen durchſchnitten und von einem dichten, romantiſchen Thiergarten begränzt iſt, in welchem eine Menge von Rehen und Dammhirſchen ſpielen, die hier, in einem Umfange von drittehalb Meilen, kaum fühlen können, daß ſie ihre Freyheit verloren haben. Die Kunſt hat hier der Natur faſt unmerklich nachgeholfen und beyde befinden ſich ſehr wohl dabey. Unter andern ſtößt man auf eine Allee, die ich, ſo ſchön geſehen zu haben, mich nicht erinnere; und ich ſage dieß, ohne durch die ſchauerliche Dämmerung, während welcher ich ſie ſah, ohne durch den eigenſinnig, abwechſelnden Nachtigallengeſang, der mich dort entzückte, gewonnen zu ſeyn. Ich fühlte mein Herz, nach einer Reihe von erkältenden und verengenden Geſchäften, zum erſtenmal wieder erwärmt und erweitert, und alle die Saiten auf einmal wieder angezogen, mit deren Erſchlaffung ein großer Theil meiner Geſundheit und ein kleinerer Theil meiner Heiterkeit verloren gegangen war.

Das Innere des Schloſſes iſt ziemlich leer und etwas vernachläßigt, ſeitdem die Beſitzerin in Warſchau lebt; indeſſen fehlt es nicht an ſchönen Zimmern und Sälen, die man auf dieſem Flecke zwiſchen Petersburg und Warſchau nicht zu finden vermuthet.

Ich fuhr denſelben Abend noch weiter nach Woyszk (3 M.) und Bielsk, (2 M.) und fand den Weg immer noch ſehr einförmig, faſt durchgehends ſandigt, waldigt, übrigens aber nicht beſchwerlich. Zu **Bielsk**, der Hauptſtadt von Podlachien, wo ich den 5ten May des Morgens ankam, ſtand eine Abtheilung von der Polniſchen National-Reiterey, die gerade aufzog, um ihren General zu einem Namenstage ſoldatiſch Glück zu wünſchen. Vielleicht iſt es hier nicht am unrechten Orte, einige Bemerkungen über dieſe Truppen mitzutheilen.

Die Polen ſind geborne Reiter. Daß ſie zugleich gute Reiter ſeyn müſſen, macht die Natur ihrer Pferde. Ihr Feuer, ihre Schnelligkeit, ihre Hartnäckigkeit erfordern Reitkunſt, Muth und Kraft; ihre Dauerhaftigkeit und Genügſamkeit machen ſie zu den Beſchwerlichkeiten des Krieges ausgezeichnet geſchickt, ſo wie die letztere Eigenſchaft erlaubt, ſie in Menge zu ziehen und ſolchergeſtalt faſt das ganze Volk beritten zu machen. Da dieſes überdies aus dem Ackerbau ſeine Hauptbeſchäftigung macht, da zwey Drittel deſſelben auf dem platten Lande zerſtreut und getrennt wohnen, ſo braucht es Pferde zu ſeinen Geſchäften eben ſo wohl, als zu ſeiner Erholung und zum freundſchaftlichen Verkehr.

Vielleicht iſt es aus dieſen Gründen, daß die Polniſchen Heere immer ſtärker an Reiterey als an Fußvolk waren, und daß erſtere dem letztern beſtändig an Zucht, Ordnung und Nachdruck überlegen blieb. So war es in Polen vor Jahrhunderten, ſo war es voriges Jahr in dem Kriege gegen unſere Kaiſerin.

Als der letztre Reichstag (von 1788 bis den 18 May 1792) zu wirken anfing, waren, außer den beyden Leibwachen, die Infanterie-Regimenter ziemlich unbedeutend an Zahl, wie an ſoldatiſcher Kunſt; aber die National-Reiterey war gut beritten und gekleidet, ſorgfältig rekrutirt und jede Fahne derſelben fünf und vierzig Köpfe ſtark. Der Reichstag fand es ſeinen Entwürfen gemäß, ſie zu vermehren, und verſtärkte wirklich jede Fahne bis zu hundert und funfzig Mann. Zu dieſer Vermehrung fanden ſich häufiger Leute, als zur Vermehrung der Infanterie. Da man ſo politiſch geweſen war, dieſer Reiterey eine ſchöne Uniform zu geben, ſo drängten ſich junge Leute vom höhern Adel nach Officierſtellen, und ich ſelbſt habe damals im Reichstagsſaale von den Reichsboten faſt immer ein Drittel in dieſer Uniform geſehen. Sie war ein Zeichen der Vaterlandsliebe geworden. Alte und reiche Edelleute gaben ihre Söhne zu Towarzyszen her, und ſogar Reichsboten hielten es nicht unter ihrer Würde, ſolche zu werden. Sie zeichneten ſich von den Gemeinen dadurch aus, daß ſie Achſelbänder und Fähnchen trugen, wie die Ulanen, auch Officiers-Rang hatten. Bey jeder Fahne waren deren eine beſtimmte Anzahl.

Dieſer Kern des Polniſchen Heeres, beſtand aus den jüngſten, ſchönſten Leuten, von denen über zwey Drittel erſt vor Jahresfriſt geworben waren, und welche die Bewegungen und Griffe der Reuterey unglaublich ſchnell faßten und ausführten. Ich habe damals vor

Warſchau einen Theil derſelben ſich üben ſehen, und wenn ihre Bewegungen noch nicht die Einheit und Genauigkeit der Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Reiterey hatten, ſo waren ſie ihr an Schnelligkeit, Sattelfeſtigkeit und Geſchmeidigkeit des einzelnen Reiters unendlich überlegen. Auch haben ſie ihre Pflicht während des letzten Krieges faſt durchgehends gethan. Selbſt unſere Officiere ſtellten gegen mich hierüber ein unverwerfliches Zeugniß aus.

Die Uniform dieſer Reiterey iſt, für die Gemeinen, eine dunkelblaue Kurtka (kurze Jacke) mit rothen Aufſchlägen; eine lange, Ungariſche Hoſe von Tuch, von der Farbe, wie die Aufſchläge; kurze Stiefeln; ein rundes und hohes, ſchwarzes Kaskett. Ihre Waffen ſind: der Säbel, zwey Piſtolen, ein Karabiner, und, bey den Towarzyszen, noch eine Pike mit einem Fähnchen. Für die Officiere dieſelbe Tracht, nur unendlich feiner und mit Achſelſchleifen, Feldbinden, Degengehenken, Feldtaſchen, alles reich von Silber, verſchönert. Die langen Beinkleider aber ſind bey ihnen blau, und von den Hüſten herab an der Außenſeite des Schenkels und Beines mit kramoiſi rothen Rändern eingefaßt. Auf dem Kopfe die gewöhnliche, viereckigte, Polniſche Mütze, kramoiſi roth, und mit einer weißen Feder und ſilbernen Schnüren und Quaſten verziert; die Scheide des Degens, der, nach Huſarenart, lang herabhängt, mit Silber ausgelegt; der Griff von dem feinſten Stahl. Das Ganze kleidet wohlgewachſenen Männern, deren man unter dieſem, im Ganzen, ſchönen Volke, ſo häufig findet, nach meinem Geſchmack, vortrefflich. Dies herrliche Korps wird, wie man ſagt, nächſtens, wo nicht ganz, doch dem größeſten Theile nach, theils aufgehoben, theils von den theilenden Mächten in ihre Armeen hinüber genommen werden.

Die erwähnte Abtheilung zu Bielsk brachte, wie ich geſagt habe, ihrem General einen kriegeriſchen Glückwunſch, aber — zu Fuße.

Zwey Füße ſind nicht genug für dieſe Centauren. Sie ſtanden, gingen und richteten ſich ſo ſchlecht, wie man es ſich nur einbilden mag; und ihr Laden und Feuern würde ihnen das Achſelzucken eines achttägigen Preußiſchen Rekruten zugezogen haben. Nach dem Manöver trat ihr Oberſter, Graf St**, den ich vordem in Warſchau hatte kennen lernen, zu mir und ſagte: Monſieur, mon monde n'eſt pas ſur ſes terres. Ich bejahete dies, denn er war befugter Richter; aber ich verſicherte ihm, ſeine Leute auf ihrem natürlichen Grund und Boden geſehen zu haben.

Da ich jetzt in dem eigentlichen Polen war, ſo boten ſich mir manche Unterſcheidungszeichen von Lithauen dar, die ich weiter unten anzugeben Gelegenheit finden werde.

Von Bielsk eilte ich weiter auf Bransk (3 M.) Polbikrow (3 M.) Krzemien (3 M.) Sokolow (3 M.) und Wengrow, (2½ M.) lauter Städtchen oder Flecken, wie die meiſten oben beſchriebenen. Zu Wengrow ſtanden 2000 Ruſſen, und ich mußte mir, von dem Thore an, die Begleitung eines Ruſſiſchen Korporals bis zur Regimentskanzley gefallen laſſen, wo man in der That nur meinen Namen wiſſen wollte. Da ich in einem Lande geboren bin, wo man die ſoldatiſche Ordnung nicht für Sklaverey hält, ſo iſt mir dieſe, wie andre ähnliche Maßregeln, nicht im mindeſten aufgefallen; aber in Polen macht man ſie zu einem Gegenſtande ängſtlicher Beſchwerden und rechnet ſie zu den Dingen, welche nur ein offenbarer Krieg entſchuldigen könnte. Man ſchließe aus dieſem Zuge, von welcher Natur der Begriff iſt, den man ſich hier gemeiniglich von Freyheit macht. Wie kann er aber auch vielſeitiger ſeyn, da er nur auf einen Ausſchuß von kleinen unumſchränkten Herren zu paſſen braucht, die den Grundſatz: wir ſind frey für Euch alle, bey dem Kern ihrer eigenen Nation mit der Peitſche geltend zu machen pflegen?

Der Weg von Wengrow, von wo ich noch den Abend wieder abfuhr, über Makowz (3 M.) Stanislawow (3 M.) und Okuniew (3 M.) nach Warſchau (3 M.) bietet, wie vorher der nach Wengrow, wenig Abwechslung dar. Sand und Wald begleiteten mich bis nach Warſchau, wo ich den 7ten Morgens um 9 Uhr ankam. Alſo hatte ich in 6 Tagen und 2 Nächten 96½ Meile zurückgelegt. Ich fürchte, daß ich in Ländern, die in beſſerem Rufe ſtehen, als dies vermeynte wilde, zu einer ähnlichen Strecke noch einmal ſo viel Tage und Nächte werde brauchen müſſen.

Dies führt mich zu einigen Bemerkungen über den Zuſtand der Poſten in Lithauen, die ich um ſo lieber bekannt mache, da man gewöhnlich glaubt, durch eine Wildniß oder durch Lithauen reiſen, ſey einerley.

Der Preis der Extra-Poſtpferde iſt, wie überall, das Stück die Meile 2 Polniſche Gulden oder 8 Groſchen; der Knecht aber bekömmt, die Poſt mag zwey, drey oder vier Meilen ſtark ſeyn, nur 2 Polniſche Gulden, die dem Poſtmeiſter ſogleich mit bezahlt werden. Dieſer giebt ſie dem Knecht erſt bey ſeiner Zurückkunſt, damit er, wenn er dieſen Reichthum unterwegs in die Hände bekäme, ſich nicht betrinken könne, was der einzige Genuß für Leute dieſer Art hier zu Lande iſt. Will man ihm, nach zurückgelegtem Poſtlaufe, noch außerdem belohnen, ſo küßt er einem für drey bis fünf Polniſche Groſchen Hand und Rock.

Die Pferde ſind durch ganz Lithauen klein, aber das vermindert ihre Brauchbarkeit nicht. Man hat geſehen, was ich täglich für Strecken mit ihnen zurücklegte. Ihre größeſte Tugend iſt laufen, und mehr als Ein Poſtknecht hat mich zwey Drittel der Poſt im Sprunge, zum Theil in geſtrecktem Laufe, gefahren. Ziehen iſt ihre ſchwache Seite, deßhalb geben die Poſtmeiſter, ungefordert, zuweilen ein auch zwey Pferde mehr, die man nicht bezahlt.

Ich hatte einige Poſten hindurch 5 Pferde, da ich doch nur drey bezahlte, und die ſtehende Anzahl war durchweg vier. An ihrer Geſtalt und ihren Zug- und Lenkſeilen muß man keinen Anſtoß nehmen. Erſtre iſt ſo unanſehnlich, und letztere ſind ſo liederlich, daß man, auf den erſten Blick, an ſeinem Fortkommen verzweifelt. Auch iſt der Poſtknecht auf jedem Laufe ein paar Mal gezwungen, eine Minute abzuſteigen und daran zu knippern.

Die Poſtknechte, obwohl ſie zum Theil, beſonders in dem Kerne von Lithauen, weder Röcke, noch Hoſen, noch Stiefeln haben, ſind vortreffliche Fuhrleute, und fahren, trotz ihrer Eilfertigkeit, mit einer Vorſicht und Sorgfalt, die ich zuweilen bewundert habe. Sie ſind höflich, willig und genügſam. Nur zweymal iſt es mir auf der ganzen Reiſe nach Warſchau vorgekommen, daß der Poſtknecht vor einem Kruge anhielt; aber er verweilte nie über fünf Minuten. Noch dazu drang ihn die Hitze, einen kühlen Trunk zu thun. Es fällt dieſen armen Menſchen nicht ein, die Bezahlung dafür von dem Reiſenden zu fordern, nach der zudringlichen Weiſe der Preußiſchen und Sächſiſchen Poſtknechte. Unter den Lithauiſchen habe ich keinen einzigen Verſoffenen gefunden.

Die Poſtmeiſter ſind die gefälligſten Leute von der Welt; der Pferdewechſel dauert nicht zehn Minuten. Da die Pferde des Sommers zu zwanzig und dreyßig Stück um die Poſt her weiden, ſo iſt ein Stoß in das Horn von Seiten des ankommenden Knechtes genug, um die Hüter zu benachrichtigen. Sie werden von der Weide ſogleich vor den Wagen getrieben, und da man nichts von Kumten weiß, ſondern ihnen bloß eine Art von Schlinge, woran die Stränge befindlich ſind, umhängt, ſo iſt alles in wenig Augenblicken gethan, und man fährt weiter.

Daß man die Landesſprache nicht verſteht, ſtört nicht. Man merke ſich nur aus derſelben das Wort *Pferd* und ein Paar Zahlen, weiter bedarf es nichts. Das Geld lernt man ohnehin und ohne Wörterbuch immer am leichteſten nennen und kennen.

In den Poſthäuſern findet man durchgehends Betten oder eine gute Streu; in mehreren zu eſſen und zu trinken, und, nach Landesart, auch wohlfeil. Uebel wird man indeſſen nicht thun, ſo wie man in keinem Lande übel daran thut, einen kleinen Vorrath von eß- und trinkbaren Lebensmitteln bey ſich zu führen. Zu Keidan, Kauen, Krykſtian, Grodno, Bialgoſtok, Wengrow, und auf einigen andern Raſten der Lithauiſchen Reiſe, hat man aber, was man unterwegs nur zu wünſchen befugt iſt.

Eigentliche gemachte Straßen giebt es in Lithauen bloß streckenweiſe, und ich habe dieſe Strecken oben gelegentlich bemerkt; indeſſen bin ich doch nur, während der ganzen Reiſe, auf vier oder fünf Stellen geſtoßen, die im Winter, oder bey regneriſcher Zeit im Sommer, die Gefahr des Steckenbleibens droheten. Da aber der übrige Theil des Weges bald durch

Sand, bald durch Fichten- und Tannenwälder läuft, ſo hat man hier zu keiner Zeit davon etwas zu beſorgen. Daß die Landſchaft übrigens nicht unangenehm, daß ſie in einigen Gegenden wirklich reizend und im Ganzen ſehr fruchtbar iſt, hat ſich ſchon gelegentlich aus meinen, mit Abſicht umſtändlichen, chorographiſchen Bemerkungen ergeben.

Ich habe zur Rettung der Lithauiſchen Poſten, die, wenn ich nicht irre, Coxe eben ſo ſehr, als die allgemeinen Begriffe, die man ſich von Polen macht, herabgeſetzt haben, die vorſtehenden Bemerkungen niedergeſchrieben; aber auch Reiſende, die nach Kurland, Liefland und Rußland gehen, werden mir für dieſe Umſtändlichkeit danken, wenn ſie ſich der Unbequemlichkeit erinnern, oder davon gehört haben, die man auf der höchſtlangweiligen, einförmigen Reiſe über Berlin, Königsberg und Memel zu dulden hat. Aus dem Mittelpunkte von Deutſchland her iſt dieſer Lauf um wenig Meilen weiter als jener, und ſie machen ihn mit weniger Unkoſten, mehr Schnelligkeit, unter gefälligen Leuten, in einem größtentheils fruchtbaren und angenehmen Lande.

Auch laſſe man ſich nicht verleiten, was von der Unſicherheit der Wege geſagt wird, zu glauben. Ich ſelbſt habe dieſen Weg dreymal gemacht, viele meiner Freunde ebenfalls, und nie hat ſich etwas Verdächtiges gezeigt, weder bey Tage noch bey Nacht.

Ich faſſe nun noch einige Bemerkungen über Lithauen und einen Theil des eigentlichen Polens zuſammen, durch den ich jetzt gekommen bin.

Lithauen iſt mehr eben, als hügelicht, und Ackerland und Wald wechſeln ziemlich zu gleichen Theilen mit einander ab. Der Ackerbau wird, für dieſe Länder, mit großer Sorgfalt betrieben, und hier und da fand ich Spuren von wahrer Sächſiſcher und Böhmiſcher Zubereitung des Landes. Dieſes iſt an ſich ſelbſt, im Ganzen genommen, vortrefflich, und ein milderer Himmelsſtrich greift ihm unter die

Arme. In Liefland und Kurland verließ ich die Saaten, noch kaum aus der Erde hervorkriechend; zehn oder funfzehn Meilen nach Lithauen hinein, war das Getreide im Begriff zu ſchoſſen. Eben ſo mit dem Triebe der Bäume. Die Weiden und der Schlehdorn blüheten, die Birken waren grün. Die Wieſen und Anger zeigten die friſcheſte Farbe. Große und zahlreiche Heerden von ſtarkem Hornvieh ſtanden auf denſelben zerſtreuet.

Dies gewährt einen erheiternden Anblick, aber einen deſto gräulichern die waldigten Gegenden des Landes. Man ſieht hier, was Ueberfluß und Trägheit für Unheil anrichten. Ich bin durch meilenlange Wälder gekommen, in welchen, auf beiden Seiten des Weges, die ſchönſten Bäume lagen, theils friſch umgebrannt (denn, ſie umzuhauen, giebt man ſich nicht die Mühe) theils ſchon mit der Schwärze der Verwitterung überzogen, theils in förmlichen Moder und Staube. Ganze Strecken Wald lagen öde und verwüſtet, und die übriggebliebenen Stumpen, die bald bis in die Wurzel ausgebrannt waren, bald wie angezündetes Pfahlwerk verkohlt da ſtanden, gaben einen unmuthig machenden Anblick. An einigen Stellen fand ich Bäume und Heidekraut noch glühend und rauchend, und kein Menſch bekümmerte ſich darum; auch iſt es in Litthauen nichts ungewöhnliches, daß Wälder Wochen lang brennen und in Aſche zerſtäuben. Die Viehhüter, wenn ſie friert, legen, in einer ſchadenfrohen Faulheit, Feuer an den erſten, den beſten Baum, und wärmen ſich daran; und es fällt ihnen nicht ein, lieber Reißig zuſammen zu ſuchen, und daran ein ſchnelleres und wirkſameres Feuer zu haben. Wer Kohlen braucht, zündet geradezu einen oder mehrere Bäume an, läßt ſie ausbrennen und hat Kohlen.

Der kaufmänniſche Geiſt verwüſtet dieſe ſchönen Wälder nicht minder unbarmherzig. Man ſägt von den ſchönſten Bäumen nur das dickere Ende ab, etwa zwölf bis funfzehn Fuß, das übrige, oder die Topenden, bleiben im Walde liegen und verfaulen. Ein paarmal habe ich bemerkt, daß man Felder und Gärten mit ſolchen Enden und andern verbrannten Bäumen verzäunt hatte, und der Wirth, der dies that, dünkte mich, bey der gewöhnlichen Holzwirthſchaft, noch ein merkwürdiger und thätiger Mann. Was meynt man zu dem Zuge, daß ich mehrere Bäume, die über die Heerſtraße gefallen waren, in der Mitte, nach der Weite einer Wagenſpur, durchſägt fand, während das ausgeſägte Stück mit der Krone und den Wurzeln unangerührt an der Seite liegen geblieben war?

Die Züge von Faulheit und Sorgloſigkeit, die hieraus hervorgehen, bezeichnen auch in der That den trägen Charakter der Litthauer, freylich in keinem höhern Maße, als bey allen übrigen leibeigenen Völkern. So in Liefland, Kurland und Rußland, ſo in Polen und in Ungarn. Was der Bauer zu ſeinem elenden Unterhalte braucht, findet er immer, wo nicht in ſeiner eigenen Wirthſchaft, doch bey ſeinem Herrn, mit dem er in eben dem Vertrage ſteht, worin wir alle mit unſern Pferden und übrigen arbeitenden Thieren ſtehen: *er giebt Arbeit für Futter*. Daß es ihm einfallen ſollte zu ſparen, Vorrath zu ſammeln! Hat er das ſeinige aufgezehrt, oder durchgebracht, ſo fordert er von ſeinem Herrn, was er bedarf, damit er ihm nicht ſtirbt, und bietet dafür ſeinen Rücken dem Kantſchu dar. Er will ſich lieber prügeln laſſen, als arbeiten, weil er weiß, daß dies die Loſung zu noch ſtärkern Arbeiten ſeyn würde. So fällt auf ſeinen Herrn nicht bloß ſeine Faulheit zurück, ſondern auch ſeine verderbte Gemüthsart, die ſich, wie alle Sklavencharaktere, in Heimtücke, Schadenfreude, Liſt und Betrug zeigt. Ich kann unmöglich für ein plötzliches Aufheben der Leibeigenſchaft ſeyn, weil ich in einem Lande lebe, wo man ſich über deſſen Gefährlichkeit wohl unterrichten kann; aber den Schritt, der äußerſt wohlthätig wäre, könnte man gewiß thun, daß man dem Bauer das Fleckchen Landes, das er einmal beſitzt, für ihn und ſeine Erben auf immer zuſicherte. Dann beſäße er in der That eine Art von Eigenthum, das er, nach dem Maße ſeiner Thätigkeit, ausbilden könnte, ohne zu beſorgen, daß ſodann dieſe Thätigkeit ihn um ſeinen bisherigen Wohnſitz bringen, und ihn auf einen undankbaren Fleck verpflanzen würde, den er nun, wie ſein Herr von ihm erwartet, durch ſeine Arbeit befruchten ſoll, um ſodann von neuem von demſelben weggeſetzt zu werden.

Die Dörfer der Lithauer ſind im höchſten Grade armſelig. Holz und Stroh iſt der Bauſtoff; an Schornſteine iſt nicht zu denken. Da ſie einmal ihre Wohnungen liederlich bauen und an Beſſerung nicht denken, ſo iſt jedes Dorf ein Bild der Unordnung und Zerſtöhrung. Verfaulte Wände und zerlöcherte Dächer ſind allgemein. In einigen habe ich Scheuern gefunden, die nur aus einer geflochtenen Horte beſtanden, über die ein verfaultes

Dach geſtülpt war. Man ſchenke mir die Beſchreibung des Innern.

Trotz dem allen ſind die Lithauer ein, im Ganzen, wohl gebildetes Volk: groß, vierſchrötig und ſtark. Da ſie durchgängig einen Zwickelbart tragen, ſo giebt dies ihnen ein kriegeriſches Anſehen; und da ihr Anzug meiſt lang iſt und die Beinkleider weit und herunterhangend ſind, ſo giebt ihnen dies, nebſt ihren Baſtein, welches bloß ein Paar mit Bändern unter dem Fuß befeſtigte Sohlen ſind, eine Art von morgenländiſchem Anſehen. Auf dem Kopfe tragen ſie eine mit Pelz beſetzte Mütze, welche faſt die Form der altmodiſchen Stutzperücken hat. Ihre Weiber tragen ähnliche lange Röcke, aber zugleich auch einen langen Unterrock, und ihre ganze Kopfbedeckung iſt ein grobes, um den Kopf gewundenes Tuch, deſſen Spitze zwiſchen den Schultern flattert. Das Tuch zu ihren Kleidern, oder vielmehr der wollene Zwillich, iſt ihrer eigenen Hände

Arbeit, und ſie laſſen ihn ungefärbt, meiſt braun oder weiß, wie die Wolle ihn giebt. Die Kinder ſind Sommer und Winter im bloßen Hemde.

Natürliche Heiterkeit und Luſtigkeit findet man bey ihnen ſelten; aber deſtomehr die durch Branntwein erkünſtelte. Ihre Herren ſorgen dafür, daß ſie dergleichen in allen Krügen im Ueberfluſſe finden, und ſo werden ſie doch die Geber ihrer Fröhlichkeit, freylich für ihren letzten Pfennig und ihr letztes Körnchen Getreide. Dieſe Krüge ſind an Juden theils verpachtet, theils ſtehen dieſe mit dem Beſitzer derſelben auf den zehnten Groſchen.

Man lege zu dieſem allen noch den doppelten Umſtand, daß ſie ihre kleinen Bedürfniſſe des Luxus von den Juden, und ihre Seligkeit von den Bettelmönchen kaufen müſſen, ſo wird man ſelbſt bemerken, was ich ſonſt über den bürgerlichen, ſittlichen, wirthſchaftlichen und Glaubens-Zuſtand dieſes Volkes noch ſagen müßte.

Sobald man über die Lithauiſche Gränze iſt, und in das eigentliche Polen eintritt, zeigen ſich ſchon keine Unterſchiede, die es ankündigen, daß man ſich unter einer andern Nation befindet. Nicht minder, als die Sprache, kündigen es auch andere äußere Umſtände an. Schon die Tracht zeigt manche Verſchiedenheiten. Sie iſt minder armſelig, als die Lithauiſche, und man findet ſie ſchon häufig von farbigem Tuch, feiner Leinewand, mit anderem Schnitte. Die Baſteln verſchwinden und Stiefeln treten an ihre Stelle; ſo wie überhaupt der Pole lieber baarfuß geht, als daß er Baſteln tragen ſollte. Die Kleider der Weiber und Männer haben eine Form und einen Schnitt, der den Schneider verräth, und der eigenthümliche Polniſche Geſchmack an tauſend Knöpfen und Schleifen wird hier ſchon ſichtbar. Da der Bauer in dem eigentlichen Polen nicht ganz ſo gedrückt iſt, als in Lithauen, ſo zeigt ſich dies in einer größern Wohlhabenheit, vermöge deren er beſſere Häuſer bauen, beſſere Pferde halten und beſſeres Brod und Salz eſſen kann.

Zweiter Abſchnitt.

Warſchau.

Allgemeine topographiſche Bemerkungen. Lage der Stadt. Anſicht von außen und innen. Weichſel. Palläſte, Häuſer. Ihre Bauart. Betrachtung, durch die große Ungleichheit der Gebäude veranlaßt. Die vorzüglichern Straßen. Altſtadt. Vorſtädte. Prag. Die vornehmſten öffentlichen Gebäude. Das Königliche Schloß. Pallaſt des Fürſten Primas, der Republik, der Ruſſiſchen Geſandtſchaft. Der Sächſiſche Pallaſt. Seltſame Hundejagd Auguſts des Zweiten. Die vorzüglichſten Privatpalläſte. Ihre Anzahl. Kirchen: zum heil. Kreutz; der Piariſten; zu St. Johannes und zu U. L. Frauen. Die barmherzigen Brüder und Schweſtern. Merkwürdiger Zufall eines Fremden. Lutheriſche und reformirte Kirchen. Privathäuſer. Oeffentliche Plätze, kaum ſo zu nennen. Keine Marktplätze, außer dem Ring in der Altſtadt; die vornehmſten Straßen dazu gebraucht. Garküchen unter freyem Himmel. Ueber ferneren Anbau und Verſchönerung der Stadt. Menſchengewimmel. Deſſen Auszeichnung. Geräuſch der Stadt. Bevölkerung. Nahrungserwerb. Verkehr. Große

Engliſche Gewölbe. Dangels Wagenfabrik. Theurung der nöthigſten Bedürfniſſe; der Waaren für Wohlleben und Luxus; der Hand- Dienſt- und Gefälligkeitsarbeiten. Gaſthöfe. Der weiße Adler auf Tlomack. Hotel de Pologne. Mariavill. Beſchreibung dieſer Anlage. Hoſpitäler. Das Kind Jeſus. St. Rochus. Polizey, durch die letzte Konſtitution verbeſſert, jetzt wieder verſchwunden.

Warſchau *) liegt in einer ausgebreiteten Ebene, auf dem linken Ufer der Weichſel, welches ſo hoch hinanläuft, daß man, wenn man von Litthauen herkömmt, verſucht wird, zu glauben, die ganze Stadt ſey auf einem wirklichen Berge erbauet. Dies iſt aber, genau

---

*) Anmerk. In der Berliniſchen Monatsſchrift hat ein guter Beobachter manche Gegenſtände berührt, die ich in den nachſtehenden Blättern auch berühre. Es wird mich ſehr freuen, wenn der Leſer ein wenig Geiſtesverwandtſchaft zwiſchen Ihm und mir entdecken, und wechſelsweiſe ſeine Nachrichten aus meinen, und meine aus ſeine, ergänzen wollte.

genommen, nicht der Fall, da dieſer ſcheinbare Berg ſich rechts, links und hinterwärts in eine Fläche ausdehnt, ohne daß man den mindeſten Abhang gewahr wird. Auch ſieht man die Stadt, ſobald man darin iſt, auf einem durchaus ebenen Boden gelagert und keine Straße ſenkt ſich oder erhebt ſich merklich unter oder über die Grundfläche der andern. Die einzige Vorſtadt Schulitz (poln. Scolec) liegt niedriger, als die übrigen Theile von Warſchau; ſie liegt aber auch nicht auf derſelben Grundfläche, ſondern hart an der Weichſel unter dem hohen Ufer, worauf die Stadt ſelbſt ſtehet.

Von unten herauf geſehen, giebt keine Stadt ſolch einen großen oder glänzenden Anblick, als von oben herunter, wenn der Standpunkt nicht zu hoch iſt. Warſchau erſcheint deßhalb, von der Weichſelſeite her, als ein unförmlicher Klumpen von Häuſern, der an den Abhang eines Berges geklebt iſt, und aus welchem hier und da Thürme heraustreten, die weder durch Umfang, noch durch Höhe, dem

Auge auffallen. Von dieſer Seite her zeigt ſich auch die Länge der Stadt nicht in ihrer ganzen Ausdehnung. Am beſten läßt ſie ſich von der Laterne der lutheriſchen Kirche überſehen, die ziemlich in der Mitte der Stadt liegt. Von da herunter beurtheilt man am bequemſten die Eigenthümlichkeit ihres Aeußern.

Sie läuft nämlich, in der Geſtalt eines faſt regelmäßigen Halbzirkels, an dem hohen Ufer der Weichſel hin, und zeigt, in den nächſten Gegenden an derſelben, eine eng zuſammen gedrängte, hohe Häuſermaſſe, die von ziemlich ſchmalen Straßen durchſchnitten wird; in den entferntern aber, Reihen von niedrigen, hölzernen, mit Schindeln gedeckten, ſchwarzen Häuſerchen, die an breiten Straßen ſtehen und ſich endlich immer kleiner und kleiner, wie Maulwurfshaufen, in die große Ebene hinab verlieren.

Die Häuſermaſſe von Berlin zeigt, von oben herab umſpannt, in der Mitte einen Kern von faſt gleich hohen Häuſern, an welche die kleinern und allerkleinſten in den Vorſtädten ſich anſchließen; Warſchau hingegen hat ſolch einen Kern nicht, ſondern erſcheint als eine allgemeine Miſchung von höchſten und niedrigſten Häuſern, die, weiß, grau und ſchwarz, unter einander durch ſtehen, und wo nur wenig Straßen, oder vielmehr Theile von Straßen, in gleicher Höhe hervorragen und einen lichtern und anſtändigern Anblick geben. Bloß die Altſtadt zeigt ſich als ein Haufen gleich hoher, aber ſo zuſammen gedrängter, Häuſer, daß man keine Straße darzwiſchen wahrnehmen kann.

Um die Stadt her zieht ſich an beyden Seiten bis an die Weichſel eine unüberſehliche, durch keinen Hügel und kein Gehölz unterbrochene, ſandige, Fläche, die nur, in den nächſten Gegenden an der Stadt, durch angepflanzte Alleen etwas bunt gemacht wird. Dieſe Alleen ſind größeſtentheils noch jung und faſſen die Wege nach der Stadt ein. Der Sand iſt ſo tief, als um Berlin, und eben ſo beſchwerlich, als dort, aber minder gefährlich für Auge und Bruſt, als der feine kalkhaltige Staub von Wien und Paris. Jenſeits der Weichſel über Prag hinaus, erſcheint dieſe Sandfläche von Fichtenwäldern umkränzt und näher und entfernter ſtehen einzelne Häuſer und Gehöfte.

Die Weichſel ſelbſt hat hier ungefähr die Breite der Elbe bey Wittenberg. Eine Schiffbrücke führt von Prag nach Warſchau hinüber, die aus locker neben einander liegenden Balken beſteht, welche, wenn man darüber fährt, wie die Balgen einer Orgel, niederſinken und herauf ſchnellen. Das Geländer der Brücke iſt eben ſo ſchlotterig darauf geworfen.

Ober- und unterhalb der Stadt ſetzen ſich mehrere Sandbänke an, die den Strom theilen, die Schiffahrt ſehr unbequem machen und ſeiner, übrigens anſehnlichen, Waſſermaſſe Fall, Schnelligkeit und Einheit rauben. Noch unterbrechen ſeinen Lauf ſchwimmende Waſſermühlen, von eben dem Bau, wie die, welche bey Magdeburg unterhalb der Strombrücke die Elbe bedecken und einen mannigfaltigern Anblick gewähren.

Was an Palläſten und Häuſern in Warſchau neu iſt, zeigt großentheils von Geſchmack, Dauer und Wohlhabenheit; was alt iſt, hat alle Vorzüge und Fehler der ältern Bauart. Wenn jene einen geräumigen Vorhof mit einem geſchmackvollen Korps-de-Logis, zwey leicht daran gelehnten Seitenflügeln und einem zierlich gearbeiteten Gitter zur Einfahrt, einſchließen: ſo zeigen die Werke dieſer den Charakter ihrer Zeit: Einfalt, Feſtigkeit und Höhe, aber auch Düſterkeit, Engigkeit und Miſchung von Burg und Kloſter. Die Bauart der Häuſer iſt, wo ſie ſteinern ſind, wie die Berliniſche, wo ſie hölzern ſind, wie die Bauart in den böhmiſchen Dörfern, oder den altenburgiſchen Wäldern. Backſteine und Kalk bilden die erſtern; über einander gelegte, mit Moos und Lehm verklebte, Balken, die letztern. Die warſchauer Palläſte, ſamt ihrem

Säulenwerke, ſind ebenfalls von Backſtein, und mehrere Kirchen in den Vorſtädten, ganz von Holz, ohne eine Spur von Kalk und Stein, erbauet *).

Warſchau dankt den glänzendern Theil ſeines Anbaues jener Zeit, wo es noch mehr als jetzt ſchien, als ob es, außer dem Edelmanne, keine Menſchen in Polen gäbe. Ein Großer, der König werden konnte, fiel leicht darauf, ſich einen Pallaſt zu bauen, der königlich war. Er konnte dies leicht ausführen, weil er ſeine Einkünfte königlich behandelte und ſeine Unterthanen willkührlich her kommen und hin gehen zu laſſen befugt war. Die Hauptſtadt eines Landes, mit der Verfaſſung wie Polen ſie hat, müßte eigentlich aus lauter Palläſten beſtehen, wenn nicht die Beſitzer derſelben, der allgemeinen Menſchheit, wenn auch ſonſt niemand, tributbar, Hände gebraucht hätten, um ihre ſtolzen Mauern auf-

---

*) Vergl. Berl. Mon. Schr. 1792. Jun. S. 552 f.

zuführen. So brauchte jeder Pallaſt mehrere Hütten, worin die Arbeiter wohnten. Sie durften nicht ſehr weit von dem prächtigen Bau entfernt ſeyn, wenn er gefördert werden ſollte. Eben ſo verhielt es ſich mit andern Bedürfniſſen und ihren Verfertigern. Alle mußte man um ſich wohnen und leben laſſen, weil ſie — arbeiteten. Es waren Laſtthiere, die man miethete, oder die man auf ſein Futter und ſeinen Stall ſich hielt. So bildeten Palläſte und Hütten, Fürſten und Bettler, die phyſiſche und moraliſche Grundlage von Warſchau.

Der politiſche Stolz, der dieſen Grund legte, hatte einen Nebenbuhler an dem geiſtlichen. Wenn jener ſeine Größe in ſich ſelbſt ſuchte; ſo ſuchte ſie dieſer, mit anſcheinender Beſcheidenheit, in Gott, und baute dieſem Tempel und Klöſter, worin er wohnte. So entſtanden neben den Palläſten die Kirchen und neben dieſen die Klöſter. Das Kapital zu dieſen kam eben daher, woher das Kapital zu jenen kam: aus dem Fleiße und der Gutwilligkeit der Aermern, die man mit Segensſprüchen tröſtete, mit Suppen und Almoſen ernährte, mit Gemählden und Wachslichtern ergötzte, und denen man ein herrliches Leben verſprach, wenn ſie nur erſt todt wären.

Wo erſt Palläſte und Kirchen ſind, da entſtehen bald andre Wohnungen, deren Beſitzer mit Kopf und Feder für weltlichen und geiſtlichen Prunk arbeiten: vor der Hand aber mehr mit Zahlen, als mit Buchſtaben. Um die Palläſte prachtliebender Großen her ſetzten ſich bald Geſchäfts- und Kaufleute, und da, auf einem üppigen Boden, bey hellen Augen und unter geſchickten Fingern, ihre goldnen Saaten oft mehr als hundertfältige Früchte trugen: ſo war es kein Wunder, wenn ihre Scheuren an Umfang und Größe von Jahr zu Jahr zunahmen, und ſo kömmt es, daß hinter den Palläſten der Großen und den Tempeln der Prieſter gleich die Häuſer der Wechsler anfangen und ſich ſtufenweiſe in die Häuſer der größern und kleinern Kaufleute verlieren.

In der That gehören die großen Palläſte und Häuſer in Warſchau den Großen, den Prieſtern und den Wechslern. Man zählt, mit dem königlichen Schloſſe und andern öffentlichen Gebäuden, gegen achtzig, prächtige und minder prächtige, ältere und neuere Palläſte; über dreyßig größere und kleinere Tempel, Kirchen und Klöſter und gegen zwanzig große Häuſer, die wahre Palläſte wären, wenn ſie Großen gehörten, und denen mithin zu ſolchen nichts fehlt, als der Name. Wenn oft in dieſen Häuſern, in einem Schreibtiſche von Mahagony und in einem eichenen beſchlagenen Kaſten, mehrere jener Palläſte liegen: ſo iſt daran nichts weiter zu bewundern, als die Schnelligkeit, Geſchicklichkeit und arithmetiſche Kunſt, durch welche man ſie herein gebracht hat.

Außer den Wohnungen jener drey Klaſſen, giebt es in Warſchau noch viele andre, die von außen nicht minder groß und glänzend ſind, aber von innen mehr oder weniger Armſeligkeit zeigen. Dahin gehören die Hoſpitäler und Kaſernen. Letztre thun es den erſtern an äußern Glanz weit zuvor, ſind neu, nach einem guten Geſchmack erbaut, und eine davon, Ujasdow, iſt vielleicht die ſchönſte Kaſerne in der Welt. Das Kadettenhaus und Arſenal ſind auch ſehr anſehnliche öffentliche Gebäude, minder ſind es die Münze und die Zaluskiſche Bibliothek. Ihre Wirkung für das Ganze der Stadt wird aber größtentheils dadurch zerſtört, daß ſie, theils in abgelegenen Gegenden, theils zwiſchen kleinen ſchwarzen Häuſern einzeln umher ſtehen.

Die übrigen Klaſſen der Einwohner, vom Faciendar *) bis zum Juden, vom General

---

*) So heißt in Warſchau der [illegible], die neben- her [illegible] Man nennt ſie auch, mit einem [illegible] Nahmen. So [illegible] ſchon in dem Prädikat das alterum tantum des Subjekts.

bis zum Hetzmeiſter, vom Advokaten bis zum Beutelſchneider, vom Modenhändler bis zum kauflichen Weibe, vom Gelehrten und Künſtler bis zum ſchamhaften Bettler ꝛc. alle dieſe Klaſſen, nach ihren mannigfachen Abſtufungen, wohnen in den Häuſern, die in den beſſer gebauten Theilen der Stadt, mit Kellergeſchoſſen, Gewölben und Dachſtuben, ſo wie mit einem hohen und hellen zweyten Stocke verſehen, umher ſtehen, und nur umher ſtehen, weil ſie auch hier faſt immer von dazwiſchen geſtreuten kleinern, unanſehnlichern Wohnungen unterbrochen werden. Letztre haben die ganz armen Einwohner inne, und ſie werden deſto häufiger und armſeliger, je weiter man ſich von dem älteſten Kerne der Stadt entfernt. So wie ein zerriſſenes, durchlöchertes, gekrümmtes Schindeldach, das Innere des Hauſes gegen Regen, Schnee und Sturm nicht deckt: ſo giebt ein hundertmal, mit Lappen von allen Farben, geflickter Rock die Beſitzer deſſelben jenen Unannehmlichkeiten bloß.

Hier wird der Charakter dieſer Stadt am ſichtbarſten: bey dem allerhöchſten Reichthume, die allertiefſte Armuth; bey der allerſtudierteſten Ueppigkeit, der dringendſte Mangel.

In den ältern Gegenden der Stadt ſind die Straßen krumm, enge und finſter; in den nächſten daran, ſchon breiter, aber immer noch krumm; in den entfernteſten gerade, breit und lang. Letztre haben aber noch kein Pflaſter und ihr Boden bildet, bey regneriſchem Wetter, einen langen Spiegel von Koth, der nur durch die bloßen Füße bezwingbar iſt, auf denen man hier herum gehet, oder durch die hohen Räder der Reiſewagen und Remiſen, die ſich hieher verirren. An warmen und ſonnigen Tagen fällt dieſer Koth in einen tiefen Staub zuſammen, der, auf den erſten Windſtoß oder Hufſchlag, in Wolken aufwirbelt, die kein Auge durchdringen kann. Daher kömmt es, daß man gegen das Elend hier herum die Augen zudrückt.

Warſchau hat, nach einem Plane *), den man für den beſten hält, weil er der neueſte iſt, in allem Einhundert und zwey und neunzig Straßen, wovon vielleicht nur zehn einen glänzenden, funfzig einen erträglichen und die übrigen einen unangenehmen Anblick geben. Die meiſten dieſer Straßen ſind, wo nicht ganz, doch in der Mitte, gepflaſtert, aber das Pflaſter iſt ſchlecht unterhalten. Wenn es regnet, ſo erſcheinen ſie von Unrath überſchwemmt und die Anſtalten, die man macht, um ſie zu reinigen, ſind nicht der Rede werth. Doch hat man den Troſt, daß man hier umſonſt in Pfützen herum waden kann, ſtatt daß man anderswo der Polizey dafür bezahlt, daß ſie dieſelben — ſtehen läßt. So ſieht man, z. B. in Berlin, bey naſſem Wetter, auf allen Straßen,

---

*) Plan Ichnographique de la Ville de Varſovie, Reſidence des Rois de Pologne, gezeichnet von dem Major Hennequin und zu haben bey Michael Groll 1779. Er iſt nur 16 Zoll lang und breit und zeigt deßhalb die Gegenſtände unangenehm zuſammen gedrängt.

ſelbſt auf dem ſchönen Schloß- und Opernplatze, ſolche Spiegel für die Polizey.

Der glänzendſte Theil von Warſchau iſt die Hauptſtraße der Krakauer Vorſtadt. Sie enthält in einer mäßigen Länge eilf Palläſte, worunter einige ſind, deren ſich der mächtigſte regierende Fürſt nicht ſchämen dürfte; ſechs Kirchen, faſt alle groß und gut gebauet, und ſteinerne Häuſer von zwey bis fünf Stockwerken.

Die Senatorenſtraße fällt ebenfalls gut in die Augen und enthält neben dreyzehn Palläſten, drey Kirchen und meiſt hohe und neue Privathäuſer.

Die Methſtraße (Ulica *) Miodowa) gehört auch zu den beſten und enthält, außer ſechs Palläſten, mehrere Kirchen und Klöſter; ſo wie die Langgaſſe (Ulica dluga) außer fünf Palläſten, drey Kirchen und Klöſter und das anſehnliche Zeughaus der Republik in ſich faßt.

---

*) Man leſe Uliza.

Die Altſtadt iſt der finſterſte und engſte Theil von Warſchau, und in ihren ſchmalen und kothigen Gaſſen, die durch hohe und ſchwarze Häuſer hinlaufen, findet man die düſterſten Theile von Wien und Paris wieder. Einige der Vorſtädte ſind, im Ganzen genommen, geräumiger, neuer und reinlicher. Dies gilt hauptſächlich von der Neuſtadt, (nowy Miescia) der Krakauer Vorſtadt, der Vorſtadt Alexandria und der Leſche; (Leſzno) die übrigen, Neue Welt (Nowy ſwiat) Wielopole, Bielino, Szolec ꝛc. ſind zum Theil nur einzelne, neu angelegte Straßen, die mit kleinen, beſſern oder ſchlechtern Häuſern, und dazwiſchen liegenden Sommerpalais und Gärten beſetzt, und von der eigentlichen Stadt weder durch Mauern noch durch Thore geſchieden ſind. Um das Ganze der Stadt ſelbſt läuft ein Graben, der weder tief, noch breit, noch unterhalten iſt. Bloße Schlagbäume geben die Thore an.

Jenſeits der Weichſel liegt, in einem beträchtlichen Umfange, Prag, eine Stadt mit ihrem eigenen Rathe, die, wenn zu Winterszeiten die Brücke abgenommen wird, durch nichts mit Warſchau zuſammenhängt, die man alſo irrig mit zu den Vorſtädten derſelben rechnet. Sie beſteht größtentheils aus hölzernen, niedrigen Häuſern und wird meiſt von Juden bewohnt, in deren Mitte ein paar Mönchsorden niſten, die, ſo wie jene, mit verlegenen Waaren handeln und nicht in dem beſten Geruche ſtehen.

Ich bringe nun einige nähere Nachrichten von den vorzüglichſten, öffentlichen und Privatpalläſten und Gebäuden bey:

Das königliche Schloß *) oder die Burg (poln. Zamek) liegt zwiſchen der Altſtadt und der Krakauer Vorſtadt faſt wie verſteckt und gewährt keine allgemeine Anſicht. Von woher man ſich demſelben auch nähert, immer ſieht man nur einen Theil davon. Aber

---

*) Vergl. Berl. Mon. Schr. l. c. S. 559. fg.

man verliert auch dabey nicht ſehr viel. Die ältern Theile ſind ſchwarz, unanſehnlich, winklich, und die neuern verſteckt. Faſt jeder König hat eine Erweiterung damit vorgenommen, und jeder neue Zuſatz hat einen andern Geſchmack und weniger oder mehr Höhe und Breite, als der andere erhalten. Das Ganze hat indeſſen einen ſehr beträchtlichen Umfang und die Zahl der Zimmer und Säle geht in die Hunderte. Der große Hof, der von den neueſten Anlagen umſchloſſen wird, iſt der ſehenswertheſte Fleck darin. Wenn man von der Seite der Krakauer Vorſtadt herein kömmt, ſo hat man rechts die Hauptwache und den Haupteingang zu den Zimmern, die der König bewohnt und die nach der Weichſel ſehen; links, den Eingang zum Reichstagsſaal und in einen andern Hof, der nach der Altſtadt zu geht; und vor ſich den Durchgang unter einem der Seitenflügel in einen dritten Hof, der zur Kollegiat- und Pfarrkirche St. Johannis führet. Zur Reichstagszeit, oder wenn Kour beym Könige iſt, erſcheint dieſer Hof mit den prächtigſten Wagen wie verrammelt, und iſt mit einem Gedränge reich gekleideter Bedienten bedeckt.

Die Beſchreibung der Zimmer, die der König bewohnt, verſchiebe ich bis dahin, wo ich von ſeiner Perſon ſpreche, weil das Aeußere derſelben und ihre Einrichtung in genauer Verbindung mit derſelben ſteht. Die übrigen Zimmer und Säle ſind theils leer und verſchloſſen, oder dienen zu Verſammlungsorten des Senats, oder zu Arbeitszimmern für die Staatsämter, zur Aufbewahrung des Archivs, oder auch bloß zu Durchgängen und Wachſälen. Viele darunter haben keine andere Möbel, als Spiegel und ein paar alte Stühle; andre ſind mit Gemählden behängt, die in Bruſtbildern der polniſchen Könige, berühmter polniſcher Gelehrten und Feldherrn alter und neuerer Zeit, beſtehen; und dieſe ſind denn freylich die anziehendſten unter allen im Schloſſe. Man hat den größeſten Theil derſelben dem jetzigen Könige zu danken, der ſie theils ankaufte, theils kopieren ließ, theils auch, was die Gelehrten und Feldherrn betrifft, von den Klöſtern, Kollegien und Familien geſchenkt erhielt.

Diejenige Seite des Schloſſes, die nach dem Fluſſe ſieht, iſt unſtreitig die heiterſte. Man beherrſcht von da herunter eine weitausgebreitete Ausſicht über die Weichſel, über Prag und über die daran ſtoßende, mit Wald umgebene, Fläche. Die andre Seite, die nach der Stadt zu liegt, hat keine Ausſicht, ſondern iſt durch die erwähnte Pfarrkirche und durch die hohen, ſchwarzen Häuſer der Altſtadt verſperrt. Da keine Königin hier iſt, ſo giebt es auch keinen eigentlichen Hof, mithin iſt das Schloß, feyerliche Gelegenheiten abgerechnet, ziemlich öde und todt. Am Fuße deſſelben, nach der Weichſel zu, ſtehen meiſt elende hölzerne Hütten, die alles um ſich her liegen haben, was ihre Bewohner an Bettſtroh, Dünger, altem Lumpen- und Lederwerk nicht mehr brauchen, und in ſo hohen Haufen, daß es die Anhöhe bis zum Fuße des Schloſſes bedeckt, und ſich noch mehr erheben würde, wenn nicht gewiſſe, ſchmutzige und gefräßige Thiere es wieder herabwühlten, oder nieder träten. Ueber dieſe nähern Umgebungen muß man allerdings hinwegſehen, wenn man der entferntern angenehmen Ausſicht über die Weichſel hinaus genießen will.

Der Pallaſt des Fürſten-Primas liegt in der Senatorenſtraße und hat, nach dem Schloſſe, wohl den größten Umfang unter allen in Warſchau befindlichen Palläſten. Er gewährt eine gute Anſicht, obgleich er für ſeine Länge zu niedrig ſcheint; er beſteht aus einem Korps-de-Logis und zwey Seitenflügeln, und hat einen ſchönen geräumigen Vorhof, der vielleicht dreyhundert Wagen faſſen kann. Nach der Straße zu iſt er mit einer Balüſtrade eingefaßt, in deren Mitte der Eingang ſich befindet. In dem einen Seitenflügel iſt die Wache, die dem Beſitzer als Primas des Reichs gegeben werden muß.

Das Innere iſt, bis auf wenige Zimmer, in altem franzöſiſchen Geſchmack verziert. Tapeten von Moire, Damaſt, Sammet ꝛc. und eben ſo überzogene Stühle und Lehnſtühle; große Spiegel mit vergoldetem Schnitzwerk, eingelegte Tiſche ꝛc. Kreutzbilder von allem möglichen Material, Betbänke ꝛc. dies ſind die Hausgeräthe, die man hier antrifft. Die Wohnzimmer des Fürſten haben mehr neuern Geſchmack und bieten dem Auge einige ſehr ſchöne engliſche Möbel und andre Bequemlichkeiten, auch manche Bilder von neueren Meiſtern, die ſehenswerth ſind, dar.

Der Pallaſt der Republik, ehemals **Kraſinski** *), fällt auch, unter allen übrigen, mit am beſten in die Augen. Er beſteht aus einem einzigen Korps und nimmt einen

---

*) Auf der Maſauerſtraße iſt noch ein Kraſinskiſcher Pallaſt, den man mit dieſem nicht verwechſeln muß. Vergl. Berl. Mon. Schr. l. c. S. 588.

Theil eines ganz geräumigen Platzes ein, auf welchem auch, ihm gegenüber, das Theater ſteht. Linker Hand hat er ein langes, anſehnliches Gebäude zur Seite, das den Platz ſchließt und meiſt zu Wohnungen für die Schauſpieler und Schauſpielerinnen eingerichtet iſt. Auf der andern Seite, am Eingange dieſes Platzes, dem anſehnlichen Gebäude des Packhofes und der Mauth gegenüber, ſteht eine höchſt ungeſchlachte Spitzſäule von — Holz.

Jener Pallaſt iſt der Schatzkommiſſion (dem Finanzkollegium) von der Republik zum Sitze eingeräumt worden. Einen Theil des obern Stockes hatte der nicht unirte Griechiſche Biſchof, den man wegen Anzettlung eines Aufſtandes unter den polniſchen Unterthanen jenes Bekenntniſſes, aufgehoben hatte, als — Gefängniß inne. Es iſt bekannt, daß unſre Regierung die Verhaftnehmung dieſes Mannes dem Konſtitutions-Reichstage, als eine Beſchwerde, in der Kriegserklärung vom 18 May 1792, mit zur Laſt legte.

An dieſem Pallaſte iſt ein angenehmer Garten, von dem ich weiter unten noch einige Worte ſagen werde, wenn ich auf die öffentlichen Vergnügungen der Einwohner von Warſchau komme.

Einer der neueſten und geſchmackvollſten Palläſte iſt der, den die Republik unſrer Geſandtſchaft eingeräumt hat. Er ſteht auf der Methſtraße, hat ein großes Korps de Logis und zwey, faſt eben ſo beträchtliche, Seitenflügel, die einen geräumigen Vorhof einſchließen, der, nach der Straße zu, mit einem ſchönen eiſernen Gitter eingefaßt iſt. Unſre Geſandtſchaft hat hier ihren beſtändigen Sitz, mit Vorrechten und Freyheiten, die ſie mitten in Petersburg nicht ausgedehnter und ungeſtöhrter beſitzen könnte. Auch ſind unſre Geſandten mächtigere Könige von Polen, als der König von Polen ſelbſt, und ſie waren es nur während des Konſtitutions-Reichstages, von 1788 an, bis in die Mitte des Jahtes 1792, nicht; jetzt *) ſind ſie es wieder mehr, als jemals. Sie gebieten nicht nur über die politiſchen Angelegenheiten des Staats, ſondern haben auch eine unumſchränkte bürgerliche Gerichtsbarkeit über alles, was von ruſſiſcher Zunge hier in Warſchau und in den übrigen Theilen von Polen anſäſſig iſt, und ſich an ſie wendet. Der Vorhof ihres Pallaſtes wimmelt von Wagen polniſcher Großen, die oft nicht zu ſtolz ſind, ſtundenlang im Vorzimmer zu ſtehen, um den Geſandten entweder in Geſchäften zu ſprechen, oder auch nur, um ihm aufzuwarten. Da unſer gegenwärtige Geſandte in Grodno iſt, ſo genießt, ſtatt ſeiner, der General von Igelſtröm ſeines Einfluſſes und ſeiner Ehren.

Unter den öffentlichen, der Republik gehörigen Gebäuden, ſind noch anſehnlich: das Zeughaus, die Münze, die Zaluskiſche Bibliothek, die Kaſerne von Ujasdow, und das Kadettenhaus. Von der Kaſerne

---

*) Im Monat May, 1793.

habe ich ſchon oben geſagt, daß ſie leicht die ſchönſte in der Welt ſeyn mag; und ihre Lage auf dem hohen Ufer der Weichſel, die ſich jetzt aber mehr entfernt hat; ihr reinliches Aeußere; die geſchmackvolle Bauart in ihren neuern daran geſetzten Flügeln; die ausgebreitete Ausſicht über das Luſtſchloß und Garten von Lazienka, über die Weichſel nach hinten zu, und vorne heraus über ſchöne Alleen und fruchtbare Felder, machen ſie in der That dazu.

Der Kurfürſt von Sachſen beſitzt hier auch noch einen Pallaſt, nebſt einem kleinen Gebiete um denſelben her. Unter allen Palläſten in Warſchau hat er unſtreitig die ſchönſte Lage. Er befindet ſich mitten in der Stadt, und hat einen ſehr geräumigen Hof vor, und einen weitläuftigen Garten, der als Spatziergang ſtark beſucht wird, hinter ſich. Den Hof ſchließen mehrere anſehnliche Gebäude ein, die theils vermiethet, theils von der Dienerſchaft, und von einer kleinen Abtheilung Dragoner und ihren Befehlshabern, die Sachſen hier noch unterhält, bewohnt werden. Das Innere des Pallaſtes iſt meiſt leer, und was etwa an bewohnbaren Zimmern noch da iſt, hat entweder keine Möbel mehr, oder wurmfräßige. Die Tapeten ſind verrottet. Man zeigte mir noch das Zimmer, aus deſſen Fenſter Auguſt der Zweyte, zum Zeitvertreib, Hunde ſchoß, die er, durch hingelegtes Fleiſch, ausdrücklich auf den Hof lockte. Er ſchoß ſie aber nur an, nicht todt, um das Vergnügen zu haben, die Verwundeten, trotz ihren zerſchmetterten Beinen, bey der nächſten Fleiſchlieferung doch wieder daher hinken zu ſehen. Da er (wer zweifelt daran?) durch dieſe ſinnreiche Erfindung ſeine Thierkenntniß, vielleicht gar ſeine Kenntniß der Menſchen (denn dieſe machen es nicht anders) vermehren wollte: ſo ſcheint er mir wegen dieſer philoſophiſchen Barbarey eben ſo gut zu entſchuldigen zu ſeyn, als Zergliederer und Naturforſcher, die Hunde, Katzen, Mäuſe, Fröſche lebendig auf- und zerſchneiden, um, zur Erweiterung der Wiſſenſchaft, Entdeckungen über das Spiel der Nerven und Muskeln zu machen.

Unter den Privatpallästen, deren jede große, oder reiche polnische Familie, wenigſtens Einen hier beſitzt, zeichnen ſich beſonders aus:

In der **Krakauer Vorſtadt** die Palläſte Czartoryski, Oginski, Radziwil, Lubomirski, Czapski, Poniatowski;

In der **Alexanderſtraße**: Karaſa, Dluski, Godski;

In der **Neuſtadt**: Branicki, Sulkowski;

Auf der **Maſauerſtraße**: Krasinski;

Auf der **Königsſtraße**: Ostrowski, Malachowski;

Auf der **Senatorenſtraße**: Zamoiski, Dembinski, Jablonowski, Poccieciowski, Czartoryski, Oginski, Potocki, Poninski;

Auf der **Methſtraße**: Radziwil, Mlodzieiowski, Branicki, Mniszowski;

Auf der **Langgaſſe**: Oginski, Miecielski;

Auf der Leſche: Ossolinski; und endlich

Auf der Straße Zakrotſchim: Sapieha.

Der verſtorbene Wechsler Tepper (von dem weiter unten ein mehreres) beſaß, auf der Methſtraße, einen reich eingerichteten Pallaſt, wenn auch der Geſchmack in der Baukunſt nicht der beſte war; auf der Langgaſſe beſaß er einen zweyten, und einen dritten auf der Ludno-Straße. Der Wechsler Blanc iſt Inhaber und Bewohner eines Pallaſtes, mit einem Vorhofe, deſſen Eingang auf der Senatorenſtraße iſt.

Ueberhaupt ſind in Warſchau, die vorhin beſchriebenen öffentlichen Palläſte nicht dazu gerechnet, ihrer 61 von größerm oder kleinerm Umfange, mehr oder weniger reich eingerichtet, beſſer oder ſchlechter unterhalten, viel oder wenig verſchuldet, mit Geſchmack oder ohne Geſchmack, von dem Beſitzer erbauet, erkauft, geerbt oder — gewonnen. Letztres iſt der

Fall mit dem Pallaſte **Gurowski** auf der Straße Zakroſchim, der, wie man mir geſagt hat, von ſeinem Beſitzer auf eine Karte geſetzt und verloren wurde.

Der Kirchen giebt es, wie man leicht denken kann, eine große Anzahl, und eine nicht kleinere an Klöſtern. Mehrere der erſtern zeichnen ſich durch Umfang und einen guten Geſchmack in der Bauart, und nur zwey oder drey der letztern, durch Nutzbarkeit, aus.

Die **Pfarrkirche zum heil. Kreutz** iſt ein großes Gebäude, deſſen Charakter aber mehr Feſtigkeit und Dauer, als Leichtigkeit und Geſchmack zeigt. Beydes zu vereinigen verſtehen die neuern Baumeiſter ſehr ſelten, und dieſe Kunſt ſcheint überhaupt mit den alten Griechen und Römern, oder ſpäter, mit den gothiſchen Wagehälſen in der Baukunſt, verloren gegangen zu ſeyn. Das Innere dieſer Kirche iſt mehr finſter als hell, und die plumpen Pfeiler, auf denen das Gewölbe ruhet, drängen den Raum ungebührlich zuſammen und beſchatten und verwinkeln die beyden Seitenſchiffe. Der loſe Geſchmack, an Einer Kirche ihrer zwey zu haben, hat auch hier eine unterirrdiſche Kirche hervorgebracht, die ſo kleinlich ausgefallen iſt, als Meiſterſtücke dieſer Art, ihrer Natur nach, ausfallen müſſen. Ein langes, aber enges Gewölbe, deſſen Decke man faſt mit der Hand erreichen kann, ſchließt einen Altar und, an den Seiten herum, einige Bänke für Zuhörer oder Zuſchauer ein; es wird zwey oder dreymal des Jahres an feyerlichen Feſten geöffnet und man lieſet Meſſe darin; aber hauptſächlich ſcheint es für das Oſterfeſt beſtimmt zu ſeyn, wo man ein heiliges Grab darin aufſtellt. Dann ziehen Tauſende von Menſchen nach und nach durch dieſe Gruft, die durch den Dampf und die Hitze der Wachslichter und durch die Ausdünſtungen der Grabbeſuchenden mit einer erſtickenden Luft angefüllt wird, und bey dem allen doch oft genug nur zum Sehen und Geſehenwerden oder gar zu geheimen verliebten Beſtellungen genutzt wird. Dieſer Wink ſoll die Leſer vorbereiten, es minder befremdend zu finden, wenn ich weiter unten das Beſuchen der heiligen Gräber zur Oſterzeit unter den Vergnügungen der Warſchauer mit aufführe.

Die Kirche der Piariſten auf der Langgaſſe iſt in demſelben Geſchmack erbauet, nur von etwas geringerm Umfange. Die daran ſtoßenden Gebäude, ſind einer größern Aufmerkſamkeit werth, ſie ſind wahre Palläſte und nehmen einen großen Theil der Meth- und Langgaſſe ein. Seit der Verjagung der Jeſuiten hat dieſer Orden auch hier ſämtliche Schulen ausſchließend zu beſorgen, wozu er denn ſolch eines weitläuftigen Lokals bedarf. Vom ABCſchützen an bis zum Univerſitätsfähigen Schüler erhält hier alles Unterricht, und was vom Adel ſeinen Kindern eine gewiſſe litterariſche Bildung geben will, findet in eben dieſer Anſtalt Gelegenheit dazu. In dem einen Flügel deſſelben iſt ein adeliches Konvikt, wo Fürſtenſöhne mit ihren Hofmeiſtern anſtändig wohnen, eſſen und trinken, auch in den ſogenannten galanten Studien ſogar Unterricht erhalten können.

Die Pfarrkirche zum heil. Johannes iſt bloß ihres Alterthums wegen merkwürdig: ein gothiſches Werk, mit allen Vorzügen und Fehlern dieſer Bauart ausgeſtattet. Sie iſt, außer zu dem gewöhnlichen Gottesdienſte, zugleich ausſchließend für politiſche, wichtige Feyerlichkeiten beſtimmt, wozu ihre Lage am Schloſſe, ihr Zuſammenhang mit demſelben, und ihr Raum ſie vorzüglich geſchickt machen würden, wenn ſie nicht ſchon wegen ihres Alterthums, wegen ihres Ranges über die andern Kirchen und wegen der Anſprüche ihres altadelichen Kapitels zu ſolchen Schauſpielen gewählt werden müßte. Eine Ausnahme machte man den 3ten May 1792, bey der Feyer des Jahrstages der neuen Konſtitution, wo man die Kreuzkirche wählte, um die nöthigen Amphitheater für die Muſik, für die Reichsboten, für die Deputirten der Proringen, für die Fremden, für die Damen und für die Zuschauer aller Gattungen bequemer und glänzender anzubringen. Der Papſt verſetzte damals einen Heiligen vom 7ten May auf den 3ten, warum hätte man das Lokal der Feyerlichkeit nicht von St. Johann nach Heiligen-Kreutz verſetzen ſollen?

Die beyden übrigen Pfarrkirchen zu St. Andreas (ehemals den Jeſuiten gehörig) und zu Unſerer lieben Frauen, ſtehen ebenfalls billig in der Reihe der neuern und beſſern Kirchen in Warſchau.

Dieſe, mit den Kirchen der Klöſter und Konvente, unter denen noch einige ganz artige ſind, z. B. die Kirche der Auguſtiner und Karmeliterinnen in der Krakauer Vorſtadt, erſteigen die Anzahl von drei und dreißig. Noch ſind mehrere Privatkapellen vorhanden.

Mönche und Nonnen von faſt jedem Orden haben in Warſchau feſten Fuß gefaßt. Gutes Auskommen haben ſie alle, aber nützlich ſind ihrer nur zwey oder drey unter der Anzahl von achtzehn. Zu dieſen gehören die Piariſten, deren ich vorhin erwähnt habe; ferner die barmherzigen Brüder (boni fratrow) und die barmherzigen Schweſtern (Vizitek). Erſtre halten ein Krankenhaus von 50 bis 60 Betten und ein Irrenhaus für ungefähr eine gleiche Zahl von Perſonen. In letzterem war ein Unglücklicher, deſſen Zufall merkwürdig iſt. Er kam vor einigen Jahren nach Warſchau, in einem ſchönen Reiſewagen mit 4 Poſtpferden, und nahm eine Wohnung in Mariavill. Gleich nach ſeiner Ankunft ſchickt er einen Lohnbedienten nach der Poſt, um nachzuſehen, ob Briefe an ihn dort wären? Dieſer findet einen einzigen, mit einem ſchwarzen Siegel, und bringt ihn dem Fremden. Er entfärbt ſich, als er das Siegel ſieht, erbricht den Brief mit bebenden Händen, lieſt ihn, wirft ihn in den Kamin, vor welchem er ſitzt, ſinkt zurück und wird mit den ſchrecklichſten Zuckungen befallen, die über eine Stunde in gleicher Wuth fortdauern. Als ſie nachlaſſen, findet man den Kranken taub und ſtumm und ohne den mindeſten Anſchein, daß ihm auch der kleinſte Reſt von Verſtand übrig geblieben ſey. Einen Bedienten hatte er nicht bey ſich, und in ſeiner Brieftaſche fand ſich nicht die mindeſte Aufklärung. In ſeinem Beutel waren 120 Dukaten. Man brachte ihn zu den barmherzigen Brüdern und gab ihnen das Geld zu ſeiner Verpflegung, ſo wie die Summe, die man aus dem Verkauf ſeines Reiſewagens gelöſ't hatte. Allem Anſchein nach iſt er ein Franzoſe, denn er hatte mit dem Lohn-Bedienten franzöſiſch geſprochen und die Adreſſe des Briefes war an einen „Monſieur Boisblanc“ gerichtet geweſen. Seine Krankheit iſt eine Starrſucht, die von Zeit zu Zeit durch ſtarke Zuckungen unterbrochen wird.

Dieſe Brüder geben auch jährlich eine Spende von Bier und Brot, die eine Art von Feyerlichkeit für einen großen Theil der Einwohner von Warſchau iſt, und auf den zweyten Pfingſttag fällt. Man ſchlägt dann Buden vor ihrer Kirche auf, die alle Arten von Lebensmitteln und geringen Waaren enthalten. Die Bier- und Brantweinsbuden ſind freylich die häufigſten. Hier hilft das Volk der Eß- und Trinkluſt nach, welche die guten Brüder vielleicht nicht ganz geſtillt haben. Die beſſern Stände gehen theils zwiſchen den Buden auf und ab, theils ſehen ſie aus den Fenſtern der benachbarten Häuſer in das bunte, oft wilde, Getümmel hinaus.

Die barmherzigen Schweſtern unterhalten an ihrem Kloſter ein Krankenhaus von 20 bis 25 Betten und beſorgen ihre Kranken gut.

Dem Wohlſtande gemäß und um der Majeſtät der herrſchenden Kirche nicht zu nahe zu treten, habe ich die Gotteshäuſer der beyden proteſtantiſchen Bekenntniſſe, hier Diſſidenten genannt, die ſie, mit Ausſchluß der Glocken, auf ihrem Boden duldet, unter der Reihe der rechtgläubigen Kirchen oben nicht genannt; ich thue es alſo hier beſonders, nicht bloß der Vollſtändigkeit wegen, ſondern weil die lutheriſche Kirche in Abſicht ihrer Bauart und die reformirte in Abſicht ihrer auffallenden Kleinheit es wohl verdienen.

Die lutheriſche Kirche *) iſt erſt ſeit wenigen Jahren vollendet. Sie verdankt ihren Aufbau den Beyträgen der hieſigen lutheriſchen Gemeinde, und anderer in Pohlen und Europa, und den Geſchenken einzelner proteſtantiſchen Kapitaliſten in Warſchau. Auch der König und einige Große haben zum Theil anſehnliche Beyſteuern dazu gegeben.

Ihre Anlage fiel einem Baukünſtler, Namens Zug, in die Hände, der ſchon als ein guter Meiſter bekannt war, und durch ihre Erbauung ſich den Ruf eines vortreflichen erwarb. Ihre Form iſt rund, und dieſe iſt mit einer ſo großen Leichtigkeit ausgeführt, daß die Rotonde in Berlin und die Frauenkirche in Dresden als ziemlich ſchwerfällig dagegen erſcheinen. Das Innere iſt ungemein heiter und

---

*) Vergl. Berl. Monatsſchr. Juny 1792. S. 568.

ohne alle unnütze Verzierung. Die Emporkirchen ruhen auf Säulen von guten Verhältniſſen. Unten ſind die Stühle amphitheatraliſch angebracht, ſo daß ſie drey Theile des Cirkels einnehmen und an beyden Seiten da aufhören, wo der Altar den vierten Theil ausfüllt. Ueber dieſem befindet ſich die Kanzel und über dieſer die Orgel. Dieſe drey Stücke ſind die einzigen in der Kirche, die eine mäßige Verzierung an Gold und Farben haben. Die Wände ſind weiß, die Stühle grau. In den Niſchen, oberhalb dem Amphitheater der Sitze, ſind drey oder vier beſondere Betſtübchen für — Vornehmere (in der Kirche!) angebracht; ſonſt ſitzt der Reſt der Gemeine jedes Standes und Alters unter einander gemiſcht, in den untern Stühlen. Zum Lobe des Baumeiſters darf ich nicht vergeſſen, den Umſtand anzuführen, daß einige alte, ſtrenge Chriſten, als die Kirche fertig war, ſie tadelten, mürriſch den Kopf ſchüttelten und meynten: das ſey ein Theater, aber keine Kirche.

Das reformirte Bethaus findet man in einem engen Nebengäßchen der Leſche. Es hat weder Thurm noch Glocke und man ſieht es nicht eher, als bis man darin iſt. Sein Lokale iſt ungewöhnlich klein und wenn Predigt gehalten wird, kömmt es einem vor, als ob man ſich in einer Geſellſchaft guter Freunde befände, wovon ein Mitglied ein paar Stufen höher ſteht, und den übrigen etwas erzählt. Da die hieſigen Reformirten meiſt wohlhabende und zum Theil reiche Leute ſind ſo kündigt auch das Aeußere der Zuhörer an, daß man ſich zugleich in guter Geſellſchaft befinde.

Unter den Gebäuden, die weder Palläſte noch Kirchen ſind, ſondern von den Klaſſen, die nicht zum Adel und zur Geiſtlichkeit, aber auch nicht zum Pöbel gehören, bewohnt, wenn auch nicht beſeſſen, werden, ſind viele ſehr ausgezeichnet, ſowohl durch Umfang, als durch Sauberkeit, Bequemlichkeit und Geſchmack in der Bauart. Die meiſten dieſer Art findet man in der Krakauer Vorſtadt beyſammen;

auf der Leſche, in der Senatoren- und Königs-Straße findet man ſie einzeln. Kaufleute, Factenden-Macher und Advokaten können ſich, wie ſchon oben erwähnt, unter allen übrigen Bewohnern von Warſchau, noch Häuſer bauen oder kaufen, und einige der anſehnlichern gehören ihnen auch; aber faſt alle übrige werden von [illegible], Kirchen, Klöſtern, Adelichen und [illegible] beſeſſen, die ſie bauen laſſen, um ihre Gelder unterzubringen und auf gute Zinſen zu legen. Sie verſorgen ſonach den ganzen Theil der Einwohner mit [illegible], aber in der That um keinen wohlfeilen Preis. Dieſer Artikel iſt hier theurer, als in Wien, wo er doch in Deutſchland am theuerſten iſt, und, im [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Punkte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Stelle [illegible]. Weiter unten werde ich einige [illegible] [illegible] mittheilen.

Oeffentliche Plätze ſind in Warſchau entweder gar nicht, oder man nennt die vorhandenen nur aus Mißbrauch ſo; denn keiner iſt eigentlich dazu beſtimmt und als ſolcher verziert. Des Platzes vor der Schatzkommiſſion habe ich ſchon oben erwähnt, hier ſetze ich noch hinzu, daß er weder erhöhet noch gepflaſtert iſt, und wechſelsweiſe in tiefen Staub aufgelöſ't und in Koth ſchwimmend erſcheint.

Zwiſchen der Altſtadt und der Krakauer Vorſtadt iſt noch ein Platz, den man ſo nennen könnte, der aber doch nur der obere Theil einer Straße iſt. In ſeiner Mitte ſteht die vergoldete Statue König Siegmunds des dritten, auf einer 23 Schuh hohen Säule von Marmor; eine Höhe, die mit der Größe der Statue gar kein Verhältniß hat, welche auch auf dieſem Standpunkte faſt verſchwindet.

Für einen dritten Platz könnte man den rechnen, der beym Ausgange des Sächſiſchen Gartens anhebt und ſich bis faſt an die Kaſernen der reitenden Leibwache hinzieht, wenn er nicht ſo abſcheulich ſchmutzig und armſelig wäre. Er iſt zugleich eine Art von Markt, wo man Getreide, Heu, und die gemeinſten Lebensmittel und andere Bedürfniſſe feil hat, theils in fliegenden, theils in ſtehenden, verfallenen Buden, deren einige zugleich liederliche Löcher, und für die Brutalität der niedrigſten Klaſſen beſtimmt ſind. Wenn es eine Weile geregnet hat, ſo bleibt man auf dieſem Platze mit Pferden und Wagen ſtecken.

Ein vierter Platz iſt vor dem Kloſter der erwähnten barmherzigen Schweſtern. Er iſt eigentlich nur ein Theil der Krakauer Straße, und man hat darauf Heu und Hafer, auch Mehl feil.

Ein fünfter Platz könnte der Raum zwiſchen den Palläſten des Feldherrn Oginski und des Fürſten Adam Czartoryſky ſeyn; aber auch dieſer hat keines der Erforderniſſe, die zu einem öffentlichen Platze gehören.

Die Höfe des Kadettenhauſes und des Sächſiſchen Pallaſtes gehören nicht hieher.

Die Altſtadt beſitzt einen ſogenannten Ring, oder Marktplatz, der an ſich ſchon klein iſt, aber durch das Rathhaus, das in ſeiner Mitte ſteht, vollends ganz verengt wird. Er iſt zu jeder Tageszeit der lebhafteſte Fleck in Warſchau.

Sonſt iſt in der ganzen Strecke von Warſchau, die ſich, unter dem Namen von Vorſtädten, um die Altſtadt herumzieht, kein eigentlicher Marktplatz, wo man die Waaren und Bedürfniſſe bey einander fände, die man täglich braucht; alles ſteht an den Seiten der einzelnen, lebhaftern Straßen in Buden, auf Tiſchen, in Körben ꝛc. zerſtreut zu Kaufe. Vor der Kreutzkirche hat man friſche und geſalzene Fiſche aller Art, Obſt, Brot, Hülſenfrüchte, auch Fleiſch, Suppe, Gemüſe, Würſte u. ſ. w. in ewig dampfenden Pfannen feil; am Eingange in die Altſtadt, von der Krakauer Vorſtadt her, bietet man Citronen, Pomeranzen, Apfelſinen und andre beſſere Obſtarten feil; in der Gegend zwiſchen der Altſtadt und Neuſtadt kocht und bratet man ebenfalls auf der Straße, und bewirthet ſeine Gäſte ohne Teller, ohne Meſſer und Gabel, indem man ſie ihren Fingern und Zähnen überläßt; hier ſtehen auch diejenigen Kaufleute, die man in Wien Greisler nennt, und die trockne Hülſenfrüchte, Salz, Käſe, Butter, Eyer u. dergl. unter freyem Himmel feil haben; an beyden Seiten der daran ſtoßenden Langgaſſe bieten Obſthöcker und Trödler (die hier auch alte Bücher und Kupferſtiche in ihr Gebiet gezogen haben) ihre Waaren feil; weiterhin, vor Tlomacki vorbey, geht der Bezirk der Judenſchaft an, und man weiß, daß dieſe mit allem handelt, was alt iſt; hier aber hat ſie, während des Reichstages, die Erlaubniß, auch mit neuen Waaren in offenen Gewölben zu handeln, und man findet einen Theil der Senatorenſtraße ganz mit dergleichen beſetzt. In dieſen haben ſie beſonders Pelzwerk, Leinwand, Baumwollen-, Seiden-, Wollen-Waaren u. v. a. feil, und ihre Laden ſind gewöhnlich mit Käufern angefüllt.

Warſchau hat übrigens wenig oder gar keine Manufakturen und Fabriken, welche Volksmenge und Wohlſtand, mithin den Anbau der Stadt, befördern könnten. Dafür hat ſie aber etwas anderes, das zu ihrem beſſern Anbau kräftig wirkt: dies ſind die Reichstage, die Reichskollegien und die Vergnügungen einer wohlhabenden und üppigen Hauptſtadt.

Wer von den Mitgliedern des erſtern kein Eigenthum in Warſchau beſitzt, verlangt wenigſtens eine bequeme, gemiethete Wohnung; und wenn die Reichsboten noch vor funfzig Jahren oft mit einer Dachſtube vorlieb nahmen, ſo verlangen ihre Enkel mehrentheils ſchon einen ganzen Stock, nebſt Stallung und Schuppen. Die Verheyratheten unter ihnen brauchen noch mehr Platz, weil ihre Gemahlinnen ihnen nach Warſchau folgen und Raum für ihren Putztiſch und ihre — Liebhaber ſehr nöthig haben. Die Reichskollegien beſchäftigen eine Menge Köpfe und Hände, und da die obern Stellen in denſelben meiſt immer mit

Männern von glänzender Abkunft beſetzt werden, die zugleich gut beſoldet ſind und die mithin reichlich zum geſellſchaftlichen Genuß und Luxus beytragen können: ſo brauchen auch dieſe ein angemeſſenes Lokale für ihre häusliche Exiſtenz, die ſich mit jeder neu erſtiegenen Stufe weiter auszudehnen pflegt.

Daß Warſchau eine wohlhabende üppige Hauptſtadt ſey, wird weiter unten aus weitläuftigern Bemerkungen hervorgehen; jetzt nur ſo viel: daß Reichthum, Ehrgeitz, Prunk- Gewinn- und Liebe-Sucht hier ſehr mannigfaltigen Genuß finden, ſich deßhalb aus den entfernteſten Gegenden von Polen hieher ziehen und ſich Bühnen bauen, wenn ſie keine finden.

Dieſe und andre Umſtände, die ſich, im Laufe dieſer Beobachtungen, von ſelbſt darbieten werden, bewirken es, daß Warſchau mit jedem Jahre an Häuſern gewinnt und mithin auch an Einwohnern, und daß deßhalb die Bauſtellen immer theurer werden. Dieſer

Fortſchritt im Anbau, wird in einigen Vorſtädten, z. B. der Leſche und der neuen Welt ſehr ſichtbar, wo ein neues Haus neben dem andern, nach modernen Geſchmack erbauet, über die kleinern hervorgeht und dieſe verdrängt. So könnte es wohl ſeyn, daß Warſchau, in einem Zeitraume von funfzig Jahren, theilweiſe, eine der ſchönſten Städte in Europa würde. Ein König, der ſo viel Hang zum Bauen und ſoviel Geſchmack und Freygebigkeit dabey beweiſ't, wie der jetzige, dürfte dieſem nur folgen, ſo würde ſich ſeine Hauptſtadt bald über die morſchen, bemooſten Hütten, die ſie noch verunſtalten, hinausſchwingen. In dieſem Falle würde Warſchau, wo nicht eine regelmäßige, doch eine glänzende und geſchmackvolle Stadt werden *).

*) Anmerk. Man vergeſſe nicht, daß ſeit dem Jahre 1793 viel Umſtände eingetreten ſind, die dieſe Bemerkungen, wo nicht ganz aufheben, doch ſehr einſchränken.

Das Menſchen-Gewimmel in Warſchau hat ſeine Eigenheiten, durch die es ſich von dem in andern großen europäiſchen Städten unterſcheidet. Schon die zwiefache Art der Tracht macht es bunt, und eine dritte, aus beyden gemiſchte, noch bunter. Von dem gemeinen bis zum Mittelmann polniſcher Abkunft, geht noch alles in der bekannten Nationalkleidung; was nicht von polniſcher Abkunft iſt, zeigt ſich in der gewöhnlichen franzöſiſchen, hier die deutſche genannt. Jene Klaſſe geht in langen Unterröcken und hat eine Jacke darüber, ſo daß ihre Tracht Aehnliches mit der weiblichen hat. Die beliebte polniſche, eckigte, mit Pelz verbrämte Mütze, iſt ihre Kopfbedeckung, im Sommer wie im Winter, der Zwickelbart ihr Abzeichen vor den Deutſchen. Was ſich von dem Mittelmann in deutſcher Tracht ſehen läßt, hat dieſe noch nach ihrem altmodiſchen Schnitte: lange Taillien, kurze Schöße, große flache Metallknöpfe. Die vorhin erwähnte Mitteltracht iſt aus polniſcher und deutſcher zuſammen geſetzt und fällt dem Auge als ſehr wunderlich auf. Stiefeln von rothem oder gelbem Saſſian werden zu einem Frack; dieſer zu einer polniſchen Mütze und dieſe zu einem Haarzopfe und geſteckten Locken getragen; ſo wie man oft ein bis zum Wirbel abgeſchornes Haar und einen Zwickelbart zu einem runden oder eckigten Hute, und einen langen, weiten polniſchen Oberrock, zu Schuh und Strümpfen tragen ſieht. Die weibliche Tracht der niedern Klaſſen iſt ungefähr ſo, wie man ſie überall in den großen Europäiſchen Städten findet, nur daß hier unter derſelben, zu Winterszeiten, der kurze polniſche Pelz, mit langen herabhangenden Aermeln, der ſich nur noch bey den altmodiſchen Einwohnerinnen einiger niederdeutſchen Städte findet, durchaus gäng und gäbe iſt. Die Bettler und Armen zeigen ſich hier in eine weit größere Umgebung von Lumpen gekleidet, als anderswo, weil die lange polniſche Tracht ihrer mehr erfordert, als die kurze deutſche. Nimmt man zu ſolch einem ſchwebenden, tauſendfach an- in- und durch einander geflickten Lumpentalar, nun noch einen langen ſchwarzen Bart, eine überall gelb heraus dringende Haut, ein ſchwarzes Bein ohne Hoſen und Strümpfe: ſo kann man ſich ungefähr die Abentheuerlichkeit des Anblicks vorbilden, den mehrere Menſchen dieſer Art, auf Einem Haufen geſehen, darbieten müſſen, und der wohl nur durch den Aufzug der Bettler in Bologna, Rom und Neapel übertroffen werden dürfte.

Unmittelbar über dieſer Klaſſe ſtehen, ihrem Aeußern nach, die Juden. Da ſie an Polen eine Art von Vaterland wieder gefunden haben, ſo ſieht man ihrer auch in Warſchau eine große Menge, und ſie wohnen hier theils einzeln in den entlegenern Gegenden der Stadt, theils in eigenen Gehöften. Die Tracht der Männer iſt des Sommers der bekannte lange, ſchwarze Talar, der, je nachdem ſein Beſitzer reich oder arm iſt, weniger ſchmutzig und zerriſſen um ihn herum hängt. Im Winter tragen ſie die bekannten weiten polniſchen ſchwarzen Pelze, mit Fuchs aufgeſchlagen. Die Weiber erſcheinen mit breiten Treſſen auf Miedern und Wämſern und tragen vor der Bruſt einen breiten, eben ſo verzierten Latz, der locker auf derſelben bauſcht und ſich unter eine Schürze und einen Rock verliert, die hoch über den Nabel herauſtreten und ihnen das Anſehen geben, als ob ihre ganze Figur bloß aus Kopf und dem entgegengeſetzten Theile beſtände. Doch verbeſſern ſie im Winter dieſen unangenehmen Anblick durch einen langen Leibpelz und im Sommer durch ein Oberkleid von ähnlichem Schnitte.

Die bisher bezeichneten Menſchenarten finden ſich am häufigſten auf den Straßen von Warſchau, und unter ſie gemiſcht erſcheinen Mönche, Soldaten und Bediente, die theils durch die Abentheuerlichkeit, theils durch das Bunte ihrer Trachten, die Abwechslung vermehren. An dieſe ſchließen ſich ſchon die wohlhabendern Klaſſen, die es noch nicht unter ihrer Würde halten, zu Fuße zu gehen, und ſich ſchon ſorgfältiger und beſſer gekleidet zeigen.

Sodann kömmt das Publikum zu Pferde und zu Wagen; und dieſes iſt, beſonders zur Reichstagszeit, ſo glänzend, als man es in irgend einer andern großen europäiſchen Stadt finden kann. Vom wohlhabenden Kaufmann an geht ſchon niemand mehr zu Fuße, am wenigſten die Frauenzimmer, das Wetter müßte denn ſehr ſchön, der Weg ſehr kurz und das Pflaſter ſehr reinlich ſeyn. Daher kömmt es, daß man faſt in keiner europäiſchen Stadt ſoviel Wagen in Bewegung ſieht, als in Warſchau, und daß man, ohne Uebertreibung, annehmen kann: man ſieht an einem einzigen Tage, wo eine Reichstagsſitzung oder ein großer Ball iſt, mehr Wagen in Warſchau, als man binnen vier Wochen z. B. in Berlin, zu ſehen bekommen kann.

Eben ſo iſt es mit den Reitern. Man kann annehmen, daß jedes Haus oder jeder

Privatmann, der einen Wagen hält, zugleich ein Reitpferd halte. So kömmt es, daß man auf den Straßen beynahe ſo viel Reitende als Fahrende findet. Nimmt man dazu, daß jeder Reiter von einigem Vermögen oder Kredit, nicht ohne einen, oder zwey Reitknechte im Gefolge, erſcheint, ſo kann man ermeſſen, wie dadurch das Geräuſch auf den Straßen vermehrt wird.

Unſtreitig ſind Paris, London, Neapel und Wien die lärmendſten Städte in Europa. Ich bin ſehr verſucht, Warſchau gleich nach ihnen zu nennen. Einige Theile dieſer Stadt wetteifern ſchon mit den vorbingenannten. Die Altſtadt, die Neuſtadt, die Krakauer Vorſtadt und alle näher daran gelegene Straßen, halten faſt die Vergleichung aus, wenn auch die entlegenern Theile der Stadt, aus oben angezeigten Gründen, nicht den Schatten davon darbieten.

Die Bevölkerung von Warſchau iſt aber doch dem Umfange der Stadt bey weitem nicht angemeſſen. So ſehr ſie auch, während der Dauer des Konſtitutionsreichstages, an Menſchen gewonnen hat: (denn der fünfjährige Aufenthalt der wohlhabendſten Edelleute aus ganz Polen, als Reichsboten, innerhalb ihrer Mauern, großentheils mit ihrer ganzen Familie, eröffnete und verſtärkte eine Menge von Nahrungszweigen) ſo wird die Anzahl derſelben doch kaum 100,000 überſtiegen haben; und jetzt, da ich dies ſchreibe (im May 1793) muß die Entfernung der größeſten und zahlreichſten Familien vom Adel; die Auswanderung mancher Gewerbe, die mit ihnen kommen und gehen, blühen und verdorren, weil ſie bloß für Luxus und Wohlleben arbeiten; die Zerſtreuung der ehedem ſtärkern Beſatzung in die Provinzen; der Zurückzug der Fremden, die während des Reichstages häufig hier ankamen, theils, um der verſuchten Wiedergeburt der polniſchen Nation zuzuſehen, theils, um des damals höchſt angenehmen geſellſchaftlichen Lebens zu genießen; der Sturz der hieſigen großen Wechſelhäuſer, der mehrere Familien ſo herunterbrachte, daß ſie ſich von Warſchau weg, auf das Land zurückziehen mußten, wo ſie wirthſchaftliche Einſchränkungen machen konnten: alle dieſe verſchiedenen Auswanderungen müſſen die jetzige Volksmenge der Stadt um mehrere Tauſende verringert haben, ſo wie dadurch das Getümmel auf den Straßen, und Handel und Verkehr augenſcheinlich geſchwächt worden ſind *).

Der Nahrungserwerb der arbeitenden Klaſſen in Warſchau, vom Kaufmann bis zum Handwerker der geringſten Gattung, war faſt ausſchließend auf das Bedürfniß und die Verſchwendung der Großen, und überhaupt auf den Vertrieb innerhalb der Mauern der Stadt, gebauet. Für das Ausland arbeitete und ver-

---

*) Es iſt natürlich, daß die nachher folgenden Auftritte, vom May 1793 bis in den September 1794, die Volkszahl in Warſchau und den Wohlſtand noch merklicher vermindert haben müſſen. Man vergleiche übrigens Berl. Mon. Schr. l. c. S. 557.

kehrte hier faſt niemand, und für die polniſchen Provinzen ſelbſt, nur wenige. Was der Adel auf ſeinen Gütern an Waaren für Pracht und Bequemlichkeit brauchte, ließ er, wenn er nicht zu entfernt wohnte, (und man weiß, daß, bey der Weitläuftigkeit des Landes, viele Familien 100, 150, 200 Meilen weit von Warſchau lebten) allerdings aus der Hauptſtadt kommen; aber ſie waren nicht in dieſer Stadt verfertigt, ſondern kamen aus Deutſchland, Frankreich, England; mithin zogen nur die Kaufleute den Krämergewinn, und der größern Zahl der Handwerker kam nichts davon zu Gute. Daher blieb dieſe Gattung der Einwohner immer ziemlich arm, und es waren ungefähr die Wagenbauer, die Schmiedte, Sattler, Tiſchler, Maurer, Zimmerleute, Schneider, Schuſter, Perückenmacher, und wenige andre, die für ganz unentbehrliche, tägliche Bedürfniſſe arbeiteten, welche einiger Wohlhabenheit genoſſen. Aber ſelbſt in das Arbeitsgebiet einiger von dieſen, griffen die Kaufleute ein, beſonders vier der Vornehmern, Prot Potocki, Rößler, Jarſchewitz und Hampla, die ſehr weitläuftige und höchſt glänzende Gewölbe von engliſchen und franzöſiſchen Waaren hielten, worin ſie Wagen und Zahnſtocher, ganze Hauseinrichtungen und Brieftaſchen, Kronleuchter und Augengläſer, Küchenbatterien und Nähnadeln, ganze Pferdegeſchirre und Uhrketten, Tücher, Muſſeline, Stiefelſchäfte, Schuhſohlen, Siegellack, Briefpapier und engliſche Biere verkauften. Was von gutem Ton ſeyn wollte, nahm ſeinen Bedarf aus dieſen Gewölben, deren Beſitzer zu einem unglaublich überſetzten Preiſe verkauften; während der einheimiſche Künſtler und Handwerksmann, ſelbſt der geſchickteſte, keine Nahrung und Ermunterung fanden.

Eine Ausnahme davon machte der Unternehmer einer Wagenfabrik *), Namens Dangel, der eine große Menge einheimiſcher

---

*) Vergl. Berl. M. S. l. c. S. 595.

Hände beſchäftigte. Er vereinigte in ſeinem großen Hauſe und Gehöfte, auf der Senatorenſtraße, alle Künſtler und Handwerker, die er zur Hervorbringung ſeiner Waaren brauchte: Stellmacher, Schmiedte, Sattler, Lakierer, Bandmacher, Anſtreicher, Gürtler, Schloſſer ꝛc. die alle einander in die Hand arbeiteten und, bey ihrer beträchtlichen Anzahl, in unglaublich kurzer Zeit, beſtellte Wagen zu Stande brachten, im Fall ein Liebhaber unter den ſchon fertigen, deren immer dreyßig bis vierzig da ſtanden, keinen nach ſeinem Geſchmacke oder Bedürfniſſe fand. Der neueſte Geſchmack in Form und Verzierungen, der möglichſte Wechſel in der Beſtimmung der Wagen, ließen den Käufer ſelten unbefriedigt. Der Unternehmer erhielt aus London, in Zeichnungen, alles, was an neuen Verfeinerungen und Bequemlichkeiten erfunden wurde und führte es in ſeiner Fabrik aus; freylich erhielt er eine Menge nöthiger Materialien eben daher, die er mit ſeinen Leuten entweder gar nicht, oder nicht in der Güte, hervorbringen konnte; aber den größeſten Theil verfertigte er doch ſelbſt. Seine Preiſe waren zwar wenig geringer, als die engliſchen, da man aber ſeine Waaren bey der Hand hatte, da mancher Große bey ihm Kredit haben konnte: ſo zog man es allerdings vor, ſich von ihm verſorgen zu laſſen, und er hat ein anſehnliches Vermögen dabey erworben. In Deutſchland iſt keine Anlage von dieſem Umfange vorhanden, und ſelbſt die Kaufmanniſche Wagenfabrik in Wien, iſt, mit ihr verglichen, ſehr unbedeutend, obgleich ihre Arbeiten geſchmackvoll und dauerhaft, und ihre Preiſe faſt um ein Drittheil geringer ſind.

Warſchau hat alſo, dieſe Fabrik und andre ganz unbedeutende ausgenommen, kein thätiges Verkehr *), ſondern nur ein leidendes, das ſich auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten erſtreckt, und deſſen Ausfall nur durch die Verſchwendungen großer und reicher Familien, die

---

*) Vergl. Berl. Mon. Schr. l. c. S. 593 fg.

dort leben, durch den Hof, durch die Staatsbeamten, den Soldatenſtand und den Ueberſchuß, den die handelnde oder vielmehr die krämernde Klaſſe hat, gedeckt werden kann. Man ſieht, woraus denn endlich dieſe Deckung hervorgeht, und was der eigentliche Erhaltungsſchatz von Warſchau, ſo wie von ganz Polen, iſt. Allerdings iſt es der Landbau, die Viehzucht und der Holzverkauf, deren Ertrag die Hauptſtadt großentheils bedarf, um nicht zur Bettlerin zu werden. Auch wird er ihr durch Bedürfniß und Verſchwendung, durch Rechtshändel und Staatspflichten zugeführt, und ſie giebt dafür ihre engliſche Waaren, ihren Wein, ihre Pomade, ihre franzöſiſchen Geiſter, ihre Mädchen (denn auch Bettgenoſſinnen verſchreibt ſich oft der Landadel von hier) ihre Ordensbänder, ihre Titel, aber auch ihre Hauslehrer, ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung und endlich ihre Rechtsſprüche und, ſo gut es ſich thun läßt, auch Staatsſchutz und Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen.

In einer Stadt, deren Nahrungszweige die angezeigten ſind, deren Erhaltung nicht aus inländiſchem Fleiße hervorgeht, und deren Zehrer nicht mit vaterländiſchen Erzeugniſſen zufrieden ſind, kann es nicht anders, als theuer ſeyn. In der That ſind es hier ſelbſt die erſten Bedürfniſſe, die der Aermſte nicht entbehren kann, und die er ſo hoch bezahlen muß, als der Reichſte. Brot, Fleiſch, Salz, Holz, Bier, Licht und Wohnung gehören dahin.

Ein Land, das andre Provinzen mit Brot ſo reichlich verſieht, ſollte es ſeinen Kindern faſt umſonſt geben können; aber grade das Gegentheil: es giebt es ihnen ſo theuer, oft theurer, als jenen. In den unfruchtbarſten Ländern der Preußiſchen Monarchie iſt das Brot größer und beſſer, als hier in dem Mittelpunkte ſehr fruchtbarer Gegenden. Die Urſachen fallen in die Augen. Es iſt Mangel an Aufſicht über die geſammte Ausfuhr, über einzelne Kornwucherer und über die Bäcker.

Die Güterbeſitzer führen ſo lange aus, als ſie ein Korn, über ihr eigenes Bedürfniß, beſitzen; die eine Provinz fragt nicht, ob die andere Mangel daran hat, oder nicht. So lange der Fremde nur einen Gulden auf dem Malter mehr giebt, als der Einheimiſche, ſo lange bekömmt er alles, was vorräthig iſt. Riga, Libau, Memel, Danzig können einer Theurung im Süden abhelfen, und der polniſche Adel wird ſich dadurch freywillig in ſeinem eignen Lande eine verurſachen; Schleſien, Gallizien, Weſt- und Oſtpreußen ſind eben deßhalb vor jeder beträchtlichen Theurung ſicher.

Hat ſich Polen, oder vielmehr derjenige Theil des Landes, der einem ſchiffbaren Fluſſe, oder den gedachten Städten und Ländern am nächſten liegt, erſchöpft: ſo tritt das Geſchäfte des Kornwucherers ein. Er kauft in denjenigen Gegenden, denen die Gelegenheit zu Vertrieb mangelt, das Getreide um einen ſehr geringen Preis auf und, die Koſten einer noch ſo weiten Anfuhr angeſchlagen, kömmt es ihm kaum ſo hoch, als es in den verſchließjährigen Provinzen gewöhnlich zu ſtehen kömmt, ehe ſie ſich durch ungemeſſene Ausfuhr entblößt haben. Er beſtimmt alſo nach Gutdünken den Preis, und man muß es ihm noch danken, daß er überhaupt Getreide angeſchaft hat. Oft genug müſſen ſelbſt leichtſinnige oder bedürftige Güterbeſitzer ihr Saatkorn von dieſen Leuten kaufen.

Die Aernte der Bäcker *) und anderer Gewerbe, die Getreide verarbeiten, z. B. die Bierbrauer und Brandweinbrenner, iſt die Theurung. Unter dem Vorwande derſelben entgehen ſie der ſtrengern Aufſicht der Polizey und dem Mißvergnügen der Einwohner; und ungeſtraft machen ſie das Brot noch ſchlechter, als es nöthig wäre, um das ihrige daran zu gewinnen; oft ſogar geben ſie das Brot noch klein, wenn ſchon kein Mangel an Getreide mehr iſt. Allerdings haben die Bäcker

---

*) Vergl. Berl. Mon. Schr. l. c. S. 596.

in Warſchau gewiſſe Vorſchriften über Größe und Gewicht des Brotes; aber wann ſind ſie gegeben? Wann werden ſie erneuert? Wann werden ſie nach dem niedrigern oder höhern Preiſe des Getreides beſtimmt? Und wenn das alles wäre, wer wacht über ihre Beobachtung der nicht beſtechbar wäre? Der Bäcker backt alſo nach Gutdünken und nach dem Maßſtabe, den ſeine eigenen Bedürfniſſe zum Leben und zum Wohlleben ihm zu erfordern ſcheinen.

Uebrigens ſind die meiſten Bäcker in Warſchau und den übrigen polniſchen Städten, Deutſche, und daher kommt es, daß Materie und Geſtalt des Brotes in Polen, nicht wie in andern Ländern, etwas eigenthümliches haben, ſo wie z. B. Paris ſein lockeres, durchlöchertes Brot in Geſtalt großer Ringe; Piemont das ſeinige, faſt ohne Krume, in Knitteln; die Lombardie ihr geſottenes in Knollen und Sternen, und Genua ſein graues, ſandiges, in Schmetterlingsgeſtalt zu backen pflegt.

Die obigen Angaben erläutern auch, warum Fleiſch, Butter, Licht und Leder, bey einer ſtarken Zucht ſchönes Viehes; Holz, bey den unermeßlichen Waldungen; und Salz, bey der ſtarken Zufuhr aus Preußen und Gallizien, in Warſchau unverhältnißmäßig theuer ſind. Aber bald müſſen dieſe Artikel noch theurer werden. Vor der neuerlichen Theilung, zog Warſchau eine große Menge Schlachtvieh aus Großpolen, dem jetzigen Südpreußen, oder aus der Ukraine, die noch reicher an vorzüglichem Vieh iſt; jetzt iſt ſehr zu vermuthen, daß die beyden Mächte dieſe Waare entweder zum Bedürfniſſe ihrer ältern Provinzen ſelbſt verbrauchen, oder wenigſtens ſtarken Zoll auf deren Ausfuhr legen werden.

An Holz hat Polen, in den Theilen, die ihm übrig geblieben ſind, im Ganzen genommen noch keinen Mangel; aber die weitläuftigſten Wälder kann Warſchau, wegen der Entfernung, gar nicht benutzen, wie z. B. die Lithauiſchen. Die Fortſchaffung auf der Achſe iſt in Polen ſo armſelig beſtellt, daß man das Holz, ſelbſt aus den nähern Waldungen, nicht ohne ungewöhnliche Koſten herzufahren kann. Die Stadt erhält alſo ihr Bedürfniß auf der Weichſel von oben herab, aus Sendomir, Lublin, Chelm, Brzeez u. v. a. Orten, die entweder der Weichſel nahe liegen oder durch einen Fluß mit ihr zuſammenhangen. Uebrigens bringt man das Holz nicht in Scheiten und Klaftern nach Warſchau, ſondern in ganzen Stämmen, die einzeln, nach ihrer Größe und Länge, und nach der beſſern oder ſchlechtern Beſchaffenheit der Holzarten, verkauft werden. Um die Zeit, wo die Flöße ankommen, liegen große Haufen von ſolchen Balken auf den Straßen von Warſchau herum, und der Fremde wird dadurch verleitet, zu glauben, daß in allen Theilen von Warſchau das Bauholz zu neuen Palläſten und Häuſern angefahren ſey. Aber es verſchwindet gegen den Winter, wo es kurz geſägt, geſpalten und eingefahren wird. Auf den Preis der Feurung in

Warſchau können übrigens die Leſer aus der Angabe ſchließen, daß ich im Winter 1792, für eine Tracht Ellernholz, die ungefähr zwey Kaminheitzungen gab, drey polniſche Gulden bezahlte. Dies war allerdings während des Reichstags, und in keinem wohlfeilen Gaſthofe; aber man nehme an, daß dieſer Preis um die Hälfte ſtärker geweſen ſey, als gewöhnlich, ſo iſt er doch verhältnißmäßig ſehr hoch, und man kann die Noth der Armen im Winter, beſonders in einem ſtrengen, berechnen. Auch erfrieren ihrer genug.

Salz bekömmt Warſchau großentheils aus Gallizien und aus Preußen, weil die polniſch gebliebenen Salzwerke nicht zulangen. Preußen hält hier beſonders anſehnliche Niederlagen von feinem und weißem Salz und giebt es um einen feſtgeſetzten billigen Preis; da aber im Kleinen nichts daraus verkauft wird, ſo fällt der Arme den Salzhökern in die Hände, die kleines Gemäß geben und doch einen unverhältnißmäßigen Vortheil nehmen.

Da Warſchau ungefähr unter demſelben Himmelsſtriche liegt, wie Dresden, ſo ſind die Gegenden umher nicht arm an Obſt, doch kommen die beſſern Arten aus den entferntern, ſüdöſtlichen Provinzen, und dieſe ſind, der weitern Zufuhr wegen, ſehr theuer, aber auch vorzüglich gut. Melonen werden um Warſchau gezogen, und in den Luſtgärten an der Stadt und in den entfernteren Gegenden eine ziemliche Menge Citronen, Pomeranzen, Apfelſinen, die aber zum Verbrauch nicht hinreichen, ſondern, über Danzig aus Portugal und Spanien, noch ſehr häufig zugeführt werden. Die Gemüſe und überhaupt alle gärtneriſche Erzeugniſſe ſind in Warſchau nicht ſchlecht, aber verhältnißmäßig ſelten und mithin theuer.

Manufaktur- und Fabrik-Waaren, als Tuch, Seidenzeuge, Muſſeline ꝛc. bezieht Warſchau aus England und Frankreich; Leinwand und geringere Zwirn- Baumwollen- und Wollen-Waaren aus Schleſien und Sachſen;

Stahl- Holz- Leder- Glas- und das ganze Heer der feinen Tand- und Luxus-Waaren, wie ich ſchon oben erwähnt habe, mehr aus England, weniger aus Frankreich. Weine aller Art läßt es vorzüglich aus Frankreich und aus Ungarn kommen; obgleich es, wie man denken kann, an Rhein- und Spaniſchen Weinen der feinſten Gattungen, in den größern Häuſern nicht fehlt. Faſt alle dieſe Dinge bekam die Stadt über Danzig und kann ſie auch künftig anderswoher nicht bekommen; aber die Koſten der Zufuhr werden, der vermuthlich noch anzulegenden Zölle und der Durchfuhr-Abgaben wegen, noch höher ſteigen, als vorher; und die Warſchauer Kaufleute, die ohnehin gewohnt ſind, jeden neuen Zoll zwiefach auf die Waare zu ſchlagen, werden ſie künftig um einen faſt unerſchwinglichen Preis verkaufen. Uebrigens ſind auch die Gefälle nicht geringe, die der Staat ſelbſt ſich für ausländiſche Waaren bezahlen läßt.

Der Taback iſt ein Monopol, mithin ſchlecht und ſehr theuer.

Ich darf nicht vergeſſen, den Preis mancher Dinge in Warſchau anzugeben, damit die Leſer vergleichen können. Zuerſt die unentbehrlichen. Ein Mittagseſſen an einer Wirthstafel der geringern Klaſſe, das aus Suppe, Gemüſe, Braten und Zugabe beſteht, koſtete, im Winter 1792, drey polniſche Gulden; der beſſern Klaſſe mit zwey Schüſſeln mehr, vier bis fünf ſolcher Gulden; der beſten, mit ſechs bis acht Schüſſeln und Nachtiſch, ſechs bis zehn Gulden. Jetzt, da der Reichstag zerſtreuet iſt, ſind dieſe Tiſche nur um einen halben oder ganzen Gulden wohlfeiler geworden. Der gemeinſte Mann, der in Speiſehäuſern ißt, kann es nicht unter einem bis anderthalb Gulden.

Ein gewöhnlicher rother Tiſchwein, Medoc oder Taveller, koſtete drey bis vier; der Burgunder, geringerer Gattung, ſieben; der Rheinwein, von mittler Güte, acht; der ungariſche

Tiſchwein, zwey bis vier; die beſſern Arten, von zehn, zwölf, ſechzehn bis vier und zwanzig und dreyßig, und der Champagner zehn bis zwölf polniſche Gulden.

Das engliſche Bier ſtand, weißes wie braunes, in dem Preiſe von drey bis vier, und das ſächſiſche (ein ſehr angenehmes weißes Bier) die Flaſche von einem halben Gulden. Letzteres wird in einem Brauhauſe verfertigt, das Sachſen zugehört; die übrigen Biere in Warſchau ſind kaum trinkbar, aber doch verhältnißmäßig theuer. Der gemeine Mann behilft ſich abwechſelnd mit Waſſer und mit Branntwein.

Tuch und andere feinere und gröbere Zeuge zur Bekleidung, ſtehen um 25 bis 50 vom Hundert höher, als in den benachbarten Ländern; Lederwaaren eben ſo. Ein Paar Schuhe koſtet 10, 12 bis 16 Gulden, und ein Paar Stiefeln zwey, drey bis vier Dukaten.

Es iſt natürlich, daß ſich nach dem Preiſe der obigen Dinge, der Preis der Hand- Dienſt-

und Gefälligkeits-Arbeiten richtet. Der geringſte Tagelöhner bekömmt täglich zwey Gulden; der Maurer, Zimmermann, vier; der Lohnbediente fünf bis ſechs; der ſtehende Bediente, ohne Koſt, ſechs Dukaten. Ein Gulden iſt das wenigſte, was man für einen Gang, für eine Handreichung, geben kann, und danach muß man auch die Trinkgelder für Leute einrichten, von denen man in den Wirthshäuſern, oder an Wirthstafeln, bedient worden iſt. Die Neujahrsgeſchenke, die man den Bedienten ſolcher Häuſer giebt, in welchen man gegeſſen, geſpielt oder ſollicitirt hat, können nicht wohl unter einem Dukaten betragen. Selbſt die Bedienten des Königs kommen, wenn man Gehör bey ihm gehabt hat, und kommen zum Neujahr wieder, beydemal vier Mann hoch. Zwey Dukaten ſind das wenigſte, was man ihnen anbieten kann.

Der Schneider nimmt für den Schnitt eines Fracks 12, einer Hoſe 6, einer Weſte 4 Gulden; der Perückenmacher für die tägliche

Beſorgung des Haares, drey bis vier Dukaten monatlich; der Wagenhalter für einen Lohnwagen täglich einen Dukaten, wobey der Kutſcher noch zwey Gulden Trinkgeld bekommen muß.

Dieſe Angaben werden hinreichen, um von dem Preiſe der Dinge in Warſchau einen Begriff zu geben. Im allgemeinen kann man annehmen, daß man in Preußen, Sachſen und Oeſterreich mit einem halben Dukaten ſo weit komme, als hier mit einem ganzen. Selbſt in unſerm theuern Riga leben wir um weniger Geld beſſer.

Bey dieſen ſchon an ſich beträchtlichen Preiſen, iſt keine Polizey vorhanden, die es verhinderte, ſie, nach Willkühr, noch höher zu treiben. Beſonders leiden Fremde hierunter, wenn ſie einem habſüchtigen Gaſtwirth, oder einem betrügeriſchen Lohnbedienten in die Hände fallen. Weil keine Polizeyvorſchriften da ſind, und weil ſie oft die Landesſprache nur wenig oder gar nicht verſtehen; ſo können ſie auch keine Erkundigungen über den billigern Anſchlag ihrer Wohnung und übrigen Bedürfniſſe einziehen; erfahren ſie ihn endlich, wenn ſie bekannter geworden ſind, ſo haben ſie ſchon einen größern Betrag über den gewöhnlichen Fuß ausgegeben, als ſie erſparen können, wenn ſie für den Reſt ihres Aufenthalts ein anderes Haus ſuchen. Auch ſetzt der erſte Hauswirth, wenn er dieß merkt, ſeinen Preis ohne Schaam tiefer herunter, als ein anderer es kann, der den Gewinnſt des Ueberſetzens nicht gezogen hat. Kurz, man denke in Warſchau, daß man in Italien ſey, und man behandle alles genau vorher; man wird zwar auch betrogen, aber weniger, als wenn man ſich (was man vielleicht nur noch in einigen Gegenden von Deutſchland wagen kann) der Billigkeit des Wirthes überläßt.

Es ſind in Warſchau nur wenig, und darunter nur drey oder vier gute, Gaſthöfe. Dieß kömmt daher, daß zu Reichstagszeiten faſt ganz Warſchau Ein Gaſthof iſt. In den

Straßen, die von dem Schloſſe nicht zu weit entfernt ſind, kann man Wohnungen jeder Art haben, für einzelne Perſonen und für ganze Familien, ſelbſt für Fürſtliche, die ein großes Haus machen wollen. Für dieſe giebt es ganze Palläſte mit allem Zubehör, deren Beſitzer entweder nicht nach Warſchau kommen, oder noch einen andern Pallaſt haben, oder noch unmündig ſind. Die Miethen ſolcher kleinern oder größern, beſcheidnern oder prächtigern, Wohnungen für Einzelne oder Mehrere koſten monatlich von fünf bis hundert Dukaten und darüber. In den eigentlichen Gaſthöfen kommen ſie verhältnißmäßig noch höher.

Der vorzüglichſte Gaſthof in Warſchau iſt der weiße Adler auf Tlomacki (Tlomazk). Dieß Tlomazk iſt ein geräumiger, ſehr ſauber unterhaltener, mit zwey anſehnlichen Brunnen gezierter Hof, den fünf bis ſechs ganz neue, weitläuftige Gebäude und mehrere kleinere einſchließen. Er iſt erſt vor wenig Jahren, von dem Schwiegerſohne des

Wechslers **Tepper**, **Schultze**, (der an ſich einen unerſättlichen Baugeiſt hatte, über ſechzig ſchöne Häuſer in und außerhalb Warſchau, theils, vom Grunde aus auf, theils ausbauete, und ſie dann vermiethete) in dieſer Geſtalt angelegt worden. In dem pallaſtmäßigen Gebäude, das einem entgegen ſteht, wenn man, von der Zaluskiſchen Bibliothek her, in dieſen Hof tritt, und welches einen weißen Adler führt: hat ein Deutſcher, Namens **Polz**, eine Gaſt- und Speiſewirthſchaft angelegt, die ſich durch Geräumigkeit der Zimmer, durch ihre offene und heitere Lage, auch durch Reinlichkeit, aber eben nicht durch Wohlfeilheit, vor allen andern auszeichnet. Die Zimmer ſteigen von fünf Dukaten monatlich, bis auf ſechzig; der Mittagstiſch koſtet von vier bis zu ſechzehn Gulden und darüber, je nachdem man an der Wirthstafel, oder auf dem Zimmer, bürgerlicher oder vornehmer, eſſen will. In dieſem Gaſthofe koſteten mir, im Jahre 1791, drey Zimmer des Monats 15 Dukaten, und jetzt koſten mir zwey, wöchentlich zwey Dukaten. Der Mittagstiſch, aus Suppe, Rindfleiſch, Gemüſe, Braten und Nachtiſch beſtehend, koſtete 4, der Abendtiſch, mit einer Schüſſel weniger, 3 Gulden. Man hat hier auch Lohnwagen für die Stadt, und Halbwagen für die umliegenden Gegenden, zu dem oben angegebenen Preiſe, bey der Hand. Die Aufwartung in dieſem Hauſe iſt gut; Möbel und Betten ꝛc. ſind ſauber. Der Wein iſt gut, obwohl, wie oben bemerkt, theuer; das Waſſer ſo klar und wohlſchmeckend, wie wenige Brunnen in Warſchau es geben. Vor Ueberlauf gegen Bettler und liederliches Geſindel iſt man hier ſicherer, als anderwärts, weil an jedem der beyden Thore des Hofes, bey Tage und bey Nacht, Wächter ſtehen, die ein Auge auf verdächtige Herumſtreicher haben. Auch des Nachts ſchläft man hier ruhiger, weil, nach 10 Uhr, kein Fuhrwerk mehr über den Hof darf; eine Wohlthat, deren man in den lebhaftern Theilen von Warſchau nicht genießt.

wo bis drey Uhr des Morgens die Wagen rollen. Endlich iſt man noch bey ausbrechender Feuersgefahr ſicher, weil des Nachts ſechs Wächter wechſelsweiſe in dem Bezirke des Hofes herumgehen und die Stunden, durch eine Schnurre, angeben.

Das Hotel de Pologne auf der Senatorenſtraße, nicht weit vom weißen Adler, ſcheint ſich dieſen zum Muſter genommen zu haben. Der Wirth iſt ebenfalls ein Deutſcher, das Haus neu, der Preis des Tiſches ungefähr derſelbe, nur daß man auf dem Zimmer eſſen muß. Die Wohnungen ſelbſt ſind kleiner, als im weißen Adler, und man kann auch einzelne Zimmer für einzelne Tage, auch nur für eine Nacht bekommen, worauf man ſich in jenem ungern einläßt. Sonſt iſt die Lage dieſes Gaſthofes (faſt im Mittelpunkte der Stadt, nicht weit von dem Sächſiſchen und Kraſinski'ſchen Garten, von der Krakauer Vorſtadt, dem Schloſſe und der Poſt) nicht unangenehm; nur muß man ſich an das Geräuſch der Straße gewöhnen, die eine der lebhafteſten iſt, und das unreinliche Gewühl der Juden nicht achten, die hier herum ſehr zahlreich wohnen und verkehren.

In **Mariavill** (Mariendorf) einem ſehr weitläuftigen Gebäude, das den Kanoniſſinnen gehört, die ihren Namen davon haben, iſt beſtändig eine Anzahl Zimmer für Fremde gaſthofemäßig offen. Dieß Haus nimmt einen großen Theil der Senatorenſtraße und keinen geringern der Wiersbovska-Straße ein; iſt drey und vier Stock hoch, und umſchließt, in der Geſtalt eines verſchobenen Vierecks, einen größern und einen kleinern Hof. Es iſt in der That eine der merkwürdigſten Anlagen in Warſchau, theils ihres Umfangs, theils ihrer zahlreichen Bevölkerung wegen. Nach der Straße Wiersbovska zu, ſieht der Flügel, worin die Kanoniſſinnen ihre Wohnung haben. Er iſt mit hohen Fenſtern, und einem mit Säulen umfaſten Eingange verſehen, und unterſcheidet ſich dadurch von den andern Flügeln, die bürgerlicher gebauet ſind. Sein Inneres iſt ſehr ſauber erhalten, und die Zimmer der Kanoniſſinnen ſind hell, geräumig, und zum Theil prächtig eingerichtet. Es ſind ihrer zehn an der Zahl und, ſo bequem und reichlich ſie auch leben, brauchen ſie doch nur einen kleinen Theil der Einkünfte, die ſie aus ihrem Hauſe und andern Grundſtücken ziehen.

Dieß Haus iſt ganz in der Abſicht gebauet, die, wie ich oben angegeben habe, Klöſter, Konvente ꝛc. bewegt, ſolche Unternehmungen zu machen. Alles, was die Miethe bezahlen kann, wird eingenommen, ſogar zu vermiethende Mädchen, wenn ſie den äußern Schein zu ſchonen wiſſen. Gaſt- und Speiſewirthe, Buchhändler, Künſtler aller Art, Handwerker, Juden ꝛc. wohnen durch einander und die Freymaurer haben eine Werkſtatt hier, die allerdings für den Bau eines gewiſſen Tempels zu enge iſt, aber Platz genug für eine große Tafel von 150 Gedecken darbietet. Selten iſt in dem ganzen Umfange dieſer kleinen Stadt ein

Zimmer unbeſetzt, weil hier die Miethen mit am wohlfeilſten in ganz Warſchau ſind; auch die Gewölbe im Erdgeſchoſſe ſind verheuret und zwar meiſt an Juden. Innerhalb laufen Lauben um das ganze Gebäude her, und in der Mitte des Hofes ſteht eine artige Kapelle.

Ehedem waren die Gaſthöfe in Mariavill die einzigen in Warſchau, und deßhalb die beſten; und ſo mußte man ſich ihre Unbequemlichkeiten wohl gefallen laſſen. Seitdem aber die obenerwähnten eingerichtet worden, haben ſie ſehr verloren und ſind zu den gemeinſten herunter geſunken. Ein paar Mordthaten, die darin an Fremden geſchahen, ohne daß man die Thäter, die ſich unter dem beſtändigen Getümmel des Hauſes leicht verloren, herausbringen konnte; Einbrüche und Diebſtähle, deren Ertrag ſogleich unten im Hauſe von den Juden an ſich genommen wurde, die ihn auf immer wegzuſchaffen wußten; Ueberlauf von liederlichem Geſindel; Schmutz auf den Gängen und Treppen; ewiges Reiben an unfläthigen Judenkindern; der Umſtand, daß keine Schuppen für die Reiſewagen vorhanden ſind — dieſe und viele andre Gefahren und Unbequemlichkeiten bewirken, daß man nur, wenn nirgends mehr Miethen zu haben ſind, Wohnung in Mariavill ſucht: ſie aber, ſobald als möglich, mit einer andern vertauſcht und lieber einige Dukaten mehr ausgiebt, um Aengſtlichkeit, Verluſt, Ekel und Geräuſch damit abzukaufen.

Im Hotel d'Allemagne kann man auch Unterkunft finden; aber ſo gut auch das Aeußere dieſes Hauſes in die Augen fällt, iſt es doch mehr für Fuhrleute, Handwerksburſche und andre unvermögende Fremde.

Man erlaube mir immer, hier ein paar Worte über die beyden Hauptſpitäler in Warſchau zu ſagen, weil ſie doch auch eine Art öffentlicher Häuſer ſind, wo Fremde aufgenommen und mit Wohnung und Lebensmitteln verſehen werden, aber freylich — umſonſt;

ein Wörtchen, das wohl den Unterſchied zwiſchen Wirthshaus und Hoſpital auf ewig begründen dürfte.

Das anſehnlichſte Hoſpital in Warſchau iſt das Kind Jeſus, von dem jetzigen Könige geſtiftet, der demſelben nicht nur ſelbſt eine, für ſeine Umſtände, beträchtliche Summe geſchenkt, ſondern auch Mitleid, Mode und Eitelkeit ſeiner Unterthanen in Bewegung geſetzt hat, ein gleiches zu thun. Unter andern fließt eine Abgabe, die jeder Stanislausritter jährlich zu erlegen hat und die, wenn ich nicht irre, 8 Dukaten beträgt, dieſem Hauſe zu; aber — eine Menge Ritter ſind dieſe Beyträge ſeit Jahren ſchuldig und die Wahrſcheinlichkeit, daß ſie dieſelben abtragen werden, verringert ſich mit jedem Jahre, weil die Summe mit jedem Jahre größer wird. Zwangsmittel dazu anzuwenden, ſcheint unanſtändig, es iſt wahr, und die Wohlthätigkeit wäre ſehr wunderlich, die erzwungen werden müßte; aber ſo wie der Menſch einmal iſt, bin ich doch für die Maßregeln der monarchiſchen Staaten, die ſich auf das Gefühl der Ehre wenig, auf die Moral noch weniger und auf die Theologie am allerwenigſten in ſolchen Fällen verlaſſen. Man zwinge alſo immer die Ritter, die rückſtändig ſind, und man ſey ſicher, daß ſie ſich über dieſen Zwang mehr ärgern, als ſchämen werden.

Dies Hoſpital iſt nicht bloß für Findlinge (die übrigens auf die gewöhnliche Weiſe dem Hauſe, mittelſt einer Drehe, zugebracht werden) allein beſtimmt, ſondern es ſind auch Betten und Stuben für andre Kranke und Nothleidende darin. Eine Anzahl der Kinder iſt einzeln auf dem Lande gegen Koſtgeld ausgethan; eine andre wird in dem Hauſe ſelbſt ernährt und erzogen. Ich bin einige Säle durchgangen; aber ich bekenne, daß ich das Schnupftuch habe vor den Mund nehmen müſſen, ſo wenig ich mich ſonſt vor etwas zu ekeln pflege, was menſchlich iſt. Noch dazu war dies an einem Tage, wo man ſich große

Mühe gegeben hatte, alles ſo aufzuputzen und zu lüften, daß man Zuſchauer hereinlaſſen konnte: am Charfreytage, wo man, in der dazu gehörigen Kapelle, ein ſogenanntes heiliges Grab aufgeſtellt hatte.

Ich zeige unten ein Buch an, worin man nähere Nachrichten von dieſem Hauſe finden wird *).

Das Hoſpital St. Rochus bietet ebenfalls Kranken und Nothleidenden Wohnung, Arzney und Unterhalt dar; aber auch dort fehlt es noch ſehr an Ordnung und Reinlichkeit, und beſonders an friſcher Luft. Der Krankenhäuſer bey den barmherzigen Brüdern und Schweſtern habe ich ſchon oben erwähnt; nur dies ſetze ich noch hinzu, daß für ſolch eine große Stadt, die eine ſo zahlreiche Armuth hat, welche ſo elend lebt und wohnt, mithin häufigen Krankheiten unterworfen iſt, dieſer Einrichtungen zu wenige ſind.

---

*) Chirurgiſch-Mediciniſche Abhandlungen ꝛc. von la Fontaine ꝛc. 1ſter Theil. Breslau, 1792.

Der Konſtitutions-Reichstag richtete zwar auch auf dieſen Gegenſtand ſein Auge und beſchloß, noch einige andre Kranken-Verſorgungs- und Arbeits-Häuſer anzulegen; aber dringendere Geſchäfte, die eben ſo ſehr ſeine Aufmerkſamkeit, als den öffentlichen Seckel verlangten, ſetzten dieſen Entwurf zurück. Indeſſen kam doch ein Polizeygeſetz zu Stande, das ſehr weitläuftig war, und das beſte und anwendbarſte aus den Pariſer, Wiener und Berliner Polizey-Einrichtungen enthielt. Mehrere Punkte deſſelben wurden auch ſchon in Ausübung gebracht. Die Bettler auf den Straßen von Warſchau wurden eingefangen; die Kranken, die Krüpel und Lahmen unter denſelben, wurden den verſchiedenen Klöſtern zur Verſorgung übergeben; die Geſunden wurden ebenfalls untergebracht und mit allerley Arbeiten beſchäftiget. Zur perſönlichen Sicherheit der Einwohner wurden des Nachts, beſonders in den entferntern Straßen, Wächter aufgeſtellt, während Streifwachen von der Reiterey alle Theile der Stadt durchritten; eine Maßregel, die um ſo nöthiger war, da die Stadt keine Straßenleuchten hatte und noch nicht hat. Die Häuſer wurden beziffert, und die Hauswirthe mußten von ihren Hausgenoſſen der Polizey Meldung thun. Dieſe und einige andere Einrichtungen waren wirklich ſchon im Jahre 1792 im Umſchwunge, aber jetzt ſind ſie, wie jene Konſtitution ſelbſt, verſchwunden und Warſchau iſt, wie vorher, ſich ſelbſt überlaſſen. Die Bettler zeigen ſich ſchon wieder haufenweiſe auf den Straßen und vor den Kirchen; die Wächter und Streifwachen ſind nicht mehr vorhanden, und die Regierung erfährt nichts mehr von den Fremden, die, auf längere oder kürzere Zeit, in Warſchau ſich verweilen. Der Mangel an perſönlicher Sicherheit ſtellte ſich mir, kurz vor Warſchau, durch ein gräßliches Zeichen dar. An einem Pfahle, der am Wege ſtand, hing das Viertheil von einem Menſchen, der, mit einem andern, einen Dritten auf der

Brücke ermordet hatte, um einige Dukaten, die dieſer bey ſich trug, zu erobern. Nach meiner Abreiſe ſind noch einige andre Mordthaten begangen worden.

Dritter Abſchnitt.

Warſchau.

Staatsbürgerliche Verhältniſſe der Bewohner von Polen überhaupt. Grundſatz der polniſchen Verfaſſung. Wer ein echter polniſcher Edelmann iſt. Bund der Edelleute. Knoten dieſes Bundes der König. Die drei Staatsmächte, bei wem? Freiheit der Edelleute. Ihre Vorrechte. Hoffnung zur Krone. Ausſchließender Güterbeſitz. Natur der adelichen Erbgüter. Freiheit der Perſon. Was ein Todtſchlag den Edelmann koſtet? Was einen Bürgerlichen? Fürſten, Grafen, Knees, Marcheſe. Das polniſche Indigenat. Erhebung in den Adelſtand. Wodurch man den Adel verliert? Die drei Stände des Reichs. Der König und deſſen Vorrechte. Der Senatorenſtand. Der Fürſt-Primas. Die Biſchöfe, Weiwoden, Kaſtellane, Marſchälle, Kanzler, Schatzmeiſter. Der Ritterſtand. Urſprung deſſelben und Wachsthum ſeiner Macht. Das liberum veto. Aemter, die aus ſeinem Mittel beſetzt werden. Deren Eintheilung. Oberſekretaire. Reichsreferendare.

Hofſchatzmeiſter. Unterkammerer. Fahnträger. Schwertträger. Stallmeiſter. Küchenmeiſter. Mundſchenken. Truchſeß, Kanzleiregenten, Metrikanten, Großſchatznotare, Kron- und Schatzbewahrer, Inſtigatoren, Oberfeldherren, Unterfeldherren, Feldnotare, [illegible] meiſter, Lagermeiſter, Generalmeiſter. [illegible]. Die Dignitarien oder Aemter der Landämter: Unterkammerer, Fahnträger, Richter, Truchſeß, Mundſchenk, Unterrichter, [illegible], Untermundſchenk, Jägermeiſter, Reitmeiſter, Schwertträger, Unterrottmeiſter, Schatzmeiſter, Marſchälle, [illegible], Horodnicki. Königliche Güter. Staroſten. [illegible]. [illegible] Bürgerliche Einwohner von Polen. Betrachtung über die verfaſſungsmäßige vollkommene Freiheit und Gleichheit der polniſchen Edelleute. Bauern. [illegible]. Ihre Klaſſen. Aufhebung der [illegible] von einigen polniſchen Großen [illegible] der adelichen [illegible] der königl. [illegible]. Die niedere Geiſtlichkeit [illegible].

Ehe ich zu der Schilderung der Lebensart, der Sitten und des Charakters der Bewohner von Warſchau übergehe, wird es nöthig ſeyn, etwas von den ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſen der Bewohner von Polen überhaupt zu ſagen. Manche Erſcheinungen in jenen werden ſich ſodann, ohne daß es vieler Worte bedarf, aus dieſen erklären laſſen.

Der Verfaſſung von Polen, wie ſie ſeit Errichtung der ſogenannten pacta conventa im Jahre 1572, und ſeit der Einſetzung des *immerwährenden Rathes* im Jahre 1776 beſteht, liegt der Satz zum Grunde: *Bei dem eingebornen Landbeſitzer iſt alle politiſche Auszeichnung und Wichtigkeit, er allein iſt Staatsbürger* *).

---

*) Man vergleiche bei den folgenden ſtaatsrechtlichen Angaben Lengnich Jus. publ. Pol. II. Tom. Gedani. 1742 — 1744. Was er bei den hier behandelten Gegenſtänden nicht anführt, oder was ich nicht anführe, oder worin ich von ihm abweiche, das iſt durch [illegible], die nach der Erfahrung ſei

Wer in Polen Land beſitzt, von einem polniſchen Vater geboren iſt, der Land beſaß, (mit der Mutter nimmt man es nicht ſo genau) auf ſeinen Gütern unabhängig lebt und kein bürgerliches Gewerbe treibt, der iſt Edelmann; mithin iſt jene Auszeichnung, Wichtigkeit und Staatsbürgerſchaft in Polen ausſchließend bei dem Edelmann.

Jeder dieſer Edelleute iſt frei und unumſchränkt in ſeinem Gebiete, mithin iſt die geſammte Geſellſchaft der Edelleute frei und unumſchränkt im ganzen Lande.

Dieſe Geſellſchaft wird geachtet, der Freiheit ihrer Perſonen und der Sicherheit ihres Eigenthums wegen, in einem Bund getreten zu ſeyn, welchem eine allgemeine Uebereinkunft zum Grunde liegt. Die Bedingniſſe dieſes Bundes bilden die Geſetze des Landes. Da

[illegible] werden, oder durch neuere von [illegible] Einrichtungen, oder durch [illegible] aus dem polniſchen Staatsrechte entweder verdrängt, oder demſelben hinzugefügt worden.

ſie die Vorſchriften für das Wohl des Einzelnen und Aller enthalten, ſo ſind ſie verbindlich für Einen und für Alle. Nur ihren Entſcheidungen iſt der Einzelne unterworfen, weil ſie von ihm ſelbſt und ſeinesgleichen kommen, nur nach ihnen kann alſo auch das Ganze handeln. Dies iſt ſo weſentlich, daß Einer und Alle ihre Freiheit und Sicherheit verlieren, wenn nach fremden Vorſchriften entſchieden und gehandelt würde.

Die Geſellſchaft wählt ſich zum Knoten ihres Bundes, aus ihrem Mittel, frei, einen König. Dieſer König ſoll die Ausübung ihres Willens, das heißt, der Landesgeſetze haben, und auf ſeiner Perſon ſollte die Majeſtät der Geſellſchaft haften. Jene Ausübung hat er ſeit der Errichtung des immerwährenden Raths nicht mehr, und von der Majeſtät iſt ihm viel abgeſchnitten.

So wie alſo die Nation, d. i. die Geſellſchaft der Landbeſitzer *), in ihren Stell-

---

*) Polniſch Ziemianie, terrigenae, auf dem Lande geboren. Dieſes Wort bezeichnet, ſo wie

vertretern, Geſetze giebt, ſo beſorgt ſie nun auch die Ausübung derſelben, in andern Stellvertretern. Erſteres thut ſie durch den Reichstag, letzteres durch den immerwährenden Rath; und dieſe beiden Staatsmächte haben die dritte, die richterliche, zur nothwendigen Folge.

Dieſe drei Gewalten ſtehen ausſchließend bei dem vorhin bezeichneten Adel, und die daraus herfließende Freiheit kommt keinem andern Einwohner des Landes zu gute, als dem Edelmann, deſſen ſämmtliche Rechte daraus herfließen.

Die wichtigſten dieſer Vorrechte ſind folgende:

Der Edelmann hat ausſchließende Anſprüche auf alle weltliche und geiſtliche Ehrenſtellen

die Wörter indigena, terreſtria bona poſſidentes, nomine poſſeſſionati, den eigentlichen Stamm-, Wahl-, Aemter- und Reichstagsfähigen Adel, zum Unterſchiede von dem gemachten Adel und den Bürgerlichen. Man findet weiterhin mehr hierüber und Staatsämter, die erhabenſten, die Würde des Königs und des Fürſten-Primas, nicht ausgenommen.

Michael Wisniowiecki, Johann Sobieski, und Stanislaus Poniatowski waren vor ihrer Erwählung, polniſche Edelleute. Indeſſen iſt der Genuß dieſes Vorrechts nicht der ſicherſte für den polniſchen Adel, und noch immer iſt er, wenn man ihm denſelben geſtattete, die Quelle der ſchrecklichſten Unordnungen geweſen. Es iſt unmöglich, daß ein König von Unterthanen, die Seinesgleichen waren, und auf einem vertrauten Fuße mit ihm ſtanden, geziemend geachtet und geehrt werden kann; es iſt unmöglich, daß Eiferſucht und Neid unaufgeregt bleiben, wenn ſeine Verwandten andern vorgezogen und durch Würden und Güter ausgezeichnet werden; es iſt unmöglich, daß ein König, der nicht ſelbſt außerordentlichen Reichthum beſitzt, die Koſten der Majeſtät beſtreiten kann, für die der Staat ſelbſt ſo wenig ausgeſetzt hat; es iſt unmöglich, daß die benachbarten Mächte, die in ihrem politiſchen Syſteme Polen mit berechnen, ſich nicht in das Wahlgeſchäft miſchen, und durch ihren Einfluß, ihre Drohungen und Beſtechungen Partheien errichten und alle die aus der polniſchen Geſchichte ſattſam bekannten Auftritte verurſachen ſollten.

Der Edelmann beſitzt ausſchließend alle Landgüter in Polen, bis auf die, welche den großen Städten zu beſitzen erlaubt iſt. Die Staatsgüter und die königlichen Tafelgüter glaubt er, inſofern ſeine Genoſſenſchaft den Staat bildet, auch zu beſitzen, und deshalb hat er ausſchließende Anſprüche auf ſie, wenn ſie vergeben werden, ja, er hat, wie die Geiſtlichkeit, einen großen Theil derſelben an ſich zu bringen und in Erbgüter zu verwandeln gewußt. Die Beſchaffenheit ſeiner Erbgüter iſt aber ganz eine andre, als die der königlichen, geiſtlichen und ſtädtiſchen. Nur durch ſie wird er der beſitzliche Edelmann, dem die Geſetze ſo viel Vorrechte gewähren.

Sie dürfen nicht mit Soldaten belegt, kein Lager darf in ihrem Umfange geſchlagen werden; was ihr Beſitzer an Metall, Salz-, Schwefel- und andern Gruben auf ſeinem Gebiet entdeckt, benutzt er zu ſeinem eignen Vortheil, nicht, wie anderwärts, der Staat; die Flüße, die durch ſie hinſtrömen, gehören dem Beſitzer, ſo weit ſie ſein Gebiet berühren, doch mit Ausſchluß ſolcher, die durch die Geſetze für öffentliche erklärt worden ſind. Die Erbfolge auf dieſen Gütern ſteht allein bei den Söhnen; die Töchter werden mit einem Brautſchatz abgefunden, der nicht über den vierten Theil des Werths derſelben ſteigen darf. Auf die Güter ſelbſt können ſie, ſo lange Söhne vorhanden ſind, keine Anſprüche machen; ſind dieſe aber nicht da, ſo treten die Töchter in den Beſitz der Güter und bringen ſie ihren Männern zu. Sind auch keine Töchter da, ſo fallen die Güter, nicht nach der natürlichen Erbfolge, ſondern nach den Regeln der Refadenz, die in Polen gilt, an den nächſten männlichen Seitenverwandten des Vaters, entweder an deſſen Bruder oder deſſen Sohne. Auch kann kein Erblaſſer über ſolche Güter willkührlich verfügen, ſondern er muß ſie dem rechten Erben vermachen. Werden endlich ſolche Güter verſchuldet und überläßt ſie der Schuldner ſeinen Gläubigern, ſo gehen ſie dadurch nicht für ihn verloren. Die Gläubiger werden, nach der Priorität, in die Güter eingelaſſen und benutzen ſie, aber nur als Pfandhaber, ſo lange bis ſie ſich bezahlt gemacht haben. Der Eigenthümer kann ſie immer wieder einlöſen, wenn er im Stande iſt, die Iura crediti an ſich zu kaufen, und dann iſt er wieder Beſitzer, wie vorher. Güter dieſer Art können in ihrer Beſchaffenheit nicht verändert, mithin nicht vom Staat eingezogen werden; man muß erſt öffentlich anfragen, ob irgend jemand da ſey, der Anſprüche daran hat und beweiſen kann, und findet ſich ein ſolcher, ſo tritt er in den Beſitz, und wenn auch ſeine Abſtammung von dem vorigen Beſitzer in die Jahrhunderte zurückginge; findet ſich aber keiner, ſo wird zwar die Kaducität über dieſe Güter verhängt, aber eingezogen können ſie darum doch nicht werden, ſondern der Staat muß ſie wiederum einem Edelmann übergeben. So bleibt den Gütern beſtändig ihre adeliche Natur, wie ihr Eigenthum bei den Familien, die ſie anfangs beſaßen und nicht förmlich Verzicht darauf thaten; und daher kömmt es, daß die ärmſten Edelleute, wenn ſie nur beweiſen können, daß ihr Vater ehedem ein ſo geeigenſchaftetes Gut beſeſſen, daß ſie ſelbſt nicht durch Handel oder Handwerk die Rechte eines Edelmanns verloren haben, nach der Verfaſſung, dieſelben Vorzüge genießen, wie der reichſte, jetzt noch beſitzliche Edelmann. Denn ſolch ein armer kann in Umſtände kommen, die ihm erlauben, ſich den Beſitz ſeines Familiengutes wieder zu verſchaffen, das viele Jahre aus einer Hand in die andre gehen kann, ohne daß die verarmte Familie ihr Eigenthum daran verliert.

Die Abgaben von dieſen Gütern ſind gering, und können nur ſolche ſeyn, welche die geſetzgebende Macht, deren Mitglied der Edelmann ſelbſt iſt, feſtgeſetzt hat. Eben ſo verhält es ſich mit den Zöllen, von denen er zwar nicht mehr ganz frei iſt, die aber verhältnißmäßig ſehr geringe ſind.

Seine perſönliche Freiheit iſt groß. Selbſt im Fall eines Kriminalverbrechens bleibt er ſeiner Perſon ſo lange mächtig, bis er deſſelben gerichtlich überwieſen worden. Nur dann kann er verhaftet werden, wenn man ihn auf friſcher That ertappt, z. B. bei Diebſtählen, Mordbrennereyen, gefliſſentlichen Todtſchlägen, Mädchen- und Weiberraube, Plünderungen u. ſ. w. Am Leben kann er nur durch den Reichstag geſtraft werden, und es finden ſich in der polniſchen Geſchichte ſehr wenig Beiſpiele, daß das Todesurtheil über einen Edelmann ausgeſprochen und wirklich vollzogen werden wäre.

Er kann Todſchläge mit Geld abkaufen. Begeht er einen ſolchen an einem Bürgerlichen, ſo bezahlt er 100 Mark; geſchieht er an einem Adelichen, und zwar mit dem Säbel, ſo bezahlt er 240, mit dem Feuergewehr 480 Mark, wozu noch eine Gefängnißſtrafe von einem Jahr und ſechs Wochen gefügt wird.

Ein Bürgerlicher hingegen, der einen Edelmann erſchlägt, zahlt mit dem Kopfe.

Dieſe Rechte ſind aller eingebornen Edelleuten gemein, und Alterthum der Familie oder Reichthum machen keinen Unterſchied. Daher ſind alle Edelleute von Natur gleich. Die Vorzüge die einer vor dem andern hat, gehen nicht aus dem Grunde der Verfaſſung, ſondern aus den Staatsämtern hervor, die er bekleidet. Ein Edelmann, der Senator iſt, wird nur als Senator einem andern Edelmann vorgezogen. Auch die Unterſcheidungen, die in andern Ländern durch die Titel: Herzog, Graf, Baron, unter dem Adel verurſacht werden, finden in Polen nicht ſtatt, und es iſt dem Könige nicht erlaubt, dieſe Titel einem eingebornen Edelmann zu verleihen, ſo wie ein ſolcher auch nicht darum anhalten darf. Vor etwas mehr als hundert Jahren wurde ſogar durch ein Geſetz die Strafe der Ehrloſigkeit darauf geſetzt, wenn jemand durch auswärts erhaltnen Titel, Wappen und Siegel, die Gleichheit unter dem eingebornen Adel ſtörte.

Indeſſen giebt es einige Familien, denen die Geſetze, der Gleichheit des Adels unbeſchadet, den Fürſten und Grafentitel erlauben. Es ſind die noch blühenden von denen, deren in den verſchiedenen Verträgen erwähnt wird, durch welche Lithauen, Kiow, Volhynien und Braclaw, mit Polen verbunden wurden: die Oſtrog, Czartorynski, Sanguſko, Wisniowiecki, Radziwil, Zbaraz, Luzk, Czetwertynsko, Fürſten, und die Tenczyn und Olenski, Grafen. Die Oſtrog und Wisniowiecki ſind ausgeſtorben, die Zbaraz werden

von

von den Woroniecki fortgeführt, eben ſo die Grafen Tenczyn von den Oſſolinski. Vor kurzem ſtarb ein Olenski, aber ich habe noch keine ſichere Auskunft, ob in ihm dieſe Familie ausgegangen iſt. Von neuerer Schöpfung ſind die fürſtlichen Familien Oſſolinski, Lubomirski, Sulkowski, und ein Zweig der Familie Sapieha, die der Kaiſer in den Reichsfürſtenſtand erhoben hat, die aber dieſen Titel in öffentlichen Verhandlungen weder brauchen noch empfangen; vom allerneueſten Dato ſind die fürſtlichen Familien Jablonowski und Poniatowski, mit welchen es eine ähnliche Bewandniß hat. Wenn der Erzbiſchof von Gneſen Fürſt-Primas des Reichs, und der Biſchof von Krakau Herzog von Severien genannt werden, ſo ruhen dieſe Titel nicht auf ihren Familien, ſondern auf ihren Würden, und ſie gehen auf ihre Nachfolger über. Die Oginski und Maſſalski führen den Titel **Knees**, weil ſie von ruſſiſchen Familien abſtammen. Außerdem ſind noch mehrere Reichsgrafen vorhanden und ſogar ein **Marcheſe**, Wielopolski, der dieſen Titel von der erloſchenen Familie Myſzkowski überkommen hat, die von dem Papſt, Klemens dem Achten, denſelben erhielt. Die Geſetze verbieten wiederholt, daß dieſe Titel ihren Beſitzern irgend einen ſtaatsbürgerlichen Vorzug vor den unbetitelten Edelleuten geben ſollen, weder in Vergebung der Ehrenſtellen, Aemter und Staroſteyen, noch in dem Wahl- und Stimmgeſchäft und den öffentlichen Verhandlungen. Zum Zeichen der Gleichheit reden ſich die Edelleute ohne Ausnahme mit **Bruder** an; der oberſte Senator den gewöhnlichen Edelmann, und dieſer, wenn er will, den oberſten Senator; aber letzterer enthält ſich deſſen gewöhnlich aus — Ehrfurcht. Auch iſt es hergebracht, daß man in öffentlichen Berathſchlagungen den Senat mit der Benennung der **ältern Brüder**, und den Ritterſtand mit der Benennung der **jüngern Brüder** bezeichnet.

Fremde Edelleute, die in Polen leben, oder daſelbſt von einem fremden Vater geboren ſind, können nicht Theil an den Rechten des eingebornen Adels haben; ſie müſſen, mit Vorwiſſen des Staats, unter die Eingebornen aufgenommen werden. In ältern Zeiten war dies nicht nöthig. Damals wurden fremde Ankömmlinge aus Schleſien, Böhmen, Ungarn und Deutſchland ſogleich den Eingebornen zugezählt, wenn ſie einen feſten Wohnſitz gefunden hatten. Nach der Zeit aber ward das Geſetz gegeben, daß das Indigenat nicht heimlich, nicht vom Könige allein, ſondern öffentlich, mit Einwilligung der Stände, verliehen werden ſollte. Spätere Geſetze beſtimmen noch, daß ſich die Kandidaten des Indigenats auch um die Stimme des auf den Landtagen verſammleten Adels der Provinz, in welcher ſie ſich beſitzlich machen wollen, zu bewerben, und deſſen Empfehlung für den Reichstag zu gewinnen haben. Auch wird das Indigenat nicht jedem ohne Unterſchied verliehen, ſondern nur ächtadelichen und verdienten Kandidaten. Deshalb müſſen dieſe am Reichstage vor den Ständen ihre Verdienſte erweiſen, und ihren Adel, mittelſt Zeugniſſes des Fürſten, in deſſen Lande ſie geboren ſind, darthun; ſodann entſcheidet erſt der Reichstag, ob ſie des Indigenats würdig ſind oder nicht. Wenn Edelleute, die außerhalb Polen leben, das Indigenat erhalten, ſo macht man ihnen zur Bedingung, daß ſie ſich in Polen anſäßig machen; oft läßt man aber auch dieſe Klauſel weg. Seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ward geſetzlich beſtimmt, daß die Neuaufgenommenen des Indigenats verluſtig gehen ſollten, wenn ſie ſich nicht vor dem nächſten Reichstage in Polen ankauften; und daß das Indigenat denen nicht zu gute kommen ſollte, die nicht zum römiſch-katholiſchen Bekenntniſſe übergingen. Zudem müſſen ſie, weil ſie durch das Indigenat Staatsbürger werden, dem Könige und der Republik den Eyd der Treue ſchwören. Uebrigens iſt der niedergeſchriebene Beſchluß des Reichstages wegen ihrer Aufnahme nicht genug: ſie bekommen auch darüber ein eignes Patent aus der Kanzley. Die Koſten, die mit dieſem ganzen Geſchäfte verknüpft ſind, ſteigen ſehr hoch, weil die Stimmen auf den Landtagen und am Reichstage ſelbſt, ſo wie die Arbeiten der Kanzley, nicht umſonſt gegeben werden*). Dies iſt der Hauptgrund, weßhalb das Indigenat in Polen ſo ſelten geſucht und verliehen wird, und weßhalb ſich der polniſche Adel mehr, als irgend ein anderer, von fremdem Blute rein erhalten hat.

Wenn diejenigen, die das Indigenat erhalten, mit ihrem Arme oder Vermögen das Vaterland geſchützt haben oder noch ſchützen, oder wenn ſie von fremden, alten Familien ſtammen, ſo können ſie ſogleich Staatsämter bekleiden; andern Falls können nur erſt ihre Urenkel zu den Ehrenſtellen und Geſchäften der Republik zugelaſſen werden. Daher ſteht bald in den Reichstagsbeſchlüſſen, daß der Neuaufgenommene aller Rechte des polniſchen Adels fähig ſey, bald iſt es ausgelaſſen.

---

*) Der Stempelbogen für das Indigenatsdiplom koſtet allein ſchon 3350 polniſche Gulden.

Nicht-adelich Geborne, Einheimiſche wie Fremde, können in den Adel erhoben werden. Ehedem hatte der König dies Recht; jetzt müſſen die Stände, mit Vorwiſſen des Rathes, auf Empfehlung der Senatoren, Reichsboten, Miniſter oder Generale, darüber entſcheiden. Ein bloßes königliches Adelsdiplom iſt nicht hinlänglich, den Adel zu verleihen, es muß ein Reichstagsbeſchluß, eine ſogenannte Konſtitution ſeyn. Uebrigens wird von den Kandidaten ebenfalls verlangt, daß ſie römiſch-katholiſch ſind, daß ſie ſich die Stimme und Empfehlung des Adels auf den Landtagen verſchaft, und ihre Verdienſte dem Reichstage dargelegt haben. Auch werden erſt ihre Urenkel dem alten Adel gleich geachtet, und, wie dieſer, zu den Staatsämtern gezogen, es müßte denn ſeyn, daß der erſte Erwerber des Adels vorzügliche Verdienſte beſeſſen hätte.

Man glaube aber nicht, daß es mit dieſen verlangten Verdienſten ſo genau genommen werde. Das Geld, welches auf den Landtagen und am Reichstage ſelbſt, den Land- und den Reichsboten, die Einfluß haben, gegeben wird, beſtimmt unbedingt das größere oder kleinere Verdienſt. Diejenigen, die ſich etwa dagegen ſetzen, oder daran zweifeln ſollten, werden, durch eben dieſe Gründe, davon am kräftigſten und ſchnellſten überzeugt. In neuern Zeiten bedurfte es oft bloß der Empfehlung eines oder des andern auswärtigen Geſandten, den man von den Verdienſten des Suchenden überzeugt hatte, und der Reichstag that willig, was man verlangte.

Die Geſetze verbieten nachdrücklich, daß ein Edelmann einem Unadelichen ſeinen Adel mittheile, oder ihn für ſeinen Verwandten ausgebe; daß jemand die Wappen von Familien brauche, zu denen er nicht gehört; und daß jemand ein Edelmann zu ſeyn vorgebe, der es nicht iſt. Wird aber ein Edelmann von einem andern falſch beſchuldigt, daß er nicht Edelmann ſey, ſo kann er dieſen gerichtlich belangen und auf zu verfügende Todesſtrafe wider ihn dringen.

Uebrigens gehen geborne wie gemachte Edelleute der Rechte des Adels verluſtig, wenn ſie Kaufmannſchaft oder Handwerke treiben, oder Schenken halten, oder in den kleinen Städten Magiſtratsſtellen bekleiden. In den größern können ſie, ihrem Adel unbeſchadet, ſolche Stellen annehmen, weil dieſe in dem Punkte den Edelleuten gleich ſind, daß ſie Landgüter beſitzen dürfen. Ferner gehen ſolche Edelleute ihres Adels verluſtig, die, wegen Kriminalverbrechen, für ehrlos erklärt worden ſind; und endlich ſolche. denen der Adel, ohne daß ſie Verdienſte hatten, verliehen worden: ein Fall, der, nach der Bemerkung, die ich oben mitgetheilt habe, faſt unerhört iſt. Denn wer ohne Verdienſte den Adel ſich durch Geld verſchaffen konnte, kann ihn auch, wenn er angefochten wird, ſich durch Geld erhalten, und nur die Stände, die ihn gaben, können ihn nehmen, aber auch von neuem wieder geben. Nur verdienſtloſen Edelleuten, die zugleich arm ſind, könnte dieſes Unglück begegnen, von dem man in der polniſchen Geſchichte wohl wenig Beiſpiele finden möchte.

Da ſich einmal die ganze Verfaſſung des Staats um den Adel drehet, ſo zielen, wie man aus obigem ſieht, auch alle Geſetze und Einrichtungen zu ſeinem Vortheil, zu ſeinem Glanze, zu ſeiner Erhaltung und zu ſeiner Echtheit ab. Nur dieſer echte Adel bildet diejenige Einwohnerklaſſe, aus welcher die Reichsſtände erleſen werden. Die Konſtitution des immerwährenden Raths nimmt drei ſolcher Stände an, den König, die Senatoren, die Ritter; aber eigentlich ſind ihrer nur zwei: der Senatoren- und der Ritterſtand*).

---

*) Lengnich Jus. publ. Pol. Lib. II. Cap. 1. §. 3.

Kein älteres Geſetz weiß von drei Ständen, keines vermengt den König mit den Ständen. Die Geſetze wollen, daß der König die Stände zum Reichstag berufe, mit ihnen berathſchlage und beſchließe. Sie ſelbſt tragen an der Stirne den Namen des Königs, welcher erklärt, er habe ſie nach dem Willen der Stände, vollzogen und beſtätigt. Stirbt der König, ſo heißt es nicht, der Stand, ſondern der Fürſt iſt todt, und dann verfügen alle Stände in den Geſchäften des Staats, dann verſammlet man ſich zur Wahl, nicht eines Standes, ſondern eines Königs, der, wenn er gewählt iſt, und ſeine Pflichten anerkannt und beſchworen hat, die Rechte der Stände beſtätigt, und, wenn ihm die Reichsinſignien übergeben ſind, eingeführt wird. Der König iſt alſo durch die Geſetze von den Ständen unterſchieden und über ſie erhoben.

Da indeſſen die Einſetzung des immerwährenden Raths mehrere ältere Konſtitutionen, theils aufhob, theils veränderte, und da dieſer Rath neuerlich als Staatsmacht, was er durch die Revolution zu ſeyn aufhörte, wieder hergeſtellt worden iſt: ſo laſſen wir es billig auch bei der Eintheilung in drei Stände, die das Geſetz, welches ihn errichtete, anzunehmen für gut befunden hat. Nach demſelben iſt

Der König das Oberhaupt der Nation, der erſte Reichsſtand, der Träger der Majeſtät der Republik, der Vorſitzer des immerwährenden Raths. Er beruft die ordentlichen und außerordentlichen Reichstage; weder der Reichstag noch der immerwährende Rath kann etwas beſchließen, wenn er nicht gegenwärtig iſt; unter ſeinem Namen werden alle Geſetze und Verordnungen des Reichstags und des immerwährenden Raths, und alle und jede öffentliche Urkunden ausgefertigt; in ſeinem Namen werden alle Gerichte gehalten und den Reichstags- und Relationsgerichten ſitzt er in Perſon vor; er ertheilt neue Rechte und Privilegien und beſtätigt alte, inſoferne ſie nicht den öffentlichen polniſchen und lithauiſchen Rechten zuwider ſind; beſetzt alle niedere geiſtliche, bürgerliche und ſoldatiſche Aemter; und kann noch endlich Univerſitäten und Schulen anlegen.

Dies ſind die Vorrechte des Königs. Man ſieht, daß kein weſentliches, welches ihm irgend einen bedeutenden Einfluß auf den Staat und deſſen Geſchäfte verſchafte, darunter iſt. Vormals hatte er wichtigere. Er beſetzte alle hohe Staatsämter, geiſtliche, bürgerliche und kriegeriſche, und vergab die königlichen Güter und Staroſteyen. Hierin lag die Quelle ſeiner Macht und ſeines Einfluſſes im Staate; denn, wer von ihm eine Stelle oder eine Staroſtey beſitzte, war ihm ergeben, und wer eine oder die andere bekam, war, aus Dankbarkeit, ſein Anhänger. So waren die Beſitzer der höhern Würden, der ergiebigern Staroſteyen, die als Biſchöfe, Woiwoden und Kaſtellane zugleich die Senatorenwürde bekleideten, bei den Staatsverhandlungen mit der Stimmenmehrheit auf ſeiner Seite, und ein Theil des Ritterſtandes, der Staatsämter, königliche Güter und Staroſteyen inne hatte, oder auf ſolche hoffte, ebenfalls. Dies hat aufgehört, ſeitdem der immerwährende Rath jene Stellen und Güter vergiebt, indem er dem Könige jedesmal drei Suchende vorſchlägt, aus denen er Einen wählt: ſo ſind dem Könige auf allen Seiten die Hände gebunden, und es iſt kein wichtiges Staatsgeſchäft vorhanden, deſſen Beſorgung er nicht, entweder mit dem Reichstag oder dem immerwährenden Rathe, theilen müßte. Man ſieht alſo, warum es einer der erſten Schritte des Revolutionsreichstages war, letztern aufzuheben.

Der zweite Reichsſtand, der Senatorenſtand, wird durch die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Woywoden, Kaſtellane und vornehmſten Miniſter gebildet. Mit dieſen Würden iſt die Senatorenſtelle genau verbunden, und ſie wird mit ihnen zugleich verliehen. Es verſteht ſich, daß nur eingeborne, beſitzliche Edelleute, die gleiche Rechte mit den andern Staatsbürgern genießen, übrigens Verdienſte, das erforderliche Alter und Fähigkeiten haben, auch römiſch-katholiſch ſind, dieſe Stellen bekleiden können.

Die Anzahl der Senatoren iſt nicht immer dieſelbe, und bald ſtärker, bald ſchwächer geweſen. Durch die doppelte Entgliederung Polens iſt ſie geringer, als je geworden.

Ehedem bildeten ſechzehn dieſer Senatoren, die vom Reichstage erleſen wurden, einen Rath, der dem Könige zur Seite war, und mit dem er die öffentlichen Geſchäfte überlegte. Er konnte nichts ohne deſſen Genehmigung verfügen, und in Fällen, wo die Meinungen getheilt waren, entſchied die Mehrheit. An die Stelle dieſes Raths iſt der immerwährende getreten, der aber auch Mitglieder aus dem Ritterſtande hat, und ohne deſſen Billigung der König ebenfalls nichts beſchließen kann. Bei demſelben gilt der Einſpruch eines Einzelnen nichts; er wird auch ſchon dadurch vermieden, daß in Fällen, wo man ſich nicht vereinigen kann, geſtimmt werden muß.

Damit der König nicht Raths entbehrte, mußten die Senatoren im Lande bleiben, und konnten, ohne Einwilligung des Reichstags nicht verreiſen; will jetzt der König eine Reiſe machen, ſo braucht er dazu die Genehmigung des immerwährenden Raths und dieſer muß ſich an den Ort verfügen, wo ſich der König befindet. Reiſet dieſer, nach eignem Willen, von Warſchau weg, ſo bleibt die Wahl zu den Staatsämtern zwei Monat ausgeſetzt, aber nach Verlauf derſelben begiebt ſich eines der Mitglieder zum Könige und ſtellt durch Briefwechſel den nöthigen Zuſammenhang mit dem Rathe her.

Die Senatoren haben den Titel Excellenz. Beſoldung ziehen ſie als ſolche nicht. Ihr Auskommen und ihren Glanz erhalten ſie durch die Einkünfte von andern Staatsſtellen und von den ihnen verliehenen königlichen Gütern. Den erſten Rang unter ihnen nehmen die geiſtlichen Senatoren, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, ein.

Schon in den älteſten Zeiten hatten dieſe viel Vorzüge vor den weltlichen, theils ihres geiſtlichen Amts, theils der Gelehrſamkeit wegen, in deren Beſitz ſie ausſchließend waren. Ehedem beſtanden ſie aus zwei Erzbiſchöfen, dem von Gneſen und dem von Lemberg, und aus funfzehn Biſchöfen. Dieſe Anzahl iſt durch die doppelte Theilung verringert worden. Der Erzbiſchof von Lemberg iſt, ſeit der erſten, nicht mehr polniſcher Senator; der Erzbiſchof von Gneſen wird es, als ſolcher, ſeitdem Gneſen preußiſch geworden iſt, nicht mehr ſeyn, aber wohl als Biſchof von Krakau. Doch iſt über dieſen Gegenſtand noch nichts beſtimmt worden.

Auf dem Erzbiſchofe von Gneſen haftete Würde und Titel des Fürſten-Primas, und

und dieſer iſt, als ſolcher, der erſte unter den geiſtlichen Senatoren. Seine Vorrechte ſind höchſt wichtig. Er iſt geborner Legat des Papſtes; er iſt Zwiſchenkönig, von dem Tode des einen Fürſten bis zur Einführung des andern, und beſorgt während dieſer Zeit königliche Obliegenheiten; wenn der König nicht im Lande iſt, und er ſieht eine Gefahr für den Staat aufſteigen, ſo kann er jenen ſogleich davon benachrichtigen; er kann dem Könige Vorſtellungen thun, wenn er von der Vorſchrift des Geſetzes abweicht, und Dinge befiehlt, die demſelben widerſprechen *); er iſt

---

*) Er muß aber bei der Ausübung dieſes Rechts ſehr behutſam ſeyn, und nicht auf bloßen Verdacht, ſondern auf Thatſachen, die vom Könige auch wirklich herrühren, ſeine Erinnerungen gründen, und dieſe vorher, entweder ſchriftlich oder unter vier Augen, auch, zu noch größerer Sicherheit, nach Zuratheziehung der Kanzler, vortragen. Des Königs Benehmen öffentlich rügen, ihn ohne Grund anſchuldigen und die Staatsbürger dadurch gegen ihn aufbringen, wäre Hochverrath.

geborner Kanonikus von Plozk; er hat das Recht Geld auszumünzen *) und auf den Gütern ſeiner Kirche zu jagen; er iſt, wie ſeine Unterthanen, von Abgaben und Zöllen an die Woiwoden frei, und ihrer Gerichtsbarkeit nicht unterworfen; er nimmt im immerwährenden Rathe den oberſten Platz ein, ſelbſt wenn ein Kardinal unter den beiſitzenden Biſchöfen wäre; er unterſchreibt, wenn er im gedachten Rathe ſitzt, ſeinen Namen nach dem Könige; iſt dieſer nicht gegenwärtig, ſo hat

---

*) Das Recht kann er aber eben ſo wenig nutzen, als ehedem der Biſchof von Ermeland, der es auch hatte. Spätere Geſetze nämlich haben das geſammte Münzweſen dem Könige und den Ständen vorbehalten, ohne deren Genehmigung niemand Geld [illegible] darf, auch müßte der dadurch erhaltene [illegible] in den gemeinſamen Schatz fließen.

Das Recht zu jagen war ehedem wichtiger, wo nur der König oder die, denen er es erlaubt hatte, jagen durften; jetzt haben es alle Edelleute mit dem Erzbiſchofe gemein. Eben ſo das Recht wegen der Abgaben und Zölle und der Gerichtsbarkeit.

er, wie während des Zwiſchenreichs, zwei Stimmen, um, bei einer Stimmengleichheit, zu entſcheiden; er weicht dem päpſtlichen Nuntius nicht, und deshalb verhüten beide, an einem dritten Orte zuſammen zu treffen; niemand darf, nach zwei alten Verordnungen aus den Zeiten Kaſimirs des Großen, in ſeiner Gegenwart ſich unanſtändiger Worte bedienen, noch Säbel oder Meſſer ziehen, bei einer Geldſtrafe, die in des Primas Seckel fließt ꝛc.

Zu ſeiner äußern Auszeichnung gehört, daß er den Purpur eines Kardinals trägt; daß ihm die andern Senatoren entgegen kommen, wenn er in die Stadt einzieht, wo der Reichstag gehalten wird; daß ihm einige davon begleiten, wenn er den erſten Beſuch beim Könige abſtattet; daß ihm die Marſchälle dabei vorangehen; daß der König ſelbſt aufſteht und ihm entgegen geht; daß ihm, wenn er ſich öffentlich zeigt, ein Marſchall aus dem Senatorenſtande, von den Kaſtellanen zweiter Klaſſe, den Stab vorträgt, gehend wenn der Primas geht, reitend wenn er fährt, aber immer zur Linken, weil der Kanonikus, der ihm ein Kreuz vorträgt, die Rechte einnimmt. Dieſer Kreuzträger iſt dem Primas zur Seite, wo er ſich auch befindet, im Senat und auf dem Reichstage. Der Marſchall des Primas iſt Kaſtellan, und die Marſchälle des Reichs ſind nur Miniſter aus dem Senatorenſtande; dagegen muß jener den Marſchallſtab dort ſenken, wo die Stäbe der Krone und Litthauens ſich aufrecht zeigen. Noch hat der Primas, außer dem Marſchall und Kreuzträger, einen Kanzler, einen Referendar, Kammerherrn, Stall-, Jäger-, Küchen-, Keller- und Silbermeiſter ꝛc.; und endlich noch das Recht, welches keiner der übrigen höchſten Staatsbeamten hat: daß die Glocken von Warſchau geläutet werden, wenn es bei ihm Zeit zum — Mittagseſſen iſt.

Man verzeihe mir die Anführung dieſer letztern Kleinigkeiten. Sie ſtehen bloß als eine

Probe da, was eine vollkommen-freie, vollkommen-gleiche Nation gethan hat, um einen ſogenannten Mitbruder zu zwingen, daß er dieſe vollkommene Gleichheit vergeſſen ſollte.

Die Biſchöſe haben, einer vor den andern, gewiſſe Auszeichnungen, die ſich auf ihren Rang in der Kirche und im Senate, und auf den Vortritt beziehen, welche ich aber hier nicht anführen mag. Der König wählte ſie ehedem und der Papſt beſtätigte ſie; jetzt ſchlägt der immerwährende Rath ihm drei Kandidaten vor, von denen er Einen wählen muß. Sie können nicht zwei Biſtthümer zugleich beſitzen; aber man hat Ausnahmen von dieſer Regel. Sie wechſeln oft in ihren Stellen, und vertauſchen bald ein niederes Bißthum mit einem höheren, bald ein minder einträgliches mit einem reichern; oft nutzen ſie neben ihrem Bißthum, noch gewiſſe Abteyen und Propſteyen, um den Glanz ihrer Würde zu behaupten. Auf jedem Fall haben ſie alle vortreſliche Einkünfte, aber der Biſchof von

Krakau die reichſten. Vor Zeiten konnten ſie, ohne Ausnahme, die Kanzlerwürde bekleiden, jetzt ſind die vordern davon ausgeſchloſſen, ſie müßten denn ihr höheres und reicheres Bißthum gegen ein niederes und minder reiches vertauſchen, was nicht ſelten der Fall geweſen iſt; aber eben ſo oft iſt es geſchehen, daß ein Biſchof, der Kanzler war, dieſe Stelle niederlegte, wenn er zu einem der höheren Bißthümer vorrückte. Sie können Koadjutoren haben, aber dieſe ſind nicht Senatoren; der immerwährende Rath bewilligt und ſetzt ſie ihnen, wenn ſie Alters oder Krankheitshalber darum anhalten; ſie haben auch Weihbiſchöfe, die ſie ſelbſt anſtellen, die aber keine Anſprüche auf das Biſthum haben. Drei von ihnen (den Primas eingeſchloſſen) haben Sitz und Stimme im immerwährenden Rathe; aber ſie ziehen dafür keine Beſoldung, eben ſo wenig als der Primas und die Miniſter. Uebrigens haben ſie in dem, zu ihren Biſthümern gehörigen Gebiete, die Vorrechte und Freiheiten der eingebornen, beſitzlichen Edelleute, in ihrem ganzen Umfange.

Den nächſten Rang nach ihnen nehmen im Senatorenſtande die Woiwoden ein. Ihr lateiniſcher Name (palatini) ſtammt von den Aemtern her, die ſie ehedem im Pallaſte, am Hofe der Fürſten bekleideten. Von Rom und Konſtantinopel ging dieſe Benennung nach Frankreich über, wo die Großen, die dem Fürſten als Räthe zur Seite waren, Palatine genannt wurden. Von da kam ſie nach Polen, wo man diejenigen damit belegte, die unter den Baronen die vorderſten waren, und wo man zugleich die Provinzen, aus welchen Polen beſtand und diejenigen, die damit verbunden wurden, Palatinate nannte. Ein Palatin heißt in polniſcher Sprache „Woiewoda“ (Herzog, Heerführer) und der Landesſtrich dem er vorſtehet, „Woiewodtzwo“ (Herzogthum). Die deutſche Sprache hat die polniſche Benennung beibehalten, und man ſagt Woiwode, Woiwodſchaft. In den älteſten Zeiten, als Polen noch unter mehrere Fürſten vertheilt war, deren jeder ſeinen eigenen Hof hatte, waren mehrere Palatine zugleich vorhanden, welche die Krieger gegen den Feind führten, und daher den Namen Woiwoden erhielten. Auch nach der Vereinigung dieſer Provinzen unter Einen Fürſten, wo einige Höfe eingingen, blieben mehrere Woiwoden übrig, die nun, anſtatt dem Hofe vorgeſetzt zu ſeyn, größern Landesſtrichen vorgeſetzt wurden, welche man daher Woiwodſchaften nannte; denn in der Geſchichte kömmt das Wort Woiwodſchaft ſpäter vor, als das Wort Woiwode, und in ältern Zeiten lieſt man nur von Provinzen und Ländern.

Die Fürſten bedienten ſich des Raths der Woiwoden, ſie mochten an ihrem Hofe, oder in den ihnen zugetheilten Provinzen leben. Daher kommt es, daß ſie ihre Stelle unter den Senatoren, und da ſie die erſten bei Hofe waren, auch den Rang vor den übrigen behalten haben.

Die älteſten unter den Woiwoden ſind die in Kronpolen; die übrigen, in den hinzugekommenen Ländern, ſind jünger, weil dieſe Provinzen erſt nach der Verbindung mit Polen in Woiwodſchaften abgetheilt wurden. Man hat aber keine Rangordnung nach den Provinzen unter ihnen feſtgeſetzt, ſondern ſie ſind unter einander gemiſcht. Sonderbar iſt es, daß der Kaſtellan von Krakau allen Woiwoden vorgeht, und daß zwei andre Kaſtellane, die von Wilna und Trozk, und der Staroſt von Samogitien (alle ſonſt hinter den Woiwoden) dieſen zugezählt werden. Die Geſchichtſchreiber ſind nicht einig, woher der Kaſtellan von Krakau jenen Vorzug erhalten hat. Einige ſagen, ein Woiwode von Krakau habe ſich gegen den König empört, und dieſer habe ſein Verbrechen noch an ſeinen Nachfolgern dadurch beſtrafen wollen, daß er verordnet, die Woiwoden von Krakau ſollten auf ewige Zeiten den Kaſtellanen von Krakau nachgehen; andre ſagen, es ſey eine Strafe dafür, daß bei einer Schlacht ein Woiwode ſchändlicherweiſe die Flucht genommen habe. Wenn die Kaſtellanen von Wilna und Trozk, und der Staroſt von Samogitien, zu den Woiwoden gezählt werden, ſo ſcheint es daher zu kommen, daß ehemals in Lithauen nur zwei Woiwoden und eben ſo viel Kaſtellane, nämlich die von Wilna und Trozk, vorhanden waren, die übrigen Bezirke aber von königlichen Statthaltern regiert wurden. Als man nachher dieſe Bezirke in Woiwodſchaften verwandelte, ließ man jenen Kaſtellanen den Rang vor den neuern Woiwoden in denſelben. Gleiche Beſchaffenheit hat es wohl mit dem Staroſten von Samogitien, der ebenfalls früher vorhanden war, als die auf ihn folgenden lithauiſchen Woiwoden. Ueberdies gebührt ihm, ſchon ſeines Amts wegen, eine Stelle unter den Woiwoden, denn er hat in ſeinem Gebiete alle die Macht, welche die Woiwoden in dem ihrigen ausüben, ſo daß er nur der Benennung nach von ihnen unterſchieden iſt. Einige

Woiwoden nennen ſich General-Woiwoden, aber dieſer Titel legt ihrer Macht nichts zu, und ſie bleiben denen gleich, die ihn nicht führen.

Ein Woiwode kann nicht zugleich zwei Woiwodſchaften inne haben, auch nicht zugleich Kaſtellan und Miniſter aus dem Senatorenſtande ſeyn. Iſt er Kaſtellan, wenn er zum Woiwoden gewählt wird, ſo hört er ſogleich auf, erſteres zu ſeyn; wird ein Woiwode zum Miniſter aus dem Senatorenſtande gewählt, ſo muß er die Woiwodſchaft aufgeben, und es kommen in der Geſchichte mehrere Beiſpiele vor, daß Woiwoden ihre Würden gegen Kanzler-, Schatzmeiſter- und Marſchalls-Aemter wirklich vertauſcht haben. Dagegen können die Woiwoden zugleich Großfeldherren oder Unterfeldherren ſeyn, wovon die Urſache keine andre iſt, als daß die Feldherrnſtellen nicht zu den ſenatoriſchen Aemtern gehören. Kein kronpolniſcher Woiwode, der von Krakau ausgenommen, darf innerhalb ſeiner Woiwodſchaft, eine von den Staroſteyen beſitzen, die Gerichtsbarkeit haben; außerhalb derſelben iſt es ihm nicht verwehrt. Aber die lithauiſchen Woiwoden können Staroſteyen mit Gerichtsbarkeit innerhalb ihres Gebietes beſitzen. Uebrigens haben die Woiwoden, außer den Vorrechten, die ihnen mit den andern Senatoren gemein ſind, noch dieſe, daß ſie den Adel ihres Gebiets zu den Landtagen berufen und bei dieſen den Vorſitz führen; daß ſie in ihrer Woiwodſchaft die ſogenannten Palatins-Gerichte halten; den Preis der Lebensmittel beſtimmen; über Maß und Gewicht wachen; die Juden richten und gegen Mißhandlungen in Schutz nehmen u. ſ. w. Dieſe Geſchäfte überlaſſen ſie aber ihren Stellvertretern, den Vicewoiwoden, die ſie ſelbſt wählen können, die aber eingeborne, beſitzliche Edelleute ſeyn müſſen, und die, nach Recht zu richten und die übrigen Geſchäfte gewiſſenhaft zu betreiben, durch einen Eyd verpflichtet werden.

Die eigentlichſte Beſtimmung der Woiwoden, die ihr Name anzeigt, iſt, bei einem allgemeinen Aufſitze, den Adel ihrer Woiwodſchaft anzuführen; da aber ſolche Aufſitze in neuern Zeiten nicht mehr üblich und — möglich ſind, ſo iſt auch der Name Woiwode nichts, als ein Titel, um welchen ſich aber der polniſche Adel ſo angelegentlich drängt, als ob noch die Gelegenheit, Thaten zu thun, damit verbunden wäre.

Auf die Woiwoden folgen die Kaſtellane. Sie haben ihren Namen von dem Worte Caſtellum, welches von feſten Schlöſſern, allerley befeſtigten Oertern, auch von Lagern gebraucht wurde. Die Befehlshaber ſolcher Plätze nannte man alſo Kaſtellane, und ſie waren nicht bloß den Kaſtellen, ſondern auch einem gewiſſen Bezirke vorgeſetzt, der dazu gehörte und der die Benennung Kaſtellaney trug. Aus ältern Geſchichtſchreibern erhellt, daß Polen vormals in ſolche Kaſtellaneyen eingetheilt war; jetzt aber wird dieſes

Wort nicht mehr von einem Landesſtriche, ſondern nur von der Würde des Kaſtellans gebraucht. Die Kaſtellane hatten volle Gerichtsbarkeit über ihre Bezirke, aber in ſpätern Zeiten ſind dieſe Kaſtellaney-Gerichte eingegangen, und die Staroſtey Gerichte, (Grodgerichte, judicia caſtrenſia) ſcheinen an ihre Stelle getreten zu ſeyn. Dagegen haben die Kaſtellane ihre ehemalige Senatorenwürde beibehalten, denn ſie waren mit unter den Baronen begriffen, von denen die alten Schriftſteller ſagen, daß ſie von den Fürſten zu Rathe gezogen worden. In einer alten Urkunde iſt ihrer ſogar vor den Woiwoden erwähnt. In Gleichheit mit dieſen können ſie ebenfalls keine Miniſterſtellen aus dem Senatorenſtande bekleiden und zugleich Kaſtellane bleiben; ſie dürfen aber, wie dieſe, zugleich Befehlshaber bei der Armee ſeyn. Die kronpolniſchen Kaſtellane, der von Krakau ausgenommen, können in der Woiwodſchaft, zu der ſie gehören, keine Staroſtey mit Gerichtsbarkeit inne haben;

auch die Aemter, die man Landämter nennt, bekleiden ſie nicht, weder inner- noch außerhalb ihrer Woiwodſchaften. Wenn ein Aufſitz geboten wird, ſo befehligen ſie den Adel ihres Bezirks und führen ihn zum Woiwoden, der dem Adel der geſammten Woiwodſchaft vorgeſetzt iſt. Sie ſind alſo, nächſt dieſen, die vornehmſten Anführer des Adels. Obgleich ſie alle gleiches Anſehen haben, werden ſie doch in größere und kleinere abgetheilt. Die Anzahl der letztern iſt ſtärker, als der erſtern. Vor der doppelten Entgliederung Polens waren dieſer drei und dreißig, jener drei und vierzig. Die kleinern Kaſtellane wurden auch „powiatowi,“ Diſtriktskaſtellane, genannt, weil ſie ihren Titel nicht von ganzen Woiwodſchaften, ſondern von den kleinern Bezirken derſelben, führen; auch „niekrzeslowi,“ Kaſtellane ohne Stühle, weil ſie im Reichsrathe nicht, wie die größern Kaſtellane, auf Stühlen, ſondern auf Bänken ſaßen.

Ich erinnere durch dieſe Kleinigkeiten abermals an die Inkonſequenz in den Gleichheitsgrundſätzen der polniſchen Verfaſſung.

Zu den Senatoren zählt man einige Miniſter, und nennt ſie deshalb Miniſter aus dem Senatorenſtande. Sie bekleiden die höheren Staatsämter um die Perſon des Königs. Ihrer ſind folgende zehn: Zwei Großmarſchälle, zwei Großkanzler, zwei Unterkanzler, zwei Schatzmeiſter, zwei Hof- oder Untermarſchälle.

Fünf dieſer Miniſter gehören zur Polniſchen und fünf andre zur Lithauiſchen Nation.

Sie ſind nach den Kaſtellanen in den Senat gekommen, ſtimmen alſo auch nach ihnen. Am Reichstage ſitzen ſie nicht an der Seite der Kaſtellane, ſondern beſonders; in den Relationsgerichten aber führen ſie die Reihe der Senatoren nach den Kaſtellanen fort, nach welchen ſie auch am Reichstage ihre Stimmen geben. Die Geſetze erlauben nicht, daß dieſe Miniſter zugleich Woiwoden

oder

oder Kaſtellane ſeyn können; wollen ſie es werden, ſo müſſen ſie die Miniſterſtelle niederlegen. So darf ein Miniſter auch nicht zwei Miniſterſtellen inne haben, und er muß die erſte Stelle niederlegen, wenn er eine zweite bekleiden will; ja, zwei Perſonen aus einer Familie können nicht zugleich zwei Miniſterſtellen beſitzen. Dagegen können ſie Staroſteyen mit Gerichtsbarkeit in jeder Woiwodſchaft inne haben, ſogar Generalſtaroſten von Polen ſeyn. Ihre Aemter behalten ſie auf Lebenszeit, oder bis ſie dieſelben mit andern verwechſeln. Sie bringen ihre Zeit meiſt um den König zu, damit er ihres Amtes nicht entbehre, welches eine faſt ununterbrochene Anweſenheit erfordert. Auch auf Reiſen in Polen und Lithauen begleiten ſie den König, wo nicht alle, doch einer oder der andre von ihnen. Auf Reiſen außerhalb Landes iſt einer der Unterkanzler in ſeinem Gefolge. Der Fall kömmt oft vor, daß Woiwoden und Kaſtellane ihre Würden gegen Miniſterſtellen aufgeben, theils weil ſie durch ihren Aufenthalt um den König häufiger Gelegenheit haben, ſich und ihre Familie ſeiner Freigebigkeit zu empfehlen, theils weil die Miniſterſtellen mit anſehnlichen Privateinkünften verbunden ſind. Ihr Titel iſt derſelbe, der den Woiwoden und größern Kaſtellanen gegeben wird.

Dies von den Miniſtern im Allgemeinen; es iſt nöthig, von ihren Stellen im Beſondern einiges anzumerken.

Die erſten in der Ordnung ſind die **Marſchälle**. Oben iſt bemerkt worden, daß ihrer vier ſind, nämlich der Groß- und der Hofmarſchall von Polen und der Groß- und Hofmarſchall von Lithauen. Das Abzeichen ihrer Würde iſt der Marſchallsſtab. Die Hofmarſchälle pflegen in die Stellen der Großmarſchälle zu rücken, doch iſt kein Geſetz darüber vorhanden, und der König, oder jetzt vielmehr der immerwährende Rath, können nach Willkühr andre zu Großmarſchällen ernennen. Ihre Pflichten und Rechte ſind:

daß ſie die Hofbedienten ernennen, auszahlen, über ihre Aufführung wachen, ungehorſame, ſittenloſe entfernen; daß ſie Gäſte und königliche Räthe empfangen, und ſorgen, daß ſie nach Würde behandelt werden, daß ſie Auflauf, Gewaltthätigkeiten und alles was beleidigen kann, abwenden und die Anſtifter beſtrafen; daß ſie alle, den Hof betreffende, Geſchäfte führen, und was darin abgeht oder fehlerhaft iſt, unter Mitwiſſen des Königs, verbeſſern. Ehedem beſtimmten ſie auch den Preis der Dinge, die der Hof brauchte; da ſich aber manche unter ihnen von den Kaufleuten beſtechen ließen, den Preis zu ihrem Vortheil anzuſetzen, ſo wurde ihnen dies Vorrecht durch die Konſtitution vom Jahre 1768 genommen. Alle Hofbediente ſtehen unter ihrem Tribunal, die Marſchallsgerichte genannt, ſelbſt die Offiziere der Leibwache, und ſogar die Gemeinen, wenn ihre Vorgeſetzte zu nachſichtig gegen ſie geweſen ſind. Dieſe Gerichte erſtrecken ſich auf drei Meilen um den

Wohnſitz des Königs; ſie begleiten ihn, wohin er ſich, innerhalb des Reichs, begiebt; und von ihren Sprüchen kann nicht appellirt, doch kann die von ihnen zuerkannte Strafe vom Könige gemildert, auch geſchenkt werden. Stirbt der König, ſo werden dieſe Gerichte um ſeinen Leichnam fortgehalten. Seit 1768 haben die Marſchälle bei ihren Gerichten ſechs Beiſitzer, ohne die ſie nicht mehr entſcheiden dürfen. — Sonſt beſorgen ſie noch, in Abſicht der Hofgebräuche, ſowohl um die Perſon des Königs, als am Reichstage, alles das, was Herkommen und Sitte iſt, und wachen, daß nichts darin verändert werde; und ſie müſſen in dieſem Punkte nicht minder bedenklich und genau ſeyn, als die Marſchälle an monarchiſchen Höfen. Vermöge der Konſtitution des immerwährenden Raths ſind ſie verbunden, jährlich 6 Monate um den König zu ſeyn, und die Beiſitzer ihrer Gerichte jeder 4 Monate. Die Hofmarſchälle haben, wenn die Großmarſchälle nicht zugegen ſind, deren ganzes Anſehen und alle ihre Vorrechte. Uebrigens beſorgen die Marſchälle der Krone das, was Kronpolen angeht, und die Marſchälle von Lithauen das, was auf dieſes Großherzogthum Bezug hat.

Der Kanzler ſind eben ſo viel als der Marſchälle: ihrer zwei für Polen und zwei für Lithauen, für beide ein Groß- und ein Unterkanzler. Sie dürfen nicht zugleich Weiwoden und Kaſtellane ſeyn. Ehedem ernannte ſie der König am Reichstage, doch mit Zuſtimmung des Reichsraths, jetzt ſchlägt auch zu dieſen Stellen der immerwährende Rath die Kandidaten vor. Die Kanzlerſtellen ſind unter den höhern Staatsämtern die einzigen, in deren Bekleidung Weltliche und Geiſtliche mit einander abwechſeln. In ältern Zeiten kamen Weltliche ſeltener dazu, weil es ihnen an den nöthigen Kenntniſſen fehlte, aber ſeit Siegmund dem Erſten iſt ein Geſetz vorhanden, daß jedesmal einer von den Kanzlern ein Geiſtlicher und der andre ein Weltlicher ſeyn ſoll. Auch die Stelle des Großkanzlers muß abwechſelnd mit einem Geiſtlichen und einem Weltlichen beſetzt werden. Wenn alſo beide Kanzlerſtellen offen ſind, und der letzte Großkanzler war ein Geiſtlicher, ſo muß ſein Platz mit einem Weltlichen und im umgekehrten Falle mit einem Geiſtlichen, beſetzt werden. Dieſe Einrichtung iſt aber nur in Kronpolen, nicht in Lithauen, wo die Kanzler immer Weltliche zu ſeyn pflegen.

Man macht in Kronpolen gewöhnlich Biſchöfe zu Kanzlern, ſeltener Geiſtliche von geringerer Würde. Der letzte Unterkanzler, Kollontay, machte eine Ausnahme: er wurde vom Kronreferendar zum Kanzler erhoben. Uebrigens iſt ſchon oben bemerkt worden, daß nicht alle Biſchöfe das Kanzleramt bekleiden können, ſondern nur ſolche, die ein Bißthum mit geringern Einkünften inne haben, und daß ſie, wenn ſie als Kanzler ein reicheres bekommen, dieſe Stelle niederlegen müſſen. Wer, ehe er Kanzler wurde, noch nicht Biſchof war, hat vor andern Anwartſchaft auf das nächſte erledigte Bißthum, und wer ſchon Biſchof war, auf das nächſtaufgehende reichere. Eben ſo die weltlichen Kanzler auf die einträglichſten königlichen Güter, auf Woiwodſchaften und Kaſtellaneyen.

Die Groß- und Unterkanzler haben gleiches Anſehen, und nur dieſe Unterſcheidung findet zwiſchen beiden Statt, daß der Großkanzler den Vortritt hat, und daß der Unterkanzler, wenn jener abweſend iſt, die Geſchäfte beſorgt. Auch rückt er in deſſen Stelle, wenn ſie offen wird. Doch iſt dies nur der Fall in Kronpolen, wo man den Wechſel zwiſchen weltlichen und geiſtlichen Kanzlern erhalten muß; in Lithauen kann der Unterkanzler, bei Beſetzung der Großkanzlerſtelle, übergangen werden.

Das Amt des Kanzlers iſt ſehr wichtig und umfaſſend. Er trägt im Namen des Königs vor, ſowohl am Reichstage als außer demſelben bei allen Gelegenheiten, wo der

König öffentlich zu reden hat. Er antwortet den fremden Geſandten auf ihre Anreden; beſpricht ſich auch beſonders mit ihnen, um ihre Anträge zu vernehmen, den König davon zu unterrichten und deſſen Antwort zu überbringen. Er empfängt die Bittſchriften an den König, und er entwirft und beſiegelt die öffentlichen Geſchäftsſchriften, Mandate, Vorladungen, Entſcheidungen, Privilegien, Diplome und Schenkungen. Zu dieſen, wie zu ſeinen mündlichen Vorträgen, bedient er ſich der lateiniſchen oder der polniſchen Sprache, die von jeher die Sprachen der öffentlichen Geſchäfte in Polen waren.

Jeder der Kanzler hat ſeine eigene Kanzley, ſein beſonderes Archiv (in polniſch-lateiniſcher Sprache metrica genannt) und ſein beſonderes Siegel. Da die Geſchäfte, die bei ihren Stellen vorkommen, die mannigfaltigſten Beziehungen auf das polniſche Staatsrecht und auf die verwickelten Privatrechte der einzelnen Einwohnerklaſſen haben; ſo müſſen ſie in den geſchriebenen und ungeſchriebenen Geſetzen, und in den Gebräuchen und dem Herkommen, vorzüglich bewandert ſeyn. Sie haben zwar einen Kanzleyaufſeher (Regent genannt) deſſen Pflicht es iſt, zu wachen, daß nichts, was gegen Geſetze und Herkommen wäre, aus der Kanzley hervorgehe; aber ſie ſind darum nicht von aller Sorge frei, weil ſie, wenn ein Verſtoß geſchieht, verantwortlich dafür bleiben.

Schriften, die des Königs Unterzeichnung nicht bedürfen, fertigt der Kanzler ohne deſſen Mitwiſſen aus; die aber deren bedürfen, müſſen dem Könige im Auszuge vorgetragen werden. Die Diplome über Privilegien, Ehrenſtellen, verliehene Güter ꝛc. müſſen, ehe der Kanzler ſie ausgiebt, in deſſen Aktenbücher eingetragen werden, für den Fall, daß ſie verloren gingen, oder daß man Abſchriften davon verlangte. Die Kanzleygebühren, welche Privatleute zu zahlen haben, ſind zwar in ältern Zeiten feſtgeſetzt, aber nur für den

Adel; die Nichtadelichen, die Fremden und Juden ſind der Willkühr der Kanzley überlaſſen, und dieſe iſt in der That nicht billig. Die Gebühren für Diplome, die dem Empfänger Freude oder Nutzen bringen, ſtellt man gewöhnlich der Großmuth deſſelben anheim, und man kann denken, daß ſie in dieſem Falle nicht geringe ſeyn dürfen, da Kanzler, Regent und Metrikant, und ſonſt noch irgend ein paar Schreiber, zugleich befriedigt werden müſſen *).

Die Kanzler ſind Vorſitzer bei den Aſſeſſorial-Gerichten; ſie haben die Pflicht, die vom Reichstage gefaßten Beſchlüſſe nach Endigung deſſelben drucken zu laſſen und, mit ihrem Siegel verſehen, in die Provinzen zu ſenden; ſie können zu außerordentlichen Geſandten gebraucht werden; einer von ihnen iſt Mitglied des auswärtigen Departements im immerwährenden Rathe, und, wenn der

---

*) Der Stempel an einer Mündigerklärung koſtet allein 10,000 polniſche Gulden.

König nicht zugegen iſt, deſſen Vorſitzer; ſie können, wenn die Marſchälle abweſend ſind, deren Stelle vertreten; ſie können endlich ſogar die Armee anführen, wenn kein Feldherr und kein Marſchall vorhanden iſt.

Die Kanzler vom weltlichen Stande ziehen eine jährliche Beſoldung, die vom geiſtlichen, keine, weil ihre Einkünfte aus der Kirche anſehnlich genug ſind. Durch die Errichtung des immerwährenden Raths ſind einige ihrer alten Vorrechte eingeſchränkt worden. Man hat ihnen ſechs Beiſitzer zugegeben, ohne die ſie ihre gerichtlichen Geſchäfte nicht abthun können; ſie müſſen alle Monat jenem Rathe ein Verzeichniß der Privilegien, die ſie ausgefertigt haben, einreichen, und jedesmal zwei von ihnen müſſen ſechs Monat jährlich in Warſchau gegenwärtig bleiben.

Noch ſind von den Staatsbeamten aus dem Senatorenſtande übrig:

Die Schatzmeiſter beider Nationen, die, zum Unterſchiede von den beiden Hofſchatzmeiſtern, Großſchatzmeiſter genannt werden. Sie ſind Aufſeher der Reichsinſignien und des Schatzes; empfangen die öffentlichen Einkünfte; beſorgen die öffentlichen Ausgaben, und bringen ſie in Rechnung. Sie haben die Aufſicht über das Münzweſen und ſind Vorſitzer eines Tribunals, die Schatzkommiſſion genannt. Ehedem waren ſie in ihrem Departement faſt unumſchränkt, und eine Reihe von Unordnungen war die Folge davon; aber ſeit der Konſtitution von 1768 und ſeit der Errichtung des immerwährenden Raths, ſind ihren Vorrechten und Befugniſſen engere Gränzen geſetzt worden. Sie haben jetzt eine Kommiſſion zur Seite, ohne die ſie nichts verfügen können, und unter welcher das Schatzdepartement ſteht, das aus Mitgliedern des immerwährenden Raths zuſammengeſetzt iſt. Sie müſſen monatlich einen Bericht von allen ihren Verhandlungen dem gedachten Rathe vorlegen; die Vorſchläge, die zur Verbeſſerung und Erweiterung des Handels und der Einkünfte, zur Errichtung von Manufakturen, Anlegung von Straßen und Kanälen ꝛc ihnen eingereicht werden, können ſie unterſuchen, aber weder verwerfen noch annehmen, ohne die Billigung jenes Raths; nur mit Genehmigung eben deſſelben können ſie zufällige Ausgaben des Schatzes, als Geſchenke, Preiſe ꝛc. auszahlen; wenn ſie ſich weigern, einen Beſchluß der Kommiſſion zu unterſchreiben und zu unterſiegeln, ſo iſt ſie doch gültig, wenn der nächſte, ihnen im Rang folgende, ſie unterſchreibt, was in ihrer Gegenwart geſchehen kann u. ſ. w.

Vor die Gerichte dieſer Schatzkommiſſion gehören beſonders alle Sachen, welche die Abgaben angehen, die von dem Adel, der Geiſtlichkeit und den Städten abzutragen ſind; ferner Streitigkeiten über Verträge, Wechſel und Schulden der Kaufleute; über Maß und Gewicht; über Schuldforderungen der Handwerker u. a. m.

Von der Beſchreibung des erſten und zweiten Reichsſtandes gehe ich auf den dritten, den

Ritterſtand über, und verzeichne einige Angaben, welche deſſen Urſprung, Vorrechte, Befugniſſe und die Aemter betreffen, die aus ſeinem Mittel beſetzt werden.

Dieſer Stand heißt der Ritterſtand, weil die Staatsbürger, die denſelben bilden, über die Klaſſe der Ritter oder der Edelleute nicht hinausgehen. Dieſe wurden zuerſt im Jahre 1404 von **Wladislaus Jagello** um ihre Einwilligung erſucht, als er eine Abgabe zu einer kriegeriſchen Unternehmung zu erheben Willens war, was er für ſich nicht thun konnte, da ihnen der König Ludwig die Befreiung von Auflagen zugeſtanden hatte. Damals hielten die Edelleute zuerſt Landtage, und auf dem darauf folgenden Reichstage (Tagefahrt?) wurde, mit Genehmigung der **Prälaten**, **Barone** und **Kriegsmänner** (militarium) die Zahlung einer Auflage beſchloſſen. So nahm die Gewohnheit, den Adel zu befragen, wenn von Abgaben zum Behufe des gemeinen Weſens die Rede war, ihren Anfang. Einen größern Einfluß erhielt der Adel durch das von Kaſimir dem Dritten gethane Verſprechen, daß weder ein neues Geſetz gegeben, noch ein Aufſatz geboten werden ſolle, ohne daß der Adel jedes Bezirks erſt darum befragt worden wäre. Eben dieſer Kaſimir erhielt ſchon, als er den Adel von Klein- und Großpolen, jeden beſonders auf ſeinen Landtagen, um Bewilligung einer Auflage erſuchte, die Antwort: die Auflage könne nicht beſchloſſen werden, wenn dem Adel beider Länder nicht erlaubt würde, auf dem Reichstage gegenwärtig zu ſeyn. So erſchienen denn von jeder Landſchaft zwei Boten auf dem Reichstage zu Petrikau und die Auflage ward beſchloſſen. Von dieſer Zeit an wohnte der Adel, mittelſt ſeiner Stellvertreter, allen Reichstagen bei, nicht bloß wenn Auflagen zu bewilligen, ſondern auch wenn andre

Geſchäfte zu verhandeln waren, und zwar mit dem Rechte, daß nichts ohne ſeine Zuſtimmung verfügt werden könnte. Unter Albert Kaſimir und Alexander blieb es nicht nur dabei, ſondern unter letzterm ward es ſogar zum Geſetz, daß für die Zukunft nichts Neues ohne einſtimmige Genehmigung der Räthe und der Landboten feſtgeſetzt werden ſollte. Dies Geſetz iſt ſtandhaft befolgt worden, und nichts Neues wurde verfügt, außer am Reichstage und unter Gegenwart und Mitwiſſen der Senatoren und Abgeordneten des Adels.

So wurde die Gewalt, die in ältern Zeiten der König ausſchließend beſaß, den Senatoren und Edelleuten mit übertragen, und was vorher Rath und Unterthan war, bildete nun zwei Stände, denen die Verwaltung des Staats mit oblag, und die das Recht hatten, dem Willen des Königs zu widerſprechen. Dieſe Stände nutzten in der Folge jede Gelegenheit, ihre Macht und ihr Anſehen zu vermehren, wozu ihnen die Zwiſchenreiche be-

ſonders

ſonders günſtig waren; und ſo wurde die Macht des Königs allmählig in die Gränzen zuſammen gedrängt, in welchen wir ſie jetzt erblicken.

Der Ritterſtand wird von den Edelleuten gebildet, die nicht Senatoren, und die dem Könige unmittelbar unterworfen ſind. Obgleich die Senatoren nicht aufhören, Edelleute zu ſeyn, ſo werden ſie doch von dieſen, inſoferne ſie einen Stand ausmachen, getrennt, da ſie Mitglieder eines andern Standes ſind, und niemand zu zwei Ständen zugleich gehören kann. Unter den Edelleuten giebt es auch mittelbare, das heißt ſolche, die, wie in Severien und zum Theil anderwärts, mittelſt ihres Herrn (in Severien z. B. durch den Biſchof von Krakau) dem Könige unterthan, und den unmittelbaren in ſo fern untergeordnet ſind, als ſie bei den Staatsverhandlungen nicht zu Rathe gezogen werden.

Die unmittelbaren Edelleute alſo berathen den Staat, in Perſon auf den Landtagen, und auf dem Reichstage durch ihre Stellvertreter. Letztre nennt man Reichsboten, und ſie werden von den einzelnen Woiwodſchaften und Powiats, (kleinern Bezirken) die das Recht dazu haben, abgeſendet. Die Anzahl der Boten, die jeder Bezirk abfertigt, iſt durch Geſetze oder durch Gewohnheit beſtimmt; erſcheinen ihrer mehr, als gewöhnlich, ſo werden ſie aus der Landbotenſtube entfernt. Ihre Wahl geſchieht auf den Landtagen, die jedesmal einige Wochen vor den Reichstagen gehalten werden. Wahlfähig ſind nur ſolche, die in der Woiwodſchaft oder dem Powiat, deſſen Vertreter ſie werden ſollen, Land beſitzen. Wer einen Rechtshandel vor den Reichstagsgerichten hat; wer Richter eines Tribunals iſt; wer, als Einnehmer der Landesabgaben, ſeine Quittung von der Schatzkommiſſion noch nicht erhalten, wer Kondemnate auf ſich hat; wer nicht vom römiſch katholiſchen Bekenntniſſe iſt — der kann nicht zum Landboten gewählt werden.

Die Macht des Ritterſtandes iſt ſo groß, daß nur die einmüthige Zuſtimmung deſſelben einen Beſchluß gültig macht, und daß keiner zu Stande kommt, wenn auch nur Ein Bote widerſpricht. Dies Vorrecht, das in der That gegen alle Vernunft ſtreitet, aber doch ſehr alt iſt, hat man zwar im Jahre 1768 eingeſchränkt; aber geſetzlich aufgehoben iſt es noch immer nicht, ſeitdem die Konſtitution von 1791, die es verbannte, wieder vernichtet worden. Zwar darf es nur bei Staatsmaterien, d. i. in Fällen, wo von Krieg und Frieden, neuen Auflagen, neuen Geſetzen und Truppenvermehrungen die Rede iſt, ausgeübt werden; aber man ſieht, daß dies gerade die wichtigſten Gegenſtände ſind, die zur öffentlichen Berathſchlagung kommen können. Rachſucht, Eigennutz und Schadenfreude eines einzelnen Staatsbürgers haben, wie die Geſandten auswärtiger Mächte, an dieſem Vorrechte ein kräftiges Mittel, ihre Plane durchzuſehen und alles zu verhindern, was denſelben zuwiderlauſendes vom Reichstage beſchloſſen werden könnte. Man nennt dies gefährliche Vorrecht die freie Stimme, das Widerſpruchsrecht, das liberum veto.

Die Landboten ſollen zwar im Namen ihrer Vollmachtsgeber rathen; aber ſie handeln doch oft nach eigenem Willen. Bald halten ſie die Berathſchlagungen auf, bald treiben ſie dieſelben, bald miſchen ſie, bei unerwarteten Wendungen, fremde Dinge ein; bald ſind die Boten Einer Woiwodſchaft, Eines Bezirks unter einander ſelbſt nicht einſtimmig; bald wirkt auf den einen Privatintereſſe, bald auf den andern Drohung oder Beſtechung — und ſo kann man mit Recht ſagen, daß ſie nicht nach ihren Aufträgen, ſondern nach eigenem Willen die Geſchäfte betreiben.

Der Würden und Aemter, die ausſchließend aus dem Ritterſtande beſetzt werden, ſind weit mehr als derer, die der Senatorenſtand beſetzt. Man kann ſie füglich in drei Arten abtheilen, in ſolche, die von Kronpolen und von Litthauen, die von gewiſſen Provinzen, und die von den einzelnen Woiwodſchaften ihren Namen haben. Die Edelleute, die ſolche Stellen beſitzen, gehen abermals denen vor, die keine inne haben.

Die Beamten von Kronpolen und Lithauen ſind theils Hof- und Gerichts-, theils Kriegsbeamte *).

Zu der erſten Klaſſe gehören: die beiden Oberſekretaire, die beiden Referendarien, Hofſchatzmeiſter, Unterkämmerer, Fahnträger, Hoffahnträger, Schwertträger, Ober- und Unterſtallmeiſter, Ober- und Unterküchenmeiſter, Mundſchenken, Vorſchneider, Truchſeſſe, Oberjäger, und Hofjäger,

---

*) Lengnich theilt ſie nur in zwei Klaſſen ab, in togatos und militares, gleichſam in gentil-hommes de robe und gentil-hommes d'épée; aber die Hofſchatzmeiſter, Kammerherren, Fahnträger u. a. ſind offenbare Hofämter, die weder zur Toga noch zum Säbel gerechnet werden können.

meiſter, Kanzleyregent, Metrikanten (Archivare) Dekretsnotare, Großnotare, Großſchatznotare, Kron- und Schatzbewahrer, Inſtigatoren und Viceinſtigatoren.

Zu der zweiten Klaſſe gehören: die Groß- und Unterfeldherren, die Feldnotare, die Großwachtmeiſter, die Lagermeiſter und die Geſchützmeiſter für Polen und Litthauen.

Die Oberſekretaire ſind die vorderſten Beamten aus dem Ritterſtande. Vermöge des Gebrauchs werden nur immer Perſonen vom geiſtlichen Stande dazu gewählt. Sie haben den Vorzug bei Beſetzung der Kanzlerſtellen und bei Vergebung von Bisthümern, und ſie gelangen früher oder ſpäter zu beiden. Man braucht ſie zur Verfertigung von Schriften und Briefen, welche geheime Angelegenheiten betreffen, und wenn die Kanzler abweſend ſind, verrichten ſie einige von ihren Geſchäften. Am Reichstage leſen ſie die pacta conventa, Rathsbeſchlüſſe und andre öffentliche Schriften vor. Sie dürfen, ohne gültige Gründe, nicht vom Hof abweſend ſeyn, weil ihre Gegenwart dort oft nothwendig iſt.

Den nächſten Platz nach ihnen nehmen die Referendarien ein. Ihrer ſind zwei für Polen und zwei für Lithauen, ein geiſtlicher und ein weltlicher jedesmal neben einander. Ehedem, als die Könige noch ſelbſt zu Gerichte ſaßen, trugen ſie ihnen Klagen und Geſuche vor, die man bei ihnen eingereicht hatte; ſpäterhin durften ſie ſogar richten, und noch jetzt ſind Referendariats-Gerichte vorhanden, vor welchen beſonders die Streitigkeiten zwiſchen den Inhabern königlicher Güter und Pachtungen, und zwiſchen den dazu gehörigen Bauern geſchlichtet werden. Sonſt ſind die Referendarien noch Beiſitzer in den Aſſeſſorialgerichten, wo ſie ihre Stimmen haben und die gefällten Urtheile den Partheien vortragen. Auch bei den Relations- und Reichstagsgerichten ſind ſie zugegen; bei den erſtern leiten ſie die Klagſachen, nach der Ordnung, wie ſie im Regiſter verzeichnet ſind, ein, und ſagen ihre Meinung, wenn die Advokaten geſprochen und die Räthe geſtimmt haben; bei den letztern rufen ſie die Rechtshändel, nach der Folge, wie ſie bei ihnen eingeſchrieben ſind, auf, unterſchreiben die Entſcheidungen und ſchicken ſie den Kanzlern zu. Ohne hinlängliche Gründe dürfen ſie nicht vom Hofe abweſend ſeyn.

Die Hofſchatzmeiſter verwalten die Einkünfte des Königs, einer in Polen, der andre in Lithauen, und wenn die Großſchatzmeiſter abweſend ſind, vertreten ſie deren Stelle; eben ſo, wenn jene mit Tod abgehen, wo ſie alsdann ihre Geſchäfte beſorgen, bis zur Ernennung der neuen.

Die Unterkämmerer von Polen und Lithauen ſind die oberſten Kammerherren des Königs. Sie bekleiden eine der älteſten Würden im Reiche. Ihre vornehmſte Pflicht iſt, um den König zu ſeyn, Sorge für ſeine Perſon zu tragen, nichts aus der Acht zu laſſen, was den Glanz des Hofes unterhalten kann, und über alles zu wachen, was um den König geſchieht, damit keine Unbequemlichkeit daraus für ihn entſtehe. Auf Reiſen, im Lager, bei öffentlichen Ausgängen und Ausfahrten, müſſen ſie ihm zur Seite ſeyn. Eben ſo, wenn er am Reichstage, im Rathe, in den Gerichten zugegen iſt. Will jemand Gehör bei ihm haben, ſo beſtimmt der Unterkämmerer die bequemſte Zeit und Stunde, und Bittſchriften und Geſuche händigt er dem König ein ꝛc.

Die Fahnträger, Schwertträger, Stallmeiſter, Küchenmeiſter, Mundſchenken, Truchſeſſe, verrichten die Aemter, die ihr Name andeutet, bei feyerlichen Gelegenheiten, bei Krönungen, Todesfällen, Ritterſchlägen, Gaſtmalen ꝛc.

Der Kanzleyregenten und Metrikanten iſt ſchon oben beiläufig erwähnt worden. Die Großſchatznotare, deren einer vom geiſtlichen, der andre vom weltlichen Stande iſt, beſorgen die Ausfertigungen, Unterſuchungen und Entſcheidungen, die beim Schatzdepartement vorkommen. Die **Kron- und Schatzbewahrer** haben das Geſchäft auf ſich, welches ihr Name andeutet. Die **Inſtigatoren** des Reichs und des Großherzogthums ſind die öffentlichen Ankläger, und bringen die Kondemnate in Erfüllung, die über Verbrecher gegen den Staat und gegen Privatperſonen ergangen ſind u. ſ. w.

Die Kriegsbeamten von Polen und Lithauen haben folgende Pflichten und Rechte:

Die **Großfeldherren** und **Unterfeldherren**, deren die polniſche und die lithauiſche Armee jede zwei hat, ſind die Befehlshaber über die Kriegsmacht der Republik. Als man noch keine ſtehende Armeen hatte, waren auch keine ſtehende Feldherren vorhanden, ſondern ſie wurden jedesmal gewählt, wenn ein Krieg ausbrach und entlaſſen, wenn er zu Ende war. Ein **Johann Zamoiski** war der erſte, der, im Jahre 1581, zum lebenslänglichen Feldherrn für Polen erklärt wurde; in Lithauen war ſchon gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts ein ſolcher vorhanden. Der Großfeldherr legt ſeine Würde für eine andere nicht ab, er müßte denn, wie Johann Sobieski, König werden, und der Unterfeldherr folgt ihm, wenn er ſtirbt, in ſeiner Stelle.

In ältern Zeiten konnte die Großfeldherrnwürde nur am Reichstage vergeben werden, in ſpätern aber auch außer demſelben. Nur eingeborne, beſitzliche, geſchickte, um den Staat verdiente Edelleute können ſie bekleiden. Die Feldherren dürfen nicht Staatsbeamte aus dem Senatorenſtande, und zwei Perſonen aus einer Familie dürfen nicht Feldherrn und Miniſter zu gleicher Zeit ſeyn.

Die Feldherrn ſchwören der Republik. Sie befehligen die Armee; iſt aber der König bei derſelben, ſo hat er den Oberbefehl. Er kann auch ſogenannte Regimentarien zu

Befehlshabern der Armee einſetzen, wenn die Feldherren im Kriege geblieben ſind. Letztere ſind nicht an ſich ſchon Senatoren, pflegen aber zugleich Woiwoden und Kaſtellane zu ſeyn, und als ſolche gehören ſie zu jenen. Vor der Errichtung des immerwährenden Rathes war ihr Einfluß in den Geſchäften ihres Departements faſt unumſchränkt; aber jetzt haben ſie eine Kriegskommiſſion neben ſich, die mit ihnen zugleich unter jenem Rathe ſteht, ohne deſſen Bewilligung nichts unternommen werden darf. Jetzt beſorgt der lithauiſche Großfeldherr auch nur noch die Diſciplin des lithauiſchen Militairs, aber der Krongroßfeldherr befehligt daſſelbe, wie die Kronarmee.

Der **Feldnotare** ſind zwei, bei jeder Armee einer. Ihre Pflicht iſt, Roß und Mann zu muſtern, über die Abgänge ein Verzeichniß zu halten und den Sold auszuzahlen. Die **Großfeldwachtmeiſter** und **Lagermeiſter**, deren bei jeder Armee einer iſt, verrichten ihre Dienſte auf Märſchen gegen den Feind und die Geſetze beſtimmen nichts beſonderes darüber. Die Geſchützmeiſter (auch Generale der Artillerie genannt) haben den letzten Platz unter den Kriegsbeamten, weil ſie unter allen am ſpäteſten ſind angeſtellt worden. Unter ihrer Aufſicht ſteht (wie ſchon ihr Name anzeigt) das geſammte Geſchützweſen. Vormals hatten ſie in ihrem Fache freyen Willen, und ſie waren nur dem Reichstage Rechnung abzulegen ſchuldig; jetzt ſtehen ſie unter dem Kriegsdepartement des immerwährenden Raths, und ſind Beiſitzer der Kriegskommiſſion.

Ich komme zu den Würden, die von den Provinzen ihren Namen haben: zu den Würden der Generalſtaroſten, deren einer von Großpolen und einer von Kleinpolen vorhanden iſt. Der von Großpolen hieß ehedem Oberrichter und er war es auch wirklich. Als Staroſt mit Gerichtsbarkeit hegte er die Grodgerichte, und da ſeine richterliche Gewalt über die Woiwodſchaften Poſen und

Kaliſch ſich erſtreckte, ſo nannte man ihn Generalſtaroſte von Großpolen. Jetzt, da dieſe Landesſtriche an Preußen gefallen ſind, hört ſeine Gerichtsbarkeit dort natürlich auf, mithin auch ſeine Stelle, aber ich vermuthe, daß man dennoch den Titel beibehalten werde. Der Generalſtaroſt von Kleinpolen und der Staroſt von Krakau ſind ein und dieſelbe Perſon, und es iſt nicht erklärlich, woher er den erſtern Titel hat, da nur eine Woiwodſchaft von Kleinpolen (Krakau) unter ſeiner Gerichtsbarkeit ſtehet.

Die Würden endlich, die von einzelnen Woiwodſchaften und Bezirken ihren Namen haben, können in Land- und Schloß Aemter abgetheilt werden.

Die Inhaber der Landämter nennt man Dignitarier und es ſind folgende: ein Unterkämmerer, Fahnträger, Richter, Truchſeß, Mundſchenk, Unterrichter, Untertruchſeß, Untermundſchenk, Jägermeiſter, Rottmeiſter, Schwertträger, Unterrottmeiſter, Schatzmeiſter. Einige dieſer Dignitarien wählt der König auf Vorſchlag des immerwährenden Raths, die Kandidaten zu andern ſchlägt ihm der Adel der einzelnen Woiwodſchaften und Powiats vor, und er wählt, mit Genehmigung jenes Raths, einen der vorgeſchlagenen. Mehrere dieſer Aemter ſind nur Titel und mit keiner Verrichtung verbunden. Dagegen werden die Unterkämmerer zu Gränzberichtigungen zwiſchen den verſchiedenen Landgütern, die Richter zu Hegung der Landgerichte und die Rottmeiſter zur Erhaltung der Polizey gebraucht, wenn der Adel zu Felde liegt ꝛc. In Lithauen ſind, außer den gedachten Dignitariern, noch einige andere vorhanden, z. B. Marſchälle, die Gerichte hegen und den Landtagen vorſitzen, Tivunen, nach gewiſſen Gütern ſo genannt, die an den Adel vergeben werden, Horodnicki, welche die Befeſtigungen der Schlöſſer beſorgen, u. ſ. w.

Die Schloßämter werden von Staroſten mit Gerichtsbarkeit, von Viceſtaroſten, Burggrafen und Notaren bekleidet.

In Polen liegen, durch alle Provinzen zerſtreut, gewiſſe Güter, die man königliche Güter nennt. In ältern Zeiten gehörten ſie den Königen in der That, und ſie wurden entweder von Aufſehern verwaltet, welche den Ertrag derſelben berechneten, oder auch an Privatleute für eine gewiſſe Summe verpachtet. Die Könige hatten überall ihre Speicher, und ihre Verwalter verkauften das aufgeſchüttete Getraide. Jetzt haben dieſe Güter nur noch den Namen königliche, damit ihr Urſprung und ihre vormalige Beſchaffenheit nicht vergeſſen werde; aber die Benutzung derſelben iſt auf Privatleute übergegangen, und was dieſe dafür abtragen, kommt nicht dem Könige, ſondern der Republik zu Gute. Sonach gehören ſie wirklich der letztern, und der König, oder vielmehr jetzt

der

der immerwährende Rath vergiebt ſie an Staatsbürger, welche die erforderlichen Eigenſchaften beſitzen, das heißt, welche eingeborne, beſitzliche Edelleute ſind. Von den eigentlichen königlichen Gütern (Tafelgütern, Oekonomien) ſind ſie ganz verſchieden.

Jener Staatsgüter giebt es drei Arten: Staroſteyen, Tenuten (tenutae) und Advokatien oder Schulzeneyen (Scultetiae.)

Die Advokatien oder Schulzeneyen ſind die geringſten, und ſie beſtehen nur aus Aeckern von einigen Morgen, aus Wieſen, Mühlen, Krügen, Vorwerken, und einem oder auch mehreren Dörfern. Sie ſcheinen dadurch entſtanden zu ſeyn, daß die ältern Herzöge und Könige unangebauete Striche Privatleuten zum Anbau überließen und ihnen die Gerichtsbarkeit über die Anſiedler, ſo wie einige Morgen Landes zu eigner Benutzung verliehen.

Die Tenuten (ein polniſch-lateiniſches Wort, von tenere beſitzen, inne haben, gemacht) ſind beträchtlicher, als die Advocatien, und es iſt wahrſcheinlich, daß ehedem die Staroſteyen ohne Gerichtsbarkeit ſo genannt wurden. Sie ſchließen nur Dörfer und Aecker ein, ſtatt daß die Staroſteyen auch Schlöſſer und Städte einſchließen, und ſind in ihrem Ertrage verſchieden.

Die Staroſteyen (poln. Staroſtwa, Sitze für die Alten) ſind Güter von ſehr beträchtlichem Umfang und Ertrage. Sie haben theils Gerichtsbarkeit, theils keine. Die Staroſten, die eine der erſtern Art beſitzen, hegen ihre Gerichte (Schloß-Grodgerichte, judicia caſtrenſia genannt) auf einem zur Staroſtey gehörigen Schloſſe, und ſchlichten Streitigkeiten unter den Edelleuten ihres Bezirks, oder Irrungen derſelben mit den Städten, und andere bedeutende oder unbedeutende Rechtshändel, doch ſo, daß den Partheyen frei bleibt, an die höheren Tribunale zu appelliren. Der Staroſten ohne Gerichtsbarkeit ſind mehr, als der Staroſten mit Gerichtsbarkeit, und der Grund davon iſt, daß viele, die bloß Tenutarien waren, allmählig den Titel Staroſt ſich angemaßt haben.

Ich darf wohl kaum anmerken, daß nur diejenige Klaſſe der Edelleute, für welche die Verfaſſung alles thut, daß nur die eingebornen und beſitzlichen fähig ſind, ſolche Staroſteyen zu erhalten; man muß hinzuſetzen: auch nur die reichen, aus mächtigen Familien ſtammenden, ſchon mit Ehrenſtellen verſehenen. Es wäre ſehr natürlich, daß man dieſe Staatswohlthaten den ärmern beſitzlichen Edelleuten erwieſe, aber dieſe kommen ſehr ſelten dazu, eben weil ſie die Koſten, welche die Verleihung dieſer Wohlthat erfordert, nicht beſtreiten können. Vordem vergab der König die Staroſteyen, und ſie waren weniger koſtbar zu erhalten, weil es leichter war, die Zugänge zu einem Einzigen mit Gold zu beſtreuen, oder ſeine Gutmüthigkeit auf irgend eine andre Art zu gewinnen; aber jetzt, wo der immerwährende Rath drei Kandidaten zur Wahl vorſchlägt, wo gegen zwanzig Gönner zu erobern ſind, ehe man durch die Mehrheit nur unter die Zahl der Vorzuſchlagenden aufgenommen wird; wo man dann immer noch zwei andre Suchende zu beſiegen hat: da bleibt keine Hoffnung für den ärmeren, unbekannten, durch keine mächtige Familie unterſtützten, Staatsbürger übrig. So fällt in Polen alles an den, der ſchon hat; und das Geſetz iſt faſt lächerlich geworden, welches gebietet, daß, bei Verleihung der Würden und Aemter ſowohl, als der königlichen Güter, nicht auf Anſehen der Perſon, der Würde, des Ranges, des Reichthums und der Familie geſehen werden ſolle.

Die königlichen Güter dürfen, ſo wenig als die Staatsämter und Würden offen gelaſſen, ſondern müſſen, binnen einer Zeit von ſechs Wochen, wieder beſetzt werden. Ihrer mehrere ſollten, nach dem Geſetze, nicht auf

Eine Perſon gehäuft werden, aber auch hierin weiß man Ausflüchte, und mehrere Große haben, bei ihren Staroſteyen, noch einige Tenuten und Advokatien inne. Man beſitzt aber ſolche Güter nicht bloß auf Lebenszeit, ſondern ſie können ſogar auf Gemahlin und Kinder übertragen werden. Viele derſelben ſind durch dieſen Umſtand, und durch andre Kunſtgriffe, ſogar auf immer in den erblichen Beſitz mancher Familie gerathen und dem Staat entzogen worden. Der König und der immerwährende Rath, der ſie vergiebt, kann ſie nicht wieder nehmen, der Beſitzer müßte ſich denn eines Kriminalverbrechens ſchuldig gemacht haben, wegen deſſen er von den Tribunalen wirklich verurtheilt worden wäre. Uebrigens ſind ſolche Staroſten auf ihren Staroſteyen ſo gut als unumſchränkt. Ihre richterliche Geſchäfte laſſen ſie durch die obenerwähnten Unterſtaroſten, Burggrafen und Notare beſorgen; ihre ökonomiſche durch Kommiſſare. Was zu Grunde geht, geht dem Staat zu Grunde. Sie verſchlimmern gewöhnlich die Güter, mergeln die Bauern und ihr Vieh ab, laſſen die Dörfer vermodern, die Schlöſſer und Wirthſchaftsgebäude verfallen, die Waldungen aushauen oder verwildern: niemand iſt da, der ſie dafür zur Verantwortung zöge, oder ihnen Erſatz auferlegte. Sie geben den vierten Theil ihrer Einkünfte dem Staate, bekümmern ſich nicht weiter um ihn und kommen oft in mehrern Jahren nicht nach ihren Staroſteyen.

Wenn ich hier die wichtigſten der Vorrechte, Freiheiten, Würden, Aemter, Wohlthaten und Titel, die in Polen von dem Adel ausſchließend beſeſſen und benutzt werden, den Leſern kurz angedeutet habe: ſo geſchah es, um den Abſtich deſto auffallender zu machen, der zwiſchen ihm und dem Reſt der Bewohnerſchaft von Polen obwaltet. Dieſer Reſt, der aus Bürgern, aus der niedern Geiſtlichkeit, Juden und Bauern beſteht, nimmt eigentlich an den ſtaatsrechtlichen Vorzügen der

Nation gar keinen Theil; das polniſche Staatsrecht erwähnt ihrer auch nicht beſonders; die Verfaſſung ſelbſt nimmt auf ſie gar keine Rückſicht. Was die Bürger und Juden an Rechten beſitzen, ſind gewiſſe Verwilligungen und Freiheiten, die ſo eben hinlangen, um ſie vor Sklaverey zu ſchützen, und die ſie nur durch einen ewigen Kampf mit der Geſellſchaft der eigentlichen Staatsbürger, die ſich immer weiter auszubreiten ſucht, in den noch übrigen Trümmern aufrecht erhalten können. Der Bauer, im Ganzen genommen, hat gar kein Recht im Staate. Der gute oder böſe Wille ſeines Herrn iſt ſein Schutz oder ſeine Plage.

Wenn aber irgend ein Umſtand die nicht adelichen Bewohner von Polen über ihre Hülfloſigkeit tröſten kann, ſo iſt es der, daß der größte Theil des Adels nicht weniger, und noch empfindlicher, von dem kleinern, aber reichern und deßhalb mächtigern, Theile ſeiner Mitglieder, gedrückt und verachtet wird. Eine allgemeine Freiheit und Gleichheit iſt vielleicht nirgend ſo ſehr Hirngeſpinnſt, als in Polen, wo die ganze Verfaſſung, und die ganze Reihe von Geſetzen, aus denen ſie hervorgeht, auf beiden gebauet iſt; und es giebt ſchwerlich ein zweites Land, wo man, in wichtigen und unwichtigen Dingen, ſo begierig nach Unterſcheidungszeichen wäre und wo man, mit ſo fruchtbarer Erfindungskraft, die Anzahl derſelben ſo vermehrt hätte. Vergebens ſchmeichelt man ſich damit, daß es nur äußerer, gleichgültiger Prunk ſey, und daß weder Ehrenſtellen noch Ordensbänder den Werth des Edelmannes erhöhen, noch denſelben, wenn er ihrer ermangelt, herabſetzen könnten. Man ſieht alle Tage, daß der Titel eines Woiwoden oder eines Kaſtellans, und der Anblick eines blauen und rothen Bandes, Thüren ſchnell öffnen, die vor dem Edelmann, der nichts von dem allen iſt und hat, verſchloſſen bleiben, und daß betitelte und bebänderte Brüder über andern, die es nicht ſind, in Bewerbungen um Würden und Aemter, wie in

Rechtshändeln, Siege davon tragen, die ſie nicht dem Verdienſt und dem Rechte, ſondern allein dieſem, für unbedeutend gehaltenen, Uebergewichte zu danken haben. Sonach iſt zwar der ärmere polniſche Edelmann, als Edelmann, frei und unabhängig, aber als armer Edelmann, der Knecht ſeines reichern Bruders; ſo iſt er, als dummer Edelmann, ſo viel, als der kluge, aber als dummer Mann, des letztern verächtliches Spielwerk; ſo iſt denn auch die polniſche Ariſtokratie bald eine Ochlokratie, bald eine Monarchie, bald das eroberte Land eines auswärtigen Fürſten; und das alles wird ſie dadurch, daß ſich einzelne Glieder, einzelne Partheyen in derſelben, für vollkommen-gleich, für vollkommen-frei halten, und daß ſie das als den Willen, als das Intereſſe der geſammten Nation durchſetzen können, was Privatwillen und Privatintereſſe einzelner Perſonen oder Partheyen iſt. Hier die Büchſe der Pandora!

Man erlaube mir, von dem Edelmann ſogleich zum Bauer überzugehen. Da dieſe beiden Klaſſen das platte Land von Polen bewohnen, ſo ſcheint es mir in der Ordnung, ſie hinter einander zu beſchreiben. Zwar ſind ſie, politiſch genommen, durch den ſcharfen Gränzſtrich der Herrſchaft und der Sklaverey geſchieden: aber, menſchlich genommen, könnte der Herr doch nicht einmal eſſen, wenn er die Arme ſeines verachteten Sklaven nicht hätte.

Der obenerwähnte Grundſatz: nur der Landbeſitzer iſt Staatsbürger, hat das Schickſal des Bauern in Polen entſchieden und ihn zu ewiger Knechtſchaft verurtheilt. Es iſt wahr, die Leibeigenſchaft folgt nicht geradezu aus demſelben, aber doch ein hoher Grad von Unterwürfigkeit. Der Vertrag zwiſchen dem Landbeſitzer und Bauer kann nur folgender ſeyn: „Ich, Bauer, will leben. Um mir meinen Unterhalt zu verſchaffen, habe ich nichts gelernt, als das Land bauen. Ich habe kein Land, denn du, Edelmann, beſitzeſt es ausſchließend. Gieb mir ein Stück davon, ich will dir dafür arbeiten.“ — „Ich will dir ein Stück Land einräumen,“ erwiedert der Edelmann: „das dich ernähren kann. Du thuſt mir dafür eine gewiſſe beſtimmte Arbeit. Dein Eigenthum kann dieſer Fleck nicht ſeyn; aber du ſollſt ihn behalten, ſo lange du deine Arbeit thuſt.“ — Aus dieſem Vertrage folgt, daß der Bauer *kein Eigenthum*, aber nicht, daß er *ſeiner Perſon* nicht mächtig ſey, wenn er die *verabredete Arbeit gethan hat*. Hat er ſie *nicht* gethan, ſo kann ihn der Herr von ſeinem Boden jagen; aber er kann ihn eigentlich nicht zwingen, ſie, wider ſeinen Willen, ferner zu thun, wenn er z. B. bei einem andern Herrn, unter beſſern Bedingungen, ein Stück Landes bekommen kann; oder wenn ſein jetziger Herr, weil er mächtiger iſt, als er, die verabredete Arbeit vermehren will. Geſchieht letzteres und behauptet es der Herr mit Gewalt, dann erſt wird durch dieſe Ungerechtigkeit der Bauer leibeigen, dann wird er Sklav, da er, vermöge ſeines Vertrages, nur Knecht, nur Arbeiter geworden war.

Schon ſeit Jahrhunderten iſt der Bauer in Polen auf jenem Wege ſeiner perſönlichen Freiheit beraubt und dadurch zu einer Waare geworden, die man, wie das Gut ſelbſt, zu dem er gehört, erbt, kauft und verſchenkt. In der polniſchen Verfaſſung liegt nichts, das zu ſeinem Vortheil ſpräche, aber wohl iſt eine Reihe von Geſetzen vorhanden, die alle zu ſeinem Nachtheile ſind. Kein Bauer darf einen Rechtshandel gegen ſeinen Herrn anfangen; darf ohne deſſen Erlaubniß ſein Dorf verlaſſen; darf heurathen, Vieh vertauſchen oder verkaufen, Branntwein anderswoher als aus ſeinem Kruge nehmen, Waaren anderer Art kaufen, die nicht der betraute Jude lieferte; kein Bauer darf ſeine Habſeligkeiten Verwandten vermachen, wenn er keine Kinder hat, weil ſein Herr der nächſte Erbe iſt; er darf nicht für andre arbeiten, ſelbſt wenn ſeine beſtimmte Arbeit gethan iſt; ja, er kann nicht einmal ein armſeliges, erſpartes Sümmchen beſitzen, ohne die Beſorgniß, ſein Herr möchte es ihm abfordern oder abborgen; er kann in ſeinen Feyerſtunden nichts durch ſeinen Fleiß hervorbringen, worauf ſein Herr nicht Anſprüche machen könnte; er hat gegen Grauſamkeiten nicht den mindeſten Schutz, denn ſein Beleidiger iſt zugleich ſein Richter; und ein muthwilliger Todtſchlag, an ihm begangen, bleibt, obwohl ein neueres Geſetz da iſt, das den Kopf dafür verlangt, ungeſtraft, weil zu viel zum Beweiſe gehört, weil der Thäter dabei ertappt ſeyn muß, weil der öffentliche Ankläger leicht beſtochen wird, und weil die Richter ſelbſt, da ſie mit ihren Bauern in gleichem Verhältniſſe ſtehen, nur zu ſehr geneigt ſind, ihn gleichmäßig zu behandeln, um ihre eigenen Rechte über ihn nicht zu untergraben.

In dieſen Zuſtand hat ſich der Bauer begeben, um ſich das Leben zu erhalten, und dieſen Zweck hat er auch wirklich erreicht.

Das ihm eingeräumte Land nährt ihn, das ihm erbaute Haus giebt ihm Obdach, die ihm überlaſſenen Pferde, Kühe und Schaafe helfen ihm arbeiten und gewähren ihm Nahrungsmittel und Kleider. Was davon ſtirbt, muß ihm der Herr wieder verſchaffen; wenn es ihm an Brot fehlt, (dieſer Mangel mag durch ſchlechte Aernte oder ſchlechte Wirthſchaft verurſacht worden ſeyn,) ſo muß der Herr ihn ebenfalls damit verſorgen; kurz, dieſer darf ihn nicht umkommen laſſen, weil ſein Daſeyn den Werth und Ertrag ſeiner Güter begründet. Dies weiß der Bauer ſehr gut, und daher ſeine Sorgloſigkeit und ſeine Faulheit; daher ſelbſt ſeine Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande; daher ſogar ſein Widerwillen, aus demſelben gezogen zu werden, vermöge deſſen er eine Freigebung fürchtet, die ihn in die Nothwendigkeit verſetzen würde, für ſich ſelbſt zu ſorgen und den Ueberfluß der einen Jahreszeit, gegen den Mangel der andern, als guter Wirth aufzuſparen.

Etwas erträglicher iſt das Schickſal der ſogenannten königlichen Bauern, das heißt derer, die zu den Krongütern, zu den Staroſteyen gehören. Sie ſtehen nicht ſo unbedingt unter der Willkühr ihrer Staroſten, und es iſt ihnen erlaubt, dieſe bei den königlichen Gerichten zu belangen, wenn ſie ſich Gewaltſamkeiten und Ungerechtigkeiten gegen ſie zu Schulden kommen laſſen. Freilich muß man ſich dieſe Erlaubniß nur als eine Schranke denken, die der Staroſt überſchreiten kann, ſobald er nur will; aber ihr bloßes Daſeyn verhindert ſchon vieles, und gewährt dem nicht ganz Hülfloſen eine Art von Zuverſicht und Beruhigung.

Eine dritte Gattung von Bauern nähert ſich ſchon mehr den Bürgern in den adelichen Städten. Dieſe ſind die ſogenannten deutſchen oder freyen Bauern, deren ich oben bei dem Dorfe Gog in Lithauen erwähnt habe, wohin ich zurückverweiſe. Hier merke ich nur noch an, daß diejenigen Bauern, die der Geiſtlichkeit gehören, in ihrem Zuſtande wenig Vorzüge vor den adelichen haben. Die Richter, Vögte und Schreiber, welche die Aufſicht über ſie führen, behandeln ſie ganz auf dem in Polen hergebrachten Fuße, und ſie kennen in ihren Pfarrern, Pröpſten und Biſchöfen nur ihre unumſchränkten Herren, nicht ihre Rathgeber und Lehrer. Man bemerke noch, daß die Bauern, die ihren Herrn ſchon mit Leib und Willen unterthänig ſind, auch dem Staate jährlich noch eine Abgabe in baarem Gelde, von 4 bis 8 polniſchen Gulden, zu entrichten haben.

Uebrigens wird der hülfloſe Zuſtand der Bauern in Polen ſo lange dauern, als die gegenwärtige Verfaſſung. Das Schickſal derer, die bei der erſten und zweiten Theilung unter die Herrſchaft der benachbarten Mächte gekommen ſind, iſt, nach Maßgabe der Verfaſſungen dieſer drei Reiche (mehr oder weniger, aber doch immer) beſſer geworden. In den Augen eines Monarchen gilt, in ſtaatsbürgerlicher Rückſicht, der Bauer ſo viel als der Edelmann, der Jude ſo viel als der Wechsler, und nur Nutzbarkeit und Treue beſtimmen ſeinen eigentlichen Werth; in monarchiſchen Staaten erhält der Bauer zugleich mit einem Eigenthum ein Vaterland, mit einem Herrn einen Vater und Beſchützer, und mit beiden, Liebe zu ſeinem Wohnplatz und Vertrauen zu ſich ſelbſt; in ariſtokratiſchen Staaten dagegen, hat und fühlt er nichts von dem allen, und er verläßt ſeinen väterlichen Boden, wie ſeinen Herrn, mit gleicher Leichtigkeit, und vertauſcht beide mit Freuden gegen andre, wenn er auch keinen andern Genuß dabei haben ſollte, als die Hoffnung, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern. Ein Land, worin der Bauer politiſch nichts iſt, hat an ihm keinen Vertheidiger; denn für was ſollte er ſtreiten? Soll er für den Vortheil Anderer ſein Leben aufopfern, da er nichts verlieren kann, wenn er den Herrn wechſelt, da er vielleicht gewinnt? So ſind ariſtokratiſche Verfaſſungen noch immer durch die Nullität ihrer Bauern und Bürger zu Grunde gegangen; und nur Eine, die Venetianiſche, wird ſich noch lange erhalten, weil ſie dem Volk eine Art von Freiheit zu geben oder vorzuſpiegeln verſucht, während ſie den Adel, den Doge, ja die Handhaber der Unumſchränktheit ſelbſt, durch Maßregeln des Schreckens, in der vollkommenſten Nullität zu erhalten weiß.

Die Konſtitution vom 3ten May 1791, ſchien für die Verbeſſerung des Zuſtandes der Bauern etwas gethan zu haben; aber wer ſieht nicht, daß der Ausdruck: „der Bauer ſteht unter dem Schutze des Geſetzes" wenig mehr, als ein leeres Wort, war und blieb, da man dem Bauer nicht zugleich einen Weg eröffnete, um, vor ſeinem Herrn vorbei, zu dem Geſetze zu gelangen, das denn doch von jenem mitgegeben war und von ihm erklärt und geltend gemacht wurde?

Einzelne polniſche Güterbeſitzer der erſten Klaſſe haben es gewagt, ihre Bauern frei zu laſſen. Ich ſage gewagt, denn ein Wagſtück iſt es immer. Die Sklaverey verdirbt das menſchliche Herz, und plötzlich zugeſtandene Freiheit reizt den Uebermuth. Vielleicht iſt es auch im gegenwärtigen Augenblicke gefährlicher als ſonſt, dieſen Schritt zu thun. Man könnte aber die Menſchen allmählig darauf vorbereiten, in der Art, wie ich ſchon oben geäußert habe. Das Gefühl, etwas Eigenes zu beſitzen, iſt ein angenehmes, ermunterndes Gefühl und gewährt dem roheſten Gemüthe Anhänglichkeit für den, der es ihm verſchaft. Wenigſtens haben die erwähnten polniſchen Großen dieſe Erfahrung gemacht. Zamoiski, der Geſetzgeber, Czartoryski, Großfähnrich von Lithauen, Chreptowicz, der noch lebende lithauiſche Unterkanzler, der Neffe des Königs, Prinz Stanislaus Poniatowski, der Feldherr Oginski, Ignaz Potocki u. a. haben mehrere ihrer Dörfer frei gelaſſen. Unter andern benahm ſich Zamoiski ſehr weiſe dabei.

Als er ſeine Leute frei gab, machte er einen für den andern verantwortlich in Abſicht der Abgaben, die ſie ihm in Zukunft entrichten ſollten. Demnach wachten ſie ſelbſt darüber, daß Faulheit und Trunkenheit nicht unter ihnen einriſſe, damit der fleißige, nüchterne Wirth nicht für den Taugenichts zu bezahlen gezwungen wäre. Ueberdies ermunterte Zamoiski auch den Kunſtfleiß durch Preiſe. Wer das feinſte Stück Leinwand, das feinſte Schock Garn lieferte, erhielt den Preis, deren jährlich mehrere am Joſephstage feierlich vertheilt wurden. In kurzer Zeit verbeſſerten ſich dieſe Dörfer und ihre Bewohner in dem Grade, daß ſie kaum wieder zu erkennen waren.

An die Bauern ſchließt ſich, in Abſicht ihres politiſchen Zuſtandes, eine dritte Klaſſe der Einwohner von Polen, die aus den Bürgern der adelichen und geiſtlichen Städte beſteht. Sie ſind meiſt Juden, Freigelaſſene und Ueberläufer. Mit den letztern hat es folgende Bewandtniß. Viele Herren laſſen ihre Bauern irgend ein Handwerk lernen und entheben ſie des Landbaues. Dafür müſſen ſie ihnen in ihrem Handwerke arbeiten, und bekommen, außer ihrem Unterhalt, entweder gar nichts, oder eine unbedeutende Kleinigkeit. Dieſe Leute entlaufen häufig, indem ſie ſich, in Abſicht des Broterwerbs, auf ihr Handwerk verlaſſen. Sie begeben ſich in Gegenden, die von den Gütern ihrer Herren entfernt ſind, werden dort, weil man keine Unterſuchungen über ſie anſtellt, ohne Schwierigkeiten aufgenommen, und nur, wenn ihr erſter Herr ſie entdeckt und zurückfordert, ausgeliefert. — Deutſche finden ſich in dieſen Städten ſehr einzeln, und die ſich finden, taugen nicht viel, weil ein Deutſcher, nur im höchſten Nothfalle, ſich an polniſche Gerichtsbarkeit gewöhnt.

Dieſer Art von Bürgern gewährt der Edelmann Schutz, weil er ſie braucht; er gibt ihnen aber auch einen Fleck Bodens, weil nur er Boden beſitzt. Was der Bürger von dem, was er mitbringt oder erwirbt, auf dieſem Flecke erbauet, gehört ihm; mithin hat der Edelmann kein Recht darauf und eben deshalb auch nicht auf ſeine Perſon; aber der Boden bleibt ſein und von dieſer Seite bleibt er des Bürgers Herr. Der Unterſchied zwiſchen ſeinem Bauer und ſeinem Bürger iſt alſo der: erſterem giebt er Boden, Material und Werkzeug zu ſeiner Erhaltung, letzterem nur den Boden, worauf er ſein Material und ſein Werkzeug legen und ſtellen kann; erſterer hat gar kein Eigenthum, vertauſcht alſo ſeine Freiheit für ſeine Erhaltung; letzterer hat ein Eigenthum, kann alſo die Sicherheit deſſelben von dem fordern, in deſſen Gebiet er es, nebſt ſeiner Perſon, bringt, und dem er für die Stelle, die er damit einnimmt, einen verabredeten Schoß bezahlt, indem er zugleich die Vorrechte anerkennt, welche die Beſitzer des Bodens hier zu Lande haben. In dieſem Verhältniſſe ſteht denn auch wirklich der adeliche Bürger mit ſeinem Herrn, oder vielmehr mit ſeinem Grundherrn. Da aber ſein Vertrag mit ihm ohne Wiſſen und Beſtätigung des Staats geſchloſſen worden, und da er der ſchwächere iſt: ſo hängt er immer von dem beſſern oder ſchlechtern Willen ſeines Grundherrn ab, und ſeine Rechte ſind jedem Eindrange bloß geſtellt. Das Loos dieſer Klaſſe iſt ſonach Unterwürfigkeit, Faulheit und Armuth und was daraus natürlich folgt.

Wie ſich die Bewohner der adelichen Städte zum Bauer verhalten, ſo verhalten ſich die in den königlichen Städten zu den Bewohnern der adelichen. Sie ſtehen eine Stufe höher, weil ihre Vorrechte und perſönliche Freiheit weniger leicht beeinträchtiget werden können. Sie haben ihre eigenen Magiſtráte, welche ihre innern Angelegenheiten beſorgen, und die, wie dieſe Städte überhaupt, unmittelbar unter den Hof- oder Kanzleygerichten ſtehen, an die ſie ſich auch bei Mißhandlungen oder Beeinträchtigungen von Seiten ihrer Nachbarn, der Edelleute oder der Staroſten und Steuereinnehmer, mit etwas weniger Gefahr, von deren Rachſucht zu leiden, mit ihren Klagen wenden können. In dieſen Städten werden die Deutſchen ſchon häufiger, und ſie wechſeln bald, bald theilen ſie ſich mit den Polen im Magiſtrat. Sie ſind theils Krämer, theils Handwerker und Tagelöhner.

Den erſten Rang unter den polniſchen Städten nehmen die großen Municipalſtädte ein, von denen Polen jetzt nur noch Krakau, Warſchau und Wilna übrig hat, nachdem Lemberg, Poſen und Gneſen an die benachbarten Mächte gefallen, und Sendomir, Kaliſch, Sandecz, Vladislaw und Brsz, die in ältern Zeiten auch zu der Zahl jener Städte gehörten, ganz unbedeutend geworden ſind. Danzig, Thoren und Elbing gehörten nicht hieher, weil ſie nicht unter der Herrſchaft Polens, ſondern als Freiſtaaten unter deſſen Schutze ſtanden, in den ſie ſich, unter Bedingungen, begeben hatten.

Die erwähnten groſen Städte wurden ſeit der Mitte des 15ten Jahrhunderts nach und nach auf das deutſche oder magdeburgiſche Recht, wie es die polniſchen Verordnungen nennen, gegründet, auch gröſtentheils durch deutſche Anſiedler bevölkert. Dieſe blieben, ihrer Perſon nach, vollkommen frei, was die Bewohner der Städte, die nach dem polniſchen Rechte behandelt wurden, nicht waren und eigentlich noch nicht ſind. Die Verſicherung ihrer Freiheit und ihrer Vorrechte lag in dem doppelten Umſtande, daß ſie ihre eigene Municipalität wählen, mithin ihre ſtädtiſchen Angelegenheiten ſelbſt beſorgen, und daß ſie, bei allgemeinen Landesangelegenheiten, als eine Art von Landſtand, mit berufen, ſogar zuweilen zu Staatsſtellen befördert und im Ankauf und Beſitz von gewiſſen Landgütern nicht gehindert werden konnten. So lange man ſie bei dieſen Grundvorrechten ſchützte, hatten ſie Bedeutung im Staate, waren ſie geachtet und wohlhabend. In dieſem Zuſtande befanden ſie ſich noch unter den Königen vom Jagelloniſchen Stamme.

Aber Polen ward nicht ſobald ein vollkommenes Wahlreich, als bei jeder neuen Königswahl die Städte, wie die Könige ſelbſt, einige von ihren Vorrechten verloren, und ſo nach und nach in den Zuſtand kamen, worin ſie jetzt ſind. Der Adel unterdrückte dieſe ſeine Nebenbuhler, die er geringſchätzte und doch, ihres Fleißes und Verkehrs wegen, beneidete, gänzlich. Die ihnen noch übrigen Vorrechte bedeuten in der That wenig, ſeitdem ihnen jene wichtigern genommen ſind, die ihnen allein den Genuß derſelben ſichern konnten. Jetzt giebt ihnen der Adel auf dem Reichstage Geſetze, richtet ſie in den Aſſeſſorial-Gerichten und ſchränkt ſie auf den Bezirk ihrer Stadt und innerhalb der Gränzen ihres Gewerbes ein.

Die Urheber der Konſtitution vom 3ten May 1791 ſahen wohl, wo man dieſen

Städten helfen müſſe. Da ſie aber bei ihrem Werke die alte Ariſtokratie zum Grunde legten und, ſelbſt Ariſtokraten, mit und gegen Ariſtokraten Geſetze gaben: ſo konnte das, was ſie zu Gunſten des Bürgerſtandes (man ſagt in Polen lieber Städte, oder höchſtens ſtädtiſcher Stand, um das Eiferſucht erweckende Wort Stand, das nur der Adel führen will, zu vermeiden) durchſetzten und verordneten, nicht anders, als zweideutig ſeyn. So erlaubten ſie ihnen, Abgeordnete beim Reichstage zu haben, aber dieſe mußten — Adeliche ſeyn. Dieſe adelichen Stellvertreter hatten eine berathſchlagende Stimme, aber nur in Sachen, welche die Städte ausſchließſend betrafen; in allgemeinen Landesangelegenheiten, die in ſo vielen Punkten die Städte berühren mußten, hatten ſie keine Stimme. So erlaubte man dem Bürger ferner, Landgüter zu beſitzen, aber er ſollte dadurch adelich werden; mithin beſaß denn doch kein Bürger ein Landgut, vielmehr zog man dadurch die reichern, gebildetern Bürger aus dieſer Klaſſe, und ließ die ärmern, rohern, kurz, die Hefen, darin zurück. Man gab ihr den letzten Schlag, indem man die wohlhabendern und klügern, die ſonſt noch, durch Geld und Verſtand, den Reſt ihrer Vorrechte behaupteten, zur Mitunterdrückung ihrer ehemaligen Mitbürger den Weg öffnete. Sonach waren die Vorrechte nur ſcheinbar, die jene Konſtitution dem Bürgerſtande zurück gegeben haben wollte. Der Adel fuhr, nach derſelben, fort, in ſeinen Brüdern, Freunden und Geſchöpfen, der Geſetzgeber und Richter zu ſeyn und ſollte, um die Hülfloſigkeit des Bürgerſtandes vollkommen zu machen, ſogar noch deſſen Wortführer und der Vertreter ſeiner Vorrechte gegen ſeine eigenen Vorrechte werden, die er durch jeden neuen Zuwachs von neuem beeinträchtigt glaubte.

Noch eine andre untergeordnete Klaſſe iſt die Geiſtlichkeit. Ich ſpreche hier nur von der niedern, bürgerlich-gebornen Geiſtlichkeit, denn die höhere, adelich-geborne, iſt, als Vertreterin der todten Hand, die in Polen Güter beſitzen darf, Landbeſitzerin, alſo auch Mitbeherrſcherin von Polen, gehört zur Klaſſe der Edelleute, und ſtellt nicht nur die Aebte, Konventualen und Kanonikos der Stiſter, ſondern ſogar die vorderſten Mitglieder des Senatorenſtandes, und aus dieſen den Fürſten-Primas, nach dem Könige die erſte Perſon im Staate. Die bürgerlichen Geiſtlichen ſind und bleiben Pfarrer, Kloſterbrüder oder Weltprieſter, die in den Schulen und in den Familien Unterricht geben, oder ſich in den größern Häuſern zu Schreibern, Rathgebern, Freunden, auch wohl zu — ſchlechtern Dienſten brauchen laſſen. Dieſe Geiſtliche ſind freie Leute, haben auch, für einige Fälle, ihre eigene Gerichtsbarkeit; aber in den meiſten bürgerlichen Sachen ſtehen ſie unter den gewöhnlichen Gerichten. Machen ſie ſich eines

Kriminalverbrechens ſchuldig, ſo werden ſie von dem weltlichen Gericht eingezogen; aber ihren Handel entſcheidet das Konſiſtorium, deſſen Urtheil wiederum von dem weltlichen Richter vollſtreckt wird. So ſieht man, daß auch bei dieſer Klaſſe der Edelmann ſeine Vorrechte als Richter mit wenig Ausnahmen geltend macht; oder, genau erwogen, mit keiner Ausnahme: denn die Biſchöfe, die den Metropolitan- und Konſiſtorial- d. i. den ganz eigentlich geiſtlichen Gerichten vorſitzen, ſind und bleiben polniſche Edelleute, und ſehen die niedre Geiſtlichkeit eben ſo an, wie die weltlichen Edelleute ihre Bauern, ſind auch eines gleichen ſtrengen Gehorſams von ihnen gewohnt.

Endlich bilden noch die Juden eine für ſich beſtehende Klaſſe der Einwohner von Polen. Es iſt bekannt, daß ſie hier mehr Freiheiten beſitzen, als ſonſt irgendwo, Holland und England ausgeſchloſſen. Kaſimir der Große und nach ihm Johann Sobieski haben das meiſte für ſie gethan. In ältern Zeiten, wo der Ausländer, beſonders der Deutſchen, in Polen noch weniger waren, als jetzt, ward es eine Art von Nothdurft, dieſe Leute in das Land zu ziehen und ſie durch Freiheiten feſt zu halten. Da der Edelmann den Handel unter ſeiner Würde hielt, auch jetzt noch nicht treiben darf, wenn er nicht ſeine Vorrechte als Edelmann verlieren will; da der Bauer der Scholle anklebt und deſſen Anzahl von jeher nicht einmal zulangte, das Feld gehörig zu beſtellen; da der Bürger nicht reich und unbedrückt genug war, um Handelsunternehmungen zu wagen: ſo blieb kein andres Mittel übrig, als jenes Volk zu ermuntern, dies noch unangebaute Feld in Polen für ſich zu nehmen, und ſo kam es, daß, beſonders in ältern Zeiten, alles was Handel war, durch die Hände der Juden ging, und daß ſie, ſo wie ſie dem Edelmann ſeinen Krug, eben ſo dem Staate ſeine geſammten Einkünfte abpachteten. Letzteres iſt nach der Zeit verboten worden, und ihr Einfluß auf den Handel iſt auch, gegen ſonſt, beträchtlich geſunken.

Sie können, gegen eine Kopfſteuer, im Lande wohnen und verkehren. Die kleinern Städte in Polen und Lithauen, die königlichen wie die adelichen, ſind großentheils von ihnen beſetzt; in mehreren der großen Municipalſtädte dürfen ſie ſich ebenfalls häuslich niederlaſſen, in andern aber nicht, je nachdem die Bürger mehr oder weniger wachſam, mehr oder weniger ſtark oder entſchloſſen, mehr oder weniger freigebig gegen die Staatsbeamten geweſen ſind: denn in Polen iſt kein Recht verhanden, das nicht durch Geld untergraben werden könnte, und nicht durch Geld aufrecht erhalten werden müßte.

Nach dem Bauer ſtehen die Juden zunächſt, troz ihren Freiheiten, unter der Willkühr des Edelmanns; er mißhandelt ſie als Privatmann und als Mitbeherrſcher von Polen. Er handelt mit ihnen und bezahlt ſie wann, wie und wo es ihm gut dünkt; auch gar nicht, wenn er es will darauf ankommen laſſen; er ſchlichtet ihre Handelsſtreitigkeiten und läßt ſich als Richter von ihnen bezahlen, wenn ſie Recht behalten wollen. Nur Dinge, die ihre Religion betreffen, z. B. ihre Ehen, ihre Erbſonderungen, ihre Bußen ꝛc. überläßt er ihren geiſtlichen Vorgeſetzten; iſt aber immer bereit, wenn er dafür bezahlt wird, auch hier Eingriffe zu Gunſten des Verurtheilten zu thun. Mit einem Worte: die Unordnungen des Lehnſyſtems machen, daß auch die Juden, wie alle übrige mit Freiheiten begabte Einwohner Polens, ihres politiſchen Daſeyns nie ganz ſicher ſind.

Ich komme nun von der Betrachtung der verſchiedenen Bewohnerklaſſen Polens überhaupt, auf die Bewohner von Warſchau insbeſondere, und theile einige Wahrnehmungen über deren Lebensart, Sitten und Charakter mit.

Vierter Abſchnitt.

Warſchau.

Schilderung eines groſen polniſchen Hauſes. Erläuterung derſelben. Familien, die das flache Land von Polen beſitzen. Die größeſten, reichſten und mächtigſten Häuſer. Wink über die neueſte polniſche Aufklärung. Sorgloſigkeit in Abſicht des Landbaues, der Haushaltung, der Einnahme und Ausgabe. Kommiſſarien, Verwalter, Oberbauern. Polniſche Art, die natürlichen Erzeugniſſe zu verkaufen. Warum man ſich gern in verſchiedenen Provinzen ankauft. Was dieß für Folgen hat. Schlöſſer, die ein Magnat zu beſitzen glaubte. Polniſche Landtage. Schwankendes Intereſſe der polniſchen Häuſer. Art der Geſchäftsleute und Bedienten. Reiſen der reichen Polen. Nothwendigkeit zu reiſen und Bewegungsgründe dazu. Art zu reiſen. Koſten. In welche Länder? Frankreich, England, die Schweiz, Italien. Graf Johann Potocki, ein merkwürdiger Reiſer. Wie man das Reiſen benutzt, Die große und feine Welt in Warſchau. Ton und Charakter derſelben. Was ſie darin gemein hat, mit der großen Welt andrer Länder. Eigenthümliche Züge. Das geſellſchaftliche Leben in Warſchau. Große Feſte. Schilderung derſelben. Große maskirte Bälle im Faſching. Aſſembleen an beſtimmten Tagen. Offene Tafeln. Geſellſchaftliche Beluſtigungen. Muſik. Die verwittwete Fürſtin Radziwil und ihre Kinder. Tanz. Die Polonoiſe und Mazurka. Charakter dieſer Tänze. Prinz Joſeph, ein vortreflicher Tänzer. Sein Aeußeres. Gräfin Julie Potocka, eine reizende Tänzerin. Menuet, Engliſche und Koſakiſche Tänze. Kleine Abendgeſellſchaften. Bemerkungen über den geſellſchaftlichen Ton.

Vielleicht findet man in keiner andern europäiſchen Hauptſtadt, Petersburg und Neapel ausgenommen, ſolch eine einfache und ſcharfe Gränzlinie zwiſchen den Einwohnern gezogen, als in Warſchau. Armuth oder Reichthum, Pallaſt oder Hütte bezeichnen hier die beiden Hauptklaſſen; von einer dritten, die in der Mitte dieſer beiden läge, findet man wenig Spuren. Diejenigen Mitglieder derſelben, die man unter der Benennung der Wohlhabenden bezeichnet, miſchen ſich unter die Reichen, und diejenigen, die man rechtliche Bürger nennt, ſchließen ſich unmittelbar an die Armen.

So wie der hohe landbeſitzende Adel, in politiſcher Hinſicht, die erſte Stelle im Staat einnimmt, ſo gebührt ihm dieſelbe auch im geſellſchaftlichen Leben, wegen ſeines Reichthums und des damit verbundenen Glanzes. Zu ihm gehört die obere Geiſtlichkeit, die fremde Miniſterſchaft und derjenige Adel, der, ohne das Indigenat, mithin ohne höhere

Staatswürden zu beſitzen, von ſeinen Einkünften lebt. Dieſen bilden die diſſidentiſchen Familien, die, ihres Bekenntniſſes wegen, von den Staatsämtern und Ehrenſtellen ausgeſchloſſen ſind. An dieſe drängen ſich die Wechsler, Negotianten und wohlhabenden Kaufleute, unter welche die Advokaten und vorderen Beamten der Staatskollegien gemiſcht erſcheinen. Alle dieſe verſchiedene Klaſſen bilden im geſellſchaftlichen Verkehr eine Einzige, bilden die erſte Klaſſe, oder die ſogenannte große Welt. Was alſo im folgenden von dem Charakter und den Sitten, von dem Reichthum und der Verſchwendung, von der Erziehung und der Lebensart der Warſchauer bemerkt wird, geht hauptſächlich dieſe Klaſſe an, deren einzelne Beſtandtheile ſehr ſelten durch Anmaßungen getrennt werden. Reichthum, oder auch nur deſſen Schein, macht hier alles gleich, Genuß führt hier alles zuſammen; und dieſer Umſtand mildert den Abſtich ſehr, den die ausſchließenden politiſchen

Vorrechte des eingebornen, beſitzlichen Adels verurſachen.

Um dem Leſer einen Maßſtab von der Art, wie eine große polniſche Familie iſt und lebt, in die Hand zu geben, wähle ich eines der glänzendſten Häuſer in Warſchau, wie es im Frühlinge des Jahres 1792 daſelbſt vorhanden war, zu einer umſtändlichen Schilderung aus, und erläutere ſodann die einzelnen Züge derſelben durch weitläuftigere Nachrichten. Wenn ich dies Haus nicht nenne, ſo wird der Grund davon aus der Schilderung ſelbſt hervorleuchten.

Dieſe Familie iſt eine der älteſten, deren die öffentlichen Verhandlungen der Republik erwähnen, und eine von jenen, auf welchen der Fürſtentitel ruhet. Ihre Beſitzlichkeiten ſind durch ganz Polen zerſtreut, und ſie hat deren noch ſehr anſehnliche in denjenigen Provinzen, die an Rußland, Oeſterreich und Preußen gefallen ſind, von denen ſie ſich aber allmählig los zu machen und dafür andre in dem republikaniſchen Polen zu erkaufen ſucht. Ihre jährlichen Einkünfte giebt man in einer runden Summe zu 200,000 Dukaten an. Sie hat funfzehn Städte, eilf Schloßähnliche Landſitze und zwei Palläſte in Warſchau.

Das Haupt dieſer Familie, der Fürſt, durchſieht den Zuſtand ſeiner Finanzen ſelbſt nicht. Viele ſeiner einzelnen Güter haben Schulden, viele nicht; auf vielen Gütern ſeiner Nachbarn hat er, ſeit Urgroßvaters Zeiten, große Summen ſtehen. Er weiß nur im Ganzen, daß er jährlich die Zinſen bezahlen kann, die er bezahlen muß, daß er die Ausgaben ſeines Hauſes beſtritten hat, ohne zu borgen. Das übrige wiſſen ſeine Geſchäftsträger auf den Gütern, und ſeine Wechsler in der Stadt. Jene zahlen an dieſe und dieſe haben für den Herrn offenen Säckel, ſtehen bald in Vorſchuß, bald in Nachſchuß. Der Abſchluß der Rechnungen geſchieht jährlich einmal, oft in vielen Jahren nur einmal. So viel Güter, ſo viel einzelne, abweichende

Bewirthſchaftungs- und Vertriebsarten. Ein einziges, feſtes, zur Ueberſicht, Verbindung und Belebung des Ganzen zureichendes Syſtem, iſt undenkbar. Auf den Kontrakten*) in Dubno kann der Fürſt Geld zu ungewöhnlich hohen Zinſen ſuchen müſſen; auf den Kontrakten zu Grodno kann er große Summen zu ungewöhnlich niedrigen Zinſen nicht unterbringen. Wenn die Kaſſen ſeiner Beamten und ſeines Wechslers von ſeinem Gelde voll ſind, fehlt es ihm oft an hundert Dukaten baarer Münze, und er muß ſich Zinſen für ſein eignes niedergelegtes Geld anſchreiben laſſen, während ſein Beamter ſeine Einkünfte für eigene Rechnung zu Monaten und Jahren anlegt, und der Wechsler in Holland und Amerika zum zweiten und drittenmal Procente davon einärntet.

Dieſe Familie beſteht aus fünf Gliedern, dem Fürſten, der Fürſtin, zwei Söhnen und einer Tochter. Ihr Wohnſitz iſt nicht feſt beſtimmt und nicht ein Jahr wie das andre: bald iſt er auf dem Lande, bald in der Stadt, bald in Wien, bald in Berlin, bald in Paris, bald in England, bald in Italien. Iſt er auf dem Lande, ſo ſchränkt er ſich nicht auf Ein Gut ein, ſondern er wird von einem zum andern, aus einer Woiwodſchaft in die andre, verſetzt. Wo ſich die Familie befindet, iſt täglich Hof; die Menge von Klienten und Beamten, die ſolch ein Haus, ſeiner ökonomiſchen und politiſchen Verhältniſſe wegen, hat und unterhält, finden ſich ein aus Pflicht, die Nachbarn aus Höflichkeit oder aus Politik. Man hält offene Tafel, giebt Muſiken, veranſtaltet Schauſpiele und ländliche Feſte. Was man an Menſchen braucht: Hofmeiſter, Kaplane, Kammerdiener, Tonkünſtler, Aerzte, Schreiber, Bedienten u. ſ. w. führt man in einer Reihe von Wagen mit ſich. Die Garderobe, der Keller, die Küche, die Betten ꝛc. werden auf andern Fuhrwerken fortgeſchaft.

---

*) Kontrakte nennt man in Polen, was man anderwärts Umſchläge nennt.

Die Wagen- und Reitpferde folgen in langen Zügen mit Stallmeiſtern, Bereitern, Kutſchern und Knechten; und ſelbſt Horn- und Federvieh wird, wenn die Reiſe durch ſchlecht verſehene Gegenden geht, oder wo man nicht etwa bei Gaſtfreunden Herberge weiß, in Menge nachgetrieben. Weil die Krüge mehrentheils ſchlecht ſind, ſo verſieht man ſich mit Zelten, und wo man Raſt nehmen will, da werden ſie aufgeſchlagen, und das Ganze lagert ſich nach patriarchaliſcher Sitte.

Macht man Reiſen in fremde Länder, ſo wird die Perſonenzahl etwas eingeſchränkt, aber unter drei bis vier ſechsſpännigen Wagen fährt man ſelten. Will man ſich in einer großen Stadt verweilen, ſo miethet man ganze Häuſer, richtet ſich förmlich ein, giebt Mittags- und Abendeſſen, Spiel und Bälle, hält ſich zu den glänzendſten Geſellſchaften und läßt alle Schmarotzer zu. Oft gefällt es der Fürſtin in einer Stadt beſſer, als dem Fürſten: ſie bleibt dort mit ihrem Hofe und er reiſet mit dem ſeinigen weiter; ſie iſt in Wien und er in Rom; er reiſ't nach Polen zurück und trift ſie in Piſa auf ihrer Reiſe nach Neapel. Die Tochter läßt man auch wohl in Berlin, während man die Söhne mit ihren Hofmeiſtern, Bedienten, Pferden und Hunden nach Straßburg ſchickt, um Sprachen und Lebensart zu lernen; und ſo iſt oft die Familie durch ganz Europa zerſtreuet, ihre Dukaten blinken überall, und nach Jahren findet ſie ſich erſt in Warſchau wieder zuſammen.

Hier hat unterdeſſen ein Haushofmeiſter, der den prächtigen Namen eines Marſchalls führt, die Geſchäfte beſorgt; er hat die zurückgebliebenen, männlichen und weiblichen Bedienten, beſoldet; die Palläſte, Gärten, Nebengebäude, das Hausgeräth und die Möbel in Ordnung gehalten; Holz und andre häusliche Bedürfniſſe anfahren laſſen; den Stall mit Heu und Hafer verſehen ꝛc. mit einem Worte: er hat alle Ausgaben der Haushaltung beſtritten, ganz auf dem Fuße, als ob der Herr ſelbſt da wäre, oder als ob er jeden Augenblick eintreffen würde. Die nöthigen Summen hat er bei dem Wechsler des Hauſes, gegen Unterſchrift ſeines Namens, aufgenommen, und, ohne einen Gegenſchreiber zur Seite, aufgewandt und in Rechnung gebracht. Eben ſo haben unterdeſſen die Beamten auf den Gütern, die man Kommiſſarien nennt, die Pachter und die Aufſeher aller Art, hausgehalten, während zwei oder drei Schreiber den Briefwechſel in den ökonomiſchen und politiſchen Geſchäften ihres Herrn beſorgten, und einige Edelleute, die ſich an den Fürſten halten, einige Kammerherren und Edelknaben, völlig müßig gingen, aber täglich am Tiſche des Marſchalls, oder von ihrem Koſtgelde reichlich aßen und tranken.

Iſt die Familie in Warſchau wieder bei einander, ſo beginnt die Lebensart auf dem gewöhnlichen Fuße. Man ſchließt ſich wieder an das Publikum der Genießer, und dieſes bevölkert mehreremal wöchentlich die Zimmer und Säle des Pallaſtes, bei Mittags- und Abendtafeln, bei Koncerten, bei Theegeſellſchaften und Bällen.

Der Herr hat ſeine eigne Wohnung im Pallaſte, die Frau ihre eigene, die Söhne ihre eigene und eben ſo die Töchter; alle ſind mit ihren eigenen Bedienten verſehen, die ſich genau an das ihnen angewieſene Fach halten, ſo daß zuweilen Herr und Frau, bei zwölf Bedienten im Hauſe, ohne Bedienung ſind, und daß Fremde, die zum Herrn wollen, aber mit ihrem Geſuch um Anmeldung an einen Bedienten der Frau gerathen, kaum eine Antwort erhalten, höchſtens zu dem Zimmer der Bedienten des Herrn gewieſen werden, wo ſie oft unter zehn Menſchen den eilften erwarten müſſen, der ſie endlich meldet.

Je nachdem das Abendeſſen oder der Ball von geſtern ſpäter oder früher zu Ende gegangen iſt, je nachdem ſteht der Herr des Hauſes heute früher oder ſpäter auf. Das

Thor des Pallaſtes wird ſo lange zugehalten, bis er ſichtbar ſeyn will, aber die kleine Thür iſt offen. Durch dieſe ſchleichen ſich die Vertrauten, die Beamten, die Klienten, die Gläubiger, die Sollicitanten, Gelehrte und Künſtler, die bei dem Fürſten etwas zu ſuchen haben, herein. Die Bedienten empfangen ſie mit einem Pan ſpie! (der Herr ſchläft!) laſſen ſie aber in das Vorzimmer, wenn ſie verſichern, daß ſie gern ſo lange warten wollen, bis er aufſteht. In dieſem finden ſie oft ſchon Geſellſchaften von funfzehn bis zwanzig Perſonen, die ſeit Stunden auf der Lauer ſtehen und mit Sehnſucht erwarten, daß das Schlafzimmer aufgeſchloſſen werde. Wenn ſich von Zeit zu Zeit ein Bedienter ſehen läßt, ſo umringt ihn alles, was gerne vor den Fürſten will, und bittet um Meldung. Er ſieht die Leute kaltblütig an und wählt ſolche aus, die ihm bekannt ſind, oder die ſich ihm auf der Stelle durch einen fruchtbaren Druck der Hand bekannt machen, oder die ihm der Fürſt ausdrücklich befohlen hat, kommen zu laſſen, wenn ſie da ſind. Dieſe führt er ein, ſchließt aber ſogleich die Thür wieder zu. Andre, die das Lokale kennen, ſuchen einen der Edelknaben oder der Schreiber auf, tragen ihr Geſuch vor, begleiten es mit einem Geſchenke, oder laſſen eine Dankbarkeit deutlich hoffen, und werden durch eine Seitenthür eingeführt. Sie finden den Herrn entweder noch im Bette oder im Puderhemde vor dem Kamin, allein, oder von „attachés“ und andern Geſuchhabenden oder Aufwartenden umgeben. In keinem Falle laſſen ſie ſich verhindern, ihre Bitte vorzutragen, die auch gewöhnlich herablaſſend angehört und mit einigen gütigen Worten erwiedert wird. Sodann drehet ſich der Herr im Bette herum, oder redet einen der Anweſenden an. Der Bittſteller entfernt ſich, um bald, immer auf demſelben Wege, wieder zu kommen, und ſich in Erinnerung zu bringen. So folgen ihm mehrere und der Herr zieht ſich unterdeſſen an. Iſt er fertig, ſo ſo geht er in das Vorzimmer hinaus, wo der größere Schwarm ihn erwartet hat, tritt mitten unter denſelben, hört an, was jeder vorzubringen hat und giebt in wenig Worten Beſcheid und Auskunft. In zehn bis zwanzig Minuten thut er alles ab.

Unterdeſſen iſt das große Thor des Pallaſtes geöffnet worden, und Wagen auf Wagen rollen herein. Die Mitglieder ſeiner Partey füllen ſeine Wohnzimmer, und es entſpinnen ſich politiſche Verhandlungen über das, was heute am Reichstage betrieben oder hintertrieben werden ſoll; es werden Entwürfe vorgeleſen, erwogen, angenommen oder verworfen; es werden Plane gemacht, wie man eine andre Partey überſtimmen, wie man ſich mit einer dritten vereinigen, wie man mit einer vierten ſich vergleichen will; mit einem Worte: es bildet ſich ein kleiner einſeitiger Reichstag, der ſo lange bey einander bleibt, bis der große ſeinen Anfang nimmt; und dieß iſt gewöhnlich zwiſchen Zwölf und Ein Uhr. Dahin fährt ſodann der

Herr des Hauſes und ſein Gebiet verſinkt in tiefe Stille.

Iſt nicht gerade Reichstag, ſo macht er wohl einen Spatzierritt außerhalb der Stadt, oder geht zu Fuße aus, um ſeinen Bekannten Beſuche zurückzugeben; oder ſchlüpft, auf der Krakauer Vorſtadt, zu einem Mädchen, die er bald förmlich unterhält, bald als fliegende Kunde, für jedesmalige Bezahlung, benutzt; oder er geht zu ſeiner Freundin, wie man es nennt, die ihren Freund im Bette oder am Putztiſch erwartet; oder, was gewöhnlich der Fall iſt, er thut das Alles an Einem Vormittage auf Einmal.

Unterdeſſen iſt das Gebiet der Frau vom Hauſe in Bewegung gekommen. Weil ſie geſtern um zwey Uhr erſt zu Bette gegangen iſt, ſo ſteht ſie heute erſt zwiſchen zehn und eilf Uhr auf. Sie findet entweder ein paar Freundinnen vor ihrem Bette, die ihre Bemerkungen über die Geſellſchaft von geſtern ihr mitzutheilen, die ihrigen zu hören, ein Feſt für heute zu verabreden und andre Dinge mit ihr abzuthun haben; oder ſie findet auf einem Seitentiſch ein artiges Briefchen von einem alten Liebhaber, und ein paar Sendſchreiben von zwey neuen, die ſeit geſtern Abend an ihrem Triumphwagen ziehen und ein Verzeichniß ihrer Gefühle und Wünſche mittheilen; oder ſie ſpringt eiligſt aus dem Bette, ſchlüpft in einen reitzenden Morgenanzug, bindet ein blendend weißes indiſches Tuch um den Kopf, ſo daß kaum mehr als das blitzende Auge zu ſehen iſt, um eine Beſtellung im Sächſiſchen Garten nicht zu verfehlen; oder die Thür des Schlafkabinets öffnet ſich leiſe, und der Begünſtigte tritt auf den Zehen herein, ſetzt ſich auf das Bett, ihr zu — Füßen, und erwartet, daß die Schläferin erwache, die, zum Unglück, gerade in dem Augenblick, wo er hereintrat, erſt recht tief eingeſchlafen iſt; oder ſie ſchellet um ihr Frühſtück, und befiehlt, die Leute herein zu laſſen, die im Vorzimmer ſind, worauf denn Kaufleute aller Art, von beyden

Geſchlechtern, mit neuen Waaren oder alten Rechnungen, Maler, Poeten, und ſchamhafte Arme, Wappenſtecher, Steinſchneider, fremde Virtuoſen, die zu Koncerten einladen, neu angekommene Haarkünſtler aus Paris, Zahnputzer und ſolche Subjecte hereintreten, vermengt mit bebänderten und beſternten Herren, die durch die Frau auf den Mann zu wirken nicht verſchmähen, mit Abbees, die Stöße von Zeitungen und Reichstagsverhandlungen vorzuleſen bereit ſind, und mit Advocaten und Faciendenmachern, welche die Rechts- und Geldgeſchäfte der durchlauchtigen Frau zu beſorgen haben; oder ferner: ſie hat einem Frühſtück in der Stadt, in Mokatow, in Mariemont beyzuwohnen, das ſie nicht verſäumen darf; oder es iſt eine anziehende Sitzung des Reichstags, deren Ausgang ihr ſehr wichtig iſt; oder es iſt ein Pferdehändler mit engliſchen Pferden angekommen, die ſie beſehen muß; oder endlich: es werden Truppen gemuſtert, es iſt eine Muſik in St. Johannes, es ſind neue Möbel bey Jaſchewiz oder Hampla angekommen — — alle dieſe Dinge beſorgt, genieſst, hört, ſieht und beurtheilt ſie, mit einander, nach einander, durch einander, in Zerſtreuung oder mit Sammlung, in böſer oder guter Laune, mit Beyfall oder mit Tadel, binnen Stunden oder Minuten, einzeln an verſchiedenen Vormittagen, oder an Einem alle, alle.

Dieſe Geſchäfte ſind bis gegen zwey oder drey Uhr abgethan; und dann macht ſie die groſse Toilette. Der Wagen fährt vor und ſie ſteigt in demſelben hinauf. Der Vorreiter zwängt die ungeduldigen Roſſe, der Kutſcher ſchwebt hoch in der Luft und ſchwingt die Peitſchenſchnur; die Bedienten ſchlagen die Kutſchenthür zu, und auf ein Jez! (Fahre!) ſtiebt der Zug über den Vorhof zum Thore hinaus, während vier bis fünf reiche Livreen, mit Lebensgefahr, ihre Stellen hinter dem Wagen einnehmen und, eine an die andere geklammert, in Maſſe von der rechten zur linken ſchwanken.

Oder ſie ſpeiſ't auch zu Hauſe auf ihrem Zimmer; oder ſie giebt auch ein großes Mittageſſen. Im letztern Falle ſchießen die Wagen in ihren Pallaſt herein, wie der ihrige in andre hineinzuſchießen pflegt; die Fenſter des großen Saales und der große Balkon ſind offen, und vor demſelben ſtehen bunte Gruppen von Herren und Damen, und bilden eine glänzende und reitzende Gallerie, die in den Augenblick durch den Inhalt des neuangekommenen Wagens vermehrt wird.

Während dieß alles in den Wohnungen des Herrn und der Frau vorgegangen iſt, ſind die Kinder nicht müßig geweſen. In den Zimmern der Tochter waren Sprach- Tanz- Klavier- und Zeichenmeiſter beſchäftigt, oder wurden auch ſämmtlich weggeſchickt, weil die Prinzeſſin heute Kopfweh, oder auch nur zum Sticken Luſt hatte; aus den Zimmern der Söhne erſchollen ſchneidende Geigen, oder ziſchende Flötentöne, vermengt mit dem Geklirr der Rappiere, oder dem Geſcharre der Polonoiſe, oder dem Jauchzen von einem halben Dutzend junger Leute, die ſich herumbalgten, herumjagten und Tiſche und Stühle übereinander warfen. Durch dieß Getöſe der ließ ſich die bittende, oder drohende, oder gar fluchende Stimme der Hof- Fecht- und Tanzmeiſter vernehmen, die von einem lauten Gelächter begleitet wurde; während unten im Hofe einige tatariſche Pferde, welche die Prinzen und ihre Geſellſchafter und Bereiter auf einem Spatzierritte tragen ſollten, das Pflaſter zerſcharrten und zerſtampften und, durch Schlagen und Bäumen, die Peitſchen und die rauhen Kehlen der Stallknechte in Bewegung ſetzten. Die junge Geſellſchaft war endlich die Treppe herunter geſtürmt, hatte die Roſſe beſtiegen, und war zum Thore hinausgeſprengt. Darauf war endlich auch hier Ruhe geworden.

Sobald ſolchergeſtalt das Haus von der Herrſchaft geräumt iſt, ſetzen ſich die Zimmerputzer, die Stubenmädchen, die Strußen in Bewegung, und ſäubern Hof, Treppen, Säle und Schlafzimmer. Die Strußen ſind eine Art von Hausknechten, aus der Heſe des Volks oder den leibeigenen Bauern des Herrn ausgehoben und zu den niedrigſten und ſchmutzigſten Dienſten des Hauſes beſtimmt. Sie heitzen die Oefen, kehren die Treppen, Flure und Vorhöſe, dienen in der Küche zum Holz- und Waſſertragen, ſäubern die Ställe, warten den übrigen Bedienten und Mägden auf ꝛc. Ihr Aeußeres entſpricht ihren Beſchäftigungen. Ein grober linnener Kittel mit breiten Streifen, auf welchem von jeder ihrer Verrichtungen ein eigenthümlicher Fleck zu haften pflegt, iſt ihre Kleidung im Sommer; ein durchlöcherter, abgeſchabter, ſteifgewordener Schafpelz, im Winter. In beyden Jahreszeiten gehen ſie mit bloßem Kopfe, der, bis auf ein paar Zöpfchen auf dem Wirbel, kahl abgeſchoren iſt. Die Faulheit des Kochs, der Bedienten und Mägde, macht, daß ſie oft auch anſtändigere Dienſte verrichten, z. B. Fleiſch, Gemüſe, Sallat, Teller und Gläſer an dem Brunnen waſchen, die Kleider des Herrn auspochen, das niedliche Schlafgemach der Frau in Ordnung bringen: alles mit denſelben Händen, in demſelben Kittel oder Pelze, in denſelben bloßen, oder mit Fetzen umwundenen Füßen, eben ſo ungewaſchen und ungekämmt, wie ſie im Stalle, vor den Oefen, im Straßenkothe beſchäftigt ſind.

Solcher Feinde aller Sauberkeit findet man in jedem großen Hauſe ſechs bis acht; und ſie ſind ſich ihrer Umgebungen ſo wenig bewußt, daß ſie, bey ihren Beſchäftigungen, durch die Verſammlungen in den Vorzimmern ohne Arg durchdringen und, wie man denken kann, überall gebahnten Weg finden. Gewöhnlich ſind ſie gegen zehn Uhr des Morgens ſchon betrunken, und die Fehler, die ſie in dieſem Zuſtande begehen, werden von dem erſten dem beſten beſtraft, der ſich die Mühe nehmen will, ſie zu züchtigen, vom Stallknecht an, bis zum Marſchall. Zuweilen liegen ſie, ihrer Sinne beraubt, ſtundenlang in einem Winkel des Pallaſſes, oder eines Vorſaals, ohne daß jemand ſie wegſchaft, weil keiner ſeine Hände an ihnen verunreinigen will.

Die übrigen Bedienten gehen unterdeß, bis auf einen oder zwey, welche die Wache haben, ein jeder ſeinen Weg: in die Speiſe- Trink- und Spielhäuſer die männlichen; in die Meſſe, zu Beſtellungen und zu Beſuchen, die weiblichen. Die Schreiber, Hofmeiſter, Hausverwalter entfernen ſich, jeder in ſeinen Geſchäften und zu ſeinen Vergnügungen, und laſſen ſich nicht eher wieder ſehen, als um die Zeit, wo ſie die Zurückkunft der Herrſchaft wiſſen oder vermuthen, oft auch erſt den andern Morgen. Unterdeſſen erfährt kein Fremder, kein Hausfreund, kein Geſchäftshaber ein Wort von der Herrſchaft, wenn er ihr Beſuche zu machen, wichtige Dinge mit ihr abzuthun, oder ihr dringende Berichte mitzutheilen hat. Die zurückgebliebenen Bedienten wiſſen nicht, wo ſie iſt, und wenn ſie es auch wiſſen, ſo ſind ſie meiſt immer unfähig, ſich deutlich zu machen, weil ſie ſich bey dem gemeinſten Getränke die lange Weile der Wache zu vertreiben, und zu dem höchſten Grad ihres irdiſchen Glückes durch Betäubung und todesähnlichen Schlaf zu erheben pflegen. Ueberdieß iſt es in Warſchau Sitte, Kutſcher und Bediente nicht nach Hauſe zurückzuſchicken, ſondern jedesmal auf ſich warten zu laſſen, wären es auch im härteſten Winter mehrere Stunden. Oft ſogar, wenn man Wagen und Pferde des Geſuchten irgendwo vor einem Pallaſte halten ſieht, iſt es noch kein Beweis, daß er wirklich dort ſey. Er iſt wohl mit einem Andern, in deſſen Wagen, anders wohin gefahren, oder er hat den ſeinigen einem Andern geborgt, und dieſer iſt jetzt hier; mit einem Worte, man kann ſelbſt ſtundenlang umherfahren, ohne zu finden, was man ſucht. Dazu kömmt, daß die Bedienten, wenn ſie meynen, ihr Herr oder ihre Frau werde an einem Orte, z. B. am Reichstage, in der Komödie, auf einem Ball, lange bleiben, in das nächſte

Wirthshaus gehen, hinter dem Kruge, oder den Karten, förmlich Platz nehmen, und ſich ſo lange um nichts bekümmern, als bis ſie ungefähr vermuthen, daß man ihrer bedürfen könne. Auch der Kutſcher ſteigt von Zeit zu Zeit von ſeinem Bock herab und thut in eben dem Wirthshauſe Beſcheid. So kommt es nicht nur, daß man ſich bey dieſen auch keine Auskunft verſchaffen kann, weil man ihre Schlupfwinkel nicht weiß, ſondern auch, daß die Herrſchaft ſelbſt, wenn ſie früher erſcheint, als man vermuthet hat, warten und andre Bediente durch ein Trinkgeld vermögen muß, die übrigen aufzuſuchen. Dieß iſt eine Unbequemlichkeit, die ſich in andern großen Städten auch findet, aber nicht in dem Maße, als in Warſchau, wo ſie gerade aus zu großer Bequemlichkeit entſtehe.

Die Pferde, die ſchönſten Kreaturen, die man ſehen kann, wenn ſie auch mehrere hundert Dukaten gekoſtet haben, ſtehen zu ſechs bis acht Stunden, bey der ſtrengſten Kälte, in freyer Luft, und werden dadurch in kurzer Zeit ſteif, mager und unbrauchbar, und dieß um ſo eher, da ſie gleich darauf, durch das übertriebene Jagen, welches hier gewöhnlich iſt, in den entgegengeſetzten Zuſtand von Anſtrengung und Erhitzung überzugehen gezwungen ſind. Aber es iſt hier ein Zeichen der Pracht, oft andre Pferde zu brauchen. Man bedeckt ſie zwar, um einen andern Luxus zu zeigen, mit den ſchönſten Ueberwürfen vom feinſten engliſchen Wollenzeuge, oder mit koſtbaren Fellen, ſo wie man die Kutſcher in lange, ſchleppende Pelzröcke, und die Bedienten in dicke Wolfshäute kleidet; aber die äußern Theile Aller leiden darum doch, und erfrorene Füße, Hände und Naſen ſind bey den Menſchen, wie bey den Pferden erfrorene Nüſtern und Ohren, im Winter ganz gewöhnliche Dinge. Indeſſen denkt man nichts dabey, als daß die Menſchen geheilt und die Pferde ausgemuſtert werden müſſen.

Die Mittagsſtunde, welche zerſtreuete Familien anderwärts wieder zuſammenführt, und die in Warſchau zwiſchen drey und vier Uhr eintritt, bewirkt dieß daſelbſt nicht. Man hat geſehen, daß die Frau auswärts, oder auf ihrem Zimmer allein, oder in großer Geſellſchaft, die ſie ſich gebeten hat, eſſen kann, ohne daß der Herr es weiß, oder, wenn er es weiß, daß er ſich daran bindet. Iſt er auf dem Reichstage, und werden gerade Dinge verhandelt, die ihm und ſeiner Partey wichtig ſind, ſo muß er den Ausgang abwarten, und ſollte es bis an den Abend dauern. In dieſem Fall iſt er entweder gar nicht, oder er fährt auf einige Minuten in ein Speiſehaus, oder zu einem Freund, dem die Verhandlung nicht ſo wichtig iſt, und der zu Hauſe angerichtet findet; oder er läßt ſich einen Becher Schokolate in das Vorzimmer des Reichstagsſaales bringen, und kehrt ſodann in denſelben zurück. Iſt er bey ſeinem unterhaltenen Mädchen, und gefällt es ihm gerade bey ihr, ſo liefert das nächſte Speiſehaus für ihn und für ſie das Mittagsmahl; iſt er bey ſeiner Freundin, und dieſe hat ſich nicht anders wohin verſagt, ſo bleibt er bey dieſer zu Mittage. Hat er einen Spatzierritt außerhalb der Stadt gethan, und das Wetter iſt ſchön, ſo findet er ſein Mittagseſſen in Wola, in Mariemont, oder in Villanow; mit einem Worte, er bleibt, wo es ihm gefällt und er hat keinen dringenden Grund, gerade deshalb ſeinen eigenen Tiſch aufzuſuchen. Eben ſo iſt es mit ſeinen Kindern. Hat dieſe ihr Spatzierritt nach Lazienka geführt, ſo eſſen ſie dort; haben ſie in der Stadt, oder auf einem Landhauſe, einem Verwandten oder einer Verwandtin einen Beſuch gemacht, ſo bleiben ſie mit ihrer ganzen Geſellſchaft bey dieſen; finden ſie irgend eine andre Luſtpartie, die ihnen behagt, ſo nehmen ſie ohne Bedenken Theil daran, und ſie mögen um drey, ſechs, zehn oder zwölf Uhr erſt zurückkommen, ſo verſchlägt dieß dem Reſte der Familie nichts, wenn man nur weiß, daß ihre Hof- oder Stallmeiſter bey ihnen ſind. Am regelmäßigſten lebt noch die Tochter, die, da ſie noch nicht in den Jahren iſt, wo ſie mit der Mutter die große Welt bewohnen, und allein, oder mit ihrer Hofmeiſterin, herumſchwärmen kann, den größeſten Theil des Tages zu Hauſe bleibt und höchſtens nach Tiſche zu einer Freundin ihres Alters, oder in den Sächſiſchen Garten, oder in das Schauſpiel, oder auf einen Kinderball fährt. Der Fall iſt nicht ſelten, daß man, wenn niemand zu Hauſe ißt, ihr Mittagsmahl aus dem nächſten Speiſehauſe kommen läßt. So vergehen oft drey Tage, und ſie hat weder Mutter, noch Vater, noch Brüder geſehen, wie ſie auch dieſen nicht zu Geſichte gekommen iſt. Oft aber trift die ganze Familie an einem dritten Orte zuſammen, ohne daß einer den andern erwartet hat. Liegt es dem Gemal zuweilen daran, zu wiſſen, wo die Gemalin iſt, ſo erkundigt er ſich ohne Bedenken bey ihrem dermaligen Freund, und er erhält ſichere Nachricht; ein gleiches thut, mit gleicher Ruhe, die Gemalin bey der Freundin ihres Gemals, und oft trift es ſich,

daß

daß ſie ſich bey der Gemalin ihres Freundes nach ihrem Gemal, und dieſer ſich bey dem Gemal ſeiner Freundin nach ſeiner Gemalin erkundigt hatte. Dieſe Freyheit hat man und giebt man hier.

Der Nachmittag, deſſen erſte Hälfte als Morgen verbraucht worden iſt, geht während der Mittagstafel vorüber, und des Winters findet die anbrechende Nacht die Gäſte noch an derſelben. Auf ſie folgt das Schauſpiel, das zwiſchen ſechs und ſieben Uhr ſeinen Anfang nimmt, das aber verſäumt werden muß, wenn man etwas ſpäter, als gewöhnlich, zu Tiſche gegangen iſt, oder länger an demſelben bleibt, was man beſonders auf biſchöflichen Schmauſereyen nicht vermeiden kann. Dagegen giebt ein anderes Haus eine Muſik um acht Uhr, ein drittes große Geſellſchaft und Spiel, und ein viertes eröffnet ein Privattheater um eben dieſe Zeit. Die Genießer haben die Wahl unter dieſen drey Zufluchtsörtern; und ſo wählt denn der Fürſt das Geſellſchaftstheater, und die Fürſtin die Muſik, während die Prinzen und die Prinzeſſin das Schauſpielhaus beſuchen. Die große Geſellſchaft mit Spiel wird dieſen Abend ungenutzt vorbeygelaſſen, aber nicht ſo ein Pickenick, das man noch, wenigſtens zur Hälfte, genießen kann, wenn jene andre Luſtbarkeiten zu Ende ſind. Die Fürſtin beſucht es dann noch und bleibt bis zu deſſen Schluſſe, das heißt, bis zwey oder drey Uhr des Morgens; der Fürſt genießt nur einen Theil davon, weil er zu einem Abendeſſen eingeladen iſt, zu welchem er ſich um zehn oder eilf Uhr einfindet und welches bis um zwey Uhr dauert. Iſt es im Faſching, ſo bringt einer von der Tiſchgeſellſchaft in Vorſchlag, daß man noch die Redoute beſuchen müſſe, und dieß geſchieht. Der jüngere und ſchönere Theil des erwähnten Pickenicks hat denſelben Einfall gehabt, und ſo finden ſich Gemal und Gemalinn noch einmal zuſammen, aber beyde nicht ohne Begleiter und Begleiterin am Arme, vermummt oder nicht vermummt, erkannt oder nicht erkannt, auf keinem Fall aber zuſammen haltend. Um ſie herum ſpringen von Zeit zu Zeit ein paar Teufelchen mit langen Schweifen, und ein alter Teufel mit ungeheuren Hörnern. — Dieß ſind die Prinzen und einer ihrer Hofmeiſter. An dieſe ſchließt ſich, in Begleitung einer alten häßlichen Bäuerin, ein niedliches Bauermädchen, das mit reizender Unbefangenheit Blumen austheilt — dieſe iſt die Prinzeſſin und jene ihre Hofmeiſterin. Man bleibt eine kleine oder größere Weile dort, und fährt endlich, je nachdem ſich die einzelnen Glieder der Familie mehr oder weniger beluſtigen, früher oder ſpäter, aber immer einzeln, und ſelten vor Anbruch des Tages, nach Hauſe und legt ſich ſchlafen, um zu einem ähnlichen Tage wieder zu erwachen.

Ich bin verbunden einzelne Züge dieſes Gemäldes, die unverſtändlich ſeyn könnten, weiter auszuführen.

Die Anzahl der Familien vom Adel, welche die größten Strecken des flachen Landes und die meiſten Ehrenſtellen und Würden des Staats unter einander getheilt haben, beläuft ſich vielleicht kaum auf hundert in ganz Polen. Unter dieſen giebt es wiederum ungefähr dreyßig, die durch ihren Reichthum und durch ihre, über jede Woiwodſchaft verbreiteten, Beſitzthümer, die Stimmen und Perſonen der geringern Edelleute, eben ſo gewiß, als die Gunſt oder Nachgiebigkeit des Königs, die Bereitwilligkeit der auswärtigen vermögenden Miniſter, die Anhänglichkeit bedeutender Familien, und, durch das alles, einen ſiegenden Einfluß in den Geſchäften der Republik, ſich zu verſchaffen verſtehen. Zu dieſen letztern gehören die Czartoriski, Potocki, Branicki, Rzewuski, Czetwertinski, Soltyk, Sapieha, Malachowski, Oginski, Czacki, Radzivil, Lubomirski, Maſſalski, Moſtowski u. a.; Namen, die von jeher, theils ihres Reichthums, theils ihrer Würden, theils ihres Einfluſſes in den Staatsgeſchäften, bey ruhigen und unruhigen Zeiten, theils ihrer Weisheit, Klugheit und Gelehrſamkeit, theils ihrer Thorheit, Sittenloſigkeit, Seltſamkeit und Barbarey wegen, vor allen andern berühmt und berüchtigt geweſen ſind. Es iſt eine Freude für den Beobachter der Menſchen und ihrer Sitten, ſagen zu können, daß die Enkel dieſer Familien, die jetzt noch blühen, weniger dieſer letztern Untugenden wegen getadelt, als jener erſten Tugenden wegen, gerühmt zu werden verdienen. Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß ſich ihm in manchen Dingen noch ziemlich merkbare Spuren von der altpolniſchen Art zu ſeyn, verrathen, und daß das, was an feinerer Ausbildung des Geiſtes, an größerer Mildigkeit der Sitten, an Menſchlichkeit, an verminderter Selbſtſucht und an Ordnungsgefühl bey den neuern Polen in die Augen fällt, mehr derjenigen Aufklärung zugeſchrieben werden muß, die aus der Gewohnheit des Tages, aus der Nachahmungsſucht und aus dem Luxus, als aus derjenigen hervorgeht, die ſeit langen Jahren in den Sitten, dem Charakter und der politiſchen Verfaſſung eines Volkes befeſtigt iſt, und durch Grundſätze, die zu natürlichem Gefühle geworden ſind, unterhalten und erweitert wird.

Der verfaſſungsmäßige Grundſatz: es ſey unter der Würde eines polniſchen Edelmanns, ſich um ſeine Land- Haus- Geld- Erwerbs- und Handelsgeſchäfte perſönlich zu bekümmern und ſich gründlich davon zu unterrichten, iſt die Haupturſache des unvollkommenen Anbaues der Länder und deren geringern Ertrages, der Unordnungen in der Bewirthſchaftung, der Verkehrtheiten im Haushalt und im Vertrieb der Erzeugniſſe, der Betrügereyen von Seiten der Aufſeher, Verwalter und Pachter, und endlich des ſchwankenden Finanzſyſtems der polniſchen Häuſer überhaupt, wodurch der eigentliche Vermögensbeſtand, auch des Reichſten, ſo zweifelhaft wird, daß nicht einmal der Herr ſelbſt, vielweniger die Geſchäftsleute, die ſich mit demſelben einlaſſen ſollen, ſich feſte Angaben darüber verſchaffen können.

Der geſammte Feldbau wird durch leibeigene Bauern betrieben, mithin, troz der unfreundlichen Aufſicht dabey, nachläßig, ohne Einheit, ohne Einſicht, nach alter unvollkommener Gewohnheit. Die Kommiſſarien und Verwalter, die der Herr über ſeine Güter ſezt, thun ihre Pflicht wie Miethlinge, das heißt, nur ſo weit, als es ihre Bequemlichkeit und ihr Eigennuz zulaſſen. Einen großen Theil ihrer Obliegenheiten übertragen ſie, weil ſie doch auch meiſt Edelleute ſind, die ihren Adel nicht herabſetzen wollen, wiederum niedrigern Schreibern und Vögten, und dieſe, gerade wie ſie, den Schulzen, Oberbauern, oder Großknechten der einzelnen Dorfſchaften, die zu den Gütern gehören. Dieſe Leute thun bey der Beſorgung der Aecker, Wieſen, Viehzucht und der geſammten ländlichen Arbeiten noch am erſten ihre Pflicht, aber oft auf die empörendſte Weiſe. Das Gefühl, über etwas geſetzt, und nicht ſo oft dem Kantſchu unterworfen zu ſeyn, als ihre Mitbauern, theilt ihnen einen ſklavenhaften Hochmuth mit, den ſie jenen auf das härteſte fühlen laſſen, und der ſie den Unterthanen noch verhaßter macht, als ihre eigentlichen Vorgeſetzten, deren Druck ihnen bey weiten nicht ſo ſchwer däucht, da ſie einmal gewohnt ſind, ſie für Weſen höherer Art anzuſehen. Eben dieſe Leute werden oft mit anſehnlichen Ladungen von Getreide, Hanf, Unſchlitt, Honig, Häuten, Holz ꝛc. zu Lande oder zu Waſſer abgeſchickt, um ſie zu verkaufen. Ihr Mangel an Vorſicht und Klugheit bewirkt, daß die Kaufleute, denen ſie in die Hände fallen, leichtes Spiel mit ihren Waaren und dem dafür zu zahlenden Preiſe haben. Der gewöhnlichſte Kunſtgriff iſt, daß man ſie betrunken macht, und mit ihnen in dieſem Zuſtande das Geſchäft abſchließt. Oft bringen ſie auch, während deſſelben, einen Theil der Kaufſumme durch, oder laſſen ſich beſtehlen, und bezahlen dann zu

Hauſe mit dem Rücken. Aber ſelbſt die Kommiſſarien machen es wenig beſſer, und die Kaufleute nutzen auch bey ihnen ihre Kunſtgriffe mit Glück. Sie laſſen ſich geradezu beſtechen, geben, für ein verhältnißmäßiges Geſchenk, die Waaren ihres Herrn unter dem gewöhnlichen Preiſe weg, und beweiſen ihm dann mit den Rechnungen der Kaufleute, die verabredet ſind, daß ſie nur ſo viel und nicht mehr gegolten haben. Da ſie gewöhnlich bevollmächtigt ſind, andre Waaren dafür zurückzubringen, ſo hat auch noch an dieſen der Kaufmann doppelten Gewinn und der Edelmann doppelten Schaden. Die Edelleute der mittleren Klaſſe, die ſich zuweilen herablaſſen, ihre Erzeugniſſe nach einem Handelsorte zu bringen, machen nicht immer beſſere Geſchäfte. Mangel an Erfahrung, Trunk, Spiel und Händelſucht bewirken nicht ſelten, daß ſie ohne Geld, aber auch ohne Waaren, aus Thoren, Danzig, Breslau, Warſchau, Riga und Libau nach ihren Gütern zurückkehren.

Es iſt Grundſatz bey den großen polniſchen Häuſern, in ſo vielen Woiwodſchaften, als möglich, Güter anzukaufen, um in ſo vielen, als möglich, Einfluß auf den Landtagen, bey Beſetzung der Landämter, bey der Wahl der Reichsboten, zu ihrem Vortheile ſowohl als zum Vortheil ihrer Anhänger und Verwandten, ſich zu verſchaffen. Da aber nicht jede Provinz von Polen gleiche Bequemlichkeit zur Ausfuhr ihrer Erzeugniſſe hat, da die angränzenden Länder derſelben mehr oder weniger bedürftig ſind, ſie mithin höher oder niedriger bezahlen; da die Auflagen und Einfuhrgefälle in dem einen benachbarten Staate höher oder niedriger ſind, als in dem andern: ſo liegt hierin ein neuer Grund, warum ſie nicht zu einer beſtimmten Ueberſicht ihrer Beſitzungen und deren Ertrages gelangen können. Hätten ſie auch einen Maßſtab für ihre Güter in der einen Provinz, ſo paßt dieſer nicht auf ihre Beſitzlichkeiten in andern, und einige davon liegen oft ſo entfernt von ihrem eigentlichen

Wohnſitze, daß ſie nur binnen Jahren ſie einmal beſuchen und ſich, wenn ſie überhaupt darauf fallen, von ihrem Zuſtande unterrichten können. Viele ihrer Kommiſſarien und Pachter lernen ſie kaum perſönlich kennen, und doch drehet ſich um die Treue und Wachſamkeit dieſer Leute ihr ganzes ökonomiſches Daſeyn und die Aufrechterhaltung ihrer Güter. Man hat mir von einem Großen erzählt, der ihrer ſehr anſehnliche in Podolien und Braclaw beſaß. Zu drey oder vier derſelben ſollten große Schlöſſer gehören. Er lebte, nach gewöhnlicher Sitte, entweder in Warſchau oder in fremden Ländern, und war nie nach ſeinen Gütern gekommen, wo ſeine Geſchäftshaber und Pachter, einer nach dem andern, auch nach ihrer Sitte, hausgehalten hatten. Seine Verſchwendung zerrüttete endlich ſein Vermögen, und er war gedrungen, dieſe Güter zu verkaufen. Die Schlöſſer ſtanden auch mit im Verkaufs-Verzeichniſſe. Der Käufer reiſete hinaus, um die Güter zu beſehen, und fand zwar ſie, aber nicht die Schlöſſer. Auf ſeine Erkundigung zeigte man ihm gewiſſe Plätze, wo ehedem, nach den Trümmern zu urtheilen, Schlöſſer geſtanden haben konnten, und ein ſehr alter Bauer verſicherte ihm, daß er noch die Steine des Einen habe wegfahren helfen, um auf einem andern Gute einen Viehſtall davon zu erbauen. Von dem alten wußte der gegenwärtige Beſitzer nichts, und wahrſcheinlich hatte ſchon ſein Vater nichts davon gewußt, der vielleicht bloß nach jenem Inventarium, das ſich noch in der Familie fand, den Ankauf abgeſchloſſen. Noch ſeltſamer, und, alle Umſtände berechnet, nicht unwahrſcheinlich wäre es, wenn ſich in den Rechnungen der Kommiſſarien Angaben für die Unterhaltung und Ausbeſſerung der Schlöſſer, die nicht vorhanden waren, gefunden haben ſollten.

So kommt es, daß ein großer Theil der Landſitze in Polen, die nicht unausgeſetzt bewohnt werden, verfallen und leer da ſtehen.

Sonſt geben viele davon einen guten Anblick, ſind groß und haben meiſt weitläuftige gärtneriſche Anlagen; kömmt man aber näher, ſo ſieht man hohes Gras auf den Höfen, die Fenſter vernagelt, und die Gärten zu einer Haide verwildert. Will der Beſitzer ja einmal eine Weile auf denſelben wohnen, ſo wird nur ſo viel Platz, als er nothdürftig zur Unterkunft braucht, eiligſt vorgerichtet, und man ſorgt, daß er wenigſtens vor Wind und Wetter geſchützt iſt, ſo lange er da bleibt; das übrige, als Betten, Tiſch- Küchen- und Stallgeräth bringt er jedesmal mit, weil er weiß, daß er dort dergleichen nicht findet. Aber auch die Schlöſſer, die man den größeſten Theil des Jahres bewohnt, ſind gemeiniglich ſchlecht unterhalten und armſelig möblirt, und man muß darin nicht den Glanz und Geſchmack finden wollen, die in vielen Palläſten, oft von denſelben Familien, in Warſchau ſo üppig angebracht ſind. Der Schmutz, den man immer noch, nicht mit

Unrecht, den Haushaltungen der Polen zur Laſt legt, iſt beſonders in ihrem Landleben ſichtbar; und kein Wunder, da hier ihre Magd- und Knechtſchaft meiſt aus leibeigenen Bauerburſchen und Mädchen beſteht, welche die Nothwendigkeit des Waſchens, Scheurens und Aufräumens kaum ahnen. In Warſchau finden ſie Bequemlichkeiten und feinere Dienſtleiſtungen aller Art für Geld, aber auf dem Lande finden ſie weder die Begriffe davon, noch die Geſchicklichkeit dazu. Wenn indeſſen ihnen hier alles fehlt, ſo haben ſie gewiß keinen Mangel an Wein, engliſchem Bier, gebrannten Waſſern und andern fremden Eß- und Trinkwaaren, die ſie ſelbſt in großer Menge verbrauchen, und ihren Gäſten in Fülle und mit der aufrichtigſten Gaſtfreundſchaft vorſetzen.

Doch je näher dieſe Landſitze an Warſchau liegen, deſto ſeltener findet man ſolche Unordnungen in denſelben. Mehrere der größern Familien unterhalten dergleichen um jene

Stadt, die Geſchmack, Bequemlichkeit und Pracht in einem hohen Grade vereinigen.

Alle bisher aufgeſtellte Angaben, die Landwirthſchaft und die Haushaltung betreffend, beweiſen, daß es den polniſchen Edelleuten, beſonders den größern darunter, unmöglich iſt, einen beſtimmten Anſchlag über den Ertrag ihrer Beſitzlichkeiten und mithin ihrer Einkünfte zu machen. Daher greifen ſie auch, bei ihren Ausgaben, eben ſo unbeſtimmt und planlos in ihre Kaſſen. Wenn es ihnen an baarem Gelde fehlt, ſo wiſſen ſie nie gewiß, ob es ihnen überhaupt auf immer, oder nur einer augenblicklichen Stockung wegen, abgeht; aber deſto beſtimmter ſetzen die Geſchäftsleute, bei denen ſie Summen aufnehmen wollen, voraus, daß ſie unſicher ſind, und ſehen ſich dem gemäß, ſowohl in Abſicht der Sicherheit ihres Kapitals, als des Betrags der Zinſen, klüglich vor. Letztre ſind in Polen an ſich ſchon höher, als anderwärts, und ſie ſind beſonders wegen der unbeſtimmten Kreditgeſetze, und wegen des langſamen, koſtbaren, in der Ausübung ohnmächtigen, Rechtsganges, der noch dazu ausſchließend in den Händen der Edelleute iſt, ſo hoch geſtiegen. So kömmt es, daß die polniſchen Geſchäftsleute ungefähr das Syſtem befolgen, welches die jüdiſchen und chriſtlichen Wucherer in manchen großen Städten bei jungen Wüſtlingen für das ſicherſte halten: ſie ziehen bei der Auszahlung der darzuleihenden Summe ſchon die hohen Zinſen ab, nehmen ſodann noch ein beträchtliches Geſchenk für die Mühe, die ſie ſich gegeben haben wollen, um dieſe Summe von einem Freunde herbei zu ſchaffen, und treffen überhaupt ſolche Maßregeln, daß ſie nichts oder wenig verlieren, wenn das Kapital nicht zurück gezahlt wird, aber ausſchweifend gewinnen, wenn es wieder einläuft. Gelingt es ihnen aber vollends mit mehreren großen Häuſern jene Verbindungen einzugehen, deren ich vorhin erwähnt habe, vermöge deren ſie ihre Einnahmen und Ausgaben, gleichſam auf dem

Fuße

Hufe einer Girobank, beſorgen: ſo iſt ihr Gewinn deſto ſtärker und ſicherer, indem ſie aus ihren Büchern ſehen können, wie viel oder wie wenig, ein Jahr in das andere gerechnet, die Beſitzlichkeiten ſolcher Familien eintragen. Daß ſie dieſe Kenntniß mehr zu ihrem als zu jener Vortheil benutzen, verſteht ſich von ſelbſt, und daher der ſchnelle Wachsthum mancher Wechſelhäuſer in Warſchau, deren Beſitzer zum Theil von allen, nur nicht von Kopf, entblößt, in Warſchau eingewandert ſind.

Auf dieſes ſchwankende Finanzſyſtem bauen ſie ſodann ihre Art zu leben, ſie mögen ſich in Warſchau oder in fremden Ländern befinden. Letzteres iſt bei den reichern polniſchen Familien ſehr häufig der Fall, und in der That hat auch keine Nation das Reiſen nöthiger als die polniſche. Ihre Entfernung von den mehr verfeinerten europäiſchen Ländern; die Unmöglichkeit, ſich in ihrem eigenen Vaterlande von Dingen anſchaulich zu unterrichten, die in Büchern oder Erzählungen ihre Neu- und Wißbegierde gereizt haben; die Nothwendigkeit, ihre politiſchen Begriffe und Grundſätze, durch Beobachtung anderer Verfaſſungen, zu erweitern und zu berichtigen; die Verpflichtung über Ackerbau, Manufakturen und Handel, in Ländern, welche die hohe Schule derſelben ſind, Kenntniſſe einzuſammlen und nach ihrem Vaterlande zu verpflanzen; und das Bedürfniß, Gefühl für die Werke der ſchönen Künſte eben ſo wohl, als für feinere Sitten und reineren Lebensgenuß, in ſich zu erwecken und zu nähren: dieſe Umſtände ſollten den Polen beſonders zum Reiſen dringen, und ſie ſind auch bei vielen die eigentlichen Bewegungsgründe dazu; aber bei den meiſten pflegen es Mangel an Beſchäftigung und die daraus entſtehende Unruhe, Modeſucht, Begierde es andern gleich zu thun, oder ſich vor ihnen auszuzeichnen, geſcheiterte politiſche Entwürfe, Unzufriedenheit mit der herrſchenden Parthey, Verfolgungen, Wunſch, ihre Geſundheit wieder herzuſtellen und andere Abſichten zu ſeyn, deren Erreichung weniger wohlthätig iſt, als die vorhin angegebenen.

Die Art, wie die Polen gewöhnlich reiſen, iſt koſtbarer, als die bei allen andern Nationen übliche. Die Franzoſen, Engländer und Deutſchen reiſen mit einem möglichſt kleinen Gefolge; ſie reiſen mit gewiſſen wirthſchaftlichen Grundſätzen, jeder nach ſeinem Stande und Vermögen; gewohnt, von wenigern Händen bedient zu ſeyn, und überzeugt, daß eine eigene Dienerſchaft, welche die fremden Sprachen und Sitten nicht kennt, auf Reiſen für ſich ſelbſt eine Dienerſchaft braucht, behelfen ſie ſich meiſt mit gemietheten Leuten; Empfehlungen verſchaffen ihnen ohne Mühe überall ſoviel Bekannte, als ſie bedürfen, und es fällt ihnen ſelten ein, ihren Gaſtfreunden, an Ort und Stelle ſelbſt, einen Erſatz für ihre Aufnahme zu geben; ſie wiſſen, daß es in der Fremde unendlich koſtbar iſt, durch

Pracht und Aufwand ſich bemerkbar machen zu wollen, und daß es nicht minder eitel iſt; ſie brauchen nicht ſo viel Waaren zum Nutzen und zur Pracht in der Fremde einzukaufen, weil ſie dergleichen in ihrem eigenen Lande finden können; und ſie haben endlich weniger Hang zum ſinnlichen Genuſſe, zum Wohlleben und zum Spiele, und wiſſen ſich mehr mit geiſtigen Dingen zu beſchäftigen und zu nähren, als die Polen, die ohne ökonomiſchen Ueberſchlag, ohne Geduld, ſich über den Werth der Dinge zu unterrichten, mit einem zahlreichen Gefolge polniſcher Geſellſchafter und Bedienten, ihre Reiſen antreten, meiſt ohne Empfehlungen ſich in fremden Städten niederlaſſen, ſtattliche Häuſer machen, um Bekanntſchaften zu erhalten, die Sucht zu glänzen und aufzufallen nach polniſcher Sitte befriedigen, Geſellſchaften, Spiel und Gaſtmahle geben und alles aufkaufen, was ſie noch nicht geſehen haben, oder nicht in Polen zu finden und doch zu brauchen glauben.

Unter dieſen Umſtänden ſteigen gewöhnlich bei ihnen nicht nur die unvermeidlichen Koſten des Reiſens, ſondern auch die zufälligen, höher. Alles, was mit ihnen zu thun hat, betrügt ſie, beſonders in den Ländern, deren Einwohner zum Theil auf den Beutel der Fremden angewieſen zu ſeyn ſcheinen: in der Schweiz, in Frankreich und vor allen in Italien. Da ſie überdieß den Grundſätzen einer mißverſtandenen Großmuth folgen und Betrüger durch Verachtung beſchämen wollen: ſo gelten ſie nicht bloß für ſehr reiche, ſondern auch für ſehr alberne, und ſehr verſchwenderiſche Leute, und ermuntern dadurch ſchlechte Gemüther, ihre ganze Erfindungskraft an ihnen zu verſuchen. Es iſt unglaublich, was einem Polen, der nach ſeiner Art in Italien reiſet, für eine Summe Geldes aufgeht, und wie ſich die Poſthalter, die Poſtknechte, die Wirthe, die Lohnbedienten, die Kuppler, die Bilder-, Stein- und Münzenhändler an ihn ſetzen und um die Wette ausſaugen; und für das alles hat die Nation nichts gewonnen, als daß die Redensart „far viaggio alla polacca“ von den Italienern gebraucht wird, wenn ſie einen Reiſenden bezeichnen wollen, der ſich von jedem auf die plumpeſte Art betrügen läßt, und dabei bloß um zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen und liederlichen Weibern nachzurennen, ſeine Reiſe unternommen zu haben ſcheint.

Frankreich war von jeher das Lieblingsland der Polen. Sie ſchickten häufig ihre Kinder nach Straßburg, um in den Wiſſenſchaften, und ſodann nach Paris, um in den feinen Sitten Bildung zu erhalten. Sie verſchrieben ſich von daher Lehrer aller Art, Wundärzte, Kammerdiener, Friſeurs, Schneider, Putzmacherinnen ꝛc. und bevölkerten damit das flache Land und die Städte. Sie wohnten in franzöſiſch aufgeputzten Zimmern, ſchliefen in franzöſiſchen Betten, kleideten ſich in franzöſiſchen Stoffen und Tüchern. Da in ihrem Charakter mehrere Züge ſind, die ſie mit den Franzoſen gemein haben, als eine gewiſſe Lebhaftigkeit und Heiterkeit des Geiſtes, viel Sinnlichkeit, viel Leichtſinn, viel feinen, aber weniger gründlichen, Verſtand, Hang zum Wohlleben und zur Galanterie: ſo ſchmiegten ſie ſich um ſo leichter ihren Sitten an; und da ſie zugleich mit dieſen die Litteratur jener Nation kennen lernten, beſonders den Theil derſelben, der die große Welt nährte, ſo nahm auch ihre wiſſenſchaftliche Bildung einen ähnlichen Gang, und die franzöſiſche Art, die Dinge anzuſehen und zu behandeln, ward die ihrige. Die Auswahl der Gegenſtände aus der Philoſophie der Schule und der Welt, die man für ſeine geiſtige und politiſche Haushaltung braucht, die Einſichten in der Religionslehre und in der Staatskunde, und die Verſchlagenheit, das leichte Gewiſſen, die Vorſchnelligkeit und Unachtſamkeit in Führung der öffentlichen Geſchäfte, ſind lauter Dinge, die man in Polen ganz auf franzöſiſchem Fuße wieder findet. Die Menge von Franzoſen, die ſich jetzt noch *) in Polen befinden, erhalten immerfort dieſe Vorliebe für ihr Volk. Es giebt wenig glänzende Familien, deren Mitglieder nicht nach und nach, in frühern oder ſpätern Jahren, längere oder kürzere Zeit, in Frankreich geweſen wären; es giebt einige, die ganz nach Frankreich gezogen ſind und dort leben; es fehlt ſogar nicht an ſolchen, die ihre Beſitzlichkeiten in Polen ganz verkauft und ſich dort als Staatsbürger niedergelaſſen haben.

Nach England gehen die Polen weder ſo häufig, noch auf ſo lange Zeit. Der Charakter der Engländer ſagt dem ihrigen weniger zu, weil er nicht zuvorkommend, nicht mittheilend gegen Fremde iſt, und weil der Zug von Nationalhochmuth in demſelben den eitlen Polen beleidigt. Dazu kömmt, daß dieſer, bei dem ausſchweifendſten Aufwande, unter den dortigen Verſchwendern ſich doch nicht

---

*) Im May 1793.

auszeichnen, und daß er, trotz ſeinem Gelde, von dem dortigen gemeinen Volke doch keine Achtung, vielweniger die gewohnte Demuth und Unterwürfigkeit, erlangen kann.

Die Schweiz und Italien ziehen ihn weit mehr an. Die Natur in dieſen beiden Ländern, iſt der Natur ſeines väterlichen Bodens und Himmels ſo entgegengeſetzt, zeichnet ſich auf ſo mannigfache Weiſe vor denſelben aus, daß ſchon hierin eine große Quelle von Vergnügen für ihn liegt. In Italien kömmt noch dies hinzu, daß er in den meiſten Städten Adel findet, der diejenigen Fremden ſehr freundlich behandelt, die ihm in ihrem eigenen Gaſthofe zu eſſen geben; an ihn im Spiele verlieren; mit ſeinen „Converſationi“, bei bitterem Thee und matten „ſorbetti“, zufrieden ſind; bei ſeinen Kleider-, Bilder- und Uhrenlotterien fleißig Looſe nehmen; bei den von ihm empfohlenen Künſtlern, ohne zu handeln, einkaufen; und endlich bei der Abreiſe, für alle dieſe gaſtfreundlichen Gefälligkeiten, der Frau vom Hauſe noch ein feines Geſchenk — anzubringen. Dieſe Aufmerkſamkeiten, die er ſich ſolchergeſtalt bei den Vornehmen erkauft, und die erheuchelte Ehrfurcht, mit welcher ihm das Volk begegnet, um ihn deſto beſſer zu betrügen, tragen viel dazu bei, daß er ſich in Italien lieber, als in andern Ländern, verweilt. Am häufigſten findet man ihn aber in Venedig, Rom, Neapel und Florenz, wo er, da es ihm überdies nicht an Geſchmack für die Künſte fehlt, ſich am längſten aufzuhalten pflegt. Der größeſte Theil der neuerlich ausgewanderten Patrioten, die Malachowski, Sapieha, Soltyk, Moſtowski, Sobolewski, u. a. befinden ſich jetzt in einer von dieſen Städten. Eine Fürſtin Lubomirska und der ältere Neffe des Königs, Stanislaus Poniatowski, leben ſchon ſeit mehreren Jahren in Rom.

Der merkwürdigſte unter den neuern gereiſten Polen iſt ein Graf Johann Potocki. Er hat eine Reihe von Jahren nach und nach in allen Ländern von Europa gelebt, und iſt in Frankreich, Italien, England und Spanien wie zu Hauſe; er hat die Türkey durchſtreiſt, und Arabien, Syrien und einen großen Theil von Perſien geſehen. Die Nachricht von der Revolution in ſeinem Vaterlande brachte ihn zur Zeit des Konſtitutionsreichstages dahin zurück. Er hatte ſie in Marocko erhalten. Seine Kleidung war halb orientaliſch, halb polniſch. Da er den größeſten Theil der Oberfläche des Erdballs geſehen hatte, ſo wollte er ihn ſelbſt noch endlich unter ſeinen Füßen ſehen. Als nämlich Blanchard um jene Zeit mit ſeinem Luftball nach Warſchau kam, ſtieg er mit ihm, von dem Garten des Hofmarſchalls Mniſzech aus, über die Erde empor. Er nahm ſeine gewöhnlichen Reiſegefährten, einen wohlbeleibten Türken und einen weißen römiſchen — Pudel, mit in die Luft, und flog von Warſchau nach Wola, wo er wohlbehalten ankam.

Er iſt übrigens ein Mann von einem ſonderbaren, aber liebenswürdigen Charakter, der Gelehrſamkeit und Künſte ſehr ſchätzt, auch ſelbſt ein Buch über die polniſche Geſchichte in franzöſiſcher Sprache geſchrieben hat. Er vermählte ſich bei ſeiner letzten Zurückkunft, mit der berühmten, höchſt reizenden Prinzeſſin, Julie Lubomirska, und ſchien ſeinen unſtäten Geiſt dadurch feſſeln zu wollen. Die Aufhebung der neuen Konſtitution entfernte ihn abermals aus ſeinem Vaterlande, und da bald nachher ſeine Gemahlin geſtorben iſt, ſo wird er wahrſcheinlich eine neue Wanderung angetreten haben. Es fehlt mir aber an neuern Nachrichten von ihm.

Im Ganzen genommen nutzen die Polen ihre häufigen Reiſen ſo gut, als irgend eine andre Nation, aber nur für gewiſſe Fächer. Sie lernen die Sprachen der fremden Länder mit großer Leichtigkeit, und ſprechen ſie mit Anmuth und Richtigkeit; ſie ſchmiegen ſich fremden Sitten mit Gewandtheit an, und ihre Manieren erhalten in einem hohen Grade jene Abgeſchliffenheit, die den Mann von Welt und gutem Tone verräth, und die bei ihnen um ſo angenehmer wirkt, da ihnen die Natur meiſt mit einem regelmäßigen, geſchmeidigen Wuchs und einer feinen, edlen Geſichtsbildung zu Hülfe gekommen iſt; ſie erwerben ſich einen feinen Geſchmack in den Künſten und manche angenehme Kenntniß für Unterhaltungen, die zu ihrem Begriffs- und Wirkungskreiſe gehören; mit einem Worte: ſie ſammlen für ihre Exiſtenz als adeliche, reiche, unbeſchäftigte, flatterhafte, geiſtvolle, egoiſtiſche und eitle Lebensgenießer reichlich ein, vernachläßigen aber faſt ganz, was ſie, um eben den Preis, Nützliches für ihr Vaterland und Wohlthätiges für ihre Unterthanen in Abſicht des Ackerbaues, der Manufakturen, des Handels, der Wiſſenſchaften und der ſittlichen Bildung einſammlen und durch eigene Ausübung verbreiten könnten, auch des höhern und glücklichern Platzes wegen, den ſie einnehmen, zu verbreiten dem Reſte ihrer Nation ſchuldig wären.

Der Kern der großen und feinen Welt in Warſchau beſteht meiſt aus Perſonen, die auf dieſem Wege zu ihrer Ausbildung gekommen ſind. Sie bleiben Muſter und Richtſchnur für die übrigen, die nicht an der Quelle ſelbſt ſchöpften, und werden von dieſen ſo willig nachgeahmt, wie ſie ſelbſt ihre Vorbilder in Frankreich, England und Italien nachahmten. Die große Welt in Warſchau hat alſo einen Ton, der in vielen Stücken den Ton anderer Nationen ähnelt, der aber auch eine Menge eigenthümlicher Züge darbietet.

Vormals war in Frankreich der Charakter der großen Welt: Streben nach Würden und Auszeichnung im Staate, nach perſönlicher Gunſt des Fürſten, nach dem Ruf eines muthvollen Kriegers, eines ſchlauen Geſchäftsmannes, eines prächtigen Wirths, eines angenehmen Geſellſchafters, eines geſchmackvollen Kunſt- und Kleiderkenners, eines witzſprudelnden Schöngeiſtes, eines zuverſichtlichen Weiberſtürmers, eines unerſchöpflichen Erfinders von Pomaden, Friſuren, kleinen Spielen und niedlichen Geräthſchaften —

In England ſuchen die Groſen ihre Auszeichnung in koſtbaren Pferden und Wagen, in hohem Spiel, in gewagten Wetten, in der ſtudierteſten Bequemlichkeit aller zum Leben gehörigen Dinge, in prächtigen Landſitzen, in hofartiger Begünſtigung der Künſte und Wiſſenſchaften, in einer gewiſſen koſtbaren Einfachheit ihrer Kleidung, in einem zwangloſen aber kalten Benehmen, in einer ſorgfältig ausgebildeten Eß- und Trinkfähigkeit und einer praleriſchen Vermögenheit bei Weibern —

In Italien iſt die Art der groſen Welt: Glanz von außen und Wirthſchaftlichkeit von innen, prächtige Palläſte mit vernagelten Fenſtern, unſchätzbare Kunſtſammlungen und kein erträglicher Tiſch und Stuhl, Heere von Bedienten und Läufern mit ungekämmten

Haaren, Dutzende ſchöner Wagen in Schuppen verſchloſſen, glänzende Geſellſchaften und kein rauchender Schornſtein, hunderttauſend „Zecchini“ im Vermögen, und nichts als kupferne „Bajocchi“, oder „grani“, oder „crazie“ oder „ſoldi“ im Beutel, mit allem, was Italien Erlauchtes hat, verwandt, und in einem verblaßten Seiden- oder abgeſchabten Tuchrock gekleidet. —

Die polniſche große Welt vereinigt viele dieſer, unter drei Nationen zerſtreuten, Züge, hat aber auch für andre gar keinen Sinn. So hat ſie mit den ältern Franzoſen den Durſt nach Würden, Orden und andern Abzeichen, den Hang zur Geſellſchaftlichkeit, zum Wohlleben, und zum galanten Verkehr mit Weibern, die Gaſtfreundſchaftlichkeit aus Politik und Eitelkeit, ganz gemein; weniger, die Sucht, Verſe und Bonmots und neumodiſche Erfindungen zu machen; am wenigſten, das Ringen und Streben nach der Gunſt des Königs. Das Letztre hat ſie, der Verfaſſung wegen,

wegen, nicht nöthig; es iſt ſogar, aus eben der Urſache, üblich, ſich wenig um den Fürſten zu bekümmern und ihn mit einem gewiſſen ſtolzen Selbſtgefühle zu behandeln. Wenn man ſich dieſen Ton gegen den jetzigen König ſeltener erlaubt, ſo hat er es nicht ſeiner Würde als König zu danken, ſondern bloß ſeinen höchſt liebenswürdigen Manieren und Eigenſchaften als Privatmann, und ſeinem feinen, überaus geſchickten Benehmen als Menſchenkenner.

Mit den engliſchen Großen und Reichen haben die polniſchen dies gemein, daß ſie viel auf Pferde und Fuhrwerk halten, hohes Spiel lieben, gerne für Herkules bei den Weibern gelten, gern viel eſſen und trinken mögen; aber der Hang zum Wetten, zum Anbau prächtiger Landſitze; (die man freilich in Polen nicht ſo häufig aufſuchen würde, um ſie zu — beſehen) das Streben nach der üppigſten Bequemlichkeit, nach Einfalt in der Kleidung; ein kaltes Benehmen und Begünſtigung der Wiſſenſchaften: dieſe Dinge liegen weder in ihrem Charakter, noch in ihren Sitten, noch in ihrer Verfaſſung und Landesart.

Mit der Italieniſchen groſen Welt hat die polniſche zwar in einigen Zügen Aehnlichkeit, aber in den meiſten iſt ſie ihr ganz entgegengeſezt. Sie liebt, wie jene, z. B. den Anbau groſer und prächtiger Palläſte, vollendet ſie aber oft nicht, wie jene, theils, weil die Anlage für ihre Mittel zu koſtbar war, theils, weil ſie die Zeit, ſie zu bewohnen, nicht erwarten kann; ſie hält gern Schwärme von Bedienten, wie die Italieniſche, kann aber nicht, wie dieſe, es dulden, daß ſie ſchlecht gekleidet ſind und Mangel leiden; ſie liebt Glanz von auſen, aber auch Fülle von innen; und koſtbare Kunſtſammlungen hätte ſie ſo gerne, wie die Italieniſche, aber Polen iſt das Land nicht, wo der Eitelkeit dieſer Genuß verſchaft werden könnte. Wagen halten die Polen weniger, als die Italiener, und die ſie haben, ſind in der That nicht eingeſperrt, ſondern auf allen Straßen. Geſellſchaften geben ſie mehr, als die Italiener, und die Schornſteine hören nicht auf dabei zu rauchen. Hohen Verwandtſchaften machen die Polen, über ihre Kräfte, Ehre, durch Aufwand, Orden und Würden; und wenn ſie baares Geld haben, ſo führen ſie es in ſtrotzenden Beuteln, mit Ausſchluß aller Scheidemünze, in den ſchönſten holländiſchen Dukaten, bei ſich, die ſie für die geringſten Gefälligkeiten, mit etwas mehr als Freigebigkeit ausſpenden.

Züge, die man bei der großen Welt keiner anderen Nation in Europa findet, ſind, daß die Magnaten wahre Hofhaltungen haben, die von *Unterthanen* und *Vaſallen* bevölkert werden; daß ſie wahre Armeen halten, die *in ihrem Solde* ſtehen; und endlich, daß ſie Anſprüche auf die erhabenſte Würde im Staate machen, und alle mögliche

Mittel, ſie zu erhalten, wirklich in Bewegung ſetzen können.

Während des Revolutions-Reichstages, zwiſchen den Jahren 1788 und 1792 hatte das geſellſchaftliche Verkehr der großen Welt in Warſchau einen Grad von Lebhaftigkeit und Glanz erreicht, auf welchem es ſich vielleicht ehedem, bei wichtigen Angelegenheiten der Nation, Wochen lang, aber nie eine Reihe von Jahren hindurch, erhalten hatte. Was ſich nur von hohen, mittleren und niederen adelichen Familien, jede nach ihrem Rang und ihren Anſprüchen, in Warſchau erhalten konnte, war da. Die biſher auf Reiſen geweſen waren, kamen nach Hauſe. Was Theil für oder gegen die Staatsveränderung nahm, ſtreuete Geld mit vollen Händen aus und gab Feſte über Feſte, um Anhänger zu gewinnen. Ein ähnliches thaten diejenigen fremden Miniſter, deren Höfe nach der Zeit, bei Aufhebung der neuen Konſtitution, die thätigſte Rolle ſpielten. Dies brachte eine Lebendigkeit, eine Abwechslung, ein Intereſſe und eine Pracht in das geſellſchaftliche Leben, die ihres gleichen kaum hatten und die Theilnehmer daran, in mehr als einer Rückſicht, gleichſam aufzureiben droheten.

Unter den großen polniſchen Häuſern, welche die Hauptſammelplätze dieſer unruhigen Welt waren, zeichneten ſich beſonders Czartoryski, Malachowski, Sapieha, Potocki, Oginski u. a. aus. Der König gab auch öfter zu eſſen als gewöhnlich. Sein Bruder, der Primas, und die Biſchöfe von Poſen, von Liefland u. a. gaben ebenfalls häufig Geſellſchaften. Der preußiſche Geſandte, Lucheſini, gab ihrer mehr, als ſonſt dieſe wirthſchaftliche Macht ihren Miniſtern gut zu thun pflegt, und der unſrige, Herr von Bulgakow, veranſtaltete, aber nur in den erſten Zeiten des Konſtitutions-Reichstages, dergleichen, die ſeinem Geſchmack und dem Glanze unſeres Hofes Ehre machten. Es gab ein ſolches Gedränge von Luſtbarkeiten, daß nur wenig einzelne Perſonen körperlich ſtark genug wären, ſie alle zu ertragen und zu überwinden. Uebrigens waren ſie, je nachdem ſie ſtark oder ſchwach, und von dieſen oder von jenen Perſonen beſucht wurden, der Maßſtab, nach welchem man die politiſche Parthei des Wirthes und die politiſchen Grundſätze und Entwürfe der Gäſte beſtimmen konnte. Zwar wurden auch einige veranſtaltet, die gleichſam für das allgemeine Publikum beſtimmt, und bei deren Zuſammenſetzung alle politiſche Rückſichten vergeſſen ſeyn ſollten. Solche waren die Feſte bei Geburts- und Namenstagen der Kaiſerin, des Königs von Preußen, des Königs von Polen, der polniſchen Großen, bei der Ankunft hoher Perſonen, die man ehren wollte, bei Durchſetzung der Konſtitution und bei ihrer Jahresfeyer; aber man glaube nicht, daß ſie darum ohne politiſche Bedeutung beſucht oder verſäumt worden wären. Unterrichtete wußten unter der großen Menge der Anweſenden wohl zu bemerken, wer nicht da war und warum er nicht da war; und es erweckte z. B. ſchon vielen die peinlichſte Beſorgniß, als unſer Miniſter Bulgakow bei keinem der zahlreich beſuchten Feſte, die wegen der Einführung der neuen Konſtitution und bei ihrer Jahresfeyer gegeben wurden, zugegen war; ſo wie er ſelbſt, bei den Feſten, die er veranſtaltete, an den Ausgebliebenen eben ſo viel Gegner unſeres Syſtems leicht erkennen und ſich dem gemäß gegen ſie benehmen konnte.

Die Anzahl von Menſchen, die ſich zu dieſen groſſen Geſellſchaften verſammelten, belief ſich oft auf fünf, ſechs- und achthundert Köpfe. Gewöhnlich nahmen ſie nach Tiſche ihren Anfang, und dauerten bis nach Mitternacht. Sie vereinigten, was ſonſt einzeln große Geſellſchaften unterhält: Spiel, Muſik, Ball, Goutee, Soupee, Konverſation ꝛc. Der den Polen ganz eigenthümliche Geſchmack an Hülle und Fülle zeigte ſich bei ſolchen Gelegenheiten in ſeiner ganzen Größe. Mehrere

Zimmer und Säle waren rund herum mit Tiſchen beſetzt, die unter ihrer Laſt hätten brechen mögen. An Eßwaaren aller Art war der höchſte Ueberfluß. Ungariſche, franzöſiſche, ſpaniſche und deutſche Weine, von denen man anderwärts nur koſtet und nippt, wurden hier in langen Zügen getrunken. Gebrannte Waſſer wurden in ungebührlichen Gläſern gegeben. Limonade, Orgeade, Bavaroiſe ſtanden in Gefäßen da, worin man anderwärts ſtarken Trinkern Bier hinſtellen würde. Kaffee und Chokolate floſſen unaufhörlich aus ungegeheuren ſilbernen Kannen. Berge von Konfekt, von Früchten, von geröſtetem Brot, wandelten auf weiten Tellern in den Sälen unaufhörlich herum. Rotten von Schwelgern verſuchten, wie weit die Amalgamationskraft ihrer Verdauung ginge, wie lange die Geſchmacksnerven ihrer Zunge Empfindung behielten; und eben ſo boten unerſättliche Genießer anderer Art, im Koncertſale, im Tanzſale, unter den Augen, an der Hand, in den Armen der reizendſten Weiber, in der Unterredung mit den geiſtvollſten Männern, oder der anlockendſten, reichſten Bank gegenüber, allen Empfindungen und Leidenſchaften volle Weide dar.

In dieſem Gedränge ſchien alles gleich, und Anmaßung und Schüchternheit waren gleich weit entfernt. Wer ein Kleid trug, das zur Geſellſchaft paßte, hatte alle übrige Eigenſchaften, die dazu erforderlich waren, zugleich mit ihm angezogen. Kein neugieriger Blick, keine kleinſtädtiſche Frage, beunruhigte ſein Selbſtgefühl; die ſchönſte Hand war zum Tanze ſein, wenn ſie nicht ſchon verſprochen war; die erlauchteſten Perſonen ſetzten ſich mit ihm an einen Spieltiſch; die geiſtvollſten Sprecher wußten es ihm Dank, wenn er ihre aufmerkſamen Kreiſe erweiterte. Selbſt Plumpheit im Benehmen und Gierigkeit im Genuſſe fielen an einem Orte nicht auf, deſſen Dunſtkreis und wolluſtvolle Regſamkeit nicht beſtimmt waren, die Gefühle und ihre Aeußerungen in wohlabgewogener Ordnung zu erhalten. Das Geräuſch und die Händelſucht der Trinker, die egoiſtiſche Trockenheit der Eſſer, der tretende und reißende Frohſinn der Tänzer, die blaſſe Standhaftigkeit der Spieler, die blinde und taube Glückſeligkeit der Verliebten, die Unterhaltungsſucht gern gehörter Schönſprecher, und viele andre Dinge, zeigten ſich, wie immer, wenn der Menſchen viele in einer gewiſſen Bewegung bei einander ſind, in einem gemilderten Lichte, und die nüchternſten Gemüther fühlten mit jedem Pulsſchlage ihr Blut wärmer und ſchneller kreiſen, und, ſtatt den trunkenen Sänger neben ſich, den beredtſamen Schwachkopf hinter ſich, den linkiſchen Tänzer vor ſich, mit Strenge zu beurtheilen, löſte ſich wohl diesmal ihre Selbſtgefälligkeit in ein Lächeln über ſolche Menſchlichkeiten auf.

Das Ende dieſer Geſellſchaften war eine allgemeine Abſpannung. Die Eſſer, Trinker und unglücklichen Spieler waren gewöhnlich die erſten zum Aufbruche, die Tänzer, die zugleich verliebt waren, und die glücklichen Spieler, die letzten; arme diplomatiſche Unterkundſchafter, die bezahlt waren, bloß zu ſehen und zu hören, was vorginge, und für den folgenden Tag einen Geſandtſchaftsbericht zu füllen, die allerletzten.

An Eß- und Trinkwaren blieb in Polen gewöhnlich noch ſoviel übrig, daß ſich die geſammte Dienerſchaft zum Schluſſe des Ganzen, die ungeheuerſten Magen vollends überladen und den Verſtand, bis auf die entfernteſte Spur, vollends hinwegtrinken konnte.

Vom Verwahren und Verſchließen der Ueberbleibſel, die mit Gewalt nicht haben weggeſtopft und verſchlungen werden können, iſt in den großen polniſchen Wirthſchaften keine Rede; und rettet ja der Marſchall etwas, ſo iſt es nicht zum Beſten der Herrſchaft, ſondern zu ſeinem eigenen Genuß und Vortheile.

Die großen maskirten Bälle, die man während des Karnevals zu geben pflegte, kamen den erwähnten Feſten ſehr nahe und waren oft, der Perſonenzahl nach, ungleich ſtärker. Gewöhnlich ging eine Abendtafel von neunzig bis hundert und zwanzig Gedecken voran, und nach derſelben wurden die Masken eingelaſſen. Für ſolche Bälle, wie für jene Feſte, wurden zwar Billets ausgetheilt, aber aus keiner andern Urſache, als weil doch der Raum nur eine gewiſſe Anzahl Gäſte faſſen konnte. An Knickerey, oder Ausſchließung mancher Stände oder Perſonen, wurde nicht dabei gedacht. Die Koſten ſolcher Geſellſchaften ſtiegen von fünfhundert bis auf zweitauſend Dukaten. Daß dieſe Angabe nicht zu hoch ſey, kann man nach dem einzigen Umſtande berechnen, daß ſelbſt in den einfachſten nichts als Champagner und Burgunder zum Getränk gegeben wird.

Außer dieſen zufälligen, wurden in mehreren großen und mittlern Häuſern, ſtehende Geſellſchaften an beſtimmten Tagen gegeben. Eine der zahlreichſten und glänzendſten dieſer Art war Sonntags bei der Schweſter des Königs, Madame de Cracovie. An dieſem Tage pflegt er ſchon ſeit Jahren des Mittags bei ihr zu ſpeiſen. Nach der Tafel, von vier Uhr an, füllten ſich die Säle mit allem, was Warſchau Großes, Reiches und Schönes an Einheimiſchen und Fremden in ſich faßte, um dem König die Kour zu machen. Um ſieben Uhr fuhr er gewöhnlich nach dem Schloſſe zurück und die Geſellſchaft zerſtreuete ſich zu andern Vergnügungen.

Der Reichstagsmarſchall Malachowski gab Dienſtags eine große Geſellſchaft, die nicht minder zahlreich und prächtig war, als die bei der Schweſter des Königs. Koncert, Spiel, Konverſation, zuweilen Tanz, waren die Unterhaltung in derſelben. Niemand wurde dazu eingeladen, ſie ſtand jedermann, der nur anſtändig gekleidet war, ohne Ausnahme, offen. Doch wurde es denen, die zum Abendeſſen bleiben ſollten, angezeigt.

Bey dem Primas war Freytags „Coſetta,“ eine offene Geſellſchaft, die nur im Namen von den gewöhnlichen verſchieden war. Sie nahm um ſieben Uhr ihren Anfang und dauerte bis um neun Uhr. Das große und feine Publikum von Warſchau fand man hier immer ſehr vollſtändig beyſammen. Die Unterhaltung war die gewöhnliche. Zum Abendeſſen wurde niemand behalten.

Der Reichstagsmarſchall Sapieha, der Kronmarſchall Mniczech, der Feldherr Oginski, die Fürſtin Radzivil, der Fürſt Czartoryski, der Marſchall Radczinski und mehrere andre Häuſer, ſorgten, daß die übrigen Wochentage oft doppelt und dreyfach beſezt waren; und ſo durchlief man den ganzen Cirkel von Zeitvertreib und Beluſtigungen, welche die große Welt für ſich erfunden hat, und die, troß ihrer Mannichfaltigkeit, einer öftern Wiederholung und mithin dem Ueberdruſſe ſehr unterworfen ſind.

Die kleinern Geſellſchaften waren in Warſchau, bey der dort üblichen Gaſtfreyheit, überaus zahlreich und angenehm. Man fand mehrere größere und mittlere Häuſer, die theils offene Mittagstafel gaben, theils beſtändig für einige Perſonen mehr, als die Familie enthielt, anrichten ließen. Man brauchte nur zu wiſſen, ob Dieſer oder Jener zu Hauſe äße, um, zur geſetzten Zeit bey ihm vorzufahren und an ſeinem Tiſche Platz zu nehmen. Ausnahmen machte man, wenn man wußte, daß gerade eine gebetene Geſellſchaft bey ihm war. Man mußte ihm übrigens bekannt ſeyn, wenn auch keine genaue Freundſchaft ſtatt fand; oder man konnte ihm auch ganz unbekannt ſeyn, wenn nur ein guter Freund von ihm das Geſchäft des Einführers vertrat. Dieſe Einrichtung war nicht nur in adelichen Häuſern, ſondern auch in mehreren bürgerlichen. Die Wechsler, Tepper und Kabrit, hatten meiſt alle Wochentage offenen Tiſch und man kam nie dahin, ohne ſehr bedeutende Perſonen vom hohen Adel an demſelben zu finden. Der König ſelbſt ſpeiſ'te nicht ſelten bey ihnen, noch häufiger aber bey dem Wechsler Blank, mit dem er vorzüglich Geſchäfte hatte. Einige Kaufmannshäuſer unterhielten für ihre bürgerlichen Bekanntſchaften, nach eben dem Fuße, einige Gedecke.

Muſik, Tanz, Spiel und Galanterie waren die vorzüglichſten Beluſtigungen aller warſchauiſchen Geſellſchaften. Die höhern Klaſſen beſonders liebten die Muſik und ſie gehörte bey ihnen zur Erziehung. Man fand manche angenehme Stimme unter den Weibern und Männern, und manche der letztern ſpielten

ſpielten das eine oder andre Inſtrument gut. Aber etwas außerordentliches erinnre ich mich nicht gehört zu haben, vielleicht bloß aus dem Grunde, daß der polniſche Charakter zu unſtät und die Lebensart zu ſtürmiſch iſt, als daß man Geduld und Zeit behalten ſollte, irgend ein Talent bis zur Vollkommenheit auszubilden. Doch weiß man, was man an Anlagen beſitzt, durch eine ganz eigenthümliche Anmuth und Leichtigkeit herauszuheben, die faſt immer von einem vortheilhaften Körper, den Natur und Kunſt zu gleichen Theilen ausgearbeitet haben, unterſtützt werden. So gab es kein reizvolleres Gemälde, als die verwittwete Fürſtin Radziwil mit ihren vier Kindern bey einer Muſik. Sie ſelbſt iſt noch eine ſchöne Frau, über deren Züge Sanftmuth und Zärtlichkeit verbreitet ſind. Ihre beyden Söhne, wohlgebildete junge Männer; ihre Töchter, Prinzeſſin Chriſtine von ſechszehn, Prinzeſſin Angelia von vierzehn Jahren, beyde in einer verſchiedenen Gattung reizend, hatten die Muſik zu ihrer Lieblingsbeſchäftigung gemacht, und trieben ſie unter dem Vorſitze und der Aufmunterung der Mutter. Es war ein höchſt angenehmer Genuß, die Mutter bald ein Terzett mit ihren beyden Söhnen, bald ein anderes mit ihren beyden Töchtern ſingen zu hören, um ſo angenehmer, da ſich das Auge zugleich an dem Schauſpiele der innigſten mütterlichen und kindlichen Liebe, das einem in Warſchau nicht oft geboten wird, weiden konnte. In den Geſellſchaften, worin ſich dieſe ſeltene Mutter befand und hören ließ, fehlte es immer noch nicht an Männerherzen, auf die ihre Stimme und ihr Weſen bedeutender, als auf alle übrige Zuhörer, wirkte.

Der Tanz, die Seele der polniſchen Geſellſchaften, wurde mit einer Anmuth und Leichtigkeit, aber auch mit einer Koketterie, und zum Theil, mit einer Wildheit behandelt, die man nirgend in einem gleichen Grade findet. Vorzüglich angenehm führte man die beyden Nationaltänze, die Polonoiſe und die Maſurka, aus, beyde ihrer Natur nach ganz entgegengeſetzt, aber beyde der höchſten Ausbildung durch Kunſt und körperlichen Bau fähig. Die Polonoiſe iſt der Triumph ſchön gewachſener Perſonen, die Feinheit in ihre Bewegungen, Adel in ihren Anſtand, Feſtigkeit und Geſchmeidigkeit in ihren Gang zu legen, und ihre Züge mit Frohſinn und dem feinſten Ausdrucke geſelliger Achtung zu beleben wiſſen. Dieſe Bedingungen ſind nicht erdacht, ſondern wirklich von dem Beyſpiele der beſten Polonoiſen-Tänzer, die ich geſehen habe, abgezogen. Noch eine möchte ich hinzufügen, die, daß dieſer Tanz nie anders, als in der langen, völligen Nationaltracht von den Männern, und in der leichten, ſchwebenden, von der Luſt getragenen, Taratatka, von den Weibern getanzt würde. Das kurze franzöſiſche Kleid paßt eben ſo wenig zu dem langſamen, prächtigen Charakter des Tanzes, als das knappe, nach der Soubrette ſchmeckende Karako, oder jeder andre kurze korſettartige Anzug. Deſto reizender ſteht letzterer zur Maſurka bey den Weibern, und die Kurtka und Charivari bey den Männern. Der leichte, hüpfende Charakter dieſes Tanzes, der den Körper in ſo mannigfachen, kurzen, ſchnellabwechſelnden Bewegungen und Verſchränkungen ſich zu zeigen, und auch den Armen ein ungezwungenes Spiel erlaubt, der von dem Auge Feuer und Leben, Zärtlichkeit und Wolluſt fordert und dem Kopfe gebietet, der Leidenſchaft gemäß, ſich zu erheben, oder ſanft auf die Schulter zu neigen, oder über die Bruſt herabzuſenken: dieſer Tanz bedarf der höchſten Einfalt, Leichtigkeit und Zartheit im Anzuge, damit das Spiel der Umriſſe weder verhindert noch bedeckt werde. Auch dieſe Vorſchriften ſind von einem wirklichen Tänzerpaar abgenommen, das nicht leicht ein anderes in Vollkommenheit erreichen noch weniger übertreffen wird. Es war der Prinz Joſeph Poniatowski und

Julie Potocki, die Gemalin des oben erwähnten Johann Potocki.

Prinz Joſeph iſt eine der vollkommenſten männlichen Figuren, die man ſehen kann. Sein Fuß, wie ſein ganzes Bein, iſt fein und voll, ganz ohne Tadel, und das lange Beinkleid ſchließt ſich, ohne Grube und Fältchen in einem Guß, daran. Die Kurtka legt ſich eng an einen feinen, geſchweiften Wuchs, ruhet mit den Schößen auf zwey vollen Hüften, und iſt über einer gewölbten Bruſt feſt zugeknöpft. Seine Züge haben viel männlichen Ausdruck, und ein paar große ſchwarze Augen verbreiteten ein Feuer über ſie, das, die letzte Zeit, mehr für den Krieg, als für die Liebe zu brennen ſchien.

Julie Potocki war die Grazie ſelbſt. Wenn ihr kleiner, netter Fuß den rundlichen, claſſiſchen Körper, in der Maſurka, ſchwebend umhertrug, und kaum die Erde zu berühren ſchien; wenn ſie aus den Armen des einen Mannes in die Arme des andern hinüberflog, von dieſem geführt, von jenem geſchwenkt wurde; wenn ſie endlich in die Arme ihres eigentlichen Tänzers zurückſchwebte, der ſie mit ſtürmiſcher Eil auffaßte und ſich mit ihr herumwirbelte, während ihr Kopf ſich läßig und wie in Erſchöpfung nach der Schulter neigte, oder ihr anmuthsvolles Geſicht ſich mit wollüſtiger Grazie, über die noch ein Flor von Sittſamkeit ſchwamm, auf den Buſen ſenkte, oder ihr Auge ſich plötzlich mit dem Ausdrucke der ſiegenden Leidenſchaft in das Auge ihres Tänzers ergoß — ſo ſtanden die Männer in Gruppen, kaum athmend, die ganze Lebenskraft im Auge, umher, ſprachen bloß mit den Blicken, die ſie von ihr abmüßigen konnten, über ſo viel Reize zu einander, und hier und da preßte ſich aus einer übervollen Bruſt ein: grand Dieu! que Julie est belle! laut oder leiſe hervor.

An dem maſuriſchen Tanze, wie er in Warſchau gegeben wird, habe ich übrigens nur dieß auszuſetzen, daß man ihn mit Figuren überladet, und daß er mithin zu lange dauert, als daß Tänzer und Tänzerinnen die dazu nöthige Friſchigkeit bis ans Ende unterhalten könnten.

In der Mennet und im Engliſchen Tanze zeichnen ſich die warſchauer Tänzer nicht aus, weil ſie beyde nicht lieben; aber die wunderlichen Karrikaturen des Koſakiſchen geben ſie mit großer Leichtigkeit und Verwegenheit an. Am liebſten habe ich ihn von Kindern tanzen ſehen. Dieſe werden überhaupt ſehr früh im Tanze unterrichtet. Von den Kinderbällen, die für dieſe, meiſt immer reizenden Kreaturen, entſcheidend werden, ſpreche ich weiter unten an einem paßlichern Orte.

Galanterie und Spiel, beyde auf einen ſehr hohen Grad getrieben, ſind zwey andere [illegible] Triebfeder der polniſchen Geſellſchaft und Geſelligkeit. Einige Bemerkungen darüber ſetze ich ebenfalls für einen andern Platz zurück.

Die kleinen freundſchaftlichen Geſellſchaften, die ſich des Abends ohne Zwang und Putz häufig zuſammen zu finden pflegten, waren unſtreitig die reizendſten unter allen in Warſchau. Anhänglichkeit, Freundſchaft und Liebe ordneten ſie gewöhnlich an und beſeelten ſie. Es waren mäßige Cirkel, deren Mitglieder wechſelſeitig einander, ihren Herzensbedürfniſſen nach, kannten, einander hierin nichts verhehlten, einander trugen, einander Einſeitigkeit und Auszeichnung verziehen, ſich bald in Paare zerſtückelten, bald zu kleinen Spielen, bald am Flügel, wieder ſammelten. Frohſinn und Ungezwungenheit waren ihr Band, ſanftere Gefühle ihre Nahrung, witzige Unterhaltung die Lückenbüßerin. In dieſen ergoß ſich die ganze Liebenswürdigkeit der Nation[illegible] und Ehrſucht, Eitelkeit, lärmender, unmäßiger Genuß, und Unterhandlungsſucht, verhüllen hier nicht länger ihr glückliches Naturell [illegible]

Die Trägheit und lange Weile, die anderwärts die große Welt für ihre Unmäßigkeit in Vergnügungen beſtraft, bemerkt man in Warſchau weniger. Die natürliche, höchſt ungezwungene Art, wie man hier in der Geſellſchaft kommt und geht, einander anredet, unterhält und verläßt, ſeine Meinung ſagt, ſeine Talente zur Unterhaltung geltend macht, hat ungemeinen Reiz. Man ſpricht in jeder Sprache, die man verſteht; man ſpricht (und es iſt nicht zu verkennen, daß Eitelkeit dabey zum Grunde liegt) alle Sprachen, die man verſteht, in einer einzigen Unterhaltung, beſonders polniſch, franzöſiſch, italieniſch, deutſch. Bis auf den Spanier und Türken, finden Fremde hier Perſonen, die ihre Sprache reden; und wenn ſich jene hierin über etwas zu beklagen haben, ſo iſt es über den Umſtand, daß die Polen, mit denen ſie in Konverſation begriffen ſind, unter einander polniſch das Geſpräch weiter führen, wenn ſie auch die Sprache des Fremden wiſſen; und daß ſie eben ſo oft, wenn z. B. der ganze Cirkel franzöſiſch verſteht, den Italiener, den Deutſchen, den Spanier, in ſeiner Mutterſprache anreden, ihn durch dieſen ihm lieben Ton verleiten, eben ſo zu antworten und dadurch das Geſpräch wie zerhacken und für Andre unverſtändlich machen, die nicht alle dieſe Sprachen verſtehen.

Man iſt, im Ganzen genommen, hier ſehr höflich gegen einander, aber nicht auf eine gezierte und pedantiſche Art, und meiſt nur immer in den erſten Augenblicken der Anrede und den lezten des Abſchiedes, beſonders aber gegen Leute, die man braucht, oder einmal zu brauchen denkt. Andre, die man nicht braucht, behandelt man mit der Achtung, die man ſelbſt fordert, das heißt, ganz auf gleich und gleich. Die kleinſtädtiſchen Rückſichten auf den obern und untern Platz, die Schüchternheit im Widerſpruche, das furchtſame Erwarten, ob ein Größerer einen anreden werde, das Zurückdrücken von Gruppen, die einem nicht bekannt ſind, das erbärmliche Warten auf einen Gruß, das ängſtliche Studium, einem jeden ſeinen Titel zu geben, das kindiſche Mildern des natürlichen Lautes der Stimme, das Zurückhalten eines witzigen Einfalles, aus Furcht irgend jemand damit anzuſtechen, das matte, unterwürfige, überfeine Benehmen gegen die Weiber, und tauſend andre Dinge, welche manche kleine große Welt in Deutſchland quälen; von allen dieſen findet man in den warſchauiſchen Geſellſchaften keine Spur, ſondern man ſpricht und lacht, wie man ſich gewöhnt hat, man behauptet, wovon man überzeugt iſt, man widerſpricht, wenn man anders denkt, man freuet ſich laut über frohe Dinge, man macht ſich ſo viel man kann, man ſchämt ſich nicht, der Erſte bey Tiſche, der Durſtige beym Glaſe, der Verliebte beym ſchönen, der Eiferſüchtige beym treuloſen Weibe zu ſeyn; mit einem Worte: man giebt ſich wie man iſt, und verſperrt dadurch jedem Zwange die Thüre.

Daß dieſe Natürlichkeit zuweilen in ein Benehmen ausarte, welches mit den Begriffen, die man anderwärts von Wohlſtand hat, ſchief zuſammenläuft, iſt zu erwarten. Wenn man den unglücklichen Spieler zuweilen derb auf den Tiſch ſchlagen und kräftig fluchen hört; wenn man einen ſtattlichen Mann, bey Stern und Orden mit einer etwas zu ſtarken Ladung von Wein, auf ſchlotternden Füßen herumſchwanken ſieht; wenn ein etwas zu ſtarker Eſſer, mit der Serviette vor dem Munde, übereilt vom Tiſch aufſpringt und zur nächſten Thür hinausfährt; wenn eine Tänzerin ihrem Tänzer ein wenig zu lebhaft in den Arm fliegt, und ſein Auge ein wenig zu ausdrucksvoll auf Schönheiten verweilt, oder ſein Arm oder Kopf ſich zu innig an andere lehnt; wenn ein paar erhitzte Staatskenner oder Vaterlandsfreunde, unter einem ſtarken Wortwechſel, auf ihre Säbel ſchlagen: ſo ſind dieß freylich Dinge, die anderwärts feine Geſellſchaften empören, ſogar zerreißen könnten, und nicht ganz ohne Unrecht; aber hier bemerkt man es kaum, oder beurtheilt es mit großer Gelindigkeit und mit der Billigkeit, die das Gefühl erweckt, daß man, bey ſeinem eigenen lebhaften Charakter, vielleicht heute noch, oder wohl morgen, einer ähnlichen Nachſicht bedürfen werde.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Reiſe eines Liefländers

von

Riga nach Warſchau,

durch Südpreuſſen, über Breslau, Dreſden,
Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg,
München, Salzburg, Linz, Wien
und Klagenfurt,
nach Botzen in Tyrol.

Zweyter Theil.

Berlin, 1795.
bei Friedrich Vieweg dem ältern.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Reiſe eines Liefländers
von
Riga nach Warſchau,
durch Südpreußen, über Breslau, Dresden,
Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg,
München, Salzburg, Linz, Wien
und Klagenfurt,
nach Botzen in Tyrol.

Drittes Heft

Enthaltend
die Reiſe durch Lithauen,
und eine Schilderung von Warſchau, nebſt Anekdoten
aus der Geſchichte des Konſtitutions-Reichstages,
mit den Bildniſſen der vornehmſten Theilhaber
begleitet.

Berlin, 1795.
bei Friedrich Vieweg dem ältern.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Fünfter Abſchnitt.

Warſchau.

Fortgeſetzte Erläuterungen der Schilderung eines großen polniſchen Hauſes. Schauſpiele. Spiel. Kurze Laufbahn eines jungen Edelmannes in Warſchau. Spielſucht unter allen Ständen. Spazierfahrten. Mode der Kabriolette. Prinz Joſeph Poniatowski, Mirosdurski und Koſciuſko in Einem Kabriolet. Wetteifer der ſchönen Weiber mit ihnen. Schlittenfahrten. Redouten. Pickenicke. Hetze. Badehäuſer. Der Krebsmäſter. Orgien. Barbarey, an einem öffentlichen Mädchen verübt. Muthwillige Köpfgeſellſchaft. Oeffentliche Mädchen nach ihren Klaſſen. Verkehr mit ihnen. Charakter der erſten Klaſſe. Zwey merkwürdige Züge. Spaziergänge und Luſtörter in und um Warſchau. Der Sächſiſche, Kraſinskiſche und Poniatowskiſche Garten. Alleen vor Ujazdow und Belvedere. Lazienka. Mokatow. Willanow. Mariemont. Wola. Powonsk. Jablonna.

Ich hole noch einige Unterhaltungen nach, welche der großen Welt in Warſchau mehr oder weniger nothwendig geworden ſind.

Das Schauſpiel füllt bey ihr wöchentlich einige Stunden aus. Ich ſage: wöchentlich, weil es, wegen des Gedränges anderer Vergnügungen, nicht täglich von ihr beſucht werden kann. Als Sammelplatz der Societät wird es benutzt, wie anderwärts: zum Sehen, zum Geſehenwerden und zu Beſtellungen von der jungen und mitteljährigen Welt, zum wirklichen Zeitvertreib und Genuß, und nebenher zum Beobachten und Beurtheilen, von der alten. Jene ſehen es faſt nur als die Gelegenheit an, ihre und ihrer Modenhändlerinnen Kunſt in Erhöhung und Verbeſſerung der Natur, zu zeigen, und als einen Standpunkt, der durch Nähe oder Entfernung, durch Höhe oder Tiefe, durch Licht oder Dunkel, ſehr geſchickt wird, zu blenden oder zu rühren, Sehnſucht oder Neugier zu erwecken, und dem

Auge zu verſprechen, oder wirklich zu gewähren.

In der That man konnte, wenn in dem ſchon oben beſtimmten Zeitraume, bey ſeyerlichen Gelegenheiten, politiſch bedeutende Schauſpiele gegeben wurden, nichts reizvolleres ſehen, als die erſte und zweyte Reihe der Logen im Theater. Es geſchah dem Könige und ſeinen Freunden zu gefallen, wenn man recht zahlreich erſchien; dem Tage zu gefallen, wenn man recht prächtig, und ſeinen Reizen und ſeinen Liebhabern zu gefallen, wenn man recht geſchmackvoll und verführeriſch erſchien. Ich ſpreche, wie man ſieht, von den Weibern; von Weibern, die an ſich zu den ſchönſten, üppigſten und geſchmackvollſten in der Welt gehören, und die, an ſolchen Abenden, von tauſend Wachskerzen angeflammt, dreyfach blendeten und bezauberten. Die Geſchäftigkeit der Männer, die in ihrem glänzendſten Anzuge, in ſilberſtarrenden Kurtken, oder mit goldſchweren Päſſen, oder mit brillantenen

Degengefäßen und Schnallen, mehr wie betäubt und trunken, als frey und heiter, von Loge zu Loge trippelten und ſich tiefer bückten und noch lauter und wortreicher waren, als ſonſt: dieſe Erſcheinung zeigte, daß die Feen in den Logen mit ihrem Einfluß auf das Parterre zufrieden ſeyn konnten und daß ihr Zweck erreicht war, wenn ſie ſich, und nicht das Schauſpiel und die Schauſpieler, zur Hauptſache in dem von Menſchen ſtarrenden Hauſe machen wollten. Kam dann eine politiſch-anwendbare Stelle im Stücke vor, und eine dieſer Zauberinnen ſtreckte ein paar runde Hände über den Rand der Loge heraus und ſchlug ſie ſanft patſchend zuſammen: ſo war die patriotiſche Trunkenheit, die durch jene — Stelle erweckt wurde, vollends allgemein und ſtürmend, und tauſend Hände fuhren wild und hohl zuſammen, während eben ſo viele Stimmen „bravo“ und „fora“ mehr brüllten, als riefen. Es gab ein Geräuſch, das ſich nur derjenige denken kann, der die ältern Franzoſen eine ſchmeichelhafte Stelle für ihren König, und die neuern die erſte republikaniſche Tirade hat herſagen hören.

Die vornehmen Polen und Polinnen haben ſelbſt eine trefliche Anlage zur Schauſpielkunſt, die ſie von jeher auf geſellſchaftlichen Bühnen mit Glück zeigten und ausbildeten. Doch waren letztere ehedem mehr Mode, als jetzt, und man fand in vielen Pallåſten in Warſchau kleine, gut eingerichtete Theater, auf welchen theils freundſchaftliche Cirkel, theils Familien unter einander, Schauſpiele und Operetten, meiſt franzöſiſche, gaben. Während meines erſten Aufenthalts in Warſchau, ſah ich nur Eine Vorſtellung dieſer Art bey dem Grafen Thomatis. Die Schauſpieler und Schauſpielerinnen waren in allen Stücken ſchon der Neid und das Muſter der feinen Welt, und wurden es auch in dieſem. Was man an Leichtigkeit, Anſtand und Feinheit in der Darſtellung, an Geſchmack in der Kleidung, und an Reinheit und Richtigkeit in der Ausſprache nur fordern kann, leiſtete dieſe elegante kleine Geſellſchaft. Es war eines von den niedlichen Stücken des Favart, das man gab, deſſen Titel mir aber entfallen iſt. Die Bühne ſelbſt war ſehr geſchmackvoll verziert und vortreflich bedient, und des Grafen werth, der mehrere Jahre hindurch Unternehmer des hieſigen Schauſpiels war, eh' er zu ſeiner gegenwärtigen Lage, die er großentheils der Gutmüthigkeit des Königs zu danken hat, hinauf ſtieg.

Ueber den Zuſtand der Schauſpielkunſt ſelbſt, mache ich weiter unten einige Anmerkungen.

Das Spiel iſt der hieſigen feinen Welt ſo ſehr Bedürfniß, als irgend einer andern, und vielleicht hängt man nirgendwo demſelben mit ſoviel Begierde, Leichtſinn und Verſchwendung nach; und es iſt eine Urſach mehr von den zerrütteten Vermögensumſtänden vieler großen Häuſer. Außer den überall gewöhnlichen Geſellſchaftsſpielen, ſind alle nur bekannte Zufallsſpiele hier gäng' und gebe. Jene werden mit ungewöhnlichen Einſätzen getrieben, und dieſe, beſonders wenn der Wein dazu kömmt, mit wahrer Wildheit. In gemiſchten Geſellſchaften bilden ſich oft kleinere Cirkel von Frauenzimmern und Kindern, die ein Pharo zur Seele ihrer Unterhaltung machen; und es iſt nichts ungewöhnliches, daß ſelbſt unter dieſen, Dutzende von Dukaten verloren werden. Oft macht die Frau vom Hauſe Bank für ihre Geſellſchaft, oft einer von den Gäſten, oft mehrere, und es fällt hier nicht als unanſtändig auf. Daß ſolche Bänke ganz eigentlich dazu beſtimmt wären, die Gäſte, und beſonders die Unerfahrnen oder Fremden unter ihnen, zu plündern, was ehedem oft in manchem ſtattlichen Hauſe zu Paris geſchah, dieß habe ich nie bemerkt, auch nie etwas davon gehört; daß aber, wenn auch alles richtig zugeht, Alt und Jung ſich dadurch zu Grunde richten kann, verſteht ſich von ſelbſt.

Zu Anfang des Jahres 1792, erſchien ein junger Edelmann, von einem ſtillen und beſcheidenen Weſen, in Warſchau. Er kam täglich in den weißen Adler zu Tiſche, und fiel mir dort wegen eben dieſes, einem jungen Polen ungewöhnlichen, ſanften Weſens auf. In den erſten Tagen trug er ſich polniſch; die Farbe ſeines Kleides war unſcheinbar; ſein Paß nicht prächtig; ſein Säbel, nach älterer Sitte, klein und ſchwarz. Er miſchte ſich wenig in die Unterhaltung, und forderte, was er brauchte, von den Kredenzern (ſo nennt man hier die Kellner) ohne Geräuſch, und erwartete es ohne Ungeduld. Auch kam er jedesmal zu Fuße. Ich erfuhr, ſein Vater, der ſehr reich ſeyn ſollte, habe ihn nach Warſchau geſchickt, daß er mit der Welt bekannt werden möchte. Gewöhnlich hatte er einen andern jungen Mann, einen Officier von der Artillerie, der jedoch einige Jahre älter war, bey ſich. Ich fand beyde häufig im Reichstagsſaale, wo ſie ſehr aufmerkſam waren, und in einigen öffentlichen Geſellſchaften wieder, wo ſie wenig Bekanntſchaft zu haben ſchienen und ſich immer in einiger Entfernung hielten.

An derſelben Wirthstafel aßen drey andre junge Polen, welche die Munterkeit und der Muthwille ſelbſt waren, viel Bekanntſchaft unter den jüngern Reichsboten hatten, und in den Geſellſchaften mit der vertrauteſten Miene bey den Weibern herumſchwärmten. Dieſe näherten ſich allmählig dem jungen Mann, und er ſelbſt ſchloß ſich mit jedem Tage mehr an ſie; aber ſein Begleiter blieb ſeinem vorigen Benehmen gegen ſie treu, behandelte ſie zurückhaltend und kalt, und nahm ſelten an ihren Geſprächen Theil.

Auf einmal erſchien, an einem Sonntage, der junge Mann, vom Kopfe bis zu den Füßen neu gekleidet, zwar noch in der Nationaltracht, aber nach dem neueſten Schnitte und von der neueſten Farbe. Ein koſtbarer Paß um den Leib, ein ſchöner Säbel mit brillantirtem, ſtählernem Heft an der Seite, und ein paar rothe Stiefeln vom feinſten Saffian, machten den Anzug vollſtändig. Seine drey neuen Freunde hatten ihn ſeit einigen Tagen über ſein altpolniſches Weſen, wie ſie es nannten, geneckt; heute, wo er, ohne Zweifel auf ihre Winke hin, ſehr neumodiſch erſchien, fragten ſie ihn, wie er es denn ſo geſchickt gemacht habe, ſeine neuen Stiefeln von rothem Saffian und ſein neues Kleid nicht zu beflecken, da er doch zu Fuße gekommen ſey? Wo Telemach ſeinen Mentor gelaſſen habe? (Der Artillerieofficier war nicht bey ihm) Wie ſich ſeine Lehrmeiſter befänden? Ob er auch ſeine Aufgaben hübſch eingeſchrieben habe? u. ſ. w. Anſtatt zu lachen, ſchämte er ſich und ward böſe. Einer ſeiner neuen Freunde bot ihm für ſeine Rückkehr nach Hauſe ſeinen Wagen an, und er fügte ſich dieſem Anerbieten mit Freuden. Gegen Abend traf ich ihn bey der Schweſter des Königs. Sein ſonſtiger Begleiter war nicht bey ihm, aber wohl zwey ſeiner neuen Freunde, die ihn ihren Bekannten, jungen Reichsboten und Officieren von der Nationalkavallerie, und einigen berüchtigten, ſchon etwas veralteten, Koketten fleißig vorſtellten.

Einige Tage hindurch kam er nicht zu Tiſche und zwey ſeiner neuen Freunde auch nicht. Von dem dritten vernahmen wir beyläufig, daß er bey Dangel einen ſchönen Wagen, und von einem Staroſten, den er nannte, ein paar köſtliche Pferde gekauft habe. Den andern Tag war ich noch auf meinem Zimmer, als ein neuer Wagen, die Pferde im ſtärkſten Sprunge, über den Hof her ſtürmten. Ein ſtattlicher Kutſcher in neuer Livree auf dem Bocke, ein eben ſo ſtattlicher Bedienter hinter dem Wagen, drey junge Leute darin. Unſer „nouvellement debarqué“ (abermals in einem neuem Anzuge) und zwey ſeiner neuen Freunde, ſprangen heraus.

Der junge Mann war nicht mehr derſelbe. Er hatte ein hochfahrendes, ſtürmiſches Weſen angenommen, mißhandelte die Kredenzer, trank Burgunder aus einem Bierglaſe, ſprach von großen Bekanntſchaften, und als man ihm die

Geſellſchaft bey dem Marſchall Mniczech vorſchlug, um einen Theil des Abends dort hinzubringen, war ſeine erſte Frage: Y a-t-il de jolies femmes? Nach Tiſche ſetzte er ſich, ziemlich betrunken, mit ſeinen Freunden zum L'hombre. Dieſelbe Nacht traf ich ihn auf der Redoute im Radzivilſchen Pallaſt, wo er ein paar bekannten Mädchen die Kour machte. Nach Mitternacht ſtand er bey der Pharobank und ſetzte muthig, ohne das Spiel zu verſtehen.

Den Morgen des folgenden Tages rollte er in einem neuen Whisky, in der Mitte der beyden erwähnten Mädchen, über den Hof von Tlomazk, und einer ſeiner neuen Freunde folgte ihm in einem andern, der auf gleiche Weiſe beſetzt war. Der zweyte und dritte ſprengten zu Pferde hinterdrein.

Sein voriger Begleiter, der Artillerieofficier, aß den Mittag an unſerm Tiſche, und von ihm erfuhren wir, daß ſein Freund in Wola zu eſſen gebe, und daß er ſeinen neuen

Wagen ſamt den jungen Pferden gegen einen alten Whisky, ſamt abgejagten Pferden, mit Nachſchuß einer beträchtlichen Anzahl von Dukaten, vertauſcht habe. Einem unſerer Tiſchgenoſſen, einem verſtändigen Edelmann, ſagte er, mit allen Bewegungen des Unwillens, noch etwas ins Ohr.

Nach etlichen Tagen erſchien der junge Mann abermals in einem neuen Wagen, mit andern Pferden, und er erzählte ſelbſt mit großem Wohlgefallen, daß er ſeinen Whisky an einem andern Wagen, der ihm im Sprunge begegnet, zuſammen gefahren habe. Dieſen Tag hatte er auch ſeine polniſche Kleidung abgelegt und trug ſich franzöſiſch. Er war dadurch in die Klaſſe der ganz neuen Polen getreten, hatte aber ſein ſonſt nicht unvortheilhaftes Aeußere in eine unleidlich-ſteife, geſpannte Puppengeſtalt verwandelt. Kein einziges Kleidungsſtück ſaß, wie es hätte ſitzen ſollen, vom Schuh bis zum Haarbeutel. Dieſer hatte, ſeines kurzen Haares wegen, das er vorher als Pole geſtutzt trug, dicht an den Kopf mehr geklebt als gebunden werden müſſen. Es verſteht ſich, daß man ihn auch mit Ringen, Tabacksdoſen, Spitzen, und mit einem brillantirten Stutzerdegen verſorgt hatte, um die Karrikatur vollſtändig zu machen. Seine Rede war Spiel und Weiber. Mit ſeinem erſten Freunde ſchien er gänzlich entzweyet, und man ſah ſie nicht beyſammen.

Einige Tage darauf bemerkte ich ihn auf der Krakauer Vorſtadt im zweyten Stock eines Hauſes, das ganz zum Vermiethen beſtimmt war. Zwey ſeiner neuen Begleiter ſtanden um ihn. Er ſelbſt zeigte ſich in einem Anzuge und Benehmen, daß man wohl ſehen konnte, er ſey da zu Hauſe. Es fand ſich, auf Erkundigung, auch ſo. Er hatte ſich für neunzig Dukaten monatlich dort eingemiethet.

Ich ſah ihn in ungefähr vierzehn Tagen nicht wieder, denn er kam nicht mehr in den Adler zu Tiſche, auch in keine große anſtändige Geſellſchaft mehr. Es hieß, er habe einen

Koch

Koch angenommen und eſſe zu Hauſe. Seine Freunde und auch ſeine bezeichneten Freundinnen äßen faſt täglich bey ihm.

Endlich ſah ich ihn eines Morgens wieder. Die Fenſter ſeiner Wohnung waren durch Jalouſien dicht verſperrt, bis auf eines. An dieſem ſtand er im Schlafrocke, den Hals dick umwunden, todtenblaß. Ein bekannter geſchickter franzöſiſcher Wundarzt ſtand bey ihm. Auf eine Frage von mir, verſicherten ſeine Freunde, daß er ſehr krank ſey, und gaben auch deutlicher, als es bey Tiſche anſtändig war, zu verſtehen, woran. Einer ließ uns durch ein freches Wortſpiel errathen, daß er zugleich Mangel an Gelde habe.

Ein paar Tage nachher ging ich abermals vor der Wohnung des jungen Mannes vorbey. Ich konnte mich nicht mehr erwehren, einen Blick auf ſeine Fenſter zu werfen. Sie waren abermals verſperrt, bis auf eines. An dieſem lag er, den Kopf auf beyde Hände geſtemmt und ſtarr vor ſich hinſehend. Sein älterer Freund, der Artillerieofficier, lehnte dicht neben ihm, und hatte theilnehmend ſeinen Arm um ihn geſchlungen.

Denſelben Mittag, als die Tiſchgeſellſchaft ſchon verſammelt war, fuhr ein Fiaker vor, und der Artillerieofficier ſprang eilig heraus. So wie er hereintrat, ging er auf die drey erwähnten Geſellſchafter ſeines Freundes zu, und zog ſie ſchnell bey Seite. Nach einigen Worten, die er ihnen ins Ohr ſagte, griffen ſie, ſichtbar verlegen, nach ihren Mützen und Säbeln und gingen, ohne ſich zu empfehlen, ſingend und pfeifend und mit einer gezwungnen Langſamkeit, zur Thür hinaus.

Sie waren kaum weg, ſo fuhr eine beſcheidene Remiſe vor und ein bejahrter Pole, ein ſchöner Mann, mit einem ſehr ſprechenden Geſichte, ſtieg heraus. Er hatte ſeine Mütze in der Hand, und trocknete ſich Stirn und Vorkopf mit einem Schnupftuche. Der Artillerieofficier lief ihm entgegen und führte ihn herein.

Wir ſetzten uns zu Tiſche, und kaum ſaßen wir, ſo wußten wir auch ſchon, wer der fremde Tiſchgenoß war. Er erklärte ſich in franzöſiſcher Sprache ſehr nachdrücklich über die Lebensart in Warſchau, über Leichtſinn und Verführung, und gleich darauf kam die Geſchichte ſeines Sohnes. In der That, er war der Vater unſers jungen Mannes. Dieſer hatte, ſeit den ſechs Wochen ſeines hieſigen Aufenthalts, tauſend Dukaten, die er ihm baar mitgegeben, dreytauſend Dukaten in einem Kreditbrief auf Kabrit, wovon noch tauſend für ihn und die beyden andern tauſend zur Zahlung an einen Geſchäftsfreund beſtimmt geweſen waren, ausgegeben, war noch überdieß funfzehn hundert auf Ehrenwort ſchuldig geblieben und hatte dabey weder die Miethe, noch den Schneider, noch den Kaufmann bezahlt. Am höchſten ſtieg der Unwillen des Mannes, wenn er auf den Gedanken zurück kam, daß der Sohn faſt dieſe ganze Summe verſpielt habe, ohne ſpielen zu können; und ſein Auge funkelte, und ſein Geſicht röthete ſich, als er endlich auf die neuen Freunde ſeines Sohnes kam. Der Artillerieofficier ſah uns dabey an, und wir erriethen nun, warum er jene junge Leute weggeſchaft habe.

Es ging übrigens ohne heftige Auftritte ab. Der Vater nahm nach einigen Tagen ſeinen Sohn wieder mit nach Podlachien. Vorher hatte er noch einen geſchickten Wundarzt für dreyhundert Dukaten auf drey Monat angenommen, der mit auf ſeine Güter reiſete.

Die Spielſucht iſt in Warſchau unter allen Ständen unglaublich tief eingeriſſen. Man ſieht die Thürſteher unter den Thoren der Paläſte, die wartenden Kutſcher auf ihren Böcken, die Bedienten in den Vorzimmern ſpielen, ja, ich habe drey Bettler auf den Stufen der Kreutzkirche ſitzen und ſpielen und zwiſchenher die Kirchengänger anbetteln ſehen. Daher kann man ſich erklären, wie, laut den Verzeichniſſen der Stempelkammer, im Jahre 1781 die Zahl von 22,697 Spielen franzöſiſcher Karten, bloß für den Verbrauch von Warſchau, ſind geſtempelt worden.

Spatzierfahrten an ſchönen Sommer- und Winter-Tagen gehören auch zu den Erholungen der großen Welt in Warſchau. Wer an andern Orten Wagen und Pferde für ſeine Bequemlichkeit hält, fährt auch mit denſelben ſpatzieren; aber hier bedarf es zu dieſem Behufe noch eines eigenen Fuhrwerks und eigner Pferde. Der Prinz Joſeph Poniatowski, den man als vortreflichen Tänzer kennt, iſt ein eben ſo vortreflicher Reiter und Fuhrmann. Er war einer der erſten, der die leichten, offenen, hochhangenden Wagen (in Deutſchland Whisky, hier Kabriolets genannt) in Warſchau zur Mode machte. Anfangs legte er vier Pferde davor, nach der Zeit acht, wovon er jedesmal vier nebeneinander ſpannte, die er ſämtlich vom Wagen herab und ſtehend regierte, was einen überaus maleriſchen Anblick gab, und den Zuſchauer in die Zeiten der alten Wagenrenner zurück verſetzte. Seine

Pferde waren immer die ausgeſuchteſten, voll Feuer, groß und ſtark; aber er wußte ſie meiſterhaft zu behandeln, und dieſe ſtolzen Thiere ſtanden und gingen, ſprangen und ſprengten, wie ſeine Hand und ſeine Zunge es wollte. Man verlor Hören und Sehen, wenn er eine der langen und breiten Straßen herausflog und ſich im Sprunge durch die übrigen Wagen, die ihm begegneten, durchwand. Gewöhnlich hatte er zwey ſeiner Freunde neben ſich, und er ſtand in ihrer Mitte. Wielohurski, ſein Waffenbruder, mit dem er gegen die Türken gefochten hatte, war ſein beſtändiger Begleiter, und nach ihm ſah man ihn am häufigſten mit Kosciusko fahren. Dieſe für die Polen ſo höchſt anziehende Gruppe, konnte, ihre Umgebungen dazu gerechnet, nicht anders, als alle Augen auf ſich ziehen. Aus Bewunderung und Wohlgefallen ward Trieb, ihnen nachzuahmen, und es dauerte nicht vier Wochen, ſo war Warſchau mit Kabrioletten zu drey Perſonen überſchwemmt. Wer nicht reich oder nicht ſtark genug war, acht Pferde zu halten und zu lenken, begnügte ſich mit vieren oder zwey; wem die großen fürchterlich waren, der hielt ſich kleine; genug, man mußte ein Kabriolet haben und es ſelbſt fahren, wenn man auch übrigens dem erſten Muſter nicht gleich kommen konnte.

Die Wagengeſellſchaft der drey berühmten Männer kam beſonders den Weibern ſo ſchön vor, daß ſie nicht verſäumen konnten, ähnliche zu bilden. Sechs der reizendſten Eleganten von Warſchau hatten in kurzer Zeit zwey Whiskys für ſich fertig, und glänzten damit auf allen Straßen. Sie traten ſehr bald in Unterhandlung mit den drey Männern, die ihnen die Aufmerkſamkeit des Publikums immer noch viel zu ſehr an ſich zogen; und, ehe man es ſich verſah, ſtanden dieſe drey Kabriolette in Bündniß, und das eine ließ ſich ohne die beyden andern nicht mehr ſehen. Die Weiber überliſteten dabey den Führer des männlichen Kabriolets ſo ſehr, daß er ſich gefallen ließ, jedesmal hinter den beyden weiblichen zu fahren. So nahmen dieſe, auf eine recht gottloſe Weiſe, die Blüthe der Neugier und Aufmerkſamkeit jedesmal vorweg. Indeſſen iſt gewiß, daß dieſe ſchönen Weiber, mit ihren kleinen tatariſchen Pferden, die ſie ebenfalls, doch nur zu vieren, ſelbſt lenkten, an Schnelligkeit und Verwegenheit dem Prinzen und ſeinen Freunden nichts nachgaben.

Zwar dauerte dieſe Verbindung nur wenig Tage, und ſie ſcheint durch den Umſtand, daß ſechs Weiber, aber nur drey Männer, daran Theil nahmen, eben ſo kräftig untergraben worden zu ſeyn, als durch die natürliche Unbeſtändigkeit und Wechſelſucht der Weiber; indeſſen wirkte das Beyſpiel derſelben fort, und man ſah noch lange drey, vier, ſechs Kabriolette hintereinander, die theils in der Stadt ſpatzieren fuhren, theils Ausflüchte nach den Luſtörtern um Warſchau machten. Um das Mißverhältniß zwiſchen der Zahl der Männer und Weiber nicht wieder ſo merklich zu machen, ward es Mode, daß jedesmal ein Mann zwiſchen zwey Weibern ſaß und ſie fuhr. So war alles mehr in Ordnung und man blieb mehr der Gewohnheit treu, nach welcher hier, auch außerhalb dem Kabriolet, oft zwey Weiber mit einem Manne zufrieden ſcheinen, und Ein Mann mit zwey Weibern zufrieden iſt.

In kurzem war auch das Publikum der Wechsler und Kaufleute mit dieſen Kabrioletten verſehen; aber ihre Weiber verriethen nie ſtärker ihren bürgerlichen Urſprung und ihren Mangel an adelichen Talenten. Sie ließen ſich entweder von ihren Freunden, oder Brüdern und Verwandten, oder gar, gegen alle Sitte, von ihren Kutſchern, die auf dem Sattelpferde ſaßen, herumfahren, und keine wagte, die Zügel ſelbſt in die Hand zu nehmen, wofür ſie auch von Kennern und Kennerinnen argen Spott zu erdulden hatten. Gleich nach dieſer Klaſſe erſchienen auch die Mädchen, die zu keiner Klaſſe gehören, weil ſie für alle paſſen, zu dreyen in den Whiskys, welche die große Welt abgelegt und die Lohnkutſcher zum Vermiethen angekauft hatten. Nun waren ſie nichts außerordentliches mehr, aber ſie blieben zu Spatzierfahrten, wie die gewöhnlichen Wagen zu Beſuchen und Geſchäften, in der Mode.

Im Winter machen die Schlittenfahrten einen andern Zweig des geſellſchaftlichen Verkehrs aus. So wie hier alles auf einen hohen Grad von Pracht getrieben wird, ſo auch dieſe. Die Schlitten ſind nach ſehr mannigfachen, gefälligen oder abenteuerlichen, Formen gebauet, zu einem, zwey und vier Sitzen, meiſt mit reichem Lack überzogen, und mit Zierrathen von Bronze, von Silber, ja von Gold verſehen. Das Geſchmeide, der Putz und die Decken der Pferde, ſind jenen angemeſſen, und ſie ſelbſt ſind gewöhnlich die flüchtigſten aus dem Stalle. Eine Verzierung, die ich hier zum erſtenmal geſehen habe, iſt, daß man an den beyden hintern Pferden zwey längliche Stücke von ſehr lebhaft gefärbtem ſeidnem Zeuge, glatt oder geſtreift, befeſtigt und ſie, zwiſchen ihnen und dem Schlitten, locker ausſpannt. Sie ſchützen die Schlittenfahrer vor den Unrath, den die Pferde mit den Hufen zurück zu werfen pflegen, und geben zugleich den Anblick von Seegeln, die durch die Schnelligkeit, womit man die Luft durchſchneidet, angeſchwellt werden. Da das Ganze des Schlittenfahrens ein wenig auf Tand und Abenteuerlichkeit berechnet iſt, ſo macht dieſer Zuſatz, in dieſem Geiſte genommen, eine ſehr vortheilhafte Wirkung.

Ein andres winterliches Vergnügen iſt die Redoute. Sie fängt hier zu Anfange des Decembers an, dauert bis Faſtnacht, macht ſodann die Faſten hindurch Stillſtand, wird nach Oſtern fortgeſetzt, und währt bis Pfingſten. Sie wird an zwey Orten wöchentlich gegeben. Das eine Lokale begreift die Säle hinter dem Schauſpielhauſe, deren zwey große und zwey kleinere ſind; das andre iſt der Pallaſt Radziwil auf der Krakauer Vorſtadt, und namentlich deſſen erſter Stock, der einen ſehr großen Saal, drey kleinere, und einige Zimmer enthält. Dieß leztre Lokale iſt bey weitem nicht ſo neu, ſo gut verziert und ſo anſtändig, als das erſtere; aber es wird mehr beſucht, weil der Eintritt um einen oder zwey Gulden wohlſeiler und die Maskenfreyheit ausgedehnter iſt.

Man kömmt in die Radziwil'ſche Redoute, wie man geht und ſteht, in Stiefeln und Sporn, in Rock und Jacke, mit oder ohne Larve. Die einzige Spur von Redoutenpolicey iſt, daß man den Säbel abgeben muß, wenn man eintritt. Hunde gehen unangetaſtet mit ihren Herren herein.

Einen Domino oder Tabaro ſieht man hier äußerſt ſelten und nur immer bey Fremden, die noch keine polniſche Redoute beſucht haben, mithin ſich ſo einrichten, wie es an andern Orten erforderlich iſt. Jeder kömmt, wenn nicht etwa Beſtellungen, oder eiferſüchtige Beſchleichungen das Gegentheil erfordern, in ſeinen gewöhnlichen Kleidern, mit offenem Geſicht. Nur Weiber aus der großen Welt, wenn ſie allein, oder wenn ihrer nur zwey oder drey beyſammen ſind, vermummen ſich vom Kopfe bis zu den Füßen, weil ſich doch der Wohlſtand mit dem Gegentheile nicht vertragen würde, da eine große Menge liederlicher Mädchen hier gleichen Weg gehen. Dieſe Bedenklichkeit hört aber auf, wenn ſich ganze Geſellſchaften zuſammen thun und in den Sälen herumziehen, oder ſich auf den Kanapeen und Stühlen lagern; nach dem Grundſatze, daß eine große und feine Geſellſchaft überall ihre Würde mitbringt, und ſich dieſelbe unter den zweydeutigſten erhält. Dieſe Gattung tanzt auch nicht auf den Redouten, ſo wenig als ähnliche in Berlin und Wien. Ueberhaupt tanzen in Warſchau nur die vorletzten Klaſſen und unter dieſen die Handwerksburſche, die zu den feinern gehören, mit ihren Meiſterstöchtern oder mit öffentlichen Mädchen.

Was in ſogenannten Charaktermasken erſcheint, iſt gewöhnlich auch nicht von feiner Abkunft, den Fall ausgenommen, daß man ſich darein ſteckte, um einen geſellſchaftlichen Scherz auszuführen, oder um für irgend eine verliebte Abſicht zu kundſchaften. Man nimmt die allergewöhnlichſten dazu, als Mönche, Strußen, Kutſcher, Koſaken, Teufel, Juden, Fledermäuſe ꝛc. Nur ein einzigesmal iſt mir eine ſatyriſche Maske vorgekommen. Es war ein ungeheurer Stiefel mit Stulpen, ſorgfältig gewichſt und mit Sporn nach Verhältniß verſehen. Dieſer wandelte in den Sälen des Radziwilſchen Pallaſtes umher, war aber, ſeiner Dicke wegen, oft gezwungen, ſtill zu ſtehn, und auszuruhen. Auf der Stulpe ſtand ein wunderlicher Name, der den Verfertiger ſolcher Stiefeln bezeichnete. Kurz vorher waren nämlich die ſteifen Stiefeln mehr als vorher Mode geworden, und eine Menge Leute, die nicht gerade Bereiter oder Stallmeiſter waren, fingen an, ſie zu tragen. Darauf bezog ſich dieſer Scherz, deſſen Ausführung dem Erfinder ſehr ſchwer werden mußte, weil ſich der Stiefel nach einer Weile in eine Ecke ſtellte, und ſeine Seele, die von Schweiß triefte, heraus ließ.

Wenn ſich die Weiber maskiren, ſo ſieht man am häufigſten Jüdinnen, Ruſſinnen, Türkinnen, Bäuerinnen ꝛc., die bald mit mehr, bald mit weniger, Geſchmack und Reichthum angezogen ſind. Das Heer der öffentlichen Mädchen, das beſonders auf der Radziwil'ſchen Redoute zahlreich iſt, kleidet ſich nach eigner Phantaſie, oft ſehr gut, oft höchſt geſchmacklos, und man kann darnach die Klaſſen beſtimmen, in welche ſie einzeln gehören. Uebrigens ſteigt die Zahl der Menſchen, die anweſend ſind, gewöhnlich auf zwey und drey tauſend. Man kann alle mögliche Lebensmittel zum Eſſen, zum Trinken und zum Naſchen haben. Eine Pharobank darf nicht fehlen.

Die Redoute in den Sälen des Schauſpielhauſes iſt anſtändiger, als die Radziwil'-

ſche, aber weniger beſucht. Schmutzige Masken, wie man ſie dort häufig findet, werden hier gar nicht eingelaſſen. Dieſe Redoute behauptet ſich ſo gut in dieſem Tone, daß ſich jeder, der ſie beſuchen will, ſchon von ſelbſt beſcheidet, in einem beſſern Anzuge erſcheinen zu müſſen. Auch hier beſteht das einzige Vergnügen darin, unter dem mannigfaltigſten Gewimmel auf- und abzugehen und ſich weiter zu beluſtigen, wie es die Gelegenheit giebt. Getanzt wird hier ſehr ſelten. Gewöhnlich beſucht man beyde Redouten in Einer Nacht.

So groß die Reihe von Vergnügungen iſt, die ich bisher aufgezählt habe, ſo genügt ſie den Genußjägern in Warſchau doch noch nicht: die ordentlichen werden noch mit außerordentlichen vermehrt. Hieher rechne ich die Picknicke, die, außerhalb Berlin, wohl nirgend ſo häufig ſind, und von ſo mancherley Ständen unternommen werden, als in Warſchau, nur,

nur, wie es ſich von ſelbſt verſteht, mit ungleich mehr Aufwand und Koſten.

Die Pickenicke für die große Welt richtet irgend ein Großer ein, der das Ganze übernimmt. Er beſtimmt den Preis zu zehn, acht, ſechs und vier Dukaten auf die Perſon, und macht dem gemäß ſeine Anſtalten. Er beſorgt dafür die Säle, die Muſik, die Tafel, den Wein und andre Getränke. Im Frühling und Herbſt giebt man dieſe Pickenicke gern außerhalb der Stadt, in Mariemont, Villanow, Wola u. a. a. O.; im Winter in den Sälen hinter dem Schauſpielhauſe, im Radziwillſchen Pallaſt und anderwärts. Jeder, der ein Billet bezahlen kann, nimmt Theil daran, von welcher Abkunft, von welchem Stande er auch ſey. Niemand bekümmert ſich um ſolche Dinge, die man hier bey Vergnügungen für Nebenſachen hält. Dieß iſt ein Grund mit, warum dieſe Geſellſchaften, wie alle übrige in Warſchau, beſtändig ſehr zahlreich und heiter, und zugleich überaus glänzend ſind. Der Tanz iſt Tanzen die Hauptſache für die junge und ſchöne Welt, die Karte für die ältere und häßliche. Letztre bleibt hier um ſo gewiſſer unaufgefordert, da die Mitglieder der Geſellſchaft einander ſelten ſo genau kennen, daß ſie aus Höflichkeit oder Politik etwas für einander thun ſollten. Bloß Reiz und Geſchicklichkeit im Tanze werden hervorgezogen, und man iſt verſucht, die Warſchauer ſchöne Welt für die ſchönſte zu halten, wenn man auf dieſen Pickeniken keine andre, als reizende, trefflich gebildete und erwachſene Perſonen erblickt. Man gehe indeſſen nur in die Nebenzimmer, ſo wird man die Schlacken von dieſem Silber finden.

Warſchau hat mit Wien eine Anſtalt gemein, die eigentlich nur für das rohe Volk beſtimmt iſt, und für dieſes beſtimmt bleiben ſollte, die aber doch auch hier, wie in Wien, von den höhern Klaſſen beſucht wird — ich meyne die Hetze *). Man giebt ſie hier eben-

---

*) Vergl. Berl. Monatsſchrift. Jun. 1792. S. 572. fg.

falls an Sonn- und Feyertagen, wo dasjenige Publikum, auf die ſie berechnet iſt, die meiſte Zeit und das meiſte Geld zu verlieren hat.

Das Hetzamphitheater hat weder den Umfang noch die Höhe des Wieneriſchen, iſt aber in derſelben Form gebauet Es hat eine Gallerie weniger und iſt nicht ſo gut unterhalten als jenes. Die Anzahl der wilden Thiere iſt weder ſo ſtark, noch ſind ihrer ſo viele Arten vorhanden. Der Hetzmeiſter und die Hetzknechte haben weder ſo viel Heldenmuth, noch ſo viel Geſchicklichkeit, ihr Publikum zu beluſtigen, als die Wiener, die übrigens ihre Muſter ſind. Das Erhabene, das in ihrer Kunſt und Beſtimmung liegt, wiſſen ſie nicht gehörig geltend zu machen. Einem wilden Stier entgegen zu gehen, ihn bey den Hörnern zu faſſen, mit ihm zu ringen und ihn endlich zu ermüden; einen biſſigen Wolf aus den Zähnen der Hunde loszumachen und ihn, an die Bruſt gedrückt, nach ſeiner Falle zu tragen; mit dem Raubbären ſolch eine zärtliche Verbindung zu unterhalten, daß er Naſe und Hände leckt, die er eben ſo gut wegreißen könnte: dieſe und ähnliche Heldenthaten, die dem Wiener Hetzmeiſter zum Kinderſpiel geworden ſind, bleiben für den Warſchauer noch unerreichbar, und man ſieht daraus, daß er ſich nicht einbilden darf, die Liebhaber zu befriedigen. Das größeſte Kunſt- und Wagſtück, welches ich in Geſellſchaft einiger Bekannten von ihm geſehen habe, war, daß er, auf einem ziemlich matten Stiere reitend, in das Amphitheater hereinkam und den Stier und ſich zugleich von ſechs oder acht Hunden fangen ließ. Der Pöbel beklatſchte dieß freylich, aber bey uns feinern Kennern konnte er es nicht höher als zu einem mitleidigen Achſelzucken bringen. Seine Wolfs- und Bärenhetzen raubten uns vollends alle Geduld; und ein junger Officier aus Wien konnte ſeinen edlen Unwillen ſo wenig bergen, daß er ihn förmlich auspfiff und auspochte. Es war gerade am Namenstage des Königs, und am Jahrstage der neuen

Konſtitution den 3ten May 1791, an welchem man dieſe, für beyde ſehr beleidigende, gemeine Hetze gab, auf welcher nicht einmal ein elender dürrer Wolf zerriſſen wurde. In Wien feyert man ſolche Tage ganz anders, erzählte uns der junge Mann mit Feuer: dort hatte er an einem Namenstage geſehen, daß zehn Hunde einen eilften zerriſſen; daß die Löwin einen, rund herum mit Katzen behängten, Eſel auf Einen Schlag mit der Tatze das Kreuz zerbrochen, ſo daß Hinter- und Vordertheil, nur noch mittelſt der Haut zuſammenhangend, einander entgegengefallen wären; daß der Raubbär ein Böckchen aus heiler Haut, trotz Schwärmern und Granaten, weggefreſſen; und daß wenigſtens ein paar Dutzend Stier- und Bären-Ohren im Amphitheater, wie geſäet, herum gelegen hätten. — Wir hörten ſeiner Erzählung mit möglichſter Theilnehmung zu, und unſre Bewundrung der Wiener Hetze fiel als tiefe Verachtung auf die Warſchauer zurück. B. K. W.

Uebrigens hat der König in dieſem Hetzamphitheater eine Loge, wie in der Wiener der Kaiſer auch. Er beſucht es aber ſelten oder nie. Auf beyden Seiten neben der ſeinigen, ſind andre Logen, die zuweilen aus den höhern Ständen beſetzt werden. Dieſe kommen in die Hetze, wie ſie überall hinkommen, um ein paar Stunden zu tödten, nicht, weil ſie Geſchmack daran fänden. Die große Welt weiß an Sonn- und Feyertagen am wenigſten, was ſie mit ihrer Zeit anfangen ſoll, da es einmal üblich iſt, daß an ſolchen Tagen ſeltener Feſte und Geſellſchaften gegeben werden; die Stunden von vier bis ſechs des Nachmittags, in welche die Hetze fällt, ſind an ſich ſchon zu unbequem, um mit einer Luſtbarkeit ausgefüllt zu werden; überdieß iſt es Sitte, dahin zu fahren, wo man Geſellſchaft findet, und man kömmt bloß dieſer zu gefallen, und nutzt das übrige nur als die Gelegenheit dazu. Dieſe Umſtände muß man erwägen, um ſich zu erklären, wie in Warſchau, und wie in

Wien feinere und gebildetere Leute die Hetze beſuchen und ſich bey dieſem rohen, und, troz aller Grauſamkeit, erbärmlichen Schauſpiele zu Stunden verweilen können. Es iſt in der That ungerecht, daraus zu folgern, es fehle dieſen Klaſſen in beyden Städten ſo ſehr an Geſchmack und Gefühl, daß ſie wirklich Gefallen an dieſen blutigen Raufereyen fänden, und mir däucht, die wohlwollenden Männer, die ſich beſonders über die Wiener Hetze ſo nachdrücklich erklärt haben, ſind bey ihren Schlüſſen zu übereilt geweſen. Es ſcheint freylich in dem menſchlichen Herzen an ſich ſchon ein Hang zu liegen, Kämpfe auf Tod und Leben, ſo wie Hinrichtungen und Beſtrafungen, gern anzuſehen; aber bey einer genauern Unterſuchung würde man, meyne ich, finden, daß Neugier, Nachahmungsſucht, Hang ſich zu zeigen, oder Leute zu ſehen, und hundert andre geſellſchaftliche Antriebe wenigſtens zur Hälfte dazu beytragen, daß bey ſolchen Gelegenheiten die Fenſter und Gerüſte von Perſonen jedes Standes und Geſchlechts ſo dicht beſetzt erſcheinen. Als vor einigen Jahren ein Mordbrenner in Berlin verbrannt, und in Wien der Dieb und Mörder Zahlheim mit glühenden Zangen gezwickt wurde, war an beyden Orten die Zuſchauerſchaft ſehr zahlreich, ſehr glänzend; aber wer hätte darum die Berliner und Wiener eines Wohlgefallens an grauſamen Hinrichtungen bezüchtigen wollen?

Uebrigens wird die Warſchauer Hetze bey weitem nicht ſo häufig beſucht, als die Wiener. Zwar iſt die Volksmenge von Warſchau um mehr als zwey Drittel geringer, wie die Wiener, aber das Amphitheater faßt auch kaum halb ſo viel Zuſchauer, als das Wieneriſche und iſt, nach Verhältniß, gewöhnlich nicht halb ſo ſtark beſetzt, als dieſes. Der Stamm der Zuſchauer iſt hier übrigens derſelbe, wie dort. Die rauhern Handwerker, als Fleiſcher, Schmiede u. dergl. vermengt mit Soldaten, Mönchen, Stallmeiſtern, Jägern, jungen, wilden Leuten beſſern Standes, und Dirnen, ſind eigentlich diejenigen, die am meiſten Geſchmack an der Hetze finden, und Hunde, Wölfe, Bären, Stiere, Hetzmeiſter und Hetzknechte durch einander, am herzlichſten beklatſchen.

Warſchau hat auch öffentliche Badehäuſer, an welchen es mancher großen Hauptſtadt in Deutſchland noch mangelt. Das eine iſt nahe an der Weichſel befindlich und fällt gut in die Augen. Es beſteht aus einem hohen Erdgeſchoß, das in einzelne Kabinetter abgetheilt iſt, worin ſich Eine Badewanne, oder auch ihrer zwey befinden. Durch alle laufen Röhren, eine mit kaltem, die andre mit warmem Waſſer. Die Wannen ſind zwar nur von Holz, werden aber ſauber gehalten. Das Bad koſtet vier polniſche Gulden, wofür man auch das nöthige Badelinnen erhält. Ein Kanapé, auf welchem man ſich nach dem Bade erholen kann, ſteht in jedem Zimmer. Beyde Geſchlechter baden häufig hier, und man iſt (was ich wohl kaum zu bemerken brauche) ſo gewiſſenhaft nicht, Aufhebens zu machen, wenn Perſonen zweyerley Geſchlechts in Ein Kabinet gehen. Wirklich ſind dieſe Bäder oft genug die Zufluchtsörter bedrängter Liebe und wegen ihrer Abgelegenheit ſehr bequem dazu. Es iſt auch ein Kaffee- und Weinſchank damit verbunden, und man kann beydes auf einer Gallerie, die über die Straße läuft und die Weichſel beherrſcht, auf eine angenehme Weiſe genießen. Wenn mich einige Merkzeichen nicht trügen, ſo ſorgt auch der Unternehmer dieſes Kaffeehauſes, daß zu gewiſſen Stunden, die der Badegaſt beſtimmen mag, ſich Geſellſchafterinnen dort treffen laſſen, die den Aufenthalt in der Wanne und auf der Gallerie verſchönern!

Bey Lazienka iſt ein anderes Badeinſtitut, das ungefähr auf gleichen Fuß eingerichtet iſt. Man findet hier, wie dort, oft genug auch Badende aus den höhern Klaſſen.

Am Eingange der großen Allee, die nach Ujasdow führt, wohnt eine wunderliche Art von Speiſewirth, der viel Zuſpruch hat. Es iſt ein Krebsmäſter. Er hat in mehreren Behältern ſeine Thiere in der Maſt, verbirgt aber die Maſtungsart ſelbſt als ein Geheimniß, vermuthlich aus dem doppelten Grunde, daß er Nebenbuhler vermeiden und daß er ſeinen Gäſten mit dem Anblicke der Aezung die Eßluſt nicht verderben will.

Es iſt wahr, er bringt die Krebſe zu einer ungewöhnlichen Größe und Fülle. Die berühmten Oderkrebſe kommen ihnen in beyden nicht gleich, noch weniger im Geſchmacke. Die Art, ſie zuzubereiten, hat auch etwas beſonderes, und iſt mithin auch ein Geheimniß. Man würde vielleicht nicht glauben, daß man bey dieſem Mann Dukaten verzehren könne, wenn man nicht ſchon durch mehrere Winke benachrichtigt worden wäre, daß in Warſchau alles vornehm und theuer iſt. Zudem ſind Burgunder, Champagner und alter Unger die einzigen Weine, die man mit Anſtand dazu trinken kann, da das Gericht Krebſe ſelbſt nur drey oder vier polniſche Gulden koſtet! Man geht einzeln oder in kleinen, feinen Geſellſchaften hieher; und ſchon der Preis zeigt, was für Klaſſen beſonders einzuſprechen pflegen.

Gewiſſe Mitglieder der beſſern Stände haben endlich noch einige öffentliche Häuſer, wo ſie ſich beſonders des Abends zum Schmauſen und Zechen zuſammen finden. Es ſind meiſt alte Völler oder junge Wüſtlinge vom Adel, auch Kaufleute, Beamte, Offiziere und dergleichen. Getrunken wird hier beſonders nach altpolniſcher Sitte, und geſpielt nicht minder ernſthaft. Wenn dieſe Geſellſchaften bis nach Mitternacht geſchwärmt haben, ſo gehen ſie gewöhnlich noch, wenn es Winter iſt, auf die Redoute, und im Sommer in die liederlichen Häuſer. Wo ſie hinkommen, ſcheinen böſe Geiſter losgelaſſen zu ſeyn. Auf den Redouten gehen ſie in Rotten umher und treiben Muthwillen, fangen noch einmal an zu trinken, jagen die liederlichen Mädchen zuſammen, und wählen unter ihnen für ihre Auzahl und ihren Bedarf, und begleiten ſie nach Hauſe, oder nehmen ſie mit in ihre eigene Wohnungen. Dieſe Menſchen erlauben ſich noch, ſolche Kreaturen auf das ſchändlichſte zu mißhandeln, was ſonſt in großen Städten, wo die zügelloſeſte Jugend iſt, nicht mehr geſchieht, weil die Polizey ein wachſames Auge darauf hat. Aber hier, wo faſt keine iſt, hat der Muthwille leichtes Spiel, beſonders wenn die Unholden von Familie ſind.

So ward im Winter 1792 eines Morgens ein hübſches Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, am Eingange des ſächſiſchen Pallaſtes, halbtodt gefunden. Ihr Haar und ihre Kleider waren in der größeſten Unordnung; ſie hatte mehrere Beulen am Kopfe und blaue Flecke an ihrem Körper. Man brachte ſie in ein benachbartes Haus, rieb und bähete ſie, und ſie kam wieder zu ſich. Jetzt erfuhr man, daß ſie einem jungen Edelmanne von der Redoute nach ſeiner Wohnung gefolgt ſey, weil er ſie auf das dringendſte dazu aufgefordert.

Sie habe anfangs durchaus nicht gewollt, weil ſie ihn vorher mit ſechs oder acht Andern, die ſehr laut und wild geweſen, auf- und abrennen ſehen. Dieſe ſeyen aber nach und nach verſchwunden, und ihre anfängliche Beſorgniß habe ſich zerſtreut. Sie ſey in ſeinem Wagen mit ihm nach Hauſe gefahren, wiſſe aber bis dieſe Stunde das Haus nicht, weil ſie erſt vor ein paar Tagen nach Warſchau gekommen. Kaum ſey ſie fünf Minuten dort geweſen, ſo hätten ſich die Uebrigen nach und nach wieder zuſammen gefunden; hätten die ſchrecklichſten Dinge mit ihr vorgenommen, und als ſie ſich wehren wollen, ſie gewaltſam gemißhandelt. Sie hätte endlich Sinne und Bewußtſeyn darüber verloren, und ſie wiſſe nicht, wie ſie dahin gekommen ſey, wo man ſie gefunden. — In einer andern Stadt wäre nichts leichter geweſen, als dieſe Ungeheuer aufzufinden und zur Strafe zu ziehen; aber wo in Warſchau kein Kläger iſt, da iſt kein Richter; und wäre das Mädchen oder ihre Wirthin laut geworden, ſo wären ſie für ihre Handthierung zwar zur Strafe gezogen, aber der Wüſtlinge wäre nicht weiter gedacht worden.

Ein ähnlicher Zug des ſtrafbarſten Muthwillens zeigte ſich den folgenden Frühling. Eine kleine Geſellſchaft von jungen Edelleuten, unter denen man zwey Stanislausritter geſehen hatte, waren nach Mokatow, dem Luſtſitze der Kronmarſchallin Lubomirska, gekommen. Die Beſitzerin hat Gefallen an ſchönem Federvieh und man unterhielt hier, auch während ihrer Abweſenheit, eine ausgeſuchte Sammlung davon. Den jungen Leuten dünkte es ein großer Scherz, wenn ſie dieſe Thiere ſämmtlich köpften. Sie zogen auch ſogleich ihre Säbel und vollſtreckten ihren Einfall. Pfauen, Hünern, Enten, Gänſen von den koſtbarſten Arten, ſchlugen ſie die Köpfe herunter. Den Aufſeher des Schlößchens, der dazu kam und ſich ihnen widerſetzte, mißhandelten ſie gröblich. Sodann ſuchten ſie die Störche, Kraniche und Schwäne, die in dem Garten zerſirent waren, auf, und behandelten ſie wie das übrige Geflügel. So ſieht man, daß der Geiſt des berüchtigten Karl Radziwil doch in Polen noch nicht ganz ausgegangen iſt.

Ich bin von den höhern und feinern Genüſſen der Warſchauer groſſen Welt, allmählig zu den geringern und gröbern herabgeſtiegen, und ſchlieſſe nun mit einem, der wohl nirgend ſo unmäſſig und ſo unverholen geſucht wird, wie in Warſchau — ich meyne das Verkehr mit liederlichen Weibern und Mädchen. In dieſem Punkte, mehr als in allen andern, zeigt ſich hier noch eine altpolniſche Rauhigkeit der Sitten, die ſelbſt dem aufzufallen pflegt, der dieſen Theil in der Charakteriſtik von Berlin, Wien, Paris und Neapel zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Ich ſpreche nachher von den leichten Begriffen, die man hier über die ehelichen Pflichten hat; jetzt mache ich hier nur einige Bemerkungen über die öffentlichen Mädchen und ihre Art zu ſeyn.

Bey dem Luxus, der hier, wie anderwärts, die Heirathen vermindert, und der Hageſtolzen mit jedem Jahre mehr macht; bey der Menge von jungen Leuten, die hier in den Staatskollegien, beym Militär, in den Schreibſtuben und Gewölben der Kaufleute ꝛc. angeſtellt ſind; bey dem ſtarken Zuſtrömen des Adels aus den Provinzen, der oft nur des Lebensgenuſſes wegen hieher kömmt, und für denſelben mit vollen Händen ausſtreuet; bey der Ungebundenheit, welche Grundſätze und öffentliche Meynung in dieſem Punkt hier einmal angenommen haben; bey der ſchamloſern Art, ſeinen Launen und Gelüſten nachzuhangen, die in freyen Verfaſſungen den Staatsbürgern zur Natur wird; bey der verwahrloſten Erziehung des weiblichen Geſchlechts geringerer Klaſſen; bey dem ſchlechten Beyſpiele, das hierin die Weiber und Männer höherer Klaſſen geben; bey dem Mangel aller näheren Aufſicht von Seiten des Staates, durch die Polizey — bey dieſen Umſtänden iſt es kein

Wunder, daß hier das unſittliche Verkehr beyder Geſchlechter eine Ausdehnung, eine Oeffentlichkeit, Mannigfaltigkeit und Duldung, aber auch einen Grad von Anreitzung, Koſtbarkeit, Verderblichkeit, mit einer Miſchung von Schamloſigkeit und Brutalität verbunden, erreicht hat, zu dem es vielleicht in keiner andern großen Hauptſtadt in Europa gelangt iſt.

Die Werkzeuge dieſer Ausſchweifungen theilen ſich in mehrere Klaſſen. Dieſe ſind zwar durch keinen ſcharfen Gränzſtrich geſchieden; ihre Mitglieder ſteigen aus einer in die andre, bald hinauf, bald herab, und, da nur ihr Aeußeres die Unterſcheidungen bewirkt, ſo werden ſie von den Wüſtlingen in der Sache ſelbſt „promiscue“ gebraucht; aber im Ganzen giebt es doch einen gewiſſen Zuſtand für ſie, der die Beſchaffenheit und die Anzahl ihrer Kunden beſtimmt und ihnen einen höhern oder niedrigern Rang zutheilet.

Die erſte Klaſſe bilden demnach die **unterhaltenen Mädchen**, die für Wohnung, Nahrung, Kleidung, oder auch für einen gewiſſen Gehalt, ihre Freyheit und ihre Perſon vermiethen. Unter den höhern Ständen iſt es faſt in Sitte übergegangen, daß Verheirathete, Unverheirathete und Wittwer ſolche Perſonen zu ihrer Erholung unterhalten, und deßhalb iſt ihre Anzahl, beſonders zu Reichstagszeiten und überhaupt bey Gelegenheiten, die den Adel nach Warſchau ziehen, ſehr ſtark, und ſie würde dreyfach ſtärker ſeyn, wenn nicht manche verheirathete Frau, neben der Beſchäftigung mit ihrem Gemal, noch Zeit und Luſt genug behielte, die Stelle einer Unterhaltenen, auf gleichem Fuße, bey einem zweyten einzunehmen.

Da man mit dieſer Klaſſe von Mädchen gleichſam lebt und noch andern, als den thieriſchen Genuß bey ihr ſucht: ſo verlangt man, daß ſie neben Schönheit und Ueppigkeit, auch Verſtand, Gefühl, Geſchmack und Munterkeit beſitzen. Daher kommt es, daß dieſe Gattung meiſt aus fremden Mädchen und Weibern, beſonders aus Franzöſinnen, Italienerinnen, (weniger aus Deutſchen) beſteht, die als Kammerjungfern, oder als Putzmacherinnen, oder als Hofmeiſterinnen, oder als Schauſpielerinnen nach Polen theils verſchrieben, theils ſchon in ihrer jetzigen Beſtimmung, von Reiſen mitgebracht werden. Die Polinnen ſelbſt werden zu dieſem Behufe weniger geſucht, theils, weil diejenigen Klaſſen, die dergleichen Subjekte ſtellen könnten, in Erziehung und Bildung ſehr zurück ſind, theils, weil die Polen alles Fremde, auch in dieſem Punkte, dem Einheimiſchen vorziehen, theils, weil es prächtiger und vornehmer iſt, eine italieniſche oder franzöſiſche Mätreſſe zu beſitzen, theils endlich, weil es der Eitelkeit ſchmeichelt, jemand um ſich zu haben, mit dem man ſich in fremder Sprache unterhalten kann. Erſt, wenn ſolche fremde Perſonen nicht zu haben ſind, entſchließt man ſich, polniſche dazu taugliche Werkzeuge aufzuſuchen, und dann ſieht man ſich nach ſolchen um, die von beſſerer Geburt und Bildung ſind, die man entweder ihren Eltern oder ihrem Mann entführt oder abhandelt, oder von ihren Kupplerinnen loskauft; kurz, die zugleich durch die Art, wie man ſie erwirbt, ein gewiſſes Intereſſe erhalten, das den Werth ihres Beſitzes in den Augen eines verkehrten Publikums erhöht, und vergeſſen macht, daß ſie nur Polinnen ſind.

Der Charakter dieſer Geſchöpfe iſt hier, wie überall. Da ſie von der Willkühr ihres Sultans abhangen, der ſie nach Gefallen verſtoßen oder behalten kann, ſo benutzen ſie die Zeit, während der ſie ſeiner gewiß ſind, und erpreſſen, erſchmeicheln und ertrotzen von ihm ſo viel ſie können. Sind ſie klug, ſo leiten ſie ſeine Freygebigkeit auf gründliche Dinge; ſind ſie bloß eitel, ſo dringen ſie auf Tand. Jene werden zuweilen nützlich. Indem ſie bloß ihren eigenen Vortheil vor Augen haben, ſo halten ſie ihre Liebhaber von tauſend andern unnützen Ausgaben ab, und leben häuslich mit ihnen, um eine Veränderung in ihrer Oekonomie zu verhüten, die ſie zuerſt mit treffen könnte. Sind ſolche Mädchen noch klüger und arbeiten ſie insgeheim dahin, eine eheliche Verbindung oder einen Vertrag auf lebenslängliches Jahrgeld herbeyzuführen: ſo geben ſie ihnen Proben von Uneigennützigkeit, ſogar von Treue, das heißt, ſie thun mehr, als hier manche Gemalin thut.

Ein Beyſpiel davon ſah ich an dem ältern Sohne des bekannten Fürſten P**. Da die Finanzen des Vaters ſehr zerrüttet waren, mußte es die Haushaltung der Söhne nicht minder ſeyn. Sie erhielten ſich faſt allein vom Spiele. Der ältere gewann im Herbſte des Jahres 1791, in Einer Nacht, zwanzigtauſend Dukaten. Er lebte mit einer Italienerin, einem ſchönen, ſehr gebildeten Mädchen, welche die mannigfachen Abwechslungen in ſeiner Oekonomie mit ihm getheilt hatte. Dieſe nutzte ſein neueſtes Glück zur Grundlage eines ſichern Auskommens für ſie beyde. Durch ihren Einfluß auf den jungen Mann brachte ſie es ſo weit, daß er das gewonnene Kapital auf Zinſen anlegte und ſeine häusliche Einrichtung ſo traf, daß er mit dem Ertrage derſelben auskam, nicht mehr ſpielte und mit ihr, zwar einſam, aber ſehr glücklich lebte und noch lebt. Als kluges und reizendes Mädchen verſtand ſie die Kunſt, ihn zu feſſeln, und ihn ſich, trotz allen Nachſtellungen, zu erhalten; denn (man wird es kaum glauben, aber es iſt nur zu wahr und ein ſehr beſchreibender Zug für die Grundſätze vieler Weiber aus der hieſigen großen Welt) denn manches ſchöne Weib ſuchte, aus bloßem Kitzel der Eigenliebe, ihn zu erobern, damit die Italienerin nicht den Ruhm behalten ſollte, einen jungen, wohlgebildeten und angenehmen Mann dem geſellſchaftlichen Verkehr entzogen zu haben. Auf der andern Seite ſetzte man junge Männer in Bewegung, das Mädchen ungetreu zu machen, aber dieſen gelang ihr Plan eben ſo wenig bey ihr, als er den Weibern bey ihm gelungen war.

Prinz J** P** war einmal in einem ähnlichen Falle. Er hielt ſich ein Mädchen, an die er ſehr hing. Um ihr dieſen Triumph zu entreißen, verbanden ſich drey der reitzendſten Weiber in Warſchau, ihn, koſte es was es wolle, zu erobern. Da ihnen dieß auf dem gewöhnlichen Wege nicht gelang, ſpielten ſie ihre Angriffe bis in ſein Schlafzimmer. Verführeriſch, in einem Grade, wie nur ein polniſches Weib der hohen Klaſſe es ſeyn kann, erwarteten ſie ihn eines Abends in demſelben, die ſchönſte in ſeinem Bette, und die beyden andern, wie Nymphen gekleidet, vor demſelben. Dieſe flogen ihm entgegen, als er hereintrat, und führten ihn zu dem wollüſtigen Lager hin; aber ſie hatten die Beſchämung, den Prinzen umkehren und ſich in die Arme ſeines Mädchens retten zu ſehen. Ein Heldenmuth, den man ihm lange nicht hat verzeihen können.

Solche Beweiſe von Treue geben indeſſen der Unterhaltende und die Unterhaltene ſelten. Jener behandelt dieſe als ein Eigenthum ohne freyen Willen, und ſie behandelt ihn als einen Herrn, dem ſie zwar Dank ſchuldig iſt, und der gewiſſe Gefälligkeiten von ihr verlangen kann, dem ſie aber ihr Ich nicht verkauft haben will. Wenn er Anhänglichkeit für ſie fühlt, ſo iſt es bey den Anwandlungen des Naturtriebes oder der Eiferſucht, bey dem Genuſſe, den ihr Beſitz ſeiner Eitelkeit verſchaft, oder bey dem Gedanken an das, was ſie ihm koſtet; übrigens glaubt er ſich ihrentwegen nicht binden zu müſſen; und ſie, ihm nur in ſo fern ergeben, als er ihre Bedürfniſſe, ihre Launen, und ihr Begehr befriedigt, als er ſie ſchätzt und ihr ausſchließend Beweiſe ſeiner Neigung darbringt, glaubt, ſobald ſie dieſe Dinge vermißt, ihm auch keinen Dank weiter ſchuldig zu ſeyn. Aus dieſem Verhältniſſe fließt das Benehmen beyder gegen einander. Eins traut dem andern nie. Er giebt, um ihrer ſicher zu ſeyn, und ſie muß empfangen, um überzeugt zu werden, daß ſie ſeiner ſicher iſt. Dieß Band des thieriſchen Triebes, der Eigenliebe und des Eigennutzes iſt nicht haltbar. Sie findet bey ihm keine Liebe, und er bey ihr höchſtens Dankbarkeit, nie perſönliche Anhänglichkeit, ihr Herz müßte denn ungewöhnlich gut ſeyn. Ein ängſtliches Mißtrauen auf beyden Seiten theilt ihnen eine Empfindung mit, die wie Eiferſucht ausſieht, und im Grunde hält bloß dieſe eine Verbindung zuſammen, die ſo locker und ſo quälend iſt, als ſie, für das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft und die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts, zu ſeyn verdienet.

Daß die Unterhaltung einer ſolchen Perſon ſehr koſtbar ſeyn müſſe, fließt aus dem vorigen. Man miethet eine Wohnung, die der Eitelkeit des Unterhalters und den Anmaßungen der Unterhaltenen angemeſſen iſt. Sie muß in einer lebhaften Straße ſeyn, damit man, wenn man bey ihr im Fenſter liegt, von Vielen geſehen werde, und damit ſie, wenn ſie allein iſt, zum Zeitvertreibe viel ſehen könne; man hält ihr entweder eigene Equipage, oder eine Remiſe, die durch Neuheit und Pracht auffällt, damit ſie anſtändig, und man mit ihr, im Publikum erſcheinen könne; man ſtattet ſie mit Kleidern und Juwelen ſo aus, daß ſie, wo ſie nicht ausdrücklich gekannt iſt, für eine Frau von Stande gehalten werde; man verſorgt ihren Tiſch, man putzt ihre Wohnung prächtig auf, damit man gute Freunde mit Ehren zu ihr bitten und ſie von ihr bewirthen laſſen möge; mit einem Worte, man ſetzt ſie in Umgebungen, die eine Frau ſelbſt nicht ſchöner und reichlicher verlangen könnte. Iſt man verheirathet, ſo wohnt man nicht gerade bey ihr, widmet ihr aber, wenigſtens die erſte Zeit, alle ſeine leeren Stunden; iſt man unverheirathet, ſo hindert nichts, daß man zu ihr ziehe. Dieß ganze Glück erkauft man ſich monatlich mit ein-, zwey- und dreyhundert Dukaten.

Iſt ein Mädchen oder ein Weib auf dieſen Fuß geſetzt, ſo ſieht man ſie in ihrem neuen Glanze auf allen Straßen und Spaziergängen, an allen öffentlichen Orten, bey allen Schauſpielen, und ſie macht ſich, durch ihre kindiſche Freude, ſo lächerlich, als es in der Natur der Sache liegt. Da ſie, um ganz glücklich zu ſeyn, weibliche Bekanntſchaften braucht, um ihre Herrlichkeiten ihnen zu zeigen und ſie vor Neid außer ſich zu ſetzen; da ſie aber dazu nur Ihresgleichen finden kann: ſo ſieht man oft in Warſchau dieſer Geſchöpfe zu halben Dutzenden bey einander, wie ſie, mit ihrem ganzen Reichthum überladen, in das Theater, auf das Land, in die Koncerte, auf die Redouten fahren und ihren Uebermuth und ihre Schande zur Schau tragen. Gewöhnlich geſtatten oder geben ihre Unterhalter ihnen gewiſſe Leute zu Geſellſchaftern, die ſie für ungefährlich halten, und die ſie ſelbſt entweder, oder ihre Mädchen, unter ihren Bekannten ausſuchen. Dieſe eſſen, trinken, fahren und tanzen mit ihnen, werden oft aus Wächtern ihre Beyſchläfer, und eben ſo oft ihre Kuppler; denn dieſe Mädchen ſind ſehr geſuchte Gegenſtände für die Begehr gewiſſer, hier ſehr häufiger, Dilettanten, die ihr Vergnügen in dieſem Punkt nach dem Grade von Verbotenheit und Schwierigkeit, die deſſen Genuß mit ſich führt, abzumeſſen pflegen, und die beſonders der Umſtand dabey kitzelt, daß ſie ſchadenfroh das theure Werkzeug eines andern benutzen, und, freylich nicht umſonſt, die Wonne haben, ihm vorgezogen zu werden. Hierin ſchont kein Freund den andern, kein Sohn entſieht ſich, dem Vater dieſen Poſſen zu ſpielen, kein Bruder dem Bruder. Die Mädchen ſelbſt ſind gewöhnlich ſehr willig, die Hand dabey zu bieten, weil es ihre Luſt und ihre Einkünfte vermehrt, und ſie ſind darin um ſo gewiſſenloſer, wenn ihr beylaufender Liebhaber reich und ſtark genug iſt, ihren Verluſt zu erſetzen, im Fall ſie das Unglück hätten, ertappt und entlaſſen zu werden

So verſchwendet Einer gewöhnlich für den Andern, und die Folgen, die daraus oft für die Geſundheit beyder entſtehen, ſind leicht zu errathen. Mit einem Worte alles hierüber zu ſagen: die Ausgaben für den Wundarzt nehmen bey der Unterhaltung ſolch eines Geſchöpfes eine beträchtliche Stelle ein; und nun erſpare man mir die nähere Erwähnung der Greuel, die hierauf Bezug haben, und die entweder aus Leichtſinn, oder aus Schadenfreude und Rachſucht begangen werden, und die man oft in den Jahrbüchern der pariſiſchen Sittenverderbniß geleſen haben wird.

Die zweyte Klaſſe öffentlicher Mädchen bilden ſolche, die ſich auf ihre eigene Hand ſetzen und von zufälligen Beſuchen leben. Sie ſchlagen ihren Wohnſitz mehrentheils in der Krakauer Vorſtadt, und zwar in dem belebteſten Theile derſelben, zwiſchen der Poſt und dem Eingange des ſächſiſchen Pallaſtes, auf. Hier befinden ſich gewiſſe Häuſer, oder Stockwerke in Häuſern, die ſeit Jahren in Beſitz ſind, ſolche Bewohnerinnen zu hegen. Man geht zu ihnen, wie man anderwärts in ein Kaffeehaus geht. Man zeigt ſich bey ihnen am Fenſter, man liegt mit ihnen im Fenſter, und läßt jedem Vorübergehenden ohne Scheu ſein Geſicht ſehen. Niemand fällt darauf, den Schein zu bewahren, und von der allgemeinen Sorgloſigkeit hierin, giebt der Zug einen Beweis, daß an dem Tage der Konſtitutionsfeyer, als der König in Gala, der Primas in ſeinem ganzen geiſtlichen Gepränge, alle Biſchöfe, alle Senatoren und Reichsboten über die Krakauer Vorſtadt fuhren, die ſämmtlichen Fenſter dieſer Mädchen mit Officieren und andern Kunden, die theils ihre Generale, theils ihre Väter und Verwandte in dem großen Zuge hatten, mit den Mädchen ſelbſt untermengt, die über ſie hinweg, oder über die ſie hinwegkletterten und ſahen, ſtarrend beſetzt waren.

Eben dahin gehört der Umſtand, daß die Hausherren, die Zimmer in ihren Häuſern vermiethen, und daß die Gaſtwirthe es nicht einmal zu bemerken ſcheinen, wenn ihre Miethsleute von ſolchen Mädchen öffentlich beſucht werden, wenn ſie ſelbſt des Abends dergleichen mit nach Hauſe bringen und ſie erſt den andern Morgen entlaſſen, oder auch ſie zu Wochen und Monaten bey ſich im Hauſe behalten. Es iſt ſchon hergebracht, ihnen dieſe Freyheit mit der Wohnung ſelbſt zuzugeſtehen, und es fällt den Wirthen nicht ein, zu glauben, daß ihre Häuſer dadurch in einen ungünſtigen Ruf kommen könnten. Ja, ſie wiſſen, daß die Lohnbedienten, die ſich zu ihrem Hauſe halten, die unverſchämteſten Kuppler ſind, die den Fremden liederliche Mädchen bey lichtem Tage zuführen, und doch iſt keiner ſo eigenſinnig, ſie darum fortzujagen! Daß die Kaffee-Wein- und Speiſe-Wirthe eben ſo wenig unterſuchen werden, was für Perſonen unter ihren anſtändigern Gäſten, ohne alle Aengſtlichkeit, Platz nehmen, verſteht ſich von ſelbſt. Auf der andern Seite findet auch keine anſtändige

dige

dige Familie Bedenken dabey, eine Wohnung zu beziehen, aus der ſo eben ein liederliches Mädchen weggezogen iſt, oder ſich an einen Tiſch zu ſetzen, welchen verdächtige Perſonen ſchon zum Theil eingenommen haben. Der Leichtſinn iſt in dieſem Punkt hier allgemein, und wenn man noch einige Feinheit des Gefühls in dieſer Hinſicht findet, ſo iſt es unter den Einwohnern deutſcher Zunge, die, trotz den böſen Beyſpielen, eine gewiſſe Verſchämtheit und Bedenklichkeit in Dingen dieſer Art, die ihrem Volke vor vielen andern eigen iſt, noch nicht abgelegt haben.

Die Mädchen dieſer zweyten Klaſſe, die eine gewiſſe Wahl unter ihren Kunden treffen, ſind in ihrer Haushaltung ungefähr ſo eingerichtet, wie die Spieler, die heute Ueberfluß, morgen nur genug, und übermorgen nicht ſatt haben. Ihre Gunſtbezeugungen ſind zu einem gewiſſen Preis angeſchlagen, der nach ihrer koſtbarern oder ärmern Einrichtung abgemeſſen iſt, der ſich durch Ueberlieferung ziemlich gleich erhält und der übrigens in Warſchau, wo Lebensmittel, Dienſte und Gefälligkeiten theurer als irgendwo ſind, auch ziemlich hoch angeſetzt zu ſeyn pflegt. Einige unter ihnen (und dieß ſind die anſtändigſten) erlauben keinen Beſuch geradezu, ſondern Liebhaber laſſen ſich entweder durch einen ſchon bekannten Kunden aufführen, oder durch ihre Bedienten, oder durch einen Kuppler anmelden. Sie ſitzen den ganzen Tag, mehrentheils mit Geſchmack gekleidet, am Fenſter, und ſcheinen in irgend einer weiblichen Arbeit vertieft. Am liebſten gelten ſie für junge verheirathete Weiber, oder für Wittwen, und ſie ſorgen, daß ein Kind oder mehrere, die ſie miethen, an den andern Fenſtern ſpielen; ſie gehen oder fahren auch mit ihnen aus und laſſen ſich ſo in dem Sächſiſchen und Kraſinskiſchen Garten ſehen. Dieſer Kunſtgriff kömmt ihnen freylich nur bey Ausländern und Provinzialen zu ſtatten; da dieſe aber immer häufig in Warſchau ſind, ſo fehlen ſolche Fliegen ihren Netzen ſelten. Je gefährlicher ſie nun, als junge Weiber, den Genuß ihrer Gunſtbezeugungen zu machen wiſſen, je höher ſie, als junge Wittwen, ihre Schwachheit, die ihre Ehre bedrohet, anzuſchlagen verſtehen, deſto freygebiger iſt der verliebte Abentheurer, der oft glaubt, ſoviel Gefahr und Liebe mit halben und ganzen Dutzenden von Dukaten erſetzen zu müſſen. Wer kein geübtes Auge hat, wird auch durch ihr Aeußeres und ihre Wohnung in dieſer Täuſchung nicht unterbrochen. Erſteres iſt anſtändig und fein, letztre ſauber aufgeputzt, mit neuem und geſchmackvollen Hausrath, beſonders aber mit einem zweyſchläfrigen Bette verſehen, das durch ſeidene Polſter und Vorhänge ſich als die Hauptſache im Zimmer anmeldet und ſelbſt in Zeiten der Noth, wo Kleider, Wäſche und Ringe verſetzt werden müſſen, in ſeinem vornehmen Zuſtande erhalten wird.

Dieſe Art Mädchen läßt ſich auch oft gefallen, für die Zeit, die ſich ein Fremder in

Warſchau aufzuhalten gedenkt, in ſeinen Sold zu treten. Dieſer iſt dann nach der Einnahme beſtimmt, die ſie ſich ſonſt zu verſchaffen wußte, und ſteigt von fünf und zwanzig bis auf funfzig und hundert Dukaten. Da ſie ihre Liebhaber durch ihren vorgeblichen Mann, oder Bruder, oder Verwandten in beſtändiger Schüchternheit erhalten können, ſo ſchlüpfen ihre ſonſtigen Kunden unter dieſer Maske beſtändig bey ihr aus und ein; oder ſie bedingt ſich auch gewiſſe Stunden aus, wo ſie dieſe Geſchöpfe ihres Betrugs um ſich dulden zu müſſen vorgiebt. Man hat Beyſpiele, daß Mädchen dieſer Art Edelleute aus der Provinz in dieſer Täuſchung ſo geſchickt zu erhalten und ſo an ſich zu feſſeln wußten, daß letztre ſie, als vermeynte junge Frauen, ihren Männern, oder als vermeynte junge Wittwen, denen man eine gezwungene Heirath aufdringen wollte, ihren Verwandten bey Nacht und Nebel, unter Zittern und Beben, entführten, auf ihre Güter in Sicherheit brachten und ſie heimlich unterhielten, wenn ſie verheirathet, oder gar ehelichten, wenn ſie unverheirathet waren. Zwey dieſer Mädchen, eine Jakobowska und eine Johannka, beyde ſehr hübſch, die noch jetzt in der Krakauer Vorſtadt wohnen und großen Zuſpruch haben, ſind durch ſolche Abentheuer berühmt geworden. Ihr Glück hielt ſich aber immer nur ſo lange, als ſie ihre gewöhnliche, leichtſinnige Gemüthsart verbargen, oder als ſie nicht von einem vormaligen Liebhaber zufällig entdeckt und verrathen wurden.

Uebrigens erhalten ſich dieſe Mädchen unabhängig und frey von der Botmäßigkeit einer Kupplerin. Dafür haben ſie die Lohnbedienten in Warſchau an der Hand, deren Empfehlung ſie ſich durch Geſchenke, oder durch einen beſtimmten Antheil an ihrem Gewinnſte, zu verſchaffen und zu erhalten wiſſen. Außer dieſen machen ſie ſich mit gewiſſen Kupplern, meiſt Juden, bekannt, die, zur Befriedigung hoher Herrſchaften, in einem ewigen Treibjagen hinter Mädchen aller Art, wie die Laune der Wollüſtlinge zu begehen, begriffen, und mit die verworfenſten unter den Taugenichts ſind, denen hier die niedrigen Klaſſen eine ſo große Menge darbieten.

Zu dieſer Gattung Mädchen gehören auch die Schauſpielerinnen und Tänzerinnen, die ein ſo ärgerliches Leben führen, als ihre Mitſchweſtern zu Paris, Venedig, Neapel und Livorno nur immer führen können. Die ſchönern, feinern und artigern unter ihnen, werden gewöhnlich unterhalten, aber wenn ſie ihre Unterhalter verlieren, ſinken ſie ſogleich in jene zweyte Klaſſe hinab, die überhaupt öfter durch den Fall der erſten Klaſſe, als durch die Erhebung der dritten, erſetzt und vollzählig erhalten wird.

Die dritte Klaſſe lebt, und handelt auch wo möglich, unter dem Namen einer ſogenannten Wirthin, und hat keinen freyen Willen. Die Mädchen aus derſelben können nicht mehr, wie die aus der zweyten, nach Gefallen Beſuche machen und annehmen, noch ſich eine

Zeitlang vermiethen oder verkaufen, ſondern bedürfen dazu des Vertrauens und der Zuſtimmung ihrer Beſitzerin. Dieſe hält ſie durch die Schulden, die ſie bey ihr gemacht haben, verſtrickt, und bewacht ihre Perſon und kontrolirt ihre Gunſtbezeugungen als ihre Hypothek. Des Scheins wegen, hängt ſolch eine Familie das Schild des Hutſtaffierers, des Kleiderputzers, des Weinſchenken ꝛc. aus. Gewöhnlich läßt ſich die Tochter an dem einen, und die Mutter an dem andern Fenſter ſehen, und wenn ein paar lüſterne Augen erſtre auszeichnen, ſo giebt letztre durch Nicken, Winken, Huſten und andre nicht unverſtändliche Bewegungen kund, daß man nicht Urſach habe, es beym bloßen Anſehen bewenden zu laſſen. Dieſe Klaſſe iſt übrigens am wenigſten zahlreich in Warſchau, theils, weil die Liebhaber einer doppelten Erpreſſung, von Seiten des Mädchens und der Kupplerin, ausgeſetzt ſind, mithin ſparſam kommen, theils, weil die Mädchen ſich ungern in dieſe Sklaverew brauchen, theils, weil ſie hier, wo die Polizey ſehr nachſichtig iſt, nicht wie anderwärts nöthig haben, ſolch ein Weib als eine Art von Rückenhalt zu wählen, um in der bürgerlichen Geſellſchaft geduldet zu werden.

Die vierte und fünfte Klaſſe dieſer Mädchen dienen als Ausſchenkerinnen in den zahlreichen Bier- und Branntweinshäuſern von Warſchau. Es ſind gewiſſe Straßen, die ganz oder zum Theil mit ſolchen Häuſern beſetzt und deshalb nicht minder übel berüchtigt ſind, als die Kanonier- und Bären-Straße in Berlin, der Spittelberg in Wien, die Straße St. Honoré in Paris, die Chiaja in Neapel und gewiſſe Winkel in Venedig. Dahin gehören die Trompeter- Zabia- Swientojurska- und Wallowa-Straße. In dem Erdgeſchoß faſt aller Häuſer der Trompeterſtraße ſind Schlupfwinkel für den Soff und die Unzucht, und in jedem derſelben befinden ſich zwey bis vier weibliche Weſen, die ſich den ſchmutzigen und wilden Ausbrüchen derſelben darleihen müſſen.

Die Kunden dieſer Häuſer gehören noch nicht zu den gemeinſten, und oft genug kehrt noch die vornehmere Brutalität hier ein, wenn ſie, beym Trunke oder durch Verabredung einer zügelloſen Geſellſchaft, alles Gefühl für Ordnung und Sittlichkeit abgelegt hat. Sonſt ſind die gewöhnlichen Beſucher liederliche Bürger, Bediente, Handwerksburſche u. dergl., die beſonders an Sonn- und Feyertagen dieſe Tummelplätze der Rohigkeit anfüllen. Die Häuſer in den übrigen genannten Straßen ſind vielleicht die phyſiſch-elendeſten und moraliſch-weggeworfenſten in der Welt. Da ſie der Hefe des Volks zu ihren wildeſten Erholungen dienen, da dieſe Hefe vielleicht nirgend ſo ſehr Hefe iſt, als hier: ſo kann man ſich denken, wie in dieſen hausgehalten werden mag. Dieſe ſind entweder bloß Buden, von Holz zuſammen geſchlagen, die mitten im Kothe daſtehen, wie die berüchtigten Czapekiſchen hinter dem ſächſiſchen Garten; oder auch hölzerne Häuſer mit Einer Stube, und Einem Verſchlage, der von der Stube durch einen ſchmuzzigen Verhang getrennt wird. In dieſen engen, tiefer als die Straße liegenden, Behältniſſen, beluſtigt ſich der gemeine Soldat, der Struſe, der Bettler ꝛc. bey Branntwein und Spiel, und bey weiblichen Scheuſalen, die Jahr aus Jahr ein, oft bloß im Hemde und Unterrock, in dieſen Hölen niſten; hier ſind beſtändig Schlägereyen, die nicht ſelten mit einem Mord endigen; hier iſt der beſtändige Sitz alles Ungeziefers, aller ſchrecklichen Krankheiten; hier iſt — — die Gränzlinie aller Darſtellung für einen Schriftſteller von Gefühl, und hier ſollte die Stelle ſeyn, wo eine gewiſſenhafte Polizey mit ihren wichtigſten Unternehmungen zum Wohl ihrer geringern Mitbürger, durch eine gänzliche Schleifung dieſer gräulichen Hütten, den Anfang machen müßte.

Kehren wir zu aufheiternden Gegenſtänden zurück.

Die Warſchauer ſind ein reitendes und fahrendes Volk und ſchätzen das Spatzierengehen wenig. Dazu kömmt, daß es, wegen des ſchlechten Pflaſters, das bald mit Koth überlaufen, bald mit Staub überdeckt iſt, faſt unmöglich wird, in der Stadt ſelbſt zu Fuße fortzukommen. Selbſt der Sächſiſche und Kraſinskiſche Garten, die ziemlich im Mittelpunkte der Stadt liegen, können, wenn es nur mäßig geregnet hat, nicht ohne Wagen erreicht werden, vielweniger der Garten des Kronkammerherrn, die Alleen von Ujasdow mit ihrem Belvedere, oder Lazienka. Dieſe fünf Spazziergänge liegen innerhalb dem Ringwalle von Warſchau und bieten ein mehr oder weniger angenehmes und geräumiges Lokale dar.

Der Sächſiſche Garten befindet ſich hinter dem, im erſten Abſchnitte dieſes Werkes erwähnten, Sächſiſchen Pallaſte. Er nimmt ein längliches Viereck von ungefähr ſechszehn bis achtzehn hundert Fuß in der Länge und ungefähr halb ſo viel in der Breite ein. An beyden Seiten laufen dreyfache Alleen, die durch eine hohe Hecke geſchieden ſind, hinunter bis zu einem großen Pavillon, der, auf einer Erderhöhung, dem Pallaſte auf der andern Seite des Gartens gegenüber ſtehet. Zwiſchen dieſen Alleen liegen einfache Raſenbeete, auf welchen Bänke zum Niederſitzen angebracht ſind. An der rechten Seite (wenn man vom Pallaſte her kömmt) ſpringt ein Dreyeck heraus, das zu einem Nutzgarten gebraucht wird, und Treib- und andre Beete einſchließt, von dem eigentlichen Luſtgarten aber durch eine Hecke getrennt iſt. Eben ſo befindet ſich an der linken Seite, die ganze Länge des Gartens hinunter, ein verwildertes Gewirre von Bäumen, Stauden und Gebüſchen, das ebenfalls durch Spaliere und Hecken von dem eigentlichen Garten geſchieden wird. Hinter dem erwähnten Pavillon führt eine, mit Raſen bedeckte, Erderhöhung unter Alleen, zu dem Ausgange des Gartens nach der Kaſernenſtraße zu. Hier hat man rechts ein paar Häuſer, die von Sächſiſchen Beamten bewohnt werden, und links dergleichen, nebſt einem mit Bäumen und Büſchen beſetzten Raſenplatze. An dem Ausgange ſelbſt ſtehen, an beyden Seiten, kleine Häuſer, worin, gerade wie an dem Ein- und Ausgange des großen Gartens bey Dresden, ſogenanntes Sächſiſches Bier geſchenkt wird.

Die Alleen, Hecken und Raſenſtücke im Garten ſelbſt ſind nach franzöſiſchem Geſchmacke. Sie gewähren zwar viel Raum und geſtatten weite Ausſichten den Garten hinab und hinauf, aber wenig Schatten. Deßhalb beſucht man auch dieſen Garten am häufigſten des Morgens und des Abends. Gefrornes und andre Erfriſchungen hat man unter dem erwähnten Pavillon, in welchem Zimmer angebracht ſind, und in einem Zelte, feil, das an der rechten Seite des Gartens, ungefähr in der Mitte deſſelben, aufgeſchlagen wird; Backwerk und feine Waſſer werden theils herumgetragen, theils findet man ſie in einem

Seitengebäude des Pallaſtes, wo ſich ein Schweitzerbäcker niedergelaſſen hat.

Dieſer Garten war, während des Revolutionsreichstages, bey ſchönem Wetter, vorzüglich glänzend, und man fand dort zu gewiſſen Stunden Alles beyſammen, was damals Hohes, Reiches, Schönes und Politiſch-bedeutendes in den Mauern von Warſchau ſich befand. Ich erinnere mich keines Punktes in irgend einer andern großen Stadt, die ich geſehen habe, der ſolche zahlreiche Gruppen von Menſchen beyderley Geſchlechts, die ſich durch irgend etwas auszeichneten, umfaßt hätte. Dazu war alles gewöhnlich in einer rauſchenden Bewegung. Vaterlandsliebe und Egoismus waren damals hier in gleich ſtarker Thätigkeit, Liebe und Galanterie, Zufriedenheit und Mißvergnügen äußerten ſich unverholen und, bey dem lebhaften Weſen der Polen, ſehr laut und ſichtbar. Zuweilen kam es zu beunruhigenden Auftritten zwiſchen den Parteyen, zuweilen wurden Perſonen, die ſich nicht zu den herrſchenden Grundſätzen bekannten, mit ſo heftig ausgedrücktem Mißfallen empfangen und begleitet, daß ſie, um die allgemeine Stimme über ſie nicht in Thätlichkeiten zu verwandeln, den Garten räumen mußten. Man ſah in der That hier, nach verjüngtem Maßſtab, Auftritte, die an die im Palais Royal zu Paris, kurz nach dem Ausbruche der Revolution, erinnerten, nur mit dem Unterſchiede, daß hier Landesbeherrſcher, mit Sternen und Ordensbändern, von Freyheit ſprachen und ſchwärmten und dort Sklaven, ohne Hut und Hemde. Daß übrigens hier, wie dort, die öffentlichen Mädchen den Patrioten Zerſtreuungen darboten, verſteht ſich von ſelbſt.

Der Kraſinski'ſche Garten liegt hinter dem Pallaſte gleiches Namens, und hat ungefähr ein Drittel von dem Umfange des Sächſiſchen, iſt auch weniger beſucht als dieſer, und ſein Publikum iſt nicht ſo glänzend. Seine Anlage iſt ebenfalls franzöſiſch, und ſie hat alle Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten dieſes Geſchmacks. An beyden Seiten ſind ſchöne Alleen und Hecken, die Mitte iſt frey und den ganzen Tag über der Sonne ausgeſetzt. Sonſt iſt dieſer Garten, wie der Sächſiſche, gut unterhalten. Auch hier iſt für die Genießer geſorgt, die nicht trocken ſpatzieren gehen mögen. In der Mitte ſind Zelte aufgeſchlagen, worin man Erfriſchungen haben kann, und in den Seitenalleen irren Mädchen umher, bey denen man den beſten Willen zur Unterhaltung findet.

Der Krongroßkammerherr, älterer Bruder des Königs, beſitzt einen Garten von Umfang, den er nach ſeiner Laune, weder ganz nach engliſchem, noch ganz nach franzöſiſchem Geſchmack, angelegt hat. Zum engliſchen fehlen ihm die ſchneckenförmigen Staudenbeete, und die Luſthölzchen, aber die dazu gehörigen Erhöhungen und Vertiefungen, künſtlichen Felſen, Obelisken, Teiche, Thürme hat er; zum franzöſiſchen fehlen lange Alleen, Hecken, Parterre,

terre, Porzellainbeete mit Buchsbaum eingefaßt; aber Pavillons, Terraſſen und Lauben ſind vorhanden. Da die Grundfläche des Gartens ſich von oben über das hohe Ufer, das die Weichſel ehedem beſpühlte, von dem ſie aber zurück getreten iſt, nach der Niederung, worin die Schulitz liegt, hinabzieht, ſo hat der Beſitzer dieſe Erhöhung und Vertiefung zu natürlichen Terraſſen benutzt; und da das Erdreich ſehr locker iſt, ſo hat er es in mancherley Richtungen aushölen und zu unterirrdiſchen Gängen vorrichten laſſen, die, mittelſt einiger Durchbrüche nach oben, Luft und Licht erhalten und zu artigen unterirrdiſchen Anlagen, theils Grotten, theils Sälen führen, die ſehr geräumig und heiter ſind und beträchtliche Geſellſchaften faſſen können *). Die ſüdöſtliche

---

*) Coxe erwähnt dieſes Gartens, in ſeinem bekannten Werke, (Th. I. S. 129. ſq.) und ich wünſche, daß man dort nachleſen möge, was er darüber ſagt, aber auch die ſchönen Farben, mit denen er malt, ein wenig mildern. Man ſieht ihn nicht immer in dem

Seite des Gartens iſt zu Terraſſen benutzt, die mit Weinreben beſetzt ſind, und an deren Fuße ſich eine kleine Meyerey befindet, von welcher herab man zu einem Teiche gelangt, in deſſen Mitte eine Niederlaſſung angelegt iſt, deren kleine hölzerne Häuſer vor der Hand nur noch von Fröſchen bevölkert ſcheinen. Auf dieſem Teiche ſchwimmen auch einige artige Fahrzeuge. Das Ganze indeſſen iſt mir mehr ſonderbar, als geſchmackvoll vorgekommen.

Bey meinem erſten Aufenthalt in Warſchau, ſtand dieſer Garten zwar jedem Wohlgekleideten offen, aber er war nicht öffentlich. Jetzt fand ich ihn an einen Unternehmer verpachtet, der Wein, Bier und Kaffee ſchenkt und dadurch, beſonders des Sonntags, ein zahlreiches Publikum aus allen Ständen dahin zieht.

---

magiſchen Glanze des Mondes, und in der bezaubernden Geſellſchaft eines liebenswürdigen Königs, und unter den Tönen einer reizenden Harmonie. Auch iſt er ſeit 15 Jahren ziemlich vernachläſigt worden.

Die Alleen vor Ujasdow, einem ehemaligen Luſtſchloſſe, das jetzt zu Kaſernen eingerichtet iſt, bedecken vor demſelben, an der ſüdöſtlichen Spitze der Stadt, ein dreyeckigtes Lokale. Die Hauptallee nimmt am Ende der Ujasdow-Straße ihren Anfang und führt, in einer Länge von ungefähr fünftauſend Schuhen, zu einer Terraſſe, unter welcher ſich der Boden abſenkt und ſich, in einer großen, mit Vorwerken, Luſtſchlößchen und reichen Saaten beſetzten Fläche, von dem Auge überſpannen läßt. Hier iſt das Belvedere. In der Mitte jenes Dreyecks läuft eine zweyte Allee herauf, die, wie die erſte, von mehreren Queeralleen, in mancherley Richtungen durchſchnitten wird, welche verſchiedene kleinere, mit Raſen bedeckte, Dreyecke bilden. Unmittelbar vor Ujasdow iſt der Uebungsplatz der dort liegenden Regimenter, und zur Linken dieſer ſchönen Kaſerne hatte man das Lokale zu der neu zu erbauenden Providenz-Kirche gewählt, deren Grundlage jetzt verlaſſen da liegt. Man findet an der erwähnten großen Allee mehrere Land- und Garten-Häuſer mit Altanen, und ein größeres Gebäude, das der König für die Generalin Grabowska, ſeine Freundin, in dieſer angenehmen Landſchaft hat bauen laſſen. In die Alleen ſelbſt darf kein Wagen hinein, und deßhalb iſt der Weg zwiſchen denſelben für die Fußgänger ſehr bequem. Sie werden aber verhältnißmäßig von der großen Welt nicht ſo häufig beſucht, als ſie verdienten, eben weil man darin zu Fuße gehen muß; deſto häufiger kommen, beſonders des Sonntags, die Bürgerklaſſen hieher, die, unter ihnen hin, ihren Weg nach und von Lazienka nehmen.

Dieß Lazienka (zu deutſch Bad, Badehaus) liegt unterhalb Ujasdow *) und ge-

---

*) Es iſt ein Gedächtnißfehler, wenn Coxe ſagt, Lazienka ſey zwey Stunden von der Stadt entfernt. Vom Mittelpunkte derſelben kann man in drey Viertelſtunden bequem hinausgehen und, vom königlichen Schloſſe aus, in einer halben Stunde dahin fahren.

hört dem Könige, der dieſe ſchöne Anlage ganz nach eignem Geſchmacke hat ausführen laſſen. Sie nimmt ein längliches Viereck ein, das auf der nördlichen Seite etwas ſchmäler iſt, als auf der ſüdlichen. Ein Kanal läuft der Länge nach hindurch und bildet, faſt in der Mitte deſſelben, ein viereckigtes Becken, in welchem das Hauptgebäude des Gartens, ein Luſtſchloß, auf einer Erhöhung ſteht, die vom Waſſer umgeben und durch zwey Brücken, die angezogen werden können, auf zwey Seiten mit dem Lande verbunden wird. Das Schloß ſelbſt fällt höchſt anmuthig in die Augen, weil es in einem ſehr heitern und leichten Geſchmack erbauet iſt. Bey Mondenſchein geſehen, beſonders von der Brücke her, die über den Kanal führt, ſcheinen deſſen ſchlanke Säulen leicht auf der Oberfläche des Waſſers zu ruhen und, wenn der Wind den Waſſerſpiegel bewegt, unter der hellbeglänzten Maſſe, die ſie empor tragen, ſanft zu erzittern. Die ſchwarzen Gruppen von Nadelholz, die auf beyden Seiten den Kanal beſchatten, erheben das Maleriſche dieſer Anſicht ungemein.

Das Innere dieſes Pallaſtes iſt ebenfalls ſehr heiter, bequem eingerichtet und mit Geſchmack möblirt. Mehrere Gemälde darin, worunter auch einige von ältern Italieniſchen Meiſtern ſind, verdienen die Aufmerkſamkeit des Kenners, und einige vom Hofmaler Bacciaelli verſchaffen dem Auge des Liebhabers Genuß. Der König wohnt gern im Frühjahre hier, in der kleinen Geſellſchaft ſeiner liebſten Freunde und Freundinnen. Für ſeine Schweſter iſt ſeitwärts ein Pavillon, der einen reitzenden Saal und mehrere niedliche Kabinetter einſchließt, und für die Generalin Grabowska iſt eine größere, ſehr bequeme Wohnung erbauet. Auch iſt eine neue Hauptwache, nach einem, zu ihrem Behufe ſehr paßlichen Plan angefangen, aber noch nicht vollendet. Eben ſo ein Amphitheater, mit gemauerten Sitzen, auf welchem, ſtatt einer Balüſtrade, die Figuren alter Weiſen, in Gyps über Stäben gearbeitet, in gewiſſen Entfernungen herum geſtellt ſind. Dieß Werk ſteht einem Gartentheater, deſſen Kouliſſen von Felſen und Bäumen gebildet werden, und das von einem Arme des erwähnten Kanals umſchlungen wird, gegenüber, und ſoll bey zu gebenden Vorſtellungen für die Zuſchauer dienen. Ich hatte, während meines doppelten Aufenthalts in Warſchau, das Vergnügen nicht, eine dieſer Vorſtellungen zu ſehen, aber man hat mir verſichert, daß ſie ſehr angenehm und glänzend ausfielen. Mehrentheils werden ländliche Feſte und Spiele und Waſſerfahrten damit verbunden, die, unter Erleuchtung und Muſik ausgeführt, eben ſo mannigfaltig in der Erfindung, als für das Auge reitzend ſeyn ſollen.

Die gärtneriſchen Anlagen dieſes angenehmen Ortes, ſchränken ſich auf Alleen, bedeckte Gänge, Engliſche Stauden Beete, Raſenplätze ꝛc. ein, die mit Sorgfalt unterhalten werden. Ein Chineſiſches Gerüſt, zu welchem breite, bequeme Treppen hinanführen, erhebt ſich an der einen Seite des Gartens, und bildet oben einen, von allen Seiten offenen, Saal, von welchem herab man ganz Lazienka überſehen kann. Weiterhin findet man einen Behälter für fremde Thiere, worin jetzt nur zwey ungeheure Strauße befindlich ſind, ein Geſchenk, wenn ich nicht irre, vom Könige beyder Sicilien. Voran, nach der Schulitz zu, ſieht ein geräumiges Gebäude, worin ſich ein Speiſewirth befindet, der für kleine Geſellſchaften beſtändig angerichtet hat, und für größere, wenn man es beſtellt, reichlich anrichten kann. Er hat Platz für große Pickenicke, und was ſie an Speiſen, Wein und Leckereyen bedürfen, ſchafft er herbey; er hat auch einzelne Zimmer für kleine, feine Geſellſchaften; mit einem Worte, er hat alles, was Spatziergänger jedes Standes, wenn ſie der Reitze des Gartens genoſſen, zu ihrem Genuſſe noch wünſchen können. Die Lauben und ſchattigen Bäume um ſein Haus her, ſind, beſonders an Sonn- und Feſttagen, mit frohen Gäſten, meiſt aus dem Bürgerſtande, beſetzt.

Lazienka hängt, durch den erwähnten Kanal mit einem andern nicht minder angenehmen Luſtſitze, Mokatow, zuſammen, welcher, wie ſchon gedacht, der Kronmarſchallin Lubomirska gehört. Dieſe Anlage iſt nicht vom gröſteſten Umfange, aber ſie enthält einen Reichthum von gärtneriſchen Verzierungen, von Terraſſen, welche die umliegende Gegend beherrſchen, von Lauben, die am Ufer klarer Teiche liegen, von Irrgängen, Luſthölzchen, von Waſſerfällen, Becken, Pavillons und Einſiedeleyen, die mit dem, was die Natur für Grund und Boden gethan hat, ſehr glücklich vereiniget ſind. Von der Anhöhe herab, die ſich in Terraſſen über die niederen Theile des Gartens erhebt, hat man eine ausgebreitete Ausſicht über die Gegend um Warſchau jenſeits der Weichſel. Am Eingange des Gartens ſteht ein artiges Luſtſchlöſchen, das von Außen nicht prächtig in die Augen fällt, aber von innen ſehr geſchmackvoll verziert und mit allen Bequemlichkeiten verſehen iſt, die man für einen ländlichen Aufenthalt wünſchen kann.

Weiterhin liegt der Luſtſitz des Grafen Thomatis, von einem weitläuftigen Garten umgeben. Man verſicherte mir, daß beyde vorzüglich angenehm wären. Ich ſelbſt habe ſie nicht geſehen.

Eine Allee führt von da auf den Weg nach Willanow, verläßt einen aber bald, und man fährt weiter durch angebauetes Land, das einen weiten Geſichtskreis darbietet. Kurz vor Willanow empfängt einen eine andre Allee, die ſich in mehreren Zweigen um dieſen Ort ausbreitet. Das hieſige Luſtſchloß, das auch der Beſitzerin von Mokatow gehört, fällt gut in die Augen. Es ſchließt, im Halbzirkel erbauet, einen geräumigen, mit Raſen bedeckten Hof ein, und ſeine Vorderſeite iſt mit einer Folge von Basreliefs verziert, welche die merkwürdigſten Thaten des Königs Johann Sobieski darſtellen. Man weiß, daß dieſer König dieß Schloß ſelbſt erbauete, und den dazu gehörigen Garten anlegte. Er lebte am liebſten hier, ſtarb hier auch, und die nachfolgenden Beſitzer haben, aus Ehrfurcht für das Andenken dieſes Stolzes der Polen, ſeine Zimmer ſo gelaſſen, wie ſie waren, als er ſie bewohnte. Auch ſein Sterbebette ſteht noch an derſelben Stelle, mit eben den Vorhängen da, die es hatte, als ſeine Hülle darin erſtarrte. Die übrigen Zimmer mit ihren Mobilien ſind neuern Geſchmacks, und werden, der Abweſenheit der Beſitzerin ungeachtet, ſorgfältig unterhalten.

An den Pallaſt iſt eine kleinere Anlage gebauet, die ein Bad einſchließt, welches mit den feinſten und üppigſten Bequemlichkeiten verſehen iſt und ſich neben den ſchönſten ſeiner Art mit Ehren zeigen darf.

Der Garten, der das Schloß an drey Seiten umgiebt, hat große Vorzüge. Wenn man hineintritt, ſo hat man ein langes, prächtiges Gewächshaus vor ſich, das eine Orangerie einſchließt, die man, nach der im Zwinger zu

Dresden, noch mit Wohlgefallen anſieht, beſonders wenn man ſich an den Himmelsſtrich und an die Schwierigkeit und Koſtbarkeit, ſie zu ſammlen, erinnert. Vor demſelben hat man den Boden mit allerley Beeten in franzöſiſchem Geſchmack verziert. An Bildſäulen mancher Art fehlt es nicht, doch habe ich keine gefunden, die als vortreflich ausgezeichnet werden könnte. Der Reſt des Gartens iſt ſehr mannigfach benutzt. Theils durchſchneiden ihn alte Kaſtanien-Alleen, theils nehmen ihn Irrgänge, durch Hecken umgeben, ein, theils hat man ſeinen Boden zu Terraſſen erhöht, theils ihn zu Teichen ausgegraben, theils zu Nutzbeeten beſtellt. Gruppen von ungewöhnlich hohen und dicken Bäumen, in deren Hölung man zum Theil Sitze angebracht hat, umgeben einen großen Teich, auf welchem Gondeln ſchwimmen, und von deſſen Ufern man eine freye Ausſicht auf die umliegende, von der Weichſel durchſtrömte, Landſchaft hat. In der Nähe deſſelben iſt eine ſchöne gewölbte.

Grotte, worin zahlreiche Geſellſchaften ſpeiſen können, ohne die gewöhnlichen Unbequemlichkeiten der Grotten, feuchte Luft und feuchten Fußboden, zu empfinden. Weiterhin iſt ein künſtlicher Berg aufgethürmt, der mit dem feinſten Raſen übergrünt iſt, und, nach einer andern Seite hin, einen Theil der umliegenden Gegend überſpannen läßt. Das alles, vermengt mit feinen Obſtbäumen, Treibbeeten, Lauben, Parterren und Wäldchen, giebt dieſem angenehmen Flecke zugleich eine Abwechslung, die man zu finden kaum erwartet hat.

Für Spatziergänger, die außer dem allen noch etwas mehr brauchen, iſt nicht weit von dem Schloſſe ein geräumiges Wirthshaus errichtet, das ein paar große Säle und mehrere Zimmer, mit allem, was Eß- und Trinkluſt verlangen kann, darbietet. In demſelben, wie in dem zu Lazienka, können große Geſellſchaften zu Mittag- und Nacht-Eſſen, zu Frühſtücken und Pickenicken ſich verſammlen, und es wird auch häufig dazu benutzt.

Auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt liegt Mariemont, ein anderer Luſtort für die Bewohner von Warſchau. Nicht weit von der Weichſel, die hier ſehr breit iſt und mehrere mit Weiden beſetzte Inſeln bildet, erhebt ſich über eine Fläche tiefen Sandes, eine mäßige Anhöhe, auf der ſich ein einfaches Schlößchen befindet, welches das erwähnte Mariemont iſt. Es war ein Jagdſchloß der beyden Könige aus dem Sächſiſchen Hauſe, und gehört letzterm noch, wie das am Eingange aufgepflanzte Wappen beweiſet. Jetzt iſt es an einen Unternehmer vermiethet, der Geſellſchaften und einzelne Perſonen aller Art darin bewirthet, vom Handwerksburſchen an, bis zum Fürſten. Für letztern iſt ein großer Saal, eine Treppe hoch, der den ganzen erſten Stock einnimmt, mit großen Spiegeln verziert iſt und ſehr zahlreiche Geſellſchaften zu Frühſtücken, Mittags- und Nacht-Eſſen und zu Bällen faßt; für erſtern ſind Zimmer im Erdgeſchoß, und hölzerne Bänke und Tiſche im Freyen und in dem Hölzchen, das hinter dem Schloſſe ſich ausbreitet, von ſchmalern und breitern Gängen durchſchnitten wird, und angenehme, ſchattenreiche Promenaden darbietet. Ganz in der Nähe liegt die bekannte Mühle, die den König nach ſeiner gewaltſamen Entführung aufnahm.

Die Ausſicht von dem obern großen Saale herab iſt ſehr ausgebreitet. Man umſpannt die Weichſel, den Strom hinauf und hinunter, in einer beträchtlichen Strecke, und überſieht Warſchau in ſeiner ganzen Ausdehnung. In dieſer Entfernung hat die Stadt etwas Ehrwürdiges, das ſie verliert, wenn man näher kommt und dann auch die ſchwarzen Hütten bemerkt, die zwiſchen den großen Palläſten modern.

An dem Gehänge der Anhöhe, worauf das Schloß ſteht, hat der Unterkanzler von Litthauen, Chreptowicz, ein gutmüthiger Greis, eine kleine Meyerey angelegt, die aus einem artigen Landhauſe und einem daranſtoßenden Gärtchen beſteht, welche beyde ſehr ſorgſam unterhalten ſind. Zur Meyerey wird dieſe Klauſe dadurch, daß der Beſitzer einige Schweitzerkühe unterhält, die dort herum gute Weide finden. Er ſelbſt wohnt den Frühling und einen Theil des Sommers hier, und kömmt nur nach der Stadt, wenn ſeine Geſchäfte ihn hinein rufen.

Von Mariemont aus rechts, liegt Wola, von der Stadt ſelbſt ungefähr drey Viertelmeilen entfernt. Es iſt eigentlich ein Dorf mit einem Landſitz und Garten, die zu einem öffentlichen Beluſtigungsorte gemacht ſind und an einen Unternehmer vermiethet werden. Bisher hatte der Wechsler Schultz dieſe Anlage in Beſitz, jetzt iſt ſie mit im Konkurſe. Das Haus iſt geräumig und ziemlich bequem angelegt. Es hat zwey oder drey große Säle, an welchen auf beyden Seiten mehrere Zimmer ſtoßen, die auf einem beſſern Fuße möblirt und unterhalten ſind, als man in öffentlichen Häuſern zu finden gewohnt iſt. Auch iſt es unter den Luſtörtern um Warſchau bey weitem der glänzendſte und beſuchteſte. Bey gutem Wetter vergeht kein Mittag oder Abend, wo nicht kleinere und größere Geſellſchaften hier ſpeiſten, und die zahlreichſten Pickenicke werden hier ſehr häufig gegeben. Als Teppers Haus noch ſtand, wurden alle Luſtpartieen und Pickenicke, die man außerhalb der Stadt machen wollte, und an denen er ſelbſt und ſeine Bekanntſchaft Antheil nahm, hieher geleitet und verlegt, um dem Unternehmer der Wirthſchaft Einnahme, mithin ſeinem Schwiegerſohne Schultz die ſichere Zahlung des Pachtzinſes zu verſchaffen. Man überſah dieſe kaufmänniſche Kleinlichkeit, weil ſie in dieſem Falle ihren Vortheil mit dem Vergnügen der Genießer verband, die in der That in Wola eine beſſere Aufnahme, ſorgfältigere Bedienung, ausgeſuchtere Speiſen und Getränke und ein angenehmeres Lokale fanden, als ſonſt irgendwo. Es war nicht ſelten, hier Mittags- und Nacht-Eſſen von funfzig bis ſechszig Gedecken,

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

und Pickenicke von hundert und funfzig Perſonen zu ſehen, die vortreflich bedient wurden.

Der Garten, der an das Haus ſtößt, obgleich von noch nicht alter Anlage, hat keinen Mangel an Alleen, Bereeaus und andern Werken der Gartenkunſt, die an ſchönen Morgen und Abenden viel Reitz gewähren. Im Frühlinge wartete man in demſelben häufig Brunnenkuren ab.

Powonsk und **Jablonne**, erſteres dem Fürſten Czartoryski und letzteres dem Primas gehörig, ſind Luſtſchlöſſer mit artigen Gärten und Parks, jenſeits der Weichſel, die aber nicht zu den öffentlichen Beluſtigungsorten gehören. Man leſe bey Coxe *) das nach, was er davon ſagt, hauptſächlich der Auftritte und der Geſellſchaft wegen, die er dort ſah, und deren Schilderung mehrere Züge darbietet, die der Leſer auf das anwenden und zu dem fügen möge, was ich von dem geſelligen Leben, dem Ton, dem Geſchmack und Aufwande der polniſchen großen Welt bisher mitgetheilt habe.

---

*) Th. I. S. 131. fg.

Sechster Abſchnitt.

Warſchau.

Fortgeſetzte Erinnerungen der Schilderung eines großen polniſchen Hauſes. Anmerkung über das Eigenthümliche des Luxus und Aufwandes in Polen. Koſtbarkeit der [illegible], der [illegible], der [illegible], der Künſtler, und der [illegible] zur [illegible] des hieſigen Geſchmacks. [illegible] und [illegible] Aufwand. Folgen des Luxus. Zerrüttete Vermögen. [illegible] Politiſcher Charakter der Polen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Staatskunſt. Polens freundſchaftliche Verbindungen. Ein merkwürdiger [illegible]. Gang der Staatsgeſchäfte. Landtage. Reichstage. Konföderationen. Unwiſſenheit und Leichtſinn vieler Landboten. Einfluß der Weiber. Fürchterliche Verſchwörung derſelben gegen den König. Wie der Verkauf der Staroſteyen durchgeſetzt wurde. Merkwürdiger Auſternſchmaus. [illegible] [illegible] langſame und doch [illegible] Entſcheidung eines wichtigen Staats-Rechts-Handels. Art zu ſolicitiren. Gang der Juſtiz-Geſchäfte. Richter, Berichtſteller, Anwalde. Einfluß des Egoismus auf alle übrige Verhältniſſe. Freundſchaften. Ehen. Galanterie. Weiber. Kleidung der Weiber und Männer. Erziehung. Serviliſche, gleißneriſch-demüthige, ſklaviſche Grüße und Ergebenheitsbezeugungen. Sprache der Höflichkeit und Unterwürfigkeit. — Beſchluß der erläuterten Schilderung eines großen polniſchen Hauſes.

Nach vielen einzelnen Zügen, die den bisher aufgeſtellten Bemerkungen eingeſtreuet ſind, wird ſich der aufmerkſame Leſer von dem Luxus und Aufwande der polniſchen großen Welt einen ziemlich deutlichen Begriff haben machen können; jetzt erlaube man mir, noch einige Bemerkungen hinzu zu fügen, die dieſen Begriff erweitern und vervollſtändigen werden.

Die orientaliſche Uebertreibung und Abentheuerlichkeit, welche die polniſchen Großen in Handlungen der Gaſtfreyheit und der Geſelligkeit legen, erſtrecken ſich auch auf alle übrige, nur erdenkliche ökonomiſche, politiſche, ſinnliche und geiſtige Bedürfniſſe. Schon dieſer große Maßſtab, der ihnen, hauptſächlich durch ihren hohen Standpunkt im Staate, durch Reichthum und die daraus folgende Auszeichnung im bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben, mithin durch Hochmuth, Eitelkeit und eingeführte Sitte, eigen geworden iſt, macht ihnen, mehr als andern Ihresgleichen in dem übrigen Europa, ihre Exiſtenz theuer; aber noch koſtbarer wird ſie durch den Umſtand, daß die Polen, außer den allernöthigſten und einfachſten Erforderniſſen des Lebens, Alles, vom Kleide an bis zur Stecknadel, aus fremden Ländern, theils ziehen müſſen, theils, aus Liebhaberey, Vorurtheil und Mode, freywillig zu ziehen pflegen.

Wenn, zum Beyſpiel, der engliſche Große Aufwand in Pferden, in Mobillen, in Kleidung macht, ſo kommmen ihm dieſe Gegenſtände bey weitem nicht ſo hoch zu ſtehen, als dem polniſchen Großen, der engliſche Pferde, Mobillen, Tücher und Zeuge aller Art, hunderte von Meilen aus England her, durch den dritten und vierten Kaufmann, mit dem dritten und vierten Zoll, mit der dritten und vierten Fracht belaſtet, empfängt und verbraucht. Eben der Fall iſt es mit denjenigen natürlichen und künſtlichen Erzeugniſſen, die er aus Frankreich, aus Spanien, aus Italien ꝛc. in eben der Menge und reichlicher braucht, als der Franzoſe, Spanier und Italiener in denſelben Ländern, wo ſie gezogen und verfertigt werden. Selbſt ſolche Dinge, die dieſe Nationen, wie er, aus fremden Ländern ziehen, kommen ihm ungleich höher zu ſtehen, als jenen, theils, weil er entfernter wohnt, theils, weil ihm die bequemere und wohlfeilere Verbindung mit dem Meere fehlt, auch die Provinzen ſeines Landes ſelbſt, weder Straßen noch Kanäle haben; und theils, weil ſeine Kaufleute, wegen Theurung der Lebensmittel und Handarbeit, wegen des eingeführten Luxus, wegen der Gefahren einer weiten, zuſammengeſetzten, vielfach bezollten Anfuhr und wegen häufigen Borgens und ſpäter, unſicherer Zahlung, höhere Preiſe machen müſſen, als es in wohlgeordneten Ländern der Fall iſt und ſeyn darf.

So iſt es in Polen in Abſicht der Gegenſtände, die man genießt, die man an ſeinem Körper trägt, die man um ſich hat; und ſo iſt es mit denen, die man zur Wohnung, zur Erziehung, zur Lektüre, und zur Bildung des Geiſtes und des Körpers braucht.

Ein Pallaſt in Warſchau, von bloßen Backſteinen, koſtet mehr, als in Genua ein ähnlicher von behauener Pietra di Lavagna, als in Rom ein ähnlicher von Travertin. Die Ziegel- und Kalkbrennereyen um Warſchau können, bey mäßigen Bauten, nicht Materialien genug liefern; die zum Auf- und Ausbau nöthigen Handwerker haben nicht Geſellen genug, und die erforderlichen Tagelöhner ſind nicht aufzubringen, in einem Lande, wo der niederen, zahlreichern Volksklaſſe verwehrt iſt, zu Handthierungen und Handwerken überzutreten. Deßhalb ſind hier frühe und große

Vorbereitungen nöthig, wenn man einen beträchtlichen Bau unternehmen will. Steine, Kalk und Holz müſſen, lange vorher, aus der Nähe und Ferne zuſammen gefahren, die Baumeiſter oft aus der Fremde verſchrieben, und die Handwerker durch Verträge und Vorſchüſſe in den Stand geſetzt werden, ſich mit Geſellen zu verſehen. Was man an Werkſtücken zu Treppen, zu Fenſter-Verzierungen, zu Geſimſen ꝛc. braucht, muß man auswärts beſtellen, und, bearbeitet oder roh, weit her anfahren laſſen; und zu Handlangern muß man zum Theil Weiber und Kinder annehmen, um nur Aerme zu haben, die zur Aufführung der nackten Mauern mitwirken helfen. Stehen dieſe endlich, ſo erfordert der innere Bau und Aufputz eine neue koſtbare Zurüſtung, deren tauſendfache Beſtandtheile faſt ſämmtlich, oft mit den Händen zugleich, die ſie einrichten und anordnen, aus der Fremde gezogen werden müſſen. Unter dieſen Umſtänden iſt es vielleicht ein größeres Wunder, daß

Warſchau fünf und neunzig Kirchen, Kapellen und Palläſte einſchließt, als daß Rom drey hundert und fünf und vierzig Kirchen und Kapellen und hundert und ſechs und vierzig Palläſte zählt.

Wenn in Italien und Deutſchland nichts wohlfeiler iſt, als Erziehung und Aufſicht über die Kinder, ſo iſt in Polen nichts theurer. Dort wimmelt es auf allen Straßen von Abbaten und Kandidaten, die für einen Spottpreis das mühſamſte aller Geſchäfte übernehmen, und Geſchicklichkeit und Kenntniſſe aller Art, oft in einem ausgezeichneten Grade, dazu bringen; hier ſind dergleichen Subjekte, ſelbſt von der gemeinen Art, ſelten, und man iſt auf die Welt- und Ordensgeiſtlichen eingeſchränkt, die ſich mit Unterricht abgeben. Fordert man Sitten, ſogenannte galante Kenntniſſe und Sprachen, ſo leiſten ſie keine Genüge; man iſt gezwungen, Hofmeiſter aus Deutſchland, Frankreich und Italien, mit großen Koſten, kommen zu laſſen, und ſie ſo zu beſolden, wie es die Seltenheit ihrer Talente in Polen, die Aufopferung ihres väterlichen Bodens, und die Trennung von ihrer Familie und ihren Freunden, erfordern. So iſt es mit denjenigen Lehrern, die zur Bildung der Sitten und des Verſtandes vornehmer Kinder gehalten werden; ſo iſt es mit denen, die ihnen in der Reit- Fecht- Tanz- Zeichen- und Tonkunſt Unterricht geben. Faſt alle ſind Ausländer; ſie müſſen für ihre Auswanderung Erſatz haben, ſie wollen ein Vermögen erwerben, mit dem ſie einmal ihr Vaterland wieder aufſuchen können, ſie laſſen ſich mithin theuer bezahlen. Derſelbe Fall iſt es mit den Aerzten, Wundärzten, Künſtlern, Köchen, Kammerdienern ꝛc. die ſämmtlich ihre Dienſte höher anſchlagen, als anderwärts, wo ſie mit einer Menge von eben ſo geſchickten Nebenbuhlern einerley Laufbahn zu machen haben.

Die Werke der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte ſind hier ebenfalls ſchwerer zu erhalten, mithin theurer, als ſonſt überall. Der

Preis der Bücher ſteht wenigſtens um die Hälfte höher, als in Frankreich, Italien und Deutſchland; Zeichnungen, Gemälde, Bildhauerarbeiten, ſind noch einmal ſo theuer, als dort. Die Liebhaberey an Bibliotheken, an Kunſtſammlungen iſt demnach äuſſerſt koſtbar, alſo auch die Bildung des Geiſtes und Geſchmacks.

Aber neben den Ausgaben, welche die vornehme große Welt mit der in andern Ländern gemein hat, erweckt die Landesverfaſſung ihr noch andre, von denen jene entweder gar nichts, oder doch weniger, empfindet. Sie braucht, nach eingeführter Sitte, politiſchen Einfluß, und dieſen kann ſie nur durch Staats- und Ehrenſtellen, durch Landämter, durch Anhänger, durch Orden und andre in die Augen fallende Dinge, erhalten. Dieſe ſind äuſſerſt koſtbar, und werden es dadurch um ſo mehr, da ſie nicht durch die Erkaufung eines Einzigen, ſondern Vieler zu erlangen ſind; da Verdienſte hier nichts entſcheiden, und da man überall Nebenbuhler vor ſich findet, die ebenfalls kein anderes Mittel, um ihren Zweck zu erreichen, in Händen haben, als das Meiſte zu bieten. Sonach koſtet einem Polen das allmählige Aufſteigen von den untern Würden zu den oberen, eine außerordentliche Summe, und ſelbſt dann, wenn er die höchſte Stufe erreicht hat, ſind ſeine hieher gehörigen Ausgaben noch nicht zu Ende, falls er ſich auch des Einfluſſes verſichern will, zu welchem ihn dieſe Stufe berechtiget. Er muß ſich auf jedem neuen Landtage in den Woiwodſchaften, über die er geſetzt iſt, oder die er bewohnt, Anhänger erkaufen; er muß unter den Reichsboten, an jedem neuen Reichstage, durch Geſchenke, Schmäuſe und Verſprechungen, neue Freunde ſuchen; er muß ein Heer von ärmern Edelleuten unterhalten, damit er, durch ein zahlreiches Gefolge, theils die Augen des großen Haufens blenden, theils ſeine Nebenbuhler überglänzen, theils in Furcht erhalten könne; und er muß zu allem dieſem endlich noch die Miniſter derjenigen Mächte, die auf die Geſchäfte in Polen Einfluß haben, auf gleichem Wege, immer mit vollen Händen, für ſeine Entwürfe zu gewinnen ſuchen.

Nicht minder koſtſpielig werden den polniſchen Großen ihre Rechtshändel. Der hochmüthige, habſüchtige und egoiſtiſche Zug in ihrem Charakter, verwickelt ſie leicht in Streitigkeiten mit ihren Nachbarn und Nebenbuhlern; Beeinträchtigung des Eigenthums, die der Mächtigere ſich ſo oft gegen den Schwächern zu Schulden kommen läßt; perſönliche Mißhandlungen gegen Geringere, die hier noch ſo häufig ſind; und der zweydeutige, ſchwankende, verdrehbare Sinn der Geſetze ſelbſt — das alles veranlaßt eine ungewöhnliche Menge von Rechtshändeln. Da überdieß in Polen derjenige, der bloß Recht hat und nichts weiter, gewöhnlich Unrecht behält, ſo iſt es unumgänglich nöthig, daß man es durch Geſchenke an die Anwalde, Berichtſteller und Richter, befeſtige. Daſſelbe thut aber auch der Gegner, der ſein Unrecht gern in Recht verwandeln möchte. So entſteht ein doppelter Rechtskampf: einer mit Urkunden und Geſetzen, ein anderer mit Doſen, Ringen und Dukaten. Im letztern die Oberhand haben, heißt im erſtern gewinnen; ſtehen auf beyden Seiten die genannten Kräfte im Gleichgewicht, ſo ſchlagen Anwald und Richter, die ſodann keinem wehe thun wollen, den Lieblingsweg der polniſchen Gerechtigkeit, den Mittelweg (medium terminum) ein, und beyde Theile behalten Recht. Dadurch gewinnen jene nicht nur die Sporteln des gegenwärtigen Rechtshandels, ſondern auch des künftigen, den ihr auf Schrauben geſtellter Spruch, mit der Zeit, wenn ſich die Parten erholt haben, nothwendig wieder erneuern muß. Dieſer Gang der Rechtshändel iſt ſo bekannt und durch lange Gewohnheit ſo alltäglich geworden, daß es nicht einmal nöthig iſt, bey dem Ankaufe der Advokaten, Referenten und Richter mit einer gewiſſen Heimlichkeit und Schonung zu Werke zu geben. Dieſer Ankauf erhöhet den Aufwand der polniſchen Großen, die zuweilen auf einmal vor zehn bis zwölf Gerichtshöfen in Warſchau und in den Provinzen, Rechtshändel ſchweben haben *).

Alle dieſe Bemerkungen weiſen auf das Reſultat zurück, daß der Aufwand der polniſchen Großen außerordentlich, daß er von größerem Umfange ſey, als in irgend einem andern europäiſchen Lande, weil ſie alles das zum Luxus und Bedürfniß brauchen, was Ihresgleichen in andern Ländern brauchen, aber zu einem geringern Preiſe haben können; und daß ihre Lage als Staatsbürger in politiſcher und rechtlicher Hinſicht Ausgaben nöthig macht, zu denen die Großen in dem übrigen Europa gar nicht oder doch ſeltener gedrungen ſind.

Die Folgen dieſes Aufwandes und Luxus zeigen ſich auch vielleicht nirgends fürchterlicher, als

---

*) Weiter unten [illegible] ich noch mehr über dieſe Gegenſtände [illegible].

als in Polen. Es ſind wenig große Häuſer, deren ökonomiſche Umſtände nicht darunter litten; es ſind wenig einzelne Perſonen, deren politiſcher und moraliſcher Charakter nicht dadurch, zum Theil oder ganz, verdorben würde. Der ewige Ausfall zwiſchen Vermögen und Aufwand; die Nothwendigkeit, dieſen Ausfall zu decken, wenn man auf dem vorigen Fuße fortglänzen will; die Menge von Leuten, die in dieſem Punkt in einer gleichen Lage ſind, die alſo gleiche Mittel ergreifen müſſen, um ſich zu erhalten — erregen einen Wetteifer, eine Reibung, eine Gewinnſucht, mithin einen Egoismus, der ſich vielleicht nirgends ſo deutlich, ſo offen ausdrückt, als in Polen. Keiner hilft dem andern, wenn er nicht dabey zu gewinnen weiß, ſey es an Einfluß oder an Gelde; gewinnt er aber, ſo hilft er, wäre es auch bey den ungerechteſten Dingen. Jeder macht ſeine Würde, ſeinen Einfluß, und ſeine Stelle zu Gelde, weil ihr Erwerb ihm Geld gekoſtet hat, das er wieder herausmarkten muß: keiner erfüllt die Pflichten derſelben umſonſt, weil kein anderer ihm noch die Pflichten der ſeinigen umſonſt geleiſtet hat. Vermöge dieſes verderblichen Grundſatzes, der ſich in Polen ſo häufig mit Ehrſucht, Rache, Geitz und Neid verbindet, ſchont man ſelbſt ſeines Vaterlandes und ſeiner eigenen Familie nicht, wenn man gewiſſe Abſichten erreichen will. Er iſt es beſonders, durch den die benachbarten Mächte ſich von jeher ſo viele und mächtige Anhänger in Polen verſchafften. Diejenige unter ihnen, die den einzelnen Großen die ſtärkſten Jahrgelder gab, oder ihnen durch ihren Einfluß die höchſten Stellen, die beſten Staroſteyen verſchafte, war immer die ſtärkſte in Polen, beſonders wenn ſie zur rechten Zeit auch durch Schrecken zu wirken wußte. Solche Jahrgelder, oder andre Wohlthaten, pflanzten ſich von einem Haupte der Familie auf das andere fort, und daher hatte man ganze Verwandtſchaften, die ſeit einer Reihe von Jahren Ruſſiſch, Preußiſch, Kaiſerlich, und ehedem Franzöſiſch, Sächſiſch und Schwediſch waren, dieß ohne Schaam öffentlich ſagten, und durch ihre Grundſätze und Handlungen zeigten. Manche nahmen ſogar von allen, die ihnen geben wollten, und blieben bloß deshalb unpartheyiſch, oder auf dem Mittelwege, ſo lange wenigſtens, als ihre Politik nicht bekannt und übel empfunden wurde; manche empfahlen ihre Söhne und Verwandte, ſobald ſie Stellen erhielten, die ihnen Stimmen verſchaften, zu ſolchen Jahrgeldern; mancher Sohn, manche Frau, wurde aber auch oft, durch ähnliche, von der Gegenpartey des Vaters, oder des Gemals gewonnen; und in ſolchen Fällen gab es in einzelnen Familien ein dreyfaches Intereſſe und einen Haß, eine Erbitterung und Auftritte, die am Reichstage ſelbſt nicht heftiger und unanſtändiger ſeyn konnten. Während des Konſtitutions-Reichstages, deſſen Handlungen man häufig einem reinen Intereſſe für das Wohl der geſammten Nation und einer vortheilhaften Veränderung des polniſchen Charakters zuſchreibt, offenbarten ſich alle dieſe Dinge dem Augenzeugen noch ſo deutlich, ſo häufig, als ſonſt; und ich könnte einzelne Perſonen und ganze Familien nennen, die dieſem altpolniſchen Egoismus getreu blieben und ſtandhaft nach deſſen Eingebungen handelten. Diejenigen Charaktere, die immer auf der Seite des Stärkſten ſind, und deren es unter dem politiſch bedeutenden Theile der polniſchen Nation eine ungewöhnliche Menge giebt, handeln ebenfalls ſklaviſch nach jenen Grundſätzen der Selbſtſucht, und auch dieſe könnte ich namentlich bezeichnen, wie ſie, an dem gedachten Reichstage, alle die Beſchlüſſe gegen das Intereſſe unſerer Kaiſerin durchtreiben halfen, die ſie an dem bevorſtehenden Reichstage zu Grodno *) werden aufheben helfen.

Es giebt in Polen gewiſſe politiſch-freundſchaftliche Verbindungen, deren Mitglieder,

---

*) Im Jahre 1793 den 17ten Jun.

vereinigt, gewiſſe Plane durchſetzen wollen; dieſe ſind nur ſcheinbar Freunde, haſſen einander oft, hintergehen und überliſten einander, ſtehen aber bey ihren Unternehmungen Einen Mann, und bringen für das gemeinſchaftliche Intereſſe, das den Vortheil jedes Einzelnen einſchließt, Aufopferungen, die man ſonſt nur von wahrer Freundſchaft und Uneigennützigkeit erwartet. Man erlaube mir ein Beyſpiel davon hier aufzuſtellen:

Während des Zwiſchenreichs, das der Wahl des jetzigen Königs vorherging, bildeten ſich drey hervorſtechende Parteyen, die den Thron aus ihrem Mittel beſetzen wollten. An der Spitze der einen ſtand die Familie Czartoryski; die andre bildeten die Anhänger des Sächſiſchen Hauſes; die dritte leitete der Großfeldherr, Johann Branicki. Die Partey der Czartoryski, deren Haupt der Großkanzler von Lithauen, Czartoryski war, ſchloß drey Kandidaten ein: den Bruder des Großkanzlers, Woiwoden von Rußland, Czartoryski, deſſen Sohn, den Prinzen Adam, und den damaligen Stolnik (Truchſeß) von Lithauen, Stanislaus Poniatowski, den Neffen des Großkanzlers. Auf ihrer Seite war Rußland, und der König von Preußen ſchien ihr nicht abgeneigt.

Die Häupter der Anhänger des Sächſiſchen Hauſes waren die Woiwoden von Lublin, von Wilna, von Podlachien, von Kiow, von Rawa, von Krakau, nämlich die Fürſten Lubomirski und Radziwil, und die Grafen Gedzki, Potocki, Granowski, Rzewuski u. a. Dieſe wünſchten den damaligen Kurfürſten von Sachſen, Chriſtian, oder einen ſeiner Brüder auf den Thron zu erheben.

Das Haupt der Partey Branicki's, war der Großfeldherr ſelbſt und mehrere ihm ergebene Edelleute. Er, ein Schweſtermann von Stanislaus Poniatowski, wünſchte König zu werden, und rechnete auf die Unterſtützung der Pforte.

Die Partey der Czartoryski war unter dieſen dreyen die ſtärkſte, und ſie ward es durch den Beyſtand Rußlands, durch die Klugheit und Entſchloſſenheit ihrer Hauptperſonen, durch ihren ausgebreiteten Einfluß, und durch die perſönlichen Vorzüge der drey Kandidaten, vorzüglich Poniatowski's, der durch Geiſt, Kenntniſſe und Beredſamkeit ſchon damals ſich ſehr auszeichnete. Dazu kam, daß dieſe Partey unzertrennbar zuſammen hielt, daß Ein Mitglied wie das Ganze und das Ganze wie Ein Mitglied handelte, daß der Reichthum und der Einfluß des Einzelnen und Aller auf Einen Zweck hin wirkten, kurz, daß Eintracht und Einheit in ihren Entwürfen waren, und die nöthigen Maßregeln nach einem feſten Plane verabredet und angewandt wurden. Merkwürdig, aber ihrem Grunde nach nicht genug aufgeklärt, däucht mir dieſe Eintracht, und es laſſen ſich einige Fragen darüber aufwerfen. War es dem Großkanzler gleich, welcher von den drey Kandidaten König würde, ſein Bruder, Prinz Adam Czartoryſki, oder Graf Staniſlaus Poniatowſki? Wollte er nur ſeinen und ſeiner Familie politiſchen Einfluß unter der neuen Regierung beybehalten und vermehren, und glaubte er, dieſen Zweck zu erreichen, welcher von dieſen dreyen auch König würde? Oder wollte er lieber ſeinen Bruder oder deſſen Sohn dazu machen? Wußte Staniſlaus dieß, oder wußte er es nicht? Und war er Willens, ſeinem Onkel, dem Woiwoden von Rußland, oder deſſen Sohn Adam, dieſen Dienſt zu leiſten und dafür bloß mit einem höhern Standpunkt im Staat und einem mehr umfaſſenden Einfluß vorlieb zu nehmen? Oder hintergingen hierin einander der Großkanzler und ſein Neffe Staniſlaus? Spiegelte jener dieſem nur vor, er wolle ihn zum König machen, um ſeinen Einfluß, ſeine Freunde und die Achtung, worin er bey der Kaiſerin und dem Könige von Preußen ſtand, bis zu dem entſcheidenden Augenblicke der Wahl, zu gewinnen? Oder ſpiegelte dieſer jenem vor, daß er ſeinen Plan nicht durchſehe, und wollte er nur deſſen Einfluß nutzen, bis der Moment der Wahl entſchiede? Oder endlich, waren alle dahin überein gekommen, daß man für die drey Kandidaten gleichmäßig arbeiten wolle, damit die Nation, wenn ſie auch gegen den einen oder den andern minder günſtig geſinnt wäre, doch Einen davon wählen, und ſolchergeſtalt den Plan der Familie ausführen müßte? — Ich geſtehe, daß ich zwar auf alle dieſe Fragen kein bedingtes Ja oder Nein ſagen kann, daß ſie aber, zuſammen genommen, gewiß den Gang und die Beſchaffenheit der Entwürfe und Verhältniſſe dieſer Partey einſchließen. Uebrigens traue ich dem Großkanzler Czartoryski ſelbſt Kälte genug zu, ſich nicht für einen der drey Kandidaten, etwa aus herzlichem Hange, mehr verwandt zu haben, als für den andern, und Klugheit und Einfluß genug, beyde Neffen und ſeinen Bruder ſo weit zu bringen, daß ſie es ſich gleich ſeyn ließen, wer von ihnen dreyen König würde, wenn nur ihre

Familie und ſie ſelbſt unmittelbar und perſönlich an Glanz und Einfluß im Staate gewonnen. Gewiß iſt es, wie oben erwähnt, daß, dem Aeußern nach, Eintracht und wechſelſeitige Aufopferungen dieſe Partey enge zuſammen verknüpften, daß ſie aber oft genug im Innern Streitigkeiten unter einander hatten, die bald mehr, bald weniger heftig waren, aber nie in Stürme ausbrachen, die ihre politiſche Freundſchaft hätten zerreißen können.

Die andre Partey, die Sächſiſche, beſtand aus den mächtigſten und reichſten Staatsbeamten, aus andern wichtigen Magnaten, auch Biſchöfen, und aus vielen Mitgliedern des Ritterſtandes, die, theils aus Eiferſucht auf die Czartoryski, theils in der Erinnerung der für ſie fruchtbar geweſenen Zeiten der Könige aus dem Sächſiſchen Hauſe, für die Prinzen des letztern ſich geſtimmt fanden. Aber ihr guter Wille ward durch unſre Truppen gelähmt, die ſich in der Gegend von Warſchau zu Gunſten der Czartoryski zuſammen gezogen hatten.

Ueberdieß war das Sächſiſche Haus zu ſparſam, und beſeſtigte ſeine Anhänger nicht genug durch klingenden Dank in ihrer Freundſchaft, gab alſo auch wenig Hoffnung, das je zu erſetzen, was ſie, wenn die Ruſſiſche Partey völlig obſiegte, durch den Verluſt ihrer Stellen oder durch Exekutionen, auf ihre Güter verlegt, hätten einbüßen können.

Die dritte Partey war die ſchwächſte. Der Großfeldherr ſelbſt war ein ſtolzer, ungeſtümer Mann, dem es durchaus an der Klugheit und Geſchmeidigkeit fehlte, die von dem Haupt einer Partey, beſonders in Polen, wo man mit Leuten zu thun hat, die ſich bey ſolchen Gelegenheiten alle für gleich und gleich und für Gönner und Beförderer halten, als die erſten Bedingniſſe gefordert werden. Er hatte allerdings auch einige Anhänger unter dem Adel, verließ ſich aber beſonders auf ſeinen großen Einfluß bey der Armee, und auf den Beyſtand des türkiſchen Hofes.

Unter dieſen Umſtänden verſammelte ſich der Konvokations-Reichstag den 7ten May 1764, und ſogleich ließ der Großfeldherr durch ſeinen Liebling, den General Makronowski, der Reichsbote war, alles für nichtig erklären, was auf demſelben verhandelt werden würde, wenn man nicht vorher die Beſchwerden beylegte, die in einem Manifeſte, das ungefähr dreyßig Senatoren und Reichsboten unterſchrieben hatten, aufgeſtellt waren. Dieſer Einſpruch blieb aber ohne Wirkung. Die Partey der Czartoryski drang, unter dem Schutze der Ruſſen in der Ferne, und ihrer Haustruppen in der Nähe, durch, und der Prinz Adam Czartoryski ward zum Reichstags-Marſchall erwählt.

Jetzt ſahen die Anhänger **Branicki's** und Sachſens das mächtige Uebergewicht, das ſich die Czartoryski an dem Konvokations-Reichstage zu verſchaffen gewußt hatten, und ſie konnten nicht mehr zweifeln, daß ſie ſich daſſelbe auch für den folgenden Wahlreichstag zu zu erhalten wiſſen würden. Sogleich vereinigten beyde Parteyen ihr Intereſſe, welches nun war, den Czartoryskis entgegen zu arbeiten und den ihnen günſtigen Reichstag zu zerreiſſen; und dieß war um ſo leichter, da der Großfeldherr ſich immer geſtellt hatte, als ob er dem Hauſe Sachſen nicht abgeneigt wäre. Die Hauptperſonen verließen alſo den Tag darauf Warſchau und legten ein Manifeſt gegen den Reichstag ein. Es waren Branicki, Rzewuski, Potocki, Radziwil, Poninski und andre der Mächtigſten und Reichſten im Staate. Die folgenden Tage zogen ihnen viele, eben ſo bedeutende Große, z. B. der Biſchof von Krakau, Soltyk, der Woiwode von Volhynien, Oſſolinski, der Krongroßſchatzmeiſter, Weſſel, u. a. nach, und zwanzig Reichsboten ſchlugen ſich noch zu ihrer Partey. Der Großfeldherr bezog ein Lager bey Koscenicz mit ſeinen und ſeiner Anhänger Haustruppen, zu welchen noch einige Regimenter von der Armee ſtießen.

Unterdeſſen entſetzte der Konvokations-Reichstag, der ſich für den ächten Stellvertreter der Nation erklärte, den Kron-Großmarſchall Bielinski ſeiner Würde, weil er, indem er den Reichstag für zerriſſen erklärte, ſeine Wache zur Beſetzung des Verſammlungsſaales verweigert hatte; eben ſo verlor ein paar Tage nachher der Großfeldherr ſelbſt ſeine Würde, auf die vierfache Anklage, daß er die Unterhaltung und Zucht der Armee vernachläßigt, die Gränzen nicht gedeckt, Truppen bey Graudenz zuſammen gezogen, um ſeine Privatrache zu befriedigen, und daß er die Republik verlaſſen habe, zu einer Zeit, wo ſie ſich hätte einmüthig einen König wählen können, ohne auswärtige Mächte dabey um Beyſtand zu bitten. Zugleich wurde der Woiwode von Rußland, Fürſt Czartoryski, Vater des Prinzen Adam, zum Regimentar *) der Armee, erwählt, und er leiſtete der Republik den Eyd

---

*) S. oben Zweytes Heft, S. 75.

der Treue. Mehrere Große gingen jeꝫt zur ſiegenden Partey zurück, und verließen die ſchwächere. Das Lager der letztern wurde von den Ruſſen eingeſchloſſen; was noch von Anhängern zu ihr hätte ſtoßen wollen, konnte nicht durchdringen; im Lager ſelbſt fehlte es an Zelten, an Lebensmitteln, an Munition und Geld; die Hauptperſonen wurden ſchon in den erſten Tagen uneins, denn der Großfeldherr behauptete ſeinen Stolz, der Biſchof von Krakau wollte, daß alles nach ſeinem Willen gehen ſollte, Rzewuski war zu bedenklich und Radziwil beharrte auf ſeinem Kopfe, nahm keine Vorſtellungen an, und entfernte ſich endlich ganz aus dem Lager. Eben ſo, bald nachher, der Woiwode von Kiow, Potocki, der Biſchof von Krakau, der Großküchenmeiſter Poninski, und viele andre der bedeutendſten Anhänger ſeiner Partey. Sein ganzer Plan ſcheiterte, und er war nicht im Stande, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Als nachher der Wahlreichstag berufen ward, erhielt

Stanislaus Poniatowski, der jetzige König, die meiſten Stimmen; und die Familie Czartoryski hatte ihre Entwürfe, bis auf den letzten Augenblick enge verbunden, glücklich durchgeſetzt.

Stanislaus war nicht ſo bald König, ſo ward die innere Eiferſucht und das Mißvergnügen unter den Hauptperſonen ſeiner Partey, die gewiß nicht erſt am Tage ſeiner Wahl entſtanden, lauter. Er wurde von der Herrſchſucht des Großkanzlers bedrängt, von deſſen Stolze gedrückt, von deſſen Kälte und Eigenſinn in ſeinen etwas lebhaften Unternehmungen behindert. Sein Onkel, der Woiwode von Rußland, und ſein Sohn, Fürſt Adam, ließen ihn ihren Groll ohne Zwang merken, und benahmen ſich entweder übermüthig oder mürriſch; genug, man war recht ernſtlich mißvergnügt mit ihm; aber dennoch, (und bloß dieſes Umſtandes wegen habe ich dieſe Thatſachen *)

---

*) Man vergleiche ſie mit der Correspondance sur les affaires politiques de Pologne, in Büſchings Ma-

erzählt) hielten ſie, ihres gemeinſchaftlichen Intereſſes wegen, noch eine Weile ſo feſt zuſammen, als vorher, und blieben, bey politiſchen Entwürfen, ſo einträchtig, ſo ſtandhaft einander ergeben, daß ſie, bis zu dem Zeitpunkte, wo äußere dazwiſchen tretende Umſtände ihre Partey zerriſſen, den polniſchen Staat ausſchließend beherrſchten.

Hier iſt ein kurzer Abriß von dem Gange der Staats- und Juſtiz-Geſchäfte in Polen an ſeinem rechten Orte.

In Staatsgeſchäften, in Angelegenheiten der ganzen Nation, läßt man nichts auf den allgemeinen Willen derſelben, den ſie ihren Stellvertretern am Reichstage, den Bedürfniſſen des Ganzen entſprechend, übertragen haben könnte, unbedingt ankommen. Da man an ſeinem eigenen Egoismus, den Egoismus

---

gazin, Theil 13, Seite 4. fg., die ich überhaupt dem Leſer, der ſich über den politiſchen Charakter der Polen noch näher unterrichten will, zu einem aufmerkſamen Nachleſen empfehle.

aller übrigen erkennt, ſo weiß man ſchon, daß jeder einzelne Reichsbote nur diejenigen Punkte ſeiner Vorſchrift durchzuſetzen ſucht, die ſich mit ſeinem perſönlichen Vortheil am beſten vereinigen laſſen; und daß eben ſo jede Provinz nur das ihren Reichsboten aufzutragen pflegt, was ihr, ſey es auch mit Nachtheil für alle übrige, den meiſten Vortheil bringt. Hierin liegt die natürliche Veranlaſſung zu Parteyen.

Solche Parteyen bilden theils diejenigen Provinzen, deren Forderungen und Vorſchriften einander gleich ſind, theils diejenigen, die ſich in den meiſten derſelben nähern, theils Privatperſonen, die Privatentwürfe durchſetzen wollen, welche dem Vortheil, oder den Rechten, oder dem Syſtem einiger Provinzen oder anderer Privatperſonen zuwider laufen; und theils ſolche, die irgend einem auswärtigen Hofe bey gewiſſen, das Ganze beſchädigenden, Planen beförderlich ſeyn wollen.

Die Arbeiten derjenigen Partey alſo, die etwas durchſetzen will, wobey ſie die Zuſtimmung der ganzen Nation, oder auch nur ihrer Mehrheit, nicht hoffen kann, gehen ſchon vor der Berufung der Landtage an. Man ſchickt nämlich in diejenigen Bezirke, von denen man weiß, daß ſie den vorhabenden Planen am meiſten zuwider ſind, Kundſchafter ab, um die öffentliche Meynung dort theils zu bilden, theils zu leiten, um diejenigen unter dem Adel der Provinz auszuleſen, deren Grundſätze jenen Abſichten entſprechen, oder ihnen am wenigſten zuwider ſind; um dieſe Grundſätze vollends zu berichtigen, d. i. zum Vortheil der Partey zu modeln; um durch Unterhandlungen, Verſprechungen, Geſchenke und andre angenehme oder nützliche Dinge, die Bedeutendſten dieſes Adels geradezu für die gegebene Partey zu erkaufen; um endlich dieſe letztren mit auf die Wahl zu bringen und ihnen die Mehrheit der Stimmen zu künftigen Reichsboten wirklich zu verſchaffen.

Unter dieſen Vorbereitungen erwartet man die Berufung zu den Landtagen. Diejeni gen (Gegenſtände nämlich, die auf dem Reichstage verhandelt werden ſollen, werden, im Auszuge, in die verſchiedenen Woiwodſchaften und Bezirke, im Namen des Königs, abgeſchickt: zugleich werden die Landtage (poln. Seymiki) angeſagt, die jedesmal ſechs Wochen vor einem ordentlichen, und drey Wochen vor einem außerordentlichen Reichstage gehalten werden müſſen. Auf dieſen Landtagen verſammeln ſich die Edelleute der Woiwodſchaften und Bezirke, und die in denſelben wohnenden Senatoren. Zuerſt wird, durch die Mehrheit der Stimmen, ein Landbotenmarſchall erwählt, der dem Landtage vorſitzt, über die Förmlichkeiten wacht, die Stimmen ſammelt, die Uneinigen zu vereinigen, und Ruhe und Ordnung zu erhalten ſucht. Iſt dieſer erwählt, ſo tritt ein Abgeordneter des Königs auf, legt die Gegenſtände, über die das Land berathſchlagen ſoll, dar, und entfernt ſich ſodann. Die Verhandlungen des Landtags nehmen ihren Anfang, und die Punkte, worüber man einig geworden iſt, werden verzeichnet und machen einen Theil der Vorſchriften für die an den Reichstag zu ſendenden Boten aus. Neben den Gegenſtänden, welche die königlichen Ausſchreiben enthalten, werden noch viele andre, allgemeine und beſondere verhandelt und den Vollmachten der Boten hinzugefügt, um ſie am Reichstage zu betreiben. Sodann werden die künftigen Reichsboten aus den verſammelten Edelleuten, durch Mehrheit der Stimmen, erwählt. Schon oben im dritten Abſchnitt *) habe ich angegeben, was ſie für Eigenſchaften beſitzen müſſen; hier bemerke ich noch, daß, da die einzelnen Mitglieder des Landtages, durch ihren Einſpruch, wie am Reichstage ſelbſt, die ganze Verſammlung zerreiſſen und nichtig machen können, viele Landtage gar nicht zu Stande kommen, mithin aus der Provinz, wo dieß geſchieht, gar keine Boten am Reichstage erſcheinen, bey demſelben

---

*) S. zweytes Heft, S. 66.

auch nicht zugelaſſen werden würden. Ein geſetzliches Mittel dagegen hat der König in Händen, der ſogleich einen neuen Landtag ausſchreiben kann; ungeſetzlich iſt dieß, daß die Partey, welche die ſtärkſte iſt, Gewalt zeigt und durch Furcht die Widerſprecher im Zaum hält. Uebrigens thut es den Geſchäften des Reichstages ſelbſt keinen Eintrag, wenn auch die Boten einiger Woiwodſchaften oder Bezirke ausbleiben. Die Gegenwärtigen verfügen für die Abweſenden, und dieſen bleibt es unbenommen, den Beſchlüſſen des Reichstages, auf den Relations-Landtagen, die nach demſelben gehalten werden, beyzutreten. Gewiß iſt indeſſen, daß, wenn der größeſte Theil der Boten am Reichstage fehlte, dieſer, wo nicht ganz vergeblich, doch wenigſtens nicht im Stande wäre, Dinge von allgemeiner Wichtigkeit zu beſchließen, die ſodann bis zu einem neuen, an welchem mehr Boten erſcheinen, ausgeſetzt werden müßten.

Da auf dieſen Landtagen mehr als Eine Partey ihre Plane hat und durchzutreiben ſucht, ſo iſt die Vertreterſchaft der Nation, ſchon in dem erſten Augenblick ihrer Bildung, zerſtückelt, und ſie bleibt es gewöhnlich bis zum letzten ihrer Wirkſamkeit. Ehedem gingen die Landtage ſelten ohne gewaltthätige, auch wohl blutige, Auftritte ab. An mehr als einem wurden Edelleute zu Schanden gehauen, oder mit Schlägen gemißhandelt, oder durch Uebermacht aus demſelben verſtoßen; an mehr als einem hielten zwey Parteyen einander das Gleichgewicht, wählten beyde ihre eigenen Boten, und jede erklärte die ihrigen für die rechtmäßig gewählten, bis etwa eine ſtärkere Hand für noch andere entſchied. Das Geräuſch, die Erbitterung und thätliche Heftigkeit, die ſolche Spaltungen verurſachten, waren um ſo ſtürmiſcher, da die Theilnehmer gewöhnlich noch durch ſtarke Getränke außer ſich geſetzt waren, die bey den übrigen Mitteln, welche man zur Ausführung gewiſſer Plane anwandte, unnachläßlich in Fälle zur Hand ſeyn mußten. So ſchäumte denn die Vaterlandsliebe in großen Deckelgläſern, wie ſie in Dukaten glänzte und wie ſie in dem Blute eines Mitbürgers an einem Säbel herabfloß. Polen von Gefühl erinnern ſich ſelbſt mit Schmerz ſolcher Auftritte, die bis in die neueſten Zeiten herauf dauerten, und nur erſt bey der Berufung des Revolutions Reichstages, bey deſſen Verlängerung und Verdoppelung im December 1790 und bey der Beſtätigung der neuen Konſtitution im Februar 1792, nicht mehr vorfielen. Ein patriotiſcher Pole verſicherte mir bey der leztern Gelegenheit, daß nur zwey Landtage ſich noch betrunken und ſich Heftigkeiten überlaſſen hätten. Dieſe nicht ganz ernſthaft klingende Aeußerung zeugte allerdings von einer Eintracht, die den Muth der Mehrheit, die damals am Reichstage herrſchte, ſtärken mußte. Indeſſen iſt es auch gewiß, daß ſie von Warſchau aus, in alle die Bezirke, die ſie nicht ganz für ſicher hielt, Abgeordnete geſandt hatte, die ihr ergeben waren, und die den Edelleuten, die ſich auf den Landtagen verſammelt hatten, das Glas vorhielten, durch welches ſie ihre Unternehmungen anſehen mußten, wenn ſie dieſelben einmüthig billigen ſollten.

Die Boten nun, die auf den Landtagen erwählt worden, bilden, mit den Senatoren, den Miniſtern und dem Könige, den **Reichstag** (poln. Seym) und finden ſich zu der Zeit und an dem Orte ein, die in den königlichen Ausſchreiben zu Haltung deſſelben angeſetzt ſind.

Die **Reichstage** *) ſind entweder **ordentliche** oder **außerordentliche**, und dieſe Eintheilung beſteht ſeit dem Jahre 1573, wo es Geſetz wurde, daß alle zwey Jahre ein Reichstag gehalten werden, daß es aber auch dem König erlaubt ſeyn ſollte, binnen kürzerer Zeit, einen ſolchen zu berufen, wenn dringende Umſtände es nöthig machten. Jene erſteren ſollten ordentliche, dieſe letztre außerordentliche genannt werden. Der Tag, an welchem die ordentlichen ihren Anfang nehmen ſollten, wurde im Jahre 1717 auf den nächſten Montag nach Michael feſtgeſetzt. Wenn ein Reichstag, durch irgend einen Zufall, in dem Jahre, in welchem er fällt, nicht zu Stande kommt, ſo müſſen noch zwey Jahre vorübergehen, ehe er wieder ausgeſchrieben werden kann.

---

*) Vergl. Lengnich Jus publ. pol. Tom. II. pag. 314. ſq.

Die Orte, wo ſich der Reichstag verſammelt, ſind abwechſelnd Warſchau und Grodno, und zwar ſo, daß zwey hinter einander in jener, und der dritte in dieſer Stadt gehalten werden. Unter der Regierung des jetzigen Königs hat man ſich an dieſe Verordnung nicht ſtreng gebunden, und die Reichstage waren, bis drey oder vier, in Warſchau, doch dem hieher gehörigen Rechte der Stadt Grodno unbeſchadet.

Außer den Schreiben, durch welche die Stände berufen werden, ſchickt der König noch andre, die man Deliberatorien nennt und welche die Gegenſtände enthalten, über die am Reichstage berathſchlagt werden ſoll, drey Monate vor Anfang deſſelben, an die einzelnen Senatoren, damit ſie darüber denken und vorbereitet erſcheinen können.

Sobald ehedem die Senatoren und Reichsboten in der Stadt ankamen, wo der Reichstag ſeyn ſollte, wurden ihnen von den Hofmarſchällen Wohnungen angewieſen; da aber dieſe, bey dem Luxus der neuern Zeiten und bey der Gewohnheit vieler Reichsboten, ihre Gemalinnen mitzubringen, eben ſo wenig hinlänglich waren, als das Koſtgeld, (poln. Strawne) das jede Provinz den ihrigen zu bewilligen gewohnt war: ſo gab man dieſe unbedeutende Schadloshaltung ganz auf, und die Reichsboten miethen ſich jetzt eigene Wohnungen, und leben darin die ganze Zeit des Reichstages auf ihre Unkoſten.

Zur Polizey des Reichstages gehört, daß die Geſetze Strafen gegen diejenigen beſtimmt haben, die auf demſelben den Säbel ziehen, jemand verwunden, jemand tödten, und daß die Landboten und ihre Dienerſchaft unter der Gerichtsbarkeit der Marſchälle und des Reichstages ſtehen Zu den Vorrechten der Senatoren und Reichsboten gehört dieß, daß der Gang der Rechtshändel, in denen ſie verwickelt ſind, ſey es vor welchem Gerichtshof es wolle, vom Anfange der Landtage on, während der ganzen Dauer des Reichstags, bis vierzehn Tage nach den Berichts Landtagen, die auf ihn folgen, gehemmt iſt, und daß alle während dieſer Zeit gegen ſie gethane Rechtsſprüche nichtig ſind.

Ehe der Reichstag angeht, wird in der Hauptkirche zu Warſchau oder zu Grodno, wenn er ſich hier verſammlet, eine feyerliche Meſſe, entweder vom Primas, oder von einem der Biſchöfe, oder auch von dem päpſtlichen Nuntius geleſen. Der König, die Senatoren und die Reichsboten aus dem Ritterſtande, ſind bey derſelben zugegen und nur Krankheit kann die Abweſenheit des erſtern oder der letztern entſchuldigen. Nach der Meſſe und Predigt begleiten die Stände den König, erſt in ſeine Zimmer, ſodann in die Senatorenſtube, wo er eine feyerliche Kour annimmt. Nach Endigung derſelben verfügen ſich die Reichsboten in ihre Stube und beſchäftigen ſich mit der Wahl eines Reichstagsmarſchalls.

Dieſer Marſchall iſt gleichſam die Seele des Reichstags und ſeiner Verhandlungen. Jener hat keine Thätigkeit, und dieſe haben keine Gültigkeit, wenn er nicht zugegen iſt, oder ſich proteſtirend den Sitzungen entzogen hat. Kann er Krankheits halber nicht zugegen ſeyn, ſo verrichtet der vorderſte Reichsbote der Provinz, aus welcher der Marſchall iſt, ſeine Obliegenheiten.

Seine Befugniſſe und Pflichten ſind: daß er, als Präſident, den Reichsboten die zu verhandelnden Gegenſtände vorlegt; denen, die darum bitten, das Wort giebt, das heißt, ihnen die Thätigkeit des Reichsboten verleihet;

die Uneinigen vereinigt; die Widerſprecher durch Zureden und Gründe beruhigt; Stillſchweigen gebietet, wenn Lärm und Geräuſch ſich erheben; zu Beſcheidenheit und Schonung ermahnt, wenn ſich Reichsboten zu Heftigkeiten hinreißen laſſen; und diejenigen, die beleidigend geworden ſind, unter ſeinen Marſchallsſtab beruft, um der Cenſur der geſammten Stube zu untergehen. Er hebt die Sitzungen auf und beſtimmt Tag und Stunde zu deren Fortſetzung; er führt das Wort für die Reichsboten; legt ihre Wünſche und Forderungen dar; lieſ't die Schlüſſe, die ſie in der Reichsbotenſtube gefaßt und gebilligt haben, dem Könige und den Senatoren vor; und hat noch mehrere andere Verrichtungen, die ſich auf den Gang der Geſchäfte und auf die Förmlichkeit beziehen. Gewiß iſt es, daß der glückliche Erfolg der Verhandlungen großentheils davon abhängt, daß der Reichstagsmarſchall ein unterrichteter, beredtſamer, ſchlauer Mann iſt, der die Umſtände zu nutzen und am rechten

Orte nachgiebig oder ſtandhaft zu ſeyn verſteht.

Das Geſetz ſchreibt vor, daß der Marſchall unter den anweſenden Reichsboten, und zwar ſo gewählt werde, daß er abwechſelnd aus Großpolen, aus Kleinpolen und aus Lithauen ſey. Iſt demnach der Marſchall des gegenwärtigen Reichstages aus Großpolen, ſo muß für den künftigen einer aus Kleinpolen, und für den auf dieſen folgenden einer aus Lithauen gewählt werden. Auch darf der Marſchall des erſten Reichstages nicht dieſelbe Würde am zweyten wieder erhalten. Da dieſe Stelle mit großer Arbeit und mit mancherley Aufopferungen verknüpft iſt, ſo beſtimmt das Geſetz den Innhabern derſelben eine Schadloshaltung und Belohnung von 60,000 poln. Gulden aus dem Schatze, die aber oft erſt nach Jahren gezahlt werden, oft auch gar nicht gezahlt worden ſind. Zuweilen erhalten ſie auch, außer jener Summe, noch königliche Güter zur Benutzung und ſenatoriſche Würden.

Gewöhnlich nehmen bey der Wahl des Reichstags-Marſchalls die Heftigkeiten zwiſchen den verſchiedenen Parteyen ſchon ihren Anfang. Es iſt jeder derſelben höchſt wichtig, daß ein Bote Reichstagsmarſchall werde, der auf ihrer Seite iſt. Jede ſchlägt alſo ihren eigenen Kandidaten vor, jede ſucht dem ihrigen die meiſten Stimmen zu verſchaffen. Eine dritte Partey, die es berechnen kann, daß ihre Entwürfe, wie die Stimmung der Boten jetzt iſt, nicht durchgehen möchten, arbeitet dahin, daß gar kein Marſchall gewählt werde, weil ſodann gar kein Reichstag ſtatt finden kann, ſie alſo die Hoffnung behält, auf einem künftigen ihren Zweck zu erreichen. Auch erklärt ſich wohl eine auswärtige Macht gegen den Kandidaten, der wahrſcheinlich die Mehrheit haben könnte; oder eine andre Macht ſetzt die Wahl eines andern durch, der in ihrem Intereſſe iſt. Mit einem Worte, es verlangen oft Tage und Wochen, ehe dieſe Wahl zu Stande kommt; oft geht ſie gar nicht vor ſich, und der Reichstag trennt ſich fruchtlos. Uebrigens geſchieht dieſe Wahl unter dem Vorſitze des Marſchalls vom letzten Reichstage.

Kömmt ſie wirklich zu Stande, ſo ſollten die Geſchäfte, den ältern geſetzlichen Vorſchriften gemäß, in folgender Ordnung weiter gehen: die Streitigkeiten wegen der recht- oder unrechtmäßigen Wahl und Sendung mancher Landboten ſollten unterſucht und entſchieden werden; die Landboten ſollten dem König aufwarten; der Eid des Königs und die „pacta conventa“ ſollten verleſen, die Gegenſtände, die der Reichstag verhandeln ſoll, vorgetragen; diejenigen geheimen Beſchlüſſe, die bey Staats- und Kriegsoperationen, von einem Ausſchuſſe des Senats und des Ritterſtandes gefaßt worden, und die zu ihrer Zeit keine Kundwerdung litten, ſollten vorgeleſen und beſtätigt; eben ſo die Dekrete, die der König mit dem Senate, während der Zwiſchenzeit von einem Reichstage zum andern gefaßt hat, beſtätigt werden. Die Reichsboten ſollten Antrag wegen der Beſetzung der erledigten Staatswürden thun; die Senatoren ihre Meynung über die zu verhandelnden Gegenſtände ſagen; aus ihren Mittel Kommiſſionen ernannt werden, welche theils die entworfenen Konſtitutionen durchſehen, theils den Schatzmeiſtern, und theils den Feldzeugmeiſtern ihre Rechnungen abnehmen ſollten; die Geſandten, die an fremden Höfen geſtanden, ſollten über ihre Geſchäfte gehört und ihnen über die Wahrhaftigkeit ihrer Berichte der Eyd abgenommen; und endlich ſollten noch die Bevollmächtigten oder Redner der Armee, über Gegenſtände, die dieſe betreffen, gehört werden. Nachdem dieß alles in der Senatorenſtube geſchehen, ſollten die Reichsboten ſich wieder in die ihrige begeben und Konſtitutionen entwerfen, die zuerſt die öffentliche Sicherheit, wenn es nöthig iſt, betreffen ſollten; der König ſollte unterdeſſen mit den Senatoren und denjenigen Reichsboten, die ſein Marſchall dazu beruft, die Reichstags-Gerichte hegen; und endlich ſollten die Reichsboten mit den Konſtitutionen zu den Senatoren zurückkommen, fünf Tage hindurch mit ihnen berathſchlagen, und den Reichstag beendigen.

Dieſe Ordnung ſchreiben die ältern Geſetze allerdings vor, aber wir wiſſen ſchon, daß ſie in keinem Stücke pünktlich befolgt wurden. Der Kampf der verſchiedenen Parteyen warf alles durch einander; und die Veränderungen, die in neuern Zeiten, durch den Einfluß fremder Mächte, in dieſen Vorſchriften gemacht worden, haben ohnehin viele derſelben gänzlich aufgehoben.

So iſt, vermöge der Konſtitutionen von 1768 und 1775, den ordentlichen Reichstagen eine Dauer von 6 Wochen beſtimmt worden, und der Wahl des Reichstagsmarſchall drey Tage. Zwey Tage nach derſelben vereinigen ſich die beyden Stuben; ſodann ſchreitet man zur Wahl der Mitglieder des immerwährenden Rathes; die Schatzkommiſſionen von Polen und Lithauen, und die Beyſitzer der Hof- oder Kanzleygerichte werden gewählt; drey Senatoren und ſechs Landboten entwerfen die Konſtitutionen. Iſt dieß alles geſchehen, was nicht mehr als drey Wochen Zeit wegnehmen darf, ſo trennen ſich die beyden Stuben wieder, und die Landboten begeben ſich in die ihrige, um das Benehmen des immerwährenden Raths ſeit dem letzten Reichstage und ſeine Beſchlüſſe und Verordnungen zu unterſuchen; die Rechnungen der Schatzkommiſſionen durchzuſehen und zu unterſchreiben; ſich über die Operationen und Ausgaben der Erziehungskommiſſion zu unterrichten; über die Verträge des Königs zu berathſchlagen; und endlich die Entwürfe zu Konſtitutionen zu prüfen und ſie anzunehmen oder zu verwerfen. Am erſten Tage der ſechſten Woche vereinigen ſich beyde Stuben wieder, und diejenigen Entwürfe zu Konſtitutionen, welche *einmüthig* genehmigt worden, gehen in Geſetze über und werden von den Reichsboten unterſchrieben. Sodann trennt ſich, nach einer feyerlichen

Meſſe, der Reichstag. Die Beſchlüſſe, die er gefaßt hat, heißen Konſtitutionen.

Während des Laufes dieſer Geſchäfte, bieten die unbedeutendſten Dinge zu Streitigkeiten, mithin zur Verlängerung und Verwirrung derſelben, Gelegenheit dar. Hat z. B. der König den Tag beſtimmt, wo er die feyerliche Aufwartung der Reichsboten annehmen will, ſo verlangt wohl einer oder mehrere, daß erſt andre Dinge vorgenommen und abgethan werden ſollen, und über dieſe Chikane verlaufen mehrere Tage; bey Vorleſung der „pacta conventa“ erheben ſich Streitigkeiten, dadurch veranlaßt, daß Reichsboten behaupten, der König habe ſie nicht pünktlich gehalten, man müſſe ihn dazu ermahnen; die Gegenſtände, die zur Verhandlung dargelegt werden, erregen Mißverſtändniſſe und Spaltungen, welche Zerreiſſung des Reichstags drohen; die Wahl des immerwährenden Raths erregt heftige Auftritte, und deſſen Operationen ſeit dem letzten Reichstage, noch heftigere; die Abfaſſung der

Konſtitutionen von Seiten der Reichsboten verzögert ſich, kömmt gar nicht zu Stande, der Reichstag geht darüber zu Ende; mit einem Worte: Unordnungen, Mißbräuche, Gewaltthätigkeit, Unwiſſenheit und Leichtſinn ſpiegeln ſich in jedem Schritte einer Verſammlung, deren einzelne Glieder, als Reichsboten, vollends ihrem Egoismus, ihrem Hochmuthe und dem Gefühle der Strafloſigkeit ſich überlaſſen dürfen. Des „liberum veto,“ der Quelle höchſt ſchädlicher Unordnungen, habe ich ſchon eben gedacht *).

Die außerordentlichen Reichstage haben eben die Einrichtung und nehmen denſelben Gang, wie die ordentlichen, dürfen aber, ſeit der Konſtitution von 1768, nur vierzehn Tage dauern. Die feyerlichen Formalien werden an denſelben theils zuſammengezogen, theils weggelaſſen. Sie ſind übrigens denſelben Unordnungen und Mißbräuchen unterworfen, wie

---

*) Im 2ten Hefte, S. 67.

die ordentlichen. Eben ſo die **Konvokations-Reichstage** während eines Zwiſchenreichs, und die auf ſie folgenden **Wahl-Reichstage**. Auf erſtern nehmen die Geſchäfte, in eben der Form und Art, ihren Gang, wie auf den ordentlichen; und, wie und wo letztre ſich verſammeln und das Wahlgeſchäft abthun, findet man in allen ſtatiſtiſchen und geographiſchen Handbüchern.

Da das „liberum veto,“ verbunden mit der Verſchleppung der Geſchäfte über die geſetzliche Dauer des Reichstages hinaus, in dem laufenden Jahrhundert faſt alle Reichstage, ordentliche wie außerordentliche, zerriß: ſo kam man in neuern Zeiten auf den Gedanken, von den **Konföderations-Reichstagen** Gebrauch zu machen, um der Nationalrepräſentation Dauer und gültige Wirkſamkeit zu verſchaffen. Das Wort **Konföderation** hat in Polen die Bedeutung von Inſurrektion: es iſt ein Aufſtand der Staatsbürger, eine Verbindung derſelben, die dahin zielt, dringenden

Staatsbedürfniſſen abzuhelfen, welche auf dem gewöhnlichen Reichstage nicht gehoben werden konnten, entweder, weil deſſen Berufung verhindert wurde, oder deſſen Verhandlungen durch obige Urſachen fruchtlos blieben. Da die Beſchlüſſe eines Konföderations-Reichstages nicht die Einhelligkeit der Stimmen, ſondern nur deren Mehrheit erfordern, ſo vermied man durch ſie die vernichtende Kraft des „liberum veto.“ Uebrigens beziehen ſie aus denſelben Mitgliedern und werden mit denſelben Förmlichkeiten gehalten, wie die ordentlichen Reichstage, auch, in neuern Zeiten, an denſelben Terminen, wie dieſe. Sie ſind aber nicht von neuerem Urſprunge, ſondern waren längſt in Polen bekannt und üblich; z. B. wenn die Perſon des Königs und das Vaterland, durch Verſchwörungen oder feindliche Ueberfälle, in Gefahr gerieth, wenn durch den Tod des Königs ein Zwiſchenreich entſtand, und wenn ſich ein Wahlreichstag zur Ernennung eines neuen Königs verſammelte.

Man glaube aber nicht, daß nur wahre Landes- und Staatsbedürfniſſe ſolche Konföderationen bildeten: es waren eben ſo oft Privatabſichten mächtiger Familien, politiſche Plane auswärtiger Mächte, Hochmuth, Eiferſucht, Rachſucht und andre unpatriotiſche Bewegungsgründe; mit einem Worte: es war die ſchlechte Staatsverfaſſung, die denſelben zum Grunde lag. Demnach war auch der Gang der Geſchäfte auf denſelben ganz nach gewöhnlicher Sitte. Kabale, Beſtechung, Liſt und Uebermacht thaten alles. Oft ſetzte ſich der erſten Konföderation eine zweyte entgegen; eine dritte erhob ſich gegen die beyden erſten. Die Beſchlüſſe der einen veranlaßten Gegenbeſchlüſſe der andern, während das Land in Flammen ſtand und Bürgerblut auf allen Seiten floß. Man erinnere ſich der Konföderations-Kriege neuerer Zeiten und ihrer Urſachen und verheerenden Folgen.

Der letztre Konſtitutions-Reichstag war auch das Werk einer Konföderation, jedoch wurde er, anſtatt des ordentlichen Reichstages, an dieſem Reichstage ſelbſt, den 7ten Oktober 1788, in einen Konföderations-Reichstag verwandelt, weil die Mehrheit an demſelben glaubte, daß ſich keiner ihrer Entwürfe, an einem Reichstage, der nach der im Jahre 1768 vorgeſchriebenen Form eingerichtet ſey, würde zur Ausführung bringen laſſen.

Außer den Urſachen der Selbſtſucht, des Hochmuths, der Herrſchbegier und der Einmiſchung fremder Mächte, welche die erwähnten Gattungen von Reichstagen ſo ſtürmiſch und doch ſo ohnmächtig machen, ſind noch zwey andre da, die nicht minder kräftig eben dieß bewirken: es ſind Unwiſſenheit und Leichtſinn.

Die Geſetze ſchreiben bloß vor, daß ein Edelmann, der zum Reichsboten erwählt werden ſoll, ein eingeborner, beſitzlicher Edelmann, nicht, daß er zugleich ein unterrichteter, fleißiger, der Geſetze und Gewohnheiten des Reichs kundiger Mann ſey. Daher kommt es, daß zwey Drittel der Reichsboten faſt ganz roh auf den Reichstag gehen, und höchſtens das von ihren Pflichten auf demſelben, und von deſſen künftigen Verhandlungen wiſſen, was ſie von dem Beyſpiele anderer abgezogen und durch die einſeitigen Vorſpiegelungen eines oder des andern Parteyführers gelernt haben. Sonach iſt der große Haufe beſtändig das Spielwerk der wenigen Klügern am Reichstage. Dieſe letzteren haben aber an den einzelnen Gliedern der ununterrichteten Menge nicht weniger treue Anhänger, weil Mangel an Kenntniſſen und Begriffen einen deſto höheren Grad von Hartnäckigkeit gebiert. Dieſe Art von Boten hat, ſtatt aller Gründe, nichts als ihr „ich will nicht,“ oder ihr „aber,“ die ſich auf dem gründen, was ihr Haupt ihnen geſagt und was ſie ohne Nachdenken als Evangelium aufgenommen haben. Ich habe Beyſpiele davon während des Konſtitutions Reichstages, ſowohl bey Landboten von der Revolutionspartey, als von der entgegengeſetzten, häufig geſehen; und ſie waren in der That ſo lächerlich, wie ſie nothwendig ſeyn müſſen. Ich fand einmal bey dem Biſchof von Liefland, Koſſakowski, zwey jüngere Landboten von der Revolutionspartey. Er ſtellte ihnen die Gefahr vor, die ſich Polen zuzöge, wenn man fortführe, Rußland ſo hart zu behandeln, und alles aufzuheben, was die Republik an dieſe Macht bände. Er führte ihnen zu Gemüthe, wie ſchwach Polen ſey, um ſich Rußland zu widerſetzen, im Fall es, nach einem, mit Schweden und mit der Pforte geſchloſſenen Frieden, losbräche; daß es weder eine ſtarke, noch regelmäßige, noch mit den nothwendigſten Kriegsbedürfniſſen verſehene Armee habe; daß Preußen und Oeſterreich, wenn es zur Hauptſache käme, die patriotiſche Partey im Stiche laſſen würden ꝛc., mit einem Worte, er verkündigte ihnen alles, was nachher eingetroffen iſt. Die Landboten ſagten, unter tiefen Verneigungen, zu dem allen ja und wieder ja; doch wenn er ſie dann ermahnte, ſich dem gemäß zu benehmen, ſo kamen ſie, unter den lächerlichſten Manieren, mit ihrem „alle“ (aber) und der Biſchof hatte in den Wind geſprochen. Eben dieß waren die Waffen, womit viele Anhänger des Ruſſiſchen Intereſſe die Vorſtellungen der patriotiſchen Partey zurückſchlugen, und alle Verſuche, ſie auf ihre Seite zu bringen, fruchtlos machten. Genug, bey dieſen Leuten haftete der erſte Eindruck, den ihr kleiner Ideenvorrath, oder ihr Hochmuth, oder ihr Eigennutz, erhalten, und die Partey, die ſie einmal gewonnen hatte, konnte auf ſie rechnen, und in der That feſter, als auf Männer von Verſtand und Geiſt, welche die Gegenſtände von mehr als einer Seite anzuſehen und zu faſſen fähig waren.

Der Leichtſinn, der den Polen jedes Standes ganz eigenthümlich iſt, thut dem Laufe und der Gründlichkeit der öffentlichen Geſchäfte nicht weniger Eintrag, als die Unwiſſenheit. Das Gewühl von Vergnügungen, welches den Reichstag umgiebt, zerſtreut die Boten, ſelbſt die älteren darunter, und raubt ihnen den größeſten Theil ihrer Zeit; die jüngern, die noch keine Hauptrollen ſpielen können, finden kein Vergnügen an den Arbeiten, die ihrer Eitelkeit nicht ſchmeicheln; die eingeſchränktern brauchen zum „Ja“ ſagen keine Vorbereitung; die fleißigen und unterrichteten, auf die alle Arbeit zurückfällt, erliegen darunter und geben ſie aus Mißmuth entweder ganz auf, oder vertrauen ſie Advokaten, Abbees oder andern vermeinten geſchickten Männern an, die nur die Bezahlung dafür im Auge haben und darüber hin pfuſchen. Alle ſind, bey der allgemeinen Erziehung, bey der gemächlichen Art, die Geſchäfte zu treiben, die einmal hergebracht iſt, zu anhaltenden Arbeiten, die Sammlung und Nachdenken, oder auch nur Stilleſitzen erfordern, nie gewöhnt worden. Selbſt der glückliche Vorzug in ihrer geiſtigen Organiſation, daß ſie alle Dinge ſchnell faſſen, vergrößert den Schaden, indem ſie durch einen raſchen Ueberblick auch von Gegenſtänden ſich unterrichten wollen, in deren innere Beſtandtheile man nur durch Nachdenken und Beharrlichkeit eindringen kann. Eben dieſe Gabe leicht zu faſſen, bewirkt, daß ſie zwar ungezwungen, lebhaft und wortreich, aber höchſt einſeitig, über die wichtigſten Dinge ſprechen. Sie werden ſtumm bey dem erſten Einwurf eines gründlichern Kopfes, und ſind ſchnell auf ſeiner Seite beym zweyten. Nichts wäre alſo leichter, als eine Verſammlung von Polen, bey überwiegenden Talenten, zu allem zu bewegen, wenn nicht Parteyſucht, perſönlicher Vortheil, Furcht und Hochmuth, ſtatt Ueberzeugung, ſie davon abhielten. Der Umſtand, daß ſie die Angelegenheiten des Vaterlandes ohne baare Vergeltung beſorgen müſſen, trägt nicht weniger zur Unterhaltung ihres Leichtſinns und ihrer Trägheit bey; ſie halten das, was ſie für daſſelbe thun, für eine Gnade, die ſie ihm erweiſen; und da ſie überdieß zu ſehen gewohnt ſind, daß eine kleine Anzahl Staatsbürger ſich für das Vaterland ausgiebt und, durch Liſt oder Gewalt, die übrigen für ſie zu arbeiten zwingt:

ſo verringert dieß ihre Theilnahme noch mehr, und höchſtens kann ſie eine reichliche Abgabe von dem, was die Partey, Vaterland genant, durch die Erreichung ihrer Abſichten zu gewinnen gedenkt, etwas mehr in Thätigkeit ſetzen. Doch auch in dieſem Falle quälen ſie ſich weder mit Nachdenken noch mit Arbeiten, weil ihre Stimme am Reichstage hinlänglich iſt, um das durchſetzen zu helfen, was die Parteyführer wollen; und ſie überlaſſen es dieſen, die Vorbereitungen dazu, die Geiſt und Arbeit erfordern, ſelbſt zu treffen, oder durch untergeordnete Handlanger treffen zu laſſen.

Nimmt man alle dieſe Umſtände zuſammen, ſo wird es erklärlich, wie die Weiber in Polen ſolch einen ſiegenden Einfluß auf die Geſchäfte haben können. Gründlichkeit, Kenntniſſe, Arbeitſamkeit ſind überall nicht die vorzüglichſten Gaben des andern Geſchlechts, und ſind es am wenigſten bey dem hieſigen; aber ſie bedürfen auch deren, bey dem einmal eingeführten Geſchäftsgange, ſo wenig, daß ſie ihren Unternehmungen ſchaden würden, wenn ſie jene Mittel dabey anwenden könnten oder wollten. Körperliche Reitze und Ueberredungsgabe, die aus dieſen hervorgeht; die Kunſt, fein zu ſchmeicheln, gewiſſe Hoffnungen zu erwecken, durch Thränen zu erweichen, durch liebenswürdigen Ungeſtüm zu überraſchen, durch ſchönen Zorn zu erſchrecken, die Nachgiebigkeit und Artigkeit, welche Natur und Gewohnheit gegen ſie in den Mann gelegt haben, geſchickt zu nutzen: dieſe Eigenſchaften ſind es, die hier, mit Liſt und Geſchmeidigkeit der Lippen verbunden, in den Geſchäften oft Wunder thun, und die bey den hieſigen Weibern, wie bey den Männern, durch Liebe, Galanterie und erregten Enthuſiasmus eben ſo oft, als durch Geld, Juwelen und ſchöne Poſtzüge, in Thätigkeit geſetzt werden.

Kein Beſchluß koſtete der Mehrheit des Revolutions-Reichstages mehr Mühe durchzuſetzen, als die Zurückbringung der Staroſteyen an den Staat und deren Verkauf; denn alle Weiber hatten ſich dagegen erklärt, ſelbſt die Weiber der Patrioten, die jene Maßregel in Vorſchlag gebracht oder gebilliget hatten. Sie ſahen ſie für die Zerſtörerin ihrer Putztiſche, für die Ausräumerin ihrer Kleiderſchränke, für die Räuberin ihrer Koſtbarkeiten an. Allerdings verloren dadurch manche große Familien die Hälfte ihrer Einkünfte; und den Weibern that dieß um ſo weher, da mancher Gemal ſo freygebig geweſen war, ſie mit ihren Nadelgeldern und kleinen Ausgaben auf eine Staroſtey anzuweiſen. Als jener Beſchluß dennoch durchging, mußten die Beförderer desſelben es ſchmerzlich büßen. Viele ihrer Freundinnen brachen mit ihnen; viele wurden kalt; viele alte Verbindungen wurden erſchüttert. Man reiſ'te ganz von Warſchau ab, man ſchloß ſich ein, man verkaufte Whyskys, man bot ſogar ſeine Nippes zum Kauf aus. Aber die ſchmerzlichſte Kränkung widerfuhr dabey dem Könige! Sonſt verſammelte ſich alles, was Schönes in Warſchau war, von Koſtbar keiten ſtarrend, in dem geſchmackvolleſten Anzuge, am Abend des Neujahrstages, in ſeinem großen Saale. Er pflegte in der Mitte des reizvolleſten, glänzendſten Cirkels, nicht als ein geliebter König, nein, als weit mehr — als der angebetete Liebhaber von hundert der ſchönſten Weiber zu erſcheinen, die ſich ſelbſt ſchöner dünkten, als ſonſt, indem ſie ihm zu gefallen ſtrebten! Welch ein trauriger Abſtich am Neujahrstage 1792! Man wartete und wartete, keine der bekannten ſchönen Weiber erſchien! Und als endlich die Flügelthüren aufgingen, trat niemand herein, als Eine fremde Fürſtin, die allerdings eine Menge anderer zu überſtrahlen und zu erſetzen gemacht war — niemand, als die regierende Herzogin von Kurland, in Begleitung der Schweſter des Königs und zwey oder drey anderer Damen! Es kam nun heraus, daß die übrige ſchöne Welt eine ungeheure Verſchwörung gegen den König gemacht hatte, nicht vor ihm zu erſcheinen, weil er — wie man ihn unverholen wiſſen ließ —

den Verkauf der Staroſteyen vorgeſchlagen und befördert, und ſie dadurch in den traurigen Zuſtand verſetzt habe, daß ſie keine Diamanten mehr tragen und kaufen könnten! — Aber die Unglücklichen hatten den Zeitpunkt ihrer Rache übel gewählt! Der größeſte Theil der Anweſenden ſchrieb ihr Ausbleiben ihrer Eiferſucht und ihrem Neide auf die erwähnte Fürſtin zu, und das, was zu einer andern Zeit vielleicht eine ſehr tragiſche Wirkung gethan, ja, ſo bedenklich war es! eine fürchterliche Staatsrevolution veranlaßt haben würde, erweckte jetzt den Männern eine gute Laune und eine Schadenfreude, die ſich nicht einmal zu Gunſten der ſchönen Julie Potocka und zwey anderer liebenswürdigen Weiber, die ſich, faſt noch weniger als einfach gekleidet, während der Kour nur im Vorſaale zeigten, bey den Lachern, die ſie ſahen, verlieren wollten!

Man hat mir, den erwähnten Beſchluß wegen der Staroſteyen betreffend, einen Zug erzählt, der für das polniſche Thun und Treiben der Geſchäfte ſehr beſchreibend iſt. Viele, die in andern Dingen auf Seiten der Mehrheit waren, traten in dieſem Punkte von derſelben ab, und zu der Gegenpartey über; und deßhalb fühlte ſich jene eine Zeit lang zu ſchwach, als daß ſie die dahin gehörige Konſtitution, die längſt fertig war, dem Reichstage zur Ueberlegung und Entſcheidung hätte vortragen können. Da jede Partey leicht überzählen kann, wie viel Stimmen ſie für- und wider ſich hat: ſo fand die patriotiſche dießmal, daß die gegenſeitige ihr um funfzehn überlegen ſey. Anfangs unterhandelte, warb, überredete, verſprach ſie; aber nichts fruchtete. Endlich gelangte ſie durch folgende Liſt zu ihrem Zwecke. Ein Großer, der ſich noch nicht öffentlich für oder gegen dieſe Operation erklärt hatte, aber heimlich den Patrioten anhing, lud eine große Geſellſchaft zu einem Auſternſchmauſe nach Wola ein. Unter den Gebetenen waren über zwanzig Widerſacher des Staroſteyentwurfs. Die Tafel ſtarrte von Speiſen, der Schenktiſch krachte unter den Flaſchen. Der Wirth und ein paar Andre, die um den Plan wußten, feuerten die natürliche Eß und Trinkluſt der Gäſte, beſonders derer, denen es eigentlich galt, übermäßig an. Der wilde Schmaus dauerte bis den andern Morgen um vier Uhr. Man fuhr nach Hauſe, in einem Zuſtande, der nicht ſehr erlaubte, an das Vaterland zu denken. Die Hauptperſonen beſonders hatten die Staroſteyen und die nächſte Reichstagsſitzung völlig vergeſſen, für die man überdieß, mit löblicher Vorſicht, den Tag vorher einen ganz andern Gegenſtand angekündigt hatte. Wer von den Auſterneſſern nicht krank war, der war betäubt oder ſchläfrig; keiner erſchien in der Sitzung. Dieſe nahm ihren Anfang; die Patrioten waren ihrer Sache gewiß; der Reichstagsmarſchall entſchuldigte ſich, daß der Entwurf, den er geſtern angekündigt habe, nicht fertig geworden; brachte dafür den Staroſteyentwurf auf die Bahn; die Mehrheit der Stimmen war für ihn; er ward in ein Geſetz verwandelt. Vergebens waren einige von der Gegenparthey zu ihren Anhängern herum gefahren, um ſich zu verſtärken; ſie hatten ſie theils außer Stande gefunden, aufzuſtehen, theils hatten ihre Erweckung vom Schlaf und ihr Ankleiden zu viel Zeit weggenommen, als daß ihre Erſcheinung noch hätte wirkſam ſeyn können. Daß überdieß die Mehrheit nicht auf ſie gewartet haben werde, iſt leicht zu begreifen.

Die Stellvertreter der polniſchen Nation haben einen entſchiedenen Abſcheu gegen alle geſchriebene und gedruckte, ſtaatsrechtliche und gerichtliche Ausführungen. Kurze Entwürfe zu Beſchlüſſen leſen ſie noch wohl, aber faſt immer erſt in den letzten Augenblicken, wo die Verhandlung darüber angehen ſoll. Es war in der That ein wenig lächerlich, wenn man ſie nach dem Reichstage fahren, und ſie im Wagen, trotz deſſen Schlägen und Stößen auf dem ſchlechten Pflaſter, ſehr ämſig die gedruckten Entwürfe durchleſen, und doch die vorüber rollenden, männlichen und weiblichen, Bekannten, grüßen ſah; wenn man bemerkte, daß ſie in großen, geräuſchvollen Geſellſchaften, ſelbſt bey Tiſche, ſolche Schriften herausnahmen und wechſelsweiſe aßen, tranken und laſen; wenn ſie den Inhalt derſelben hübschen Weibern, deren Augen ganz andre Dinge verriethen, und die entweder unverholen gähnten, oder ſich quälten, es mit halboffnen Munde zu verbeißen, mittheilten, um ihre Meynung darüber zu vernehmen; wenn ſie, noch ehe ſie dieſelben gefaßt haben konnten, ſchon lobten, oder tadelten, oder mit Andern darüber ſtritten. Als nicht minder ſeltſam fiel es auf, ſie, bey den Verhandlungen ſelbſt, Zeitungen oder Briefe leſen, oder mit über einander geſchlagenen Armen zurückgelehnt, ſitzen und gähnen, oft wohl auch ſchlafen zu ſehen. Den König ſelbſt überraſchten bey langen Sitzungen, wo Gegenſtände verhandelt wurden, die ihn nicht nahe genug angingen, oder von deren Erfolg er durch die Mehrheit der Stimmen ſchon gewiß war, ſolche kleine Menſchlichkeiten.

Was dieſe Sorgloſigkeit noch vermehrt, iſt die Gewohnheit, wichtige Gegenſtände gewiſſen Ausſchüſſen, hier Deputationen genannt, zu übergeben; ſie dieſen zur Unterſuchung, Bearbeitung und zum Vortrage zu überlaſſen; ſich ſodann nicht ferner darum zu bekümmern, und endlich, wenn ihre Arbeit je fertig wird, ſie anzunehmen oder zu verwerfen, wie eigner Vortheil, Jahrgelder, Uebermacht und Leichtſinn es vorzuſchreiben pflegen.

Dieſe Ausſchüſſe, die aus dem Ganzen ausgehoben werden, tragen auch im Kleinen den Geſchäftscharakter des Ganzen. Jede Partey ſucht ihre Anhänger hinein zu bringen, und bringt eben dadurch auch die gewöhnliche Spaltung hinein. Vermöge derſelben wird bald der Ausſchuß nicht vollſtändig, (denn die Geſetze ſchreiben eine gewiſſe Anzahl von Mitgliedern vor, die bey einer Sitzung zugegen ſeyn müſſen, wenn ſie Kraft haben ſoll) bald ſind die Stimmen getheilt. Das eine Mitglied erſcheint um eilf, das andre um ein, das dritte um zwey Uhr, und die Sitzung kömmt gerade zu Stande, wenn ſie geſchloſſen werden ſoll. Daraus erkläre man ſich, warum die wichtigſten Unternehmungen des Revolutionsreichstages, bey denen Eile und Thätigkeit, in den günſtigſten Zeitpunkten für die Mehrheit, alles entſchieden, ſo ſchläfrig, ſo deſultoriſch ausgeführt wurden. Die Ausſchüſſe zur Entwerfung der neuen Verfaſſung, zur Verbeſſerung des Schatzweſens und zur Einrichtung des Heeres, waren Jahre und Tage beſchäftigt und brachten nichts zu Stande, bis in den letzten Augenblicken, wo die Noth ſie drang und wo ſie dann ihre Arbeiten übereilten. Die Kurländiſchen Irrungen ſchwebten, ſeit 1788, vor dem Reichstage, und erhielten 1791 erſt eine eigene Deputation. Dieſe hatte binnen drey Vierteljahren ungefähr zehn vollſtändige Sitzungen, deren ſie, gemäß dem Reichstagsbeſchluſſe, wöchentlich zwey halten ſollte. Gedachte zehn Sitzungen gingen, aus obenangezeigten Urſachen, ohne Frucht vorüber, und erſt, als die Kriegserklärung von Seiten unſeres Hofes erſchien, vereinigte man ſich (Dank ſey dem herrlichen Grundſatze des „medii termini,“ zu welchem die Mitglieder des Ausſchuſſes durch die rechtenden Parteyen mittelſt gleich wichtiger, gleich-blendender Urkunden vermüßiget wurden) in einer einzigen Sitzung, über einige, den Streit zwiſchen dem Herzog und Adel betreffende, zweydeutige, auf Schrauben geſtellte Punkte, die man eine Konſtitution nannte; während der Kanzler Kollontay, in den letzten Augenblicken vor einem Abendeſſen, eben dieſem Ausſchuß eine Deklaration ohne Sinn, betreffend die Sache der Kurländiſchen Städte, abzubetteln gezwungen war. So ſchickte man die Geſchäftsträger des Herzogs und des Adels, die ſeit vier Jahren Arbeit, Mühe und Geld verſchwendet hatten, und die Abgeordneten der Städte, die anderthalb Jahre eben ſo in Warſchau beſchäftigt geweſen waren, landesväterlich nach Hauſe.

Die Art, wie man die Gegenſtände, die man vom Reichstage entſchieden wünſcht, zur Kenntniß deſſelben bringt, iſt höchſt mühſam. Man läßt ſie nämlich in rechtlicher Form, mit den nöthigen Urkunden, drucken, und übergiebt ſie in dieſer Geſtalt dem Könige, den Miniſtern, dem Reichstagsmarſchall, den Senatoren, den Reichsboten. Man ſucht alle dieſe Perſonen zu ſprechen und ihnen zugleich mündlich ſeine Sache zu empfehlen *). Sind es Forderungen, die man vorträgt, ſo iſt es Sitte, ſie ſo hoch zu ſpannen, als man nur kann, weil man weiß, daß doch nur der kleinſte Theil derſelben erfüllt werden wird; ſind es Klagen über ſtaatsrechtliche Beeinträchtigungen, Bedrückungen, Vorenthaltungen, ſo muß man ſie ſo fürchterlich ſchildern, mit ſo viel Urkunden belegen, mit ſo viel wehmüthigen Erläuterungen begleiten, als man nur vermag, und ſodann ebenfalls Konkluſionen und Petita

---

*) Vergl. zweytes Heft, S. 127 und 128.

hinzufügen, die wenigſtens um zwey Drittel mehr enthalten, als das, was man eigentlich verlangt. Da man aber in der Regel annehmen muß, daß dieſe Klagſchriften, und noch weniger die daran gefügten Urkunden, geleſen werden: ſo bringt man ſie in einen kurzen Auszug, kleidet ſie in einen freyen Vortrag, in einen gefälligen Styl ein, und theilt ſie, in polniſcher, franzöſiſcher, auch deutſcher Sprache, eben ſo, wie die förmliche Ausführung ſelbſt, noch einmal, wie oben gedacht, aus. Zugleich verbreitet man ſie im Publikum, damit man, wo möglich, die öffentliche Meynung für ſich gewinne. Der Ton darin kann ernſthaft und derb, ſatyriſch und ſcherzhaft ſeyn; aber letztres thut die beſte Wirkung, beſonders wenn man Lächerlichkeiten auf ſeine Gegner dadurch zu verbreiten weiß. Dieß iſt die erſte Handlung.

Die zweyte hebt damit an, daß man die Hauptperſonen des Reichstags auf ſeine Seite zu bringen ſuche. Um dieſen Zweck zu erreichen, iſt eine genaue Kenntniß des „Wie“ nöthig. Dieſe zu verſchaffen, giebt es gewiſſe Leute in Warſchau, die ſchon lange als Unterhändler in Geſchäften thätig geweſen ſind: Abbees, Facienden-Macher, Advokaten, Beamte in Kollegien u. a., deren politiſche und ökonomiſche Lokalkenntniſſe man ſich mit einer verhältnißmäßigen Summe erkauft. Sie haben entweder ſelbſt das Vertrauen mancher Großen, oder ſie kennen die Vertrauten derſelben und weiſen den Solicitanten an dieſe. Von ihnen erfährt er, wodurch der hohe Gönner zu gewinnen iſt, und ſie werden die Mittler zwiſchen ihm und jenem. Mit ihnen verabredet er die Geſchenke, die er zu machen hat, um unterſtützt und begünſtigt zu werden. Dieſe Leute ſind die Gewandtheit und Argliſt ſelbſt. Sie nehmen gewöhnlich von allen Parteyen, verſprechen einer jeden, für ſie thätig zu ſeyn, beſchneiden oft die Geſchenke, die man ihrem hohen Vertrauten zu machen glaubt (denn eine Beſcheinigung über den Empfang kann man nicht verlangen), und nehmen, wie es ſich von ſelbſt verſteht, für ihre Mühe, verhältnißmäßig, noch eine gute Summe. Außerdem empfehlen ſie gewöhnlich noch die Schreiber, die Kammerdiener, ſelbſt die Thürſteher, dem Solicitanten. Dieſer hat dann Zutritt im Hauſe. Auf eben dieſe Weiſe ſucht man Weiber, die auf dieſen oder jenen Großen Einfluß haben, für ſeine Sache zu erobern.

Den Reichsboten, die in einer weniger glänzenden Lage ſind, trägt man ſein Verlangen ſelbſt vor, und läßt ſie, gleich beym erſten Beſuche, merken, daß man ihre guten Dienſte belohnen will; ſie geben dagegen zu erkennen, daß man damit nicht abgewieſen werden ſoll; und ſchon beym zweyten Beſuche kömmt alles in Richtigkeit. Mit dieſer Gattung geht man in ſo fern am ſicherſten, daß man wirklich weiß, ſie haben die für ſie beſtimmte Summe erhalten: denn man hat ſie ihnen ſelbſt aufgezählt, und ſie haben ſich ſo dafür bedankt, wie ſich ein Bedienter für ein Trinkgeld bedankt, das ihm nicht verſagt werden konnte. Will man in ſolchen Fällen ſparen, (was nicht zu rathen iſt, wenn man eine wichtige Sache betreibt) ſo unterrichtet man ſich über ſolche Zeitpunkte, wo der Gönner dringend Geld braucht, und man kömmt wohlfeiler davon.

Wird die Sache des Solicitanten an einen Reichstagausſchuß verwieſen, ſo muß er ſchon bey der Wahl der Mitglieder deſſelben wachſam und thätig ſeyn; ſodann muß er dieſe ſelbſt, auf die beſchriebene Weiſe, wenigſtens ihrer Mehrheit nach, in Beſchlag zu nehmen ſuchen. Beſonders wichtig iſt es, den Führer des Protokolls auf ſeiner Seite zu haben, damit man ihn immer willig finde, Auszüge daraus verabfolgen zu laſſen. Den, ihm etwa zugeſellten Schreiber, muß man nicht vernachläßigen, damit er einem das verrathe, was etwa der Ausſchuß (gegen die geſetzliche Ordnung, die bey offenen Thüren zu verhandeln gebietet) „remotis arbitris“ beſchließen könnte. Die Geſchäfte ſelbſt aber werden, wenn ſie einen Staatsrechts-Handel betreffen, von Advokaten eingeleitet. Sie leſen nämlich dieſelbe Klagſchrift, die man ſchon vertheilt hat, ſo ſchnell ſie können vor, zeigen die Urkunden, ohne ſie zu leſen, den Deputirten, und dieſe heben, ſobald der Gegner, auf gleiche Weiſe, gehört worden iſt, ihre Berathſchlagungen an. Man denke ſich ſelbſt, wie dieſe, unter den angezeigten Umſtänden, ausfallen müſſen! Das Wahre iſt: daß dieſe Berathſchlagungen nur die Punkte betreffen, deren Entſcheidung die Sollicitanten ſelbſt vorgeſchrieben und ſich bey der Mehrheit erkauft haben. Denn, wenn es für die Menge nöthig iſt, ſeine Forderungen ſo hoch zu ſpannen, ſeine Klagen ſo ſehr zu übertreiben, als man nur kann: ſo iſt es bey den vertrautern Beförderern derſelben nöthig, daß man genau ſage, was man, dem Grunde nach, fordert und fordern könne, und ihnen den Entwurf davon übergiebt. Dieß ſetzt man denn auch durch, wenn man die Mehrheit hat. Zeigt ſich aber, daß der Gegner eben ſo viel

Stimmen hat, ſo trift man den ſchon oft erwähnten Mittelweg; die Gönner beyder Parteyen vereinigen ſich, indem ſie wohl wiſſen, was wechſelsweiſe ihre Ueberzeugung lenkt; man ſchränkt die Forderungen beyder ein, und ein Gutachten nebſt einer Entſcheidung, die nichts entſcheidet, iſt fertig. Dieß war die dritte Handlung.

Die vierte Handlung, die neue Angſt, Arbeit und Geldausgaben im Gefolge hat, iſt der Vortrag jenes Gutachtens und der Entſcheidung des Ausſchuſſes, am Reichstage ſelbſt. Hier muß man an Stimmen noch zu gewinnen ſuchen, was man gewinnen kann. Diejenigen Boten, die man bey der Einleitung und Unterſuchung ſeiner Sache nicht bedurfte, bedarf man jetzt bey deren Entſcheidung, da der Unbedeutendſte ein höchſt wichtiges Talent, *ſeine Stimme*, hat. Man muß jeden perſönlich beſuchen, ſprechen, durch Worte und Geſchenke überreden. Die Thätigkeit der Sollicitanten erſteigt jetzt ihren höchſten Grad.

Von ſechs Uhr des Morgens an, bis um zwölf Uhr des Mittags, von ſechs Uhr Nachmittags bis um zwölf Uhr in der Nacht müſſen ſie in Bewegung ſeyn, je nachdem ſie die Senatoren und Reichsboten früher oder ſpäter, beym Aufſtehen oder beym Niederlegen, an der Tafel oder beym Spiel, zu finden wiſſen, oder zu finden glauben. Oft treffen ſie mit ihren Gegnern an einem Orte, in einem Vorzimmer, an einem Putztiſche zuſammen; ſie hören ſie ſelbſt gegen ſich ſprechen, und warten nur das Ende ab, um ihrerſeits gegen ſie zu ſchreyen. In ſolchen Fällen ſieht der Kläger nur zu, daß er der letzte iſt, der vorträgt. Denn der verwirrte Gönner giebt gewöhnlich dem Letzten Recht. Die Sache kommt endlich an den Reichstag, man ſtimmt dafür oder dagegen, ohne davon unterrichtet zu ſeyn, und die Mehrheit der Stimmen entſcheidet. Dieß iſt die Entwickelung des Stücks, und der Vorhang fällt gewöhnlich zum Mißvergnügen aller Parteyen.

Man ſetze kein Mißtrauen in die Wahrheit dieſer Schilderung. Die einzelnen Züge derſelben ſind aus eigener Erfahrung genommen und weder zu ſchwach noch zu ſtark aufgetragen. Wer je Geſchäfte am Reichstage betrieben hat, wird ſie nicht nur treffend finden, ſondern auch mit vielen andern noch vermehren können.

Der Gang der rechtlichen Geſchäfte iſt, im Kleinen, ganz derſelbe. Man ſetze anſtatt Senatoren, Richter, anſtatt Reichsboten, Beyſitzer, und anſtatt Unterhändler und Ränkemacher, Berichtſteller und Anwalde, brauche bey dieſen, um ſie für eine gerechte oder ungerechte Sache zu gewinnen, dieſelben klingenden Gründe und Urkunden: ſo nimmt das rechtliche Geſchäft denſelben Weg, wie das Staatsgeſchäft, und man erhält dieſelbe Entſcheidung.

Die Vorſitzer der verſchiedenen höheren und niederen Gerichtshöfe in Polen, und deren Beyſitzer, können nur aus dem Adel genommen werden. Ihre gerichtlichen Kenntniſſe ſind höchſt eingeſchränkt. Was man in andern Ländern Rechtsgelehrſamkeit nennt, iſt hier gar nicht bekannt. Die polniſche geht aus den Konſtitutionen des Reichstags, aus dem Gerichtsbrauch und aus den Privilegien, Vergünſtigungen und Vorrechten der verſchiedenen Stände, die bey Rechtshändeln in Abſchriften der Klage jedesmal beygelegt werden müſſen, hervor. Neuere Konſtitutionen und Privilegien werfen ältere um; Rechtsfragen, über welche jene nicht entſcheiden, werden auch nicht mit Beyhülfe ausländiſcher Rechte erörtert, ſondern man martert entweder die vorhandenen Beſchlüſſe, um ſie ihnen durch Erweiterung oder Verengerung anzupaſſen, oder man antwortet durch Willkühr darauf; ein allgemeines Geſetzbuch iſt nicht vorhanden, und die Konſtitutionen und Verordnungen widerſprechen einander häufig. Auch ſind ihrer ſo viel, daß ſie, bey dem eifrigſten Studium, nicht überſehen, noch weniger, nach ihrem eigentlichen Sinne, gefaßt werden können. Welche treffliche Entſchuldigung für Richter und Beyſitzer, die an ſich nicht zu ernſthaften Arbeiten gewöhnt ſind, wenn ſie ſich nicht um ſie bekümmern! Welch ein Feld für die Chikane und Rabbuliſterey der Advokaten!

Dieſe letztre Menſchenklaſſe kann leicht eine der verworfenſten in Polen ſeyn. Ungern mag ich über Tugenden und Laſter ganzer Klaſſen abſprechen, aber von dieſer bin ich ſehr verſucht, zu behaupten, ſie ſey ſo ſchlecht, daß das ganze Lob, das man Einzelnen, die eine Ausnahme machen dürften, geben könnte, dieſes wäre: daß ſie *minder ſchlecht* ſind, als die übrigen.

Ihr Studium der Rechte (man erlaube mir einmal dieſen viel zu edlen Ausdruck) treiben ſie wie ein Handwerk, ſo wie ſie ſelbſt eine Art von Zunft bilden. Ein junger Menſch, der Advokat werden will, lernt ſchreiben und Lateiniſch auf den gewöhnlichen Schulen. Kann er dieß mit einiger Fertigkeit, ſo ſucht er bey einem Advokaten unterzukommen, der ihn nicht ohne Lehrgeld annimmt. Dieſem dient er als Lehrjunge (practicans iſt ſeine lateiniſche Benennung) eine beſtimmte Zeit, während welcher er bloß abſchreibt, Akten heftet und in die Gerichtshöfe trägt; ſodann wird er zum Geſellen (auſcultans) erhoben. Als ſolcher reicht er ſchon bey Gerichtsſitzen ſeinem Meiſter die Urkunden zu, arbeitet leichte Aufſätze aus, und wird in kleinern Chikanen und Verdrehungen, und im Gebrauch zweydeutig geſtellter Ausdrücke unterrichtet. Sodann ſteigt er zum Altgeſellen (Amanuenſis) und der Meiſter vertraut ihm feinere Arbeiten an, wobey er noch andre kleine Künſte, die nicht zum Rechte, aber wohl zu den rechtlichen Geſchäften in Polen gehören, theils lernen, theils ahnen und errathen kann. Hat er als ſolcher noch einige Jahre gedient, ſo hat er ausſtudiert, und er ſetzt ſich nun ſelbſt als Meiſter und richtet ſeine Werkſtatt ein. An Beziehen einer hohen Schule wird nicht gedacht.

Sonach beſteht die ganze Wiſſenſchaft der hieſigen Anwalde in der mechaniſchen Kenntniß alter und neuer Konſtitutionen-Sammlungen, in der Kunſt, ſie auszulegen, zu verdrehen, zu untergraben, und in der Geſchicklichkeit, verfängliche, zweydeutige Konkluſionen abzufaſſen. Einem der berühmteſten unter ihnen brachte ich eine Klagſchrift, die in Liefland verfertigt worden war. Er las eine Weile darin, lobte das Latein derſelben wiederholt und ſagte endlich: habent mentem profundam patroni Livoniae et scribunt excellenter, quod tamen non satis apud nos. (Die Liefländiſchen Advokaten haben tiefdenkende Köpfe, ſchreiben vortrefflich, aber bey uns bedarfs mehr als das!) In der That, er arbeitete jene Schrift ſo um, und ſtopfte ſie, mittelſt ſeines „mentis“ mit ſo viel Chikanen, Zweydeutigkeiten und Verfänglichkeiten aus, daß es „ſatis“ für polniſche ſchon bezahlte Richter war.

Die Mitglieder der Advokatenzunft ſind meiſt von Adel, aber von demjenigen, der nicht beſitzlich iſt, der mithin, wenn er nicht von dem Höhern pachten, oder ſich ſonſt von ihm brauchen laſſen will, ſich der Feder ergiebt und die Stellen der Schreiber bey Privatleuten, wie bey den Staatskollegien, und der Advokaten, Archivare, Unterrichter ꝛc. ausfüllt. Da dieſe Leute einen Anſtrich von Kenntniſſen haben, die den Vorſitzern und Richtern fehlen, ſo ſind ſie es eigentlich, welche die Gerichtshöfe beherrſchen, und durch deren Mund jene abſprechen.. Dieſen Einfluß wiſſen ſie treflich zu Gelde zu machen. Gewöhnlich ſtellen ſie ſich, wenn man ſie zu einem Rechtshandel annehmen will, als ob ſie ſchon übermäßig mit Arbeiten beladen wären; man iſt alſo gezwungen, ihnen ein anſehnliches Geſchenk zu machen, damit ſie ſich nur mit einer Sache befaſſen, und dieß hat mit dem Lohne für ihre Arbeiten ſelbſt gar nichts gemein. Sodann erinnern ſie an die Opfer, die man den Richtern und

Beyſitzern zu bringen habe, um ſie günſtig für ſich zu ſtimmen; ſie geben vor, dieſe Herren ſeyen ſehr eigen und müßten mit großer Schonung in dieſem Punkt behandelt werden; ſie wären aber ſehr wohl mit ihnen bekannt und würden dieß Geſchäft einleiten. Darauf verlangen ſie eine Summe zu Ausgaben dieſer Art, die ſie nie verrechnen, weil man freylich über Beſtechungen keine Beſcheinigung erhält. Da ſie unter einander ſehr genau zuſammenhangen und eine Art für ſich beſtehender Geſellſchaft ausmachen, ſo ſchlägt die genaue Bekanntſchaft, die daraus unter ihnen entſteht, zum Schaden ihrer Klienten aus. Zwey, die in einer Klagſache gegen einander wirken, bereden ſich darüber, theilen ihre Ausarbeitungen einander mit; einer erfährt von dem andern, wer die Gönner der Proceßführer ſind; ſie vergleichen wechſelſeitig das Gewicht derſelben; vertrauen einander gegenſeitig die Hülfsmittel, den Reichthum oder die Armuth, die Freygebigkeit oder den Geitz ihrer Klienten;

und kommen endlich, dieſe Umſtände wohl erwogen, überein, wer Recht behalten ſoll, der Kläger oder der Beklagte. Mehrentheils bekömmt keiner von beyden ganz Recht, oder ganz Unrecht, und eine künſtlich geſtellte, in verwickelten Perioden ausgedruckte, für beyde Parteyen nicht ungünſtig klingende, Entſcheidung, beſchließt das Ganze. Richter, Referenten und Advokaten theilen ſodann, was ſie ihren Klienten geraubt haben, wobey dieſe Betrüger wiederum alle ihre Liſt aufbieten, ſich unter einander ſelbſt zu betrügen. Ich übergehe, was ſie noch, im Laufe des Rechtshandels, durch die Angſt und Beſorgniſſe, worin ſie die Parten zu erhalten wiſſen, durch gefliſſentliche Verzögerungen ihrer Arbeiten, die man mit immer neuen Geſchenken anfeuern muß, durch Abſchreibe- oder Druckkoſten und dergl. zu erpreſſen pflegen.

Uebrigens nährt dieß Handwerk ſie treflich. Einige beſitzen eigene große Häuſer in Warſchau und leben auf einem anſehnlichen Fuße.

Ihre Weiber und Töchter gehören mit zu der feinen Welt. Die vornehmſten Herren und Damen machen ihnen die Kour, weil ſie in Geſchäften unentbehrlich ſind. Sie halten ſich Wagen und Pferde; und diejenigen, die dergleichen nicht halten, muß der Klient, in ſeiner Sache, damit verſorgen.

Derſelbe Egoismus, und die aus demſelben fließende Vergeſſenheit aller moraliſchen Pflichten, die den öffentlichen Geſchäften, welche den Staat, und das „Mein“ und „Dein“ betreffen, in Polen zum Grunde liegen, zeigen ihren Einfluß nicht minder abſchreckend in allen übrigen Verhältniſſen, in welchen der Menſch gegen den Menſchen ſtehen kann. Die Gefühle der Freundſchaft, der ehelichen, der väterlichen, der mütterlichen, der kindlichen, der geſchwiſterlichen Liebe und Anhänglichkeit tragen alle den Stempel der Kälte, der Gleichgültigkeit und des Leichtſinns. Jeder geht ſeinen eigenen Weg, ſucht ſeinen

Genuß, wo er ihn findet und überläßt dem andern, hierin für ſich ſelbſt zu ſorgen.

Freundſchaft iſt hier entweder auf politiſchen Eigennutz, oder auf geſellſchaftliche Bedürfniſſe gebauet. Eine reinere Art derſelben findet hier nur unter Leuten Statt, die einander politiſch weder ſchaden noch nützen können, deren wechſelſeitige Laufbahnen einander nicht berühren, und die deshalb keine Urſachen haben, gegenſeitig auf einander eiferſüchtig zu ſeyn. Dieſe Gattung iſt eben ſo feurig, eben ſo dauerhaft hier als anderwärts, wenn ſie auch ſeltener ſeyn ſollte. Es fehlt den Polen nicht an Gefühl, überhaupt nicht an ſchönen Eigenſchaften des Herzens; aber die Verfaſſung und Lebensart untergraben und unterdrücken ſie um die Wette, und öfterer, als es z. B. in einem Staate der Fall ſeyn kann, wo Geſetz und Monarch eine Menge von Gegenſtänden, die hier ein allgemeines ehr- und eiferſüchtiges Gedränge erregen, ein für allemal an ſich genommen haben, und wo die Polizey und der Zwang einer geordneten öffentlichen Meynung die Lüſte, Launen und Sitten der Staatsbürger mehr im Zaume halten.

Die ehelichen Verbindungen werden ſelten anders, als aus politiſchen und ökonomiſchen Rückſichten geſchloſſen. Aus politiſchen — um Glanz, Einfluß, Würden, Beförderung, Anhänger zu erheirathen; aus ökonomiſchen — um Schulden bezahlen und den Aufwand zugleich beſtreiten zu können, den die künftige Gemalin machen dürfte. Deßhalb wird das Geſchäft des Ehevertrags mit einem Eifer und mit einer Eigennützigkeit von beyden Seiten betrieben, die ſonſt nur in den Geſchäften des Krämers erhört ſind, und zugleich mit allen den kleinen Ränken und Ueberliſtungen, die hier bey den kleinſten, wie bey den größeſten Geſchäften angewandt werden. So geben Verlobte einander mit der erklärteſten Gleichgültigkeit die Hand, und ſie halten ſich höchſtens in ſo ferne zu einander, als es die Fortpflanzung der neuen Familie, ihre ökonomiſchen Umſtände und ihre Verhältniſſe zu den übrigen verlangen. Liebe, Treue, wechſelſeitige Aufopferungen ihrer Liebhabereyen und Launen, häusliches Leben und Sorge für die Erziehung ihrer Kinder, ſind Dinge, die ſie kaum ahnen, vielweniger als Hauptpflichten des ehelichen Bundes ausüben. Hierin liegt der Grund, daß Eiferſucht in Polen ſo ſelten iſt. Wer wird eiferſüchtig auf einen Mann ſeyn, den man nicht liebt, von dem man nie geliebt wurde? Wer wird es auf eine Frau unter ähnlichen Umſtänden ſeyn? Wer wird, wenn er wirklich eiferſüchtig iſt, es lange ſeyn, da er täglich Gelegenheit findet, ſeinerſeits eiferſüchtig zu machen. Da aber zuweilen den Gemal nicht ſein Herz, ſondern ſeine Ehre dringt, nicht etwa eiferſüchtig, ſondern bürgerlich beleidigt zu ſeyn und ſeine Gemalin dem gemäß zu behandeln, ſo braucht dieſe nur die Kunſt der Decenz oder des bewahrten Scheins zu verſtehen, um ſich gegen alle Verdrießlichkeiten von Seiten ihres Gemals völlig ſicher zu ſtellen.

Dieſe Kunſt, deren Weſen darin beſteht, daß man Dinge zu verbergen wiſſe, die einen, nach den Regeln der hergebrachten Sitte, bey einer gewiſſen Societät lächerlich oder verächtlich machen könnten, iſt in Warſchau leichter als anderwärts. Da der Adel die einzige Geſellſchaft bildet und den Ton angiebt, ſo hat er auf die Gränz Klaſſen unter ſich, (denn über ſich hat er keine) als ſeine Beurtheilerinnen, nicht zu achten; da ſeine Sitten die allgemeinen Sitten ſeiner Cirkel ſind; da alſo in dem angeregten Punkte, in der Regel, eine Ehe wie die andre iſt, ein Weib, ein Mann, ſo denkt, wie das andre, wie der andre: ſo ſieht man wohl, daß hier die Decenz bey weitem nicht ſo fein, ſo ſtreng beobachtet ſeyn darf, als z. B. ehemals in Frankreich, wo die Großen noch einen Hof über ſich hatten, der oft bey einer geheimen, großen Zügelloſigkeit, dennoch ſorgfältig auf den äußern Schein achtete, und wo unter ihnen ein Heer von hellſehenden Geringern wimmelte, das Ver-

ſtöße

ſtöße gegen den Wohlſtand mit Sinngedichten und Gaſſenliedern verfolgte.

Das galante Verkehr geht ſonach in Warſchau, ohne Anſtoß zu geben, ganz ungezwungen ſeinen Gang. Einzelne hieher gehörige Züge, die das Eigenthümliche deſſelben angeben, hat der Leſer ſchon im Vorigen gefunden. Bey jungen und ſchönen Weibern iſt Galanterie die Hauptbeſchäftigung ihres Blütheſtandes. Sie haben ſie in ein Lehrgebäude gebracht, das aus Ueppigkeit, verführeriſcher Geſelligkeit, und verliebter Gewiſſenloſigkeit, vermiſcht mit etwas Herz und mit viel Eitelkeit, Politik und Habſucht, zuſammengeſetzt iſt. Die hieher gehörige Geſchäftsſprache iſt die franzöſiſche, und man ſieht aus dieſem Umſtande, von woher dieſe Wiſſenſchaft nach Polen gekommen iſt. Die franzöſiſchen Kunſtausdrücke ſind alle beybehalten. Die Weiber haben „amis,“ die Mädchen „amans;“ die verheiratheten Männer haben „amies,“ die unverheiratheten „maitresses.“ — „Je l'ai eu“ ſagen die Weiber von einem Mann, der ihr Liebhaber geweſen iſt, das heißt, bey ihnen geſchlafen hat, denn an geiſtige Liebe iſt hier nicht zu denken; „je l'ai eue“ ſagen die Männer von einem Weibe in einem ähnlichen Falle. Die Wörter „adorer,“ „sentimens,“ „rigueurs,“ „souffrances,“„ planter,“ „sacrifice,“„ monstre,“„ roué,“ „noirceurs,“ und alle übrige aus dem verliebten Wörterbuche der ehemaligen franzöſiſchen großen Welt, die kein anderes Volk mit gleichem Werthe, Sinn und Nachdruck in ſeine Sprache übertragen kann, werden hier gehört und geübt, und die Förmlichkeiten bey dem Handel ſelbſt, ſind ebenfalls ganz franzöſiſch. Mit „lorgneries,“ „soupirs,“ „langueur“ fängt man an; mit „empressemens,“ „attentions,“ fährt man fort, mit einer „declaration“ kommt man zur Sache von Seiten des Mannes; von Seiten des Weibes fängt man mit „minauderies“ und „langueur“ an, mit „distractions“ und „inegalité d'humeur“

fährt man fort; mit „froideur, indifférence,“ „mepris,“ „fierté“ hält man den Angriff des Mannes aus; mit „surprise,“ „bonté,“ „indulgence,“ „sensibilité“ erliegt man demſelben in einem „moment de foiblesse.“ Iſt dieß in Richtigkeit, ſo erhält man ſich mit „protestations d'une passion eternelle,“ mit „marques d'amour“ aller Art, wohin „billets-doux,“ „rendez-vous,“ „cadeaux,“ heures du berger,“ sacrifice des fortunes“ gehören, eine kürzere oder längere Zeit; ſodann bereitet man durch „petites jalousies,“ explications,“ „ennui,“ durch „infidelités“ und durch „passades“ auf den Bruch vor, und endlich — „on se surprend,“ „on entre en désésperation,“ „on se deteste,“ „on rompt,“ „on se quitte.“ Dann ſagen ſie: „tout a fini entre moi et lui;“ und das Publikum wiederholt: „tout a fini entre elle et lui!“ — „Je suis libre,“ fahren ſie fort, und wer Ohren und Verſtand hat, der hört und verſteht.

Für Leſer, welche die ältere franzöſiſche Sitte und Sprache kennen, habe ich genug geſagt; für ſolche, die ſie nicht kennen, würde ich, wenn ich ihnen über die polniſche Galanterie ganz deutlich werden wollte, weitläuftiger, als es am rechten Orte wäre, ſeyn müſſen.

Wo Galanterie der herrſchende Ton iſt, da findet man auch die hohe Schule der Moden und des Putzes. Die Warſchauer Elegants und Eleganten verwenden viel Zeit, Nachdenken und Geld auf dieſe Dinge. Die Weiber übertreffen aber in dieſer Kunſt die Männer unendlich weit, und letztre ſind darin wirklich noch beym A B C.

Die Grundlage der weiblichen Kleidung iſt die allgemeine, aus franzöſiſch engliſchen Moden zuſammengeſetzte: aber die Nebenverzierungen ſind bey den Polinnen das Werk eigenen Geſchmacks und eigener Laune. Im Kopfputze haben ſie etwas Eigenthümliches, das zwiſchen den ſteifen Aufſätzen der franzöſiſchen, und dem zu natürlichen Haargehänge der engliſchen Weiber, ein glückliches Mittel hält, und eine Art von morgenländiſchem Charakter trägt. Ihre Erfindungs und Veränderungskunſt in dieſem Punkt, iſt unerſchöpflich. Bey feyerlichen Gelegenheiten wiſſen ſie ſelbſt den Galakleidern, die überall ſteif und ſchwerfällig ſind, einen Schwung, eine Leichtigkeit zu geben, die ſehr angenehm auf das Auge wirken. Die Vertheilung der Brillanten zeigt von dem feinſten Nachdenken über deren beſte Wirkung. Ich habe nichts prächtigeres und zugleich nichts einfacheres geſehen, als ihren Anzug bey Gelegenheit der Jahresfeyer der neuen Konſtitution. Ihrer zwey bis dreyhundert waren damals, alle weiß und hellroth (die Farben des Königs) gekleidet, in der Kreutzkirche bey einander, und zierten die für ſie beſtimmten amphitheatraliſchen Sitze. Alles, was Polen in ſeinem ganzen Umfange, unter den höheren Klaſſen, Schönes beſaß, glänzte damals, durch Natur und Kunſt reichlich ausgeſtattet, in dem Raume jener Kirche und that, mit der Feyerlichkeit des Tages und allen übrigen dazu gemachten Anſtalten verbunden, eine unbeſchreiblich reitzende Wirkung.

Indeſſen ſcheint mir der Geſchmack der polniſchen Weiber und ihre Kunſt ſich zu kleiden, beſonders im Halbanzuge unerreichbar zu ſeyn. Die natürliche Grazie, die in ihrem Weſen herrſcht, behält ein freyeres Spiel in demſelben; und die Zartheit und Luftigkeit der Zeuge, die ſie dazu wählen, machen ihren, meiſt ſchlanken, höchſt bewegſamen Wuchs, wie durchſichtig, und geben dem Auge das feinſte Spiel aller Umriſſe an, die ſie durch ſehr maleriſche Stellungen und Bewegungen im Gange, bey Verneigungen und Geſprächen, in beſtändiger Regſamkeit zu erhalten wiſſen. Ihr Triumph ſind die Ballanzüge, bey denen ſie ſich weder durch eingeführte Mode, noch durch zu ängſtliche Decenz, ſondern bloß von ihrem Geſchmack und ihrer Einbildungskraft, leiten laſſen. Es giebt in der That kein Schauſpiel, das verführeriſcher wäre, als ein Ball in Warſchau, auf welchem der Ausbub der Eleganten von Polen vollzählig zugegen iſt.

Die Männer bleiben in der Wahl, im Geſchmack, in der Zuſammenſetzung ihrer Kleidungsſtücke, hinter den ehemaligen Elegants in Paris, und den gegenwärtigen in London, weit zurück. Die Nationaltracht iſt mehr prächtig und koſtbar, als geſchmackvoll, obgleich ſie keinem wohlgewachſenen Mann übel ſteht. Das Oberkleid fällt, in einem bequemen Schnitte, bis auf die Mitte der Wade herab, hat keine Schöße, keine Taſchenpatten, hinten keinen Schlitz, aber wohl eine breite kahle Taille, die ſich da endigt, wo die Hüften anfangen, von welchen, auf beyden Seiten, drey oder vier dichte Falten, die ſich nach unten zu immer mehr erweitern, herabfallen. Die Aermel dieſes Oberkleides ſind, nach dem Ellenbogen zu, gebrochen, und werden über die

Schultern geworfen; an ihrer Statt treten die engen Aermel des Unterkleides hervor und laufen bis zum Handgelenke immer ſpitziger zu. Dieß Unterkleid ſchließt genau an den Leib, iſt kürzer als das Oberkleid, mit kleinen Knöpfen, von der Halsgrube an, bis unten aus, zugeknöpft, und im Sommer Taffet, oder feiner Baumwollenzeug, im Winter aber Atlas. Um den Leib, unmittelbar über den Hüften, wird das Degengehenk und eine prächtige, von Gold, Silber und Seide ſehr gehaltvoll gewirkte, Leibbinde, Paß genannt, geſchlungen. Die älteren tragen einen geſchornen Kopf, der nur auf dem Wirbel einen Cirkel von Haaren zeigt und einen ſchönen männlichen Hals macht, die jüngern tragen das Haar in die Stirne gekämmt und hinten geſtutzt. Jene haben auch noch Zwickelbärte. Buſen- und Handſtreifen finden bey dieſem Anzuge nicht Statt; dafür trägt man, am Halſe und an den Handgelenken, Knöpfe von Diamanten in mancherley Formen. Die Farben des Tuchs oder anderen Zeuges, das man zu Oberkleidern wählt, ſind die helleſten, die man finden kann, und die zu den Unterkleidern müſſen durch eine zweyte ſchreyende Farbe gegen ſie abſtechen.

Dieſen Anzug tragen gewöhnlich nur noch Männer von gewiſſen Jahren, und altmodiſchen Grundſätzen. Am Reichstage konnte man die Gegner der Mehrheit daran erkennen. Die jüngern trugen ſich entweder franzöſiſch, oder ſie erſchienen in der Uniform der Nationalreiterey, die ſehr prächtig iſt, ſchönen Körpern vortreflich ſteht, und ſelbſt übelgebauten ſehr nachhilft. Oben *) habe ich ſie weitläuftig beſchrieben. Die franzöſiſche Kleidung hat beſonders der König zuerſt aufgebracht und durch ſein Beyſpiel ziemlich allgemein eingeführt. Die Nachkommen der jetzt lebenden Generation der höhern Stände, dürften ſchwerlich noch die Nationalkleidung tragen; aber der

---

*) Erſtes Heft, S. 53 und 54.

niedere Adel und der wohlhabende Bürger polniſcher Abkunft werden ſich noch nicht ſobald von ihren geſchornen Köpfen und von den Zwickelbärten trennen. Nach den neuern Begriffen von Schönheit und Geſchmack, iſt dieſer Zwickelbart freylich eben ſo verwerflich, als der geſchorne Kopf weil, beyde zuſammen genommen, eine widerliche Miſchung von Mönch und Soldat darſtellen.

Der Säbel, der ſonſt dem Polen angeboren ſchien, hat auch viel von ſeiner Allgemeinheit verloren. Theils hat er ſich in einen Stubendegen verwandelt, theils iſt er ganz abgelegt, ſeitdem die engliſchen Fracke bey der jüngern feinen Welt beliebt geworden ſind. Indeſſen kann man doch noch keinen anſtändigen Beſuch ohne Säbel oder Degen machen, obgleich es in manchen großen Häuſern, beſonders in denen von neuerm Tone, nicht mehr auffällt, wenn man im Frack zu Tiſche kömmt. Uebrigens ſieht man nicht darauf, Säbel und Degen, Kurtka und franzöſiſches Kleid, Nationalkleid und Frack, geſtutztes Haar und Friſur, Mütze oder Hut, jedes, wie es ſich zu dem andern ſchickt, zu tragen; ſondern man vermiſcht alles auf eine widerſinnige Art. Man ſieht häufig jüngere und ältere Leute von den höhern Klaſſen runden Hut, geſtutztes Haar, Charivari, engliſchen Frack und franzöſiſchen Degen; oder polniſchen Säbel, franzöſiſches Kleid, geſtickte Weſte, Haarbeutel, Chapeau-bas, Beinkleid von Nanking und engliſche Klappenſtiefel: oder endlich engliſchen Frack, Gillet, lederne Beinkleider, Schuhe mit Bändern, rund herum in Locken gelegtes Haar und obendrauf die polniſche viereckigte Mütze tragen: Abſtiche, die hier nicht auffallen, ob ſie gleich die allerhöchſte Nachläßigkeit und Geſchmackloſigkeit verrathen. Die Stutzer nach der neueſten Mode tragen jetzt (im May 1793) einen kleinen runden Hut mit hohem, ſpitzigen Kopfe, das Haar rund um den Kopf in ſchwebende Löckchen gelegt, ein dickes, buntes Halstuch mit ungeheurem Quaſt, das unter dem

Kinne bauſcht und es halb verſteckt, ein abenteuerlich geſticktes oder gemaltes, nur bis an die Hüften reichendes, Gillet, einen langen, ſchweifartig und ſpitzig zwiſchen die Beine hineinfallenden Frack mit hoher, ſchmaler Taille und einem, flach auf den Schultern liegenden, Kragen, ein paar hoch über die Hüften herauf und bis zu den Knöcheln hinabfallende, eng anſchließende Pantalons und pantoffelartige Bänderſchuhe ohne Laſchen. Das Ganze vollenden zwey raſſelnde, mit mächtigen Schlüſſeln und Petſchaften behängte, goldene Uhrketten, und ein dicker, knotiger, gebeizter Knittel, der abwechſelnd aus einer Hand in die andere geworfen und beſtändig in einer zuſchlagenden Bewegung erhalten wird.

Die ernſthaften Beſchäftigungen der galanten Welt mit ſich ſelbſt, erlauben ihr faſt gar nicht an ihre Kinder zu denken und ſich um ihre Erziehung zu bekümmern. Sie werden von der Geburt an fremden Leuten überlaſſen, die zwar vortreflich bezahlt und unterhalten ſind, aber dem Kinde die verſagte mütterliche Zärtlichkeit und väterliche Liebe nicht erſetzen können. Da ſie dieſe nicht genießen, da ſie ihre Eltern ſelten ſehen, da ſie dieſelben erſt ſpät kennen lernen; ſo iſt es unmöglich, daß das ſchöne Gefühl der Dankbarkeit und der Vertraulichkeit in ihren zarten Herzen Wurzel faſſen, daß das Bewußtſeyn der Abhängigkeit, mithin die Pflicht des Gehorſams, in ihnen lebendig und dauerhaft werden könne. Geſchieht nun noch (was hier gewöhnlich der Fall iſt) daß die Mutter ihr Kind, erſt wenn es ſich entwickelt, bloß als ein ſchönes Kind, aus Eitelkeit, zu lieben anfängt, und es auf einmal mit unbeſonnenen Liebkoſungen, Schmeicheleyen und Lobpreiſungen beſtürmt: ſo müßte die menſchliche Natur eine göttliche ſeyn, wenn ſie ununtergraben und unverdorben bleiben ſollte. Daher kömmt es, daß die polniſchen Kinder beyderley Geſchlechts, ſchon in ſehr frühen Jahren, dieſelben Anmaßungen, denſelben Egoismus, denſelben Hang zu allen übrigen Untugenden im Kleinen haben, wodurch die Eltern ſich im Großen auszeichnen, und die ſie ſelbſt aus den erſten Jahren ihrer Erziehung mit in das Alter der Wirkſamkeit herüber gebracht haben.

Den Kindern männlichen Geſchlechts läßt man in allem ihren Willen. Nur in dem erſten und zweyten Jahre wacht man mit einiger Sorgfalt über ihre Diät, in den folgenden wenig oder gar nicht. Dann bekommen ſie von allen Schüſſeln, aus allen Flaſchen. Dieß wird Kindern in andern Ländern verderblich, aber nicht den polniſchen, welche unbeſchränkte Erlaubniß haben, in der freyen Luft, mit ihren Händen, Füßen und ganzem Körper vorzunehmen, was ſie nur wollen; die im dritten und vierten Jahre ſchon ſelbander zu Pferde ſitzen; im vierten und fünften ſchon allein reiten, und im zehnten und zwölften die wildeſten Pferde beſteigen und ſie als Meiſter zügeln. Da ſie ihre frühere Erziehung mehrentheils auf dem Lande erhalten, wo friſche Luft, Raum und allerley, den Kindern auffallende, Beſchäftigungen, ihre Geſundheit befeſtigen und ihre Thätigkeit befriedigen; da man keinen Begriff davon hat, ſie in dieſen Jahren mit Stilleſitzen und Auswendiglernen zu quälen: ſo iſt es natürlich, daß ſie vor der Hand ein beſſeres Blut bekommen, als ihnen Vater und Mutter (oder „ami“ und „amie?“) vielleicht mitgetheilt haben, und daß ſie, auf dieſe verbeſſerte Grundlage hin, ſo zu gedeihen und zu blühen anfangen, wie es gewöhnlich bey der polniſchen Jugend der Fall iſt. Denn nur aus dieſen Umſtänden kann ich mir erklären, wie eine Geſellſchaft, die ſo ungebunden, ſo regellos, ſo im Taumel aller ſinnlichen Genüſſe, lebt, ſolch ein Heer von ſchönen, trefflich gebildeten und geſunden Kindern erzeugen mag.

Gewöhnlich bekömmt die männliche Jugend erſt gegen das vierzehnte und funfzehnte Jahr Hofmeiſter. Dieſe ſind gezwungen, ihre Kunſt ganz anders zu treiben, als ihre Mitbrüder in

Deutſchland, die meiſt Kinder von fünf bis ſechs Jahren, ſchwächlich, verzärtelt, verſeſſen, von Kantoren und Paſtoren mit Leſen, Schreiben und Chriſtenthum ſchon zerquält, vor ſich finden. Die jungen Polen haben dieſe Dinge, wie im Fluge gelernt, oder lernen ſie noch, und um ſo ſchneller, da man ſie ihrem freyen Willen überläßt, da man ſie ſchon durch Ehrgefühl dazu spornen kann. Franzöſiſch lernen ſie mit ihrer Mutterſprache faſt zu gleicher Zeit, denn Vater und Mutter müßten ganz unbegreiflich vernachläßigt worden ſeyn, müßten nie in der Geſellſchaft gelebt haben, wenn ſie dieſe Sprache nicht verſtehen, mithin die Wichtigkeit derſelben für ihre Kinder in Geſchäften und im geſelligen Leben, nicht einſehen ſollten. Da es überdieß keine wohlhabende Familie giebt, die nicht einen franzöſiſchen Bedienten, oder eine franzöſiſche Kammerjungfer hätte; da dieſe gewohnt ſind, die Kinder an ſich zu ziehen und durch ihr aufgewecktes, geſchwätziges Weſen zu unterhalten:

ſo

ſo lernen dieſe ſpielend jene Sprache, und bekommen zugleich mit derſelben manche Begriffe und Manieren, die ihnen auch im Aeußern eine gewiſſe Bildung, und, mit der ihnen zugeſtandenen Freyheit verbunden, eine gewiſſe Leichtigkeit geben, welche bewirken, daß ein polniſches Kind in Geſellſchaften weit weniger Kind iſt, als ein deutſches, daß es aber auch, wenn es zum Jüngling übergeht, noch weit mehr Unbeſonnenheit, Wildheit und Muthwillen beſitzt, als ein deutſcher Jüngling, der gegen einen polniſchen als ein wahrer Pedant erſcheint. Sogenannte kluge Kinder, wie man in Deutſchland, durch einen Mißbrauch, die gelehrten Kinder nennt, ſind in Polen unerhört; aber deſtomehr feine, liebenswürdige, witzige findet man hier. Die Hofmeiſter lehren ſie ſonach alles geſprächsweiſe; ſie fahren, reiten, rennen und ſpringen mit ihnen; ſind bey ihren körperlichen Uebungen, beym Tanzen und Fechten, zugegen, und ſchieben dabey ein, was ſich zu ihrer geiſtigen

Bildung einſchieben läßt. Ihre politiſchen Kenntniſſe erhalten ſie auf gleichem Wege; denn da der Adel, vermöge ſeines Standpunkts im Staate, nichts anziehenderes kennt, als Politik, ſo fließt ſein Mund, in großen und kleinen Geſellſchaften, bey jeder Gelegenheit davon über. Dazu kömmt, daß ein junger Edelmann ſchon im achtzehnten Jahr an den Verhandlungen der Landtage und anderer Verſammlungen des Adels in ſeiner Provinz, Antheil nehmen und gleich durch Praxis über die dahin gehörigen Gegenſtände ſich unterrichten kann. Aber, was man Studium, was man gründliche Wiſſenſchaft nennt, hat er nicht, bekömmt ſie auch, in reifern Jahren, äußerſt ſelten. Sein lebhafter Geiſt, ſeine daraus fließende leichte Faſſungsgabe gilt ihm für das alles.

So iſt die körperliche und geiſtige Erziehung derjenigen Jünglinge, die ich oben als Männer in den Geſellſchaften und in den öffentlichen Geſchäften aufgeführt und geſchildert habe, beſchaffen. Hier iſt die Frage nicht, ob ſie als Jünglinge anders ſeyn ſollten, um als Männer anders zu werden, und ſodann ihren kranken Staatskörper zu heilen. Ich ſcheue die Erörterungen derſelben, die ſeit einigen Jahren, troß ihrem Anziehenden, bis zur Trivialität herab geſchwatzt und geſchrieben worden ſind.

Die Erziehung der weiblichen Kinder nimmt, in ihrer Art, ganz denſelben freyen Gang. Ihr erſter Zweck iſt, Bildung zur Schönheit, Liebenswürdigkeit, Eroberung. Die Tugenden der Hausmutter und der Gattin, bleiben den Umſtänden überlaſſen, die ſie, mit einem Reſte von Herz und Gefühl verbunden, welche von der galanten Erziehung nicht ganz verdrängt worden, hervorbringen oder nicht hervorbringen. Hierüber werden den jungen Mädchen keine Lehren gegeben, und Beyſpiele kommen ihnen ſelten vor. Ein Mahl im Geſicht oder an der Hand, ängſtigt hier eine zärtliche Mutter mehr, als ein Fehler des Verſtandes, und ein kleines körperliches Gebrechen mehr, als ein Fehler des Herzens.

Die Mädchen bekommen ordentliche Hofmeiſterinnen, ſobald ſie zu reden anfangen. Dieſe, die höchſt ſelten andere, als Franzöſinnen ſind, fangen ſogleich an, Körper und Sprachorgane, und nachher Verſtand und Grundſätze, nach franzöſiſcher Sitte zu bilden. An der Mutter haben ſie gewöhnlich das Vorbild ihrer pädagogiſchen Arbeiten und, indem ſie die Kopie dem Original ganz ähnlich zu machen ſuchen, erwecken ſie die Freygebigkeit der Originale für ſich, als Künſtlerinnen, und deren Liebe zu den Töchtern, als ihren Kopieen.

Damit aber dieſe ihre kleinen Vorzüge und Vollkommenheiten nicht in dem Schooße der Familie vergraben halten; damit ſie die Kunſt, unter fremden Augen ohne Schüchternheit zu erſcheinen und zu glänzen, ſo bald als möglich, lernen mögen: ſo giebt man von Zeit zu Zeit Bälle, zu denen alles, was in dem ganzen Cirkel der Bekanntſchaft an Kindern beyderley Geſchlechts vorhanden iſt, eingeladen wird. Die Veranſtaltungen dazu ſind nicht kinderhaft. Es werden große Geſellſchaften Erwachſener dazu eingeladen; eben die großen Säle, auf denen jene glänzen, werden für die Kinder hergegeben; man erquickt ſie bey ihren ſchweren Arbeiten, mit Limonade, Punſch und andern eß- und trinkbaren Sachen, wie jene; kein Kron- kein Wandleuchter wird weniger angezündet, kein Bedienter iſt weniger in Bewegung. Man kleidet die kleinen Tänzerinnen und Tänzer mit einem Luxus, der dem Luxus der großen nichts nachgiebt. Die anweſenden Männer laſſen die Mädchen fühlen und hören, wie ſchön ſie ſind, und die Weiber nehmen eben dieß Geſchäft bey den Knaben auf ſich. Die Kinder unter einander behandeln ſich mit einer Galanterie, und die Mädchen beſonders benehmen ſich mit einer natürlichen Koketterie, die der durchdachten wenig nachgiebt, und den Müttern, die ſich in ihren Töchtern verjüngt ſehen, Freudenthränen erpreßt. Es iſt wahr, man kann nichts anmuthigeres ſehen, als dieſen jungen, reizenden Anflug, der, oft funfzig bis ſechzig Köpfe ſtark, mit aller Grazie der Jugend ausgeſtattet, in dem mannigfachſten Wechſel aller Gattungen von Schönheit, in der Geſichtsbildung wie im Körperbau, bunt vor dem Auge wimmelt und es, die erſten Minuten, gleichſam irre macht und blendet.

Der Ungeſtüm, mit welchem dieſe Kinder auf die Wiederholung ſolcher Bälle zu dringen, die Ungeduld, mit der ſie dieſelben, wenn ſie gegeben werden ſollen, zu erwarten pflegen, zeigen genugſam, was für einen mächtigen Eindruck dieſe Luſtbarkeit auf ſie macht, und wie ähnliche auf ſie wirken werden, wenn ſie, bey reiferer Natur, bey ſtärkern und anziehendern Gefühlen, ſich dem Genuſſe derſelben hingeben können.

Zuweilen laſſen minder begüterte Familien ihre Töchter in Klöſtern erziehen; aber die reichern äußerſt ſelten und nur etwan in dem

Falle, wenn die Mütter früh ſterben und keine weibliche Verwandten vorhanden ſind, die ihre Stelle vertreten könnten oder wollten. Ignaz Potocki, ſeit mehreren Jahren Wittwer, macht, wie in vielen andern Stücken, auch mit der Erziehung ſeiner einzigen, ſehr anziehenden, Tochter, eine Ausnahme. Er hält ihr eine deutſche Hofmeiſterin, und läßt ſie ganz nach deutſcher Sitte erziehen.

Uebrigens glaube man nicht, daß die im Kloſter erzogenen Töchter anders wären, als die in der Welt erzogenen. Jene haben kaum vier Wochen in der Geſellſchaft gelebt, ſo geben ſie dieſen in keiner Rückſicht etwas nach. Der Zeitpunkt, wo die Töchter mit der großen Welt in Verkehr und Gemeinſchaft treten, iſt zwiſchen ihrem vierzehnten und ſechzehnten Jahre, und zwar an dem erſten oder zweyten Tage, nachdem ſie in die Gemeinſchaft der Chriſten ſind aufgenommen werden.

Das Benehmen der Kinder gegen ihre Eltern, iſt, dem Aeußern nach, ſehr unterwürfig und ehrfurchtsvoll; aber die Art ihrer Erziehung hat dafür geſorgt, daß demſelben ſehr ſelten ein herzliches Gefühl zum Grunde liegt. Iſt bey den Töchtern das Herz voll Eitelkeit und Galanterie, bey den Söhnen der Kopf voll Politik und Ehrſucht, ſo zeigen ſie ſich wie es der Gang ihrer Erziehung mit ſich bringt, unbiegſam, eigenwillig und ſelbſtſüchtig.

Dieſer Naturfehler der Polen liegt endlich noch, mit Hochmuth und [illegible] verbunden, ihrem Benehmen gegen einander im bürgerlichen Leben zum Grunde. So ungezwungen ſie ſich in großen Geſellſchaften gegen einander betragen, ſo pünktlich, ſo ceremonienreich ſind ſie bey Geſchäftsbeſuchen, bey Sollicitationen, bey Schließung neuer Bekanntſchaften, bey feyerlichen Gelegenheiten. Die Erhabenſten im Staate, die einander ganz gleich ſind, begrüßen ſich mit einem „Ich falle Ihnen zu

Füßen,“ verneigen ſich ſehr tief dabey, und, indem einer nach dem Knie des andern zu faſſen ſucht, beſtreben ſich beyde, immer noch unnatürlich, gebückt gegen einander ſtehend, dieſes Zeichen von Unterwürfigkeit zugleich abzulehnen und zu geben, und ſich dabey in den ſüßeſten und demüthigſten Worten zu übertreffen, bis ſich endlich dieſer wunderliche Zweykampf damit endigt, daß ſie einander, immer noch ringend, die Bruſt oder den Arm küſſen. Der weltliche Große fährt dem geiſtlichen nach der rechten Hand, um ehrfurchtsvoll ſeine Lippen darauf zu drücken, und der geiſtliche ſtrengt ſich ſcheinbar an, ſie ihm zu entziehen; jener aber hält ſie mit aller Gewalt feſt, küßt ſie und der Biſchof küßt ihm den Backen oder die Stirn, oder wo er ſonſt zukommen kann.

Geringere Edelleute langen den vornehmern nach den Füßen, nach dem Rockſchoße, nach der Hand, immer mit der Bewegung ſie küſſen zu wollen, und jener hält ſie immer mit der Miene und dem Anſtande des Gönners davon ab. Bekannte, die einander gleich ſind, machen es ſich in ſo fern bequemer, daß ſie, obgleich immer noch tief genug gebückt, einander entgegen treten, die Arme langſam und ſanft einander auf die Schultern legen und ſich ſo, immer in einer kleinen Entfernung von einander, den Hals, die Schulter oder die Wangen küſſen. Dieſelben Bewegungen machen die übrigen Klaſſen, die Lebensart haben wollen; und man ſieht ſie auch oft bey Deutſchen in Warſchau. Ehedem näherte man ſich in den höheren Ständen keinem Weibe, ohne die tiefſte Verbeugung und den ehrfurchtsvollſten Handkuß; und man wiederholte es bey allen übrigen in der Geſellſchaft; jetzt iſt dieß dort aus der Mode gekommen, aber die niedern Stände laſſen dieſe Gewohnheit nicht ſinken. Sie bringen noch in jeder Geſellſchaft von Weibern einer jeden ihren Handkuß dar; wenn ſie auf den Straßen eine treffen und anreden, ſo macht der Handkuß den Eingang; und es iſt poſſierlich genug, zuweilen die ſchmutzigſten

Weiber von den Männern ſo ehrfurchtsvoll begrüßt zu ſehen.

Das Wort „Pan,“ welches man in Polen theils vor den Namen, theils vor die Benennung der Würde ſetzt, die man bekleidet, drückt genau das franzöſiſche „Seigneur“ aus. Man ſagt „Pan Krul“ (Gnädiger Herr König,) wenn man vom König ſpricht, auch wohl, wenn man an ihn ſchreibt; man ſagt Pan Biskup, Pan Woiewoda, Gnädiger Herr Biſchof, gnädiger Herr Woiwode ꝛc. Wenn man aber von oder zu einem Kaſtellan ſpricht, ſo ſagt man nicht Pan Kaſtellan, ſondern man ſetzt das Pan vor den Namen des Bezirks, von welchem er Kaſtellan iſt, z. B. Pan Trocki, Pan Krakowski, gnädiger Herr von Trozk, gnädiger Herr von Krakau; und dieß iſt eine alte, geſetzliche Auszeichnung der Kaſtellane. Beſitzt jemand eine Würde, ſo ſetzt man das Pan nicht vor ſeinen Namen, ſondern vor jene, wie Pan Krayczi, Pan Stolnik (gnädiger Herr Vorſchneider, gnädiger Herr Truchſeß) und dieß dehnt man auch auf die Weiber dieſer mit Würden begabten Männer aus, die man mit Panna Krayczina, Panna Stolnika ꝛc. anredet. Selbſt wenn Fürſten mit ſolchen Würden bekleidet ſind, ſo ſagt man, der Fürſt Mundſchenk, der Fürſt Truchſeß. Häufig bezeichnet man letztre bloß durch ihre Vornamen, man ſagt z. B. Fürſt Adam (Czartoriski) Prinz Stanislaus, Prinz Joſeph (Poniatowski) u. ſ. w. Bey den gräflichen und gewöhnlichen adelichen Familien geſchieht dieß nicht. Prinzeſſinnen und andre adelliche Weiber, die durch Schönheit, Einfluß, Witz und andre Dinge, berühmt ſind, bezeichnet man auch gewöhnlich bloß durch ihre Vornamen, und ſetzt das Wort Panna hinzu oder auch nicht hinzu.

Aber wenn die Franzoſen ihr „Seigneur,“ bis zur Revolution, in Ehren zu erhalten gewußt haben, ſo iſt dieß nicht der gleiche Fall bey den Polen. Das Pan der letztern wird jetzt von und für jedermann gebraucht, der nur irgend noch ganze Stiefel hat, und iſt ſo gemein geworden, wie ehedem das „Monsieur“ bey den Franzoſen. Eben ſo das „Panna“ bey den Weibern.

Es iſt ebenfalls bedeutend, daß ſich die Polen häufig mit „meinHerrGönner,“ „meinHerrWohlthäter“ anreden. Dieſe Redensart iſt unter den höhern Ständen wahrſcheinlich zuerſt aufgekommen, aber jetzt iſt ſie bis in die niedrigſten Klaſſen verbreitet, und es thut eine ſeltſame Wirkung, wenn man ein paar Bettler um das dritte Wort einander „mein Herr Gönner,“ oder „mein Herr Wohlthäter“ nennen hört.

Der gemeine Mann redet jeden, der über ihm iſt, mit gnädiger Herr an; wer noch höher ſteht, erhält von ihm Excellenz, Hochgebietender Herr und andre prächtige Benennungen. Der Bauer ſagt nicht bloß, ich falle Ihnen zu Füßen, ſondern ſtreckt ſich längelang zu ſeines Herrn Füßen, faßt nicht bloß nach denſelben, ſondern küßt ſie wirklich.

Daß dieß ehrfurchtsvolle Benehmen der Großen gegen einander, und der Geringern gegen die Großen, aus keiner reinen Quelle komme, ſieht man unter andern daran, daß die ärgſten Feinde, wenn ſie einander treffen, ohne Ausnahme einander eben ſo behandeln, und daß die Bauern, wenn ſie ihr Herr hat kantſchuen laſſen, eben ſo ſich ihm zu Füßen legen und ſie ihm küſſen.

Für den König haben die Polen, wenn man ihr unterwürfiges Benehmen für Ernſt nimmt, eine unbegränzte Ehrfurcht; aber es fließt in der That weder aus Achtung für ſeine Würde, noch aus einem allgemeinen Gefühl für Feinheit und Höflichkeit her. Man ſieht dieß daran, daß ſie ſich oft in einem ſchmutzigen und nachläſſigen Anzuge in ſeinen Vorzimmern zeigen; ſich ſtreiten, zanken, Arm in Arm auf und ab rennen; ſich ſchneutzen, räuſpern und lachen, wie es die Natur giebt, und durch das alles ein Geräuſch machen, das man ſonſt nur an öffentlichen Orten hört, wo der

Wein

Wein oder das Bier gut iſt. Wenn er kömmt, ſo ſcheint alles, was in der Nähe iſt, mit dem Kopf in den Boden hinein zu wollen; aber in den Nebenzimmern dauert das Geräuſch ſo lange fort, bis er auch dort erſcheint; dann erſt empfängt man ihn, wie er in den erſten Saal empfangen wurde, der unterdeß hinter ihm wieder ſo laut geworden iſt, als vorher. In der That, wenn Kammerherren von irgend einem der kleinſten deutſchen Höfe in dieſe Vorſäle kämen, ſie würden einen tödtlichen Schreck haben und ſich von dieſem lärmenden Haufen ſchnell zurück ziehen, aus Furcht, daß er jeden Augenblick durch die Leibwache eingeſchloſſen und auf die Feſtungen des Landes verurtheilt werden möchte.

Ende des dritten Hefts.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

Erſtes Heft.

Seite 21, Zeile 11—21. Ich bitte das Ohr des Leſers wegen dieſer Periode, aus der das Wort „ſtehen“ mit ſeinen Zuſammenſetzungen ſo oft hervor ziſcht, gebührend um Verzeihung. Sie iſt folgendermaßen zu verbeſſern: „Man kündigte mir „dieß an — — da ich nur wenig Ruſſiſch verſtehe, „und da die anweſenden Juden mein Deutſch nicht „begriffen, mit großer Anſtrengung deutlich machen „und — — der mich zu errathen anfing u. ſ. w.“

S. 36, Zeile 17, ſtatt ſel. lies verſtorbene.

S. 96, Zeile 15, iſt hinter dem Worte Biſchof der Name Sadkowski ausgelaſſen.

S. 126, Zeile 16, ſtatt einigen, lies einzigen.

S. 137, Zeile 2, ſtatt verſchließ- lies verſchleißfähigen.

Zweytes Heft.

Seite 7, Zeile 1 von unten, ſtatt geboren, lies Geborene.

S. 13, Zeile 1 von unten, ſtatt Eigentum, lies Eigentumsrecht.

S. 20, Zeile 17 fg. S. 22, Zeile 13 fg. S. 66. Zeile 3 fg. von unten. S. 118, Zeile 2 fg. Was in dieſen Stellen von den Diſſidenten geſagt wird, daß ſie nämlich vom Indigenat und den Staatswürden ausgeſchloſſen ſeyen, iſt dahin zu berichtigen: Nach der Konſtitution von 1736 waren ſie allerdings davon ausgeſchloſſen, aber ſeit der von 1768, bey deren Abfaſſung Rußland und Preußen ſich ihrer annahmen, können ſie beydes beſitzen, mithin auch Senatoren und Reichsboten werden, auch Staroſteyen, doch ohne Gerichtsbarkeit inne haben. Diſſidentiſche Familien, die dieſer Vorrechte ſeit Jahren genießen ſind: die Oliſar, Grabowski, Feltierzamb (Völkerſam), Zyberz (Sievers), Golz, Römer u. a. m.

S. 193, Zeile 14—15, iſt das Wort verwittwete auszuſtreichen, eben ſo in der Inhaltsanzeige vorher S. 116, Z. 8.

S. 197, Zeile 1 von oben und Zeile 4 von unten, ſtatt Julie Potocki, lies Julie Potocka. Der Korrektor hat dieſen Fehler hineingebeſſert, weil er ſich nicht erinnerte, daß das „ki“ die männliche und das „ka“ die weibliche Endung iſt, und daß mithin, wenn der Mann auch Potocki heißt, ſeine Gemalin doch Potocka heißen müſſe. Ueberhaupt bemerke ich noch für Unkundige, daß dieß „ki“ und „ka“ in der polniſchen Sprache, wenn es am Ende eines Namens ſteht, das deutſche Wort „von“ ausdruckt, das die Edelleute vor ihren Namen ſetzen; daß es mithin ein ſtarker Pleonasmus und eine Sprachunrichtigkeit zugleich iſt, wenn urſprünglich polniſche Edelleute, die nach Deutſchland verpflanzt ſind, ſich, z. B., von Mikorski, von Kaminski ꝛc. ſchreiben. Denn Mikorski und Kaminski heißt: der Mikorſiſche, der Kamin'ſche (ſcil. Herr) oder der Herr von Mikorz, der Herr von Kamin. Die Lief- und Kurländer haben dieſe Art zu reden von ihren Nachbarn angenommen und ſie ſagen, im gemeinen Leben, ſehr häufig, z. B. der Oberpahlen'ſche (Herr), die Oberpahlen'ſche (Frau), der Leſtenſche, die Preußeniſche u. ſ. w. Es iſt aber irrig, wenn manche Edelleute in Lief- und Kurland ihre Namen ohne „von“ ſchreiben und dadurch die Polen nachzuahmen meynen, die kein „von“ vor die übrigen ſetzen. Man hat geſehen, wie es damit bewandt iſt.

Reiſe eines Liefländers

von

Riga nach Warſchau,

durch Südpreußen, über Breslau, Dresden,
Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg,
München, Salzburg, Linz, Wien
und Klagenfurt,
nach Botzen in Tyrol.

Viertes Heft.

Enthaltend
die fortgeſetzte Schilderung von Warſchau,
nebſt Anekdoten aus der Geſchichte des Konſtitutions-Reichstages, mit den Bildniſſen der vornehmſten Theilhaber begleitet. — Reiſe von Warſchau durch Südpreußen und Schleſien nach Dresden.

Berlin, 1795.
bei Friedrich Vieweg dem ältern.

Siebenter Abſchnitt.

Warſchau.

Bemerkungen über den ſtädtiſchen Stand in Warſchau. Mitglieder deſſelben. Wechsler, Kaufleute, Krämer, Handwerker. Tepper. Nachrichten von ihm. Sein oberſter Buchhalter. Kabrit. Blanc. Prot Potocki. Folgen der großen Bankerotte in Warſchau. Deutſche Handwerker. Polniſche. —

Zuſtand der Wiſſenſchaften, der ſchönen Künſte und der Religionsaufklärung in Warſchau. Höhere Geiſtlichkeit und Adel treiben faſt ausſchließend die Wiſſenſchaften. Die niedere Geiſtlichkeit wenig. Der Bürgerſtand faſt gar nicht. Urſachen davon. Rechtsgelehrte. Aerzte. Gottesgelehrte. Liebhaber der Wiſſenſchaften. Aufblühen derſelben während des Revolutions-Reichstages. Fliegende Blätter. Zeitungen. Zeitungsſchreiber. Charakteriſtiſche Makulatur. Johann Potocki's Leſeſtube. Druckereyen und Buchhandlungen. Der Hofbuchhändler und Buchdrucker, Michael Gröll. Die Pfaffiſche Leſebibliothek. Bibliothek der Zaluski, oder der Republik. Bücherſaal

d. Königs. Verbeſſerung der beyden polniſchen höhern Schulen. Landſchulen. Adelsſchulen. Das Kadettenhaus in Warſchau. Bemerkungen über die polniſche Sprache, Ausſprache und Beredſamkeit. Schöne Künſte. Malerey. Bacciarelli. Bildnißmalerey. Königliche Zeichnungsſchule. Bildhauerey. Vortrefliche Gruppe in Lazienka. Baukunſt. Muſik. Wandernde Virtuoſen. Muſikſchule des Prinzen Stanislaus Poniatowski. Schauſpielkunſt. Schauſpielhaus. Polniſche Geſellſchaft. Boguslawski, ein vortreflicher polniſcher Schauſpieler. Politiſche Schauſpiele. [illegible] Tanzkunſt. Geſellſchaft lithauiſcher Tänzer. Springer. Italieniſche Oper. Deutſches Schauſpiel. [illegible] Gräberbeſuche. Wallfahrt. Abriß der Geſchichte der Diſſidenten in Polen. Verfolgungen derſelben mehr aus politiſchen [illegible] Gegenwärtige Unabhängigkeit der Diſſidenten

Es iſt nöthig, auf die Schilderung, die ich von den Sitten, der Lebensart und dem Charakter des Adels in Warſchau gegeben habe, einen Abriß von denjenigen Klaſſen, die den ſogenannten ſtädtiſchen Stand ausmachen, folgen zu laſſen.

Dieſer Stand ſchließt die geſammte deutſche Kolonie, von den Wechslern bis zu den Handwerkern, ein, die theils als königliche Schutzverwandte, theils als Bürger von Warſchau unter den Magiſträten der Altſtadt und der verſchiedenen Vorſtädte ſtehen. Die eingebornen polniſchen Bürger, deren ungleich weniger und die ſämmtlich Handwerker ſind, gehören dazu. Der Reſt begreift Hauſirer, Höker, die nicht beſitzlich ſind, Tagelöhner, Handarbeiter aller Art, Juden, die unter dem Kronmarſchall, als dem Haupt der Polizey, Bediente, die unter dem Schutze ihrer Herren ſtehen, und Landſtreicher und Bettler, um die ſich niemand bekümmert.

Oben iſt bemerkt worden, daß die reichern Mitglieder des ſtädtiſchen Standes, im geſelligen Leben, unter den Adel gemiſcht erſcheinen. Dieſe reichern Mitglieder ſind die Wechsler und die Kaufleute im Großen. Im Jahre 1792 ſtanden an ihrer Spitze die Wechsler Tepper, Kabrit, Blank, Prot Potocki.

Tepper erhielt von ſeinen Vorfahren ein reiches, feſtgegründetes Haus mit einem ungeheuren Kredit. Er fand kluge, thätige, ehrliche Arbeiter auf ſeiner Schreibſtube, welche die Geſchäfte in einer muſterhaften Ordnung beſorgten. Es hätte von ſeiner Seite nur Aufſicht bedurft, um dieſen vortheilhaften Umſchwung zu erhalten. Aber er hatte, bey ziemlich eingeſchränkten Verſtandeskräften, die Sucht, den großen Herrn zu ſpielen, und er bildete ſich ganz nach den Muſtern, die ſich ihm in dieſem Punkt ſo häufig in Warſchau darboten. Wenn er ſie an Reichthum übertraf, ſo ſtand er an Geburt tief unter ihnen. Um dieſe zu verbeſſern, nutzte er jenen verſchwenderiſch, und man kann ſagen, daß er ſich zu Grunde richtete, um ſeine Geburt in Vergeſſenheit zu bringen, ſo wie ſeine Muſter ſich zu Grunde richten, um die ihrige in Gedächtniß zu erhalten. Er erhob ſich auf doppelten Adelsbriefen, auf einem warſchauiſchen und einem wieneriſchen, über den Bürgerſtand hinaus und kaufte ſich ſodann ein Malteſer-Kreuz der dritten Klaſſe, das er ſtandhaft im Knopfloche trug. Es iſt natürlich, daß ihm dieſe Ab- und Erhöhungszeichen zehnfach mehr koſteten, als ſie jedem andern koſten können; indeſſen würde dieſe Ausgabe unbedeutend für ihn geweſen ſeyn, wenn er nicht dem Range, den er dadurch erhalten zu haben ſich einbildete, noch andere Opfer gebracht hätte. Ein reicher Malteſerritter ohne Pallaſt, ohne offenes Haus, ohne Marſtall, ohne Maitreſſe, der fleißig ſeine Schreibſtube beſuchte, ſich um ſeine Geſchäfte bekümmerte, ſeinen Buchhaltern und Dienern auf die Finger ſähe, war ihm nicht gedenkbar. Er bauete oder kaufte demnach einen großen Pallaſt und zwey kleinere; er machte eines der glänzendſten Häuſer in Warſchau; er unterhielt eine Freundin und ihren Mann, mit einer zahlreichen Verwandtſchaft; er kam binnen Jahren nicht auf ſeine Schreibſtube, wenigſtens in der Abſicht nicht, um ſich über den Lauf ſeiner Geſchäfte zu unterrichten; ſeine Buchhalter machten, was ſie wollten; ſie wagten aus ſeiner Kaſſe Unternehmungen für ihren Beutel, und mehrere davon ſetzten ſich, mittelſt ſeiner — Vorſchüſſe, auf ihre eigene Hand und führten eigene Wechsler- oder Großhändler-Geſchäfte. Die Leichtſinnigern darunter verthaten auch wohl ſein Geld auf eine unſinnige Art. Es iſt erwieſen, daß ſein erſter Buchhalter, Namens S**, der, wenn ich nicht irre, jährlich zwey tauſend Dukaten Gehalt hatte, einen Aufwand machte, der nicht mit acht tauſend beſtritten werden konnte. Die Frau deſſelben reiſete jährlich mit zwey vierſpännigen Wagen, unter dem Titel einer Gräfin, nach Karlsbad, Spaa, Piſa, Nizza, Bath, und funkelte von Diamanten; während ihr Gemal zu Hauſe mit zwey oder drey Schauſpielerinnen und andern ihres Gelichters, denen er reiche Geſchenke machte, denen er Schmäuſe gab, auf welchen er ſpielte und ſich betrank, mit ihr in der Verſchwendung wetteiferte. Ich war dabey, als er in einer Geſellſchaft, betrunken nach ſeiner Art, zwey koſtbare brillantene Uhrketten vorzeigte; als ihn ſeine Bekannte warnten, ſie nicht mit in das Schauſpiel zu nehmen, weil ſie ihm geſtohlen werden könnten; als er in der That ohne Uhren und Ketten zurück kam und auf die Frage, wo er ſie gelaſſen, kaltblütig antwortete: er habe zu Hauſe noch ein zweytes Paar. — So war kein einziger unter den Tepper'ſchen Dienern, der nicht, immer unter dem Schein eigner Geſchäfte, vier, fünfmal mehr, als ſein Gehalt betrug, ausgegeben hätte.

Tepper hatte zwey Schwiegerſöhne, denen er Antheil an ſeiner Bank zugeſtanden hatte. Sie behandelten, bey eigenen Unternehmungen, ſeine Kaſſe wie die ihrige. Der eine kaufte und bauete eine große Menge Häuſer in und um Warſchau, und vermiethete oder verkaufte ſie wieder; der andre legte ſich auf andre Geſchäfte. Sie zogen den Gewinn, und berechneten ſelten das Kapital, welches ihnen denſelben verſchaft hatte. Sie unterhielten eigene Häuſer auf einem guten Fuß, und ihre Weiber lebten mit der großen Welt und wie dieſe. Ein dritter Schwiegerſohn, von altem polniſchen Adel und Stanislausritter, heirathete die dritte Tochter in Hinſicht auf die blühende Bank ſeines Schwiegervaters, und ſoll ſie, nachdem dieſe geſprengt iſt, verlaſſen haben.

Die Mutter, die kurz vor dem Bankerott ſtarb, war ſo ſehr Königin ihres Hauſes, als es eine Fürſtin in Warſchau zu ſeyn pflegt. Sie war in frühern Jahren hübſch geweſen und konnte in ſpätern nicht glauben, daß ſie es nicht noch ſey. Die männlichen Mitglieder ihrer, immer ſehr glänzenden, Cirkel, beſtätigten ſie in dieſer Meynung. Dieß machte ihre Eitelkeit und ihren Hochmuth unheilbar. Sie drängte ſich zu großen Bekanntſchaften nicht minder eifrig, als ihr Mann, und beyde bedeckten ſich mit Lächerlichkeiten in der großen Welt, die ſie in der Hinſicht, daß ſie ſeine Dukaten oder ſeinen Tiſch brauchte, oder einmal brauchen konnte, äußerlich wohl aufnahm, ſie aber hinter ihrem Rücken auf das bitterſte verſpottete.

Tepper hatte drey Söhne, die ganz auf dem Fuße der modernen jungen franzöſiſch- oder engliſch-polniſchen Herren lebten. Engliſche Pferde, engliſche Wagen, engliſche Reitknechte und Reitjungen waren der Kreis, in welchem ſie ſich herumdrehten. Drey Tage vor dem Bruch ihres Vaters haben ſie noch, ſo geht hier das Gerücht, ſechs engliſche Pferde auf einer Fuchsjagd todtgeritten.

Unter dieſen Umſtänden kann es nicht befremdlich ſeyn, wie das berühmte, durch ganz Europa betraute, Tepperſche Haus, auf einmal, ſo unaufhaltbar, fallen konnte. Unterrichtete Männer ſagten aber lange vorher, daß es ſolch ein Ende nehmen müſſe. Indem ich dieß ſchreibe *), ſehe ich Teppers ganzen Marſtall, über vierzig Pferde aller Art ſtark, unter meinem Fenſter, auf demſelben Hofe, den ſein Schwiegerſohn mit Palläſten umbauet hat, an den Meiſtbietenden verkaufen. Er ſelbſt geht zu Fuße an den Seiten der Straßen von Warſchau umher, und iſt wenigen ein Gegenſtand des Mitleids, mehreren ein Gegenſtand des Spottes und der Verachtung, und vielen ein Gegenſtand des Unwillens und der Rache. Die letztern Gefühle **) gegen ihn, ſtammen aus dem Umſtande, daß ſein Sturz

*) Den 10ten May 1793.

**) Er iſt bekanntlich ſpäterhin ein Opfer derſelben geworden.

eine Menge von Menſchen aus allen Klaſſen unglücklich macht, die ihre größeren oder kleineren Kapitalien, bey der Schwierigkeit, ſie anderwärts ſicher unterzubringen, ihm anvertraut hatten, und dergleichen er noch in den letzten Tagen vor ſeinem Fall angenommen haben ſoll. Manches große Haus, mit dem er in ſchon oben bezeichneten Verhältniſſen ſtand, verliert viele tauſende von Dukaten, manche Wittwe und Waiſe ihre ganze Erbſchaft, mancher arme Mann ſein mühſam erworbenes, kleines Vermögen. Mit einem Worte, dieſe kaufmänniſche Revolution hat fürchterlichere Folgen, als die politiſche, unter welcher Polen ſeit einem Jahre leidet.

Zwey andre Häuſer, mit denen das ſeinige in genauer Verbindung ſtand, fielen mit demſelben zugleich; Kabrit, auch ein Deutſcher, und Prot Potocki, ein Pole, erſterer nicht minder unachtſam in ſeinen Geſchäften, letzterer thätiger und wachſamer, als Tepper, erklärten ſich für zahlungsunfähig, und vermehrten die Menge der Unglücklichen, die ihnen ihr Vermögen anvertraut hatten. Der einzige **Blank**, ein ſchlauer, thätiger und unterrichteter Geſchäftsmann, den man beſtändig in ſeiner Schreibſtube findet, hat ſich erhalten, weil er zur rechten Zeit alle Verbindung mit dem Tepperſchen Hauſe aufhob und überhaupt auf einem wirthſchaftlichern Fuße lebte. Seine Geſchäfte ſtehen zwar in dieſem Augenblicke für das Inland ſtill, aber es iſt aus Vorſicht, weil er noch nicht überſehen kann, bis wohin und auf wen alles ſich die allgemeine Vermögenszerrüttung erſtreckt hat; für das Ausland und von demſelben giebt und nimmt er Papiere nach wie vor.

Sein Haus iſt jetzt das erſte in Warſchau. An ihn ſchließen ſich ein paar andre vorher unbedeutende Wechsler, die theils aus dem Tepperſchen, theils aus dem Kabrit'ſchen Hauſe hervorgegangen ſind, und die ſich jetzt heben werden. **Dangel**, deſſen ich bey einer andern Gelegenheit weiter oben erwähnt habe, fängt an, ſein Vermögen zu Wechslergeſchäften zu benutzen. Eben ſo ein paar andre, die vorher Waarenhandlungen hielten. Die Beſitzer der großen engliſchen Gewölbe, Rößler, Jaſchewiz und Hampla, werden, da Warſchau faſt ganz von Großen und von reichen Fremden entvölkert iſt, wahrſcheinlich daſſelbe Mittel ergreifen, um ihr Vermögen umzuſchlagen. Keiner von dieſen hat bey dem Falle Teppers gelitten, auch leben ſie, wider die Gewohnheit von ihres gleichen in Warſchau, auf einem mehr bürgerlichen Fuße, obgleich ſie Beſitzer von pallaſtähnlichen Häuſern ſind.

Die auf ſie folgenden größern Kaufleute, die mit Zucker und Kaffee, Wein, Tüchern, Leder und andern Waaren im Großen handeln, leben mit einem Aufwande, den andere ihresgleichen in andern Ländern nicht beſtreiten können. Sie halten Wagen und Pferde für ihre Famillie; beſitzen Luſthäuſer, Gärten und Landgüter; geben ihren Kindern eine vornehme Erziehung, und oft halten ſich ihre Weiber

Liebhaber noch oben zu, denen ſie anſehnliche Beyträge zu ihren Verſchwendungen geben. Wenn man in ihren Geſellſchaften ſeltener den beſitzlichen, regierenden Adel findet, ſo trift man deſto häufiger den ſoldatiſchen darin an, mit dem man, nur nach einem kleinern Maßſtabe, gerade ſo polniſch lebt, wie der hohe Adel mit den großen Wechslerhäuſern zu leben pflegte.

Auch die geringern Kaufleute, oder die Krämer, leben um einige Grade höher, als ihresgleichen in andern Ländern.

An dieſe ſchließen ſich die deutſchen Künſtler und Handwerker. Seit den Zeiten der beyden Auguſte, und während der Regierung des jetzigen Königs, iſt die Anzahl derſelben in Warſchau beſonders hoch geſtiegen. Da die polniſchen Handwerker nur die allernöthigſten und gröbſten Arbeiten machten, ſo war man gezwungen, alles, was man an feineren brauchte, aus Deutſchland, Frankreich und England kommen zu laſſen. Man fand in

Warſchau höchſtens Schmiedte, Schuhmacher, Leinweber, Schneider, Schloſſer, Metzger, Sattler und andre von dieſer Klaſſe; aber Silber- und Goldarbeiter, Uhrmacher, Färber, Hutmacher, Schwertfeger, Gürtler, Ebeniſten, Gerber und dergl. waren ungewöhnlich ſelten. Eben ſo fand man weder Maler, noch Bildhauer, noch Vergolder, noch Baumeiſter dort, und man mußte dieſe Künſtler oder ihre Arbeiten jedesmal verſchreiben.

Jetzt wird man in Warſchau nicht leicht nach einem dieſer Künſtler oder Handwerker vergebens fragen. Die Prachtliebe und der Hang zum Bauen, welche der erſtre der beyden genannten Könige zeigte, lockten beſonders eine Menge ſächſiſcher Künſtler und Handwerker nach Warſchau, die damals Polen für eine Goldgrube zu halten pflegten, weil ſie nur an die gute Bezahlung ihrer Arbeiten und nicht an die Theure der Lebensmittel in dieſem Lande dachten. Sie kamen indeſſen, auf Verſprechungen oder ohne dergleichen, hierher, beſetzten ſich, heiratheten und blieben; und man kann annehmen, daß wenigſtens zwey Drittel der hieſigen deutſchen Künſtler und Handwerker ſächſiſchen Urſprunges ſind. Auch iſt die deutſche Mundart unter ihnen noch ganz ſächſiſch und wenige verrathen durch dieſelbe, daß ſie Schleſier, Preußen oder Oeſterreicher ſind. Diejenigen, die der jetzige König durch ſeinen Geſchmack an den ſchönen Künſten und durch wahre Fürſorge für ſein Land nach Warſchau gezogen hat, ſind, was die Künſtler betrifft, meiſt Italiener und Franzoſen; was aber die Manufakturiſten und Handwerker betrifft, größtentheils Deutſche, und dieſe wiederum meiſt Sachſen. Wenn jene, ſobald ſie ſich ein kleines Vermögen erſpart haben, nach ihrem Vaterlande zurückkehren, ſo bleiben dieſe mehrentheils hier und verſtärken die Klaſſe der nützlichen Einwohner, erhalten ſich durch ihren Fleiß, und pflanzen ihre Gewerbe durch ihre Kinder und durch deutſche verſchriebene Geſellen fort. Sie behalten den Charakter, die

Sit-

Sitten, die Lebensart und die Sprache ihres Vaterlandes bey und zeichnen ſich dadurch auf den erſten Blick vor den Polen aus. Sie ſuchen ſich ein eigenes Haus zu kaufen oder zu bauen; das Aeußere und Innere deſſelben iſt reinlich; ihr und ihrer Weiber und Kinder Anzug iſt anſtändig und ſauber und ſteht ungefähr auf gleicher Stufe mit dem Aeußern der Handwerker in Dresden und Berlin; und eben ſo ihre Lebensart. Ihre Luſtpartieen des Sonntags, ihre Landfahrten und ihre Spatziergänge nach den Wirthshäuſern der um die Stadt liegenden Erholungsörter, ſind dieſelben.

Die polniſchen Handwerker, die ſich an ſie ſchließen, haben immer nur noch, wie ſonſt, entweder die ganz nationellen, oder die gröberen Gewerbe inne. Zu den erſtern gehören diejenigen Schneider, die nur die Nationalkleidung machen, die Schuſter, die ſich mit Verfertigung der polniſchen Halbſtiefel abgeben, die Barbierer, die zugleich die polniſchen Haarſchuren beſorgen und etwa noch die Poſamentiere; zu den andern gehören die gemeinen Sattler, Schmiedte, Radmacher und dergl. Polniſche Friſeure, Goldarbeiter, Sticker, Bäcker, Gürtler und andre Gewerbe dieſer Art findet man nicht. In Abſicht ihrer Lebensart und Sitten gränzen ſie unmittelbar an den Pöbel. Der Trunk iſt ihre Hauptbeluſtigung.

Ein Gelehrtenſtand, in der Art, wie er ſich in Deutſchland befindet, iſt in Polen eigentlich nicht vorhanden. Die Geiſtlichkeit gilt für den gelehrten Stand vom Handwerk, und alle übrige, die ſich mit den Wiſſenſchaften abgeben, werden nur für Liebhaber gehalten. Der Bürgerſtand, der in Deutſchland faſt ausſchließend die Wiſſenſchaften anbauet, thut in Polen für dieſelben nichts. Bloß der Adel wetteifert darin mit der Geiſtlichkeit, und er hat von jeher merkwürdige Namen in der polniſchen Gelehrtengeſchichte aufgeſtellt. Auf der andern Seite ſind es faſt immer nur Mitglieder der höhern Geiſtlichkeit geweſen, die ſich in den Wiſſenſchaften ausgezeichnet haben. Es iſt kein Zweifel, daß die politiſche Lage dieſer beyden Klaſſen dieſe Eigenheit bewirkt; man ſieht dieß ſchon daraus, daß Geſchichte, Staatsrecht, Geſetzgebung, Beredſamkeit und Dichtkunſt die Fächer ſind, die ſie am häufigſten bearbeitet haben. Der Umſtand, daß die geſammte Regierung und Verwaltung des Staats in ihren Händen iſt, leitet ſie beſonders auf jene erſten Fächer, deren Anbau ihnen unentbehrlich iſt; und auf das letztere führt ſie ein lebhafter Geiſt, Lektüre, geſelliges Leben und der Reitz der Dichtkunſt ſelbſt.

Die niedere Geiſtlichkeit, die gar keinen Antheil an den Staatsgeſchäften hat, beſchränkt ſich bey ihren Studien, wenn ſie noch ſtudiert, auf alte Sprachen; auf Gottesgelehrtheit, und zwar, der Natur ihres Bekenntniſſes gemäß, nur auf predigende und ſtreitende Schultheologie; auf Weltweisheit, die der altkatholiſche Glaube zügelt; auf Naturlehre, welche die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte beengt; und endlich auf Naturgeſchichte und Mathematik, die von den neuern Entdeckungen, die nicht lateiniſch oder polniſch niedergeſchrieben ſind, nichts ahnen.

Die Unwiſſenheit der niedern Geiſtlichkeit in den neuern Sprachen iſt Urſach, daß ſie eine Klaſſe nicht ganz beſetzt, deren ſich in Deutſchland die Geiſtlichkeit faſt ausſchließend bemächtigt hat: ich meyne die Klaſſe der Hofmeiſter in den Häuſern des Adels. Da es unter dieſem Ton iſt, wenigſtens zwey fremde Sprachen zu wiſſen, ſo iſt man gezwungen, deutſche, franzöſiſche und italieniſche Hofmeiſter kommen zu laſſen, die dieſen Theil des Unterrichts beſorgen, nachdem die polniſchen Religion, Leſen, Schreiben und ihr Latein gelehrt haben.

Dem polniſchen Theile des Bürgerſtandes bleibt für ſeinen höchſten Ehrgeitz nichts übrig, als der Beſitz der Bürgermeiſter- und Rathsherrnſtellen in den kleinern Städten, die man aus dem Vorhergehenden kennt: mithin hat er nicht die geringſte Ermunterung, die Wiſſenſchaften zu treiben, ja er hat, um das Wahre zu ſagen, keinen Begriff von dem Worte, viel weniger von der Sache, bey der er auch leicht verhungern könnte. Derjenige iſt unter der polniſchen Bürgerklaſſe ein gelehrter Mann, der leſen, ſchreiben und lateiniſch gelernt hat; er iſt ſchon ein ſeltener Mann, denn er kann zu dem Amt eines Schreibers, Verwalters, Schulmeiſters, Zolleinnehmers und Durchſuchers (lauter Stellen für bürgerliche Honoratioren) befördert werden, wenn er nicht gerade mit einem Edelmanne der geringſten Klaſſe, der weit ſchlechter lieſet, ſchreibt und lateiniſch ſpricht, zu gleicher Zeit auf die Wahl zu kommen das Unglück hat. Kein Wunder demnach, wenn dieſe Klaſſe ſich ſelten über den kleinen Krämer, den geringen Handwerker und den Tagelöhner hinausſchwingt.

Der deutſche Theil des Bürgerſtandes ſteht zwar, dem politiſchen Werthe nach, um einige Stufen höher, aber die Ausſichten für den ſtudierten Theil deſſelben ſind auch äuſſerſt beſchränkt. Rechtsgelehrte ſind innerhalb des Kreiſes ihrer ſtädtiſchen Magiſtraturen und Gerichtsbarkeiten eingeſchloſſen. Die Bürgermeiſter-, Rathsherrn-, Schöffen- und Beyſitzerſtellen in den wenigen, noch übrigen Municipal-Städten, ſind die einzigen, die für ſie offen bleiben, und unter dieſen ſind die Bürgermeiſter- und Rathsherrnſtellen dem ſtudierten Rechtsgelehrten gewöhnlich auch noch verſperrt. Denn da zu denſelben weniger gelehrte Kenntniſſe, als etwas geſunder Verſtand und ein gewiſſer Einfluß, den man ſich in Polen nur durch Wohlhabenheit verſchaffen kann, erfordert werden: ſo gelangt jeder angeſehene Kaufmann eher zu ſolch einer Stelle, als ein Studierter; und da überhaupt die Kaufmannſchaft den Stamm der Deutſchen in den unmittelbaren Städten bildet, ſo ſind die Ehrenämter in der Magiſtratur meiſt in ihren Händen. Die übrigen werden mit Subjekten beſetzt, die aus der Stadt gebürtig ſind, und die zuweilen auf deutſchen hohen Schulen ſtudiert haben. Bey dieſen findet man in Polen ausſchließend Kenntniſſe von den Grundſätzen des Rechts, die ſie auch, bey ihren innern Geſchäften, anwenden, die ihnen aber bey ihren äußern Verhältniſſen zum Adel und zur Geiſtlichkeit, und bey Rechtshändeln mit dieſen, welche vor den Aſſeſſorial-Gerichten entſchieden werden, wenig zu ſtatten kommen. Denn die dabey angeſtellten Richter und Beyſitzer, ſo wie die Advokaten und Schreiber, ſind gebohrne Polen, die, wie oben weitläuftig bemerkt worden, nichts, als ihr polniſches Recht, kennen. Deshalb wurden auch in ältern Zeiten (jetzt äußerſt ſelten) manche Kriminalſachen, die dem einfachen polniſchen Rechte zu dornigt waren, an die Städte verſchickt, um dieſe darüber erkennen zu laſſen.

Anwaldsſtellen ſind für die ſtudierte Deutſche in Polen ſo gut als nicht vorhanden; denn da ſie dies Geſchäft nur vor ihren eigenen Magiſtraturen treiben können, und Rechtshändel unter den deutſchen Bürgern vor ihren Municipalgerichten überhaupt ſehr ſelten ſind, ſo würden, ſelbſt in den anſehnlichſten Städten, kaum zwey Anwalde ſich kümmerlich nähren können.

Es bleibt alſo dem deutſchen Theile des Bürgerſtandes, der die Wiſſenſchaften als Broderwerb treiben will, nichts übrig, als die Arzneygelehrtheit, und, wenn die Subjekte Diſſidenten ſind, die Theologie.

Unter den Aerzten und Wundärzten in Polen findet man auch wirklich zuweilen Einheimiſche; aber der größeſte Theil beſteht in Ausländern. Jene pflegen beſonders in Halle, Frankfurt, Berlin, auch in Wien zu ſtudieren, und ſich dann in ihrer Vaterſtadt zu beſetzen, oder in die Dienſte eines Großen zu gehen; aber ſelten kommen ſie zu einigem Ruf in ihrem Lande, das an der Sucht nach ausländiſchen Dingen kränker liegt, als vielleicht irgend ein anderes in der Welt. Fremde Aerzte und Wundärzte dürfen dagegen nur ein paar glückliche Heilungen vollbracht haben, ſo reißt man ſich (beſonders iſt dies der Fall in der großen Welt) um ſie, und wiegt ihre Augenblicke mit Dukaten auf. Oft ſind dieſe geprieſenen Aerzte Abentheurer, die alles ſtudiert haben, nur nicht die Arzneykunde; oder die in ihrem Vaterlande ſchlechter Kuren und ſchlechter Streiche wegen nicht aufkommen konnten; oder die von den Großen, auf gut Glück, verſchrieben, oder von ihnen auf Reiſen angenommen und hieher gebracht worden ſind u. ſ. w. Daher iſt das Heer der Aerzte in Polen aus allen europäiſchen Völkern ausgehoben, und Engländer, Italiener, Franzoſen, beſonders aber Deutſche, aus allen Kreiſen des Reichs, arbeiten hier bunt durch einander, oft genug ohne Lehr- und Meiſterbrief. Manche blühen ein paar Jahre und ſtürzen auf einmal von ihrer Höhe herunter, wenn ein paar unglückliche Heilungen an Großen, oder die Erſcheinung eines neuen Wundermannes, die lockere Grundlage ihres Ruhms untergraben; und manche andre, die kurz vorher noch mit dem Pelikan die gemeinſten Kiefern erſchütterten und mit ihren Pillen die Würmer der Bürgerkinder beunruhigten, rollen, an ihrer Statt, auf einmal in einem engliſchen Wagen aus einem Pallaſt in den andern und ſchweben auf den adelichſten und ſchönſten Lippen *)

Unter den Wundärzten findet man beſonders eine Menge Franzoſen, die am häufigſten bey galanten Unfällen zu Rathe gezogen werden und, wegen der Menge derſelben, und der Großmuth, mit der man dergleichen Kin-

---

*) Man vergleiche hierüber das ſchon angezogene Werk eines Arztes, deren es in Warſchau wenige giebt, Hrn. Lafontaine's, eines Schweizers, in dem Aufſatze über Quackſalber und Afterärzte in Polen.

ren bezahlt, ſehr gutes Auskommen hier finden. Zahnärzte liefert dieſe Nation auch noch hieher und ſie durchziehen ganz Polen, und beſuchen ein adeliches Gut nach dem andern. Es wäre ein Glück, wenn ſie ſich bloß an die Zähne hielten, aber ſie ſind auch, was ſich von ſelbſt verſteht, zugleich große Aerzte und Wundärzte, und heilen alles, vom Reitpferde an bis zum Reiter. Der Schade, den dieſe Leute zum Theil ſtiften, iſt um ſo größer, da keine mediziniſche Polizey über ſie wacht. In Warſchau iſt kein Schatten davon, und es war, im Laufe des Konſtitutionsreichstags, im Werke, ein mediciniſches Kollegium zu bilden; aber die Mitglieder waren unter einander ſo geſpannt, und ihre Entwürfe und Grundſätze ſo verwirrt, widerſprechend und leidenſchaftlich, daß es leichter geweſen wäre, Felix Potocki und Ignaz Potocki zu vereinigen, als dieſe Herren unter Einen Huth zu bringen.

Die Diſſidenten, welche die Gottesgelehrtheit ſtudieren, können auch nur in geringer

Anzahl, und meiſt ärmlich, verſorgt werden. Die Söhne der Prediger folgen gewöhnlich ihren Vätern in ihren Stellen; und kann man letztre mit Einheimiſchen nicht hinlänglich beſetzen, ſo nimmt man ausländiſche Kandidaten dazu; deren ſich immer eine Anzahl in Polen als Hofmeiſter in deutſchen Familien befindet, und die großentheils aus Schleſien oder aus dem Königreiche Preußen herüber kommen.

Sogenannte Liebhaber der Wiſſenſchaften ſind übrigens unter dem deutſchen Theile der Bürger in Polen ſelten, und man wird dieß ſehr begreiflich finden, wenn man ſich erinnert, daß er faſt ganz aus Kaufleuten und Handwerkern beſtehet. Indeſſen findet man hier und da, vorzüglich bey den reichern Wechslern und Geſchäftsleuten, kleine Bibliotheken, die, in Nachahmung des höhern Adels, meiſt aus franzöſiſchen Büchern beſtehen, welche ſogar zuweilen geleſen werden.

Man ſieht aus dieſen Bemerkungen, daß der Zuſtand der urſprünglich polniſchen Literatur und der deutſchen Literatur in Polen nicht vortheilhaft ſeyn könne. Was in der erſtern gethan wird, iſt in jeder Rückſicht ziemlich dürftig und einſeitig, und was in der letztern geſchieht, kann man nach den angegebenen Umſtänden leicht ermeſſen. Indeſſen will ich, in Abſicht beyder, noch etwas mehr ins beſondere gehen.

Während des Konſtitutionsreichstages, der in der That die Nation in ein Feuer ſetzte, deſſen man ſie ſeit lange nicht mehr fähig geglaubt hatte, fingen auch einige Zweige der Gelehrſamkeit friſcher an zu blühen, beſonders diejenigen, welche ich oben als die vom Adel und der hohen Geiſtlichkeit am meiſten angebaueten bezeichnet habe: Staatsrecht, Politik, Geſetzgebung, Geſchichte, Beredſamkeit. Die erſten Schritte des Revolutionsreichstages gaben, wie ehedem die geſtattete Preßfreyheit unter Joſeph dem Zweyten in Wien, Anlaß zur Abfaſſung und Leſung einer Menge von größern und kleinern Schriften, die, wie es der Gegenſtand mit ſich brachte, alle politiſch waren. Die Verfaſſer derſelben waren theils Beförderer der Staatsveränderung, theils Gegner derſelben, theils Adeliche, theils Geiſtliche. Manches wurde geſchrieben, um die Nation vorzubereiten, manches um gethane Schritte zu erläutern, manches auf unmittelbare Veranſtaltung der überwiegenden Partey, manches von einzelnen Staatsbürgern nach eigner Ueberzeugung, aus eigenem Antriebe. Die Entwürfe zu neuen Geſetzen, die neuen Verordnungen, die hervorſtechendſten Reden der Reichsboten wurden in polniſcher Sprache gedruckt und vertheilt; die Fremden, die ſich gerade in Warſchau befanden, ſchrieben, von dem thätigen Haufen hingeriſſen, auch ihrerſeits ihre Meinung, ihren guten Rath, ihre Wünſche und ihre Zweifel, beſonders in der franzöſiſchen Sprache, nieder, die jedermann, der nur einige Erziehung hat, in Polen verſteht; die verſchiedenen Geſandten der auswärtigen Höfe bedienten ſich ebenfalls der Preſſe, aber der Namenloſigkeit, um die allgemeine Meinung und auch den Reichstag dahin zu leiten, wohin ihr verſchiedenes, oft entgegengeſetztes, oft verändertes, Intereſſe verlangte; mit einem Worte: die allgemeine Regſamkeit ergoß ſich in Blättern, Bogen und Büchern und ſpannte die Aufmerkſamkeit der Polen, von oben herab, bis zum Bauer (aber nicht mit ihm) hinunter, und es war vielleicht der erſte Fall, vielleicht auch der letzte in der polniſchen Geſchichte, daß in den Wagen, auf den Straßen und hinter den Bierkrügen und Brantweinsgläſern geleſen und von politiſchen Dingen geſprochen wurde.

Solch eine allgemeine Theilnehmung war die Zeit her in Polen unerhört geweſen. Da der Adel, wenn er vordem in ſeinen Stellvertretern verſammlet war, nur immer ſelbſt, für ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt, berathſchlagte, beſchloß und ausübte: ſo war dem Reſte des

Volks ein Reichstag immer ſo fremde und gleichgültig geweſen, als eine Rathswahl in Nürnberg. Der Revolutions-Reichstag aber wußte die Aufmerkſamkeit der übrigen Einwohnerklaſſen dadurch zu gewinnen, daß er ihnen Hoffnung machte, auch für ſie zu arbeiten. Er ließ namentlich die Bürger ſchon dadurch viel erwarten, daß er die freye Königswahl angriff und die Vorrechte des Königs vermehrte: zwey Dinge, die auf allen vorigen Reichstagen, das eine eifrigſt befeſtigt, das andre eifrigſt vermindert, werden waren, wodurch zugleich auch das politiſche Daſeyn der Bürgerklaſſe immer mehr untergraben werden mußte. Jetzt, da dieſe ein Vaterland an Polen zu bekommen hoffte, ward auch bey ihr der Geiſt der Unterſuchung und des Nachdenkens rege, und ſie las und ſchrieb und ſprach, und verſtärkte dadurch das literariſche Verkehr eben ſo ſehr, als den Einfluß der wiedergebährenden Partey auf die allgemeine Meinung. Die Zeitungen, die in polniſcher

niſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache geſchrieben wurden, beſonders die Nationalzeitung, an welcher die beſten Köpfe unter den Reichsboten, Wibicki, Nimzewicz, Weiſſenhof, Moſtowski u. a. arbeiteten, thaten diejenige Wirkung, die man, wie es ſcheint, erſt in neuern Zeiten dieſen Blättern mitzutheilen gelernt hat, um ſie politiſch zu benutzen. Man druckte Auszüge daraus für ein paar kleinere Zeitungen, die hauptſächlich den gemeinen Mann in den Provinzen zum Leſer hatten; man veranſtaltete auch eine deutſche Nationalzeitung, welcher die polniſche zum Grunde lag. Das „Journal hebdomadaire de la Diète“ früher, und die „Gazette de Varſovie“ ſpäter, waren ebenfalls für die verändernde Partey und wurden von den gebildetern Klaſſen in den Provinzen häufig geleſen. Alle erreichten, außer dem politiſchen Zwecke, auch dieſen, daß die Gewohnheit zu leſen und das Vergnügen daran allgemeiner wurden. In eben dieſer Abſicht errichtete der obenerwähnte Johann Potocki eine Leſeſtube zum allgemeinen Gebrauch. Er räumte drey ſaubere, geräumige Zimmer in einem Nebengebäude ſeines Pallaſtes ein, und verſah ſie mit Stühlen, Tiſchen, Schreibzeugen und einer Menge von inn- und ausländiſchen Zeitungen und fliegenden Blättern. Ein paar ſeiner Leute waren den Leſern immer gewärtig, und man konnte Vormittags und Nachmittags gewiſſe Stunden nach Belieben darin zubringen.

Vor dem Revolutions-Reichstage waren nur drey bedeutende Druckereyen in Warſchau, und ein paar unbedeutende; im Laufe deſſelben wurden ihrer noch drey bis vier errichtet. Zwey davon waren allein mit dem Drucke der Reichstagspapiere beſchäftigt; eine mit der Nationalzeitung; die übrigen theils mit ſolchen Denk- und Rechtsſchriften, die dem Reichstage übergeben, theils mit ſolchen Blättern und Büchern, die über die Angelegenheiten des Augenblickes, für und dawider, geſchrieben wurden. Die herrſchende Parthey beſchränkte die Preſſe durch keine Cenſur. Gröll und Düfour, ſchon vorher anſäßige Buchdrucker, mußten die Anzahl ihrer Preſſen um die Hälfte vermehren und hatten Tag und Nacht zu thun.

Eben ſo wuchs die Anzahl und das Geſchäft der Buchhändler. Vorher waren ihrer zwey bis drey in Warſchau; in der erſten Hälfte des Jahres 1792 waren ihrer ſechs vorhanden. Ihr größeſter Abſatz beſtand in franzöſiſchen Büchern, die von jeher der Literatur und Lektüre in Polen zum Grunde lagen. Damals aber ſuchte man vorzüglich die politiſchen Werke Rouſſeaus, Montesquieu's, Helvetius, de Lolme's; Ueberſetzungen alter Schriftſteller; die Verhandlungen der Nationalverſammlung, Zeitungen und die neueſten franzöſiſchen Flugſchriften. Die Romane, Gedichte, und andre galante Erzeugniſſe der franzöſiſchen Schriftſteller und Buchmacher ſtanden unangerührt, denn ſogar die Stutzer und Weiber waren von der Fluth mit hingeriſſen worden und trugen Politik und neue Verfaſſung im Kopfe, und oft genug. nach ihrer leichtſinnigen Art, auch am Kopfe in— Haarwickeln. Auf den Papieren, worin man vom Kaufmann und vom Krämer Waaren erhielt; auf den Schnitzeln, die in den Straßen herum lagen, ſtanden die Worte: Narodow, conſtitucya, ſtanu, miaſta, rſpospolity, obywatel, ſo wie auf dem franzöſiſchen Schmutzpapier faſt alles mit den Worten nation, conſtitution, motion, decret, inſurrection, commune, citoyen, vertueux, guillotine, tyrans, und terreur bedruckt iſt. Als endlich unſre Truppen Anſtalt machten, in Polen einzurücken, ſetzten die Buchhändler faſt alle ihre franzöſiſchen Kriegsſchriftſteller ab; und dies war das letzte Feld, das, während der Revolution, in der polniſchen Literatur angebauet wurde.

Jetzt, da ich dies ſchreibe *), iſt die Literatur, wie alles übrige, im Stocken. Die Preſſen ſtehen. Ein paar Buchhändler haben

---

*) Mai, 1793.

ihre Gewölbe geſchloſſen, und andre vertrödeln ihre Bücher durch Herumträger. Die Wiſſenſchaften ſcheinen auf einmal in ihren vorigen tiefen Schlummer zurück geſunken zu ſeyn, und es gewinnt das Anſehn, als ob die polniſche Literatur, als polniſche, ganz ſterben werde, um mit der Zeit einmal, als ein Theil der Ruſſiſchen, der Oeſterreichiſchen und Preußiſchen wieder aufzuerſtehen.

Der erwähnte Buchhändler und Buchdrukker **Gröll** hat viel Verdienſte um die Buchdruckerey in Polen und um die deutſchen Liebhaber der Wiſſenſchaften in Warſchau. Als er ſich in dieſer Stadt beſetzte, waren nur zwey oder drey Druckereyen vorhanden, die bloß polniſche und lateiniſche Bücher, Staatsverhandlungen, kleine politiſche Schriften, und die gemeinſten Schulbücher druckten; er druckte polniſch, lateiniſch, franzöſiſch und deutſch. Seine Arbeiten waren ſauber, richtig, nach der Kunſt, hatten mehr Geſchmack; ſeine Preiſe waren billig. Da er zugleich einen Buchladen meiſt für deutſche Schriften hielt, ſo vermehrte dies ſeine Verbindungen in den Provinzen, und ſeine Druckerey gewann immer mehr Kunden. Er beſchäftigte ſie aber auch als Verleger, indem er viele Schriften aus dem Deutſchen und Franzöſiſchen in das Polniſche, und aus dieſem auch zuweilen in das Deutſche, überſetzen ließ und druckte. Indeſſen klagt er, daß dieſe Unternehmungen ihm mehr Schaden als Nutzen gebracht haben, weil das Publikum der Leſer in Warſchau, wie in Polen überhaupt, von jeher ſehr klein geweſen ſey. Er hat deshalb ſchon ſeit mehreren Jahren nichts mehr überſetzen laſſen, und ſein Buchhandel iſt in der That ziemlich unbedeutend geblieben.

Ein anderer Buchhändler, Namens **Pfaff**, der ſich ſeit wenig Jahren in Warſchau beſetzt hat und beſonders mit franzöſiſchen Büchern Geſchäfte macht, hält nebenher eine deutſche und franzöſiſche Leſebibliothek. Es iſt die einzige in Warſchau, aber ſie wird dennoch wenig benutzt. Zwar iſt die Auswahl ſeiner deutſchen und franzöſiſchen Leſebücher ſo, daß Liebhaber, die etwas Beſſeres, als Romane und Komödien, leſen wollen, große Dürre in ſeinen Verzeichniſſen finden müſſen; aber dieſer Umſtand iſt es nicht allein, ſondern vorzüglich der Mangel an Leſern. Die Deutſchen in Warſchau haben, vermöge ihres Gewerbes, nützlichere Dinge zu thun, als leſen. Die Mode des Leſens, wie ſie in Deutſchland beſteht, iſt hier noch nicht eingeriſſen, und der rechtliche Kaufmann und Handwerker ſtudiert noch Sonntags- und Feyertags Evangelien, Epiſteln und erbauliche Predigtbücher. Ihre Kinder leſen höchſtens, theils verſtohlen, theils unverholen, Romane und Komödien; aber die Familien, in denen letzteres geſchieht, leben überhaupt ſchon auf einem mehr großſtädtiſchen Fuß, und ſind der Einfalt der ältern deutſchen Sitten meiſt untreu geworden. Dieß iſt vorzüglich der Fall unter den wohlhabenden, jüngern Kaufmannsfamilien, in denen man Söhne und Töchter findet, die ihre Sprach- Tanz- Muſik- und Zeichenmeiſter haben, oft auch, ſtatt alles Vermögens und aller Ausſteuer, nichts mit bekommen, als die auf dieſem Wege erworbenen angenehmen Kenntniſſe. Da dieſe in den Mittelklaſſen in Polen überhaupt noch ziemlich ſelten ſind, ſo bedürfen ſehr oft Perſonen beyderley Geſchlechts nichts weiter, um vortheilhafte Heirathen zu machen. Aus dieſem Grunde wenden oft Eltern, was ſie erübrigen können, zu dieſem Behufe auf.

Die Polen von der Mittelklaſſe, wenn man den geringern Edelmann, den Advokaten und Dikaſterianten dahin rechnet, leſen wenig oder gar nicht, oder höchſtens Franzöſiſch; und dann ſind es auch nur ihre Kinder oder Weiber, welche die Pfaffiſche Leſebibliothek benuzzen. Die Polen der erſtern Klaſſe bedürfen ihrer gar nicht, weil ſie theils über die Bücher hinaus ſind, die ſie ihnen anbietet, theils weil ſie ſelbſt kleinere und größere Handbibliotheken beſitzen, die ſie jährlich mit den neueſten und berühmteſten Werken vermehren. Dieſe ſind auch gewöhnlich Franzöſiſche, Italieniſche, Engliſche, und äußerſt ſelten Deutſche. Die deutſche Sprache wurde überhaupt nur in Großpolen, jetzt Südpreußen, der Nachbarſchaft wegen, etwas angebauet, und wird es noch in den Theilen von Lithauen, die an Kurland und Preußen gränzen, und in den Städten, wo viel Deutſche wohnen; aber es geſchieht meiſt nur aus Bedürfniß und nie aus Liebhaberey, weil die Polen von dem, was in der deutſchen Literatur gethan iſt, nicht den mindeſten Begriff haben, und weil ſie überhaupt die Deutſchen — verachten.

Außer den angezeigten Hülfsmitteln zum Umtriebe der Wiſſenſchaften und der Leſerey; außer den Buchdruckereyen, Buchhandlungen, der deutſch-franzöſiſchen Leſebibliothek und den Privatbibliotheken, hat aber auch Warſchau faſt nichts weiter. Allerdings beſitzt dieſe Stadt noch eine Büchersammlung zum öffentlichen Gebrauch, die ſogar eine der zahlreichſten in Europa iſt, die aber faſt gar nicht benutzt wird, weil ſie nicht benutzt werden kann: ich meyne die Zaluskiſche. Man weiß daß die beyden Zaluski, Biſchöfe, den Stock dieſer Bücherſammlung der Republik ſchenkten, und daß ſie nach der Zeit durch ein paar andre Vermächtniſſe vermehrt wurde. Schon lange hat man daran gearbeitet, ſie gemeinnützig zu machen, aber ihr Lokal, das für die Menge von Büchern zu enge iſt, und die Unordnung, worin ſie ſich, dieſer Urſache und überhaupt der Unthätigkeit und Unwiſſenheit der Aufſeher wegen, befindet, hat es bis jetzt noch verhindert *). Nur ein mäßiger Saal enthält eine Anzahl von Büchern, die geordnet und eingetragen ſind, und iſt auch mit Tiſchen Stühlen und Schreibzeugen zur Bequemlichkeit der Leſer verſehen. Der letztern habe ich, ſo oft ich dort geweſen bin, nach Verhältniß, im-

---

*) Vergl. Berl. Mon. Schrift, 1792. Jun. S. 562. ff. wo ein Mann vom Handwerk den Zuſtand dieſer Bücherſammlung ſchildert.

mer ſehr wenig gefunden; aber ſie waren übrigens ſtill und fleißig beſchäftigt und beſtanden meiſt aus Weltgeiſtlichen und jungen Leuten, die nachſchlugen und Auszüge machten. Die Anſtalten, die man ſowohl zur Ausbeſſerung des Gebäudes, als zur innern Ordnung, während der Revolution, getroffen hatte, ſind jetzt (im May 1793) ganz unterbrochen, und der Zeitpunkt iſt ſchwer zu beſtimmen, wo ſich das Schickſal dieſes gelehrten Schatzes verbeſſern dürfte.

Der König beſitzt eine Büchersammlung, mäßig an Zahl, aber im höchſten Grade geſchmackvoll eingerichtet. Liebhabern aus den höhern Ständen ſoll es nicht ſchwer ſeyn, Bücher aus derſelben zu erhalten, und, dem Willen des Königs gemäß, ſollte dieſer Vortheil Liebhabern aus allen Ständen zu gute kommen, wenn ſie ſich gehörigen Orts melden; aber, ſey es Schüchternheit oder Beſcheidenheit von Seiten der Gelehrten, oder abſchreckende Antwort von Seiten des Bibliothekars

(Albertrandi, ſonſt eines ſehr gefälligen Mannes) genug, dieſe wohlgewählte Bibliothek wird wenig von den Warſchauer Gelehrten und Liebhabern genutzt.

Der König, deſſen Auge ſeit dem Anfange ſeiner Regierung auf alles gerichtet war, was das Land an ſeinem Aufkommen in jeder Rückſicht hinderte, ſahe wohl, daß der Mangel an einer zweckmäßigen gelehrten Erziehung den traurigen Zuſtand der polniſchen Litteratur bewirkte. Die beyden einzigen Univerſitäten in Polen, Krakau und Wilna, waren nach und nach zu gewöhnlichen Schulen herabgeſunken, in welchen die Jeſuiten bloß ihre Theologie und Philoſophie als Hauptſache, und etwas Mathematik und Phyſik als Nebendinge, lehrten. Nach Aufhebung dieſes Ordens gelang es dem Könige, durchzuſetzen, daß die Güter, die derſelbe in Polen beſaß, zur Verbeſſerung des Schulweſens und der gelehrten Erziehung überhaupt beſtimmt wurden. Man ernannte eine Kommiſſion, die aus weltlichen und geiſtlichen Senatoren beſtand, an deren Spitze der Bruder des Königs, der Fürſt Primas, war, und die ungeſäumt ihr Geſchäft anfing. Vor allen Dingen richtete ſie ihre Aufmerkſamkeit auf die Univerſitäten. Sie ſetzte neue Lehrſtühle ein, ſchrieb eine neue Ordnung und Eintheilung der zu lehrenden Wiſſenſchaften vor, und gab auch ſolchen in dem Verzeichniß der Vorleſungen eine Stelle, die bisher ganz vernachläßigt worden waren, z. B. der gereinigtern Philoſophie, der Naturlehre, Naturgeſchichte, Oekonomie, Technologie, den Alterthümern, der Gelehrtengeſchichte, der römiſchen Rechtsgelahrtheit, dem Natur- und Völkerrechte u. a. m.

Da aber dieſe neuen Einrichtungen nur dadurch recht wirkſam werden konnten, daß man die Zuhörer, gehörig vorbereitet und in den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften zweckmäßig unterrichtet, auf die Univerſitäten bekam, ſo war es nöthig, auch die Landſchulen in einen beſſern Zuſtand zu ſetzen. Auch dieß geſchah. Ueberdieß ſtiftete man in Warſchau eine Ritterakademie nach einem ſehr durchdachten Plan und beſetzte ſie mit verdienſtvollen Lehrern, von denen zwey deutſche, der Direktor Hube und der Profeſſor Steiner, auch in der deutſchen Literatur bekannt ſind, und in einigen Provinzialſtädten, in Wilna, Luck, Kaminiec, Lublin ꝛc. legte man Konvikte für arme Edelleute an, worin dieſe unentgeltlich unterhalten und unterrichtet wurden.

Die polniſche Sprache iſt weder ſo rauh, als ſie gedruckt und geſchrieben ausſieht, noch ſo ungebildet, als man zu glauben pflegt. Allerdings ſcheint die Menge von Mitlautern, die in ihren Wörtern die Selbſtlauter vergraben, die Ausſprache derſelben holprigt und rauſchend zu machen; aber man höre ſie nur von den äußerſt biegſamen polniſchen Kehlen und Lippen ausſprechen, und man wird nichts übellautendes darin finden. Die Polen reden ſehr geſchwind und wiſſen drey bis vier Mitlauter hinter einander ſo ſchnell zu ſtreifen, daß ſie wie ein Hauch auf den folgenden Selbſtlauter fallen und durch ihn Ton bekommen. Ihre längſten Wörter werden dadurch um die Hälfte kürzer, und ein Wort, das auf dem Papiere oft kein Ende nimmt, iſt ſo leicht geſagt, wie ein deutſches zwey- oder dreyſylbiges. Die dazu nöthige Geſchwindigkeit der Sprachwerkzeuge kann man nur durch Uebung, die in zarter Jugend ihren Anfang genommen hat, ſich verſchaffen; und man kann funfzig Jahr in Polen gelebt haben und wird durch ſeine Ausſprache immer noch verrathen, daß man nicht im Lande geboren iſt. Selbſt die deutſche Kolonie, die dort lebt, dort gebohren und erzogen iſt, bleibt ſogar dem Ausländer an einer ſchwerern, langſamern Ausſprache kenntlich. Dieß iſt nicht der Fall mit den Franzoſen, die gut polniſch ſprechen lernen und ſich gewöhnlich nur durch ihre Naſentöne verrathen. Die Italiener lernen bey weitem nicht ſo gut polniſch, weil der Gang ihrer Sprache, wie der deutſchen, zu langſam iſt. Einen Engländer habe ich nicht polniſch ſprechen hören, aber es iſt ſehr zu vermuthen, daß ihm ſeine Zunge, die ſo gern an und zwiſchen den Zähnen ſpielt, und ſein läßiger Kinderton in der polniſchen Sprache üble Dienſte thun würden. Ueberhaupt kann man annehmen, daß die Nation, die am eilfertigſten redet, die polniſche Sprache am beſten lerne.

Wenn die Schnelligkeit, mit welcher die Polen ſprechen, ihre mittlauterreiche Sprache mildert, ſo trägt nicht weniger der weiche Laut ihrer Stimme dazu bey. Der Baßton, den man in Deutſchland und Italien häufiger als in andern europäiſchen Ländern findet, iſt in Polen äußerſt ſelten, und wird nur zuweilen unter den niedrigſten Klaſſen gehört. Die eintönige Steifigkeit der deutſchen Stimme iſt der polniſchen ganz unbekannt. Der Pole durchläuft, wenn er im gemeinen Leben ſpricht, alle Noten der Tonleiter und nimmt häufig die Fiſtel zu Hülfe. Erzählt er etwas Lächerliches; iſt er in irgend einer nicht zu ſtarken Bewegung der Freude, des Zorns, des Schmerzes, ſo hört man nichts als helle Töne; iſt er verliebt, ſagt er ſeiner Geliebten ſchöne Sachen, ſo weiß er dieſen hellen Tönen eine unbeſchreibliche Weichheit mitzutheilen, aber ſie werden ſogleich pfeifend, kreiſchend und ſchneidend, ſobald irgend ein heftiges Gefühl aus ihm ſpricht. Wenn die Beugungen der natürlichen deutſchen Stimme langſam, kaum merkbar, ſich erheben oder ſinken, ſo hüpfen die Beugungen der polniſchen ungefähr ſo, wie wenn ein Deutſcher unter Lachen etwas erzählt.

Die polniſche weibliche Stimme iſt der reinſte Diskant, den man hören kann; ſie iſt der zarteſten Beugungen fähig und wendet ſie eben ſo häufig an, als die männliche. Eine Polin eine rührende Geſchichte erzählen, einem Liebhaber zärtliche Dinge ſagen, beym Solicitieren ihre Klagen und Bitten vortragen hören, iſt ein wahrer Genuß fürs Ohr, abgeſehen von ihrem Anſtand und von ihren reizvollen Bewegungen. Der harte Alto-Ton, welcher auf den Lippen der bayeriſchen, öſterreichiſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Weiber raſſelt, wird hier, ſelbſt in den niedrigſten Klaſſen, nur ſehr ſelten gehört.

Auch hat die polniſche Sprache nicht lauter Sylben wie „sczc,“ „czach,“ „krzyz,“ „brze,“ „szti,“ „trze,“ „srze,“ „zdze,“ „prza,“ u. ſ. w. ſondern ſie beſitzt einen Ueberfluß an Wörtern, die ſich auf a, i, owo, ewo, ono, wane, ino, yn, nie. (lies ni) mino, lino, ego, bi u. ſ. w. endigen. Ich habe ſchon oben geſagt, daß die Polen jene Reihen von Mitlautern gleichſam durch einen Hauch anzugeben wiſſen; dieſer Hauch iſt ganz etwas anders, als wenn eine deutſche ſteife Kehle, z. B. sczce mit Tſchetſche, czach, mit Tſchach, krzyz mit Kriews ꝛc. ausſprechen wollte. Dieſe Hauche laſſen ſich aber nicht mit Buchſtaben ausdrucken, ſondern man muß ſie hören. Wörter, die ein nicht polniſches Organ zerſprengen könnten, wenn es dieſelben, nach ſeiner Weiſe, ausſprechen wollte, dürften viel leicht folgende ſeyn: Skrzydtowek, Rsczezeczyce, Trzebec, Szczopocice, Krzeczow, Luszczanowice, Dobrzyszyce, Strzyzew, Pomdzamezeprzytymze. Es ſind Namen von adelichen Gütern.

Die polniſche Sprache hat einige Buchſtaben, die in vielen ihrer Wörter vorkommen und ihnen einen gewiſſen hochtönenden Klang geben, der nicht unangenehm iſt. Dieſe ſind die geſchwänzten ą und ę, und das ſchief geſtrichene l. (ł.). Erſtere ſpricht man „on“ und „en,“ wie in den Worten Kołątay (Kollontay) Grędzinek (Grenschinek) aus; letzteres hat faſt den Ton von „öll“ und wird, indem man die Spitze der Zunge über den Oberzähnen an den Gaum drückt, ausgeſprochen.

So ſchnell die Polen im gemeinen Leben ſprechen, ſo langſam, ſo abgeriſſen laſſen ſie ſich als Redner vernehmen, und man kann, wenn man nur auf dieſen Umſtand ſieht, ſogar ſagen, daß es ihnen, als ſolchen, an Wärme fehle. Ich will anführen, was ich hierüber am Reichstage bemerkt habe. Der König, der für den beſten, jetzt lebenden polniſchen Redner gilt, blieb, wenn er ſprach, auf ſeinem Lehnſtuhle ſitzen. Er ſtreckte wechſelsweiſe die rechte und die linke Hand aus, die er, den Daum in die Höhe gehoben, und die vier Finger unter ihm zuſammen gedrückt, bald ausſchnellte, bald anzog, gerade ſo, als wenn man jemand etwas recht deutlich einprägen will. Seine Stimme blieb eintönig. Der Anfang einer Periode lautete wie ihr Ende. Er ſprach ſie in ſo vielen Abſchnitten, als Kommata darin waren, aus, oft machte er hinter jedem einzelnen Worte einen Ruhepunkt. Was man ſtrömende Beredſamkeit nennt, ward dadurch unmöglich. Vielleicht hat er dieſe Weiſe angenommen, theils, um ſeine Bruſt zu ſchonen, theils, um deſto deutlicher zu werden.

Die übrigen Reichsboten hatten dieſelbe Art beym Reden. Fürſt Kaſimir Sapieha, der Reichstagsmarſchall von Lithauen, den man den polniſchen Cicero nannte, ſprach mit mehr Leichtigkeit, als der König, aber eben ſo abgeriſſen, mit denſelben trocknen Bewegungen der Hand, nicht minder eintönig. Da nur der König ſitzen bleiben darf, wenn er ſpricht, ſo ſtand er, und zwar ſo, daß er den rechten Fuß vorſetzte, den linken etwas zurückzog und ſich ſolchergeſtalt auf beyden vorwärts und rückwärts wiegte, indem er die linke Hand bald auf den Säbel legte und mit der rechten, den Daum in die Höhe, die oben beſchriebene Bewegung machte, oder die rechte zwiſchen ſeinen Paß hineinſteckte und mit der linken, wie beſchrieben, hinaus und hereinfuhr. Seine Stimme war gellend.

Eben ſo der Unterkanzler Kollontay, der, da er am Podagra litt, gewöhnlich ſitzen blieb, und dadurch, wie der König, die Wirkung ſeiner Reden ſchwächte. Unter ganz ähnlichen Manieren, ſprachen die übrigen berühmten Redner, als Wibicki, der ältere Nimczewiz u. a. Keiner erreichte die Mirabeau, Lameth, Noailles, Lally Tolendal und Bailly, weder im Anſtande, noch in der Wärme, noch im Fluſſe der Sprache.

Was die Ausbildung der polniſchen Sprache betrifft, ſo weiß man, daß es den Polen nicht an muſterhaften Schriftſtellern, in den ſchon oben erwähnten Fächern, fehlet. Beſonders haben ſie in der Dichtkunſt, nach Zeugniſſen von Kennern, ihre Sprache ſehr ausgearbeitet, und ihr viel Sanftheit, Feinheit, Numerus und Eleganz gegeben. Sie iſt ſehr reich und zum redneriſchen Styl ſehr geſchickt, da ſie ſich der Participialkonſtruktionen, wie die lateiniſche, bedienen darf. Auch hat ſie mehrere andere Eigenheiten der lateiniſchen angenommen, die von jeher (doch in neuern Zeiten weniger) neben ihr die einzige Geſetz- und Geſchäftsſprache war, von der Geiſtlichkeit ſtark getrieben und, da dieſe den größten Theil ihrer Schriftſteller lieferte, von ihr zur Verbeſſerung der polniſchen angewandt wurde.

Dieſe ſoll auch für die freundſchaftliche, höfliche und galante Konverſation einen großen Reichthum an zärtlichen, feinen, ſchmeichelnden Wörtern, Redensarten und Wendungen beſitzen, was ſehr begreiflich wäre, da ſie in dieſem Punkt bloß von der größten Welt ausgebildet ſeyn kann. Uebrigens darf ich die genannten Vorzüge weder bezweifeln, noch beſtätigen, da ich zu wenig von dieſer Sprache verſtehe, als daß ich, nach meinen eigenen Kenntniſſen und Gefühlen, ein Urtheil darüber zu fällen im Stande wäre.

Der Zuſtand der ſchönen Künſte in Warſchau iſt nach Verhältniß günſtiger, als der Zuſtand der Wiſſenſchaften. Der König hat ſich ſeit dem Anfange ſeiner Regierung, als ein eifriger Beförderer und feiner Kenner derſelben bewieſen, und auch in dieſem Fache, durch ſein Beyſpiel, den Geiſt der Liebhaberey unter der Nation befördert. Malerey, Bildhauerkunſt, Baukunſt, Muſik und Theater haben ſeiner Freygebigkeit und Aufmunterung viel zu danken. Wahr iſt, man kann nicht ſagen, daß es polniſche ſchöne Künſte ſind, die in Warſchau blühen; denn die Bearbeiter derſelben waren und ſind jetzt noch Ausländer: Italiener, Franzoſen, Deutſche, die mehrentheils, wenn ſie durch die Großmuth des Königs und des reichen Adels ein Vermögen erworben haben, ihr Vaterland wieder aufſuchten; aber das, was ſie zu Stande brachten, blieb doch in Warſchau zurück, und iſt als eine Schule anzuſehen, die zur Ermunterung und Bildung inländiſcher Künſtler für die Zukunft beſtändig wirkſam bleiben wird.

An dem Italiener, Bacciarelli, hat Warſchau einen vorzüglichen Maler, den es, wie es ſcheint, auch behalten wird, da der König ſich ganz vorzüglich freygebig gegen ihn bewieſen und ihm nie eine Bitte, ſo begehrlich ſie auch ſcheinen mochte, abgeſchlagen hat. Seine Werke findet man, in großer Anzahl, in dem königlichen Schloſſe, beſonders in dem oben erwähnten Königsſaale, und in den übrigen Sälen und Zimmern, auch in Lazienka. Der Charakter ſeines Pinſels iſt Gefälligkeit, Leichtigkeit und Heiterkeit, und in ſeiner Manier herrſcht eine auffallende Aehnlichkeit mit der Battoniſchen. Das Feſte, Herausſpringende, Männliche der ältern italieniſchen Maler muß man, nach dieſer Bemerkung, nicht in ſeinen Werken ſuchen, aber man wird auch nicht das Gezierte, ungebührlich Glatte, Tanzmeiſteriſche der neuern franzöſiſchen Maler darin finden. In der Bildnißmalerey ſcheint er mir vorzüglicher, als in der hiſtoriſchen Zuſammenſetzung.

Außer ihm befindet ſich jetzt kein anderer Maler von Bedeutung in Warſchau. Während der Revolution waren ihrer mehrere daſelbſt, aber ſie beſchäftigten ſich bloß mit der Bildnißmalerey, einem Zweige, der hier ſehr einträglich iſt, wenn der Künſtler trifft. In den großen Familien läßt alles ſich und andre malen; elterliche und kindliche Zärtlichkeit, Verwandſchaft, Freundſchaft, Politik, Ehrfurcht, Dankbarkeit, Galanterie, Liebe, — nur eheliche Treue und Anhänglichkeit ſehr — ſelten. Ueberdieß herrſchte gerade damals unter den Weibern der großen Welt die Mode, über dem Herzen ein Bildniß zu tragen; da es aber gegen die Decenz geweſen wäre, eben das Bild, das man darin trug, auch darauf zu tragen, ſo wählte man beſonders Freundinnen, oder politiſch ausgezeichnete Männer, am häufigſten aber das Bild des Königs dazu, der überhaupt damals von dem Publikum angebetet wurde, und deſſen Bildniß, tauſendmal vervielfältigt, in jeder Größe, in jeder Güte, in jeder Art zu malen, zu Warſchau verfertigt und in alle Theile von Polen verſandt wurde.

Uebrigens hat der König erſt vor einigen Jahren eine Zeichnungsſchule errichtet und ein geräumiges Gebäude auf der neuen Welt dazu hergegeben. Es ſind zwey geſchickte Lehrer dabey angeſtellt. Sie iſt freylich erſt im Werden, aber einige polniſche Schüler gaben ſchen viel Hoffnung. Es iſt für das Beſte der ſchönen Künſte ſehr zu wünſchen, daß die vorwaltenden Umſtände keinen widrigen Einfluß auf dieſe Anſtalt haben mögen.

In der Bildhauerey iſt in Warſchau wenig gethan, aber ganz iſt ſie nicht vernachläßigt worden. Was die Kirchen an Bildſäulen brauchten, iſt theils in Italien, theils in Berlin und Wien, theils in Warſchau ſelbſt, von verſchiedenen Künſtlern, verfertigt worden; aber es befindet ſich nichts Vortrefliches in Abſicht der Kunſt und des Geſchmacks darunter. Einige mythologiſche Gruppen, die der König in Lazienka hat aufſtellen laſſen, z. B. Kaunus und Biblis, und die Entführung einer Nymphe durch Pan, beyde mit viel Geſchmack in Sandſtein gearbeitet, ſind ſehenswerth; und vortreflich iſt eine, in einem kleinen Luſtgehölz ſtehende, Gruppe aus dem Taſſo, Tancred und Chlorinden vorſtellend, in dem Augenblicke, wo erſterer, indem er letzterer den Helm abnimmt, ſie erkennt und inne wird, daß er ihr den Todesſtreich verſetzte. Sie iſt von Karrariſchem Marmor, unmittelbar in Italien ſelbſt gearbeitet und herausgeſandt. Der Name des Künſtlers iſt mir entfallen, aber ſeine Arbeit kann ſich jeden Augenblick mit den beſten von Canova und Tripel meſſen. Um ſie vor muthwilligen Beſchädigungen zu verwahren, iſt eine Schildwache dazu geſtellt, und um ſie vor der üblen Witterung zu ſchützen, wird ſie den Winter über bedeckt gehalten.

Uebrigens mangelt es in Warſchau nicht an geſchickten Steinmetzen, Gypsarbeitern, Holzſchnitzern und Vergoldern, für die innern und äußern Verzierungen der Werke der Baukunſt; aber ſie ſind, wie gewöhnlich, Ausländer.

Die **Baukunſt** hat in Warſchau ausgezeichnete Fortſchritte gethan. Auch iſt ſie, unter allen Künſten, ſeit der Regierung des jetzigen Königs am meiſten beſchäftigt geweſen. Was an neuen oder neuverzierten Kirchen, Palläſten und Häuſern in Warſchau am meiſten in die Augen fällt, iſt erſt ſeit dreyßig Jahren erbauet worden. Der König allein hat den anſehnlichſten Hof des Schloſſes, nach deſſen Einäſcherung, von Grund auf neu erbauen laſſen; er hat das Schloß zu Lazienka mit allen dazu gehörigen Anlagen, und die neuen Theile von Ujasdow u. a. Werke m., die ſich ſämmtlich durch Geſchmack auszeichnen, aufführen laſſen; nach ſeinem Beyſpiele haben die verſchiedenen Konvente und Klöſter, die Kongregation zum heil. Kreuz, die Piariſten, Auguſtiner, Karmeliter u. a. ihre Kirchen und Häuſer, theils erneuert, theils ganz neu erbauet; viele große Familien haben ganz neue Palläſte aufgeführt, oder alte hergeſtellt, und faſt auf jeder Straße ſtehen einzelne Privathäuſer, die den beſten in Wien, Berlin und München nichts nachgeben. Aber auch in dieſem Fache thaten Ausländer, Italiener und beſonders Deutſche, alles, und gebohrne Polen nichts.

Der Geſchmack an der Muſik iſt in Warſchau allgemein, vorzüglich aber in den höhern

Ständen und die ſich denſelben anſchließen, doch mehr bey dem weiblichen Geſchlecht, als bey dem männlichen. Die Lehrer derſelben ſind auch meiſt Ausländer von den ſo oft genannten Nationen. So ſehr man indeſſen die Muſik liebt, fehlt es doch an feiner Kenntniß der edleren und erhabenern, und an wahrem Gefallen daran. Diejenige, die man in Geſellſchaft ſingt, und nach der man tanzen kann, ſagt dem Geiſte der Nation mehr zu. Die Virtuoſen, die zuweilen hieher kommen, müſſen dies wiſſen, ſonſt hätten ſie wahrſcheinlich nicht die Zuverſichtlichkeit, ſich vernehmen zu laſſen. Ich hörte im Laufe der Jahre 1791 und 1792 Mehrere hier, die überall unterbrochen worden wären, die aber hier mit großer Güte, ſogar mit Beyfall, aufgenommen wurden: nur ein einziger, der unter dieſen mittelmäßigen Subjekten das ſchlechteſte war, erhielt einen Theil des ihm gebührenden Lohnes; ein paar Fremde ziſchten ihn aus und die Einheimiſchen verließen den Saal, ſo daß ihm kaum zehn Zuhörer übrig blieben. Er glänzte auf der Harfe und „Viole d'amour“ und war aus Leipzig. Ich erinnere mich ſeines Namens und der lächerlich-unverſchämten Miene noch ſehr wohl, mit welcher er es trug, daß dieſe ganz unverkennbar von ihm für Barbaren gehaltene Zuhörer, theils ihn auszischten, theils ſtillſchweigend ihn allein ließen.

Uebrigens hatte der Neffe des Königs, Prinz Stanislaus Poniatowski, eine Muſikſchule in Warſchau errichtet, die mehrere Jahre hindurch blühete, jetzt aber, wo die Umſtände den Prinzen nöthigen, ſeine Ausgaben einzuſchränken, ein Ende genommen hat. Sie koſtete ihm, ein Jahr in das andere gerechnet. fünf bis ſechs tauſend Dukaten. Er ließ Kinder beyderley Geſchlechts, die Anlage zeigten, erziehen und ſie in der Vokal- und Inſtrumental-Muſik unterrichten. Zeichneten ſich Schüler oder Schülerinnen durch vorzügliches Talent aus, ſo ſchickte er ſie nach Italien, um es vollends zu bilden. Einige ſind auf dieſem

Menge gute Künſtler, aber keiner iſt vortreflich geworden. Diejenigen, die mittelmäßig blieben, fanden indeſſen unter dieſer tanzenden und ſingenden Nation immer ihr gutes Fortkommen.

Wenn in keiner der erwähnten ſchönen Künſte gebohrne Polen ſich über das Gewöhnliche erhoben haben und noch erheben, ſo iſt dieß nicht derſelbe Fall mit der Schauſpiel- und Tanzkunſt. In beyden habe ich, im Jahre 1792, Subjekte geſehen, die dem Vortreflichen ſehr nahe kamen.

Warſchau hat, wie ich ſchon oben berührt habe, ein Schauſpielhaus, und nur ein einziges, was nicht wenig befremden wird, wenn man die Stärke, die Vergnügungsſucht und die Wohlhabenheit des genießenden Theils im hieſigen Publikum bedenkt. Vielleicht iſt, außer dem Ueberfluß an andern Unterhaltungen, noch dieß der Grund davon, daß es ſchwer hält, mehrere Schauſpielergeſellſchaften zu fin-

den,

den, die ſich hieher verpflanzten, denn an Platz, wenigſtens für zwey, fehlt es nicht.

Das erwähnte Theater iſt aus dem königlichen Säckel erbauet, und aus dieſem Umſtande kann man ſchließen, daß es ihm an Bequemlichkeit, Geſchmack und Schönheit nicht fehlen werde. Indeſſen iſt dieß mehr der Fall ſeinem Innern, als ſeinem Aeußern, nach. Ich weiß nicht ob ich irre, aber mir ſcheinen Schauſpielhäuſer, ſo wie ihre Beſtimmung ſie fordert, des Großen, Leichten, Heiteren in der Baukunſt, nicht wohl fähig zu ſeyn. Höchſtens kann die Façade dieſe Vorzüge annehmen, aber der Reſt des Gebäudes, welcher der Zierde ſchöner hoher Fenſter entbehren muß, wird immer todt und gefängnißartig bleiben. Dieſe Anſicht haben mir wenigſtens die berühmteſten Schauſpielhäuſer in Frankreich und Italien gegeben. So St. Karlo in Neapel, Aliberti in Rom, de la Pergola in Florenz, die neuen Theater in Venedig, Bologna, Verona und Mayland; ſo das „Theatre françois,“ „aux

Italiens,“ und ſelbſt das neue Nationaltheater in der Richelieuſtraße zu Paris. Denſelben Fehler hat das zu Warſchau. Es ſteht, obgleich auf einem freyen Platze, ſtumpf und zuſammengedrückt da, und läßt von ſeinem Innern gar nichts erwarten. Dieſes überraſcht dadurch freylich deſto mehr. Es iſt ein ſchönes Oval, hat vier Reihen Logen über einander und iſt mit viel Einfalt und Geſchmack verziert. Das Parterre iſt zur Hälfte mit Bänken beſetzt, zur Hälfte ohne Bänke. Die Bühne ſelbſt iſt geräumig, hat gute Verzierungen und ein mannigfaltiges, gut gehandhabtes Maſchinenwerk.

Die polniſche Truppe, die voriges Jahr hier ſpielte, ziehe ich jeder deutſchen vor, die ich noch geſehen habe. Die Polen beſitzen eine natürliche Leichtigkeit und Behendigkeit; einen, im Ganzen, ungleich feinern und ſchönern Wuchs; eine mehr geſchmeidige, ausgearbeitete Kehle, als die Deutſchen; ſie nähern ſich im Luſtſpiele ganz auffallend der ehemaligen Manier der Franzoſen, ohne in den Fehler der Ziererey, in Sprache und Anſtand, zu verfallen; und eben ſo weit ſind ſie von dem überladenen Mienen- und Gebährdenſpiel der Italiener entfernt. Im Schau- und Trauerſpiel neigen ſie ſich zu der Art der Deutſchen; doch haben ſie dieß vor ihnen voraus, daß ſie die Natur, die jene, beſonders wenn ſie heftige Leidenſchaften ausdrucken ſollen, ganz roh darzuſtellen pflegen, immer mit einer gewiſſen Würde oder Veredelung, die Stärke und Feuer nicht ausſchließen, angeben, ohne in die jammerhaften Verzuckungen der Italiener und in die abgezirkelte Hand-, Kopf-, Fuß- und Augen-Malerey der Franzoſen zu verfallen.

Ein gewiſſer Boguslawski war der Unternehmer dieſer Geſellſchaft, und zugleich ihr beſter Schauſpieler; ein großer, wohlgebildeter Mann, mit einem vorzüglich ſchönen Sprachorgan, und einem ſehr behenden Körper, der in jeder Tracht mit Leichtigkeit und Natürlichkeit ſich bewegte, ſelbſt in der franzöſiſchen, die ſonſt den ſchönſten Figuren unter den Polen, weil ſie an eine bequemere gewöhnt ſind, ein ſteifes, linkes, geſchmackloſes Anſehen giebt. Ich ſah dieſen Mann unter andern den Truffaldino im Diener zweyer Herren, den Hausvater im überſetzten Diderotſchen Stükke, und Kaſimir den Großen, in dem Nationalſtücke des ältern Nimzewicz, drey ganz verſchiedene Rollen, jede in ihrer Art meiſterhaft, durchführen. Auch den Landboten, in Wibicki's Zurückkunft des Landboten, machte er unübertrefflich.

Die übrigen Schauſpieler waren, jeder in ſeinen Rollen, ausgezeichnet gut, beſonders war ein Alter da, der mit einer faſt unbegreiflichen Natürlichkeit ſpielte; ein komiſcher Bedienter, der dieſen Charakter, wie er ſich in Polen findet, ſehr anziehend (am meiſten für Fremde) darzuſtellen wußte; und ein juriſtiſcher Pedant, Anwald, Sachwalter, der die Lächerlichkeiten, das grobe Weſen, das hochmüthige und betrügeriſche Benehmen dieſer Leute, vortreflich nachahmte.

Die Schauſpielerinnen ſtanden auf keiner niedrigern Stufe der Kunſt. Die Hauptrollen waren mit wohlgebildeten, ſchön gewachſenen Subjekten beſetzt, welche die Kunſt, ſich zu kleiden und ſich mit Anſtand zu benehmen, in einem hohen Grade verſtanden. Auch die Nebenrollen waren mit artigen Figuren beſetzt.

Die Stücke, welche dieſe Geſellſchaft aufführte, waren theils urſprünglich polniſch, theils aus dem Franzöſiſchen, Italieniſchen und Deutſchen überſetzt. Der erſtern ſind nur wenige vorhanden, und diejenigen, die man im Laufe des Konſtitutions-Reichstages gab, hatten meiſt einen politiſchen Zweck. Ich habe oben ſchon etwas von dieſem Umſtande erwähnt. Diejenigen Stücke dieſer Art, die den meiſten Beyfall hatten, waren die vorhingenannte Zurückkunſt des Landboten und Kaſimir der Große. Sie waren beſonders beſtimmt, die alten politiſchen Vorurtheile in Abſicht der Königswahl, der Unumſchränktheit des Adels, der Nullität des ſtädtiſchen Standes, der verfaſſungsmäßigen Ohnmacht des Königs, mit einem Worte, alle die Dinge lächerlich zu machen, auf deren Ausrottung die neue Konſtitution gegründet werden ſollte. Der König und die vornehmſten Beförderer des neuen Syſtems waren bey dieſen Stücken meiſt immer zugegen; und jede Stelle, die auf jene Gegenſtände Bezug hatte, wurde von ihnen bemerkbar gemacht und eifrig beklatſcht. In der Vorſtellung Kaſimirs des Großen, war der König, wenn ein wohlthätiger, politiſch-heilſamer Charakterzug Kaſimirs ſich entwickelte, immer der erſte, der ſich weit aus ſeiner Loge herauslehnte und ihn beklatſchte; worauf dann das Parterre und die Logen, in einer Art von Trunkenheit, mit Klatſchen, Pochen und Geſchrey einſtimmten, die Wiederholung der Stelle zwey, dreymal begehrten, und immer von neuem mit unſäglichem Geräuſch ihren Beyfall zu erkennen gaben. Man ſieht wohl, daß dabey der König Stanislaus mehr, als der König Kaſimir, beklatſcht wurde, und zwar aus dem doppelten Grunde, weil der Dichter dem Letztern Züge aus dem Charakter und der neueſten politiſchen Wikſamkeit des Erſtern untergelegt hatte, und weil man den König Stanislaus dafür beklatſchen zu müſſen glaubte, daß **er** der Handlungsweiſe ſeines großen Vorgängers ſeinen Beyfall gab. Die gegenwärtigen Stifter und Führer der Revolution und ihre Freunde beklatſchten dann ihrerſeits die vortheilhafte Stimmung des Publikums, die ihre Entwürfe ſo ſehr begünſtigte; und ſo war alles in Ordnung und jeder fand ſeine Rechnung dabey.

Die Poſſen, die jene Geſellſchaft gab, waren meiſt aus dem Italieniſchen überſetzt; ihre kleinen Opern und Luſtſpiele aus dem Franzöſiſchen; ihre Schauſpiele aus dem Deutſchen. Eigenthümlich polniſche hatten ſie in dieſer Gattung nur wenig.

Der König hatte dem **Boguslawski** ſeine eigene Tänzergeſellſchaft bewilligt, um durch ihre Kunſt die Zahl ſeiner Zuſchauer zu vermehren. Dieſe Tänzer beſtanden ganz aus Einheimiſchen und zwar aus Lithauern, Männer wie Weiber. Der König hatte ſie, meiſt von Franzoſen, in der Tanzkunſt unterrichten laſſen, und zwey oder drey der Vortänzer hatte er ausdrücklich in Paris unterhalten, um ſich an Ort und Stelle unter Veſtris und Gardel zu bilden. Wenn ſie auch ihre Meiſter nicht erreichten, ſo war doch deren Manier in ihnen auf der Stelle wieder zu erkennen. Der Anſtand, der Geſchmack in der Kleidung, die Grazie in dem Spiel ihres Körpers, die Genauigkeit in ihren Bewegungen, erhoben ſie weit über den Reſt ihrer Mittänzer; aber an dieſen war wiederum das Beſtreben, ſich nach ihnen zu bilden, nicht zu verkennen; und ſo entſtand ein Ganzes, deſſen Leben und Anmuth ich an keiner Tänzergeſellſchaft außer Paris geſehen habe. Die Vortänzerinnen erreichten in ihrer Art die Vortänzer nicht; aber ſie hatten das, was man an den Tänzerinnen in Paris ſelbſt ſo ſelten findet: Jugend, ſchönen Wuchs und Fleiſch; und wenn man der vornehmſten etwas vorwerfen konnte, ſo war es, daß ſie des letztern etwas zu viel hatte und es ein wenig zu großmüthig dem Auge preis gab. Uebrigens hatte dieſe Tänzergeſellſchaft auch Springer in ihrer Mitte, die ſich in der Luft herum kugelten und mit großer Leichtigkeit auch auf dem — Geſäße tanzten. Vorzüglich drolligt führten ſie Koſackiſche Tänze aus.

Das Orcheſter dieſer Bühne war mit der königlichen Kapelle beſetzt, in welcher ſich mehrere ausgezeichnete Tonkünſtler, zum Theil Einheimiſche, befanden.

Dieſe Umſtände beweiſen, daß dieß Nationalſchauſpiel einen hohen Grad von Vergnügen gewährt haben müſſe; deſſen ungeachtet gelang es dem Unternehmer nicht, die dauernde Unterſtützung eines Publikums zu gewinnen, das, wie freylich hundert andre, das mittelmäßige Fremde lieber hat, als das einheimiſche Gute. Parterre und Logen waren, im

Ganzen genommen, leer, und nur, wenn die erwähnten politiſchen Stücke gegeben wurden, die man meiſt auch nur aus Gefälligkeit, Rückſicht, Mode und Nachahmung zum zweyten und drittenmal beſuchte, war der Zulauf groß und das Haus drückend beſetzt. Das Eigene habe ich noch an dieſem Theater bemerkt, daß ſich deſſen Kaſſe gute und berühmte Stücke theurer bezahlen ließ, als minder gute, oder auch nur minder lange: eine Einrichtung, die ich nicht unverſtändig finde.

Ganz anders verhielt es ſich, als im Frühlinge 1792 eine Geſellſchaft Italieniſcher Opernſänger, die man verſchrieben hatte, zu ſpielen anfing. Sie gehörte in der That zu den mittelmäßigen und, Eine Sängerin ausgenommen, Benini genannt, hatte ſie kein einziges gutes Subjekt aufzuweiſen. Die „prima donna“ war eine ungeſchlachte Figur, mit einem platten Geſichte, die als „gardinara brillante“ und als „bella molinara“ auf zwey ſtattlichen Füßen entenhaft herumwatſchelte und mit zwey

Rieſenhänden, bald ſich die linke und rechte Bruſt zerdrückte, bald die Luft von unten nach oben langſam ſpaltete. Der „bouffone“ war ein plumper, ungezogener Geſichtſchneider und der „amoroſo“ das matteſte Milchgeſicht, das man ſehen kann. Die einzige „Benini,“ obgleich ſchon hoch in den dreyßigen, vereinigte mit einer niedlichen Stimme und einem ſehr ſprechenden Geſichte, viel Anſtand und viel Geſchmack in der Kleidung, was bey den Italieniſchen Opernweibern ziemlich ſeltene Erſcheinungen ſind. Auch ward ſie ſogleich der Liebling des Publikums, und faſt bey jeder Vorſtellung flogen Italieniſche und Polniſche Lobgedichte in das Parterre herab. Dieſe Anhänglichkeit ward zur Begeiſterung, als die „prima donna“ auch eine kleine Partey fand, die ihr Lob ſang und ſingen ließ; und eine Zeitlang vergaß die große Welt, vergaßen ſelbſt jüngere Landboten, den Reichstag und deſſen Verhandlungen über dem Neide und der Nebenbuhlerſchaft dieſer beyden Weiber. Der

König war auf Seiten der Benini, aber ſeine alte, erprobte Freundin, die Generalin Grabowska (man ſagt, bloß deswegen) gegen ſie, auf Seiten der häßlichern „prima donna.“ Boguslawski und ſeine Geſellſchaft wurde ganz darüber vergeſſen; indeſſen hatten die Italiener bald daſſelbe Schickſal. Die Erklärung unſeres Hofes erſchien und mit ihr rückten unſre Heere über die Gränzen. Der Zuſchuß, den die Oper aus der königlichen Kaſſe bekam, konnte nicht ferner bezahlt werden; viel große Familien entfernten ſich aus Warſchau; die Zurückgebliebenen hatten wichtigere Dinge zu thun, als die Oper zu ſehen; und kurz, ſie wurde entlaſſen und ging arm nach Italien zurück. Boguslawski's Geſellſchaft zerſtreuete ſich ebenfalls.

Jetzt *) iſt eine deutſche Geſellſchaft hier, die auf dem großen Saale des Radziwiliſchen Pallaſtes ſpielt: leicht eine der elendeſten, die je in Deutſchland herumgezogen iſt. Ihre

---

*) Im May 1793.

Mitglieder ſind Böhmen, Mähren, Bayern und Oeſterreicher, das verrathen ihre Mundarten, und ihre Stücke, in Kaſperls Geſchmack, verrathen es noch mehr. Indeſſen fehlt es ihnen nicht an Zuſchauern, und die guten Deutſchen, die in Warſchau wohnen, ergetzen ſich im Ernſte recht königlich vor ihrer Bühne, weil es ihnen ſeit langer Zeit nicht ſo gut geworden iſt, in ihrer eigenen Sprache platte Späße zu hören.

Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes erlaube man mir noch einige Bemerkungen über den Zuſtand der Religions-Aufklärung in Polen.

Wenn man ſich an die Erziehungsart unter den höhern Ständen erinnert, ſo wird man finden, daß in Abſicht einer vernünftigen Aufklärung in der Religion ſehr wenig für die Jugend derſelben gethan werden könne. Bloß die gemeinſten Gebräuche des römiſch-katholiſchen Gottesdienſtes lernt ſie mechaniſch nachmachen, ſo wie die Roſenkränze, Meßandachten, Segen u. dergl. ohne Gedanken nachbeten. Bekanntlich herrſcht bey den Katholiken die Gewohnheit, denjenigen für einen echten und thätigen Chriſten zu halten, der ſolche Gebräuche und Gebete fleißig und ruhig wiederholt, denjenigen hingegen, der gern etwas dabey denken möchte, der Zweifel hat, der Auskunft wünſcht, vor dem Teufel zu warnen und ihn am Ende, wenn er in dieſem Unglauben, wie ſie es nennen, beharret, zu verdammen. Dieſe für den Verſtand ſo harte Maßregel, laſſen ſich die Bauern in Polen, die gemeinen Bürger, die niedrigern Edelleute, die nicht in die große Welt kommen, gefallen, und unter dieſen Klaſſen herrſcht, in Abſicht der Religion, noch die allertiefſte Unwiſſenheit; aber nicht ſo unter den höhern Klaſſen, die, ſobald ſie ihre franzöſiſchen Philoſophen zu leſen und zu verſtehen anfangen, in Sprüngen zu den Socinianern und Atheiſten übergehen. Der lächelnde Vortrag jener Schriftſteller gefällt ihnen beſſer, als die ernſthaften, weder Geiſt noch Herz beſchäftigenden, zum Auswendiglernen beſtimmten, Wörter ihrer geiſtlichen Lehrer, die ihnen noch dazu unter allen Zerſtreuungen einer lebhaften, einer wilden Jugend geſagt worden ſind. Begriffe, die Gehalt, Grundſätze, die Feſtigkeit hätten, bietet ohnehin ein Lehrgebäude nicht dar, das auf unbedingten Glauben dringt und ſchon dadurch ſeine Unhaltbarkeit gegen Angriffe der Vernunft bloß giebt; mithin ſind die Anhänger deſſelben hülflos, ſobald man ſie mit andern Waffen als die ſind, die ſie ſich ausbedungen haben, beſtreitet; und ſie gehen, je nachdem ihr Verſtand ſchwächer oder ſtärker iſt, bey Einwürfen, entweder zu der hartnäckigſten Glaubenswuth, oder zur leichtſinnigſten Gleichgültigkeit über. Auf dieſen entgegengeſetzten, äußerſten Rändern ſtehen, in Abſicht der Religion, die niedrigen und die höhern Klaſſen in Polen.

Die Gebräuche der katholiſchen Kirche werden in Warſchau ſo häufig, ſo mannigfaltig, mit ſo viel Prunk und Geräuſch veranſtaltet, als in jedem andern katholiſchen Lande. Die Feſte, die ſich auf den Stifter der chriſtlichen Religion, auf die erſten Verbreiter, und auf die gemarterten Bekenner und Bekennerinnen derſelben, beziehen, werden mehr oder weniger feyerlich begangen, durch Umgänge, durch Meſſen, und durch Wallfahrten. Die niederen Klaſſen nehmen an dem allen mit großer Andacht, d. h. mit denjenigen Gebährden, Zeichen und Stellungen Theil, die bey ihnen für Andacht gelten, und die höhern geben ihnen, da wo es nöthig iſt und ſo lange es nöthig iſt, hierin nichts nach; aber in den Zwiſchenzeiten laſſen ſie die Abſicht, in welcher ſie dieſe Feyerlichkeiten beſuchen, deutlich errathen. Die Weiber kommen nämlich in ein geiſtliches Schauſpiel, wo ſie ſehen und geſehn ſeyn wollen, eben ſo ſorgfältig (nur in beſcheidenen Farben, hauptſächlich ſchwarz) angezogen, eben ſo erobernd in ihren Blicken und Bewegungen, nur in einer andern Gattung, als ob ſie das Theater oder eine große Geſellſchaft beſuchten. Das

Glöckchen, das ſich von Zeit zu Zeit hören läßt, gebietet einen Anſtand und einen Blick, die beyde gewiſſer Reize ſehr fähig ſind, welche auch auf der einen Seite nicht verſteckt gehalten und auf der andern nicht unbemerkt gelaſſen werden. Mit einem Worte, man findet auch in der Kirche die Polen beyderley Geſchlechts ſo wieder, wie man ſie in der Welt verlaſſen hat.

Ich habe oben der Beſuche erwähnt, die man um Oſtern den ſogenannten heiligen Gräbern macht. Sie ſind in der That eine Art von Luſtpartie für die höhern Klaſſen. Geſellſchaften bereden ſich, ſie zu beſehen, nachdem man gehörige Erkundigung eingezogen hat, in welchen Kirchen ſie am prächtigſten ſind. Man fährt und reitet dahin, unterwirft ſich beym Eingange den nöthigen Zeichen, knieet oder knieet auch nicht vor dem funkelnden Grabe, und nimmt ſodann in den Kirchenſtühlen Platz, um das Gewimmel der Kommenden und Gehenden zu beobachten, Bekannte anzurufen, ſich über jeden unkirchlichen Gegenſtand zu unterhalten u. ſ. w. Dieſer Auftritt wird in mehreren Kirchen wiederholt, und ſo hat man die andächtige Handlung des Grabbeſuchens begangen.

Aergerlicher ſind die Abſichten der öffentlichen Mädchen und der männlichen Jugend bey dieſen Beſuchen. Jene kommen, um, nach ihrer Art, neue Eroberungen zu machen; dieſe kömmt, um neue Gegenſtände zu ſuchen, von denen ſie ſich erobern laſſen kann. Der Ausgang aus den Kirchen, der Weg von einer zu der andern, die Dämmerung in den Kirchen ſelbſt begünſtigen die nöthigen Unterhandlungen, und die Runde endigt ſich, wie man errathen mag. Es iſt abermals nur das Volk, das ſeine Andacht, nach der eben bezeichneten Weiſe, dabey verrichtet.

Eben ſo iſt die große Wallfahrt nach Bielano (einem Kloſter, das ungefähr drey Viertelſtunden von Warſchau liegt) die alljährlich am Pfingſttage vor ſich geht, nichts, als eine

Spatzierfahrt für die höheren Klaſſen. Hunderte von Wagen findet man in der Gegend des Kloſters aufgefahren, deren Beſitzer und Beſitzerinnen ſelten ausſteigen, weil ſie das Gedränge der andächtigern Fußgänger ſcheuen; ſteigen ſie aber aus, ſo geſchieht es, um Geſellſchaften zu bilden, die eine Weile ſpatzieren und ſich ſodann zu einem mitgebrachten Goutee ſetzen, deſſen Anfang, Mittel und Ende nichts von chriſtlicher Reue, Kaſteyung und Buße verrathen.

Dieſer einzelnen Mißbräuche ungeachtet, muß man doch bekennen, daß die Polen der höhern Klaſſe, überhaupt genommen, den äußern Schein zu bewahren ſuchen. Sie ſcherzen nicht über ihr Bekenntniß; ſie laſſen ſich nicht auf Erörterungen darüber ein; ſie machen bey vorkommenden Gelegenheiten die Gebräuche der Kirche mit; ſie haben die gebührende Ehrfurcht für deren Diener; ſie laſſen ſogar nicht einmal merken, daß ſie den Auswurf derſelben, die Mönche, verachten; ſie haben ſich endlich den Vorwurf der härteſten Unduldſamkeit zugezogen, die ſich, in den grauſamſten Bürgerkriegen, Jahre hindurch, auf das deutlichſte veroffenbaret hat.

Der Grund dieſer Erſcheinungen iſt aber weniger kirchlich als politiſch. Das römiſch-katholiſche Bekenntniß war von den älteſten Zeiten her die Bedingung und Grundlage der polniſchen Staatsbürgerſchaft und aller daraus fließenden Ehren- und Geldvortheile. Man achtet erſteres, in ſofern es letztere verſchaft, man hütet ſich alſo, es durch Spott über deſſen Lehren und Gebräuche zu untergraben; man nimmt ſich in Acht, ſich in Erörterungen darüber einzulaſſen, theils, weil man es nur ſehr dürftig kennt, theils, weil man anders Denkenden den Vorzug ihres Bekenntniſſes nicht einräumen kann, ohne einzugeſtehen, daß es folgewidrig ſey, ſie, eben ihres verſtändigern Bekenntniſſes wegen, von den Staatsvortheilen auszuſchließen; ſie nehmen, bey feyerlichen Gelegenheiten, z. B. bey den verordneten feyerlichen Meſſen vor und nach den Reichstagen, an den Gebräuchen der Kirche andächtig Theil, weil einmal das Weſen ihres Bekenniſſes darauf beruhet, und weil es von dem Geſetze geboten iſt und mithin eine politiſche Handlung wird; ſie achten die Diener der Kirche vom erſtern Range als Staatsbeamten vom erſten Range, als politiſch-wichtige Perſonen, als Ihresgleichen in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht, als Inhaber von Stellen, die einer oder der andere ihrer Vorfahren beſeſſen hat, die einer oder der andere ihrer Verwandten noch beſitzt, zu denen ſie ſelbſt einen oder den andern ihrer Söhne beſtimmt haben; ſie verachten die Mönche nicht öffentlich, weil ſie doch immer die Handlanger eben dieſes für ſie ſo politiſch- und ökonomiſch-wichtigen Bekenntniſſes ſind; ſie haſſen und verfolgen endlich die Andersdenkenden, nicht aus Abſcheu vor ihren Lehren, ſondern als politiſche Nebenbuhler, nicht aus religiöſem, ſondern aus politiſchem Fanatismus. Der Umſtand macht dieß klar, daß ſie das jüdiſche Bekenntniß, unſtreitig das feindſeeligſte gegen andere, und das ſchädlichſte für den Staat, nie einſchränkten, nie verfolgten. Aber die Anhänger deſſelben haben auch nie Anſprüche auf ſtaatsbürgerliche Freyheit und Gleichheit gemacht.

Als die Polen, nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts, unter Voranſchritt ihres Königs Miezislaus, zur chriſtlichen Religion übertraten *), nahmen ſie das römiſch-katholiſche Bekenntniß an. Es war ſo lange das einzige herrſchende im polniſchen Gebiete, bis, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, *Kaſimir der Große* Rothreußen hinzufügte, in welcher Provinz der chriſtliche Glaube, nach der griechiſchen Lehrform, herrſchte. Der König verſprach den Einwohnern ſeines neuen Landes die Aufrechthaltung ihres Bekenntniſſes und von der Zeit an blüheten das römiſche und griechiſche in Polen neben einander, jedes für ſich. Als man im funfzehnten Jahrhundert beſorgte, daß die Lehren Huſſens eindringen möchten, erließ Wladislaus Jagello eine Verordnung, kraft deren alle Kezzer, die ſich im Reiche finden ließen, aufgehoben und beſtraft werden ſollten; und unter der Regierung ſeines Sohnes, traten Geiſtlichkeit, Adel und Städte in einem Bund gegen dieſe Ketzer und ihre Begünſtiger zuſammen.

---

*) Lengnich Jus publ. regni pol. Tom. II pag. 352. seq

Als in dem folgenden Jahrhundert die Kirchenverbeſſerung in Deutſchland ihren Anfang nahm und ſich mehrere Bekenntniſſe bildeten, deren eines gegen das andere war; als, in Italien, Socinus die Lehrſätze des Arius wieder hervorſuchte und mit neuen vermehrte: da gingen auch in Polen viele von den Katholiken ab und zu den Lutheranern, Kalviniſten und Arianern über, die ſämmtlich von jenen mit dem Namen der Ketzer bezeichnet wurden. Siegmund der Erſte erließ Verordnungen gegen ſie, aber ihre Anzahl vermehrte ſich täglich. Unter Siegmund Auguſt ſtieg ſie noch höher, weil er den Verwandten des Augsburgiſchen Bekenntniſſes freye Religionsübung erlaubte. Als er, auf dem Reichstage vom Jahre 1566, anrieth, den gefährlichſten Sekten, beſonders denen, welche die Ehre Chriſti herabſetzten (den Arianern) Einhalt zu thun, blieb dieſer Rath ſchon ohne Kraft, weil viele der Landboten ſelbſt den Arianiſchen Lehrſätzen anhingen.

Während des Zwiſchenreichs nach dieſes Königs Tode, konnte man die Anzahl und das Uebergewicht der Nichtkatholiken daran erkennen, daß ihrer im Senat, wo nicht mehr, doch eine gleiche Anzahl mit den Katholiken waren, und daß ſie im Ritterſtande die Mehrheit ausmachten. Man fing an, Religionskriege zu beſorgen, wie ſie damals in Frankreich wüteten. Um ihnen zuvorzukommen, gelobten die Stände des Konvokations-Reichstages (1573) die ſich mit dem allgemeinen Namen „Verſchiedendenkende in der Religion“ (dissidentes de religione) bezeichneten, einander wechſelſeitig, für ſich und ihre Nachkommen, auf ewig Frieden unter einander zu erhalten; wegen der Verſchiedenheit ihrer Bekenntniſſe nie Blut zu vergießen; keine Strafe darauf zu ſetzen; keinem Gerichtshofe, wenn er eine ſolche vollſtrecken wollte, behülflich zu ſeyn, ja, ſich dem zu widerſetzen, der aus dieſer Urſach Blut zu vergießen trachten würde, ſelbſt wenn er einen Urtheilsſpruch, oder einen Rechtshandel vorſchützte. Man fügte hinzu; daß alle geiſtliche Stellen, die der König, vermöge ſeines Patronatrechts, zu vergeben hätte, als Erzbisthümer, Bisthümer und andre Pfründen, nur römiſchkatholiſchen, eingebohrnen, ſo wie die Stellen der griechiſchen Kirchen, nur Geiſtlichen vom griechiſchen Bekenntniſſe, gegeben werden ſollten. Zum Beweiſe, daß dieſer Beſchluß von allen Ständen einmüthig gefaßt ſey, unterſchrieben ſich alle geiſtliche und weltliche Senatoren, der geſammte Adel und die Städte der Einen und unzertrennbaren Republik. Daß ſich übrigens die am

Reichstage vorhandenen Katholiken zu dieſem Beſchluß willig finden ließen, kann man ſich, nicht aus den gewöhnlichen Grundſätzen ihres Bekenntniſſes, ſondern nur aus dem obenerwähnten Umſtand erklären, daß ſie die ſchwächſten waren. Uebrigens verſteht ſich von ſelbſt, daß die Unkatholiſchen nicht von den Vorrechten, welche die Katholiſchen genoſſen, ausgeſchloſſen wurden und werden konnten.

Heinrich, der nun König ward, beſtätigte und beſchwor in den „pactis conventis“ die eben dieſer Reichstag für ihn entwarf, deſſen Beſchluß in Abſicht der Erhaltung des Friedens unter den Verſchiedendenkenden in der Religion. Auch in den Artikeln, die nach der Wahl dieſes Königs, für ihn und ſeine Nachfolger entworfen wurden, erwähnte man der Erhaltung dieſes Friedens; aber die Katholiken, die ſich wieder verſtärkt hatten, ſtellten jetzt die Sache ſo vor, als ob nur eine gewiſſe Anzahl Staatsbürger für denſelben eine Konföderation eingegangen wäre, und zogen den Sinn des Wortes „Verſchiedendenkende“ ſo zuſammen, daß bloß diejenigen darunter verſtanden wurden, die verſchieden mit den Katholiken dachten, da doch bey jener Konvokations-Konföderation (1573) auch die Katholiken darunter verſtanden wurden. Dadurch erhoben ſich die letztern aus dem Stande der Mitbegünſtigten offenbar zu Begünſtigern. Man wird die Folgen davon leicht errathen.

In dem Zwiſchenreiche nach dem Tode des Königs Stephan, wurde der Konföderations-Beſchluß vom Jahre 1573, als ein Bund unter den „Verſchiedendenkenden in der Religion“ dergeſtalt beſtätigt, daß unter letzteren alle chriſtliche Sekten, katholiſche und nichtkatholiſche, verſtanden wurden; aber in den Konföderationen der folgenden Zwiſchenreiche verſtand man nur noch die darunter, die von den Katholiken in der Religion verſchieden dachten, das heißt, nur die Lutheraner, Kalviniſten und Griechen. Die Arianer waren alſo ausgeſchloſſen

Nur jenen wurde ſonach in den Konföderationen der Zwiſchenreiche nach Siegmund des dritten Tode (1632, 1648, 1668, 1674) Friede und Sicherheit gelobt und beſtätigt. Daſſelbe geſchah in den „pactis conventis“ Wladislaus IV und ſeiner Nachfolger. In Abſicht der äußerlichen Religionsübung, wurde den Diſſidenten erlaubt, in den königlichen Städten, in Kirchen, die ſie ſelbſt erbauet, und worin ſie „bisher“ Gottesdienſt gehalten hätten, vor wie nach denſelben zu üben, doch ſollten ſie an andern Orten, wo ſie noch keine Gotteshäuſer beſaßen, um Unruhen zu verhüten, keine neue erbauen, ſondern in Privathäuſern Gott dienen. Dieß Geſetz wurde bey der Konföderation von 1632 ſanktionirt, und bey den folgenden wiederholt. Im Jahre 1696 wurde es ſtillſchweigend gebilligt, da man nichts gegen die Konföderation von 1674 die zu Gunſten der Diſſidenten war, einwandte, und man kann ſagen, daß das Wort „bisher,“ deſſen man ſich in dem Konföderationsbeſchluſſe von 1632 bediente, bis zum Jahre 1696 gegolten habe. Auf dieſe Konföderations-Beſchlüſſe berief man ſich im Jahre 1716 bey Abſchaffung des Warſchauer Vertrags und befahl, daß die, trotz denſelben in neuern Zeiten erbaueten, Gotteshäuſer niedergeriſſen, und daß den, an ſolchen Orten befindlichen, Diſſidenten, alle Verſammlungen, öffentliche oder beſondere, worin Predigt gehalten oder geſungen würde, unterſagt ſeyn ſollten, bey Geldſtrafe im erſten Uebertretungsfalle, bey Gefängnißſtrafe im zweyten, bey Verbannung im dritten. Bloß den Botſchaftern fremder Mächte ward erlaubt, Privatgottesdienſt zu halten, doch nur mit ihrer Dienerſchaft; wenn Inländer daran Theil nähmen, ſollten ſie in die erwähnten Strafen verfallen. Die Diſſidenten, die in dieſem Vertrage für ihr Bekenntniß Gefahr ſahen, ließen ſich durch ein königliches Reſkript die Rechte verſichern, die in den Konföderationen und den „pactis conventis“ ihnen zugeſtanden worden.

Die Konföderation von 1732 führte jene frühere Konföderationen an, bezog ſich aber auch auf den Warſchauer Vertrag, und verſicherte, nach deſſen Vorſchrift, den Diſſidenten Frieden, worin auch die Konſtitution von 1736 willigte.

Man kann denken, daß es, bey jenen frühern, für die Diſſidenten günſtigen Beſchlüſſen, nicht an Katholiſchen fehlte, die mißvergnügt darüber waren. Schon bey der Konföderation von 1632 ſetzten einige davon ihrer Namensunterſchrift die Klauſel „ungefährdet den Rechten der römiſch-katholiſchen Kirche,“ oder „ausgenommen den Artikel, der die Diſſidenten betrifft,“ hinzu. Die Diſſidenten beklagten ſich über dieſe Neuerung bey dem darauf folgenden Wahlreichstage, und brachten es dahin, daß in den Pakten Wladislaus des Vierten der Friede für die Diſſidenten beſtätigt wurde, ungeachtet jeder Proteſtation, die gegen jenen Konföderationsſchluß eingelegt worden, allerdings den

Rechten der katholiſchen Kirche ungefährdet, aber auch dem Frieden und der Sicherheit der Diſſidenten.

Dennoch behielten die Katholiken bey den folgenden Konföderationen jene Art ſich zu unterſchreiben bey, und zwangen dadurch die Diſſidenten, ihrer ſeits ein gleiches zu thun. Dieſe unterſchrieben von 1648 an ihre Namen mit der Klauſel „ungefährdet dem Frieden der Diſſidenten,“ und die Könige wiederholten in ihren Pakten die Worte, deren ſich Wladislaus über dieſen Gegenſtand bedient hatte, bis auf Auguſt den Zweyten, der hinzuſetzen mußte: „ungefährdet den Rechten der katholiſchen Kirche und unter Beſtätigung der Rechte der Provinzen Maſau und Liefland.

Dieſe Erwähnung der Rechte der Provinz Maſau bezieht ſich auf eine Verordnung, die im Jahre 1525, als dieſe Provinz noch ihre eigenen Herzoge hatte, gegen die Lutheraner gegeben, und wodurch ihnen aller öffentliche Gottesdienſt verboten wurde. Schon 1668 wurde für jene Provinz dieß Geſetz beſtätigt, doch mit der Einſchränkung, daß es denjenigen adelichen Diſſidenten, die in Staats- oder Rechts-Geſchäften, oder anderer Urſachen wegen, nach Warſchau kamen, oder bey Hofe wären, erlaubt ſeyn ſollte, in ihren Wohnungen, doch ohne förmliche Verſammlung, ohne Predigt und Geſang, Gott nach ihrer Weiſe zu dienen; bürgerlichen Perſonen aber, ſelbſt wenn ſie königliche Schutzverwandten wären, ſollte die Erlaubniß nicht zu ſtatten kommen. Dieß wiederholten die Konföderationen von 1674 und 1696 und der Warſchauer Vertrag vom 1716ten Jahre.

Vorher waren die Diſſidenten den Katholiſchen darin ganz gleich, daß ſie Senatoren und Landboten werden und jede andre Staatsſtelle beſitzen konnten. Aber der Konföderations-Beſchluß von 1733, der ihnen Frieden, Sicherheit des Eigenthums und Gleichheit, nach Maßgabe der frühern Konſtitutionen, beſonders der von 1716, verſicherte, nahm ihnen

gleich-

gleichwohl die Aktivität als Landboten und als Mitglieder der Gerichtshöfe und Kommiſſionen, und machte ſie unfähig, woiwodſchaftliche Aemter und Land- und Kriegsſtellen zu bekleiden. Doch, ehe dieſer Beſchluß niedergeſchrieben wurde, hatte man den diſſidentiſchen Landboten den Zutritt zu der Landbotenſtube verſagt, damit ſie ſich demſelben nicht widerſetzen möchten. Damals wurde auch ausgemacht, daß die Diſſidenten für Meyneidige angeſehen und als ſolche beſtraft werden ſollten, wenn ſie ſich an auswärtige Mächte wenden und durch dieſe eine Wiedereinſetzung in ihre vorigen Rechte betreiben würden. Da aber mehrere der Diſſidenten Land- und Grod-Aemter beſaßen, ſo wurden dieſe ihnen gelaſſen, doch ſo, daß ſie nach ihnen Katholiken anheim fallen ſollten. Die Konſtitution von 1736 beſtätigte dieſen Konföderations-Beſchluß.

Die Diſſidenten hatten dieſen Verluſt ihrer Rechte eben ſo ſehr ihren eigenen Uneinigkei-

Bayerische Staatsbibliothek

ten, als der Herrſchſucht der Katholiken zu danken. Anſtatt durch Eintracht einen Wall gegen den Eindrang dieſer zu bilden, ſchwächten ſie ſich ſelbſt durch ärgerliche Intoleranz; und die Katholiken nutzten den feindſeligen Grundſatz: „unterhalte Zwieſpalt und du biſt Herr,“ mit dem glücklichſten Erfolge. Sie veruneinigten die Griechen unter einander, indem ſie dieſelben mit ihrer Kirche zu verbinden ſuchten. Einige griechiſche Biſchöfe gingen in dieſen Plan ein, ſchloſſen ſich an die katholiſche Kirche und huldigten dem Pabſt; andere arbeiteten mit Macht dagegen. Eine vollkommne Spaltung war die Folge davon. Die eine Partey nannte ſich die unierte, die andre die nichtunierte griechiſche Kirche; dieſe erkannte für ihr höchſtes kirchliches Oberhaupt den Patriarchen von Konſtantinopel, jene den Papſt. Die nichtunierte führte unaufhörlich Klage gegen die unierte, daß ſie den Glauben ihrer Väter untergrabe, geiſtliche Ämter und griechiſche Kirchengüter ſich anmaße und ſich andre Dinge erlaube, die den Vorſchriften der Väter zuwider liefen. Bey allen Konföderationen und an mehreren Reichstagen wurden den Ständen Beſchwerden darüber vorgetragen; aber dieſe fanden nicht rathſam, etwas Klares und Bündiges darüber feſt zu ſetzen; und ſo wurde die Eintracht unter den Griechen nie wieder hergeſtellt. Da die nichtunierten Griechen mit unter denjenigen Diſſidenten begriffen waren, welche die Beſchlüſſe von den Jahren 1732 und 1736 ihrer ſtaatsbürgerlichen Rechte beraubt hatten, ſo wurden ſie in dieſem Punkt nicht anders behandelt, als die Lutheraner und Kalviniſten.

Dieſe waren unter einander nicht weniger uneinig, als die Griechen, und nicht weniger unduldſam gegen dieſe und die Arianer, als die Katholiken ſelbſt. Sie hatten die Unüberlegtheit ſo weit getrieben, mit letztern gemeinſchaftliche Sache zu machen, als ſie den Entſchluß faßten, die Arianer in Polen ganz zu vertilgen. Sie ahnten in ihrer fanatiſchen

Verblendung nicht, daß an ſie ſelbſt die Reihe kommen würde, wenn jene ausgerottet wären.

Die Arianer hatten geglaubt, daß ſie mit zu denjenigen Diſſidenten gehörten, denen durch die Geſetze Friede und Sicherheit verſprochen werden; aber weder die Katholiken noch die Griechen, Lutheraner und Kalviniſten wollten mit ihnen Gemeinſchaft haben. Schon unter Wladislaus des Vierten Regierung, ging man damit um, ſie von den öffentlichen Ehrenſtellen und Berathſchlagungen, und von dem Beſitze der Landgüter auszuſchließen. Als nach deſſen Tode, auf dem Konvokations-Reichstage, von dem Frieden der Diſſidenten die Rede war, erklärten die Katholiken, theils mündlich, theils im Warſchauer Grodbuche ſchriftlich, nur diejenigen gehörten zu den Diſſidenten, die einen dreyeinigen Gott glaubten, die Arianer könnten alſo nicht dazu gezählt werden. Im Jahre 1648 verweigerte man einem arianiſchen Landboten das Recht, ſeinen Namen unter den Verhandlungen der Konföderation zu verzeichnen; im Jahr 1658 wollte der König einen arianiſchen Landboten nicht zum Handkuſſe zulaſſen, und die Landbotenſtube beſchloß, keinen Arianer in ihrer Mitte zu dulden. Darauf erfolgte das Geſetz, welches die Arianer einer Verordnung des Königs Wladislaus Jagello unterwarf, vermöge deren ſie und ihre Begünſtiger den Kopf verlieren ſollten; doch wurde die Vollſtreckung derſelben noch auf drey Jahre hinausgeſetzt, während welcher ſie ſich bekehren, oder ihre Geſchäfte in Ordnung bringen und auswandern könnten. Zugleich wurde ihnen, bey Verluſt ihres Kopfes, verboten, nach ihrer Weiſe Gottesdienſt zu halten und an öffentlichen Geſchäften Theil zu nehmen. Dieſe dreyjährige Friſt ward bald nachher in eine zweyjährige verwandelt, und nun verließen die Arianer, als Verbannte, ihr Vaterland und begaben ſich in andre Länder. Die Gerichtshöfe hatten Befehl, die Zögernden aufzuheben und nach den Geſetzen zu beſtrafen; und dieſer Befehl wurde ein Jahr nachher (1661) dahin verſchärft, daß ſelbſt diejenigen, die das katholiſche Bekenntniß angenommen, aber noch eine arianiſche Frau hätten und ihre Kinder in jenen Irrlehren unterrichten ließen, oder mit deren Lehrern in ſchriftliche Verbindungen ſtänden, mit ihren Frauen zugleich jene Strafe leiden ſollten. Endlich wurde im Jahre 1670 den Staroſten aufgetragen, ohne alle Abberufung, dies Geſetz auch an den Begünſtigern der Arianer zu vollſtrecken. So wurden dieſe, unter Beyhülfe der Diſſidenten, zwar ausgerottet, aber wenige Jahre nachher erfolgten denn auch die oben erwähnten Geſetze, die letztere auch ihrerſeits der Staatsbürgerſchaft beraubten. Uebrigens wurden im Jahre 1668 diejenigen den Arianern zugezählt, die von dem katholiſchen und unirt-griechiſchen Bekenntniſſe abfielen, und man ſetzte für ſie die Strafe der Verbannung feſt. Ihnen wurden endlich noch die Quäker, Aftertäufer und Mennoniſten hinzugefügt.

Jene nachtheiligen Geſetze gegen die Diſſidenten beſtanden in aller Kraft bis zur Abfaſſung der Konſtitution von 1768. Zwar hatten jene nicht verſäumt, ſich dagegen zu regen, aber ihre Vorſtellungen bewirkten nichts, da ſie nun die ſchwächſten geworden waren. Sie hatten diejenigen Mächte, die über den Frieden von Oliwa (1660), der ihnen die Erhaltung aller ihrer Rechte verſicherte, die Gewähr geleiſtet, um ihre Vermittelung gebeten, aber darauf hatten die Katholiken, wie oben erwähnt, mit einem Geſetze geantwortet, das ſie für Hochverräther erklärte, wenn ſie bey auswärtigen Mächten um Beyſtand anſuchten. Hier waren politiſche Beſorgniſſe zum kirchlichen Verfolgungsgeiſte und zur ſtaatsbürgerlichen Eiferſucht getreten und hatten dieſe um ſo wilder und hartnäckiger gemacht.

So fand der jetzige König, als er den Thron beſtieg, die Stimmung der Gemüther, und er war gezwungen, in ſeinen Pakten alle den Diſſidenten nachtheilige Geſetze zu wiederholen und zu beſchwören. Zwar gaben die Gewährleiſter des Oliwiſchen Friedens (Rußland, Preußen, England, Dänemark) Vorſtellungen zu Gunſten der Diſſidenten am Reichstage von 1766 ein; aber dieſer verſtand ſich zu nichts, beſtätigte ſogar jene Geſetze durch die Mehrheit. Die Biſchöfe hatten auf Befehl des Reichstags einige Punkte, die zum Vortheil der Diſſidenten ſeyn ſollten, abfaſſen müſſen; aber den Gewährleiſtern des erwähnten Friedens, beſonders Rußland und Preußen, leiſteten ſie keine Gnüge, ſondern ſie wollten alle für die Diſſidenten nachtheilige Geſetze gänzlich aufgehoben wiſſen.

Während Rußland gegen das Benehmen des Reichstages aufſtand, bildeten ſich an vielen Orten im Reiche zugleich diſſidentiſche Konföderationen, die durch eine Anzahl ruſſiſcher Truppen und ſelbſt katholiſcher Mißvergnügten verſtärkt wurden und ſich nach und nach in Thorn in eine große Konföderation vereinigten. Die Beſchwerden und Forderungen derſelben betrafen aber nicht bloß kirchliche Gegenſtände, ſondern auch politiſche. Jetzt traten noch andre Konföderationen, von dem katholiſchen Adel ſelbſt gebildet, im Reiche auf, verſprachen, um ihre politiſchen Plane durchzuſetzen, den Diſſidenten Duldung, und nachdem ſie ſich, den Fürſten Radziwil *) an ihrer Spitze, unter dem Namen der Mißvergnügten, zu einer einzigen verbunden hatten, verſtärkten ſie ſich noch durch die diſſidentiſche, mit der ſie in Unterhandlung und nachher in einen förmlichen Bund traten. Um einem bürgerlichen Kriege zuvor zu kommen, berief der König einen außerordentlichen Reichstag nach Warſchau, der die entgegen ſtrebenden Parteyen vereinigen ſollte, aber ſo lange unfruchtbar blieb, bis unſre Regierung die ärgſten Schreyer an demſelben, namentlich den Biſchof von Krakau und ſeine Anhänger, aufhob und in ſichere Verwahrung nahm. Nun ſchoß der Reichstag eine Kommiſſion aus, welche die Sache der Diſſidenten

---

*) Eben denſelben, deſſen oben, im ſechſten Abſchnitte, als eines eifrigen Gegners der Wahl Stanislaus Poniatowski's erwähnt worden iſt.

ſehr günſtig behandelte, und deren Gutachten dahin ging, daß man alle gegen ſie gegebene Geſetze widerrufen und ihnen alle alten Vorrechte wieder herſtellen müſſe. Der außerordentliche Reichstag machte dieß Gutachten zum Geſetz; aber man kann ſich ſelbſt denken, wie viel guter Wille dabey ſeyn mochte.

Dieß Geſetz, unter dem Namen der Konſtitution von 1768 bekannt, enthielt aber nicht bloß Vorſchriften, die Diſſidenten betreffend, ſondern auch manche politiſche Verordnungen, die Rußland und Preußen zur Sicherheit ihrer Gränzen durchſetzen zu müſſen glaubten, die aber von den Polen für Eingriffe auf ihre Unabhängigkeit, für gänzliche Aufhebung ihrer alten Verfaſſung erklärt wurden. Nach einem kleinen ruhigen Zwiſchenraum, traten einige Große in eine neue Konföderation zuſammen, die unter dem Namen der Barer berüchtigt wurde, und ſich bis zum Jahre 1772 erhielt. Sie hatte die Hofpartey, und einige tauſend Mann ruſſiſcher Truppen gegen ſich, wurde aber von der Pforte, von Oeſterreich und von Frankreich, doch von beyden letztern nur ſo, begünſtigt, daß ſie mit Rußland und Preußen ihrentwegen nicht brechen wollten *). Die Unruhen, die Verheerungen, die Grauſamkeiten, die, während ſie beſtand, vorfielen, ſind noch in friſchem Andenken; nur muß man, wie oben bemerkt, ſie mehr dem politiſchen, als dem religiöſen Fanatismus zuſchreiben, und man muß wohl unterſcheiden, daß die Häupter dieſer Unternehmungen, die ganz politiſche Plane durchſetzen wollten, ſich nur der religiöſen Vorurtheile des Volks und der Soldaten bedienten, um ſie zur Wildheit wider ihre Gegner zu entflammen.

Durch die Konſtitution von 1768 erhielten ſonach die Diſſidenten ihre alten ſtaatsbürger-

---

*) Man vergleiche über das ächtpolniſche Weſen dieſer Konföderation die Nachrichten eines Augenzeugen und Theilnehmers, die überdieß eine große Menge Züge enthalten, welche die in dieſem Werke mitgetheilten Wahrnehmungen belegen und beſtätigen. Vie du General Dumouriez, Tom. 1, pag. 179 — 277.

lichen Rechte zurück, und ſie konnten wieder Senatoren, Landboten und Staroſten, doch ohne Gerichtsbarkeit, werden. Sie genießen ſie allerdings noch, ob aber ohne Eiferſucht, und geſetzlich von den Polen anerkannt, das ſchließe man aus dem Widerwillen, den letztere gegen dieſe Konſtitution haben; aus dem Umſtande, daß der Revolutions-Reichstag ſie gänzlich aufhob; daß er das katholiſche Bekenntniß als das allein herrſchende, und mithin als die Quelle der ſtaatsbürgerlichen Rechte, wieder einſetzte und in ſeiner neuen Regierungsverfaſſung *) der Diſſidenten nur in

---

*) In welcher es, im erſten Abſatze, bloß heißt: „Wir ſichern hiermit, unſern Landesbeſchlüſſen gemäß, die Freyheit aller religiöſen Gebräuche und Bekenntniſſe in den polniſchen Landen.“ — Was ſind dieß für Landesbeſchlüſſe? Warum werden ſie nicht genannt? Sind es die aus den Zeiten Siegmund Auguſts? Sind es die von 1768? — Gewiß nicht. Denn jene haben die Katholiſchen nur zum Theil anerkannt und nie gehalten, und letztere hatte man aufgehoben.

ſo fern ganz unbeſtimmt erwähnte, als er ihnen freye Religionsübung, aber nichts weiter, zuſicherte.

Wie die Diſſidenten noch bis jetzt den Widerwillen der Katholiſchen tragen müſſen, eben ſo leiden ſie noch unter ihrer Verachtung; denn, anſtatt friedlich unter einander ſelbſt zu leben, was der erſte Grundſatz einer gedrückten Geſellſchaft ſeyn ſollte, haben ſie allen erdenklichen Uneinigkeiten, die ſo kleinlich, ſo ärgerlich ſind, Thür und Thor geöffnet. Seit dem Jahre 1768, wo ſie wiederum ein politiſches Daſeyn bekamen, waren Gemeinen gegen Gemeinen, und in dieſen die bürgerlichen Mitglieder gegen die Adelichen, die adelichen Vorſteher gegen die bürgerlichen, in einer beſtändigen, höchſt erbitterten Fehde begriffen. Die Grundſätze der politiſchen Verfaſſung, die eine Ariſtokratie begründen, wurden von dem diſſidentiſchen Adel auf die kirchliche Verfaſſung angewandt, und er ſuchte eine kirchliche Ariſtokratie durchzuſetzen. Er maßte ſich die Geſetzgebung und die Verwaltung der kirchlichen Oekonomie an, und verweigerte den bürgerlichen Mitgliedern der Gemeine in dieſen Dingen eine gültige Stimme. Die Streitigkeiten, die daraus entſtanden, legte man nicht ſelbſt bey, ſondern man brachte ſie vor mehrere Reichstage und vor die Gerichtshöfe ſeiner eigenen Nebenbuhler, deren Entſcheidungen jedesmal neue Quellen von Uneinigkeiten wurden. Noch bis dieſe Stunde ſind die innern kirchlichen Verhältniſſe der Diſſidenten nicht genau und klar aus einander geſetzt, und wenn ſeit einigen Jahren keine allgemeine feindſelige Bewegungen ſich gezeigt haben, ſo iſt es nur aus der bisherigen politiſchen Lage von Polen zu erklären *).

---

*) Der ſeel. Büſching hat ſich die Mühe gegeben, eine umſtändliche, beurkundete Geſchichte der diſſidentiſchen Irrungen zu ſammlen. Sie befindet ſich in den letzten Bänden ſeines hiſtoriſchen Magazins, zu denen ich den Leſer verweiſe, der umſtändliche Auskunft darüber verlangt. In dem 21ſten

Bande des gedachten Magazins S. 634. fg. findet ſich ein „Reſumé de l'affaire des Diſſidens," das ſehr lehrreich und vortreflich geſchrieben iſt. Es iſt von der Hand des Geheimen Legationsraths Sartorius von Schwanefeld, in Warſchau, eines vortreflichen Kopfes, deſſen ich hier mit Achtung und Vergnügen erwähne.

Achter Abſchnitt.

Warſchau.

Ueber die Unmöglichkeit einer Staatsveränderung in Polen. Unhaltbare politiſche Berechnungen der Ausländer des [illegible] unternommenen Gang der Theilnahme Stanislaus [illegible] an derſelben. Geſchichte dieſes Fürſten als Menſch und als König, in einem kurzen Abriß. Seine Jugend. Seine Ausbildung. Nachahmer. Sein Einfluß auf die Sitten der Polen, ſein Grundſatz, jedermann zu gefallen und zum Freunde zu haben. Anmerkung darüber. Seine politiſche Laufbahn, Erhebung auf den Thron und dornigte Lage beym Regierungsantritte. Ueberſicht derſelben und ſeiner Regierungsgeſchichte, in Reſultaten dargeſtellt. Sein endlicher politiſcher Hauptgrundſatz. Sein Bildniß. Bruchſtück einer Rede über die abgelegte Nationaltracht, von einem Landboten gehalten. Anſtalten des Königs für die Wiſſenſchaften und für die politiſche Verbeſſerung des Landes. Seine Lieblingsidee einer Nationaler nalerziehung. Wohin die Ausführung derſelben leitete. Anfang der neuerlichen Revolution. Bildniſſe der vornehmſten Anſtifter derſelben und einiger Theilhaber daran. Ignaz Potocki. Abbate Piatoli. Unterkanzler Kollontay. Stanislaus Malachowski und Fürſt Kaſimir Sapieha, Konföderations-Reichstags-Marſchälle. Soltyk, Landbote von Krakau. Julian Nimczewicz, Weiſſenhof, Moſtowski, Matuczewicz, Wibicki, die Bruder Czacki, Fürſt Adam Czartoryski. Die Generale der Patrioten. Schluß der Bemerkungen über Warſchau und über Polen überhaupt.

Abreiſe von Warſchau. Die Gegend von Warſchau auf dieſer Seite. Raſzyn, Mſzczonow, polniſche Städtchen. Gegenden und Wege. Rawa. Neue preußiſche Poſtbeamten. Wolborz. Luſtſchloß des Biſchofs von Kujavien. Petrikau. Widawa. Preußiſches Kommando. Beleidigte Schildwache. Der Poſtmeiſter im Stalle. Sorge für ſeine Ruhe. Sokolnick. Kempen. Anmerkung über Südpreußen. Wartenberg. Geſchmackvolle Kirche. Oels. Breslau. Gniegwitz. Schweidnitz. Landshut. Gebürgsbewohner. Schmiedeberg. Hirſchberg. Rieſengebirge. Greiffenberg. Lauban. Görlitz. Bautzen. Biſchofswerda. Schmiedefeld. Ankunft und Eintritt in Dresden.

Indem ich die bisher aufgeſtellten Wahrnehmungen über Polen und deſſen Bewohner noch einmal im Ganzen überſehe, finde ich, daß ſie ſich, ohne daß ich irgend einem Zuge Gewalt angethan, in ein vollſtändiges Gemälde politiſcher und moraliſcher Unordnung zuſammen gefügt haben.

Die Quellen dieſer Unordnung ſind dem aufmerkſamen Leſer nicht entgangen. Er weiß auch, daß ſie nicht mehr verſtopft werden können, ſeit dem Polen, um im Innern vor ſich ſelbſt Ruhe zu haben, Freunde von außem zur Hülfe gerufen hat, die einmal nicht anders ſind, als politiſche Freunde ſeyn können. Es iſt mit Haabe und Willen unter ihre Vormundſchaft gerathen, und wird nie für mündig erklärt werden, weil ihm Schuld gegeben werden kann, zu Zeiten irre zu reden und zu handeln.

Eine Regierungsveränderung in Polen zu treffen, iſt, ſeit dieſer Zeit, die ſchwerſte Aufgabe, die es in dem ganzen Gebiete der Politik geben kann. Es käme dabey nicht bloß darauf an, das Land, das man Polen nennt, und die Menſchen, die Polen heißen, zu verändern und zu verbeſſern, ſondern man müßte zugleich drey der mächtigſten Staaten in Europa, ihrer phyſiſchen Lage, ihren Kräften, ihren Verfaſſungen, und ihrem politiſchen Intereſſe nach, gänzlich umwandeln. Wer das erſtere unternehmen wollte, ohne das letztere zu vermögen, würde vielleicht viel Einbildungskraft und Unternehmungsgeiſt, aber wenig Erfahrung und Ueberlegung anzeigen.

Wenn der Charakter der polniſchen Verfaſſung Unordnung iſt, ſo iſt die Folge davon Schwäche. Da die angränzenden Mächte durch dieſe Schwäche ſtark werden, ſo verlangt es ihr Vortheil, ſie zu verewigen; und da jeder Schritt zur Ordnung ein Schritt zur Stärke ſeyn würde, ſo will ihre Sicherheit, daß ſie ihn verhüten. Nach dieſen Grundſätzen hat man Polen ſeit einem Jahrhundert behandelt, und ſie ſind es, die jede Veränderung unmöglich und jeden Anſatz dazu gefährlich gemacht haben.

Aeußerſt unerwartet waren demnach die erſten Nachrichten, die man von den Entwürfen und Verhandlungen des Reichstags, der ſich im Jahre 1788, am 7ten Oktober, in eine Konföderation verwandelte, um die Wirkung des „liberum veto“ zu vernichten, hörte und las. Man ſahe wohl, worauf ſich die Häupter der Partey ſtützten, die eine politiſche Veränderung durchſetzen zu können glaubten. Rußland war mit der Pforte in einem harten Kriege verwickelt; Oeſterreich nahm, als Bundesgenoſſe von Rußland, an eben dieſem Kriege Theil. Preußen, durch die Verbindung dieſer beyden Mächte und deren gegenwärtige und künftige Fortſchritte beunruhigt, bewarb ſich um Freunde, durch die es dem Gewichte derſelben ein Gegengewicht zu geben ſuchte. Nach dem Bündniſſe von Loo, welches Preußen mit England und Holland (den 13ten Jun. 1788) ſchloß, wandte es ſich um ein ähnliches an Polen und ſetzte es durch. Die Führer der zu bewirkenden Veränderung ſahen alſo drey ihrer mächtigen Nachbarn mit allen ihren Kräften beſchäftiget, und der vierte war ihr Bundesgenoſſe geworden. Er hatte ihnen verſprochen, nicht nur ihre Revolutionsarbeiten nicht zu verhindern, ſondern ſie, wenn es nöthig wäre, ſogar dabey zu ſchützen, mit Fürwort und, wenn dieß nicht wirkte, mit Soldaten. Sie glaubten ſich demnach von allen Seiten ſicher.

Dieſe Zuverſicht war es, die den kalten Staatskundigen befremdete und ihn überzeugte, daß die Häupter der polniſchen Revolution, dem Nationalcharakter gemäß, mehr warme Einbildungskraft, als nüchterne Ueberlegung, hätten, und daß ſie ſich durch den äußern vortheilhaften Schein ihrer Lage blenden ließen, ohne die Stützen zu unterſuchen, auf denen ſie ruhete. Sie bedachten nicht, daß Preußen nur deshalb für den Augenblick Polen ſuchte, weil es ſeiner bedurfte; ſie traueten dieſer Macht die Unvorſichtigkeit zu, daß ſie, eines erſt zu bildenden, ſchwachen Bundesgenoſſen wegen, mit einer furchtbaren Nachbarin brechen würde; ſie beurtheilten die Freundſchaftsverſicherungen dieſes Staats nach den Regeln der Schulmoral, nicht nach der Politik, und fingen an, unverholen zu ſchmollen, da er von Thorn und Danzig, als von einem Erſatze für die Aufopferungen ſprach, die er für Polen zu machen Willens ſey; ſie ſchlugen geradezu ab, dieſe Forderung zu erfüllen, und zeigten dadurch deutlich genug, daß ſie wohl Aufopferungen annehmen, aber nicht erwiedern wollten, und dieſer Egoismus erinnerte Preußen um ſo dringender an ein ſchonendes Benehmen gegen Rußland, da dieſes immer noch einen großen Theil der Nation auf ſeiner Seite hatte, der ſich lieber mit ihm, als mit Preußen verband, und der den Reſt hätte bewegen können, den preußiſchen Vertrag zu zerreißen. Ferner glaubten die Veränderer, daß das geſpannte Verhältniß zwiſchen Rußland und Preußen immer fort dauern würde; ſie baueten auf die Dazwiſchenkunft Schwedens, und überſahen deſſen innere Gährungen; ſie legten das Stillſchweigen Oeſterreichs zu ihrem Vortheil aus; mit einem Worte, ſie ſahen nur das, was ſie wünſchten, und überlegten nicht, ob es auch ausführbar und dauerhaft ausführbar ſey. Anſtatt ſich zu erhalten, wie ſie waren, wollten ſie wachſen; anſtatt der Politik des Schwächern, die es mit keinem Theile verdirbt, treu zu bleiben, nahmen ſie die Politik eines unabhängigen Staats an, und verbanden ſich beſtimmt mit einem Andern gegen einen Dritten, der offenbar der mächtigere blieb, wenn auch ſeine Macht für den Augenblick zerſtreuet war; und, in ihrer unbegreiflichen Verblendung, vergaßen ſie den politiſchen Gemeinplatz: daß der Schwächere, der an Uneinigkeiten zwiſchen Mächtigern Theil nimmt, bey der erſten freundſchaftlichen Annäherung dieſer, von ihnen zertreten wird.

Dieſe falſchen Berechnungen, dieſe unpolitiſchen Aufwallungen, ſage ich, ließen den Staatskundigen ſehr helle Blicke auf den Erfolg der eingeleiteten Veränderung thun. Seine Kenntniß der politiſchen Verfaſſung dieſes Staates und des durch ſie verderbten Charakters der Nation, führte ihm nicht minder untrügliche Vermuthungen zu; und er ließ ſich durch das Siegesgeſchrey der neuen philoſophiſchen Politik, die in der That mehr Dichterin als Denkerin iſt, in ſeinen, durch die Geſchichte aller Zeiten, bewährten Grundſätzen, nicht irre machen. Es war bey ihm nicht die Frage, ob er den Polen eine günſtigere politiſche Lage wünſchte, ſondern, ob ſie auf dieſem Wege, ja, ob ſie auf irgend einem andern, je zu einer ſolchen überzugehen fähig wären, ſo lange das politiſche Gewebe, das ſie umſchlungen hielt, und der moraliſche Charakter, aus dem ihre Handlungen floſſen, dieſelben blieben; dieß verneinte er ſtandhaft, und der Erfolg hat ſeine Ueberzeugung bewähret.

Gewöhnlich hält man den König für den erſten Urheber dieſer Unternehmung, aber er iſt es nur auf eine bedingte Weiſe. Folgende Thatſachen, die zugleich einen kurzen Abriß ſeiner Geſchichte, als Menſch und als König, darſtellen dürften, werden dieß beweiſen.

Graf Stanislaus Poniatowski, jetzt Stanislaus Auguſtus, König von Polen, wurde im Jahre 1732, den 17ten Januar zu Sendomir gebohren; im Jahre 1764 den 7ten September zum König erwählt, und den 15ten November deſſelben Jahres zu ſolchen gekrönt.

Stanislaus durchlebte eine glänzende Jugend. Körperliche Schönheit und Geiſt zeichneten ihn unter fünf Geſchwiſtern in den Kinderjahren aus; beydes, mit Liebe zu Wiſſenſchaften, mit Geſchmack für alle angenehme Künſte verbunden, unterſchied ihn, in den Jünglingsjahren, von dem Reſte der polniſchen Jugend; reiſer Verſtand, Beredſamkeit, die feinſte Ausbildung für das geſellige Leben, herzgewinnende, einſchmeichelnde Manieren, meiſterhafte Handhabung ſeiner Eigenliebe und ſeines Ehrgeizes erhoben ihn, in den Männerjahren, über alle ſeine gleichjährige Landesleute.

Nie hat ein junger Pole ſeine Reiſen beſſer genutzt, als **Stanislaus**. Ein ausgezeichneter Hang, durch körperliche und geiſtige Vorzüge zu gefallen, der bis jetzt ein Hauptzug in ſeinem Charakter geblieben iſt, machte ihn auf alle Vollkommenheiten um ihn her aufmerkſam und drang ihn, ſich ihrer auch für ſich zu bemächtigen. So ward Frankreich für ihn die Schule in der Kunſt, ſein Aeußeres durch Anſtand, Leichtigkeit und Geſchmack in der Kleidung hervor zu heben; ſein Inneres durch heitere Philoſophie und Moral zu ſchmücken; und ſeinem ganzen Weſen den Charakter des vollkommenen Hofmanns mitzutheilen, der um jene Zeit noch ausſchließend in Frankreich zu Hauſe war. Er lernte die Sprache des Landes, wie ſeine Mutterſprache, reden und ſchreiben, und ſie iſt bis jetzt im geſellſchaftlichen

Leben, in zärtlichen Verhältnissen, im freundschaftlichen Briefwechsel, seine Lieblingssprache geblieben.

Eben so schien er unter den Engländern ganz Engländer zu seyn. Auch ihre Sprache schrieb und redete er mit Anmuth und Richtigkeit, und er unterhält sich bis jetzt noch schriftlich und mündlich gern in derselben. Sein Aufenthalt in England verlief in dem Umgange mit den berühmtesten und gelehrtesten Männern damaliger Zeit, unter dem Studium ihrer klassischen Schriftsteller, besonders der Geschichtschreiber, Staatsgelehrten, Weltweisen und Dichter, und unter Besuchen bey ihren geschicktesten Künstlern, Manufakturisten und Handwerkern.

So suchte er in den Ländern, die er bereisete, das Gelehrteste und Lehrreichste, das Berühmteste und Schönste unter allen Ständen, in jeder Gattung, unter jedem Geschlechte auf, und nahm davon, was einer Anschmelzung fähig war, in sein Wesen herüber. Seine außerordentliche körperliche und geiſtige Gewandheit und Bildſamkeit erwarben ihm überall Liebe, Freundſchaft und Bewunderung. Friedrich ſchätzte ihn ſehr hoch, Katharina nicht minder. Er kam als das Schooßkind ſeiner glänzenden und weitläuftigen Verwandtſchaft, als der Augapfel der Weiber, als der Stolz der Nation, zurück, von den Ausländern, als der vollkommenſte Pole, den ſie je geſehn, entlaſſen.

In Polen war er der Gegenſtand einer allgemeinen Nachahmung von Seiten ſeiner jüngern Landsleute. Sein Gang, ſeine Art zu ſprechen, ſeine kleinſten Bewegungen, ſeine Lieblingsneigungen, ja, ſeine Kleidung, bis auf die Art, ſein Haar zu tragen, wurden von dem gleichjährigen höhern Adel nachgebildet. Die eigenthümlich-polniſche Tracht hatte er ganz abgelegt; zu den rohern Vergnügungen ſeiner Nation, zur Jagd und zum Trunke, zeigte er nicht den mindeſten Hang; gegen Brutalitäten äußerte er den erklärteſten Abſcheu;

die Weiber behandelte er mit einer Feinheit und Achtung, die ihnen vorher nicht in dem Grade bewieſen wurden, und die ſie nicht mit Undank aufnahmen; gegen ſeine Diener- und Unterthanenſchaft betrug er ſich mit Güte und Schonung; ſeine politiſchen Ueberzeugungen waren dem größeſten Theile ſeiner Landsleute zwar neu, erregten aber noch nicht ihre Erbitterung gegen ihn, weil er ſie mit Behutſamkeit, und mehr im Tone des Rathgebers, als des Rechthabers, vortrug, und weil er überhaupt in der erſten Zeit noch keine eiferſuchterregende politiſche Rolle in ſeinem Vaterlande ſpielte.

Bey dem großen Vorrathe von neuen Kenntniſſen und Begriffen, die er im Auslande geſammlet hatte, für die er aber in ſeinem Vaterlande weder Erweiterung noch auch Nahrung fand, war es natürlich, daß er einen Kreis um ſich zu bilden ſuchte, in welchem er ſeine neuen Genüſſe zum Theil wieder finden konnte. Schon damals ging er vorzüglich gern mit Fremden um. Franzoſen, Engländer und Italiener, die ihn, durch irgend einen Vorzug an die Sitten, an die Ausbildung und Talente ihrer Landsleute erinnerten, genoſſen eines ausgezeichneten Empfangs von ihm, und er wählte aus ihrer Mitte ſeine Vertrauten, ſeine Haus- und Tiſchgenoſſen und Diener. Seine Liebhabereyen und Sitten, ſeine Grundſätze und ſein äußeres Benehmen, ſeine Bibliothek und ſeine Küche, alles athmete den Geiſt des Auslandes, doch in einer überlegten Anwendung auf ſeine eigenen Anlagen, auf ſeine politiſchen Verhältniſſe und auf die Grundſätze, Sitten und Vorurtheile ſeiner ältern Landsleute, die er aus Klugheit ſchonte, und denen er nicht als ein Veränderungsſüchtiger verdächtig, oder gar als ein erklärter Widerſacher der vaterländiſchen Gewohnheiten verhaßt werden wollte. Es gelang ihm damals wirklich noch, neben der eifrigen Nachahmung der jüngern, die Nachſicht der ältern ſeiner Landsleute zu gewinnen, und dieſe Nachſicht ſogar, durch ein feines, einſchmeichelndes Benehmen, im Ganzen bis zum Beyfall zu erhöhen. Dieſes Beſtreben, ſich bey allen Parteyen in Liebe und Vertrauen zu erhalten, deſſen Quelle ich oben angegeben habe, ward nach der Zeit ſein Lieblingsgrundſatz, und man muß bekennen, daß er ihn, als Privatmann, bey hundert Gelegenheiten, mit Frucht angewandt, daß er aber auch bey tauſend andern, ſobald er König war, ſeine Gefahren, ſeine Feinde, die Zerrüttung ſeines Landes, und das allgemeine Mißtrauen auf ihn, dadurch vermehrt habe.

Ueberhaupt meyne ich, daß der Grundſatz, jedermann zu gefallen, zwar wohl von Privatleuten, in Fällen der Perſönlichkeit und des Mein und Dein, geübt werden möge, aber nicht von Fürſten, die, als ſolche, nichts nachſehen, nichts mildern, nichts aufopfern dürfen. Ihre Richtſchnur iſt das Wohl des Ganzen, ihr Weg geht unbedingt auf deſſen Erreichung. Wer ſich dieſer widerſetzt, iſt des Fürſten natürlicher Feind, wäre er auch der geſchätzteſte Freund des Menſchen; er muß gezüchtigt und entfernt werden; man muß ihn nicht ſchmeicheln, ihn nicht bitten, ihm nicht verſprechen, weil dieß ſeine unerlaubten Forderungen zu rechtmäßigen Anſprüchen zu machen ſcheint und ſeine Hartnäckigkeit verſtärkt; man muß ihm keinen Schritt aus dem Wege thun, denn Ausweichen hält auf, und die, für die man als Fürſt handelt, leiden unter der Verzögerung; man muß ihn auch nicht abkaufen, denn die Kaufſumme iſt baarer Verluſt für den, der fordern kann, iſt ſtillſchweigendes Bekenntniß, daß ſein Recht zum Fordern nicht ganz gegründet ſeyn möge, iſt alſo wahre Untergrabung dieſes Rechtes. Selbſt wenn ein Fürſt aus ſeinem Privatvermögen dieſe Kaufſumme gäbe, ſo bliebe ſie, wenn ſein Volk auch nicht baar einbüßte, ſolche Untergrabung, und ermunterte ſelbſtſüchtige Gemüther, ähnliche Forderungen zu wiederholen.

Ein

Ein Fürſt muß, wenn er gerecht wägt und dem gemäß nimmt oder giebt, keinen Feind fürchten, von keinem Freund Dank erwarten: denn er that ſeine Schuldigkeit. Der Unwille der unzufriedenen Staatsbürger fällt auf das Geſetz, der Dank der Zufriedenen auch auf das Geſetz, wenn er nach demſelben entſchieden hat. Kann dieß ihn gegen die Unzufriedenen nicht ſchützen, wird es ſelbſt von ihnen vernichtet, ſo muß er für daſſelbe zu ſterben, oder der Stelle, die es ihm gab, zu entſagen wiſſen, um als Privatmann, von allen Verfolgungen befreyet, bequem weiter zu leben.

Stanislaus ſahe, bey ſeiner Geburt und ſeinen perſönlichen Vorzügen, den Weg zu jeder Ehrenſtelle im Staate für ſich offen; und daß er jede, auf die er rechnete, erreichen würde, dafür bürgte ihm der große Einfluß, den damals ſeine Verwandtſchaft im Staat hatte. Sein Onkel, der Großkanzler von Lithauen, Fürſt Czartorysſki, der mit allen glänzenden Familien in Polen verwandt, der, bey einem feſten, unternehmenden Charakter und bey viel Schlauigkeit und Kenntniß ſeiner Nation, ungewöhnlich unterrichtet und arbeitſam war, hatte ſich an die Spitze aller Staatsgeſchäfte geſchwungen, und war durch dieſe Vorzüge ſowohl, als durch ſeinen Reichthum und die daraus fließenden Hülfsmittel, die Seele derſelben geworden. Die Verbindung, in die er ſich mit Rußland zu ſetzen gewußt hatte, befeſtigte ihn auf dieſem Standpunkte, den man eine Diktatur nennen kann. Sein Neffe Stanislaus hielt ſich an ihn und ward von ihm ſehr geſchätzt. Kein Wunder, wenn er in kurzer Zeit zu einer der höchſten Staatswürden, zum Truchſeß von Lithauen, hinan ſchritt. Auf dieſer Stufe hatte er eine nur kurze Zeit geſtanden, als er von derſelben auf den Thron ſelbſt erhoben wurde.

Man hat oben *) geſehen, unter was für Umſtänden, und mit welchen Hülfsmitteln Zwey Drittheile der Nation hatten ihr feſtes

---

*) Im 6ten Abſchnitt.

Vertrauen auf ihn geſetzt, die Erfüllung ihrer angelegenſten Wünſche von ihm erwartet. Er ſchien ihr der einzige, der Polen wieder zur Blüthe erheben könnte, und er war auch der einzige, der es gekonnt hätte, wenn es überhaupt noch politiſch möglich geweſen wäre. Einige Winke über ſeine damalige Lage werden dieß anſchaulich machen und zugleich beweiſen, daß vielleicht Vorzüge und Kräfte übermenſchlicher Art hier geſcheitert ſeyn würden.

Er war vorzüglich durch die Unterſtützung Rußlands und durch die Mitwirkung Preußens auf den Thron gehoben worden. Wer darf nach den Grundſätzen der Politik erwarten und verlangen, daß dieſe Unterſtützung und Mitwirkung ohne Plan und Zweck geweſen ſeyn ſollte. Seine Perſon entſprach den politiſchen Berechnungen dieſer beyden Mächte am meiſten, mithin ward er allen übrigen Suchenden vorgezogen. Beyde, äußerlich verbunden, innerlich eiferſüchtig auf einander, verlangten ſeinen Dank, das heißt, nicht nur Billigung ih der Abſichten, ſondern thätiges Mitwirken zu deren Erreichung. Was beyde Mächte wollten, haben wir ſchon oben eine Vormundſchaft genannt; eine Vormundſchaft über „ein Volk, das," wie ſich ein geiſtreicher polniſcher Schriftſteller ausdrückt, „ein Kind iſt, „mit einem zweyſchneidigen Schwerd in den „Händen, Freyheit genannt, womit es ſich „verwunden und andre verletzen kann." — Bey der innern Eiferſucht dieſer Mächte hatte er noch darüber zu wachen, daß er der einen nicht mehr Anhänglichkeit bewieſe, als der andern. So unmöglich dieß war, ſo klar fiel es in die Augen, daß er ſich beyde zu Feinden machen würde, wenn er beyden nur gleiche Bereitwilligkeit bewieſe; und daß ſich beyde in dieſem Falle, ihre Eiferſucht ſo lange beyſeite geſetzt, gegen ihn und ſein Land verbinden und ſich den Erſatz nehmen würden, den ſie von ihm und von jenem zu fordern zu haben glaubten.

Dieſe dornigte Lage, worin er ſich von außenher befand, ward durch die Anſprüche der Familie Czartoryski auf ſeine Dankbarkeit und Folgſamkeit; durch die Forderungen desjenigen Theils der Nation, der ihn zum Könige gewählt hatte; und durch die Widerſprüche desjenigen, der ihm die Krone ſtreitig machte, und, wegen der Dazwiſchenkunft der ruſſiſchen Truppen, ſeine Wahl für gezwungen erklärte, auf den höchſten Grad von Verwickelung getrieben.

Der Großkanzler Czartoryski, der, nach Stanislaus Thronbeſteigung, immer noch an der Spitze der Geſchäfte ſtand und ſich in ſeinem Einfluſſe erſt recht feſt geſetzt hatte, nahm an, daß der neue König thun müſſe, was er für gut fände. Einwendungen von ſeiner Seite beantwortete er mit Härte und Stolz, Vorſchläge unterſtützte er nur in ſo fern, als ſie mit ſeinen eigenen Planen übereinſtimmten; und doch mußte der König ihn ſchonen, weil Rußland das unbedingteſte Vertrauen auf ſeine Ergebenheit und Talente ſetzte.

Die Forderungen desjenigen Theils der Nation an ihn, der ihm ſeine Stimme gegeben hatte, waren den Abſichten Rußlands, Preußens, Czartoryski's und ſeiner eigenen geradezu entgegen geſetzt. Die Nation verlangte ihre Rechte und Vortheile in ihrer ganzen Ausdehnung; ſie verlangte die Aufrechterhaltung ihrer Unabhängigkeit, und drang leidenſchaftlich auf die Entfernung der ruſſiſchen Truppen, die doch Rußland, um ſeine Entwürfe durchzuſetzen, in Polen eben ſo nöthig brauchte, als die Czartoryski, um ihren Einfluß, und der König, um ſeine Krone, gegen ſeine Widerſacher, zu behaupten. Sie beſtand auf die fortdauernde Ausſchließung der Diſſidenten von allen Staatsſtellen, und den König drang ſein Herz eben ſo ſehr, als ſein Verſtand, dieſen Theil ſeiner Unterthanen wieder zu heben, die auch an Rußland, Preußen, England und Dänemark mächtige Fürſprache hatten; ſie lehnte ſich gegen jede Veränderung in der Verfaſſung auf, und doch brauchte ſie einen Schatz, eine

Armee, ein Gerichtsweſen, wenn ſie einen Grund zur Verbeſſerung ihrer Umſtände legen wollte; ſie verlangte, ihren einzelnen Mitgliedern nach, Dinge, die dieſe nur auf Koſten des Ganzen erhalten konnten; mit einem Worte, ſie forderte mit der gewöhnlichen Selbſtſucht und ſetzte voraus, daß ihr König, ſeine Miniſter, ihre Bundesgenoſſen und deren Truppen nur da ſeyen, ohne daß ſie ihnen freyen Willen, Rathſchläge, eigene Plane, Aufenthalt in ihrem Lande und Zehrung zu geſtatten ſchuldig ſey.

Die Mißvergnügten, deren Zahl nicht klein war, und die aus den Größeſten und Mächtigſten des Reichs beſtanden, forderten ganz nach denſelben Grundſätzen. Sie haßten die Czartoryski und den König aus Eiferſucht, gaben aber vor, es geſchehe aus Vaterlandsliebe, weil jene und dieſer fremde Truppen in das Land gezogen und die Freyheit der Nation nicht bloß bey der Königswahl unterdrückt hätten, ſondern ſie noch ferner unterdrückt halten wollten, um ihre Sucht nach Neuerungen zu befriedigen. Ihr Wille war, die Czartoryski zu ſtürzen, den König abzuſetzen, den ruſſiſchen Miniſter aus Warſchau und die Ruſſen aus Polen zu verjagen.

Mit allen dieſen Feſſeln denke man ſich einen König belaſtet, der ſeinerſeits auch ſeinen Willen und ſeine Plane hatte; der wohl ſahe, daß ein König, der ſo beſchränkt iſt, wie die Nation ihn verlangte, nichts zu ihrem Beſten thun kann; der den ſehr erlaubten Ehrgeitz hat, die Erwartungen zu erfüllen, die ſeine Vorzüge in ganz Europa erweckt haben; der dieß nicht anders als durch kluge und wohlthätige Verbeſſerungen bewirken und dennoch keinen Schritt thun kann, ohne Beyſtimmung eines mächtigen Onkels, der am Ruder des Staats ſteht und ſeinen ganzen Ehrgeitz in dieſen Standpunkt ſetzt; und ohne Billigung des Miniſters einer freundſchaftlichen Macht, die jenen Onkel aufrecht erhält, ihn ſelbſt zwar bey der Königswürde ſchützt, aber ihn auch als König nicht eigenwillig und zu mächtig werden laſſen will! Man denke ſich die Lage dieſes Königs, wenn er allein, wenn er nach einem eigenen Plane, der ohne Rückſicht nur auf das ging, was wahres, allgemeines Wohl ſeines Landes war, hätte handeln wollen. Es wäre, außer ihm, kein Weſen in und um Polen geſunden worden, das Theil daran genommen hätte! Er würde allein, ohne Geld, ohne Heer, ohne Unterthanen, ohne Bundesgenoſſen, ohne Land, da geſtanden haben.

Wenn er demnach, indem er dieſe ſeine Lage überblickte, ſich nicht entſchließen konnte, die Krone niederzulegen, ſo mußte er erwarten, daß ihm begegnete, was allen ſeinen Vorgängern, ſelbſt den beſten, den entſchloſſenſten und ſtärkſten, den Siegmund Auguſt, den Stephan Batori, den Johann Kaſimir, den Johann Sobieski, begegnet war: er mußte darauf rechnen, von dem erſten Jahre ſeiner Regierung an, bis in ſein letztes, ein Gegenſtand des Mißtrauens und des Deſpotiſmus ſeiner freyen Nation, der Habſucht und der Anmaßungen ſeiner Großen und der Eiferſucht ſeiner mächtigern Nachbarn zu ſeyn. Hielt er es mit dem größern Theil der Nation gegen den kleinern, ſo war er dieſem ein unumſchränkter Uſurpator; hielt ers mit dieſem, ſo ſetzte ihn jener, als einen Abtrünnigen von der Republik, ab. Vereinigte er beyde und ſtellte ſich an ihre Spitze und traf, mit Aufopferung ſeiner ſelbſt, wohlthätige Anſtalten für das Ganze, ſo erregte er die Eiferſucht ſeiner Nachbarn, und zog dem Lande Krieg zu. Dieſer Krieg fiel einer egoiſtiſchen Nation zur Laſt, die immer nur gewinnen, nichts aufopfern wollte, die ſich alſo Theilweiſe zu den Nachbarn ſchlug, unter ihrem Schutz Konföderationen errichtete und durch dieſe die Souverainität der Nation auf ſich verpflanzte, mithin den Reſt derſelben zugleich mit dem Könige lähmte. Hielt dieſer ſich hingegen an ſeine Nachbarn, ſo war er ſeiner Nation ein Staatsverräther, und ſeine Perſon und ſein Leben war vor einzelnen meuchelmörderiſchen Anfällen in Gefahr, wenn ihn auch die Soldaten ſeiner Freunde gegen offenen Krieg ſchützten. Wiederum hielt er es mit einem dieſer Nachbarn mehr, als mit den beyden andern, ſo verbanden ſich dieſe letztre aus Eiferſucht gegen ihn und den Dritten, und auf ihn und das Land fiel abermals die Laſt des Krieges und, wenn ſich die drey Nachbarn, ohne ihn, ausglichen, auch die Laſt des — Friedens. So ſchwebte er alſo unausgeſetzt zwiſchen innerlichen und äußerlichen Kriegen, zwiſchen der Habſucht einzelner Unterthanen und der ganzen Nation, zwiſchen der Freyheitswuth dieſer, und der Eiferſucht ihrer Nachbarn, zwiſchen dem Königthum und der Sklaverey; und in dieſem unordentlichen Gedränge mußte er und ſeine Nation nach und nach von den Mächtigern zerrieben werden, ohne daß beyden auch nur der Troſt blieb, daß dieß Schickſal ſie ohne ihre Schuld getroffen habe.

Dieſe Angaben enthalten, im Abgezogenen, die ganze Regierungsgeſchichte Stanislaus Auguſts. Hier iſt nicht der Ort, noch der Raum dazu, die Begebenheiten ſelbſt aufzuſtellen, aus denen ſie als Reſultate hervorgegangen ſind. Ich muß den Leſer bitten, ſie ſelbſt in den einzelnen Beyträgen zur polniſchen Geſchichte, vom Jahre 1766 bis 1773, aufzuſuchen und ſie mit dem Obigen zu vergleichen.

Die Theilung Polens in dem letzt genannten Jahre war die Kriſe der gewaltſamen Krankheit, die dieß Land ſeit dem Regierungsantritte Stanislaus Auguſts erſchütterte. Eine völlige Ohnmacht hatte die Nation zur Ruhe gebracht, aber nicht beruhiget; ein gänzlicher Verluſt alles wirkſamen Einfluſſes im Staate hatte dem Könige die Hände zu Veränderungen und Verbeſſerungen gebunden; ſeine jetzige Hülfloſigkeit war ſogar die Folge vorgehabter Veränderungen und Verbeſſerungen geweſen. Aus dieſer Begebenheit hatte er den Grundſatz gezogen, ſich von nun an zu dem

Stärkern zu halten, um das zu retten, was ihm von der königlichen Würde, und der Nation von ihrem Lande, noch übrig war.

Die Art von Ruhe, die er von der Zeit an, wenigſtens von außen, genoß, verwandte er als Menſch zu ſeinem Genuſſe und als Fürſt zu ſolchen Anſtalten, die ihm zu unternehmen erlaubt waren. Er bauete ſein Schloß aus, verſchönerte, verzierte es mit Werken der Kunſt. Die Zimmer und Säle, die ſeine Wohnung bilden, ſind nach ſeinen eigenen Angaben und Riſſen erneuert und eingerichtet. Sein großer Geſellſchaftsſaal, der Saal für ſeine Bücher, Münzen, und Kunſtſammlungen, ſind Muſter in ihrer Art. Sie tragen einen Charakter von Einfalt, der da, wo es ſchicklich iſt, in eine geſchmackvolle Pracht übergeht, welche nirgend das Auge blendet, aber überall anmuthig beſchäftigt. Die kleinern Zimmer und Kabinetter, die er bewohnt, ſind mit einfachen Teppichen bekleidet, mit geſchmackvollen Mobilien beſetzt, und nehmen diejenige Seite des Schloſſes ein, die eine angenehme Ausſicht über die Weichſel gewährt. Das Ganze athmet einen reinen Geſchmack, Anſpruchsloſigkeit und ſanfte Würde; und man wird wenig königliche und fürſtliche Zimmer unter ſo angenehmen Empfindungen betreten und durchwandern. Ueber ſeinem Bette hängt eine reizende Magdalene, von dem Batoni'ſchen Original abgenommen.

Stanislaus war, als ich ihn das erſtemal ſahe, in ſeinem Einundſechzigſten Jahre, aber ſein Aeußeres verrieth dieſes Alter nicht. Zwar hat ſeine Farbe nicht mehr das Friſche des männlichen Alters, ſondern fällt ins gelbliche, und ſein Haar grauet; aber ſeine Haut zeigt noch keine Furche, ſein Geſicht iſt gefüllt, ſein Auge lebhaft und voller Geiſt, mit einer auffallenden Miſchung von Sanftmuth und Güte. Stärke und Heldenmuth ſind nicht das Unterſcheidende ſeiner Bildung und ſeiner Perſon, aber deſto unverkennbarer blickt Abgeſchliffenheit, Witz und Grazie aus ihnen hervor. Man kann keinen feinern Mund ſehen. Seine

Stimme iſt überaus rein, zart und biegſam im Geſpräche; verliert aber, wenn er ſie mit Anſtrengung öffentlich brauchen muß.

Von Perſon gehört er zu den männlichen Mittelfiguren, iſt ohne Tadel gewachſen und neigt zur Wohlbeleibtheit. Schenkel und Fuß ſind überaus fein. Er hat die ſchönſte und zarteſte Mannshand, die ich je geſehen habe. Er trägt ſich noch jugendlich aufrecht, und ich habe an ihm keine von den Linkheiten im Anſtande und Gange bemerkt, die man ſonſt häufig an Fürſten ſieht, deren ſklaviſche Unter- und Oberhofmeiſter ihnen, als Prinzen, nicht bemerkbar zu machen wagten, daß ſie einmal, als regierende Fürſten, auch durch ein Aeußeres, das nicht lächerlich auffällt, ihrem Volke Ehrfurcht einprägen müſſen.

Stanislaus trägt ſich franzöſiſch ſeit frühen Jahren. Am Konvokations-Reichstage im Jahre 1764 benutzten ſeine Gegner dieſen Umſtand, um die Frage auf die Bahn zu bringen, *wie ſich der künftige König tra-*

gen ſollte? Man drang ſehr ernſthaft auf die Nationaltracht und füllte eine ganze Reichstagsſitzung, unter großem Geräuſch, damit aus. Der Primas, als Zwiſchenkönig, verlor endlich die Geduld, und erklärte, man würde ſich vor ganz Europa lächerlich machen, wenn man dieſe gehaltloſe Frage noch länger behandelte. — „Mit nichten!“ rief ein Reichsbote von Podolien: „Man erlaube mir, die großen Vortheile darzuthun, welche die weiſe, von unſern Vätern gebilligte und aufrecht erhaltene Tracht mit ſich führt! Die Geſchichte aller Zeiten lehrt uns, daß die Gebräuche und die Kleidung des Auslandes zugleich deſſen Verderbniß und Sittenloſigkeit mitbrachten. Die Summen, die man für prächtige Kleider in fremde Länder ſchickt, ſind ungeheuer, die reichſten unſerer Landsleute erſchöpfen ſich dadurch, und was haben ſie dafür? Eine Tracht, die den Wuchs des ſchönſten Mannes entſtellt! Wir machen Schulden, um dieſe Thorheit zu befriedigen, und bringen uns überall um unſern

ſern Kredit! Aber ich dringe nicht weiter auf den Nutzen, den die Großen ſelbſt von der Beybehaltung unſerer eigenthümlichen Kleidung haben würden; ich gebe ihnen nur noch zu überlegen, was ſie den minder wohlhabenden ihrer Mitbrüder, die nicht ſo, wie ſie, mit Aemtern und Staatswohlthaten überhäuft ſind, für einen Gefallen damit erweiſen könnten! Es mag eine Kleinigkeit ſeyn! Deſto beſſer! Um ſo leichter wird es ihnen werden, ihren Mitbürgern den Gefallen zu thun und ſich wie ſie zu kleiden. Tragen wir uns wie Polen, ſo kann man uns unterſcheiden, zwängen wir uns aber wie Ausländer in drey Ellen Tuch, ſo verwechſelt man uns mit Kammerdienern und Köchen und dergleichen fremdem Geſindel. Es iſt nicht meine Abſicht, die Gemüther zu erbittern, aber ich forde euch auf, euch, meine Brüder, die ihr, obwohl nicht durch prächtige Equipagen ausgezeichnet, doch von dem reinſten Adelsblute entſproſſen, hier eine Zeitlang zubrachtet — iſt es euch nie begegnet, daß man euch Thüren verſchloſſen hat, die jedem Abentheurer, wenn er nur wie oben erwähnt gekleidet war, mit ausgezeichneter Achtung geöffnet wurden? Ich ſelbſt, der ich jetzt zu euch rede, ich hätte neuerlich faſt die Schande erlebt, an der Oper abgewieſen zu werden, wenn nicht ein Haarklauber, der bey einem Staroſten, Meinesgleichen, dient, und der mich am Eingange fand, ſich verbürgt hätte, daß ich ein Mann von Stande ſey. Wenn viele unter uns nicht die väterliche Tracht abgelegt hätten, ſo würde vielleicht ich dieſem Menſchen, aus beſonderer Gnade, den Eintritt zur Oper verſchaft haben. Demnach trage ich darauf an, daß unſre väterlichen Gebräuche wieder hergeſtellt werden.“ —

Er verlangte, daß geſtimmt würde. Man ſchob es unter dem Vorwande, daß es zu ſpät ſey, auf. Es wäre um die franzöſiſchen Kleider gethan geweſen, wenn man nicht dieſen patriotiſchen Boten zu gewinnen gewußt hätte *).

Das Wahre in der Rede dieſes Boten fällt in die Augen. Wenn er durch ein Geſetz, daß der künftige König ſich polniſch kleiden ſollte, zu bewirken hoffte, daß Stanislaus ſeine Bewerbung um die Krone aufgäbe, ſo war dieß in der That lächerlich. Da ihn ganz andre, unendlich wichtigere, Rückſichten nicht davon abhalten konnten, die Verbindlichkeit, ſich den Kopf ſcheeren zu laſſen, hätte es nicht gethan. Indeſſen iſt gewiß, daß er, als er ſich nachmals mit fliegendem Haar krönen ließ, das Vertrauen und die Liebe ſeiner altmodiſchern Landsleute gegen ſich nicht vermehrte.

Gewöhnlich trägt Stanislaus eine blaue Uniform mit rothen Aufſchlägen; ſeltener eine grüne, und noch ſeltener die Hofuniform, die

---

*) Correſpondance ſur les affaires politiques de Pologne, in Büſchings Magazin, Band 13. S. 43 — 44.

weiß iſt und rothe Aufſchläge hat. Einer oder zwey Orden machen den Anzug vollſtändig. Man ſieht ihn ſelten zu Pferde; meiſt fährt er. Ich ſah ihn zu Fuße, den Hut unter dem Arm, in Strümpfen und Schuhen, einen Theil der Nationalreiterey muſtern.

Sein Haar iſt beſtändig mit großer Sorgfalt gekräuſelt und ſtark gepudert. Der Putztiſch koſtet ihm zwey Stunden. Iſt er aber auch angekleidet, ſo findet das ſchärfſte Auge an ſeinem Anzuge nichts zu mäkeln.

Seine Zeit hat er regelmäßig vermeſſen, und den größeſten Theil derſelben verwendet er auf die Geſchäfte. Er macht eine Menge Dinge ſelbſt, die ſonſt Fürſten ihren Miniſtern, und dieſe den Räthen, überlaſſen. Selbſt von Schriften, die weniger wichtig ſind, läßt er ſich die Entwürfe vorlegen und verbeſſert ſie mit eigener Hand. Vielleicht ſtöhrt aber dieſe Aufmerkſamkeit auf das Kleine, den Blick ins Große.

Seine Vergnügungen ſind höchſt einfach. Wiſſenſchaften, Künſte, Spatzierfahrten, kleine erleſene Geſellſchaften, die Freuden einer zärtlichen Verbindung, ſind alles, was er bedarf. Vor dem Revolutions-Reichstage gab er Gelehrten, Künſtlern und Liebhabern wöchentlich einmal zu eſſen; und dieſe Tiſchgeſellſchaften ſollen in einem hohen Grade anziehend geweſen ſeyn; aber während deſſelben wurden ſie unterbrochen, da ſich ſeine Geſchäfte mit jedem Tage immer mehr häuften.

Ich habe geſagt, daß der König die franzöſiſche und engliſche Sprache völlig inne hat; auch der italieniſchen und deutſchen iſt er ſo mächtig, daß man, wenn er ſie ſpricht oder ſchreibt, einen gebohrnen Italiener oder Deutſchen zu hören oder zu leſen glaubt. Das Deutſche ſchreibt er mit lateiniſchen Buchſtaben. Ich habe lange Briefe in dieſer Sprache von ihm geſehen, die mit der äußerſten Richtigkeit in Abſicht des Ausdrucks, der Verbindung und der Redezeichen geſchrieben waren.

Lateiniſch ſpricht und ſchreibt er mit Eleganz; ruſſiſch, wie es ſich faſt von ſelbſt verſteht, mit Vollkommenheit.

Uebrigens beſitzt er einen Schatz von gründlichen Kenntniſſen in der Politik, und in der alten und neuen Geſchichte; er hat in der Mathematik viel gethan, und ſchon in ſehr frühen Jahren verfertigte er einen Grundriß von Sendomir. In der Baukunſt wetteifert er mit Baukünſtlern vom Handwerk. Das Theoretiſche der Kriegskunſt iſt ihm geläufig, wenn er auch zum Praktiſchen nie Hang gezeigt hat. Wäre er das Haupt eines monarchiſchen, eines unabhängigen Staats geworden, ſo würden ihn ſchon ſeine Zeitgenoſſen in der Reihe der thätigſten, menſchenfreundlichſten, weiſeſten und unterrichtetſten Fürſten genannt haben.

Wenn er ſein Volk und Land, in politiſcher Rückſicht, nur behutſam verbeſſern durfte, ſo geſchah es deſto freyer und williger in Abſicht der litterariſchen Ausbildung und der

Erziehung. In der That, wenn er über ſo viel hunderttauſend von Guineen zu gebieten gehabt hätte, als von polniſchen Gulden, die Folgen ſeiner hieher gehörigen Bemühungen würden glänzend geweſen ſeyn. Die Nation that nie etwas für dieſen Gegenſtand, mißbilligte ſogar manches, was er aus eigenem Säkkel hierin unternahm. Es koſtete ihm Mühe genug, ſie damals, als die Beſitzlichkeiten der Jeſuiten eingezogen wurden, willig zu machen, daß ſie die Einkünfte davon zur Verbeſſerung der Schulen und Univerſitäten und zur Errichtung adelicher Lehrinſtitute zu verwenden erlaubte. Auf ſeine Koſten errichtete er das Kadettenhaus in Warſchau, und eine Sternwarte, die er mit Werkzeugen verſah. Er legte Sammlungen für die Naturgeſchichte und Alterthumskunde, und einen botaniſchen Garten zum Unterricht der Jugend an. Er ſtiftete eine Bibliothek, kaufte aus fremden Büchersammlungen Handſchriften, zur polniſchen Geſchichte gehörig, und ließ an einer Geſchichte der Nation ſelbſt arbeiten. Gelehrte ermunterte er durch Lob, Theilnahme und Belohnungen, beförderte den Druck nützlicher Bücher und verbeſſerte die Druckereyen. Durch ſeine Vermittelung kam vor ungefähr 15 Jahren eine Art von Verein für die Wiſſenſchaften in Warſchau zu Stande, und ſeine Schuld war es nicht, wenn er ſich nicht erhielt. Mit einem Worte: die Fortſchritte, welche die gegenwärtige Generation in Polen gethan hat, kann ſie niemand, als ihm, verdanken.

Zu den politiſchen Verbeſſerungen, die ihm zu treffen vergönnt waren, gehören folgende:

Er ſuchte das Münzweſen und den Münzfuß in Ordnung zu bringen; er beſchränkte die Willkühr der Großſchatzmeiſter und der Großfeldherrn durch eigene Schatz- und Kriegskommiſſionen, die er ihnen zugeſellte; verbeſſerte den Rechtsgang bey den Tribunalen und untern Gerichtsſtellen; ſetzte den Geringern mehr in Sicherheit vor dem deſpotiſchen Eindrange der Großen; gab der Hauptſtadt ein Pflaſter; bauete Landſtraßen, und in Litthauen neue Städte; verbeſſerte die Befeſtigungen von Kaminieck, ermunterte die Manufakturen in Warſchau und legte neue in Litthauen an; verſahe Warſchau mit einem Ringgraben; machte die Pilica ſchiffbar; ließ Salzminen aufſuchen und Kupfer- und Bleygruben abſenken; legte eine Stückgießerey in Warſchau an; beſchenkte und verbeſſerte Krankenhäuſer und Hoſpitäler und erließ endlich der Nation neun Millionen eingebüßter Einkünfte, deren Erſatz er nie verlangt hat.

Dieſe Anſtalten und Aufopferungen, die er zum Beſten der Nation machte, waren, bey einem Einkommen, das nicht über 350,000 Dukaten ſtieg, unwiderſprechliche Beweiſe ſeiner Liebe und ſeines Wohlwollens; aber ſie wurden ſo wenig dafür erkannt, daß ihm einige der erſtgenannten die bitterſten Feinde erweckten, und daß die meiſten der letztgenannten von der Nation ſo wenig unterſtützt wurden, daß ſie, da ſeine eigenen Finanzen in Zerrüttung kamen, nach und nach eingingen.

Der König hatte, ſeitdem er den Thron beſtieg, eine Lieblingsidee, von der er ſich die vortheilhafteſten Folgen für die Umſchaffung ſeiner Nation und deren Verfaſſung verſprach. Er ſahe wohl, daß, ſo lange die altpolniſchen politiſchen, moraliſchen und ökonomiſchen Vorurtheile dauerten, eine feſte Grundlage fehle, auf welche man Verbeſſerungen bauen könnte; und daß, um dieſe Grundlage möglich zu machen, das ganze, bisher gewöhnliche, Erziehungsweſen umgeſtaltet werden müſſe. Zu dieſem Zwecke wurde das Kadettenhaus in Warſchau errichtet, und, nach der Aufhebung des Jeſuitenordens, erhielten die Adelsſchulen in den Provinzen ihre Entſtehung, und die Univerſitäten ihre neue Einrichtung zu gleicher Abſicht. Es eröfneten ſich ſonach einer zahlreichen Menge von jungen Adelichen ganz neue Felder von Kenntniſſen, die ihre Väter nicht einmal geahnt hatten. Was der König an aufgeklärtern Subjekten, die zu Lehrern tauglich waren, im Lande ſelbſt finden konnte, ſtellte er bey ſeiner Inſtitution an und geſellte dieſen viele geſchickte Ausländer zu. So geſchah es, daß die adeliche Jugend gewiſſe Dinge gar nicht zu hören bekam, die bey ihren Vätern, aus dem erſten Unterrichte her, als unverdringliche Vorurtheile hafteten; und daß ſie dagegen in andern unterrichtet ward, die, als Reſultate der neuern Philoſophie, Staatskunde und Moral, bey ihr Wurzel faßten und eben ſo unzerſtöhrbar wurden, als bey ihren Vätern die Irrthümer.

Für diejenige Klaſſe der jungen Edelleute, die ſchon aus den Jünglingsjahren getreten war, wurde der König in eigener Perſon Lehrer. Er zog beſonders die Söhne der größeren Häuſer, die nicht ſeine erklärten Widerſacher waren, an ſich, flößte ihnen ſeine Grundſätze ein und ward zugleich ihr Vorbild in Abſicht der Sitten. Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe letzteren nicht ſehr vaterländiſch waren, daß ſie leicht, außer der Vergeſſenheit der alten, rohern Art zu leben, einen Luxus, ein neues Sittenverkehr bewirken konnten, die ihrerſeits auch ihre Nachtheile im Gefolge hatten; aber der König glaubte mehr auf junge Leute wirken zu können, die halb Franzoſen, halb Engländer, halb Italiener, als auf ſolche, die echte Polen wären; und dieſe Schlußfolge war, bey ſeinem Zwecke, richtig. Wo er nur konnte, beförderte er junge Männer zu Stellen, die Einfluß auf Geſchäfte und Nationalverhandlungen hatten. Er zog ſie bey Hofe hervor, ließ ſie bey ſeinen Geſellſchaften zu, beſetzte auch mit ihnen einen großen Theil der Hofämter. Die bloß glänzenden Würden ließ er und gab er noch bejahrten echten Polen, die er nicht übergehen konnte, an denen er jedoch nicht abließ, zu arbeiten, um die auffallendſten Vorurtheile bey ihnen zu untergraben. Es gelang ihm auch, ſelbſt von dieſen Mehrere zu einer gewiſſen Mäßigung und Aufklärung zu bringen. Sein Plan aber war, dieſe alte Generation allmählig ausſterben zu laſſen und ihre Stellen mit ſeinem jungen Anfluge zu beſetzen, der, nach ſeinen Grundſätzen erzogen, nicht nur von den Fehlern und Vorurtheilen der alten Polen frey ſeyn, ſondern auch die gegenwärtigen Mißbräuche und Unordnungen einſehen und ſelbſt verbeſſernde Veränderungen fordern würde.

Dieſen Plan hatte der König ſeit drey und zwanzig Jahren verfolgt und, ſelbſt während der traurigſten Zerrüttung ſeines Landes, nicht aus den Augen verloren. Seine älteſten Zöglinge waren dreyßig Jahr und drüber alt, ſeine jüngſten in den zwanzigen. Viele von ihnen hatte er bey der Armee, bey Hofe, in den Dikaſterien angeſtellt; viele lebten, als Güterbeſitzer, in ihren Woiwodſchaften und Bezirken; viele waren theils auf Reiſen, theils eben von denſelben zurückgekommen; alle hatten ihre neueſten Kenntniſſe und Grundſätze in ihrem Kreiſe verbreitet, und es fand ſich, daß der jüngere Theil der Nation, dem ältern ganz entgegengeſetzt, fühlte, dachte und handelte.

So kam das Jahr 1788, in welchem der gewöhnliche Reichstag gehalten werden mußte, herzu und mit demſelben die politiſche Verwickelung zwiſchen den vier Nachbarn Polens, zwiſchen Rußland, Preußen, Oeſterreich und der Türkey. Nun ward es auf einmal kund, daß die alten Grundſätze, der alte Charakter der Polen eine unvermuthete Veränderung erlitten hatten. Seit dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Rußland und der Türkey, waren an allen Enden Polens einzelne Stimmen laut worden, die ſich über das bisherige Benehmen der Gränznachbarn Polens, beſonders Rußlands, beklagten. Bey Berufung der Landtage verwandelten ſich dieſe Klagen in heftige Bitterkeiten. Die meiſten dieſer Landtage hatten junge Feuerköpfe an ihrer Spitze, die ihre eben ſo jungen, aufbrauſenden Mitdeputirten hinriſſen, die ältern überſtimmten, und die Vorſchriften der gewählten Reichsboten mit Aufträgen füllten, die den jugendlichen Aufwallungen entſprachen, welche ſie in die Feder geſagt hatten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die abgeſandten Reichsboten meiſt von ihrem Alter, und daß ſie ihren Grundſätzen zugethan waren.

Dieſe Grundſätze, die mehr aus einer dichteriſchen, als aus einer überlegten, Vaterlandsliebe kamen, brachten denn auch jene Hoffnungen, Entwürfe und politiſchen Berechnungen hervor, die ſo voreilig und unüberlegt waren, als ſie im Eingange dieſes Abſchnittes dargeſtellt, und durch die nachmaligen Folgen bewährt worden ſind. Aeltere Staatsbürger, die nicht einmal zu der ruſſiſchen, ſtehenden Partey gehörten, äußerten ihre Bedenklichkeiten; aber das Geſchrey der zuverſichtlichen Jugend ließ ſie nicht zu Worte kommen. Der König, nach dem ſeit 1773 bey ihm befeſtigten Grundſatze, es mit dem Stärkern nicht mehr zu verderben, mißbilligte das plötzlich erhobene Geräuſch und blieb Rußland noch getreu, wenn es ihm auch, wie die Folge zeigte, vielleicht im Grunde ſchmeichelte, ſeine Jugend thätig werden zu ſehen. Aber die Umſtände ſchienen ihm bey weitem nicht ſo vortheilhaft, als ſich die jungen Patrioten einbildeten, und Erfahrungen, die ſie noch nicht gemacht hatten, befeſtigten ihn in ſeiner Meynung. Als daher Rußland ihm und der Nation ein Vertheidigungsbündniß antrug, war er für daſſelbe, trotz der Gefahr, in der er ſchwebte, von der jungen Partey für einen Landesverräther ausgeſchrieen, und von ihr, die ihm ihre Ausbildung verdankte, hart gemißhandelt zu werden. Er ſchlug eine Konföderation vor, um jenes Vertheidigunsbündniß mit Rußland zu ſchließen, und auf Seiten dieſes Staats zu bleiben; aber die Patrioten ſetzten eine eigene Konföderation durch und ihre erſten wichtigern Unternehmungen waren der Umſturz aller Verbindungen mit Rußland und der Schluß eines Bündniſſes mit Preußen gegen jene Macht.

Der Anfang, Fortgang und Ausgang ihrer Unternehmungen iſt im friſchen Andenken.

Der

Der Entwurf zu einer neuen Konſtitution, den ſie durchſetzten, war unreif und unvollendet, voller Widerſprüche, und ein Gewebe von alten Vorurtheilen und von neuen Grundſätzen, beydes ſo unter einander gemiſcht und ſo zweydeutig geſtellt, daß die ganze alte Verfaſſung daraus verwieſen oder umgeworfen, und die ganze neue darauf gegründet, aber auch dadurch aufgehoben werden konnte. Wenn man ſich davon überzeugen will, gehe man nur die beyden erſten Artikel, mit Hinſicht auf die in dieſem Werke aufgeſtellten ſtaatsrechtlichen Aufgaben, aufmerkſam durch, und man wird finden, daß ſie alle übrigen Artikel, die auf ſie folgen, theils beſchränken, theils völlig aufheben.

Der König hatte ſich, faſt drey Jahre hindurch, bey den Verhandlungen des Konſtitutions-Reichstags leidend verhalten, weil die Patrioten ihm durch die Mehrheit die Hände banden, und weil er unter den damaligen Umſtänden, von Rußland keine thätige Hülfe erwarten konnte. Das Siegesgeſchrey jener und ihre mehr glänzenden als gründlichen Unternehmungen, hatten beſonders den jüngern Theil der Nation in Feuer geſetzt, und fingen jetzt an, auch den König zu blenden. Hauptſächlich wirkte das Bündniß mit Preußen auf ihn. Auch er glaubte endlich, daß dieſe Macht, die damals die bedeutendſten europäiſchen Höfe auf ihrer Seite hatte, ſich für das umſchaffende Polen ernſtlich verwenden wollte; auch er ſah in ihr eine Stütze für ſich und ſeine Nation, und auch er ſchloß für einen erfahrnen Staatskundigen, in dieſem Punkt, zu voreilig und zu jugendlich. Sobald er ſich aber in dieſem Irrthume befeſtigt hatte, legte er ſeine bisherigen Grundſätze in Abſicht ſeines Benehmens gegen Rußland deſto ſchneller ab. Seine alte Hofnung, Land und Nation zu verbeſſern, erwachte wieder ſehr lebhaft; der Ruhm, der ihm als Staatsweiſen, als Geſetzgeber daraus erwachſen würde, glänzte ihm aus der Ferne, und er war nie gleichgültig gegen Ruhm; die Gegenſtände, mit denen ſich die Patrioten beſchäftigten, als Verbeſſerung der Konſtitution, Vermehrung der Armee, Aufhebung des Wahlreichs u. a. hatte er ſelbſt immer für die nöthigſten und dringendſten gehalten, wenn eine Staatsumſchaffung unternommen werden ſollte; die Ausſicht, mit mehr Macht und Einfluß von nun an die Königswürde zu bekleiden; der Wunſch, ſeiner Nation wieder lieb zu werden, die, in ihrer jetzigen wilden Begeiſterung, den Anhängern Rußlands mehr als je abhold war; der Umſtand, daß die Führer der Patrioten ſeine Zöglinge waren; daß er ſie liebte und ſchätzte; daß ſie, ſobald ſie die Spuren von ſeiner veränderten Geſinnung bemerkten, ſich ihm näherten, durch Bitten, Vorſtellungen, ja durch Thränen, ſeine Theilnahme an ihren Operationen zu gewinnen ſuchten: alle dieſe Dinge traten zuſammen, um ſeine bisherige Vorſicht zu untergraben, und ihn zu verleiten, von Rußland ab- und mit allen ſeinen noch übrigen Freunden und Anhängern zur patriotiſchen Partey überzutreten; den Entwurf der neuen ſogenannten Konſtitution durchſetzen zu helfen, und der Ausführung der nachfolgenden Beſchlüſſe mehr Schnelligkeit zu geben. Sobald dieſer entſcheidende Schritt gethan war, konnte er nicht wieder zurück. Auch umringte man ihn mit Perſonen, die ihm, bey manchen Anfällen von Aengſtlichkeit, ſtärkten, und die dazu bald ſeinen Verſtand, bald ſein Herz, bald ſeine Einbildungskraft, bald ſeinen Gefallen am Ruhme ſehr geſchickt zu nutzen wußten. So verfolgte er, durch ſeine eigenen Gefühle, Grundſätze und Wünſche, und durch fremde Antriebe, die auf eine genaue Kenntniß ſeines Charakters berechnet waren, hingeriſſen, den gefährlichen Weg, den er eingeſchlagen hatte, ſo lange, bis es zu ſpät war, durch die Rückkehr zu ſeinem vorigen Syſteme, das Ungewitter abzuwenden, das ihm drohete und endlich über ihn ausbrach.

Dieſen Gang nahm die Theilnahme des Königs an der Revolution. Aus den bisher aufgeſtellten Angaben, verbunden mit den obigen Winken über ſeinen Charakter, geht das Urtheil, das man in Abſicht dieſer Eräugniß über ihn fällen kann, bey unbefangenen und billigen Beobachtern von ſelbſt hervor.

Die erſten Stifter dieſer vorgehabten Revolution und die vornehmſten Theilhaber an derſelben, erfuhr man erſt zuverläßig, nachdem Rußland ſich Polens wieder bemächtigt hatte. Bis dahin hatten ſie nicht für rathſam gehalten, ſich als Führer zu erkennen zu geben, wenn ſie ſich auch als eifrige Theilnehmer gezeigt hatten. Sie durften nicht kund werden laſſen, daß es nur ſo wenige waren, die den größeſten Theil der Nation in Feuer ſetzten und zu ihren Zwecken leiteten. Hellſehende Augen drangen allerdings durch den Vorhang, aber ihre Bemerkungen fanden keinen Beyfall, weil der Stolz und die Eitelkeit des großen Haufens der Patrioten ſich gedemüthigt fählen müſſen, wenn er eine Leitung durch Wenige anerkannt hätte.

Die Hauptrollen unter dieſen Wenigen hatten Ignatz Potocki, Piatoli, Kollontay.

Ignatz Potocki, aus einer der mächtigſten, weitläuftigſten und reichſten Familien entſproſſen, iſt ein Mann in den Dreyßigen. In frühern Jahren war er einer der ſchönſten Männer in Polen, und in ſeinem Vaterlande, wie Frankreich und Italien, unter dem Beynamen des Schönen bekannt. Dieſer Beyname iſt ihm jetzt entzogen, da ſein Geſicht das Jugendliche verloren, und ſein Wuchs eine gewiſſe Steifigkeit angenommen hat. Er trägt ſich franzöſiſch, und iſt beſtändig, in eben dieſem Geſchmacke, mit großer Sorgfalt friſiert. Sein Gang und ſeine Manieren haben etwas Stolzes, das nicht mißfällt und ſeiner Figur wohl ſteht. Er zeichnete ſich von jeher durch Kenntniſſe, durch einen Eifer für Veränderungen, und durch einen raſtloſen Ehrgeitz, den er unter einem gewiſſen kalten, philoſophiſchen Weſen meiſterhaft zu verbergen wußte, aus. Seine geiſtige Ausbildung iſt ganz modern. Die franzöſiſchen Philoſophen und Staatsgelehrten waren, die letzten Jahre her, ſeine einzige Lektüre. Die Häupter ſeiner Familie hatten ſich ſeit zwey hundert Jahren in hohen Würden und bey wichtigen Auftritten in der polniſchen Geſchichte hervor gethan. Es war keine Konföderation in neuern Zeiten, an deren Spitze nicht Einer oder Mehrere der Potocki geweſen wären. Ihr Enkel wollte ihnen nicht nachſtehen. Er ward der Führer eines großen Theils ſeiner Nation, aber in einer Art und mit Grundſätzen, die den ihrigen ganz entgegen ſtanden. Jene wirkten und ſtritten für die Erhaltung der altpolniſchen Adelsfreyheit, dieſer wollte, nach den neueſten Lehren, Bauer, Bürger und König, auf Koſten jener ausſchließenden Freyheit, erheben und gerade durch deren Beſchränkung ſein Vaterland, wie er meynte, verbeſſern und vom Untergange retten. An der Spitze der ihm ganz entgegengeſetzten Partey, ſtand ebenfalls ein Potocki (Felix,) ſein Verwandter. Johann Potocki und Severin Potocki, zwey Brüder, waren wieder auf Seiten des Ignaz.

Dieſer ward vom Könige ſehr geſchätzt, von ſeinen jüngern Landsleuten geliebt und als ein Orakel angehört. Er war mit einer wichtigen Würde *) bekleidet, reich, aus einer mächtigen Familie gebohren, mit eben ſo mächtigen (den Lubomirſki, Czartoryſki u. a. m.) verwandt, in der Blüthe der Jahre, voll Feuer und Thätigkeit, arbeitſam und entſchloſſen: mit einem Worte, er war der Mann, eine Partey zu ſtiften und zu unterhalten, ſey es zum Wohl ſeines Vaterlandes, oder zur Befriedigung ſeines Ehrgeizes, geweſen.

Bey Entwerfung ſeiner Plane: zu den Arbeiten, die eine geübte Feder verlangten: zum Vortrage, zur Zergliederung und Verbrei-

---

*) Er war Großmarſchall von Litthauen

tung ſeiner Grundſätze, bediente er ſich des Abbate **Piatoli**, der in der Familie der Potocki, als Lehrer und als Hausfreund, gelebt hatte. Er zeigte ſich als einen großen Demokraten, als einen Bewunderer Rouſſeaus und anderer franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Staatsgelehrten, deren Meinungen er praktiſch machen zu können glaubte. Er war über den Zuſtand Polens unterrichtet, hatte aber ſehr oberflächlich darüber nachgedacht, ob es ein Mittel damals gab, oder je geben würde, dieſen Zuſtand nach ſeinen Grundſätzen zu verändern. Es iſt gewiß, daß auch ihn der Ehrgeitz und eine gewiſſe dichteriſche Wärme blendete, und daß er wechſelsweiſe ſeine Schüler erhitzte und von ihnen wiederum erhitzt wurde. Dazu kam, daß er nie in politiſchen Geſchäften praktiſch gearbeitet, mithin nie unterſcheiden gelernt hatte, zwiſchen dem, was ſich auf dem Papiere ſchön ſchreiben, in einer feurigen Rede ſchön ſagen, und zwiſchen dem, was ſich, bey dem eiſernen Drucke der Verhältniſſe, ausführen läßt.

Der König kannte dieſen Mann und ſchätzte ihn, ſeiner Kenntniſſe und Talente wegen, ſchon vor dem Revolutions-Reichstage. Während deſſelben fand man Gelegenheit, ihn dem Fürſten noch näher zu bringen, und er gewann nach und nach deſſen Vertrauen in ſolch einem Grade, daß dieſer nichts ohne ihn, und alles nach ſeinem Rathe unternahm. Piatoli wußte ſich ſogar gegen die liebſten Verwandten, Freunde und Freundinnen des Königs zu behaupten, nemlich gegen deſſen beyde Brüder, den Fürſten Primas und den Krongroßkammerherrn, und gegen deſſen Schweſter, die Wittwe Branicki, und ſeine Freundin, die Gräfin Grabowska, die ſämmtlich dahin wirkten, den König dem ruſſiſchen Syſteme treu zu erhalten, und ihn mithin von Piatoli losreiſſen. Sie richteten aber ſo wenig aus, daß ihm der König ſogar eine Wohnung auf dem Schloſſe einräumte, und ſeine meiſten Abende in der größeſten Vertraulichkeit bey ihm zubrachte. Seine Anhänglichkeit für dieſen Mann ward in

Abſichte ſeiner Theilnahme an der Revolution entſcheidend. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Piatoli die Plane und Entwürfe Ignatz Potocki bey ihm eingänglich machte, denn es waren ſeine eigenen, und daß er dieß mit ſoviel Gewandtheit einzuleiten wußte, daß der König in der Täuſchung blieb, ſie als die ſeinigen durchgeſetzt zu haben. Aus dieſer Quelle kamen auch die oben erwähnten Stärkungen, wenn der König, beſonders in dem letzten Jahre vor Aufhebung des Reichstags, Anfälle von Aengſtlichkeit bekam, die wiederum von den vorhin erwähnten Verwandten befördert und unterhalten wurden.

Nicht bloß auf den König wirkte Piatoli ſo ſtark, ſondern auf alle Reichsboten, die ſich ihm näherten. Dieſer waren eine Menge. Sie kamen zu ihm, theils um ſich zu unterrichten, theils, um durch ſeinen Einfluß irgend ein fruchtbares Geſuch an den König zu bringen. Aus dieſem Grunde ſchonten und ſchätzten ihn ſogar manche von der Gegenparten. Die erſte Gattung meynte es allerdings aufrichtiger mit ihm und er benutzte ſie auch beſſer. Er gab ihnen Stoff zu ihren Reden am Reichstage, machte ihnen den Plan dazu, arbeitete ſie oft ganz aus. Jene überſetzten ſie ins Polniſche, und laſen ſie als ihr Eigenthum in den Sitzungen vor.

Bey den Feinden, die Piatoli um den König hatte, war es nöthig, daß er ſich auch in Abſicht ſeines moraliſchen Charakters bey ihm in Achtung zu ſetzen ſuchte. Er nahm nie etwas für Dienſte, die man von ihm verlangte, oder die er geleiſtet hatte, ganz gegen alle ſonſtige polniſche Sitte; er unterzog ſich aber auch keinem Auftrage, der gegen ſeine bekannten Grundſätze ſtritt. Und doch war er mehr arm als reich, denn der König gab ihm monatlich nur zwanzig Dukaten, eine Summe, mit der man in Warſchau mehr als haushälteriſch leben muß, um auszukommen. Ignatz Potocki machte ſeinen Einfluß auch nie zu Gelde, wie ſonſt die Beſitzer hoher Stellen in Polen; aber er war reich. Man ſagte häufig, daß er ſeinen Freund Piatoli mit Zuſchüſſen verſorgte, um ihn nicht in Verſuchung gerathen zu laſſen. Ich darf nicht entſcheiden, ob dieß letztre ſo iſt, aber in Abſicht des erſtern kann ich mich verbürgen.

Uebrigens war Piatoli ein Italiener. Er konnte vierzig Jahr alt ſeyn. Sein Aeußeres war unanſehnlich. Farbe und Blick waren, wie man ſie ſich an den Italienern gewöhnlich denkt. Er war dürre, klein und kränklich aus Nervenſchwäche, er ſprach aber mit großer Lebhaftigkeit und verſtand die Kunſt, ſeine Sätze mit außerordentlicher Faßlichkeit vorzutragen. Wenn er überreden wollte, war er unwiderſtehlich.

An Schlauigkeit und Liſt übertraf Kollontay den Ignatz Potocki und Piatoli weit. Den Entwürfen jener lag eine gewiſſe Wärme zum Grunde, aber er handelte mit der politiſchen Kälte und Ueberlegung eines Mannes, der ſein Glück machen will, ſey es auf welchem Wege es ſey.

Er ſtammte aus einer zwar adelichen, aber armen Familie. Als der jüngere Sohn, war er gezwungen, ſein Glück auf der kirchlichen Laufbahn zu ſuchen. Er ward Kanonikus von Krakau unter Begünſtigung des verſtorbenen Biſchofs von Krakau. Man ſagt, er habe ſich gegen dieſen ſeinen Wohlthäter zu einem Benehmen und zu Ränken brauchen laſſen, die den an ſich ſchwach gewordenen Kopf dieſes Mannes vollends verrückten, und mithin deſſen Bisthum früher für einen andern, der darauf wartete, eröffneten. Wie dem auch ſeyn mag, Kollontay ward hervorgezogen und ſtieg bald zu der bedeutenden Stelle eines Kronreferendars hinauf. In dieſer legte er den Grund zu der Einſicht und den praktiſchen Kenntniſſen in Staatsgeſchäften, durch die er ſich ebenfalls von Ignatz Potocki und Piatoli ſehr unterſchied. Er arbeitete mit der größeſten Leichtigkeit, die durch natürliche Anlagen eben ſo ſehr, als durch erworbenen Geſchäftsblick befördert wurde. Da er, als Referendar, Richter war, ſo blieb ihm keiner der Irrgänge des polniſchen Rechtslaufs und der dahin gehörigen Ränke und Kunſtgriffe verborgen. Zugleich verſchaffte er ſich dadurch einen Schatz von Kenntniſſen in den polniſchen Rechten, in der polniſchen Verfaſſung und in Abſicht des Charakters ſeiner Nation, die ihm zum brauchbarſten Kandidaten, nicht allein für die Kanzlerwürde, ſondern für alle übrigen machten, die er, als Geiſtlicher, im Staate bekleiden konnte. Auch waren der Kanzler und Biſchof das Ziel, wohin er ſtrebte.

So lange das ruſſiſche Syſtem die Oberhand hatte, war er für daſſelbe, und er hielt ſich an den Fürſten Primas, der ſein großer Gönner war. Da aber während deſſelben bekanntere Namen und reichere Nebenbuhler ihm im Wege ſtanden, ſo ward ihm eine Veränderung ſehr wünſchenswerth, und ſo war er einer der erſten, der dieſe Veränderung herbeyführen half. Er ſchloß ſich, ſobald der ruſſiſche Einfluß zu ſinken anfing, an Ignatz Polockt, und dieſer nahm ihn, als einen der brauchbarſten Geſchäftsmänner, in ſein Geheimniß auf. Von dieſem Augenblick an, war Kollontay einer der thätigſten Vorbereiter der Grundſätze, durch deren Bekenntniß er ſich den Weg zu den höchſten Würden, die er bekleiden konnte, zu eröffnen gedachte. Er trat von der Partey ſeines bisherigen Gönners ab und erklärte ſich gegen denſelben, was nie geſchehen ſeyn würde, wenn er unter ſeinem Panier beſſere Ausſichten gehabt hätte. Indeſſen ſuchte er damals noch, ſo gut es ſich thun ließ, die Anhänger des ruſſiſchen Syſtems nicht gegen ſich zu erbittern, damit ihm, wenn die Patrioten mit ihren Entwürfen ſcheiterten, eine Thür zur Rückkehr offen bliebe. Deshalb ſprach er nie öffentlich hart und beleidigend von Rußland, aber daß es heimlich geſchehen ſey, beweiſen die Reden ſeiner Schüler und Anhänger.

Während des Konſtitutions-Reichstags ging die Kronunterkanzlerſtelle auf, die dießmal,

mal, nach der eingeführten Ordnung, mit einem Geiſtlichen beſetzt werden mußte. Kollontay, als bloßer Referendar, wurde einem Biſchofe vorgezogen, und erhielt dieſe Würde. Da, bey Vergebung der aufgegangenen Bisthümer, beſonders Rückſicht auf die Kanzler vom geiſtlichen Stande genommen wird, ſo konnte ihm ein ſolches nicht entgehen und er ſahe nun die baldige Erreichung ſeines Ziels vor ſich. Seine Thätigkeit für die patriotiſche Partey wuchs dadurch, ſeine Grundſätze wurden bekannter und ſtürmiſcher, er ſchonte Rußland weniger und er verſperrte ſich dadurch auf immer den Weg zu einer Ausſöhnung. Von dem Augenblick an, war ſein Schickſal an das Schickſal der Patrioten gebunden, und er dürfte deshalb einer der letzten ſeyn, die ihre Verſuche, ſich von Rußland unabhängig zu machen, aufgeben werden.

Sein Charakter und die Natur ſeiner Vaterlandsliebe ſpiegeln ſich in dieſen Angaben deutlich genug. Es iſt kaum nöthig, hinzu zu ſtehen, daß er ſeine Dienſtleiſtungen bezahlt nahm, wo möglich, von zwey oder drey Parteyen auf einmal, ganz ſo, wie ich oben von den polniſchen Richtern nebſt Anhang erzählt habe. Die polniſchen Städte hatte er beſonders in ſeinen Schutz genommen und das für ſie vortheilhaft ſeyn ſollende Geſetz am Reichstage durchgetrieben. Dieſe Städte wiſſen aber auch, was ihnen die Grundſätze der Menſchlichkeit baar koſten, vermöge deren ſie in einen beſſern Zuſtand verſetzt ſeyn ſollten. Die Anhänger Kollontays entſchuldigten ſeine Käuflichkeit damit, daß er wenig Einkünfte habe (nur 12,000 polniſche Gulden) und doch ſeiner Würde gemäß leben müſſe. Unter den Schriften, die er, zur Beförderung der Revolution, herausgegeben hat, wird die „gegen die Wahlreiche“ am meiſten gerühmt. Sie iſt die Widerlegung einer andern von Severin Rzewuski, „für die Wahlreiche,“ und auch franzöſiſch in Warſchau erſchienen. Sonſt beſaß K die Gabe der Beredſamkeit in einem hohen Grade und ſprach ſelten für einen Entwurf, der nicht wäre durchgeſetzt worden.

Sein Aeußeres war nicht unvortheilhaft. Er hatte ein etwas volles, aber doch männliches Geſicht, deſſen Züge viel Geſchmeidigkeit verriethen. Ein großes ſchwarzes Auge funkelte von Geiſt, und verrieth weniger die Schlauigkeit eines ausgelernten Geſchäftsmann's aus dem Prieſterſtande, der er war, als die Unerſchrockenheit und Feſtigkeit eines biedern Miniſters aus dem Soldatenſtande, der er nicht war. Sein Körper ſchien ſtark und nervigt, wenn man ihn nur bis zur Hüfte ſah, aber der Reſt war durch ein wüthendes, frühes Podagra (er konnte erſt 36 bis 38 Jahr alt ſeyn) ſo untergraben, daß er ſich nur mit Mühe aufrecht erhielt, und nur mit der größeſten Beſchwerlichkeit an einem Stocke ſich vorwärts bewegen konnte.

Ich darf bey den Bildniſſen der Anhänger dieſer drey Hauptperſonen kürzer ſeyn. Die vornehmſten darunter ſind Stanislaus Malachowski, Kaſimir Sapieha, Soltyk, Julian Niemcewitz, Weiſſenhof, Moſtowski, die Gebrüder Czacki, Wibicki, Fürſt Adam Czartorysky, Prinz Joſeph Poniatowski, Wielohurski, Kosciusko, und viele andere, die ſich aber bloß als ſogenannte Schreyer, oder, wenn ihnen die Gabe der Rede fehlte, als ſtille Verbreiter des patriotiſchen Syſtems zeigten.

Stanislaus Malachowski, Konföderations-Reichstags-Marſchall von Seiten der Krone, war nahe an den Sechzigen, und der einzige von der patriotiſchen Partey, der dieſe Jahre hatte. Bey einem großen Vermögen, hatte er ſich nie ſehr nach hohen Staatswürden gedrängt, und ſich deshalb in einer gewiſſen Unabhängigkeit erhalten, welche die Begriffe von Freyheit und Souveränität ſeiner Nation in ihm lebhafter ließen, als es bey hunderten ſeiner Landsleute der Fall war. Sein Reichthum und ſeine Grundſätze lenkten die Stimmen der Patrioten, bey der Wahl eines Reichstagsmarſchall, auf ihn; denn ſie brauchten einen Mann, der die Unkoſten dieſer Würde beſtreiten konnte, der ihre Entwürfe billigte, und der dieſe, vermöge des Einfluſſes ſeiner Stelle, durchſetzen half. An ſich war Malachowski kein ſtarker Mann, aber darum deſto leichter zu führen. Man wirkte beſonders durch die Gebrüder Czacki auf ihn, ſtärkte ihn und erhielt ihn, durch Lob, durch vorgeſpiegelten Ruhm, und durch die Vorſtellung, daß er von der Nation angebetet werde, in einer Art von Begeiſterung, durch die man ihn lockte, wie man es für gut fand. Er, und ſein Bruder, der Krongroßkanzler Malachowski, waren von ganz entgegengeſetzten politiſchen Ueberzeugungen und haßten einander aufrichtig. Der Kanzler war groß von Statur und trug ſich polniſch; der Marſchall klein und hager, und trug ſich franzöſiſch. Uebrigens war der Vortrag des letztern unangenehm.

Fürſt Kaſimir Sapieha, Konföderations-Reichstags-Marſchall von Seiten Lithauens, ein junger Mann von vorzüglichen natürlichen Anlagen, aber von großer Sinnlichkeit, deren Lockungen er ſich an der Tafel, beym Glaſe, in der Galanterie und hinter den Vorhängen, mit Unmäßigkeit überließ. Er hatte alle Fehler und Vorzüge brennender Gemüther; Leichtſinn und Begeiſterung, Stärke und Abſpannung der Seele, Gutmüthigkeit und wilde Anwandlungen von Haß, übereilte Thätigkeit und Trägheit, wechſelten bey ihm mit großer Schnelligkeit ab. Seine Talente wandte er nicht nach Grundſätzen, ſondern nach den Stößen an, die er abwechſelnd von ſeiner Eigenliebe, Einbildungskraft, und Lebhaftigkeit, oder von den Vorſtellungen, Bitten und Rathſchlägen Anderer, die er ſchätzte, erhielt. Es war ihm ganz gewöhnlich, eine Nacht zu durchſchwärmen und den andern Morgen eine Rede von großer Wirkung am Reichstage zu halten. Er bedurfte dazu nur eines

Blättchens Papier, auf welchem er die Hauptpunkte derſelben verzeichnete. Die Worte, die dieß Gerippe beſeelten, ſtrömten ihm von ſelbſt zu. Im geſelligen Leben floß er, ſo lange der Wein ſich ſeiner nicht ganz bemächtigt hatte, von Witz und Geiſt über. Man ſieht, daß er, unter dieſen Umſtänden, ein ſehr brauchbarer Mann für die Patrioten war. Außer dem Einfluß, den er durch ſeine Würde als Reichstagsmarſchall, durch ſeine Stelle als General der Artillerie, durch ſeine Geburt, durch ſein Vermögen (das freylich ſehr zerrüttet war, aber durch Schuldſcheine vertreten wurde) durch die Liebe und das Vertrauen, das er unter den Lithauern beſaß, nutzten ſie an ihm noch den liebenswürdigen Geſellſchafter, den witzigen Kopf und den galanten Mann, um ihren Grundſätzen bey dem Publikum mehr Umlauf und Eingang zu verſchaffen. Wichtige Dinge aber waren ſie vorſichtig genug, ihm zu verbergen, damit ſie ihm nicht etwa, wenn er ſich in irgend einem Zuſtande der Zerſtreuung befände, entwiſchten. So erfuhr er von der Durchſetzung der neuen Konſtitution nicht eher etwas, als am dritten May, wo ſie wirklich durchgeſetzt wurde.

Uebrigens war er von einer mittlern Figur, die er in Gang und Stellung vernachläßigte. Sein Geſicht hatte nicht unangenehme Züge, aber es verrieth durch eine gewiſſe ſchlaffe Gedunſenheit die Natur ſeiner ſinnlichen Genüſſe. Er trug ſich polniſch.

Soltyk, Landbote von Krakau, ſtammte aus einer alten Familie, die ſich von jeher durch hohe Würden im Staate ausgezeichnet hat. Der Biſchof von Krakau, **Soltyk**, deſſen oben *) erwähnt worden, war der Vatersbruder des jetzt genannten. Jener machte ſich durch einen ſtürmiſchen Patriotismus (wie man in Polen die Anhänglichkeit an irgend eine Partey nennt) beſonders bekannt, der ſich in einem lebhaften Haſſe gegen die Czartoryski, gegen den jetztregierenden König, gegen Rußland und gegen ſeine diſſidentiſchen Mitbürger äußerte. Die fünfjährige Gefangenſchaft in Rußland, die ihm die Ausbrüche ſeines Eifers zuzogen, nahmen er und ſeine Familie als ein Märtyrerthum auf, und letztre führte, nach ſeinem Tode, die daraus entſtandene Erbitterung gegen Rußland fort. Dieſe Erbitterung war die Grundlage zum Patriotismus ſeines Neffen, und ſie wurde von den Führern der Revolution geſchickt genutzt, weil ſie mächtige und reiche Gegner von Rußland brauchten. Es iſt gewiß, daß es kaum einen Patrioten gab, der mit ſo viel Leidenſchaft, alſo auch mit ſo viel Zuverſichtlichkeit, ſich den Entwürfen jener darlieh. Er opferte denſelben den größeſten Theil ſeines Vermögens auf, erſchöpfte ſich in Geſchenken, die er dem Vaterlande darzubringen glaubte, und hatte ſein ganzes Haus, von ſeiner Gemahlin an, bis zum ſchlechteſten ſeiner Bedienten, in Feuer und Flamme geſetzt. Seine Gemahlin wandte ihre ganze Liebenswürdigkeit und Ueberredungsgabe dazu an, den Patrioten Freunde und Freundinnen zu verſchaffen, und opferte, als die Noth hereintrat, alle ihre liebſten und koſtbarſten Geräthſchaften auf; und ſeine Dienerſchaft ſchoß von ihrer Beſoldung eine Summe zuſammen und ſtellte mehrere gekleidete und bewaffnete Soldaten gegen die Ruſſen. Was er in ſeinen Rüſtkammern an Gewehren, in ſeinen Schlöſſern an Kanonen hatte, gab er, bis auf das letzte Stück, gegen die Ruſſen her. Er ſtellte eine Anzahl Soldaten, die er nicht allein kleidete und wehrhaft machte, ſondern auch auf ſeine Koſten unterhielt. In ſeinem Hauſe wurden auch die erſten Scharpien gezupft.

---

*) Im 6ten und 7ten Abſchnitte.

Er war übrigens ein Mann nahe an den Funfzigen, von einem ſehr einnehmenden Aeußern, und mit einer Menge ſchöner Kenntniſſe ausgeſtattet.

Julian Nimczewicz, Weiſſenhof, Moſtowski, waren junge Männer zwiſchen zwanzig und dreyßig Jahren, deren Begeiſterung man beſonders durch die Feder wirken ließ. Der theatraliſchen Arbeiten des Niemcewicz, die ihm, bey ſeiner emphatiſchen Nation, den Beynamen des polniſchen Shakeſpears verſchaften, habe ich oben erwähnt. Ihre große Wirkung lag nicht in ihrer innern Vorzüglichkeit, ſondern in der Lokalität, in der damaligen Stimmung der Nation, in den Anſpielungen, und in den Anwendungen, die man machen konnte. Weiſſenhof arbeitete ſehr viel als Mitglied des Konſtitutions-Ausſchuſſes, und als Mitherausgeber der Nationalzeitung. Eben ſo Moſtowski. Alle drey waren als Redner ſo beliebt, daß ihre Landsleute allgemein behaupteten, ſie hätten die Kürze, den Nachdruck und die Eleganz Cicero's in die polniſche Sprache übergetragen.

Matuſzewicz, auch noch ein junger Mann, glänzte bey ſeinen Landsleuten durch ungefähr eben die Talente.

Wibicki, Stellvertreter der großpolniſchen Städte am Reichstage, war älter (ſchon in den Vierzigen) und ſchon lange ſeinen Landsleuten als guter Kopf und guter Schriftſteller bekannt. Als Patriot war er es nicht minder an einem Reichstage, ich weiß nicht von welchem Jahre, geworden, wo er, ganz allein, gegen eine Operation Einſpruch einlegte, welche die benachbarten Mächte durchſetzen wollten. Er verſchwand, ſeiner perſönlichen Sicherheit wegen, und kam erſt zu Anfange des Konſtitutions-Reichstages zurück. Die Patrioten nahmen ihn mit Freuden auf und er wirkte mit großem Enthuſiasmus, durch Reden und Schriften, zu Gunſten ihrer Entwürfe. Seine erwähnte ältere Schrift führt den Titel *Patriotiſche Briefe*, und ſoll mit viel Geiſt und Witz abgefaßt ſeyn. Seine theatraliſchen Schriften ſind oben berührt worden.

Die Gebrüder *Czacki* brauchte man beſonders, um auf den Reichstagsmarſchall Malachowski zu wirken, deſſen ganzes Vertrauen ſie hatten und mit dem ſie in einem Pallaſte wohnten. Der ältere beſitzt ſchöne Kenntniſſe in mehreren Fächern der Wiſſenſchaften und iſt auch in Deutſchland, bey Gelegenheit ſeiner naturhiſtoriſchen Reiſe durch Polen, bekannt geworden.

Den Fürſten **Adam Czartoryski** brauchte man beſonders zum Repräſentiren. Man weiß, daß er als Geſandter nach Wien und nach Dresden geſchickt wurde. Merkwürdig iſt, daß er dem letztern Hofe diejenige Krone annehmlich zu machen ſuchte, die er ihm, dreyßig Jahre vorher, ſo thätig, mit für ſich ſelbſt, entziehen half. Für die übrigen Operationen des Konſtitutions-Reichstags hat er ſich nie ſehr thätig bewieſen, und die Patrioten ſelbſt glaubten nie ganz zuverläßig auf ihn rechnen zu können.

Der Prinz Joſeph **Poniatowski**, **Thaddeus Kosciusko**, **Wielohurski** und **Zabiello** lauter junge Männer, die vorzüglich der Soldatengeiſt beſeelte, hatten ſich, da ſie nicht Reichsboten waren, mit den politiſchen

Verhandlungen im Reichsſaale nicht abgegeben. Als die Ruſſen Polen betraten, gab man ihnen die Oberbefehlshaberſchaft über einzelne Abtheilungen der kleinen ungeübten, unverſorgten, polniſchen Armee, und ſie glaubten eben ſo zuverſichtlich, mit derſelben ein vierfach ſtärkeres, abgehärtetes, ſiegreiches Heer zu ſchlagen, wie ihre Führer, eine neue Verfaſſung, gegen den Vortheil dreyer der mächtigſten Staaten in Europa, durchſetzen zu können geglaubt hatten.

Ich reiſete den 15ten May von Warſchau ab. Das Wetter war etwas ſtürmiſch, verwandelte ſich aber gegen Mittag in abwechſelnde ſtillere Regenſchauer, die mich zwar um die Beleuchtung der ſchönen Ebene vor Warſchau brachten, aber dafür das Grün um mich her erfriſchten und doppelt fruchtbar darſtellten. Der Sand, durch welchen ich, auf der andern Seite der Weichſel, nach Warſchau hineinwaden mußte, erſchien hier mit Letten ſtark vermengt und deshalb zu einem gewiſſen Grade von Feſtigkeit gebracht, die der Regen vermehrte. Der Weg ward dadurch um ſo beſſer und das Fortkommen deſto ſchneller, obgleich nicht ſo ſchnell, wie es, unter dieſen Umſtänden, in Lithauen geweſen ſeyn würde. Die Poſtpferde ſind hier beſſer, man ſchont ſie alſo mehr; die Poſtknechte ſind minder arm, mithin buhlen ſie nicht durch übertriebenes Jagen nach einem paar Groſchen.

Raszyn, den erſten Poſtwechſel, (2 M.) hatte ich dennoch in zwey Stunden erreicht. Es iſt eine kleine Stadt, mit einer ſorgfältig unterhaltenen Mauer umfaßt, mit einer neuen artigen Kirche und mehreren anſtändigen Privathäuſern verziert. Dadurch bekömmt ſie einen Anblick von Reinlichkeit, der einem wohl thut, wenn man ſich der lithauiſchen Städte erinnert. Doch dieß hatte ſie mit jenen gemein, daß ihr kleiner aber ſauberer Markt mit jüdiſchen Buden beſetzt war, ſo daß auch hier noch die Krämergeſchäfte in den Händen dieſes Wuchervolks geblieben ſind.

Die Ebene, über die man nach Raszyn von Warſchau aus gekommen iſt, dauert noch eine Weile hinter jenem Städtchen in gleicher Fruchtbarkeit fort. Erſt gegen das Ende der Poſt wird ſie durch einzelne Strecken von Gehölz unterbrochen. Man kommt endlich durch einen Streifen Wald, der ſehr ſchmal, und vielleicht bloß deshalb ſehr ſorgfältig geſchont und unterhalten iſt. In der That war er, ſo weit daß Auge reichte, der einzige in der ganzen Gegend, und auch er würde binnen zweyjähriger Friſt verſchwinden, wenn man mit ihm auf gut lithauiſch haus'te.

Hinter Zableywol, der nächſten Poſt, (4 M.) werden Weg und Land unebener, und man kömmt durch anſehnliche Waldungen. Sogleich werden auch Sorgloſigkeit und Trägheit wieder ſichtbar und mit ihnen die empörendſte Holzverderberey. Ich glaubte mich von neuem in einen lithauiſchen Forſt verſetzt, und fand

nur

nur den Unterſchied, daß, ſtatt des trocknen, unfruchtbaren Heidekrauts, Birken, Buchen, Rüſtern zwiſchen dem Nadelholze empor ſchoßten und den Wald dadurch angenehmer machten.

Das Städtchen, worin die nächſte Poſt ſich befindet, Mszczonow, (2 M.) wetteifert an Schwärze, Verfallenheit und Unſauberkeit, mit den lithauiſchen Städtchen, deren ich oben mehrere genannt habe. Etwas aber, das man in letztren nicht findet, ſind die ſogenannten Lauben, die hier faſt jedes Haus hat, beſonders die am Markte, vor welchen durch ſie eine Art von bedecktem Gange rund herum gebildet wird. Das Aeußere erhält dadurch Aehnlichkeit mit den Schleſiſchen, Böhmiſchen und Mähriſchen Städtchen; nur daß die Häuſer in dieſen meiſt immer von Steinen, in Mszczonow aber von auf einander geſchrooteten Balken aufgeführt ſind, und faſt nichts, als Juden, zu Bewohnern haben.

Von Mszczonow aus wird die Gegend ganz waldigt und der Weg etwas ſchwerer; beyde bieten aber in ſo fern einige Abwechslung dar, als das Gehölz, von einer Strecke zur andern, durch grünende Thäler zerſchnitten wird, in denen Dörfer liegen, deren Häuſer an beyde Seiten der Niederungen wie angeklebt erſcheinen. Die Dörfer ſind um vieles beſſer, als in Lithauen, und einige erſcheinen ſogar mit Kalk beſtrichen und grob betüpfelt. Gärten und Felder ſind mit einer Art von ſpaniſchen Reitern verzäunt, der einfachſten, die man ſehen kann: nämlich Stämme von Fichten, die man dergeſtalt behauen hat, daß die Aeſte derſelben daran ſtehen geblieben ſind. So legt man ſie in Gabeln, ebenfalls aus Aeſten in ihrem natürlichen Zuſtande gemacht, und der ſpaniſche Reiter iſt fertig.

Weg und Gegend bleiben ſich gleich bis Chrzczonowics, (2½ M.) einem einzeln ſtehenden Kruge, worin zugleich die Poſthalterey iſt. Von da an wird der Weg durchgehends waldigt und zeigt keine andere Abwechslung, als jene Thäler, worin man jedesmal, der Länge nach, ein mehr oder weniger beträchtliches Dorf antrifft. Rawa ſelbſt, wo die nächſte Poſt iſt, (2½ M.) findet man in ſolch einem Thale gelagert. Dieſe Stadt zeigt ſich aus der Ferne alt und räuchrig, und wenn man hineinkömmt, iſt ſie es auch in der That. Kurz vor derſelben geht die Gränze von Südpreußen an, und in dem Thore daſelbſt ſtanden ſchon preußiſche Soldaten. Am Wachthauſe wurde ich ſchon eben ſo umſtändlich und regelmäßig, nach Stand, Charakter, (wie man es nennt) und Ort, woher und wohin, befragt, wie in den altbrandenburgiſchen Städten. Ein ſonderbares Gefühl von wiedererlangter Sicherheit und Ordnung lebte in mir auf und möchte wohl in einem ähnlichen Falle Jedem natürlich ſeyn, der Polen und ſeine chaotiſche Verfaſſung kennt. Auch eine preußiſche Poſt fand ich ſchon hier niedergeſetzt, die aber vor der Hand nur noch die Briefe beſorgte; der Poſthalter ſelbſt war noch ein Pole; er gab die Pferde, und das Geld dafür nahm die preußiſche Verwaltung. Dieſe ließ ſich auch ſchon die Arbeit eines Wagenmeiſters zu meinem Fortkommen bezahlen, ungeachtet ich von keinem Wagenmeiſter etwas geſehen hatte, ungefähr ſo, wie ich hier und da im deutſchen Reiche ſchon Weggeld für Wege habe bezahlen müſſen, die — nicht da waren.

Daß übrigens die hier angeſetzten neuen preußiſchen Poſtbedienten nur, im eigentlichen Verſtande, zwey Worte Polniſch konnten, wunderte mich ſo ſehr nicht, wenn ich bedachte, daß bey ſchnellen Beſetzungen ſolcher Art nicht erſt lange unterſucht werden kann, ob die Leute, die man für dieſe Stellen braucht, auch wirklich mehr als zwey Worte von der Sprache des neuen Landes verſtehen, beſonders wenn ihre Vorgeſetzten ſelbſt von dieſer Sprache nichts wiſſen. Ein Beweis, daß ſelbſt in Staaten, die ſo regelmäßig eingerichtet ſind.

wie der Preußiſche, unmöglich Alles überſehen werden kann.

Der Briefträger wußte noch das meiſte Polniſche unter den hieſigen Poſtbedienten. Da ich die bevorſtehende Nacht in Rawa bleiben wollte, ſo mußte ich der Frau des Poſtmeiſters, der nicht zu Hauſe war, dieß verſtändlich machen und zugleich, daß ich ein Abendeſſen zu haben wünſchte. Gebärden und Mienen reichten nicht zu. Man holte alſo einen Dolmetſcher, und dieß war beſagter Briefbote. Ich trug ihm deutſch mein Anliegen und meine Bedürfniſſe vor; er ſagte es der Wirthin polniſch wieder; aber ſie lachte und ſchüttelte den Kopf. Ich fragte den Dragoman um die Urſach dieſer Erſcheinung. „Ja, ich weiß nicht,“ ſagte er: „was das iſt.“ — Nun, erwiederte ich: Sie ſprechen doch polniſch mit ihr? — „Ja,“ ſagte er: „ich ſpreche freylich polniſch, aber ſie verſteht mein Polniſch nicht, und des Herrn Deutſch hab' ich nicht recht verſtanden.“ — Nach dieſer naiven Erklärung von ſeiner Seite blieb mir nichts weiter übrig, als ihn um die Gefälligkeit zu bitten, daß er mir einen Juden verſchaffen möchte. Erſt dieſer riß mich, als er kam, aus der Verlegenheit, und ich erhielt, was ich begehrte.

Von Rawa weiß ich übrigens in der That nicht mehr zu ſagen, als was davon zu ſagen iſt und ich ſchon geſagt habe. Es iſt ein Ort von lithauiſchem Schlage, mit hölzernen Häuſern, krummen Gaſſen und viel Schmutz auf dieſen Gaſſen. Aber folgenden Zug wird man, wenn ich nicht irre, echt polniſch finden. Die Stadt hat drey Kirchen, die alle den Einſturz drohen, obgleich die eine — noch nicht fertig iſt. Die beyden erſtern, die ganz verfallen waren, gaben die Veranlaſſung zur Erbauung der dritten. Dieſe Dritte ward bis auf das Dach vollendet. Das Baugerüſt ſteht noch um ſie her, aber es fault; man gab der Kirche ein Nothdach, und es fault. Solchergeſtalt verſammlen ſich die chriſtlichen

Gemeinen, zwiſchen bretternen Verſchlägen, in den beyden alten und in der neuen Kirche, die gefährlicher zu betreten iſt, als die beyden alten.

Daß aber in Rawa, trotz dieſen verfallenen Kirchengebäuden, die chriſtliche Kirche ſelbſt in voller Kraft noch blühe, zeigt die Geſchichte der unglücklichen verrückten Frau, die, wenn ich nicht irre, in einem Anfalle von Wahnſinn, eine Hoſtie zertrat, und dafür, mit ihrer ganzen Familie, zum Verbrennen verurtheilt wurde. Dieſe Begebenheit trug ſich faſt um eben die Zeit zu, wo die neue Konſtitution bey dem letzten Reichstage durchgeſetzt wurde. Da die Vollſtreckung jenes eifrigen Urtheils ſehr ſchlecht zu den Grundſätzen jener Verfaſſung gepaßt haben würde, ſo legte ſich der König ins Mittel, und die Frau ward von einem ſchrecklichen Tode gerettet.

Von Rawa aus bis Lubochin (3½ M.) führt der Weg anhaltend durch Wald und gewährt nicht die mindeſte Abwechslung. Viertehalb Meilen werden, durch dieſe Einförmigkeit, länger und langweiliger als ſonſt ihrer ſechs. Lubochin iſt ein Dorf, das, in einem ähnlichen Thale, wie Rawa, nicht ganz unangenehm liegt. Von Lubochin bis

Wolborz (3½ M.) iſt der Weg nicht weniger waldigt, als auf der vorigen Station, doch kommt man, näher an dieſem Orte, von Zeit zu Zeit über offene, heitere und fruchtbare Stellen, in denen ſich, wiederum in den Niederungen, mehrere nicht ganz ſchlechte Dörfer befinden. Vor Wolborz wird der Weg endlich wieder ganz offen und frey. Dieſe kleine Stadt gewährt einen artigen Anblick von außen und iſt auch von innen ſauberer, als alle, durch die ich bisher in Groß-Polen, jetzt Südpreußen, gekommen bin. Sie hat mehrere Häuſer von Stein, ein bethürmtes Rathhaus und ein paar nicht unanſehnliche Kirchen. Nahe an der Stadt, auf einer mäßigen Anhöhe, liegt ein Luſtſchloß des Biſchofs von Kujavien, zu welchem eine ziemlich gut unterhaltene Allee führt. Es iſt in einem guten, einfachen Geſchmack erbauet, hat drey Haupt- und mehrere Wirthsſchaftsgebäude, die innerhalb einen geräumigen, mit Raſenſtücken verzierten Hof bilden. In einem Medaillon über der Thür des Hauptgebäudes ſteht: Amicis et Genio; und der Beſitzer kann, wenn man bloß dieſe Inſchrift erwägt, unmöglich ein gewöhnlicher Biſchof ſcheinen. Er iſt es auch in der That nicht, ſondern einer der geiſtreichſten und witzigſten Männer, der viel angenehme Kenntniſſe beſitzt und ein guter Dichter iſt. Sein Familienname iſt Kraſinski. Der an das Luſtſchloß ſtoßende, anſehnliche Garten, iſt im franzöſiſchen Geſchmack angelegt und auf beyden Seiten, der Länge nach, mit den ſchönſten Lindenalleen, Heckenſtücken und Lauben verziert. Im Hintergrunde hat er einen länglichten, klaren Teich, an welchen ein anſehnlicher Park ſtößt. Der Biſchof befand ſich nicht dort, und das Ganze gab einen gewiſſen, verlaſſenen, obgleich man nicht ſagen kann, verfallenen Anblick. Uebrigens iſt dieß Werk nebſt Garten auf klarem Sande erbauet und angelegt worden.

Von Wolborz auf Petrikau (2 M.) iſt der Weg anfangs offen und frey; bald aber kommt man durch kleine kurze Heyden, die ſich allmählig in Wald umſetzen, welcher ſodann bis nahe vor Petrikau fortdauert. Dieſe Stadt iſt die erſte nach Warſchau, welche, auf dieſem Wege, aus der Ferne beträchtlich ins Auge fällt. Die Kirchen und mehrere anſehnliche Häuſer, die an Anhöhen gelehnt ſind, nehmen ſich von außen gut aus; kommt man aber näher, ſo erſtarrt man über den Schmutz, die Verfallenheit und Aermlichkeit, die einem in der, faſt ganz von Juden bewohnten, Vorſtadt, in die Augen fallen. Leidlicher werden die Umgebungen, wenn man in den Ort ſelbſt kommt, wo man, für eine polniſche Stadt, ungewöhnlich viel ſteinerne Häuſer antrifft, die jedoch ſtellenweiſe von Brandſtätten und Schutt traurig unterbrochen werden. Die

Bauart iſt alt, die Häuſer haben meiſt ſpitze, gothiſche Giebel, beſonders die, welche den ſonſt anſehnlichen Marktplatz umgeben. Ihr Aeußeres hat überhaupt große Aehnlichkeit mit den weſtpreußiſchen Städten, Braunsberg, Bromberg ꝛc. Uebrigens fand ich die Stadt ganz lebhaft und ſie gehört wirklich zu den nahrhafteſten in dieſem Landesſtriche, kann es auch, unter ihrer neuen Herrſchaft, noch mehr werden.

Von hier bis Mzureck, (2 M.) und noch eine Poſt weiter, bis Rozniatowitz, (2 M.) fährt man über eine ſandigte Fläche, die in ihren Beſtandtheilen viel Letten hat, was ſich durch den ausgezeichneten Schuß der Saaten, der Obſtbäume und des häufigen Laubholzes ankündiget. Deshalb ſtehen auch hier herum die Dörfer weit dichter, als vorher. Gegen das Ende der Poſt wird es wieder waldigt, doch findet man mehr Laub- als Nadelholz, auf dem jetzt moorigt gewordenen Boden. Der Eintritt in dieſen Wald war ſehr lieblich, da eben, nach einem kleinen Spätregen, die Sonne noch einmal wieder aufblickte. Der Weg von Rozniatowitz bis Lenk (1 M.) bleibt dem vorigen gleich, das heißt, er führt aus Wald in Wald, der bald finſterer bald heller iſt, und hie und da nur ſo eben eine Durchfahrt geſtattet. Nicht anders iſt der Poſtlauf von Lenk bis Widawa. (1 M.) Ich machte beyde zur Nachtzeit, um ihre Einförmigkeit zu verſchlafen. Um Mitternacht kam ich zu Widawa an. Alles war in das tiefſte Dunkel gehüllt. Kein Poſtmeiſter, kein Poſtknecht war zu hören und zu ſehen, und der meinige hatte ſeine Pferde vor dem Wagen ſtehen laſſen und war auch unſichtbar geworden. Ich rief und ſchrie, aber ein großer Kettenhund antwortete an ihrer Statt. Endlich fuhr eine Thür auf und ich ſah Licht, das aber ſogleich wieder verſchwand. Ich rief von neuem, keine Antwort. Indem ich mich tappend der Stelle näherte, wo ich das Licht geſehen hatte, ging die Thür wieder auf, und ein langer Mann trat hinein, der gar keinen polniſchen Schnitt hatte, wie es ein großer dreyeckiger Hut und ein gerader, langer Säbel, der ein paar ungeheure Stulpenſtiefeln klopfte, ſehr deutlich auswieſen. Ich folgte ihm, trat in eine ſchwarze Stube, und ſah dort mehrere preußiſche Dragoner um eine dampfende Lampe her ſitzen und in der Karte ſpielen. Ich fragte: ob kein Stallknecht, kein Poſtknecht hier ſey? Die Spieler hörten mich nicht, und der erwähnte lange Menſch, der wohl eigentlich als Schildwache draußen hätte ſtehen ſollen, ſtellte ſich patzig vor mich und ſagte: „Ey was Hausknecht und Poſtknecht, was ſoll das Krobzeug hier? die Stube wird kalt.“ — Und ſo drückte er mit die Thür vor der Naſe zu. Mir geſchah ganz recht! Warum ſuchte ich auch polniſche Poſt- und Hausknechte unter preußiſchen Dragonern. Zum Glück war unterdeß mein entwichener Poſtknecht mit einer Leuchte angekommen und nun brachte er mich zum Poſtmeiſter. Dieſen fand ich, auf der andern Seite eines ſumpfigten Hofes, in einem Stalle, wohin er ſich unter mancherley Thiere gerettet hatte, und wo ſeine Habſeligkeiten, beſonders aber die eß- und trinkbaren Sachen ihm gefolgt waren. Da er etwas Deutſch konnte, ſo erfuhr ich von ihm, daß ein Kommando Preußen, nebſt deſſen Anführer, für dieſe Nacht Platz bey ihm genommen und ihn in dieſen Stall verwieſen habe. Ich nahm bey ihm auf ſeinem Bette Platz, und wurde ſogleich durch einen Schrey benachrichtigt, daß ſich noch ein drittes menſchliches Weſen in unſrer Geſellſchaft befände, von dem ich vermuthlich gar nichts erfahren hätte, wenn ihm meine Laſt nicht etwas zu ſchwer geworden wäre. Es zeigte ſich ein hübſcher Knabe von drey oder vier Jahren, der ſich allmählig aus den Betten hervor arbeitete; und es fand ſich, daß es der Sohn des faſt ſiebzigjährigen Poſtmeiſters war. Auf die ſehr natürliche Frage, wo des Kindes Mutter ſey, gab er mir zu verſtehen: er habe ſie nach einem andern Orte geſchikt, als er gehört, daß die Preußen Nachtlager bey ihm halten würden. —

Nach Verlauf von einer Stunde ward ich endlich nach Wielky, der nächſten Poſt, (3 M.) weiter befördert. Auf dem Wege dahin fand ich ebenfalls nichts, als Wald. Es war immer noch ſtürmiſch und dunkel, und der Poſtknecht konnte wenig davor, wenn er von Zeit zu Zeit die Bäume mit den Axen ſtreifte und einmal gar das Verdeck des Wagens mir über dem Kopfe zuſammen riß. Mit Tagesanbruch kam ich endlich in Wielky an.

Von dieſem Ort aus öffnete ſich die Landſchaft wieder, die Wälder entfernten ſich und umkränzten ſie nur noch von weitem. Der Boden zeigte ſich wieder mit friſchen Saaten überzogen, unter denen beſonders der Weitzen im üppigſten Wuchſe ſtand. Die Gegend um mich her ward endlich zu einer kaum zu umſpannenden Fläche, die aus einem gelblich-letigen Erdreiche beſtand, das ſehr fruchtbar und ſorgfältig angebauet war. Dörfer lagen dicht an Dörfern, und ſchloſſen Häuſer, Ställe und Scheuern ein, die mit Fleiß gebauet und unterhalten waren. So dauerte es bis Naramiz (1 M.) fort. Eben dieß gilt von der Strecke von Naramiz bis Socolnik und Wiriſchau, der nächſten Poſt (1 M.). Socolnik iſt ein Städtchen mit einem Schloſſe, das einem Grafen Boninski gehört. Das Schloß hat zwar nur ein Geſchoß, ſein Inneres iſt aber gut vertheilt und unterhalten. Der daran ſtoßende Garten iſt nicht groß und prächtig, aber angenehm und nutzbar. Die Landſtraße, die vorbey läuft, iſt gut unterhalten und auf eine Viertelmeile weit mit Bäumen beſetzt. Wiriſchau iſt ein unbedeutendes, räuchriges, ſchmutziges Städtchen.

Von da aus nach Kempen (2 M.) bleibt der Weg ungemacht, aber die Landſchaft, durch die er führt, iſt offen, fruchtbar, luſtig, und wird ſtellenweiſe von kleinen Wäldern unterbrochen, die ſorgfältig unterhalten ſind und in der

der That Luſthölzchen ähnlich ſehen. Kempen ſelbſt iſt kein unangenehmes Städtchen; die Eingänge dazu ſind ziemlich reinlich, der Marktplatz iſt geräumig und mit ſaubern Häuſern beſetzt, dergleichen ſich mehrere, auch noch außerhalb des Marktes, finden. Sie ſind zwar nur von Backſteinen erbauet, aber auch dieſe Art zu bauen fällt einem auf, wenn man Lithauen und Polen durchſtreift iſt und nichts als hölzerne Hütten geſehen hat.

Wir ſind hier in der Nachbarſchaft der ſchleſiſchen Gränze, und wenn die Gegenden, die Wälder, Felder und Städtchen beſſer bewirthſchaftet, ſorgfältiger beſtellt, und reinlicher und beſſer gebauet hier herum erſcheinen, ſo iſt es allerdings dem Einfluſſe jener Nachbarſchaft zuzuſchreiben. Wir haben übrigens geſehen, daß von Warſchau aus bis hieher, die Fläche, über die wir kamen, mehr Sand und andre leichte Erdarten zeigte, als ſchwarze und ſchwere. Das Getreide gedeihet aber darum doch faſt in allen Gegenden vortrefflich.

Die Dörfer ſind ohne Vergleich beſſer gebauet, als die Lithauiſchen. Die Häuſer haben zum Theil ſchon zwey Geſchoß. Obgleich ſie noch aus Schrootwerk beſtehen, ſo hat man die Baumaterialien doch nicht in ihrem ganz rohen Zuſtande gelaſſen, ſondern die Lücken mit Kalk verklebt; man hat ihnen ſogar eine Zierde von außen gegeben, die freylich ſehr einfach iſt: man hat ſie nämlich von oben bis unten mit großen Flecken von Kalk getiegert.

Die Wälder ſind weitſchichtig und größten Theils mit vortrefflichem Nadelholze beſetzt. Die Viehzucht iſt gut und nur die Pferde, obgleich ſie ſtärker und größer ſind, als die Lithauiſchen, haben nicht das Feuer und die Unverwüſtlichkeit jener. Auf jedem Fall iſt der Erwerb dieſer Provinz für Preußen ſehr wichtig. Auch ſind die Einwohner der geringern Klaſſen, der Bauer und der Bürger, ſehr zufrieden mit dem Wechſel ihres Landesherrn; deſto weniger die Geiſtlichkeit, der Adel und — die Juden: und ich fürchte, daß die drey letztern Klaſſen, bey dem Einfluſſe, den ſie auf jene erſtern haben, dieſe von ihrem wahren Vortheile ableiten und ſie über kurz oder lang mißvergnügt machen werden *).

Von Kempen nach Wartenberg (3 M.) führt der Weg über eine weite Fläche, die ſo ſandig iſt, daß ſie auch den Muth der polniſchen Poſtknechte lähmte. Während der erſten Meile zeigte ſich noch ungefähr dieſelbe Anſicht, wie die vorhin beſchriebenen. Die Gegend iſt bald frey und offen, bald waldigt, bald mit einzelnen Bäumen beſetzt, aber immer fruchtbar genug, des Sandes ungeachtet. So laufen hier Südpreußen und Schleſien zuſammen, und man ſieht binnen 2000 Schritt einen ſehr auffallenden Abſtich. Das erſte ſchleſiſche Dorf (es gehört zur Standesherrſchaft Wartenberg) zeigte ſich an ſeinem Eingange äußerſt reinlich; die Häuſer waren gut gebauet und undurchlöchert erhalten. Sie beſtanden

---

*) Die Folge hat dieſe Muthmaßung beſtätiget.

zwar noch aus über einander gelegten Balken, aber dieſe waren behauen und ſorgfältig verſchmiert. Die Zäune um die Gehöfte, die Brunnen, das aufgeſchichtete Brennholz ꝛc. alles zeigte von Wohlhabenheit, Ordnung und Fleiß. Eben ſo der nächſte Wald. Er war rein wie eine Tenne, die Bäume waren in der gehörigen Höhe geſchlagen, das Reiſig fleißig zuſammen gerecht, mit einem Worte, alles deutete auf Sorgfalt und Aufſicht, obgleich hier herum an Holz kein Mangel iſt.

Uebrigens wird die Gegend von hier aus nach Wartenberg immer angenehmer. Iſt man aus einer Strecke Wald heraus, ſo tritt man in eine grünende Ebene, die ein neuer Wald begränzt, ſodann wieder eine fruchtbare Fläche, und endlich im Hintergrunde ein ſchwarzer Wald, der aus einem weitläuftigen Thale amphitheatraliſch empor ſteigt und es einſchließt. In dieſem Thale liegt Wartenberg.

Dieſes Städtchen giebt keinen unangenehmen Anblick von innen. Zwar iſt die Vorſtadt, durch die man hineinfährt, noch ein wenig polniſch und faſt ganz mit hölzernen Häuſern beſetzt; aber die Stadt ſelbſt iſt reinlich und hat, für ihre Größe, ziemlich breite, gepflaſterte Straßen; die Häuſer ſind von Fachwerk, mit Farben abgeputzt, und haben undurchlöcherte, reingehaltene Glasfenſter, hinter denen man wieder Vorhänge ſieht. Die Einwohner, die man auf den Straßen erblickt, ſind reinlich gekleidet, und alles verräth eine gewiſſe Betriebſamkeit und mithin einen Wohlſtand, der mit der polniſchen Art zu ſeyn, einen ſehr auffallenden Kontraſt macht.

Bekanntlich gehört dieß Städtchen und die freye Standesherrſchaft, der ſie dem Namen giebt, dem regierenden Herzoge von Kurland, der ſie durch ſeine Beamten verwalten läßt. Da er kein baares Geld herausziehen kann, ſo bezieht er ſeine Einkünfte, wie man mir ſagte, in Tüchern, deren hier, von den ſchlechtern und mittlern Gattungen, ein Beträchtliches verfertigt wird. Auch iſt das Gewerk der Tuchweber hier das zahlreichſte.

Das herzogliche Schloß iſt nicht von Bedeutung, deſto geſchmackvoller die Kirche, die dieſer Fürſt, ein bekannter Liebhaber und Beförderer der Muſik, nahe dabey hat erbauen laſſen. Der Plan iſt quadratiſch, aber das Innere dieſes kleinen Tempels ründet ſich zu einem ſchönen Oval, um welches Arkaden, in ſehr glücklichen Verhältniſſen, herumlaufen, welche die Emporkirchen tragen. Keine Schnörkeley, kein Farbentand zeigt ſich irgend wo. Das Ganze giebt einen höchſt einfachen, heitern, anſpruchsloſen Anblick, und macht dem Baumeiſter, deſſen Name mir entfallen iſt, große Ehre.

Der Weg von Wartenberg bis Oels (4 M.) iſt ſandig, aber das Auge überſieht es, weil die Gegend ſich deſto angenehmer darſtellt. Ueberall zeigen ſich zerſtreute, größere und kleinere Wäldchen und Baumgruppen, unter denen häufig Eichen ſichtbar werden, die mir nur zweymal, während meiner ganzen Reiſe von Liefland aus, vorgekommen waren. So ſandig auch der Boden hier herum iſt, fehlt es ihm doch nicht an Fruchtbarkeit, denn einige Zoll tiefer liegt ein fetter Lehm darunter, wie ich an den Graben bemerkte, die längs der Heerſtraße aufgeworfen waren. Letztere iſt ſtelleweiſe gemacht, doch nicht förmlich chauſſiert, ſondern nur mit Erde erhöhet und mit Bäumen bepflanzet. Die entferntern Gegenſtände des Geſichtskreiſes waren rund um mich her die Wellen eines ſchwarzen Waldes, den der Sturm peitſchte; und kaum war ich auf die Anhöhe vor Wartenberg gelangt, ſo erſchien mir der Zobtenberg, wie ein graues Wölkchen, am Horizonte. Näher an Oels zeigte er ſich auch dem Auge deutlicher. Uebrigens iſt die Landſchaft hier herum mit Dörfern wie beſtreuet, und diejenigen, durch die man kömmt, haben ein gutes, wohlhabendes Anſehen.

Oels ſelbſt zeigt ſich ſchon auf der Hälfte des Weges, und einige beträchtliche Thürme kündigen es an. Die Vorſtadt, durch die ich kam, hat noch hölzerne Häuſer; die Stadt ſelbſt iſt von Steinen, aber im alten Geſchmack erbauet. Das gothiſche Rathhaus füllt faſt den ganzen Markt, und hat, wie das eben ſo gothiſche Schloß, nichts Merkwürdiges; man müßte es denn an letzterem für eine Merkwürdigkeit halten, daß einer der Höfe mit einer gewaltigen Gallerie von Hirſchgeweihen verziert iſt, als Beweis von der Liebhaberey des alten Kunſtkenners, der ſie hieher lieferte. Der Schloßgarten iſt klein und ziemlich unanſehnlich, aber die Ausſicht von oben herab iſt lachend und mannichfaltig.

Von Oels bis **Breslau** (4 M.) bleibt der Weg wie auf der vorigen Station. Breslau ſelbſt zeigt ſich auch ſchon, wenn man die Hälfte des Weges zurück gelegt hat. Schon hier ſieht man, daß man in keine neumodiſche Stadt zu gelangen im Begriff iſt: ihre Thürme ſind von der älteſten Form, und die ſpitzigen, ſchmalen, hoch herauslaufenden Dächer ſcheinen von gleichem Alter zu ſeyn. Man kommt endlich durch ein Sandmeer hinein, eine Unbequemlichkeit, die dieſe Stadt mit **Berlin**, **Dresden** und **Warſchau** ganz gemein hat.

Man hat ſich auch nicht geirret, wenn man von außen ſchon die Bauart des Innern für gothiſch erkennte. Die Häuſer ſind, im Durchſchnitt, drey bis vier Stock hoch, und ſtrecken ihre, zum Theil thurmartige, bunte, ausgezackte Giebel nach der Straße hinaus. Ueber dem Wanderer ſchweben hoch in der Luft anſehnliche Balken, die, zu Dachrinnen ausgehauen, aus den Einſchnitten der Giebel hervorragen; und neben ihm fahren, von Strekke zu Strecke, gewaltige Schlangen von Holz aus den untern Geſchoſſen hervor, die zu Bierzeichen dienen und wahrſcheinlich dieſer Stadt ganz eigenthümlich ſind, aber ihr Aeußeres wirklich nicht aufputzen.

Die Straßen der Stadt ſind im Ganzen mehr breit als enge. Das Pflaſter iſt leidlich, und für die Reinlichkeit wird auch etwas gethun. Die Stadt hat mehrere Plätze, unter denen der Salzring der geräumigſte iſt und gut in die Augen fällt. Auf demſelben und in den daran ſtoßenden Straßen iſt es ſo lebhaft, daß viele Gegenden in Berlin wie todt erſcheinen würden, wenn man ſie gegen einander halten wollte. Eine ſtarke Garniſon, ein ſtarkes Handels- und Manufaktur-Perſonale, die königlichen Kollegien der Provinz, zwey lutheriſche Gymnaſien, eine katholiſche Univerſität ꝛc. führen der Stadt dieſes Gewimmel zu, das den größeſten Theil ihrer Straßen bedeckt und in Marktzeiten das Meßgetümmel von Leipzig faſt erreicht.

Das Aeußere der arbeitenden Einwohner kündigt eine gewiſſe Wohlhabenheit an, und ihr Gang, ihr ſchnelles Weſen, ihr lebhafter Blick, deuten auf Fleiß, Betriebſamkeit, Talente. Auch ſind die Schleſier eine der fähigſten Nationen deutſcher Zunge, und ſie gewinnen ſehr (ſelbſt die Bauern) wenn man ſie mit ihren Landsleuten, den Preußen, Märkern und

Pommern vergleicht, die ein gewiſſes ſchwerfälliges, ich möchte ſagen melancholiſches, Weſen verrathen. Die Schleſier nähern ſich in Sprache und Humor mehr den Anwohnern des Rheins und anderer Weinländer, dahingegen die Kinder der genannten Provinzen ſich mehr den Weſtphälingern und Holländern anſchließen. Dieſe leichtere Gemüthsſtimmung der Schleſier hat denn auch ihre natürlichen Folgen. Der Umgang der geringern Klaſſen unter einander iſt aufgeweckt, luſtig, geräuſchvoll; ſie tanzen, ſpielen allerley Inſtrumente, haben Volkslieder — eine unerhörte Erſcheinung in den eigentlich-brandenburgiſchen Provinzen, wo zu Hauſe und in den Krügen geiſtliche Lieder geſungen und alle übrige Schelmlieder genannt werden. Unter den gemeinen Schleſiern findet man ſogar eine Art von Galanterie, welche unter ihren vorhin genannten Landsleuten unerhört iſt, die nur heirathen, um zu heirathen, deren Bräute gar kläglich heulen, wenn die Ringe gewechſelt werden, mit einem

Werte: denen die Begriffe einer ſchwerfälligen Theologie, und ein dickes, träges Blut dieſe Verbindung tragiſch machen, die doch einen großen Zuſatz ſinnlicher Freuden verlangt, wenn ſie ihren eigentlichen Zweck erreichen ſoll. So pedantiſch ſind die Schleſier (darum doch gute Chriſten) bey weitem nicht, und es giebt auf dem Lande und unter dem Volke ſelten einen Bräutigam, der nicht, eine längere oder kürzere Zeit vorher, in einer verliebten Verbindung mit ſeiner Braut geſtanden hätte.

Der geſellſchaftliche Ton des Adels und der höhern Staatsbeamten vom Civile und Militare, die zuſammen halten, unterſcheidet ſich in Breslau von dem Ton eben dieſer Klaſſen in allen übrigen beträchtlichen preußiſchen Provinzialſtädten, z. B. in Königsberg, Stettin, Magdeburg, nur durch faſt unmerkliche Schattierungen. Thee, Spiel und Tanz ſind auch hier ihre Erholung. Eine gewiſſe Steifigkeit und Breite in den Manieren fällt hier einigermaßen auf, wenn man an die Berliner Geſellſchaften aus dieſen Ständen denkt. Dem Anzuge der Damen und ihrem Geſchmacke fehlen auch noch mehrere Grade zu der Eleganz der Hauptſtadt. Uebrigens findet man in dieſen Zirkeln von Zeit zu Zeit einzelne Gelehrte, die dazu gezogen werden, aber ihren Gattinnen iſt der Zutritt verwehrt, hier, wie überall; aber auch hier läßt man den männlichen Mitgliedern dieſer Klaſſen die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ſie nicht Schuld daran ſind.

Breslau iſt das Athen Schleſiens. Es hat von jeher eine Menge von Gelehrten und Bellettriſten hervorgebracht und genährt, und ſchließt eben jetzt noch von beyden Gattungen eine beträchtliche Anzahl ein, unter denen Namen ſind, welche die deutſche Nation verehrt. Die Muſik iſt in dieſer Stadt, wie überhaupt in den meiſten Theilen von Schleſien, immer gepflegt worden. Auch die Theologie hat hier mehrere Lichter gehabt und hat ſie noch. Es war mir in der That etwas auffallend, in der Hauptſtadt einer preußiſchen Provinz noch ſo viel fleißige Kirchengänger unter allen Ständen zu finden, die es freylich oft genug bloß darum ſeyn mögen, weil es Ton iſt, oder weil ſich die Nachbarn darum bekümmern. Auch hat der lutheriſche Kirchengebrauch in Breslau noch auffallend viel von dem katholiſchen. Dieſen Umſtand, wie den erſtern, erklärt man ſich aber leicht aus der nahen Nachbarſchaft beyder Bekenntniſſe, die weniger eifrig ſcheinen, da wo ſie allein ſind.

Breslau beſitzt einen großen Schatz an literariſchen, alt-architektoniſchen, artiſtiſchen, naturhiſtoriſchen, technologiſchen ꝛc. Seltenheiten und Merkwürdigkeiten, die aufzuzeichnen nicht in meinem Plane liegt. Ich nenne unten ein paar Bücher, die dergleichen in Menge enthalten und in Breslau meine Führer geweſen ſind. *).

---

*) Von Breslau, dokumentirte Geſchichte und Beſchreibung; daſelbſt 1780 — 1783. Zöllners Briefe über Schleſien, Krakau, Wieliczka und die Grafſchaft Glatz ꝛc. Berlin 2 Theile, 1792 — 93.

Der Umfang der Stadt iſt ſehr beträchtlich, und man giebt ihn, alle Vorſtädte dazu gerechnet, zu zwey Meilen an. In eben dieſer Größe liegt wohl der Grund, daß Breslau keine übermäßig ſtarke Feſtung ſeyn kann, obgleich man, ſeit dem ſiebenjährigen Kriege, ihre Werke ziemlich vervielfältigt und erweitert hat. Bey dem allen ſcheinen mir die Befeſtigungen nur da zu ſeyn, damit die Stadt nicht von jedem unbeträchtlichen feindlichen Haufen überrennt werden möge; eine förmliche Belagerung würde ſie ſo lange nicht aushalten, würde man ihr auch wohl ungerne zuziehen, da Breslau in der That mehr zu verlieren hat, als manche Reſidenz. Es müßte denn ſeyn, daß der Feind ſich hinein geworfen hätte und das Schickſal der Stadt an das ſeinige binden wollte, um ſie wenigſtens zu Grunde zu richten oder richten zu laſſen, wenn er ſie nicht behalten könnte.

Den 23ten May reiſete ich, nach einem nur viertägigen Aufenthalte, von Breslau ab.

Meinen Weg nahm ich auf Hirſchberg. Von Breslau bis Gniegwitz (3 M.) läuft eine fruchtbare Fläche an beyden Seiten des Weges fort, der gemacht iſt, zwar nicht eigentlich chauſſiert, aber doch mit Kies erhöhet. Das Getreide ſtand vortreflich; die Gehölze, durch die ich kam, und die nicht bedeutend waren, ſchienen vortreflich beſorgt. Die Heerſtraße fand ich größeſten Theils mit Bäumen bepflanzt, und ſeitwärts derſelben bemerkte ich mehrere wohl unterhaltene Baumſchulen, die alleenweiſe Wäldchen bildeten. Gniegwitz iſt nur ein Dorf, aber ſo ſauber und ordentlich gebauet, daß keine polniſche Stadt eine Vergleichung mit ihm aushält. So waren alle übrige Dörfer, durch die ich kam.

Der gemachte Weg hält, von Gniegwitz aus, noch ungefähr eine halbe Stunde an, ſodann bleibt er wieder der Natur überlaſſen; aber ich glaube, er kann zu keiner Zeit ganz ſchlecht werden, weil er, da er aus Kies beſteht, bey trockenem Wetter nicht in Staub auf-

aufgelöſet, und bey naſſem, nicht grundlos werden kann. Die Landſchaft bleibt dieſelbe: flach, weit ausgebreitet, fruchtbar, von Waldung entblößt. Wenn man Schweidnitz, der folgenden Poſt, (3 M.) näher kömmt, das ſeiner Thürme und erhöheten Lage wegen, keine unangenehme Anſicht giebt, findet man wieder gemachten Weg, der bis in die Stadt führt.

Schweidnitz iſt eine ſtarke, ſorgfältig unterhaltene Feſtung. Das Innere der Stadt iſt reinlich und neu. Die Straßen ſind meiſt gerade, obwohl ein wenig enge, und mit zwey bis drey Geſchoß hohen Häuſern beſetzt; auch ſind ſie für die Größe der Stadt lebhaft genug. Man ſieht wohl, daß Brand und Belagerung Gelegenheit zur Verjüngung der Stadt gegeben haben. Die neuerbauten Häuſer ſind nicht ohne Geſchmack und mehrentheils gleich hoch. Der Markt iſt beſonders anſehnlich und manche große Städte haben keinen ähnlichen aufzuweiſen.

Da es ſeit einigen Tagen ſehr geregnet hatte, ſo waren mehrere Flüßchen angeſchwollen, die mich zwangen, die folgende Nacht hier ſtill zu liegen. Als ich den andern Morgen erwachte, fand ich alle Dächer mit Schnee überzogen. Es war der 24ſte May!

Ich machte mich indeſſen doch auf den Weg nach Landshut (4 M.) Der Weg zog ſich immer bergauf, mittelſt einer trefflichen, vor kurzem erſt angelegten Straße, die unterhalb gepflaſtert und oberhalb mit Kies beſchüttet war. Hinter Freyberg, einem Oertchen mit Bergwerken, ſtieg der Weg immer höher, und allmählig öffnete ſich hinter mir eine Ausſicht, die ſehr weitläuftig war, während vor und neben mir ein Schuh hoher Schnee lag, der die grünenden Saaten und blühenden Kirſchbäume bedeckte. Wenn man den Berg erſtiegen hat, ſo fährt man auf deſſen Rücken eine Weile fort, läßt das Schloß Fürſtenſtein linker Hand zwiſchen ſeinen Klippen und Wäldern liegen, und ſteigt endlich wieder hinunter, nach Landshut hinein, das zuerſt mit ganz auf die Erde gedrückten Dächern erſcheint, allmählig aber ſich erhebt und mit zweyſtöckigen Häuſern, die Wohlhabenheit ankündigen, vor einem ſteht.

Von Landshut an iſt ein ewiges Steigen. Gruppen beträchtlicher Berge ſtanden vor und neben mir. Je höher ich kam, deſto tiefer war der Schnee, und auf dem höchſten Punkte des Berges fand ich die Spur verſchneyet und war mitten in einer dichten Schneewolke, die ſich ſo reichlich entlud, als ob ich dem December ſo nahe geweſen wäre, als dem Junius. Es ging endlich wieder bergunter und ich erblickte von oben herab Schmiedeberg. Rechts und links behielt ich ſchroffe Felſen und finſtern Wald, und ein paar Stürzbäche ließen ſich rauſchend neben mir vernehmen.

Die Menſchen, die hier herum wohnen, waren dieſes Wetters in dieſer Jahrszeit gewohnt und ſie verſicherten mich, noch ſpäter im Jahre ſolche Rückfälle des Frühlings in den

Winter erlebt zu haben. Auch ſind ſie den ganzen Winter über wie verſchneyet, und auſſer allem Zuſammenhange mit ihren Nachbaren. Deſto fleißiger ſpinnen und weben ſie, und die Rauhigkeit der Witterung trägt nicht wenig zu ihrem Kunſtfleiße bey. Ihre Häuſer ſind von Holz, mit Brettern gedeckt. Die Mannsperſonen waren munter, ſtark und friſch, die Weiber häßlich. An einem gewiſſen ſchmalen, eckigten Bau und an der blaſſen Geſichtsfarbe, ſind jedoch die Weber und andere Fabrikanten ſehr wohl von den Landbauern zu unterſcheiden.

Schmiedeberg hat die Lage faſt aller ſchleſiſchen Gebürgeſtädtchen und Dörfer; es iſt nemlich in einem länglichten Thale in fortlaufender Linie erbauet. Die Stadt giebt ſchon von außen das Bild aller Fabrik- und Manufakturſtädte. Sie enthält nur zwanzig bis fünf und zwanzig zum Theil vortrefliche Häuſer für die Unternehmer, und für die Fabrikanten deſto mehr Hütten. Ein verjähriger Brand verheerte vierzig Häuſer, aber ſie waren größeſten Theils ſchon wieder unter die Dächer gebracht. Der König hatte den Verunglückten ſechs tauſend Thaler geſchenkt.

Von Schmiedeberg aus auf Hirſchberg (3 M.) neigt ſich der bergigte Weg wieder mehr zur Fläche, obgleich er noch zwiſchen beträchtlichen Anhöhen hinläuft; dieſe aber wurden lachender durch das Laubholz, womit ſie beſetzt waren. Die Straße dauert immer noch in ihrer vorigen Güte fort. Die Anſicht von Hirſchberg auf dieſer Seite kann ich nicht beurtheilen, weil ich erſt nach eilf Uhr in der Nacht daſelbſt ankam. Mehr konnte ich von der Stadt überſehen, als ich den andern Morgen (den 25ſten) ausfuhr und eine Anhöhe hinauf ſtieg, an deren Fuße ſie ſich ausbreitet; aber das Auge wandte ſich bald von ihr ab, und lenkte ſich auf die Schneekoppe, die man von hier aus, ihrer ganzen Höhe nach überſieht, und auf die von derſelben und an ihrer Seite immer niedriger ſich abdachenden

Berge, um deren Spitzen, Nebel, Schnee, Regen, Sturm und Sonnenſchein gohren und kämpften. Nachdem der Weg eine Weile durch eine anmuthige Landſchaft, die lauter angebaute Anhöhen in der Nähe, und ſchwarze, unbeſchneyete Berge in der Ferne zeigte, mittelſt einer ſchönen Heerſtraße, bergauf geführt hatte, ſtieg er abſatzweiſe allmählig wieder hinunter und zog ſich durch Thäler hin, in welchen ſich Dorf an Dorf drängte, die, bey ihrer Länge, an einander zu hängen ſchienen, alle einen ſehr wohlhabenden, reinlichen Anblick gewährten und mit geſunden, höflichen und arbeitſamen Einwohnern beſetzt waren. Dieſe Dörfer waren meiſt katholiſcher Religion; und dieß kündigte ſich durch mehrere Kreutzbilder an, worunter eins von Eiſen war, an welchem ein Engel das Blut Chriſti aus der Seitenhöhle in einen Becher auffing —

Es waren in dieſen Gegenden, kurz vor meiner Ankunft, Unruhen unter den Webern geweſen. Die Unternehmer, deren Geſchäfte bey dem jetzigen Kriege langſamer gingen, als ſonſt, konnten den Webern weder ſo viel abnehmen, noch ſo viel geben, als vorhin. Die Weber, die nur ihr gegenwärtiges Bedürfniß fühlten und ſich mit den Spekulationen ihrer Abnehmer nicht den Kopf zerbrechen konnten oder wollten, auch die Vorſtellungen jener, nach dem einmal eingeriſſenen Mißtrauen, nur für den Vorwand hielten, ſie zu drücken, zogen in Schaaren nach der Stadt und es gingen Unordnungen dabey vor. In einigen Städten mußten ſogar die Beſatzungen aufziehen. Der Sturm legte ſich indeſſen wieder und ein ernſthaftes, aber doch ſchonendes, Reſcript that das übrige. — Der verſtorbene König machte Niederlagen von Getreide, wenn eine oder die andere Provinz, nach einer guten Aernte, keinen Vertrieb hatte; könnte die Regierung vielleicht nicht ähnliche Niederlagen von Leinwand und andern Manufaktur-Waaren machen, um ihren Fabrikanten zu Hülfe zu kommen?

Der Weg lief, ſich immer mehr ſenkend, über Greifenberg hinaus; die Berge wurden immer niedriger, aber auch angebauter, und allmählich ſtieg ich wieder in eine Natur hinab, wie ſie den 26ſten May hier zu erwarten iſt.

Hinter Greifenberg geht der ſchöne Straßendamm zu Ende, weil hier das preußiſche Gebiet in einige einzelne, zwiſchen das Sächſiſche zerſtreuete, Dörfer ſich verliert. Der Weg bleibt der Natur überlaſſen und wird ſtellenweiſe ſteinigt, enge und krumm. So fährt man nach Lauban (6 M.) hinein, das in einem Thale, ziemlich ausgebreitet, liegt, und deſſen Inneres Aehnlichkeit mit Schweidnitz und Hirſchberg hat. Die Geſichtsbildung und Tracht der Einwohner ſind hier noch ganz ſchleſiſch.

Von Lauban aus geht der ungebahnte Weg durch eine Landſchaft, die immer niedriger wird, aber wegen einer mannichfaltigen Abwechſelung von angebaueten Hügeln und

Thälern, worin die friſcheſten Wieſen grünen, dem Auge ſehr wohl thut. Der Anbau dieſes Bodens geht mit deſſen Fruchbarkeit Hand in Hand, und wenn die Natur hier minder groß und heldenhafe iſt, ſo wird ſie deſto angenehmer und nützlicher. Linker Hand behält man die Kette böhmiſcher Berge, die ſich erſt da, wo das Auge kaum noch hinreicht, ſtufenweiſe, bis auf einige wenige, verlieren, welche ſich von den andern wie verirrt zu haben ſcheinen. Vor Görlitz (3 M.) fand ich um 9 Uhr noch Leute auf den Aeckern beſchäftigt. Was für ein Beyſpiel für Liefland, Kurland, Lithauen!

Die Anſicht von Görlitz ging für mich verloren, weil ich erſt um zehn Uhr Abends daſelbſt ankam. Ich fuhr eine ziemlich ſteile Anhöhe hinan, die mit hohen und maſſiven Häuſern beſetzt war, welche Lauben hatten, und einen gewiſſen Anblick von Alter und Feſtigkeit gaben. Den andern Morgen fand ich, daß Görlitz, ſeinem Aeußern nach, zu den ſanberſten und netteſten Städten in Sachſen gehört, ſo wie ſie, dem Innern nach, eine der fleißigſten, betriebſamſten und wohlhabendſten iſt. Sie iſt übrigens durchaus mit Baſalt gepflaſtert, wovon ſich große Geſchiebe in der umliegenden Gegend finden.

Von Görlitz aus, welches ich den 27ſten des Morgens verließ, werden die Anhöhen immer geringer. Ich kam vor dem Baſaltberge Landskrone vorbey, der nicht nahmhaft iſt, wenn man den Tag vorher noch das Rieſengebirge geſehen hat, der aber, ſeiner Form nach, zu den ſchönſten Bergen gehört, die man ſehen kann. Der Weg war ſtellenweiſe mit ſchwarzem Baſalt gepflaſtert, übrigens aber der Natur überlaſſen, und, da es auch hier ſtark geregnet hatte, ziemlich ſchlecht. Die nächſten Strecken an demſelben waren ſandig und öde; aber weiter hin zeigten ſich gut angebaute Anhöhen und Thäler, die bis Rothkreutſcham (3 M) einem Dorfe, fortdauerten. Von da aus läuft der Weg in gleicher Beſchaffenheit weiter. Nach ungefähr einer Meile, zeigt ſich, indem man den höchſten Punkt eines vorliegenden Hügels erreicht, Bautzen (3 M.), und mit dieſer Stadt ein ſchönes Thal, in welchem man auf einmal zwölf Dörfer, den ſchönſten Feldbau, Wäldchen und kleine beſäete Anhöhen mit dem Auge umſpannt, was einen für den beſchwerlichen Weg ſchadlos hält, der bald der Natur überlaſſen bleibt, bald durch einen bloßen Damm, der nicht beſchüttet iſt, erſetzt wird. Die Steinarten, die ſich hier herum am häufigſten zeigen, ſind Granit, Baſalt und Hornſchiefer. — Man behält Bautzen beſtändig im Geſicht, bis auf wenige Stellen, wo ſich der Weg ſenkt, und die Stadt giebt, einiger nicht unbeträchtlichen Thürme wegen, einen artigen Anblick. Das Innere ſelbſt iſt reinlich und gut in die Augen fallend, und die Häuſer dünkten mich im Ganzen nicht weniger gründlich gebauet und ſauber, als die in Görlitz. Auch das Pflaſter iſt nicht minder gut; und die Lebhaſtigkeit auf den Straßen beweiſet, daß dieſe Stadt einen großen Theil von dem Kunſtfleiße der ganzen Provinz in ihren Mauern einſchließt.

Von Bautzen bis Biſchofswerda dauert der Weg, mit geringer Veränderung, ſo fort; man verliert die ſubalternen Hügel an der Seite des Rieſengebirges immer noch nicht aus dem Geſicht, und fährt ſogar hier und da näher oder entfernter an denſelben hin. Biſchofswerda, ein wenig bedeutendes Städtchen, liegt in einem Keſſel, der von Anhöhen von Granit und Sand umgeben iſt. In der Nähe und Ferne ſieht man mäßige Hügel und einzelne Berge hervorragen. Von Biſchofswerda bis Schmiedefeld, der nächſten Poſt (1 M.) blieb der Weg abwechſelnd Anhöhe und Niederung, ſtellenweiſe gemacht und ungemacht, übrigens durch den anhaltenden Regen tief ausgefahren. Die Gegend umher iſt aber immer noch fruchtbar und lieblich und das Land mit außerordentlicher Sorgfalt beſtellt.

Von Schmiedefeld bis Dresden (3 M.) fährt man größesten Theils durch einen ſandigten Wald, der einen unebenen Boden hat, aber ſtellenweiſe, wo man über Anhöhen kömmt, eine ziemlich ausgebreitete Ausſicht ins Freye hinunter gewährt. Wenn man von dem weißen Hirſche, einem Gaſthofe, der ungefähr anderthalb Stunde von Dresden liegt, hinabkommt, überſieht man ſchon einen großen Theil dieſer Stadt. Die Frauen- und Kreuzkirche, die Schloßkapelle, und mehrere andre offentliche Gebäude, werden ſichtbar. Bald erblickt man die Elbe, die hier ſchon ein beträchtlicher Strom iſt, wie ſie ihren Lauf auf die Stadt zu nimmt. Man verliert dieſe Anſicht noch einmal aus den Augen, und kommt auf einer vortreflich angelegten und unterhaltenen Straße, welche in weiten Krümmungen einen Berg hinab führt, durch eine Strecke Waldes, wo man abermals auf Stellen ſtößt, die mehrere Ausſichten, wo nicht auf die Stadt, doch über die hinter ihr liegenden Gegenden nach Böhmen und dem Erzgebirge zu, gewähren. Zur Rechten ſieht man noch nichts als Wald, der ſich eine mäßige Anhöhe hinan zieht und jede Ausſicht verſperrt. Weiter hinunter tritt man in eine ſchöne Allee von Kaſtanienbäumen ein, die bis an das ſchwarze Thor führt, und von da in mehreren Nebenalleen, zum Theil nach dem weißen Thor, zum Theil rechts nach der Heide zu fortläuft.

Der Eintritt in Dresden von dieſer Seite, iſt glänzend und überaus heiter. So wie man innerhalb des Thores iſt, dehnt ſich links ein Flügel der anſehnlichen Artillerie-Kaſerne aus, und rechts behält man die Kirche, die in einem guten Geſchmack erbauet, aber ohne Thurm iſt. An den Platz zwiſchen beyden lehnt ſich eine breite Straße, deren Mitte mit einer wohlunterhaltenen Allee beſetzt und mit Geländern eingefaßt iſt. Sie hat faſt die ganze Länge der Neuſtadt und läuft in einen Platz aus, worauf die von Kupfer getrie-

getriebene, vergoldete Statüe Auguſts des Erſten zu Pferde auf einem angemeſſenen Fußgeſtelle von Werkſtücken ſtehet. Die Hauptwache, die gut in die Augen fällt, und anſehnliche Bürgerhäuſer, umſchließen rechts und links dieſen Platz. Von demſelben tritt man unmittelbar auf die große Elbbrücke, die in Abſicht ihrer Länge, Breite, Sauberkeit und Feſtigkeit, immer eine der prächtigſten in Europa bleiben wird, wenn auch unter den Brücken in Italien, z. B. in Piſa und Florenz, die zugleich von Marmor ſind, einige gefunden werden ſollten, die ſie, beſonders in Leichtigkeit der Bauart, übertreffen. Die Ausſicht von dieſer Brücke herab iſt köſtlich, und man überblickt den Lauf der Elbe, oberhalb Dresden und unterhalb dieſer Stadt, in einer anſehnlichen Entfernung. Die Bergrücken, die ſie, näher oder entfernter, auf beyden Seiten einſchließen, ſind theils mit Wald, theils mit Reben beſetzt, und unter letztern ſieht ein Gewimmel von kleinern und größern Land- und Luſthäuschen hervor. Iſt man über die Brücke herüber, ſo hat man die Schloßkapelle vor ſich, die, trotz ihrer Ueberladung an Bildſäulen, die nicht alle Meiſterſtücke ſind, mit einer gewiſſen Pracht in die Augen fällt; ferner das churfürſtliche Schloß, das freylich, ſeines Alters wegen, ein wenig ſtark gegen jene abſticht; ferner links die Terraſſen des Brühliſchen Gartens, für den man keine glücklichere Lage hätte finden können; weiterhin das ehemalige Brühliſche Palais, und dem gegenüber die Stallgebäude, in deren oberen Geſchoß ſich die berümte Gemälde-Gallerie befindet. Sodann gelangt man auf einen der ſchönſten Plätze in Dresden, den Neumarkt, auf welchem die ganz von Werkſtücken, ein wenig ſchwerfällig, aufgewölbte Frauenkirche ſtehet, die nächſtens an einer neuen Hauptwache, zu deren Bau ſchon Anſtalten gemacht werden, eine Nachbarin erhalten ſoll, die dieſen Platz, der übrigens von meiſt fünfſtöckigen Häuſern umſchloſſen iſt, vortreflich zieren helfen wird. Hier bezog ich eine Wohnung in dem „Hotel de Saxe," einem Gaſthofe der zweyten Ordnung zwar, aber unter allen übrigen in Dresden am beſten gelegen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Reiſe eines Lieflånders

von

Riga nach Warſchau,

durch Südpreußen, über Breslau, Dresden,
Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg,
München, Salzburg, Linz, Wien
und Klagenfurt,
nach Botzen in Tyrol.

Dritter Theil.

Berlin, 1795.
bei Friedrich Vieweg dem ältern

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Reiſe eines Liefländers

von

Riga nach Warſchau,

durch Südpreußen, über Breslau, Dresden,
Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg,
München, Salzburg, Linz, Wien
und Klagenfurt,
nach Botzen in Tyrol.

Fünftes Heft.

Enthaltend
einen Abriß von Dresden,
und
die Reiſe von dort bis Salzburg.

Berlin, 1795.
bei Friedrich Vieweg dem ältern.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Neunter Abſchnitt.

Dresden.

Dresden. Wanderungen in dieſer Stadt. Die Altſtadt. Bauart. Vorzügliche Straßen. Lebhaftigkeit. Die Neuſtadt. Brücke. Jägerhof. Kadettenhaus. Artillerie-Kaſerne. Königsſtraße. Japaniſcher Pallaſt. Bibliothek. Die Friedrichſtadt. Vorſtädte. Betrachtung über die beyden Auguſte. Der jetzt regierende Kurfürſt. Frugalität in Dresden. Geſellſchaftlicher Ton. Sitten. Oeffentliche Mädchen. Aeußeres der verſchiedenen Einwohnerklaſſen. Ihr Nahrungserwerb. Wohlfeilheit der Talente. Oeffentliche Vergnügungen. Abreiſe von Dresden. Eintritt in das Erzgebürge. Freyberg. Oederan. Chemnitz. Annaberg. Ehrenfriedersdorf. Weipert. Oberwieſenthal. Gaſthof daſelbſt. Gottesgab. Joachimsthal. Karlsbad. ~~Lage.~~ Umliegende Gegenden. Inneres der Stadt. Einwohner. Brunnen. Einrichtung und Wirkung derſelben. Badegäſte. Badeleben. Oeffentliche Unterhaltungen und Vergnügungen. Abreiſe von Karlsbad. Zwoda. Bewohner des Eger'ſchen Kreiſes. Eger. Dortiger Geſundbrunnen. Mühlbach. Thiersheim. Weißenſtadt. Berneck. Anſicht von Bayreuth. Treppach. Romantiſcher Weg. Streitberg. Schönes Thal. Die Burg von Streitberg. Bayersdorf. Erlangen. Fürth.

Den andern Tag (den 29 May) machte ich Streifzüge, um das Aeußere der Stadt zu unterſuchen und mich mit ihrem Plane bekannt zu machen. Bey ſolchen Gelegenheiten überlaſſe ich mich dem Zufalle, und jeder Weg, den er mit mir nimmt, iſt mir der nächſte, ſo wie jede Stunde, wo ich nach Hauſe zurückkomme, mir die rechte iſt. Verirren kann man ſich da nicht, wo man keinen beſtimmten Weg zu ſuchen, und zu halten hat. Wo ich ein Thor fand, kehrte ich wieder um, weil ich mich für heute auf die Altſtadt einſchränken wollte.

Die Bauart dieſer iſt ganz auf Gelaß berechnet. Im Durchſchnitt haben die Häuſer 4 bis 5 Geſchoß und gebrochene, holländiſche Dächer, die ebenfalls bewohnt werden. Sie ſind meiſt von dem feſten Pirnaiſchen Sandſtein erbauet, der außerordentlich dauerhaft iſt. Die Treppen ſind in vielen Häuſern von demſelben Steine, was für die Einwohner in

Feuersnöthen ſehr beruhigend ſeyn muß Die Häuſer werden im Innern muſterhaft reinlich gehalten und im Aeußern ſind ſie es nicht minder. Man hat ſie meiſt gelblich oder grünlich abgeputzt und die Fenſterverzierungen mit Farben, nicht in Gyps, wie z. B. in Berlin angegeben. Ihre Vorderſeiten ſind alſo nicht durch Schnörkeleyen unterbrochen, ſondern geben ein heiteres Ganze. In einigen Straßen, beſonders in den ältern, z. B. der Schloß- Wilsdruffer- Scheffelgaſſe ꝛc. findet man noch einzelne Häuſer mit hervorſpringenden Erkern, deren eines dem andern die Ausſicht benimmt; aber ſie ſind hier nicht in ſo großer Anzahl, wie z. B. in Leipzig, Bautzen und in andern Sächſiſchen Städten. Ganz davon frey habe ich die Moritz- und Pirnaiſche Straßen, überhaupt die ſchönſten in Dresden, geſunden. Beyde ſind zwar nicht lang, aber breit, und mit treflichen, meiſt ganz neuen, fünf bis ſechs Geſchoß hohen, Häuſern und Palais beſetzt. Die Moritzſtraße war die letzte, die aus den

Trümmern hervorging, in die ſie das Bombardement im ſiebenjährigen Kriege (1760) legte, und ſie iſt die ſchönſte geworden. Was Dresden überhaupt für einen Reichthum an Palläſten, an öffentlichen Gebäuden und Häuſern beſitzt, kann man aus den architektoniſch genauen Schilderungen derſelben ermeſſen, die Hr. **Haſche** ſeiner Beſchreibung von Dresden *) eingeſtreuet hat.

Das Pflaſter iſt im Ganzen genommen gut und man ſorgt für deſſen Reinlichkeit, wozu die Kanäle, die darunter hinlaufen, ſehr viel beitragen.

Es iſt in keiner Straße leer an Menſchen, aber die lebhafteſten haben mir die Schloß- See- Wilsdruffer- Pirnaiſche geſchienen und die kleinern, die von dem alten Markt zum Neumarkt und von da nach der Neuſtadt führen. Die beyden genannten Plätze ſind ohnedies immer ſehr volkreich, weil auf beyden täglich Markt iſt. Nach dem alten Markt zu und auf demſelben iſt Kaufmannsgewölbe an Kaufmannsgewölbe, und alles, was man zur Wirthſchaft, zur Bequemlichkeit und zum Luxus nöthig hat, wird hier herum eingekauft.

---

*) Ihr Titel iſt: Umſtändliche Beſchreibung Dresdens, mit allen ſeinen innern und äußern Merkwürdigkeiten, hiſtoriſch und architektoniſch. Leipzig, 1781 — 83.

Die geringern, unanſehnlichern Theile der Stadt finden ſich an der Stadtmauer herum. Vom Pirnaiſchen Thore bis zum Zeughauſe, von dort hinten herum am Brühliſchen Garten, vom Wilsdruſſer- bis zum Seethore, von dort hinter der Kreuzkirche herum; in der Gegend eben dieſer Kirche, in dem ſogenannten Loche, wo ſich ein Neſt von engen, ſchmutzigen, finſtern Straßen findet — da überall ſind die Häuſer alt, größtentheils von der Mauer eingeſchloſſen, meiſt von ärmern, oft genug von liederlichen, Leuten bewohnt, die Gelegenheit geben und Gelegenheit machen, gewöhnlich aber Bierhäuſer, und in dieſen Schenkmädchen halten.

Dies wäre ein leichter Umriß von dem Aeußern der Altſtadt Dresden, den ich von meiner erſten Ausflucht mit zurückbrachte. Meine zweite betraf die Neuſtadt, die durch die Elbe von der Altſtadt getrennt, aber mittelſt der Brücke mit ihr wiederum verbunden wird. Die Brücke hat einen gepflaſterten Fahrweg und zwey erhöhete, mit Flieſen ausgelegte, Trottoirs für die Fußgänger. Wer nach der Neuſtadt geht, ſchlägt das Trottoir rechter Hand ein, wer aus der Neuſtadt kommt, nimmt auch das, welches ihm rechter Hand iſt, und ſo kommt und geht man von beyden Seiten ungehindert. Die Schildwachen auf der Brücke haben über dieſe Ordnung zu wachen.

Die Neuſtadt iſt bey weitem kleiner als die Altſtadt, auch, wenn man die Hauptſtraße oder Allee ausnimmt, nicht ſo gut gebauet. Schlägt man von der Brücke aus rechts die erſte Straße ein, ſo führt ſie nach der Elbe und nach mehreren Magazinen und Schoppen, die zu Wagen und Pontons beſtimmt ſind, ſchlägt man ſich ſodann links, ſo gelangt man zu dem ſogenannten großen Jägerhofe, der aus mehreren geräumigen Höfen beſteht, welche theils den Zeug zur Jagd, theils die Hundeſtälle, theils die Wohnungen für die Jäger und Jagdbeamten, (zuſammengenommen ein ſehr zahlreiches Perſonale) einſchließen. Unfern davon findet man das Kadettenhaus, ein ſehr anſehnliches Gebäude, deſſen Inneres zu ſeiner Beſtimmung vortreflich eingerichtet iſt: im untern Geſchoß iſt eine geräumige Reitbahn mit den dazu gehörigen Stall- und Schulpferden, im zweyten Geſchoſſe iſt die Wohnung des Chefs der Kadetten, der Exerzierſaal, die Lehrſäle u. ſ. w., im dritten und vierten wohnen, eſſen und ſchlafen die jungen Leute. Dem Haupteingange dieſes Hauſes gegenüber breiten ſich drey andre Flügel der ſchon erwähnten Artillerie-Kaſerne aus, welche die Artillerie- und Ingenieurſchule, auch ein Inſtitut zur Bildung der Chirurgen, einanatomiſches Theater, und einige andre nützliche Anſtalten enthält. Hinter derſelben ſind mehrere Magazine, Schuppen für Fuhrwerk und andre Kriegsbedürfniſſe, und unmittelbar daran ſtoßen die Feſtungswerke.

Verfügt man ſich nach der andern Seite der Neuſtadt hinüber, ſo tritt man, gleich hinter der Kirche, in die Königsſtraße, die mit anſehnlichen, meiſt gleich hohen und langen Häuſern beſetzt iſt und „en face“ den ſogenannten Japaniſchen Pallaſt hat, aber todt und menſchenleer iſt. Der Platz, worauf jener Pallaſt ſteht, iſt nicht wohl unterhalten, und ſchwimmt, wenn es geregnet hat, in Waſſer und Koth, wozu die ſtarke Durchfahrt, zum weißen Thor herein und hinaus, nicht wenig beiträgt. Der Pallaſt ſelbſt fällt nicht übel in die Augen, nur wünſcht man, daß er für ſeinen Umfang mehr Höhe und Leichtigkeit haben möchte. Das Innere deſſelben iſt jetzt zu der vortrefflichen Bibliothek eingerichtet, und nicht leicht wird ſich irgend ein Inſtitut dieſer Art, die Bibliothek zu Paris und im Vatikan ausgenommen, ſolch eines prächtigen, heitern, geſchmackvollen und weitläuftigen Lokals rühmen können. Auch für die Kunſt verwahrt es einen bedeutenden Schatz von antiken Bildhauereyen und von Gypſen; es iſt aber bey weitem noch nicht ganz ausgefüllt. Die Ausſicht von den obern Sälen iſt vortreflich. Am Pallaſte ſelbſt iſt ein kleiner, aber ſehr artiger Garten, deſſen Terraſſen zugleich ein Stück des Walles einnehmen und einen köſtlichen Ueberblick über die umliegenden Gegenden und den ganzen Spiegel der Elbe, die hart daran hinfließt, gewähren. Mit einem Worte, die Muſen haben hier einen höchſt anmuthigen Zufluchtsort gefunden.

Von hier aus ließ ich mich über die Elbe ſetzen, um die Friedrichsſtadt zu beſuchen. Man gelangt jenſeits des Fluſſes auf die Oſtrawieſe, die, in ihrer ganzen Länge, mit mehrfachen Alleen beſetzt iſt, unter denen Heerden des erleſenſten Schweizerviehes weiden, die zu dem daran ſtoßenden Oſtravorwerke gehören. Dieſem gegenüber, in der Friedrichsſtadt ſelbſt, liegt der Garten des Grafen Marcolini, dem es nicht an Umfang und artigen Anlagen fehlt, der aber, im Ganzen genommen, nicht außerordentlich iſt. Auch der Prinz Anton hat in der Nähe ein artiges Sommerhaus. Uebrigens iſt die Friedrichsſtadt von größerem Umfange, als die Neuſtadt, aber ohne allen Vergleich geringer gebauet, obwohl bevölkert genug. Fabrikanten und Manufakturiſten aller Art wohnen hier, und führen, bis auf die Kinder herunter, ein ſehr arbeitſames, aber darum doch leider ein ſehr armſeliges Leben. Noth und Mangel ſind hier zu Hauſe, und es iſt nichts ungewöhnliches, ganze Familien in Lumpen vor den Häuſern ſitzen zu ſehen.

Mit der Altſtadt hängt die Friedrichsſtadt durch eine ſchöne Allee zuſammen, die ſich am Zwinger endigt. Die Wilsdruffer Vorſtadt, in der man ſich nun befindet, iſt ſtark von Gerbern bewohnt und in ihrer Nähe, wie es ſich gebührt, befindet ſich auch das Schlachthaus. Der größeſte Theil dieſer Vorſtadt iſt gut gebauet und ſauber. Derſelbe Fall iſt es mit der Seevorſtadt, die beſonders einige vortrefliche Gärten einſchließt. Schöner als beyde, iſt die Pirnaiſche Vorſtadt, die einige Häuſer aufzuweiſen hat, welche mit Ehren in den ſchönſten Straßen der Altſtadt ſtehen würden.

Um Alles, was ſich über das Aeußere von Dresden ſagen läßt, in wenig Worten zuſammen zu faſſen: ſie hat an Gründlichkeit und Geſchmack in der Bauart, an Reinlichkeit, Nettigkeit, Neuheit, und in verhältnißmäßiger Harmonie der Vorſtädte mit der Stadt ſelbſt, in ganz Deutſchland vielleicht kaum zwey ihres gleichen.

Sachſen hatte zwey Regenten, die in den Augen einſeitiger Menſchen noch jetzt unbedingt für zwei Geißeln ihres Landes gelten, da ihre Fehler ſich längſt ſchon, durch die wohlthätigen Folgen, die von Fehlern dieſer Gattung [illegible] ~~nie~~ entſtehen, wieder gut gemacht haben. Es iſt wahr, ſie thaten nicht bloß, was ihrem Volke nöthig war, und was ihr eigener Ehrgeitz verlangen konnte: ſie thaten mehr und hatten dazu einen Maßſtab, der ihre Kräfte überſtieg. Auch vergaßen ſie von Zeit zu Zeit, daß ſie nur die Rentmeiſter, nicht die Eigenthümer der Summen waren, die durch ihre Hände gingen; und ſie legten dieſelben öfterer zur Befriedigung ihrer perſönlichen Ehrſucht, Prachtliebe, Galanterie und Liebhaberey, als zur Vergrößerung, Verſtärkung, Sicherſtellung ihres Staats und zur Schonung, Belebung und Zuſriedenheit ihres Volkes an. So hatten ſie nie genug, und das Volk konnte nie genug geben. Eine große Schuldenlaſt war die natürliche Folge davon; aber ſie war doch in der That nur eine Anticipation auf die Talente und den Kunſtfleiß dieſes höchſt fähigen Volkes, dem es, nach einer, verhältnißmäßig kleinen, Reihe von Jahren gelang, dieſe Laſt abzuwälzen, und, als baaren und reinen Gewinn, eine zu Natur und Ge-

Gewohnheit gewordene erfinderiſche Thätigkeit als Nationaltugend davon zu tragen. Ueberdieß war auch nicht Alles verloren, was für jene Schuldenlaſt erkauft worden war; es iſt großentheils noch da, es wirkt immer noch fort, es hat die Nation ſelbſt zu der ehrenvollen Stufe erhoben, die ſie unter den Gemeinden deutſcher Zunge einnimmt. Sie hat eine Hauptſtadt, die eine koſtbare Niederlage von nützlichen und angenehmen Dingen enthält, welche manche Kaiſer- und Königsſtadt entbehren muß: für die Kunſt hat ſie eine in ihrer Art einzige Gallerie von Gemählden, eine namhafte Sammlung von Antiken; für die Wiſſenſchaften eine der vollſtändigſten Bibliotheken in der Welt; für die Pracht und die Noth eine der koſtbarſten Sammlungen in Europa, das grüne Gewölbe genannt; für die Erhöhung und Erweiterung des menſchlichen Geiſtes große öffentliche Werke, Brücken, Gärten, Kirchen Palläſte; für die Verfeinerung der Sitten, des Geſchmacks, des Lebensgenuſſes einen gewiſſen Geiſt, der mehrere Jahrzehn hintereinander, durch die beyden prächtigen, nach Genuß jeder Art ſtrebenden Könige, in dieſer Nation angefacht, genährt, ihr gleichſam eingeimpſt wurde und ſie noch jetzt vor ihren Nachbaren kenntlich macht — alle dieſe Dinge beſitzen die Sachſen noch als Nationalgüter, die ihnen auf ewige Zeiten Zinſen tragen, und ſie haben dieſe Güter, bis auf eine Kleinigkeit, bezahlt, durch ihren Fleiß, unter der Leitung eines häuslichen Fürſten bezahlt, der den wahren Maßſtab gefunden hat, nach welchem ſein Volk arbeiten mußte, um alte Gläubiger und neue Bedürfniſſe zu gleicher Zeit zu befriedigen und dabey übrig zu haben, und der durch ſein Beyſpiel lehrt, wie man das Schöne und Nützliche ohne Verſchwendung befördern, wie man angenehme heitre Sitten ohne Regelloſigkeit üben, und wie man der vernünftigen Freuden des Lebens genießen kann, ohne zu ſchwelgen.

Die Sparſamkeit des gegenwärtigen würdigen Regenten von Sachſen hat den ſichtbarſten

Einfluß auf die Nation gehabt, und man bemerkt dies nirgend ſo deutlich, als in Dresden ſelbſt. Die Miniſter, die Generale, die höheren Staatsbeamten und die reichen Privatleute, die in Dresden leben, und deren Zahl nicht ſo klein iſt, bemerkt man kaum. Da iſt kein Ueberfluß an prächtigen Wagen, zahlreichen Dienerſchaften, koſtbaren Ställen, Aſſembleen, Gaſtereyen, Luſtpartieen; da ſind aber auch keine namhafte Schulden und keine betrogene, zu Grunde gerichtete Handwerker und Kaufleute. Viele Staatsbeamte, die ſelbſt in kleinern Reſidenzen nicht ohne Wagen und Pferde ſeyn können, gehen hier zu Fuße, oder behelfen ſich, in feyerlichen Fällen, mit Tragſeſſeln. Wie hätte auch der Rath nöthig, oder wie könnte er auch nur wagen, Aufwand in dieſer Art zu machen, wenn er mehrere ſeiner Miniſter, in einfachem Frack, zu Fuße, einhergehen ſieht; wie der Hauptmann und Major, wenn er ſeinen General, bloß von einer Ordonanz oder von einem Stallknecht begleitet, zu Fuße oder zu Pferde, auf den Straßen von Dresden ſieht? Es iſt, glaub' ich, kein Beyſpiel in Dresden, daß ein Kaufmann ſich Wagen und Pferde hielte, und nur ein paar Wechſeler ſind in dieſem Falle. Höchſtens halten ſich Leute dieſer Klaſſen „demi-fortunes“ mit Einem Pferde beſpannt; und, zu ihrem Sommervergnügen, kleine Landhäuſer auf den umliegenden Dörfern oder Weinbergen, wo ſie des Sonntags ihre Freunde empfangen und mit wahrer Frugalität bewirthen. Was man in andern Hauptſtädten, beſonders des Winters, findet: einen Zuſammenfluß von adelichen Familien aus der Provinz, iſt der Fall ſehr ſparſam in Dresden, da der größeſte Theil des Landadels auch den Winter über auf ſeinen Gütern bleibt.

Bei dem allen glaube man nicht, daß dieſer Ton von Sparſamkeit in Garſtigkeit ausarte. Bey Gelegenheiten, wo es gilt, zeigt man ſich auf einem Fuße, der dem Wohlſtande zuſagt. Man iſt zwar von der Warſchauer Hülle und Fülle eben ſo weit entfernt, als von dem Wieneriſch-Spaniſchen Prunke, aber alles, was ein feiner Gaum, der genießen und nicht ſchwelgen will, an Produkten der feinern Kochkunſt und der edleren Rebe billigerweiſe nur verlangen kann, wird dargeboten, und noch nebenher eine anſtändigere, geiſtreichere, mannichfachere Unterhaltung, als man an den genannten Orten findet. Die große Welt in Dresden, männlichen wie weiblichen Geſchlechts, iſt unterrichteter und geiſtvoller, als in vielen andern Reſidenzen von Deutſchland, und man braucht nicht blos Pferde, Hunde, und Jagdliebhaber zu ſeyn, um in ihren Cirkeln Vergnügen und Belehrung zu finden. Das weibliche Geſchlecht iſt beſonders gebildet und angenehm und kennt ſeine Würde beſſer und mißbraucht ſeine Rechte und Reize weniger, als die eleganten Weiber zu Warſchau und Wien, deren Ton und Weſen in Dresden die Decenz beleidigen und ganze Geſellſchaften aus einander ſprengen oder doch ſtill machen würde. Hier giebt es in der That noch häufig eheliche Liebe und Glückſeligkeit in den höhern Ständen, und der Ton, der unter den beyden

Auguſten in dieſer Rückſicht hier herrſchte, iſt längſt verſchwunden. Auch hierin geht der jetzige Fürſt mit einem lehrreichen Beyſpiele voran, und Regelloſigkeit in dieſem Punkte kann mehr, als alles übrige, ſein Mißfallen erregen, beſonders wenn Perſonen ſie ſich zu Schulden kommen laſſen, die näher oder entfernter zu ſeinem Hofſtaate gehören.

Wenn aber Ausſchweifungen dieſer Art unmöglich ganz unterbleiben können, ſo werden ſie hier wenigſtens mit mehr Vorſicht und Verheimlichung getrieben, als z. B. in Warſchau, Berlin, Wien, München. Nichts von der Art iſt hier privilegirt. Liederliche Häuſer hängen hier wenigſtens das Kaffee- Wein- oder Bierſchild aus, und die feilen Geſchöpfe in denſelben ſpielen die Rolle der Aufwärterinnen. Auch ſind dieſe Häuſer nur meiſt für den Pöbel, oder zum Pöbel hinabgeſunkene Wollüſtlinge aus beſſern Ständen, die ſich zuweilen, verkleidet, *an der Stadtmauer*, *im Loche*, in der *Fiſcherſtraße*, in der *Friedrichsſtadt* ꝛc.

herum treiben. Das ſinnliche Bedürfniß der anſtändigern Klaſſen wird meiſt von den Putz-Näther- Wäſcher- und Sticker-Mädchen befriedigt, zu welchen ſich auch häufig diejenigen geſellen, denen es verboten iſt, mit den Gojim zuzuhalten. Die erſtern zeigen ſich hier durchgängig in einem Anzuge, dem man es wohl anſieht, daß ſie ihn nicht der Nadel noch der Seife danken, und deſſen einzelne Theile, Haarputz und Schuhe mit eingeſchloſſen, ſo geordnet und geformt ſind, daß ſie zugleich für Schilder gelten können, die den Kenner nicht irren laſſen. Die Oerter und die Zeit, die ſie zu ihren Ausflügen wählen, z. B. der Zwinger gegen Abend, die Schloßgaſſe um die Zeit des Zapfenſtreiches, der Neumarkt um die Zeit der Wachparade, die öffentlichen Garten zur Zeit der Koncerte und Erleuchtungen, die Brücke bey Mondenſchein u. ſ. w. alles dies ſind Merkzeichen ihrer Geſchäfte, die, da man ſie unter freyem Himmel durch ein Wort, einen Blick, 'eine Frage einleitet, keiner eigends dazu eingerichteten Börſen, ſondern bloß einiger Abſteigquartiere bedürfen, wo ſie vollends abgeſchloſſen werden. Miethet ſich aber ſolch ein Mädchen eine eigene Wohnung für ihr Gewerbe, ſo muß es unter irgend einem Titel und unter der Obhut irgend einer Mutter oder Baſe ſeyn, die ein Handwerk treibt, welches die wahrſcheinliche Vermuthung erregt, daß ſie des Beſuchs von Mannsperſonen jedes Standes und Alters dabey bedürfe. Solche Mädchen ſind aber in der That in Dresden nach Verhältniß ſelten, die auf einem gewiſſen Fuß leben; und nur Eine der Art, die kurz vor meiner Ankunft ſtarb, hatte einige Jahre hindurch als eine Art von Phryne geglänzt, ſowohl durch Schönheit als durch Verſtand und eine gewiſſe Ausbildung des Betragens. Uebrigens haben dieſe Mädchen, da ſie nicht in eigenen ſittenloſen Häuſern bey einander wohnen, ſondern mit andern Leuten in Umgang und Verkehr bleiben, nicht das Plumpe und Eckelhaft-Zudringliche in ihrem Ton und Weſen, das ihre Berliner und Wiener Schweſtern, die in Zwingern bey einander ſind, mehr abſchreckend als verführeriſch macht.

Das Aeußere der Einwohner von Dresden, niederer und mittler Klaſſen, iſt anſtändiger und ſauberer, als man es in andern großen Städten, z. B. in Berlin, an eben dieſen Klaſſen findet. Eine Handwerkersfrau, Soldatenfrau, Magd, die zu Markte geht, iſt ſchier und weiß angezogen, und der Korb oder das Tuch, worin ſie die eingekauften Waaren trägt, iſt niedlich, reinlich, und in die Augen fallend. Dieſe Klaſſe iſt Winter und Sommer in Kotton, Kamelot und ähnlichen Stoff gekleidet; Korſett und Rock ſind von einem und demſelben Zeuge; dazu trägt ſie eine ſaubere Schürze. Die Haube iſt von weißem, baumwollenen Zeuge, mit einem farbigten, ſeidnen Bande umſchlungen, wozu, hauptſächlich im Winter, ein Mützchen, mit Marder oder Zobel eingefaßt und mit einer herabhangenden Klappe und Gold-Quaſte verſehen, auf den Kopf geſtülpt wird, das, in ſeiner Art, nicht minder gut ſteht, als der ſchwarze ſammetne Kopfputz der Breslauer Schließerinnen und der Reichsſtadt-Schweinfurter Stubenmädchen. Eine Stufe höher, erſcheinen Kontuſchen, die mit einer ſehr kurzen Taille verſehen ſind, und tief herunter den Rock bedecken; ſie begleiten ſchon zuſammen geſetztere, größere Hauben von Klar, mit Spitzen und, des Sonntags, mit Blumen verziert, aber ohne Friſur darunter; und dies iſt beſonders die Tracht der Weiber und Mädchen, deren Männer und Väter bey Hofe oder bey irgend einer Herrſchaft, Bediente, Läufer, Kutſcher u. dgl. ſind. Sodann erſcheint die ganze Klaſſe der Schneiders- und Friſeurs-Frauen, der Putzmacherinnen, Stickerinnen, Kammerjungfern und aller übrigen, die unter ihrer Aufſchrift, wie eben erwähnt, den galantern Beſchäftigungen obliegen, in Linon, Mouſſelin und Seide gekleidet, in artigen Karakos, mit friſiertem Haar, in Hüten, mit Schawls, in Turloiſen rc. — unter allen die netteſte und auch die zahlreichſte — denn Figürchen dieſer

Art wimmeln auf allen Märkten und Spaziergängen, in allen Kirchen und Gärten, auf der Brücke, im Theater, in den Koncerten. Kommt ſodann die Klaſſe der Kaufmanns- Künſtler- Gelehrten- und Dikaſterianten Frauen, und dieſe kleidet ſich in Dreſden altmodiſcher, als in andern deutſchen Hauptſtädten, auch weit ſparſamer und ängſtlicher, und mit der furchtſamſten Rückſicht auf das: was werden die Leute ſagen. Die Männer dieſer Klaſſe prunken noch häufig, des Winters, mit Sammet- und Manſcheſterkleidern, des Sommers, mit verblaßten, färbig-gefütterten Seidenröcken, mit Treſſenhüten, goldnen Beingürteln, ſorgſam gefetteten und dickgepuderten Beutelperücken, großen ſpaniſchen Röhren, oder auch wie alte Hofmänner, den ſilbernen oder tombackenen Degen an der Seite, den Sonnenſchirm in der Hand und den platten, zerriebenen Hut von Pferdehaar unter dem Arme. Der Engliſche Frack, der geſchorne Wirbel und das geſtutzte Seitenhaar, die in andern großen Städten von Deutſchland die Kaufmannsklaſſe, die jüngern Dikaſterianten u. dgl. ſeit mehreren Jahren ſchon in Beſitz genommen haben, finden ſich hier noch äußerſt ſelten und werden nur höchſtens den jungen Zöglingen der hieſigen Malerakademien verziehen. Ewige Chapeaubas-Träger ſind hier die ältern Hofherren und Hofbedienten, die Kandidaten der Theologie, die man hier durchweg „Magiſtros“ nennt, und die Räthe, Regiſtratoren, Kalkulatoren und Sekretarien, die ſchon gewiſſe Jahre haben.

Das Aeußere und die Tracht der höhern Stände iſt hier, wie überall, doch bleiben ſie in Abſicht der neuen Moden immer einige Monate hinter Leipzig, Berlin und Wien zurück.

Der Nahrungserwerb der Einwohner von Dresden iſt nicht der reichlichſte, und ſie ſind deshalb nicht das, was man wohlhabend nennt, obgleich man es ihrem Aeußern nicht anſieht. Der Hof, die Landeskollegien, das Militare, bilden die hauptſächlichern Erwerbsquellen der Einwohner, und der Handel, die Manufakturen, Künſte und Handwerke, die geringern. Aber die Ausgaben des Hofes ſind nach den Regeln der Häuslichkeit abgemeſſen; die Stellen an demſelben, die höhern ſowohl als die niedern, ſind nicht reichlich; eben ſo die Gehalte in den Kollegien, für die Räthe ſowohl, als für die Schreiber; und nicht anders bey dem Militare und der Jägerey. Der Handel iſt in der That nur Krämerey und zieht kein Geld herein, ſondern zahlt hinaus, theils nach Leipzig, theils nach den Lauſitzer Sechsſtädten, theils nach dem Erzgebirge. Wenn einige Fabriken und Manufakturen nach außen abſetzen, ſo ſind deſto mehrere, die für den Bedarf von Dresden nicht zureichen, wie z. B. die Tuch- Leinwand- und Baumwollen-Manufakturen. Waaren des Luxus und der ſchönen Künſte, z. B. Gold- Silber- Steinſchleifer- Bildhauer- Maler- Tiſchler- Wagenbauer- Sattler-Arbeiten und andre von dieſer Art, gehen zwar aus

Dresden in die Provinz; aber dieſe liefert dagegen alles, was zu den Bedürfniſſen gehört, die niemand entbehren kann und die alle Tage wieder kommen; dies geht bis auf das Bier und Brot, womit die umliegenden Dörfer die Hauptſtadt in großer Menge verſorgen. Man ſieht alſo, daß die Hauptquelle des Erwerbs für Dresden die Beſoldung iſt und bleibt.

Daher denn auch der Ueberfluß an Menſchen, die nach Stellen und Beſoldungen ſtreben. Daher das Heer von Ueberzähligen in den Kollegien, die oft Jahre lang für nichts, oder für 25, 50, 100, 150, 200 Thaler dienen, mit der dürftigen Hoffnung, einmal für den Reſt ihres Lebens 3 oder 400 Thaler ſich zu erarbeiten; daher der Schwarm von Kompetenten zu Predigerſtellen, die großentheils von hier aus beſetzt werden, oder zu denen man wenigſtens von hier aus Leute vorſchlägt, die ſich oft 8 bis 10 Jahre mit Unterricht kümmerlich durchhelfen müſſen; daher ein Gewimmel von Subjekten zu Kantor-, Schreiber-

Acciſebedienten, und andern Stellen aller Art, die eine Fertigkeit im Rechnen und Schreiben erfordern; und daher denn auch die auffallende Wohlfeilheit aller Fähigkeiten, Talente und Arbeiten, die auf dieſe Bedürfniſſe Bezug haben. So armſelig aber auch die Lage der jungen Leute iſt, die dieſe Wege zu ihrem Unterkommen einſchlagen, ſo vermehrt ſich dennoch, wie man mich verſichert hat, ihre Zahl mit jedem Jahre, und mithin wäre es in Dresden, wie anderwärts, die dringendſte Pflicht der Regierung, dahin zu ſehen, daß die Eitelkeit der geringern Stände, vermöge deren ſie ihre Kinder gern um einige Stufen höher ſehen möchten, als ſie ſelbſt gekommen ſind, eingeſchränkt und berichtiget würde. Thäten ſich aber unbeſtreitbar vorzügliche Talente unter dieſen Klaſſen hervor, ſo müßte man ſie deſto nachdrücklicher ermuntern und unterſtützen, damit ſie zur völligen Ausbildung gelangten; ſolche Fälle würden unter dieſem ſehr fähigen Volke gewiß nicht ſelten ſeyn, und man hätte dann eine Pflanzſchule, aus welcher man die abgängigen oder unbrauchbaren Glieder des Gelehrten oder Beamten-Standes erſetzen könnte, indem man zugleich die Trägen darunter mit Wetteifer und Ehrgeiz erfüllte. So wäre dem Talente, wo es ſich auch fände, die Laufbahn offen, und der Dummheit oder Trägheit, wie hoch ſie auch ſchon ſtände, bliebe ſie verſchloſſen.

Da alſo die Hauptmaſſe der Einwohner von Dresden in Abſicht der Beſoldung und Nahrung ziemlich eingeſchränkt iſt, ſo iſt auch das, was man öffentliches Vergnügen nennt, hier einfacher, ſparſamer, als irgendwo in einer andern Hauptſtadt. Die höhern Klaſſen haben, den Sommer hindurch, nichts vom Hofe an Feſten und Vergnügungen zu erwarten, da er denſelben in Pillnitz zubringt, wo er meiſt nur des Sonntags den einheimiſchen und fremden Miniſtern und Generalen zu eſſen giebt; ſie gehen alſo auf ihre eigenen Landſitze und beluſtigen ſich, wie eigner Geſchmack

ſchmack

ſchmack, eigenes Bedürfniß und die Jahrszeit es wollen und mit ſich bringen. Die Klaſſen, die auf ſie folgen, bis auf den Rath und wohlhabenden Kaufmann hinunter, halten ſich, wie ich ſchon erwähnt habe, ihre Land- Weinbergs- Garten- und ſelbſt Bauer-Häuschen, oder auch nur Stübchen, wo ſie des Sommers Tage oder Wochen zubringen, wie ihre Aemter oder Geſchäfte es erlauben. Was von dieſen Klaſſen in der Stadt bleibt, bildet Geſellſchaften, die ſich täglich in irgend einem Garten zuſammen finden: macht Ausflüge nach dem Plauenſchen, oder dem Schoner-Grunde, oder dem Seifersdorfer Thale, nach Übigau, dem Oſtravorwerke, dem Bade und nach andern Luſtörtern, die um die Stadt liegen, und findet dort Muſik, mancherley Biere, Taback, und ein einfaches Butterbrod mit Braten, auch wohl Land- höchſtens Frankenwein und Kuchen. Die geringern Stände, vom Handwerker bis zum Marketier, verlieren ſich in die Bierhäuſer, auf die Kegelbahnen in der Friedrichsſtadt, vor dem ſchwarzen und weißen Thore, im großen Garten ꝛc. und Abends um zehn Uhr zieht alles in Schaaren und vergnügt nach Hauſe.

Im Winter haben die höhern Klaſſen öfters Tafel bey Hofe, Hofbälle, große Geſellſchaften unter ſich, und, mit den ihnen nähern gemeinſchaftlich, Oper, deutſches Schauſpiel, Redoute; doch wird letztre ſelten von ihnen benutzt. Das Publikum der Gartenbeſucher im Sommer bleibt es auch großentheils im Winter, und geht noch überdieß in die Kaffeehäuſer und Klubbs und auf die Koncert und Tanzſäle, die dann in der Stadt offen ſind. Der Bürger geht in ſein Bierhaus in der Stadt.

Dies iſt der Kreis, in welchem ſich das geſellſchaftliche Verkehr und der Lebensgenuß der Dresdener herum dreht. Man wird ihn ſehr klein, ſehr ſparſam finden, aber wohl der Nation, die damit zufrieden iſt! Es iſt gerade genug, um ſich von der Arbeit zu erholen, und von der Erholung ohne Unruhe zur Arbeit zurück zu gehen.

In Abſicht der Wiſſenſchaften und Künſte ſpielt Dresden vielleicht nicht ganz die Rolle, die es, bey ſeinem außerordentlichen Vorrathe dazu, ſpielen könnte. Wenn es indeſſen keine große Gelehrte, keine große Künſtler hat, ſo beſitzt es doch mehrere vortreffliche und gute in vielen Zweigen der Wiſſenſchaften und Künſte.

Den 2ten des Junius reiſ'te ich von Dresden ab. Man befindet ſich auf einer gemachten Straße, die bergan läuft und von welcher herab man ganz Dresden mit ſeinem Thale, wie einen flachliegenden Teppich, überſehen kann. Beſonders iſt dies der Fall von den Korbitzer Anhöhen herab. Uebrigens iſt der Boden holpricht, und mit demjenigen blätterigen, kalkartigen Stein bedeckt, den man Pläner nennt, und der hier überall zu Tage ausſetzt, oder auch ein paar Fuß tief, unter einem hochgelben Sande mit Lettenſtreifen, gebrochen wird. Die Einfaſſungen der Höfe und der Gärten waren von eben dieſem Steine gemacht, den man ohne Mörtel trocken auf einander gelegt hatte. Der Boden hier herum iſt ſehr fruchtbar; das Getreide ſtand ſchon mannshoch und die Brache war mit dem bunteſten Blumenſchmelz überzogen. Anhöhen und Thäler wechſeln in der Ferne und in der Nähe, und zahlreiche Dörfer liegen rings umher. Ich glaube hier eine der ſchönſten Gegenden in Sachſen geſehen zu haben. Sie dauert ſo fort bis Herzogswalde, der nächſten Poſt (2 M.), einem Dorfe, in welches man von einer ziemlich ſteilen Anhöhe hinabrollt. Von da bis

Freyberg, führt anfangs der Weg noch tiefer und ſteiler hinab, und läuft ſodann, über eine Stunde, in einem angenehmen Thale fort, das nur ſtellenweiſe durch Hohlwege etwas beſchwerlich gemacht wird, ſonſt aber auf beyden hinanlaufenden Seiten eine Mannichfaltigkeit von Laub- und Nadel-Holz zeigt.

Der Weg iſt immer noch gebahnt, und ſorgfältiger unterhalten, als ich ihn bisher in Sachſen noch gefunden habe. Kommt man aus jenem Thale hervor, ſo befindet man ſich auf der ausgedehnten Fläche eines Bergrükkens, auf der man ziemlich lange fortfährt, bis allmählich wieder, vor und neben einem, engere und breitere, mit anſehnlichen Dörfern und treflichen Kornfeldern und Wieſen geſchmückte Thäler ſich zeigen, deren man mehrere durchfährt, bis man endlich nach drey Stunden von neuem in ein tiefes Thal hinabgleitet, in welchem alles die Nähe einer Bergſtadt ankündigt, als: ungeheure Schichten von Holz, Kohlen, räuchrige Häuſer, Geräuſch von Aufſchlagwaſſern, und Dampf. Jenſeit dieſes Thals erhebt ſich der Weg abermals einen anſehnlichen Berg hinan, und hat man deſſen Höhe erreicht, ſo befindet man ſich auch vor Freyberg, (2 M.) welches in einer Niederung liegt. Die Anſicht dieſer Stadt läßt auf ihr Alter ſchließen. Eine hohe

Mauer, ſtreckenweiſe mit Thürmen beſetzt und durch einen tiefen und breiten Graben bedeckt, umſchließt ſie; die Kirchthürme ſind ſchwarz und gothiſch; doch iſt die Stadt ſelbſt, was man kaum vermuthet, ziemlich heiter im Innern, und nur wenig Häuſer erſcheinen ganz alt; auch die Straßen ſind breit genug für die Größe der Stadt. Die Häuſer ſind meiſt maſſiv; das Pflaſter iſt gut und an beyden Seiten, ſo wie in der Mitte, mit breiten Steinen für die Fußgänger verſehen.

Nachdem ich einen ſehr lehrreichen Tag, über und unter der Erde, hier zugebracht hatte, reiſ'te ich den 4ten weiter nach

Oederan. (2 M.) Der Weg dahin läuft zuerſt durch einen ziemlich ſchmalen Wald, der höchſt ſteinigt und unangenehm iſt, und auf den eine ähnliche ſteinigte, unfruchtbare Fläche folgt, die dem Auge weder in der Nähe, noch in der Ferne, etwas Anziehendes darbietet. Die Straße iſt nur ſtellenweiſe gemacht, und zwar ſchlecht, weil der darauf gefahrne Schutt keine Bedeckung hat, und in einzelnen, auseinander geſprengten Steinen umher liegt. Indeſſen kommen weiterhin doch noch zwey angenehme Thäler vor. Das erſte vor Oberſchön, einem Dörfchen, von welchem aus wie in Terraſſen die bunten Anhöhen auf allen Seiten emporſteigen: das zweyte iſt dasjenige, worin Oederan ſelbſt liegt. Es iſt ausgebreiteter, als das erſtere, und läßt ſchon Gruppen der höhern Berge herüber ſehen. Das Jagdſchloß Auguſtburg, das man zur Linken läßt, liegt auf einem anſehnlichen Berge zwiſchen andern in der Mitte, beherrſcht das ganze Thal, und iſt dicht mit ſchwarzem Walde umgeben. Die Berge hier herum ſind wilder, als man ſie ſonſtwo im Erzgebürge findet, deſſen Charakter überhaupt ſehr ſanft und ganz das Gegentheil von den Schleſiſchen Bergen iſt, die ſehr prallende Partieen haben und von tiefen finſtern Schluchten durchſchnitten werden. — Oederan liegt auf eine etwas eigenſinnige Art zwiſchen Felſen, und man kann nur durch Hohlwege hinein gelangen. Wenn ich auch nicht gewußt hätte, daß dies Städtchen beſonders Tuchweberey treibt, ſo hätte ich es aus einem anſehnlichen Leichenzuge geſchloſſen, deſſen Mitglieder ſämmtlich die blaßgelbe Farbe hatten, welche die Fabrikanten dieſer Art vor vielen andern auszeichnet. Das Innere dieſes Städtchens iſt ganz ſauber.

Von Oederan bis Chemnitz (2 M.) führt die Straße zuerſt wieder durch einen Hohlweg hinauf und läuft ſodann einen beträchtlichen Berg hinunter, von welchem herab man mehrere enge und weite Ausſichten in ſchwarzbeholzte Thäler und über dergleichen Anhöhen genießt. Sodann gelangt man wieder in eine Niederung, an deren Seite ſich ein Thal eröffnet, das nach und nach alle die Schönheiten zeigt, die man nur von einem angenehmen Thale erwarten kann. Die Nordſeite iſt mit ſchwarzen pyramidaliſchen Steintannen beſetzt; die Südſeite mit Fichten und Kiefern. Den Raum dazwiſchen nehmen theils Dorfſchaften, theils zerſtreuete Häuſerchen und daran ſtoßende fruchtbare Ackerfelder, oder blühende Wieſen, ein, zwiſchen denen hindurch ſich ein raſches Strömchen in mancherley Krümmungen hinwindet. Dies Thal behält man über anderthalb Stunden beſtändig zur Seite, bis man endlich in daſſelbe hineinfährt und es, mittelſt einer überbaueten Brücke, durchſchneidet. Darauf verengert ſich die Ausſicht wieder, der Weg läuft erſt in Höhlungen und ſodann bergan durch einen Wald, der ſich nicht eher verliert, als kurz vor Chemnitz, in welche Stadt man von oben herab hineinſieht. Sie giebt, bey ihrer tiefern Lage, faſt den Anblick wie Freyberg, hat, für ihre Größe, geräumige Straßen, ein gutes Pflaſter und größtentheils ſteinerne Häuſer von zwey bis drey Stockwerken. Sie iſt ganz lebhaft und ſchließt ſehr arbeitſame kunſtfleißige Einwohner ein.

Von Chemnitz fuhr ich weiter nach Annaberg, (3 M.) auf einem Wege, der zwar eine Strecke auf einer Fläche fortlief, die ſich aber an Gebirge lehnte und deshalb nicht lange zu dauern verſprach. Neben dem Dorfe Altchemnitz hin, das mir, wegen der auſſerordentlichen Sauberkeit ſeiner Häuſer, Gärtchen und Zäune, ſehr gefiel, führte der Weg über den Bach Chemnitz hinan, zu dem Dorfe Hartau. Oberhalb dieſes Dorfes ſteigt der Berg, Hartauer Berg genannt, ziemlich ſteil hinan, und man hat, von demſelben herab, eine der angenehmſten Ausſichten in das weite Thal, worin Chemnitz liegt. Indem man weiter fährt, ſenkt ſich dieſer Berg ein wenig, und rechts fällt ein neues, köſtliches Thal hinein, das, ohne ſo weitſchichtig zu ſeyn, als jenes, weit abwechſelnder und ſanfter gebildet erſcheint. Wenn dieſes hinterwärts verſchwunden iſt, ſo thut ſich vorwärts ſchon wieder ein drittes auf. Dies iſt das Thal von Burkersdorf, in deſſen Tiefe dieſer genannte Ort lang ausgedehnt liegt. Ueber denſelben hinauf führt dann die Straße wiederum durch Hohlwege in ein ſchwarzes Waldigt, mit untermiſchten Kornfeldern. Man fährt nun eine Strecke auf der Höhe im Walde fort, der überall, wo er Lücken hat, kleinere und größere angenehme Thäler überſehen läßt. Bald erblickt man in einem neuen Thale ein Städtchen vor ſich, zu welchem man in Hohlwegen tief hinunter muß. Dies iſt Duben, ein kleiner hölzerner aber reinlicher Ort, hinter welchem man von neuem einen Berg zu erklimmen hat, von deſſen Gipfel man ohne Aufenthalt wiederum in das minder angenehme Thal um Ehrenfriedersdorf hinunter muß. Dies ziemlich lebhafte Bergſtädtchen iſt ſchwarz, wie ſeine Umgebungen, die aus lauter zu Tage geförderten, tauben Stein beſtehen, der rund umher an den Bergen große ſchwarze Wälle bildet. Hier iſt ſeit Jahrhunderten ein ergiebiger Bergbau auf Zinn und Silber, der viel Menſchen nährt, die auch noch durch andre Zweige des Kunſtfleißes die hieſige karge Natur verbeſſern. — Ueber Berge und durch Thäler geht der ſteinigte Weg endlich nach Annaberg hinauf, welches ſich, am Abhange eines Berges gelagert, zeigt, und keine unangenehme Anſicht gewähret. Im Rücken wird es von einem hohen iſolierten Baſalt-Berge, der Pöhlberg genannt, beherrſcht, den man ſchon mehrere Stunden vorher aus der Ferne ſah. Das Innere der Stadt iſt zwar heiter und geräumig und ſehr ſauber, aber an den Seiten der Straßen ſproßt das Gras aus dem Pflaſter hervor, und, gegen Freyberg und Chemnitz gehalten, iſt die Stadt wie ausgeſtorben.

Von Annaberg auf Oberwieſenthal (4 M.) hat man abermals nichts als Wälder, Berge und Thäler vor ſich, über welche rund umher aus der Ferne, die Koppen einzelner Berge hervorragen, und zwar ſo, daß da, wo zwiſchen zwey Bergen ſich ein Einſchnitt bildet, ein entfernter dritter, der noch höher iſt, ſogleich davortritt. Ich befand mich alſo jetzt tief in dem Keſſel der Gebirge, und konnte weder weiter hinein, noch wieder heraus, ohne zu klimmen. Der Weg führte bald durch ſehr mannichfache, ſehr angenehme Thäler, bald am Abhange derſelben hin; und ſie waren auf beyden Seiten und in der Mitte theils mit Holz, theils mit Wällen von zu Tage gefördertem Stein und Erz, theils mit den lachendſten Wieſen bedeckt. Der Bärenſtein, ein Berg von eben dem Bau und der Form, aber nicht ſo hoch wie der Pöhlberg, kam mir jetzt immer näher, nachdem ich ihn ſchon ſeit fünf Stunden im Geſichte gehabt hatte. Auf ſeiner Nordſeite befand ſich, in einer Kluft noch Schnee. Neben ihm ging der Weg hinunter, durch einen Theil des Städtchens Bärenſtein, das faſt aus lauter einzeln liegenden Häuſern beſteht, die mit friſchen Leuten, welche theils ſpannen, theils wirkten, theils Spitzen klöppelten, zahlreich beſetzt waren. Um jedes Haus lag ein Stück Wieſe; Ackerfeld bemerkte ich faſt gar nicht.

Gleich an Bärenſtein ſtößt das kaiſerliche Gebiet, und das Böhmiſche und Sächſiſche ſind hier nur durch ein kleines Wäſſerchen, der Pöhl- oder Gränzbach genannt, von einander getrennt. Der erſte Böhmiſche Ort iſt Weipert; hier iſt auf einmal alles anders. Eines neuern Reiſenden Bemerkung über katholiſche Phyſiognomieen hat Widerſpruch gelitten, aber ich finde ſie nicht ganz ohne Grund. Ein gewiſſes ernſthaftes, finſteres Anſehen, ein niedergeſchlagenes, nicht ehrfurchtvolles, ſondern devotes Auge: dies iſt wohl das Katholiſche, was man auf den Geſichtern der Menſchen hier herum, beſonders aber der Mädchen und Weiber, bemerkt. Es iſt wohl nur gleichſam religiöſe Handwerks-Phyſiognomie, deren Züge ſich durch das viele Kirchengehen, durch das Aeußere der Mönche und Prieſter und durch das Anſchauen der Heiligen-Bilder zuſammen finden und den Geſichtern ausdrücken.

Man fährt nun in einem Thale fort, das eine einzige zuſammenhangende blumigte Wieſe bildet, die von dem Gränzbache durchſchlungen wird. Der Weg führte links am Abhange hin und war ſtellenweiſe gefährlich. Es ward ſchon dunkel, als ich vor Niederwieſenthal ankam. Der Weg war allmählig bergan geſtiegen. Das Thal hatte ſich verengert und erſchien jetzt mehr mit Bäumen beſetzt. Unter dieſen ſtanden Schmelzhütten herum, aus denen von Zeit zu Zeit Flammen hervorſchoſſen, welche die Dunkelheit des ſchwarzen Waldes vermehrten. Der Weg führte dazwiſchen hindurch nach Oberwieſenthal. Auf beyden Seiten nichts als ſchwarze Häuſer und ſchwarze Menſchen, glühende Eſſen, umherſprühende Funken und das Geraſſel und Pochen der Hammerwerke. Endlich kam ich nach Oberwieſenthal, das, in einer beträchtlichen Länge, theils im Thale, theils am Abhange der Anhöhen liegt, ſchwarz, ungepflaſtert, und mit ſchwarzen, lärmenden Einwohnern beſetzt iſt. Ich war gezwungen, die Nacht hier zu bleiben. Man verſicherte mich, ich würde einen guten Gaſthof auf dem Markte finden. Dahin fuhr ich alſo. In einer Ecke deſſelben erhob ſich ein altes hölzernes Haus mit einem Thurme. Nach langem Pochen ging ein Thorweg knarrend und ſeufzend auf, und im Vordergrunde zeigte ſich ein altes Weib in den Sechzigen, mit einem Stumpen Licht in der bloßen Hand. Ich zog ein. Eine ſteile, ſchwankende Treppe mit ausgetretenen Stufen, führte in den erſten Stock. Durch den Boden des Vorſaals, der voller Riſſe und Aſtlöcher war, ſah ich unten im Hauſe mehrere Menſchen, mit Kienbränden in der Hand, mitten unter Stroh und Holzſpänen, Platz für meinen Wagen machen. Ich ging mit leichten Schritten wie auf dem Boden eines Siebes, über den Saal und trat in ein Zimmer, das mir die erwähnte Alte aufſchloß. Hier erblickt' ich eine lange Tafel, um welche herum ſechs bis acht uralte hölzerne Stühle ſtanden. In der

Mitte

Mitte war ein Kruzifix aufgepflanzt, auf welches die Alte einige Tropfen Unſchlitt tröpfelte und ſolchergeſtalt ihr Endchen Licht befeſtigte, mit der Vertröſtung, daß ſie mir bald einen Leuchter bringen wolle. Das Gemach zitterte bey jedem Schritte, den ich auf und ab machte. Es war rund umher mit uralter Täfeley bekleidet. Ein paar hohe, mit Eiſen beſchlagene, feſte Schränke ſtanden an den Seiten, und zwiſchen ihnen hingen mehrere ſchwarz geräucherte Gemälde, worauf ich unter andern einen gefeſſelten armen Sünder, und ein jüngſtes Gericht, von der Dreyfaltigkeit gehegt, erblickte. Am obern Ende des Tiſches, vor einem Lehnſeſſel, ſtand ein Todtenkopf, und über demſelben hing der Griff zu einer Klingel herab. Kurz, ich befand mich, was man ſchon errathen haben wird, auf dem Rathhauſe, in der Gerichtsſtube, auf dem Lehnſtuhle des Bürgermeiſters von Oberwieſenthal. Ein Abendeſſen, das zu dieſen Umgebungen paßte, und ein Nachtlager in einer Bettkammer, die rothe Balken und eine ſchwarz und weiß bemahlte Decke hatte, krönten dieſes Abenteuer.

Von Oberwieſenthal aus fuhr ich den andern Morgen auf **Karlsbad** (2 M.). Man muß einen hohen Berg erklimmen, der die erſtere Stadt von dieſer Seite beherrſcht. Es iſt der **Fichtelberg**, der höchſte Punkt des Erzgebirges. Das Wieſenthal hat man immer noch zur Linken. Je höher man auf der einen Seite dieſen Berg hinankömmt, deſto höher erhebt ſich der gegenüberliegende, und beyde klemmen am Ende das Thal, das hier eine Wendung rechts nimmt, ſo enge ein, daß es gleichſam nur als ein Riß zwiſchen beyden erſcheint und ſich endlich ganz verliert. So befand ich mich denn auf dem Gipfel des hohen, eben eingeſchnittenen Berges, der mir ſo lange im Geſichte geweſen war. Eine der ſchönſten Ausſichten, die ich im Erzgebirge gefunden habe, breitete ſich vor mir aus. — Unten im Thale zeigt ſich das böhmiſche Bergörtchen Gottesgab, und bald hinter demſelben gelangt man in einen bergigten Wald, den man faſt in lauter Hohlwegen, zwiſchen Steinen und auf Steinen durchfährt, bis man endlich nach zwey Stunden in die tiefe Schlucht gelangt, worin Joachimsthal liegt, das man anfangs nur ſeinen Dächern nach zu ſehen bekömmt. Steine liegen hier wie Schutt herum; große Felſenſtücke ſind an beyden Seiten her abgeſchoſſen und ſchnelle Bäche reiſſen ſich rechts und links herunter ~~ab~~, und ſetzen mehrere Lohmühlen betäubend in Bewegung. Joachimsthal iſt beſſer gebauet, als Oberwieſenthal, hat ſteinerne Häuſer, die, bis auf wenige am Eingange, ſauber unterhalten ſind. Rechter Hand, hoch auf dem der Stadt zunächſt liegenden Berge, erſcheinen die Auswürfe eines Bergwerks, die in drey Teraſſen aufgethürmt ſind und alle Augenblicke abzugleiten und die nächſten Häuſer zu verſchütten drohen. Weiterhin, auf einem andern Berge, zeigt ſich das Getrümmer eines alten Gebäudes, das ein Schloß geweſen zu ſeyn ſcheint, jetzt aber zu einer Kirche eingerichtet iſt, worin die Bergleute, ehe ſie einfahren, ihre Andacht verrichten.

Von Joachimsthal aus wird die Schlucht immer enger, aber auch immer ſteinigter und beſchwerlicher. Auf beyden Seiten ſtehen Tannen ſo ſenkrecht hinan, daß die eine aus der andern hervorgewachſen ſcheint, während in der Mitte, über Felſenſtücke hinweg, ein armes Wäſſerchen fällt, das ſeifenartig, häßlich ausſieht und auf ſeinem Laufe von mehreren Mühlen und Hüttenwerken genutzt und ſodann wieder entlaſſen wird. Endlich kommt man aus der Schlucht heraus und eine lichtere Ausſicht biethet ſich dar; man kömmt, wo nicht in eine Fläche, doch in eine ebenere Gegend, wo die Berge niedriger ſind und minder dicht bey einander ſtehen. Hier war das Getreide ellenlang höher, als in den Bergen, durch die ich geſtern kam; die Blüthen der Aepfel und Kirſchbäume, die dort erſt aus der

Knoſpe traten, waren hier ſchon im Abfallen; und ſo ſchien es, als ob ich, nach einer kleinen Strecke von acht Meilen, um mehrere Grade näher nach Süden gekommen wäre.

Der Weg dauert nun, wie oben angezeigt, fort, und windet ſich noch durch manchen Hohlweg, über manche Anhöhe, zum Theil durch Waldung, zum Theil am Gehänge von Bergen, das große Felſenſtücke bedecken, dahin; man kömmt über die Eger und ſieht ſich dann bald vor Karlsbad.

Karlsbad liegt in einem engen Thale, das bey Töplitz ſeinen Anfang nimmt, und unterhalb jener Stadt in die Ebene ausläuft, welche die Eger durchſtrömt. Die Töpel, ein kleiner Fluß, kömmt gedachtes Thal herab, und an beyden Ufern deſſelben iſt Karlsbad erbauet. Beträchtliche Berge ſchließen es von allen Seiten ein. Die anſehnlichſten darunter ſind der Kreutzberg, der Hirſchſtein und der Hammerberg.

Der Kreutzberg iſt der höchſte. Er ſteigt in Oſten, von dem Ufer der Töpel aus, in faſt gleichförmiger Geſtalt, über dritthalb hundert Schuh hoch, hinan, und hat auf ſeinem Gipfel, der mit Nadelholz bewachſen iſt, drey hölzerne Kreutze, die ihm den Namen gegeben haben.

Der Hirſchſtein oder Hirſchſprung, liegt der Stadt gegen Weſten, erhebt ſich ungefähr zwey hundert Schuh hoch, und beſteht meiſt aus ſchroffen, ſenkrecht und gruppenweiſe emporſtrebenden, geſpaltenen Steinmaſſen, die zwiſchen einem Waldigt von Nadelholz herausſehen.

Der Hammerberg iſt weder ſo hoch, noch ſo ausgezeichnet, als die beyden vorigen, und dicht mit Nadelholz bewachſen.

Die Grundbeſtandtheile dieſer Berge ſind Granit, von derjenigen uralten Art, aus der die Karpathen beſtehen, die wiederum mit den aſiatiſchen Gebirgen zuſammen hangen. *) Außer

---

*) Vergl. Bergmänniſches Journal, 1792, 11tes Stück, S. 384.

dieſer Gebirgsart findet man ſpäter gebildete, als Thonſchiefer, Greus, Glimmer, um und an denſelben; und in mindern Höhen erſcheinen noch jüngere Trappformationen.

Die Ausſicht von den genannten drey Bergen iſt mehr oder weniger weitläuftig, aber immer ſehr angenehm. Zu ſeinen Füßen hat man die Ebene, durch die man vom Erzgebirge her gekommen iſt, und die ſich gegen Morgen in der Fläche abdacht, in welcher Prag liegt; gegen Mittag aber ſich an ein Gebirge lehnt, das ſich ziemlich ſteil erhebt, und ſich den Bergen des Böhmer Waldes anſchließt. Der Raum zwiſchen Karlsbad, dem Erz- und dem Böhmer-Wald-Gebirge, iſt mit höhern und niedrigern Bergen und Berggruppen beſtreuet, zwiſchen denen bald Gehölz, bald Ackerland, bald Wieſen, in der Mitte liegen.

An der Geſtalt unterſcheidet man aus der Ferne unter den einzeln ſtehenden Bergen einige Baſaltfelſen, z. B. den Grasberg, der ungefähr eine halbe Meile öſtlich von Karlsbad liegt, auf einer breiten Grundlage kegelförmig emporſteigt, und aus einem Baſalt beſteht, der faſt von der Art iſt, wie der am Stolpener Schloßberge, doch weniger in Säulen geſpalten, und weniger zu Tage auslaufend erſcheint, als der Baſalt an jenem.

Der Trittitzer Berg giebt von fern einen weniger ausgezeichneten Anblick, man erkennt ihn aber ſogleich als Baſaltfelſen. Sein Baſalt iſt von derſelben Art, wie der am Grasberg.

Anſehnlicher als beyde, und als der höchſte in der Ebene, ragt der Hornberg hervor. Seine Beſtandtheile ſind wie die an den beyden vorigen.

Die Ebene zwiſchen dieſen verſchiedenen Bergen iſt reich an mineralogiſchen Merkwürdigkeiten. Das Daſeyn von Erdbränden und Aftervulkanen iſt unverkennbar. Erdſchlacken, Stücke gebrannten Thons, Steinkohlen und Verglaſungen ſieht man häufig am Wege. Daß dieſe Erdbrände zum Theil noch fortdauern, aber in beträchtlicher Tiefe, beweiſen augenſcheinlich die heißen Quellen in dem Thale der Töpel, denen Karlsbad ſeine Entſtehung und ſeinen Ruf zu danken hat.

Die Geſchichte, die man von der Auffindung dieſer Quellen und von der Entſtehung der Stadt Karlsbad erzählt, iſt folgende: „Kaiſer Karl der Vierte verfolgte in dieſer Gegend einen Hirſch, der, von den Hunden gedrängt, über einen hohen Felſen in das Thal, worin jetzt Karlsbad liegt, hinabſprang. Die Hunde und Jäger ſetzten ihm, aber ſicher auf einem andern Wege, in dies Thal nach, und fanden bey der Gelegenheit die Quellen.“ — Vielleicht iſt in dieſer Ueberlieferung nichts wahr, als der Umſtand, daß man unter gedachtem Kaiſer dieſe Brunnen fand, oder auch nur deren Daſeyn wieder ſo in Erinnerung brachte, daß er ſich derſelben annahm, ſie unterſuchen und einige Häuſer anbauen ließ, deren Anzahl ſich nach und nach ſo vermehrte, daß ſie eine kleine Stadt bilden konnten. Die erſten Bewohner derſelben ſollen von dem nächſten Dorfe eingewandert ſeyn.

Jetzt enthält Karlsbad, wie es, nach einem großen Brande im Jahre 1756, wieder erbauet worden, drey hundert und dreyßig Häuſer. (Kirchen, Säle, Schul- Komödien- Kranken- und Armenhäuſer mit eingerechnet) und acht und vierzig Brandſtellen, die allmählich wieder angebauet werden.

Die Anzahl der ordentlichen Bewohner von Karlsbad kann man, in einer runden Summe, zu fünftehalbtauſend annehmen; die außerordentlichen, nämlich die Brunnengäſte, die den Sommer über dort ſind, kann man, während des belebteſten Zeitpunkts, zu drey bis vier hundert, Bediente, Mägde und Kinder mit eingeſchloſſen, berechnen.

Die Bauart der Stadt iſt ſich nicht überall gleich; beſonders gehen zwey Gegenden darin merklich von einander ab. Derjenige Theil, den man, von dem Eger'ſchen Thor an bis zur Töpelbrücke, durchfährt, beſteht aus lauter Häuſern von Fachwerk, meiſt nur zwey Stock hoch, mit hölzernem Bindwerk ausgeſtopft, das mit rother oder blauer, oder grauer Farbe angegeben iſt. Dieſe Art von Häuſern läuft bis zur Stadtkirche, und von da, am rechten Ufer der Töpel, fort, und endigt ſich den Beluſtigungsſälen gegen über. Sie bildet den älteſten Theil der Stadt und ſchließt den Sprudel ein, um welchen her die erſten Häuſer angelegt wurden.

Derjenige Theil der Stadt, der an dem linken Ufer der Töpel liegt, und jenſeits der Brücke bey dem Mühlbade und Neubrunnen anhebt, iſt neuer, und ſchließt höhere, geräumigere und anſehnlichere Häuſer ein. Man gelangt, durch eine enge Gaſſe, deren Häuſer rechts am Fuße der Felſen, links an dem linken Ufer der Töpel ſtehen, auf den Markt oder Ring, der für den eingeſchränkten Grund der Stadt groß genug iſt, und an ſeiner linken Seite die vier ſchönſten und größeſten Häuſer *), und auf der rechten das Rathhaus von Karlsbad mit ſeinem Thurm, enthält. Zwiſchen dieſem und den ihm entgegenſtehenden Häuſern auf der linken Seite, führt ein Weg hinan, der rechts zu einem alten Schloſſe und dem Schloßbrunnen; gerad'aus, auf einen zurückſpringenden angenehmen Berg und, links, zu einem Spatziergange führt, welcher an dem Gehänge des Hammerberges und des Hirſchſprungs bis dahin, wo letzterer ſich abdacht, herumläuft.

Die erwähnten vier anſehnlichen Häuſer auf dem Markte, dienen, nach Karlsbader Art zu ſprechen, *hohen*, oder vielmehr, den *höchſten* Brunnengäſten zur Wohnung, weil ſie, in zwey Geſchoſſen, große geräumige Zimmer in einer Folge enthalten, und nahe am Sprudel, dem Neubrunnen und Schloßbrunnen liegen. Von denſelben führt eine kurze Gaſſe, die ein weit vorgebautes Haus an ihrem Ausgange ſehr enge macht, auf die Weiſe, eine Straße, die, links, mit einer einfachen Allee, und rechts, mit einer Reihe guter und bequemer Häuſer beſetzt iſt, die bis zu den Beluſtigungsſälen fortläuft, und mit dieſen ſich endiget. Dieſe Halbſtraße, die den Namen von einer Wieſe hat, auf welcher ſie erbauet worden, iſt gewöhnlich bis in die Giebel der Häuſer ganz mit Brunnengäſten beſetzt, und wird überhaupt für vornehmer gehalten, weil die Wohnungen auf derſelben um drey, fünf und zehn Gulden wöchentlich theurer ſind, als die auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt. Hier nimmt man in der That nur dann eine Wohnung, wenn am Markt und auf der Wieſe keine mehr zu bekommen iſt, und man zieht auch hier noch diejenigen Straßen vor, die am nächſten an dem Markt oder an der Wieſe liegen. Man hat aber ſchon vornehme Kranke wieder von Karlsbad abreiſen ſehen, weil ſie in den Modegenden der Stadt keine Unterkunft mehr finden konnten; alles, um nicht zwiſchen Prieſtern, Kaufleuten, bürgerlichen Räthen und dergleichen Leuten, ihren Wohnplatz aufzuſchlagen, mit denen ſie doch übrigens das Unglück haben, aus einerley Brunnen trinken zu müſſen. Doch auch vor dieſem Unglücke wiſſen ſich einige zartfühlende Kranke zur Hälfte zu verwahren, indem ſie ſich nicht in Perſon zu den Brunnenplätzen unter den gemeinen Schwall begeben, ſondern das Waſſer aus den Quellen nach ihrer Wohnung holen laſſen, unbeachtet, daß durch dieſen Uebertrag zwey Drittel der fixen Luft, des heilſamſten Grundtheils der Karlsbader Waſſer, verloren gehen.

---

*) Sie ſind mit Nro 30. 31. 32 und 33 bezeichnet

Das Völkchen, das dieſe Stadt bewohnt, iſt eines der gutmüthigſten, ehrlichſten und dienſtfertigſten in der öſterreichiſchen Monarchie. Der vierfache Umſtand, daß ſie großentheils von den Brunnengäſten leben, die, ſo lange ſie dort ſind, alle ihre nöthigen und unnöthigen Bedürfniſſe von ihnen nehmen und noch, bey ihrer Abreiſe, dergleichen in Menge kaufen, um ſie, theils als Andenken, theils als Reiſegeſchenk, theils als Spiel und theils als Nutz-Werkzeuge mit nach Hauſe zu nehmen; daß ſie mit Kranken zu thun haben, die Hülfsleiſtung und Gefälligkeit brauchen, und dieſe Tugenden durch ihren Zuſtand in guten Herzen erwecken; daß eben dieſe Kranke, was ſie an moraliſchen Fehlern mitbringen, weniger auffallend zeigen, weil Schmerzen und Schwachheit des Körpers es verhindern; und endlich, daß ſie über die Hälfte des Jahres, unbeſucht, einſam, keiner Verführung ausgeſetzt, zwiſchen ihren Bergen leben: dieſe Dinge bewirken wohl zunächſt, daß ihr Gemüth ſo rein und unverdorben bleibt, als es ſich wirklich zeigt, wenn man auch nicht die Bemerkung gemacht haben ſollte, daß die Bewohner von Böhmen überhaupt, diesſeits des Bergkranzes, der ihr Land umgiebt, noch beſſer, wenn auch ungebildeter, als ihre Gränznachbarn, zu bleiben das Glück gehabt haben.

Reich ſind indeſſen die Karlsbader nicht, theils, weil ihre hauptſächlichſte Erwerbsquelle nur vom May bis in den Oktober ſpringt; denn die Fälle ſind ſehr einzeln, wo auch im Spätjahr und im Frühjahre Brunnengäſte dort wären, obgleich die Brunnenärzte behaupten, ihre Quellen könnten auch im Winter gebraucht werden; theils, weil ſie im Winter das wieder aufzehren, was ſie im Sommer gewonnen haben. Der gemeine Mann iſt nämlich nicht unbekannt mit dem Billard und dem Wein- Bier und Tanzhauſe, und die beſſern Klaſſen ſind es eben ſo wenig mit Schmäuſen, Bällen und ſogar Maskeraden. Dadurch kommt jedermann, gegen die Sommermonate, mit ſeinen Einkünften in diejenige Ordnung zurück, die den Karlsbadern, faſt ſo ſtreng, als ihr eigenes gutes Herz, gebietet, freundlich, zuvorkommend und dienſtwillig gegen ihre Gäſte zu ſeyn. Ueber Ungeſchliffenheit, Trotz und doch Uebertheurung, die man ſo häufig in andern deutſchen Bädern, z. B. in Aachen und

Pyr-

Pyrmont findet, hat wohl noch nie ein Brunnengaſt in Karlsbad zu klagen gehabt.

Die Bewohnerſchaft von Karlsbad beſteht faſt allein aus Künſtlern und Handwerkern, und zwar aus ſolchen, deren Arbeiten, außer einem allgemeinen Vertrieb, auch einen beſondern bey den Brunnengäſten finden. Dahin gehören beſonders die Nadler, (14 Meiſter), Zinngießer, (15 Meiſter), Tiſchler, (12 Meiſter), Büchſenmacher, (14 Meiſter), Schloſſer, (3 Meiſter), Gürtler, (5 Meiſter) und Meſſerſchmiedte, (25 Meiſter).*) Die Tiſchler ſind hier beſonders geſchickt in kleinen Arbeiten, in Verfertigung von Putztiſchen und Putzkäſtchen, Theetiſchchen, und hundert andern Kleinigkeiten. Sie wiſſen das

---

*) Vergl. Karlsbad, beſchrieben zur Bequemlichkeit der hohen Gäſte, daſelbſt, 1788 — ein wunderlich geſchriebenes kleines Buch, dem ich aber bey obigen Angaben folgen zu können glaubte, da es von einem Karlsbader Handwerker verfaßt zu ſeyn ſcheint.

Holz, oder die Maſern, die ſie zum Verkleiden derſelben brauchen, ſehr geſchickt mit allerley Furniſſen und Beitzen zu überziehen und zu durchlaſſen; aber nicht ſo geſchickt ſind ſie in der Vertheilung und Anordnung der Farben, und ihre Formen haben wenig Neues und Abwechſelndes. Sie ſind in dem letztern Punkte Schüler gegen die Franzöſiſchen und beſonders gegen die Engliſchen Kunſttiſchler, die mit Einfalt und Schönheit die höchſtmögliche Dauerhaftigkeit und Mannigfaltigkeit des Mechanismus zu verbinden pflegen. Aber man kauft auch in Karlsbad z. B. fünf Schatullen für den Preis, wofür man kaum Eine in England ſelbſt bekommen würde.

Die übrigen oben angeführten Handwerker arbeiten in Meſſing, Eiſen, Stahl und in andern Metallen, nicht nur das, was ihr Name angiebt, ſondern auch überhaupt alle Waaren, die ihre Geſchicklichkeit hervorbringen kann, ohne daß ſie diesfalls ſtreng zunftmäßig einen Scheidungsſtrich gezogen hätten.

Im Ganzen ſind ihre Arbeiten mit Fleiß, aber nicht immer mit Geſchmack gemacht, beſonders in Abſicht der Form, die ziemlich ſchwerfällig zu ſeyn pflegt, und der Verzierung, die eine plumpe Schnörkeley iſt. An dieſen beyden Stücken erkennt man die Karlsbader hieher gehörigen Waaren, wie man die Nürnbergiſchen an ihrem eigenthümlichen Geiſt erkennt. Man vermißt bey ihnen, wie bey den deutſchen, italiäniſchen und ſpaniſchen Handwerkern überhaupt, den Geiſt der Verfeinerung und Erfindung, den die engländiſchen und franzöſiſchen in ſo hohem Grade beſitzen, und den die erſtern noch mit dem Geiſt der Vollendung, dem Triumph aller ihrer Manufaktur- und Fabrikwaaren, verbinden.

Da die Künſte und Handwerke einer Stadt keinen unverwerflichen Maßſtab von dem Vertrieb, Bedarf, Genuß und ſogar von dem Charakter ihrer Einwohner abgeben, ſo erlaube man mir, noch anzumerken, daß in Karlsbad nur Ein Apotheker aber dreyzehn Bäcker, nur

Ein Juwelier aber neun Wollenzeugmacher, nur Ein Buchbinder aber ſieben Gaſtwirthe, nur Ein Goldarbeiter aber eilf Schuhmacher, nur fünf Maurer aber vierzehn Schneider, keine Buchhandlung aber ſechs Speiſewirthe, kein Advokat aber achtzehn Fleiſcher vorhanden ſind. Kein Modenhändler von allen, die, den Sommer über, zu ſechs bis acht in Karlsbad ſind, iſt dort anſäſſig, aber wohl ſind es eilf Krämer, die mit brauchbaren oder unentbehrlichen Dingen, vom Salze an, bis zum Ungariſchen Wein herab, ein lebhaftes Gewerbe treiben.

Karlsbad beſitzt fünf Geſundheitsquellen, die ordentlich gefaßt ſind und zur Kur gebraucht werden: den Sprudel, das Mühlbad, den Neubrunnen, den Gartenbrunnen und den Schloßbrunnen. Kleinere Adern, aus denen warmes Waſſer herausſickert, ſind mehrere vorhanden. *)

---

*) Jenen, die ſich in chemiſcher Hinſicht über dieſe Quellen näher unterrichten wollen, empfehle ich das

Die ergiebigſte Quelle und zugleich die heiſſeſte, iſt der Sprudel, doch erreicht ſeine Hitze nicht ganz den Grad des Kochens. Sein Waſſer fällt nicht unangenehm auf die Zunge und wird, dem Geſchmacke nach, gewöhnlich einer leicht geſalzenen Hühnerbrühe verglichen, mit dem es in der That große Aehnlichkeit hat. Seine Farbe iſt klar; dieſe Klarheit verliert ſich aber, wenn es eine Weile ſteht, und es nimmt eine weißliche Farbe an, indem es zugleich zarte, weißgelbliche Kalktheilchen fallen läßt, die den Körper, auf den ſie fallen, verſintern. So entſtehen die ſogenannten Verſteinerungen, die man zum Andenken aus Karlsbad mitzubringen pflegt. Die Beſtandtheile dieſes Waſſers ſind luftſaures Mine-

---

verſtorbenen D. Becher's: Neue Abhandlungen über das Karlsbad u. Leipzig 1789. Neuer ſind die Verſuche des Herrn Prof. Klaproths in Berlin, die er in der kleinen Schrift „Chemiſche Unterſuchung der Mineralquellen zu Karlsbad" bekannt gemacht hat. Berlin, 1790.

ralalkali, Glauberſalz, Kochſalz, luftſaure Kalkerde, Kieſelerde und eine geringe Spur von Eiſenſtoff.

Dieſelben Beſtandtheile haben auch die übrigen Quellen, und die Miſchung derſelben untereinander iſt ſich ziemlich gleich, bis auf die Luftſäure, deren die eine Quelle, je nachdem ſie heißer oder kühler iſt, mehr oder weniger als die andere mit ſich führt.

Die Mühlbadquelle iſt laulicht und hat bey weitem nicht den geiſtigen Geſchmack des Sprudels, weil ſie nicht ſo viel fixe Luft enthält. Man bedient ſich ihrer auch ſelten für Kranke, es müßten denn ſolche ſeyn, die ſehr ſchwache reitzbare Nerven hätten und denen deshalb die Hitze des Sprudels ſchädlich würde. Doch empfiehlt man in dieſem Falle häufiger den Schloßbrunnen.

Der Neubrunnen hat ebenfalls nicht den Grad der Hitze des Sprudels und ſchmeckt deshalb merklich matter. Er war in dieſem Jahre ([illegible]) der Modebrunnen. Alles, was ſchön war, trank an demſelben, und was galant war, trank hier auch. Man fand den Sprudel, ſeiner Hitze wegen, zu angreifend, und ein paar Brunnenärzte nährten dies Vorurtheil, bloß um etwas anderes zu empfehlen, als der verſtorbene Becher, der beſtändig auf den Gebrauch des Sprudels gedrungen hatte.

Nicht weit vom Neubrunnen, unter derſelben hölzernen Gallerie, die man, zur Bequemlichkeit der Trinker, erbauet hat, dringt noch eine andere Quelle, die, meines Wiſſens, noch keinen Namen führt, in einem ſtarken Strahle hervor. Sie iſt ſo heiß, als der Sprudel, aber eine der jüngſten. Kranke, die ſich ſtärkere Nerven zutrauen, trinken ſie beſonders.

Der Gartenbrunnen ſpringt oberhalb des Neubrunnens, am Abhange des Granitberges, an deſſen Fuße letzterer hervordringt. Ich weiß nicht, warum man ihn den Gartenbrunnen nennt, denn außer vier oder fünf Bäumen, die an der rechten Seite des ſchmalen, dazu gehörigen, Spatzierplatzes ſtehen, findet man keine Spur von einem Garten. Dieſer Brunnen ſpritzt nicht ununterbrochen aus ſeiner Röhre, ſondern in Abſätzen, und kommt mit einem rauſchenden Schaume zum Vorſchein. Er wird zwar in gewiſſen Fällen von den Brunnenärzten empfohlen, aber gewöhnlich trinkt man ihn nur zur Abwechslung, oder aus Neugier. Er iſt übrigens lau, und hatte dieſes Jahr einen ſtarken Schwefelgeſchmack, den Kenner ſeiner neugeſetzten Röhre zuſchrieben.

Noch lauer iſt der *Schloßbrunnen*, zu dem man, vom Markt aus, hinauf ſteigt, und der beſonders nervenſchwachen Perſonen, welche die Hitze der vorhin erwähnten Quellen nicht ertragen, empfohlen wird.

Die Wirkung dieſer Quellen iſt, im Ganzen genommen, mehr oder weniger dieſelbe: ſie reinigen die erſten Wege, verdünnen und verſüßen das Blut, und führen die darinn befindliche Schärfe gelind und allmählich ab.

Daraus wird klar, was für Krankheiten ſie zunächſt heilen oder mildern. Verſtopfungen der Gedärme, Gekröſe und Nieren, Stein, Gries, noch nicht eingewurzelte Gicht, Hypochondrie und Melancholie, Magenkrämpfe, Kopfweh, Nervenzufälle, ſelbſt epileptiſche, wenn ſie ſich von Anhäufungen im Unterleibe herſchreiben: alle dieſe und andere damit verwandte Krankheiten werden durch ſie theils gehoben, theils abgeleitet; aber auf die ganze Gattung der hitzigen Krankheiten wirken ſie wenig oder gar nicht, und manche Kranke, die mit ſolchen behaftet waren, haben in Karlsbad ihr Grab gefunden, wenn ihr Hausarzt ſo unwiſſend war, ihnen die hieſigen Quellen zu empfehlen, und ihr Brunnenarzt ſo leichtſinnig, ihnen den Gebrauch derſelben zu geſtatten. Ueberhaupt, wer eine nahmhafte Krankheit hat, die nicht aus Verſtopfung des Unterleibes entſteht, der ſuche hier weder Hülfe noch Erleichterung; und ſo auch der, der in Karlsbad ſelbſt mit irgend einem Uebel, auf welches der hieſige Brunnen nicht wirkt, befallen würde. Die Brunnenärzte haben, in der Behandlung ſolcher Krankheiten, die hier nicht gewöhnlich vorkommen, geringe Erfahrung, und benehmen ſich dabey — ſehr furchtſam wenigſtens. Auch pflegen ſie aus Politik (was in dieſem Falle ein Glück iſt) ſolchen Kranken zur Entfernung zu rathen, damit ſie nicht etwa in Karlsbad ſterben und deſſen Quellen einen übeln Ruf zuziehen mögen.

Da die Genoſſen unſeres Zeitalters männlichen und weiblichen Geſchlechts, Jüngere wie Aeltere, vorzüglich am Stilleſitzen, an der Anſtrengung und Schonung des Kopfes, an den Arbeiten der Phantaſie, des Stickrahms, der Staffeley, oder mithin auch am Schnüren und an engen Beinkleidern, ferner an Romanen- und Zeitungsleſerey, am Büchermachen, am Trinken ſchlechter und ſchwerer Weine, an der Naſchſucht, an der platoniſchen oder nicht platoniſchen Liebe, und an der Mode- und Grillenfängerey leiden: ſo kann man, nach den träge machenden, verſtopfenden, zuſammen ziehenden und unnatürlich erhitzenden Eigenſchaften aller dieſer geiſtigen und körperlichen Dinge, von ſelbſt ermeſſen, daß derjenigen Kranken, die ganz beſonders nach Karlsbad gehören, eine beträchtliche Anzahl ſeyn müſſe. Wirklich ſchließen die Gegenden, in welchen Karlsbad bekannt und berühmt iſt, ſo viel Kranke dieſer Art ein, daß ſie deſſen Quellen, vom Anfang des Mayes an, bis gegen das Ende des Oktobers, mit fünf, funfzig, hundert, dreyhundert, und dann wiederum mit hundert und funfzig, achtzig, dreyßig und zwey Perſonen beſetzt halten können.

Die Zeitpunkte nämlich, in denen man Karlsbad beſucht, beſtimmt theils die Nothwendigkeit, theils die Mode, theils die häusliche und geſchäftliche Lage, theils das ökonomiſche Vermögen und Unvermögen. Ein Kranker, der, den Winter hindurch, wirklich oder eingebildet, danieder gelegen und ſeine Hoffnung auf den Sprudel geſetzt hat, ſucht ihn ſchon zu Ende des Aprils auf und bleibt bey ihm bis zu Ende des Maymonats. Er findet vielleicht nur fünf bis zehn Mitkranke. Ein Anderer, deſſen Zufälle ſo dringend noch nicht ſind, bringt von der Mitte des Mayes bis zur Mitte des Junius in Karlsbad zu, und reiſet von dort ab, gerade, wenn ſich die große Geſellſchaft einzufinden pflegt. Die Glieder der letztern ſind immer am wenigſten krank, und ſolche, die entweder alle Jahr zum Vergnügen eine Badereiſe zu thun pflegen: oder in der Nähe von Karlsbad auf dem Lande wohnen, und Zerſtreuung ſuchen; oder eine Reihe von Töchtern haben, die ſie abgekürzt zu ſehen wünſchen; oder das Kartenſpiel, nicht zunächſt für ihr Vergnügen, ſondern für ihre Erhaltung, lieben; oder irgend einem Großen folgen, um ihm, bey der minder gebundenen Art zu leben im Bade, näher zu kommen und von ihm verſorgt zu werden; oder endlich von dem dortigen kleinen Publikum mehr bemerkt zu werden wünſchen, als es in einer Hauptſtadt ſeyn kann, wo ein paar Poſtzüge, eine diamantene Hutſchleife, einige Freybälle und eine offene Tafel nicht den Hof um ſie verſammeln, den ſie ſich hier durch ſolche Dinge verſchaffen können. Der Zeitpunkt alſo, wo dieſe Art von Afterkranken in Karlsbad lebt, iſt der glänzendſte, aber auch der beſchwerlichſte für wirkliche Kranke. Dieſe finden kein bequemes Unterkommen mehr; werden am Sprudel von ungeſchliffenen Bedienten gedrängt, die den Becher ihrer Herrſchaft eher füllen wollen, als ſie den ihrigen; werden auf der Wieſe, neben den vorbey fliegenden Karoſſen bald vom Staub erſtickt, bald über und über mit Unrath beſprützt; werden aus der Allee von den breiten Reihen der Herren und Damen weggeſchoben, oder von eben denſelben, wenn ſie die dortigen Bänke beſetzt halten, vom Kopf bis zu den Füßen gemuſtert; finden kein Plätzchen mehr, weder in Fiſchern, noch in dem Garten des Poſtmeiſters, wo ſie mit einer kleinen Geſellſchaft von Freunden eſſen wollten; und kurz, ſie werden von den Nichtkranken überall ſo in die Enge getrieben, daß ſie, aus Mangel der nöthigen Ruhe, Ungezwungenheit und Heiterkeit, die Hälfte ihres eigentlichen Zweckes verfehlen. Dies Geräuſch dauert von den erſten Tagen des Junius bis ungefähr zu den letzten des Julius, wo es ſich auf einmal, meiſt immer in drey Tagen, verliert, weil die Geſellſchaft, die es machte, ſich gleichſam das Wort gegeben hatte, zu gleicher Zeit zu kommen und zu gehen.

Jetzt ſchöpfen die übrigen Brunnengäſte wieder Athem, und ihre Anzahl wird durch ſolche Geſchäftsleute vermehrt, die nur — in den Hundestagen — ihre Geſundheit wahrnehmen können; oder durch ſolche ſchüchterne Kranke, die am liebſten unter Ihresgleichen ſind; oder durch ſolche, welche die geſunkenen Preiſe der Miethen und anderer Bedürfniſſe zu benutzen gezwungen ſind. Um dieſe Zeit wird Karlsbad immer ſtiller und leerer und die Fremden ſind unter den Einwohnern kaum zu bemerken. Dieſer Zeitraum dauert bis zum Anfange des Septembers, wo noch Landwirthe, Prediger aus der Nachbarſchaft, Krämer mit ihren Frauen und Kindern und Landleute nach Karlsbad kommen. Sie bleiben bis in den Oktober dort, und man ſieht ſie in kleinen Haufen auf der Wieſe oder unter der Allee ſpatzieren gehen. In den Beluſtigungsſälen iſt niemand mehr, die Schauſpieler und Spielleute ſind ausgewandert. Die Säle endlich werden geſchloſſen, das Poſtamt iſt geſperrt, die Wirthinnen und ihre Mägde haben die guten Kleider abgelegt, die Künſtler und Handwerker haben ihre Arbeiten eingepackt und am Sprudel oder Neubrunnen wandeln einzelne Kloſterbrüder, die ihr Brevier leſen, und, was ihnen ſo ſelten begegnet, Waſſer dazu trinken.

Die Brunnengäſte, die nach Karlsbad kommen, finden folgende Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten:

Ihre Wohnungen haben ſie bey treuen, redlichen, theilnehmenden Leuten. Dieſe Wohnungen kann man ſich, wenn man früh genug vor dem lebhaften Zeitpunkte kommt, und vor dem Eintritt deſſelben wieder abreiſen will, ganz nach ſeinem Bedürfniſſe und Vergnügen wählen. Die weitläuftigen ſind zwar immer ſchon im Voraus von vermögenden Brunnengäſten beſprochen und werden von dieſer Zeit an bezahlt; will man aber vor dem feſtgeſetzten Tage ihrer Ankunft abreiſen, oder ausziehen, ſo kann man auch dieſe erhalten, ſo wie man ſie einnehmen kann, wenn die erſten Beſteller derſelben abgereiſet oder ausgezogen ſind, im Fall ſie nicht ſchon von neuem beſprochen worden. Dieſe erſte Klaſſe der Wohnungen iſt auch die theuerſte, und man bezahlt ſie wöchentlich mit 15, 20, 30 und 40 Kaiſergulden. Die Häuſer, die dergleichen enthalten, habe ich oben angegeben; hier füge ich noch das ſogenannte ſteinerne Haus auf der Wieſe, Nr. 299, hinzu, wo große Familien mit ihrem Gefolge

Platz

Platz finden können. Die Modegegenden der Stadt habe ich oben angezeigt. In dieſen findet man mehr oder weniger geräumige Wohnungen, wöchentlich zu 20, 15, 12, 10 und 8 Kaiſergulden, wie man dergleichen in den unmodiſchen oder gemeinen, zu 2, 4, 5, 6 und 7 haben kann. In den Häuſern a[illegible]ten Ufer der Töpel, der Wieſe gegenüber, miethet man ſich ſelten ein; höchſtens werden ſie von Juden beſetzt. Eben ſo iſt es mit demjenigen Theile der Stadt, der nach dem Eger'ſchen Thore zuliegt.

Wer ſein Auge an Engländiſchen Hausrath gewöhnt hat, findet in Karlsbad dieſen Genuß nicht. Die Stühle, Tiſche und Ruheſeſſel ſind von der gemeinſten Arbeit, und geſchmackvolle Gefäße, Fußteppiche und Schränke ſieht man gar nicht. Anſtatt der Kupferſtiche findet man nichts, als bunte Chriſtkindchen, durchbohrte Herzen, zerfleiſchte heilige Männer und Frauen, von Nonnen gemalt, ausgeſchnitten und mit Nadelſtichen angegeben.

Die wenigſten Zimmer ſind gemalt, die meiſten bloß geweißt. Die Betten ſind gut, das Bettzeug iſt bürgerlich, aber ſauber gehalten. Die Tiſch- Mund- und Handtücher ſind von gleicher Beſchaffenheit.

Die Trinkwaaren ſind in Karlsbad durchgängig matt, aus Mangel an friſchen Kellern, die beſonders am Markte und in der Gegend deſſelben, von den Dünſten, die aus dem unter ihnen liegenden, großen Behälter des ſiedenden Waſſers emporſteigen, durchdrungen werden.

Da man des vielen Waſſers wegen, das man des Morgens aus der Quelle getrunken hat, nicht wohl den Tag über noch anderes Waſſer trinken kann, ſo iſt man auf den Genuß des Weins oder des Bieres eingeſchränkt. Die Brunnenärzte rathen vor allen übrigen Gattungen des erſtern, am liebſten zum Melnicker, einem leichten rothen Wein, der in Böhmen ſelbſt um den Ort her wächſt, von dem er ſeinen Namen hat. Sie erlauben auch einige Arten Ungerweins; nicht ſo gerne den Oeſterreicher und Rheinwein. Das hieſige Bier iſt leicht, wie es für Kranke ſeyn muß. Engliſche Biere ſind, als nicht paſſend zur Kur, unterſagt. Kaffee und Chokolade darf man trinken. Thee nicht.

Die Speiſen haben hier einen eigenen Charakter von Weichlichkeit und Ungeſchmalzenheit. Man will theils dem ausgeſchwemmten Magen nicht zur Laſt fallen, theils darf man nicht, da bey den Speiſewirthen eine ausdrückliche Küchenvorſchrift vorhanden iſt. Geſalzene und geräucherte Gerichte ſind gänzlich verboten, und wenn man dergleichen verlangte, würde ſich der Garkoch entſchuldigen; dagegen ſind alle Arten von Wild (bis auf das Schwein) von Federvieh, (Gänſe ausgeſchloſſen) von zahmen Fleiſche, von Mehlſpeiſen (wohin der wälſche Reis, die Nockerl, die Schmarn, die Strudel, die Kolatſchen, der gebackene Gries, und wie ſie im böhmiſch öſterreichiſchen Küchenwörterbuch alle heißen) zu eſſen erlaubt. Die Gaben ſind klein, aber auch wohlfeil. Für zwanzig Kreutzer kann der Kranke, der Philoſophie hat, ſich ſatt eſſen: für fünf und vierzig der, der keine hat. Oeffentliche Tiſche giebt es in Karlsbad nicht. Man muß entweder auf ſeinem Zimmer allein eſſen, oder man kann ſich auch mit ſeinen Hausgenoſſen oder Nachbarn ſo einrichten, daß man mit ihnen, bald in ſeinem Hauſe, bald in dem ihrigen, ſpeiſet. Was der Mangel an öffentlichen Tafeln der Geſelligkeit abbricht, läßt er der Geſundheit zu gute kommen. Man iſt nie ſo mäßig, wenn man mit Zwanzigen, als wenn man mit ſich allein das Brod bricht und das Glas handhabt.

Die Einrichtung der verſchiedenen Brunnenplätze und der Bäder, iſt nicht glänzend, nicht bequem, kaum erträglich. Das Trinken des Karlsbader Waſſers braucht viel Bewegung, damit es aus dem Magen in die übrigen Gefäße des Körpers vertrieben werden könne. Aber bey keinem der Brunnen iſt ein

Platz, der eine freye und friſche Bewegung erlaubte. Der am Sprudel iſt ſehr ſchmal und ſehr kurz, und man muß ſich durch die Anſtehenden hindurch drängen und winden. Das Waſſer erhitzt von innen, der Dampf des Sprudels und das Gedränge von außem, und die Sonne, die gegen ſieben Uhr dieſen Platz, den kein Baum beſchattet, zu beleuchten anfängt, thut das Uebrige. Wenn es regnet, ſo iſt zwar ein Saal da, wo man ſich trocken erhalten kann, da er aber über dem Waſſerbehälter ſteht, ſo iſt die Luft darin ſo lau und ſo wäſſerig, daß man bald Aengſtlichkeit oder Kopfweh fühlt, und ſich lieber entſchließt, in den Regen hinaus zu gehen.

Eben ſo iſt es am Neubrunnen. Ein ſchmaler Gang, mit einem Wetterdache verſehen (das ſchon im erſten Jahre ſeiner Erbauung anfängt, ſich ſchlangenförmig zu winden) führt, ungefähr hundert Schritte, auf und ab, ſchützt vor der Morgenſonne nicht und ſchließt doch oft hundert bis zwey hundert Menſchen ein

Alle ſind erhitzt und werden es durch das Waſſertrinken und das Gedränge noch mehr. Dazu kommen die Ausdünſtungen von einer Menge geheimer Oerter, die der Genuß des Waſſers unentbehrlich macht, und die, der Reihe nach, auf eben dieſem Gange angebracht ſind. Wenn es nicht regnet, kann man ſich vor den daraus entſtehenden Unbequemlichkeiten dadurch retten, daß man auf der nahe gelegenen, ſehr kurzen und unglücklich gebauten, Töpelbrücke auf und ab geht, regnet es aber, ſo muß man ſich doch unter den gedachten Gang ins Gedränge zurück ziehen.

Eben ſo unbequem iſt auch der Raum am Schloßbrunnen. Man muß, wenn man ſich bewegen will, von demſelben, auf einem ſchlechten Pflaſter, den Berg hinanſteigen, und mit einem kleinen Platze, der ungefähr funfzig Fuß lang, und zwanzig breit iſt, übrigens weder vor Regen noch Sonne ſchützt, ſich begnügen. Jeden neuen Becher Waſſer muß man ſich durch ein beſchwerliches Herab- und Wiederhinaufklettern verſchaffen.

In Abſicht der Bäder hat man es nicht bequemer. Zwar iſt ein Badehaus da, das **Mühlbad** genannt, aber es enthält zu wenig Bäder für den Bedarf. Man muß öfters acht Tage vorher beſtellen, ehe man eins bekömmt, und nachher mehrere Tage wiederum warten, ehe man das zweyte haben kann. Es bleibt kein anderes Mittel, als in die finſtern Badehölen hinabzuſteigen, die man in einigen Bürgerhäuſern, in der Nachbarſchaft des Sprudels, findet. Sie ſind im Kellergeſchoß der Häuſer angelegt, wo ein viereckigtes Loch, das mit gewöhnlichen, ſchwarz gewordenen Brettern ausgelegt iſt, das Bad vorſtellt. Das Waſſer fließt durch eine hölzerne Röhre herein, aus welcher man, nicht etwa mittelſt eines Hahns, ſondern mittelſt einer Stange, die in die Oefnung paßt, und die mit Hadern umwunden iſt, ſo viel von dem warmen Waſſer hereinlaſſen kann, als man für gut findet, im Fall das Waſſer in dem viereckigten Loche (das mehrere Stunden ſtehen muß, ehe es zum Gebrauch genug abgekühlt iſt) zu kalt geworden wäre. Man bezahlt für ein ſolches Bad nach Belieben, von funfzehn Kreutzer bis zu dreyßig. Die Bäder in dem gedachten Mühlbade ſind ſauber, mit Marmor ausgeſetzt, ſehr geräumig, und haben neben ſich ein Zimmer mit einer Bettſtelle, die man mit ſeinen eigenen Betten belegen kann. Der feſte Preis eines Bades iſt vier und dreyßig Kreutzer; man giebt aber gewöhnlich etwas mehr und fügt ein Geſchenk für den Bademeiſter hinzu.

In Abſicht der Spatziergänge iſt man in Karlsbad beſſer berathen. Es giebt ihrer mehrere und man kann nach ſeinem Bedürfniſſe wählen. Wer eine gute Bruſt hat, beſteigt, der ſchönen Ausſicht wegen, die umliegenden Berge, beſonders den Kreutzberg, der die weitläuftigſte gewährt; wer das Steigen nicht liebt oder nicht erträgt, verfolgt das Thal, in welchem die Töpel herabkömmt, über angenehme Wieſen, die an beyden Seiten durch bald höhere, bald niedrigere Berge und Anhöhen eingeſchloſſen werden. Dieſe ſind mit Nadel- und Laubholz beſetzt, oder mit Getreide beſäet, neben und unter welchen große und kleine Granitmaſſen hervorragen. Man kömmt bald, wenn man aus der vierfachen Allee hinter den Beluſtigungsſälen heraus iſt, links vor einer artigen Felſenanlage vorbey, die mit einigen Luſthäuschen, mit einer Klauſe, mit einem Altare, mit ſteinernen Tiſchen und dergl. beſetzt, und der regierenden Herzogin von Kurland, Dorotheen, die, ſeit einigen Jahren her, die Seele und Zierde von Karlsbad war, gewidmet iſt. Einige Schritte weiter hin wendet ſich das Thal rechts, und man kömmt vor einer andern Anlage vorbey, die erſt ſeit dem vorigen Herbſte vorhanden iſt. Ein kleiner Garten ſchließt ein ganz angenehmes Luſthäuschen und ein größeres Wirthſchaftsgebäude ein, in welchem man Eß- und Trinkwaaren für einzelne Perſonen und, wenn vorher beſtellt worden, für ganze Geſellſchaften findet. Weiter hin kommt man durch ein ſchattigtes Waldigt, mit Granitwacken beſäet, unter denen, auf einer romantiſchen Stelle, der Freundſchaft ein Sitz und Altar von einer Frau errichtet iſt, die dieſe wohlthätige Gottheit kennt und verehrt, und befugt war, ihr, die über den modernen Göttern und Göttinnen, welche die Menſchen jetzt anbeten, faſt vergeſſen worden, in dem ſchönen Pantheon der Natur ein prunkloſes Plätzchen zu weihen. Weiterhin erhellt und erweitert ſich das Thal und man gelangt zu einer Papiermühle, dem Ziele des Spaziergangs, deren Bewohner ehedem die Wanderer fröhlich aufnahmen, jetzt aber, da auch Menſchen dahin kamen, die kein Gefühl für gutmüthigen Empfang und den dafür zu zollenden Dank hatten, und das für Pflicht hielten — was gute Herzen aus innerm Antriebe thaten, ſich zurück gezogen, und ihre einſame Wohnung dem Genuſſe Anderer verſchloſſen haben.

Des Spatziergangs am Abhange der Berge habe ich ſchon oben erwähnt. Er führt an den Felſen, die am linken Ufer der Töpel liegen, herum, gewährt eine Ueberſicht über den größeſten Theil der Stadt, und endigt ſich faſt dem Schloſſe gegen über. Die Brunnengäſte, die auf der Wieſe wohnen, können aus dem zweyten und dritten Stock ihrer Häuſer auf dieſen Spatziergang gelangen, der aber hypochondriſchen, ſchwindlichten, oder auch nur furchtſamen Perſonen, nicht empfohlen werden kann, da er ſehr ſchmal iſt, da an einigen Stellen die Einfaſſungen niedergefallen oder von Regenſtrömen weggeriſſen ſind, und da die großen Felſenſtücke, die einem über dem Haupte, auf verwitterten Grundlagen, ſchweben, bey jedem Windſtoß, herunter zu ſtürzen drohen. In der Thát ſind die Häuſer, die an dem Fuße dieſes Felſen ſtehen, in augenſcheinlicher Gefahr, über kurz oder lang einmal von ſolchen abgeriſſenen Steinklumpen zerknirſcht zu werden.

Man geht oder fährt auch häufig nach Fiſchern, einem kleinen Dorfe, drey Viertelſtunden von Karlsbad gelegen, wo man ſich an guten Fiſchen für die Faſten erholen kann, die einem die Speiſewirthe in der Stadt auferlegen.

Ungefähr anderthalb Meilen von Karlsbad liegt Engelhaus, ein kleiner Ort mit den Trümmern eines alten Schloſſes, die auf einem ziemlich ſteilen Porphyrſchieferberge verwittern, von dem herab man eine weitläuftige, etwas wilde, Ausſicht über die umliegenden ſchwarzen Berge genießt. Unten am Berge iſt ein Wirthshaus, wo zahlreiche Geſellſchaften bewirthet werden können, wenn ſie vorher anſagen laſſen, oder wenn ſie ihre Bedürfniſſe ſelbſt mitbringen.

Man fährt auch häufig nach Schlackenwerth, um ſich in dem dortigen großen Garten zu beluſtigen.

Die Tagesordnung in Karlsbad iſt folgende:

Man ſteht zwiſchen fünf und ſechs Uhr auf und verfügt ſich zu dem Brunnen, den der Brunnenarzt, oder man ſich ſelbſt, verordnet hat. Hier trinkt man nach eigenem Gutdünken, oder nach Vorſchrift des Arztes, fünf zehn, funfzehn bis zwanzig Becher, je nachdem man ſtark oder ſchwach iſt, je nachdem die Wirkung ſchneller oder langſamer erfolgt. An Unterhaltung dabey, wenigſtens an eine unabgebrochene, iſt nicht zu denken, da ſie der letzt erwähnte Umſtand unmöglich macht. Jeder iſt mit der Anzahl der getrunkenen Becher und deren Wirk- oder Unwirkſamkeit beſchäftigt, und will man einander ja ein Wort angewinnen, ſo verhindert es ein Gang, den man zu machen nicht unterlaſſen kann.

Gegen acht Uhr wird es an den verſchiedenen Quellen von Trinkern ganz leer. Es iſt eine von den hieſigen Aerzten vorgeſchriebene Regel, eine Stunde zu Hauſe zu bleiben und ſich abzuwarten, ehe man ſich in einem der Säle ein Frühſtück ſucht; oder auch, eine

Stunde in einem ſtehenden Wiener Wagen, deren man bey dem hieſigen Poſtmeiſter mehrere findet, herum zu fahren. Giebt es ein Frühſtück mit Muſik und Tanz in einem der Säle, ſo kann man ſich dort die nöthige Bewegung verſchaffen. Will man nicht Theil daran nehmen, oder iſt man nicht dazu eingeladen, ſo geht man ſpazieren, oder ſetzt ſich an einen Spieltiſch, oder ſpielt Billard, oder reitet, oder nimmt Theil an einer Unterhaltanz in der Allee. Wer bloß beobachten will, nimmt einen Platz auf einer der dort ſtehenden Bänke ein, und läßt die jungen und alten Patienten vor ſich vorüber reiten, fahren, ſpringen und hinken, einen jeden nach ſeiner Weiſe. Denn hier zeigt der Brunnengaſt, der einen hübſchen Engländer hat, ſeinen Engländer, und ſich ſelbſt, indem er mit ihm über einen Verſchlag ſpringt; hier zeigt ein anderer, der einen ausgeſuchten Poſtzug beſitzt, ſeine ſtolzen Gaule, indem er in den äußern Gängen, auf einem erhabenen Throne, von vier Rädern getragen herum ſchwimmt; hier zeigt ein dritter ſeine beyden großen Uhrketten und ſeinen kleinen zierlichen Frack, mit denen er das Auge von den Gichtknoten an ſeinen Spindelfüßen gern abziehen möchte; hier zeigt ein ſelbſtzufriedener Doktor und Profeſſor durch ſchnelles Hin- und Wiederlaufen zu vornehmen Herren und Damen, daß ſeine Krankheit noch immer nicht in die Füße herab will; hier zeigt ein beſcheidener Dorfpfarrer, ſeine altmodiſche Hälfte am Arme, und in den entferntern Alleen wie auf den Zehen herumtrippelnd, daß er wenig Vertrauen mehr zu ſeinem Amte habe; hier zeigt der alte Podagriſt, zierlich friſirt, den Hut unterm Arm, die Füße in Sammet geſchnürt, einen Becher Chokolade zwiſchen den ſpitzen Fingern haltend, jedem hübſchen jungen Mädchen was Schönes erzählend, daß bey ihm die Strafe für ſeine Sünden den guten Willen zu ſündigen noch nicht ausgebiſſen hat; hier zeigt endlich der Menſch — der krank iſt — alle ſeine junge und alte

Gebrechen, Schwachheiten und Narrheiten offener und ſcheuloſer, weil er, da er krank iſt, weniger auf ſeiner Hut bleibt, oder weil er glaubt, daß man ihm in dieſem Zuſtande mehr verzeihen werde.

Dieß Schauſpiel dauert bis gegen zwölf Uhr, wo man nach Hauſe eilt, um ſeinen ſchmalen Biſſen zu eſſen. Nach dieſem Geſchäft iſt es erlaubt, einige Minuten zu ſchlummern, aber nicht, förmlich zu ſchlafen. Die Damen gehen an den Putztiſch und kleiden ſich zum Ball, der um vier Uhr ſeinen Anfang nehmen ſoll. Die Herren, die Theil daran nehmen wollen, ſetzen ſich etwas ſpäter zu demſelben Geſchäfte. Andere ſchreiben Briefe, doch ſind ſie auf ihrer Huth gegen den Brunnenarzt, der alles Denken und Schreiben während der Kur unterſagt hat; andere haben einen Spatziergang, eine Landfahrt und ein gemeinſchaftliches Abendeſſen verabredet; andere etwas anderes. So vergeht der Nachmittag und ein Theil des Abends. Gegen neun Uhr

iſt

iſt der Ball zu Ende, die Spatziergänger oder Spatzierfahrer kommen in die Stadt zurück, diejenigen, die nicht außer derſelben geweſen ſind, gehen noch einigemal auf der Wieſe, oder in der Allee, auf und ab, und nach neun Uhr endlich ſucht jedermann ſein Bette.

Der Ton der Badegeſellſchaft iſt ſich nicht zu allen Zeiten gleich. Jede Erneuerung derſelben bringt einen andern mit, und ſolche Erneuerung wird ungefähr alle vier Wochen ſichtbar. Was von der ältern Geſellſchaft übrig bleibt, hält zuſammen, und erwartet die Annäherung der Neuangekommenen. Dieſe ſind eingeführt, ſo bald ſie ihr Ankunftsbillet herum geſchickt haben. Aber die Freyheit und Gleichheit des Badelebens iſt hier weniger zu finden, als anders wo. Man erkundigt ſich nach Geburt, Stand und Würde; man macht Ausnahmen, man hört kleine Klätſchereyen an und macht dergleichen; man giebt ausſchließend Bälle, Pickenicke, Koncerte. Kommen beſonders regierende Perſonen hieher, ſo iſt die Geſellſchaft ſogleich geſpalten. Es bilden ſich Höfchen, die auf einander eiferſüchtig ſind; man macht kleine Ränke, bekrittelt ſich, ſucht oder erdichtet Lächerlichkeiten; mit einem Worte: man ſpielt das gewöhnliche armſelige Spiel, das den mitverwickelten Perſonen unendlich wichtig ſcheint. In der Grundlage der hieſigen Badegeſellſchaft waren von jeher zwey Urſachen zur Spaltung, jetzt geſellen ſich noch zwey neue hinzu. Es kommen nämlich hieher nicht Kranke ſchlechtweg, ſondern Kranke von der Böhmiſchen Nation und Kranke von der Sächſiſchen; jetzt kommen noch Kranke von der Kurländiſchen und von der Polniſchen Nation. Jede dieſer Nationen will die erſte ſeyn, und diejenige unter ihnen, die etwa eine regierende Perſon aus ihrem Lande, oder einer verwandten Provinz, an der Spitze hat, iſt freylich ohne Widerſpruch die mächtigſte und glänzendſte, möchte auch gern das meiſte gelten. Sie giebt alſo die zahlreichſten Bälle und Früh ſtücke, kommt deshalb oft wegen des dazu nöthigen Lokals mit den andern in Reibung, oder zieht die eine der andern vor. Welch ein Verbrechen! Sogleich iſt der Krieg erklärt! Zum Glück wird er ſo lächerlich, wie gewöhnlich geführt, und er kommt der Geſundheit der unbefangen gebliebenen Kranken vortrefflich zu ſtatten. Die unterliegenden Theile verlaſſen Karlsbad, voll Zorn und Rachſucht, die zu einer andern Zeit, wenn ſie einmal die Stärkſten und Reichſten ſind, ausbrechen ſollen! Man ſieht, von welchem Theile der Badegeſellſchaft ich ſpreche.

Der andere Theil genießt des Brunnens und des Lebens beſſer. Jeder hält mit jedem zuſammen; und Rath und Kaufmann, Prediger und Verwalter, Kloſterbruder und Subalternofficier ſtehen auf dem freundſchaftlichſten Fuße. Dies Verhältniß war in dem laufenden Jahre um ſo feſter, da auch hier, wie anderwärts, die unſelige Ariſtokraten- und Jalohnerſpähungsſucht auf beyden Seiten, kein Ziel und keine Mäßigung kannte.

Schlüßlich kann man annehmen, daß, binnen dem oben angegebenen Zeitraume, ungefähr ſechs bis ſiebenhundert Perſonen den Karlsbader Brunnen getrunken haben. Viele reiſen geheilt ab, viele ungeheilt, aber immer mit dem Troſte der Brunnenärzte, daß ſie geſund ſeyn werden, wenn ſie erſt von Karlsbad weg ſind, oder wenn ſie das künftige Jahr wieder kommen.

Den 9ten des Julius reiſ'te ich von Karlsbad ab, auf Bayreuth. Die nächſte Poſt war Zwoda. (3 M.) Der Weg dahin läuft, auf einem ſteinigten Boden und durch Hohlwege, in dem Thale fort, das ſich zwiſchen dem Voigtländiſchen und dem Böhmer Waldgebirge hinzieht, und hier und da Berge und Hügel von der dritten Ordnung zeigt. Was an dieſem Wege von bebauetem Lande liegt, iſt ſehr fruchtbar und zeigte Saaten von ungewöhnlicher Stärke und Höhe. Zwiſchenher findet man aber Stellen, die nur ein ſpärliches, wie verbranntes, dürres Gras hervorkeimen laſſen, die aber bald wiederum durch daran ſtoßende Strecken angenehmer, blumigter, fetter Wieſen erſetzt werden. Wenn man ungefähr eine halbe Meile gefahren iſt, ſo kömmt man an die Eger, und zugleich öffnet ſich das Thal derſelben, deſſen Abhänge, da ſie dicht mit Fichten beſetzt ſind, einen ſehr finſtern Anblick geben. Iſt man über dieſen Fluß, ſo geht es über mittelmäßige Anhöhen bald hinan, bald hinab, auf einem Wege, der wenig Spuren von Sorgfalt verräth, und da, wo er ſie verräth, ſo liederlich gemacht; ſo an den Seiten und in der Mitte mit großen Steinen beſchüttet iſt, daß man ihn gern mit einer natürlichen Straße vertauſchte. Dieſe Sorgloſigkeit iſt um ſo unbegreiflicher, da man ſie ſonſt in den kaiſerlichen Staaten nicht findet, und da man hier alles in der Nähe hat, was zu dem dauerhafteſten Straßenbau gehört: feſtes Geſtein, meiſt Granit, Baſalt und Gneus, und wohlfeile Hände. Gegen die Mitte der Poſt, werden die Anhöhen beträchtlicher und zugleich angenehmer. Sie ſind theils behölzt, theils angebauet, und haben zu ihren Füßen mehrentheils fruchtbare Thäler. Man findet hier große Strecken mit Hopfen bepflanzt, der in dieſer Gegend am beſten in Böhmen geräth. Faſt jedes dieſer Thäler iſt mit einem oder zwey Dörfchen beſetzt, die bey weitem nicht ſo armſelig ſind, als man ſie in einigen andern Gegenden von Böhmen findet.

Zwoda, ein Dorf, liegt in ſolch einem Thale, und hat zur Seite, auf ein paar Büchſenſchüſſe, das Städtchen Falkenau, das einem Grafen von Noſtitz gehört.

Von Zwoda kam ich auf Eger. (3 M.) Der Weg iſt ſteinigt und ungemacht, und der Geſichtskreis wird durch Berge beſchränkt, die größtentheils bis zum Gipfel hinauf angebauet ſind, und an deren Wurzeln ſich angenehme Thäler bilden. Hinter dem Dorfe Ziegengrün geht es bergab in ein größeres Thal, eines der angenehmſten und fruchtbarſten, die ich je geſehen habe. Auch bemerkt man bald an der hieſigen Menſchengattung, daß ſie, von Gott und ihrer politiſchen Verfaſſung verſorgt, gut leben. Ihre Tracht iſt ganz die Tracht der Bauern im Altenburgiſchen. Es ſind geſunde, ſtarke Leute, mit einem offenen und nicht ſo abſcheulich demüthigen Weſen, wie man es noch an den Bewohnern des nächſten Dorfes vor dem Eintritt in ihren Kreis bemerkt. Sie haben aber auch mehr Freyheiten. Sie thun keine Frohndienſte, ſondern führen ihre Pflichten in Gelde ab. Ihre Dörfer ſind klein, nicht über acht bis zehn Familien ſtark, aber dafür deſto häufiger, ſo daß man in einem geringen Umfange ihrer zehen bis zwölf mit Einem Blicke überſieht. Ein öſterreichiſcher Hauptmann, der ſich auf dem Wege zu mir fand, verſicherte mir, es wäre mit dieſen Leuten gar nichts anzufangen; ſie wären trotzig, ſtörriſch und ließen ſich gar nichts gefallen; er wolle lieber mit den

Bauern in Galizien zu thun haben u. ſ. w. Das glaubte ich gern; aber ich ſah die Sache aus einem andern Geſichtspunkt an, und pries dieſe guten Landleute glücklich, von den Geſetzen ſo geſchützt zu ſeyn, daß ſie ſich nichts gefallen laſſen dürfen.

Dieſes ſchöne Thal dauert bis Eger fort. Man erblickt dieſe Stadt erſt, wenn man nur noch eine Stunde davon entfernt iſt. Sie liegt am Abhang einer Anhöhe, thut keine ſonderliche Wirkung von außen, und hat eine altmodiſche, einſeitige, menſchenleere Anſicht von innen. Die Häuſer ſtrecken die Giebel nach der Straße heraus, haben ungeheure Dachrinnen dazwiſchen und ſind meiſt zwey bis drey Stock hoch. Als Feſtung gehört dieſe Stadt zu den unbedeutenden, und eine mäßige Artillerie müßte ſie leicht bezwingen, wenn ſie auf den nächſten Anhöhen aufgepflanzt würde.

Bade- und Brunnen-Gäſte zu empfangen, iſt die Stadt nicht eingerichtet, allenfalls nur für wenige. Eben ſo der berühmte Sauerbrunnen ſelbſt, der drey Viertelſtunden davon entfernt liegt. Wenn man die böhmiſche Sorgloſigkeit nicht kennte, ſo müßte man ſich wundern, wie dieſer heilſame Quell eine Anſtalt zur Seite haben kann, die in der That alles übertrifft, was man ſich an Schmutzigkeit, elender Bedienung, unſaubern Betten ꝛc. nur denken kann. Das Brunnenhaus iſt klein und enge, und ſteht einzeln, ohne von einem Baume beſchattet zu ſeyn, im freyen Felde. Seit langen Jahren hat man es ſo ſtehen laſſen, und jetzt erſt fängt man langſam an, den Brunnen ſelbſt mit einem Pavillon zu überbauen, und ein paar ſchmale Wege mit Sand zu beſtreuen und mit Bäumen zu einem Spaziergange zu bepflanzen. Auch hat man, oberhalb dem Kurhauſe, den Grund zu Wohnhäuſern gelegt, und den Raum zu Alleen und zu einem kleinen Luſtgehölze abgeſteckt; und ſo fangen denn die Egerer endlich an, das Geſchenk zu erkennen, das ihnen die Natur mit dieſer Quelle gemacht hat. Sie gehört nemlich der

Bürgerſchaft von Eger. Uebrigens iſt die Gegend umher ſehr reizend; es iſt ein weites, fruchtbares Thal, in der Nähe und Ferne mit anmuthigen Hügeln umgeben, auf deren Gipfeln anſehnliche Klöſter und Schlöſſer ſich zeigen.

Von Eger auf **Thiersheim** (2 M.) führt der Weg durch eine angenehme Landſchaft, in welcher zur Rechten die Eger auf ihrem Laufe ſehr reizende Anſichten bildet, die jetzt, in der Zeit der Heuärnte und bey der Fülle der Kornfelder, doppelt reizend waren, und über die Hitze der Poſt aufheiterten. Darauf entfernen ſich die Berge immer mehr und die Gegend wird immer flächer. Zu Mühlbach, dem letzten kaiſerlichen Gränzorte, iſt ein Alaunwerk, das ſehr reiche Ausbeute geben muß, denn die Sonne hatte auf den angeſchütteten Alaunerdenhaufen ganze Stellen ſchon wie ausgeſotten. Hinter Mühlbach wird der Weg ſehr ſteinigt und unangenehm, und es iſt an keinen Straßendamm mehr zu denken. Weiterhin fährt man zwiſchen ſaueren Aengern, über welchen ein feiner, gelblich⸗weißer Staub ſchwebt, der zu gleichen Theilen aus Kalk und Sand beſteht und bis Thiersheim, der nächſten Poſt, fort dauert. Kurz vor dieſem Orte war ſchon alles zum Straſenbau angefahren, und man wird nun wohl in kurzem einen bequemern Weg hier finden. Die Beſtandtheile der neuen Straſe werden Kalk und Gyps ſeyn, mithin etwas dauerhaftes bilden. Das Getreide, beſonders das Sommerkorn, ſtand hier ſo ſchlecht und war ſo weit zurück, wie es mir auf meiner ganzen Reiſe noch nicht vorgekommen war. Thiersheim iſt übrigens ein unanſehnliches Städtchen, deſſen Bewohner ſich größtentheils von Ackerbau und Viehzucht nähren. Von Thiersheim bis

Weißenſtadt, der folgenden Poſt (2 M.) wird der Weg beſſer, und führt, auf einem feſten und geräumigen Straſendamm, durch eine lachende Landſchaft, die näher und enthinten von Bergen, die ſich immer mehr ſenken, beſchränkt wird. Der Boden iſt noch der ſtaubige, lettartige, der bey dem mindeſten Anſtoßen leichte Wolken bildet, die ſehr beſchwerlich ſind, da ſie nicht ſobald wieder ſinken, wie der Staub des Sandſteins. Das Getreide fand ich reicher und friſcher, als auf der vorigen Poſt, und die Wieſen fetter und blumigter. Weißenſtadt iſt etwas größer als Thiersheim, auch reinlicher und lichter, aber eben ſo mit hölzernen Häuſern bebaut und mit eben dem Nahrungserwerb beſchäftigt, wie dieſes. Von Weißenſtadt kommt man auf

Berneck. (1 M.) Beym Ausgange aus jenem Städtchen fährt man in ein Thal hinab, und behält neben ſich zur rechten einen ſchönen Weiher, der rund herum mit den fruchtbarſten Wieſen umſchloſſen iſt. Das Thal ſelbſt iſt eines der ſchönſten und weitläufigſten, unter denen, die mir bis dahin auf meiner Reiſe vorgekommen waren. Man fährt in daſſelbe auf einer breiten, vortreflich unterhaltenen Straße hinein, und bleibt anhaltend in demſelben; aber es bildet eine Menge von Abwechslungen, Einſchnitten, Erhöhungen und Vertiefungen, die alle, theils mit blumigen Wieſen, theils mit reichen Kornſtücken, theils mit Gehölz, beſetzt ſind. Je weiter man fährt, deſto enger zieht es ſich zuſammen, bis es endlich, gegen das Ende des Poſtlaufs, faſt ganz zuſammen tritt, und nur einen Weg läßt, der für zwey Wagen Raum hat.

Kurz vor Berneck erblickt man links, auf der Höhe der Felſen, die Trümmer von zwey alten Schlöſſern, die ſehr romantiſch daſtehen. Von dem einen iſt der Wartthurm ſo gut erhalten, daß er noch mehrere Jahrhunderte unzertrümmert bleiben wird. Berneck ſelbſt ſieht etwas reinlicher und heller aus als Thiersheim, und liegt in jenem Thale, auf allen Seiten von hohen Bergen beherrſcht.

Bald hinter Berneck tritt man aus dem Thal heraus in eine ſich ſanft hinan hebende Fläche, die mit Wieſen und Kornfeldern, und mit Gruppen von Erlen und Rüſtern abwechſelnd, ſehr angenehm beſetzt iſt. Hinter ſich behält man die Ausſicht auf das Gebirge, durch welches man kam, und das ſich amphitheatraliſch erhebt und an ſeinem Abhange Dörfchen, einzelne Häuſer, Kornfelder und Bergwerke in bunter Mannichfaltigkeit zeigt. Iſt man eine Weile gefahren, ſo erhebt ſich der Weg, und man gelangt auf eine Anhöhe, die ſich oben in eine Fläche ausbreitet, auf welcher man eine Strecke von zwey Stunden hinfährt, während welcher man hinter ſich die Ausſicht auf die zurückgelegten Gebirge, und vor ſich auf den Fichtelberg behält, der in kegelförmiger Geſtalt ſich vor dem Auge erhebt. Die Sonne war im Untergehen, als ich in dieſer Gegend eintraf. Ich rollte noch eine Weile fort, und ſtand auf einmal am Abhange der Anhöhe, die ſich jetzt in ein weites, lachendes Thal abdachte, in deſſen Mitte ich Bayreuth, (2 M.) aber nur einem Theile nach, erblickte, weil der andere Theil durch eine waldigte Anhöhe verdeckt wird, die bis in die Mitte des Thals ſich verwirft. Man fährt in dies Thal hinab, um jene Anhöhe herum und iſt vor Bayreuth, das eben keine auffallende Anſicht gewährt, weil es ihm an Thürmen mangelt, obgleich ein paar Schlöſſer und ſchloßähnliche Gebäude, wenn man näher kommt, dieſen Mangel erſetzen. Iſt man darin, ſo findet man eine ſehr reinliche Stadt, deren Häuſer größeſtentheils von Werkſtücken eines röthlichen Sandſteins aufgeführt ſind, der in der Nähe bricht. Sie ſind meiſt nur zwey Stock hoch und ziemlich nach einerley Geſchmack erbauet. Das Pflaſter iſt gut. Sonſt iſt die Stadt mehr todt, als volkreich, und die Spatziergänge, deren mehrere vorhanden, ſo wie der ſchöne Schloßgarten, ſind öde und verlaſſen.

Von Bayreuth nahm ich den 11ten des Julius meinen Weg auf Erlangen. Die nächſte Poſt war Troppach. (1 M.) Man fährt von Bayreuth aus anfangs durch das

Thal, in welchem die Stadt liegt, und das ſich in ſeiner Fruchtbarkeit und Anmuth gleich bleibt, auf einem vortreflichen Straßendamme; bald nachher kömmt man bergan, und rechter Hand ſteigen Wände vom feinſten Sandſtein ſenkrecht empor, eben die Fundgruben für die Werkſtücke, die in Bayreuth zum Häuſerbau verbraucht werden ſind und noch werden. In dieſer Gegend ſteht links das Luſtſchloß Phantaſie, am Abhange eines romantiſch wilden Berges, dem gegen über ein anderer ſich erhebt: zwiſchen beyden in der Mitte zieht ſich ein tiefes, beholztes Thal hin, welches man eine große Strecke zur Seite behält, darauf durchfährt, im Rücken läßt und ſich ſodann unter lauter Bergen befindet, die ſich beſcheiden erheben und mählig wieder ſenken, in den Niederungen theils mit Wieſen, theils mit Ackerland, und auf den Höhen mit Gehölz beſetzt ſind. Die Straße dauert noch in ihrer vorigen Treflichkeit fort. Aber von

Trep-

Troppach bis Streitberg, der nächſten Poſt, (2 M.) wird der Weg an ſich eine wahre Hölle. Er fängt mit Steinen an und endigt mit Steinen. Man erhebt ſich auf Felſentrümmer bergan, und muß fürchten, von Felſenſtücken, die zur Seite kahl hervorragen, überſtürzt zu werden. Gegen die Hälfte des Poſtlaufs fährt man über ſolch einen rauhen Berg ſelbſt hinab, und nirgends iſt die mindeſte Spur, daß man auch nur daran gedacht hätte, dieſen gefährlichen Weg zu verbeſſern. Man muß an, neben und über Berge hin, deren verwitterte Gerippe, theils zerborſten, theils zerbröckelt, theils in zerriſſenen Maſſen, theils koniſch, theils pyramidaliſch auf ſchwankenden Grundlagen da ſtehen, und, durch den nächſten Windſtoß erſchüttert, herab zu ſtürzen drohen. Man behält eine alte Burg zur Seite und fühlt ſich auf einmal auf den Schauplatz des Fauſtrechts verſetzt; aber dieſe ängſtliche Täuſchung dauert nicht lange, weil man glücklicherweiſe durch die umliegenden blühenden Felder darin geſtört wird. Zu den angenehmſten Empfindungen gehören die nicht, die dieſer Weg den Reiſenden erweckt, obgleich man ihm den Charakter des Romantiſchen nicht abſprechen kann; aber man wird bald darauf unübertrefflich ſchadlos gehalten, wenn man kurz vor Streitberg, ein unendlich reitzendes Thal, gegen zwey bis drey hundert Schuh unter ſeinen Füßen ausgebreitet und nahe und fern mit lachenden Feldern, Wieſen, Fluren und Gärten und Dörfern bedeckt, auf einmal überblickt, während ſich zur Linken eine alte ganz verfallene Burg, und zur Rechten ein mehr erhaltenes Schloß (Streitberg) erheben. Die Feder entfällt mir und ich verzweifle, dieſe ſchöne Gegend, auch nur ihrem Schatten nach, anſchaulich ſchildern zu können.

Die Trümmer des Schloſſes Streitberg liegen auf einem Kalkfelſen vom feinſten Korne. Man ſteigt oberhalb dem Poſthauſe, durch deſſen Hof, zu demſelben hinauf. Der ſteile, ſchmale Fußpfad war mit kleinen Steingeſchieben überſäet. Die ganze Höhe bis zum Gipfel mag zwey hundert Schuh betragen. Einzelne Felſenſtücke hingen, in Geſtalt ungeheurer Säulen, über den Fußſteig her. Daneben ſchwankte eine andere faſt viereckigte große Maſſe, ebenfalls herüberhängend und jeden Augenblick den Einſturz drohend, der dem Wanderer um ſo möglicher ſcheint, da breite Klüfte in derſelben ganz ausgewittert ſind. Sodann folgt erſt eine von den Hauptmaſſen des Felſens, worauf das Schloß gebauet iſt, die aber ſtellenweiſe durch Mauerwerk geſtützt, erhöhet und erweitert werden mußte. Im Innern hat jetzt ein Oberforſtmeiſter ſeinen Sitz. Seine Wohnung und ſeine Wirthſchaftsgebäude ſind auf das alte Mauerwerk aufgelegt. Durch dieſe hin gelangt man auf den Gipfel des Felſens, von dem herab man eine Ausſicht genießt, die ich mit dem unbeſtimmten Worte „paradieſiſch“ nur zu bezeichnen, nicht zu beſchreiben, Willens bin. Dieſer Burg gegenüber, läuft ein anderes Thal hinein, das ſich aber, mit ähnlichen Felſenſtücken gerippartig beſetzt, bald ſchließt. Auf der andern Seite zieht ſich eine ganze Reihe von Hügeln hin, an denen eben dieſe Felſenart in hohen Maſſen zu Tage tritt, und die voran mit Bäumen beſetzt, in der Mitte mit Kornfeldern geſchmückt, und am Ende mit Wald bekränzt ſind. Im Schloſſe ſelbſt ſieht man, was man in allen verfallenen Schlöſſern ſieht: verdeckte Gänge, Keller, Brunnen, gewölbte Gemächer u. ſ. w. In der Nachbarſchaft hat man neuerlich merkwürdige Höhlen voll Verſinterungen entdeckt, die man die Muggenhöfer nennt, die ich aber nicht ſehen konnte, weil mich die Nacht überraſchte.

Von Streitberg aus auf Erlangen (4 M.) fährt man in das erwähnte köſtliche Thal vollends hinab, und in der That die einzelnen Theile deſſelben entſprechen der herrlichen Anſicht des Ganzen. Zwar iſt der Weg ſchlecht und verräth keine Spur einer beſſernden Hand, aber faſt überſieht man dies bey dem außerordentlichen Fruchttrieb und den mannichfach abwechſelnden Bergen und Anhöhen, die bald mit einem alten, bald mit einem neuen Schloſſe, bald mit einem Bet- bald mit einem Luſthäuschen auf ihren Gipfeln, welche größeſtentheils ein niedlicher Wald bedeckt, beſetzt ſind. Wälder von Obſtbäumen ſtehen auf beyden Seiten des Weges; die Dörfer ſind groß, und die Häuſer in denſelben ſtehen denen in den Sächſiſchen Dörfern der beſten Pflege nicht nach. Ihre Einwohner ſind wohlgebildet und haben ein offenes, heiteres Geſicht. Manches Dorf hat zwey, vier, ſechs Herren, und es ſcheint, ein jeder habe ſich beeifert, ein Stück von dieſem herrlichen Lande davon zu tragen; doch beſitzen Bamberg und Bayreuth das meiſte davon. In einem ſchönen, geräumigen Dorfe ſagte mir der Wirth des dortigen Gaſthofes, daß er von ſeiner Wirthſchaft jährlich nur einen leichten Gulden, und ſeine Nachbarn, die reichen

Bauern, nur drey bis vier dergleichen zahlten. Ich äußerte die Vermuthung, daß die Zollbedienten der Kirche, die Mönche, deſto mehr an Gefällen, die ſie Almoſen nennen, einheben möchten; aber er verſicherte lächelnd, daß es ſo arg damit nicht ſey, und daß man in dieſem Punkt immer klüger werde. Höchſtens gäbe man ihnen ein paar Pfund Schmalz, Garn oder Flachs. Der gute Mann ſchien nicht einzuſehen, daß dieſe Abgabe ſeiner berechnet iſt, als jede andere an Gelde, da die Naturalien, nach dem Vorurtheile der Landleute, ihnen nichts zu koſten ſcheinen, aber den geiſtlichen Herren, die ſie verkaufen, beſſer und gewiſſer zu ſtatten kommen, als baares Geld, indem jene in ihren Preiſen jährlich ſteigen, dieſes aber in eben dem Verhältniſſe fällt.

Nach einer vierſtündigen Reiſe erweitert ſich das Thal immer mehr und mehr, die Anhöhen werden immer geringer, und bald verwandelt ſich der fruchtbare Boden in Sand, und man fährt meiſt zwiſchen Wieſen hin, die mit einer muſterhaften Sorgfalt verpflegt und aus der vorüberfließenden Regnitz, mittelſt Schöpfräder, gewäſſert und befruchtet werden. Ueberhaupt wird der Wieſenbau auch in den andern Theilen von Franken, als im Bambergiſchen, im Würzburgiſchen und im Fuldaiſchen, zu einem ausgezeichneten Grade von Vollkommenheit getrieben.

Endlich zieht ſich der Weg herum und nähert ſich der linken Seite des Thals und ſeiner Anhöhen, beſonders von Baiersdorf aus, einem anſehnlichen Flecken, der faſt ganz von Juden bewohnt wird. Ein tiefer Sand dauert fort bis Erlangen, welches mir, faſt bis vor den Thoren, durch Hecken und Alleen verſteckt blieb. Die äußere Anſicht dieſer Stadt iſt nicht unangenehm, weil es ihr nicht an anſehnlichen Gebäuden fehlt, worunter ein Schloß und ein paar gut gebauete Kirchen ſind. Das Innere iſt wie das von Bayreuth, die Straßen ſind gerade, breit und ziemlich lang; die Häuſer meiſt zwey Stock hoch von Sandſteinquadern; die Plätze geräumig und heiter, aber das Pflaſter iſt weniger gut. Am Schloſſe, welches die verwittwete Markgräfin bewohnt, iſt ein weitläuftiger Garten, der eine große Abwechslung von franzöſiſchen Heckenſtücken, Parterren und Terraſſen, beſonders aber zwey vorzüglich ſchöne Alleen aufzuweiſen hat. Die Stadt iſt übrigens nicht ſehr lebhaft und die hieſigen Studenten bemerkt man kaum, weil ihre Anzahl gering, und ihr Weſen weniger rauſchend iſt, als auf andern Univerſitäten.

Von Erlangen reiſete ich auf **Fürth** (2 M.) Der Weg dahin führt immer noch in jenem Thale fort, das ſich mehr und mehr erweitert, zum Theil auf einer gut unterhaltenen Straße, zum Theil auf ſtäubigten Feldwegen; denn der tiefe Sand, in welchen man vor Bairsdorf gerathen iſt, hält noch immer an. Indeſſen hat ihn der Fleiß der Einwohner hier herum bezwungen, und auf beyden Seiten des Weges ſtand das treflichſte Korn, ſogar auch Weizen, und häufig Mais und Taback. Sobald man vor Erlangen heraus iſt, hat man Nürnberg im Geſicht, und es thut eine gute Wirkung aus der Ferne, da deſſen Burgfeſte hoch über die andern Theile der Stadt hervorragt; aber Fürth ſieht man nicht eher, als bis man davor iſt, weil es, außer einem einzigen ſpitzigen Thurme, nichts hat, was ihm eine Anſicht geben könnte. Im Innern iſt es ſehr lebhaft. Das Aeußere der Einwohner verräth Mangel und Armuth, und der Geruch auf den Straßen, Juden, und den allerhöchſten Schmutz. Die Häuſer ſind dicht mit Fenſter beſetzt, und an denſelben ſieht man fleißige Leute, die mit irgend etwas beſchäftigt ſind, während vor den Thüren halbnackte Kinder zu Dutzenden herumſpringen, oder ſich herumwälzen. Die Häuſer ſind faſt alle von Holz, einige Straßen der Stadt breit, lang und nicht unanſehnlich. Ich brachte hier einen Tag mit Beſuchen bey den mancherley Künſtlern und Fabrikanten zu, die hier gleichſam einer auf dem andern wohnen und ſehr fleißig, aber doch meiſt arm ſind. Ausgezeichnet beträchtliche Fabriken findet man indeſſen doch nicht hier.

Es traf ſich gerade, daß ein Theil des Kontingents, welches der fränkiſche Kreis zur Reichsarmee zu ſtellen hat, nicht weit von dieſer Stadt in einem Lager beyſammenſtand. Es waren nur achtzehnhundert Mann, Nürnberger, Rothenburger, Eichsfelder und andere Truppen. Exerciren und marſchieren konnten dieſe Leute freylich noch nicht; ſie waren aber im Ganzen nicht ſo ſchlecht, wie man ſich gewöhnlich die Reichstruppen denkt. Beſonders bemerkte ich unter den Rothenburgern manchen jungen und feſten Kerl, der kein preußiſches Regiment verunſtaltet haben würde.

Von Fürth aus auf Nürnberg (1 M.) iſt der Weg eben ſo unangenehm und ſandig, als von Erlangen auf Fürth. Ich legte ihn aber in weniger als drey Viertelſtunden zurück.

Zehnter Abſchnitt.

Nürnberg. Aeußere Anſicht dieſer Stadt. Inneres. Bauart. Straßen. Märkte. Plätze. Brücken. Waſſerwerke. Brunnen. Reichsveſte. Rathhaus. Kirchen. Polizeyanſtalten. Milde Stiftungen. Hoſpitäler. Armenſchulen. Spenden. Anſtalten für öffentliche Sicherheit, Geſundheit, Bequemlichkeit und Bildung des Geiſtes und Körpers. Anmerkung über die politiſche Verfaſſung von Nürnberg und die dortigen bürgerlichen Uneinigkeiten. Zerſtückelung der Geſellſchaft. Lebensart, Aeußeres, Sitten, Sittlichkeit und Vergnügungen der Einwohner. Spaziergänge. Statiſtiſche Angaben über die Stadt und deren Gebiet.

Abreiſe. Schwabach. Baumwollen-Manufaktur. Zucht- und Irrenhaus. Der Schläger aus Gießen. Feucht. Eintritt in Bayern. Poſtbauer. Teining. Laßwang. Hemmau. Schambach. Teulingen. Stadt-am-Hof. Regensburg. Anſicht dieſer Stadt.

Der Dom. Der Reichsſaal. Die Donaubrücke. Die Wöhrdte. Einwohner. Blick auf den geſellſchaftlichen Ton der feinern Welt. Gegend um Regensburg. Abreiſe. Landshut. Mosburg. Freyſingen. Gegend und Boden um München. Aeußeres dieſer Stadt. Lage, Größe, Grundriß und Inneres. Waſſerwerke, Kanäle. Bürgerhäuſer, Kirchen, Palläſte. Die Frauen- Hof- und Theatinerkirche. Der alte Hof. Die Wilhelminiſche Reſidenz. Die kurfürſtliche Reſidenz. Oeffentliche Gebäude mancherley Art. Menge der öffentlichen Anſtalten zur Erziehung, zur Bildung des Geiſtes und Geſchmacks, zur Verſorgung der Armen ꝛc. Abriß der Sitten, des Charakters, des Nahrungserwerbes ꝛc. Der Einwohner.

Abreiſe nach Salzburg. Reiſelauf. Anblick der Salzburger Alpen. Haag. Fruchtbare Landſchaft. Ampfing. Mühldorf. Burghauſen. Tittmaning. Aeußeres der Salzburger Bauern. Laufen. Annäherung an Salzburg. Eintritt in dieſe Stadt.

Die äußere Anſicht von Nürnberg, wenn man von Fürth herkömmt, iſt ſehr ausgebreitet, weil man die Stadt von der Reichsveſte an, bis zum Spittler Thor, faſt ihrer ganzen

Länge nach überblickt. Mehrere beträchtliche Thürme an den Kirchen in der Stadt, und viele andre, die zur Stadtmauer und zu den Befeſtigungen und Thoren gehören, gewähren ihrem Aeußern ein ſo ſtattliches, feſtes Anſehen, als wenige größere Städte in Deutſchland haben. Man bemerkt aus der Ferne, daß ihre Grundfläche etwas uneben iſt, doch erhebt ſich nur der Theil, worauf die Burg liegt, merklich über die andern. Der Boden um die Stadt iſt meiſt ſandig, aber durch fleißigen Anbau in das fruchtbarſte Land verwandelt worden. Es giebt eine Menge Gärten rund herum, die alle mit größern oder kleinern Land- und Luſthäuſern beſetzt ſind, was den Eingang in die Stadt ſehr abwechſelnd und angenehm macht.

Die Stadt hat eine Circumvallationslinie, die aber nicht von Bedeutung iſt, und keinen Feind abhalten kann. Beträchtlicher, wenn auch nicht lange haltbar, ſind die eigentlichen Befeſtigungswerke. Die Stadtmauern ſind von ungewöhnlicher Stärke, und beyde, die äußere ſowohl als die innere, ſind mit einer Menge Thürme beſetzt, die ehedem als Feſtungswerke gebraucht wurden, jetzt aber, wie hier und da die heraushangende Wäſche zeigt, zu Wohnungen benutzt werden. Der Stadtgraben iſt ſehr breit und ziemlich tief, wird jetzt aber zu Feldern und Wieſen benutzt, ſo wie die verſchiedenen Zwinger und Schanzen, zu Gärten. An den Hauptthoren ſtehen runde, aus Werkſtücken aufgeführte Thürme, die einen auffallenden Charakter von Feſtigkeit haben. Es ſind ihrer ſechs in dem Umfange der Stadt.

Wenn man in das Innere der Stadt eintritt, ſo entſpricht deſſen Anſicht der Anſicht des Aeußern. Die Häuſer ſind meiſt 4 bis 5 Stock hoch, viele von viereckigten Werkſtücken erbauet, viele bloß von Bruchſteinen, denen man aber, durch einen röthlichen Anſtrich und durch weiße Einfaſſungen, das Anſehen der Quadern gegeben hat. Die Bauart iſt nicht neu, aber ſehr dauerhaft, nicht prächtig, aber bequem. Viele Häuſer haben noch eiſerne Gitter vor den Fenſtern. Diejenigen, die von Patriziern, Kapitaliſten, oder andern Bürgern bewohnt werden, welche keine geräuſchvolle Handthierung oder ſonſt keinen lebhaften Verkehr haben, werden den ganzen Tag verſchloſſen gehalten und öffnen ſich nur, auf die angezogene Klingel, die an der Thür angebracht, und unter der der Name des Hausbewohners angezeigt iſt, zu dem ſie führt. Dieſer Umſtand giebt der Stadt etwas Stilles und Kloſterähnliches.

Die Straßen ſind größeſtentheils geräumig, und mehrere beträchtlich lang, wie z. B. Unter der Veſte, die Aegydien- Lauſer- Neue- Binder- Unter- Sankt-Lorenz- Auf dem Steig- Hirſchel- Gaſſen u. a. m. Die Märkte und Plätze ſind zahlreich und einige darunter von beträchtlichem Umfange, wie der Große Markt, Herrenmarkt, Fiſchmarkt, Kornmarkt, Obſtmarkt, Neue Bau, St. Jakob u. a. Nürnberg erhält dadurch ein gewiſſes offenes, heitres Anſehen, worin ihm wenige Städte beykommen, und ich weiß nicht, in welchem Wetter, oder in welcher Laune, oder in welcher Stunde manche Reiſebeſchreiber dieſe Stadt geſehen haben müſſen, als ſie dieſelbe winkelig, finſter und ſchwermüthig fanden.

Die Pegnitz, die durch die Stadt fließt, giebt ihr noch eine Abwechſelung mehr an den Brücken, welche die durch ſie getrennten Theile wieder verbinden. Es ſind ihrer ſieben, mehr oder weniger lang, ſchmal oder breit, anſtändig oder ſchön, aber keine unanſehnlich, oder von Holz. Die merkwürdigſte ſchien mir die Fleiſcherbrücke, und, in der That, ein architektoniſches Meiſterwerk. Sie beſteht nur aus Einem Bogen, der, ziemlich flach, eine Strecke von faſt 100 Schuh überſpannt, in der Breite 50 Schuh hält und im Gewölbe 4 Schuh dicke iſt. Die Barfüßer- und die Kayſer-Brücke ſind zierlich und leicht gebauet.

gebauet. Außer dieſen Brücken dienen noch acht hölzerne Stege für Fußgänger zur Verbindung.

Noch eine Zierde, die Nürnberg vor den übrigen deutſchen Städten voraus hat, oder worin ihr doch, außer vielleicht Augsburg, keine andre beykömmt, ſind ihre zahlreichen Waſſerkünſte, Springbrunnen- und Röhren-Werke, die theils durch Leitungen, theils durch Quellen, theils durch Räder reichlich verſehen werden. Auf faſt allen der vorhin genannten Märkte und Plätze findet man einen Springbrunnen, und ſie ſind theils von Bronze, theils von Bildhauerarbeit, meiſt aber der Idee und der Ausführung nach von einem alten kleinlichen Geſchmack. Das Beſte und Geſchmackvollſte, das Nürnberg hierin aufzuweiſen hat, iſt der ſogenannte Schöne Brunnen, der aber, aus Mangel an Kaſſe, noch nicht errichtet iſt, ſondern, obwohl ganz vollendet, noch in dem Bauhofe ſtehet. Neptun, mit ſeinem ganzen Gefolge an Tritonen, Najaden, Delphinen u. ſ. w. iſt in Bronze vorgeſtellt und Zeichnung und Guß ſind in der That vorzüglich. Der Meiſter hieß Georg Schweichger, der es nach dem Modell eines Goldſchmidts, Chriſtoph Ritter's, ausführte.

Uebrigens beläuft ſich die Anzahl der künſtlichen Brunnen in Nürnberg auf ſechs und zwanzig. Gewöhnliche Schöpf- und Ziehbrunnen findet man auf allen Straßen.

Zwey öffentliche Gebäude ziehen, ihres Alters und ihrer innern Merkwürdigkeiten wegen, beſonders die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf ſich: die Reichsveſte und das Rathhaus.

Die Reichsveſte liegt, wie ich ſchon bemerkt habe, auf einem mäßigen Hügel, der die Stadt beherrſcht. Sie iſt, nach Verhältniß, klein und unanſehnlich und für Kaiſer neuerer Zeiten nicht mehr bewohnbar, wenn ſie ihnen auch noch zu einer augenblicklichen Herberge dienen kann. Die Säle und Zimmer derſelben ſind altmodiſch, und nur in dieſer Rückſicht und als altdeutſche Raritätenkammern merkwürdig. Mehrere Gemälde und Bildniſſe von Albrecht Dürer und eine große Kompoſition von Johann Creutzfelder, aus der Nürnbergiſchen Geſchichte, ſind hier betrachtenswerth. Eine Bettſtelle, mit Vorhängen von verblaßtem Wollenzeuge, worin mehrere alte Kaiſer geſchlafen haben, iſt ein Denkmal von der Einfalt und Sparſamkeit jener Zeiten, und war auch dem verſtorbenen Kaiſer Joſeph, wie mir der Führer ſagte, merkwürdig geweſen. Er hatte dieſe Vorhänge, indem er ſie über die Hand gehen laſſen, mehrere Sekunden angeſehen und endlich geſagt: die Alten hatten weniger als wir, aber ſie waren reicher!

Der älteſte Rathsherr bewohnt den Reſt der Zimmer im Schloſſe und bringt hier ſeine übrigen Jahre, unter dem Titel eines Kaſtellans oder Pflegers der Reichsveſte, zu. Jeder Kaſtellan bringt ſein Hausgeräth mit, und läßt ein Andenken von Werth zum Vermächtniſſe zurück. Der Hausrath des gegenwärtigen war ſehr altväteriſch, und ſchloß eine Menge von Spielereyen in Glas, Holz, Porzelain ꝛc. ein.

Noch finden ſich zwey Kapellen auf der Burg und zwar in einem viereckigten Thurme. In der untern, geräumigern, die Schloßkirche genannt, wird an Sonn- und Feſttagen Gottesdienſt gehalten. Vom Thurme herab hat man eine vortreffliche Ausſicht über die Stadt und umliegende Gegend. Erſtre zeigt ſich in der Geſtalt eines länglichen Geviertes und als eine große Maſſe hoher, ſpitzig zulaufender Dächer; deſto lachender und reitzender erſcheint letztre. Näher an der Stadt liegt Garten an Garten, vortrefflich angebaut und unterhalten und zum Theil mit anſehnlichen Gebäuden verziert; weiterhin ſieht man Dorf an Dorf, die fruchtbarſten Felder, mit Wäldchen untermiſcht, und große Strecken, auf welchen Gemüſe im üppigſten Wachsthum ſteht, und im Hintergrunde liegt Fürth ausgebreitet vor einem da, Erlangen und Altorf kann man deutlich ſehen, und am Horizont ſchwebt die Feſtung Rothenſtein.

Dieſe Ausſicht, die das treffendſte Bild der Fruchtbarkeit darbietet, hat mich auf der Burg am meiſten angezogen und am längſten gefeſſelt. Sonſt befindet ſich auf derſelben noch eine Kaſerne für eine Kompagnie Soldaten, und ein Brunnen, der in den Felſen abgeſenkt worden, und eine Tiefe von 56 Klafter hat, übrigens aber ein Spielwerk gegen die wahrhaft große Ausführung des berühmten Brunnens auf dem Königſtein iſt.

Das Zeughaus beſteht aus mehreren Gebäuden, die nach und nach zuſammen gezogen worden, und enthält zwey große Säle, die gegen 400 Schritte lang ſind. Sie enthalten Geſchütz und Handwaffen aller Art, worunter viele ihres Alterthums wegen merkwürdig ſind, z. B. Doppelhaken aus dem funfzehnten Jahrhundert, Schießprügel, noch ohne Schlöſſer, mehrere Turnierrüſtungen ꝛc. Zwey 48pfündige Karthaunen vom Jahre 1521, ſind die Altmütter dieſer Sammlung. Von neuem und kleinem Geſchütze iſt der Vorrath beträchtlich genug, und die Vertheilung und Aufſtellung deſſelben fällt gut in die Augen.

Das **Rathhaus** iſt in der That, in architecktoniſcher Rückſicht, das merkwürdigſte Gebäude in Nürnberg. Die Anſicht des Aeuſſern iſt, wie die Anordnung des Innern, muſterhaft, und wenn man an jenem etwas tadeln wollte, ſo wäre es, daß die Façade faſt nichts als Fenſter iſt, und dadurch einen gewiſſen bunten, zerhackten Anblick erhält. Drey Portale mit doriſchen Säulen herrſchen an der Vorderſeite, die 275 Fuß lang iſt, aus drey Geſchoſſen, dem höhern Erdgeſchoß, dem niedrigern mittlern, und dem kleinern obern beſteht, deren jedes 36 Fenſter hat. Im Erdgeſchoß iſt der große Saal, der achtzig Fuß in der Länge und dreyßig in der

Breite hält. Auf der einen Seite, den Fenſtern gegenüber, an der Wand, iſt der berühmte Triumphwagen Maximilians des Erſten, von **Willibald Pirkheimer** erfunden und von **Albrecht Dürer** gemalt, dargeſtellt. Dieſe Kompoſition nimmt, mit ihren verſchiedenen ſinnbildlichen Gruppen und deren gutmüthigen, altdeutſchen Inſchriften, dieſe ganze Seite des Saals ein, und hat mehrere ganz vortrefflich gezeichnete Figuren, deren Farbengebung zum Theil noch ungewöhnlich lachend und markigt iſt. Für Kenner der Kunſtgeſchichte und für Liebhaber findet ſich in der Rathsſtube ein **Jüngſtes Gericht** von **Michael Wohlgemuth**; an der Decke der Gallerie im zweyten Stock die Darſtellung des großen **Nürenbergiſchen Geſellenſtechens** vom Jahre 1446; und in 5 andern Zimmern, die an einander hangen, eine beträchtliche Sammlung von Schildereyen alter deutſcher Maler, **Dürers**, **Cranachs**, **Sandrarts**, **Pens** und andrer mehr.

Die übrigen Säle und Zimmer des Rathhauſes enthalten nur noch wenige Merkwürdigkeiten und ſind für die Sitzungen und zu Schreibſtuben der verſchiedenen Aemter des Raths beſtimmt, beweiſen aber, mit den weitläuftigen und hellen Gängen, die ſie unter einander verbinden, und mit der Vertheilung des Kellergeſchoſſes zu Gefängniſſen für geringere und ſchwerere Verbrecher, daß der Baumeiſter ein ſehr einſichtsvoller Künſtler war, der den damaligen Zeiten Ehre machte, und den jetzigen Baukünſtlern zu einem lehrreichen Muſter dienen kann.

Unter der beträchtlichen Anzahl von Kirchen und Kapellen, die Nürnberg beſitzt, ſind die beyden Hauptkirchen, St. Sebald und St. Lorenz, und die Nebenkirche zu St. Aegydien, ſowohl ihrer Bauart, als der altdeutſchen artiſtiſchen Merkwürdigkeiten wegen, die ſie einſchließen, beſonders ſehenswerth.

Zu St. Sebald (Ewald) wurde ſchon im 12ten Jahrhundert der Grundſtein gelegt.

Ihr hohes und ſpitzes Gewölbe ruhet auf 22 Säulen. Die gemahlten Fenſter machen ſie ſehr finſter und die Kirchenſtühle, womit ſie angefüllt, und die Menge Wappen, womit ſie behängt iſt, überladen ſie zur Ungebühr. Ihre größeſte Merkwürdigkeit iſt ein Denkmal des Heil. Sebald, nach Albrecht Dürers Zeichnung in Bronze gegoſſen, von Peter Viſcher und ſeinen 5 Söhnen. Der Zeichnung liegt die etwas ſeltſame Idee zum Grunde, daß der Sarg die Geſtalt eines Häuschens hat, welches unter einem Tabernakel ſtehet, der überreich an größern und kleinern Figuren iſt, unter denen ſich die zwölf Glaubensboten beſonders auszeichnen. Der Guß iſt überaus rein und giebt die feinſten Fältchen und Pünktchen mit bewundernswürdiger Schärfe und Zartheit an. Vor dieſem Grabmale ſteht ein hölzernes Kreuzbild von Veit Stoß, das in Rückſicht der Kunſt Aufmerkſamkeit verdient. Jenes kam im Jahre 1519, dieſes 1526, zu Stande. Sonſt ſind noch mehrere Gemälde und Bildhauereyen von Albrecht Dürer, Creutzfelder, Kraft, Merian u. a. m. in dieſer Kirche vorhanden.

St. Lorenz iſt ungefähr in demſelben Geſchmacke und von demſelben Umfange, wie St. Sebald. Auch dieſe Kirche zeichnet ſich in ihrem Innern durch mehrere Merkwürdigkeiten der alten deutſchen Kunſt aus. Von Adam Kraft iſt das ſogenannte Sakramentshäuslein am Hauptaltar, 64 Ellen hoch und ganz aus Stein gehauen, mit einer Feinheit und Zartheit, daß es ſcheint, der Künſtler habe den Stein mit einer Leichtigkeit bearbeitet, wie Holz. Auch meynt Hr. v. Murr, in ſeinen Merkwürdigkeiten von Nürnberg: Kraft habe das Geheimniß gewußt, einer Miſchung von Sand und Ton die Härte des Steines zu geben, und ſonach habe er manche der feinern Stücke an dieſem Werke gleichſam boſſiert, dann gehärtet und angeſetzt. Seltſam iſt der Gedanke, dieſes ganze ſteinerne Gebäude, ſich und ſeinen beyden Söhnen auf den Kopf zu ſetzen; er, nämlich, und jene, knieen unter demſelben und bilden ſolchergeſtalt den Fuß, worauf das Ganze ruhet. Ein großer Verſtoß gegen die Wahrſcheinlichkeit in der Kunſt, den man aber an mehrern gothiſchen Gebäuden wiederholt findet, z. B. an dem Dom zu Kremona, deſſen Portal auf zwey Löwen ruhet. — Von Veit Stoß iſt auch ein Meiſterſtück hier, aber in Holz, das die Verkündigung Mariens vorſtellt. Es iſt im Chor am Gewölbe befeſtigt und kann nicht ohne große Mühe geſehen werden.

Die Kirche zu St. Aegydien iſt die neueſte in Nürnberg und ſtammt aus dem Anfange dieſes Jahrhunderts. Sie iſt im neuern Italieniſchen Geſchmack, von außen nach doriſcher, von innen nach korinthiſcher Ordnung erbauet. Martin Schuſter hat die Decke, Daniel Preisler die Kuppel hinter dem Chor, und Van Dyk das Altarblatt gemalt, das eine Abnehmung vom Kreuze darſtellt. Die drey Kapellen an dieſer Kirche ſind, wie man auf den erſten Blick ſieht, von älterem Dato, und von der alten Kirche, die 1696 abbrannte, übrig geblieben.

In der Kirche zum heiligen Geiſt befinden ſich die Reichsheiligthümer, die man in einer Kiſte über dem Chore aufgehängt hat, und die Reichskleinodien, die in einer Kapelle über der Sakriſtey verwahrt ſeyn ſollen. Ich habe ſie nicht geſehen, und ſie ſollen nur Perſonen des höchſten Standes gezeigt werden. Viele haben daraus geſchloſſen, daß ihrer gar keine da wären, was zu voreilig iſt.

Die Marienkirche ſchließt ebenfalls mehrere Merkwürdigkeiten der altdeutſchen Kunſt, Gemählde und Schnitzwerke in Stein und Holz, ein. Kenner und Liebhaber ſolcher Dinge dürfen eigentlich keine Kirche in Nürnberg unbeſehen laſſen. Nicht minder anziehend iſt der Genuß, den man ſich auf den beyden hieſigen Gottesäckern, zu St. Johannes und St. Rochus, durch Aufſuchung der Denkmale berühmter, politiſch- und literariſch-verdienter Männer, deren Nürnberg in ältern Zeiten eine achtungswerthe Reihe gehabt hat, verſchaffen kann.

Die Anſtalten Nürnbergs, die zur Polizey im engern und weitern Verſtande gehören, ſind ſehr mannigfaltig. Sie haben größtentheils ihren Urſprung in den frühern und glücklichern Zeiten dieſes Freyſtaats, werden aber jetzt noch, wo nicht erweitert, doch nach Bedarf erhalten.

Das Almoſen- Armen- und Krankenweſen iſt auf einem guten Fuße. Es hat ein beträchtliches Grundkapital, theils an den eingezogenen Kirchen- und Kloſtergütern, zu deren Verwaltung und Pflege mehrere Aemter niedergeſetzt ſind, die von den vornehmſten Rathsgliedern beſorgt werden, theils an den zahlreichen milden Stiftungen von Privatperſonen, die in frühern Zeiten gemacht und zum

Theil reichlich begabt worden ſind. Zur Verwaltung der letztern ſind gewiſſe Familien oder Privatperſonen beſtimmt, die von den Stiftern vorgeſchrieben worden, und welche die Austheilung der Almoſen, die in Lebensmitteln und auch in Geld beſtehen, meiſt nach Gutdünken beſorgen. Vielleicht wäre zum Beſten der Nothleidenden zu wünſchen, daß ihre Pfleger weniger vornehm, und daß die Verwaltungs-Aemter, Beamte und Ausſpender weniger zahlreich wären. Eine einzige Stelle, mit dem vierten Theile des jetzigen Perſonale beſetzt, würde, da man Uneigennützigkeit und Menſchenliebe in einem Freyſtaat, beſonders bey deſſen Beamten, unbedingt heiſchen muß, dieſe Verpflegungsgeſchäfte mit weniger Koſten und mehr Einheit beſorgen können. Jetzt ſind die hieher gehörigen Stellen folgende:

Das Spitalamt und das *Kloſteramt St Katharina*. Beyden ſteht das oberſte Rathsglied als *Oberpfleger* vor.

der noch einen Pfleger, (von Adel) einen Kaſtner, (Kaſſirer) einen Gefälleinnehmer und einen Subſtituten (?) unter ſich hat.

Das Amt von St. Klara und Pillenreut. Das zweyte Rathsglied iſt hier Oberpfleger, der noch einen Pfleger, (von Adel) einen Gegenſchreiber und einen Subſtituten unter ſich hat. **Sankt Klara** hat noch eine Aebtiſſin, die von Adel iſt.

Die beyden Almoſenämter (**Stadt-** und **Land**) ſtehen unter vier Rathsgliedern, die den Titel **Oberalmoſenpfleger** führen. Sonſt war ihrer nur **Einer** vorhanden. Jetzt hat das **Stadt**almoſenamt einen (adlichen) Pfleger, einen Amts- und Gegenſchreiber, einen Bauinſpektor und einen Regiſtrator; und das **Land**almoſenamt zwey Pfleger, (von Adel) einen Gegenſchreiber, einen Regiſtrator, zwey Gefälleinnehmer, zwey Subſtituten und Einen Amtsvogt unter ſich.

Außer dieſen ſind noch die **Pflege der beyden Findeln** (eines Wayſenhauſes für

Knaben und Mädchen:) die Mendel'ſche und Landauer'ſche Stiftung; zwey Pilgrimsſpitäler zu St. Martha und zum Heil. Kreuz; und vier ſogenannte Siechköbel (Armenhäuſer) vor der Stadt vorhanden, deren Verwaltung, ſo einfach und gering ſie auch iſt, ebenfalls von mehreren Rathsgliedern und Gehülfen beſorgt wird. Dieſe Vervielfältigung der Aemter ohne Noth, die faſt bey allen Stellen ſtatt findet, iſt eine der Beſchwerden der Bürgerſchaft gegen das Patriziat, das dergleichen über die Gebühr geſchaffen hat, um ſeine Kinder und Verwandten unterzubringen; und dieſe Beſchwerde ſcheint mir dadurch deſto bündiger zu werden, da dieſe Aemter, wie alle übrige, die das Patriziat beſetzt, nur dem Rathe Rechenſchaft ablegen, der ſeinerſeits das Vorrecht zu haben behauptet, der Bürgerſchaft keine Rechenſchaft ablegen zu dürfen.

Die Anſtalten, die von den verſchiedenen Verpflegungsfonds unterhalten werden, ſind mancher-

mancherley, und außer dem Hoſpitalweſen gehört auch noch das Schul- und Kirchenweſen dazu.

Das neue Hoſpital zum Heil. Geiſt hat ein geräumiges Lokale, und iſt zu einer lebenslänglichen Verpflegung für alte, arme, unvermögliche Perſonen beſtimmt, deren Anzahl ſich gewöhnlich über 100 beläuft.

Bey der Barfüßer-Kirche, (ehemals ein Franziskanerkloſter) iſt ein Wayſen- und ein Zucht- und Arbeitshaus; bey der St. Katharinen-Kirche ein ähnliches; bey der ehemaligen St. Kunigunden Kapelle, eine Schule für arme Kinder; bey der Kirche zu St. Martha ein Hoſpital für Pilgrime, worin fremde, bedürftige Perſonen Eſſen und Trinken erhalten; bey der ſogenannten Todten-Kapelle, eine Verpflegungs-Anſtalt für 12 arme Männer, und eine ähnliche iſt die Landauerische Stiftung bey der Kapelle zu allen Heiligen. In der Judengaſſe iſt ein Krankenhaus, erſt 1770 errichtet, für

Arme, die aber nicht mit anſteckenden Krankheiten behaftet ſeyn müſſen. Für anſteckende Kranke iſt dagegen das ſogenannte Schauhaus da, wo ſie unentgeldlich geheilt werden. Zu demſelben Behufe iſt auch das Sebaſtians Hoſpital. Im Fechthauſe befindet ſich ein Arbeitshaus für aufgegriffene Dirnen, Bettler und Landſtreicher, die beſonders mit Schleifung von Brillen und Brenngläſern beſchäftigt werden. Die Zellen des ehemaligen Karthäuſerkloſters werden den Wittwen der Kirchen- und Schuldiener zu Wohnungen überlaſſen, bis auf eine, worin man Konvertiten aufnimmt, die ſich etwa eine Weile hier aufhalten mögen. Endlich befindet ſich noch im Deutſchen Hofe das alte Eliſabeth-Hoſpital.

Vor der Stadt ſind vier ſogenannte Siechköbel *), worin theils Männer theils Wei-

---

*) Man ſollte, wie mich dünkt, dieſe unmenſchliche Benennung, die Verachtung gegen die darin befindlichen Unglücklichen andeutet, jetzt in eine anſtändi-

der, die das Alter unfähig gemacht hat, ſich zu nähren, mit Wohnung und Pflege verſorgt werden; ein Pilgrimsſpital; und auf dem Gottesacker zu St. Rochus ſind mehrere Gebäude zu einem Lazareth beſtimmt, wenn epidemiſche Krankheiten ſich zeigen.

Der mediciniſche Theil der Polizey wird mit Zuziehung des Kollegiums der Aerzte und Apotheker beſorgt, welches zwey Rathsglieder zu Beyſitzern hat. Die Apotheker werden vor ihrer Annahme geprüft; ſie haben eine Taxe und ihre Officinen werden jährlich einmal unterſucht. Die Bartſcheerer und Bader, die hier eine getrennte Zunft ausmachen, werden bey ihrer Aufnahme ebenfalls geprüft. Drey der erſtern ſind zu Geburtshelfern beſtallt, und ſie müſſen ihre Geſchicklichkeit dargethan haben. Hebammen ſind in allem

gere verwandeln. Koben, Köbel wird, wenigſtens in unſern Tagen, nur von Behältniſſen für Thiere gebraucht und iſt ein Synonym von Stall geworden.

15 da. Sie müſſen 5 Jahr hindurch ihre Kunſt bey einer andern Hebamme geübt, und nebenher theoretiſchen Unterricht von einem Arzte darin gehabt haben. Eine Prüfung entſcheidet dann erſt über ihre Geſchicklichkeit und Aufnahme. Ueber ſie und ihre Gehülfinnen haben zwey ſogenannte ehrbare Frauen die Aufſicht. Außer dieſen ſind noch – geſchworne Frauen da, die den Kindbetterinnen und Kindern gewiſſe Dienſte leiſten, die kein Mann leiſten kann.

Zu den guten Anſtalten für die öffentliche Geſundheit gehört auch die, daß keine Leiche in der Stadt begraben werden darf. Nürnberg war eine der erſten Städte, die dieſe Gewohnheit abſchaffte, und ſie leidet ſolche ſchon ſeit 1519 nicht mehr.

Um die Verfälſchung der Lebensmittel zum Bedürfniß und zum Luxus zu verhüten, ſind ebenfalls mehrere Einrichtungen vorhanden. Das Schlachtvieh wird durch verpflichtete Perſonen unterſucht; das Gewürz durch eine Gewürzſchau; das Brot durch eine Brotſchau; der Wein wird in öffentlichen Niederlagskellern eine Weile aufbewahrt und erſt, wenn Prüfungen damit vorgenommen und die Gefälle davon entrichtet ſind, an die Eigenthümer verabfolgt. So haben auch die Bierbrauer, Eſſigmacher und Branntweinbrenner ihre eigenen Vorſchriften in Abſicht der Güte, des Preiſes und des Gemäßes ihrer Waaren.

Der Verſorgung der Stadt mit reinem und geſundem Trinkwaſſer, habe ich ſchon oben erwähnt, und es iſt ein eigener Rathsausſchuß dazu angeordnet; jetzt berühre ich noch einige andre Einrichtungen von Seiten der Polizey.

Die verſchiedenen Märkte ſind für die verſchiedenen Bedürfniſſe der Stadt beſtimmt, und beſtändig wohl verſehen; ſo der große oder grüne Markt mit Gemüſen, Gartenfrüchten und allem, was ſonſt in der Küche gebraucht wird und die Landleute liefern; der

Fiſchmarkt und der Obſtmarkt, mit den Waaren, die ihr Name anzeigt; der Spitalkirchhof, der Heumarkt und die beyden Lauferplätze mit Getreide, Holz, Kohlen, Heu, Kalk; und endlich die alten und neuen Fleiſchbänke mit friſchem und geräuchertem Fleiſche, mit Sülzen und Würſten aller Gattungen.

Weinniederlagen ſind der ſogenannte Weinſtadel und der Herrenkeller; Getreidemagazine ſind das Kornhaus auf der Kohlsveſte, und ein anderes auf der großen Wage, wenn immer, für den Fall des Mangels und der Theurung, Vorräthe gehalten werden. Gegen Wucher und Verkauf ſind ſtrenge Verordnungen vorhanden. Von Monopolien finden nur zwey ſtatt, und zwar für Rechnung des Staats, nämlich mit Unſchlitt und Weitzenbier; doch ſind deshalb dieſe Waaren, was ein ſeltener Fall iſt, nicht ſchlechter und theurer, als anderwärts.

Wenn die Polizey für die Geſundheit, Verpflegung und Verſorgung der Stadt thätig iſt, ſo iſt ſie es nicht minder für ihre innere Ruhe und Sicherheit. Außer der Miliz, welche der Staat als Reichskontingent, auch im Frieden, unterhält, iſt jeder mannbare Bürger, der Standes oder Amts wegen nicht ausgenommen iſt, verpflichtet, in Nothfällen die Waffen zu ergreifen. Die bewaffnete Bürgerſchaft beſteht aus drey Bataillonen zu Fuß, und zwey Kompagnieen zu Pferde. Jede Abtheilung hat ihren beſtimmten Lärmplatz. Sie üben ſich auf dem Schießhauſe und in den bürgerlichen Schützengeſellſchaften. Ein kleines, bürgerliches Artilleriekorps iſt auch vorhanden. Die äußern Schanzen vor der Stadt werden von Feldmiliz, die Stadtthore von Bürger- und Feldmiliz zugleich bewacht. Beym Rathhauſe iſt eine Hauptwache, die durch letztere beſetzt wird. Auf der Reichsveſte haben Küraſſiere und Dragoner — ohne Pferde — den Dienſt. Noch iſt eine berittene

Stadtgarde da, die beſonders zu Verſchickungen und obrigkeitlichen Geſchäften gebraucht wird.

Zur Sicherheit des Nachts werden die Thore verſchloſſen gehalten, doch kann man, gegen Einlaßgebühr, zu jeder Zeit, durch zwey Pforten, in die Stadt. Wächter von mehreren Gattungen durchſtreifen die Stadt, und rufen die Stunden an; andere thun daſſelbe auf den Stadtmauern. Der Vortheil der Erleuchtung durch Laternen geht der Stadt bis jetzt noch ab. Nur ein paar Hauptſtraßen genießen ihn, aber es iſt bloß auf Veranſtaltung einzelner Einwohner, welche die Koſten davon beſtreiten. Die Stadtthürmer ſind beſonders angewieſen, über Feuersgefahr zu wachen. Auf ein Zeichen an der Sturmglocke werden die Trommeln gerührt; die Waſſerkünſte, die Spritzen, Leitern, Feuerhaken werden in Bewegung geſetzt; wer Pferde beſitzt, ſpannt ſie vor die Waſſerkufen. Die drey erſten, die ankommen, erhalten Preiſe. Einige

Handwerker, als Maurer, Zimmerleute, Schmiedte ꝛc. ſtehen unter dem ſogenannten Feuergehorſam, und thun beſonders die Arbeiten in der Noth, empfangen auch eine Belohnung dafür. Schon die Lehrjungen dieſer Gewerke erhalten, während ihrer Lehrjahre, zweymal Kleidungsſtücke unentgeldlich vom Stadtalmoſenamt, als Ermunterung und als Belohnung für die Dienſte, die ſie hierin dem gemeinen Weſen zu leiſten haben. Die Brandſtätte wird durch Miliz beſetzt, und die bewaffnete Bürgerſchaft verſammlet ſich an ihren Lärmplätzen, um Unordnungen zu verhüten. Da ſonach jeder weiß, was er zu thun hat, und wo er gebraucht wird, ſo greift ſehr ſelten ein Brand weit um ſich. Daher kommt es wohl, daß in der hieſigen Brandverſicherung ſo wenig Häuſer aus Nürnberg ſelbſt eingeſchrieben ſind.

Da diejenigen Häuſer, die an beyden Seiten der Pegnitz liegen, welches überhaupt der niedrigſte Theil der Stadt iſt, zuweilen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind, ſo hat man auch dagegen, noch vor wenig Jahren, die kräftigſten Einrichtungen von Seiten der Polizey getroffen.

Noch einige Anſtalten zur Bequemlichkeit und zur Erleichterung der Bürger ſind in Nürnberg, die man nicht leicht in einer andern deutſchen Stadt finden wird, weil man ſich gewöhnlich um den innern Haushalt der Einwohner nicht ſehr zu bekümmern pflegt. Zu der erſten Art rechne ich eine öffentliche Wäſchbleiche und zwey Waſchhäuſer zum allgemeinen Gebrauch; und zur letztern Art die Erlaubniß, die jeder Bürger hat, ſich aus dem zu Nürnberg gehörigen Reichswalde, gegen eine unbeträchtliche Abgabe, ſeinen Bedarf an Holz anfahren zu laſſen. Den ärmern Bürgern und Einwohnern iſt es geſtattet, in eben dieſem Walde dürre Aeſte und Reiſig zu leſen und umſonſt nach Hauſe zu ſchaffen. Noch eine hieher gehörige Anſtalt iſt das Leihhaus, das in dringenden Fällen den Bürgern aus Verlegenheiten hilft und ſie nicht in die Hände der Wucherer fallen läßt.

An Anſtalten, die zur Bildung des Geiſtes und des Körpers, und zum Anbau der Wiſſenſchaften und Künſte gehören, hat der Staat von Nürnberg auch keinen Mangel. Obenan ſteht die hohe Schule zu Altorf, die regelmäßig, wie jede andre, eingerichtet iſt, die nöthigen Lehrſtühle für jede Fakultät und Wiſſenſchaft, und einen guten gelehrten Apparat beſitzt, der in einer anſehnlichen Bücherſammlung, einer Kunſt- und Naturalienkammer, einer Sternwarte, einem Zergliederungs-Saal, einer chemiſchen Werkſtatt, einem botaniſchen Garten und einem kliniſchen Krankeninſtitut beſteht. Stipendien und Freytiſche fehlen nicht.

Das Aegydianiſche Gymnaſium iſt in Nürnberg ſelbſt. Es hat einen Hörſaal, in welchem 6 Profeſſoren, junge Leute, welche die niedern Schulen hinter ſich haben, durch öffentliche Vorleſungen zur hohen vollends vorbereiten. Das Gymnaſium ſelbſt hat fünf Schulen, Einen Rektor und Vier Unterlehrer. Außer dieſem ſind noch drey **lateiniſche Schulen** vorhanden, mit denen Unterricht in der Muſik und Singchöre verbunden ſind. Eine vierte lateiniſche Schule, die zu St. Jakob, iſt im Eingehen.

Die Stadt hat fünf **Armenſchulen**, deren **keine aus dem vorigen Jahrhundert ſtammt**, ſondern die alle in dem gegenwärtigen von Privatleuten errichtet und begabt worden und wahrhaft muſterhaft und wohlthätig ſind. Denn, außer freyem Unterricht, bekommen die Kinder nicht nur die Bücher und Schreibmaterialien unentgeldlich, ſondern auch wöchentlich Ein Brod, einen Beytrag an Gelde, und von Zeit zu Zeit Kleidungsſtücke. Der Platz und die Ausſtattung dieſer Häuſer reichen für die ſehr beträchtliche Anzahl von 5 bis 550 Kindern zu.

Vor kurzem hat hier ein Kandidat der Theologie, Namens **Büchner**, eine Erziehungsanſtalt angelegt, deren Einrichtung ſehr befriedigend iſt. Sie iſt für einheimiſche und auswärtige Kinder von 6—12 Jahren beſtimmt, die auch Koſt und Wohnung haben können, und ſowohl in den erſten Kenntniſſen des Leſens, Rechnens und Schreibens, als auch in der Religion, Erdbeſchreibung, Geſchichte, Naturlehre, Logik, Mathematik ꝛc. und in körperlichen Uebungen unterrichtet werden. Kinder weiblichen und männlichen Geſchlechts werden aufgenommen. Es ſind der Zöglinge ungefähr dreyßig. Der Unternehmer lehrt ſelbſt, und hält noch einige Nebenlehrer. Seine Anſtalt ſteht unter dem Scholarchat und einem Aufſeher aus dem Miniſterium.

Noch ſind 17 Privatſchulen in Nürnberg, die man die deutſchen Schulen nennt, und worin bloß im Leſen, Schreiben, Rechnen und Chriſtenthum Unterricht gegeben wird. In einem kleinen Freyſtaate, wo der Zunft-

und Privilegien-Geiſt durch die Verfaſſung befördert wird, iſt es ſo gar befremdlich nicht, wenn man auch eine Schulmeiſter Zunft findet. Eine ſolche bilden in der That die Unternehmer dieſer Schulen, die man Schreib- und Rechenmeiſter nennt. Sie müſſen beſtimmte Jahre bey einem ſolchen Schulmeiſter gelernt haben, können auch nicht eher eine eigene Schule halten, als bis eine Stelle aufgeht; die Wittwen können auch durch ſolch einen ausgelernten Schulmeiſter die Schule verſehen laſſen. Ein Rathsausſchuß hat die Aufſicht über dieſe Zunft, und für jede der Schulen iſt ein Prediger beſtimmt, der ſie von Zeit zu Zeit beſuchen und den Unterricht prüfen muß.

Seit 1660 iſt hier ſchon eine Malerakademie errichtet, und ſie iſt vielleicht die älteſte in Deutſchland. Drey Tage in der Woche werden hier Stunden gegeben, und man zeichnet nach lebendigen und todten Modellen.

Die Anfangsgründe werden in einer zweyten besondern Zeichenſchule gelehrt. Noch giebt es eine dritte Zeichenſchule für die Lehrlinge der Handwerker. Sogar ein Stallmeiſter, Fechtmeiſter und zwey Tanzmeiſter ſind zum Unterricht in ihrer Kunſt vorhanden.

Noch ſind Trümmer von der uralten Meiſterſänger-Geſellſchaft hier, deren Uebungen aber ſeit Jahren gänzlich aufgehört haben. Unter den Handwerkern finden ſich noch einige von dieſen Dichtern und Sängern. Vielleicht bezieht ſich noch die Gewohnheit darauf, daß die hieſigen Handwerksburſchen an Sommerabenden durch die Stadt ziehen und geiſtliche Lieder ſingen.

Auch die Geſellſchaft des Pegnitziſchen Blumenordens iſt, nach einer 150jährigen Dauer, noch vorhanden, beſchäftigt ſich bekanntlich mit deutſcher Sprache und Litteratur und mit vaterländiſcher Geſchichte, hat

48 Mitglieder, und den gelehrten Litterator Panzer *) zum Vorſteher.

Noch iſt ein gut eingerichtetes Leſeinſtitut vorhanden, und eine Geſellſchaft zur Beförderung vaterländiſcher Induſtrie, die ſich die Hamburgiſche zum Muſter genommen hat, und ſchon 50 Mitglieder aus allen Ständen zählt.

Die hieſigen Bibliotheken und Kunſtſammlungen gehören nicht zu den unbeträchtlichen. Die Stadtbibliothek hat beſonders einen guten Vorrath an alten Drukken und andern typographiſchen Seltenheiten, auch an Handſchriften. Die Dillherrſche, die Fenitzeriſche, die Ebneriſche und Marpergeriſche Bibliotheken, enthalten ebenfalls mehr oder weniger Merkwürdigkeiten dieſer Art.

Das

---

*) Dieſer Gelehrte hat, wie der Herr von Murr und der fleißige Prof. Siebenkees zu Altorf, unſchätzbare Verdienſte um die politiſche, litterariſche und artiſtiſche Geſchichte von Nürnberg.

Das Prauniſche Kunſtkabinet, mit welchem eine Gemäldeſammlung verbunden iſt, läßt kein Fremder unbeſucht, und eine ähnliche Aufmerkſamkeit verdient die Pelleriſche Sammlung.

Zum wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Verkehr ſind endlich noch 13 Buch- und 9 Kunſthandlungen innerhalb der Mauern von Nürnberg.

Alle dieſe mannichfaltigen Anſtalten, die ich, der Kürze wegen, nur habe andeuten können, geben eine allgemeine Ueberſicht von der muſterhaften bürgerlichen Einrichtung der Stadt. Zu unterſuchen, in wie ferne dieſe, durch die politiſche beeinträchtigt, minder wohlthätig, friedlich und praktiſch gemacht wird, iſt nicht die Sache eines Durchreiſenden; eben ſo wenig als diplomatiſch zu entſcheiden, wem der größere und kleinere Theil der Schuld beyzumeſſen ſey. Ich habe über die Irrungen, die jetzt zwiſchen Rath und Bürgerſchaft obwalten, viel und von allen Parteyen gehört;

aber man hört einſeitig, wo einmal Parteyen ſind, man hört nur Leidenſchaft, Eigennutz, Hochmuth und Erbitterung ſprechen, und man kann nur dann jeder Partey ihren Theil von Recht und Unrecht zuſprechen, wenn man ſelbſt die Verfaſſung aus ihren Quellen und aus Erfahrung kennen gelernt hat. Soviel glaube ich aber im Allgemeinen zur Beurtheilung dieſer innern Zwiſtigkeiten ſagen zu können: das Patriziat handelt nach den Grundſätzen einer Ariſtokratie, die zur Ochlokratie neigt, verdrängt die übrigen Staatsbürger von den Hauptgeſchäften der Regierung und von den obern Stellen, und ſchmälert die Vorrechte derer, die ſie ſelbſt für rathsfähig anerkennt. Daher Klagen der Patrizier vom neuern Dato gegen die vom ältern; daher Beſchwerden der niedern patriziſchen Beamten gegen die höhern; daher Unzufriedenheit der mittlern Bürgerklaſſen, des Kaufmanns- und Gelehrten-Standes mit beyden Klaſſen der

Patrizier; daher Aufſäßigkeit und Groll der Künſtler- und Handwerker gegen alle obige. So kommt es, daß Ariſtokraten gegen Ochlokraten, beyde gegen die Kaufmanns- und Gelehrten-Klaſſen, und alle drey zuſammen genommen, gegen die Hauptmaſſe des arbeitenden und abgebenden Staatsbürgers kämpfen, der jedoch dadurch einer gänzlichen Unterdrükkung entgeht, daß jede der genannten Parteyen ihn, den ſtärkſten an thieriſcher Kraft, wechſelſeitig auf ihre Seite zu bringen und ſich zu erhalten ſucht. Das klare Reſultat dieſer Angaben wäre alſo: daß die Ochlokraten für Herrſchſucht, Hochmuth, Nepotismus und Monopol kämpfen, indem ſie für die wahre Verfaſſung des Staats zu kämpfen vorgeben; daß die Ariſtokraten für Privilegien, Stellenſucht, Bequemlichkeit, eigennützige Verſorgung ihrer Kinder und Verwandten ſtreiten, indem ſie meynen, für die ihnen zukommenden Gerechtſame zu ſtreiten; daß die Kaufleute und Gelehrten für Neid, für empörte Eigenliebe und für Auszeichnung im Staat arbeiten, indem ſie gegen den Untergang deſſelben, gegen Willkühr und Unverantwortlichkeit des Raths und gegen den Eindrang des Patriziats in alle Staatsſtellen, ſelbſt die geringern, zu arbeiten ſich die Miene geben; und daß endlich der gemeine Staatsbürger die eigentliche Stütze, das Laſtthier des Staates, daß nur dieſer allein für erworbene und natürliche Rechte, für ſeine Nahrung, Haus und Hof und politiſches Daſeyn ſtreite, mithin unter den fechtenden Parteyen die einzige ſey, die das Recht auf ihrer Seite hat, aber gerade am ſpäteſten dazu gelangen wird, weil ſie ihre Sache gegen ihre eigenen Richter führen und gewinnen muß, die überdieß bey mehr Gewandtheit, Reichthum, Luſt und Politik, ihren geſunden Menſchenverſtand nicht fürchten, ſo wie ſie ihre phyſiſche Ueberlegenheit durch Uneinigkeit und Eiferſucht, die ſie in ihren eigenen Schooß ſtreuen, bis zur Ohnmacht zu ſchwächen verſtehen *).

Wenn man dieſe Umſtände erwägt, ſo kann man ſich ſchon, ohne nähere Ang [illegible] die Zerſtückelung der Geſellſchaft in Nürnberg denken. Das alte Patriziat lebt für ſich und ſieht auf alle übrige Klaſſen, die unter ihm ſind, herab; das jüngere hält zuſammen, iſt neidiſch auf jenes, und ſieht die nächſtfolgende Klaſſe über die Achſel an; leztre bleibt für ſich, haßt die beyden erſtern als Staats-Monopoliſten und dünkt ſich weit mehr, als die folgende Ordnung ihrer Mitbürger; dieſe theilt

---

*) Bey meiner Anweſenheit in Nürnberg erſchien folgende kleine Schrift: Bemerkungen und Erläuterungen über die Nürnbergiſche Staatsverfaſſung, von einem Nürnbergiſchen Bürger verfaßt, 1ſtes Heft. 1793. Sie iſt ohne Leidenſchaft geſchrieben und mit Urkunden belegt. Anſtatt einen Auszug davon zu geben, empfehle ich vielmehr ſie ganz zu leſen. Bey aller Kürze iſt ſie ſehr deutlich und beſtimmt, und muß jeden Unparteyiſchen befriedigen.

ſich wiederum faſt in ſo viel Haufen als Zünfte ſind: der Künſtler dünkt ſich beſſer als der Handwerker und eben ſo gut als der Kaufmann; der Handwerker will nicht weniger ſeyn als der Künſtler, aber weit mehr als der Unzünftige und Tagelöhner; und welcher der letztern hielte ſich nicht für beſſer als der Bauer? So leiden alle an Einer Krankheit, und das ſündige Gift derſelben ſind die Privilegien. Jeder Stand hat einen privilegirten Kreis um ſich her, und Kreiſe ſind nicht diejenigen mathematiſchen Figuren, die ſich an einander ſchließen, ohne Lücken zu laſſen; jeder treibt vielmehr ſeine Zuründung durch das Gebiet des andern und hält für ſein, was er davon einſchließt. Daher ewige Reibung, ewige Gährung, ewiger Kampf der Stände unter einander, hier, wie — in allen Freyſtaaten.

In Abſicht des Luxus, des Aufwandes und der Sittenbildung iſt Nürnberg in, Vergleich mit mancher kleinern Stadt in Deutſchland, zu ſeinem Glücke noch nicht weit vorgerückt. Selbſt der Adel, oder vielmehr das Patriziat hat in ſeinem innern und äußern Weſen noch ſehr viel bürgerliches und altmodiſches, mit einer Miſchung von Gravität und Regierungsbewußtſeyn bey den ältern, und von Adelſtolz und geſellſchaftlicher Anmaßung bey den jüngern, von denen nur einzelne frey ſind. Wagen und Livreen, häusliche Einrichtung und Tracht, Gaſtmäler und Luſtpartien, Liebhabereyen und Beſchäftigungen, kurz die ganze Art zu ſeyn der ältern, hält ungefähr den Mittelweg zwiſchen der Art zu ſeyn eines preußiſchen Miniſters und eines Bürgermeiſters in Hamburg; während das Weſen der jüngern ein Mittelding zwiſchen dem Weſen eines Landedelmanns und eines adelichen Referendars in Berlin ſeyn möchte. Die letztre Gattung fährt, reitet, jagt noch aus Liebhaberey, hält noch Umgang mit den jüngern Gliedern des Gelehrten- und Kaufmannsſtandes, beſucht noch öffentliche Oerter, die dieſe beſuchen, mit aus der Taſche hervorragender Tabackspfeiſe, geht noch auf Picknicke, und tanzt und liebelt mit den Kaufmanns- und Gelehrten-Frauen und Töchtern; aber die erſtere Gattung geht aus ihrer Klaſſe und ihrer Gravität ſchwer heraus, und ſucht nur ſolche Unterhaltungen, die der Würde ihres Standpunktes angemeſſen ſind, wohin denn große ceremonienreiche Familien- und Kollegen-Schmäuſe und andre ſteife Erholungen gehören. Finden ſie Vergnügen an den Wiſſenſchaften, ſo ſind Gelehrte die einzigen aus der Bürgerwelt, mit denen ſie Umgang halten; und ihre Frauen ſind dann wohl ſo gnädig, die Ehehälften derſelben zuweilen zu einem Kaffeebeſuch einzuladen, entweder unter vier Augen, oder in einer dazu erleſenen, paßlichen Geſellſchaft; aber mit andern ſogenannten adelichen Damen äußerſt ſelten.

Das Weſen dieſer adelichen Damen erſter Ordnung entſpricht dem Weſen ihrer Männer ganz. Man glaubt, wenn man ſich unter den ältern befindet, in einer Geſellſchaft bejahrter Kammerfrauen vom Churſächſiſchen Hofe zu ſeyn. Die Jüngern haben ſchon etwas mehr Leichtigkeit und man hört ſie noch zuweilen von Lektüre ſprechen und ſieht ſie lachen; aber ihr Weſen iſt ſchwerfällig und verlegen, und ihr Geſchmack im Anzuge geht nicht über den Geſchmack der Kaufmannsfrauen oder Töchter in Leipzig hinaus. Das Blut in dieſer Klaſſe iſt nichts weniger als ſchön; einen guten Wuchs ſieht man aber doch zuweilen.

Benehmen und Tracht des Gelehrtenſtandes, wohin ich die Doktoren der Medizin und des Rechts und die Kirchen- und Schulgeiſtlichkeit rechne, haben die auffallendſte Aehnlichkeit mit dem Benehmen und der Tracht eben dieſes Standes in Dresden. Eine Ausnahme machen auch hier die jüngern, die noch keine Kundſchaft oder Stelle haben, oder erſt ſeit kurzem in Thätigkeit geſetzt ſind. Nach wenigen Jahren bekommen ſie aber auch die eigenthümlichen Falten ihres Standes.

Der Kaufmannsſtand, der, troz dem Verfalle des Handels, immer noch anſehnlich und zahlreich genug in Nürnberg iſt, genießt eigentlich des Lebens noch am meiſten und mit dem wenigſten Zwange. Man findet die Mitglieder deſſelben in allen öffentlichen Gärten um Nürnberg, auf den Spaziergängen, in den Klubbs, unter den Schützengeſellſchaften, auf Bällen, Redouten, Kirchweihen, in öffentlichen Konzerten ꝛc. Dieſe Vergnügungen ſind alle auf einen ſparſamen Fuß geſezt und verſchaffen dem ſonſt fleißigen Manne die nöthige Erholung ohne große Koſten. Fremden, die eine Weile in dieſer merkwürdigen Stadt leben wollen, rathe ich, ſich an dieſen Stand zu halten, unter welchen ſie viel unterrichtete Männer finden werden, die von dem altreichsſtädtiſchen, breiten, umſtändlichen Ton weit entfernt und zugleich noch Muſter altdeutſcher Redlichkeit und Offenheit ſind. Wer als Fremder ſich zu den Cirkeln deſſelben hält, kann auch, ohne ihre Eiferſucht zu erregen, mit patriziſchen Familien umgeben; aber leztre ſind ſo billig nicht, und man kann, wenn man von ungefähr mit einer bürgerlichen Geſellſchaft an einen Ort kömmt, wo man auch patriziſche Bekannte findet, ſicher darauf rechnen, daß leztre merklich fremd und zurückhaltend ſeyn werden, bloß um ſich nicht zugleich durch ein freundlicheres Betragen der bürgerlichen Geſellſchaft zu nähern, in welcher man gekommen iſt. Kein Bürgerlicher wagt es ſo leicht, eine Patrizierin zum Tanz aufzuziehen, aber es iſt oft der Fall, daß ein Patrizier einer hübſchen Bürgerin die Hand bietet, was dieſe denn auch für eine ſo große Ehre hält, als ihr Tänzer ihr dadurch zu erweiſen glaubt.

Der Künſtler und Handwerker vergnügt ſich ebenfalls unter ſich. Er hat ſeine Gärten und ſeine öffentlichen Häuſer, die er beſucht, wo er trinkt, kegelt, in der Karte ſpielt und ſich nach ſeiner Weiſe vergnügt. Er hält ſich gewiſſe Kaſſen, worin er Spiel- Wett- und Strafgelder ſammelt, die, wenn eine Summe

bey einander iſt, zu Pickenicken, die er, beſon
ders des Sommers, auf dem Lande hält, an
gelegt werden. Die Kirchweihen in den Vor
ſtädten, Wöhrdt (wo es 26 Wirthshäuſe
giebt) und Goſtenhof, und anderwärts,
ſcheinen ſeine Lieblingsvergnügungen zu ſeyn
Die Schießübungen mit Büchſen und mit Arm
brüſten, hält er noch für etwas mehr, al
bloße Vergnügung, er hält ſie für Bürger
pflicht, für Schulen, wo er für den Noth
die Vertheidigung ſeines Vaterlandes lerne
kann.

Die öffentlichen Spaziergänge um Nürn
berg ſind nicht von Bedeutung. Der näch
an der Stadt iſt die Hallerwieſe, ei
ziemlich ſchmaler Raſenſtreif an dem link
Ufer der Pegnitz, der mit einer dreyfach
Lindenallee beſetzt iſt, zwiſchen denen hier un
da einzelne ſteinerne Bänke und drey [illegible]
liche, faſt verfallene Springbrunnen angebr
ſind. Er iſt nur an Sonn- und Feſttagen
lebhaft, und man findet auf demſelben, wa

n Nürnberg, außerhalb den Kirchen, eine ſeltene Erſcheinung iſt, alle Stände unter einander gemiſcht.

Ein anderer iſt der Judenbrühl, ebenfalls ein Raſenplatz von einigem Umfange, der durch Alleen von Linden- und Kaſtanienbäumen beſchattet wird und zu Ruheplätzen mehrere Raſenbänke darbietet.

Spatziergang und Beluſtigung zugleich iſt der ſogenannte Dutzendteich, der ungefähr drey Viertelſtunden von der Stadt liegt, und am häufigſten zu Fuße, zu Pferde und im Wagen beſucht wird. Ein dünner Wald von Nadelholz ſchließt 12 kleinere und größere Teiche ein, und von dieſen hat der Ort den Namen. An dem größeſten der Teiche liegt ein geräumiges Haus, an welches ſich ein artiger Garten ſchließt, der mit Lauben, kleinen Häuſern und Pavillons für einzelne Gäſte und ganze Geſellſchaften beſetzt iſt. Auf dem großen Saale des Wirthshauſes wird getanzt; auf dem großen Teiche fährt man des Sommers in Luſtſchiffen, und des Winters Schlittſchuh. Auf jenem Tanzſaale machte ich eine Bemerkung, die auf den Ton in Nürnberg einen hellen Blick thun läßt: die Muſikanten, die zum Tanz aufſpielten, hatten dabey große Tabackspfeifen im Munde. — Und doch tanzten ein paar *Gerichtsfähige*, und an dem einen Ende des Saals ſaß eine ganze Geſellſchaft von Herren und Damen aus den *alten Geſchlechtern*.

Die *Johannesfelder* und der *Irrhayn* bey Krafthof werden auch oft beſucht. Letzterer iſt ein geräumiger Platz, der dem Pegnitiſchen Blumenorden gehört und mit Alleen, Lauben, Pavillons, Berceaus und einem Labyrinth verziert iſt. Ein in der That ſehr angenehmer Aufenthalt, der für jedermann offen ſteht, wenn jene Geſellſchaft nicht gerade ſelbſt ſich dort befindet.

Zum Lobe der *öffentlichen* Sittlichkeit der Nürnberger bemerke ich noch, daß es in ihrer Stadt keine liederlichen Häuſer giebt

Zum Schluſſe faſſe ich einige ſtatiſtiſche Angaben von Nürnberg und deſſen Gebiete zuſammen, die aus der Beſchreibung dieſer Stadt, welche während meiner Anweſenheit daſelbſt erſchien, ſo wie mehrere der voranſtehenden Nachrichten, gezogen ſind *).

Nürnberg, unter dem 28°, 45′ der Länge 49°. 26′. 56″ nördlicher Breite gelegen, ſchließt innerhalb ſeiner Ringlinie eine Fläche von 67,443,136 Quadratſchuh ein.

Die innere Stadtmauer, welche die Stadt ſelbſt umſchränkt, enthält eine Fläche von 15,331,008 eben ſolcher Schuhe.

Die längſte Seite der Stadt vom Spittler- bis zum Laufer-Thor hat 5815 Fuß, oder 2326 gemeine Schritte, jeden der-

---

*) Ihr Titel iſt: Kurze Beſchreibung der Reichsſtadt Nürnberg; ein Handbuch für Einheimiſche und Fremde, zunächſt aber für Reiſende. Verfaſſet von C. G. Müller. Nebſt einem geometriſchen Grundriſſe von der Stadt Nürnberg. Daſelbſt bey Zehn. 1798.

ſelben zu ~~[illegible]~~ Fuß gerechnet; ihre Breite vom Veſtner= bis zum Frauen=Thor, [illegible] Fuß oder [illegible] Schritte.

Der Umfang der Stadt, ihrer innern Mauer nach, beträgt 14,610 Fuß, oder [illegible] Schritt; ihrer äußern nach, 17,512 Fuß, oder 7019 Schritt, die ungefähr drey Viertelmeilen ausmachen.

Die Bevölkerung der Stadt, kann man, die Vorſtädte, Wöhrd und Goſtenhof, die Gärten ꝛc. ausgeſchloſſen, den jährlichen Sterbeliſten nach, zu 30,000 Seelen annehmen, eine Zahl, die vor 200 Jahren um die Hälfte, und vor 100 Jahren, um ein Drittel, ſtärker war.

Die Einnahme und Ausgabe des Staats von Nürnberg iſt nicht zu beſtimmen, weil die Berechnungen darüber nicht öffentlich werden. Eben ſo die Staatsſchulden, die man aber gemeiniglich auf 14 Millionen Rheiniſche Gulden ſetzen zu können glaubt.

Das

Das Gebiet des Staats von Nürnberg erſtreckt ſich, von Morgen gegen Abend, auf 7 deutſche Meilen; und von Mittag gegen Mitternacht, ebenfalls auf 7 dergleichen Meilen. Das Gebiet im engern Verſtande ſchließt ſich unmittelbar an die Linien der Stadt und enthält, außer mehreren Dörfern, den Sebalder- und Lorenzer Reichswald; das Gebiet im weitern Sinne enthält noch die 11 Pflegämter Altorf, Lauf, Herſpruck, Reicheneck, Engelthal, Hohenſtein, Velden, Petzenſtein, Hiltpoltſtein, Grävenberg und Lichtenau. Von der Bevölkerung dieſes Gebiets und deſſen Ertrag, eben ſo wenig als von dem jetzigen Zuſtande des Handels, der Gewerbe, der Manufakturen und Fabriken des Staats von Nürnberg, habe ich keine zuverläſſige Angaben aufbringen können.

Von Nürnberg reiſete ich nach Schwabach. (2 M.) Der Weg, der gemacht iſt, führt über eine flache, ſandige Landſchaft, deren Boden aber, durch den Fleiß gezwungen, bis auf wenige Stellen in einer größern Entfernung von Nürnberg, die unüberwindlich dürre ſind, gute Aernten giebt. Der Wieſenbau wird auch hier mit der in Franken gewöhnlichen Sorgfalt betrieben, und überall, wo es ein Flüßchen giebt, drehen ſich auch Schöpfräder an deſſen Ufer. Nach der Mitte des Poſtlaufs erhebt ſich der Weg zwiſchen Anhöhen und Wald, und geht ſo fort bis Schwabach, welches man, ſeinen Thurm ausgenommen, nicht viel eher erblickt, als bis man davor iſt. Eine ſchwarze, alte Mauer, mit bedecktem Gange rund herum, ſchließt die Stadt ein, deren Theile da, wo man herein kömmt, hölzern und finſter und von krummen, unreinlichen Gaſſen durchſchnitten ſind. Der Markt zeichnet ſich etwas aus. Er iſt für die Größe der Stadt weitläuftig genug, und mit einer Kirche und einem Springbrunnen verziert, die durch das alte, unanſehnliche Rathhaus wiederum verunſtaltet werden. Der eiwähnte Springbrunnen iſt, wo nicht mit Geſchmack, doch mit großen Unkoſten und in beträchtlichem Umfange errichtet, und man erwartet ihn unter ſolchen Umgebungen nicht. Es wird hier eine Menge von ſogenannten nürnberger Waaren, nach ihrer Art in großer Vollkommenheit und zu beſſern Preiſen, verfertigt, als in ihrem eigenthümlichen Geburtsorte ſelbſt; weßhalb auch Schwabach nächſt Fürth eine der beträchtlichern Nebenbuhlerinnen von Nürnberg geworden iſt. Ich fand aber auch eine große Manufaktur hier, mit der ehedem, wenigſtens für jene Gegenden, Augsburg faſt monopoliſirte, nemlich: eine Zitz- und Kotton-Manufaktur, die nicht weniger als fünfhundert alte und junge männliche und weibliche Arbeiter nährt, und deren Waaren mich eben ſo ſehr durch innere Güte und Feinheit, als durch Nettigkeit und Neuheit der Zeichnungen überraſchte. Auch ein ziemlich beträchtliches Zucht- und Arbeits-Haus fand ich hier, mit welchem ein Irrenhaus verbunden iſt; aber weder in dem erſtern noch in dem letztern traf ich ein Subjekt aus Schwabach ſelbſt, weil, wie mir der Aufſeher ſagte, ohne zu wiſſen welche herrliche Wahrheit in ſeinen Worten lag: „die Leute in Schwabach alle vollauf Arbeit hätten, und deßhalb weder ſtählen noch überſchnappten.“ — Dagegen fand ich zwey Theologen im Tollhauſe: einen Diakonus aus Quedlinburg, der, bis auf den Punkt von der Braut Chriſti, bey gutem Verſtande war, dem man aber doch, unvorſichtigerweiſe, eine hebräiſche Bibel gelaſſen hatte; und einen Kandidaten der Theologie, der mich, ſobald ich zu ihm hineintrat, fragte: ob ich ihn nicht kenne? Er heiße Hedwig. O, ich müßte gewiß von ihm in Gießen gehört haben! Er ſey eben der, der den Müller, einen Purſchen aus Mainz, ſo gekeilt habe! Ja, Herr, fuhr er fort, und biß die Zähne zuſammen und trat mir mit angeſpanntem Arm und geballter Fauſt entgegen: „Ja, Herr, und ich kann keilen!“ — Man ſieht leicht, daß ich ihm die Probe ſchenkte und hurtig zuſchließen ließ.

Von Schwabach wandte ich mich nach Feucht, (2 M.) auf einem ungemachten, ſehr ſandigen und zum Theil waldigten Wege. Ich kam durch mehrere groſse, reinliche, gut gebaute Dörfer, mit wohlhabenden Einwohnern, von denen zwey oder drey zu Nürnberg gehörten. Auch kam ich vor mehreren ſchloßartigen Gebäuden, deren Beſitzer nürnbergiſche Patricier waren, und die im Walde auf Anhöhen ſtanden, vorbey.

Von Feucht, einem mittelmäßigen Flecken, kam ich auf Poſtbauer (2 M.) ein Dorf, mit einem Poſtwechſel. Der Weg blieb derſelbe: er war ſandig, waldig, bis gegen das Ende der Station, wo ich in Bayern eintrat, und wo wieder eine Straſe zum Vorſchein kam, die von einem feſten Kalkſtein gebauet, aber jetzt, durch die unausgeſetzten Frachten zur kaiſerlichen Armee, ſehr ausgefahren war.

Hier veränderte ſich das Aeuſſere der mich umgebenden Menſchen auf einmal. Bildung, Tracht, Mundart, alles war anders. Die länglichten fränkiſchen Geſichter und Figuren, verwandelten ſich in runde, rothe, fleiſchigte, gedrungene. Die Männer hatten ihr Haar auf dem Wirbel, bis zum Nacken hinunter, abgeſchnitten; die Weiber erſchienen mit den weiten, ſteifen Bruſtlätzen, wie ſie in Böhmen getragen werden. Kreutzbilder ſtanden in groſſer Menge umher; dennoch gaben die Dörfer einen reinlichen, wohlhabenden Anblick. Aber der Boden war auch vortrefflich.

Von Poſtbauer bis Teining (2 M.) dauerte die Straße in gleicher Beſchaffenheit fort. Ich kam durch Neumarkt, ein heiteres, aus einer breiten Straße und einem paar Nebengaſſen beſtehendes Städtchen. Die Häuſer ſtrecken ihre Giebel nach der Straße, wie in den ſchleſiſchen Städten. Beym Ausgange aus der Stadt gelangt man in eine angenehme Fläche, die mit Anhöhen umſchloſſen iſt, über die man abwechſelnd hinauf und wieder hinabfährt, und auf denen ſich alte Trümmer und neue Schlöſſer häufig zeigen. Teining iſt ein Dorf mit einem Poſtwechſel. Von da auf Taswang (2 M.) bleibt der Weg faſt derſelbe. Taswang iſt auch nur ein Dorf, das aus wenig, aber gut gebaueten Häuſern beſteht, und in einem angenehmen Thale liegt, welches von einer beträchtlichen Anhöhe begränzt wird. Ueber dieſe Anhöhe muß man hinauf, um zur nächſten Poſt Schambach (2 M.) zu gelangen; auf dem Rücken derſelben umſpannt man eine beträchtliche Fläche, die auf allen Seiten mit Anhöhen umgeben iſt, und theils Gehölz, theils fruchtbare Felder enthält, die von alten Burgen beherrſcht werden. Um und neben dem Wege iſt ein vortrefflicher Getreideboden, der ſtellenweiſe den ſchönſten Roggen und Weitzen trug, die mir noch auf meiner Reiſe zu Geſichte gekommen waren. Der Weg war weniger zerfahren, als bisher, und immer noch von einem Kalkſtein gebauet, der längs demſelben theils gebrochen wird, theils zu Tage ausſetzt. Hier hatte ich das Unglück, zu meiner Linken, bey einem entſetzlichen Donnerwetter, mit Sturm und eygroßen Schloſſen, in Zeit von einigen Sekunden, ein ganzes Dorf in Flammen aufgehn zu ſehen.

Eine faſt ſchnurgerade Straße führt nach Hemmau, einem Städtchen, das ſich in der Ferne nicht übel ausnimmt; kommt man aber näher, ſo ſieht man, daß die Reihe ihrer Mauern nichts, als alte Maſſen ſind, hinter denen man nur Zerſtöhrung vermuthen kann. Auch iſt es in der That faſt ſo. Das Pflaſter ſteht in einzelnen Steinen da, die Dächer der Häuſer wanken und krümmen ſich unter ihrem Alter und ſind mit Steinen belegt, damit der Wind die vermoderten Schindel nicht entführen möge. Die Häuſer ſtrecken ihre ſchwarzen, [illegible] ~~ge[illegible]~~, verſchobenen Giebel nach der Straße, wo einzelne Menſchen auf und abgehen — — Gewiß, kaum in Lithauen erinnere ich mich ein Seitenſtück zu dieſer

Stadt geſehen zu haben. In gleichem traurigen Zuſtande fand ich den zur Stadt gehörigen Galgen, was den Einwohnern weit rühmlicher iſt, als der armſelige Zuſtand ihrer Stadt. Bald nachher erblickt man auf einer Anhöhe Schambach, die letzte Poſt vor Regensburg. Der Weg bis zur letztern Stadt (3 M.) iſt ſehr angenehm, beſonders um und hinter dem Dorfe Teutlingen, das zwiſchen Anhöhen und Felſen, und zum Theil von letztern wie erdrückt, da liegt. Die Dämmerung war im Anbruche, als ich hier durchkam, und ſie vermehrte das ſchauerlich-romantiſche der Gegend in einem hohen Grade. Man fährt endlich über die **Nab** in das Thal hinab, worein Regensburg liegt, und ich überſah noch den Spiegel der Donau, an deſſen entfernteſtem Rande der letzte Schimmer des Tages zitternd flimmerte. Man kömmt durch Stadt-am-Hof, einen kurbayer'ſchen Ort, der auf dem diſſeitigen Ufer der Donau liegt, und der armen Reichsſtadt gleichſam auf den Nacken gebauet iſt, ihr auch mit gewiſſen Zöllen, die Bayern ſehr unnachbarlich hier angelegt hat, nicht wenig zur Laſt fällt. Das Thor von Stadt-am-Hof ſtößt an das Thor von Regensburg, und die Schildwachen der Reichsſtadt gehen mit den Kurbayer'ſchen auf und ab. Erſt auf der Brücke befindet man ſich im Gebiete von Regensburg.

Regensburg giebt einen ſehr alten Anblick, von außen wie von innen. Die Straßen ſind im Durchſchnitt enge, die Häuſer ſchwarz, haben gothiſche Giebel, und drey bis vier Geſchoß. Das Pflaſter iſt erträglich, die Plätze ſind enge. Im Mittelpunkte der Stadt iſt es ziemlich lebhaft, aber in den entferntern Theilen menſchenleer. Unter den Kirchen ſind der Dom und St. Emmeran die merkwürdigſten. Die Vorderſeite des Doms hat eine gewiſſe Leichtigkeit, die man an der Hauptmaſſe des Gebäudes vermißt, was wohl größtentheils daher kömmt, daß ihm Thürme fehlen. Durch ſie würde dieſer kühne Bau, der jetzt wie ein ungeheuerer ſtumpfer, zuſammengedrückter Steinklumpen da ſteht, mehr Expanſion erhalten haben. Das Innere thut eine große Wirkung, welche die darin herrſchende Dämmerung, durch die dichtbemalten Fenſter verurſacht, zu verſtärken ſcheint. Die Verwegenheit des Gewölbes flößt auch hier, wie bey allen Werken der altdeutſchen Baukunſt, Ehrfurcht ein, und es bleibt wahr, daß unſre Voreltern auch hierin größer und ſtärker wären, als wir, wenn wir auch feiner und niedlicher ſeyn mögen.

Der Reichsſaal iſt ſehr alt, leer, finſter, wandelbar, und das Rathhaus faſt ſo voller Winkel und Säcke, wie die deutſche Reichsverfaſſung ſelbſt. Die Säle ſind weit beſſer, die ſich der Stadtmagiſtrat zu ſeinen Sitzungen und ſeinem übrigen Bedarf vorbehalten hat, als die Säle der verſchiedenen Kollegien der Reichsſtände.

Die Donaubrücke iſt eine der berühmteſten, größeſten und ſtärkſten in Europa, kommt aber, weder in Abſicht der Länge, noch der Breite, noch der Sorgfalt, noch des Geſchmacks in der Bauart, der Dresdener Brücke bey, hat auch in allen dieſen Stücken deſto größere Aehnlichkeit mit der Prager. Ihre Einfaſſungen ſind von Werkſtücken, die Fußpfade an beyden Seiten ſind ſo ſchmal, daß nur eine Perſon darauf Platz hat; der Fahrweg iſt auch mit Werkſtücken gepflaſtert, da hingegen die Dresdniſche nur ein Pflaſter von gewöhnlichen Feldſteinen hat, aber ſo breit iſt, daß ſich drey Wagen ausweichen können. Die Ausſicht von oben herab iſt ſehr ausgebreitet, und ich weiß nicht, welcher von beyden ich den Vorzug in dieſem Punkt geben ſoll. Zu den Füßen hat man, auf jeder Seite der Brücke, eine Inſel, die von der Donau nach und nach angeſchwemmt worden. Man nennt ſie die Wöhrdte, und ſie ziehen ſich in einer ziemlichen Strecke, ſtromauf die eine, ſtromab die andere. Die obere iſt voran mit Häuſern, Holzniederlagen und Gärten beſetzt, und weiterhin bildet ſie eine ſchöne Wieſe, die der Länge nach mit Alleen bepflanzt iſt und einen angenehmen Spatziergang für Fußgänger, Reiter und Fahrende abgiebt; die untere hat voran eine lange Reihe von Mühlen aller Art, die ein entſetzliches Geräuſch machen, ſodann Gartenhäuſer, Niederlagen von Nutzholz und Brettern, und endlich Wieſen, denen aber die Baumgänge der oberen fehlen.

Unter dem Publikum aller Klaſſen in Regensburg herrſcht eine gewiſſe Wohlhabenheit. Der Bürgerſtand iſt fleißig, und befindet ſich, bey billigen Abgaben und angemeſſenem Nahrungs-Erwerbe, ſehr wohl. Sein Aeußeres iſt anſtändig und reinlich. Unter ſeinen Weibern und Töchtern findet man ſchon häufig den verfeinerten Münchner Anzug: die Goldhäubchen, die, wie Schmetterlinge, auf einem nach der Stirn heraus friſierten Tapee und einem eben ſo zierlichen Chignon, ſchweben; und die knapp anſchließenden ſeidnen Korſette mit Röcken von gleichem Stoffe. Die Kaufmanns-

Klaſſe trägt ſich noch auf altem Fuß und ſehr bürgerlich, zeichnet ſich aber dafür durch ſtarke goldne Halsketten, Armbänder und reiche Zeuge aus. Die hieſige große Welt, die Geſandten, Geſchäftsträger, Agenten und Aktenmänner aller Art bilden ein eigenes Korps, das diplomatiſche, das aber, im geſellſchaftlichen Leben, ſich wiederum in mehrere Zweige abtheilt. Die geringern ſind pedantiſch in Sitten, Sprache und geſelligem Leben; die höhern haben den Ton der größern Reſidenzen, mit ein wenig miniſterlicher, oft auch wohl bürgermeiſterlicher, Gravität vermiſcht. Ihre Vergnügungen ſind wie überall die Vergnügungen der höheren Stände, doch mit einem gewiſſen Zuſatze von Gründlichkeit, vermöge deſſen die Gegenſtände, die in der Konverſation behandelt werden, unendlich mannichfaltiger und lehrreicher ſind, als gewöhnlich. Einem unterrichteten Manne von Stand und Vermögen, dem das Herz nicht gerade an der Atmosphäre eines großen regierenden Fürſten hinge, ſondern der wahre Belehrung in Weltgeſchäften ſuchte, könnte ich kein angemeſſeneres Publikum vorſchlagen, als dies erwähnte Regensburgiſche. Ich habe hier mehrere Tage ſehr angenehm zugebracht.

Von Regensburg wandte ich mich auf München. Der Weg führt durch eine weite Fläche, die zur Linken von den Hügeln begränzt wird, an deren Wurzeln die Donau hinfließt. Der Boden iſt ſo fruchtbar, als ich ihn noch irgendwo auf meiner Reiſe gefunden habe. Er trug meiſt lauter Weitzen, der auſſerordentlich reich und üppig ſtand. Eben ſo der Roggen. Der Weg iſt vortreflich gemacht und ſorgfältig unterhalten. Die Poſtknechte ſind eilfertig, billig, die Poſthalter thätig, ſchnell und höflich. So legt man die Poſten Eglofsheim, (2 M.) Buchhauſen (2 M.) und Erwoldsbach (2 M.) im Fluge zurück. Von Erwoldsbach kömmt man auf Landshut, (3 M.) eine der anſehnlichſten Städte in Bayern. Ihre Lage iſt ſchön. Sie breitet ſich in einem Thale aus, um welches her ſich theils Bergrücken, theils einzelne Anhöhen erheben, und das mit den ſchönſten Wieſen überzogen iſt. Die Iſer fließt, ſchon in anſehnlicher Geſtalt, zwiſchen Stadt und Vorſtadt hin. Wenn man die Hauptſtraße hinausfährt, glaubt man ſich auf dem ſchönſten Platze von Breslau zu befinden, denn die Häuſer ſind in demſelben Geſchmacke gebauet, und nicht weniger hoch, als dort.

Von Landshut bis Mosburg, (2 M.) einem unbedeutenden Städtchen, dauert der Weg fort, wie vorher, und wie nachher von dieſer Stadt auf Freyſingen. (2 M.) Das Land war immer noch überaus lachend und fruchtbar, aber dennoch waren die Dörfer weniger reinlich und die Einwohner weniger wohlhabend, als kurz vorher. Die Menſchengattung fand ich hier ſehr häßlich, beſonders das andere Geſchlecht. Freyſingen ſelbſt ſieht man erſt kurz zuvor, ehe man hinein kömmt. Der Theil davon, der, mit dem Dom und dem

Schloſſe,

Schloſſe, auf einem Hügel liegt, gewährt eine gute Anſicht. Gebauet iſt dieſe Stadt übrigens wie alle Städte, durch die ich bis jetzt noch in Bayern gekommen bin: im Geſchmack von Breslau; die Giebel größeſtentheils vorn heraus und lange hölzerne Dachrinnen dazwiſchen. Das Pflaſter iſt gut und, wie zu Landshut, aus lauter ſehr kleinen Feldſteinen zuſammengeſetzt.

Von Freyſingen aus bis München (3½ M.) wird die Gegend immer flächer, und nur noch aus der Ferne erblickt man zur Seite und hinter ſich mäßige Anhöhen, die meiſt mit Wald beſetzt ſind. Der Fruchttrieb um einen her iſt zwar nicht mehr ſo ſtark und reich, als in der Nachbarſchaft von Regensburg, aber darum doch noch nicht ſchlecht; beſonders trifft man ſtellenweiſe auf vortreffliche Wieſen, die aber, je mehr man ſich München nähert, deſtomehr abnehmen und ſich allmählig in ſaure Aenger verwandeln. Der Boden ſetzt ſich endlich ganz um, und beſteht aus Kalk- und andern Steingeſchieben, die höchſtens mit einem halben Schuh Dammerde bedeckt ſind. Dies, und die ſehr einförmige Fläche der Gegend ſelbſt. gewährt den Umgebungen von München, von dieſer Seite her, nicht den mindeſten Reitz, ſo wie die Stadt ſelbſt, weil ihre Grundlage ganz flach iſt, ſich nur zum Theil und nicht anlockend zeigt. Die beyden Thürme des Doms haben eine zu plumpe Form, bey zu großer Kürze, und die daran herumſtehenden Thürme leiden an eben dem Fehler, reitzen alſo eben ſo wenig. Erſt, wenn man ſich der Stadt auf ein paar hundert Schritte genähert hat, erhöhet und breitet ſie ſich mehr aus, und einige anſehnliche Palläſte und Häuſer, die voran ſtehen, kommen ihr zu Hülfe, um ihr einen neuen und heitern Anblick zu geben, der beym Eintritt in das Innere verſtärkt und ſehr vortheilhaft unterhalten wird.

Die Straßen von München ſind breit und meiſt mit vier bis fünfſtöckigen Häuſern beſetzt, die ſich in ihrer Bauart mehr den Verliniſchen als den Dresdniſchen nähern und einige recht artige Plätze auflaſſen. Das Pflaſter iſt zwar gut unterhalten, aber für Fußgänger ziemlich beſchwerlich. Es beſteht aus lauter kleinen, wie moſaiſch zuſammengeſetzten, Kieſeln, die, da ſie nicht alle gleichförmig abgerundet ſind, den Sohlen unleidlich werden. Zum fahren iſt es vortrefflich, da, eben bey der Kleinheit der Steine, die Schlaglöcher nie groß ſeyn, und es nie werden können, ohne ſogleich aufzufallen und an Ausbeſſerung zu erinnern.

München liegt in einer Ebene, die ſich öſtlich zu einer Anhöhe, der Geſteigberg genannt, erhebt, auf einem Boden, der aus lauter unfruchtbaren Kalkſteingeſchleben beſteht, der aber, in der Nähe der Stadt, durch den Fleiß der Einwohner meiſt bezwungen und zu Kornfeldern, Gärten und Wieſen zubereitet worden iſt. Die Iſar, ein ſchneller Fluß, benetzt und befruchtet dieſen Landesſtrich, den, in der Ferne, die prächtigen Salzburger und

Tyroler Berge, und in der Nähe einzelnes Gehölz, mit mäßigen Anhöhen im Hintergrunde, umſchließen.

Dieſe Stadt hat ungefähr die Größe von Dresden, wenn man die Friedrichsſtadt nicht dazu rechnet. Die Geſtalt ihres Grundriſſes iſt ein entfalteter Fächer mit abgebrochenem Stiele. Unten an demſelben iſt das Iſarthor; oberhalb, mitten im Halbzirkel des Fächers, das Neuhauſer-, und an beyden Seiten der Ausdehnung rechts und links, das Sendlinger- und Schwabinger-Thor. Nebenthore ſind das Koſtthor und der Einlaß. Von einem Thore zum andern ſind Baumgänge angepflanzt.

Die Stadt iſt mit Mauern, Graben und Wällen umgeben, die für den erſten Anfall dienen können. Die zwiſchen ihnen liegenden Zwinger enthalten theils Luſt- und Fruchtgärten, theils Heuſchläge.

Das Innere der Stadt giebt einen heitern Anblick. Die Straßen ſind, im Ganzen genommen, geräumig, und einige ziemlich lang. Die Neuhauser-, die daran ſtoßende Kaufunger-Straße, und das Thal könnte man für eine einzige Straße rechnen, und als ſolche durchſchneidet ſie die Stadt der Länge nach, ſo wie die Sendling-, Roſen- Wein- und Schwabinger-Straße ſie, in der entgegen geſetzten Richtung, in zwey Hälften abſondert. Beyde ſtoßen, von vier Seiten her, auf den Getreidemarkt, oder den Platz zuſammen.

Die Straßen ſind ziemlich ſauber erhalten, und dieſe Reinlichkeit wird durch mehrere öffentliche Springbrunnen, die zugleich gut gezeichnet und ausgeführt ſind, und durch eine vortreffliche Waſſerkunſt bewirkt, die an der Iſar errichtet iſt und faſt alle Straßen und Häuſer der Stadt, ſo wie mehrere Gärten, mit einem Worte über fünfhundert Quellen mit Waſſer verſieht. Mehrere Kanäle treten noch aus der Iſar in die Stadt, reinigen ſie, erleichtern ihr die Zufuhr und treiben Mühlen, Stampfen und Hämmer von verſchiedener Art.

Die Wohnhäuſer in München ſind meiſt in einem guten Geſchmack und bequem erbaut, drey bis vier Stock hoch, von außen und innen gut unterhalten. Sie ſind häufig mit Gyps, und einige darunter mit Freskomalerey, verziert. Die Kirchen und Klöſter fallen ſtattlich in die Augen, und unter ihnen zeichnen ſich die Frauenkirche, die ehemalige Jeſuiten und die Theatiner-Kirche, erſtre im ältern deutſchen, letztre im neuern Italieniſchen, Geſchmack beſonders aus.

Die landesherrlichen Palläſte ſind, wo nicht von außen prächtig in die Augen fallend, doch von innen ſehr koſtbar und reich, und die öffentlichen Gebäude ſehr anſehnlich.

Der Grund zu der Frauenkirche wurde im Jahre 1468 von Herzog Siegmund dem Vierten gelegt. Der Baumeiſter war Georg zu Haſſelbach, der ſeinem Namen durch dieſen Bau ein ehrenvolles Denkmal geſtiftet hat. Es giebt geräumigere, höhere, kühnere Tempel in dieſem Geſchmack, aber wenige möchten es dieſem in Leichtigkeit, Heiterkeit und ſchönen Verhältniſſen gleich thun. Die vier und zwanzig ſchlanke Säulen, auf denen das dreyfache Schiff ruhet, ſcheinen, wenn die Sonne ſie anſtrahlt, elaſtiſch unter ihrer Bürde zu zittern. Die Thürme wünſcht man, wenn man ſie aus der Ferne erblickt, um ein Drittel höher; aber ich bekenne, daß ich dieſen Wunſch zurück nahm, als ich in ihrer Nähe ſtand, und ſie im Verhältniſſe zu dem Ganzen überblickte. Das Werk iſt von Mauerſteinen aufgeführt, und wurde vielleicht nur dadurch dieſes hohen Grades von Ungezwungenheit fähig. Sie erſcheinen aber auch, wie auf einander gegoſſen. Im Innern enthält dies Gebäude manches Kunſtwerk und manches Kunſtſtück. Zu den letztern rechne ich die Menge ſehr lebhaft gemalter Scheiben, die in den Fenſtern befindlich ſind, und die Uhr bey der Sakriſtey; zu den erſtern beſonders das Denkmal des Kaiſers Ludwig von Bayern in Bronze, nach Kandido's Zeichnung, und mehrere der Gemälde, meiſt alle von der Hand deutſcher oder niederländiſcher Meiſter, welche verſchiedene Altäre zieren. Der Schatz der Kirche, der ſehr beträchtlich iſt, zog mich nur in ſo fern an, als ich berechnen konnte, was für Strecken von den faulen Mooſen, die noch einen großen Theil von Bayern bedecken, urbar gemacht werden könnten, wenn man denſelben dazu verwendete, den verſchiedenen Gemeinen ihre Rechte ſie zu beweiden, abzukaufen, welche mehr als die den Bayern zu hart Schuld gegebene Faulheit, dazu beytragen, daß dieſe Mooſe verſauren und die Luft verderben. Die Widme dieſer Kirche ernährt übrigens ein Chorſtift, das vom inſulierten Probſt an, bis zum dürftig beſoldeten Weltprieſter herab, ſechzig bis ſiebzig Mitglieder ernährt, unter denen aber doch, ſeit funfzehn bis zwanzig Jahren, ſechs bis acht ſind und waren, die es verdienten. Die Namen Braun, Kolmann, Danzer, Scherer, Hut und andere, werden ſolchen Leſern nicht unbekannt ſeyn, die in der Geſchichte der Pädagogik und deren Litteratur keine Fremdlinge ſind.

Die ehemalige Jeſuitenkirche, oder die Hofkirche zu St. Michael, wurde über hundert Jahre ſpäter, als die Frauenkirche, von Wolfgang Müller, einem Steinmetzen, angelegt, nicht minder erhaben und edel, als dieſe, und in einem neuern und reinern Style, als ſie. Ihr Gewölbe, im Halbzirkel ausgeſpannt, tragen einfache, an den Kapitälern vergoldete, an den Fußgeſtellen marmorne, korinthiſche Pilaſter, die nichts verdunkeln, nichts verſtecken, und die, durch die ſchöne Einfalt aller übrigen Verzierungen unterſtützt, dem Auge von allen Seiten Heiterkeit, Leichtigkeit und Raum darbieten. Wer recht auffallend ſehen will, wie ein ungefähr gleich großes Lokal verwinkelt oder ausgedehnt werden kann, der halte die Wirkung feſt, welche die Dresdener Hofkapelle von innen und außen auf ihn gethan hat, und vergleiche ſie mit der, welche die Münchener auf ihn machen wird. Ich müßte mich ſehr irren, wenn er ſich nicht in der letztern freyer, heiterer, ich möchte ſagen, luſtiger und ausgedehnter fühlte, als in der erſtern, ungefähr ſo, (wenn ich bey Gelegenheit dieſer Bethäuſer an die Tempel in Rom denken darf) wie man ſich in Agrippas Pantheon fühlt, wenn man von der oben herein ſtürzenden Lichtmaſſe ſich und den entfernteſten Winkel des Innern gleichblendend umſtrömt ſieht, und wie man ſich unter der verſchloſſenen Kuppel von St. Peter, die doch nicht minder geräumig iſt, als jenes, zuſammen gezogen und beklemmt, überladen und ermattet, aber nicht geſtärkt und nicht mit in den Raum verfloſſen findet.

Dieſe Kirche iſt nicht ſo mit Gemälden überladen, als U. L. Frauen und die übrigen beträchtlichern in München; die wenigern, die da ſind gehören zu den guten Kunſtwerken; aber ihr Schatz iſt reicher, als der in der vererwähnten Kirche, und alles, was das katholiſche Bekenntniß für nöthig hält, um ſeine Anhänger zu blenden, zu ſtärken, zu überzeugen und in Ehrfurcht zu erhalten, als Kirchengeräthe, Meßgewänder, heilige Ueberbleibſel, Muſiken und dergleichen, iſt koſtbarer, ſeiner, zahlreicher und vollkommener hier, als dort, vorhanden.

Von dem zu dieſer Kirche gehörigen Kollegiengebäude ſpreche ich weiter unten.

Die Kirche der Theatiner iſt unter den drey genannten die jüngſte und hat einen Italiener, Auguſtin Carella aus Bologna, zum Baumeiſter. Sie wurde ſchon 1675 eingeweihet, obgleich nur dem Innern nach vollendet. Das Hauptportal wurde erſt im Jahre 1767 zu Stande gebracht, und mit ihm erhielt dies Gebäude ſeine ganze Wirkung von außen. Dieſe iſt in der That nicht gemein und ſie wird durch zwey Thürme und eine Kuppel vorzüglich erhoben. Das Innere wirkt vor Ueberladung an Gips-, Gold- und Malerzierrathen faſt gar nicht, und ſcheint mehr berechnet zu ſeyn, das Auge zu blenden und zu verwirren, als durch daſſelbe der Seele den Genuß eines überſehenen und aufgefaßten Kunſtwerks zuzuführen. Die meiſten Altarblätter ſind indeſſen gut und ſtammen von Tintoretto, Cignani, Joachim Sandrat und andern guten Meiſtern; aber die Bildhauerarbeit erhebt ſich, die Kanzel und etwa einen Chriſt auf dem Altar des heiligen Grabes von einem Engel gehalten, ausgenommen, nicht über das Mittelmäßige.

Unter den übrigen Kirchen in München, die theils Pfarrkirchen, (wie zu St. Peter und zum Heil. Geiſt) theils Kloſterkirchen, (wie die der Auguſtiner, der Franciskaner, der Kapuciner, der Karmeliter, der Hieronomitaner, der barmherzigen Brüder, der Paulaner und mehrerer Nonnenarten) theils Hofkapellen (wie die in der kurfürſtlichen Reſidenz im Erdgeſchoß, und die St. Lorenzkirche) theils Hauskapellen (wie die zu St. Sebaſtian im gräflich. Wartenbergiſchen Hauſe *) theils Spitalbethäuſer (wie das im Herzogsſpital, mit dem berüchtigten Marianiſchen Wunderbilde des verſtorbenen Kurfürſten, und das im Joſephsſpital) ſind, finden ſich noch einige, die irgend einer Merkwürdigkeit wegen geſehen zu werden verdienen; und es iſt gewiß, daß in dieſen Kirchen, wie in den weitläuftiger beſchriebenen, eine ſo große Menge an Kunſtwerken, beſonders in der Malerey, aufbewahrt werden, als man in Italien ſelbſt, in mancher größern Stadt, nicht findet. Beſonders beſitzt München einen ſchätzenswerthen Vorrath an Werken deutſcher und niederländiſcher Meiſter in ſeinen Kirchen ſowohl, als in ſeinen öffentlichen und Privatſammlungen.

Landesfürſtliche Palläſte ſind: der alte Hof, und die alte und die neue, oder die

---

*) Außer dieſer giebt es noch ſieben und zwanzig andere kleinere Hauskapellen in München.

Wilhelminiſche und die kurfürſtliche Reſidenz.

Der alte Hof, ein enges, finſteres, unbehülflich es Gebäude, in der Burggaſſe, von Kaiſer Ludwig, dem Bayer, im 14ten Jahrhundert erbauet, hat nichts Sehenswerthes, und iſt jetzt der Sitz des Hofkammer-Kollegiums.

Die Wilhelminiſche Reſidenz, wurde von Wilhelm dem Fünften, der Fromme genannt, erbauet, der auch der Urheber des Jeſuiten-Kollegiums war, und wohl auch wegen der Stiftung des letztern jenen Beynamen erhielt. Seit Entſtehung der neuen Reſidenz iſt ſie vernachläſſigt worden, und weder ihr Aeußeres noch Inneres iſt beſonders ſehenswerth. Die letzte Zeit ward ſie von der verwittweten Herzogin, Maria Anna Charlotte, bewohnt. Ihr Gemahl, Herzog Klemens, hat einen artigen Garten nicht weit von derſelben angelegt, welcher der Herzoggarten heißt, und der mit allerley kleinen, zum

Theil artigen, Gebäuden verziert iſt. Sie hängt übrigens mit der kurfürſtlichen Reſidenz durch den ſogenannten Hofgang zuſammen, der einen Theil des bedeckten Ganges ausmacht, der rund um die innere Stadtmauer läuft.

Die kurfürſtliche Reſidenz iſt ein ungewöhnlich weitläuftiges, aber unregelmäßiges Gebäude, deſſen Umfang man hinter ſeinem Haupteingange nicht ſucht *). Dieſer iſt unverhältnißmäßig klein und gleichſam verſteckt, und einige Reiſebeſchreiber haben die Bemerkung gemacht, daß ſie mehr dem Eingang eines Kloſters, als eines fürſtlichen Pallaſtes, gleiche, zu welchem Urtheile wohl zunächſt die bronzene Säule der heiligen Jungfrau, die ſich im Portal befindet, die Urſache gegeben haben mag. Die in und an letzterm befindlichen

---

*) Unregelmäßig iſt es wohl mit aus dem Grunde, daß Maximilian der Erſte, der es anlegte, für einen großen Baukünſtler gelten wollte. Milizia, Memorie degli Architetti. Tom. 1. pag. 31.

Figuren zeigen aber deutlicher, weſſen Wohnung man betritt. Es ſind die verperſönlichten Tugenden eines tüchtigen Regenten: die Gerechtigkeit, die Stärke, die Mäßigung und die Weisheit. Zwey Greifen und zwey Löwen, mit vorgebreiteten Schildern, decken den Eingang, man weiß nicht recht, gegen wen: ob gegen bedrückte Unterthanen, oder gegen bedrückende Hofleute, die zugleich die dargeſtellten Tugenden zu untergraben pflegen.

Innerhalb des Pallaſtes findet man drey große Höfe, den Kaiſerhof, den Küchenhof und den Brunnenhof, und mehrere kleinere, die theils von den Schloßflügeln, theils von den Seitengebäuden, eingeſchloſſen ſind. Der größeſte darunter iſt der Küchenhof; auf dieſen folgt der Kaiſerhof, der von den Trümmern eines, im Jahre 1750 abgebrannten Schloßflügels, begränzt wird; und auf dieſen der Brunnenhof, der mit einem marmornen Springbrunnen, an und um welchen bronzene Figuren aus allen Elementen wimmeln, unter welchen ein von Haupt bis zu Fuß gewappneter Held hervorragt, verziert iſt. So abentheuerlich dieſe Zuſammenſetzung auch in die Augen fällt, ſo iſt doch die Ausführung der einzelnen Beſtandtheile nicht mittelmäßig, und man vermuthet, daß ſie nach Zeichnungen von dem Niederländer, Peter de Witt (Kandido genannt, weil ſich die Künſtler damaliger Zeit gern verwälſchten, wenn ſie nach Italien kamen,) von eben dem Meiſter, der das oben erwähnte Grabmal Ludwigs des Bayern gegoſſen hat, verfertigt worden.

Nach dem Raume, den dieſer Pallaſt einſchließt; nach der Prachtliebe, durch die ſich mehrere der ältern und neuern bayeriſchen Landesfürſten auszeichneten; nach dem Stolze, den ſie auf ihr Haus, das eine Weile ein kaiſerliches Haus war, ſetzten und noch ſetzen; nach den Thaten, die einige dieſer Fürſten als Kriegsmänner vollführten; nach den Empfindungen von Andacht und Gehorſam, die ſie gegen den katholiſchen Glauben und gegen die ſogenannte Kirche, oder vielmehr gegen die Prieſter, zeigten; nach den Reiſen, die zwey oder drey von ihnen thaten; nach dieſen Umſtänden kann man ſchließen, was, wieviel, wie prächtig und in welchem Geſchmacke der Vorrath merkwürdiger, oder merkwürdig geglaubter, ſeltener oder nicht ſeltener, heiliger oder vermeynt heiliger Dinge ſey, die in den ungeheuern und zahlreichen Zimmern, Sälen, Gewölben, Kapellen, und auf Gängen und auf Treppen, aufbewahret werden.

Demnach giebt es in dieſem Pallaſte einen Kaiſerhof, einen Kaiſerſaal, Kaiſerzimmer.

Der Kaiſerſaal entſpricht ſeinem Namen, und was ihm an Geſchmack abgehen mag, erſetzt er durch Größe und durch einen merkwürdigen Aufwand von Marmor und Vergoldung u. Er iſt 118 Münchener Schuh lang und 52 dergleichen breit. Zehn Fenſter erhellen dieſen Saal. Ueber denſelben bemden ſich Gemälde aus der weltlichen und geiſtlichen Geſchichte von Vincentino, die wenigſtens an die Manier größerer Meiſter erinnern. Die Gegenſtände derſelben ſind ſämmtlich heroiſch, wie man es nennt, und ſollen Bewunderung und große Empfindungen erregen. Dies bezwecken die Künſtler gewöhnlich durch eine Judith, die einem armen, von Wohlluſt, Wein und Schlaf trunkenen Mann den Hals abſchneidet; durch einen kleinen David, der dem großen Goliath mit einem gewaltigen Schwert den Kopf abhauet, wenn er todt iſt; durch eine Pentheſilea, die ſich der große Achill nicht ſchämt, umzubringen; durch eine Tomiris, die das Haupt des Cyrus in ein Gefäß voll Blut taucht und einen witzigen Einfall dabey ſagt; durch eine Lukretia, welche die Brutalität eines Andern an ſich ſelbſt mit dem Tode beſtrafe u. ſ. w.; wenigſtens haben ſie dieſen Kaiſerſaal mit dieſen und andern ähnlichen Gegenſtänden recht charakteriſtiſch zu zieren geglaubt. Die Decke ſetzt dieſem großen Charakter die Krone auf: es ſind an derſelben die Weisheit, der Ruhm, die Gerechtigkeit und die vier Monarchien, nach einem rieſenhaften Maßſtabe, ausgemalt.

Nicht bloß gemalt-kaiſerlich, ſondern in der That voll Größe und Würde iſt die Treppe von rothem Marmor, die von dieſem Saal herab führt.

Die Kaiſerzimmer fallen nur zur Hälfte in den vermeinten heroiſchen Charakter, und wenn man in dem einen noch eine Evadne ſieht, die ſich zur Beleidigung aller noch übrigen lebendigen Männer, auf dem Scheiterhaufen ihres todten Gemahls verbrennt, eine Artemiſia, die es dabey bewenden läßt, die Aſche ihres Gemahls zu trinken; und in dem andern die Frau des Pätus, die ihm die Wunde zeigt, die ſie ſich gegeben hat, um ihn zum Sterben zu ermuntern: ſo ſieht man dagegen auch in einem dritten, was das Herz, wirklich erwärmt: einen Trajan, der, vor ſeinem ganzen Heere, vom Pferde ſpringt, um einer hülfsbedürftigen Frau eine Bittſchrift abzunehmen, ſie mit ihren Klagen anzuhören und getröſtet zu entlaſſen. — Sind Gegenſtände dieſer Art in der Geſchichte ſo ſelten? Oder ſind ſie eines kaiſerlichen Charakters unwerth, weil ſie nur moraliſch heroiſch ſind?

Das zarte Geſchlecht wird des Heroismus immer bald überdrüßig, oder ſucht ihn wenigſtens durch den Zuſatz von zwey kleinen Schwachheiten, der Liebe und der Andacht, menſchlicher zu machen. Die Dame, die dieſe Zimmer anlegte *), erheiterte auch wiederum das Auge und die Empfindungen des Kunſtliebhabers durch Gegenſtände, die dem menſchlichen Geſchlechte natürlicher und gedeihlicher ſind: durch einen Herkules bey der ſchönen Omphale

---

*) Die Kurfürſtinn Adelheit, Gemahlinn Ferdinands und Tochter Viktor Amadeus des Erſten von Savoyen, die Geiſt und Geſchmack von ihrem väterlichen Hofe mit nach Bayern brachte.

am Spinnrocken; durch einen Wettlauf zwiſchen Atalanten und Hippomanes; durch ein Feſt der Flora, der Ceres, des Bacchus, und durch mehrere ſitzende weibliche Figuren von Roſalba in Paſtellfarben.

Der Andacht ſind bey den Verzierungen an einer dieſer Zimmer Opfer gebracht. Man ſieht in dem ſogenannten Roſenkabinet die lebensgroße heilige Sünderinnen gemahlt [illegible], die ſich von der Welt zurückgezogen, [illegible] in eben dem Maße, als ſich die Welt von ihnen zurückzog, und den Reſt ihrer Tage in der Einſamkeit verlebt haben; man ſieht in dem Schlafzimmer eine heilige Familie nach Raphael und viele andere von andern Meiſtern, und außer mehrern Stücken dieſer Art auch eine weinende Magdalena, welche die Reue noch nicht in dem Grade ergriffen hat, daß man nicht die fleiſchliche Natur des Rubens, oder eines ſeiner Schüler an ihr erkennen ſollte.

Dem kriegeriſchen Charakter des Landes und ſeiner Fürſten ſind in mehreren Zimmern und Sälen dieſes Pallaſtes Denkmäler geſetzt worden. Ein ganzer Saal, der Saal des Herkules, iſt mit Thaten des Krieges, worunter nur eine einzige der Größe würdig iſt, ausgemalt und die Hauptperſonen ſind bayeriſche Fürſten. Die Figuren der Tugend, der Weisheit, der Gerechtigkeit und Mäßigung, die in dieſem Pallaſte ungemein häufig verkommen, gehören auch in die Kathegorie der bayeriſchen Regentengröße und Vollkommenheit, die ſie verewigen ſollen. Der Triumphwagen, die auch hieher gehören, ſind ebenfalls faſt zu viel.

Beweiſe von der Andacht der bayeriſchen Fürſten und Fürſtinnen ſind unzählige, zum Theil unſchätzbare, vorhanden. Es iſt unglaublich, was die ſogenannte ſchöne Kapelle für künſtliche, prächtige und theure Seltenheiten in dieſem Fache aufzuweiſen hat. Außer Rom, Neapel und Mailand giebt es wohl keine Heiligen-Ueberbleibſel mehr, die wie die in dieſer Kapelle mit ſo viel Diamanten, Perlen, Gold und Silber, eingefaßt wären. Eben ſo prächtig und reichlich iſt der Vorrath an kleinen und größern Altären, Gemälden der heiligen Mutter, Kreuzbildern, Vorſtellungen der Geburt, des Lebens, Leidens und Todes Chriſti, Gefäßen für heilige Gebräuche und andern hieher gehörigen Dingen. Gegenſtände dieſer Art ſtehen und hängen auch ſonſt noch in faſt allen Zimmern und Sälen des Pallaſtes, bald als Kunſtwerke des Gießers, Drechslers und Schnitzlers, bald als Hervorbringungen des Pinſels oder des Meiſſels, reichlich umher, und es iſt kein Zweifel, daß dieſer Zweig der Pracht die meiſten Ausgaben veranlaßt habe.

Reiſen nach und Verbindungen mit Italien, Geſchmack, die Mode, Kunſt und andere Merkwürdigkeiten aufzukaufen und zu ſammeln, haben einen andern großen Vorrath von Seltenheiten aller Art in dieſem Pallaſte angehäuft. Dahin gehören Gemälde von großen, aber auch von mittelmäßigen Italiäniſchen Meiſtern, Büſten, Statuen, Antiken, geſchnittene Steine, Münzen, gute und ſchlechte, Originale und Kopieen, echte und unechte, alles durch einander, wie es immer zu ſeyn pflegt, wenn nicht ein feſter Plan und ein gebildeter Geſchmack, ſondern bloß Laune, oberflächlich erhaltener Eindruck, Sammelſucht und Eitelkeit wählen.

Der jetztregierende Kurfürſt, ein bekannter Beförderer, Beſchützer und Kenner der Künſte, hat auf ſeiner letzten Reiſe nach Italien mehrere Kunſtwerke geſammlet, deren Wahl tadellos iſt, unter andern eine Nachbildung im Kleinen von der ſchönen Trajaniſchen Säule in Rom, fünf Fuß hoch, von ſacaliſchem Marmor, mit Lapis Lazuli reich verziert und mit den Figuren des Originals verſehen, die ſämtlich gewiſſenhaft und mit Geiſt in vergoldetem Silber angegeben ſind. Der Künſtler iſt Louis Valadier zu Rom. Hundert Stücke, die man hier ſieht, ſowohl in der Gemäldegallerie, als in der Antikenſammlung, im Schatze wie in der Kapelle, ſind nicht ſo geſchmackvoll gewählt.

Ich übergehe was ſich endlich noch an Gefäßen von Japaniſchem Porcellain, die in ihrer Art köſtlich ſind; an Arbeiten des Marmorhauers, des Vergolders, des Kunſttiſchlers, des Lackierers; an ungeheuren Stickereien, an prächtigen Fuß- und Wandteppichen, an Gyps- und Bronzen Putz; an Uhren, Spiegeln, Kronleuchtern, Künſteleyen aus Stein, aus Elfenbein u. ſ. w. von allen Seiten dem Auge aufdringt. Uebrigens ſtehe ich nicht an, von dem, was in dieſem Pallaſte aufgehäuft iſt, zu ſagen, daß es theilweiſe Größe, Glanz, Reichthum und Geſchmack verrathe und Genuß gewähre, im Ganzen aber ein Chaos bilde, das die ungleichartigſten Eindrücke macht, die ſich unter einander zerſtören, ſich gegen einander aufheben und die Seele in einen Zuſtand von Mißbehagen, aus

Planloſigkeit, Ungleichheit und Ueberfüllung entſtanden, verſetzen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht viele Reiſende vor mir dieſe Sammlung von Herrlichkeiten mit gleichem Gefühle verlaſſen hätten, deſſen Anwandlungen ihnen indeſſen, wenn ſie das grüne Gewölbe in Dresden und den kaiſerlichen Schatz in Wien geſehen haben, nicht mehr fremd ſeyn werden. Zum Erſatz dafür wünſche ich ihnen den reinen Genuß des Pio-Clementinums in Rom und der Gallerie zu Florenz.

Unter den öffentlichen Gebäuden in München, die entweder dem Hofe, oder den Ständen, oder der Stadt gehören, ſind mehrere, die theils groß, theils anſehnlich in die Augen fallen. Dahin gehört das Gebäude der Akademie, das der Kurfürſt Maximilian der Dritte erbauen aber nicht vollenden ließ. Es hat, außer einem Erdgeſchoß, zwey anſehnlichere höhere, ein prächtiges Portal von Marmor und in ſeinem Innern zwey kleinere und einen größern Hof, und fällt vortheilhaft in die Augen. Der Sitz der Akademie der Wiſſenſchaften iſt hier aber ſeit 1784 nicht mehr, auch nicht mehr die Niederlage [illegible] Vorraths. Die Hofbibliothek und das Kabinet für die Aſtronomie, für die Phyſik, die Naturgeſchichte, die Antiken und Münzen, ſo wie die Zeichnungsſchule, die vorher hier waren, ſind von hier nach dem Jeſuiten Kollegium verlegt worden.

Dieß **Jeſuiten-Kollegium** übertrifft das ehemalige Akademiegebäude noch an Umfang, aber es fällt von außen weniger prächtig in die Augen. Im Innern iſt auf den Treppen und in den Gallerien der Marmor verſchwendet, und Verzierungen aller Art, mehr oder minder reich und prächtig, findet man in den verſchiedenen Sälen, je nachdem ihre Beſtimmung es verlangte. Dieß ungeheure Gebäude ſchließt zahlreiche Inſtitute und Sammlungen, theils für den öffentlichen Unterricht, theils für die Andacht, theils für die

Wiſſenſchaften überhaupt ein. Im vorigen Abſatze habe ich einige davon genannt; hier erwähne ich noch der marianiſchen Landesakademie und des Gymnaſiums. Ferner haben noch vier Landeskollegien Raum und Sitz darin.

Das **Zeughaus** fällt nicht minder anſehnlich in die Augen. Es ſind eigentlich vier Gebäude, die mit Kriegsgerätſchaften aller Art ziemlich angefüllt ſind; doch könnte man die in demſelben vorhandene Sammlung eher ein Kabinet kriegeriſcher Alterthümer, als eine Niederlage furchtbarer, jede Stunde zu benutzender Waffen nennen, wenigſtens iſt zwiſchen dem Vorrath der letztern und der erſtern ein auffallendes Mißverhältniß.

Die **Reitſchule**, ehemals zu Turnierſpielen beſtimmt, iſt auch eines von den Gebäuden in München, die keine andre deutſche Reſidenz in dieſer Art aufzuweiſen hat. Es iſt nach **Weſtenrieder** *) achtzig Münchener

---

*) Beſchreibung von München u. daſelbſt 1783. S. 31.

Schuh hoch, achtzig breit, und über dreyhundert und ſechzig lang. Ehedem war es ausgemalt und hatte drey Gänge über einander, die für die Zuſchauer beſtimmt waren, deren es gegen zehntauſend faſſen konnte. Dieſe Gallerieen und alle übrige Einrichtungen, die zu jenen Turnierſpielen erforderlich waren, ſind jetzt abgenommen, da die Spiele ſelbſt ſeit Menſchengedenken nicht mehr gegeben worden ſind. Das Gebäude wird jetzt nur noch als Reitſchule für junge Adeliche, auch bey außerordentlichen Freudenfeſten als ein öffentlicher Ballſaal gebraucht.

Das neue Opernhaus, hart an der kurfürſtlichen Reſidenz, iſt, ohne gerade durch ungewöhnliche Größe aufzufallen, dennoch ein anſehnliches Gebäude, das, beſonders im Innern, ſich durch den Putz und Reichthum ſeiner vier Logengänge, durch gute Bühnenverzierungen und mannigfache Veränderungen auszeichnet. Das alte, auf welchem gewöhnlich geſpielt wird, iſt kleiner, in allen Stücken geringer, und ſteht hinter dem Kloſtergebäude der Theatiner.

Das ſogenannte Exercitien-Haus (wobey dem Leſer kein Exercierhaus einfallen darf) iſt ebenfalls ein Gebäude von Umfang, deſſen Stiftung man für älter halten ſollte, als ſie iſt. Die Kaiſerin Amalia, Karls des Siebenten Gemalin, eine gottesfürchtige Fürſtin, legte es an und beſuchte und bewohnte es, um ihre frommen Uebungen darin abzuwarten. Ehedem war es nur Standesperſonen, Geiſtlichen und Studenten, die bußfertige Bewegungen fühlten, erlaubt, dieſelben durch Gebet und Züchtigung des Leibes darin zu befriedigen; gegenwärtig aber werden Reumüthige aus allen Ständen darin aufgenommen, und auf drey Tage, während welcher ſie keine Gemeinſchaft mit der Welt haben, mit Wohnung und Tiſch umſonſt verſehen. Man nennt ſolche Patienten Meditanten, und dieſen kranken Seelenzuſtand ſelbſt Meditiren, ziemlich unangemeſſen, wie mir bäudes. Doch hat man mir verſichert, daß die Zahl derjenigen, die hieher kommen, um ſich mit Denken zu beſchäftigen, alle Jahr geringer werde: eine glückliche Ausſicht für das gemeine Weſen, das nun hoffen darf, ein Kapital, das 70,000 Gulden jährliche Zinſen trägt, und dieſer wunderlichen Anſtalt zur Grundlage dient, für ſich bald zweckmäßiger verwandt zu ſehen.

Das Gebäude des kurfürſtlichen Seminariums, die Münze, die Kaſernen, das Landhaus und das Rathhaus, ſind ſämtlich Anlagen, die das Aeußere von München vortheilhaft hervorheben. Unter den Palläſten der Großen endlich ſind mehrere, die ſich durch Geſchmack in der Bauart, Umfang, innere Verzierung, und mancherley Kunſt- und Naturſammlungen, wie z. B. der Tattenbachiſche, der Preyſingiſche und Törringiſche, vortheilhaft auszeichnen.

Wenn die Regenten von Bayern, ſeit Wilhelm dem Fünften bis auf den jetzt

leben

lebenden, Karl Theodor, für die Verſchönerung ihrer Hauptſtadt, für den Anbau ihrer Palläſte und Luſtſchlöſſer, und die Verherrlichung ihres Innern; für die Stiftung und Errichtung von Kirchen, Klöſtern, Kapellen und deren andächtigen Apparat verhältnißmäßig faſt zu viel gethan haben: ſo muß man ihnen auch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie in Gründung ſolcher Anſtalten, welche die Bildung des Geiſtes und Geſchmacks ihrer Unterthanen, die Erziehung, die Verſorgung der Wittwen und Waiſen und die Unterhaltung der Armen bezielen, nicht karg geweſen ſind. Nicht leicht hat eine größere Reſidenz in Deutſchland ſolch eine Anzahl Stiftungen dieſer Art aufzuweiſen, als München, und es wäre, däucht mir, hart und unbillig, beſonders bey den letztern, an Eitelkeit, Andächteley, böſes Gewiſſen, das man zu beruhigen ſuchte, Werkheiligkeit und an Drohungen oder Betteleyen der Prieſter, durch die ſie veranlaßt wurden, zu denken und durch Auſſuchung ſolcher Entſtehungsurſachen das wirklich Gute und Nützliche, das dieſe Stadt in dieſer Art enthält, einſeitiger Weiſe herabſetzen zu wollen.

Die kurfürſtliche Gemäldegalerie iſt eine der zahlreichſten und ſchönſten in Deutſchland, und ſie behauptet mit Ehren ihren Rang zwiſchen der Dresdener und Düſſeldörfer, die ſie in manchen Fächern übertrift, in manchen erreicht. Schon vor mehr als zweyhundert Jahren machten Albert V. und Wilhelm V. den erſten Ankauf zu dieſer Sammlung. Maximilian der Erſte und Ferdinand Maria mit ſeiner Gemalin, Adelheit, ſetzten ſie fort. Maximilian der Zweyte vermehrte ſie, beſonders mit Stücken franzöſiſcher und niederländiſcher Meiſter, und bauete, um ihr einen angemeſſenen Standort zu geben, das Luſtſchloß Schleisheim, deſſen Inneres Karl der Siebente verſchönerte. Der verſtorbene Kurfürſt gab jungen Künſtlern die Erlaubniß, darin zu ſtudieren, und der jetztregierende ſchaffte dieſen

Vorrath, der 1050 Stück ſtark geworden war, vor kurzem nach der Reſidenz, wo er ihm und noch vielen andern ſchon in München vorhandenen Stücken eine eigene Galerie erbauet hat. Dieſe umſchließt in einer Länge von 800 Fuß die eine Seite des Hofgartens, verſchönert dieſen zu ebener Erde durch einen bedeckten Gang, der auf Säulen ruhet und die Thaten des Herkules in 8 Figuren dargeſtellt, einſchließt, und enthält im erſten Geſchoſſe die ganze erwähnte Gemäldeſammlung, die Fremden und Einheimiſchen zur Anſicht und Künſtlern zur Uebung und Bildung offen ſtehet.

Der Vorrath von Kunſtwerken, der ſich in dieſer Galerie, in der Reſidenz, in den Kirchen und in Privatſammlungen findet, ſo wie die mannigfache Beſchäftigung, die hier den Künſten bey Erbauung und Verzierung der Kirchen, Palläſte und öffentlichen Gebäude von jeher geboten wurde, hat eine Menge von einheimiſchen Künſtlern aller Art hier hervorgebracht und eben ſo viel, die aus der

Fremde ſich hieher gezogen hatten, theils gebildet, theils ausgebildet. Ein Verzeichniß derſelben liegt nicht in meinem Plane und ich verweiſe dieſerhalb auf andre Quellen *). Auf jedem Fall iſt weder Wien, noch Berlin, noch Dresden ſo fruchtbar an guten Künſtlern gewesen. Die freye Zeichenſchule, die hier zur Bildung junger Künſtler errichtet iſt, hat ungefähr dieſelbe Einrichtung, wie die zu Dresden.

An Schulen hat München keinen Mangel und ſie haben die letztern Jahre her, manche vortheilhafte neue Einrichtung bekommen; indeſſen ſind ſie, nur mit ihrem vorigen Zuſtande verglichen, ſo gut als ſie, bey dem hier herrſchenden Bekenntniſſe und der geringen

---

*) L. Weſtenrieders Beſchreibung von München, S. 232 fg. vergl. mit Nicolai's Reiſe, Bd. 6, S. [illegible] fg. Ueber die Gemälde beſonders [illegible] man: Abrégé de tout ce qu'il y a de remarquable à voir à Munic etc. par l'Abbé [illegible]ler, 1789.

Aufklärung in demſelben, bey den Kenntniſſen und Grundſätzen der meiſten dabey angeſtellten Lehrer, bey der Entfernung, in der ſie von dem Auge und von den politiſchen Berechnungen der Regierung gehalten werden, ſeyn können. Einzelne wackre Männer, deren ich oben einige genannt habe, verſuchten die Lehrart und die Gegenſtände des Unterrichts zu verbeſſern und vortheilhafter zu wählen, aber ſie ſtießen dadurch gegen das Syſtem der Nachfolger der Jeſuiten an, zogen ſich die bitterſten Schmähungen, Verketzerungen und wirkliche Verfolgungen zu, und waren gezwungen, alles, wo nicht ganz beym Alten, doch bey der ſogenannten Verbeſſerung zu laſſen, welche die erwähnten Stellvertreter der der Jeſuiten beliebten. Es iſt in München ein Gymnaſium mit 10 Schulen oder Klaſſen vorhanden, das ſich in nichts von den gewöhnlichen katholiſchen Gymnaſien unterſcheidet, und worin Grammatik, Poeſie, Rhetorik, Philoſophie und Theologie, nach alter im katholiſchen Deutſchlande gewöhnlicher Sitte, zum Theil von Weltprieſtern, meiſt aber von Mönchen, freylich unentgeldlich, gelehrt wird. Der Normal-Trivialſchulen finden ſich gegen funfzehn hier, und es werden in denſelben Religion, Moral, Schreibekunſt, Elemente der Geſchichte (faſt ausſchließend aber der geiſtlichen) und Rechenkunſt getrieben *).

„Uebrigens,“ ſagt Hr. Weſtenrieder: „iſt in München keine Univerſal- oder eigentliche National-Erziehung, wo (durch die) man die ſämtliche, die vornehme und die nicht geadelte Jugend nach beſtimmten Grundſätzen bildet und den Klaſſen derſelben nach den verſchiedenen Graden (?) ihrer künftigen Aemter und Geſchäfte eine zweckmäßige Erziehung ertheilte, vorhanden.“ — Aber wo iſt eine ſolche vorhanden? Und wo kann eine vorhanden ſeyn, wo der Landesherr nicht eine Liebhaberey aus dem Schulweſen macht.

---

*) Nicolai's Reiſe, Bd. 6. S. 620. fg.

und ſie ſo auf einem feſten Fuß unterhält, wie etwa das Soldatenweſen oder die Jagd? Der *) Herzog von Würtemberg giebt zwar ein Beyſpiel von ſolch einer ſeltenen Liebhaberey, aber die Einſeitigkeit ſeiner Einrichtungen verhindert den Nutzen, den ſein Land von dieſem ſeinem neueſten Hange ziehen könnte.

In München findet ſich noch eine ſogenannte **Landesakademie**, die von der Herzogin **Maria**, Wittwe des Herzogs Clemens, iſt geſtiftet worden. Man nimmt bloß junge Adeliche, theils umſonſt, theils für ein jährliches Koſtgeld, darin auf, und ſie werden von weltlichen Lehrern in der *einen* Klaſſe, in der Schreibekunſt, Mathematik, Erdbeſchreibung, in Sprachen, und in der *andern* in der Geſchichte, Philoſophie, Naturlehre, Kameralwiſſenſchaft, und außerdem in der Tanz- Zeichen- Fecht- und Reitkunſt unterrichtet. Uebrigens giebt es wenig Kadettenhäuſer, in welchen die jungen Leute ſo gut geſpeiſt, aber auch zum Beten ſo eifrig angehalten werden.

---

*) jetzt verſtorbene.

Eine ähnliche Anſtalt, die Militär-Akademie, iſt erſt vor drey oder vier Jahren, nach einem weitläuftigern Plane, für zweyhundert junge Leute von allen Ständen, die angemeſſenen Unterricht genießen ſollen, von dem jetztregierenden Kurfürſten errichtet worden.

Die Anzahl der Wittwen-, Waiſen-, Armen-, Kranken- und Arbeits Anſtalten iſt in München ungewöhnlich groß. Es ſind allein ſechs Waiſenhäuſer für beyde Geſchlechter; zehn Hoſpitäler für Kranke aller Art; vier milde Stiftungen und wohlthätige Geſellſchaften und ſonſt noch mancherley Spenden an Geld, Kleidungsſtücken, oder Lebensmitteln vorhanden. Mit einigen dieſer Anlagen ſind noch öffentliche Entbindungszimmer für arme Weibsperſonen, Annahme von Fündlingen und Ausſtattung armer Mädchen verbunden. Das neuerlich von dem gegenwärtigen Kurfürſten geſtiftete Militär-Armenhaus iſt ſehr weitläuftig und in Abſicht der Ordnung, Reinlichkeit und Thätigkeit ein Muſter für Häuſer dieſer Art *). Durch alle dieſe Anſtalten iſt die Zahl der Bettler, über welche die neueſten Reiſebeſchreiber klagen, in München ſehr vermindert worden, und ich habe mich während meines Aufenthalts wenig von ihnen beläſtigt gefunden.

Das Aeußere der verſchiedenen Einwohnerklaſſen, die man auf den Straßen von München ſiehet, iſt, im Ganzen genommen, anſtändig und reinlich, und zeigt in der That nicht von Armuth und Mangel. Die arbeitende Klaſſe iſt nicht ſo ſchlecht, nicht zum Theil in Lumpen gekleidet, wie die zu Berlin und Dresden, ſondern mehr wie die zu Leipzig und Hamburg, iſt dabey friſch von Farbe und überhaupt wohlgenährt. Die dienende

---

*) Umſtändliche Nachrichten davon finden die Leſer in C. M. Plümikens Briefen auf einer Reiſe durch Deutſchland im Jahre 1791 (geſchrieben) Theil 2, Seite 144. fg.

Klaſſe vom weiblichen Geſchlechte giebt in der Sauberkeit und Nettigkeit des Anzugs der in Leipzig und Dresden nichts nach, und übertrift in dieſen Stücken die zu Breslau und Berlin weit. Dieſelbe Klaſſe vom männlichen Geſchlecht, wohin ich die Domeſtiken, die Aufwärter in den Kaffeehäuſern, Weinhäuſern, Gaſthöfen, die Lohnbedienten u. a. dg. rechne, ſieht man ſogar modiſch, übrigens reinlich und zum Theil fein gekleidet, einher gehen, ungefähr wie die zu Frankfurt am Mayn und in Straßburg. Die Bürgerinnen, Mädchen wie Frauen, haben noch viel von der alten bürgerlichen Tracht und gefallen ſich und andern immer noch mit ihren goldſtoffenen Hauben, ſchweren goldenen Ketten, ſteifen Miedern, vielfach über einander gezogenen Röcken u. ſ. w. Die zu dieſer Klaſſe gehörigen Männer kleiden ſich wie die von ihrer Art zu Dresden, in Tuchröcke nach altem Schnitte, vollſtändig, mit breiter Taille ohne Kragen, mit langen und breiten Aufſchlägen; doch ſind die

Farben ihrer Kleidungsſtücke heller und ſchreyender, als ſie der gemeine Bürger und Handwerker in andern deutſchen Städten, z. B. in Nürnberg, Leipzig und beſonders in Berlin zu tragen pflegt. Indeſſen fangen die jüngern aus dieſer Klaſſe ſchon an, Fracks und ſeidene Strümpfe zu tragen. Ganz gewöhnlich ſind letztre ſchon bey den feinern Handwerkern und Künſtlern geworden, die, auch in München, nur noch an der etwas gröberen Beſchaffenheit der Tücher und Zeuge, die ſie tragen, von den Kaufleuten zu unterſcheiden ſind. Die Haarkünſtler und Weiberverſchönerer, ſeyen es Schneider oder Schuſter, ſind hier zum Theil nicht mehr von den Kammerjunkern zu unterſcheiden, wenn dieſe ihre Uniform ausgezogen haben. Ihre Weiber tragen ſich franzöſiſch, wie man es hier nennt, und zeigen ſich in netten Negligees von weißen baumwollenen Zeugen, und in artigen Hauben, noch um vieles geſchmackvoller, als dieſelbe Gattung in Leipzig und Dresden. Ganz wie in der letztern Stadt kleiden ſich die ältern Hofbedienten, Hofbeamten, Sekretarien und andere niedrige Mitglieder der Landeskollegien, die ſich durch eine ſorgfältige, ſteife Friſur, durch einen abgenutzten kurzen Degen, durch verblaßte Kleider, kleine Schuhſchnallen und einen zerriſſenen Plathuth unterſcheiden. Ihre Ehehälften erſcheinen noch in ſogenannten „Karkaſſen," von „Schmelz" durchglänz, in „Roberonden" und „Andrienen" von großgeblümten „Moire," mit „Falbala" und breiten Beſätzen verziert, und mit ſchwarzen Sammtbändern um den dürren, gelben Hals. Die jüngern Glieder dieſer Gattung beyderley Geſchlechts fallen aber mehr in den franzöſiſchen Geſchmack, wie er vor der Staatsveränderung war, als in den neueſten engliſchen. Die Tracht der höheren Stände beyderley Geſchlechts iſt in München wie überall.

Man kann die Zahl der Einwohner zwiſchen 40 und 45,000 annehmen. Bey weitem der größeſte Theil davon nährt ſich von den nöthigen und unnöthigen Ausgaben des Hofes, des hier wohnenden Adels, und der Beamten in den verſchiedenen Landeskollegien, durch Künſte, Handwerke und Beſchäftigungen aller Art, deren Hervorbringungen faſt alle innerhalb der Mauern von München bleiben. Für auswärtigen Vertrieb wird wenig gethan, und wenn man Spielkarten, Papier, Pinſel, baumwollene Strümpfe und Zeuge, gemeine Wollenwaaren, Maler- und Bildhauerarbeiten, Taback, Leder und allerley Waaren von inländiſcher Baumwolle, d. i. von der Wolle der Pappeln, der Weiden und anderer wolletragenden Pflanzen verfertigt *),

---

*) Von den Verſuchen und Erfindungen des thätigen Profeſſors Herzer, die Verarbeitung dieſer einheimiſchen Baumwolle betreffend, findet man vollſtändige und anziehende Nachrichten in Hrn. Plümickens obengenanntem Buche, Theil 2, S. 191—194 und S. 206. fg., verglichen mit Seite 150. fg. vorher, und mit S. 244. fg. und S. 304. fg. nachher.

abrechnet, ſo wird wenig übrig bleiben, was München ausführen könnte. Dagegen zieht es eine große Menge wahrer und eingebildeter Bedürfniſſe aus nahen und entfernten Ländern.

Deshalb ſind die Münchener nicht reich, wenn man ſie auch wohlhabend nennen kann. Alles, der hier wohnende reiche Adel ausgenommen, lebt gleichſam von einem Tage zum andern, und Kleider und Nahrung zehren die Einnahme richtig auf. Verhältnißmäßig ſind, nach dem hier eingeführten Maaßſtabe in der Lebensart, und nach den, wegen ihrer großen Menge, geringen Beſoldungen, die Hof- und Landesbeamten die ärmſten, und ſie ſind gezwungen, um ſich ſtandesmäßig zu erhalten, zuzugreifen, und kleine und große Geſchenke von mancher Art und zu manchem Zweck anzunehmen. Daher Mißbräuche in der Verwaltung der Staatskaſſen, in der Ausübung der Gerechtigkeit, in Vergebung von Stellen, Jahrgeldern und Begünſtigungen, mehr als in irgend einer andern Reſidenz in Deutſchland.

Man ſchreibt es der merkwürdigen Eß-, Trink- und Vergnügungsſucht der Münchener mit zu, daß ſie nie übrig haben; und man kann gegen dieſen Vorwurf nichts ſtatthaftes einwenden, ſo ſehr auch jedem, des Lebens zu genießen, vergönnt ſeyn mag. Wären ſie ſo mäßig im Eſſen und Trinken, wie z. B. die Dresdener, ſo könnten ſie noch wohlhabender ſeyn; verſtänden ſie auch die Kunſt, in der Kleidung und in den Vergnügungen ſich ſo einzuſchränken wie die Berliner, ſo könnten ſie ſammlen; aber es iſt merkwürdig, daß 40,000 Münchner in manchen Gattungen von Nahrungsmitteln mehr verzehren, als 150,000 Berliner, eine Thatſache, die ein neuerer Reiſender hinlänglich erwieſen hat *). Wahr iſt indeſſen, daß man in München für Einen Gulden noch einmal ſo viel an Eß- und Trink-

---

*) S. Nicolai's Reiſe, Band 6. S. 569. fg.

waaren bekömmt, als in Berlin und Dresden für eben dieſen Preis, und daß mithin der Münchener bey gleichen Ausgaben, wohl noch einmal ſo viel eſſen und trinken muß, als ſie; aber in dieſem Umſtande liegt es gerade, daß er, bey einer etwas weniger ſinnlichen Philoſophie, mehr erſparen, weniger Indolenz verrathende rothe Backen, gefüllte Schenkel und breite Schultern haben, und ſich mit mehr Erfolg auf die ſpekulative Philoſophie, auf Arbeiten des geiſtigen Geſchmacks, und kurz, auf alle die Beſchäftigungen legen könnte, die, vermöge ihrer Natur, einen unausgeſtopften Magen und wenig Zerſtreuungen erfordern!

Die Märkte in München ſind vortreflich beſetzt und ſtarren von Früchten, Gemüſen, Eyern, Geflügel, Schweinen, Ochſen und Fiſchen mehreremahl in der Woche, auf verſchiedenen Plätzen. Herumträger von Lebensmitteln aller Art füllen die Straßen mit ihrem mannigfaltigen Geſchrey. Alles reizt und

beſte

befriedigt die Eßluſt. Leute von geringern Klaſſen erſcheinen auf den Straßen in ewigem Käuen. Es iſt kein Spatziergang, in deſſen Nähe nicht Erfriſchungen in Fülle verkauft würden. Unter der großen Galerie im Hofgarten ſind Kaffeehäuſer, wo man alles haben kann, ſitzen Weiber an Weiber, die ganze Körbe mit Leckereyen feil bieten. Unter den Lauben am großen Platze findet man beſtändig Ananas, Melonen, Orangen, und andre Gattungen des ſchönſten Obſtes, in großen Haufen aufgethürmt. Weinkränze prangen auf allen Straßen; vor den Thoren iſt Bierhaus an Bierhaus, und die nächſtgelegenen Gärten und Dörfer wimmeln an ſchönen Tagen von den Einwohnern der Stadt, die ſich in Wein, oder Bier, oder Meth, bei Muſik und Tanz, eine Güte thun. Alle dieſe Oerter findet man um ſo öfterer beſetzt, da in München der Tage ſo viele ſind, an welchen man ſich für die Mühe des Betens Vormittags, am Nachmittage erholen zu müſſen glaubt. Bei ſchlechtem

Wetter ſtrömt das Volk in den Wein-, Bier-, Meth- und Tanzhäuſern in der Stadt ſelbſt, und im Schauſpiele, zuſammen. An den beiden vornehmſten Jahrmärkten (hier Dulten genannt) erhält dies frohe Getümmel den höchſten Grad ſeiner Lebhaftigkeit, und dann giebt es auch Kreuzerkomödie, engliſche Bereiter, Equilibrien, und eine Menge anderer Spektakel dieſer Art. Die Faſchingszeit iſt nicht minder ein wichtiger Zeitpunkt für die Münchner und Bälle, Redouten und Schmauſereyen drängen ſich während deſſelben bei allen Ständen.

Ein Volk wie dieſes wird viel ſchlechte Wirthe, aber weniger ſchlechte Menſchen ſtellen. Der Charakter der Münchener hat etwas Eigenthümliches, das auf den erſten Blick dem Fremden auffällt. Es iſt eine gewiſſe Treuherzigkeit und Offenheit, die ſich zwar faſt wie Grobheit ausnimmt, aber es in der That nicht iſt. Ein voller und rauher Dialekt und gewiſſe unabgeſchliffene Manieren geben die

Veranlaſſung zu dieſem Irrthume, der ſogleich aufhört, wenn man mit ihnen näher bekannt wird: was ſehr leicht iſt, da ſie in ihrem Innern nichts zu verbergen zu haben ſcheinen. Man entdeckt dann unter jener nicht verfeinerten Außenſeite ein mitleidiges Herz, wahre Vaterlandsliebe, viel geſunden Verſtand und uneigennützige Dienſtfertigkeit und Treue. Glaubt ein Münchener Recht zu haben, ſo verficht er es in dem ihm eigenthümlichen rauhen Tone; aber er ſchweigt ganz, wenn von Dingen die Rede iſt, die er nicht verſteht, und er iſt faſt zu gelehrig, wenn er Leute hört, denen er mehr und höhere Kenntniſſe zutrauet. Geſchwätzigkeit und Schönſprecherey ſind hier ganz unbekannte Untugenden, und Windbeuteley und Schmeicheley ſind äußerſt ſelten. Gefällt jemand dem Münchener nicht, ſo wird er es bald ſehen oder hören. Die Neugier und die Aufmerkſamkeit auf Fremde, die dieſen in den öffentlichen Häuſern zu Dresden ſo läſtig wird, zeigt der

Münchener nie, freylich auch nicht das höfliche Zuvorkommen, dafür aber die ungezwungenſte Gaſtfreundſchaft gegen jeden, der ihm empfohlen worden. Seine Freymüthigkeit im Urtheilen über ſeine Vorgeſetzte, über ihre Handlungen und Einrichtungen, geht faſt bis zur Ungezogenheit, und er theilt ſeine Anmerkungen nicht etwa nur leiſe, ſondern ganz laut, in ſeinem natürlichen, derben Ton, und in ſeiner kräftigen Sprache, öffentlich mit. Wer Leute ſehen will, die ſich bei ihren Freuden unverholen, ohne Ziererey, herzlich freuen, der gehe nach München in die Geſellſchaften derjenigen Mittelklaſſe, die ich hier überhaupt im Sinn habe, und er wird noch wahrhafte Heiterkeit und Geſelligkeit finden. Eben dieſe Leute zerfließen in Thränen bei einem rührenden Schauſpiel, und drängen ſich, einem Unglücklichen, dem auf der Straße ein Zufall begegnet iſt, Wohlthaten zu erweiſen und in ihre Häuſer aufzunehmen. Aus eben dieſer Quelle mag wohl auch ihre muſterhafte Andacht bei feyerlichen Handlungen der Religion fließen. Fanatismus und thätlicher Verfolgungsgeiſt findet in dieſen guten Seelen keinen Raum, und obgleich es von Seiten ihrer Prieſter nie ganz an Ermunterungen dazu gefehlt hat, giebt es doch kein Beiſpiel, daß das Volk ſeine, von ihnen ſo häufig verketzerten, Landsleute gemißhandelt hätte. Man kann von vielen Mitgliedern der höhern Stände nicht ein Gleiches ſagen, obgleich man wiederum billigerweiſe annehmen muß, daß der Verfolgungsgeiſt, deſſen ſie ſich in neuern Zeiten ſchuldig gemacht haben, mehr aus politiſchen als aus bigotten Rückſichten entſtanden ſey.

Der Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern iſt höchſt ungezwungen, und es iſt nicht zu vermeiden, daß er, bei den vielen Gelegenheiten, ſich erhitzt und berauſcht zu ſehen, nicht in Ungebundenheit übergehen ſollte. Selbſt in beſſern Geſellſchaften erlaubt man ſich einen Ton gegen das andere Geſchlecht, der jedem

Fremden aus andern deutſchen Provinzen ungezogen vorkommen muß, und ein Benehmen, das dieſes Geſchlecht in andern deutſchen Städten, beſonders in Niederdeutſchland, als Beleidigung aufnehmen müßte, das aber hier von den rothbäckigen Mädchen und Weibern höchſt gutmüthig und mit einer ihnen eigenthümlichen Jovialität angeſehen und erwiedert wird. Man muß ſich hier von dem Scheine nicht blenden laſſen, und mancher öffentlich gegebene und genommene Kuß, ſogar noch etwas mehr, beweiſen unendlich weniger, als ein verſtohlner Blick, und ein leiſer Zutritt da, wo man öffentlich alles, auch nur aus der Ferne, anſtößig Scheinende verbirgt, um ſich heimlich demſelben ohne Maß und Ziel zu überlaſſen. Daß aber die Grundſätze beyder Geſchlechter in dem angeregten Punkte hier nicht die reinſten und feſteſten ſind, läßt ſich aus der leichten und ſinnlichen Lebensart, und aus dem hier ziemlich häufig gegebenen **erlauchten** Beiſpielen, ohne weitläuftige Erinnerung leichtlich ermeſſen.

Viele der hier angegebenen Züge findet man auch in den höhern Ständen wieder. Im Ganzen hat ihr Aeußeres nicht die Abgeſchliffenheit ſolcher Perſonen, die man im gemeinen Leben einen feinen Mann, eine feine Frau nennt, und ihre Sprache, wenn ſie deutſch reden, iſt nur ſehr wenig von der Sprache jenes Mittelſtandes verſchieden; dagegen iſt eine große Gabe von Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit noch bei ihnen unverkennbar und nicht leicht pflegen ſie jemand, der etwas bei ihnen zu ſuchen hat, mit ſchönen Worten hinzuhalten, wenn ſie nicht Willens ſind, oder wenn es ihnen unmöglich wird, etwas für ihn zu thun. Im Ganzen iſt, mit einem Worte, der bayeriſche Adel mehr deutſch, als man ihn in irgend einer andern deutſchen Provinz findet. Am liebſten möchte ich dies von dem urſprünglich bayeriſchen hohen Adel verſtanden wiſſen, der höchſt ehrenwerthe Mitglieder hat, und den der Adel italieniſcher, niederländiſcher und franzöſiſcher Abkunft, wovon ſich einige Familien, deren Voreltern mehreren bayeriſchen Fürſten gefolgt ſind, hier niedergelaſſen haben, in jenen ſchönen Tugenden nicht immer erreicht. Daß es auch hierin Ausnahmen giebt, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich unterdrücke, was ich noch vom politiſchen Zuſtande des Landes, von der Regierung und den Finanzen, von dem gegenwärtigen Landesfürſten als Regenten und Privatmann, ſo wie vom Zuſtande der Religion, der Wiſſenſchaften und der Künſte, ſagen könnte. Es iſt ſeit zwanzig Jahren über dieſe Dinge, aus allen Tönen, ſo viel geſchrieben worden, daß man die Verhandlungen darüber ſchließen ſollte. Einige haben, als bloß witzige Köpfe, ärgerliche Chroniken geſchrieben; andre haben, als Menſchenfreunde, mit moraliſcher Härte, die wohl auch in Bitterkeit übergegangen iſt, die vorgefundenen Mißbräuche gerügt; noch andre haben alles ziemlich unſchuldig und ohne Ausnahme gelobt; und alle drei Gattungen ſind in einem und dem andern Stücke zu weit gegangen. Die vierte Gattung, die Gemäßigte, die jedes Ding mit ſeinem eigenen Maßſtabe zu meſſen, ſich kein Ideal zu machen, ſondern die Sachen ſo zu nehmen pflegt, wie ſie, alle Umſtände wohl erwogen, ſeyn können und müſſen: dieſe Gattung hat aus den Berichten der drei übrigen, mit nöthiger Vergleichung und Abrechnung, ihre Begriffe und Kenntniſſe von dem Lande und dem Volke der Bayern, längſt geordnet, und kann der Winke eines Durchreiſenden vollkommen entbehren.

Den 25ſten des Julius reiſ'te ich von München aus auf Salzburg. Der Weg iſt gemacht und eben ſo gut wie der, der mich nach München hineinführte; auch wäre es eine Schande, wenn er ſchlecht wäre, da auf beiden Seiten der Bauſtoff unter der Hand liegt. Aber, was den Weg gut macht, macht den Ackerboden ſchlecht. Das Getraide ſtand auf dieſem Schutte höchſt dünne, klein und mager.

Zur rechten Hand erblickt man auf einmahl die Salzburger Alpen, die eine höchſt ehrwürdige Anſicht gewähren. Sie ſtellen ſich in Gruppen von fünf bis acht Klippen dar, unter denen gewöhnlich die mittelſte kegelförmig über die andern hervorragt. Tiefe Einſchnitte trennen dieſe Gruppen eine von der andern. Von ihrer Höhe bekömmt man dadurch einen Maßſtab, daß man ſie nur anderthalb, höchſtens zwey Meilen entfernt glaubt, da doch einige davon auf fünf und zwanzig bis dreyßig Meilen zurücktreten. Links dehnt ſich eine unüberſehliche Fläche aus, während vorwärts, wenn man ſich dem nächſten Poſtwechſel, Parsdorf (2 M.) nähert, kleine, ſchwarz behölzte Anhöhen ſich zu erheben anfangen.

Parsdorf iſt ein unanſehnliches Dorf, wie es bei dem dürren Boden, auf dem es liegt, nicht anders ſeyn kann. Der Weg von hier aus bis Hohenlinden (2 M.) dauert ſo lang, wie vorhin. Kurz hinter dieſem Orte ſieht man, von einer Anhöhe herab, noch einmal München in ſeiner ganzen Ausdehnung liegen, und es nimmt ſich von hier beſſer, als von irgend einem andern Punkt aus. Der gebahnte Weg dauerte immer noch in ſeiner Vortrefflichkeit fort; aber die Fläche um mich her verſchwand bald, und ich ſah mich von einem Wald umſchloſſen, durch welchen der ſchöne, wallartig erhöhete, Weg wie durch eine Allee führte, und ſo bis Hohenlinden, dem nächſten Poſtſtande, fortdauerte. Der Boden hatte ſich merklich gebeſſert und in ein lockeres, graugelbliches Erdreich verwandelt.

Hohenlinden iſt ein Dorf. Es kündigte mir den ganzen Wohlſtand an, den ich erwartete. Man hatte mir nämlich gerathen, dieſen Weg nach Salzburg zu wählen, weil ich nie etwas Aehnliches an Fruchtbarkeit geſehen haben müßte. Reinlichkeit und Ordnung herrſchten in den Häuſern, in den Höfen, in den Gärten, auf den Straßen, und die Einwohner zeigten ein gewiſſes offenes und zufriedenes Weſen, und Wohlhabenheit und

Sauberkeit in ihrer Wäſche und Kleidung. Von Hohenlinden aus dauerte zwar der Wald noch über eine Stunde fort, und ich fing ſchon an ihn etwas lang zu finden, als er ſich auf einmal in eine höchſt angenehme Ebene öffnete, die, nur von ſanften Anhöhen unterbrochen, eine bunte Miſchung von Ackerland und Hölzchen darbot. Der Boden an ſich war zwar noch wenig dankbarer, als der um München, aber deſto mehr Ehre für die Bewohner dieſes Landesſtriches, daß ſie ihn in das fruchtbarſte Feld verwandelt haben, welches mir auf meiner Reiſe zu Geſichte gekommen war. Zuſammenhangende Dörfer fand ich von nun an nicht mehr, aber faſt ſtand Haus an Haus neben und vor mir, und dies dauerte unabſehbar bis zu dem letzten Thurmſpitzchen fort, das über eine Baumgruppe hervorragte. Ich zweifelte nicht mehr daran, daß ich mich hier in dem Garten von Bayern befände.

Kurz vor Haag, der nächſten Poſt, (1 M.) gelangte ich abermals in ein Gehölz, und war kaum darin, als das Luſtſchloß dieſes Ortes, von einer Anhöhe herab, mir in die Augen fiel. Es iſt im alten Geſchmack erbaut, hat rund herum eine Menge Thürme, wird aber gut unterhalten und giebt deßhalb keinen unangenehmen Anblick. Die Ausſicht von oben herab iſt, nach dem was ich oben geſagt habe, ſehr reitzend, beſonders da ſich die Salzburger Alpen, mit ihren vorhin erwähnten Gruppen und tiefen Klüften, majeſtätiſcher als vorher erheben und den bunten Teppich, den man zu ſeinen Füßen hat, einfaſſen.

Haag iſt übrigens ein Marktflecken der wenig bedeutet, deſſen Inneres aber ganz ſauber iſt. Er beſitzt ſogar einen Springbrunnen.

Weg und Gegenden blieben von hier aus die Fortſetzung der vorigen, und wurden weiterhin noch um vieles ſchöner. Ich bekenne noch keine Landſchaft geſehen zu haben, die, wie dieſe, ſo viel Reitz mit ſo viel Ueppigkeit des Fruchttriebs verbunden hätte. Um mich her ſtand nichts als Weitzen, mehr als Mannethoch, mit dicken, vollen Aehren, die, über eine unabſehliche Fläche hinweg, vom Winde bewegt, ihre braunen Wellen ſchlugen. Darunter geſtreuet zeigten ſich ſtreckenweiſe kleine Wieſenplane, Wäldchen von einzelnen Bäumen, und behölzte Hügel, über die man zum Theil hinfährt und eine neue Abwechslung in den Geſichtskreis bringen. Hat man zwey oder drey derſelben hinter ſich, ſo zeigen ſich die Alpen von neuem und näher als vorher. Man glaubt ſich an ihrem Fuße zu befinden, und zu bemerken, wie ſie hier, mit vier oder fünf Abſätzen, in die Fläche, in der man ſich befindet, auslaufen, und ſie, zum Erſatz für ihre eigenen, rauhen, unfruchtbaren Gipfel, mit Reichthümern der Natur überſchütten, indem ſie Ströme und Strömchen herabſenden und eine mächtige Vormauer gegen Sturm und Ungewitter bilden.

So dauern Weg und Gegend bis Ampfing, der nächſten Poſt, (2 M.) fort. Man befindet ſich in einem großen, wohlgebauten Dorfe. Der

Mond war an einem ſo wolkenreinen Himmel aufgegangen, daß ich mich entſchloß, die Fortſetzung dieſer ſchönen Gegend in deſſen Glanze zu ſehen. Anfangs kam ich in eine kurze und dünne Waldung, durch welche ich kaum drey Viertelſtunden hingefahren war, als ich mich, bey einer Wendung zur Rechten, unvermuthet an dem Rande eines Thales, oder vielmehr Keſſels, befand, deſſen Grund theils mit Holzung beſetzt, theils mit dem Bette des breiten und ſchnellen Inns, den der Mond in fließendes Silber verwandelte, bedeckt war.

Ich kam durch Mühldorf, ein Städtchen am Inn, das vor mehr als hundert Jahren vom Feuer ganz verwüſtet wurde, und ſeine damals nicht ganz zerſtörten, ſtarken Stadtmauern nicht ganz ausfüllt. Sein Aeußeres iſt nicht unangenehm, weil man überhaupt in Bayern darauf ſieht, daß die Häuſer in Aufputz erhalten werden.

Durch Altenöttingen, wo ſich die nächſte Poſt befindet (3 M.) kam ich gegen Morgen.

Es iſt eine Stadt von beträchtlichem Umfange, im Ganzen genommen gut gebauet, ſauber unterhalten, mit breiten Straßen und einem beträchtlichen Marktplatze.

Von dort aus kam ich auf Burghauſen, (1 M.) eine beträchtliche Stadt mit einer Bergfeſtung. Letztere muß man über einen hohen Berg erſteigen, der, ſeiner ganzen Länge, und ſeinem ganzen Umfange nach, mit Mauern und Thürmen eingefaßt iſt, die aber den Anblick von Sorgloſigkeit und Verfallenheit geben. Am Fuße der Burg liegt die Stadt ſelbſt, die auf der andern Seite ebenfalls von Bergen umgeben wird, und in ihrer Lage viel Aehnliches mit Karlsbad hat, aber zwey bis dreymal länger iſt, als dieſe Stadt, auch anſehnlichere Häuſer hat, die mit platten Dächern oder auch mit vermauerten Giebeln verſehen ſind. Von Burghauſen aus tritt man in ein großes, mehr wildes als angenehmes, Thal ein. Man behält es zur Linken, indem man rechts an dem Abhange deſſelben hinfährt, und zu ſeinen Füſich einen mit Holz beſetzten Abgrund und neben ſich mit Nadelholz bepflanzte, ſtellenweiſe verwitterte und herüberhangende Kalkfelſen hat. So geht der Weg in verſchiedenen Biegungen fort, bis ſich das Thal erweitert, die Anhöhe an beyden Seiten unerheblicher wird und rechts in eine Fläche ausläuft, während links ein dichtes Gehölz die Niederung verziert.

Hinter dem letzten Pfalzbayerſchen Mautamte, das man hier eben ſo wenig, als irgendwo ein anderes, ungeſtraft zurücklegt, führt der Weg eine Weile bergan, durch ein bald höheres, bald mehr niedriges, bald dünneres Gehölz, in welchem ich aber ſtellenweiſe den Boden zur höchſten Fruchtbarkeit erhöhet und mit dem ſchönſten Weizen bedeckt fand. Sodann erblickte ich auf einmal jenes Thal, das ich eine Strecke vorher verloren hatte, in einer ausgebreiteten Geſtalt, und von dem Salzafluß in mancherley Windungen durchſtrömt, wieder. Mehr aber feſſelt den Blick die plötzliche Wiedererſcheinung der hohen Salzburger Alpen, die ich, von München aus, beſtändig zur Rechten behalten, dann verloren und nun auf einmal gerade vor mir hatte. Ganze Strecken davon waren noch mit Schnee belegt, und die Klüfte und Einſchnitte zwiſchen den einzelnen Klippen mit demſelben angefüllt.

Endlich fährt man in dieſes Thal hinab, und man erblickt bald rechter Hand das Städtchen Titmaning (3 M.) das von einem alten Schloſſe beherrſcht wird, von welchem herab Graben und Mauern bis zur Stadt und um die Stadt laufen. Titmaning ſelbſt iſt ganz in der Geſtalt und in dem Geſchmacke von Neumarkt, deſſen ich oben erwähnt habe, angelegt und gebauet: es hat eine einzige, ſchnurgerade, breite Hauptſtraße, die zugleich den Markt bildet, an deſſen beyden Enden ein Springbrunnen angebracht iſt, und von welchem ein paar enge Quergaſſen auslaufen. Die Häuſer haben vermauerte Giebel und geben einen italieniſchen Anblick.

Die Salzburger zeigten ſich hier ſchon in ihrer vollſtändigen Volkstracht. Die Männer trugen kapuzinerbraune Röcke mit breiten und ſehr kurzen Taillen; und große, runde Hüte, theils ſchwarz, theils grün, mit einem Bande umwunden, das in große Schleifen geſchlagen iſt, die man an den Kopf des Hutes annähet. Ihre Schuh waren Pantoffel mit Quartieren, die auf der Spanne mit Bändern befeſtigt, ganz den Anblick gaben, wie die neueſten Schuh der engländernden Stutzer. Die Weiber ſteckten in kurzen, tauſendfaltigen Röcken, in ſehr kurzen Wämſern, deren Taillen faſt unter den Schultern anfingen, unter ſchwarzen, über Drath gezogenen, abſcheulich geformten Hauben von Flor, und in einem ſteifen, panzerartigen Bruſtlatze, unter welchem ein Leibchen von Kattun, das bis unter das Kinn zugeſchnürt oder zugeknöpft war, ſich befand, welches, wie der Latz ſelbſt, zu einem Bollwerke gegen alle lüſterne Anfälle beſtimmt zu ſeyn ſchien. Uebrigens war, das männliche wie das weibliche Geſchlecht, nicht groß, aber ſtark, nicht ſchön, aber friſch.

Von Titmaring bis Laufen, (3 M.) bleiben Weg und Gegend ſich gleich. Wald und Ackerland wechſeln. Beyde ſind in ihrer Art vorzüglich. An lichtern Stellen zeigen ſich die Salzburger Gebürge von neuem, und unter ihnen ſticht der Untersberg vorzüglich hervor. Ueber den Gipfeln deſſelben, die mit Schnee bedeckt waren, ſchwebten Wolken, die, von der Sonne angeſchienen, wie ungeheure Säulen von Schnee immer eine Weile da ſtanden, ehe ſie ſich erhoben. Jede Spalte im Berge, jede Kluft in der Höhe, war noch mit Schnee ausgefüllt, der gegen die Schwärze der beſchatteten Bergtheile ſtark abſtach. Je näher man Laufen kommt, deſto näher kommt man zugleich dieſen Bergen, bis man, hart vor dieſer Stadt, ſich links wendet und die höhern Felſen im Rücken behält, während man, an dem Fuße eines Berges mittler Ordnung, über die Salza in die Stadt hineinfährt.

Dieſe iſt mit platten Dächern und vermauerten Giebeln gebauet und in dieſer Art nicht unanſehnlich. Die Häuſer haben meiſt drey Stock, das Pflaſter iſt erträglich und die Straßen ſind ziemlich geräumig.

Von Laufen aus fährt man endlich gerade in die Alpen hinein, und man ſieht nun recht lebhaft, wie ſehr man, wenn man nicht gewohnt iſt in Berggegenden zu reiſen, ſich in Abſicht der Nähe oder Entfernung irren kann. Immer ſind die Berge vor und neben einem, und immer erreicht man ſie nicht. Endlich befindet man ſich zwiſchen ihnen in dem Thale, aus welchem die Salza hervorſtrömt, und nun ſieht man alles in veränderter Geſtalt. Was vorher eine ſchwarze, ſtarr emporſtehende Felſenmaſſe war, zeigt ſich jetzt am Fuße mit Gärten und Wieſen und Landhäuſern, höher hinauf mit Gehölz und erſt ganz oben mit kahl hervorſtehenden, zerriſſenen, verwitterten, Klippen bepflanzt. Die vorige Steilheit verſchwindet größeſtentheils und verfließt in allmählige Abſätze, Abhänge und Rücken, und der Schnee, der ſich vorher dem Auge wie auf einem weiten Bette gelagert zeigte, erſcheint jetzt in einzelnen, nicht zuſammenhängenden Einſchnitten und Spalten, und ſein blendendes Weiß iſt in Grau verwandelt. Dagegen ſieht man nun vor der ganzen Maſſe der Berge, überſieht ſie von der Wurzel bis zum Gipfel, in ihrer Höhe und Breite, und was ſich vorher als ein bloßer Kegel zeigte, iſt jetzt ein breiter, ſtundenweit ausgedehnter, unebner, ausgezackter Rücken.

Zwiſchen ſolchen Erſcheinungen fährt man auf Salzburg (1½ M.) zu, das nun ſichtbar zu werden anfängt. Erſt erblickt man deſſen hohe Burg, dann einzelne Kirchthürme, dann einzelne Häuſer, während man in dem ſchönen Thale um und neben ſich angenehme Landhäuſer, wohlhabende Dörfer, Wieſen, Gärten, reiche Saaten und Alleen in der ſchönſten Mannichfaltigkeit überſiehet. Immer bunter wird dies alles, je näher man der Stadt kömmt, die ſich allmählig mehr hinter den Bergen hervorzieht, und in deren Thoren man iſt, ehe man es ſich verſieht. Iſt man zum Thore herein, ſo liegt ſie ſelbſt auch, in ihren beyden, durch die Salza getrennten, Hälften, vor einem. Sie giebt den Anblick von Gründlichkeit, aber auch zugleich von Eingeſperrtheit, welche letztere beſonders durch die zuſammengedrückte Form der Häuſer mit unſichtbaren Dächern, durch ihre Höhe, durch die Lage eines Theils derſelben an einer ſchroffen, nackten Felſenwand, durch die Engigkeit der Straßen und das wiederholte Durchgehen unter gewölbten Eingängen bewirkt wird.

Beylage

Im 6ten Abſchnitte, unter dem Artikel, der von Kollontay handelt, iſt, ſtatt der Worte: „und ſtieg bald zu der bedeutenden Stelle eines Kronreferendars" — zu ſetzen: und ſtieg bald zu der wichtigen Stelle eines Großreferendars von Litthauen.

Zu eben dieſem Artikel, zu Ende, muß, ſtatt der Worte: „Unter den Schriften, die er, zur Beförderung der Revolution, herausgegeben hat, wird die gegen die Wahlreiche am meiſten gerühmt" ꝛc., geſetzt werden: Unter den Schriften, die er, zur Beförderung der Revolution herausgegeben hat, werden ſeine „Briefe an Stanislaus Malachowski, Konföderations-Marſchall" und ſeine „Bemerkungen über das Wahlreich in Polen" am meiſten gerühmt. Letztre iſt die Widerlegung eines Aufſatzes von Severin Rzewuski, und ſie iſt auch franzöſiſch, unter dem Titel: Observations sur un ouvrage intitulé: Essai sur le droit de succession au Trône de Pologne, Varsavie, 1791. erſchienen.

Reiſe eines Liefländers

von

Riga nach Warſchau,

durch Südpreußen, über Breslau, Dresden,
Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg,
München, Salzburg, Linz, Wien
und Klagenfurt,
nach Botzen in Tyrol.

Sechſtes Heft.

Enthaltend
einen Abriß von Salzburg und Wien
und
die Reiſe von dort nach Botzen.

Berlin, 1796.
bey Friedrich Vieweg dem ältern.

Eilfter Abſchnitt.

Salzburg.

Die Feſtung Hohenſalzburg. Weg dahin. Eingang. Inneres. Zeughaus. Fürſtenzimmer. Orgelwerk. Ausſicht von oben herab. Lage und Anſicht der Stadt. Lauf der Salza. Reizendes Thal. Wanderung über den Mönchberg. Bekanntſchaft aus dem Steinreich. Wallfahrt auf den Kapuzinerberg. Kloſter und Garten. Gipfel des Berges. Franciskus-Schlößchen. Anſicht der kleinen Hälfte der Stadt. Andreaskirche. Sebaſtianskirche. Denkmal des Theophraſtus Paracelſus. Kirchhof. Zwey Grabſchriften. Dreifaltigkeitsplatz. Dreyfaltigkeitskirche. Alumnat. Virgilianiſches und Marianiſches Kollegium. Leihbank. Lodron'ſche Palläſte. Das Sommerſchloß Mirabelle. Deſſen Garten. Pferdeſchwemme. Wunderthätiges Chriſtkind. Merkwürdigkeiten um und auf dem Hofplatze. Marſtall und dazu gehörige Anlagen. Das neue Thor, durch den Mönchberg gehauen. Die Univerſität. Der Domplatz. Marienſäule. Der Dom. Der Hofplatz. Das Reſidenzſchloß. Zimmer des Fürſten. Der Neubau. Der Hofbrunnen. Vorſtädte. Das Nonnthal. Spital des Domkapitels. Leopoldskrone. Die Vorſtadt Mühlen. Johannesſpital. Zug zur Geſchichte der Pilgrimſchaften. Die

Vorſtadt Stein. Lederfabrik. Häuſer und ihre Bauart in Salzburg. Pflaſter. Waſſerwerke. Polizeyeinrichtungen. Verſorgungsanſtalten. Hafner, ein merkwürdiger Wohlthater ſeiner Vaterſtadt. Bevölkerung von Salzburg. Abnahme derſelben. Urſache. Geſellſchaftliches Verkehr. Stiftsadel. Hoher Adel. Landadel. Der Hof. Erzbiſchof Wolf Dietrich und ſeine Mätreſſe. Der regierende Fürſt. Oeffentliche Vergnügungen in Salzburg. Oekonomiſche Lage der Einwohner. Luxus und Mode. Charakter des Salzburgers. Winke über den Zuſtand der Gelehrſamkeit und Künſte. Ausflucht nach Eigen, Hellebrunn und Hallein. Abreiſe von Salzburg.

Reiſe nach Linz. Neumarkt. Frankenmarkt. Nachtreiſe. Wels. Linz. Anſicht, Lage und Bauart dieſer Stadt. Marktplatz. Zahl der Einwohner. Lyceum. Buchladen. Das Linzer Blut. Tracht der Landleute um Linz. Abreiſe nach Wien. Ebersperg. Ens. Wege und Gegenden. Ankunft in Wien.

Schon den Tag meiner Ankunft machte ich es mir zum Geſchäfte, den Standplatz von Salzburg zu bereiſen. Ein Blick aus dem Fenſter meines Gaſthofes auf die Feſtung Hohenſalzburg, die mir zur Linken ſchräg gegenüber lag, erweckte in mir den Gedanken, daß ich einen heitern Nachmittag und einen

Abend, der ſchön zu werden verſprach, nirgends angenehmer, als auf jenen einladenden Höhen, würde zubringen können. Die Feſtung ſelbſt, die vielſeitige Ausſicht von dort herab über die Stadt und die ganze umliegende Gegend, und der Rückweg über den Bergrücken, der mit Gehölz und mit kleinen Meyereyen beſetzt, ſich von dem Fuße des Burgfelſens um die größeſte Hälfte der Stadt herumzog und einen ungeheuren, natürlichen Wall bildete: alle dieſe Dinge ſetzten mich über die Ermüdung der Reiſe hinaus, und ich trat meine Wanderung, von einem Lohnbedienten geführt, auf meinen eigenen Füßen an.

Ich eilte über den Hofplatz, ließ für diesmal den großen Springbrunnen, das Reſidenzſchloß, den Dom, den Marſtall, ein paar Klöſter und andre Merkwürdigkeiten unbeſehen, und näherte mich dem Nonnberge, einer unbeträchtlichen Anhöhe, die am Fuße des Schloßfelſens liegt und von dem auf ihrer Scheitel befindlichen Nonnenkloſter, den Namen hat. Von da an führte mich rechts der Weg, der ſchon lange vorher bergan gelaufen war, zu der Feſtung, und, nach einem halbſtündigen Steigen befand ich mich an dem äußerſten Thore derſelben, dem Schartenthore, das durch ein Blockhaus gedeckt, und verſchloſſen war. Innerhalb deſſelben zeigte ſich eine Schildwache, die Namen, Stand und Vaterland von mir zu wiſſen verlangte, und nach erhaltener Auskunft ſich nach einem zweiten, weiter oben gelegenen, Thore verfügte, von wo ein anderer Bote in die Feſtung ſelbſt hinauf ſtieg und das weitere beſorgte. Bald nachher wurde ich eingelaſſen.

Der Eintritt in dieſe Burg hat Aehnlichkeit mit dem Eingange in die Feſtung Königſtein bey Dresden; aber die Mauern und Gewölbe geben bey weitem nicht den ſtarken und ſorgfältig unterhaltenen Anblick, den die Königsteiner gewähren. Ich befand mich, nachdem ich über eine Zugbrücke gegangen war, bald im innern Raume der Feſtung. Hier boten ſich mir Führer an, die mir die Merkwürdigkeiten des Ortes zeigen wollten. Gern hätte ich zuerſt die Höhe der Feſtung erſtiegen, um mir das Schauſpiel der herrlichen umliegenden Gegend zu verſchaffen; aber ich konnte nicht dafür, daß ein Mann in Officiersuniform, die Dinge, die er zu zeigen hatte, für die merkwürdigſten in und auf der Feſtung hielt und mich auf eine dringend-höfliche Weiſe einlud, zuerſt mit ihm zu gehen. Er führte mich alſo in das Zeughaus und zeigte mir, mit vielen Worten und großem Feuer, allerley metallene Kanonen, vom kleinſten bis zum größeſten Maße, drey oder vier lederne und hölzerne Stücke, Kugeln für Mörſer und Kanonen aller Art, Gewehre aus der Türkey, aus Spanien und aus Frankreich, mit Gold und Silber reich, aber geſchmacklos genug beſchnörkelt; und endlich ritterliche Waffen in Menge, von der Lanze an bis zum Panzerhemde. Er hielt ſich bey dem allen ermüdend lange auf, und obgleich ich, ſo beſcheiden ich konnte, mehr als einmal die Anmerkung dazwiſchen ſchob, daß ich, in Abſicht des neuern Geſchützes, die Zeughäuſer zu Berlin, Straßburg und Dresden, und in Abſicht des ältern, die zu Venedig, Danzig, Nürnberg, und ſogar das Bürgerzeughaus in Wien, geſehen habe; ſo rettete mich dies doch nicht von einer umſtändlichen Kenntniß des ganzen Waffenvorraths auf der Feſtung Hohenſalzburg. Zuletzt unterhielt er mich noch ſehr lange mit der Geſchichte des bekannten Aufruhrs der Salzburger Bauern, und beſonders mit ihrem Anführer, Mathias Stöckel, deſſen Pferd, mit Stroh ausgeſtopft, und deſſen Rüſtung vor uns ſtand und lag, und den Text zu ſeiner hiſtoriſchen Abhandlung hergegeben hatte. *)

---

*) Hr. Prof. Hübner hat in ſeiner, mit großer Sorgfalt und in einem guten Tone verfaßten Beſchreibung von Salzburg (daſelbſt 1792 — 93) Th. II. S. 8. fg eine gedrängte Nachricht von dieſem Bauernaufruhr gegeben, die jedem Wißbegierigen volle Genüge thun wird. Sein Buch iſt über

Ich glaubte dieſes eifrigen Führers los zu ſeyn, als ich die Thüre des Zeughauſes hinter mir raſſeln hörte; aber er hielt mich feſt und verſprach, mir die fürſtlichen Zimmer in der Burg zu zeigen. Sehnſuchtsvoll fuhr ich zurück in die friſche Luft; zögernd blieb ich, auf dem Wege dahin, vor jeder Lücke ſtehen, die mir eine Ausſicht in die Tiefe hinab gewährte, aber mein unbarmherziger Begleiter trieb mich, in ſeinem vorhin erwähnten Tone, immer vorwärts und ließ mir nicht die Zeit und den Muth, ihm über ſeine ſtürmiſche Gefälligkeit meine Empfindlichkeit zu bezeigen.

Die fürſtlichen Zimmer ſind uralte Gemächer, nach dem damaligen Geſchmacke verziert. Da ſieht man abenteuerliche Vergoldungen und Schnitzwerke, Teppiche von Leder, Hirſchgeweihe, und einen gewaltigen Hirſch ſelbſt. Eine andere Verzierung, die einem feſten Platze ſo

---

haupt für mich ein ſehr genauer und lehrreicher Führer durch Salzburg geweſen.

angemeſſen iſt, ſahe ich gleich in dem erſten Zimmer, nämlich die Wappen des Erzbiſchofs, des Domkapitels und der Landſchaft, zuſammen geſetzt aus — Flintenſchlöſſern. Zum Ueberfluſſe mußte ich auch noch eine kleine Kapelle in der Nähe dieſer Zimmer beſehen. Uebrigens fand ich in den letztern in ſo fern einen kleinen Erſatz für meine gefällige Aufmerkſamkeit, daß ich mich, unter dem Vorwande der eingeſchloſſenen Luft, eines Fenſters bemächtigen, es öfnen und von Zeit zu Zeit einen durſtigen Blick auf die unter mir ausgeſpannte lebendige Landkarte hinab ſenden konnte.

Endlich überließ mich dieſer Führer an den zweyten, der ein bloßer Invalide war, und mich geduldig dahin führte, wo ich zu ſeyn wünſchte, nämlich auf die erhabenſten Punkte der Feſtung. Wir durchliefen mehrere ſchmale Gänge, deren Fußboden ſtellenweiſe unter uns erbebte und dadurch eine ſchlechte Meynung von der Feſtigkeit des Ganzen erweckte, und erſtiegen ein paar Thürme, von denen herab man zwar die eine Hälfte der umliegenden Gegend, aber nicht die andre, und nicht die ſämmtlichen Gebäude der Feſtung ſelbſt, überſehen konnte. Zu einem dieſer Thürme, den großen Trompeterthurm, brachte mich mein Führer, um mir eine alte Orgel, die für ihn eine große Merkwürdigkeit war, zu zeigen. Sie wird durch Walzen und Blaſebalg in Bewegung geſetzt, macht zweymal des Tages, Abends und Morgens, ein Geſchrey mit allen ihren Pfeifen, und ſpielt ſodann ein Stück, das alle Monate abwechſelt.

Der Invalide ſchüttelte den Kopf, daß ich dieſe altmodiſche Seltenheit nur ſo flüchtig anſahe, und verſicherte, wenn ich die Felſen da unten dreißig Jahr angeſehen hätte, wie er, würde ich wohl auch nicht mehr ſo viel Gefallen daran finden. Ich gab ihm Recht, und bat ihn, mich nun auf den allerhöchſten Fleck der Feſtung zu führen; dies that er denn, doch nicht, ohne ein paarmal keuchend zu wiederholen, daß einem alten Kerl das Steigen doch gewaltig ſauer würde. Ich durfte auf dieſe Bemerkung nicht achten, weil ihm ſonſt das Steigen noch einmal ſo beſchwerlich geworden wäre; und ſo gelangten wir endlich auf den ſogenannten *Feuerthurm*, der nicht nur die Stadt und die umliegende Gegend nach allen Seiten, ſondern auch die ſämmtlichen Werke und Gebäude der Feſtung beherrſcht. Nun waren meine Wünſche erſt erfüllt.

Ich ſah unter mir ein geräumiges Thal ausgebreitet, das, in der Geſtalt eines Halbzirkels, von hohen und höchſten Bergen umgeben war, und ſich, nach Bayern zu, zwiſchen mächtigen Felſen hinlaufend, in den Horizont verlor.

Aus dieſem Thale ſtieg ein hoher, ſteiler, kegelförmiger Felſen von Sandſtein empor, auf deſſen Gipfel eine Burg, mit Mauern und Außenwerken rund umzogen, ſich erhob, und ihn wie eine Krone bedeckte. Es war der *Schloßberg* und ich befand mich auf dem höchſten Punkt deſſelben.

An ſeinen Fuß ſchloß ſich ein mäßig hoher Felsrücken, der, in einer beträchtlichen Breite, ſich in das Thal hinab zog, mit Wald, Gärten und Meyereyen beſetzt, und an beyden Seiten lothrecht und ſchroff abgeſchnitten erſchien. Dies war der Mönchberg.

Ihm gegenüber, dem Burgfelſen gegen Oſten, erhob ſich ein dritter Felſen, weniger ſteil, aber mit mehr ausgedehnter Grundlage, als jener, mit ſchwarzer Waldung bedeckt, und der Kapuzinerberg genannt.

Zwiſchen dieſe drey Berge brach ein ſchneller Fluß, die Salza, herein, und nahm die Mitte des kleinern Thals ein, das dieſe drey Berge in dem erſt erwähnten großen Thale bildeten. An ſeinem linken und rechten Ufer erſchien die Stadt Salzburg in zwey Hälſten gelagert: die größere auf der Seite und an dem Fuße des Schloß- und Mönchberges, die kleinere am Abhange des Kapuzinerberges und auf einer ſich an ihn ſchließenden Fläche; beyde Theile verband wiederum eine Brücke. Jene drey Berge ragten über die Häuſer der Stadt empor und erdrückten ſie gleichſam, beſonders da ein großer Theil derſelben unmittelbar an ihrem Fuße gelagert iſt, und da ihre Dächer flach ſind und, in gleicher Höhe an einander hangend, fortlaufen. Die Straßen verloren ſich zwiſchen ihnen wie Rinnen, weil ſie an ſich nicht breit ſind und weil mein Standpunkt hoch war.

Um jene drey Berge her, auf der Ebene, in welcher ſie ſich erheben, zeigte ſich ein Gewimmel von größern und kleinern Luſtſchlöſſern, Sommerhäuſern, Höfen, Alleen, Gärten, und weiterhin von Dörfern, Kornfeldern und Wieſen, alles wohl unterhalten, mit einem lachenden Grün umzogen, von der Salza in den eigenſinnigſten Windungen durchſchlungen. Dieſer bunte Teppich zog ſich mit ſeinem ganzen Reichthum, auf allen Seiten ſeines Umfangs, noch eine Strecke über das Gehänge der Berge hinan, die ſich drey- und vierfach um ihn erheben, bis zu ihrer Mitte mit Waldigt und

Wieſen überzogen ſind, und ſich endlich in nackte Rücken, mit tiefen Spalten und Schluchten, oder in ſchroffe Kegel und Spitzen, wie gothiſche Thürme ausgezackt, unter und über den Wolken endigen.

Nachdem ich mich an dem Ueberblicke dieſes großen Thales, eines der köſtlichſten, welches die Natur angelegt und der Fleiß und die Prachtliebe der Menſchen ausgeſtattet haben, ſattſam geweidet, ſchickte ich mich zur Rückkehr an, mit dem feſten Vorſatze, daß ich nicht zum erſten- und letztenmal hier geweſen ſeyn wollte. Ich mußte den Weg, auf den ich in die Feſtung ſelbſt gelangt war, als den einzigen, wieder zurück nehmen; aber außerhalb ihres Einganges ſtand mir ein zweyter offen, der mich, obwohl mit einem großen Umſchweif, nach meinem Gaſthofe zurückführte. Es war der Weg über den Mönchberg, der, wie ich erwähnt habe, ſich unmittelbar an den Schloßberg ſchließt.

Sobald ich aus dem Schartenthore heraus war, bot ſich mir zur Linken abermals ein Theil der Ausſicht dar, deren ich vom Schloßberg herab genoſſen hatte: eine große Strecke von der bunten Ebene, die ich jetzt näher unter meinen Füßen überſah; und zur Rechten mehrere Privatwohnungen, Sommerhäuſer und Gärten, die ſich am Abhange des Mönchberges nach der Stadt hinunter zogen. Unter dieſen trat die Edmundsburg beſonders ausgezeichnet hervor; eine artige Anlage, die zu dem Kloſter St. Peter gehört, und mit einer Laterne verſehen iſt, die zu einer Sternwarte genutzt werden könnte. Sie lehnt ſich, mit vier Geſchoſſen in der Vorderſeite, auf die Art an den Berg, daß man aus ihrem vierten Stockwerke unmittelbar in den dazu gehörigen Hof tritt, worauf Schuppen für Wagen und Stallungen für Pferde erbauet ſind: eine Seltſamkeit, die ſehr lebhaft an die Bauart eines Theils von Edinburg erinnert.

Weiterhin gelangte ich unter einige Pulverthürme und zu einem Laboratorium, von deren Inhalt mein Führer eben nicht mit großer Achtung sprach; ſodann zu einem großen Waſſerbehälter, der ziemlich gut erhalten war, und in deſſen Nachbarſchaft zu zwey Kornmagazinen, deren Vorrath ich auf ſich beruhen laſſe. Weiterhin ging ich, oberhalb des Neuen Thores, das durch dieſen Berg gehauen iſt, durch eine feſte Pforte, die aber offen ſtand, nach dem andern Theile des Berges hinüber, und fand eine Art von kleiner Feſtung vor mir, die Bürgerwehre genannt, die mit ſtarken Thoren, Ringmauern, Thürmen und mit Schießſcharten verſehen iſt, und den Zugang zur Burg und zu dem anliegenden Theile der Stadt ſchützen ſoll. Der Zuſtand dieſer Befeſtigung ſchien mir anzudeuten, daß man, unter den jetzigen Umſtänden, ſich vor feindlichen Anfällen nicht ängſtlich zu verwahren hätte. In der Nähe war auch ein Pulvermagazin.

Von einer kleinen Anhöhe herab gelangte ich, auf einem ſchmalen Wege, durch einige grünende Niederungen und friſche Wäldchen, zwiſchen denen eine Meyerey mit ihren ländlichen Gebäuden hervorſah; und beſtieg dann wiederum eine andere Anhöhe, die dicht mit ſchattigten Bäumen beſetzt war und eine höchſt anmuthige Ausſicht in das am Fuße des Berges ausgebreitete Thal darbot. Die untergehende Sonne durchglühte mit einzelnen Strahlen das dunkle Grün der Bäume, eine Geſellſchaft von Perſonen beyderley Geſchlechts hatte um einen Tiſch Platz genommen und überließ ſich einer lauten Heiterkeit; eine Harfe und ein paar Geigen gaben aus der Ferne einige Mozart'ſche Weiſen an; und die Kellner aus dem nahgelegenen Marketender-Schlößchen trugen ſo angenehm duftende Schüſſeln, und einige ſo hochglühende Weinflaſchen hin und wieder, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu thun, wozu ſie mich einzuladen ſchienen: nämlich, nach meiner heutigen Arbeit auch zu eſſen, wenn anders ein armer Reiſebeſchreiber noch äußern darf, daß er auch auf ſeiner Reiſe Eßluſt gehabt und ſo gar gegeſſen habe. Ich ließ, und zwar ſo nahe als möglich bey jener fröhlichen Geſellſchaft für mich decken; und damit man mich nicht für einen kalten Horcher halten ſollte, ſo brachte ich mein erſtes Glas dem Mönchberge und dem ſchönen Abend, mein zweites der Geſelligkeit, und mein drittes der Geſellſchaft — mitten unter ihr — dar. Ich hatte nicht Urſach, meine Zudringlichkeit zu bereuen, denn ſie wurde von dieſem offnen, zutrauungsvollen Völkchen nicht dafür gehalten. Erſt ſpät in der Nacht kehrte ich, über den Reſt des Mönchberges, durch ſeine angenehmen Wäldchen, vor dem Johannisſchlößchen vorbey, deſſen Mauern und Thürme der Mond romantiſch beleuchtete, bald neben Höfen und Meyereyen, bald neben Felſen hin, die mit Geſträuch bewachſen waren, bald durch finſtre Hohlwege, bald über ausgehauene Stufen hinunter mit meinen neuen Bekanntſchaften nach der Stadt zurück.

Dieſen Morgen war ich früh auf und im Freyen. Der geſtrige Nachmittag und Abend hatten mir die Gegend um Salzburg zu lieb gemacht, als daß ich ſie nicht auch von andern Standpunkten noch zu überſehen hätte wünſchen ſollen. Mein Augenmerk war auf den Kapuzinerberg gerichtet, den ich ſchon geſtern beſtiegen haben würde, wenn die Zeit nicht zu kurz geweſen wäre.

Meinen Weg dahin nahm ich über den Markt, vor dem Rathhauſe vorbey, über die Brücke, nach der entgegen geſetzten Hälfte der Stadt, die zum Theil an dem Fuße des Kapuzinerberges gelagert iſt. Ich ging durch das Kloſter dieſer Väter hinein. Eine weitläuftige Anlage, in der ich aber nichts Merkwürdiges fand, da ich ihr gewöhnliches Schild (das roth angeſtrichene Kreuz, mit quer darüber gelegter Lanze des Landesknechts, und der Stange mit dem Schwamme) das ſich mir in zwey oder drey Exemplaren darbot, ſo wie die Figur des heiligen Franciskus, den ſie ſtatt einer Wetterfahne auf ihren Kirchthurm geſetzt, und deſſen Thaten, die ſie in einer Reihe von kleinen Kapellen abſcheulich hatten malen laſſen, nicht zu den merkwürdigen Dingen rechnen mag.

Ein weitläuftiger Garten umgiebt das ganze Kloſter, und nimmt einen Theil des Berges ein. Er iſt mit einer Mauer eingeſchloſſen, die man aus der Ferne zwiſchen dem Waldigt hervorragen ſieht. Außer der köſtlichen Ausſicht über die Stadt und über die Salza und ihre Ufer hinauf und herunter, hat dieſer Garten keine Anlagen, die ihn auszeichneten. Den übrigen Theil des Berges nehmen Waldungen ein. Ich gelangte in dieſelben auf einem Fahrwege, der neben der Kloſtermauer hinan durch ein Thor führte, das geſchloſſen war, doch ohne Umſtände geöffnet wurde, als ich anpoſen ließ. Es zeigten ſich mehrere Wege für Fußgänger und Fahrende, die, nach allen Seiten, den Wald durchſchnitten. Ich wählte den, der nach dem Gipfel führte, und auf dieſem ward ich für meine etwas beſchwerliche Reiſe abermals durch eine Ausſicht belohnt, die zwar keine ganz neuen Gegenſtände, aber doch die vorigen, mit einer veränderten Ordnung und Mannigfaltigkeit, darbot. Eine Strecke abwärts von dem Gipfel fand ich, an dem ſteilen, felſigten Abhange des Berges, ein Ueberbleibſel von der ältern Kriegsbaukunſt. Es iſt eine Art von feſter Burg, zu der, über einen Graben, eine Zugbrücke führt. Sie heißt das Franciskus-Schlößchen, hat aber längſt aufgehört, oder vielmehr nie angefangen, ihre Beſtimmung zu erfüllen. Dieſe ſollte, nach einer Inſchrift über dem Thore, ſeyn: nicht nur die Stadt, ſondern auch die ganze Nachbarſchaft, vor Gefahr zu ſichern und ſie durch einen ewigern Frieden (pace aeterniore) zu decken. Ihre ganze gegenwärtige Beſatzung iſt ein alter, lebensſatter Kriegsmann.

Ich ſtieg den Berg auf dem Wege, den ich gekommen war, wieder hinab. Von oben hatte ich die zweyte Hälfte der Stadt überſehen. Sie zieht ſich, von dem Fuße des Kapuzinerberges, längs dem rechten Ufer der Salza, bis nach dem fürſtlichen Sommerſitz Mirabelle hin, und bildet ein faſt regelmäßiges Dreyeck. Diejenige Seite deſſelben, die nach dem Gniglthale ſieht, iſt mit einer Reihe von Feſtungswerken eingefaßt, die bey dem Rupertsthore anheben, ſich um den gedachten Sommerpallaſt bis an die Salza herumziehen und dort in eine Spitze endigen. Mirabelle, einige anſehnliche Palläſte, einige Kirchen, und mehrere gute Bürgerhäuſer füllen das erwähnte Dreyeck, und luden mich ein, meinen Morgenausflug mit einer Muſterung derſelben zu beſchließen.

Ich ſtieg zum Eingange der Linzer Straße hinab und hatte zur Linken die St. Andreas-

Kirche neben mir. Ihr Aeußeres fällt nicht in die Augen, weil es ihr an einem ſchönen Thurme fehlt, und weil ihr Standplaz eingeklemmt, und ihre Vorderſeite für ihre Höhe zu breit iſt. Dieſe Vorderſeite hat oben auf einem ausgeſchweiften Fronton ein Kreuz und an beyden Seiten Vaſen; weiter unten ein großes Uhrblatt, unter dieſem eine marmorne Bildſäule des heiligen Andreas, von mittelmäſſiger Arbeit, in einer Blende aufgeſtellt; und unter dieſer den mit Marmor umfaßten und verzierten Eingang der Kirche, an deſſen beyden Seiten ſich hohe Fenſter erheben. Das Innere iſt nicht von Umfang und nur ſparſam beleuchtet. Ihre Decke iſt mit Auftritten aus der Geſchichte des heiligen Andreas, pfuſcherhaft genug, bemalt; und nicht beſſer ſind die wenigen Schniz- und Bildhauerwerke, die man an den Altären ſieht, von ihren Verfertigern ausgeführt. Mit einem Worte: man wendet nur Einmal zehn Minuten an den Ueberblick dieſer Kirche.

Ich trat in die Linzer Straße zurück und ſtieg dieſelbe hinauf bis zur St. Sebaſtians-Kirche, die in einem weit beſſern Geſchmack erbauet, größer und in die Augen fallender iſt. Ein weißmarmornes Portal umſchließt den Haupteingang und trägt ein Giebelfeld, in deſſen Mitte das Bruſtbild des heiligen Sebaſtian, ebenfalls weißmarmorn, aufgeſtellt iſt. Die Vorderſeite hat außerdem noch hohe Fenſter, zwiſchen denen joniſche Wandpfeiler emporſtehen, die den Dachkranz unterſtützen.

Das Innere der Kirche überraſchte mich durch ſeine Einfalt und ſchöne Beleuchtung. Keine Säulenſtellung thut dem Lichte, das durch acht hohe Fenſter an den Seiten und durch eben ſo viel runde, von oben herab, reichlich hereinſtrömt, Abbruch; und die ſchön gewölbte Decke, die mit einer himmliſchen Herrlichkeit bemahlt iſt, wird von römiſchen Wandpfeilern getragen, die man aber, ganz unnöthiger Weiſe, mit grüner Farbe angeſtrichen hat. Am Hochaltar iſt St. Sebaſtians

Abbildung von dem Baume, woran er den Pfeilen ſeiner Verfolger bloß ſtand; von eben dem Künſtler, **Paul Troger** *) der das Deckenſtück verfertigte, in einem guten Geſchmacke dargeſtellt. Die Gemälde an den Nebenaltären ſind nicht von Bedeutung. Die Kanzel iſt vergoldet und gut gearbeitet. Das Pflaſter der Kirche bilden roth- und weißmarmorne Platten.

Eine Merkwürdigkeit aus der Geſchichte der Philoſophie, Scheidekunſt und Arzneygelehrtheit, beſitzt dieſe Kirche an dem Denkmale des **Theophraſtus Paracelſus.** **) Es iſt eine auf drey Kugeln und einem Fußgeſtell ruhende, ſtumpfe Pyramide, die wenn

---

*) Ein neuerer Künſtler aus Bayern, der außer der Malerey, auch die Kunſt, in Elfenbein zu ſchnitzen, mit großer Geſchicklichkeit trieb. Beweiſe davon findet man zu München, wo mehrere nach Antiken geſchnittene Arbeiten von ihm aufbewahrt werden.

**) Eine andere Erinnerung an ihn befindet ſich an dem Eckhauſe linker Hand beym Eintritt in die Linman zur hintern Thür der Kirche nach dem Kirchhofe hinaus geht, ſogleich in die Augen fällt. Sie iſt von weißem Marmor, und das Bruſtbild des Paracelſus in Mönchstracht, ſchwarz gemalt, befindet ſich in der Mitte derſelben. Darunter und darüber ſtehen lateiniſche Inſchriften, welche anzeigen, daß hier Bildniß und Gebeine des Paracelſus, der durch ſein chemiſches Gold ſo großen Ruhm erlangt habe, aufbewahrt werden. Auf dem Fußgeſtell iſt noch eine dritte lateiniſche Inſchrift, und eine vierte, auf einer ſchwarzen Tafel in der Wand daneben. Dieſe letzte iſt, der Unkundigen wegen in deutſcher Sprache und damit iſt recht ſorgfältig dahin geſehen, daß das Andenken des „insignis medicinae doctoris, qui (nach dieſer Inſchrift) dira illa vulnera, lepram, podagram, hydropisin,

---

zer Gaſſe. Es iſt ſein Bildniß, mit folgender Unterſchrift begleitet: Philippus Theophraſtus Paracelſus von Hohenheim, gebohren zu Einſidln anno 1493, ſtarb in dieſem Hauſe anno 1541.

aliaque inſanabilia corporis contagia mirifica arte ſanabit“ — bey allen Gattungen von Menſchen erhalten werde.

Der Kirchhof von St. Sebaſtian iſt vielleicht einzig in ſeiner Art, und wird jedem, der auch nicht Empfindſamer oder Herrenhuter iſt, gefallen. Er bildet ziemlich ein Viereck, das über zwey hundert Schuh breit und über zwey hundert und funfzig lang iſt und deſſen vier Seiten von Mauern und bedeckten Gängen, die auf Bogenſtellungen ruhen, mit Flieſen gepflaſtert und mit einem Dache bedeckt ſind, eingeſchloſſen werden. Unter demſelben befinden ſich eine Menge Familiengrüfte die zum Theil ſehr anſtändig, zum Theil faſt prächtig ſind. Die darin aufgeſtellten Denkmale ſind meiſt alle von Marmor, aber Arbeit und Geſchmack derſelben ſehr ungleichartig. Eben ſo die Inſchriften, die mehr oder weniger altmodiſch, lächerlich, gefühl- und geſchmacklos, oder neumodiſch, natür lich und rührend ausfallen. *) Außer den Bildhauereyen, die ſich aber meiſt auf Pyramiden, Engel, Basreliefs mit bibliſchen Geſchichten, Todtengerippe ꝛc. einſchränken, ſieht man auch einige Gemälde, worunter zwey oder drey ſich wirklich über das Mittelmäßige erheben.

---

*) Ich ſetze von jeder Gattung eine hieher:

1.

Franz Ritter, Hofrath und Cammerprocurator.

Wieder dieſen unvergleichlichen Juriſten hat der hinterliſtige Todt am 24 Julo 1698 im 45ſten Jahr ſeines Alters die Clag zwarn behauptet; es würdet aber in dem göttlichen Reviſorio deme für den zeitlichen Verlurſt hoffentlich der ewige Gewinn alsbereith zuerkannt ſeyn, dafern er jedoch eben nicht völlig auslange, verhelffe Du ihme mit andächtigem Gebet zu beſſeren Behelffen.

2.

Hier ruht die Hülle des tugendhaften, beſten Mädchens, Mariannens, die der Tod in ihrem 22ſten Lebensjahre, den, über dieſen Verluſt innigſt betrübten Eltern, Joh. Bern. Zezi, Handelsmanne, und Maria Anna geb. Polis ach, viel zu früh! entriſſen hat, und die nur die Hoffnung, dort oben ſie wieder zu ſehen, darüber tröſten kann. MDCCLXXXVIII. d. 3. Nov.

In der Mitte dieſes Kirchhofes ſteht ein artiges Bethaus, und der freye Raum um daſſelbe iſt mit Gräbern gemeiner — Todten bedeckt, die ein mehr oder weniger einfaches Kreutz bezeichnet.

Ich ging durch die Kirche in die Linzer Gaſſe zurück und kam von da, dem ſteinernen Auftritte zum vorhin erwähnten Kapuzinerkloſter gegenüber, durch ein enges Gäßchen, an der linken Seite einer der prächtigſten Anlagen in Salzburg vorbey, auf den Dreyfaltigkeitsplatz, der freylich nur ſo groß ſeyn kann, als ihn die gepreßte Lage der Stadt gewähret, der aber mit manchem anſehnlichen und einem wirklich fürſtlichen Gebäude beſetzt iſt. Man könnte Letzteres den Dreyfaltigkeitspallaſt nennen. Es iſt eine viereckigte Anlage, die zwey Erziehungs- und Lehranſtalten und eine prächtige Kirche einſchließt. Der Anblick des Ganzen überraſchte mich ſehr angenehm, denn Geſchmack, Leichtigkeit und Heiterkeit ſtellten ſich mir in einer muſterhaften Verbindung dar

Die Vorderſeite iſt in der That prächtig. Die Mitte derſelben nehmen der geräumige Auftritt zur **Dreyfaltigkeitskirche**, deren Portal und Kuppel und beyde Thürme ein; von dieſer Mitte laufen zur Rechten und Linken zwey ſchloßmäßige Flügel aus, die ſich beyde auf den Ecken mit geſchmackvollen Vorſprüngen ſchließen und aus einem Erdgeſchoſſe und einem erhabenen Stocke beſtehen, den abwechſelnd hohe, einfach eingefaßte Fenſter und marmorne Wandpfeiler verzieren. Auf den gedachten Vorſprüngen ſind lateiniſche Inſchriften angebracht, welche die Beſtimmung jedes Flügels anzeigen; der rechte nämlich iſt das „Collegium Presbyterorum et Alumnorum,“ im gemeinen Leben das **Prieſterhaus**, und der linke das „Collegium Convictorum Virgilianorum,“ gemeinhin das Virgilianiſche Kollegium genannt.

Das Innere dieſer beyden Flügel, die ins Gevierte angelegt ſind, entſpricht ihrem Aeußern. Treppen, Umläufe, Wohnzimmer und

Säle ſind geräumig, gut beleuchtet und bequem. Das Innere der Kirche iſt ihres Aeußern nicht minder würdig, iſt heiter, frey ausgeſpannt, nicht überladen. Hervorſtehende Werke der Bildhauerey und Malerey ſind mir indeß darin nicht vorgekommen, wohl aber ein höchſt geſchmackloſes, nämlich ein ungeheures hölzernes vergoldetes Herz, mit einer anſehnlichen Thür in der Mitte, das, zur Verwahrung des Hochwürdigen, im Hauptaltare angebracht iſt, das aber, wie man hoffen läßt *) bald weggeſchafft werden dürfte.

Uebrigens iſt nur eine der beyden Lehranſtalten, für die dies große Gebäude beſtimmt iſt, in Blüthe, nämlich das Alumnat; in dem andern, dem Virgilianiſchen Kollegium, ſind nur drey Zöglinge vorhanden.

Das Alumnat oder das Prieſterhaus hat beſonders den Zweck, taugliche Religionslehrer und Seelſorger zu ziehen. Es iſt ſchon ſeit

1616

---

*) Hr. Hübner in ſeiner Beſchr. von Salzburg. I. 3[illegible]

1616 thätig, hat aber mancherley Verpflanzungen von einem Orte zum andern erlebt, eh' es hier ſeinen feſten Sitz erhielt. In Abſicht ſeiner innern Einrichtung blieb viel zu verbeſſern übrig, und es war dem gegenwärtigen aufgeklärten Fürſten, wie ſo vieles andere aufbehalten, auch hier ſeine umſchaffende Hand anzulegen. Der Unterricht erhielt eine beſſere Geſtalt, über die Sittlichkeit wurde ſorgfältiger gewacht, und die wirthſchaftliche Einrichtung ward auf beſſern Fuß geſetzt. Der Zöglinge und Lehrer ſind jetzt gegen funfzig. Nur der kann Prieſter werden, der in dieſem Alumnat ſeinen Lehrlauf gemacht hat.

Die Virgilianiſche Anſtalt iſt eigentlich für ſechs junge Edelleute beſtimmt, die in den Wiſſenſchaften und in den Künſten der feinen Welt, im Tanzen, Reiten, Fechten, Zeichnen ꝛc. unterrichtet werden ſollten; aber die Grundſumme derſelben iſt entweder ſo nachläßig verwaltet oder durch unglückliche Zufälle ſo zuſammen gefallen, daß nur noch drey junge

Leute unterhalten werden können. Um das Haus einigermaßen zu füllen, hat der jetzige Fürſt die Edelknaben mit ihrem Aufſeher und ihren Lehrern hieher verſetzt, und er zahlt für ſie an die Anſtalt ein gewiſſes Koſtgeld.

Dem Dreyfaltigkeits-Gebäude gegenüber, ſteht noch ein großes Haus, das eine wohlthätige Anſtalt einſchließt; es iſt ein öffentliches Leihhaus, wo Arme gegen mäßige Zinſen in der Noth Hülfe finden können.

Eine vierte Anſtalt, die Marianiſche, die ebenfalls in der Nähe iſt, und deren ich nirgend eine ähnliche gefunden habe, beſchäftigt ſich damit, junge Leute ausſchließend für die Geſchäfte zu bilden. Sie wurde ſchon im Jahre 1645 von dem Erzbiſchof Paris Lodron geſtiftet, und hat dem Lande viel brauchbare Männer geliefert. Die Zöglinge haben alles ſo lange frey, bis ſie eine Stelle erhalten. In der Wahl dieſer Stellen ſind ſie nicht gebunden, nur Mönche dürfen ſie nicht werden, das wäre ganz gegen den Geiſt der Stiftung. Die Zahl der Zöglinge war anfangs nur acht, jetzt kann man, da die dazu angelegten Gelder ſorgfältig ſind verwaltet werden, ihrer zwölf unterhalten.

Der Lodron'ſche Primogenitur-Pallaſt iſt noch ein merkwürdiges Gebäude auf dem Dreifaltigkeitsplatze; nur iſt der unebene Boden, worauf es angelegt iſt, demſelben nicht recht günſtig geweſen und es bietet dem Auge kein regelmäßiges Ganzes dar.

Von demſelben gelangt man, durch einen Bogen, auf den Mirabellplatz, den man ſich aber, aus oben angeführtem Grunde, wenig geräumiger denken muß, als eine Straße in einer andern Stadt. Indeſſen iſt er mit einigen anſehnlichen Gebäuden beſetzt. Wenn man auf denſelben tritt, hat man den Lodronſchen Sekundogenitur-Pallaſt neben ſich, ein beträchtliches Gebäude, das ſich aber mehr durch Feſtigkeit und Gründlichkeit, als durch Geſchmack und Leichtigkeit auszeichnet; ferner die ſogenannte Schrame, eine Kornniederlage; ferner das Stallgebäude der Fürſtlichen Karabiniers und das Stadtkommandanten-Haus; und endlich, am Ende des Platzes, das Sommerſchloß Mirabelle ſelbſt. Dieſes war, ſchon vom Kapuzinerberge herab, mein Augenmerk geweſen, und in dem daran ſtoßenden artigen Garten wollte ich mich von meiner Morgenreiſe erholen.

Die Vorderſeite von Mirabelle thut eine ganz angenehme Wirkung. Pracht, Glanz und Umfang erwartet man ohnehin von einem Pallaſte mit dieſer Beſtimmung nicht. Ein Mittelgebäude, mit einem Thurme, zwey daran ſtoßende in Pavillons ſich endigende größere Flügel, und zwey andere niedrigere, die ſich, etwas ungehörig, wiederum an dieſe lehnen, bilden die Vorderſeite. Der Eingang in den innern Hof iſt gewölbt und dreyfach: der mittlere iſt für Wagen, und die beyden andern an deſſen Seite ſind für Fußgänger. Der Hof iſt ins Gevierte mit drey und vier Geſchoß hohen Flügeln ausgebauet. Wenn man hinein tritt, ſteht einem die innerſte Facade entgegen, und ſie iſt in der That überaus gefällig, einfach und leicht. In dieſem Hofe iſt auch der Eingang zu den Zimmern und Sälen des Pallaſtes, die größtentheils heiter, geräumig, und, wie die Umläufe und Treppen, mit Gypsarbeiten, mit Bildſäulen, Schnitzwerk und Deckenſtücken verziert ſind, unter denen ich aber nichts als Kunſtwerk Ausgezeichnetes geſehen habe. Einen faſt goldenen Speiſeſaal zeigte mir mein Führer mit großer Wohlgefälligkeit; über eine marmorne Treppe aber, die ich in der That für das beſte Werk in dieſer Anlage halte, war er hinauf geeilt, als ob er ſie nicht geſehen hätte.

Daß in dieſem Pallaſt eine Kapelle ſeyn müſſe, verſteht ſich ſchon von ſelbſt. Sie befindet ſich in einem der Pavillons, deren ich vorhin erwähnt habe, und zwar in dem zur Rechten, und iſt im Ganzen ein artiges kleines Werk.

Mit dieſen beyden Worten kann ich auch den Garten hinter Mirabelle beſchreiben. Er ſoll nur neun hundert Schuh lang und ſechshundert breit ſeyn, aber er ſchließt in dieſem Raume einen Reichthum von niedlichen Anlagen, als Wäldchen, Blenden, Gitterwerke, Springbrunnen, gewölbte Baumgänge, Blumenbeete, Terraſſen ꝛc. und außer dieſen eine ſchöne Sammlung von Südfrüchten, auch Kunſtgefäße, Bildſäulen und dergl. in Menge ein. Die günſtige Lage des Gartens kömmt dem allen ſehr zu Hülfe. Er liegt nahe an der Salza, iſt aber mehrere Fuß hoch über ihr Bette erhaben. Wenn man die Terraſſe beſteigt, die an der rechten Seite hinläuft, ſo überblickt man, unter dem Schatten von allerley Luſt- und Fruchtbäumen, die Salza, die andre Hälfte der Stadt, den Mönchberg, die Feſtung, und noch einen Theil der umliegenden Gegenden zur Rechten. Ich fand ein angenehmes Plätzchen hier und verließ es unter einer Stunde nicht wieder. Bey der Rückkehr nach meiner Wohnung ſah ich noch eine Pferdeſchwemme mit flüchtigen Augen an, die ich vorhin auf dem Mirabellplatz überſehen hatte, und das Chriſtkind in dem Lorettokloſter, nicht weit von da, das ſo unglaubliche Wunder gethan hat, ließ ich — zur Linken.

Den Nachmittag verwandte ich auf die Beſichtigung der Merkwürdigkeiten in meiner Nachbarſchaft. Da ich in dem Gaſthofe „zum goldnen Schiffe,“ der auf dem Hofplatze liegt, meine Wohnung genommen hatte, ſo war ich von dem Fürſtlichen Reſidenzſchloſſe, von der Domkirche, dem prächtigen Springbrunnen, den fürſtlichen Stallgebäuden, dem Neuen Thore und von der Univerſität und ihrer Kirche nur wenige Schritte entfernt. Ich nahm aber das Weiteſte zuerſt, um, faſt vor der Thür meines Gaſthofes, meinen Lauf zu endigen.

Kaum erwartet man in der Hofhaltung eines geiſtlichen Fürſten ſolch eine ſtattliche Sammlung von Pferden. Zwar ſind ſie nicht alle da, um von ihm gebraucht zu werden; denn bey ſeiner Abneigung gegen alle perſönliche Pracht hätte er an einem Gala-Geſpann, und an zwey oder vier Jagdkleppern vollkommen genug; aber ſein Vorfahr hinterließ ihm einmal einen reichen Stallvorrath mit den dazu gehörigen prächtigen Gebäuden, die ältere Erzbiſchöfe errichteten; und man zieht ungern einen Zweig der Hofausgaben ein, wenn alte Diener und ihre Kinder dadurch brotlos zu werden in Gefahr ſind.

Der Fürſtliche Marſtall iſt ein langes Gebäude, das von außen gut in die Augen fällt, und von innen für ſeine Beſtimmung ſehr bequem, ja faſt glänzend eingerichtet iſt. An der Vorderſeite hat es drey Geſchoß, und zwey große Thore von weißem Marmor, deren eines aber ein Blindthor iſt, verzieren es. Ein drittes iſt an der Seite nach dem neuen Thore zu, und dies iſt mit Bildhauereyen aller Art, in neuerm Geſchmacke, reichlich aufgeputzt. Durch dieſes kam ich in den langen, ſehr geräumigen, ſehr reinlich gehaltenen, Stall ſelbſt, in welchem, auf beyden Seiten, eine gute Anzahl von Merkwürdigkeiten für beſſere Kenner, als ich bin, auf vier Füßen ſtanden. Die Pferdeſtände, anderthalb hundert an der Zahl, ſind an den Seiten mit Säulen eingefaßt und die Mulden der Pferde aus weißem Marmor gehauen. Mitten durch den Stall iſt ein lebendiges Waſſer geführt, das zur Säuberung der Stände und Reinhaltung der Luft gute Dienſte thut.

An dieſen großen Stall ſtößt ein kleinerer, der Tummelſtall, in welchem ſich die Schulpferde befinden; und weiterhin ein dritter, der Krankenſtall. Der Raum oberhalb der Stallgebäude, wird zur Niederlage des Futters und anderer Bedürfniſſe benutzt. An und um dieſelben ſind die Wohnungen der Stallaufſeher und Stallbedienten. Eine Sommerreitſchule im Freyen, und eine Winterreitſchule, welche vermacht iſt und geheitzt werden kann, ſind, beyde mit Aufwand und mit einer

Art von Geſchmack ausgeführt, auch vorhanden.

In der Nähe iſt eine mit Bildhauereyen verzierte Pferdeſchwemme und zwar mehr am rechten Orte zum Gebrauch und zur Zierde, als vor einem Sommerpallaſte, oder gar vor einer Domprobſtey. Vor letzterer befindet ſich in der That die dritte, mit Aufwand angelegte, Schwemme, und die harmloſen Salzburger nennen ſie, die — Kapitelſchwemme.

Nahe bey dem erwähnten großen Stallgebäude iſt das Neue Thor, auch das Siegmundsthor genannt: eine anziehende und merkwürdige Anlage; eine Art von Poſilippohöhle im Kleinen. Man hatte, ſo weit der Schloß- und Mönchberg dieſe Seite der Stadt einſchließen, kein Thor anbringen können, und einen Durchſchlag zu machen, daran hatte man entweder nicht gedacht, oder ihn zu ſchwer oder zu koſtbar gefunden. Indeſſen war ein Steinbruch an der Stelle, wo jetzt das Thor durch gehauen iſt. Dieſer Umſtand brachte den vorigen Erzbiſchof Siegmund, aus dem Hauſe Schrattenbach, vermuthlich zuerſt auf den Gedanken, hier, wo ohnehin der Rükken des Mönchberges am ſchmalſten war, ein Thor durchſprengen zu laſſen. Das Werk ward im Jahre 1765 angefangen, und 1767 war der Durchbruch, trotz Gefahren und Schwierigkeiten, ſchon vorläufig gemacht. Jener Fürſt ſtarb aber über der Vollendung, und das Ganze wurde erſt unter dem jetzt regierenden, im Jahre 1774, fertig. Hr. Hübner giebt die Summe der darauf gewandten Koſten zu 116665 Gulden, 12 Kreutzer, 2 Pfennig; die Länge des Durchbruchs zu 415, die Breite zu 22, und die Höhe zu 39 Schuh, an. Er iſt durchaus licht, geräumig, doch nicht ganz gerade, auch nicht ganz gefahrlos. Die Steinart, durch die er geht, iſt ein ziemlich locker zuſammen hangendes Sandſteingemenge, das an den Seiten, und an der halbzirkelförmig ausgehauenen Decke ſich in breiten Tafeln ablöſet und von Zeit zu Zeit zerſplittert herabfällt:

eine Unbequemlichkeit, die man hätte vermeiden können, wenn man dem Beyſpiele der Alten gefolgt wäre, welche die Höhle von Poſilippo in ſpitzer Wölbung durch einen nicht härtern Felſen trieben und damit deſſen Decke zugleich ſtützten. Uebrigens iſt der Ein- und Ausgang dieſes Thores mit einer rieſenhaften Bildſäule des heiligen Siegmund, mit Waffenrüſtungen, Fahnen, Kanonen, Meduſenköpfen, Pyramiden und mit einem Bruſtbilde des Erbauers, unter dem die artige Inſchrift: „Te Saxa loquuntur“ ſtehet, in einem guten Geſchmacke verziert.

Von dem Neuen Thore wandte ich mich zu dem Univerſitätsgebäude, das mehr durch ſeinen Umfang, als durch Geſchmack und Pracht auffällt, deſſen Inneres aber mit hinlänglichem Raum und allen erforderlichen Bequemlichkeiten, an Wohnzimmern, und Hör- und Verſammlungsſälen, auch mit einem Garten verſehen iſt. Die dazu gehörige Kirche, die wohl den vierten Theil des Umfangs einnehmen mag, iſt, ihrem Aeußern und Innern nach, architektoniſch merkwürdiger, und gehört zu den größeſten und beſten in Salzburg.

Die Univerſität hat jetzt nur drey Fakultäten. *) Die Mediciniſche hat nicht gedeihen wollen. Die Einrichtung iſt noch faſt ganz vom älteſten Schlage. Es mangelt ihr übrigens nicht an geſchickten Lehrern, die aber ziemlich ſparſam beſoldet ſind. Die obern Würden an dieſer Univerſität, z. B. die Rektor- Prokanzler- Dekan- und Bibliothekarſtellen tragen gar nichts ein. Uebrigens iſt noch ein Gymnaſium mit der Univerſität verbunden.

An der Kirche und dem Hauſe der Franciskaner vorbey, gelangte ich auf den Domplatz, ein enges länglich viereckigtes Lokal, das von dem Stirnaufriſſe der Domkirche, dem einen Flügel des Fürſtlichen Reſidenzſchloſſes und andern dazu gehörigen Gebäuden einge-

---

*) S. Hübners Beſchreibung von Salzburg. Th. I. S. 80. ff. Th. II. 506. ff.

ſchloſſen wird. Auf demſelben iſt der unbefleckten Jungfrau ein großes, ziemlich zuſammen geſetztes, Denkmal errichtet. Die Hauptbildſäule iſt Maria ſelbſt, zwölf Fuß hoch, aus bleyfärbigem Metall gegoſſen. Wolken von ähnlichem Erz umſchweben die Weltkugel, worauf ſie ſteht, und an deren beyden Seiten ſich Engel befinden, deren Einer auf den unter ihm liegenden Satan einen Blitz herab ſchleudert. Ein hohes, weißmarmornes Fußgeſtell trägt dieſe Gruppe, die von den Brüdern Hagenauer, gebornen Salzburgern, mit viel Geſchmack und Leichtigkeit ausgeführt iſt. Der Platz iſt übrigens zu enge und es iſt, bey der Höhe ſeiner Umgebungen, etwas grubenartiges in ſeiner Anſicht, daß dieſem Kunſtwerke die nöthige Ausdehnung raubt.

Die Facade, mit dem Haupteingange der Domkirche, iſt dieſer Bildſäule ebenfalls zu nahe, als daß ſie nicht von ihr überblendet werden ſollte; ſo wie ſie wiederum, obgleich man ſie ſo weit abgerückt hat, als möglich war, den vollen Anblick dieſer Facade, nicht gerade verhindert, aber doch ſehr beengt. Letztere iſt in der That ſo prächtig und geſchmackvoll, daß ſie einen geräumigern Standpunkt verdiente; und ihren jetzigen könnte man ſchon dadurch verbeſſern, wenn der gegenwärtige oder künftige Fürſt eine kleine Bequemlichkeit aufopfern und die beyden bedeckten Gänge, die aus der Reſidenz in den Dom führen, abbrechen laſſen wollte, wodurch dies wirklich in großer Art ausgeführte Gebäude einen ganz freyen Standplatz erhalten würde.

Das Innere iſt etwas dunkel, bietet aber vortrefflich berechnete, reine Verhältniſſe dem Auge dar. Ein natürlicher Beweis davon iſt der, daß es ſich lange in den Höhen erhält, und mit Wohlgefallen Länge und Breite durchmißt, ohne zu ermüden, ohne unſtät und zerſtreut zu werden. Auch ſind die unentbehrlichen Verzierungen und Anlagen einer großen Kirche zu ebener Erde mit viel Weisheit angebracht und vertheilt, entſprechen ganz dem einfaltsvollen Charakter des Ganzen und ſind auch als Werke der Bildhauerey, der Malerey und anderer Künſte, nicht mittelmäßig.

Ich kam endlich auf den Hofplatz zurück, der auch der Haupt- und Reſidenz-Platz genannt wird, weil er der größeſte Platz in Salzburg iſt, und weil ein Flügel der Reſidenz ihn auf der einen Seite umgiebt. Wenn man vom Domplatz her auf denſelben tritt, ſo hat man rechts die Langſeite des Doms und den Neubau, links den gedachten Flügel der Reſidenz mit deren Haupteingang, und vor ſich mehrere anſehnliche Bürgerhäuſer. Ein ſchöner Springbrunnen ſteht im Mittelpunkte dieſes Platzes, der etwas über vierhundert Schuh lang und über zwey hundert und funfzig breit iſt.

Derjenige Theil des Reſidenzſchloſſes, der an dieſen Platz ſtößt, fällt am beſten in die Augen, denn da das Ganze nicht auf einmal und nach einem Plane gebauet iſt, ſo ſtellt es ſich theilweiſe beſſer oder ſchlechter dar, je nach nachdem der Geſchmack des Bauherrn oder des Baumeiſters war. Sämmtliche dazu gehörige Gebäude, die einen großen Raum einnehmen, bilden ſonach ein unregelmäßiges Vieleck, das aus ſehr ungleichen, höhern und niedrigern, ältern und jüngern, Theilen beſteht, dem Auge zwar keinen Ueberblick des Ganzen erlaubt, aber ihm doch in Rückſicht der Bauart auch keinen Anſtoß giebt. Dieſe iſt durchaus einfach, und ziemlich leicht und gefällig.

Derjenige Theil dieſes Lokals, den der Fürſt bewohnt, iſt ein längliches Viereck und hat ſeinen Haupteingang auf dem Hofplatze. Hier hat deſſen Vorderſeite gegen hundert Schritt in die Länge, und außer einem bäuriſchen, hervorragenden Kellergeſchoſſe zu ebener Erde und einem Halbgeſchoſſe unter dem Dache, noch drey andre, von mäßiger Höhe, mit einfach eingefaßten, viereckigten Fenſtern, deren Zwiſchenwände ohne alle Verzierungen ſind. Das Innere dieſes Theiles iſt geräumig und heiter, ſchließt drey bis vier anſehnliche Säle, mehrere Folgen guter Zimmer, Wohnungen für Hofbeamte, die geheime Kanzley, das geheime Archiv ꝛc. ein. Die Wohnungen des Fürſten ſind in dem Flügel, der nach dem Markte ſieht. Ich hätte ſie, aus begreiflichen Urſachen, lieber, als alles übrige im Schloſſe, geſehen, aber der Fürſt hütete ſeit einigen Tagen aus Unpäßlichkeit das Zimmer. Hr. **Hübner** giebt indeſſen eine genaue Beſchreibung davon, die ich ihm für ſolche Leſer abborgen will, in deren Hände Bücher wie dieſes eher fallen, als Bücher, die ſo mühſam und ſo verdienſtlich ſind, wie das ſeinige:

Durch eine Seitenthür gelangt man in die eigentlichen Wohnzimmer des Fürſten. Das erſte, wohin man unmittelbar aus dem Audienzſaale kömmt, iſt das fürſtliche **Arbeitszimmer** oder **Kabinet**. Hier ſind die Wände mit ſehr lebhaften Hauteliſſe-Tapeten bekleidet, alle Schreib- und andere Tiſche, nebſt den Secretairen, von Mahagonyholz. Auf einem Tiſche, unter einem Trümeauſpiegel, ſieht man eine Uhr von Sarton, aus vergoldeter Bronze und Alabaſter zuſammen geſetzt, nebſt ähnlichen Vaſen und Girandolen, und den Bildniſſen Voltaire's und Rouſſeau's. Eine gleiche Uhr von demſelben Meiſter ſteht auf einem andern Tiſche. An einer Wand hängt das Bildniß des Erzbiſchofs Harrach, dem die Reſidenz viel und be rächtliche Verbeſſerungen zu danken hat. Aus dieſem Kabinet führt eine Thür links in das hochfürſtliche Schlafzimmer, und eine andre rechts in das Bibliothek- und Schatull-Gemach; letzteres iſt mit geſchnitzten Wandverzierungen aus Holz, nach dem Geſchmack älterer Zeiten, bekleidet; hat übrigens eine kleine Sammlung ſchöner Gemälde, einen Kamin von ſchwarzem Marmor und eine, mit einem Sopha verkleidete, Thür, die in das Schlafzimmer führt. Dieſes iſt ganz mit rothem Damaſt ausgeſchlagen; die Vorhänge der Fenſter und des Bettes ſind von demſelben Damaſt. Ein horizontales, langes Barometer befindet ſich unmittelbar über dem Bette des Fürſten. Die Thüren ſind alle von Holz; die eine führt in die erzbiſchöfliche Kapelle, deren marmorner Altar einer Mutter Gottes geweiht iſt; die zweyte, wie geſagt, in das Schatull-Gemach, und die dritte in eine ſchmale, etwas lange Galerie, die mit Gemälden von ungleichem Werthe geziert iſt und eine Decke mit ſchönen Freskogemälden hat. In der Mitte dieſer Galerie befindet ſich ein Kamin von ſchwarzem Marmor, und über demſelben in einer Blende eine Bildſäule des Antinous von Bronze, welcher zur Seiten zwey kleinere, Venus und Merkur, ebenfalls von Bronze und Denkmale des Alterthums, ſtehen. — — — Durch gedachte Galerie und eine ihrer Spiegelthüren iſt der Eingang in den Geſellſchaftsſaal, den der jetzige Fürſt ſehr prächtig möblirt hat — — Aus dieſem Saale führt eine Seitenthür in dem ſo genannten Markus-Sittikus-Saal, der an Schönheit der Stuckaturarbeit ſo wie an Architektur, ein Meiſterſtück.

und erſt unter der jeßigen Regierung in gegenwärtige unvergleichliche Geſtalt iſt gebracht worden ꝛc.“ *)

Der gedachten Hauptfacade der Reſidenz gegenüber, auf der andern Seite des Hofplaßes, liegt der ſogenannte Neubau, ein beträchtliches Viereck, deſſen vier Stock hohe, mit einem Thurm verſehene, Vorderſeite ſich über drey hundert Schuh in die Länge ausdehnt. Die Inhaber der vornehmſten Hofämter beſißen in dieſer Anlage ihre Wohnungen, und mehrere fürſtliche Kollegien ihre Schreibſtuben und Verſammlungsſäle. Die Landſchaft und ihr Archiv, die Hofbibliothek, die Hofkammer und das Poſtamt haben auch darin ihre Stelle gefunden. Im Erdgeſchoſſe des erwähnten Thurmes iſt die Hauptwache und in deſſen zweyten Abſatze ein, holländiſches Glockenſpiel, deſſen zerſtückelte, bald zu langſame, bald zu ſchnelle Töne, den jährlichen Er-

---

*) Hübners Beſchr. v. Salzb. Th. I. S. 167. ſq.

trag von drey tauſend Gulden nicht werth ſind, der zur Unterhaltung deſſelben ausgeſetzt iſt.

Endlich beſchloß die genauere Muſterung des Hofbrunnens, der dieſen Platz vortreflich aufputzt, meine heutige, etwas ſtarke Ausflucht.

Dieſer Springbrunnen iſt einer der ſchönſten, und ſeiner Idee nach, einer der verſtändigſten unter denen, die mir auf meinen Reiſen vorgekommen ſind. Ich habe deren zwey, des einen zu Lazienka bey Warſchau, des andern in der Reſidenz zu München erwähnt, denen unſchickliche Gedanken zum Grunde lagen; dieſem kann man dergleichen nicht zur Laſt legen, ſo wie überhaupt auch an ſeiner Zeichnung und Ausführung nichts zu tadeln iſt. Die Grundlage des Ganzen iſt ein weites marmornes Becken. Ein rauhes Felſenſtück tritt aus deſſen Mitte hervor, von vier Waſſerpferden umgeben, die aus ganzen Marmorblöcken vortrefflich gehauen ſind, und aus Nüſtern und Maul Waſſer geben. Drey rieſenhafte Figuren, die, mit dem Rücken gegen einander, mit künſtlich verſchränkten Füßen, empor geſtreckten Armen und ſchwer belaſtetem Körper, ohne alle Verzerrung und Ueberladung, da ſtehen, tragen eine runde Schaale vom ſchönſten Verhältniſſe. In dieſer Schaale ſieht man eine Gruppe von Seefiſchen, die, auf emporgehobenen Schwänzen, eine Muſchel in die Höhe halten, in welcher ein Triton ſitzt, der aus ſeinem Horn einen acht Schuh hohen Waſſerſtrahl ausſchießt, welcher in Tropfen auf die Muſchel zurück, aus dieſer in die Schaale, und zuletzt aus dieſer in das große Waſſerbecken herab fällt. Säulenſteine, die durch Ketten zuſammen hangen, ſchließen das Ganze ein.

Ich habe dieſes, mit Leichtigkeit und Richtigkeit ausgeführte, Kunſtwerk, wenn ich aus meinem Fenſter ſehe, vor mir, und mein Auge kömmt von dem Dom und der Reſidenz immer fort mit neuem Wohlgefallen auf daſſelbe zurück. Wenn ich morgen mit dem erſten

Sonnenſtrahl, der ſich durch meine rothen Vorhänge in einem Purpurſtrom ergießt, wiederum erwache, ſo wird das leiſe Rauſchen und Plätſchern dieſes Brunnens mir ſein gefälliges Bild zuerſt vor das geiſtige Auge zaubern, und dann wird mir wahrſcheinlich auch irgend ein altes Adagio des benachbarten Glockenſpiels auf dem Neubau ſehr willkommen ſeyn.

Ich habe heute die entfernteren Theile der Stadt gemuſtert, nämlich die Vorſtädte, deren drey ſind: Nonnthal, Mühlen, Stein.

Man rieth mir zu einem Wagen, aber der Morgen war zu köſtlich, als daß ich ihn nicht auf meinen Füßen hätte genießen ſollen; man rieth mir mit der Vorſtadt Stein anzufangen, ſodann über die Brücke zurück zu fahren und die Vorſtadt Mühlen zu beſuchen; von da zurück zu kommen und, vor meinem Gaſthof vorbey, vor das Kajetanerthor in die Vorſtadt Nonnthal zu fahren und zum Mutageſſen zurück zu ſeyn; aber außerdem, daß ich das Umkehren nicht ſehr liebe, hatte mir Hübner, mein gedruckter Führer, ſchon einen andern Reiſelauf an die Hand gegeben. Ich wollte nämlich erſt das Nonnthal beſuchen, ſodann im Schatten alter Kaſtanien die Sommerſchlößchen in der Nähe, und namentlich Leopoldskrone, beſuchen; von da, nach Tiſche (wo ich dieſen gedeckt, oder auf einem Raſenteppiche, finden würde, wußte ich noch nicht, aber ich verließ mich darin auf meinen Lohnbedienten, eine Art, die immer hungrig iſt) um den Mönchberg von auſſen herum, nach Mühlen; und von da über den Gries und die Brücke nach der Vorſtadt Stein hinüber wandern; mich dort erfriſchen und ſo lange damit zubringen, bis ich, bey aufgehendem Monde, an dem Ufer der Salza, und über deren Brücke zurück nach Hauſe gehen könnte. Der Plan war üppig und wurde ausgeführt. Hier ſind die Reſultate:

Die Vorſtadt **Nonnthal** liegt unterhalb dem Nonn- und Schloßberge vor dem Kajetanerthore und hat nur Eine Straße, die zugleich die Landſtraße nach **Hallein** iſt. Die eigentlichen Häuſer dieſer Vorſtadt nennt man das innere Nonnthal, die Luſthäuſer, Sommerſitze und Höfe, die hinter derſelben einzeln im Thale umher ſtehen, das äußere.

Im innern Nonnthal iſt die merkwürdigſte Anlage das Spital des Domkapitels mit der dazu gehörigen Kirche. Es beſteht aus zwey Flügelgebäuden, die fünf Geſchoß hoch ſind und in ihrer Mitte eine Kirche haben, welche von außen und innen zu den zierlichſten in Salzburg gehört. Die Anſtalt iſt für Männer und für Weiber. Jedes Geſchlecht wohnt in ſeinem beſondern Flügel; jede einzelne Perſon hat ihr eigenes Zimmer; doch müſſen die Weiber in ihrem gemeinſchaftlichen Saale zuſammen arbeiten und eſſen, und die Männer in dem ihrigen ebenfalls. Ehedem war dieſe Anſtalt für alle Hülfsbedürftige ohne Unterſchied, jetzt bloß für die abgelebte oder kranke, weibliche oder männliche, Dienerſchaft des Domkapitels. Es iſt auch ein Krankenhaus für eben dieſe Subjekte damit verbunden. Das Haus iſt reinlich und die Verpflegung gut und ſorgfältig. Sehenswerth iſt der Garten hinter demſelben. Er läuft, in drey Abſätzen, die mit Werkſtücken untermauert ſind, hinter den Gebäuden des Spitals hin, und iſt als Kunſt-, Küchen- und Luſtgarten ſorgfältig angebauet und unterhalten, und mit lebendigem Waſſer und mehreren artigen Luſthäuschen verſehen.

Unter den Anlagen im äußern Nonnthale iſt das Sommerſchloß Leopoldskrone die anziehendſte, ihrem Aeußern und Innern nach. Man nähert ſich demſelben auf einer dichten Allee von Kaſtanienbäumen, dergleichen noch drey andre von andern Seiten dahin führen.

Ein längliches Viereck von vier Stock, deſſen mittlerer Theil etwas hervorſpringt, kömmt dem Auge mit einer gewiſſen Heiterkeit und

Leichtigkeit entgegen. Die Wände ſind weiß und die Architekturzierrathen citronengelb abgeputzt. Der Stirnaufriß iſt zierlich und nicht im mindeſten überladen. Man geht durch eine Bogenlaube, die auf Arkaden ruhet und einen Austritt von weißem Marmor trägt, hinein, und kömmt in ein ſehr elegantes Vorhaus, deſſen Thürſtücke und Kamine von feingeſchliffenem rothen, und weiß und roth geſprenkelten, Marmor ſind. Die Decke deſſelben iſt gewölbt, hellgrün übermalt und mit ſehr zarten Gypsgewinden verziert; die Treppen ſind geräumig und haben Geländer von Marmor; mit einem Worte: es iſt nichts geſpart, um gleich bey dem Ein- und Austritte dem Fremden anzukündigen, was er zu erwarten hat.

Man thut nun keinen Schritt mehr, ohne auf Gemälde zu ſtoßen, die mehr oder weniger Aufmerkſamkeit verdienen; faſt alle Zimmer und Säle ſind damit angefüllt, und es iſt nicht zweifelhaft, daß der Vorrath derſelben mehr gekoſtet hat, als die ganze fürſtliche

Anlage ſelbſt. Beſonders merkwürdig iſt ein großer Billardſaal im vierten Stocke, der zugleich eine Galerie von Mahlerbildniſſen iſt. Viele darunter ſind von den Künſtlern ſelbſt gemalt, und mehrere befinden ſich ſelbſt in der berühmten Sammlung ſolcher Bildniſſe auf der Galerie zu Florenz nicht. Ihre Anzahl iſt genwärtig 287 ſtark. Werke von Breughel, Battoni, den Brüdern Caracci, von Cignani, Dominichino, Dürer, Luca Giordano, Honthorſt, Kneller, Lukas, von Leyden, Guido Reni, Salvator Roſa, Rubens, Rembrandt, Pouſſin, Paul Veroneſe und von vielen Andern — füllen eine Menge anderer Zimmer in allen Geſchoſſen.

Auch iſt eine artige Sammlung von ausgeſtopften Vögeln und Säugthieren vorhanden; und an Gypsabgüſſe von Antiken iſt ebenfalls gedacht. Die Schloßkapelle entſpricht allem übrigen; und ein weitläuftiger Garten, der an einen großen Weiher mit zwey bepflanzten und verzierten Inſeln ſtößt', krönt das angenehme Ganze. Der hintere Stirnaufriß des Schloſſes, der übrigens ganz ſo gebauet iſt, wie der vordere, gewährt eine heitere Ausſicht über dieſe letztgenannten Anlagen.

Nicht weit von Leopoldskrone, nach der Stadt zu, fand ich mein Mittageſſen, das ich mir wohl verdient hatte, unter einem großen Kaſtanienbaum, in der Nähe eines Wirthshauſes. Die Schüſſeln waren in der That nicht köſtlich, aber ich hatte vortreffliche Eßluſt. Die Ohren meines Lohnbedienten reckten ſich, bey dem erſten abzuhebenden Gerichte, wieder munter empor. Gleich nach Tiſche ſetzte ich, auf einem angenehmen Wege meinen Stab weiter; nicht ganz ſo friſch, wie dieſen Morgen, ich muß es bekennen, aber ich darf auch nicht vergeſſen, zu meiner Rechtfertigung zu ſagen, daß ich außer Leopoldskrone, nicht auf den geradeſten Wegen die fürſtliche Stuterey, ein Muſter in ihrer Art, das Kirſinger'ſche Luſtſchloß und Freyſaal.

ein fürſtliches Schloß, in einem Weiher gelegen, beſucht hatte.

Die Vorſtadt Mühlen, (oberdeutſch Müllen) iſt auf der entgegen geſetzten Seite der Stadt, vor dem Klauſenthor gelegen; und ich gelangte zu derſelben, indem ich, meiſt immer unter ſchönen Baumgängen, einen Halbcirkel außerhalb um den Mönchberg beſchrieb. Das Johannesſpital, eine pallaſtähnliche Anlage, fiel mir zuerſt in die Augen und lockte mich an, hinein zu treten. Das Innere iſt dem Aeußern angemeſſen, und hat einen gewiſſen freygebigen Charakter, der ſich in breiten, freyen Treppen, in geräumigen Gängen, und in hohen Thüren, Zimmern und Fenſtern zeigt. Eine artige Kirche nimmt das Mittel des ganzen Gebäudes ein; an ſie ſtoßen auf beyden Seiten zwey Flügel, woven der eine zur Rechten die Männerſeite, und der andere zur Linken die Weiberſeite genannt wird, weil in jenem die männlichen Kranken, in dieſem aber die weiblichen untergebracht werden. Zwar ſind vor der Hand nur in allem acht und funfzig Betten da, aber es können und ſollen im Nothfalle noch eben ſo viel vorgerichtet werden. Den übrigen Raum des Gebäudes nehmen ehemalige Gaſtſtuben für Pilgrime, Vorrathsgewölbe, die groſe Küche, mancherley Wirthſchaftszimmer, Wohnungen für die Kapläne, Wundärzte und andre Beamten, Aufſeher und Bedienten der Anſtalt ein.

Der Stifter derſelben, Erzbiſchof Johann Ernſt, aus dem Hauſe Thun, wollte einen doppelten Zweck damit erreichen: Pilgrime beherbergen und Kranke unterſtützen. Für die Pilgrime ſorgen, galt damals für eine gottgefällige Handlung; ihnen die ſchmutzigen Füße waſchen, öfnete unwiderſprechlich die Pforten des Himmels. Wir glauben dies jetzt nicht mehr; wir bewundern bey dieſem Vorurtheile nur noch, wie die geſchmeidige Natur es nutzte, um die Fehlſchlüſſigkeit der Menſchen zum Beſten zu kehren. Erzbiſchöfe und mit ihnen die ganze geiſtliche Schaar, beredeten

ten das blöde Volk zu beſchwerlichen Pilgerſchaften; und Erzbiſchöfe und Klöſter machten Stiftungen, um die Pilger zu empfangen, zu bewirthen, zu reinigen und zu kleiden. So war alles wieder in Ordnung, und die Folgen des Vorurtheils waren durch Vorurtheil minder beſchwerlich gemacht.

Erzbiſchof Johann Ernſt wuſch in der That dem erſten Pilgrim, den er in ſeinem neuen, noch nicht ganz vollendeten, Spital empfing, öffentlich und feyerlich die Füße, und beſchenkte ihn mit einem Thaler. Dies war im Jahre 1695. Eben ſo wurde auch der erſte Kranke in ſeiner Gegenwart aufgenommen. Als im Jahre 1704 der Bau vollendet war, wurden auch die erſten weiblichen Pilgrime und Kranken verſorgt. In den folgenden Jahren kamen bald mehr, bald weniger Pilgrime in dieſe neue Herberge, doch fiel ihre Anzahl immer mehr, je näher die neuen Zeiten rückten; und wenn 1700 Ein tauſend vier hundert und fünf und neunzig fromme und liederliche Landſtreicher hier gaſtfrey und willig aufgenommen wurden, ſo konnten 1784 nur — Ein und dreyßig mit Mühe unterkommen, was man aus der Anmerkung in dem Pilgrimsverzeichniſſe dieſes Spitals: „Fuiſſent quidem longe plures, ſed non aſſumpſi eos“ *) ſehr deutlich erſiehet. Nach eben dieſem Verzeichniſſe wurden im Jahre 1790 nur ihrer Acht bewirthet. Ich bin überzeugt, daß nun die Anzahl der Krankenbetten deſto höher ſteigen wird.

Die innere Einrichtung und Polizey dieſes Hauſes iſt ohne Tadel, und kann jeder Anſtalt dieſer Art zum Muſter dienen. Ich verweiſe den wißbegierigen Leſer hierüber zur Quelle ſelbſt. **) Uebrigens befinden ſich in dieſer Vorſtadt noch vier andre menſchenfreundliche Stiftungen: ein Leproſen- oder Siechenhaus, zwey Waiſenhäuſer, das eine für Knaben, das andere für Mädchen, und das Soldatenkrankenhaus. Da ich die reiche Stiftung der Auguſtiner, deren Sitz oberhalb meines Weges lag, nicht für eben ſo verdienſtlich halten konnte, ſo ließ ich ſie unbeſehen zu meiner Rechten liegen.

---

*) „Es wären ihrer wohl viel mehr geweſen, aber ich habe ſie abgewieſen.“

**) Hübners Beſchr. v. Salzb. Th. I. S. 459. ſq. vergl. mit Th. II. S. 612. ſq.

Ich gelangte durch das Frauenthor wieder in die Stadt, und über die Straße zum ſchwarzen Bären auf den Gries, der mich zu der Brücke führte. Dieſe iſt gegen zwey hundert Schritt lang, und ruhet auf ſieben hölzernen Jochen. Der Fahrweg iſt abhängig gepflaſtert, und für die Fußgänger hat man auf jeder Seite einen erhöhten Pfad angebracht, der mit einem Geländer eingefaßt und mit Vorſprüngen zum Ausweichen verſehen iſt. Die Breite der Brücke mag zwanzig Schritt betragen.

Jenſeits derſelben gelangte ich auf das Plätzl, ein, wie der oberdeutſche Name zeigt, kleines, unregelmäßiges enges Lokal, an welchem indeß einige ſehr anſehnliche Bürgerhäuſer ſtehen. Rechts führt eine enge Straße nach dem innern Steinthore, und durch dieſes gelangt man in die Vorſtadt Stein. Sie liegt auf einem unebenen Boden, zwiſchen dem Felſen des Kapuzinerberges und der Salza, und beſteht aus einer langen Doppelreihe ungleicher Häuſer, die meiſt von Handwerkern, von Gerbern, Fleiſchern, Gärtnern bewohnt werden. Sie wird in den innern und äußern Stein abgetheilt. Der innere geht von dem innern Steinthor bis zum äußern, und der äußere hebt vor dem äußern Steinthor an und läuft, in ungefähr gleicher Länge, wie der innere, über eine Anhöhe, ebenfalls in zwey Häuſerreihen, hinan, und verliert ſich ſodann oberwärts ins Freyere.

Was ich in dieſem, wirklich nicht angenehmen, Stadttheile zu ſuchen hatte, war eigentlich die berühmte Lederfabrik der Herren Zezi und Gſchwendtner, deren pallaſtmäſſige Anſicht mir den Tag vorher, auf der andern Seite der Salza, ſehr anlockend in die

Augen gefallen war. Sie liegt mit ihrer Vorderſeite nach dieſem Fluſſe zu, beſteht aus einem Mittelgebäude von vier Geſchoſſen, und aus zwey Flügeln von Einem und einem halben Geſchoß. Die Bauart des Ganzen iſt geſchmackvoll, und die innere Einrichtung und Vertheilung ſehr zweckmäßig. Vor demſelben, nach der Salza zu, iſt ein geräumiger Hof, von welchem Treppen unmittelbar in dieſen Fluß hinabführen, deſſen die Fabrik vielfältig bedarf. Ihre Waaren gehören zu den vorzüglichſten, und ſie liefert ſie in ſehr verſchiedenen Arten, und in Menge. Ihr Glanz- Walk- Pfund- und Doppelleder könnte überall für engländiſches gelten, mag auch wohl in Oberdeutſchland oft genug als ſolches verkauft werden. Uebrigens habe ich nirgends in Deutſchland eine Anlage gefunden, die ſo ins Große ginge, wie dieſe.

In der Nähe dieſer Fabrik, oberhalb derſelben liegt ein Sommerſchlößchen, der **Bürgelſtein** genannt, bey dem ich einen artigen

Garten fand, der mich aber nicht ſo anzog als ein mit Bäumen bepflanzter Hügel, der dazu gehört, und ſich dicht am Ufer der Salza erhebt. Auf demſelben ſtand ein niedliches Luſthaus mit einem hübſchen Saal, in welchem ich einen heitern und kühlen Ruheplatz fand, den ich, mit meiner Müdigkeit und mit einigen ſüßen Orangen von einem benachbarten Gartner beſchäftigt, erſt mit anbrechendem Abend wieder verließ. Es ward mir zu ſpät, die Luſt- und Nutzgärten und das Schloß Cleſenheim in der Nachbarſchaft zu beſuchen; ich ging alſo durch die finſtern Straßen des Steins zurück und kam, nachdem ich noch ein paarmal unter einem frohen Getümmel von jungen und alten Spatziergängern auf der Brücke hin und wieder gegangen war, in meinem Gaſthofe wieder an.

Ich kann nun, da ich Salzburg, ſeinem Innern nach, ganz durchwandert bin, noch einige Bemerkungen über die Oertlichkeit dieſer Stadt und über ihre Polizeyanſtalten mittheilen.

Die Beſchränktheit ihres Standplatzes iſt Urſach, daß man mit den Häuſern in die Höhe auffahren und auch die Hofräume enge hat bebauen müſſen. Es ſind wenige Gebäude in Salzburg die nur drey Geſchoß hätten, die meiſten ſind vier und fünf hoch, und haben Fenſter dicht an Fenſter, weil man hauptſächlich auf Wohnzimmer ſehen muß. So kann man ſich erklären, wie die Volksmenge von Salzburg in etwas mehr als Sechshundert Häuſern Raum haben mag. Die Straßen, die an ſich ſchon größeſtentheils enge ſind, erſcheinen der Höhe der Häuſer wegen noch enger, ſind aber darum doch nicht eigentlich finſter, weil jene durch die Bank weiß abgeputzt und die Fenſter mit Einfaſſungen von derſelben Farbe umgeben ſind. Die Bauart iſt im Ganzen gut, und hat die auffallendſte Aehnlichkeit mit der zu Neapel; nur daß hier, anſtatt der ganz flachen, mit Eſtrich übergoſſenen, neapolitaniſchen Dächer, mehr erhöhete, mit Holzſchindeln gedeckte, üblich ſind. Man bauet durchaus von Steinen, wovon unter andern der Mönchberg unerſchöpflich iſt, der mehrere Arten von Sandſtein liefert. Am Untersberge bricht weißer und weißröthlicher Marmor, der unter dem Eiſen des Steinmetzen alle Geſtalten annimmt, die in der Baukunſt vorkommen; aus dem aber der Meißel des Bildhauers nichts von Belang formen kann. Wenn man übrigens in Salzburg ſo häufige Anlagen von Marmor findet, ſo iſt dies nicht mehr zu verwundern, als wenn man da, wo viel Ziegelhütten ſind, viel Häuſer von Backſtein findet; und vielleicht kömmt ein großes Haus, mit Marmor bekleidet, in Salzburg noch nicht ſo hoch zu ſtehen, als bei uns ein halb ſo großes von morſchen Ziegeln. In Abſicht des Häuſerbeſitzes hat Salzburg noch das beſondere, daß ſich oft vier Hausherren in einem einzigen befinden, deren jeder ein einzelnes Geſchoß, oder gar nur eine einzelne Wohnung (hier Boden genannt) erblich oder käuflich an ſich gebracht hat. Wie dieſe vier Gränznachbarn, die alle, jeder in ſeinem Stockwerk, ſunumſchränkte Herren ſind, ſich unter einander vertragen, beſonders ihre Ehehälften, und ihre Mägde, würde ich allerdings auf dem Rathhauſe erfahren haben, wenn ich bisher nicht vergeſſen hätte, mich dort danach zu erkundigen.

Das Pflaſter der Stadt iſt nicht minder unbequem für Fußgänger, als das zu München. Es beſteht aus den gröberen Steingeſchieben, die in dem Bette der Salza gefunden werden, und die, bey der Zuſammenſetzung, eine mannigfaltige Muſterkarte der Steinarten bilden, welche man in den umliegenden Gegenden antrift. Einige Stellen um das Reſidenzſchloß haben genau das Pflaſter von Wien, das aus behauenen Würfeln von Kalkſtein beſteht, und wahrſcheinlich nicht zu koſtbar für Salzburg ſelbſt ſeyn würde, wenn man die

Kalkfelſen des Kapuzinerberges dazu benutzen wollte. Uebrigens iſt das Pflaſter ziemlich ſauber, theils, weil die Polizey darüber wacht, theils, weil beyde Hälften der Stadt nach der Salza zu abhängig ſind, mithin durch den Regen abgewaſchen werden, theils, weil den Bürgern aufgegeben iſt, wenigſtens einmal wöchentlich kehren zu laſſen, andere zu treffende Vorkehrungen ungerechnet. Die größere Hälfte der Stadt, am linken Ufer der Salza, hat dießfalls noch eine Bequemlichkeit mehr, als die am rechten Ufer. Ein Bach, die Albe genannt, der durch und um den Mönchberg in zwey Armen in die Stadt geführt iſt, berührt alle Gegenden der größern Hälfte mittelſt unterirrdiſcher Leitungen, verſorgt einige Mühlen, Brunnen und Schwemmen und kann, durch geöffnete Hähne, über die Straßen und den etwa aufgehäuften Unrath hinweg geleitet werden. Die öffentlichen Brunnen, deren es acht, von weißem Marmor, mit geräumigen Becken, giebt, und viele andre Ziehbrunnen, gewähren der Stadt einen Ueberfluß an Waſſer, der ihr in Feuersnöthen und bey vielen andern Bedürfniſſen vortrefflich zu ſtatten kömmt. Ueberhaupt ſind, nach der gedruckten Feuerordnung zu ſchließen, auch die Feueranſtalten vortrefflich, und man erinnert ſich hier ſeit lange nicht mehr, daß die Flamme über das zuerſt entzündete Haus hinaus gegriffen hätte.

Die Unbequemlichkeit der hervorſpringenden Dachrinnen, welcher man ſonſt in den Städten mit vermauerten Dächern ausgeſetzt iſt, fühlt man in Salzburg nicht; indeß iſt es noch ſo lange nicht, daß ein fürſtlicher Befehl dieſe Rinnen verbannte und das Traufenwaſſer entweder in Röhren an den Wänden der Häuſer herab, oder ſonſt wohin es die Anlage des Hauſes erlaubte, zu leiten befahl.

Die Stadt, mit Ausſchluß der drey Vorſtädte, iſt, ſeit dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Fürſten, des Nachts erleuchtet.

Ich faſſe noch einige Vorkehrungen der Polizey in der weiteſten Bedeutung zuſammen und theile einige Bemerkungen darüber mit.

Zur Sicherheit des Lebens und des Eigenthums der Bürger, hat man ein wachſames Auge auf Landſtreicher, Bettler und andre unbeſchäftigte Leute. Jeder Gaſtwirth iſt ſtreng verbunden, die bey ihm einkehrenden Fremden zu melden; dienſtloſe Mägde und Bediente werden nicht lange geduldet; liederliche Häuſer können ſich nicht erhalten, und vielleicht iſt jetzt kein einziges in Salzburg; auf die Verhehlung heimlicher Entbindungen iſt Geld- und Zuchthausſtrafe geſetzt; vornehme Bettler werden an der Gränze abgewieſen; gemeine, wenn ſie tauglich ſind, an die öſterreichiſche Werbung ausgeliefert; Stadtbettlern ſieht man, aus Grundſätzen, warum jeder geiſtliche Staat ſie ſchont, durch die Finger. Bey dem, ich möchte ſagen — Ueberfluß an Verſorgungsanſtalten, die Salzburg einſchließt, und deren ich ſchon einige erwähnt habe, wird man doch auf den Straßen oft genug angegangen, ungeachtet ſich jene Anſtalten über jeden Stand, jedes Geſchlecht, Alter und Gebrechen ausbreiten. Außer den erwähnten Johannes- und Domkapitel-Spitälern, nehmen noch das Bürgerſpital, das Stadtbrüderhaus, das ſchon gedachte Leproſenhaus, und das Lazareth, Kranke auf, und für die Armen ſorgt das Fürſtliche Allmoſenamt, der Bürgerſäckel, die gemeine Stadtallmoſenkaſſe, eine Stiftung für Hausarme, eine zweyte zur Ausſteurung armer Bürgermädchen, eine dritte zu einem Armeninſtitut, *) ferner die Studentenbüchſe, und endlich der Liebesbund an der Univerſität.

---

*) Dieſe letztern drey Stiftungen rühren von einem Manne her, der vielleicht alle Wohlthäter ihrer Vaterſtädte in neuern Zeiten übertroffen hat, und deſſen Name überall bekannt zu werden verdient. Er hieß Haſner von Imbachshauſen, war Großhändler, und ſtarb im Jahre 1787, ohne leibliche Erben,

Wie alle dieſe Stiftungen für die Armen und Hülfsbedürftigen in einer Stadt, die kaum

in ſeinem 31ſten Jahre. Laut ſeines letzten Willens erhielten alle Kranken- Armen- Schul- Erziehungs- und Verſorgungsanſtalten in Salzburg, die ſchon da waren, und einige andre, die noch errichtet werden ſollten, auch zwey der Nonnen- und drey der Mönchsklöſter, in einzelnen Legaten, die Summe von Zwey Hundert Drey und Achtzig Tauſend Fünf und Siebenzig Reichsgulden. Das ſtärkſte Legat war Dreyßig Tauſend, das ſchwächſte Ein Tauſend Gulden. Die Nonnen und Mönche bekamen, wie billig, jetzt die geringern, wie ſie ehedem die ſtärkſten bekamen, die Armenanſtalten erhielten die höchſten. Seinem geweſenen Geſinde, bis auf den Stalljungen herab, ſetzte er ein Kapital von Fünf und Neunzig Tauſend Gulden aus. Seine Handlungsbedienten bekamen gegen Vierzehn Tauſend Gulden. Sein Schwager ward Univerſalerbe, mit der Verpflichtung, ſämmtliche Legate, die in der Handlung ſtehen bleiben, zu drey vom Hundert jährlich zu verzinſen. Seine Schweſtern und deren Kinder, ſein anderer Schwager und drey entferntere Verwandte in Tyrol, erhielten noch in einzelnen Vermächtniſſen, von Hundert, Tauſend bis Vier Tauſend, die Summe von Dreymal Hundert und Vierzehn Tauſend Gulden!!

16,000 Einwohner zählt, noch nicht hinreichend ſeyn können, begreiſe ich nicht, da ich weiß, daß in manchen proteſtantiſchen Städten, die, wie z. B. Berlin, eine zehnfach ſtärkere Bevölkerung haben, die Anzahl der Widmen und Häuſer zur Unterſtützung ihrer Armen nicht die Hälfte der in Salzburg befindlichen erreichen.

Für die Erhaltung der öffentlichen Geſundheit hat die Salzburgiſche Polizey durch die Errichtung eines Sanitätskollegiums geſorgt, welches ein wachſames Auge auf die Apotheker und Hebammen hat, und ihre Kenntniſſe prüft und beſcheinigt. Wo ſich anſteckende Krankheiten bey Menſchen und Vieh, und, was eben ſo ſchlimm iſt, Quackſalber und Univerſalmedicinen zeigen, da wird das Kollegium thätig und trift Anſtalten dagegen.

Den angehenden Wundärzten giebt Herr Hartenkeil freyen Unterricht in der Zergliederungs- und Wundarzneykunſt, ſo wie den Hebammen aus der Stadt und vom Lande, die ſich zum Unterrichte einzufinden gehalten ſind, in der Entbindungskunſt. Alle Wundärzte haben Vorſchriften, wie Verunglückte aller Art zu behandeln ſind, wenn noch Hoffnung ſie zu retten übrig iſt. Gegen die Gefahr, lebendig begraben zu werden, dient eine Verordnung, keinen Leichnam vor acht und vierzig Stunden zu begraben. Die Todtenbeſchau verrichten dazu aufgeforderte Aerzte. Gegen den Biß toller Hunde, wie gegen den Mißbrauch in Haltung der Hunde, ſind ſchon ſehr alte, bis in die neueſten Zeiten wiederholte Vorkehrungen vorhanden.

Salzburg iſt mehr ſtill, als lebhaft. Straßen oder Städte überhaupt, in denen viel Palläſte und Kirchen ſtehen, geben bekanntlich keinen belebten Anblick, oder doch nur zu gewiſſen Zeiten, z. B. wenn man zu Tiſche oder in die Komödie fährt, oder wenn man die Kirche beſucht, oder beſucht hat. Selbſt in den volkreichſten Städten, iſt dies eine ganz natür. Erſcheinung. Man erinnere ſich an die Herrenſtraße in Vergleichung mit der Kärnthnerſtraße in Wien, an die Wilhelmsſtraße verglichen mit der Königsſtraße in Berlin, an die Moritzſtraße verglichen mit der Schloßſtraße in Dresden, an St. James verglichen mit dem Strand in London, und an die Vorſtadt St. Germain verglichen mit dem Viertel des Palais Royal in Paris. In allen dieſen Städten aber werden die ſtillen Gegenden durch die geräuſchvollen mehrfach erſetzt; ein Umſtand, der in Salzburg kaum merklich iſt. Kömmt dies vielleicht daher, daß in Salzburg faſt keine Straße iſt, die nicht Palläſte oder Kirchen aufzuweiſen hätte, welche die Bürgerhäuſer gleichſam herausdrückten? Oder hat dieſe Stadt ſchon wirklich Mangel an Bürgern, weil ſie Mangel an Erwerbsquellen, und an natürlichem Platze hat? Das letztere macht der Umſtand mit den drey bis vier Beſitzern Eines

Hauſes wahrſcheinlich; das mittlere iſt durch die Menge von Verſorgungsanſtalten erwieſen; und über das erſtere laſſen die vielen Palläſte, Kirchen, Kurien und Klöſter, die noch dazu meiſt groß und prächtig ſind, kaum einen Zweifel.

Unter dem Erzbiſchof Wolf Dietrich waren Land und Stadt Salzburg in höchſter Blüthe; dieſe fiel unter eben dieſem Fürſten auch ab, und der Stamm hat ſich noch nicht wieder erholt, iſt vielmehr immer noch im Hinſchwinden. Eine allgemeine Verbannung der Juden, die zwiſchen der Mitte des Vierzehnten und dem Ende des Funfzehnten Jahrhunderts wiederholt befohlen wurde, legte den Grund zur Entvölkerung; Religionsbedrückungen, welche die wohlhabendern und thätigern Bürger erfuhren, drangen um eben die Zeit einen großen Theil der beſten Kaufmannsfamilien, und mit ihnen Kunſtfleiß und Gewerbe, auszuwandern; ein doppelter fürchterlicher Bauernaufruhr, eben daher entſtanden, hatte gleiche

Folgen, und koſtete, wie man behauptet, die nachherigen Ketzerverfolgungen dazu gerechnet, dem Lande gegen funfzehn tauſend der nützlichſten Unterthanen; zu Anfange dieſes Jahrhunderts verjagten die Religionskommiſſionen abermals Tauſende von Menſchen; und endlich im erſten Drittel deſſelben (in den Jahren 1732 — 33) erfolgte die letzte und unerſetzlichſte aller dieſer Auswanderungen, durch welche Salzburg über dreißig tauſend wackere Staatsbürger verlor, von denen Preußen an zwanzig tauſend, andre Proteſtantiſche Länder und Städte an zehn tauſend, und Amerika den Reſt mit offenen Armen empfing. Man kann den Erzbiſchof, unter dem dies geſchah, durch Verſchweigung ſeines Namens nicht ſchonen. War ihm der Beyname „Excelſus,“ den er von dem höchſterfreuten Heil. Vater für die Verjagung ſeiner Kinder erhielt, bey ſeinen Lebzeiten ſchmeichelhaft, ſo mag ihm der, den er als Erzbiſchof führte (denn nur als ſolcher handelte er ſo —) ſo mag ihm Leopold-

Anton bey der Nachwelt ſo viel Ehre bringen, als er kann — der edle und veredelte **Name** der **Freyherren von Firmian**, aus deren Familie er war, bleibt durch ganz entgegengeſetzte Thaten vollkommen gedeckt.

Uebrigens iſt es tröſtlich für die Menſchheit, daß auf demſelben Stuhle, worauf jener Erzbiſchof afterglaubiſch ras'te, gegenwärtig ein anderer waltet, der in jeder Rückſicht das Gegentheil von ihm iſt, ſeine moraliſchen und politiſchen Fehler misbilligt und dies öffentlich dadurch bekennt, daß er dem Munde der Wahrheit in ſeiner eigenen Hauptſtadt ſo über dieſen Gegenſtand zu ſprechen und zu ſchreiben erlaubt, wie es der neueſte Beſchreiber von Salzburg gethan hat. *)

Der Verluſt indeſſen, den Land und Stadt Salzburg erlitten haben, iſt noch nicht erſetzt, vielleicht vor der Hand unerſetzlich. Nach den

---

*) Vergleiche **Hübners** Beſchreibung von Salzburg ꝛc. II. S. 8. fg.

neueſten Berechnungen hatte Salzburg vor 10 Jahren, auf 240 Geviertmeilen, 220,000 Menſchen, jetzt hat es nur noch etwa 200,000, macht die ſehr geringe Anzahl von 833⅓ Köpfen für ſolch eine Meile. Die Hauptſtadt ſelbſt, ihre Vorſtädte und was innerhalb des Stadtburgfriedens liegt, mag 15 bis 16,000 Seelen enthalten. Auch ihre Bevölkerung iſt in Abnahme, was hier nicht weitläuftig bewieſen werden kann. *)

Das geſellſchaftliche Verkehr kann in keiner Stadt lebhaft und mannichfaltig ſeyn, deren Einwohnerſchaft durch mehrere Klüfte der Geburt, des Standes und des Gewerbes getrennt wird. In Salzburg ſind dieſe Klüfte häufiger und merklicher, als in irgend einer andern deutſchen Hauptſtadt.

Der alte Adel muß natürlich hier ſehr wichtig ſeyn, da der Fürſt und Erzbiſchof ſelbſt ſeine Stelle nicht bekleidete, wenn er nicht

---

*) Vergl. aber loc. cit. S. 82. ſq.

von alter adelicher Abkunft wäre, und da alle die, welche Pfründner des Staats und Kompetenten des Erzbiſthums und der Fürſtenſchaft ſind, (ich meyne die Mitglieder des Domkapitels, das jetzt wirklich aus acht Fürſten und ſechszehn Grafen beſteht) ihre Einkünfte, ihren Rang und ihre Anſprüche davon ableiten. Fürſt und Domkapitel bilden alſo die erſte und höchſte Klaſſe im Staate ſowohl, als in der Stadt Salzburg.

An dieſe Klaſſe ſchließt ſich, als die zweyte, der hohe Adel, der aus mehreren Gräflichen und Freyherrlichen Familien und einzelnen Perſonen beſtehet, die zu ſolchen Familien gehören. Erſtre wie letztre ſind häufig in Dienſten des Fürſten, und bekleiden die hervorſtechendſten Stellen im Hofſtaate. Dieſer Adel iſt, nach dem Domkapitel, der natürliche Geſellſchafter des Fürſten; doch wird auch zu den Verſammlungen bey Hofe, zu Koncerten und Tafeln, das Offizierkorps bis zu einer gewiſſen Stufe herab, eingeladen.

Die dritte Klaſſe bilden diejenigen Mitglieder des **Landadels**, die ſich in der Hauptſtadt befinden und dort Stellen bekleiden. Da in denſelben auch Subjekte, die nur erſt ſeit funfzig Jahren adelich ſind, aufgenommen werden können, ſo ſtellt ihn dies in eine ziemliche Entfernung von dem Domkapitel und dem hohen Adel.

Die **Geiſtlichkeit** bildet abermals eine Klaſſe für ſich, die ſich in zwey Hälften, in die ſekulare und regulare, theilet. Was in der letztern Gelehrſamkeit liebt, hält ſich, im geſellſchaftlichen Verkehr, zu den Lehrern an der Univerſität, ſo wie dieſe wiederum mit der Klaſſe der fürſtlichen Beamten zweyter Ordnung, und dieſe mit der Klaſſe der reichen und wohlhabenden Geſchäfts- und Handelsleute zuſammen hangen. Die Beſitzer der geringern Lehr- und Dienſtſtellen halten ſich häufig an die wohlhabenden Bürger und Handwerker.

Die Höfe unverheiratheter Fürſten ſind gewöhnlich nicht die Schauplätze glänzender und anziehender Unterhaltungen, weil an denſelben das weibliche Geſchlecht, wo nicht ganz fehlt, doch wenigſtens in einer gewiſſen bedrückten Lage ſich befindet, weil es keine Anführerin und Tongeberin an der regierenden Fürſtin hat, und unter ſich zu republikaniſch denkt, als daß es eine ſolche aus ſeinem eigenen Mittel ausdrücklich und einmüthig wählen oder ſich gefallen laſſen ſollte. Es ſind zwar trotz dem gewöhnlich zwey oder drey da, welche die vorderſten Stellen einnehmen; aber ſie bekommen keine andre Gewißheit darüber, als die, welche etwa darin liegt, daß ſie ihre Hüte, Hauben, Mienen ꝛc. nachgemacht ſehen, und daß ſie trotz dem unter ihrem Cirkel keine Freundin haben. Ein unverheiratheter weltlicher Fürſt kann noch durch ein anderes Mittel dieſen Schwarm zuſammen halten; er wählt ſich eine Herzenskönigin; aber ein geiſtlicher Fürſt, dem eine erlaubte Ehe nicht erlaubt iſt.

darf, oder ſollte wenigſtens nicht dürfen, eine unerlaubte eingehen. Letzteres iſt indeſſen nicht ohne Beyſpiel in der Geſchichte des Erzſtifts Salzburg, denn Wolf Dietrich hielt ſich für die Augenblicke, wo er auf Koſten des Erzbiſchofs Menſch ſeyn wollte, eine ſchöne Salzburgerin, aus der Familie Alt, mit der er zwey oder drey leibliche Kinder hatte; der zu Ehren er das Sommerſchloß Altenau (das jetzige Mirabelle) anlegte, und die er, als es fertig war, ohne Scheu und Hehl, mitten aus einer anſehnlichen Hochzeitsfeyer von dem großen Saale des Rathhauſes, öffentlich abholen ließ, um ſie gleichſam mit jenem Schloſſe zu belehnen. Der jetzige Fürſt weiß beſſer, was ſeinen Stand aufrecht erhalten hilft. Dinge thun, die gewöhnlichen Menſchen ſchwer oder unmöglich ſind, heißt ihre Achtung und Ehrfurcht erobern. Von dieſer Seite hat er denn auch die ganze Ehrfurcht ſeiner Unterthanen; und wenn dieſe nicht wüßten, daß er ſeine Gelübde als Geiſtlicher eben ſo gewiſſenhaft ausübt, wie er als Menſch und als Fürſt ſeine Pflichten zu erfüllen ſtrebt, in der That, die vielen Veränderungen, die er im Kirchengebrauch, mithin, wie das Volk es nennt, im Glauben, und in der Landesverfaſſung, wie das Kapitel und die Landſchaft die Zurückforderung ſeiner Fürſtenrechte nennen, entworfen und durchgeſetzt hat, würden nicht ſo ruhig aufgenommen worden ſeyn und die Mönche, und ſelbſt manche alte chriſtkatholiſche — Häupter im Domkapitel, würden mit mehr Eifer und Glück dagegen gearbeitet haben. Aber er hat keine Mätreſſe und keinen Favoriten. Man leſe anderswo nach, wie es Wolf Dietrichen ging, der beydes hatte.

Die Verſammlungen bey Hofe ſind demnach nicht häufig und, weil es ihnen an der Seele ſolcher Geſellſchaften, an der Galanterie fehlt, auch nicht unterhaltend. Dazu kömmt, daß ſie größtentheils aus Mitgliedern beſtehen, die ebenfalls das Gelübde der Keuſchheit abgelegt haben, ich meyne aus Domherren; und daß dieſe ohnehin der größern Zahl nach, jetzt alte Männer ſind, die vielleicht ſchon in frühern Jahren Gelegenheit hatten, die fröhlichen Künſte ſo zu üben, daß ſie jetzt darüber hinaus ſeyn können. In der That, die größere Hälfte des Domkapitels, (Vierzehn Mitglieder) zählt 50 bis 83, und nur Zehn andere zählen 21 bis 50 Lebensjahre. Eben ſo ſind auch die meiſten Damen des hohen Adels über die Jahre der Schönheit, der Freude, und der guten Laune hinaus. Uebrigens giebt der Hof wöchentlich dreymal eine Verſammlung zum Spiel oder Konzert, und an Feſt- oder andern feyerlichen Tagen große Tafel. Bey den Konzerten ſpielt der Fürſt, als Liebhaber der Muſik, die Geige. Sein zweytes Privatvergnügen iſt ausſchließend die Jagd. Seine Arbeitsſtunden nehmen die Geſchäfte ein, und Nebenſtunden füllt er mit Lektüre aus.

Oeffentliche ſtehende Vergnügungen, die das ganze Publikum zuſammen führten, z.

B. Opern und Komödien, giebt es in Salzburg nicht. Nur von Zeit zu Zeit kommen etwa Engliſche Bereuter, denen die Sommerreitſchule, und fahrende Schauſpieler, denen das ſogenannte Ballhaus eingeräumt wird, hieher. Die Spatziergänge außerhalb der Stadt, die zum Theil ſo ſchön ſind, daß andre Städte ſie mit Gold aufwiegen würden, werden nur von den mittlern und geringern Klaſſen (von letztern nur an Sonn- und Feſttagen) beſucht; die andern innerhalb der Stadt, wie die Brücke, und der Garten von Mirabelle, faſſen nur eine kleine Menſchenzahl und der Mönchberg, der alle Eigenſchaften eines angenehmen Spatzierganges hat, wird ungebührlich vernachläßigt. Eine Urſache von der Leerheit der Spatziergänge iſt wohl mit die, daß viele Beamten- und Bürgerfamilien ihre übrige Zeit auf den Sommerſitzen, in den Höfen und Gärten, die ſie um Salzburg beſitzen, zubringen, und daß der Fürſt mit einem Theile ſeines Hofſtaats auf einem ſeiner Luſtſchlöſſer, ſo wie der Adel auf ſeinen nähern oder entferntern Gütern, den Sommer über zu leben pflegt.

Das einfache und eingezogene Leben des Fürſten ſelbſt ſcheint viel Einfluß auf die Lebensweiſe der Salzburger zu haben; gewiß iſt es aber, daß er Freude und Frohſinn an ſeinen Unterthanen wohl leiden mag, und beydes nie durch kopfhängeriſche Verordnungen, wie ſein Vorfahr, gelähmt hat.

Auch ſcheinen die Salzburger aller Klaſſen Hang genug zum Lebensgenuſſe zu haben, nur mag der gegenwärtige Ton und der auch hier geſtiegene Preis aller Dinge demſelben gewiſſe Schranken ſetzen. Außer dem hohen geiſtlichen Adel, der ſehr wohlhabend iſt, außer fünf oder ſechs reichen bürgerlichen Häuſern, mögen wohl wenige unter den beſtändigen Bewohnern von Salzburg im Stande ſeyn, den Aufwand eines offenen oder auch nur zwey oder dreymal wöchentlich geöffneten Hauſes zu beſtreiten. Diejenigen vom Adel (und deren ſind die meiſten) die bloß von Beſoldungen, oder gar nur von Hofjahrgeldern, leben, ſind verbunden, genau zu wirthſchaften, um nur mäßige Bedürfniſſe zu befriedigen; die Beamten bürgerlichen Standes, die bey den verſchiedenen Staatsſtellen angebracht ſind, haben wegen der Kärglichkeit ihres Gehalts, der nach dem alten Zehrzuſchnitt gemacht iſt, ebenfalls große Noth auszureichen; und nicht beſſer geht es den Lehrern an der Univerſität und an andern wiſſenſchaftlichen Inſtituten. Da Salzburg keinen thätigen Handel treibt, nur wenig Fabriken und Manufakturen hat, und die da ſind, ſich in den Händen ſchon ſonſt wohlhabender Geſchäftsleute befinden, ſo beſchränkt die zweyte und dritte Klaſſe der Handelsleute ſich ganz auf Krämerey, die nur innerhalb der Mauern der Stadt ihre Geſchäfte macht, und nur durch Arbeitſamkeit und Sparſamkeit zu etwas kommen kann. Der Handwerker endlich, hat hier, wie überall, nur aus der Hand in den Mund, beſucht aber doch, nach ſeiner Weiſe, wobey den an ihm gränzenden Klaſſen nach oben zu, die Bier- und Weinſchenken in und vor der Stadt noch am meiſten. Die Anzahl dieſer Handwerker iſt auch, nach Verhältniß der Bevölkerung der Stadt, ſehr geringe, und nur die aller unentbehrlichſten ſind in nöthiger Zahl vorhanden: ein Beweis, daß die Einwohner eine Menge Bedürfniſſe aus der Fremde ziehen und viel Geld außer Landes ſchicken, welches ſie durch einheimiſche Thätigkeit unter ſich ſelbſt in Umtrieb erhalten könnten. So iſt z. B nur Ein Büchſenſchäfter, Ein Tuchſcheerer, Ein Goldſchläger, Ein Strumpfwirker, Ein Leinwanddrucker; ſo ſind nur Zwey Knopfmacher, Drey Färber, Drey Sattler, und Vier Seifenſieder — in ganz Salzburg vorhanden; wie können dieſe für eine Volksmenge von Sechzehntauſend Köpfen hinlänglich ſeyn? Mit den übrigen Handwerkern verhält es ſich nicht anders. Nur diejenigen Gewerbe und Handthierungen, die für Eſſen und Trinken arbeiten, ſind zahlreicher. Man zählt nämlich Neunzehn Fleiſchhacker, Neunzehn Weiß- und Fünf Schwarzbäcker, mehrere Kuchen- Lebzelten (Honigkuchen) Zucker-Krapfen- (Schmalzkuchen) -Bäcker, Zwölf Bierbrauer, Vier Bierhäuſer und Sechszehn Weinwirthe in Salzburg.

Die Mode zeigt ſich hier nicht in der neueſten Geſtalt. Das weibliche Geſchlecht der höhern und zunächſt angränzenden Stände bekömmt ſeine Neuigkeiten aus München oder aus Wien, das männliche die ſeinigen erſt ſpät mit dem allgemeinen Gebrauche. Was man ihm als etwas Neues zuſchickt, iſt in den gedachten Städten, während der Ueberſchickung, ſchon alt geworden, und eine Menge dahin gehöriger Erfindungen ſieht man in dem hieſigen weiblichen Publikum entweder gar nicht, oder ſie pflanzen ſich wenigſtens nicht fort, weil es an geſellſchaftlichen Mittelpunkten, wo ſo etwas allgemein bemerkt würde, fehlet. Was die Moden für Männer betrift, ſo müſſen dieſe allerdings noch weiter zurück bleiben;

denn

denn der Erzbiſchof und der geiſtliche Adel hat ſeine beſtimmte Kleidung, die von der Mode unabhängig iſt, und hofverwandte Perſonen weltlichen Standes, haben, wie das Militare, ihre Uniform. Unter den weltlichen Perſonen des Bürgerſtandes können nur die jüngern Negotianten und ihre Frauen den Ton in der Mode angeben; vielleicht auch einige Beamten in den Kollegien, die nicht zu den Alten und gar zu gering Beſoldeten gehören; und dies geſchieht auch zum Theil; aber alle übrigen laſſen es beym Alten. Bey dieſen zeigt ſich ein gewiſſer altdeutſcher Zuſchnitt in der Kleidung beyder Geſchlechter, doch mehr noch bey dem weiblichen, als dem männlichen. Haben die Männer irgend eine geringe Hof- oder Staatsſtelle, ſo zeigen ſie ſich grade in dem Geſchmack gekleidet, wie dieſelbe Klaſſe in München und Dresden, nämlich in einem Rocke mit kurzem Schnitt und breiten Schößſen, den platten Hut unter dem Arm, den kurzen Degen an der Seite, mit einem altmobiſchen Haarputz und einem ſpaniſchen Rohre, aber dieſes veralteten Glanzes ungeachtet ſchämen ſie ſich nicht, ihren Ehehälften, die ganz altbürgerlich gekleidet ſind, und in einem kurzen Kamiſol von Seide oder Zitz, mit drey kurzen Röcken über einander, die gewöhnliche Salzburgiſche gehörnte Haube von ſchwarzen Flor, oder was es ſonſt ſeyn mag, auf dem Kopf einherſchreiten, den Arm zu geben und mit ihnen ſpatzieren zu gehen. Das Aeußere dieſer Klaſſen iſt übrigens gutmüthig, beſcheiden, ernſthaft, ruhig und bedächtig; und dieſe Züge ſcheinen mir in der That den Charakter des eigentlichen Salzburgers zu bilden.

Die Salzburger, die vor nicht langer Zeit wegen ihrer Unduldſamkeit in übelem Rufe ſtanden, verdienen nun ganz davon losgeſprochen zu werden. Sie verdanken auch dies, wie ſo vieles andre, dem jetzt regierenden Fürſten. Er ſelbſt gab die Loſung zu einer beſſern Einſicht in das Weſentliche der Religion, indem er eine Menge abergläubiſcher Gebräuche abſchaffte, und vorzüglich den Einfluß der Mönche auf die Gemüther der Schwachen jedes Standes, ſo wie ihre Anzahl, verminderte. Sein Hirtenbrief vom Jahre 1782, deſſen Verfaſſer der Oberkonſiſtorialkanzler, Hr. Bönike, iſt, ſteht in den aufgeklärtern Theilen von Deutſchland noch im beſten Andenken, und hat auch auf die weniger aufgeklärten, die ihn anfangs verketzerten, gleichſam heimlich gewirkt, wie manche, auch dort vorgenommene, Veränderung beweiſet. Seit jener Zeit ſind Gewiſſens-, Denk- und Preßfreyheit in Salzburg ſo emporgekommen, daß dieſe Stadt mehrere größere Reſidenzen in Deutſchland darin beſchämt. Die Wiſſenſchaften haben einen freyern Schwung genommen, und das Verzeichniß Salzburg'ſcher Schriftſteller, die in ihren Fächern gut oder vortreflich gearbeitet haben, iſt, wie das Verzeichniß von Künſtlern, ſehr zahlreich. Bey der immer mehr ſteigenden Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten vermehrt ſich auch die Anzahl von Sammlungen aller

Art, die zu deren Umtrieb gehören und Bibliotheken, Naturalienkabinetter, (beſonders für das Steinreich) Gemäldegallerien und viele andre Vorräthe für andre Fächer, unterhalten hier die Neu- und Lehrbegier der Fremden auf eine mannigfaltige Weiſe.

Den letzten Tag meines Aufenthalts in Salzburg brachte ich mit einer Ausflucht nach Aigen, Hellebrunn und Hallein zu.

Nach Aigen, einer ſehr anziehenden Anlage, die dem Erblandmarſchall, Grafen von Lodron, gehört, gelangt man auf dem Wege, der durch die Vorſtadt Stein, zwiſchen der Salza und dem Kapuzinerberge, neben der großen Lederfabrik und dem Schloſſe Elſenheim hin in das Freye auf dem hohen Griesberg zu, führt. Dieſer Weg iſt, wenn man jene Vorſtadt hinter ſich hat, nicht unangenehm, und zieht ſich näher oder entfernter vor Luſthäuſern, Höfchen und einer Anzahl anderer Gebäude vorbey, die ſich bis an den fruchtbaren Fuß jenes, in ſeinen übrigen Theilen höchſt unwirth laren Felſens, erſtrecken. Ein Nebenweg führt endlich von dieſer Straße ab nach dem gedachten Eigen.

Natur und Kunſt haben gewetteifert, dieſen reitzenden Ort auszuſtatten. Seine Lage am Fuße des gedachten Felſens, von Waldungen begränzt, und, höher hinauf, von Wieſen und Saatfeldern und dazwiſchen geſtreuten Bauerwohnungen und Alpenhütten umgeben, bot der Kunſt verſchönernde Gedanken wie von ſelbſt dar, und dieſe ergoſſen ſich in mancherley kleineren und größeren Anlagen, in künſtlichen Hainen, Baumgängen, Raſenplätzen, Alleen, Inſchriften, Pavillons, Ruhebänken, Durchſchlägen zum Behuf ſchöner Ausſichten, Springbrunnen und vielen andern ähnlichen Verzierungen.

Gleich voran erhebt ſich eine Kirche, von einem Kirchhofe umgeben, die, wenn man ſie mit in den Umkreis dieſes Luſtorts ziehen will, keine mäßige Wirkung thut. Hinter derſelben erhebt ſich das Schloß Eigen in vier

Geſchoſſen, mit einem daran gehängten niedrigern Flügel. Links neben demſelben nehmen die verſchiedenen Luſtgänge ihren Anfang, und ich durchwanderte ſie, einen nach dem andern, vielleicht ein wenig eilig, weil ich an dieſem Tage noch Hallein und Hellebrunn ſehen wollte, aber nicht ohne einen ſehr angenehmen Genuß, den ein ſchöner Morgen erhöhete. Zuerſt beſtieg ich einen mäßigen Hügel, der mit einem Wäldchen beſetzt war, worin dichte Baumgänge, Raſenbänke, Luſthäuschen ꝛc. ſich befanden; und auf deſſen Gipfel man einen Altar, der Freundſchaft gewidmet, angebracht hatte, welcher dieſem Hügel den Namen des Freundſchaftshügels gegeben hat. Bey einer Meyerey, die in der Nähe liegt, trat ich in eine Doppelreihe von Fruchtbäumen, die den Berg hinan führte. Ich ſah mich bald zwiſchen einem artigen, mit Blättern durchwirkten, Gitterwerke, in deſſen Mitte das Bruſtbild Anakreons, von klarem Quellwaſſer in einem Becken umfloſſen, aufgeſtellt war. Von da ſtieg ich den Berg weiter hinan, zu einer großen Felſenhöhle, die zwiſchen aufgethürmten Steinblöcken von der Natur gebildet und durch die Kunſt zu einer Einſiedeley eingerichtet iſt. Eine Brücke über eine Schlucht, in welcher ein natürliches Waſſer herabrauſcht, ein kleiner Garten, ein Heerd und ein Ziehbrunnen gehören zu der Wirthſchaft des frommen Mannes, der, wie man voraus ſetzen muß, hier wohnet. Er hat allerdings vortrefflich gewählt, und ſein Wohnplatz dünchte mir der anziehendſte Fleck der geſammten Anlage, beſonders da er mit einer Menge kleiner Verſchönerungen, z. B. mit einem Grabhügel, worauf eine Urne ſteht, einem Felſengange mit Ruheplätzen, und andern dieſer Art, mannichfaltig umgeben iſt. Etwas höher hinauf gelangte ich, mittelſt eines Durchſchlags durch einen Felſen, in ein artiges Bergthal, mit Ruheſitzen aller Art verſehen, von welchem aus das Auge die mannichfaltigſten Ausſichten über das Thal der Salza, über beyde Hälften der Stadt und die angränzenden bunten Gegenden umſpannen kann. Zu meinen Füßen erblickte ich einen Garten, deſſen Lage und Aufputz mir auffielen und den ich zu ſehen wünſchte. Ich erfuhr von meinem Begleiter, daß er mit zu Eigen gehöre, weil ihn der Beſitzer des letztern vor kurzem dazu gekauft habe; und er führte mich den Berg hinunter, über eine Brücke, in denſelben. Es iſt wahr, man hätte dieſen nicht großen Platz kaum artiger und mannichfacher benutzen können. Sein Lokal iſt uneben und man muß häufig hinauf und herabſteigen, aber jeder Punkt bietet eine neue kleine Anlage dar. Bald ſtößt man auf eine Einſiedlerklauſe, bald auf ein Luſtwäldchen, bald auf eine Erhöhung mit Weinſtöcken beſetzt, bald auf einen Waſſerfall, bald auf ein Bauerhäuschen, das mit Geſchmack ausgeziert iſt, bald wiederum auf ein Blumenbeet, auf künſtliche Trümmer, Lauben, Treibhäuſer, auf einen Thurm und einen Grabhügel — mit einem Worte, die Kunſt der Gartenverzierung hat hier mit möglichſter Erfindungskraft verarbeitet, was ihr die Natur darbot.

Dieſer Garten, verbunden mit den übrigen Anlagen von Eigen, hat auf mich einen Eindruck gemacht, der nicht leicht wieder aus meiner Einbildungskraft verſchwinden wird, und vielleicht werden Reiſende, ſelbſt durch den magern Abriß, den ſie hier leſen, begierig genug gemacht werden, von ihrem Aufenthalt in Salzburg einen Tag dieſem ſchönen Orte zu ſchenken. Den ſinnlichern darunter kann ich zu ihrem Troſte ſagen, daß ſie, nicht weit davon, im *Stanzinger Hof*, für jede Tageszeit, die nöthigen Erfriſchungen finden können. Noch vor kurzem war zu Eigen ſelbſt ein vortreflich beſetztes Wirthshaus, mit Bädern verbunden, die ihres Waſſers wegen in Ruf ſtanden; jenes hat aber aufgehört und dieſe ſind nicht mehr öffentlich, da der gegenwärtige Beſitzer Schloß und Anlagen zu ſeinem eigenen Gebrauche beſtimmt hat.

Ich fuhr den Seitenweg, der mich von der Straße ab nach Eigen geführt hatte, zurück, und kam wieder auf letztere, die mich zu dem gedachten Stanzinger Hof brachte, wo ich ein vortrefliches Frühſtück fand, und zugleich Gelegenheit hatte, den Muth meines Fuhrmanns anzufeuern. Er hatte, im Angeſicht dieſes Hauſes, Zweifel darüber bekommen, ob ſeine Pferde wohl die Reiſe über Hellebrunn nach Hallein aushalten, beſonders aber, (und dieſer Zweifel fing an, auch mich ein wenig zu beunruhigen) ob wir glücklich über die Salza kommen würden, durch die wir, auf dem Wege, den wir nahmen, ſetzen mußten. Ich glaubte aber den Schalk zu verſtehen und ließ eine kleine Strecke vom Wege ab zu dem erwähnten Wirthshauſe fahren, und plötzlich ging eine freundliche Sonne in ſeinen Geſichtszügen auf. Während der Kellner für mich ſorgte, hatte er auch für den Kutſcher und Lohnbedienten geſorgt, und beyde hatten beſchloſſen, daß die Pferde nun nicht matt werden und die Wellen der Salza mich nicht verſchlingen ſollten. Dies kündigte mir denn auch der Kutſcher mit einigen Ausflüchten wegen ſeiner vorigen Zweifel an; wir fuhren weiter und kamen ſehr wohlbehalten über den Fluß nach Hellebrunn.

Ich wollte anfangs dieſes Luſtſchloß mit ſeinen, zum Theil ſehr romantiſchen, Umgebungen, ſogleich beſehen, aber nach einer reifern Ueberlegung ward ich ſchlüßig, ohne Aufenthalt weiter nach Hallein zu fahren, das nur etwa zwey kleine Stunden entfernt liegt. Man gelangt dahin durch ein höchſt mannichfaltiges Thal, das die Natur mit ihren ſanftern oder wildern Schönheiten freygebig beſchenkt hat. Der Weg, der an dem linken Ufer der Salza hinläuft, iſt, wie dieſer Fluß ſelbſt, bald enger bald geräumiger von zwey Reihen von Felſen eingeſchloſſen, deren obere Theile nur ſchroff und dürre, deren untere und mittlere hingegen mit Waldigt von Nadel- und Laubholz beſetzt ſind, zwiſchen denen von

Strecke zu Strecke, bald kleine Kornfelder ſich zeigen, bald einzelne hoch in die Luft emporſtrebende Felſenwände auf ihren abhängigen Grundlagen da ſtehen. Nachdem ich unter ſolchen Erſcheinungen etwas über anderthalb Stunden hingefahren war, ſah ich mich vor dem Thore von Hallein.

Hallein iſt klein, enge und alt, und nicht merkwürdig als Stadt, ſondern als — Küche des unentbehrlichen Bedürfniſſes, das die Natur in einem benachbarten Berge roh zubereitet. Dieſer Berg heißt der **Dürrenberg** und ragt ſüdweſtlich über die Stadt empor.

Man fuhr mich in einen Gaſthof auf dem engen Markte. In Salzburg hatte ich mir einen Erlaubnißſchein verſchaft, die Salzwerke zu ſehen; dieſen ſchickte ich ſogleich in das Pflegeamt, damit dem Bergmeiſter meine Ankunft und meine Abſicht bekannt gemacht würde. Der Wirth verſicherte mir, dieſes Geſchäft würde über zwey Stunden dauern, mithin — „würde ich wohl thun“ ſetzte mein Lohnbedienter hinzu: „wenn ich vorher ein paar Biſſel zu mir nähme.“ — Hier galt keine Ausflucht! Der eine wollte mich ſo gern bewirthen, der andre mir ſo gern bey Tiſche aufwarten, und es war Eilf Uhr! Ich war gezwungen, ſchon wieder hungrig zu ſeyn.

Nach Tiſche trat ich die Reiſe auf den Berg an. Man reitet oder fährt gewöhnlich hinauf, und bedient ſich dazu eines alten frommen Roſſes, oder eines Schlittens, auf welchem man ſich über den Knittelbamm, womit der Weg belegt iſt, hinweg ſchleifen läßt. Beyde Arten des Fortkommens gefielen mir nicht. Ich wählte eine dritte, ſtieg auf meinen Füßen hinan und ließ den Schlitten hinter mir herkommen, für den Fall, daß ich übermäßig müde würde. Ich fand ihn aber völlig unnöthig, da der Weg weder zu lang, noch zu ſteil, noch zu rauh war.

Die Reiſe ſelbſt wird durch die große Abwechslung, die der Weg dem Auge gewährt, ſehr anziehend. Wohin man ſich auch wendet, hat man eine neue Ausſicht. Vor ſich hat man den Berg, der bald mit Gehölz, bald mit Kornfeldern, bald mit Wieſen beſetzt iſt. Rechts thürmen ſich Felſen auf, von denen ein Strömchen herabrauſcht; links fallen tiefe Thäler hinein, welche eine weitläuftige Ausſicht über die benachbarten, niedrigern Berge öffnen. Hinter ſich hat man die ganze Stadt zu ſeinen Füßen, und jenſeits derſelben thürmt ſich ein anderes Bergamphitheater auf, deſſen Wurzeln die Salza beſpühlt. Neben ſich, hart am Wege, hat man tiefe Schlüchte, die theils zwiſchen ſchroffe Felſenwände hineinfallen, theils allmählig, mit Bäumen und Geſträuch beſetzt, ſich abſenken. Die Rinnen, welche die Sohle aus dem Berge nach der Stadt hinunter leiten, dienen ſtellenweiſe dem Wege zum Geländer. Iſt man ſolchergeſtalt eine Stunde fortgeſtiegen, und man erhebt den Blick, ſo hat man auf einmal ein Dörfchen und mit ihm eine artige kleine Kirche, ganz von geſchliffenem rothen Marmor vor ſich, die dieſe außerordentliche Landſchaft treflich verzieren hilft; und ein paar hundert Schritte ſeitwärts von derſelben, iſt man an dem erſten Ziele ſeiner Reiſe: in einem Wirthshauſe, wo einen der Bergmeiſter mit dem Anzuge zum Einfahren erwartet.

Als ich in die obere Stube des Wirthshauſes trat, flog ein weißgekleidetes Geſchöpf von wunderlicher Geſtalt, deſſen Geſchlecht ich dem Anzuge nach ſchwerlich beſtimmen konnte, in eine Seitenkammer zur Rechten, und mich führte der Bergmeiſter in eine andre zur Linken. Ich erhielt von ihm die Auskunft, daß eine zweyte kleine Geſellſchaft die Reiſe durch den Berg mit uns machen werde. Als er die Bergkleidung auspackte, kam ich über jene weiße Geſtalt ſogleich ins Klare, und über das andre — unterrichtete er mich. Es war ein junges Frauenzimmer aus einer benachbarten Stadt, die mit ihrem Bruder und einer ältern Schweſter eine Reiſe hieher gemacht hatte, um ihre Verwandten und den Salzberg zu ſehen.

Nichts kann abenteuerlicher ſeyn, als die Bergkleidung. Sie beſteht aus einem weißen Kittel, aus dergleichen Beinkleidern, aus ſehr langen und weiten baumwollenen Strümpfen, aus mächtigen Schuhen mit ungeheueren Sohlen, aus einem Schurzfell, da anzulegen, wo es die Knappſchaft anlegt; aus geſtrickten Handſchuhen, und endlich aus einer Berghaube, um den Kopf, um alles, was man auf demſelben hat, zu bedecken. Beinkleider, Kittel und Strümpfe, ſind ſo vollſtändig gemacht, daß man nichts von ſeinen eigenen Kleidungsſtücken abzulegen braucht.

Als ich in dieſem Anzuge aus der Seitenkammer trat, fand ich die Schweſtern und den Bruder in der großen Stube; und es muß nicht leicht eine kleine Geſellſchaft gegeben haben, die ſo vor Begierde gebrannt hätte, ſich im Ganzen und in einzelnen Theilen auszulachen. Die Frauenzimmer waren nur da von den beyden Männern unterſchieden, wo die Beinkleider bey ihnen, der Röcke wegen, gewölbtere Umriſſe bildeten; und die gute Laune, die ſich bey jedem von uns regte, trug dazu bey, daß wir in den erſten Augenblicken ſo mit einander bekannt waren, als ob wir uns beſtändig geſehen hätten.

So nahmen wir den Weg nach dem Eingangsſtollen, der Bergmeiſter voran. Da der Stollen breit genug war, ſo ſtand es uns nicht zu verdenken, daß wir Paarweiſe gingen. Der Stollen lief übrigens bald durch lockeres, bald durch feſteres, thonartiges Erdreich, und war ſtreckenweiſe ausgezimmert, ſtreckenweiſe nicht. Die letztern Strecken thaten eine artige Wirkung, wenn die Wachskerzen, deren jeder von uns Eine in der Hand hatte, die Seiten und die Decke anglänzten. Das Salz war dort kryſtalliſch angeſchoſſen und die Lichtſtrahlen fielen abwechſelnd roth, blau und goldfarben zurück. Wir konnten übrigens aufgerichtet gehen, und unſre Füße waren durch die dicken Sohlen der Schuh verwahrt, an den Stellen, wo der Gang etwas naß wurde.

Der Bergmeiſter hatte unterdeſſen einige kleine Anſtalten getroffen, um die Reiſe für uns noch anziehender zu machen. Er hatte von Strecke zu Strecke einen Bergknappen geſtellt, der irgend eine beſondere Bergarbeit thun mußte. Einer trieb den Stollen weiter, ein anderer fuhr auf ſeinem Hunde das Erdreich zu Tage, ein dritter beſſerte an der Röhre, welche die Sohle ausführte u. ſ. w. Auf einmal ſtand er mit uns am Abhange eines tiefen Schlundes ſtill, den unſre Kerzen nur auf ein paar Fuß hinab erleuchteten. Hier müſſen wir hinein! ſagte er; und obgleich unſre Frauenzimmer ſich ängſtlich erkundigten, ob wir nicht auf einem andern Wege dahin kommen könnten, wohin wir wollten, achtete er doch nicht darauf und verſicherte: es ſey kein anderer Weg.

Sogleich ſetzte er ſich auf ſein Schurzfell nieder. Unter ſich hatte er zwey runde, geſchälte, glatte Bäume, die parallel und ſchräg in den fürchterlichen Schlund hinab liefen. Reben denſelben rechts war ein Seil angebracht, woran man ſich halten konnte. Sobald er ſaß, lud er den erſten Herrn ein, ſich hinter ihn zu ſetzen, ſodann ſeine Dame eben ſo hinter ſich zu nehmen; hinter dieſe ſollte ſich der zweyte Herr ſetzen und dieſer ſollte wiederum ſeine Dame hinter ſich ſitzen laſſen. Alles ſollte ſich wohl und feſt unter einander halten und niemand etwas Böſes fürchten — Und im Hui! glitt er unaufhaltſam mit uns in die Tiefe hinunter. Wir waren ſchon wieder auf feſtem Boden, ehe unſre Begleiterinnen das erſte Aechzen hervorbringen konnten, das ſich aber im Nu bey uns allen in ein Freudengeſchrey verwandelte. Solch eine Abfahrt nennt man eine Rolle.

Von hier aus gelangten wir abermals in mehrere Stollen, die in die Kreuz und Queere liefen, fuhren abermals über zwey Rollen hinab und beſahen die unterirrdiſchen Zimmer und Gemächer, in welchen zu gewiſſen Zeiten ein Bergamt ſeine Sitzungen hält. Die anziehen'ſte Erſcheinung hatte der erfinderiſche Bergmeiſter bis zuletzt für uns aufgeſpart. Er führte uns zu dem Eingange eines neuen Stollens, wie es ſchien. Wir traten hinein und auf einmal dehnte ſich ein weites ſchwarzes Gewölbe vor uns aus, deſſen Umfang wir nach dem Scheine der Lichter abmaßen, die rund herum aufgepflanzt waren. Auf den erſten Blick hatte das Ganze die Anſicht eines dichtbezogenen Himmels, an welchem aus weiter Ferne helle Sterne funkelten. Dieſe verloren ſich, ſobald das Auge an dieſe Erleuchtung gewöhnt war, und gingen in dampfende Flämmchen über, welche die Gegenſtände um ſich her anſtrahlten und ihnen den Ton von Licht und Schatten mittheilten, der die Beleuchtung einer großen Höle ſo anziehend macht. Romanenſchreiber, die in der neueſten Gattung ihrer Dichtungsart etwas leiſten wollen, müſſen nach dieſer Höhle wallfahrten, ſonſt werden ſie in der That nur Stümperey machen, wenn ſie

Grüfte, unterirdiſche Säle, Gefängniſſe und dergleichen behandeln ſollen.

Das Maß dieſer Höle ſind ſiebenmal hundert tauſend Eymer Waſſer. Am ähnlichſten iſt ſie im Zuſtande der Erleuchtung dem Markt einer großen Stadt, der rund herum mit Lichtern beſetzt iſt, wodurch ſein Umfang ſich noch einmal ſo weitausdehnt. Solcher Hölen ſind noch drey und dreyßig im Berge, aber nicht alle haben die Größe dieſer. Ihre Beſtimmung iſt, das ſüße Waſſer aufzunehmen, das vom Berge hereingeführt wird. Dieſes ſaugt die Salztheile auf, die es auf dem Boden, an den Wänden und an der Decke der Hölen findet, ſättigt ſich damit und wird ſodann nach einer beſtimmten Zeit, mit ſeiner Beute an Salz, oder als wahrhafte Sohle, aus dieſen Hölen noch der Stadt herunter geführt und dort verſotten.

Nachdem wir dieſe Höle ihrem ganzen Umfange nach durchmeſſen hatten, fuhr ein Wurſtwagen mit zwey Bergleuten beſpannt, vor, nahm uns ſämmtlich auf, und unſere Knappen fuhren uns, im ſtrengſten Trabe, durch einen ſchönen abhängigen Stollen, der zum Theil in weißen Marmor gehauen war, wieder an den lichten Tag. Unſre Kleidungsſtücke fanden wir auf einer nahe gelegenen Sägemühle wieder. Hier fanden wir uns auch mit unſerm gefälligen Bergmeiſter und ſeinen Knappen ab.

Wir ſtiegen wieder nach der Stadt hinunter, und beſahen dort die Kothen, worin das Salz geſotten wird. Es ſind nur vier Pfannen in Thätigkeit, aber ſie liefern jährlich gegen dreymal hundert tauſend Centner Salz, und man verbraucht dazu mehr, als dreyßig tauſend Klafter Brennholz. Merkwürdig iſt noch die Sägemühle an der Salza, in welcher die Salztonnen, die man zur Verſchickung des Salzes braucht, verfertiget werden.

Ich nahm endlich von meiner kleinen Geſellſchaft, die in Hallein bey ihren Verwandten blieb, Abſchied, und fuhr nach der Stadt zurück. Von Hellebrunn hatte ich noch eben Zeit, vor anbrechender Dämmerung, einige Partieen zu ſehen. Das Schloß ſelbſt iſt ziemlich verfallen, und bietet wenig Merkwürdiges dar, aber die Anlagen um daſſelbe, der Luſtgarten, ſeine Waſſerwerke, ſeine Grotten, ſeine fiſchreichen Teiche; ferner der Thiergarten voll Damhirſche, ein Theater in lebendigem Felſen ausgehauen, ein paar artige Luſtſchlößchen mit köſtlichen Ausſichten, und andre kleinere und größere Anlagen dieſer Art, geben dieſem Luſtorte einen eigenthümlichen Charakter von Heiterkeit und Mannichfaltigkeit.

Als ich nach Hauſe kam, traf ich Anſtalten zu meiner Abreiſe von Salzburg. Nur wenig deutſche Städte, die ich geſehen habe, waren mir mit ſolch einer Fülle von angenehmen und merkwürdigen Gegenſtänden entgegen gekommen.

Den 30ſten des Julius reiſ'te ich von Salzburg ab, auf Linz. Der Weg geht, wenn man von Salzburg heraus kömmt, noch eine Meile an dem felſigten Fuße des Kapuzinerberges hin; und ich überſah noch im Rücken einen Theil der Stadt, während ſich vor mir, zwiſchen niedrigern Bergen, die ſchönſten und fruchtbarſten Thäler aufthaten. Weiterhin führte der Weg allmählig bergan, und die umliegenden Gegenden blieben bergigt, hatten aber einen weit angenehmern Charakter, als die um Salzburg. Der Fruchttrieb war treflich, aber dennoch gaben die Dörfer, durch die ich kam, nicht den Anblick von Reinlichkeit und Wohlhabenheit derer, die ich jenſeits Salzburg durchfuhr. Die Häuſer waren von Schrootwerk, wie in Pohlen und Böhmen, zwar nicht mit Stroh, ſondern mit Schindeln gedeckt; dieſe waren aber nicht mit Nägeln befeſtigt, ſondern nur mit Feldſteinen belegt, damit ſie der Wind nicht entführen ſollte. Nicht weit von Neumarkt, der nächſten Poſt (3 M.)

öffnete ſich mir zur Rechten ein ſchönes Thal, und kaum war es an der Seite verſchwunden, ſo hatte ich, als ich auf eine kleine Anhöhe gelangt war, ein anderes unüberſehliches, durch Abwechslung und Fruchtbarkeit, und durch die angebaueten Hügel, die es umſchloſſen, ſehr reizend ſich darſtellendes Thal vor mir. Ich verlor es aber, indem ich einen Hohlweg hinunter fuhr, aus den Augen, und ſogleich befand ich mich vor dem gedachten Neumarkt, einem unbeträchtlichen Flecken, mit zweyſtöckigen Häuſern, welche die Giebel nach der Straße kehrten und mit Dächern, die zwey bis drey Ellen hervorſtanden und eben ſo nachläßig gedeckt waren, als die vorhin erwähnten auf den Häuſern der Dörfer. Neumarkt beſteht übrigens aus einer einzigen Straße. Von da bis

Frankenmarkt, dem nächſten Poſtwechſel (3 M.) ſetzte ich, bey anbrechender Nacht, meine Reiſe fort. Es hatte ſeit zwey Tagen hier viel geregnet, und in den beholzten Bergen um mich her, entwickelten und zergoſſen ſich dicke Wolken in einem kleinen niſſelnden Regen, der alle Gegenſtände wie mit Nebel bedeckte. Gegen acht Uhr hatte eine dicke Finſterniß ſchon alles überzogen, aber mein Poſtknecht rannte mit mir ſo eilfertig in dieſelbe hinein, als ob es Tag geweſen wäre. Die Anhöhen mit ihrem Waldigt ſtanden in dunkelſchwarzen Maſſen um mich her, und das Gehölz, durch welches ich kam, trug dieſe Farbe in einem noch höheren Grade, ſo, daß der mit ſchweren Wolken behangene Himmel wie Tag dagegen erſchien. Einige hundert Schritte von mir hüpften Irrwiſche zu Dutzenden, und von Strecke zu Strecke flimmerten Johanniswürmchen wie Diamanten aus dem benachbarten Gebüſch hervor. Auf mehreren ſchwankenden Brücken mußte ich über Stürzbäche, die tief unter mir rauſchten. Da ich auſſer liederlichem Raubgeſindel, das gern an den Gränzen hauſet, trotz Nacht und Wald, nichts zu fürchten hatte, und auch jenes mit der

Hälfte meiner Baarſchaft abzufinden mir immer getraue, ſo fuhr ich ſehr ruhig weiter; da ferner meine gegenwärtige Lage und Stimmung, jugendlicher Eindrücke wegen, einen gewiſſen Reiz für mich hatten, den ich als Mann noch nicht ganz unſtatthaft fand, ſo konnte ich noch während dreyer Poſten dieſes Vergnügens genießen. Denn die Gegenden mit ihren Schatten dauerten ſo fort bis über Frankenmarkt und Vöcklabrück (2 M.) zwey unbeträchtliche Flecken, beyde mit Poſtwechſel, hinaus, indem mildere und ſanftere Anhöhen, weitere und engere Thäler, immer vor mir und an meiner Seite blieben. Von Lambach, dem dritten Poſtwechſel, (3 M.) aus, ward es lichter am Himmel und auf dem Boden, und ſchon zeigten ſich mir die äußerſten Rükken der Gebirge, an deren Fuße die Donau hinfließt. Sie zogen ſich halbkreisförmig um niedrigere Anhöhen und Thäler herum, während in meiner Nähe der Boden bald ſich ſanft erhob, bald ſich in die fruchtbarſten Niederungen, mit Wieſen und Kornfeldern geſchmückt, abdachten. So dauerte es fort bis Wels, der letzten Poſt vor Linz, (2 M.) wo der Weg über ein Erdreich lief, das ganz ſo iſt, wie es ſich vor München anhebt, bis nach Salzburg hinläuft, ſich hier häufig in große Maſſen zuſammen gebacken und zu Werkſtükken fähig zeigt, und von wo es dann in gleicher Natur, aber wiederum locker, ſich nach Linz hinein erſtreckt. Mir ſcheint daraus zu folgen, daß die ganze Strecke, von München aus bis hieher, vor undenklichen Zeiten Meeresgrund geweſen ſey; und vielleicht mag in der grauen Vorzeit manches Fahrzeug an dem Untersberge, Gaisberge, und wie ſie alle in dortiger Gegend heißen, als ſie noch das klippigte Geſtade des Meeres bildeten, geſcheitert ſeyn, indeß ſich auf dem Berge, wo jetzt die Feſtung Salzburg ſteht, die Mannſchaft vor den Wellen rettete. Wels iſt ein gut gebautes, ſauberes Städtchen. Die Häuſer haben vermauerte Giebel und geben einen italieni ſchen Anblick. Die Hauptſtraße, worin das Peſthaus ſteht, würde in jeder großen Stadt mit Ehren eine Stelle einnehmen.

Linz (4 M.) ſieht man faſt nicht eher, als bis man davor iſt, wegen Mangel an hohen Thürmen. Dieſe Stadt liegt diſſeits der Donau am Fuß eines ſchönen Gebürgsamphitheaters, das jenſeits dieſes Fluſſes, in ſchroffern und ſanftern, aber immer trefflich angebauten, Abſätzen, empor ſteigt.

Die Grundlage der Stadt iſt nicht ganz eben, und erhebt ſich vom Markt an allmählich bis zur Feſtung hinauf, die in einem nicht ſehr furchtbaren Zuſtande, auf einer Anhöhe liegt, die Stadt beherrſcht und übrigens eine ſehr lachende Ausſicht, rechts über die umliegenden fruchtbaren Gefilde, links über das jenſeits der Donau hinaufſteigende Amphitheater und den Spiegel der Donau ſelbſt, hinterwärts über das ſchwarzbehölzte Thal, aus welchem ſich jener Strom hervordrängt, und vorwärts unmittelbar über den ganzen Umfang der Stadt gewähret.

Linz iſt faſt wie Salzburg gebauet, nur mit dem Unterſchiede, daß die Vorderſeiten der Häuſer verziert ſind; daß das Erdgeſchoß und der zweyte Stock hervorſpringen und mit einer Art von Wetterdache bedeckt, und daß faſt vor allen Fenſtern grüne Sonnengitter ſind, die den Häuſern ein gutes Anſehen geben. Dieſe Sonnenläden findet man in Franken, Bayern und Oeſterreich ſehr häufig; weit ſeltener in Sachſen, Preußen und überhaupt im nördlichen Deutſchlande, wo man die Bequemlichkeit, die ſie gewähren, nicht zu achten ſcheint, und wo man dagegen mehr auf die Fenſtervorhänge wendet, die in Oberdeutſchland in der That meiſt ſehr ärmlich ſind. Viele Fenſter in Linz haben eiſerne Gitter, wie man ſie auch in Salzburg, und in ganz Oeſterreich, ſehr häufig, in Niederdeutſchland ebenfalls ſelten oder gar nicht, findet. Ich ſehe nicht ein, wozu ſie eigentlich nützen. Dagegen iſt es hier weniger üblich, die Häuſer mit Farben abzuputzen, ſondern man läßt ſie weiß, und dies giebt den Städten, Flecken und Dörfern in dieſen Gegenden ein heiteres und neues Anſehen

Linz hat einen trefflichen, geräumigen Marktplatz, der mit einer ſtattlichen Dreyfaltigkeitsſäule auf der einen, mit einem Springbrunnen auf der andern Seite verziert, und mit anſehnlichen 4 bis 5 Stock hohen Häuſern umſchloſſen iſt. Die Straßen ſind im Durchſchnitt mehr enge, als breit, aber das Pflaſter iſt gut. Mehrere Kirchen und öffentliche Gebäude fallen gut in die Augen. Auch iſt die Stadt lebhaft genug und man hat die Zahl ihrer Bewohner auf 16,000 berechnet. Auf einem Theile des Stadtwalls ſind Alleen und Hecken angelegt, die einen artigen Spatziergang bilden. Als ſolcher wird auch die Donaubrücke gebraucht, die von Strecke zu Strecke mit Bänken beſetzt, übrigens von Holz iſt. Die Ausſicht von derſelben iſt ſehr angenehm.

Ich wollte die hieſige große Wollenwirkerey ſehen, aber man machte mir Schwierigkeiten. Ich hoffe zum geſunden Menſchenverſtande, daß nur Eigenſinn oder Trägheit des Aufſehers, oder irgend ein Mißverſtändniß, die Urſach davon war: denn die Handgriffe der Wollenarbeiter ſind, dem Himmel ſey Dank! nirgend ſolch ein Geheimniß mehr, daß man ſie ſtehlen müßte, wie gewiſſe engländiſche Kunſtwerkzeuge.

Das hieſige Lyceum iſt weder ſtark beſucht, noch hat es berühmte Lehrer. Ich fand in einem paar Hörſälen noch eine alte und ſteife Lehrart, welche die Gegenſtände ungefähr noch ſo weitläuftig und elementariſch vortrug, wie ſie auf den proteſtantiſchen Gymnaſien in der dritten und vierten Klaſſe behandelt werden.

Die hieſigen Buchladen ſind wahre Trödelbuden. Kein einziger Laden ſteht mit Leipzig in Verbindung; was alſo in der allgemeinen deutſchen Litteratur vorgeht, bleibt hier unbekannt. Man behilft ſich mit dem, was in den Erbländern gedruckt und beſonders nachgedruckt wird, und bindet nebenher Bücher, was in der That das eigentliche Handwerk der hieſigen Buchhändler zu ſeyn ſcheint. Ich erkundigte mich bey drey derſelben nach einem in Oeſterreich und auch auswärts ſehr bekannten Dichter, der vor wenig Jahren in Linz eine anſehnliche Stelle bekleidet hatte, und ſie kannten ihn nicht einmal dem Namen nach. Aber es iſt gewiß, daß Linz überhaupt von den Lichtſtrahlen, die noch vor wenig Jahren von Wien über Oeſterreich ausgehen durften, wenig bekommen hat, weil das Heer der hieſigen Geiſtlichkeit vortreflich Wache gegen alles hielt, was die Wiſſenſchaften und den Verſtand hätte aufklären können.

Das Linzer Blut iſt berühmt, und nicht ohne Grund. Es iſt in der That ſchön, doch mehr bey dem weiblichen Geſchlechte, als bey dem männlichen. Unter dem erſtern findet man häufig ganz griechiſche Umriſſe, groſe ſchwarze Augen, vortrefliche Zähne, und die friſcheſte

Farbe. Doch ſind es beſonders die mittlern und untern Stände, die ſolche Bilder darbieten; in der That nur Bilder, denn man findet weder Munterkeit noch Leben, noch anderes Gefühl, als das bloß ſinnliche, bey ihnen, für welches ſie auch nur gemacht zu ſeyn ſcheinen. Ihr Körperbau iſt mehr gedrängt, als ſchlank; Hände und Arme ſind mit dem feſteſten Fleiſche prall gepolſtert; und die ſchönſte Form des Buſens, die mit dem runden Halſe in eins zu verfließen ſtrebt, ſcheint hier zu Hauſe zu ſeyn. Den letztern Vorzug ſcheinen ſie mit ihrer Tracht zu danken, die in einem ſchlaffen Mieder von Wollenzeug beſteht, das einen ſehr kurzen Schnitt hat, nicht geſchnürt, ſondern bis über die Herzgrube her zugeknöpft wird, ſich mithin ſanft an den Körper ſchließt und ſeinen zartern Theilen weiter keine Gewalt anthut, als daß ſie dieſelben nach oben zu drängt und ſie auf ihrer eignen Ueppigkeit und Fülle ruhen läßt.

Die Bauern und Bäuerinnen in der Gegend von Linz, wie überhaupt in Oberöſterreich, kleiden ſich faſt ganz ſo, wie die im Altenburgiſchen und im Bezirke von Eger. Schwarz iſt ebenfalls ihre Leibfarbe. Die Männer tragen große, runde, ſchwarze Hüte, und Pumphoſen mit Gehenken über der Achſel; ihre Röcke ſind lang und haben einen ſehr kurzen Schnitt. Dieſe Tracht würde mit der Tracht der Salzburger ganz überein kommen, wenn letztre nicht am liebſten kapuzinerbraun trügen, und die grünen Hüte vorzögen. Die Röcke der Weiber bedecken kaum das Knie und haben eine große Menge ſenkrecht herablaufender ſchmaler Falten; ihre Wämſer haben einen ungewöhnlich kurzen Schnitt, was ihnen ſehr breite Schultern macht; ihre Hauben ſind beſſer als die Salzburgiſchen, weil ſie nicht mit den hörnerartigen Höhlungen an den Seiten, ſondern bloß mit einem Striche von ſchwarzen Spitzen, der ſich halbkreisförmig von einem Ohre zu dem andern an den Kopf legt, verſehen ſind.

Den erſten Auguſt reiſ'te ich von Linz ab nach Wien. Der Weg auf Ens (1 M.) führt durch daſſelbe Thor zurück, durch welches ich herein gekommen war. Ich ſah mich in einer mit einzelnen Anhöhen beſetzten Ebene, aus welcher ich durch einen Hohlweg auf eine hölzerne Brücke gelangte, die über die Traun nach Ebersperg führt, einem paſſauiſchen Marktflecken, in deſſen Nähe auf einem hohen Berge ein altes Schloß liegt. Von da an erhält ſich der Weg ziemlich eben, bis auf ein paar Anhöhen, über die man hinfährt und von denen man die ganze Gegend überſehen kann. Dieſe zeigt immer noch aus der Ferne Anhöhen, welche ſich auf allen Seiten herumziehen. In den Thälern zwiſchen denſelben ſind die fruchtbarſten Felder und ſchönſten Wieſen, die nur an einigen Stellen von ſchmalen Gehölzen unterbrochen werden. Die wolhabende Anſicht der Dörfer, das freye, offene Weſen der Einwohner und ihre ſtarken wohlgenährten Roſſe, alles zeigte, daß ich mich in einem von der Natur geſegneten und weder von dem Landesherrn, noch von deſſen Lehnträgern ausgeſogenen Lande befand.

Kurz vor Ens erhebt ſich der Weg allmählig, und dieſe Stadt zeigt ſich, mit ihrer altmodiſchen Befeſtigung, die aus einer hohen Mauer mit Thürmen beſteht, nicht zu ihrem Nachtheil. Das Innere derſelben iſt neuer und heller, als das Aeußere. Ihre Häuſer haben meiſt drey Stock und platte Dächer, und einige darunter würden ſelbſt einer größern Stadt zur Zierde dienen.

Von Ens aus fährt man, einen ziemlich ſteilen Berg hinunter, in das Thal, worin die Ens fließt, über die hier eine hölzerne Brücke führt. Der Weg geht eine Strecke flach fort, erhebt ſich ſodann allmählig und läuft über mäßige Anhöhen hinauf und hinunter. Auf der letztern derſelben überſieht man das Thal der Ens zur Linken, und zur Rechten ein zweytes, beyde nicht ſehr ausgebreitet, aber fruchtbar. Der Straßendamm, hier einer der ſchönſten, die ich außerhalb Frankreich geſehen habe, war dicht mit Obſtbäumen beſetzt, und ungeachtet es ſeit vier Tagen geregnet hatte, war die Wagenſpur auf demſelben kaum einen Zoll tief. Mehrere auf dem Rücken der umliegenden Anhöhen ſich befindende Kirchen, Kloſtergebäude und Schlöſſer, verſchönern dieſe Gegend. Strengeberg, der nächſte Poſtwechſel (2 M.) iſt ein Marktflecken mit mehreren ſteinernen Häuſern. Uebrigens wurde ich auf dieſem Poſtlaufe gefahren, wie ſeit Lithauen nicht. Von hier bis Amſtädten, der nächſten Poſt (2 M.) dauert der Weg meiſt in der Art wie vorher fort, nur daß die Anhöhen, die man auf und ab ſteigt, merklich beträchtlicher und behölzter werden. Auf beyden Seiten behielt ich immer noch Thäler, und da, wo das Gehölz ſich öffnete, erblickte ich, näher und entfernter, hohe Bergrücken, die ſich amphitheatraliſch vor mir herum zogen. Kurz vor Amſtädten ſtand ich an dem Abhange eines beträchtlichen Berges, und ein neues ſchönes Thal dehnte ſich zu meinen Füßen aus, in welches ich hinab rollte. Zugleich befand ich mich in Amſtädten, einem Marktflecken, wie Strengberg.

Von demſelben aus fuhr ich in dem Thale weiter und behielt auf beyden Seiten Berge. An denen zur Linken fließt die Donau hin, in deren Nähe man ſich während dieſer ganzen Reiſe erhält; die zur Rechten aber ſind ungleich höher und erſtrecken ſich weiter hinaus. Das Thal ſelbſt, ſolch einen ſchönen Anblick es auch aus der Ferne gewährte, entſpricht der veranlaßten Erwartung nicht. Der Boden beſteht aus lockeren Steingeſchieben und hat kaum einen halben Fuß hoch Dammerde. Fleiß iſt ihm nicht zu Hülfe gekommen. Das Getreide war weit zurück, dünn, niedrig; die Dörfer mithin unanſehnlich, die Bewohner ärmlich. Nach einer dreyviertelſtündigen Fahrt gelangt man von neuem an einen Marktflecken, der manches armſelige, von Schrotwerk gebauete, mit Stroh gedeckte, Häuschen hat, die nur am Ausgange durch einige anſehnlichere wieder gut gemacht werden. Hinter dieſem Flecken verengert ſich das Thal, und der Weg nimmt eine Wendung rechts an einem Berg herum, worauf ſich das Thal von neuem erweitert, doch nicht mehr die Ausdehnung erhält, als von Amſtädten aus. Es hat hier einen Fluß in der Mitte, über den man auf einer Brücke hinfährt. Bald darauf befindet man ſich in Kemmelbach, dem nächſten Poſtwechſel. (2 M.) Kemmelbach iſt ein Flecken, aber nicht ſo ſauber und gut gebauet, als ein paar andere, durch die ich heute kam. Von da bis

Mölk, ging ich noch am ſpäten Abend, und alles was ich über die Chorographie des Weges bemerken konnte, war, daß er theils über kleine Anhöhen hinab, theils durch Waldigt führte, und daß im Durchſchnitt genommen, die Gegend mehr uneben als flach, die Straße aber vortrefflich war. So kam ich dieſe Nacht über Mölk, (3 M.) St. Pölten, (3 M.) Perſchling; (1 M.) und erſt zu Sichartskirchen (2 M.) fand ich den Tag wieder. Von da bis Burkersdorf (2 M.) ward der Weg überaus angenehm. Vor und neben mir erhoben ſich ſanft abgerundete Berge, die am Abhange zum Theil mit Weinreben, zum Theil mit Getreide, auf dem Gipfel aber durchweg mit Gehölz beſetzt waren. Dieſes beſtand nicht aus finſterm Nadelholz, ſondern aus Eichen, Birken, Buchen, die dieſen Anhöhen einen ſehr heitern Charakter mittheilten. Zwiſchen ihnen fuhr ich, indem ihre Form und Lage und die durch ſie gebildeten Thäler beſtändig wechſelten, bis nach Burkersdorf, und von da aus, bis ungefähr 1½ Stunde vor Wien fort. Jetzt kam ich aus dieſen Thälern hervor in eine offnere Gegend, die aber immer noch nicht zur Ebene wird, ſondern in der Ferne noch Berge, obgleich keine beträchtliche mehr, einſchließt. Wien bleibt bis auf ¾ Stunden Entfernung dem Auge noch verſteckt; aber das Geräuſch und das Gedränge der Aus- und Eingehenden und Fahrenden läßt es nicht zweifelhaft, daß man dieſer ehrwürdigen Stadt ſehr in der Nähe iſt. Man fährt endlich durch eine der ſchönſten Vorſtädte nach Wien (1 M.) hinein, und ſieht ſich zwiſchen fünf- bis ſechsſtöckigen Häuſern vergraben und von dem bunteſten Gewimmel verſchlungen.

Zwölfter Abſchnitt.

Wien.

Topographiſche Bemerkungen über die Stadt ſelbſt. Feſtungswerke. Thore. Straßen und Plätze. Kirchen, Palläſte, öffentliche Gebäude, Bürgerhäuſer, Bauart. Sogenannte Höfe und ungeheure Häuſer. Umbau der ältern. Anſicht und Inneres der neuern. Neuerliche Verſchönerung und vermehrte Anzahl der Häuſer. Bauunternehmer. Theurung der Miethen. Die Fiſcherſchen architektoniſchen Anlagen. Der Raum zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten. Ausſicht über dieſelben vom Stadtwalle. Schönes Amphitheater. Anzahl der Vorſtädte. Ihr Mißverhältniß in Größe und Umfang. Ihr Anbau. Ihre Bevölkerung. Volksmenge der Stadt Wien mit den Vorſtädten zuſammen genommen. Erleichterung der Ehen unter Joſeph dem Zweyten. Freygebung der Gewerbe. Folgen davon auf der einen und der andern Seite. Geſtiegene Preiſe der Lebensmittel. Wohlhabendes Aeußere von Wien. Armer gewordenes Inneres. Wucherer. Die Fürſtlichen, Gräflichen und Freyherrlichen großen Familien. Ihre Einnahmen und Ausgaben. Der zweyte Kreis der

Reichen. Charakter der in Wien umlaufenden Geldmaſſe. Ohne Sorgen erworben, fröhlich aufgegeben. Hang zum Luxus und zum Wohlleben. Neigung zur Schüſſel, zu Schauſpielen, zur Muſik. Das Hoftheater. Madame Vigano und ihr Mann. Ihre berauſchende Wirkung auf das Wiener Publikum. Die Theater Marinelli's und Schikaneders. Hetz. Konzerte. Tanz. Tanzmenſcher. Spazierfahrt. Spaziergang. Sommeraufenthalt auf dem Lande. Umliegende Luſtörter und Dörfer. Der Prater. Rückkehr aus demſelben. Nächtlicher Luſtort und Spaziergang. Winke über das unſittliche Verkehr. Zerſtreute Bemerkungen. Das Vermiſchen der Stände. Das beſchriene Herr von — und Ewr. Gnaden. Die ſteife Nachahmungsſucht in der Mode faſt ganz verſchwunden. Korſenaß à la Guillotine. Geſunkene Bewunderung der gebornen Wiener von ihrer Vaterſtadt. Stimmung des Volks für die Geiſtlichkeit. Umtrieb der Wiſſenſchaften. Leſeſucht in den mittlern und geringern Ständen. Nachdrucker im Hinterhalten. Ein Blick über die eigentliche Gelehrſamkeit und die Einrichtung der Schulen und Univerſitäten. Einige erſchnurrte Charakterzüge der Wiener.

Abreiſe von Wien. Neudorf. Die Neuſtädter Haide. Thereſienfeld. Wieneriſch Neuſtadt. Schottwien. Weg über den Sömmering. Das ſchöne Mürzthal. Bruck an der Muhr. Leoben. Wege und Gegenden. Frieſach. St. Veit. Klagenfurt. Anſicht, Bauart, Straßen und Plätze dieſer Stadt. Der Fürſt Biſchof von Gurk und Straßburg [illegible]. Der Wertherſee. Velden. [illegible] Kärntner Alpen. Gegenden. Das Thal der [illegible].

Furchtbare Kalkalpe. Lienz. Eintritt in die Alpen. Anbau derſelben. Ungewöhnliche Menge von Kirchen. Weiren. Schauderhaftes Thal zwiſchen Kolman und Botzen. Abriß dieſer Stadt.

Der witzige Verfaſſer der Skizze von Wien vergleicht dieſe prächtige Kaiſerſtadt nicht unangenehm mit einem Ringe. Der Mittelpunkt derſelben, die eigentliche Stadt, iſt ihm der Hauptdiamant, die Vorſtädte ſind die Karmeſirung. Wahrſcheinlich giebt es nirgend in der Welt einen Fleck mehr, der, in einem Viereck von ungefähr Siebenhundert Wiener Klaftern Länge, und von Sechshundert dergleichen Klaftern Breite, ſolch eine Fülle von Volk, Reichthum und Palläſten; ſo viel politiſche Macht und Größe; ſolch einen Geldumlauf; ſolch einen Drang von Staats- und Handelsgeſchäften; ſolch einen Zuſammenfluß von Fremden, und ſolch eine zahlreiche Geſellſchaft der größeſten, reichſten, freygeblaſten Einheimiſchen, aus allen Provinzen eines großen Kaiſerthums, beherbergte, nährte, und zugleich als Feſtung deckte.

Die Werke dieſer Feſtung laufen in tiefen Gräben, und in ſehr hohen Wällen, die in zehn Baſtionen abgetheilt ſind, um die eigentliche Stadt, und drängen ſie in den geringen Umfang von ungefähr einer halben deutſchen Meile — zuſammen.

Sechs Haupt- und zwey Nebenthore führen hinein und heraus. Hundert und Acht breitere und engere Straßen dienen zur innern Verbindung. In Dreyzehn Hundert und Fünf und Zwanzig Häuſern, von Vier bis zu Acht Geſchoſſen, wohnt eine Volksmenge von mehr als Funfzig Tauſend Seelen. Unter dieſen ſteht eine zahlreiche Kaiſerlich- Königlich- Erzherzogliche Familie obenan. Zwölf bis Vierzehn Fürſtenhäuſer folgen auf ſie. An ſie ſchließt ſich die doppelte Anzahl von Gräflichen, und die dreyfache von Freyherrlichen Familien, deren Häupter theils als Privatleute, theils als Inhaber der höhern Hof- und Staatsſtellen leben. Auf ſie folgt ein Heer von Geſandten, jeder Ordnung, die mehr oder weniger glänzende Häuſer machen. Wechsler, Negotianten, Geſchäftsträger, auch nur bloße Hausbeſitzer, wetteifern in Reichthum und Genuß. Kaufleute, Lieferer, Vorkäufer und Unternehmer aller Art folgen ihnen auf dem Fuße; eine wohlhabende, nicht geitzige Bürgerſchaft verkehrt und lebt unter dieſem Getümmel, und macht es auch ihrerſeits geräuſchvoller; und endlich verſtärkt ein Heer von Staatsbeamten, das durch zwölf bis funfzehn Hof- und Staatskollegien geſtellt wird, verſtärkt den Zehr- und Genußdrang, und ſchwellt den Menſchenſtrom in dem Grade an, wie er ſich beſonders auf dem Burgplatz, auf dem Kohlenmarkt, auf dem Stock am Eiſenplatze, in der Kärnthner Straße, auf dem hohen Markt, auf dem Hofe und am Graben zeigt. Von den Bewohnern der Vorſtädte bringt gewiß ein Drittel, wo nicht den ganzen

Tag, doch wenigſtens einige Stunden, ebenfalls in der Stadt zu; und in dem allgemeinen Getümmel dieſes engen Standplatzes rollen über Zwey Tauſend eigene Wagen, über drey Hundert Stadtlohnwagen, über Sechs Hundert Fiaker, mit Sechſen, Vieren und Zweyen beſpannt, vom früheſten Morgen bis in die ſpäteſte Nacht lärmend herum. Die Wagen, worauf die Zufuhr für den allgemeinen Bedarf und Ueberfluß nach der Stadt geſchaft wird, deute ich nur an.

Alles alſo, was arbeiten und müßig gehen, leben und ſchwelgen, ſehen und geſehen werden will, drängt ſich nach dem Kerne der Stadt hin und wohnt in demſelben enge auf einander. Da der Umfang nicht erweitert werden kann, ſo fährt man in die Höhe auf; und dieſer Umſtand beſtimmt die Bauart des eigentlichen Wien.

Man ſieht ſich ſonach in deſſen Straßen wie in Graben eingeſchloſſen, die ziemlich von gleicher Tiefe ſind, und ſich nur durch Länge und Breite unterſcheiden. Die Plätze, deren keiner groß iſt, geben den Anblick von ausgehölten Becken.

Der erträglich geräumigen Straßen ſind ungefähr nur zehn, und man kann dahin die Herren-, die Kärnthner-, die Wiplinger-, die Schuler-, die Singer-, die Rauhenſtein-, die Johannis-, die Annen-, die Spiegel und die obere Schenken-Straße rechnen. In dieſen können, doch nicht in allen ihren Theilen, drey Wagen einander mit Mühe ausweichen, indem die eine Achſe die andre oder die Wände der Häuſer ſtreift. In andern haben nur zwey Wagen, in noch andern hat nur einer, und in den übrigen nur der Fußgänger, Platz. Der engeſten Art findet man viele zwiſchen dem Graben und dem hohen Markt, zwiſchen dem Hof und der Naglergaſſe, zwiſchen dem Judenplatz und dem alten Fleiſchmarkt, und noch in einigen andern Gegenden der Stadt.

Unter den Plätzen ſind noch die geräumigſten der Hof, der hohe Markt, der Graben, der Neumarkt, die Freyung; der Burgplatz aber, der Bibliothekplatz, der StockamEiſenplatz, der St. Stephansplatz und der Judenplatz ſind nur in einer Stadt, die ſo enge Straßen hat, Plätze zu nennen.

An dieſen Straßen und Plätzen ſtehen Bürgerhäuſer, öffentliche Gebäude und Privatpalläſte umher, unter denen die vierſtöckigen die niedrigſten, die fünfſtöckigen die gewöhnlichſten, und ſechs- und ſiebenſtöckige nicht ſelten ſind. Da der Bau eines Hauſes in Wien beſchwerlicher iſt, als anderswo, weil das Bauholz, von dem Bauplatze weit entfernt, vorgerichtet, und die übrigen Zuthaten im Kleinen herbey geſchafft werden müſſen; ſo bauet man auch, wenn man ſich dieſer Mühe einmal unterzieht, für die möglichſtlange Dauer der Häuſer und Palläſte. Die Mauern derſelben haben eine Dicke von zwey, drey, und vier Ellen, und ſind entweder von einem kalkartigen Bruchſtein, oder, wie faſt alle neuern, von Ziegelſteinen aufgeführt Nur ſolchen Mauern kann man ſolche Höhe und ſolche Irrgänge von Querwänden aufladen, als dadurch nöthig werden, daß man den innern Ausbau ganz auf Gelaß zu berechnen pflegt. Viele dieſer felſenartigen Werke haben noch überdieß doppelte und dreyfache Kellergeſchoſſe über einander, die ihre ganze Grundlage unterwölben, und die Bedürfniſſe an Holz und Wein für Hunderte ihrer künftigen Bewohner zu faſſen beſtimmt ſind. Häuſer dieſer Art findet man am Graben, auf dem Hofe, in der Kärnthnerſtraße, am hohen Markte, am Kohlmarkte und anderwärts. Die ſogenannten Höfe, deren es eine große Menge giebt, enthalten oft fünf bis acht Gebäude, eines in das andre geſchachtelt, fünf bis ſechs Stock hoch, durch enge Durchgänge verbunden und vom Kellergeſchoß an bis hoch in die Dächer bewohnt. Als Muſter dieſer ungeheuren Art zu bauen, von der man, außer vielleicht in London und Genua, nichts ähnliches findet, kann man das hieſige Trattner'ſche und Frieſiſche Haus, die Traube, die Mehlgrube, den Seitzer-, Schotten- und Annen-Hof, und vorzüglich das ſogenannte Bürgerſpital anführen. Das letztere hat jetzt, da ich dies ſchreibe, Neun Höfe voll fünfſtöckiger Gebäude, deren Zimmer ſchon gemiethet wurden, ehe ſie fertig waren.

Das Innere der neuern Häuſer iſt bequemer, geräumiger und leichter, als das Innere der ältern. Dieſe ſind überhaupt an ihren hervorragenden Giebeln, kleinern Fenſtern, und dunkeln, engen Treppen, leicht zu unterſcheiden. Doch haben manche Beſitzer ſolcher Häuſer viel gethan, um ſie in allen dieſen Stükken zu verbeſſern; ſie haben ſie zum Theil vom Grunde aus umgebauet, und mit dem Raume ſo gewirthſchaftet, daß man jetzt oft genug in alten und unanſehnlichen Gebäuden durch geräumige, helle, bequem verbundene und hohe

Zimmer überraſcht wird. Die neuern Häuſer ſind durchweg mit ſteinernen Treppen, und dieſe mit eiſernen Geländern verſehen; jede Abtheilung der Wohnungen hat ihren eigenen verſchloſſenen Eingang; ihren eigenen verwahrten Antheil am Keller u. ſ. w. Jedes Haus hat ſeinen Hausmeiſter, die ſogenannten Höfe aber haben auch wohl ihrer zwey, die für deren Schließung und Oefnung ſorgen; auf Bettler und liederliches Geſindel, das ſich einſchleichen könnte, ein wachſames Auge haben; über die Hausbewohner Auskunft geben, wenn Nachfrage nach ihnen kömmt; und ſonſt noch eine Menge kleiner Dienſte verrichten, die in einem großen, bevölkerten Hauſe vorfallen. Sie bekommen dafür freye Wohnung in dem untern Theile des Hauſes, und genießen ſonſt noch kleiner Vortheile von den Einwohnern. Wenn dieſe z. B. erſt nach zehn Uhr zu Hauſe kommen und der Hausmeiſter ihnen die Thür öffnen muß, ſo wird ihm dieſe Mühe mit einem Kayſergroſchen bezahlt. Deshalb werden auch die Häuſer mit dem Schlage Zehn zugemacht und nirgend ſorgfältiger geſchloſſen gehalten, als in Wien.

Das Aeußere der neuern, oder neubearbeiteten Häuſer iſt ſehr in die Augen fallend. Die Fenſter ſind, der engen Straßen wegen, im Durchſchnitt hoch und mit großen Glasſcheiben verſehen. Ihre Einfaſſungen ſind von Stein, oder auch von Gyps, und in Wände mehrentheils gelblich abgeputzt. Manche Straßen und Plätze ſind mir ſeit 1784 und 1785, wo ich zuerſt in Wien war, faſt unkenntlich geworden. Kloſtergebiete ſind die ſchöne Reihen von Privathäuſern; Plätze, an welche die hohe Mauer eines Nonnenzwingers ſtieß, in Straßen verwandelt. Seit Aufhebung der Klöſter iſt eine ganz neue Gattung von Geſchäftsleuten in Wien erſtanden: die **Bauunternehmer**, die zum Theil ſehr reich geworden ſind. Sie kaufen Kloſtergebiete, Plätze, die mit alten Häuſern beſetzt ſind, oder einzelne baufällige Häuſer an, laſſen ſie abtragen, von neuem aufführen und verkaufen ſie ſodann weiter. Auf dieſe Art ſind in den Gegenden um das Bürgerſpital; in den oberen Theilen der Spiegelſtraße; in den Straßen, die von dem Graben nach dem Michaeler- und dem Bibliothekplatz, und von dort herum nach dem Theater des Kärnthner Thores führen; in der Annen-, Johannis-, Rauhen-, Stein- und Singerſtraße; in den Straßen auf den kleinern Plätzen, die zwiſchen den beyden letztern inne liegen; in den untern Theilen der Wollzeile; und in dem Mittel des hohen Markts auf beyden Seiten — überall dort herum ſind theils ganz neue, theils verſchönerte und erhöhete, theils innerlich bequemer ausgebauete, Häuſer hervorgegangen, die jede Forderung des Kenners, des Bewohners, und des Beſitzers, der ſein Vermögen ſo zu Zinſen anlegte, befriedigen und Wien auf eine ſehr hohe Stufe von Vollkommenheit, Bequemlichkeit, Gründlichkeit und Gleichförmigkeit in der Baukunſt, erhoben haben. Unter dieſen neuen

Häuſern iſt manches, das ſich, bey einem ausgezeichneten Grade von Dauerhaftigkeit, auch durch Leichtigkeit und Gefälligkeit empfiehlt; zwey Vorzüge, die man ſonſt im Ganzen der Bauart der Stadt Wien nicht nachrühmen kann, wohl aber häufig den Häuſern ihrer Vorſtädte.

Die anſehnliche Vermehrung der Häuſer in Wien hat den hohen Preis der Miethen nicht herabgeſetzt; er iſt vielmehr immer noch im Steigen. Ein einzelnes, nur erträglich geräumiges Zimmer, koſtet jetzt monatlich drey Dukaten; ihrer zwey neben einander, acht bis zehn Dukaten, für zwey Zimmer am Graben im erſten Stock verlangte man von mir funfzehen. Ein Beamter, der etwa 12 bis 1500 Gulden Gehalt, und ungefähr eine Familie von ſechs bis ſieben Köpfen hat, braucht eine Wohnung für drey bis vierhundert Gulden. Wohlhabende Familien aus dem Mittelſtande, die anſtändig wohnen wollen, geben jährlich Tauſend, funfzehn Hundert bis zwey Tauſend

Gulden für Miethe aus. Dieſe Erhöhung des Hauszinſes zeugt aber nicht von ſteigender Bevölkerung, ſondern nur von ſteigendem Luxus, vermöge deſſen viel Einwohner jetzt noch einmal ſo viel Platz brauchen, als ihre Väter und Vorväter, bloß um einen Ueberfluß von modiſchem Hausrath auslegen zu können.

An der Burg ſind ſeit den angezeigten Jahren ebenfalls neue Bauten unternommen worden, aber ſie ſind nicht von großer Bedeutung. Der jetztregierende Kaiſer hat für ſich, nach der Baſtey zu, einen artigen, aber kleinen Garten, mit einem Hauſe anlegen, und letzteres mit einer Warte verſehen laſſen, wo er manche Stunde zubringt, und mit großem Genuß, wie es ſcheint. Man überſieht dieſe Anlage am beſten durch die Fenſter der Kaiſerlichen Bibliothek, der gegenüber ſie ihren Standplatz gefunden hat.

Neue Privatpalläſte habe ich außer dem Fürſtlich - Aloys - Lichtenſteiniſchen, der eine große Strecke der Herrenſtraße einnimmt, und in der That von großer Ausführung iſt, nicht bemerkt; doch iſt für die innere Verſchönerung und Vollendung mancher ältern viel gethan worden. Man weiß, daß ihrer eine gute Anzahl in Wien ſelbſt vorhanden iſt, daß aber ihre beſchränkte Lage ihrer Anſicht großen Schaden thut. Sie ſind übrigens im Durchſchnitt groß, haben zum Theil prächtige Vorderſeiten und einige ſogar beträchtliche Hofräume, die mit Säulen umſtellt ſind. Ihre innere Einrichtung und Vertheilung iſt meiſt heiter und bequem; aber bey dem allen ſind ſie voller Unpäßlichkeiten in Abſicht der Säulenordnung und der Verzierungen, die überhaupt einen gewiſſen ſchweren und überladenen Anblick geben. Der Baumeiſter der hervorſtechendſten unter den ältern, war Bernhard Fiſcher von Erlach, deſſen Geſchmack bey weitem nicht der reinſte und richtigſte war, wenn man auch den von ihm vorhandenen Palläſten und Kirchen den Vorzug nicht abſprechen kann, daß ſie aus der Ferne das Auge trefflich füllen. Wenigſtens iſt dieß der Fall mit der Karlskirche, mit Belvedere, mit der Reichskanzley, mit dem Trautſonſchen Pallaſte, mit der Kaiſerlichen Bibliothek und andern Werken, die von ihm herrühren.

Die Kirchen ſind unter den öffentlichen Gebäuden in der Stadt Wien nicht die prächtigſten und größeſten; es ſind ihrer beträchtlichere und neuere in den Vorſtädten. Dagegen beſitzt die Stadt an St. Stephan ein Meiſterſtück von altdeutſcher Baukunſt, und einen Ueberfluß an weltlichen öffentlichen Gebäuden. Hieher gehören die Kaiſerliche Burg, die Böhmiſch-Oeſterreichiſche Kanzley, die Bibliothek, das Rathhaus, das Bankhaus, die Reitſchule, das Univerſitäts-Gebäude, die Hauptmauth und die Hofkriegskanzley ꝛc. lauter Anlagen, die ins Große gehen, und zum Theil für Merkwürdigkeiten der Baukunſt gelten können, wenn man ſeine Forderungen nicht zu hoch ſpannt.

Bekanntlich iſt zwiſchen der Stadt Wien und ihren Vorſtädten nach Süden, Weſten und Oſten zu, ein großer leerer Raum gelaſſen, der, wenn man die jetzt faſt unnützen Feſtungswerke abtrüge, zur Erweiterung und Vergrößerung der Stadt faſt noch einmal ſo viel Platz, als ihr jetziger Umfang einnimmt, darbieten würde. Keine andere Europäiſche Stadt überſieht ihre Vorſtädte ſo vortheilhaft. Wien hat die ſeinigen vor ſich, und ſie erheben ſich theils amphitheatraliſch, theils liegen ſie auf ebenem Boden, rund umher in ihrer ganzen Länge und Breite. Der Stadtwall bietet ſchon an ſich einen ſehr angenehmen Spaziergang dar, aber er wird durch die Ueberſicht, die er über die ungeheuren Vorſtädte und die ganze umliegende Gegend gewährt, in der That einzig. Jeder neue Vorſprung des Walles eröffnet eine neue veränderte Ausſicht; will man aber größere Theile auf einmal umſpannen, ſo iſt es genug, über jedem Hauptthore ſich zu verweilen und ſolchergeſtalt die

Fülle der Gegenſtände in ſechs Perſpektiven aufzufaſſen. In der That, der Ueberblick von Rom, von „Monte di Trinita“ aus, iſt ſchön; die Anſicht von Paris, von „Mont martre“ aus, iſt ungeheuer; aber weder der eine noch die andre erreichen, meines Bedünkens, die bezeichneten Anſichten in Wien, weil beyde weder das klar entwickelte Amphitheater von Häuſern, Palläſten, und Kirchen, noch das große Stromgebiet der Donau, die um ein maleriſches Gebirge her in zehn Armen über eine fruchtbare Fläche hinabſchießt, aufzuweiſen haben.

Der Raum zwiſchen der Stadt und denjenigen Vorſtädten, die ſich vom Schottenthor an bis zum Stubenthore um die Stadt ziehen, wird zu Sechshundert Schritten angegeben. Baumgänge bedecken und durchkreutzen dieſe Fläche bis nach dem Glacis herauf; und dieſes iſt mit Raſen bedeckt, den man nicht ganz ſich ſelbſt überläßt. Die dadurch gebildeten Spatziergänge ſind, perſönlicher Sicherheit wegen, des Nachts erleuchtet, und von Strecke zu Strecke mit Schildwachen beſetzt, die zugleich gewiſſe Mißbräuche der Gelegenheit und der Finſterniß zu verhüten haben. Je näher man an die Vorſtädte ſelbſt kömmt, deſto unbequemer wird der Weg, des Staubes halber, der hier, theils Schuh hoch herum liegt, theils durch das unaufhörliche Fahren in dichten Wolken empor gehalten wird. Die äußere Einfaſſung der Vorſtädte beſteht faſt ganz aus Palläſten, Kirchen und öffentlichen Gebäuden, die ſich, mit anſehnlichen Bürgerhäuſern vermiſcht, eines hinter dem andern erheben, ſo wie der Boden allmählig emporſteigt. Die Seite der Stadt vom Neuen Thore an, bis zum Thereſienthor, welche der Donauarm berührt, hat zwar dieſe amphitheatraliſche Ausſicht nicht, weil die Leopoldſtadt, die Roſſau, die Alſervorſtadt und Waring niedrig liegen und ſich großer Palläſte nicht rühmen können; aber der Strom ſelbſt, das Gewimmel auf und an demſelben, und der unaufhörliche Zug von Menſchen und Wagen, der nach dem Augarten, nach dem Prater, in die Hauptſtraße der Leopoldſtadt hinaus und von dort herein ſchießt, geben dem Standpunkt auf der Baſtey des rothen Thurms auch viel Mannichfaltigkeit. Zwiſchen dem Thereſien- und Stubenthor erhebt ſich das Lokale der Landſtraße, und nun laufen, von dem Invalidenpallaſte an, Kirchen, Hoſpitäler, Palläſte und ſtattliche Bürgerhäuſer, eins über das andre hervorragend, um die drey übrigen Seiten von Wien herum und bilden jenes prächtige Amphitheater. Dem Auge bieten ſich nach und nach Belvedere, des großen Eugens ehemaliger Pallaſt und Garten, jetzt der Verwahrungsort der koſtbaren Kaiſerlichen Gemäldegallerie; das große Kloſter der Saleſianerinnen, nebſt Kirche und Dom; der Schwarzenbergiſche Pallaſt und der Tempel des heil. Karl Borromäus, das prächtigſte gottesdienſtliche Gebäude in Wien, beyde von Bernhard Fiſcher, mit ihren Vorderſeiten, dar; mehrere Fürſtliche und Gräfliche Palläſte und Luſtſchlöſſer ſehen aus den Vorſtädten Widem und Mariahilf herüber; die Kaiſerlichen Ställe, eine der weitläuftigſten Anlagen, und weiterhin die dichtbebauten Anhöhen des Spitalberges beſchließen endlich dieſen ſchönen Umkreis, hinter welchem die eigentliche Maſſe der Vorſtädte erſt beginnt, die ſich, zum Theil in einer ſtündigen Entfernung von der Stadt, an dem Ringwall, hier die Linien genannt, in immer kleiner werdende Häuſer endigen.

Die Beſchreiber von Wien ſind über die Anzahl der Vorſtädte nicht einig. Der neueſte *) giebt ſie zu Vier und Dreyßig an. Wäre irgend ein Verhältniß zwiſchen ihrer Größe; nähme man das Maß von Drey und Dreyßigen nach der Vier und Dreißigſten; und

---

*) Neueſter Wieneriſcher Wegweiſer. Wien, von und bey Kurzbek 1792.

und wäre dieſe Landſtraße oder Mariahilf, ſo müßte Wien unſtreitig die größeſte und prächtigſte Stadt ſeyn, die in der Welt je geweſen, und noch vorhanden wäre. Aber ihre Ungleichheit unter einander iſt außerordentlich; und wenn die Leopoldſtadt vierhundert und dreyßig Häuſer faßt, ſo hat Hungelbrunn nur zwölf; wenn die Widem Vierhundert und zwey ſtark iſt, ſo erreicht der Althann'ſche Grund nur eben die Zahl von funfzehn. Das Mißverhältniß unter den übrigen iſt nicht ganz ſo auffallend, aber doch ſtark genug; und es iſt die Urſach von den ungleichen Angaben in Rückſicht ihrer Anzahl, weil einige Schriftſteller die kleineren bald als Theile der größeren, bald als eigene, für ſich beſtehende Vorſtädte aufführen.

Der eben angezogene Schriftſteller berechnet die Anzahl aller Häuſer in allen Vorſtädten zu vier tauſend fünf hundert und funfzig, und die Volksmenge darin zu hundert ſechs und funfzig tauſend neun hundert und neun und achtzig. Den Umfang ſämmtlicher Vorſtädte ſetzt er auf Dreyzehn tauſend acht hundert Wiener Klafter (zu ſechs Fuß) oder auf vier deutſche Meilen; eine Angabe, die er einem ältern Topographen ohne Unterſuchung nachgeſchrieben hat. Die Tempelhof-Nikolaiſche Berechnung *) ſcheint immer noch der Wahrheit am nächſten zu kommen, wenn auch ſeit funfzehn Jahren die Häuſeranzahl in den Vorſtädten zugenommen hat.

Die Vorſtädte haben erſt ſeit funfzig oder ſechszig Jahren, und wiederholt ſeit ungefähr fünf und zwanzig, und abermals ſeit vierzehn bis funfzehn Jahren, ihren jetzigen Umfang gewonnen. Vor jener Zeit waren noch an vielen Stellen, wo jetzt Häuſer, Palläſte und Kirchen ſtehen, Aecker, Wieſen, und Weingärten. Der Althann'ſche Grund und ein Theil der Joſephsſtadt, die jetzt zu den innern und nächſtgelegenen Vorſtädten gehören, haben

---

*) Vergl. Nikolai's Reiſe ꝛc. Th. III, S. 136 u. folg. Auch die Beyl. IV. ebendaſ.

im Jahre 1770 die erſten Häuſer erhalten. Seit ungefähr acht oder zehn Jahren aber, hat der Baugeiſt ſich aus den Vorſtädten mehr nach der Stadt ſelbſt zurück gezogen. Als Joſeph der Zweyte die Regierung antrat, machte er durch ausgezeichnete Ermunterungen den Eifer rege, Manufakturen und Fabriken anzulegen. Man wählte, aus guten Gründen, die entfernteſten Gegenden der Vorſtädte zur Erbauung der dazu nöthigen Anlagen. Mit Joſeph hatten dieſe Begünſtigungen ein Ende; viele Unternehmer, die an ſich ſchon nicht glücklich gerechnet hatten, gaben ihre Arbeiten auf; neue fanden ſich nicht; die weitläufigen Gebäude ſtanden zum Theil leer; Kapitaliſten, die es bloß auf Miethzins anlegten, baueten näher an der Stadt, oder in der Stadt ſelbſt, wenn ſich Platz aufthat. So iſt es jetzt noch, doch hört der Bau in den Vorſtädten darum nicht ganz auf; und wenn vor dreyßig bis vierzig Jahren hier die Quadratklafter Baugrund zwey oder drey Gulden koſtete, ſo muß ſie jetzt mit zwanzig bis dreyßig, immer nach Verhältniß der Nähe oder der Entfernung von der Stadt, bezahlt werden.

Uebrigens halten die gewöhnlichen Häuſer in den Vorſtädten, weder in Höhe, noch Umfang, noch Bevölkerung, einen Vergleich mit den gewöhnlichen Häuſern in der Stadt aus. Aber die Straßen ſind länger, breiter, lichter und geſünder; nur fehlt es an ſchönen Plätzen eben ſo ſehr, als in Wien ſelbſt, was vielleicht der Unachtſamkeit der Kaiſerlichen Bauämter und der Polizey mit beyzumeſſen iſt. Die Polizey übrigens, die ehedem ihre Aufſicht den Vorſtädten faſt ganz entzog, hat ſeit zwey Jahren mit Acht Polizeydirektoren und dem dazu nöthigen Perſonale an Soldaten und Kundſchaftern, in denſelben einen Sitz gefunden, und ſteht in genauer Verbindung mit dem großen Polizeyamt in der Stadt.

In einem der neueſten Stücke der Oeſterreichiſchen Monatsſchrift befindet ſich eine Berechnung der geſammten Volksmenge, die Wien mit ſeinen Vorſtädten einſchließen ſoll. Sie ſcheint nicht ſo ſehr durch mißverſtandne Vaterſtadtsliebe übertrieben, wie die in den frühern Beſchreibungen von Wien. Nach derſelben ſoll die Anzahl der Einwohner auf Drey Hundert und Zwanzig Tauſend hinanſteigen. Nicht ſo hoch berechnet ſie der angeführte Wegweiſer, der nur, aber ohne eine Angabe darzulegen, Zwey Hundert und Siebzig Tauſend annimmt. Man kömmt der Wahrheit durch die Mittelzahl von dreymal Hundert Tauſend vielleicht am nächſten; doch ich ſelbſt hatte weder Zeit noch Gelegenheit, eine neue Unterſuchung darüber anzuſtellen. Die Zahl von 206,000, welche die Nikolaiſche Berechnung giebt, ſchien hier von jeher zu gering; indeſſen iſt gewiß, daß ſich die Volksmenge ſeit jener Zeit nicht gemehrt hat, wie hoch ſie auch damals geweſen ſeyn mag. Der Krieg und die neueſten Maßregeln der Polizey haben es unmöglich gemacht. Der erſtere hat die Beſatzung vermindert und durch

Werbungen viel Leute aus Wien gezogen; und die letztere hat, vielleicht aus zu großer Aengſtlichkeit, allen Fremden, die keine eigentlichen Geſchäfte hatten, erinnert, Wien zu verlaſſen.

Joſeph der Zweyte glaubte, durch die Erleichterung der Ehen unter den Bürgern und dem Volke zur Vermehrung der Einwohner beyzutragen; und er erleichterte die Ehen durch die Aufhebung der Zünfte und die Freygebung der Gewerbe. Eine Menge Hülfsmittel für das Durchkommen der niedrigern Stände thaten ſich dadurch freylich auf, und mithin entſtand auch mehr Zuverſicht bey dem Gedanken ans Heirathen. Dieſes wurde von der Polizey nicht mehr behindert, weil nicht einmal ein Taufſchein dabey verlangt ward, und von der Kirche nicht, weil weder Braut noch Bräutigam des Glaubens wegen beläſtigt werden durften. Das neue Paar nährte ſich dann, wie es konnte: der Mann, entweder durch ein Handwerk, das er gelernt hatte, oder durch Taglöhnerey; die Frau, durch einen Hökerkram mit Lebensmitteln und kleinen Bedürfniſſen aller Art. Die Anzahl dieſer Krämerinnen iſt auch ſichtbar geſtiegen, ſeitdem ich in Wien nicht geweſen bin, aber zugleich hat ſich eine Art von Lazzaroni hervorgethan, die ſonſt nicht ſo häufig waren, und wahrſcheinlich noch häufiger ſeyn würden, wenn die bisherigen Werbungen die Straßen von Wien nicht von Zeit zu Zeit aufgeräumt hätten. Indeſſen liegt und ſteht doch mancher Taugenichts an dem Krame ſeiner Frau, die mit Obſt, Lebzelten, Strümpfen, Handſchuhen, Büchern ꝛc. handelt, unbeſchäftigt herum, und läßt ſich von ihr füttern. Auf eben dieſem Wege ſind auch die häufigen Wein-, Bier-, und Kaffeeſchenken, und die Trödeleyen und Diebesniederlagen entſtanden. Man hat unter dem vorigen und jetzigen Kaiſer Verſuche gemacht, dieſe Freyheit einzuſchränken, und das eheliche Zuſammenlaufen zu erſchweren; aber man ſagt, die Regierung ſey dabey in Verlegenheit gerathen und habe unruhige Auftritte von den Fiſchweifern und Baarlendern an der Wien befürchten müſſen, wozu es jedoch, meines Erachtens, bey der ſehr gutmüthigen und furchtſamen Gemüthsart des Wiener Volks, nie gekommen wäre.

Wenn aber die Freyheit zu verkehren in dieſen Ständen die Ehen vermehrete, ſo hat ſie dieſelben in andern, durch eine Nebenfolge, vermindern helfen. Es iſt unſtreitig, daß die Menge der erſtandenen Höken, kleinen Kaufleute und Zwiſchenhändler, die Preiſe der nöthigſten Bedürfniſſe und der Lebensmittel geſteigert hat. Ich habe dieſe Preiſe faſt um die Hälfte höher gefunden, und Wien, das vor einigen Jahren für eine der wohlfeilſten Städte in Deutſchland galt, dürfte, wenn ſich die Umſtände nicht ändern, bald zu den theuern gehören. Auch wirkt der gegenwärtige Krieg, der ungeheure Summen baares Geld aus der Hauptſtadt, und große Vorräthe von Lebensmitteln und Futter aller Art, aus den angränzenden Landſchaften zieht, nicht wenig zu der ſteigenden Theure. Die freywilligen Beyträge zu den Kriegskoſten, worin die treuen Wiener muſterhaft gewetteifert haben, und die darauf folgende Kriegsſteuer, die, bey den Beamten, das Viertel ihrer Beſoldungen wegnahm, ſchmälerte ihrerſeits die Einkünfte — kein Wunder alſo, wenn ſich die Ehen ſeit dieſer Zeit, beſonders unter den Staatsbeamten, verminderten, die ohnehin in jedem Lande, wenn ſie ehrlich ſeyn wollen, am ſchlechteſten bedacht, und doch, nach dem eingeführten Ton, einen gewiſſen Anſtand in ihren Umgebungen zu beobachten gezwungen ſind. Sonach kann ein junger Mann, der bloß von ſeinem Amte leben muß, kaum ans Heirathen denken, weil es unmöglich iſt, eine Familie auf einem nur leidlich anſtändigen Fuße, unter funfzehn hundert bis drey tauſend Gulden zu erhalten. Ich kenne hier manches wohlhabende Haus, deſſen wohlgezogene, hübſche, unbeſcholtene und gebildete Töchter deshalb in Gefahr ſind, unverſorgt zu bleiben. Alle übrige Urſachen, die in andern Ländern und Städten die Heirathen vermindern, ſind natürlich auch hier, oft wol doppelt, vorhanden.

Nur ſchließe man aus dieſen Angaben nicht, daß Wien den Anblick von Wohlſtand und Wohlleben, wodurch es ſich gleich hinter London, vor allen übrigen Europäiſchen Hauptſtädten auszeichnete, verloren habe; verſchönert und vervielfältigt habe ich ihn vielmehr gefunden. Die Stadt ſelbſt iſt, wie eben erwähnt, faſt ganz neu gekleidet; das Pflaſter, wie ſonſt, vortreflich; die Straßenleuchten ſind von guter Form, ſauber geputzt, freygebig vertheilt und verſorgt; die Fiaker großentheils neu, ſogar geſchmackvoll und mit raſchen Pferden beſpannt; die Kaufmannsgewölbe herrlich aufgeputzt; die Gold- Silber- und Moden-Laden ſtrahlen verführeriſch; die Obſtkörbe auf dem Hofe ſtehen in langen Reihen, hoch aufgeſchichtet da; große Korb- und Gitterwagen, mit allen Arten von zahmen Geflügel vollgeſtopft, drängen ſich auf den Märkten; die gewöhnlichen Wildmärkte ſtrotzen von Hirſchſchlägeln, Schweinskeulen, Rehrücken und Hackſchköpfen, aber auch von den ſaftigſten Friſchlingen, von Faſanen, die mit dem feinſten Wachs überblaſen ſcheinen, von Rebhühnern und Auerhähnen; die Fleiſchbänke ſind immer gefüllt und immer geleert; Sülzen und Würſte, geräucherte Zungen, Kaiſerfleiſch und Schmalz hängen und ſtehen und liegen an den Seiten der Straſſen herum, und fette Männer und Weiber ſind unaufhörlich beſchäftigt, zu ſchneiden und zu wiegen, während ganze Züge von gemäſteten ungariſchen Ochſen ſich ſtutzig vorbey drängen und, mit Heuwagen, Kohlkörben und Mehlſäcken vermiſcht, den Kram der Brotſitzerinnen herunterreiſſen und ihre Kipfel und Laibel über die Straſſe ſtreuen.

Die Menſchen auf den Straſſen ſind alle, jeder nach ſeinem Stande, ſauber gekleidet. Die Köchin tritt in Seide einher, das Stubenmädchen in Muſſelin; erſtre mit einer von Gold ſtarrenden Haube, letztre im netteſten

Kopfzeuge, mit dem erklärteſten Abſcheu gege
die altmodiſchen Drathgeſtelle, die ehedem ih
rer Klaſſe ganz eigenthümlich waren. Hinte
ihr trippeln ein paar Schneiderburſchen i
ſeidenen Pantalons, mit Bänderſchuhen un
fliegenden Haaren her, die nur noch an de
Sprache, und den wunderlichen Schultern z
erkennen ſind. Mitten durch ſie hin ſchreite
mit großen gewichsten Stiefeln ein Menſch i
feinem Frack, mit ſchmaler Treſſe um de
großen Hut, den die blauen oder ſchwarze
Hände als Färber- oder Schmiedegeſellen ver
rathen, und kauft ſich eine Taſche voll Ka
ſerbirnen bey der nächſten Fratſchlerin
die, beym Wiedergeben auf einen harten Tha
ler, unter ihren Kreutzern und Siebnern un
Siebzehnern, auch Kremnitzer Dukaten mi
herauszieht. Das Aeußere der mittlern un
höhern Stände iſt bey beyden Geſchlechter
ganz engliſch, mithin auch koſtbarer, geworden
Es iſt nicht mehr, wie ſonſt, mit Gold, Si
ber und andern ſchimmernden Putz überladen

ſondern einfach, auserleſen und fein; und ein „negligé“ von Mouſſelin koſtet den Weibern jetzt mehr, als ehedem eine „parure“ mit allem Zubehör; ſo wie den Männern ein feiner Tuchfrack höher zu ſtehen kömmt, als ehedem ein vollſtändiges Staatskleid von Seide. Dieſer Geſchmack hat auch hier zwiſchen den mittlern und höhern Ständen faſt allen Unterſchied aufgehoben, und auf drey Schritte kann man den Ladendiener nicht von dem jungen Grafen und Fürſten unterſcheiden. Eben ſo beym weiblichen Geſchlechte.

Wenn aber das Ganze wohlhabender erſcheint, ſo ſind die einzelnen Theile im Grunde doch ärmer, als ehedem. Jetzt trägt man, was man hat, um, an und mit ſich; man kömmt aus, oder man macht auch Schulden; kurz, man ſammlet nicht mehr, und darin liegt der große Abſtich gegen die vorigen Zeiten. Der Bürger und Handwerker iſt täglich ſeine drey Gerichte, macht ſeine ſonn- und feſttäglichen Luſtfahrten, beſucht des Abends ſeinen

Wein- oder Bierkeller, wie ſonſt; aber er leg nichts mehr zurück, und giebt ſeinen Töchtern keine Ausſtattungen von zehn, funfzehn und zwanzig tauſend Gulden mehr. Die höhern, reichlich beſoldeten Staatsbeamten, die übrig hatten, haben ſo eben genug; die eben genug hatten, haben zu wenig, und müſſen mit Pflicht und Gewiſſen wuchern. Die großen Häuſer, die ſonſt die Einkünfte von ihren Gütern nicht halb verzehrten, brauchen ſie ganz, brauchen oft noch weit mehr, machen Schulden, zerſtücken ihre Güter, fallen Wucherern in die Hände und ſagen Krida an. Majoratsherren häufen, wenn ſie einen geitzigen, oder auch einen wirthſchaftlichen Vater oder Vormund haben, während ihrer Minderjährigkeit, Schulden auf Schulden, und bekommen für die Millionen, die ſie beym Antritt ihrer Güter zahlen müſſen, oft nur Hunderttauſende. Als der jetzige Fürſt N. E**, kurz vor dem Tode ſeines Vaters, wegen dritthalb Millionen Schulden zum Verſchwender erklärt wurde, fand es ſich, daß er kaum Eine Million empfangen hatte. Die Kunſtgriffe der Wucherer ſind hier übrigens dieſelben, die aus der Geſchichte von London, Paris und andern großen Städten bekannt genug ſind. Sie halten 30, 40, bis 50 fürs Hundert noch für chriſtlich; manche aber bringen ihre Gelder auch zu 100 und 150 vom Hundert an. Man hat mir einen Menſchen gezeigt, der, durch bloße Mäkeley bey Wuchergeſchäften, ſeit ungefähr 6 Jahren ein Vermögen von 200,000 Gulden zuſammen zu bringen wußte. Dieſe Geiſſeln fallen beſonders den Großen empfindlich, weil dieſe, wenn ſie einmal borgen müſſen, theils aus Ehrgeitz, theils aus Noth, große Summen aufnehmen; und große Summen ſind den Wucherern, wie ſie bey vollem eiſernen Kaſten vorgeben, immer am ſchwerſten bey ihren guten Freunden aufzubringen.

Die erſten und reichſten fürſtlichen Familien ſind jetzt in Wien die **Auersberg**, **Bathyani**, **Colloredo**, **Ditrichſtein**, **Eſterhaſy**, **Kaunitz**, **Kinsky**, **Kraſalkowitz**, Lichtenſtein, Lobkowitz, Paar, Schwarzenberg und Stahrenberg. Alle beſitzen mehr oder weniger große und prächtige Paläſte in Wien; ſind mehr oder weniger mit ihren Einkünften in Ordnung oder Unordnung; machen mehr oder weniger Aufwand. Man berechnet, daß im Durchſchnitt jedes dieſer Häuſer jährlich 200,000 Gulden verzehre, daß aber einige, wie z. B. Dietrichſtein, Eſterhazy, Lichtenſtein, Schwarzenberg, darunter ſind, die dreymal bis ſechsmal hunderttauſend Gulden aufgehen laſſen. *)

Manche Artikel, die ehedem den Großen viel koſteten, ſind jetzt eingegangen, z. B. große, oft abenteuerliche Aufzüge, Feſte, Feuerwerke, Jagden, Aufritte, Maskeraden ꝛc. bey Hoffeyerlichkeiten. Theils giebt der Hof ſelbſt dazu keine Gelegenheiten mehr; theils ſagt ſich der Egoismus unſeres Zeitalters los davon; theils ſind manche Häuſer nicht im Stan-

de,

be, ſich dabey auszuzeichnen, wozu in Wien beſonders viel gehört; theils verbieten es einige Zweige des neuern Luxus, die mehr und wiederholter gewiſſe Ausgaben verlangen, welche ehedem nicht da waren. Es ſind nur noch zwey ſtehende Gelegenheiten vorhanden, wo die großen Häuſer ihre Pracht jährlich auslegen: der Neujahrstag und das Fronleichnamsfeſt; doch ſoll man ſich auch dieſe jetzt weit wohlfeiler machen, als noch vor funfzehn Jahren. Geburtstage, Heirathen, Todesfälle bey Hofe und in den Familien ſelbſt, haben, beſonders ſeit Joſeph, den alten ſpaniſchen Prunk faſt ganz verloren.

Dagegen nehmen die Liebhabereyen, Launen, Wunderlichkeiten und Leidenſchaften der Großen deſto mehr von den Einkünften weg, weil dieſe Dinge gewöhnlich theurer ſind, als die natürlichen und unentbehrlichen. Ein Pallaſt, ein Stall, eine Jagd, eine Dienerſchaft, eine Kapelle zum Beten oder zur Muſik, verſtehen ſich, wie eine wohl verſorgte Kleiderkammer, ein prächtiger Wagenſchoppen, eine reichliche Tafel, in den großen Häuſern von ſelbſt, und für dieſe Artikel ſind die Ausgaben ein für allemal beſtimmt und bleibend; aber ein Herr, der ſpielt, und eine Frau, die gefallen will; oder ein Herr der eine Mätreſſe unterhält, und eine Frau, die alle Kirchen berennt; oder ein Herr, der Kunſtkenner ſeyn will, der das Bauen liebt, der Gold, Silber und andre Erze jagt; der nach Soldatenruhm dürſtet; und eine Frau, die das Reiſen liebt, die ſich gern auf dem Privattheater zeigt, die den ſchönen Geiſt ſpielt, Diamanten bewundert und gern die Wirthin macht — ſolch ein Paar kann mit unerſchöpflichen Einkünften fertig werden, und wird es oft genug auch hier, wie anderwärts. Doch kann man den großen jetztbeſtehenden Familien in Wien nicht nachſagen, daß ihre Häupter durch erklärt-unſinnige Launen und Grillen ſich zu Grunde richteten, und daß dieſe Fälle überhaupt je ſo oft hier vorgekommen wären als in Warſchau, London und in dem alten

Paris. Nur Ein Beyſpiel iſt mir davon gegenwärtig, ein Beyſpiel — das man jetzt zuweilen des Abends in der Dämmerung auf einer gewiſſen Seite der Baſtey zu Fuße kann einhergehn ſehn.

Dieſe Fürſtenhäuſer ſtrömen einen großen Theil des Geldes, das die große Welt in Wien in Umlauf ſetzt, in hundert Quellen aus; die übrigen Klaſſen derſelben liefern, jede in ihrer Art, ebenfalls beträchtliche Beyträge dazu. Die Gräflichen und Freyherrlichen Häuſer, die, jedoch ſchon dem engern Ausſchuſſe nach, zu der eigentlichen großen Welt, oder richtiger zum hohen Adel gehören, ſind in nicht geringer Anzahl vorhanden. Ich nenne nur ein paar der hervorſtechendſten darunter: die beyden Gräflich Harrachiſchen, das Schönborn'ſche, das Palfi'ſche und das Thun'ſche. Dieſe beſitzen ſämmtlich anſehnliche Palläſte in Wien und nähern ſich in allem den Fürſtlichen. Man ſetzt ihre Ausgaben und Einkünfte auf 100, und 150,000 Gulden. Das Gräflich Frieſiſche Haus hat, trotz

Pallaſt und Reichthum, in dem erſten Kreiſe der großen Welt nie recht anerkannt werden wollen, weil das neue Datum ſeines Daſeyns ihm unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg legte; deſto mehr glänzte es aber in dem zweyten Kreiſe der großen Welt, wo es oben an ſtand.

Dieſer zweyte Kreis iſt, den einzelnen Theilen nach, minder reich, als der erſte, aber er ſchließt mehr Mitglieder ein, und hält deshalb im Ganzen dem erſten Kreiſe an Vermögen, und faſt auch an Pracht und Aufwand, das Gleichgewicht. Was aus ihm an Geld in die große Maſſe des Umlaufs tritt, dringt gleichſam mehr in die innern Theile deſſelben, weil die Standpunkte ſeiner Mitglieder mehr über und durch das allgemeine Getümmel verbreitet ſind, und zum Theil die geringern Stände unmittelbar nähren. Dieſer Kreis hebt mit den großen Spekulanten jeder Art, mit Manufaktur- Fabrik-, Bau- und Holz-Unternehmern, worunter Grafen, Barone, und Edle, aber auch

Bürger ſind, an, geht auf die alten und neuen adelichen Häuſer, die entweder Grundgüter, oder höhere Staatsſtellen, oder beydes beſitzen und davon leben; und auf Wechsler, Negotianten (wohin auch die Wucherer gehören) auf Lieferer und einige große Kaufleute, die meiſt geadelt ſind, fort, und endiget ſich mit den Beſitzern eigener Häuſer, mit den Aerzten, Anwalten und Sachwaltern. In Abſicht des Wohlſtandes gehören auch gewiſſe Handwerke und Gewerbe hieher, z. B. die Bäcker, Brauer, Fleiſcher, Korn- und Mehlhändler, die großen Müller und die Wirthe in der Stadt, unter denen man noch oft reiche findet; aber in Abſicht des Aufwandes und der Lebensart bleiben ſie von den oben genannten Klaſſen entfernt; und ihr Tiſch, ihre Wohnung und Tracht erhalten ſich noch auf einem bürgerlichen Fuße. Vor Joſephs Regierung gehörten noch viele andre Gewerbe zu den genannten nahrhaften, aber die Aufhebung der Innungen und die Freygebung aller Handwerke leiteten die verſchloſſenen Quellen, aus denen einige ausſchließend ſchöpften, über Alle; machten zwar Einzelne nicht mehr reich, verſchafften aber Allen die Nothdurft. So waren die Apotheken und der Buchhandel unter Maria Thereſia ſehr einträgliche Gewerbe, aber unter Joſeph ſanken beyde durch die eröfnete Konkurrenz. Die wohlhabenden Buchhändler, die noch in Wien ſind, ſtammen aus ältern Zeiten; die Büchertrödler, Buchdrucker und Nachdrucker aber, die man in engen Gaſſen, in finſtern Gewölben, welche oft nicht vier Schuh ins Gevierte haben und deren einziges Fenſter durch abgeſchmackte Büchertitel verklebt iſt, ſo häufig findet, ſind ſämmtlich aus den Zeiten der „Büchl“ und Joſephs des Zweyten, der über dieſen Handel ſehr einſeitig dachte.

Der Charakter der Geldmaſſe, die in Wien umläuft, und die Art, wie ſie verthan wird, iſt wie in den meiſten andern Europäiſchen Reſidenzen, London ausgenommen, das zugleich die Hülfsquellen einer Manufaktur-

Handels- und Hafenſtadt einſchließt, und Europa und die übrigen Welttheile beſteuert, aber auch ſelbſt durch ſeine Unternehmungen ungeheure Summen, beſonders nach Süden, Oſten und Norden, ausſtrömt. Mit London hält alſo Wien in Abſicht des Reichthums und deſſen Anwendung keine Vergleichung aus; aber wohl mit Paris in ſeiner gegenwärtigen Lage. Dieſe Stadt iſt jetzt, trotz den unausſprechbaren Summen ſeiner papiernen Münze ärmer als arm, und eben dieſer Münze wegen innerhalb ſeiner Mauern eingeſchränkt, ſo wie das ganze Land innerhalb ſeiner Gränzen, über welche nur baares Geld hinaus, aber nichts mehr hereingehet. Sie hat einen glänzenden Hof, und eine Menge verſchwenderiſcher Großen verloren, und muß den ganzen Ertrag der liegenden Gründe, den die letztern in Paris verzehrten, jetzt, da ſie Eigenthum der Nation geworden ſind, außer Landes ſchicken, um Heere zu unterhalten und Brot zu haben. Madrit zehrt ſein baares braſilianiſches Geld jährlich rein auf und macht Schulden. **Neapel** hat mehr große, oder doch großbetitelte, Vaſallen in ſeinen Mauern, als Wien, aber ſie leben von Obſt und kalter Küche; der Hafen dieſer Stadt iſt für die Engländer; ihr Handel für dieſelben; ihr Getreide und Oel und ihre Seide für niemand anders; und der Hauptſtadt beyder Sicilien bleibt nichts übrig, als „ſorbetti," „macaroni," „alici," Citronenwaſſer, Kupfergrane, Bankſcheine, „diabolini," und Lazzaronen. **Amſterdam** iſt im Hinſcheiden. **Berlin** iſt nur reich durch den Fleiß und die Häuslichkeit ſeiner Bewohner, denen ein ſparſamer Hof und eine kärglich beſoldete Staatsdienerſchaft zu Hülfe kömmt. Das einzige **Petersburg** ſteht in Abſicht des Geldumlaufs, der Pracht ſeiner Großen, der Wohlhabenheit ſeiner Bürger, des Luxus und des Wohllebens, mit Wien auf Einer Stufe.

Das Geld, das in Wien ausgegeben wird, iſt, dem größeſten Theile nach, ohne Mühe und

Sorgen erworben, und wird deshalb mit einer gewiſſen Freygebigkeit und Fröhlichkeit verthan, die beſonders auf ſinnliche Genüſſe fallen muß. Die Fürſtlichen, Gräflichen, Freyherrlichen und andern Familien, die ihre Einkünfte aus liegenden Gründen ziehen, haben weder Mühe noch große Sorge bey ihrer Exiſtenz; die Aernten erneuern ſich alle Jahre; eine Aernte verunglückt nicht ſo oft, hat nicht das Gewagte und verlangt nicht die Vorlage einer kaufmänniſchen Unternehmung. Das Heer der Staatsbeamten in Wien lebt nicht minder ſorgenfrey, denn alle Vierteljahre kömmt ihr Gehalt wieder, und dieß macht, daß ſie, ſelbſt bey übler Wirthſchaft, wenigſtens vor dem Mangel der nöthigern Bedürfniſſe geſchützt ſind. Die Wechsler und andre Geſchäftsleute ſchränken ſich mit ihren Unternehmungen meiſt auf Wien ein, und verbreiten ſich ſelten über das Ausland, wenn ſie nicht ſchon ſichere Effekten in Händen haben; mithin ſind auch ſie vor großen Einbußen, alſo auch vor Sorgen, geſichert. Die hieſigen Kaufleute, ſelbſt die größeſten, machen mehr Kommiſſions- und Speditions- als Spekulationsgeſchäfte; und laſſen ſie ſich auf leztre ein, ſo ſind ſie von der Art, daß ihr ſicherer Gang ſchon ſeit Jahren bewährt, oder die Unentbehrlichkeit ihrer Artikel Bürge iſt, daß im ſchlimmſten Falle kein großer Verluſt entſtehen kann. Die übrigen Wiener Kaufleute ſind Krämer, die nicht leicht verlieren, ſondern nur zu beſorgen haben, daß ſie nicht genug gewinnen möchten, um nach einem gemachten Zuſchnitte davon zu leben. Die Handwerker und alle unentbehrlichen Arbeiter aus den niedrigen Klaſſen können ſich bey einem Publikum nicht ſchlecht ſtehen, das ſolchergeſtalt erwirbt, und heiter und ohne Filzigkeit verzehrt, und es dabey für eine Schande hält, einem Handwerker ſchuldig zu bleiben, oder ihn gar zu betrügen. Die Prieſter und Prieſterinnen der Pracht und des Luxus können keinen Mangel an leichtſinnigen und freygebigen Kunden haben; die Unternehmer der Anſtalten, die das

Wohlleben befördern, wie Kaffee- Trink- und Speiſehäuſer und Weinkeller; die ſinnlichen Vergnügungen zum Zweck haben, wie Theater, Tanzſäle, Spektakel aller Art, mit einem Worte: die Leute, die für den mannigfaltigen ſinnlichen Genuß arbeiten, finden nicht minder zahlreichen Zuſpruch, als die, welche mit den unentbehrlichſten Dingen Verkehr treiben. Dieſe verzehren dann auch, in ihrer Art, den Erwerb, der ihnen ſo freygebig zugetragen wird, in gleicher Fröhligkeit und Ueppigkeit.

Aus dieſem Umſtande erklärt es ſich menſchenfreundlicher, warum die Wiener ſolch einen ausgezeichneten Hang zum Luxus und zum Wohlleben haben, als aus einer rohen Prunkſucht und einer thieriſchen Verſchlingungsgier, die man ihnen ſo oft Schuld gegeben hat. Sie haben, ſich zu kleiden, ſie haben, um zu ſchmauſen. Ihre Stadt liegt in der Mitte fetter Landſchaften, die alle Eßwaaren in vorzüglicher Güte hervorbringen, in Menge herzuſchaffen und wohlfeil hergeben. Die menſchlichen Bedürfniſſe ſteigen und fallen natürlich nach der Leichtigkeit oder Schwierigkeit, ſich dieſelben zu verſchaffen. Warum verdirbt ſich zuweilen ein Philoſoph, der in Leipzig von einem gebratenen Täubchen ſatt wird, in Merſeburg, bey der Tafel eines Domherrn, an Paſteten, Faſanen und Geleen den Magen? Warum läßt ſich ein Berliner, der ſeine Reißſuppe, ſein Landrindfleiſch mit Kartoffeln, und ſeinen Kälberbraten mit Pflaumen des Mittags in Berlin hinreichend findet, in Wien eine Markknödelſuppe, ein Ungariſches Rindfleiſch mit Mandelgreen, einen braunen Kölch mit Bratwürſtl, ein Lunkelbratel in der Soß, ein Eingemachtes, einen Guglhupſen, Speckknödel mit Kaiſerfleiſch, ein Faſandel auf Sauerskraut, ein Kapaundel, oder ein Polackerl, oder ein gebackenes Händl, ein Stück Linzer Torten, und einige Kaiſerbirnen — dies iſt in Wien eine bürgerliche Mahlzeit — gern gefallen, und überſieht es einmal, wenn ſich nach Tiſche Leib und Seele auf dem Graben in Wien ein wenig ſchwerer und verdroßner finden laſſen, als unter den Linden in Berlin? Und warum möchte wohl ſelbſt ein Dresdener, (der geiſtigſte Eſſer in Deutſchland) gern bekennen, daß ein Roſtbratl, oder ein Rehrückl, oder ein wildes Aenterl zum Abendeſſen in Wien, einem Putterpämmchen von Lokowitzer Brot in Dresden doch vorzuziehen ſey?

Dieſe Erſcheinungen bey den Bewohnern dreyer Städte, die in Deutſchland für die mäßigſten gelten, deuten doch offenbar dahin, daß ſie es den Wienern in der Eßluſt leicht nachthun würden, wenn die Natur und ihre Großen ſie eben ſo reichlich verſorgten? Geſtehen wir nur, daß der Menſch von Natur mehr Hang zum Eſſen, als zum Arbeiten, mehr Luſt zum Verdauen, als zum Denken hat; und daß man ſich den abgeſchmackten mönchiſchen Lehren vom Faſten und der Eheloſigkeit nähert, wenn man es gut verſorgten Sterblichen übel nimmt, daß ſie ihrer glücklichern Lage genießen. Die Wiener thun dies in angemeſſener Fülle, und werden fortfahren, es zu thun, ſo lange ſie können, trotz ihren nördlichen Landsleuten und deren Sticheleyen, die ſie für Kinder des Neides halten, ſo ernſthaft auch jene erklären, ihr Eifer entſtehe aus wahrem Mitleid über ihr Zurückbleiben in der Religion, in der Weltweißheit und in den Künſten und Wiſſenſchaften überhaupt. Wahr iſt es, die Wiener haben nicht ſo viel Schriftſteller und Künſtler, als manche kleine nördlichdeutſche Stadt; aber ihre Gelehrten ſind ſo gut beſoldet und eſſen ſo reichlich, daß ſie nicht nöthig haben, Bücher zu machen; und ihre Künſtler werden für ihre Arbeiten ſo gut belohnt, daß ſie nicht in Gefahr kommen, ihre Leibes- und Geiſteskräfte über Titelkupfern und Vignetten aufzuopfern, um nur ihre Nothdurft zu gewinnen.

Gleich hinter die Freuden der Schüſſel, ſetzt man in Wien die Freuden der Schaubühne. Ein wahrer Gemeingeiſt herrſcht hierin bey den Wienern. Jeder Stand hat mit jedem Stande den Geſchmack daran gemein und alle Stände ſind in allen Schauſpielhäuſern vermiſcht. Man ſieht den gemeinſten Mann im Hof- und Kärnthner-Thor-Theater, und den vornehmſten bey Marinelli und Schickaneder. Es ſind jetzt Fünf ſtehende Schaubühnen in Wien, und zwey oder drey fliegende kommen bey gewiſſen Gelegenheiten, z. B. in Marktzeiten hieher, halten ſich aber gewöhnlich nicht über drey oder vier Wochen.

Das Hof- oder Nationalſchauſpiel, das ſeine Bühne in der Burg hat, iſt durch die Veränderungen, die es litt, und durch die Verbeſſerungen, die es erhalten ſollte, bekannter geworden, als durch wirkliche Vollkommenheit. Da diejenige Bühne die beſte iſt, die der Stadt und dem Volke, vor welchen ſie ſpielt, am meiſten gefällt, ſo pflege ich auf die Urtheile von Reiſenden aus andern Provinzen nicht nachzuſprechen: ja, ich traue mir ſelbſt nicht Unbefangenheit genug zu, über ein Theater zu urtheilen, worauf ich andre Sitten, in einer andern Mundart, als die mir geläufig iſt, dargeſtellt ſehe; und deßhalb lege ich das Benehmen der Wiener ſelbſt gegen ihre oberſte Bühne zum Grunde, und ſchließe bloß aus dieſem, daß ſie weſentliche Mängel haben müſſe, die ihr überhaupt eine erklärte Gleichgültigkeit und, zu manchen Zeiten, eine gänzliche Vernachläßigung, wohl gar Verachtung, zugezogen. Mehrere, oft ſehr ſchnell auf einander erfolgte, Veränderungen, die den Liebhabern der deutſchen Theatergeſchichte bekannt genug ſind, waren die Folge davon; aber keine, ſo zuverſichtlich und rauſchend ſie auch zuweilen angekündigt wurde, bewirkte was ſie ſollte: beſſern Geſchmack, Wetteifer unter den Schauſpieldichtern, mehr Zulauf, und nebenher beſſere innere Einrichtung und fruchtbare Theaterpolizey. Der Hof ſelbſt übernahm zuletzt, da dieſe Bühne einzugehen drohete, die Beſorgung derſelben, und brachte abermals einige Verbeſſerungen an, aber ſie blieb im Schmachten und ſie iſt, meines Ermeſſens, noch darin. Ich höre ſo eben, daß ſie wieder an einem Privatunternehmer überlaſſen werden ſoll, weil es der Hof für unſchicklich hält, in Zeiten, wie die laufenden, bey einer Unternehmung, die bloß dem Vergnügen dient, das nützlicher zu verwendende Geld aufzuopfern. Ein Mann von feinem Geſchmack, ein geborner Wiener, gab mir Mangel an Auswahl unter den anzunehmenden Schauſpielern und Schauſpielerinnen; Uneinigkeit, Anmaßung, Trägheit und erklärte Mittelmäßigkeit unter dieſen; zu reichliche Beſoldung derſelben; unglückliche Wahl der aufzuführenden Stücke, die oft, bey großen darauf verwandten Koſten, dem Publikum durchaus mißfallen; übrigens ſchlechte Wirthſchaft (ſonſt könnte der Hof nicht jährlich 150 bis 100,000 Gulden einbüßen) und endlich auch den Wetteifer der Nebentheater, beſonders Marinellis und Schikaneders, die den Geſchmack der Wiener beſſer kennen und ihre Schwachheit für Nationalſtücke, durch kurze Luſtſpiele und kleine Singſtücke nutzen, während das Hoftheater ſie durch, hier ſogenannte Sächſiſche Schauſpiele, Ritterſtücke, und weinerliche Familiengemälde, mit Sitten, die man nicht kennt und zum Theil abgeſchmackt, kleinſtädtiſch und lächerlich findet, regelmäßig einſchläfert — dieſe Umſtände, und die übertriebene Anzahl des Nebenperſonale, das verhältnißmäßig auch nicht ſchlecht beſoldet iſt, und die Ausgaben erhöhet, gab mir, ſage ich, der gedachte Kenner, als die Urſachen des ſchlechten Zuſtandes dieſer Bühne an, und ich fand keinen Grund an der Richtigkeit derſelben zu zweifeln.

„Im Ganzen,“ fuhr er fort: „iſt das Nationaltheater jetzt ſchlechter, da es der Hof beſorgt, als es vorher unter Privatunternehmern war. Die beſten Schauſpieler ſind entweder abgegangen, oder in Ruhe geſetzt, oder haben ſich unbegreiflich verſchlimmert. Die übrigen bekannten Schauſpieler, die zum Theil ſeit zwanzig und mehr Jahren in einer einzigen Manier ſpielen, haben zwar alle eine gewiſſe Rolle oder Rollenart, die man von Zeit zu Zeit noch gern von ihnen ſieht, im Ganzen aber ſind ſie dem Publikum zu alt geworden. Unter den jüngern Schauſpielern ſind einige, die anfangs verſprachen, aber, ſtatt zuzunehmen, zurückarbeiteten, weil ſie ihre Beſoldung für die Hauptſache und Publikum und Kunſt für Nebenſachen hielten. — Auch fehlt es an gute Schauſpielerinnen. Schon ſeit dem Tode der K. Jacquet iſt keine erſte Heldin und Liebhaberin im Trauerſpiel mehr vorhanden. Die Weidner und Sacco, vorher gute Schauſpielerinnen, wurden vergangenes Jahr in Ruhe geſetzt; die erſtre, weil ſie ſehr alt, die andere, weil ſie ſehr mittelmäßig geworden war. Nur Eine vortreffliche Schauſpielerin hat dies Theater noch: die **Adamberger**, geb. Jacquet, die jetzt noch, da ſie ſchon 45 Jahr alt ſeyn kann, in den Rollen naiver Mädchen und zänkiſcher, junger Weiber, von keiner andern erreicht wird. Sie thut in ſolchen Rollen, nicht bloß durch ihr höchſt natürliches Spiel, ſondern auch durch ihren Körper, noch eine unbegreifliche Wirkung auf Männerherzen, die ſelbſt für diejenigen, die ſie außerhalb des Theaters kennen, ein Räthſel iſt.“

„Die italieniſche Oper“ fuhr mein Freund fort: „die mit dem Hoftheater verbunden iſt, hat ſich nicht weniger verſchlimmert. Seit der Entfernung der **Morichetti**, der **Storace**, der **Laschi**, des **Mompelli** und **Mandini**, hat ſie ſich nicht wieder erholen können. Die **Tomeoni** ſpielt zwar gut, und die **Seſſi** hat eine ſehr ſchöne Stimme, aber beyde ſind keine große Sängerinnen. **Maſſoli**, der überall für einen großen Tenoriſten gelten würde, kränkelt und neigt zur Auszehrung. **Benucci**, erſter Buffo, iſt noch immer die Hauptzierde des italieniſchen Theaters. Das dazu gehörige **Ballet** hat einen ſehr mittelmäßigen Balletmeiſter und ſeine Entwürfe haben weder Erfindung, noch Zuſammenhang, noch überhaupt Geiſt. Die erſte Tänzerin iſt gewaltig häßlich, tanzt aber nicht ſchlecht; die zweyte iſt ſehr hübſch, aber ihrem Tanze fehlt es an Anſtand und Leben. Ein paar geſchickte, aber bey weitem nicht vollkommene, Solotänzer ſind auch vorhanden, und zwey ziemlich bleyerne Groteschi, die, bey jedem halsbrechenden Satze, mit ſich niederfallen, daß die Bühne erzittert." —

So waren die beyden Haupttheater in Wien beſchaffen, als ich dort ankam. Das Publikum fand nichts, als lange Weile darin, war unzufrieden, läſterte, und ging — in das Hetztheater, oder zu Marinelli oder Schickaneder. Auf einmal hieß es, ein neues Tänzerpaar ſey angekommen, um ſich in drey Gaſtvorſtellungen ſehen zu laſſen. Es waren Herr und Madame Vigano. Man gieng mit ziemlich ungleichen Erwartungen, aber, weil es etwas Neues war, in ziemlicher Menge in das Schauſpielhaus. Das Paar tanzte nur zwey kleine „pas - de - deux“ — aber das Publikum war wie elektriſch getroffen. Die neuen Tänzer wurden, vom erſten Abend an, das Geſpräch aller Geſellſchaften, und werden es wahrſcheinlich nach einem halben Jahre noch ſeyn. Mad. Vigano beſonders wurde die Göttin des Tages. Das erſte war ihr Name, und erſt wenn dieſer, mit allem, was ihm angieng, aus dem Grunde beſchwatzt worden war, dachte man an den Krieg und an die Franzoſen. Nach Verlauf von acht oder zehn Tagen hatte Alles Doſen, Ringe, Armbänder, Fächer ꝛc. mit dem Bildniſſe der Vigano. Die Damen trugen ihren Kopfputz, ihre Kleider, deren Schnitt und Farbe, und endlich ſogar ihre — Bäuche — „à la Vigano“ — die ein wenig ſtark und wohlbeleibt war. Wir hatten die heißeſten Sommertage, aber Nachmittags um 4 Uhr drängte man ſich ſchon, auf Gefahr ſeiner Glieder, ins Theater, ſtand bis zehn Uhr Mann an Mann auf Einem Flecke, und ſah erſt mit Ungeduld und Widerwillen ein langweiliges Stück aufführen, um dann den fünf Minuten langen Rauſch, immer daſſelbe „pas - de - deux“ zu ſehen, unermüdlich zu genießen. In dieſer folterartigen Stellung ſahe man ſelbſt Damen im Parterre; und doch gieng alles, was heute Zuſchauer geweſen war, morgen von neuem wieder hin.

Das Ballet nahm ſeinen Anfang. Die eigentlichen Tänzer arbeiteten nach Vermögen. Man ſah ſie nicht. Alle Augen waren nach den Kouliſſen gerichtet, aus denen die beyden Hauptperſonen herausſchweben ſollten. Machte die Muſik des Ballets eine Pauſe, ſprangen die Figuranten auf die Seite: ſo entſtand plötzlich eine allgemeine Stille; alle Geſichter erheiterten ſich; man hob ſich auf die Zehen und hielt den Athem an. — In dem Momente ward der erſte Ton von der Muſik des „pas-de-deux“ gegriffen, und dies war das Zeichen zu einem allgemeinen, ſtürmiſchen Händeklatſchen, Jauchzen, Vivatrufen, das die Zeit ausfüllte, bis die Künſtlerin ſelbſt, wie Göttinnen ſchweben, über die Bühne daher glitt, und der Künſtler auf der andern Seite erſchien, und die Arme ſehnſuchtsvoll und ſchüchtern ihr nachſtreckte. — Während des Tanzes war wiederum Alles ſtill. Nur einzeln und halblaut hörte man ein „bravo!“ ein „bravissimo!“ ein „c'est délicieux!“ ein wunderſchön! das durch irgend eine Wendung, einen Wurf der Arme, eine Bewegung des Kopfes, von Seiten der Tänzerin, aus einer vollen Bruſt heraus gepreßt wurde. Solch ein einzelner Ausruf feuerte auch oft auf einmal ganze Zuſchauerhaufen an, daß ſie wie auf ein gegebenes Zeichen, in ein Freudengeſchrey ausbrachen, welches in eben dem Nu aus jedem Winkel des Hauſes wiederhallte. Oft war es auch ein kurzes, abgeriſſenes Klatſchen, das in die Muſik einſtürzte, um dem Gefühl des Wohlgefallens Luft zu machen.

Das „pas - de - deux“ mußte jedesmal wiederholt werden, eher ließ das Publikum nicht nach; und die Ergießungen des Wohlbehagens und Beyfalls waren nicht weniger ſtürmiſch, als das erſtemal. Sodann wurden Künſtler und Künſtlerin herausgerufen; man beklatſchte ſie, rief ihnen in allen Sprachen die ſchmeichelhafteſten Dinge zu, und der Vorhang ging endlich, unter einem wahren Tumult, langſam nieder.

Wer die Franzoſen und Italiener in ihren Schauſpielhäuſern, vor ihren Lieblingsſtücken, geſehen hat, kann ſich einen Begriff von den, als ſchwerfällig verſchrieenen, Wienern machen, in den Augenblicken, wo ſie die beyden Vigano vor ſich ſahen. Auch war ihr Beyfall in der That noch mehr, als Geräuſch. Bey einer Vorſtellung, die zum Vortheile dieſes Paars gegeben wurde, bezahlte man die Logen mit zehn, zwanzig und funfzig Dukaten; und ich ſtand zufällig neben einem Wechsler im Parterre, der für ſeinen geſchloſſenen Sitz hundert Kaiſergulden gegeben hatte. Als Madame Vigano zum erſten Male im Parter erſchien, war die Freude und das Getümmel um ſie her außerordentlich. Damen und Herren vom erſten Range waren ausgeſtiegen, ſtanden in langen Reihen da, und ließen ſie durch ſich hin gehen; wo dieſe Reihen ſich endigten, ſammelten ſich Haufen aus andern Klaſſen um ſie her, folgten ihr, wie ein Triumphzug, und der Hof, der auch im Parter war, mußte ſich, ohne bemerkt zu werden, durch das Gewühl hindurch drängen. Man ſagt, daß ein eiferſüchtiges Mißfallen der Kaiſerin der Grund geweſen ſey, daß das Tänzerpaar nicht angenommen wurde. Das Publikum machte ein gewaltiges Geräuſch darüber, und ein witziger Kopf ſagte: Der Hof mag zuſehen, was er thut! Die Vigano oder den Frieden!

Indeſſen brach ſich bey der Abſchiedsvorſtellung dieß Mißvergnügen in die innigſte Rührung. Das ganze Haus wollte, in eigentlichem Sinne, vor Thränen zerfließen. Man rief von allen Seiten her, in allen Sprachen, die man aufbringen konnte, im Accent des aufrichtigſten Schmerzes: Bleibt bey uns! Oder: Kommt bald wieder! Wir beten euch an! Die Künſtlerin und ihr Mann konnten kein Wort vor Rührung hervorbringen und antworteten mit ſtummen Verneigungen und mit Bewegungen, die ihre Dankbarkeit ausdrückten. Ein Zug, der dem Herzen der Wienerinnen große Ehre macht iſt der, daß die meiſten von ihnen der Vigano Gerechtigkeit wiederfahren ließen und nicht weniger von ihr hingeriſſen waren, als die Männer. Uebrigens gab es ihretwegen ernſthafte Parteyen im Publikum; und es fehlte unter andern wenig, daß ſich nicht ein alter, um das frühere deutſche Theater ſehr verdiente General, der auch im Tanzen für das Alte war, mit einem Vigano'ner hätte ſchlagen müſſen.

Die Vigano, Mann und Frau, haben ſich nach der erſten Tänzerſchule in Europa, nach der Manier von Gardel, Veſtris und Nivelon, und der Guimard, Saulnier Perignon und Roſe gebildet, und ſie kommen ihren Muſtern nahe genug, um dieſe auf den erſten Blick in ihnen wieder zu erkennen. Sie ſind demnach wahre Tänzer und keine Springer; ſie glänzen im Tableau, nicht in der Muskelkraft; ſie rühren und erheitern das Herz und befriedigen den Geſchmack, aber ſie ängſtigen das Gefühl nicht und ziehen ihren Beyfall nicht daher, daß ſie dem Tod in die Arme zu ſpringen ſcheinen, und doch mit dem Leben davon kommen. *)

---

*) Es hat ſich nachher, als die Vigano in andern deutſchen Städten auftraten, gezeigt, daß dieſe edlere Art der Pantomime überall zauberiſch wirkte, in Prag wie in Dresden, in Dresden, wie nachher in Berlin. Ich erhalte ſie eben aus letzterer Stadt

Aus den Zügen von Begeiſterung, welche die Wiener bey dieſer Gelegenheit entwickel-

---

einen Brief, der den Eindruck ſehr lebhaft malt, welchen die Künſtlerin auf das dortige Publikum gemacht hat, und theile dieſe Schilderung, die zugleich den Charakter ihres Tanzes ſo treffend angiebt, mit. „Ach, was haben Sie verſäumt!“ (die Briefſtellerin wußte nicht, daß ich dieſe Tänzerin geſehen hatte) „Sie haben die Vigano nicht tanzen ſehen! Denken Sie ſich nicht etwa — einen grazienhaften Wuchs — keine elegante Franzöſin — keinen großen Anſtand in „panier“ und „panache“ — keinen „grand- oder demi-charactère“ — kein „tour de jambe“ — keine „pirouette“ — Mit einem male ſteht ſie da, mitten auf dem Theater, und iſt unter den übrigen Puppen, das einzige lebende Weſen! — Man iſt außer ſich — hingeriſſen von einem fremden Gegenſtande, aber nur fremd unſerm körperlichen Auge, nicht dem geiſtigen, nicht unſerm Gedächtniß. Man hat dieſen Anzug, dieſe Stellung, dieſe Züge ſchon geſehen. Man erſtaunt nicht, aber man iſt im Innerſten gerührt. Sie bewegt ſich endlich und es entſteht eine tiefe Stille. Sie tanzt eigentlich gar nicht; ſie ſchwebt in den reizendſten Stellungen auf dem Theater. Sie ſteht wieder ſtill — ſie horcht. Er wird kommen! Ja, es muß erſen, *) geht klar genug hervor, was man, durch einſeitige Nachrichten irre geführt, im

mand kommen! Man ſieht es, man fühlt es! Ihre Stellung, ihr Auge, der Wurf ihrer Arme, ihr ſchüchternes Lauern, ihr Entzücken — alles an ihr iſt Ausdruck von Begeiſterung, von Liebe! — Er kömmt endlich, der Erwartete! — Aber, warum iſt es nur ein Menſch? Sie ſchien einen Gott im Rauſche ihrer Empfindungen zu lieben. Sie ſieht ihn und — läuft ab! Aber wie läuft ſie ab! — Hätten Sie Armer ſie auch nur weglaufen ſehen! — Sie kömmt freylich wieder — und dann hat ſie verloren — Aber es iſt unmöglich, dies einfache Thema mit einem wundervollen Zauber durchzuführen."

„Die ganze Nacht dachte ich daran, wo ich dieſe Erſcheinung ſchon geſehen hatte. Erfunden hat ſie dieſen Anzug, dieſe Stellungen nicht, dachte ich, beydes iſt mir bekannt. Ich ſchlief darüber ein. Als

---

*) Man ſchrieb mir nachher, daß, als die Viganò, auf einem Ruf des Steyriſchen Adels, nach Grätz reiſten, um dort einige Vorſtellungen zu geben, viele Wagen von Wien dahin abgiengen, um das berühmte „pas-de-deux" noch einmal zu ſehen.

nördlichen Deutſchland ſo ungern glaubt: daß ſie Sinn für das Schöne haben und ſich berichten laſſen. Es fehlt ihnen nur an guten Muſtern.

Ich glaube noch ein paar Worte über die beyden vornehmſten Nebentheater in Wien ſagen zu müſſen, um einige unrichtige Begriffe, die man ziemlich allgemein davon hat, zu berichtigen. Das eine iſt das Theater Marinelli's auf der Jägerzeile, das andre das Theater Schikaneders, im Stahrembergiſchen großen Hauſe.

Als ich erwachte, war es mir, als ob im letzten Moment des Schlafes eine ſchön hetruriſche Vaſe mir vorgeſchwebt hätte. Mein Räthſel war plötzlich erklärt. Die Vigano vereinigte in ihrer Perſon die Kleidung, den Anſtand und die Stellungen der Nymphen auf dieſen Vaſen. Alles, alles ſo! — Und glauben Sie nur nicht, daß ich allein von dieſer Tänzerin ſo entzückt bin. Geſchäftsmänner mit Akten im Kopf und Herzen, junge Herren mit gar keinem Herzen — kurz, alle Welt — doch die Berliniſchen unverheiratheten — oder gezierten Damen ausgenommen — iſt eben ſo entzückt, als ich.“ —

Das erſtere, auch unter dem Namen von Kaſperls Theater bekannt, hat eine ſehr glückliche Lage. Die Jägerzeile iſt bekanntlich die ſchöne, mit Bäumen bepflanzte Straße in der Leopoldsſtadt, die nach dem Prater führt, welcher immer noch der vorzüglichſte Erholungsort der Wiener bleibt, und des Morgens, Mittags, Nachmittags und Abends von ihnen beſucht wird. Beym Zurückkommen haben ſie rechter Hand die Marinelli'ſche Bühne gleich neben ſich, mithin die Verſuchung eben ſo nahe, als den beſtändigen guten Willen, ihr zu erliegen, und das Bedürfniß, den Abend vollends auszufüllen. Zudem finden ſie entweder eine artige Muſik, oder ein neckiſches Gemälde aus ihren Sitten, das, wenn es auch zuweilen platt genug iſt, doch zu lachen macht, und in der That, theils durch die Einfälle, die darin vorkommen, theils durch die drolligte Art, wie der Hauptſchauſpieler, La Roche, insgemein Kaſperl genannt, ſie wiedergiebt, etwas Anziehendes erhält. Die nie-

drigen

drigen Stände ergetzen ſich aufrichtig daran; die höhern, die überall nur erſcheinen, um ſich die lange Weile zu vertreiben, um das Publikum zu wechſeln, ja oft ausdrücklich, um etwas Närriſches zu ſehen, benutzen dies Theater meiſt nur zu dieſem Zwecke, finden aber auch nicht ſelten Auftritte und Gedanken, die ihnen nicht minder Vergnügen machen, als dem zweyten Parterre und der Gallerie. Die Mädchen, die gewöhnlich in guter Anzahl im Parterre und den zweyten Logen vorhanden ſind, ziehen auch eine Gattung von Liebhabern hieher, die Kasperls Spiel nicht allein befriedigt. Die mancherley Arten von Gefrornem und Gebackenem, von ausgeſuchtem Obſt und feinern Getränken, die ebenfalls zu haben ſind, führen auch einen Theil des Publikums herbey, das jenach auf eine oder die andre Weiſe Zeitvertreib findet, und oft alle dieſe Dinge in einen einzigen Genuß vereiniget.

Der Unternehmer iſt ein thätiger Mann, der immer auf neue Anlockungen für Zuſchauer denkt. Die ſeinigen ſind jetzt auch für kleine Singſtücke, und er wartet reichlich damit auf. Seitdem Schickaneder durch die Zauberflöte ſo viel Glück gemacht hat, giebt Marinelli Zauberzittern, Zauberfagote, Zauberharfen und alle mögliche Zauberinſtrumente, und iſt immer ſicher, zahlreichen Beſuch zu haben. Er beſitzt einen Komponiſten, Namens Müller, der, bey einer Art von Unerſchöpflichkeit, ganz angenehme Muſiken macht, ſich aber nicht immer genau erinnert, welchem Tonſetzer manche Stellen angehören, die ihm aus der Feder laufen. Marinelli's Schauſpieldichter, deren er vier oder fünf hat, ſind verhältnißmäßig nicht ſo gut, als dieſer Komponiſt. Seltſam iſt es indeſſen, daß viele dieſer lyriſchen gereimten Ungereimtheiten auch in Dresden, Leipzig, Weimar, Hamburg und Berlin, die auf Kaſperl und Schikaneder ſonſt ſtolz genug herabſehen, mit Beyfall beſucht werden. Uebrigens ſind einige gute niedrig komiſche Schauſpieler auf dieſem Theater.

die aber jämmerlich werden, wenn Kaſperl den Einfall hat, ernſthafte, edle Stücke, oder die gewöhnlichen Ritterſchauſpiele zu geben: ein Einfall, den er jetzt oft bekömmt, und der ſeinem Theater über kurz oder lang ſchaden wird, weil es dadurch einen gewiſſen zweydeutigen Charakter von ſchlechtem und beſſerem Geſchmack bekömmt, der mir, als ich es dießmal beſuchte, aufgefallen iſt. Wien bedarf, bey der Gemüthsart ſeiner Bewohner, eine Bühne, wo Witz, Laune und ſelbſt Sinnlichkeit etwas mehr wagen kann, als ſich ein großes Theater billiger, und vernünftigerweiſe erlauben ſoll; und das Marinelli'ſche wäre übrigens ganz dazu gemacht. Kaſperl, ſeiner Rolle nach, ein oberöſterreichiſcher Bauer, der feig, gefräßig, furchtſam, geſchwätzig, verliebt, aber auch ein loſes Maul und ein ſatyriſcher Kopf iſt, wäre, wenn man ihm noch ein paar andre dahin paſſende Züge unterlegte, vorzüglich geſchickt, die Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten einer großen, üppigen Stadt ſehr angenehm und treffend zu rügen. In einigen ſeiner ältern Stücke iſt dies auch wirklich glücklich genug geſchehen.

Uebrigens iſt das Aeußere und Innere dieſes Nebentheaters anſehnlicher, als in vielen andern deutſchen Städten das Haupttheater. Auch der wirthſchaftliche Theil deſſelben, iſt in einer muſterhaften Ordnung. Der Unternehmer iſt reich geworden, und das Perſonale ſteht ſich beſſer und wird weit richtiger bezahlt, als auf manchem Hoftheater. Einen Maßſtab für den Zulauf und die Einnahme dieſes Hauſes giebt die Aeußerung Marinelli's gegen einen meiner Freunde, daß er zu Anfange dieſes Sommers, durch die wiederholte Vorſtellung zweyer neuen Singſpiele, nach Abzug aller Unkoſten, über funfzehn tauſend Gulden gewonnen habe.

In Rückſicht der ökonomiſchen Verfaſſung iſt das Schickaneder'ſche Theater ganz das Gegentheil von dem Marinelli'ſchen. Der Unternehmer hatte, beſonders in den erſten

Jahren, viel Glück, und war ein furchtbarer Nebenbuhler Marinelli's; aber ſein unwirthſchaftliches Benehmen ſetzte ihn bald zurück, und ſeine Bühne iſt bis jetzt in einem ſchwankenden Zuſtande geblieben. Auch er giebt meiſt Singſpiele, und nebenher Poſſen und Ritterſtücke. Mit der Zauberflöte, die Er ſchrieb und Mozart ſetzte, hat er großes Glück gemacht. Sie wurde im erſten Jahre hundert mal, bey faſt immer vollem Hauſe, aufgeführt. Das Sonnenfeſt der Braminen, ein neueres Machwerk, hat er ebenfalls ſehr oft gegeben. Merkwürdig in ſeiner Art iſt ein Trauerſpiel, das Schwert der Gerechtigkeit betitelt, das gewöhnlich in der Woche nach aller Seelen geſpielt wird. Man kömmt während der Handlung gar nicht vom Kirchhofe weg, und die Geſpenſter gehen ganz zahm und ohne Schüchternheit, wie rechtliche Leute, auf demſelben herum. Das meiſte, was auf dieſem Theater geſpielt wird, iſt von Schickaneders eigener Hand, und zuweilen platt, zuweilen ohne Verſtand, zuweilen ungezogen, aber immer unter dem Mittelmäßigen; ein Stück ausgenommen, das während meiner Anweſenheit mehreremal gegeben wurde, und den Titel „die Fiaker“ führte. Es war ein täuſchend-getreues Gemälde dieſer und der andern niedern Einwohnerklaſſen von Wien, und wurde auch, in Rückſicht der Kleidung, des Anſtandes und der Sprache, ſehr natürlich dargeſtellt. Mit einigen Veränderungen könnte es in der That ein ſehr unterhaltendes und ſogar lehrreiches Stück für die gemeineren Stände in Wien werden.

In der Joſephsſtadt iſt noch ein drittes, geringeres Nebentheater, das ſich erhält, aber einer nähern Erwähnung nicht werth iſt. Von den Marktkomödianten habe ich ſchon zwey Worte fallen laſſen. Sie ſpielen in hölzernen Hütten.

Uebrigens irrt man, wenn man den Geſchmack des Wieneriſchen Publikums ſtrenge nach dieſen Nebentheatern beurtheilt. Ich habe ſchon oben, bey der Marinelli'ſchen Bühne, die Nebengründe angegeben, welche Zuſchauer in dieſelben locken. Die beſſern Klaſſen wiſſen wohl, daß ſie großentheils abgeſchmackte Dinge ſehen werden, und nehmen ſich vor, das nächſtemal nicht wieder zu kommen. Dies geht ſo weit, daß man ſich auch das wirklich Gute, womit man überraſcht wird, nicht gefallen laſſen will und ſich ſcheuet, es anzuerkennen.

Die Hetze bleibt immer noch ein Lieblingsſchauſpiel des Volks und wenn von den beſſeren Ständen ſich einzelne Zuſchauer dort einfinden, ſo iſt es aus den Gründen und unter den Umſtänden, die ich oben bey der Warſchauer Hetze angegeben habe. Es ſind viele Leute von beſſerer Erziehung in Wien, die dies Schauſpiel mit keinem Auge zu geſehen haben. — Auch iſt es, ſeitdem ich nicht hier geweſen bin, ſehr herunter gekommen. Löwe und Löwin ſind todt. Kein Bär iſt vorhanden, der dem groſſen Kurländiſchen Bär gliche, welcher im Sommer 1785, bey einer faſt erlaubten Nothwehr, den Hetzmeiſter, der acht Hunde auf ihn los ließ und ihm zu nahe kam, ergriff, niederwarf und, trotz den Zähnen ſeiner acht unvernünftigen Peiniger, ſich an dem Schenkel des vernünftigen hielt und ihm große Stücke herausriß — die Zuſchauer ſchrieen jämmerlich und wie aus Einer Kehle bey dieſem ſchrecklichen Anblick! — bis endlich, unter Beyhülfe von noch einem Dutzend Hunden, die ganze Schaar der Hetzknechte, mit beſchlagenen Stangen bewaffnet, das Haupt der Thierquäler ohnmächtig unter dem Sieger hervorzog — — ſolch ein grimmiger Bär, ſage ich, iſt nicht mehr vorhanden, mithin iſt dies Spektakel nicht mehr ſo — anziehend, als ſonſt. Indeſſen ſahe ich doch jetzt noch einen jungen Fürſten und einen Grafen, der ein Fürſtenſohn iſt, beyde mit ihren Mätreſſen, im Hetzamphitheater, in den Logen des erſten Ranges.

Nach dem Schauſpiele iſt die Muſik ein Lieblingszeitvertreib der Wiener. Man findet vielleicht in keiner andern Stadt ſo viel Liebhaber dieſer Kunſt und dieſes Zeitvertreibes, und ſo viel wahre Virtuoſen, von beyden Geſchlechtern. Muſik iſt ein unentbehrliches Stück der Erziehung, beſonders der weiblichen, geworden, und die Muſikmeiſter ſind hier ſo häufig, wie in Dresden die ſogenannten Magiſter. Wer Liebhaber iſt, kann hier alle Tage in einem andern, öffentlichen oder häuslichen, Konzert ſeyn, wo die neuere oder die ältere Muſik behandelt und vorgezogen wird. Für die letztere iſt unter andern ein ſolches bey dem Freyherrn von Swieten.

Für den Tanz ſind die Wiener leidenſchaftlich. Sie tanzen mitten im Sommer nicht minder fröhlich, als im Winter, und der Kellner nicht minder unverdroſſen, als der junge Fürſt. Die höhere Geſellſchaft tanzt bey Hofe und auf Privatbällen unter ſich; in den Kaſinen, in Baden, auf Pickenicken tanzt der reiche oder auch nur glänzende Mittelſtand; die an ihn gränzenden Klaſſen bis zum Bürger, tanzen an den Luſtörtern um die Stadt und in der Stadt, im Faſching auf den Redouten, (wo die höhern Stände bloß zuſehen) und auf den Tanzſälen der Wirthshäuſer, unter denen der **Bock**, die **Mehlgrube**, der **Mondſchein**, der **Faſan** und der **Sperl** die berühmteſten ſind. Auf letzteren findet man die ſeltſame Einrichtung mit den **Saal-** oder **Tanzmenſchern** — gemiethete Tänzerinnen, die der Wirth hält, um mit den Tanzluſtigen herum zu ſpringen. Sie dürfen niemand einen Tanz ausſchlagen, und tanzen ſich manche Nacht hindurch, für ein Gehalt von 30 bis 40 Kreutzer, halb todt. Der **Walzer**, hier der **deutſche Tanz** genannt, iſt übrigens der Lieblingstanz aller Stände.

Der **Spatziergang**, die **Spatzierfahrt** und der **Sommeraufenthalt auf dem Lande**, ſind ebenfalls von den Wienern ſehr geſuchte Genüſſe.

Das Volk ſtrömt, beſonders an Sonn- und Feſttagen, zu allen Thoren hinaus, theils in die Wirthshäuſer der Vorſtädte, theils nach den umliegenden Luſtſchlöſſern und Dörfern, die alle mit Speiſehäuſern, Schenken und Tanzſälen reichlich verſehen ſind, theils in den Augarten, theils in den Prater. Die näher gelegenen Luſtörter beſucht es zu Fuße, die entferntern aber auf ſogenannten Zettelwagen, die vor den Linien halten. Es ſind lange Korbwagen, mit einer Menge von Sitzen, die oft auf einmal zwanzig bis dreyßig Perſonen faſſen und fortſchaffen. Für Leute, die ſolche Wagen unter ihrer Würde, oder unter ihrer dermaligen Baarſchaft glauben, ſind auch Halbwagen mit einem oder zwey Pferden da, auf denen ſie weiter kommen können. Ein Theil des Volks verläßt ſchon früh die Stadt, ein anderer erſt nach der Mahlzeit. Bier, Wein, Kegelſpiel, Mittagseſſen, Kaffee, Jauſen und Abendeſſen, füllen ſeinen Tag aus. Oerter, wo ſich daſſelbe bey gewiſſen Gelegenheiten in unüberſehlicher Menge verſammlet, ſind: die Brigittenaue, zur Zeit der dortigen Kirchweihe; Herrenals, bey Gelegenheit der Wallfahrt nach dem dortigen Kalvarienberge; das neue Lerchenfeld, an Feyertagen; und die Gegenden und Straßen St. Stephan zur Zeit des Portiunkulaablaſſes und des Frohnleichnamsfeſtes.

Die Klaſſen, die auf der einen Seite an das Volk, und auf der andern an die höhern Stände gränzen, fahren mehrentheils mit Lehnkutſchern oder Fiakern, oder ſogenannten Pirutſchen, ſchon von ihren Wohnungen ab. Sie bringen ihren Tag entweder im Prater, oder in Schönbrunn, in Laxenburg und Hetzendorf, oder auf einem der umliegenden angenehmen Dörfer, als Dornbach, Meidling, Herrenals, Hietzing, dem Brühl, Penzing, Hütteldorf, Döbling ꝛc. die ſich entweder durch ein gut verſorgtes Wirthshaus, oder durch angenehme Gegenden empfehlen, mit Spatzierengehen, Eſſen, Trinken und Tanz zu.

Die höheren Stände fahren oder reiten regelmäßig, einen wie alle Tage, nach der Tafel, in den Prater, und zwar die große Allee rechts hinunter. Im Vorbeyfahren laſſen ſich einige entweder ein Glas geſaumtes Obers (geſchlagene Sahne) oder ein Glas Gefrornes, oder Limonade, durch ihre Bedienten aus den nächſtgelegenen Kaffeehütten, holen, verzehren es und fahren dann weiter, ohne auszuſteigen; andere halten ſtill und ſehen dem Getümmel aus den Wagen zu; andere ſteigen aus und gehen unter der Allee ſpatzieren; aber keiner von dieſer Klaſſe ſetzt ſich an einem Tiſche vor den Erfriſchungsbuden nieder und zehrt öffentlich. Am Ende der gedachten großen Allee, an der Spitze des Praters, in einer Entfernung von der Stadt, die nicht leicht ein Fußgänger aufſucht, liegt am Ufer der Donau ein Luſthaus. Um dieſes fahren die höhern Klaſſen mit ihren prächtigen Umgebungen auf; hier ſteigen ſie aus und verbreiten ſich unter die Bäume, oder in den Saal des Luſthauſes oder auf deſſen Umläufe, in einzelnen Reihen und Gruppen, die unter einander wiederum ſo viel Stufen und Unterſcheidungen annehmen, als bey dem großen Reſte der Wiener Einwohnerſchaft nur immer möglich ſeyn können. Geſpräch, Spatziergang, Geſehenwerden und Sehen, ſind die Unterhaltung; doch iſt auch hier ein Speiſewirth, der für gründlichern Zeitvertreib ſorgt. Gegen die Theaterzeit fährt alles nach der Stadt zurück; auch der größeſte Theil der mittlern und niedrigern Stände, welche die Kaffeehütten, die Bier- und Weinſchenken, die Speiſehäuſer und Ringelrennen gefüllt gehalten hatten, ſuchen nun ihre Theater auf. Man hat zwar dieſes Jahr Verſuche gemacht, dieſe Menge durch Erleuchtungen im Prater zurückzuhalten, aber es iſt nicht gelungen, theils weil die Luſt am Theater überwiegt, theils weil der Prater gegen Abend durch feuchte Ausdünſtungen der Geſundheit ſchädlich wird. Der Feuerbändiger Stuber (jenen Beynamen giebt er ſich ſelbſt) hat während meiner diesmaligen Anweſenheit kein Feuerwerk gegeben.

Die Rückkehr aus dem Prater nach der Stadt iſt übrigens ganz dazu gemacht, Wien in ſeinem Glanze und ſeiner Lebhaftigkeit zu zeigen. Man kann ſtundenlang da ſtehen, und die Reihe der meiſt prächtigen Wagen, mit den glänzendſten Perſonen beſetzt, mit reich gekleideten Bedienten belaſtet, vor ſich vorbey laſſen, ohne ihr Ende abzuſehen. Das Ganze bewegt ſich langſam fort, und ſteht oft ganz ſtill; denn das Getümmel von Fuhrwerken, das von der entgegengeſetzten Seite kömmt, beſonders die eilfertigen Fiaker, die ſich oft dreiſt zwiſchen den großen Zug hereindrängen, oder plötzlich aus demſelben hervorſchießen, um Vorſprung zu gewinnen, hemmen von Zeit zu Zeit die großen, minder behülflichen Geſpanne. Mit dieſen Wagen drängt ſich, auf beyden Seiten, hart an ihren Rädern, auch das unſägliche Gewühl von Fußgängern nach der Stadt zurück, und Mütter, die ihren Kindern

Behutſamkeit zuſchreien; Fuhrleute, welche die Fußgänger durch ein gewaltiges Ho! warnen, oder anderen, mit denen ſie zuſammen gefahren ſind, ihre gewohnten Höflichkeiten ſagen; übergefahrne oder getretene Hunde, die aus Leibeskräften heulen und ihre Herren, die nicht minder angeſtrengt auf den ungeſchickten Kutſcher fluchen — dieſer Anblick, dieſes Geräuſch dieſes Gedränge iſt einzig, und nimmt in den Gegenden, wo die Jägerzeile enger iſt, auf der Brücke und an den Thoren hundertfältig zu, trotzt aber jeder Beſchreibung, wenn ſich zu dem allen eines von jenen Wetterſchauern, die in Wien ſo häufig ſind, plötzlich erhebt, und mit Sturm, Donner, Blitz und Regen, in eine dichte, wirbelnde, meilenlange Staubwolke eingewickelt, unter dem verfinſterten Himmel daherfährt: dann ſpringt Alles aus einander, jeder rettet ſich, wie er kann, die Schenken, die Kaffeehäuſer ſind vollgeſtopft; unter den Bäumen drängen ſich ängſtliche Haufen; alle Fiaker aus der Stadt kommen geſprengt und haben eine

reiche

reiche Aernte; die kleinen Korbwagen der Bürger fliegen in geſtrecktem Laufe; vor den Staatskaroſſen bäumen ſich die ſtolzen Meklenburger, bey jedem Blitze, und vor den Pirutſchen tanzt der leichte Ungar, den der Donner, der Staub und der Sturm ungeduldig gemacht hat. Dieſe Ueberfälle aber, gehen meiſt immer ſo ſchnell vorüber, als ſie kommen. Nach Verlauf einer halben Stunde beglänzen noch die letzten Strahlen der Abendſonne den vorher ſo fürchterlichen Schauplatz, und der Reſt der überraſchten Menge geht, mit Tüchern über den Hüten, oder mit ſorgſam aufgehobenen Röcken, nach der Stadt zu.

Der Augarten ſcheint mir herunter gekommen zu ſeyn, wenigſtens iſt ſein Publikum nicht mehr ſo glänzend. Ehedem frühſtückten kleine Zirkel aus der feinen Welt, oder tranken ihren Brunnen hier; jetzt fand ich nichts, als Bürgersleute, die ihren Kaffee verzehrten, und dann einen Zug durch die ſchönen Alleen machten.

Der Hang zu Sommerwohnungen aber hat ſich ſeit meinem erſten Hierſeyn verſtärkt. Wohlhabende Leute von allen Ständen, die in der Stadt wohnen, hatten ehedem in den Vorſtädten Häuſer und Gärten, jetzt haben ſie dieſelben weiter hinaus, vor den Linien, auf die umliegenden Dörfer, deren ich oben einige genannt habe, verlegt. Dieſe ſind dadurch faſt zu lauter artigen Städtchen geworden. Die Bauunternehmer haben auch hier mit wohlhabenden Privatleuten um die Wette gebauet. Der Zulauf iſt in kurzer Zeit ſo groß geworden, daß man eine Sommermiethe mit 100, 150, 200, 300 und 400 Gulden bezahlen muß.

Wenn man in andern deutſchen Städten, nach Endigung des Schauſpiels, noch ein paar Biſſen iſt und dann zu Bette geht, ſo thut man hier noch eine regelmäßige Mahlzeit, und eilt dann wiederum zu einem neuen Genuſſe, der endlich der letzte iſt. Seit meinem erſten Hierſeyn hat ſich hier ein nächtlicher Luſtort hervorgethan, von dem man den Tag über keine Spur ſieht. Es iſt die Baſtion des Stadtwalles, die gleich vor dem Burgthore liegt. Hier ſind Zelte, mit allen Erfriſchungen verſehen, aufgeſchlagen, mit Bänken umſchloſſen, durch Muſik erheitert. Auf dieſem engen Platze drängen ſich Menſchen aus allen Ständen, von jedem Alter und Geſchlecht, unter Staubwolken herum, und er iſt der Stapelplatz des verliebten Verkehrs geworden, doch nur den Verhandlungen und nicht dem Abſchluſſe nach, gegen welchen die Polizeyſoldaten wachen. Man findet bis nach Mitternacht Leute auf dieſem Spatziergange; aber er fängt ſchon an zu ſinken, und treue Weiber und ſorgſame Mütter und Väter kommen nicht, und laſſen auch ihre Kinder nicht mehr hieher. Eine ähnliche Nachtpartie iſt der Spatziergang und das Konzert am Graben, vor den dortigen berühmten Kaffeehäuſern, die, ſo wie das nahe dabey am Kohlmarkt gelegene Milano, in Verfertigung des Gefrornen glänzen. Hier erſcheinen Leute aus den beſſern Klaſſen immer erſt nach zehn Uhr, und bleiben bis nach Mitternacht dort. Sie kommen deßhalb ſo ſpät, weil dann der Zug der feilen Mädchen und ihrer unermüdlichen Nachſetzer ſchon vorüber iſt.

Dieſe haben ihren Lärmplatz ebenfalls hier, zerſtreuen ſich aber, ſobald die Schließſtunde der bürgerlichen Häuſer, die zehnte, geſchlagen hat. Die Hausmeiſter laſſen ſodann keinen Fremden mehr herein, denn wenn ſie auch übrigens das zweydeutige Gewerbe ihrer Hausbewohnerinnen wohl kennen, ſo wagen ſie doch ſelten daſſelbe um dieſe Zeit zu begünſtigen, aus Furcht von dem Wirthe weggejagt zu werden. Wiſſen aber die Wirthe ſelbſt darum, wie es in einigen ſeit lange dazu eingerichteten Häuſern auch hier der Fall iſt, ſo hat der Hausmeiſter kein zu ſtrenges Gewiſſen, und läßt zu jeder Zeit und Stunde herein und heraus, weil ſodann die geſammte Einwohnerſchaft nicht zu ſehr geſchont zu werden braucht

Wie offen, wie allgemein und wie ungeſtört, wenn nur einigermaßen der Wohlſtand beobachtet wird, dieſe Art von Verkehr hier getrieben werde, iſt übrigens ſattſam bekannt. Wenn der Leſer, mit einigen kleinen Veränderungen, die aus der Verfaſſung und Oertlichkeit hervorgehen, die Schilderung der Warſchauer Unſittlichkeit oben noch einmal nachſehen will, ſo wird er auch die Wieneriſche kennen. Hier ſind nicht minder reiche, verderbte, brutale Liebhaber; nicht minder ſchöne, üppige, bedürftige, gewandte, liſtige Weiber; nicht minder liederliche, höhere, mittlere und niedere Klaſſen. Man ſagt mir von einem jungen — Großen, daß er ſich jetzt Sieben Mätreſſen hält und ſie, wenn ſie irgend eine ſeiner Launen nicht ausführen wollen, oder wenn er den Verdacht einer „paſſade“ auf ſie geworfen hat, regelmäßig mit der Hetzpeitſche abkarbatſcht, ſie aber übrigens vortrefflich bezahlt.

Ich hebe noch ein paar zerſtreuete Beobachtungen über die Einwohner von Wien aus, und ſchließe damit den Umriß ihres Wohnortes, ihrer Sitten, ihrer Lebensart und ihres Charakters.

Oben habe ich beyläufig bemerkt, daß die Verſchiedenheit der Stände, wegen der Gleichheit in der Kleidung, im öffentlichen geſellſchaftlichen Verkehr nicht mehr ſo auffallend iſt; im Privatverkehr aber wird ſie, beſonders von den höhern Ständen, immer noch ſorgfältig genug beobachtet. In ihre Zirkel kömmt niemand, den nicht Rang und Geburt dazu berechtigen, und die Häuſer ſind immer noch ſelten genug, die hierin bey verdienſtvollen Gelehrten und Künſtlern eine Ausnahme machen. Man erinnere ſich hier der vorhin erwähnten Art, wie die Großen an den Vergnügungen im Prater Theil nehmen.

Aber jener Mittelſtand, deſſen ich oben gedacht habe, hat ſeinen Kreis im geſellſchaftlichen Leben ſehr erweitert. Wer einen Frack trägt, der ihm das beſchrieene „Herr von“ zuſichert, lebt ohne Anſtoß in dieſem Kreiſe;

ein Frauenzimmer, deren Chemiſe von ſo feiner Gattung Mouſſelin iſt, daß man ihr ohne Schaam das „Fräulein“ und „Ihro Gnaden“ geben kann, und die im Stande iſt, einen Stadtlohnwagen zu miethen, tritt überall in dieſe Zirkel ein. Sonach hat dieſe erdichtete Münze hier wahren Werth und Gehalt, und ſie befördert und vermannigfacht das geſellſchaftliche Verkehr. Es ſind mehrere gute Häuſer in Wien, die einigemal die Woche offen ſtehen, und die für die Gäſte, die ſie empfangen, keine andere Forderung, als die Einführung von Seiten eines Bekannten und ein anſtändiges Aeußere haben; und dieſe Häuſer ſind in der That nicht die unſcheinbarſten und langweiligſten in Wien.

So iſt auch die ſteiſe Nachahmungsſucht in der Mode, beſonders in gedachtem Kreiſe, faſt ganz verſchwunden, ſeitdem man ſich mehr an die engliſche Art hält. Die Wienerinnen ſind ſchön, haben einen feinen Geſchmack in der Kleidung, und erfinden ſehr glücklich; und da ſie auch freygebig auf die Zuthaten verwenden, ſo ſind ſie beſtändig zugleich fein und geſchmackvoll gekleidet. Dies geht bis in die geringern Klaſſen hinunter; und ich bekenne, keine Stadt geſehen zu haben, in welcher die weiblichen Dienſtboten ſo ſorgfältig, ſo zierlich in ihrer Art, ja ſogar ſo reich gekleidet gingen. Leipzig, Dresden, Breslau und München kommen in dieſem Punkt Wien nahe, aber mehr in Rückſicht der Sauberkeit, als der Feinheit der Zeuge, die dieſe Gattung zu ihrem Anzuge wählt.

Trotz dem Haſſe der ſchönen Wienerinnen gegen die Franzoſen, ahmen ſie doch zuweilen die republikaniſchen Moden nach, wie es z. B. mit dem Kopfputz „à la Guillotine,“ der Fall war. Man hat bemerkt, daß die Schweſtern der bekannten Frey (Schönfeld) gerade um die Zeit dieſen Kopfputz trugen, als ihre Brüder in Wien guillotinirt wurden.

Eine andre Veränderung, die ich bemerkt habe, iſt mir ſehr aufgefallen. Die gebornen

Wiener, die ſonſt ſo ſehr „badauds“ waren, wie die Pariſer nur immer ſeyn konnten, und ihre Vaterſtadt in den Himmel erhoben, fangen an, ſie in ihren Zirkeln ſo herunter zu reiſſen, wie kein Ausländer im Ernſt ihnen könnte; ja, mancher junge Mann, der Verſtand zeigen will, glaubt damit anfangen zu müſſen, daß er auf die Wienſtadt ſchimpft, ſo gut es gehen will. Hat ſich die gute Wienſtadt ſo verändert, oder die treuherzigen Wiener?

Von der Veränderung, die Joſeph durch ſeine Grundſätze in Rückſicht der Geiſtlichkeit bewirkte, ſind noch die ſichtbarſten Spuren in Wien verhanden, obgleich die beyden neueſten Regierungen in dieſem Punkt ein anderes Syſtem aufgenommen haben. Die Denkungsart des groſen Hauſens iſt den Prieſtern noch nicht wieder ſo günſtig, als unter Maria Thereſia, und er hat die Menge von Vorwürfen und Lächerlichkeiten, womit man ſie in den erſten Zeiten Joſephs, und mit deſſen Erlaubniß überſchüttete, noch in zu friſchem Andenken. Dieſer Stand war damals ſo weit herunter, daß es an jungen Leuten zu fehlen anfing, die ſich demſelben widmen wollten; und daß man ſpottend ſagte: man würde noch Seminariſten wie Rekruten mit Gewalt ausheben müſſen. Damals wurden auch die Bahrdtiſchen Schriften von dem gemeinen Volke hier ſehr häufig geleſen; und ſie gaben einigen ſchwärmeriſchen Geſellſchaften, in denen der ſchnelle Uebergang von den römiſchen Lehren zu den Grundſätzen dieſes, ſelbſt bey Proteſtanten als zu ſtürmiſch betrachteten, Religionsverbeſſerers, ungewöhnliche Ueberzeugungen erweckte, die Entſtehung. Aus einer dieſer Geſellſchaften ſchien der Schuſter noch zu ſtammen, der während meiner Anweſenheit in Wien, wegen unkirchlicher Begriffe von der Gottheit Chriſti, am Pranger ſtand, und von mehreren alten Mütterchen eifrig ausgeſcholten, von den übrigen (vermuthlich wie er denkenden) aber faſt öffentlich bedauert wurde. Da

Begriffe dieſer Art, unter Joſeph, von manchen Predigern ſelbſt waren unterhalten worden, ſo hat man dieſe von den Kanzeln weggenommen, um ſo ſorgfältiger, da ſie von dem Volke für geſchickte, denkende und rührende Redner gehalten wurden. Die Früchte ihrer Lehren, ſo wie der freyen Leſerey überhaupt, zeigten ſich aber dennoch bald nachher, als ein großer feyerlicher Bittgang anbefohlen wurde, wo auch der ganze Magiſtrat der Stadt erſchien, von der Bürgerſchaft aber nur ein auſſrordentlich kleiner Theil ſich einſand.

Der Umtrieb der Wiſſenſchaften iſt nicht mehr ſo lebhaft, als unter Joſeph und noch unter Leopold. Unter erſterem hatte die Preſſe und das Katheder die möglichſte Freyheit. Die Büchlſchreiber verbreiteten ſich damals über jeden Gegenſtand, die Lehrer der hohen Schule ſprachen freymüthig aus ihren Fächern, die Buchhändler brachten Bücher aller Art nach Wien, die Nachdrucker druckten jedes Buch nach und ſetzten es dadurch mehr in

Umlauf. Seit dem Eintritt der jetzigen Zeiten iſt dieſe Freyheit des Leſens und Druckens, und die Einfuhr der Bücher, durch Zoll, Cenſur und gänzliches Verbot, eingeſchränkt worden.

Die Leſerey der Romane, Schauſpiele, Journale und Zeitungen, die unbedenklich ſind, iſt aber noch ſtark im Schwange, und man findet letztere in allen Kaffeehäuſern in großer Menge. Da in Wien nur Eine Zeitung herauskömmt, ſo druckt man fremde ganz oder im Auszuge nach; eben ſo die neueſten Ritterromane, die in ganzen, ſehr bändereichen Sammlungen, unter allgemeinen Titeln, herauskommen, und in Wien ſelbſt verbraucht werden. Das junge Volk der Univerſität, der Kaufmanns- und Krämergewölbe, des Schreiber und Bedientenſtandes ꝛc. verſchlingt dieſe pilzartigen Erzeugniſſe des nördlichen Deutſchlandes; und ich zweifle, ob in irgend einer andern deutſchen Stadt, unter den gemeinen Volksklaſſen, die Leſeſucht ſo ſtark um ſich gegriffen hat, als in Wien.

Die Nachdrucker im Großen ſind übrigens jetzt in Wien abgeſtorben. Ungeheure aber ſchlecht berechnete, Unternehmungen haben ſie theils geſchwächt, theils ganz zu Grunde gerichtet. Das letzte Glück machten die Troppauer Nachdrücke, die Geſchichte, Geographie und Naturbeſchreibung enthielten, und in kurzem Vier, nachher aber Sechs und mehr Tauſend Abnehmer, großentheils in Wien ſelbſt, fanden. Wenn dieſe Nachdrücke überhaupt den übrigen deutſchen Verlegern und Gelehrten ſchadeten, ſo nutzten ſie wiederum den Einwohnern von Wien und von Oeſterreich überhaupt, indem ſie dieſe theils mit manchem Buche bekannt machten, das ihnen unbekannt geblieben ſeyn würde, theils ihnen ganze Sammlungen davon um einen höchſt billigen Preis verſchafften. Eben dieſe Nachdrücke bewirkten ſchon unter Joſeph, daß man kleine Bibliotheken mit zum Hausrathe rechnete, und daß ſelbſt Bürger dergleichen anlegten. Häufiger finden ſie ſich noch bey

Leuten, die auf Bildung Anſprüche machen.

Jetzt werden beſonders alte, wiſſenſchaftliche Bücher zum Kauf ausgeboten, und ihrer Menge nach zu urtheilen, ſollte Wien eine litterariſch ſehr fleißige Stadt ſeyn; aber der Ueberfluß dieſes Artikels iſt nur vorübergehend, und entſteht aus dem Verkauf zweyer alten, treflich verſorgten Buchhandlungen, der Gräfferiſchen und der Greßitſchen, deren jetziger Beſitzer ſich ihrer ältern Sortiments- und Verlags-Bücher ſämmtlich zu entſchütten ſucht. Die billigen Preiſe bewegen das hieſige Publikum, ſich damit zu verſehen; und wenn das übrige Deutſchland bey Zeiten Nachricht von dieſem Verkauf erhalten hätte, oder wenn die Fracht nicht ſo hoch zu ſtehen käme, ſo würde es ſich wahrſcheinlich aus dieſer Quelle mit einer Menge großer, ſeltener und ſehr ſchätzbarer Werke bereichert haben.

Ueberhaupt genommen, muß man den Wienern eine gewiſſe litterariſche Bildung nicht abſprechen. Sie haben in jeder Wiſſenſchaft, beſonders in den gründlichen, einige Hauptköpfe beſeſſen, und beſitzen ſie noch; und in der Dichtkunſt weiſen ſie Männer auf, die in die vorderſte Reihe der deutſchen Dichter gehören. Indeſſen ſind hier, im Ganzen genommen, gründlichere Kenntniſſe und ein feiner, beſtimmter Geſchmack immer noch Seltenheiten. Ein Mann von mittelmäßigem Wiſſen macht in den Kollegien, an hohen Schulen, vor den Gerichtshöfen, am Krankenbette, auf der Kanzel ꝛc. hier ungleich größere Figur, als ein ähnlicher in Berlin, Dresden, Jena, Leipzig, Hamburg, und in andern nördlichdeutſchen Städten. Ich habe oben den Umſtand, daß Wien überhaupt verhältnißmäßig wenig, und noch weniger gute Schriftſteller hat, der bequemen Lage ſeiner Gelehrten zugeſchrieben, und ſo iſt es; jetzt kömmt noch die große Beſchränktheit der Preſſe dazu; aber wären dieſe äußeren Hinderniſſe auch nicht, wollten auch dieſe Gelehrten ſchreiben, ſie würden es auf eine ausgezeichnete Weiſe kann können, wenn ſie nur des gewöhnlichen Schul- und Univerſitätsunterrichts genoſſen hätten, und nicht, wie diejenigen, die in Wien wirklich vortrefflich geſchrieben haben und noch ſchreiben, durch Genie, oder durch Reiſen, oder durch ungewöhnliche glückliche Umſtände, unterſtützt worden wären. Die ganze Art, die Wiſſenſchaften zu treiben, begünſtigt in der That, vom erſten Schulunterricht an, eine gewiſſe Flüchtigkeit und Einſeitigkeit. Die Geſchichte, die Philoſophie, die Rechtsgelahrtheit, ja, ſogar einige Theile der Naturlehre müſſen dieſe Einſeitigkeit fühlen, da ſie in ſo vielen Punkten das römiſche Bekenntniß berühren, das man jetzt in ſeiner alten Unbiegſamkeit wieder herſtellen zu wollen ſcheint, und das Joſeph in der That nur deshalb ausſchnitt, damit die Zweige anderer nützlichen Bäume Luft erhalten ſollten. — Ueberhaupt ſcheint die Einrichtung der öſterreichiſchen Univerſitäten nur auf Bildung künftiger Staatsbeamten be-

berechnet, aber für die Erweckung und Ausbildung eigentlicher Gelehrten, unzulänglich zu ſeyn. Auch denkt ſelten ein junger Menſch daran, die Wiſſenſchaften ihrer ſelbſt wegen zu ſchätzen und zu üben; er macht ſeinen Lehrlauf, um ein Zeugniß zu erhalten, daß er ihn gemacht hat, und um ſodann ſein Brot zu finden. Das übrige kümmert ihn nicht. Auf den proteſtantiſchen hohen Schulen iſt dieß wohl auch der Fall, aber er iſt es nicht ſo allgemein. Man kann die dort gezogenen berühmten Schüler berühmter Lehrer gewiſſer Fächer in Menge nennen. Wem fällt hier nicht Göttingen, Jena und Halle ein; wer kömmt hier nicht auf den Gedanken, daß die Wiener Univerſität nützlicher werden würde, wenn ſie ſich dieſen Muſtern näherte, als wenn ſie ſich, wie es jetzt das Anſehen gewinnen will, in entgegengeſetzter Richtung von denſelben entfernet?

Doch dieſe Maßregel iſt gewiß nur für die laufende Zeit, und wird nur ſo lange dauern, als man einer gefürchteten Gefahr zuvor kommen zu müſſen glaubt. Gewiſſe politiſche Einrichtungen, die einen auffallenden Einfluß auf die Gemüthsart der Einwohner von Wien gehabt haben, werden ebenfalls nur ſo lange dauern. Die treuen Wiener werden, unter einem von Natur ſo ſanftem und liebenswürdigem Oberherrn, ihre vorige Zutraulichkeit, Offenheit, Harmloſigkeit, Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaftlichkeit zurückerhalten: Tugenden, die ihren Charakter jedem, der mit ihnen lebte, ſo liebenswürdig, und empfehlungswerth machten.

Nach einem Aufenthalt von vier Wochen reiſte ich den 2ten September von Wien ab. Der Weg führte durch die Vorſtadt, die Wieden. Die äußerſten Enden dieſer Vorſtadt haben ſehr kleine, unanſehnliche Häuſer, die größtentheils mit Schindeln gedeckt ſind

Sobald man ſich außerhalb der Lienien der Stadt befindet, bietet ſich eine ausgebreitete Ausſicht dar, die rechts von Bergen beſchränkt, und vorwärts von Bergen umzogen iſt, links aber über eine unabſehliche Fläche ſich erſtreckt. Am Fuße und am Abhange der Berge zur Rechten liegt Flecken an Flecken, Dorf an Dorf, unter denen die durch ihre vorzüglichern Weine berühmten Grimzing, Brunn Medling u. a. ſind. Ungefähr eine halbe Stunde von Wien befindet man ſich auf einer Anhöhe (der Wiener Berg genannt) die mit einer gothiſchen, durchbrochenen Spitzſäule beſetzt iſt, und von welcher herab man die ganze ungeheure Häuſermaſſe von Wien, alle Vorſtädte, die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer, Schönbrunn und Laxenburg, und eine Menge von Landhäuſern noch einmal mit einem Blick umſpannt. In der That, eine Anſicht, die wenig Städte in dieſer Ausdehnung gewähren. Von da geht es mählig bergab, man nähert ſich den Bergen zur Rechten mehr und verliert die vorwärts liegenden auf eine Meile aus den Augen. Je näher man den Bergen kömmt, deſto mehr entwickelt ſich zu ihren Füßen das Gewimmel der Dörfer. Dieſe nehmen ſich wie Städtchen aus, und ſchließen zum Theil Häuſer ein, deren ſich Wien ſelbſt nicht zu ſchämen brauchte. Weingarten ſtößt an Weingarten, und die Berge ſind, bis zu ihrer Mitte hinan, dicht damit beſetzt.

Neudorf, die nächſte Poſt (2 M.) iſt ein heiterer Flecken, wo ich nicht zehn Minuten auf Pferde zu warten brauchte. Beym Ausgange aus demſelben kömmt man eine Anhöhe hinan. Die Berge zur Rechten zeigen ſich dem Auge immer höher, und ſteigen in der Ferne zu einem Gebürge der dritten Ordnung empor. Die Gegend ſelbſt, durch die der Weg geht, bleibt immer noch ſo flach, als vorher, bis Günſelsdorf, dem nächſten Poſtwechſel. (2 M.) An beyden Seiten verräth ſich durch die Graben, die neben der vortrefflichen Straße hinlaufen, ein trockener, kalkigter Grandboden mit Granit- und Quarz-Stücken untermengt, der kaum einen halben Schuh hoch Dammerde über ſich hat, und deshalb den Anblick der Fruchtbarkeit nicht gewährt. Auch hebt hier die Neuſtädter Haide an.

Von Günſelsdorf aus wird dieſer Boden noch trockner und kaum iſt der Kalkſchutt mit vier Zoll Dammerde belegt. Das Land iſt ein kahler Anger, der nur ſtellenweiſe zu Ackerland genutzt wird. Rechts, nach dem Gebirge zu, erhält ſich das Erdreich noch fruchtbar und iſt, bis zur Hälfte der Berge hinan, mit Reben beſetzt. Drey Viertelſtunden vor Wieneriſch-Neuſtadt tritt man in Thereſienfeld ein. Es iſt ein offenes, niedliches Dorf, das aus zwey Reihen Häuſern beſteht, einen Stock hoch und jedes mit einem Gärtchen umgeben, welches, ſo wie die dazu gehörige Scheune und Stallung, mit artigen Stacketen umſchloſſen und mit Bäumen, beſonders mit italieniſchen Pappeln, rund umher beſetzt iſt. Ich zählte dieſer Häuſerchen zwey und ſechzig. In der Mitte liegt eine artige Kirche, und im Hintergrunde ragt Wieneriſch-Neuſtadt, als ob es unmittelbar daran ſtieße, mit einigen Thürmen hervor. Keine dieſer kleinen Wirthſchaften zeigte Verfallenheit und Unſauberkeit, doch war, nach Maßgabe des Wirths, das eine immer netter, als das andere. Maria Thereſia, die überhaupt viel auf den Anbau dieſer Haide gewandt hat, errichtete dieſe kleine Anſiedelung und bevölkerte ſie anfangs mit ausgewanderten Landleuten aus Schwaben und Tyrol; da ſich aber dieſe nicht halten konnten und nach und nach ihr Haabe verließen, ſo verſchenkte ſie die einzelnen Wohnungen an ausgediente Officiere, die, da ſie meiſt eine kleine Baarſchaft anlegen konnten, das Ganze in den Zuſtand ſetzten, worin es ſich noch befindet.

Wieneriſch-Neuſtadt (2 M.) iſt eine Stadt der vierten Ordnung, mit Wall und

Graben umgeben, gut gebauet im Ganzen, ſtark bewohnt und ſehr nahrhaft. Die Einwohner treiben einen ſtarken Handel mit Getreide nach Innerösterreich und ſelbſt nach Italien, und einen nicht minder ſtarken mit Stahl und Eiſen nach Unter- und Ober-Oeſterreich und Ungarn. In und bey der Stadt ſind mehrere Fabriken und Manufakturen.

In dem hier befindlichen Schloſſe hat noch Maria Thereſia eine Lehranſtalt für junge Edelleute errichtet. Das Lokale iſt vortrefflich, die innere Einrichtung ſehr bequem. Die Wohn-, Schlaf-, Lehr- und Eßſäle ſind hell, gut gelüftet und geräumig. Ein weitläuftiger Garten dient den jungen Leuten zur Erholung und den Einwohnern der Stadt zum Spatziergange. Der General, Graf von Kinsky, iſt Aufſeher dieſes Hauſes.

Um die Stadt erheben ſich links und rechts Berge, an deren Fuße ſie aus der Ferne zu liegen ſcheint; aber ſie ſind noch weit genug davon entfernt: denn man fährt eine ganze

Poſt, bis Neuenkirchen (2 M.) ehe man an den Abhang derſelben gelangt. Der Weg bleibt, wie auf dem vorigen Poſtlaufe, ein trefflicher Straßendamm, und der Boden beſteht immer noch aus Sand- und Steingeſchieben. Die Gegend iſt hier ſo flach, daß man in einer Entfernung von 1½ Meile Neuſtadt noch hinter ſich ſehen kann.

Mit Neuenkirchen, das übrigens ein gut gebautes Dorf iſt, ſetzt ſich der Boden ſehr ſichtbar um, und nährt Getreide und Gras in großer Fruchtbarkeit. Mehrere Quellen und Wäſſerchen, die aus dem Gebürge herabkommen, veranlaſſen dieſe Veränderung, deren Wirkungen ſich bis Schottwien, der nächſten Poſt (2 M.) erſtrecken. Man iſt jetzt in die Berge hineingetreten. Sie erheben ſich nach und nach und bilden mannichfaltige Thäler und Schluchten, die den Getreide- und Wieſenbau ſehr begünſtigen. Schottwien, ein Flecken, iſt hart an dem Fuße des hohen Berges, der Semmering genannt, gelagert.

Bis hieher hat die Straße beſtändig am Fuße der Berge hingeführt, jetzt läuft ſie über den Gipfel dieſes. Sie iſt vortrefflich in ihrer Art, und ein Denkmal Karls VI, der ſie mit großen Koſten anlegen, ausfüllen, Anhöhen abtragen und an den gefährlichern Stellen Bruſtwehren ſetzen ließ. Sie windet ſich jetzt in mäßigen Abſätzen bis zu einer Höhe hinan, welche die Höhe des Steigers vor Jena vier bis fünfmal übertrifft. Auch braucht man über zwey Stunden, um auf dieſelbe zu gelangen. Dort iſt auch der Gränzſtein zwiſchen Oeſterreich und Steyermark. Uebrigens iſt dieſer Berg durchaus mit mächtigen Fichten und Tannen beſetzt, und gewährt, an lichtern Stellen, eine der weitläuftigſten Ausſichten.

Der nächſte Poſtwechſel iſt in Märzzuſchlag (3 M.) dem erſten Steyeriſchen Marktflecken, der nicht übel gebauet und ſeiner Eiſenwerke wegen ziemlich nahrhaft iſt. Eine Senſen- und Weißblech-Fabrik beſchäftigen viele Hände und verarbeiten jährlich einen anſehnlichen Betrag an Stahl und Eiſen.

Von Märzzuſchlag aus ſteigt man in ein köſtliches Thal hinab, das Märzthal genannt. Es iſt auf beyden Seiten von beträchtlichen Bergen eingeſchloſſen. Die Märze giebt ihm den Namen. Dies iſt ein lebhaftes Waſſer, ſehr reich an Forellen, aber noch nützlicher dadurch, daß es die zahlreichen Hammerwerke dieſes Thales in Bewegung ſetzt und die Wieſen befruchtet. Das Thal ſelbſt zieht ſich über die Dörfer und Poſten Krieglach (1 M.) und Märzhofen (2 M.) bis Bruck an der Muhr (2 M.) und bleibt ſich vom Anfange bis zu Ende in ſeiner Fruchtbarkeit und Lieblichkeit gleich. An beyden Seiten der Märze laufen die lachendſten Wieſen hin, die durch zahlreiche Schöpfräder gewäſſert werden. Höher hinauf ſieht man Ackerland, das mit Fleiß beſtellt iſt und die Berge, zum Theil bis zu ihren Gipfeln, mit üppigen Saaten bedeckt. Der Raum, den das Ackerland einnimmt, wird mit jedem Jahre größer, weil es dem Landmann erlaubt iſt, ſo viel Land urbar zu machen, als er beſtellen kann. Doch iſt er dabey auf diejenigen waldigten Stellen eingeſchränkt, die mit dünnen und niedrigen Stauden und mit Laubholz beſetzt ſind. Die Art, wie dieſe Urbarmachung geſchieht, iſt hier ſehr einfach. Der Landmann hauet das Holz im Frühjahre um, ſchafft die ſtärkern Stauden als Brennholz nach Hauſe, und die geringern, nebſt den Wipfeln, Aeſten und Zweigen, läßt er zerſtreuet liegen und den Sommer über recht austrocknen. Im Spätjahre zündet er ſie an, verbrennt ſie, breitet die Aſche auf der ganzen Strecke gleichmäßig aus und hackt ſie ſodann unter, weil er ſich, der ſtehen gebliebenen Strünke wegen, keines Pfluges bedienen kann. So hat er ſeinen neuen Acker zugleich auf zwey bis drey Jahre gedüngt und dieſer giebt einen verhältnißmäßigen Ertrag, der ihn für ſeine Mühe belohnt. Eben ſo düngt man hier auch häufig die Wieſen mit Aſche von Raſen, den man ſtoßweiſe verbrennt und ſodann über dieſelben verſtreuet.

An beyden Seiten der Märze liegen mehrere Dörfchen, Höfe und einzelne Häuſer, die viel Ordnung und Wohlhabenheit verrathen. Sie ſind ſorgfältig umzäunt und haben wohlbeſtellte Gärten um und neben ſich. Von Steinen ſind ſie nicht mehr, wie in Oeſterreich, ſondern von Schrotwerk, mit vorſtehenden Giebeln.

Die Viehzucht iſt eine der ergiebigſten Erwerbsquellen dieſes Thales. Das Hornvieh iſt ſchön, die Pferde ſind von ungewöhnlich ſtarkem Bau, die Schaafe zartwolligter, als man ſie in Oeſterreich findet.

Ueberhaupt glaubt man ſich, beym Durchgange durch dieſes ſchöne Thal, in einem großen engliſchen Garten zu befinden, den die Natur anlegte, und der durch Menſchenhände unterhalten und befruchtet wird. Wenn man an dem Abhange der Berge, an ihrem Fuße, und in den Niederungen zwiſchen ihnen, fruchtbare Felder und lachende Wieſen erblickt, ſo ſieht man wiederum auf ihren Gipfeln, zwiſchen mächtigen Fichten und Tannen, von Strecke zu Strecke, bald Kapellen, bald Luſthäuſer, bald die Trümmer einer alten Burg; hat man hieran das Auge geweidet, ſo ſenkt es ſich herab auf die ſchwarzen Wohnungen und Werkſtätten der Eiſenarbeiter, die durch ihr Geräuſch und gewaltſames Pochen den Charakter ihrer Arbeiten ankündigen, und wendet man den Blick von dieſen, ſo fällt er auf die friedlichen Wohnungen, die am Wege liegen, und ein ſtilles Völkchen von Hirten und Landleuten einſchließen. Die Märze ſchlängelt ſich immer noch neben einem her, in Windungen, die ihr die Wurzeln der Berge, an denen ſie hinfließt, vorſchreiben, oder die ihr der Kunſtfleiß der Menſchen, die ihrer bedürfen, angewieſen hat, bis ſie ſich endlich, rechts, gegen Bruck zu wendet und ſich in die Muhr verliert. Zugleich verengert ſich das Thal, und der hervortretende Berg, worauf die alte Burg von Bruck nur noch mit einer halben Ringmauer ſteht, verſchließt es endlich ganz. Man fährt um denſelben herum und iſt in Bruck.

Dieſes Städtchen fand ich in einem traurigen Zuſtande. Es war ein Jahr vorher bis auf einige Häuſer ganz abgebrannt, und nur die Mauern waren ſtehen geblieben. Jetzt arbeitete man ſie wieder her zu ſtellen. Bruck enthielt ſonſt drittehalb hundert Häuſer und ſeine Einwohner waren wohlhabend. Sie trieben einen nicht unbeträchtlichen Zwiſchenhandel mit Eiſen und Getreide, gewannen durch Vorſpann, und, da hier die beyden Straßen nach und aus Italien zuſammen treffen, ſo bot ſich ihnen noch mancher andre Erwerbszweig dar.

Von Bruck aus fährt man in dem engern Thale, das die Muhr durchfließt, weiter. Man kömmt über dieſen Fluß, ſobald man zur Stadt hinaus iſt, linker Hand mittelſt einer Brücke. Nach einer Weile erweitert ſich das Thal:

man fährt etwas bergan und behält dann die Muhr rechts zu ſeinen Füßen, während die Anhöhen auf beyden Seiten, wie auf den vorigen Stationen, fleißig bebauet, und an ihren Abhängen, mit Dörfern, einzelnen Häuſern und Kirchen beſetzt, ſtellenweiſe aber auch kahl und ſchroff, bis nach Leoben, dem nächſten Poſtwechſel, (2 M.) fortlaufen. Dies Städtchen liegt ſehr angenehm hart an der Muhr, und ein Theil deſſelben erhebt ſich amphitheatraliſch. Wenn man hineinfährt, behält man links neben ſich eine Anhöhe, die mit einer Kirche und einem Kloſter beſetzt iſt, und von da herab gelangt man in die Stadt, die nach Art der kleinen Städte in Baiern und im Salzburgiſchen gebauet iſt und einen geräumigen Marktplatz, in Geſtalt eines länglichen Vierecks, beſitzt. Dies Städtchen iſt übrigens gut bewohnt und nahrhaft. Es treibt einen beträchtlichen Handel mit Eiſen, welches aus den nahe gelegenen großen Eiſenwerken zu Vordernberg und Eiſenerz gezogen wird.

Von Leoben bis Kraubath, der nächſten Poſt (2 M.), muß man abermals über die Muhr, weil Leoben ganz von derſelben umſchloſſen wird. Man fährt ſodann, weil das Thal nun ganz zuſammen tritt, einen Hohlweg, der von Laubholz überſchattet wird, hinan, und ſieht von oben herab das Thal, durch das man kam, zu einem ausgebreiteten Keſſel erweitert, durch welchen die Muhr jetzt zur Linken herabſtrömt, während man rechts, an dem abhängigen Ufer derſelben, an einem ſchwachen Geländer hinfährt und neben ſich höhere Berge, als vorher, die aus einem weichen, marmorartigen Kalkſtein beſtehen, drohend über den Scheitel hat. So geht der Weg, unter mancherley Krümmungen, deren jede eine andere anmuthige oder wilde Anſicht gewährt, bis Kraubath, einem unbedeutenden Dorfe, fort.

Ich darf hier nicht vergeſſen zu bemerken, daß gerade um die Zeit, als ich durch das Märzthal, und von Muhr aus, durch dies zweyte fuhr, ſich beyde in ihrer anziehendſten Geſtalt zeigten. Im Früh- und Spät-Jahr iſt es freylich ganz anders. In jenem liegt der Schnee noch ſpät auf den Bergen, und in dieſem zeigt er ſich ſchon ſehr früh. Das Getreide wird im Wuchſe ſehr verſpätet. Jetzt erſt war man im Begriff, den Hafer einzufahren und die Wieſen zu mähen. Wein wächſt gar nicht darin, und das Obſt geräth ſelten, und iſt ſauer. Da hat man alſo auch die Kehrſeite dieſer Thäler, wie jedes andere Ding in der Natur ſie darbietet.

Von Kraubath reiſ'te ich auf **Knittelfeld** (1 M.). Der Weg, der am linken Ufer der Muhr nach Kraubath hinauf geführt hatte, ſenkte ſich, gleich hinter dieſem Dorfe, von neuem in das Muhrthal hinab, und dieſes erſchien abermals in einer neuen Geſtalt. Es war merklich verengert und auf beyden Seiten des Fluſſes mit den fruchtbarſten Wieſen überzogen, die zum zweytenmal gemähet wurden; nur an wenig Stellen zeigte ſich etwas Ackerland, das bis zur Hälfte des Berges hinan ſtieg. Die ſüdliche Seite bildeten lauter gleichſam prismatiſch abgeſchliſſene Berge, deren ſpitze Winkel einander entgegen ſtanden, und zwiſchen denen mehrere kleine Thäler hineinliefen. Auf dieſer Seite ſtand auch faſt lauter Laubholz, während auf der gegenüberliegenden ſchwarzes Nadelholz ſich bis zu den Gipfeln der Anhöhen hinanzog. Die Muhr hielt ſich immer an der mittägigen Seite, bis zu dem Dorfe Laurenzen, wo eine Brücke über dieſelbe führte, und das Thal ſich zugleich in eine weite Fläche ausdehnte, deren Hintergrund durch dreyfach in Terraſſen emporſteigende höhere Berge beſchränkt wurde, an welchen Knittelfeld, ein unſauberer, finſterer Marktflecken liegt, zu dem man, wenn man noch einmal über die Muhr geſetzt hat, erſt gelangt. Jene Fläche theilt ſich nun zur Linken und Rechten in zwey Arme ab, von welchen man den zur Rechten einſchlägt, um nach der nächſten Poſt, Judenburg, (1 M.) zu gelangen.

Es war halb acht Uhr Abends, als ich dahin abreiſ'te. In den vorhin erwähnten Bergen hing ein Gewitter, das ſchon unterweilen blitzte, und in welches ich gerade hineinfuhr. Die nächſte Folge davon war eine ungewöhnliche Finſterniß, die ſchon um acht Uhr ſo ſtark wurde, daß ich nicht drey Schritt um mich ſehen konnte. Das Gewitter ging vorüber, aber der ganze Himmel blieb dicht bezogen, und ſo mußte ich, wie ein Blinder, über die anmuthigſten Felder und durch die Dörfer und Flecken der ſchönſten Fläche in Oberſteyermark, das Eichfeld genannt, hinreiſen, ohne etwas darin geſehen zu haben, als einzelne Lichterchen die bis nach zehn Uhr nahe und ferne um mich her ſchimmerten. So kam ich auch über Judenburg, von da über Unzmarkt (3 M.) beyde nicht unbeträchtliche Städtchen. Von Unzmarkt aus führte der Weg wechſelsweiſe bergan und bergab, und dies erinnerte mich, daß ich nun über die Berge ſelbſt hinein müßte, da ich bis jetzt nur immer in Thälern, am Fuße derſelben, gereiſ't war. Wirklich erblickte ich, als der Tag anbrach, nichts als Berge von der dritten Ordnung um mich her, über die ich hinauf und hinunter mußte, die aber ſämmtlich theils mit Laubholz beſetzt, theils zu Ackerland angebauet waren. So fuhr ich nach Neumarkt, dem nächſten Poſtwechſel (3 M.) hinunter. Dies iſt ein unanſehnlicher, kleiner Flecken, mit einem alten Schloſſe auf einem einzelnen, ſchmalen, abſchüſſigen Berge, das den Anblick eines altmodiſchen Koffers giebt. Es iſt ſchon längſt nicht mehr bewohnt. Von Neumarkt bis Frieſach, der nächſten Poſt (1 M.) dauert der Weg noch eine kleine Strecke ſo fort, wie vorhin, ſodann fährt man auf einmal in eine enge Schlucht zwiſchen rauhen Bergen hinab. Links hangen einem die Bergmaſſen über dem Haupte, und rechts rauſcht ein ziemlich ſchneller Bach, die Metnitz, die mit einem ſehr ärmlichen Geländer eingeſchloſſen iſt, hinunter. Die Berge ſind Schiefer, eine Steinart, die

ch hier das erſtemal zu Tage liegend bemerk-
e, obgleich es gewiß iſt, daß alle die Hügel,
or denen ich, von Schottwien aus, vorbey
am, ebenfalls auf Schiefer aufgeſetzt ſind.
Die hieſigen waren theils ganz ſchroff und
auh, theils mit Nadelholz bewachſen. Kein
leckchen zu einer Wieſe war dieſen wilden
Bergen abzugewinnen geweſen, kein Hütchen,
ein Menſch, kein Thier fand ich auf dem
ege. Endlich, nach einer Fahrt von drey
iertelſtunden, fing dieſe Höhlung an, ſich zu
inem Thale zu erweitern, das ungefähr zwey
undert Schritte breit ſeyn konnte. Sogleich
rſchienen einzelne kleine Wieſenplätze, und ein-
lne ärmliche Hütten. Näher an Frieſach
ehnte es ſich noch weiter aus, und hier ge-
innt man den Bergen ſchon Ackerland ab,
as mitten unter herabgerollten Wacken beſtellt
ird. In der Niederung erſchienen fruchtbare
ieſen und ein paar Dörfchen, die aber einen
emlich traurigen Anblick gaben. Man fährt

hier über die Gränze zwiſchen Steyermark und Kärnthen.

Die Anſicht von Frieſach wird durch die Trümmern von zwey alten Burgen gehoben. Die vorderſte ſteht auf einem kleinen Berge, eng zuſammengeſchroben, und noch ziemlich erhalten; die hintere, die zunächſt über der Stadt liegt, hat nur noch eine Ringmauer. Frieſach ſelbſt giebt, wenn man hineinkommt, einen finſteren und unreinlichen Anblick, und mag etwas über hundert und funfzig Häuſer haben, unter denen ich ſieben bis acht gangbare und ungangbare Kirchen zählte. Ich vermuthe, der Häuſer würden mehr ſeyn, wenn der Kirchen weniger wären. Aber das Städtchen gehört einem Erzſtifte, nämlich dem von Salzburg. Auch hat es vom Feuer gelitten, und von Mönchen leidet es noch alle Tage.

Wenn man zur Stadt hinausfährt, ſieht man noch eine Kirche, hoch auf einer Anhöhe gelagert, die aber alt und verfallen iſt; dafür findet man einige Schritte weiter am Wege eine ganz neue, die nicht zu verfallen droht.

Das erwähnte Thal dauert noch fort, nur daß es, gleich hinter Frieſach, ſich rechts wendet und immer weiter und fruchtbarer wird. Der kleine Bach, der mich von Neumarkt aus begleitete, wird hier durch einen größern erſetzt. Die Berge zur Linken und Rechten ſind zum Theil bis an den Gipfel zu Ackerland genutzt und ſtreckenweiſe mit Landhäuſern, Kapellen, Schlöſſern und weiterhin gar mit einem ganzen Marktflecken, Altenhofen, der Trümmer einer alten Burg neben ſich hat, beſetzt, während in der Niederung mehrere Hammerwerke und Schmelzhütten, die zu den reichſten in Kärnthen gehören, arbeiten. Auf der rechten Seite kömmt man vor einem artigen Luſtſchloſſe des Fürſtbiſchofs von Gurk und Straßburg vorbey. Nicht weit davon dehnt ſich das Thal noch weiter, und zwar in einen Keſſel, aus, in deſſen Mitte einige kleinere Hügel hervortreten, über die hinab man mehrere Thurmſpitzen und ein paar ſehr anſehnliche Schlöſſer erblickt. Hier zieht ſich der Weg links herum, man fährt über den Fluß, den man bisher auf der linken Seite hatte, und geräth ſodann in eine Gruppe von Anhöhen, die, wie die dazwiſchen liegenden Thäler, ſehr angenehm, und ſehr ſorgfältig angebauet ſind. So fährt man vollends nach St. Veit, dem nächſten Pferdewechſel (3 M.) hinein. Dieß Städtchen ſernt nicht, weil es ganz auf ebenem Boden liegt. Es hat einen Stadtgraben und eine Mauer, beyde ſehr alt, wie die um Frieſach. Die Häuſer in der Stadt ſelbſt ſind von Stein, aber mit Holzſchindeln gedeckt. Die Straßen ſind breiter und ſauberer, als die von Frieſach, auch lebhafter, und die Einwohner wohlhabender. Hier iſt die Hauptniederlage für die umliegenden Eiſenwerke, deren Waaren von hier aus größeſtentheils nach Italien gehen.

Von St. Veit führt der Weg abermals über kleine Anhöhen und durch Thäler, wie auf der vorigen Station, nur daß letztere weitläuftiger und erſtre immer niedriger und ſeltner werden. Man kömmt darauf über eine weitläuftige, dürre, wenig angebauete Ebene, die das Saler Moos, auch das Sal- oder Zollfeld genannt wird, wo man nahe an der Straße einen Stein ſieht, der in der Form eines plumpen Lehnſtuhls ausgehauen iſt, auf welchem in vorigen Zeiten die Oberhäupter von Kärnthen, unter lächerlichen Gebräuchen, gekrönt wurden und die Huldigung des Volks empfingen. Hier finden ſich auch in einer kleinen Kapelle mehrere Leichenſteine, Münzen und allerley Geräthſchaften aufbewahrt, von denen man muthmaßt, daß ſie Ueberbleibſel einer alten römiſchen Stadt wären, über deren Namen man nicht einig iſt, die aber mehrere Jahrhunderte in dieſer Gegend geſtanden, und die endlich Attila zerſtöhrt haben ſoll.

Klagenfurt, *) die Hauptſtadt von Kärnthen, wo ſich die nächſte Poſt (2 M.) befindet, liegt in einer beträchtlichen Fläche, die in der Ferne rund herum mit Anhöhen von der Art umgeben iſt, wie ſie ſeit Frieſach beſtändig um mich geweſen waren. Mehrere nicht unbeträchtliche Thürme geben dieſer Stadt von weitem ein neues heiteres Anſehen, das ſich vermehrt, wenn man in dieſelbe hineintritt. Die Straßen ſind geräumig, ziemlich gut gepflaſtert und ſchnurgerade, die Häuſer größtentheils zwey, manche drey Geſchoſſe hoch, weiß abgeputzt und mit ſaubern grünen Jalouſien verſehen; die Kirchen meiſt ziemlich neu, oder wenigſtens neu verziert; ein paar öffentliche Gebäude von Umfang und mehrere ſehr lange Privathäuſer, Edelleuten aus den umliegenden Gegenden zugehörig, zeichnen ſich ſehr aus, und das Ganze hat ungefähr den

---

*) Eigentlich **Glanfurt**, von dem Flüßchen **Glan**, das in der Nähe vorübergeht.

Anblick von Bayreuth, abgerechnet, daß die hieſigen Häuſer Schindeldächer haben und nicht von Sandſteinquadern erbauet ſind. Dagegen ſind hier wiederum auf jedem nur etwas beträchtlichen Hauſe Gewitterableiter.

Die Stadt hat mehrere geräumige öffentliche Plätze, z. B. den alten und neuen Platz, den Geiſtplatz, den Heuplatz und ein paar andere, die minder geräumig ſind. Der alte Platz ſtößt an die anſehnlichſten Straßen in Klagenfurt und hat in ſeiner Mitte eine artige, mit vieler Leichtigkeit ausgeführte Säule von Tyroler Marmor, auf welcher das verklärte Bildniß des heil. Nepomuk befindlich iſt. Sie ſteht über einem Röhrbrunnen, der durch eine lächerliche Verzierung, zwey Löwen darſtellend, die Waſſer ſpeyen, die gute Wirkung der Säule ſtöhrt. Ich erinnerte mich dabey des ähnlichen Einfalls zu Lazienka bey Warſchau, wo, an der vordern Seite des Gartentheaters, ebenfalls zwey große Löwen ein paar Waſſerſtrahlen ausſchießen. Nichts wäre doch natürlicher, als daß man Waſſerthiere zu dieſer Beſtimmung wählte.

Wie dieſer alte Platz, ſo ſind auch die übrigen mit Denkmälern geziert. Auf dem neuen Platze ſind deren drey. Erſtlich, Maria Thereſia, in moderner Tracht, mit einem ſteifen Reifrocke voll gothiſcher Falten, wenn ich nicht irre, in Bley gegoſſen. Hinter ihr ſteht eine Fama, die ihr eine Krone aufſetzt, und zwar auf einem derben eiſernen Pfahle, welcher der guten Kaiſerin aus dem Rückgrade hervorwächſt, und deſſen Unſchicklichkeit durch nichts bedeckt wird. Zweytens ein Röhrkaſtenſtück: ein langes, dickes Ungeheuer, der Himmel weiß, aus welchem Element, von Stein das den Rachen, worin gewaltige Zähne ſtehen, weit aufreißt, um einen kleinen Waſſerſtrahl heraus zu laſſen und einer rieſenhaften männlichen Figur, die zwar mit einer ſtachlichten Keule bewaffnet und mit einer Löwenhaut behängt, aber darum doch kein Herkules iſt, entgegen zu ſpritzen. (Dies iſt übrigens das

Wahrzeichen und Wappen der Stadt) Drittens, eine Marienſäule, bey Gelegenheit einer Verjagung der Türken errichtet und in ſpätern Zeiten, wie die Innſchrift beſagt, „ab aliquo Mariophilo“ wieder erneuert.

Sey dies indeſſen wie es wolle: dieſe Plätze geben doch der Stadt einen hellen und geräumigen Anblick. Sie hat denſelben freylich großen Unglücksfällen zu danken, nämlich wiederholten Feuersbrünſten, wovon die letzte, die im Jahre 1777 entſtand, die ganze Stadt, den Dächern und dem übrigen Holzwerke nach, verheerte. Deſſen ungeachtet fanden es die Klagenfurter Bürger für dienlich und nützlich, dem heiligen Florian eine Denkſäule zu errichten. Sie ſteht gleich am St. Veiter-Thor auf dem Heuplatze, iſt von weißem und röthlichem ſteyriſchen Marmor und hat folgende Inſchrift:

Praepotenti contra Furorem Ignis Defenſori Civitas XVII Augus. MDCCLXXVII in Medulla conflagrans ſolis tectis con-

ſumptis a pleno Interitu liberata vovit, dicavit, et erigi fecit. MDCCLXXXI.

die ich nur darum herſetze, um die Feinheit ihres Verfertigers, der ein ſehr folgerechter Mann zu ſeyn ſcheint, bemerkbar zu machen. Weil jener Heilige ſo gnädig war, nur das Innere und die Dächer der Häuſer von Klagenfurt wegbrennen zu laſſen, darum ſetzte man ihm voller Dankbarkeit dieſe Säule, und man vergaß ſodann, daß er das Feuer überhaupt hätte abwenden ſollen. Aber im Ernſte: für das, was dieſe, übrigens kleinliche und geſchmackloſe, Säule koſtete, hätte die gute Stadt Klagenfurt mehrere Spritzen anſchaffen, und ſodann das Uebrige von den Armen und der Kraft ihrer Bürger erwarten können.

Sonſt iſt Klagenfurt, unter den laufenden Umſtänden, lebhaft genug, und muß es in Winterszeiten noch mehr ſeyn. Im Sommer ſind die meiſten Familien vom Adel, die hier Häuſer beſitzen, auf ihren Landgütern. Sie kommen erſt gegen den Winter nach der Stadt, und bringen ein anſehnliches Geſinde und das Bedürfniß, ſich die Zeit zu vertreiben, mit herein. Dann giebt es Schmäuſe, Geſellſchaften, Bälle, Redouten, auch wohl Komödien, und das geſellſchaftliche Verkehr wird ſehr lebhaft. Ich fand jetzt noch alles todt.

Der Fürſtbiſchof von Gurk und Straßburg, ein Salm von Reifferſcheid, der jetzt ſeinen Sitz in dem hieſigen Schloſſe hat, thut alles mögliche, um Geſelligkeit zu befördern und zu erhalten. Er iſt ein höchſt einnehmender und muſterhaft gefälliger Mann. Was er hat, zeigt er dem Eingebohrnen wie dem Fremden von jeder Klaſſe, und theilt es mit ihm. Hinter ſeinem Schloſſe iſt ein kleiner, aber ſehr angenehmer Garten, der früh und ſpät für jedermann offen ſteht. Er läßt ihn an ſchönen Sommerabenden erleuchten und giebt Koncerte darin. Je mehr Menſchen zuſtröhmen, deſto größer iſt ſeine Freude. Seine kleine Reſidenz hat er ſehr geſchmackvoll, wenn auch nicht prächtig, eingerichtet. Unter andern hat er einen Saal aufputzen laſſen, der in ſeiner Art ſehr nett und angenehm iſt. Alles in demſelben iſt auf Einfalt, Leichtigkeit und Heiterkeit berechnet, und trägt das Gepräge ſeines eigenen Charakters. In ſeinem Schreib- und Schlafzimmer finden ſich mehrere Büſten und Gemälde, die er ſelbſt in den Werkſtätten der beſten modernen Künſtler in Rom ausgewählt hat. Auch iſt eine kleine, artige Kapelle da. In einem der größern Zimmer ſieht man die ganze Folge der Biſchöfe von Gurk und Straßburg, ſeit der Stiftung dieſes Biſthums. Alles dies iſt Allen offen, und Fremden, die dieß nicht wiſſen, läßt er es ſagen, oder er ſagt es ihnen auch, wie mir geſchah, perſönlich. So lange die Erzherzogin Mariane, Thereſiens Tochter, hier wohnte, konnte man, nur auf beſondere Erlaubniß und unter beſchwerlichen Umſtänden, nichts, als den Garten ſehen.

Uebrigens iſt Klagenfurth eine Stadt der dritten Ordnung, die wenig Merkwürdiges aufzuweiſen hat. Nur zwey anſehenswerthe Fabriken ſind in einer der Vorſtädte, eine für Bleyweiß und eine andere für Tuch. Letztere beſchäftigt gegen zwey hundert Arbeiter, und ihre Waaren ſind ſo gut, daß ſie in Wien häufig für holländiſche verkauft werden; auch war der Stifter ein Holländer. Sonſt iſt noch eine Seidenfabrik hier, die aber nur leichtere Waaren, als Schnupftücher, Band und dergleichen verfertigt; ferner eine Baumwollen-Fabrick für Muſſelin und Piqué, und eine andere für Manſcheſter, die man ſämmtlich nicht beträchtlich nennen kann, deren Unternehmung aber ſehr lobenswürdig iſt, da es hier noch ſehr zu den neuen Dingen gehört, überall an Manufakturen und Fabriken zu denken.

Für den Anbau der Wiſſenſchaften iſt hier durch eine Art von hoher Schule geſorgt, und mehrere Privatleute beſchäftigen ſich aus Liebhaberey damit, beſonders mit der Naturgeſchichte. Ein Freyherr von Hohenwart beſitzt eine weitläuftige Sammlung von Mineralien und eine Reihe von inländiſchen Vögeln, die faſt ganz vollſtändig iſt. Ein Graf von Enzenberg hat eine vortreffliche Mineralienſammlung und eine nicht unbeträchtliche Bibliothek. Ein Herr Reiner beſitzt ausgebreitete Kenntniſſe in der Naturgeſchichte, beſonders in der Botanik, und hat, in Geſellſchaft des eben erwähnten Hrn. von Hohenwart, nicht lange vor meiner Ankunft, eine botaniſche Reiſe nach den Oberkärntniſchen und benachbarten Alpen, mit ausgemalten Kupfern herausgegeben.

Ich reiſ'te den 6ſten Septbr. von Klagenfurt auf Velden. (2 M.) Gleich beym Austritt aus dem Villacher Thore, ſieht man zwey Reihen von Bergen vor ſich, die ſich bald links bald rechts wenden, und in ihrer Mitte ein Thal bilden, das großentheils von einem See überfloſſen wird, der Wertherſee genannt, an deſſen Rande der Weg bald näher bald entfernter ſich hinzieht. Der See fängt ungefähr drey Viertelſtunden von Klagenfurt an, und hängt durch einen Kanal mit der Stadt zuſammen. Dieſer Kanal dient hauptſächlich dazu, mit mehr Bequemlichkeit der Stadt das Holz zuzuführen, welches am See gefällt wird, der rund herum mit ſtarken Waldungen beſetzt iſt. Die Berge diſſeits und jenſeits beſtehen immer noch aus dem dunkelgrauen, ſehr glimmerichen, mit Quarzadern durchlaufenen, Schiefer, von welchem Klagenfurt gebauet iſt, und ſie ſind bald höher, bald niedriger. Der Weg ſelbſt iſt eben und an demſelben hin ſieht man bebauetes Land, das hier und da ziemlich hoch die Berge hinanlief, aber nichts als Mays, Hirſen und beſonders Haiden oder Buchweizen trug, der in voller Blüthe ſtand. Unter den Obſtbäumen fand ich die Nuß am häufigſten und von vorzüglicher Größe und Schönheit. Pflaumenbäume ſah ich auch in Menge, und dicht voller Früchte. Aepfel fand ich gar nicht, deſto mehr Birnen, die auch reichlich trugen.

Der See bleibt einem bis Velden zur Linken, und hört bey dieſem Orte, der ein gemeiner Flecken iſt, auf. Im Hintergrunde hat er eine ſtattlich gebauete, maſſive aber veraltete, Mühle, die man aus der Ferne wohl für einen alten Ritterſitz halten kann, und die dieſer Stelle ſehr viel Mahleriſches giebt. Sein Waſſer iſt übrigens klar und wimmelt von Fiſchen, beſonders von Hechten.

Von Velden aus auf Villach, dem nächſten Poſtwechſel (2 M.) erhoben ſich die Berge an beyden Seiten immer mehr. Die Krainer Alpen wurden hier allmählig immer ſichtbarer. Ich hatte ſie, ungefähr während der Hälfte des Poſtlaufs, in ihrer ganzen Größe neben mir, und glaubte mich wiederum in das Salzburgiſche verſetzt. Zur Rechten blieben die Anhöhen in ihrer vorigen Größe ſich ziemlich gleich; ſie waren mit Laub- und Nadelholz beſetzt, angebauet, und hatten von Zeit zu Zeit Kirchen, Landhäuſer, neue Schlöſſer und alte Burgen (unter letztern das alte Landskron, von großem Umfang und ſehr romantiſch gelegen) auf ihren Rücken; während zur Linken nur die untern Theile der Berge mit Waldung beſetzt, die obern aber kahl, rauh, und als unfruchtbare Klippen erſchienen. Es machte einen ſonderbaren Gegenſatz, ſo zwiſchen Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit hinzufliegen; das Auge zur Linken durch tiefe Abgründe, ungeheure Felſenwände und den Anblick der Verödung zu erſchrecken, und es zur Rechten durch ſchöne Thäler, durch Wieſen und üppiges Ackerland zu ergetzen. Hinter Villach, einer alten, herunter gekommenen, ſehr bunt verzierten Stadt, lehnt ſich ein Berg dem Thale, durch welches ich ſo eben gekommen war, entgegen, und theilt es in zwey andere, deren eines links, das andere rechts, ſich zwiſchen die Berge hineinzieht.

Man ſchlägt letzteres ein, um zum nächſten Poſtwechſel, St. Paternion (1 M.) zu gelangen. Es geht eine Strecke bergauf und wieder bergab. Im Grunde ſtrömte mir die

Drau entgegen, hinter mir lag der ſchöne fruchtbare Keſſel, worin Villach gelagert iſt, und darüber her ragten die fruchtbaren krainiſchen Alpen hervor. Kommt man wiederum in das Thal hinab, ſo ſteigt man der Drau beſtändig entgegen, und verfolgt ſie in hundert Krümmungen. Die Abwechslung, die dieſes Thal darbot, war im Ganzen dieſelbe, wie ſie mir in andern Thälern ſchon aufſtieß, aber, den einzelnen Theilen nach, immer neu. Der Abend war köſtlich. Die fruchtbarſten Wieſen lagen zu meinen Füßen und mitten durch ſie ſchlängelte ſich der Fluß, den die Abendſonne röthete. Bald ſtand ein ſchöner Berg, der bis zum Gipfel theils angebaut, theils mit Wäldchen von Laubholz beſetzt war, vor mir, bald ſtieg ein ſchroffer Kalkfelſen, der kaum ein Gräschen nährte, über meinem Haupte empor; bald wurden die lachenden Wieſen im Grunde durch den ſchwarzen Auswurf der Schachte und durch eine Reihe eben ſo ſchwarzer Häuſer, Hütten, Schmelz- und Hammerwerke unterbrochen, um welche ein rußiges Völkchen von Kindern und Alten wimmelte.

Mit Anbruch der Nacht kam ich in Paternion, einem finſtern Flecken, an, und fuhr von dort weiter über Spital (1 M.) Sachſenburg, (2 M.) Greifenburg, (2 M.) bis Oberdraburg, (1 M.) lauter unbedeutende Flecken und Städtchen. Der Weg blieb beſtändig im Thale, neben der rauſchenden Drau, über die ich auf mehreren wankenden Brücken ſetzen mußte, und zwiſchen hohen Bergen. Bey Oberdraburg wendet ſich das Drauthal rechts und man ſieht ſich auf einmal mitten unter den Vorläufern noch höherer Berge. Rechts erhob ſich, von ſeiner Mitte an ſteil und ſchroff ein Bergrücken, der über eine Viertelſtunde zuſammenhangend fortlief. Seine Grundlage war Schiefer und dieſer erſchien mit Laub- und Nadelholz beſetzt, ſeine höheren Theile waren Kalk, größtentheils kahl und durch große Einſchnitte wie zerſägt, aus welchen Steinſtröme, wenn ich ſo ſagen darf, unzerriſſenen Baumſtämmen, Wurzeln und Stumpen vermengt, herunter geſtürzt waren. Der Frühling und Herbſt ſind beſtändig Zeugen ſolcher Verheerungen, und ſolche Zeiten nicht minder, wo, wie jetzt, ſtarke Gewitter getobt haben. Ich zählte gegen dreyßig ſolcher Steinſtröme längs der erwähnten Kalkalpe, die zum Theil den Weg überſchwemmt, zum Theil durch und durch geriſſen, zum Theil Häuſer dem Boden gleich gemacht und die Wieſen und Felder in Schutt verwandelt hatten. Weiterhin auf der linken Seite, jenſeits der Drau, ſtanden ähnliche Alpen, an denen ich aber weniger Riſſe bemerkte, und die noch bis zum Gipfel mit Holz beſetzt waren. Das Thal, welches zwiſchen beyden liegt und durch welches die Straße führt, iſt eben, und letztre gut. Der Fruchttrieb war hier ſo, wie in den niedrigern Theilen dieſes Thals; ich ſah etwas Obſt, etwas Wieſenwachs, etwas Ackerland für Haiden. Auf der Hälfte des Poſtlaufs erweitert es ſich und man befindet ſich nun in

Tyrol. Die Berge zur Linken erhöhen ſich und werden zu ſchroffen, meiſt unbehölzten Alpen von Kalk, die bis Lienz, der nächſten Stadt und Poſt (2 M.) immer ſteigen und ſteiler werden, ſich fortziehen, ſich ſodann weſtwärts wenden und ein neues Thal bilden; während die rechte Seite ihre Steil und Schroffheit verliert, und ihre Berge bis auf den Schiefer wieder hinabſinken und ſolchergeſtalt höchſt angenehme und ſehr beträchtliche Anhöhen bilden, die zum Theil bis zum Gipfel angebauet, dort mit einzelnen Höfen und Wohnungen, weiter herunter mit Kirchen, und ganz unten mit fruchtbaren Wieſen, bedeckt ſind. Der Eindruck, den dieſe Einſiedeleyen aus der Ferne machen, iſt ſehr angenehm.

Lienz ragt aus dem Keſſel, worin es liegt, nicht unanſehnlich hervor. Es hat mehrere Kirchen mit nicht übel erhaltenen Thürmen, und, im Hintergrunde auf einer Anhöhe, eine alte Burg von Umfang. Alles zeigt, daß dies

Städtchen vor Alters beträchtlicher war. Inwendig iſt es eng, unſauber und ſtill. Die Häuſer ſind zwar von Stein, aber unanſehnlich, mit kleinen kloſterartigen Fenſtern, und abſcheulich vernachläßigten ſchwarzen Schindeldächern verſehen.

Von Lienz aus fuhr ich gerade zwiſchen die vorhin erwähnten rauhen Alpen hinein, und fand die Drau abermals mir entgegenkommend. Zur Rechten ſind die Berge niedriger, größeſtentheils angebauet und hier und da mit ganzen Reihen von Bauerhäuſern beſetzt, während man auf der linken Seite nichts, als Steinſtröme und herabgeſchoſſene, ungeheure Kalkwacken, erblickt, die den Strom eindämmen zu wollen ſcheinen. Der Weg, der durch dieſe doppelte Burgreihe führt, iſt ganz eben und feſt wie eine Diele. Er läuft an dem linken Ufer der Drau oft ſehr nahe hin, kein Geländer ſchließt ihn ein, und er drohet ſtellenweiſe, in den Strom hinabzuſchießen, während dieſer ſich an den Felſenſtücken, die in ſeinem Bette liegen, zu Schaum zerſchlägt und in dieſer Geſtalt weiter raſet.

Mittenwald im Puſterthale, die nächſte Poſt (2 M.) beſteht nur aus dem Poſthauſe und den dazu gehörigen Wirthſchaftsgebäuden. Von da bis

Sillian, dem nächſten Pferdewechſel (1 M.) bleiben ſich Weg und Gegend, noch über eine Meile, gleich. Auf einmal wirft ſich die Drau auf die rechte Seite hinüber und kömmt von dort hinter Bäumen und Felſenſtücken ungeſehen herab. Die Alpen zur Linken verlieren ihre vorige Höhe und Schroffheit, ſind behölzt und ſtrecken nur noch hie und da ihren bloßen Rücken hervor. Das Thal erweitert ſich merklich, hat auf beyden Seiten ſehr angenehme Wieſenplane, und iſt zur Rechten, beſonders in den mittlern Theilen der Berge, fleißiger angebauet, als jene. Je weiter man fährt, deſto wirthbarer werden die ehemaligen Felſen zur Linken, und wahrlich, wo ſich das erſte Fleckchen fingerdicken Erdreichs zeigte, da war auch ſchon ein fleißiger Mann, der es anbauete und bewohnte. Sein Hüttchen klebte auf einer grünenden Anhöhe, zwiſchen zwey Kalkſpitzen, die wie Hörner ſich über ihn herkrümmten. Um ſich herum hatte er mehrere Raſenpunkte, die mir aus der Tiefe nicht fünf Klafter lang und breit ſchienen. Weiterhin fand ich noch zwey ſolche Wirthe. Alſo nur ihrer drey auf der ganzen Strecke, die ſich und ihre Familie und ihre Kuh dort zu nähren wagten. Auf der rechten Seite hingegen ſtieg die Maſſe des bebaueten Erdreichs. Haus lag an Haus, und um dieſelben Acker an Acker, Wieſe an Wieſe. Dieſe Höfe und Wohnungen zogen ſich allmählig von oben herab und erſchienen endlich, wie ein ganzes Dorf, in der Niederung gelagert. Daß dieſer Anblick ſehr herzerhebend war, darf ich nicht erſt erinnern, aber deſto niederſchlagender der Umſtand, daß ich, von Lienz bis hieher, vier und dreßig Kirchen zählte, die auf dieſe Hand voll Leute vertheilt waren. Wie fleißig müſſen dieſe wackere Menſchen ſeyn, wenn ſie, bey dieſer unverhältnißmäßigen Anzahl von Gotteshäuſern, und mithin von feſt- und feyertägigen Zerſtreuungen, noch das thun können, was ſie thun.

Gegen Abend bekam ich Sillian zu Geſicht, und mit dieſem Flecken das Ziel meiner Reiſe für dieſen Tag. Eine Viertelſtunde vorher kam ich noch vor Hainfels, einem alten, weitläuftigen Schloſſe vorbey, das noch bewohnt wird und zwar von einem Landpfleger. In dem Poſthauſe fand ich die gutmüthigſten Menſchen, die mir während meiner ganzen Reiſe von Riga aus bis hieher vorgekommen waren, und wie ſie vielleicht nur noch dieſe Gegend von Tyrol erzeugen kann. Das ganze Haus war in Bewegung, mir zu dienen, und Poſtmeiſter und Poſtmeiſterin entfernten ſich kaum einen Augenblick von mir, bloß um zu ſehen, daß es mir an nichts fehle. Den andern Morgen bezahlte ich für ein Abendeſſen von vier Schüſſeln, für eine Flaſche rother

Tyroler, für das Nachtlager und für einen vortrefflichen Kaffee mit Kuchen, Einen leichten Gulden.

Von Sillian aus läuft der Weg noch immer in dem Drauthale fort und erſchien mir noch beſſer, als der, welcher dahin führte. Er iſt von Schiefer gemacht, der hier, beſonders an der linken Seite, häufig zu Tage ſetzt: ein beſſeres Material, als der Kalk, weil er härter iſt, und, ſeiner thonigten Theile wegen, durch den Regen und durch das Fahren mehr Feſtigkeit erhält. Die Berge auf beyden Seiten ſenken ſich allmählig; rechts werden ſie beholzt und links immer fruchtbarer und mehr angebauet. Es wimmelt an dieſen Anhöhen von einzelnen Häuſern, und in den Niederungen trifft man auf mehrere Dörfer und auf einen Marktflecken, Innichen genannt. Drey Viertelſtunden oberhalb demſelben kömmt, links, von neuem eine Gruppe von Kalkalpen zum Vorſchein, und aus dieſen ſtrömt die Drau, als ein kleines Wäſſerchen, hervor. Gleich dahinter dacht ſich das Gebirge und auch das Thal nach der entgegengeſetzten Seite ab, und läßt aus einem Thale, das links mit Kalkalpen beſetzt iſt, die Rienze heraus, die, ein paar Stunden davon im Venetianiſchen, entſpringt, und ihren Lauf, der Drau entgegengeſetzt verfolgt. Ich zählte dreyzehn Kirchen von Sillian bis Niederndorf, der nächſten Poſt. (2 M.)

Von hier aus zieht ſich der Weg nach der rechten Seite des Thals hinüber. Man kömmt vor einer ungewöhnlichen Menge von rothſpielenden Pfaffenhütlein-Büſchen, beſonders aber von zarten Lerchenbäumen, die wie ein Wald am Abhange des Berges ſtehen, vorbey. Die Rienze wächſt zuſehends und bezeichnet ihren Lauf durch Verheerungen. Hier und da hat ſie Wieſen weggeriſſen, oder mit Steinen überſchwemmt. Man kömmt durch einen Marktflecken, Welſchberg genannt, und kurz hinter dieſem drängt ſich das Thal zuſammen und der Weg geht zugleich mit der Rienze in daſſelbe hinein. Es zieht ſich immer tiefer hinab und man ſieht ſich bald an dem Eingange eines ausgebreiteten Keſſels, der dicht mit Dörfern beſetzt iſt. In dieſen fährt man hinab. Rund herum erheben ſich theils niedrige, halbangebaute Berge, theils höhere, deren Fuß nur angebauet iſt, und deren Mitte und Gipfel ſich kahl in die Lüfte erheben. Der Flecken Braunegen, wo die nächſte Poſt iſt, (2 M.) nimmt ſich, eines Schloſſes wegen, das über ihn herſieht, und worin ſich das Kreisamt befindet, nicht übel aus. Gerade gegen über, weſtlich, erhebt ſich eine Kalkalpe, deren Gipfel ſo verwittert und aufgelöſt iſt, daß er wie die weißeſte Kreide erſcheint und glauben machen kann, als ſey er noch mit Schnee bedeckt. Von Niederndorf bis hieher zählte ich drey und zwanzig Kirchen.

Von Braunegen bis Untervintel (1 M.) führt der Weg zuerſt durch ein verengtes Thal auf Sonnenburg, ein aufgehobenes Nonnenkloſter, das von großem Umfange iſt und den Anblick eines beträchtlichen Schloſſes giebt. Dieſe Damen hatten vortrefflich gewählt. Ihr Haus liegt auf einem Schieferfelſen, an deſſen Fuße die Rienze hinrauſcht. Auf der andern Seite hatten ſie eine ausgebreitete Ausſicht über das Thal und auf die gegenüber liegenden Berge. Uebrigens hat das Thal, durch welches man von da bis zur nächſten Poſt fährt, nicht ſo viel Angenehmes, als die vorigen. Es iſt eng, mit Steinen beſäet, und an beyden Seiten wenig angebauet. Nur streckenweiſe ſieht man in den Niederungen kleine Wieſen und eben ſo kleine Stücke Ackerland, die türkiſchen Weizen tragen. Schon vorher zeigte ſich Granit am Wege, jetzt wird er immer häufiger, und kurz vor dem Poſtwechſel Obervintel erhebt ſich ein ganzer Granitberg am Wege. Auf dieſem Poſtlaufe fand ich funfzehn Kirchen und ſah kaum dreymal ſo viel Häuſer.

Von da bis **Brixen**, der nächſten Poſt, (2 M.) läuft der Weg noch in dem vorigen

Thale fort, das ſich immer enger und enger zuſammenzieht und ſtellenweiſe eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Töpelthale oberhalb Karlsbad hat, nur daß die Berge zweymal höher ſind, als dort, und die Rienze ſtärker, ſchneller und rauſchender fließt, als die Töpel. Sonſt iſt alles gleich. Granitwacken im Fluſſe und am Abhange der Berge, Nadelholz auf ihren Gipfeln, Wieſen an beyden Ufern des Fluſſes. Der Weg geht beſtändig bergab, und wenn er auch hier und da bis zu dem Abhange der Berge hinanſteigt, und dort eine Strecke fortläuft, ſo geht er bald wieder deſto tiefer hinunter. Am höchſten kommt man hinter Mühlthal, einem kleinen Flecken, wo ſich auch endlich wieder eine mannichfache Ausſicht darbietet. Vor mir lagen im Hintergrunde hohe, faſt kahle, Berge, und bis zur Mitte derſelben ſtieg ein zweyter Bergrücken hinan, auf welchem das alte, noch ziemlich erhaltene, Schloß Raudeneck ſteht, unter welchem die Rienze ſo tief im Thale fortrauſchte, daß ich ſie nur als einen Schaumſtreifen erblickte. Jetzt ſteigt man auch wieder in das Thal hinab, und ſo geht es bis ungefähr drey Viertelſtunden vor Brixen fort, wo man abermals eine Strecke bergan fährt, um gleich darauf tief in das Thal hinabzuſteigen, in welchem dieſe Stadt liegt. Dieſer Abhang iſt ſtellenweiſe ſehr jäh, und man muß ihn mittelſt des Hemmſchuh's hinabgleiten. Zudem iſt er mit Granit ſehr ſorglos gepflaſtert. Sehr natürlich, daß die Berge deſto höher werden, je tiefer man hinunterſteigt, und daß, wenn man unten in der Stadt iſt, die Berge, die ſie umgeben, ſehr hoch erſcheinen; aber ſie ſind in der That nur Hügel gegen die, welche ich den Tag vorher geſehen hatte.

Brixen fernt übrigens nicht ſonderlich. Man bekömmt es erſt ſpät zu ſehen, weil Berge vor den Weg treten, und ſieht man es endlich, ſo iſt es in ſolch einer kleinen, zuſammengedrängten Geſtalt (von der tiefen Lage verurſacht) daß man glauben könnte, die Stadt enthielte, außer den Kirchen, nur etwa hundert Häuſer. Kommt man weiter hinunter, ſo dehnt ſie ſich mehr aus, aber immer bleibt ſie eine Stadt der vierten Ordnung. Man fährt, um hinein zu kommen, über die Eyſack auf einer bedeckten Brücke. An dieſer wohnt ein Neſt voll Auguſtiner, die ein großes Kloſter mit einer höchſt abenteuerlich umzackten roth angeſtrichenen, runden Kirche beſitzen. Man läßt die Eyſack links und befindet ſich in der Stadt. Dieſe iſt enge, ſchlecht gepflaſtert und enthält, neben wenigen neuen gut gebaueten Häuſern, eine große Menge alter und baufälliger. Die Gegend um die Stadt iſt lachender. Das Gehänge der Berge, bis über deren Mitte hinan, iſt mit Reben beſetzt, und zwiſchen ihnen und unter ihnen hervor, ſchimmern kleinere und größere Häuſer und Luſtſitze.

Uebrigens erhielt ich hier mehrere Angaben, daß ich mich Italien näherte: Eſel, die, an einen Karren mit zwey Rädern, und zwar voran an deſſen Gabeln, geſpannt, mit einem zwiſchen dieſelben geſpannten Menſchen in die Wette ziehen; unter vier Menſchen jedesmal einen Prieſter; unzählige Eidexen; Bettler in Menge und einzelne Maronenbäume.

Von Brixen nach Kolman, der nächſten Poſt, (1 M.) zieht ſich der Weg ſüdweſtlich aus dem Keſſel von Brixen hinaus. Die Eyſack bleibt links, die Berge rechter Hand ſind ſehr angenehm mit Weinſtöcken, Häuſerchen auch Kirchen beſetzt. Die Berge zur Linken haben etwas dünnes Gehölz bis zur Mitte, aber ihre Gipfel ſind, wie die Gipfel derer zur Rechten, ſchroff und rauh. Die herabgerollten Felſenſtücke bedecken einzeln den Weg, der ſich um ſie herumwindet und der hier und da dem Berge wie abgezwungen erſcheint. Kurz vor Klauſen liegt ein Kloſter auf einem hohen, faſt ſenkrecht empor ſteigenden, Felſen, in welchem Benediktinerinnen wohnen. Von da an bleibt der Weg immer noch wie vorher, bis Kolman, einem Dorfe, welchem gegenüber ein altes Schloß, Troſchburg genannt, das ziemlich weitläuftig und noch bewohnt iſt, auf einem Felſen liegt.

Von Kolman aus wird das Thal, worin man ſich befindet, immer enger, und nach einer halben Stunde Weg, drängen ſich die Berge ſo zuſammen, daß man gar keinen Durchgang mehr ſiehet. Die Eyſack rauſcht in eine ſchwarze Schlucht hinein und zugleich kündigt ſich an, was man in derſelben zu erwarten hat. Auf beyden Seiten erſcheinen Felſenſtücke, wie herabgeſtreuet. Man fährt theils zwiſchen Felſenwänden, die einem über dem Kopfe hangen, theils zwiſchen Haufen auf einander gethürmter Felſentrümmer, die am Wege emporragen, oder im Fluſſe liegen. Andere, unter dem Gipfel der Berge hangende, Felſenmaſſen, ſcheinen nur auf den erſten Windſtoß, oder auf den neuen Fall eines Felſenſtückes von oben zu warten, um ebenfalls herabzuſchießen. Wo dergleichen gefährliche Stellen ſich finden, da hat man Gnadenbilder hingepflanzt, oder Marien, oder andere Heiſige angeklebt, oder auch Kapellchen hingeſetzt, damit der vorübergehende Wanderer vorher ſeine Seele Gott befehlen könne. Rechts ſind dieſe Erſcheinungen am häufigſten, und doch geht der Weg immer an der rechten Seite hin. Gegen über werden die Berge bald wieder minder grauſend, aber rechts werden ſie es erſt bey Deutſchen, dem nächſten Poſtwechſel (1 M.) Hier hat man die Gefahr überſtanden. Die Berge ſind nun auf beyden Seiten weniger rauh, obgleich immer noch rauh genug. Man ſieht hier auch wieder an und auf denſelben theils einzelne, theils zu drey und vier beyſammenſtehende Häuſer. Weiter vorwärts getraute ſich der Menſch, bey aller ſeiner Verwegenheit, bey allen ſeinen Bedürfniſſen, doch nicht, ſeinen Herd, mitten unter der Verwüſtung, aufzuſtellen. Je mehr man ſich Botzen nähert, deſto größer wird die Anzahl der Wohnungen, und anderthalb Stunden vor dieſer Stadt werden ſchon wieder Weinſtöcke, terraſſenartig über einander gepflanzt, ſichtbar, beſonders an der rechten Seite, die vorher die furchtbarſte war. Der Weg führt jetzt, da man über die Eyſack auf einer bedeckten Brücke gegangen iſt, an der linken Seite hart an deren Ufer hin. Gegen ihre Wuth iſt er theils durch Mauern, theils durch vorgewälzte Steine geſchützt; aber an einigen Stellen hat dieſer Fluß ihn doch ſchon untergraben, und drohet ihn herunter zu reiſſen. Der Eingang nach Botzen (2 M.) iſt faſt wie der nach Brixen, nur iſt der Keſſel, worin erſteres liegt, nicht ſo tief. Man fährt einen gepflaſterten Weg hinab geht ſodann über die Eyſack zurück, ſteigt eine kleine Anhöhe hinauf, und von dieſer herab überſieht man das ganze Botzener Thal. Es giebt den Anblick eines großen Weingartens, der aus unzähligen Lauben beſteht, die dicht an einander ſtoßen und ſolchergeſtalt ein wahres Dach von Blättern bilden, das von drey Seiten her bis gegen die Mitte der umliegenden Berge ſich hinauf zieht. Im Hintergrunde ſteigen abermals hohe Berge amphitheatraliſch hervor.

Botzen, dem politiſchen Range und der Größe, Bevölkerung und Wohlhabenheit nach, die zweyte Stadt in Tyrol, liegt im Etſchlande, an der Eiſack, *) mitten unter Bergen. Sie iſt der Sitz des Landeshauptmanns von gedachter Provinz, und eines Hofgerichts, das jährlich viermal gehegt wird.

Die Stadt iſt offen und ihr Standplatz uneben. Dieſer Lage wegen ſind ihre Straßen und Plätze ziemlich enge und zuſammen gedrängt. Die Häuſer ſind von Stein, großentheils vierſtöckig, ſehr feſt, aber ziemlich altmodiſch, erbauet. Sie haben von außen und innen ſchon viel Italieniſches, z. B., häufige Balkone, weniger Fenſter als die deutſchen Städte, und auf dem Dache mehrentheils Altane, die zum Trocknen der Wäſche gebraucht werden, und zugleich Licht in das Innere der Häuſer herabſchicken. Die Treppen ſind näm-

---

*) Richtiger vielleicht: Eiſach, von Eis und Ach, oder Aa, was bey unſern Alten Waſſer und, in der zweyten Bedeutung, Fluß hieß. Daher Aachen Salza oder Salzach, Schwarzach. u. ſ. w.

lich nach dem Hofe zu angebracht. Man gelangt über dieſelben auf den Flur des erſten Geſchoſſes, und über dieſen in die Zimmer, die vorwärts nach der Straße und hinterwärts nach dem Hofe führen. Der Flur ſelbſt bildet ein Viereck, iſt mit Eſtrich übergoſſen und wird auf die gedachte Art erleuchtet und gelüftet. Da die Sonne, deren Strahlen hier ſchon italieniſch brennen, weder von der Seite noch von oben in denſelben herabdringen können, ſo bleibt er an den heißeſten Tagen kühl, gewährt einen angenehmen Aufenthalt, und giebt dadurch dem Beſitzer an Behaglichkeit, was er ihm an Platz nimmt. Noch ſind die Häuſer, beſonders in denjenigen Theilen der Stadt, die, zur Zeit der vier großen Jahrmärkte, von fremden Kaufleuten beſetzt werden, mit Lauben verſehen, unter denen Gewölbe und Waarenlager angebracht ſind, die ihre Zinſen reichlich tragen. Das Pflaſter iſt erträglich und wird in den niedriger liegenden Straßen durch Kanäle von lebendigem Waſſer reinlich erhalten.

Unter den Kirchen zeichnet ſich keine durch Größe, Pracht, oder Geſchmack in der Baukunſt, aus, aber ſie beſitzen einige nicht ſchlechte Gemälde; und in der Pfarrkirche fand ich in der That ein treffliches Altarblatt, das aber, in den Augen andächtiger Seelen, weit hinter einem unanſehnlichen Marienbilde zurück bleibt, welches in der Nähe iſt, und Wunder thut. Es war ſo herablaſſend, ſich einem Fuhrmann in den Weg zu legen, der es fand und nach der Stadt lieferte, wo fromme und ſcharfſichtige Männer deſſen Kräfte auf den erſten Blick erkannten und „ad majorem Dei gloriam“ ſogleich in Thätigkeit zu ſetzen anfingen.

Botzen hat ungefähr die Größe von Klagenfurt, iſt aber volkreicher, wie mir däucht, wenn nicht etwa die engeren Straßen die Einwohner mehr zuſammen preſſen und zahlreicher ſcheinen laſſen, oder wenn nicht der angehende Marienmarkt ſchon viel Fremde herzu gelockt hat. Wäre in dieſem Punkt die bloße Anſicht des Getümmels nicht ſo trüglich, ſo würde ich die Zahl der Einwohner auf 13 bis 14,000 ſetzen.

Botzen zieht ſeinen Nahrungserwerb beſonders aus dem Handel. Seine vier großen Jahrmärkte (auf Okuli, nach Fronleichnam, nach Marien Geburt und nach Andreas) werden häufig von Deutſchen, Schweitzern und Italienern beſucht. Dieſe machen hier anſehnliche Geſchäfte mit baumwollenen, wollenen, ſeidenen, mit Nürnberger mit Spezerey- Stahl- Linnen- und andern Waaren. Sie ſchlagen ſie theils gegen andere um, theils ſetzen ſie dieſelben zur Verſorgung von Tyrol ſelbſt für baares Geld ab.

Der Weinbau iſt der zweyte Nahrungserwerb von Botzen. Das Gebiet der Stadt iſt ganz mit Reben bedeckt. Die umliegenden Ortſchaften ſind ebenfalls reichlich damit verſehen; und ſie liefern ihre Moſte und Weine meiſt an die hieſigen Weinhändler. Man kennt die Tyroler Weine. Sie ſind im Ganzen lieblich und angenehm, aber freylich, mit den

Ungariſchen, Spaniſchen, Deutſchen und Franzöſiſchen verglichen, weichlich und unkräftig, und halten ſich nicht. Die Botzener Weine gelten unter ihnen für die beſten, beſonders das Gewächs von Leytach, Leyſer und Rentſch, Oerter, die in der Nachbarſchaft liegen. Ich ziehe den hieſigen weißen Wein den rothen Arten vor, nachdem ich mehrere Proben aus dem Keller meines Wirthes, des Poſtmeiſters, durchgekoſtet habe. In Deutſchland trinkt man ihn als Nachtiſchwein, aber man erhält ihn ſelten erträglich, vielmehr meiſt immer mit einem kleinern oder größeren Stich, den er meiſt immer bekömmt, wenn er von einem Jahre zum andern ſtehen bleibt.

Botzen gewinnt noch an einem beträchtlichen Verſendungs- und Durchfuhr-Handel von Italien nach Nieder- und Inner-Oeſterreich ,und aus dieſen Provinzen nach Italien. Der Durchzug von Fremden eben dahin, die gern einen oder ein paar Tage hier verweilen, trägt auch etwas zur Nahrung der Stadt bey. Noch verſorgt ſie die Nachbarſchaft mit Obſt aller Art, und einige ihrer Aepfelgattungen, die Borsdorfer, Reinetten und die länglichen ſogenannten Tyroler Aepfel, gehen bis nach München, Salzburg und Wien.

Ich habe kein ſchöneres Obſt je geſehen und gekoſtet. Selbſt das Pariſer ſteht demſelben nach und das italieniſche keiner Provinz hält eine Vergleichung damit aus. Es wird größeſtentheils in den umliegenden Weinbergen gezogen. Schon vor vier Wochen waren hier die Pfirſchen reif, und ſie ſtehen jetzt in ſolcher Menge auf dem hieſigen Markte zu Kaufe, wie in Leipzig in guten Jahren die Pflaumen. Sie haben die Größe von Stettiner Aepfeln und doch kann man ihrer zwey für einen Kreuzer haben. Noch vor einigen Tagen mußte ich in Wien, das ſeines ſchönen und häufigen Obſtes wegen ſo berühmt iſt, weit kleinere, das Stück mit 15 bis 20 Kreuzern bezahlen. Die Weiß- und Graubirnen, die in Deutſchland erſt zu Anfange des Oktobers einzeln zum Vorſchein kommen, ſind hier ſchon in großer Menge vorhanden.

Das Aeußere der Bewohner von Botzen iſt im Ganzen wohlhabend und ſauber, aber altmodiſch. Ich glaubte mich, in dieſer Rückſicht, wieder in Salzburg zu befinden. Adel, oder was wie der Adel lebte und ſich kleidete, iſt hier wenig vorhanden. Die beſten Bürger und Bürgersfrauen tragen ſich nach altbürgerlicher Art: erſtre ihre Kleider mit langem Schnitte, in dunkeln, beſcheidenen Farben, mit ſteifen, geſteckten Locken und Zöpfen; letztere ihre Wämſer weit, ihre Röcke drey über einander gezogen, ſehr kurz, und dazu die abſcheuliche Salzburger gehörnte Haube von ſchwarzem Klar. Im Hauſe gehen ſie in bloſsem Kopfe, das Haar geflochten, am Hinterkopfe in ein Neſt zuſammen gewunden, und mit einer queer hindurch geſteckten Nadel befeſtigt. Auch die ſteifen Salzburger Mieder ſind hier, aber noch mit einem langen Schwanze verſchönert, den die hieſigen Weiber entweder von den Bayreuther Mägden, oder dieſe von den Botz'nerinnen überkommen haben.

Die hieſige Einwohnerſchaft iſt ſchon häufig mit italieniſchen Familien vermengt, und man hört eben ſo viel Italieniſch als Deutſch ſprechen, erſteres in venetianiſcher, letzteres in ſalzburgiſcher Mundart, beydes rauh und unrichtig, wie in allen limitrophiſchen Ländern. Eben ſo gemiſcht erſcheinen die deutſchen und italieniſchen Geſichtszüge, doch wird die weiße Menſchengattung ſchon merklich ſeltener, als die braune und ſchwarze Der Pöbel hat in ſeinem Aeußern, und in ſeinem Benehmen und Charakter faſt nichts deutſches mehr; er geht in Lumpen von den hellſten Farben umher, liegt unthätig in der Sonne, und iſt ſehr laut und dreiſt.

Der angehende Markt hatte eine fliegende Geſellſchaft Italieniſcher Schauſpieler hieher geführt, die mit den meiſten ſtehenden Bühnen in Deutſchland wetteifern könnte. Da kein Schauſpielhaus in Botzen iſt, ſo hatte ſie ihr

Gerüſt auf einem langen Saale aufſchlagen müſſen, der ziemlich niedrig war, und mich an das Theater der Drey Roſen, in der Willsdruſer Vorſtadt bey Dresden, erinnerte. Vielleicht wäre mir dieſe Geſellſchaft minder gut vorgekommen, wenn mir die letzten Vorſtellungen, die ich auf deutſchen Bühnen geſehen, minder mißfallen hätten. In der That, dieſe Leute hatten doch Anſtand, Ton und Leichtigkeit; konnten doch, wie Leute von Erziehung, gehen, ſtehen und ſich ſetzen; und hatten ihre Rollen ſo gefaßt und gelernt, daß ſie dieſelben paſſend und höchſt geläufig zu geben verſtanden. Auch die Zuſchauer ihrerſeits waren ſchon nicht mehr ſo wunderlich deutſch geſinnt, daß ſie ihren Beyfall ängſtlich zurück gehalten, daß ſie nicht von ganzem Herzen gelacht hätten, wenn etwas Lächerliches vorkam, und daß ſie nicht jeden kleinen gefallenden Zug herausgehoben und dem Dichter, wie dem Schauſpieler, jedem was ihm gebührte, zugetheilt haben ſollten. In der That, die Deutſchen, beſonders die Niederdeutſchen, ſind zu feyerliche Schauſpieler und Schauſpielliebhaber; und mir ſcheint es, als ob ſie die alten proteſtantiſch-theologiſchen

Vorurtheile gegen dieſe Kunſt noch nicht ganz abgelegt hätten, und ſich innerlich immer noch ein wenig albern ſchämten, ſich ihren Wirkungen unbefangen, frey und offen hinzugeben.

Mit Botzen hatte ich das Ziel meiner Reiſe erreicht, und die Meilen hatten die bezweckte Wirkung auf meine Geſundheit gethan. Ich fühlte keines der Uebel mehr, die mich bey meiner Abreiſe von Riga beunruhigten. Der Strom der friſchen Luft, und die Bewegung und Zerſtreuung hatten mich wiedergeboren. Das Botzener Thal, worin ich mich befand, athmete ſchon die Luft Italiens; es hielt mir das Bild der ſchönſten Gegenden dieſes Landes vor, und füllte meine Bruſt mit einer Sehnſucht, die den ſchwachen Wall, den eine hypochondriſche Angſt vor Aerger, zwiſchen mir und Heſperien aufgeworfen hatte, darnieder riß. Neapel ſchien mir ein würdiger Ziel für eine große Reiſe, und nach drey Tagen ging ich mit einem Freunde, deſſen Wille mein Wille iſt, wirklich dahin ab.

Druckfehler im fünften Heft.

Seite 5. Zeile 17 im Inhalt, anſtatt Kare, lies Lage.
S. 10. Z. 22, anſt. Schuppen, l. Schoppen.
S. 15. Z. 22, anſt. nie, l. immer.
S. 19. Z. 4. anſt. Privatelnte, l. Privatleute.
S. 33. Z. 15, anſt. Unbigau, l. Uebigau.
S. 51. Z. 10, anſt. abgeſchoſſen, l. herabgeſchoſſen.
S. 51. Z. 11, anſt. herab, l. herunter.
S. 74. Z. 16, iſt oder aufzuſtreichen.
S. 83. Z. 20. anſt. Stendel, l. Strudel.
S. 113. Z. 16, anſt. ſchreckenden, l. ſchwankenden.
S. 176. Z. 1, anſt. 2326 Fuß, l. $2\frac{1}{2}$ Fuß.
S. 184. Z. 19, anſt. geſtorbenen, l. geborſtenen.
S. 228. Z. 5. von unten, anſt. à l. a.

Rem. IV 2438

Handrede

Standrede
beym Sarge
der
Madame Schuwitz.

Ein
Neujahrsgeſchenk
für
Incroyables

Homo sum, humani nil a me alienum puto.

Haarburg, 1798.

Meine andächtigen Zuhörer!

Wir ſtehen an der Bahre einer Frau, welche die ungerechte Welt, in Vorurtheile verſunken, mit allerhand, nicht ehrenvollen Namen belegt. Undank iſt der Welt Lohn; wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die, welche Ihr im Leben die größeſten Freuden verdankten, nach dem Tode auf ſie ſchimpfen. Wir haben ein ähnliches, noch pikanteres Schauſpiel an einer Frau kürzlich erlebt, die am Morgen und am Abende eines Tages von denſelben Sklaven des Goldes und der Hoheit kriechend vergöttert und pöbelhaft beſchimpft wurde. Gerechter als dieſe, und dem Spruche: de mortuis nil niſi bene, getreu, wollen wir auf der Waagſchale der Unpartheylichkeit ihre Verdienſte wägen, und das Gute in ihr ans Tageslicht ziehen. Wir werden zu ihren Tugenden auch die zählen, welche ſie durch Unterlaſſung manches Böſen ſich eignete. Dieſe Unterlaſſungstugenden würden eine wichtige Stelle in jeder Lei chenrede eines Souverains mit Recht einnehmen. Es iſt leichter, Gutes thun, als Böſes verhindern. Dieſe Unterſcheidung bringt uns auf die natürlichſte Art der Eintheilung unſerer Rede. Im erſten Theile derſelben wollen wir die aktiven Tugenden der ſeeligen Frau berühren, im zweyten werden wir ihre paſſiven löblichen Eigenſchaften vornehmen, und zum Schluſſe einige gottſeelige Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller irrdiſchen Herrlichkeit anſtellen.

Unſer Text giebt uns dazu die beſte Gelegenheit. Wir leſen im Evang. Lucä, Cap. 23. V. 39. „Aber der Uebelthäter einer, die „da gehenkt waren, läſterte ihn und ſprach: „Biſt du Chriſtus, ſo hilf dir ſelbſt und „uns. Da antwortete der andere, ſtrafte „ihn und ſprach: Und du fürchteſt dich auch „nicht vor Gott, der du doch in gleicher „Verdammniß biſt? — Und ſprach zu Je„ſus: Herr, gedenke an mich, wenn du in „dein Reich kommſt! Und Jeſus ſprach zu „ihm: Wahrlich, ich ſage dir, heute wirſt „du mit mir im Paradieſe ſeyn!“ —

Wir ſehen hier, meine andächtigen Zuhörer, den Heiland der Welt toleranter gegen einen Uebelthäter, der noch dazu ein Mörder war, als manche ſeiner Bekenner gegen eine arme Sünderinn, die nicht Mörderinn war. Er verſpricht ſogar dieſem Uebelthäter eine Wohnung im Paradieſe. Da ſeine Anweiſung auf dieſelbe in dem kritiſchen Interregno ſogar a vista ausgeſtellt war; warum ſollten wir nicht glauben, daß die Verſtorbene auch einen, wenn gleich auf längere Sicht, ausgeſtellten Wechſelbrief auf die himmliſchen Freuden erhalten habe? Wir erblicken Chriſtum dort, als einen aufgeklärten Staatsdiener ſeines himmliſchen Herrn und Vaters; noch in der lezten Stunde ſeiner irrdiſchen Exiſtenz iſt er gütig und nachſichtsvoll auch gegen Uebelthäter, und macht ihnen die liberalſten Verſprechungen ſeines Schutzes, wenn ſchon ſein irrdiſches Reich zu Ende gehet.

Die erſte Tugend, um welche unſere Seelige das Paradies verdiente, iſt ihre Menſchenliebe. Jeder, der zu dem großen Zwecke des Lebens, dem Genuſſe, auch nur ein Minimum beyträgt, und ſeinen Mitbürgern, aus welcher Urſache es ſey, eine frohe Stunde macht, hat Anſpruch auf dieſen Namen. Sag' es, dankbares Berlin, ſagt es, muntere Jünglinge, bezeugt es, dreyßigjährige Greiſe, ihr jungen Philoſophen, und ihr alten Elegants bekräftigt es: — Sie war, nächſt der Comedie, das Univerſalmittel die *eſſentia miraculoſa coronata* gegen euren Erbfeind: die Langeweile. Was wär't ihr ohne ſie? Wenn die Glocke halb zehn ſchlug, wie ſchwebte bleyern Gott Morpheus um die Tiſche bey Weichleben, Eigenſatz und Taurm. Wie ſchläfrig ließ der goldene Adler ſeine ſchweren Flügel auf eure leichten Gehirne ſinken, wie matt leuchteten die Strahlen des goldenen Sterns! Selbſt die kräftigen Zoten, mit welchen der Haus-Adler des brittiſchen Herzogs die keuſchen Ohren der männlichen Berliner Jugend ergözt, wurden ſo ekelhaft, als die garſtige Beſtie ſelbſt! Gab aber ein witziger Regiſtrator den Ton an, von der Seeligen zu ſprechen, wie hüpften brandenburgiſche Grazien und Amoretten um den Zirkel, wie belebt wurden die Scherze erſt dann, die Szene, wie Hogartiſch munter, wenn in der Communionſtube die erſten Bowlen Punſch geleert, und der feuchte Witz ſogar die ſtummen Schönen zur Sprache und zu Einfällen belebte. Capua und Syrakus ſahen keine lebhaftere

Orgien; Brandenburg hatte ein Capua, aber die preußiſchen Hannibale eine ſtärkere Conſtitution, als der Carthaginenſiſche, denn ſie blieben Sieger. Dieſe Blüthen eures Lebens kommen nicht wieder; es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Seelige ſo früh als Lazarus auferſtehen, oder daß eine andere ihre Stelle ſo würdig bekleiden werde. Es iſt noch unwahrſcheinlicher, daß ihr euch, meine andächtigen Zuhörer, plötzlich verändern werdet: Weinet alſo, meine Brüder, über den Verluſt eurer Wohlthäterinn, und ehrt ihre Aſche.

Ihre Philoſophie iſt die zweyte Tugend der Verſtorbenen. Wir wiſſen nicht eigentlich, zu welcher Schule ſie ſich bekannte. Da ſie eine Frau nach der Mode war, ſo iſt nicht zu vermuthen, daß ſie den deutlichen Wolff, oder den ſubtilen Cruſius mit ihren altväteriſchen beſtäubten Röcken geliebt habe. Der alles zermalmende Kant, deſſen kategoriſcher Imperativ bey ihr das Geld war, iſt eher ihr Mann geweſen. Denn ſie liebte die Gewißheit, deren ſich die Kantianer erfreuen. Da auch die mehreſten ihrer Beſucher, die eleganten Philoſophen, und die philoſophiſchen Elegants der Kantiſchen Lehre zugethan ſind: ſo iſt mehr als wahrſcheinlich, daß dieſelben an Ihr eine Proſelytin gemacht haben werden. Zudem ſchien der Hauptgrundſatz der Kantiſchen Sittenlehre für ſie gemacht zu ſeyn. Man muß nach Kantiſchen Grundſätzen bekanntlich das Gute nicht um des Guten willen, oder um ſeines eigenen, oder um ſeiner Brüder Beſten willen lieben, das wäre höchſt unphiloſophiſch. Sogar die Wärme des Herzens, und der hochſchlagende Puls der Menſchlichkeit, wenn ein edler Entſchluß im Menſchen reift, und das Göttliche in ihm Meiſter wird, gehört zu den trügeriſchen Gefühlen, welche das kalte Eiſen der kritiſchen Sittenlehre zermalmt. „Handle ſo, „daß deine Maxime allgemeines Geſetz werden müſſe! Laß dich nicht durch Gefühl, ſondern „durch einen kategoriſchen Imperativ dieſer Maxime zur Ausübung aller Pflichten antreiben!“ Dies ſind die Grundſätze Kants und der ſeel. Madame Schuwitz! Ihre Maxime war: Geld ſchaffen; Kants Maxime vielleicht nur die: ein neues Syſtem erſchaffen. Ihre Maxime iſt ſchon allgemeines Geſetz, Kants Maxime ſoll es erſt werden. Auch war die Seelige darin eine Kantianerinn, daß ſie das Gute, die Vergnügungen, welche ſie uns ſchafte, nicht aus Gefühlen des Wohlwollens und der Menſchenliebe, ſondern um des kategoriſchen Imperativs ihrer Maxime — unſrer Dukaten, erwies. Aber in ihrer praktiſchen Philoſophie übertraf ſie ohne Zweifel alle Kantiſche Empiriker. Bey ihr war der kategoriſche Imperativ nicht, wie bey dieſen, ein müßiges Aushängeſchild, welches man im Zimmer nicht ſieht; kein leerer Paradeſarg, in welchem der Leichnam der Philoſophie nie gelegen hat. Ihr war er alles. Die geſegneten Folgen ihres Reſpekts gegen das Geld, und ihrer Gleichgültigkeit gegen Charakter, Sitten und Stand waren — Freyheit und Gleichheit, die man in ihrem Hauſe reichlich genoß. Kein Unterſchied der Stände war ſichtbar: Könige und geheime Sekretaire, Herzoge und Stallmeiſter, Reichsgrafen und Mühlendammlords, Biſchöffe und Küſter, Geſandte und Briefträger, Kammerherrn und Condukteurs, Generale und Bierbrauer, Lieutenants und Geldmäkler, Zwerge, getaufte Juden und Branntweinbrenner, Regmentsquartiermeiſter und Büchſenſpänner, Kammergerichtsräthe und Huthmacherjungen, Präſidenten und Strumpffabrikanten, Philoſophen und Schneider, Pfalzgrafen und Schauſpieler, Kammeraſſeſſoren und Weinhändler, Schriftſteller und Perückenmacher, Staatsminiſter und Scheidewaſſerbrenner, Referendarien u. Reſſourcenvorſteher, Cabinetsräthe u. Schwarzſeifenfabrikanten, Rezenſenten und Papiermacher, Schöne Geiſter und Futteralmacher, Buchhändler und Trödeljuden, Advokaten und Feuerwerker, Oberconſiſtorialräthe u. Silhouetteurs, Prediger und Marktſchreyer, Geheimeräthe und Bartſcheerer, Financiers und Scharfrichter, ſahe man hier in bunter Geſellſchaft. Hier ließ der ſtolzeſte Ariſtokrat ſeine Anſprüche auf Unterſcheidung ſchwinden, und alles opferte: „dem wahren großen Bedürfniſſe der Menſchheit.“ Sie ſah drey Könige in ihren Mauern, ſechszehn Herzoge, fünf hundert Prälaten, unzählbare Prinzen, Grafen, Lords, Baronets, Chevaliers und Marquis. Beglücktes Berlin! Du genoſſeſt zehn Jahr früher, als Gallien, die Früchte der Freyheit und Gleichheit! Nicht mit deinem Blute, nur mit harten Thalern und Goldſtücken bezahlteſt du die Entrée. Und, o Wunder! die Könige ſelbſt gaben ihr Bildniß zu dem Einlaßbilletten! — Wir ſehen zugleich, theuerſte Zuhörer, mit welchem Unrechte man dem Einfluſſe der Schriften eines Voltaire, Rouſſeau, Helvetius, Montesquieu und anderer Philoſophen und politiſchen Schriftſteller die franzöſiſche Revolution zuſchreibt. In dem kleinen Hauſe, zwiſchen der Kronen- und Mohrenſtraße, iſt der Keim der Republik im vaterländiſchen Boden entſprungen! Beym Schaume des ächten Lüttichſchen Champagners, und in den Armen der reizenden Jeannette; wie ſchön entwickelten ſich da die Begriffe von Menſchenrechten und Bürgertugend in den Gehirnen und Herzen unſerer jungen Demokraten! — **Doch**, ich winke auf dieſe wichtige Materie nur hin; mag ſie einer von den gründlichen Philoſopho-Politikern, welche in ihrer Studierſtube die Bedürfniſſe des Volks und das Verhältniß der Staaten, wie eine philoſophiſche Schulterminologie an den Fingern her zu ſagen, und aus derſelben den Königen Anleitung zum Regieren zu geben wiſſen, näher unterſuchen!

Der Patriotiſmus der Seeligen verdient drittens gerühmt zu werden. Sie ließ beſonders nur Fremde ihre Waaren, deren Preis die Phantaſie beſtimmt, theuer bezahlen. Dadurch zog ſie engliſche Guineen, ſpaniſche Piaſter, holländiſche und päbſtliche Dukaten, und türkiſche Zechinen ins Land. Sie zog die rohen Produkte aus der Priegnitz, Pommern und andern Provinzen, in die Reſidenz, bearbeitete ſie, und trieb einen vortheilhaften Detailhandel mit ihren Fabrikaten. Hätte eine aufgeklärte Regierung ihr ein Monopolium über alle Mädchen dieſer Art verliehen: ſie würde dem Staate gewiß noch größere Summen, als eine Tobacksadminiſtration gezahlt haben. Und die Mädchen hätten an der Güte durch dieſe Procedur, mehr als die Tobacke gewonnen. Denn die Mädchen haben Verſtand, und wiſſen ſich alſo beſſer zu ſchicken und zu conſerviren, als die Tobacksblätter, die zwar eine Adminiſtration, aber keinen Verſtand haben. Sie beſchützte die Künſte und Wiſſenſchaften. Ihre berühmte Flötenuhr klagt noch jetzt in ſchmelzenden Adagios ihren Tod. Die vaterländiſchen Fabriken beſchäfftigte ſie durch die koſtbaren Ameublements ihrer Häuſer. Ihre Hausgeſellſchaft beſtand immer aus einigen ſchönen Geiſtern und jungen Philoſophen; ihr Lieblingsbuch war Pepliers Grammaire. Die Acciſekaſſen gewannen durch die unendlich vermehrte Conſumtion von Zucker, Arrak, Citronen, *Mercurius dulcis* China und Pomeranzen. Die Weinfabrikanten in Stettin wurden reich durch ſie. Die Aerzte, Wundärzte, Apotheker, und Todtengräber in Berlin und der umliegenden Gegend werden am beſten wiſſen, was ſie durch die Seelige an praxi aurea Zuwachs erhalten. Ich tauſche das honorarium Veneris, das die Seelige zog, nicht mit dem verwandten ſalario Aeſculapii. Die Findel- und Waiſenhäuſer dieſe Peſt der Staaten, machte ſie entbehrlich, und der Schade, den ſie der Bevölkerung that, war nur ſcheinbar. Was helfen dem Staat halbe Menſchen, verkrüppelte an Geiſt und Körper, wie der unnatürlichen aber ehelichen Produkte, ſo viel herumlaufen? Sie ſelbſt, die Seelige, war nicht unfruchtbar. Sie lieferte dem Staate zwey geſunde natürliche Produkte, ein Männlein und ein Fräulein, die ihr Geſchlecht, wenigſtens die weibliche Branche deſſelben, nicht ausſterben laſſen werden. Endlich gewannen Sittlichkeit und Moralität durch ihr Inſtitut ungemein. Es iſt nicht ſchwer, dies ernſthaft zu beweiſen. Diejenigen, deren abgeſtumpften Sinne und Bindfaden-Nerven nur noch durch grobe Sinnlichkeit und derben Reiz erſchüttert werden, die nicht Geiſt und Witz, nur Munterkeit und Zoten im Zirkel der Flaſchen, der Brüder und freymüthiger Schönen verlangen, fanden eben ſo gut, und zugleich wohlfeiler, ihre Rechnung bey Madame Schuwitz und ihren Söhnen, als bey einer Gräfinn Elliot in London, einer Nina Seltenhoff, als bey irgend einer Tänzerinn, oder einer National-Kourtiſane. Auch blieb die Unſchuld vor ihren Nachſtellungen ſicher, ſo lange man in dem Tempel der Venus Pandemos opferte, in welchem die Unſchuld ein Schimpfwort iſt. Die aber, denen aus den parties fines, bey Morino, noch etwas Geiſt im Gehirne, etwas Lebensblut im Herzen, etwas Mark in den Knochen geblieben iſt, wurden durch die bitterſte Langeweile, durch den lebhafteſten Ueberdruß in einigen wenigen Stunden in dieſem Hauſe von der Liederlichkeit radicaliter kurirt. Das Haus der Seeligen war endlich eine Merkwürdigkeit, welche, obgleich ſie in keiner Beſchreibung von Berlin ſteht, eine große Menge Fremden nach dieſer Stadt zog. Wäre nicht ihr Tempel und das Carneval in Berlin, was würde den ſtolzen Britten, den lebhaften Franzoſen, den wollüſtigen Italiener, den feurigen Schweden, den genußliebenden Pohlen — an dieſe Sandſchellen und Steinklumpen feſſeln? Viele wurden in der Nähe in ihren Erwartungen getäuſcht; iſt dies aber nicht der Fall mit allem Großem, Schönem und Berühmtem in der Welt?

Unter die paſſiven Tugenden der Verſtorbenen ſteht billig die Mäßigung oben an. Wer zweifelt, daß ſie in der Lage war, junge Thoren und alte Narren rein auszuziehn und zu plündern? Dennoch iſt ſie arm geſtorben, hat ſogar Schulden hinterlaſſen. Man hat weder engliſche Stocks, noch holländiſche Papiere, weder Tobacks- noch Herings-Actien, und außer ihren Leuchtern und Löffeln kein maſſives Silber in ihrer Verlaſſenſchaft gefunden. Die ganze Garderobe ihrer Pflegetöchter kann bey weitem nicht den Werth eines Solitairringes der Gräfinn von L. betragen. Das Metier der Verſtorbenen gab ihr einen Titulum der Plünderung, den jene Dame nicht hatte. Sie war alſo mäßig in ihren Anſprüchen, und iſt deshalb ruhig auf dem Bette der Ehre geſtorben. Die Keuſchheit war bey der Seeligen nicht zu verachten. Ihre Enthaltſamkeit verſchmähte ſelbſt den Genuß, den ſie andern ſo bereitwillig verſchaffte. Hierinn glich ſie den Geiſtlichen, welche uns das Glück der Tugend und die Aſſignaten der himmliſchen Freuden großmüthig überlaſſen, und ſich an dem Rinderbraten des gemeinen Lebensgenuſſes ſelbſt begnügen. Ihre Erziehungskunſt hat ſie bewährt; ihren Sohn hat ſie zur Tapferkeit und Ehrliebe, und ihre Tochter zur Sittſamkeit erzogen. Wer, bey einem himmliſchen Temperamente, bey ſo unendlich vielen Reizungen, bey der Erinnerung ſeiner eigenen Entſtehung und einem weichen, zärtlich-mitleidigem Herzen nur zwey natürliche Früchte der natürlichſten Neigung aufzuweiſen hat, — bey der keuſchen Diana! — der iſt ſittſam erzogen; denn, — die Natur iſt nicht ſittſam. — Die Vorſicht und Politik, mit der die Verſtorbne ſich in den mannichfaltigen Kolliſionen, in welche ſie mit Vorgeſetzten, mit ihren Untergebnen, mit ihren Kollegen, mit der Geiſtlichkeit gerieth — ſich zu benehmen wußte; würde der Politik des Kardinal-Staatsſekretärs in Rom Ehre gemacht haben. Beſonders klagte ſie, daß ihr die Tugend und der Brodneid einiger jungen vornehmen Damen manches in den Weg lege. Sie war, vermöge ihres Amts, in einer eignen kritiſchen Lage, und doch wußte ſie ſich durch gleiche Mittel als die deutſchen freyen Reichsſtädte immer aus der Affaire zu ziehn, und behielt den Charakter der Selbſtbeſtändigkeit. Die Demuth, welche die Verſtorbne zeigte, war ein Zweig dieſer Tugend. Ihre Equipage fuhr nicht nur einem Prinzen, ſondern auch einem Viertelskommiſſarius aus dem Wege, wodurch ſie ſich ohne Zweifel bis an ihr ſeeliges Ende erhalten hat. Die köſtlichſte Blüthe in dem Ehrenkranze der Seeligen war aber ihre Verſchwiegenheit. Dieſe war eben ſo groß, und, weil ſie in der That manches Geheimniß wußte, mehr werth, als die Verſchwiegenheit eines gewiſſen Ordens. Wäre ſie nicht verſchwiegen geweſen, die erhabne Todte, wie viel unglückliche Ehefrauen, Ehemänner, Väter, Vormünder, Bräute und — Jünglinge würde ſie gemacht haben! So vieles Unglück, das es nur in der Einbildung iſt, verhütete ihre Vorſicht. Wie manchen väterlichen Fluch, wie manche Eheſcheidung verhütete ſie dadurch! Ungeſtört konnte der Vater die Freuden der Liebe genieſſen, die er mit dem Sohne, in angränzenden Zimmern, theilte. Eine allgemeine Toleranz und wahre Aufklärung war in ihrem Hauſe etablirt. Keine unwiſſende Examinatoren unterſuchten die Fähigkeiten und die Beſchaffenheit der Candidaten des Genuſſes. Die Canzel der Liebe war jedem für die Gebühr offen, und der Ungeſchickte blamirte ſich nicht vor einem ehrſamen Publicum, nur vor einer ehrſamen H. Er lähmte nicht einer ganzen ungeduldigen Gemeine die Augenlieder, er machte nur ſich und einem zärtlichen Kinde eine, oft theuer bezahlte, langweilige halbe Stunde. Wir erinnern uns der fröhlichen Carnevale noch, in welchen die Weiber an den Armen ihrer Männer und Liebhaber durch die ſanft erleuchteten Cabinette des Genuſſes ſtrichen, und in bunter Reihe mit den Nymphen auf den claſſiſchen Divan ſanken, der geſtern noch der Zeuge des Glücks ihres Führers war. Doch ich darf nur auf euer eignes Gefühl, andächtige Zuhörer, mich berufen, wie groß der Werth der Verſchwiegenheit bey einer ſolchen Frau war in ſolchen Fällen, als manche meiner Zuhörer aus eigner Erfahrung kennen.

Ich könnte noch manches von ihrem Geſchmack, ihrer Eleganz, ihrer Reinlichkeit und von andern ihren Tugenden ſagen. Die Liebe zum Landleben, dieſe Neigung aller großen Seelen, bewies ſie durch ihr Etabliſſement im Thiergarten, wo ſie in philoſophiſcher Muße die Freuden der Stadt und des Landes vereinigte, dem Bacchus, der Venus, und dem Gotte der Gärten vermiſchte Opfer brachte. Alſo theilt ein großer Strom, zu mächtig für ein Bette, ſich in zween Arme, wie die Donau, und befruchtet das Land und die Fluren umher! Ihre klaſſiſchen Kenntniſſe und Geſinnungen bewies ſie durch Anlegung griechiſcher Bäder unter einem nordiſchen Himmelsſtriche, denen nur die Begünſtigung einer aufgeklärten Polizey und die zierliche, galant-gelehrte Beſchreibung eines Böttcher fehlte, um unſterblichen Ruhm zu erlangen. Hätte es dieſem eleganten Polyhiſtor (der ſo gut als Conring ſeine Braut fragen konnte, ob er als Dramaturg oder Conſiſtorialrath, als Modejournaliſt oder als Schulrektor, als Poet oder als Rezenſent ſich mit ihr aufbieten laſſen ſolle?) gefallen, uns eine kurze Entwickelung, in 2 Alphabeten etwa, der Verdienſte dieſer merkwürdigen Frau zu ſchenken: (in welcher er z. B. aus der kleinen Warze auf ihrer Naſe ihr Talent zum Kuppeln herleiten konnte,) ſo wäre die Seelige ohne Zweifel ſo zu einer vortheilhaften Recenſion in der Allgem. Litteraturzeit. wie Bötticher zu ſeinem Ruhme gekommen, welches günſtige Schickſal dieſe kleine Schrift beſchwerlich haben wird. Hr. Bötticher hätte ſich durch ein ſolches, eben erwähntes Werk ein weit größeres Verdienſt, als durch ſein Buch über Iffland, erworben. Die Verdienſte von Ifflands Spiel fallen ſowohl dem geſunden Auge des Layen, als den geſchliffnen Lorgnetten des Pedanten und den Brillen der dramaturgiſchen Stümper auf; aber hier bey Mad. Schuwitz hätte der Verf. die beſte Gelegenheit gehabt, non audita nec viſa zu ſagen, ſeine Bemerkungen aus noch feinern, beynahe unſichtbaren Datis zu ziehn, hier hätte er eigentlich ſeine Kunſt im Entwickeln vieler Worte, wo wenig Stoff iſt, zeigen, und, nach gemeiner Art zu reden, das Graswachſen zeigen können! Die Wehmuth erſtickt meine Worte! Sie macht es mir unmöglich, von den Fehlern der Verſtorbnen zu ſprechen. Von den Todten ſoll man nur Gutes ſprechen! Laſſen wir in Ruhe die Aſche einer Frau, deren Geſchäft war: frohe Stunden zu machen. Sagt nicht: „Sie ſchaffte ſie auf Koſten der Sittlichkeit, des guten Geſchmacks und unſers Geldbeutels!“ Unterſucht eure glücklichen Stunden, meine andächtige Zuhörer, fragt euch: ob nicht die mehrſten auf Koſten eines edlern Gutes geſchafft wurden? Wer je unter euch ein Mädchen beſchwatzte, um die Blüthe ihrer Jugend zu brechen; wer durch Wucher und Betrug die Summen zu Bacchanalien zuſammen ſcharrte; wer ſeine Nächte und ſeine Geſundheit opferte, um in der Litteraturzeitung gerühmt zu werden; wer endlich die Freuden ſeines Lebens, Liebe, Freyheit, Selbſtſtändigkeit, um das begnadigende Lächeln eines Fürſten; wer ſeine Kräfte, ſeine gute Laune, ſeine Familienpflichten, um einen berühmten Namen willig opferte, der werfe nicht den erſten Stein auf das Grab einer Frau, die, minder ſtrafbar und minder wichtig, nur fremde Börſen in Contribution ſetzte, und, wie die deutſchen Schriftſteller, eine Sache merkantiliſch betrieb, die freylich bey beyden nur die Frucht der Liebe zum Schönen, Guten und Nützlichen ſeyn ſollte. —

An Euch, wende ich mich zuletzt, ihr guten Schäfchen einer zerſtreuten Heerde! „Sie war Euch eine gute Hirtinn. Sie war kein Miethling, welcher fliehet, wenn der Wolf, die Polizey, die Schafe freſſen wollte. Sie kannte den Wolf und ihre Schafe, und die Schafe kannten ſie! Sie hatte auch noch andre Schafe, die waren aber nicht aus dieſem Stalle. Und alle ihre Schafe hörten ihre Stimme und kannten ſie, und folgten ihr! Und Sie gab ihnen ein himmliſches Leben, und ließ ſie nicht umkommen, und niemand durfte ſie aus ihrer Hand reißen. Der Trieb, der die Schafe ihr gegeben hat, iſt gröſſer denn alles, und niemand kann ſie dieſem Triebe aus der Hand reißen. Sie und der Trieb waren eins!“ — Wohin werdet ihr jetzt fliehen? Weh! euch! Ich ſehe die Charite' und das Spinnhaus ihre Pforten gegen euch öffnen! Daß ihr ordentlich und arbeitſam werdet, und der Liederlichkeit entſagt, dazu ſehe ich ſo wenig Hoffnung, als zur Wiederherſtellung der Monarchie in Frankreich und der Polniſchen

Republik. Doch wäre dies das einzige, obgleich bittre Mittel, einem ſchmälichen Ende zu entgehn, das euch furchtbarer, und gewiſſer, als die franzöſiſche Landung den brittiſchen Küſten drohet. Wenn es euch nicht etwa glückt, einen alten Sünder von Hageſtolzen durch eure geübten Reize zu verblenden, und euch bis zu dem Range einer Haushälterinn zu erheben, oder eine, länger als eure Tugend, verlorne Jungferſchaft in der Ukermark noch einmal zu verkaufen, oder in einem Winkeltempel Thaliens die obere Stufe zu erklimmen, und von den Brettern herab Kotzebueſche Moral und Sitten dem geiſtreichen Volke der Deutſchen zu predigen — dann bleibt euch nichts übrig, als in Beinkleidern zu dem Corps des Prinzen von Condé zu wandern, und mit dieſer tapfern Armee in Allianz das rebelliſche Frankreich zu erobern! — *)

Wir wollen nunmehr, meine theuerſten andächtigen Zuhörer, der Verſtorbnen den Dienſt erwei-

---

*) Auch dieſe letzte Hoffnung hat der Rußiſche Kaiſer den verwaiſten Nymphen geraubt! Dies furchtbare Corps ruht jetzt in Polen von ſeinen Heldenthaten aus, und trinkt, ſtatt des Republikanerbluts, den ſüßeren Ungariſchen Wein.

ſeyn, den ſie ſo oft der dem Jünglinge beſchwerlich fallenden Keuſchheit erwies, wir wollen ihren Leib zu Grabe tragen. Was etwa geiſtig in ihr war, hat längſt den Weg nach Elyſium genommen, wo ſie, dem Vernehmen nach, in den ſchattigten Gebüſchen des Helikons einen Grottentempel, dem im Thiergarten ähnlich, für fürſtliche und andre vornehme Schatten bereits angelegt hat. Sie nimmt nur ein Talent für die Schaale Nektar, weibliche und männliche Schatten ſtrömen ihr haufenweis zu. Der Friedenskongreß zu Raſtadt, welcher jetzt die Homannſche Karte von Deutſchland korrigirt, kann kaum brillanter ſeyn, und ſeine Mitglieder ſind gewiß nicht ſo fleißig, als die Theilnehmer des Clubs in Neu-Ammons-Ruh. — Zuvor aber wollen wir unſrer gepreßten Empfindung Luft machen, durch Abſingung eines Klageliedes, nach der Melodie: Jeſus, meine Zuverſicht.

Kannſt du noch aus deiner Welt
Wieder zu der Erde dringen,
O, ſo ſieh, wie Fürſt und Held,
Greis und Kind die Opfer bringen;
Sieh, dein brillanter Pallaſt
Schwimmt in ihren Thränen faſt.

Sende, o verklärter Geiſt!
Sende Troſt auf uns hernieder!
Gieb uns allen die verwaiſ't,
Eine gute Mutter wieder;
Stärke uns mit neuer Kraft,
Oder — mach uns tugendhaft!

Teſtament.

Actum. Berlin, den 16. November, 1797.

Demnach ich, in den fröhlichen Augenblicken des Lebens, das ich aus den Händen des Schöpfers empfangen, und das ich, meiner Schwachheit und meiner Sünden ungeachtet, durch die Leiden und das Kreuz meines Erlöſers, Gott gefällig bis auf die gegenwärtige Stunde dahin geführt habe, nicht ohne Erwägung laſſen kann, daß mein Leib nicht, wie meine Seele, unſterblich iſt; ſondern daß er dereinſt dem Schickſale, dem ſeit unſern erſten Eltern alle Menſchen unterworfen ſind, gleichfalls unterworfen iſt; und da mir ferner wohl bekannt, daß die Stunde des Todes ungewiß, und daß ſie mich ſpät oder frühe aus dieſer Zeitlichkeit hinweg reißen, und meinem irrdiſchen Leben ein Ende machen kann, ſo habe ich mich, in meinem Gebet zu Gott, meinem Schöpfer, gewandt, und von ihm, um der Wunden und des Verſöhnungstodes ſeines

Sohnes willen, den Beyſtand ſeines heiligen Geiſtes erfleht, damit Er, zu dem lezten Werke und Willen, welchen ich hiermit thue und kund machen will, ſeine göttliche Kraft und ſeine heilſame Mitwürkung in Gnaden nicht verſagen wolle. Ich habe mich, nach vollbrachtem gläubigem Gebet dergeſtalt geſtärkt gefunden, daß ich, mit heitern und völlig ungeſchwächten Gemüthskräften habe überlegen und feſtſetzen können, wie es nach meinem, Gott gebe, ſeeligen Tode, mit meinem zeitlichen Vermögen gehalten werden ſolle, und will demnach in dieſem meinem, vor dem königlichen geheimen Juſtizrath Herrn G — mit Zuziehung des Herrn Kriegsraths M —, des Herrn Geheimſecretair P., des Herrn Rendant N., des Herrn Conducteur R., des Herrn Inſtrumentmachers H., des Hern Tobacksſecretarii W., und des Herrn Particulier G —, als erbetener Zeugen, wohlbedächtig erklärten lezten Willen beſtimmen und verordnen, was deſſenthalben meine unwiderrufliche Willensmeynung ſey.

Zuförderſt empfehle ich meine Seele in die Hände meines himmliſchen Herrn und Heylandes, Jeſu Chriſti; und was meinen Leichnam betrifft, ſo verordne ich hiemit, daß derſelbe chriſtlich, jedoch ohne ſonderliche Ceremonien, zur Erde beſtattet werden ſoll, und ich erſuche hiemit geziemend den Oberconſiſtorialrath Herrn H. mir die Leichenpredigt über den Text Evangel. Lucä, Cap. 23. V. 39. zu halten. Was nun mein zeitliches Vermögen betrifft: ſo ſetze, ordne und befehle ich hiermit folgendes:

Meine beyden einzigen, zwar nicht in einer förmlichen Ehe, jedoch unter Anrufung Gottes und ſeines heiligen Geiſtes, empfangenen und gebohrnen, und in der Lehre Jeſu erzogenen und unterrichteten Kinder, nämlich Herrn Ferdinand A. und Karoline U., ſetze ich hiermit zu Erben meines geſammten Vermögens, ſo wie es in der Stunde meines Abſterbens an beweglichen und unbeweglichen Gütern vorhanden iſt, ſub titulo inſtitutionis honorabili, dergeſtalt und alſo ein, daß ſelbige mein vorgedachtes Vermögen, es beſtehe, worin es wolle, behalten, und darüber nach freiem Willen, als ihr wohl erworbenes Eigenthum, ſchalten und walten ſollen; jedoch mit folgenden, von meinen gedachten beyden Erben unverbrüchlich zu haltenden Ausnahmen. Sollten dieſelben ſich weigern, dieſe Ausnahmen, als meine wohl überlegten Befehle und Verordnungen, weder ganz noch zum Theil zu erfüllen und ins Werk zu ſetzen: ſo will und verordne ich hiermit, daß beyde nicht mehr, als legitimam, zu deutſch: den Pflichttheil, in welchen ich ſie hiermit auf den erwähnten Fall zu Erben einſetze, haben und bekommen ſollen. Wobey ich noch beſtimme, daß dieſelben keinen Gebrauch von der Quarta Falcidiae, als welche ich ihnen hiermit gänzlich unterſage, machen ſollen. Dieſe Ausnahmen ſind nunmehro folgende:

Zuvörderſt verordne ich hiermit, daß mein in der Friedrichsſtraße belegenes im Hypothekenbuche ſub No. 844. verzeichnetes Wohnhaus und Hintergebäude, nebſt allem, was darin nied= und nagelfeſt iſt, als ein beſtändiges und immerwährendes fideicommiſs, zur Fortpflanzung des menſchenfreundlichen, und für das allgemeine Wohl erprießlichen Anſtalt, die ich mit ſichtbarem göttlichen Seegen bis an mein Ende geführt habe, dergeſtalt verbleiben ſoll, daß der hieſige, durch eigene, und in Verlag genommene, rühmlich bekannte Schriften, als da ſind: Abentheuer eines Frauenzimmers vom Vergnügen; Gedichte nach dem Leben, Nuditaeten etc. berühmte Herr N. N., daſſelbe, als heres fiduciarius haben, bewirthſchaften, und im blühenden Zuſtande unverrückt erhalten ſolle, dergeſtalt und alſo, daß er nach ſeinem, Gott gebe, ſpätem Tode, daſſelbe ſalva ſubſtantia, an den Herrn *W* — *N. N.* den Jüngern, als welcher ſich durch ſeine gemeinnützigen Schriften — Zeichen und Werth der unbefleckten Jungferſchaft, und dergleichen — gleichfalls rühmlichſt bekannt gemacht hat, reſtituiren ſoll. Nach deſſen Tode ſoll daſſelbe in gleicher Art die hochbelobte Frau S —, welche ſich durch Verbreitung der faßlichſten Volksſchriften, als namentlich die Werke: *Tlantli-Quatla-Patli*, die Biographien Berliniſcher Freudenmädchen, u. ſ. w. nahmhaft bekannt gemacht hat, in gleicher Art erhalten und bewirthſchaften. Wenn einer von dieſen reſpektiven fiduciariſchen und fideikommiſſariſchen Erben das Qu. Fideikommißguth nicht annehmen ſollte und wollte, ſo ſoll ſelbiges auf den nächſten von dieſen dreyen fallen; und, falls keiner ſich dazu geneigt finden laſſen würde, oder auch, im Fall alle drey mit Tode abgegangen ſeyn würden, will ich, daß ſolches nächſtdem jedesmal demjenigen, der im Verlauf der Zeit dazu als der würdigſte, ſey's durch Schriften oder durch Thaten qualificirt, ſey's männlichen oder weiblichen Geſchlechts, anerkannt werden wird, übergeben werden ſoll. Die Würdigung dieſes Subjekts ſoll alsdann von einer aus den bekannteſten tugendhaften Eheſrauen dieſer Stadt auszuwählenden Commiſſion, unter dem Vorſitz des Miniſters vom geiſtlichen Departement, geſchehen; indem tugendhafte Frauen das wichtigſte Intereſſe haben, daß eine Anſtalt, wie die von mir geſtiftete iſt, nie eingehe, dieweil ſie dadurch vor den Stürmen der jungen Tröſter auf ihre Tugend, und vor der Ernährung und Erhaltung unehelicher Kinder am beſten bewahrt werden. Dabey verordne ich aber noch, daß dieſe Anſtalt immer und ewig meinen Namen führen ſoll, indem ich dieſes Fideikommiß als ein wahres Familienfideikommiß zur ſteten Verherrlichung meines Namens und Standes geſtiftet habe.

Anlangend mein Gartenhaus im Thiergarten: ſo will ich, daß ſolches von dem Wayſenhaus-Departement zu einem immerwährenden Aufenthalte für junge elternloſe Mädchen, die ihre Jungferſchaft zunftlos und unregelmäßig in Dachſtuben und Tanzſälen vergeuden, eingerichtet, und von demſelben dahin geſehen werde, daß ſie mit Geſchmack, Ordnung und Sittſamkeit zu dem großen Geſchäfte, dem ſie ihren Körper gewidmet, angeführt werden. Vorläufig beſtimme ich zu Präciſten — zuvörderſt meine innigſt geliebte, mir zu früh entrißne Pflegetochter, Charlotte L. die ich hiermit zur Vorſteherinn des Inſtituts ernenne, ferner Charlotte G., die beyden Geſchwiſter T., Karoline S., Chriſtiane * * (wenn ſie ihren jetzigen Liebhaber verlieren ſollte); Lotte Kr., die blonde und die braune l. P. Die Auswahl künftiger Competentinnen ſoll, unter Oberaufſicht des Departements, dem Eisaſſeſſor Herrn L., als einem rühmlichſt bekannten Mädchenkenner, überlaſſen werden.

An Legaten ſetze ich folgende aus:

1) Meine bekannte Flötenuhr, mit ſämmtlichen Walzen und allen Melodien, die darauf geſpielt werden können, vermache ich der F ſchen geiſt- und kunſtreichen Mittwochsgeſellſchaft bey Kr., um derſelben zu beweiſen, daß ich keinen Neid wider ſie hege.

2) Meine Bibliothek, deren Hauptſchmuck Pepliers grammaire françoiſe iſt, vermache ich, wegen der ſinnreichen Einfälle und witzigen Züge, die ſie enthält, dem gelehrten und als witzigen

Kopf bekannten Lieutenant Herrn von W., um ſeiner durch zu häufigen Gebrauch gewäſſerten Laune Nahrung, Kraft, Spitzen und Salz zu geben.

3) Meinen Weinkeller und Speiſekammer, nebſt Bouteillen und Pfröpfen vermache ich dem gelehrten Montagsklub im engliſchen Hauſe, weil ich gehört habe, daß es dieſer vortrefflichen Geſellſchaft an gutem Eſſen und Trinken in etwas abgehen ſoll, welches doch, wie ich mir von einem gelehrten Hausfreunde habe ſagen laſſen, eine Hauptzierde der Sokratiſchen Mahlzeiten in Athen war.

4) Meine Equipage, nebſt allem dazu Gehörigen, vermache ich dem Kriegsrath S., welcher bekanntlich nicht bloß Rath heißt, ſondern auch den Königen weiſen Rath giebt, damit derſelbe mit mehrerm Glanze zu Hofe fahren kann. Ich ſchmeichle mir, daß meine Equipage eben ſo prächtig und würdevoll, als der Styl dieſes Mannes, und in eben ſolchen Credite bey Hohen und Niedern ſtehet, als derſelbe.

5) Meine Waſchbecken und Schwämme vermache ich dem Kriegsrath M., welcher ſie bey ſeinen Manipulationen wird gebrauchen können.

6) Meine Aktivforderungen vermache ich ſämmtlich dem L. H. V. A., weil ich mit mehreren Mitgliedern deſſelben in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand.

7) Meine Paſſiva bitte ich den Pr. ** F. zu bezahlen. Er wird dies billig finden, wenn ich Ihn hiermit verſichere, daß ich durch ſeine Söhne Schaden und Verluſt in meinem Gewerbe erlitten habe. Ueberdieß iſt der ganze Betrag von etwa 7000 Rthlr., ein kleines Objekt für die bekannte Freygebigkeit und liberale Geſinnung dieſes Herrn.

8) Die Büſte, welche bey meinem Leben ſtets auf meinem Sekretair ſtand, ſoll in meinen Sarg, zu meinem Haupte, gelegt werden. Alſo iſt mein Wille.

9) Meine große Manuſcriptenſammlung, meine Correſpondenz, meine ſeit 20 Jahren geführten

Tagebücher und Hauskalender, endlich meinen Adreßkalender vermache ich dem Friedenskongreß zu Raſtadt in toto; wobey ich feſtſetze, daß die hochlöbl. Reichsdeputation gehalten ſeyn ſolle, dieſelben vor der Ankunft des General Buonaparte in Ordnung zu bringen; auch in den Conferenzen, in welchen dieſelben nichts Weſentliches zum Friedensgeſchäft ſelbſt vornehmen möchten, ſich mit Vertragung dieſer meiner Aktenſtücke die überflüſſige Zeit verkürzen ſolle.

10) Meine Punſchterrinen und Punſchlöffel, ingleichen meine ſchleſiſchen geſchliffenen Weingläſer, ſo wie alle Trinkgeräthſchaften, vermache ich der ehrwürdigen □ R. Y. de l'A. Sie werden ſolche bey ihren geheiligten Arbeiten gebrauchen können. Ich darf mir ſchmeicheln, daß viele der Brüder meine fleißigſten Beſucher waren. Sie mögen ſich beym *Chargez les Canons!* an die ähnliche Arbeit in meinem freundlich erinnern.

11) Der muſikaliſchen Reſſource vermache ich mein überflüſſiges Tiſchzeug, meinen

Vorrath von Brennholz, weil ich gehört habe, daß die Mitglieder im Kalten ſich erholen müſſen, einige Kleider aus meiner Garderobe, um welche die weiblichen Mitglieder boſſettiren ſollen; meine alten Küchenzettel, zum Behuf ihrer Mittagsmahlzeiten; meinen Bierkeller; aus meiner Bibliothek Martini's richtigen und genauen Haushalter für die Vorſteher, und einige 20 Pfund ſchwarze Seife, wie auch 6 neue Borſtwiſche, und meinen alten gelben Sopha.

12) Dem Kammergerichtsreferendarius S., ſonſt auch der Poet und der Theater-S. — genannt, welchen ich hierdurch geziemend erſuche, eine Trauerkantate in fließenden deutſchen Reimen auf mein etwanniges Ableben zu dichten, teſtire ich pro ſtudio et labore, Zehn Stück neue Friedrichwilhelmsd'or, die man in der kleineren Chatoulle in meinem Sekretair finden wird. Ich verordne und ſetze feſt, daß ihm, dem Kammergerichtsref. S., obige 10 Frd'or, unmittelbar nach Niederſchreibung des letzten Schlußverſes, von meinen Haupterben baar und richtig ausgezahlt werden ſollen. Jedoch verſehe ich mich meinerſeits zu der Einſicht und dem Wohlwollen des

Hrn. Poeten, daß er auch dagegen in dieſer Trauerkantate meine etwannigen geringen Verdienſte um die Welt und den Staat in das gehörige Licht ſetzen werden wolle, und wünſche dabey, daß die Kantate in der leichten und klappenden Manier des Theaterdichters Hrn. H. verfaßt werde, als welche mir immer ſehr angenehm, deutlich und gar nicht hochtrabend geſchienen hat. Beſonders wünſche ich, daß die letzten Verſe ſich immer auf meinen Namen endigen mögen; denn dadurch wird derſelbe auch in der Nachwelt berühmt, und ich geſtehe, die Unſterblichkeit meines Namens iſt immer mein tendre geweſen. Der letzte Vers z. B. kann unmaßgeblich heißen:

„Hört's, ihr Völker aller Zonen!
„Hört's, ihr kommenden Aeonen:
„Mauſetodt iſt Madam Schuwitz.
„Brülle, Donner! leuchte, Blitz!!" —

13) Den Herausgeber der beliebten Denkwürdigkeiten der Churmark vermache ich

mein geſchriebnes Verzeichniß aller Mädchen, die in meinem Hauſe von Anfang bis jetzt geweſen ſind: ſo wie das andre Verzeichniß aller meiner lebenden und verſtorbenen Kunden und Beſucher. Auf letzterem iſt angemerkt, was ein jeder, und ob er Geſchäfte, und wie oft an einem Abend in meinem Hauſe getrieben, ſo wie der Name des Mädchens, die ihm dabey hülfreiche Hand geleiſtet hat. Diejenigen, welche oft gewollt, aber nie gekennt haben, (deren Anzahl nicht gering iſt) ſind zur Warnung für alle heyrathsluſtige Mädchen in Berlin, mit rothen Lettern und einem (;) bezeichnet. Mit dieſen Manuſcripten können die Herren einen ganzen Jahrgang anfüllen, und meyne ich beſcheidentlich, daß derſelbe dadurch intereſſanter, als die vorigen, werden möchte.

Endlich beſtelle und ſetze ich zu Executeren dieſes meines letzten Willens des Herrn geheimen Juſtizrath G. und den Schutzjuden Iſrael N — mit dem Anſinnen, daß ſie auf Erfüllung deſſelben, nach allen ſeinen Punkten und Klauſeln, mit Eifer dringen und halten, und alles, ſo wie ich es verordnet habe, gewiſſenhaft beſorgen und ausführen. Für dieſe ihre Mühwaltung erkläre ich hiemit, daß ſie freyen und unentgeltlichen Eintritt, und, falls es ihre Kräfte erlauben, Gebrauch und Genuß, ſowohl in meinem Fideicommißhauſe, als auch in meinem, dem Waiſenhaus-Departement zum Jungferndepot legirten, Gartenhauſe, haben, und bis an ihr, Gott gebe, ſpätes und ſeeliges Ende behalten ſollen.

Sollte nun ſchließlich dieſer mein wohlbedächtig, und beym völligen Gebrauch meiner Verſtandes- und Gemüthskräfte, ordnungs- und geſetzmäßig erklärter letzter Wille nicht als ein zierliches, ſolennes Teſtament gelten: ſo will ich, daß er als ein weniger zierliches, als ein Codicill, als ein Fideicommiſs, als eine donatio mortis cauſa, als ein pactum ſucceſſorium, als eine diſpoſitio parentum inter liberos, oder wie es ſonſt auf irgend eine Art zu Rechtbeſtändig und Effekt haben möge, gelten und wirken ſolle.

Urkundlich habe ich dieſen meinen letzten Willen eigenhändig unterſchrieben und unterſiegelt. Geſchehen Berlin den 16ten Novbr. 1797.

(L. S.)

Charlotte Schuwitz.
† † † mpr.